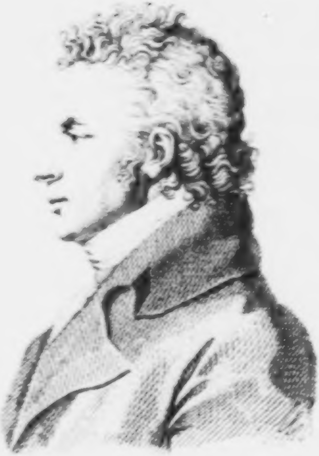


Carl Ludwig Fernow

Carl Ludwig Fernow's

Leben

herausgegeben

von

Johanna Schopenhauer.

Mit zwei Kupfern.

Tübingen,
n der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.
1810.

[illegible]

Sr. Durchlaucht

dem

regierenden Herzoge

Carl Auguſt

von Sachſen-Weimar,

dem

Pfleger jedes Guten,

dem

erhabenen Beſchützer der Wiſſenſchaften
und Künſte

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet

von

der Herausgeberin.

Vorrede.

Furchtſam mit ungeübter Feder, wagt es die Herausgeberin dieſer Blätter vor das große Publikum zu treten, aber ſie fühlt die Verpflichtung mitzutheilen, was ſie, und wahrſcheinlich ſie allein, von dem Leben des zu früh von uns geſchiedenen Freundes weiß. Die beiden letzten Jahre ſeines Lebens verlebte er mit ihr in den ſchönſten Verhältniſſen heiliger Freundſchaft und gegenſeitigen Vertrauens. Oft erzählte er ihr die Geſchichte ſeiner Kindheit und ſeiner mühevollen Jugend. Treu und ſchmucklos wird ſie ſuchen wiederzugeben, was ſie von ihm hörte und was ſie mit ihm erlebte. Edle Freunde des Verſtorbenen, deren Namen man in den folgenden Blättern finden wird, haben ihr viele Briefe und Nachrichten aus verſchiedenen Perioden ſeines Lebens zu dieſem Zwecke mitgetheilt; durch dieſe und die vorgefundenen Tagebücher einiger ſeiner Reiſen, iſt ſie in den Stand geſetzt, ihn größtentheils ſelbſt ſprechen zu laſſen, und ſo doch einigermaßen den Plan erfüllt zu ſehen, den er gefaßt hatte, ſein Leben ſelbſt zu ſchreiben. Nur wo es nothwendig iſt, oder wo die ſchriftlichen Nachrichten fehlen, wird ſie ſtreben, das Ganze durch die Erzählung deſſen, was ſie mündlich von ihm erfuhr, oder wovon ſie Augenzeuge war, an einander zu reihen.

Immer müſſe es lehrreich und intereſſant ſeyn, im Gange von Fernow's Leben aufzufinden, wie er allmählig zu dieſer Einheit in ſeinem ganzen Weſen, zu dieſer Feſtigkeit, dieſem Gleichmuth im Glück und Unglück, und auch zu denen Kenntniſſen gelangte, die ſeinen Ruf in der literariſchen Welt gegründet haben. Bei aller ſeiner natürlichen Beſcheidenheit fühlte er dies ſelbſt, und war feſt entſchloſſen, ſo wie er das funfzigſte Jahr erreicht, und wie er ſich ausdrückte, ſein Leben gelebt haben würde, es niederzuſchreiben. Der Tod riß ihn viel früher hinweg, und dieſer Plan, und ſo mancher andere für Kunſt und Wiſſenſchaft höchſt erfreuliche, die er ſtill und liebend im Gemüthe trug und pflegte, giengen mit ihm zu Grunde.

Die Herausgeberin gegenwärtigen Verſuchs, den Verluſt von Fernow's eigner Erzählung zu erſetzen, fühlt, wie wenig zulänglich ihr Streben iſt; dennoch glaubt ſie es nicht aufgeben zu müſſen. Zwar Fernow's Andenken wird im Herzen ſeiner Freunde nur mit ihnen untergehen, ſeinem Namen werden die Freunde der Kunſt und des wahrhaft Schönen immer einen Platz neben Winkelmann und Leſſing anweiſen; deshalb alſo brauchte es dieſer Blätter nicht. Aber es iſt möglich, daß manches junge Gemüth, in welchem, wie einſt in ihm, der göttliche Funke glüht, das wie er einſt gegen den gewaltigen Druck der äußern Umſtände ankämpfen muß, um zu dem hohen Ziel zu gelangen, zu welchem auch er ſtrebte, angeſpornt durch ſein Beiſpiel, geſtärkt durch die klare Anſchauung ſeines Gelingens, mit erneueter Kraft vorwärts dringt, und Muth faßt, wo es vielleicht ſonſt hoffnungslos unterläge.

Karl Ludwig Fernow wurde im Jahre 1763 den 19. November in Blumenhagen, einem kleinen Dörfchen in der Uckermark, einige Stunden von dem Städtchen Paſewalk, geboren. Es iſt der Wohnſitz einer adlichen Familie von Necker, die wahrſcheinlich ein Zweig der in Frankreich ſo berühmt gewordenen dieſes Namens iſt. Sie beſtand damals aus der ſchon bejahrten Mutter, drei Töchtern und einem Sohne; zugleich lebte auch noch bei ihnen der ehemalige Hofmeiſter der ſchon ganz erwachſenen Kinder. Fernow's Vater war ein armer Bauer, der als Knecht auf dem Edelhofe diente. Seine Treue, und ſein gutes Betragen hatten ihm die Liebe ſeiner Herrſchaft erworben, dazu kam noch ſeine ihm angeborne Geſchicklichkeit in mechaniſchen Arbeiten. Er war Einer von denen, von welchen man zu ſagen pflegt, ſie können, was ihre Augen ſehen, und auf dem Lande iſt ein ſolches Talent von doppeltem

Werthe. Er tiſchlerte, ſchnizte, drechſelte, verfertigte hölzerne Uhren, wußte Hausgeräthe und alles, was deſſen bedurfte, zierlich anzumalen, und machte ſich auf dieſe Weiſe in der Wirthſchaft ſehr nützlich und beliebt. Als er endlich ein armes Bauernmädchen heurathete, half ſeine Herrſchaft ihm zu ſeiner häuslichen Einrichtung, und bald kam er, zum Theil durch ihren Beiſtand ſo weit, daß er einen kleinen Bauerhof eigenthümlich beſaß. Von dieſem und von dem Ertrage ſeiner mechaniſchen Geſchicklichkeit lebte er mit den Seinigen. Im Aeußeren glaubte unſer Freund ſeinem Vater ſehr ähnlich zu ſehen, ſo viel er ſich deſſen erinnern konnte.

Fernow war der jüngſte von vielen Geſchwiſtern, von denen indeſſen verſchiedene in der erſten Kindheit ſtarben. Einige Jahre nach ſeinem jüngſten Bruder geboren, liebte ihn ſeine Mutter mit vorzüglicher Zärtlichkeit, und behauptete feſt, es müſſe einmal etwas Großes aus ihm werden, denn drei Tage nach ſeiner Geburt ſey ſie in der Nacht von einem heftigen Knall geweckt worden, habe die Wiege umgeworfen, und das Kind an der Stubenthür liegend gefunden. Wahrſcheinlich ſey es der Wehrwolf, der es wegholen, und einen Wechſelbalg an ſeiner Stelle unterſchieben wollen, aber von dem ſchützenden Engel des Kindes gehindert worden wäre.

Das jüngſte Fräulein Necker war des kleinen Fernow Pathe; nach und nach gewann ſie ihn ſo lieb, daß ſie, wie er nur etwas größer ward, ihn täglich zu ſich holen ließ. Auch die Liebe der übrigen Mitglieder der Familie, beſonders der Frau von Necker, gewann das Kind ſchnell, und ſo war es bald den ganzen Tag auf dem Schloſſe, und ward nur des Abends von ſeiner Schweſter nach Hauſe getragen. Im fünften Jahre nahm ſeine Beſchützerin, Fräulein Suschen, den Knaben ganz zu ſich, damit er reinlicher und beſſer gewöhnt würde. Jetzt ward er nur Sonntags ſeinen Aeltern zum Beſuche zugeführt. Frau von Necker verſprach für ſeine Erziehung und ſein Fortkommen zu ſorgen, und ſeinen Aeltern war bei ihrer Armuth und ihren vielen Kindern dies Anerbieten der edlen Frau ſehr willkommen. Fräulein Suschen führte nun ganz das Regiment über ihn, ſein Bettchen ſtand neben ihrem Bette; ſie pflegte ihn, ſtrafte ihn, liebte ihn wie eine Mutter, und er lohnte ihr mit der kindlichſten Anhänglichkeit und der innigſten Liebe. Nächſt ihr war die Frau von Necker ſein Liebling. Die Familie lebte mit ländlicher Einfachheit. Der Tag gieng unter häuslichen Arbeiten hin, aber des Abends in der Dämmerung verſammelten ſie ſich alle; dann nahm die würdige Mutter den kleinen Liebling auf den Schoos, und erzählte ihm wunderbare Geſchichten und Mährchen, die er mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit anhörte. Noch ſpät erinnerte er ſich mit lebhaftem Gefühle jener frohen Stunden ſeiner Kindheit. Die beiden andern Schweſtern waren ihm weniger lieb, denn ſie giengen nicht ſo freundlich mit ihm um, als die übrigen von der Familie. Der Sinn für's Schöne war bei ihm mit dem erſten Bewußtſeyn ſchon erweckt, und Suschens angenehme Geſtalt trug nicht wenig dazu bei, ſie dem fünfjährigen Knaben lieb zu machen. Das Bild dieſer Familie und aller Gegenſtände, die ihn damals umgaben, waren ſeiner Phantaſie feſt eingeprägt; er ſprach öfters mit einer Klarheit und Liebe davon, die dies bewies, und erinnerte ſich unzähliger kleiner Umſtände aus jenen Zeiten. Obgleich es zu weitläuftig werden würde, ſie ihm nachzuerzählen, ſo glauben wir doch, daß es auch unrecht wäre, alle zu unterdrücken, da die anſcheinend unbedeutendſten Umſtände doch unläugbar oft einen Eindruck auf das Gemüth des Kindes machen, von dem man die Spuren noch im Manne wieder erkennt. Bei einem ſo ausgezeichnet feſten und feſthaltenden Charakter, wie der von Fernow, war dies wohl zwiefach der Fall; es ſey alſo erlaubt, uns noch ein wenig bei der frühern Kindheit unſeres Freundes aufzuhalten. Er verlebte ſie auf dieſe Weiſe in einer weit angenehmern Lage als die, zu der ſeine Geburt ihn berechtigte; er ward völlig wie ein Kind des Hauſes gekleidet und gehalten. Dieſer früheren Gewöhnung an eine feinere Sittlichkeit verdankt er es, daß man in ſpäteren Jahren ihm ſeine geringe Abkunft nicht anmerkte. Ohne eigentlich ein Weltmann zu ſeyn, hatte er dennoch eine gewiſſe Anſtändigkeit und Leichtigkeit im geſelligen Leben, und ſelbſt in ihm ganz fremden Zirkeln befiel ihn nie jene ängſtliche Scheu, die auf ſo manchen würdigen Gelehrten ein, ſeiner ganz unwerthes, falſches Licht wirft, und bloß davon herrührt, daß er ſeine Jugend entfernt von den, für den äußeren Schein gebildeten Kreiſen verlebte.

Seine Pflegemutter war unzertrennlich von ihm, zu jedem Beſuche, in jede Geſellſchaft nahm ſie ihn mit; freilich kam dieſer Fall in ihren Verhältniſſen nicht oft, deſto größeren Eindruck machte er jedesmal auf das junge Gemüth, und mancher feſtliche Tag jener Zeit war ihm unvergeßlich geblieben. Vor allem ein Beſuch, den er etwa im ſechsten Jahre ſeines Alters mit ihr auf einem benachbarten größern Gute machte, wo ihm alles wunderbar reich und prächtig vorkam; der Beſuch währte einige Tage, es waren viele Kinder dort verſammelt, unter ihnen ein kleines Mädchen, etwas älter als er, die ihm über alles gefiel. So lange er dort blieb, wich er ihr nicht von der Seite, und wie er wieder zu Hauſe war, ſprach er unaufhörlich nur von dem ſchönen Kinde. Eines Abends in der Dämmerung ſieht er das kleine Fräulein, gekleidet wie damals, ins Zimmer treten, ſeine Freude war gränzenlos, und er wußte nicht, wie er ſie ausdrücken ſollte; da wird plötzlich Licht gebracht, und die ſchöne Täuſchung ſchwindet; er ſieht ein anderes ihm ſchon bekanntes Kind, in der ihm ſo lieben Kleidung der Fremden vor ſich ſtehen; er hört das Lachen der Umſtehenden, und wird wüthend über den Betrug; nun fällt er über das verkleidete Mädchen her, das man nur mit Mühe ſeinen rächenden Händen entriß. Wie ſie fort war, brach er in ein lautes Klaggeſchrei aus, die Nacht gieng faſt darüber hin, ehe man ihn nur beruhigen konnte. Es war die erſte Täuſchung ſeines Lebens, er konnte ſie lange weder vergeſſen, noch vergeben. Suschen lehrte ihrem Pflegeſohne leſen und ein wenig ſchreiben; er lernte leicht und mit Luſt. Der ehemalige Hofmeiſter der Neckerſchen Kinder, der noch im Hauſe wohnte, gab täglich dem Sohne des Amtmanns und einigen anderen Knaben aus der Nachbarſchaft, auf ſeinem Zimmer Unterricht; der kleine Fernow ſpielte dabei herum, und Niemand achtete auf ihn, der damals etwa ſieben Jahre alt war. Einer der Schüler lernte beſonders ſchwer. Eines Tages konnte er mit einigen lateiniſchen Verſen, die er auswendig herſagen ſollte, gar nicht fertig werden; der Lehrer verlor endlich die Geduld, da trat der kleine Fernow aus ſeinem Spielwinkel keck und ungerufen hervor, und ſagte die Verſe recht deutlich und ordentlich her, freilich ohne ſie zu verſtehen. Der Lehrer erſtaunt, forſchte weiter, und ſiehe, das Kind wußte unglaublich viel, was es ſo im Spielen erhaſcht hatte. Der alte Hofmeiſter war ein ſehr guter und dabei ſehr gelehrter Mann, deſſen Fernow immer mit Dankbarkeit gedachte. Leider iſt ſein Name vergeſſen worden. Er entſchloß ſich auf der Stelle einſtweilen die wiſſenſchaftliche Ausbildung des vielverſprechenden Kindes zu übernehmen, und Frau von Necker, ſehr erfreut über das Talent ihres Pflegeſohnes, verſprach ihn zu ſeiner Zeit auf die Schule, dann auf die Univerſität zu ſchicken, und dieſen Genius nach Kräften zu unterſtützen. Welche Ausſicht für unſern Freund! Es ſollte indeſſen nicht geſchehen, er war beſtimmt ſpäterhin alles nur ſich und ſeiner Ausdauer zu verdanken; wahrſcheinlich wäre er nicht geworden, was er ward, wenn die äußeren Umſtände ihn mehr begünſtigten. Nur im Kampfe konnte dieſe Kraft ſich entwickeln.

Einige ſchöne glückliche Jahre der Kindheit verlebte unſer Freund ſo unter frohem Streben; der Lehrer unterrichtete mit Luſt den aufmerkſamen gelehrigen Knaben, der mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und wahrer Liebe lernte. Als er neun Jahre alt war, ſtarb ſeine Mutter. Er liebte ſie, und beweinte ihren Verluſt, doch hatte er zu wenig mit ihr gelebt, als daß ſein Schmerz um ſie, zumal in ſeinem Alter, von Dauer ſeyn konnte, und ihr Tod machte auch übrigens in ſeiner Exiſtenz keine Aenderung. Es vergieng wieder einige Zeit, und nun nahm ſein Schickſal eine ernſtere Wendung. Die ſorgloſen Jahre ſeiner Kindheit, die einzigen vielleicht ſeines ganzen Lebens, giengen jetzt zu Ende.

Aus uns unbekannten Urſachen war Frau von Necker veranlaßt, das Schloß mit ihren Töchtern zu verlaſſen, und eine kleinere Wohnung in der Nähe zu beziehen. In dieſe nahm ſie den Pflegeſohn mit, von dem alten treuen Hofmeiſter mußte ſie ſich aber trennen. Dieſer zog in das nahe gelegene Städtchen Paſewalk, wo er Notarius ward, und ſeine alte unverheurathete, ſehr grämliche Schweſter ihm die Wirthſchaft führte. Der junge Fernow hatte jetzt ſein zwölftes Jahr erreicht, und war durch guten Unterricht und eigenen Fleiß ſo weit gekommen, daß es eine unverzeihliche Grauſamkeit geweſen wäre, dieſen Unterricht jetzt zu unterbrechen. Da die Lage der Frau von Necker ihr nicht erlaubte, ihrem Herzen zu folgen, und für ihren Pflegeſohn zu ſorgen, wie ſie gewünſcht hätte, ſo erbot ſich der neue Notarius, den Knaben mit nach Paſewalk zu nehmen, und unter der Bedingung, daß er ihm in ſeinen Geſchäften als Kopiſt behülflich wäre, für ſeinen Unterhalt zu ſorgen, und ihn auf die dortige Schule zu ſchicken. Dieſer Vorſchlag wurde von allen Seiten gern angenommen. Der Knabe ſchrieb ſchnell, ſchön deutlich, und der Notar opferte dadurch, daß er ihn zu ſich nahm, nichts auf. Frau von Necker war ſehr zufrieden, ihn bei ſeinem alten Lehrer ſo gut verſorgt zu wiſſen, und Fernow freute ſich des neuen Lebens, das ihn erwartete. Aber es gieng hier faſt wie mit jeder Erwartung, der Erfolg entſprach ihm nicht. Der Notar fand freilich bei dem Talent und Fleiße unſeres Freundes ſeine Rechnung, nicht ſo dieſer und ſeine Beſchützerinnen. Jener hatte viel zu thun, unendliche Schreibereien zu kopiren; ſeine Schweſter, die ſich ganz des Willens ihres Bruders bemächtigt hatte, ſah unſern Freund als ein unnützes Mitglied bei Tiſche und im Hauſe an, und gönnte ihm keine freie Minute. So mußte der arme Knabe von Morgens ſechs Uhr an, bis in die Nacht am Aktentiſche wie angeſchmiedet ſitzen, und Dinge ſchreiben, die ihn weder nützen, noch freuen konnten, die er nicht einmal verſtand. Es wurde nicht weiter daran gedacht, ihn in die Schule zu ſchicken, und er war in der augenſcheinlichen Gefahr, wieder zu verlernen, was er ſchon wußte.

In dieſer Sklaverei unabläſſig verfolgt von dem grämlichen alten Mädchen, im Stillen bemitleidet von ſeinem ehemaligen Lehrer, der aber zu wenig Herr im Hauſe war, verlebte er drei mühſelige Monate, dann, noch zur rechten Zeit, erlöſte ihn ein Beſuch bei ſeinen Pflegerinnen in Blumenhagen. Fräulein Suschen erfragte bald von ihrem Lieblinge ſeine traurige Lage, und durch ihre Vermittelung kam es bald dahin, daß der Notarius verſprach, Fernow die Schule regelmäßig beſuchen zu laſſen, und ihn weniger mit Arbeiten zu überladen. Bei der Zurückkunft in Paſewalk ward dies Verſprechen zwar treulich gehalten, aber die ökonomiſch geſinnte Schweſter des Notars beſtand darauf, daß Fernow jetzt, da er weniger für den Notar arbeitete, auch nur zwei Tage in der Woche bei ihm äße, und mittelte ihm für die übrigen fünf Freitiſche in der Stadt aus. Dies war eine trübſelige Zeit für unſern armen Freund. Er, der von Kindheit auf mit Liebe gepflegt, zwar nicht an Ueberfluß, aber doch an einen gewiſſen behaglichen Zuſtand gewöhnt war, befand ſich auf einmal jetzt unter fremden, kalten Geſichtern; wohin er kam, ſah man ihn ungern, oder doch als überflüſſig an. Aengſtlich aß er ſich bei Tiſche nur halb ſatt, und wagte es kaum zu athmen. Welche Lage für den lebhaften Knaben, dem bis jetzt die Welt ganz anders erſchienen war! Alles dies konnte jedoch nur auf Augenblicke ſeinen frohen Sinn trüben. Wenn er nach einer ſolchen ängſtlichen Abfütterung ein Paar-Mal im Freien herumſprang, ſo war alles vergeſſen, und er gieng ohne Sorge und Kummer ſeinen Weg, als wäre er der Glücklichſte der Welt.

Auf dieſe Weiſe lebte Fernow etwas über zwei

Jahre in Paſewalk; in den Ferien machte er bisweilen Beſuche in Blumenhagen, die Familie wohnte wieder zuſammen auf dem Schloſſe. Trotz ſeiner Jugend fühlte Fernow es doch ſchon damals ſeiner unwürdig zu klagen, und nur die äußerſte Noth, und der heiße Wunſch auf die Schule zu kommen, hatte ihm jene früheren Geſtändniſſe ſeiner eigentlichen Lage abzwingen können. So hielt ihn alſo Frau von Necker für beſſer verſorgt, als es wirklich der Fall war, und ihre Vorſorge für ihn beſchränkte ſich jetzt bloß darauf, ihn anſtändig zu kleiden. Er hatte eine gute Stimme, und ſo wurde er, um etwas zu verdienen, Chorſchüler. So bald es gieng, machte er ſich aber wieder frei, denn ſchon in kurzer Zeit war es ihm zuwider geworden. Einen Nutzen brachten indeſſen Fernow auch dieſe wenigen Monate. Er lernte richtig nach Noten ſingen, was ihm ſpäterhin im geſellſchaftlichen Leben manche frohe Stunde gewährte. Eigentliche Vorliebe für Muſik hatte er zwar nie, ja in einiger Hinſicht fehlte ihm ſogar der Sinn dafür; bloße Inſtrumental-Muſik und künſtliche Kompoſitionen machten ihm wenig Freude, aber ein ungekünſtelter Geſang ergötzte ihn immer.

So wenig erfreulich in jeder Hinſicht ſeine Lage in Paſewalk war, ſo fühlte er ſich doch durch den befriedigten Trieb des Lernens für Alles entſchädigt, und ſein guter Muth gieng nie zu Grunde. Um dieſe Zeit äußerte ſich bei ihm zuerſt die Liebe zur bildenden Kunſt, und zwar auf eine Weiſe, die wahrſcheinlich ſeinem ganzen Leben eine andere Wendung gab. Es lebte in Paſewalk ein alter Gelehrter, Namens Piſtorius, ein ſtrenger ernſter Mann, der aber den jungen Fernow auf ſeine Art lieb gewann, weil er deſſen Lernbegierde bemerkte. Er hatte eine für den Ort ſehr anſehnliche Bücherſammlung, aus welcher er dem jungen Freunde manches nützliche Buch gern lieh. Mit der Zeit faßte er Vertrauen zu ihm, und erlaubte ihm, auch ohne daß er dabei war, ſich Bücher aus der Bibliothek zu holen. In dieſen Büchern ſah der Knabe nun die erſten guten Kupferſtiche, und ſeine Freude daran war gränzenlos. Er wählte jetzt nur immer Bücher mit Kupfern, und zeichnete letztere mit unermüdetem Fleiße nach, ſo gut es gehen wollte. Der Wunſch, dieſe Meiſterſtücke zu beſitzen, ſtieg aufs höchſte, und führte ihn zuletzt ſo weit, daß er die ſchönſten Bilder aus den Büchern ſchnitt, und in der Hoffnung, man werde den Frevel nicht gewahr werden, ſie ſo wieder an ihren Ort ſtellte. Eine Zeitlang gieng dies vortrefflich, und unſer Freund hatte ſich allmählich eine Art Bilderſammlung angelegt, die er oft im Stillen mit Entzücken betrachtete. Dies Entzücken ward vielleicht dadurch noch erhöhet, daß ihm doch das Herz ein wenig ſtärker ſchlug, wenn ihm die Möglichkeit entdeckt zu werden in den Sinn kam. Doch hatte er keine eigentliche Idee des Unrechtthuns dabei, es hatte ihn eine ſo unwiderſtehliche Sehnſucht nach dem Beſitze ergriffen, daß kein Gedanke an das Unrechtmäßige des Erwerbens dagegen aufkommen konnte. Dazu ſchien es ihm, als ob nur er dieſe Kunſtwerke zu würdigen wiſſe, da er nicht ſah, daß außer ihm noch Jemand Notiz davon nahm.

Durch irgend einen Zufall entdeckte endlich Herr Piſtorius den Raub, und Fernow ward eines Tages unvermuthet von ihm überfallen, da er eben ein geplündertes Buch wieder an ſeinen Ort ſetzen wollte. Das Buch ward gleich durchgeſehen, die That ohne Möglichkeit des Läugnens klar bewieſen, und der Thäter glaubte in die Erde verſinken zu müſſen. Der alte Herr begann eine fürchterliche Strafpredigt, er ſah den Bilderraub als einen förmlichen Diebſtahl an, und man kann leicht ermeſſen, mit welcher Beredſamkeit er ſich über dieſes Thema ausbreitete.

Schaam, Furcht, Reue ergriffen zum erſten Male das Gemüth des armen Knaben; unter heißen Thränen flehte er um Vergebung, verſprach die köſtlichen Bilder, die er alle noch beſaß, gleich wieder herbei zu bringen, und nie wieder in einen ſolchen Fehler zu verfallen. Dieſe Reue beſänftigte Herrn Piſtorius einigermaßen, er vergab dem Sünder für ſeine Perſon, doch beſtand er darauf, es wäre ſeine Pflicht, die Lehrer und den Notar davon zu benachrichtigen, damit dieſe in Zukunft ein wachſames Auge auf den jungen Menſchen hätten, und er auch durch heilſame wohlverdiente Strafe auf immer von ſo böſen Wegen zurückgeſchreckt würde. Kein Flehen vermochte den ſtrengen Mann von dieſem Vorſatze, den er jetzt ganz gelaſſen behauptete, zurück zu bringen, und Fernow verließ ihn zum erſten Male in ſeinem Leben in der allertroſtloſeſten Stimmung. Im Freien ſuchte er ſich zu ſammeln, überlegte, welch ein Schimpf es auf immer wäre, in der Schule eines Diebſtahls angeklagt zu ſeyn, und wie es ihm zu Hauſe bei ſeiner ihm ohnehin ſo abholden Wirthin ergehen würde, und ward feſt überzeugt, daß alles dies nicht zu überleben wäre. Er entſchloß ſich alſo kurz, und gieng, ohne erſt zu Hauſe einzukehren, wo er den fürchterlichen Ankläger ſchon vermuthete, gerade zum Thore hinaus den Weg nach Blumenhagen. Spät in der Nacht langte er bei ſeinem Vater an, den er aus dem Schlafe weckte. Da es kurz vor Oſtern war, glaubte dieſer, ſein Sohn käme, um die Feſttage dort zuzubringen, und Fernow, der noch an gar keinen Vorwand ſeinen Beſuch zu motiviren gedacht hatte, wie denn dergleichen nie ſeine Sache war, ließ ihn bei der Meinung, und gieng ſehr ermüdet zu Bette. Den Morgen darauf ward er von ſeinen Beſchützerinnen auf dem Schloſſe ſehr freundſchaftlich aufgenommen; auch hier ſagte er nichts von der eigentlichen Urſache ſeines unerwarteten Beſuchs; er vergaß alles Leid, und war glücklich, als gäbe es in der Welt keinen Herrn Piſtorius. Schon den folgenden Tag aber kam ein Bote mit einem Briefe vom Notar, der noch ziemlich glimpflich ſeine That und ſein Entweichen kund that. Sey es nun Freude darüber, daß der liebe Flüchtling nicht, wie der Notar meldete, in alle Welt gegangen, ſondern wirklich da war, oder erſchien ihnen, die das Kind ſo genau kannten, ſein Vergehen in einem milderen Lichte, weil ſie wußten, wie wenig ein wirklich erniedrigender Gedanke in ſeine Seele kommen konnte; genug er ward ſehr ſchonend und mit Liebe beurtheilt, Niemand machte ihm Vorwürfe, doch alle waren in Sorgen darüber: was nun weiter aus ihm werden ſolle? Ihn auf einer andern Schule zu erhalten, erlaubten die Umſtände nicht; dagegen betheuerte er aufs ernſtlichſte, es ſey ihm unmöglich, nach Paſewalk zurückzukehren. Er verſprach, ſich allem zu unterwerfen, was über ihn beſchloſſen würde; nichts ſolle ihm zu ſchwer, nichts zu geringe ſeyn, nur zurückkehren könne er nimmermehr.

Er war jetzt über vierzehn Jahre alt, es mußte über ſeine künftige Beſtimmung entſchieden werden. Nach langem Ueberlegen beſchloß man, da es unmöglich war, ihn ſtudieren zu laſſen, ein Gewerbe für ihn zu wählen, bei welchem ihm ſeine bisherigen Fortſchritte im Latein zu ſtatten kämen, und dies war die Apothekerkunſt. Fernow, feſt entſchloſſen, jede Einrichtung ſeiner Wohlthäterinnen ſich gefallen zu laſſen, wendete nichts dagegen ein, und bald fand ſich ein bekannter Apotheker in der nicht weit entlegenen Stadt Anklam, der willig war, ihn in die Lehre zu nehmen. Guten Muthes trat er die Reiſe dorthin an, in der Begleitung eines benachbarten Pachters, welcher ein Bekannter des Apothekers war, und ihn in Anklam ordentlich einzuführen verſprach. Dieſes geſchah. Er ward ſeinem neuen Herrn auf ſieben Jahre als Lehrburſche förmlich übergeben, dafür verſprach dieſer für alle Bedürfniſſe, auch für ſeine Kleidung zu ſorgen, und ihn in ſeiner Kunſt zu unterrichten.

Unſer Freund war jetzt in einer ihm ganz neuen und fremden Lage, er mußte in der Officin, mitunter auch im Hauſe, die ſchwerſten und niedrigſten Arbeiten verrichten, wie es beſonders in jener Zeit noch Sitte war, und ſtand nicht allein ganz unter der willkürlichen Gewalt ſeines Herrn, eines ſtrengen Mannes, der ihm auch nicht das kleinſte Verſehen ungeſtraft hingehen ließ, zu welchem ihn der Leichtſinn ſeines Alters und ſeine angeborne Sorgloſigkeit oft genug verführten, ſondern auch zwei Gehülfen des Herrn und ſein älterer Mitlehrling waren ſeine Vorgeſetzten. Ueberdies übten Frau und Magd noch gelegentlich Oberherrſchaft über ihn aus. Hundert, wie er in der Kindheit an ein beſſeres Leben gewöhnt, wären hier vielleicht verzweifelt, oder doch niedergedrückt und muthlos geworden; er trug Alles leicht. Sein froher Sinn half ihm überall durch, ja er fand ſogar zu Anfange eine Art Genuß in der Neuheit der Arbeiten, die ihm aufgetragen wurden. Hierzu kam ſeine unüberwindliche Wißbegierde; er ſtudierte ſeine neue Kunſt mit heißem Eifer, ſo lange es noch etwas Neues für ihn darin zu lernen gab.

Sein Herr ſahe bald ein, daß er ihm in kurzer Zeit in ſeinem Gewerbe ſehr nützlich werden würde, er trieb ihn noch mehr zum Lernen, beſonders hielt er ihn zum Latein an, und gab ihm Bücher in dieſer Sprache, größtentheils ſolche, die in ſein Fach ſchlugen. Selbſt ein in ſeiner Art ſehr unterrichteter Mann, und obgleich ſehr ſtrenge, doch gut, half er ſeinem Lehrlinge, deſſen Talent und guten Willen er einſah, nach beſten Kräften weiter. Fernow brachte ſeine wenigen freien Stunden und die Sonn- und Feſttage in ſeiner Kammer mit unabläſſigem Studieren zu. Zur Erholung zeichnete und malte er nach Chodowiecki'ſchen Kalender-Kupfern, die damals erſchienen und ihm das Höchſte der Kunſt zu ſeyn dünkten. Auch fieng er an Verſe, und namentlich ein Paar Gedichte bei Familien-Geburtstägen zu machen, und die darin nach dem Leben gezeichneten Portraits des Herrn und der Frau Patronin, trugen nicht wenig bei, ihn beliebt, und ſeine Lage erträglicher zu machen. Deſſen ungeachtet ward er noch immer ſehr hart gehalten, nur verſchonte man ihn mehr mit häuslichen Arbeiten, die nicht in ſein Fach gehörten. Sein größter Kummer, und faſt der einzige, der ihn recht betrüben konnte, war ſeine Kleidung; für dieſe, ſollte abgeredeter Maaßen, ſein Herr ſorgen, aber dieſer that es auf eine höchſt kärgliche Weiſe, indem er ihm nie ein neues Kleidungsſtück gab, ſondern nur immer ſeine eigene abgelegte Garderobe zurecht machen ließ. Dadurch ward der arme Fernow aus jedem Kreiſe junger Leute ſeines Alters entfernt, denn er glaubte, ſich beſchämt zurückhalten zu müſſen, und geſtand: oft Thränen des Unmuths hierüber geweint zu haben. Von Jugend auf gewohnt gut gekleidet, ſogar geputzt zu erſcheinen, fiel ihm dieſer Mangel um ſo härter auf, und ſelbſt ſein Hang zum Frohſeyn, und zur Geſelligkeit mußte die Kränkung noch vergrößern. Er behauptete, hierdurch für's ganze Leben eine Art Scheu gegen alles öffentliche Repräſentiren davon getragen zu haben, ſo daß er ſpäter nie ſeine Perſönlichkeit ſo geltend machen konnte, wie er wohl von der Natur dazu berechtigt geweſen wäre.

Indeſſen hatte dieſes Uebel die gute Folge, daß er mehr zu Hauſe dem Studieren oblag, als vielleicht ſonſt geſchehen wäre, auch fand er bald einige junge Freunde und Freundinnen ſeines Alters, die ihm ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften wegen, den ſchlechten Rock verziehen.

Oft gedachte er noch ein Paar hübſcher Bürgermädchen, zwei Schweſtern, von denen er jede einzeln gern geliebt hätte, aber er ſah ſie immer beiſammen, und ſo liebte er beide, und ſie liebten ihn wieder, ohne Eiferſucht, mit treuherzig einfältigem Gemüthe. Im Sommer verplauderten ſie manch Abendſtündchen mit einander vor der Hausthür, im Winter ſtieg er wohl bisweilen durchs Fenſter in ihr Kämmerchen, und ein traulich kindliches Geſchwätz war alles, worauf es bei dieſen Zuſammenkünften abgeſehen war. In dieſer innern und äußern Reinheit und Ruhe verlebte unſer Freund die ſonſt ſo ſtürmiſchen und leidenſchaftlichen Tage der aufblühenden Jugend; geſund und kräftig freute er ſich des Lebens, trotz allem äußern Druck der Umſtände, und ſtrebte muthig vorwärts. Auch veränderte ſich ſeine äußere Lage allmählich etwas vortheilhafter. Der Sohn des Herrn verheurathete ſich, und übernahm die Apotheke, der Vater behielt ſich nur die Oberaufſicht vor, und bewohnte ein kleineres Nebenhaus. Junge Leute ſind gewöhnlich milder als das ſtrengere Alter; — Fernow war durch ſein Betragen und ſein Talent Allen lieb geworden. Dies verſchaffte ihm mehr Freiheit und eine anſtändigere Behandlung, und durch ſeine Geſchicklichkeit in der Apothekerkunſt erwarb er ſich ſogar eine Art Achtung, die wohl ſelten Lehrlingen zu Theil wird.

Jetzt aber traf ihn ein Unglücksfall, der zwar nicht die traurigen Folgen für ihn hatte, die er hätte haben können, aber doch gewiß auf ſein Gemüth für's ganze Leben einwirkte, und ihn früher zwang mit Ernſt um ſich zu blicken, und feſt zu halten an ſich ſelbſt und ſein reines Bewußtſeyn. Ein benachbarter Edelmann ſchickte wöchentlich ſeinen Jäger in die Stadt, Arzeneien zu holen; Fernow kannte dieſen Jäger ſehr wohl, und hatte ihn gern als einen flinken Burſchen, mit dem er oft im Scherz ſich herumbalgte und ſchäkerte. Eines Morgens wie außer Fernow, der eben mit Kräuter-Ausleſen beſchäftigt war, nur noch einer ſeiner Mitlehrlinge ſich in der Apotheke befand, kommt der Jäger wie gewöhnlich. Fernow verläßt ſeine Arbeit, nimmt im Scherz des Jägers Gewehr, legt auf ihn an, der Schuß geht los, und der Unglückliche ſinkt ohne einen Laut, ohne eine Bewegung, auf der Stelle todt nieder, die Kugel war gerade durch's Herz gegangen. Welch ein Moment für unſern Freund! Bewußtlos taumelte er zur Thüre hinaus, warf das Gewehr auf die Hausflur einige Schritte weit von ſich, und lief in den Hof hinter dem Hauſe. Kein Gedanke, kein Gefühl war in ſeiner Seele als der heiße Wunſch, der allmählich zum glühendſten Gebet ward, der Wunſch augenblicklicher Vernichtung. Der Vater ſeines eben abweſenden Herrn hörte den Schuß fallen, und eilte herunter; dort ſah er das Entſetzliche; mit Mühe konnte der erſchrockene Augenzeuge des Unglücks ihm den Vorfall erzählen, mit großer Geiſtesgegenwart ließ er dieſen gleich einen Schwur ablegen, nie weiter davon zu ſprechen, und machte dann dem allmählich ſich verſammelnden Volke glauben, der Jäger habe ſich zufällig ſelbſt erſchoſſen. Freilich widerſprachen viele Umſtände, beſonders die Lage des Gewehrs und des Todten, indeſſen es gelang. Viel half der Umſtand, dieſes Vorgeben glaublich zu machen, daß ein alter abgedankter Offizier, der in der nämlichen Straße wohnte, bemerkt hätte, der Jäger habe, wie er bei ihm vorüber gieng, den Hahn des Gewehrs nicht in die Ruhe geſetzt gehabt.

So ward Fernow von den äußern Folgen ſeines unverſchuldeten Verbrechens gerettet, ſein Kamerad hielt ſeinen Eid, und verſchwieg treulich den eigentlichen Verlauf dieſer unglücklichen Geſchichte; ſein Herr behandelte ihn vernünftig und menſchlich, und ſuchte ihn zu beruhigen. Die eigentliche Ruhe konnte ihm nur ein langer Kampf in ſeinem Innern gewähren, und was dieſer Kampf auf ſein Gemüth für' ganze Leben für Einfluß haben, wie er gerade den Grund zu jener eiſernen Feſtigkeit, zu jenem ſtrengen Abmeſſen und Würdigen des Wahren und Falſchen legen mußte, die unſern Freund, ſo lange er lebte, auszeichneten, kann Jeder ſelbſt ermeſſen. Obgleich er bald wieder zum Frieden mit ſich ſelbſt kam, ſo litt er doch unendlich durch die Erinnerung, beſonders da der ſparſame Herr des Jägers deſſen Nachfolger denſelben Rock, in welchem der Unglückliche geſtorben war, tragen ließ, und Fernow jeden Montag die übelzugemachte Stelle, wo die Kugel durchgegangen war, an dieſem Rocke ſehen mußte. Er geſtand der Herausgeberin dieſer Blätter, der Einzigen, mit der er je von dieſem Unglücke, etwa ein Jahr vor ſeinem Tode, geſprochen hat, dieſer Anblick wäre ihm Höllenqual geweſen, und die Hoffnung, ihm zu entgehen, habe ihm einige Zeit darauf den Abſchied aus Anklam ſehr leicht gemacht.

Seine Lehrjahre waren endlich überſtanden; Jeder der dieſe Art Einrichtungen kennt, weiß, welch ein großer Schritt im Leben der Schritt aus dem Stande eines Lehrburſchen in den eines ſelbſtſtändigen, freien Menſchen iſt, und wie Alles bis auf die Kleidung ſogar, nun anders wird, und eine freiere, lachendere

Geſtalt gewinnt. Fernow mußte jetzt ſeinem Herrn noch ein Jahr lang für einen ſehr mäßigen Gehalt dienen; dieſes war aber kaum zur Hälfte verfloſſen, als er ſich gezwungen ſah, ſeinen Aufenthalt zu verändern. Die Werber waren auf ihn, als einen gebornen Preußiſchen Unterthan, aufmerkſam geworden. Groß und wohlgewachſen, hatte er ſich ſchon früher zum Maaße ſtellen müſſen, und endlich ward es gewiß, daß er nur durch ſchleunige Flucht dem Zwange Soldat zu werden, entgehen könne. Ein Offizier, der ihn kannte, und ihn eines beſſern Looſes werth hielt, warnte ihn ſelbſt, auch ſein Herr ſah keine andere Auskunft, und rieth ihm, obgleich ungern, zur Flucht. Er gieng alſo über die Gränze, die unfern der Stadt jenſeits eines Flüßchens lag, wo er ſich noch acht Tage in einem kleinen Dorfe aufhielt, um abzuwarten, ob es ſich nicht ſo einrichten ließe, daß er in Anklam bleiben dürfe. Der ihm freundlich geſinnte Offizier benahm ihm jedoch ſelbſt alle Hoffnung dazu. Alle ſeine Freunde beſuchten ihn in der Zeit, auch ſeine lieblichen Freundinnen, die beiden hübſchen Schweſtern, nahmen dort unter tauſend Thränen Abſchied von ihm. Endlich ergriff er den Wanderſtab. Mit dem wenigen Gelde, das er während ſeiner Lehrjahre zuſammengeſcharrt hatte, und dem, womit ſeine

Freunde ihm aushelfen konnten, gieng er, in die ihm ſo ganz fremde Welt ſeinen Weg zu ſuchen. Unterwegs zog er Nachricht von den gütigen Pflegerinnen ſeiner Kindheit ein, von denen er lange nichts gehört hatte. Sie waren zerſtreuet, die Mutter todt, und das edle Suschen nach einem andern Ort hin verheurathet. Fernows Schickſal führte ihn nie wieder in ſein Vaterland; aus Furcht vor den Werbern wagte er es diesmal nicht ſeinen Geburtsort zu beſuchen, und ſo hat er nie wieder etwas von dieſer Familie, der er ſo viel zu danken hatte, gehört, noch ſeinen Vater oder jemand von den Seinigen geſehen.

Heitern Sinnes ſetzte er ſeine Wanderſchaft fort bis Altona, wo ihn einer ſeiner ehemaligen Mitgehülfen, der hier wieder in einer Apotheke eine Stelle geſunden hatte, freundlich aufnahm, und ſein Stübchen mit ihm theilte. Hier blieb er drei bis vier Wochen, und ſpazierte fleißig nach Hamburg herüber, wo er ſich an dem, ihm ganz neuen Gewühle einer großen Stadt ergötzte. Seine Caſſe erlaubte ihm nicht die mannichfaltigen Vergnügungen, welche Hamburg dem Begüterten darbietet, zu genießen, aber ſchon der Anblick der nach Genuß, oder nach den Mitteln Genuß ſich zu verſchaffen, ſtrebenden Menge.

und das Leben und Wogen in den Straßen, auf der Börſe, im Haven, machten auf ihn, der mit ſo ganz neuen Sinnen in dieſe Welt blickte, einen tiefen und erfreulichen Eindruck. Er war durch ſeinen Freund dem jetzt verſtorbenen Apotheker Torey in Hamburg vorgeſtellt worden, der als ein geſchickter Chemiker auch außer ſeinem Wohnort ſo bekannt iſt, als er in demſelben von ſeinen Mitbürgern geſchätzt und geliebt ward. Dieſen braven Mann intereſſirte der junge talentvolle, und doch ſo verlaſſene Fremdling auf's lebhafteſte, er ſuchte und fand bald eine paſſende Stelle für ihn in der Raths-Apotheke in Lübeck. Es war hohe Zeit, daß unſer Freund wieder in Thätigkeit kam; ſein heiterer Muth hatte ausgehalten, aber ſeine Börſe war bis auf ein Mark lübiſch erſchöpft. Der menſchenfreundliche Torey verſah ihn mit dem nöthigen Reiſegelde für die kleine Reiſe, und hoffnungsvoll, wie immer, gieng er ſeiner neuen Beſtimmung entgegen. In Lübeck fand er Alles anders und beſſer als in Anklam. Sein Gehalt war zwar klein, aber hinreichend für ſeine beſcheidenen Wünſche; er ward anſtändig von ſeinem neuen Herrn behandelt, ſeine entſchiedene Geſchicklichkeit machte ihn demſelben werth, und da er noch zwei Gehülfen hatte, ſo blieb ihm Zeit genug, ſein ſchönes Streben nach höherer

Bildung zu befriedigen. Er nützte ſie mit dem eiſernen Fleiße, der zuletzt ihm zur Gewohnheit, und ſeinem Leben ſo nothwendig ward, wie Licht und Luft, und der ihn auch in den letzten peinvollen Tagen ſeines Lebens nicht verließ.

Unabläſſig ſtudirte Fernow alles, was auf Kunſt und höhere Wiſſenſchaft Bezug hatte; zugleich erwachte damals die Liebe zur Poeſie und zur Malerei in ihm mit erneuerter Kraft. Nie ward ein Gemüth von einem reinern und regeren Gefühl für's Schöne beſeelt, und ſo iſt es wohl zu entſchuldigen, daß er glaubte ſchaffen zu können, was ihn ſo erfreute, und ſich ſelbſt zum Maler und zum Poeten berufen wähnte. Tauſende glaubten das Nämliche von ſich, vielleicht mit noch geringerem Rechte, und beharrten im Irrthum bis ans Ende. Wir haben noch viele kleinere und größere Gedichte von ihm aus jener Zeit; keines zeichnete ſich aus durch hohen lyriſchen Schwung, durch eine reiche Phantaſie; aber keines iſt auch geiſtlos, und alle ſind klar, von einer angenehmen Diction, leichtem und richtigem Versbau, und laſſen ſich, wenn man ſie ohne große Anſprüche als Kinder des Moments betrachtet, ſo angenehm leſen, als der größte Theil der Poeſien jener Zeit, die nicht gerade von den Heroen unſers Parnaſſes herrühren. Von ſeinen Zeichnungen kennen wir nur ein Paar mit Silberſtift gezeichnete Portraits, worunter ſein eigenes ſich befindet, welches ihm damals ſprechend ähnlich geweſen ſeyn ſoll, und Carſtens, ſauber mit der Bleifeder gezeichnetes Bruſtbild, welches vor Carſtens Biographie in Kupfer geſtochen iſt. Späterhin hat er auch in Paſtell gemalt. Dieſe Bilder zeigen ebenfalls, daß der Beruf eines praktiſchen Künſtlers nicht der ſeinige war; doch ſind ſie richtig gezeichnet, mit dem ihm eigenen Fleiß auf's ſauberſte ausgeführt, und vollendet. Im Jahr 1786 kam er nach Lübeck und lernte dort bald den Maler Carſtens kennen, der ſpäter zu Rom in ſeinen Armen ſtarb. Es ſey uns erlaubt, hier die Stelle aus Carſtens Leben abzuſchreiben, in welcher Fernow von ihrem gegenſeitigen Verhältniß zu einander in Lübeck ſpricht. Wer könnte es auch beſſer darſtellen, als er ſelbſt?

„Im Jahr 1786 kam der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung nach Lübeck, und machte bald des Künſtlers Bekanntſchaft. Gleichheit der Neigungen knüpften bald eine innige Freundſchaft zwiſchen beiden. Der Verfaſſer war damals noch ein Jüngling, frühe ſchon von einem lebhaften Triebe zur Kunſt beſeelt, aber in einem Lande geboren, wo dieſer Trieb keine Nahrung finden konnte, hatte er bis dahin noch nie eine Gelegenheit gehabt, ein Kunſtwerk der höhern Gattung zu ſehen, geſchweige einen Zweck der Kunſt zu erkennen, der weiter gieng als auf die bloße Nachahmung des Wirklichen. Wer die proſaiſchen Gegenden Niederteutſchlands kennt, wo der Verfaſſer ſeine Jugend verlebt hat, die Uckermark, Pommern und Mecklenburg, der wird wiſſen, welche Seltenheit dort Kunſtwerke ſind, und daß man da wohl, wie der Verfaſſer, ſein zwanzigſtes Jahr verleben kann, ohne je ein hiſtoriſches Gemälde oder ſonſt ein gutes Kunſtwerk geſehen zu haben.“

„Carſtens lehrte ihn zuerſt eine höhere Sphäre der Kunſt kennen. Der immer rege Enthuſiasmus des Künſtlers theilte ſich der Empfänglichkeit des jüngern Freundes mit, und der gleiche Trieb, welcher unter ihnen bald das enge, und doch freie Verhältniß des Lehrenden und Lernenden erzeugte, knüpfte zugleich das Band ihrer Freundſchaft mit jedem Tage feſter. Die Kunſt war der ſtete Gegenſtand ihrer Unterhaltungen, ihrer Uebungen, ihrer Wünſche und Plane für die Zukunft; und ſo verfloſſen ihnen, in einer von außen ſehr beſchränkten Lage, welche beide, doch auf verſchiedene Weiſe gefeſſelt hielt, zwei glückliche Jahre vereinten Strebens und Genuſſes, die ihnen in der Folge das Schickſal noch einmal, aber freier, ſchöner und im verdoppelten Maaße, in Rom vergönnte".

In dieſem herrlichen Streben, an der Seite ſeines weiſern, ältern Freundes, war unſer Fernow nach einer ſo freudenarmen Jugend, wohl glücklich zu preiſen. Einen ihm ganz neuen Genuß, der ihm nächſt ſeinen Studien, als dieſen nah verwandt, am lebhafteſten intereſſirte, gewährte ihm das Theater. Durch Verhältniſſe, in welchen ſein Herr mit der Direction ſtand, hatte dieſer mit ſeinen Hausgenoſſen freien Eintritt im Schauſpiel. Fernow benutzte dieſes, ſo oft er konnte, und nur der überwiegende Hang zur bildenden Kunſt und Mangel an Vertrauen auf ſeine Perſönlichkeit, der wie oben erzählt ward, durch ſeine frühe Lebensweiſe entſtand, hielten ihn zurück, ſelbſt die Bühne zu beſteigen. Sein fröhliches, geſelliges Weſen, und auch ſeine Verſe, von denen damals viele unter ſeinen Bekannten in Abſchrift herumgiengen, verſchafften ihm bald die nähere Bekanntſchaft einiger Schauſpieler; beſonders des Directors. Dieſer, ein jovialer Mann, fand großes Behagen an ſeinem Umgange. Bald machte Fernow ihm Epiloge und Theater-Reden; es bildete ſich ein kleiner, froher Kreis, deſſen Seele unſer Freund war, manches leichte, kleine Gelegenheitsgedicht, witzig, launigt, ſpöttiſch bisweilen, wie es die Umſtände heiſchten, entſtand hier, und Fernow verlebte in dieſen Verhältniſſen viele geſellige, lebensreiche Abende. Alles dieſes unterbrach dennoch nicht ſeinen gewohnten Fleiß, es war und blieb Erholung nach der Arbeit. Nachdem faſt zwei Jahre in dieſen Verhältniſſen hingeſchwunden waren, ſtellte unſer Freund eine ernſte Unterſuchung mit ſich ſelbſt an. Die Liebe zur bildenden Kunſt belebte ihn einzig. So lange er in der Apotheke etwas Neues zu lernen fand, hatte er mit lebhaftem Antheile daran, ſich damit beſchäftigt; jetzt da er ſich fertig damit ſah, da er begriff, daß er von dem Punkte aus, auf dem er ſtand, nicht weiter zu kommen hoffen durfte, war das Intereſſe verſchwunden. Arm, ohne Freunde, hatte er auf dieſer Laufbahn nur die traurige Ausſicht, ewig zu bleiben, was er jetzt war. Wie konnte der ſtrebende Feuergeiſt nur den Gedanken ertragen? In der Kunſt hatte er durch unendlichen Fleiß es dahin gebracht, daß er hoffen durfte durch Portraitzeichnen und Unterricht-Geben nicht nur von andern unabhängig zu leben, ſondern auch bei ſeiner Genügſamkeit die Mittel zu erwerben, einſt die mit Carſtens ſchon geträumten Pläne in Ausführung zu bringen, und in Italien ſich ganz zum Künſtler zu bilden. Ein mächtiges Band, das ihn an Lübeck feſſelte, war ohnehin zerriſſen, ſein Freund und Lehrer Carſtens hatte im Frühling 1788 Lübeck verlaſſen, um nach Berlin zu gehen. Fernow faßte nach dieſen Ueberlegungen bald einen feſten Entſchluß; er ſagte ſeinem Herrn, daß er ihn in wenig Monaten verlaſſen wolle, ohne jedoch ſeines künftigen Lebensplanes zu erwähnen, und dieſer, welcher ungern einen ſo geſchickten und fleißigen Gehülfen verlor, ſtrebte lange vergebens, den Grund dieſes unerwarteten Schrittes zu entdecken. Irgend einer ſeiner Kollegen — ſo glaubte er — habe ihm unſern Freund durch größere Verſprechungen abwendig gemacht, und da dieſer endlich auf Befragen, offen geſtand: er entſage ganz der Apotheke und wolle Maler werden, konnte er ihm lange nicht glauben, und behandelte zuletzt die Sache als den übereilten Einfall eines lebhaften Jünglings, den man ihm ausreden ſuchen müſſe.

Im Frühlinge des Jahres 1788 riß er ſich endlich los von ſeinen Feſſeln und folgte voll Muthes den Winken ſeines Genius. Er gieng zuerſt nach dem, nur drei Meilen von Lübeck entfernten Städtchen Ratzeburg. Schon im Winter hatte er eine kleine Ausflucht dorthin gemacht. Die freundliche Anſicht des Orts, die Nähe deſſelben, vor Allem aber die Hoffnung, ſeinen über Alles geliebten Carſtens dort wieder zu ſehen, beſtimmten ihn zu dieſer Wahl. Indeſſen hatte er nur wenige Tage das Glück, mit ſeinem Freunde dort zu leben; denn Carſtens Schickſal rief ihn nach Berlin, Fernow begleitete ihn bis an die Elbe, und mußte einſam nach ſeinem neuen Wohnorte zurückkehren.

Ratzeburg iſt durch ſeine Lage eine der hübſcheſten kleinen Städte in Teutſchland; ja es hat einen ganz eignen Reiz, den wir faſt mit nichts Anderem zu vergleichen wiſſen. Mitten in einem ſpiegelhellen See von beträchtlichem Umfange erhebt ſich eine Inſel. Auf dieſer liegt die Stadt mit ihren Hausgärtchen und ihren Bäumen, zwei Brücken führen hinein, wovon die eine von beträchtlicher Länge iſt, und reizende Ausſichten auf die entgegengeſetzten Ufer des Sees, ihre Waldungen, und einige ſeitwärts gelegene Mühlen und Landhäuſer darbietet. Ohne eben bergig genannt werden zu können, ſind dieſe Ufer doch hügelig; und die Stadt mit ihren rothen Dächern, welche das friſche Grün der Bäume, wie ein Kranz umgiebt, mitten in dem ſilbernen See gewährt von ihnen aus, einen ſo lieblichen, friedlichen Anblick, daß wohl jeder Wanderer, der ſie im Strahl der Abendſonne liegen ſieht, wünſchen muß hier Hütten zu bauen. In dem, den See zunächſt umgebenden Gehölze ſind Spaziergänge, kunſtlos zwar, doch mit Wahl angelegt. Vor allen heimlich und lieblich iſt ein, rings von herrlichen Bäumen umgebenes Plätzchen, wo ein klarer, lebendiger Quell aus dem Berge entſpringt, und murmelnd und plätſchernd dem See zueilt. Fernow erkohr dieſen Ort bald zu ſeinem Lieblingsſitz, und hat ſeine Schönheiten in einem artigen kleinen Gedichte beſungen.

Hier fühlte ſich unſer Freund zum erſten Male in ſeinem Leben ganz frei, und losgeriſſen von den Feſſeln eines Standes, der ihm je länger, je mehr zuwider geworden war, vergaß er für's Erſte alle Pläne für die Zukunft. Mit frohem Herzen und friſchen Sinnen ſchweifte er in dieſem Paradieſe umher, zeichnete die reizendſten Gegenden, und überließ ſich der reinſten Wonne des Daſeyns.

Er richtete ſich nun, ſo gut er konnte, häuslich ein. In kurzer Zeit trug man ihm eine Menge Portraits in der damals ſo beliebten Manier mit Silberſtift auf, auch gab er Unterricht im Zeichnen, theils in den Häuſern ſeiner Schüler, theils in ſeinem kleinen, kaum ſieben Fuß hohen, Zimmerchen, in welchem er, trotz dem engen Raum und der Beſchränktheit ſeiner Einkünfte, glücklich war, wie wenige Reiche es ſind. Bald wurde er mit vielen jungen Leuten ſeines Alters bekannt, und ſeine ſtets heitere Laune, ſeine witzige, geiſtreiche Unterhaltung zog ſie unwiderſtehlich zu ihm. Mit zweien davon knüpfte er eine Freundſchaft, die nur durch ſeinen Tod zerriſſen ward. Beiden verdanken wir viele intereſſante Notizen ſeines Lebens, der eine, Herr S*d, der zuletzt in Gotha lebte, und ihn kurz vor ſeinem Tode noch beſuchte, war damals Hauslehrer in einem adelichen Hauſe, lernte Fernow kennen und lieben, und empfahl ihn als Künſtler der Familie, worinn er lebte. In kurzer Zeit ward Fernow unter die Freunde des Hauſes gezählt, nahm an ihren Vergnügungen und Landpartieen Theil, ward eben ſo bei ihren Bekannten und Freunden von ihnen eingeführt, und genoß ſo wieder alle Freuden des feineren geſelligen Umganges, von welchen ihn ſeit ſeiner Kindheit das Schickſal nur zu ſehr entfernt hatte. Herr Nauwerk, ſein anderer Freund, lebte damals bei ſeinen Aeltern in Ratzeburg. Sein Verhältniß zu Fernow war faſt das nämliche, wie das des Letztern zu Carſtens in Lübeck geweſen war. Fernow wurde ſein Lehrer im Zeichnen, und führte ihn in das Gebiet des Schonen ein. Nur waren beide einander an Jahren gleicher, und das Verhaltniß des Lehrers zum Schüler ſchwand vor der warmen Lebensluſt, die Beide durchglühte. Herr Nauwerk wird uns erlauben, einige Stellen ſeines Briefes über Fernow's damalige Exiſtenz dem Leſer mitzutheilen. Wer kann den Freund beſſer ſchildern, als der bis zum Tode liebende und geliebte Gefährthe ſeiner Jugend? Nach einer kurzen Erzählung der Art, wie ſie einander bekannt wurden, fährt er folgender Maaßen fort:

Auszug aus Herrn Nauwerk's Brief.

„Oft ſchweiften wir mit offenen Sinnen und dem froheſten Muthe in den lieblichen Umgebungen des Sees umher, oft wurden dieſe Spaziergänge mit einem Bade in dem See verbunden; dabei trieb der frohe Chor gymnaſtiſche Uebungen jeder Art. Fernow zeichnete ſich beſonders durch eine ungemeine Gewandtheit und Biegſamkeit, nicht ſo ſehr durch

Stärke aus. Frei und froh war unſer Treiben, zwanglos, heiter, und oft muthwillig unſere Unterhaltung. Witz und Satyre belebten ſie, doch behielt auch der Ernſt ſeinen Antheil. Der Abend ward meiſt in einem öffentlichen Hauſe zugebracht, das Kartenſpiel hatte für Fernow keinen Reiz, er hat nie eins gelernt. Dagegen ſpielte er gern und gut Billard, und lernte mit beſonderem Eifer das Schachſpiel, in welchem er keine geringe Stärke erlangte. Seine Kunſtarbeiten waren größtentheils Portraits in Silberſtift, mitunter in Paſtell gemalt. Das Schöne behandelte er in ſeinen Arbeiten mit Liebe, aber auf Phyſiognomien, die ihm mißfielen, wandte er wenig Fleiß; dies nannte er dann ein Geſicht abſchreiben. Mit Luſt und Liebe zeichnete er nach antiken Muſtern, das heißt nach Gyps, Gemmen, Paſten, Kupferſtichen; mehr konnte man ſich hier nicht verſchaffen. Für ächte Schönheit war ſchon damals ſein Sinn im hohen Grade ausgebildet. Eigene Kompoſitionen unternahm er nur ſelten, Zeichnung und Form waren vorzugsweiſe die Tendenz derſelben. So verfloß der erſte Sommer ſeines Aufenthalts in Ratzeburg, nur zuweilen unterbrachen kleine Wanderungen auf's Land, wo er hin und wieder Porträts zu malen bekam, dieſe Lebensweiſe; ſeine Lage war noch immer ſehr beſchränkt, aber ſeine mäßigen Bedürfniſſe waren leicht zu befriedigen. Kunſtſachen und Bücher reizten ihn freilich, bisweilen die Gränze, welche ſeine Einnahme ihm vorſchrieb, zu überſchreiten, doch auch von dieſer Seite gerieth er in dieſem kunſtarmen Winkel Teutſchlands nur ſelten in Verſuchungen, die ſeiner ökonomiſchen Einrichtung zu ſonderlichem Nachtheil hätten gereichen können.

Im Herbſte fand ſich ein engliſcher Sprachmeiſter in Ratzeburg ein. Fernow benutzte die Gelegenheit, dieſe Sprache zu lernen. Mit großem Eifer ergriff er das Studium derſelben, und zeigte durch ſeine ſchnellen Fortſchritte darin die ſeltene Fähigkeit ſeines Geiſtes. In ein Paar Monaten konnte er die engliſchen Klaſſiker leſen, und Andern erklären. Den Winter hindurch beſchäftigte er ſich mit einer jambiſchen Ueberſetzung der Haraldſchen angeblichen Supplemente zum Oſſian. Uebrigens blieben ſeine Beſchäftigungen und Lebensweiſe im Ganzen ſich gleich. Um dieſe Zeit fieng er auch an Unterricht im Flötenſpiel zu nehmen, doch trieb er es nie ernſtlich und gab es bald wieder auf. Großes Vergnügen fand er am Schlittſchuhlaufen, wozu ihm der damalige harte Winter Gelegenheit gab. Den Sommer des Jahres

1789 verlebte er in Ratzeburg wie den vorhergehenden. Seine Bekanntſchaft mit dem Rektor der hieſigen Domſchule, Herrn F**, der nach Güſtrow, als Profeſſor an der dortigen Schule verſetzt ward, veranlaßte ihn die Stelle eines Zeichenmeiſters bei eben dieſer Schule anzunehmen. Er ſollte dieſelbe um Michaelis antreten; doch ſchien dieſe Ausſicht gleich Anfangs wenig nach ſeinem Sinne, und allmählich ward die Abneigung dagegen immer gewaltiger.

Durch verſchiedene Aufforderungen und Empfehlungen hieſiger Einwohner veranlaßt, unternahm er gegen den Herbſt die Reiſe nach Zelle. Ueber ſeinen dortigen Aufenthalt werden die hier folgenden Fragmente ſeiner Briefe an mich, die beſte Auskunft geben. Er hatte Arbeit vollauf gefunden, doch ſehnte er ſich wieder hinweg.

Herr von Ramdohr, damals Oberappellationsrath in Zelle, hatte ihn lebhaft für ſich eingenommen. „Bei meiner Zurückkunft, ſchreibt Fernow, werde ich Dir viel von einem gewiſſen Herrn von Ramdohr vorſchwatzen, deſſen Bekanntſchaft ich hier gemacht habe; er iſt lange in Italien geweſen, und wird, wie er mir ſagt, noch einmal hingehen; manche äußerſt angenehme Stunden habe ich bei ihm zugebracht, ſeine Bekanntſchaft iſt ein weſentlicher Gewinn für mich, und ich rechne ſie unter die glücklichſten, die ich je gemacht habe. Er hat meine Kunſtliebe, die wegen Mangel an Nahrung zuweilen einzuſchlummern drohte, jetzt wieder zur hellen Flamme angefacht, und mein heißeſter Wunſch wäre, mit ihm nach Rom zu reiſen. Wer weiß, was nicht noch einmal geſchieht! Wenn ich nur erſt in Güſtrow zur Stelle bin, will ich wieder mit aller Gewalt darauf loszeichnen.“

Fernow hatte verſprochen, in Kurzem wieder in Ratzeburg einzutreffen, um dann nach Güſtrow abzugehen, jetzt verzögerte ſich ſeine Rückkunft noch, er gab mir hierüber, ſo wie über ſeine Excurſion nach Salzdahlen in einem andern Briefe Rechenſchaft. Seiner Beſtimmung nach Güſtrow gedenkt er mit Reue und Widerwillen: R. — habe ihm geſagt, ſchreibt er, daß dies der dümmſte Streich ſey, den er je gemacht habe, und er ſolle alle Mittel anwenden, um ſich von jener Verbindung los zu machen. „Im Grunde, fährt er fort, hat er ſehr recht, was ſoll mir der Aufenthalt in Güſtrow helfen? wie kann ich da Fortſchritte machen? und kann ich wohl hoffen, dort ſo vielen Verdienſt zu finden, daß ich dadurch in den Stand geſetzt würde, eine Reiſe auf eine Akademie, oder nach Rom zu thun? und daß ich dort mit dem Blutwenigen, was ich vielleicht kann, verſauren ſoll, iſt ein Gedanke, den ich mir nicht einmal denken mag. Hätte ich meine Sachen nicht ſchon dort, ſo wüßte ich wohl, wozu ich mich entſchließen würde; nun aber muß ich hin. Gott gebe nur, daß ich da nichts zu thun finde, damit ich einen Vorwand habe, wieder weg zu kommen, dann will ich Dir die Verſicherung geben, daß ich innerhalb zwei Jahren gewiß in Rom bin, denn wenn ich's vor meinem dreißigſten Jahre nicht geſehen habe, ſo will ich's gar nicht ſehen. Faſt möchte ich Alles im Stiche laſſen, was da iſt, wenn ich nur nicht dem Rektor mein Wort gegeben hätte, und bloß an dem möchte ich nicht wortbrüchig werden.“

Bald nachher faßte er den beſtimmten Entſchluß, nicht nach Güſtrow zu gehen. In einem Briefe vom 7. Dezember 1789 ſagt er: „In vieler Rückſicht iſt mir Dein letzter Brief ſehr willkommen und ſehr merkwürdig geweſen, denn er iſt's, der meinem bisherigen Schwanken zwiſchen Neigung und Pflicht, Beſtimmung und Ausſchlag giebt. Man würde mich mit Recht für einen Thoren halten, wenn ich bei ſo bewandten Umſtänden, da mich die Güſtrower, durch die Nichterfüllung ihres Verſprechens, meine Sachen koſtenfrei nach Güſtrow zu ſchaffen, ſelbſt des meinigen entbinden, noch dorthin gienge. Wären meine Sachen dort, ſo verſichere ich Dich, ich würde gewiß hinübergegangen ſeyn, bloß um meinem gegebenen Verſprechen getreu zu bleiben, ſollte ich auch Schaden dabei gehabt haben. Jetzt aber iſt mir's um ſo lieber, daß dies nicht nöthig iſt, und ich bin ſeit dem Empfange dieſer Nachricht ſo fröhlich, daß ich Dir es nicht beſchreiben kann.“

Zu Ende des Winters 1790 kam Fernow unvermuthet nach Ratzeburg zurück. Er begann hier wieder ſeine ehemalige Lebensweiſe, ein beſtimmter Plan leitete ihn damals wohl nicht, wenn gleich die Sehnſucht nach ſeinem Ideal immer in dem Innerſten ſeines Gemüths fortglimmte. Sehr viel beſchäftigte er ſich in dieſer Periode mit poetiſchen Arbeiten, hauptſächlich waren es erotiſche Gedichte im Geſchmacke des Grecourt und Lafontaine, die er bearbeitete, theils beſtanden ſie in Nachbildungen dieſer und ähnlicher Dichter, oder er nahm den Stoff aus mündlichen Erzählungen, welche er verſificirte, doch hat er dieſes Feld bald genug wieder verlaſſen.

So verweilte er noch den Sommer des Jahrs 1790 in Ratzeburg, dann entſchloß er ſich nach Schwerin und Ludwigsluſt zu geben. Wir ſchieden, und wenig Tage nach ſeiner Abreiſe gieng auch ich nach Göttingen auf die Akademie. — Dies iſt ein kurzer Abriß jener Periode aus Fernow's Leben. Mir wird ewig ihr Andenken heilig ſeyn! Ihm ward ſie, was dem Pilger auf der Wallſahrt nach dem erſehnten, aber noch fernen Ziele die kurze Ruhe auf einem freundlichen Hügel an den Gränzen des Landes iſt, das ihm den Vollgenuß ſeiner Wünſche gewähren ſoll. Das Bild der Erfüllung ſchwebte immer ſeinem ſehnenden Gemüthe vor, aber es verdunkelte nicht die Reize des Augenblicks, den er jederzeit heitern Muths ergriff und genoß. Schon die ganze Anlage ſeiner Perſönlichkeit beſtimmte Fernow zu einem ächten Adepten der Ariſtippiſchen Lebensweisheit; er ſtrebte ſeine ganze moraliſche und phyſiſche Kraft zu üben. Mit Geiſt, Herz und Sinn nahm er Licht, Wärme, Bild und Ton auf, womit ihn das Leben umgab. Jedem Genuſſe war er offen, keinem jagte er nach. Alle Kräfte ſtanden bei ihm in ſchönem Gleichgewichte. Nicht abgeneigt der Spekulation, verſiel er nie in frucht- und formloſe Grübelei. Bei einer regen Phantaſie war er frei von aller Schwärmebei; mit einem, jeden ſchönen Gefühle offenem Herzen, verfiel er nie in jene weichliche Sentimentalität, die ſo ſelten das Gemüth befriedigt. Offen, natürlich und anſpruchlos in Allem, was er that und redete, erfreuete er durch ſeine ruhige, ſtets gleiche Heiterkeit und den leichten Witz, der ſeine Unterhaltung belebte, Alles, was ſich ihm nahte. Seine Sinne waren rege, und ſeine damals ſehr ſtarke Konſtitution erlaubte ihm das Leben mit Luſt zu ergreifen: dennoch überſchritt er nie die Gränzen der Mäßigkeit, und erſtickte nicht die edlere Gemüthlichkeit im Taumel geiſt- und herzloſer Schwelgerei. Kurz, ich habe Wenige kennen gelernt, deren Anlagen und Kräfte in einer ſo glücklichen Harmonie ſich ausgebildet und gewirkt hätten. Aus dem herrlichen Einklange ſeines ganzen Weſens erwuchs dieſe ruhige Behaglichkeit, und dieſer nie getrübte Sinn, womit er nur die ſchöne Seite des Lebens auffaßte, und, wie die geſunde organiſche Natur, nur den wohlthätigen Nahrungsſtoff verarbeitete, und die heterogenen Beſtandtheile von ſich ſtieß.

Hier endigt der Auszug aus Herrn Nauwerk's Brief; wahr und lebendig ſchildert er unſern Freund, ſo wie alle ihn noch gekannt haben werden, die ihn in ſeinen letzten Tagen ſahen.

Von **Ratzeburg** gieng er alſo nach der Reſidenz des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, nach **Ludwigsluſt**, wo er ebenfalls durch Unterricht-Geben und Porträtmalen einige Zeit zu exiſtiren gedachte. Zugleich war ſeine Abſicht, die nähere Bekanntſchaft einiger dort lebender Künſtler zu machen, die er dann, nebſt dem, was der Herzog an Kunſtwerken beſitzt, zu ſeiner weiteren Bildung benutzen zu können hoffte. Hier lernte er ein junges Frauenzimmer kennen, welches eben dort bei Verwandten zum Beſuch war und ſich ſonſt gewöhnlich in Weimar aufhielt. Dieſe Bekanntſchaft gab ſeiner ganzen Zukunft eine Richtung, die er freilich in jener Zeit nicht ſo vermuthete. Er gewann das Mädchen lieb; es war ſeine erſte ernſtliche Liebe; ſie erfüllte ſein ganzes Gemüth, und da ſie ihm zugleich eine erfreuliche Ausſicht für ſein künſtleriſches Streben eröffnete, ergab er ſich ihr ohne Rückhalt, und baute alle ſeine Plane für die Zukunft auf ſie.

Schon lange war der Gedanke in ihm aufgeſtiegen, die Kupferſtecherkunſt zu erlernen, und in dieſer einſt etwas Vorzügliches zu leiſten. Seine Geliebte verſprach durch ihre Konnexionen in Weimar ihm zu Erfüllung dieſes Wunſches zu verhelfen, verhieß ihm die beſte Aufnahme bei ihren Aeltern, und forderte ihn auf, ihr ſo bald als möglich dorthin zu folgen. Fernow ergriff dieſen Plan mit Entzücken, denn er gab ihm Alles, was er wünſchte: Nähe der Geliebten, Ausſicht auf eine baldige Verbindung mit ihr, und Hoffnung in der Kunſt unter Leitung eines vorzüglichen Meiſters die bedeutendſten Fortſchritte zu machen.

Er gieng jetzt nach Schwerin, um dort ſo viel Geld zu erwerben, als nöthig wäre, um einige Zeit damit in Weimar exiſtiren und ſich ganz der Erlernung ſeiner neuen Kunſt widmen zu können. Es gelang ihm, er bekam in kurzer Zeit ſo viel Arbeit, als er nur beſtreiten konnte; in müßigen Stunden malte er das Porträt des Herzogs von Mecklenburg, und ließ ſich das Stück mit einem Louisd'or bezahlen. Er arbeitete ſchnell, ſeine Arbeit gefiel, und ſeine Kaſſe wuchs zuſehends, obgleich er nur mit einem einzigen Thaler nach Schwerin gekommen war; — das Glück wollte ihm eben wohl.

Auch in geſelliger Hinſicht verlebte er hier frohe Tage. Er ward bald bekannt, und allgemein geliebt. Ein Kreis junger Männer ſchloß auch hier ſich an ihn an, und die beſten Häuſer ſtanden ihm offen, und es hieng von ihm ab, den Kreis ſeiner Bekanntſchaft nach ſeinem Willen zu erweitern. Er fand hier den Schauſpieldirektor Fiſcher wieder, den er ſchon in Lübeck gekannt hatte. Das alte Band ihrer Freundſchaft wurde enger als je zuvor geknüpft, und durch ihn ward er abermals veranlaßt, kleine poetiſche Arbeiten für's Theater, Prologe u. dergl. zu übernehmen, welche den Beifall des Publikums erhielten.

Herr Fiſcher machte ihn mit mehreren Söhnen und Töchtern Thalien's bekannt, und Fernow verlebte mit ihnen manchen köſtlichen Abend unter Luſt und Scherz. Unter andern lernte er hier die jetzige beliebte Schauſpielerin Madame Hartwig, damals Demoiſelle Werther, kennen, und ward in dem Hauſe ihrer Aeltern als Freund aufgenommen. Er freute ſich ihres Talents, welches damals in voller Blüte ſtand, und einige theatraliſche Reden, die er für ſie machte, ſetzten die Hände des entzückten Parterres unwiderſtehlich in Bewegung. So brachte er ziemliche Zeit in Schwerin zu. Es war nicht die merkwürdigſte, aber eine der genußreichſten Perioden ſeines Lebens.

Unter Entbehren und Genießen war es ihm endlich gelungen, eine für ihn ganz beträchtliche Summe zuſammen zu bringen. Mit dieſer, und in Hoffnung auf die verſprochene Unterſtützung, erfüllte er ſein Wort, und gieng nach Weimar. Dort fand er Alles anders, als er zu hoffen berechtigt ward; er ſah ſich getäuſcht, fühlte dieſes bitter, und machte ſich über ſein zu leicht gefaßtes Vertrauen ſelbſt Vorwürfe. — Nichts blieb ihm weiter übrig, als Weimar bald wieder zu verlaſſen. Er gieng nach Jena. Faſt planlos, tief im innerſten Gemüth zerrüttet, kam er hier an. Eine dunkle Idee nach Dresden zu gehen, um dort zu verſuchen, ob es ihm gelänge, ſein Künſtler-Talent auszubilden, ſchwebte ihm vor. Aber er beſuchte als Gaſt eine von Reinhold's philoſophiſchen Vorleſungen, und dieſe ergriff ihn ſo, daß er ſich plötzlich entſchloß, in Jena zu bleiben, und Alles anzuwenden, um tiefer in das Heiligthum zu bringen, das wie ein Lichtſtrahl im Dunkeln ihm plötzlich entgegen leuchtete. „Ich hoſpitirte," ſchreibt er an einen Freund, „aus Neugierde bei einigen Profeſſoren, unter andern auch bei Reinhold, der auf dem Katheder ein ſehr einnehmender Redner iſt, und gerade in der Stunde über eine ſehr intereſſante Materie ſprach. Wie betäubt von den hohen und herrlichen Offenbarungen, die ich hier vernommen hatte, verließ ich ſein Auditorium, mit dem Entſchluſſe, ich möchte ſubſiſtiren, auf welche Art es auch ſey, dieſe glückliche Gelegenheit zur Aufräumung in meinem Kopfe zu nutzen und, wenn auch nur ein Jahr, auf der Univerſität zu bleiben, und Reinhold's Vorleſung zu beſuchen. Ich hatte aber nicht einmal ſo viel Geld, um mich immatrikuliren zu laſſen, und war über zwei Monate dort, bis ich dazu vermögend war; indeß brachte ich mich doch, obgleich ziemlich dürftig, gegen zwei Jahre durch, und lebte ganz im Studium der Philoſophie. Mit Reinhold ward ich bald durch einen Aufſatz und ein Paar Gedichte näher bekannt, und gewann die Freundſchaft dieſes wahrhaft edlen, liebenswürdigen Menſchen ſo, daß ich länger, als Jahr und Tag, ſeines täglichen Umgangs genoß, der mir mehr genützt hat, als ſeine öffentlichen Lehrſtunden."

Den 29. September 1793 verließ Fernow die Univerſität Jena. Die Veranlaſſung hierzu, und welche ſchöne Ausſicht für die Zukunft ſich ihm durch die gütige Vorſorge Reinhold's eröffnete, erzählt er ſelbſt weiter unten in einem Briefe an ſeinen Freund Rauwerk. Er ſchied mit einem von Dank und Liebe erfülltem Herzen von Reinhold; beide ahndeten jedoch damals nicht, daß dies eine Trennung auf ewig wäre. Sie ſahen einander nie wieder; aber ihre gegenſeitige Liebe blieb ſich gleich. Als ein ſchöner und rührender Beweis, wie herzlich Reinhold die ehrfurchtsvolle Liebe ſeines jüngeren Freundes erwiederte, ſey es uns erlaubt, eine Stelle aus einem Briefe des erſteren an die Herausgeberin dieſer Blätter mit einzuſchalten. Zugleich mag ſie dienen, Fernow, der jetzt gleichſam eine neue Periode ſeines Lebens anfieng, zu charakteriſiren, wie er damals, wo er ins männliche Alter trat, erſchien, ſo wie früher Herr Rauwerk in ſeinem Briefe ihn uns als Jüngling vorführte.

* * *

Kiel, den 11. Novbr. 1809.

„Vor Allem meinen wärmſten Dank für das Liebe und Gute, wodurch Sie, theure Freundin, zur Verſchönerung meines genußreichen Aufenthalts in Weimar beigetragen haben. Dahin gehören insbeſondere die unvergeßlichen Abendſtunden, in welchen wir mit einander das Andenken unſeres Fernow's durch lieblichen Einklang wehmüthiger und wonnevoller Gefühle feierten. Von den wenigen Auserwählten unter den vielen Berufenen meines ehemaligen Auditoriums in Jena war Er einer der von mir Geliebteſten und mich Liebendſten. Wir fanden, achteten und liebten an einander diejenigen Eigenſchaften, ohne welche nicht nur keine wahre Freundſchaft beſtehen kann, ſondern auch, aus welchen über kurz oder lang dieſelbe hervorgehen muß, und da das väterliche und kindliche Verhältniß, das zwiſchen uns während unſeres Zuſammenlebens Statt fand, weniger durch den Unterſchied unſeres Alters, als durch unſern damaligen Standpunkt als Lehrer und Zuhörer beſtimmt wurde, ſo würden wir ohne Zweifel ſehr bald, und auf immer Freunde in dem ſtrengſten Sinne des Wortes geworden ſeyn, wäre uns nach ſeiner Zurückkunft aus Italien Wiederſehen und Zuſammenleben möglich geweſen.

„Es gehört zu den ſchönſten Belohnungen meiner — in Jena zu meiner Aufmunterung reichlich belohnten — Berufstreue als akademiſcher Lehrer, daß ich mich auf die Entwickelung dieſes trefflichen Kopfes und die Verbeſſerung ſeines äußeren Schickſals eines Einfluſſes zu erfreuen habe, der, ſo gering und zufällig derſelbe auch von meiner Seite war, durch Fernow's angeborne feurige Liebe zum Wahren und Schönen, die er in meine Vorleſungen mit ſich brachte, und durch gleichgeſinnte Freunde, die er in meinem Hauſe kennen lernte, und welche Ihm ſeinen Aufenthalt in Italien in der erſten Zeit möglich machten, ſo bedeutend geworden iſt. Sein philoſophiſcher Geiſt, der, verbunden mit der entſcheidendſten äſthetiſchen Urtheilskraft, ihn weniger zum Künſtler, als zum Kunſtrichter und Bearbeiter der Philoſophie der Kunſt beſtimmt hatte, bedurfte nur eine leiſe Anregung von außen, um zur hellen Thätigkeit aufzuwachen, und nur einige Muſe auf dem klaſſiſchen Boden Italiens, um den angemeſſenen Stoff ſeiner Beſchäftigung und die augenſcheinlichſte Nahrung ſeiner Lebenskraft zu finden".

So weit des Herrn Profeſſor Reinhold's in Kiel Brief. Wir verlaſſen ihn, um einen andern von Fernow an Herrn Nauwerk einzuſchalten.

Auszug eines Briefes von Fernow an Herrn Rauwerk.

Bern, den 16. Novbr. 1793.

„Jetzt trennt uns eine große Ferne, und eine noch größere wird uns bald auf noch längere Zeit trennen. Ich eile darum jetzt, da ich Dich noch abreichen kann, meine Saumſeligkeit einigermaßen wieder gut zu machen; wer weiß, ob es mir ſo bald wieder möglich ſeyn wird, Dir zu ſchreiben. Mein Schickſal hat ſeit vier Monaten eine, wie es ſcheint ſehr günſtige, Wendung für mich genommen, gerade zu einer Zeit, wo ich ſchon auf jeden Sonnenblick des Glücks reſignirt hatte; zu einer Zeit, wo ich, was meine phyſiſche Lage betraf, äußerſt bedrängt und armſelig leben mußte; obgleich ich, auf der andern Seite, dieſe Zeit in Rückſicht auf intellektuelle und moraliſche Ausbildung meines Geiſtes, für eine der glucklichſten meines Lebens halte, und ſtets halten werde; um ſo mehr, weil in ihr der Keim zu einer frohern Zukunft ſich entwickelte, der ich nun mit frohem Herzen und heiterm Blicke entgegen ſehe. Mein Verdienſt war in Jena äußerſt karg; bei aller Einſchränkung konnte ich kaum dort ſubſiſtiren; aber die vortreffliche Gelegenheit, meinen Kopf und Geſchmack wenigſtens theoretiſch auszubilden, und manche nützliche Kenntniſſe einzuſammeln, ließ mich dieſe Unannehmlichkeit leicht verſchmerzen. Reinhold's Unterricht und freundſchaftlicher Umgang, welchen letztern ich über drei Vierteljahre lang faſt täglich genoſſen habe, hatten zu viel Reiz für mich, daß ich darüber nicht das Drückende meiner Lage gern vergeſſen hätte. Ich habe dieſem Manne, dem edelſten, den ich je kannte, unendlich viel zu verdanken; er hat in meinem Kopfe gewaltig aufgeräumt, und ihm habe ich auch die Wendung meines Schickſals zu danken. Ich muß Dir von jener Zeit meine Fata, der Ordnung nach, erzählen, damit Du von Allem gehörig informirt werdeſt. Für's Erſte und im Allgemeinen ſag ich Dir nur, daß ich mit dem Profeſſor Baggeſen aus Kopenhagen, der jetzt gleichfalls hier iſt, eine Reiſe durch die Schweiz, Italien, Sicilien und Spanien machen werde. Wie ich zu dieſem Glücke gelangt bin, will ich Dir nun der Länge und Breite nach erzählen. Ich war bereits ſeit vergangene Weihnachten mit Reinhold ſo bekannt, daß ich täglich, vorzüglich des Abends, einige Stunden in ſeiner Familie verleben, und ihn zu jeder Zeit bei geſchäftsfreien Stunden beſuchen konnte. Dieſe Bekanntſchaft hatte ich theils einigen poetiſchen und proſaiſchen Aufſätzen, die er von mir geleſen hatte, theils einigen Zeichnungen zu verdanken. Er gewann mich lieb und ſchenkte mir ſeine Freundſchaft. In der Mitte dieſes Sommers beſuchte ihn Baggeſen, auf einer Durchreiſe in Jena. Ich lernte ihn bald kennen, malte ihn und ſeine Frau einigemal, ward genauer mit ihm bekannt, und ich hatte das Glück ihm ſo zu gefallen, daß er mir ſchon am fünften oder ſechſten Tage den Antrag that, ihn auf ſeiner Reiſe zu begleiten. Das waren Worte des Himmels für mich! Ich wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen ſollte; ich nahm ſeinen Antrag mit Entzücken an; wir beredeten am folgenden Tage die Sache ausführlicher, und er gab mir die feſte Zuſicherung, daß von ſeiner Seite kein Hinderniß je Statt finden ſolle, die Mitreiſe rückgängig zu machen; aber die Bedingung war dabei, daß ich zuſehen müſſe, wie ich nach Bern komme; weil es ihm an Platz fehlte, mich bis hieher mitzunehmen. Er reiſ'te Ende Julius aus Jena, und ich folgte ihm verabredetermaßen am Anfang der Michaelisferien. So hatte ich alſo auch das Glück, mich ein Vierteljahr an meinem ſchönen Proſpekt in die Zukunft zu weiden, obendrein. Ich würde bis dahin gehungert haben, wenn es nöthig geweſen wäre, um mir Reiſegeld zu erſparen; aber das bedurfte es nicht. Durch Reinhold's Betriebſamkeit bekam ich noch Arbeit, theils in Jena, theils bei Wieland in Weimar, ſo daß ich zur gehörigen Zeit meine Reiſe zu Fuß nach Bern antreten konnte. Von Jena hatte ich bis Bamberg von ein Paar Liefländern, meinen Freunden, die nach Würzburg giengen, Geſellſchaft. Ich paſſirte den ſchauerlich wilden, an romantiſchen und ſchönen Gegenden, an Bergen, Felsklüften und alten wüſten Bergſchlöſſern reichen Thüringerwald, über Rudolſtadt und Koburg; in Bamberg verließ ich meine Begleiter, gieng über Erlangen, Nürnberg, Stuttgard, Tübingen, Schaffhauſen und Zürich, über Aarau und Solothurn nach Bern. Meine Reiſe bis Bern dauerte fünf Wochen. Ich habe ſtrenges Tagebuch gehalten und manches Merkwürdige aufgezeichnet, was ich Dir gern mittheilte, wenn der Raum meines Briefes es geſtattete u. ſ. w." —

Da wir dieſes Tagebuch vor uns haben, ſo glauben wir, es werde dem Leſer intereſſanter ſeyn, wenn wir die merkwürdigſten Stellen daraus, ſtatt der kurzen Ueberſicht der Reiſe, die Fernow in dieſem ſehr langen Briefe ſeinem Freunde giebt, in folgendem mittheilen.

Wünſchbach, den 6. Octbr.

Um ſo viel als möglich alle Gefahr zu vermeiden, beſonders da ich mit keinem Paſſe verſehen bin, hatte ich mich in Nürnberg entſchloſſen, lieber einen Umweg von mehreren Stunden zu machen, als durch Anſpach und Feuchtwangen, wo preußiſches Militär liegt, zu gehen, und zu meiner Freude vernehme ich jetzt, daß dieſer Weg weit näher iſt, als der über Anſpach, und daß ich auf dieſe Art an dem Wege gewinne, was ich aufopfern wollte.

Dinkelsbuhl, den 7. Oktbr.

Zwei Stunden von Wünſchbach kam ich durch ein kleines häßliches Neſt, Eſchbach genannt, wo ich zum erſten Male den ekelhaften Anblick eines Kapuziners, mit ſeiner ſchmutzigen braunen Kutte hatte. Im großen Wirth war die ganze Stube voll Soldaten; ich glaubte hier ſey ein Werbeplatz, und hielt die Leute für Rekruten, die vielleicht juſt zur Armee abgeführt werden ſollten. Ich eilte darum ſogleich in ein ander Wirthshaus, wo es nicht viel beſſer war. Hier erfuhr ich, daß heute Kirchweih ſey, und die Soldaten die Bürger eines benachbarten Städtchens. Nachdem ich eine kleine Weile hier geweſen war, ward mir mein Paß abgefordert, ich zeigte meine Matrikel vor, die mir der Herr Amtsſchreiber, der hier den General der Wache vorſtellte, mit Anwünſchung einer glücklichen Reiſe, wieder zurückgab. Nach einer lächerlichen Parade marſchierten noch die Soldaten unterm Gelächter aller Zuſchauer davon.

Ludwigsburg. Drei Stunden von Stuttgard, nordweſtl.

d. 11. Oktbr.

Ich gieng ſogleich zu Schiller, der ſich ſeit fünf bis ſechs Wochen, nach einer eilfjährigen Abweſenheit aus ſeinem Vaterlande hier im Kreiſe ſeiner Verwandten und Jugendfreunde aufhält. Er ſowohl, als ſeine Frau empfiengen mich ſehr freundlich. Ich war etwa eine Stunde lang dort, und beurlaubte mich dann, um noch die übrige Zeit bis Abend auf die Beſichtigung des Ortes und der Gegend zu verwenden. Etwa eine Stunde rechter Hand von Ludwigsburg, wenn man vom Schloſſe hinausſieht, gegen Morgen, erblickt man am Abhange eines Berges das Städtchen Marbach, Schiller's Geburtsort, und links gegen Abend, gleichfalls eine Stunde von hier, die Bergfeſtung Hohenasberg, durch des Dichters Schubart's Gefangenſchaft berühmt. Mit einbrechender Nacht eilte ich zu Schiller, der mich zum Abendeſſen eingeladen hatte.

Solitude. Luſtſchloß, anderthalb Stunden von Stuttgard.

D. 13. Oktbr.

Ich beſuchte den Hauptmann Schiller, der hier die Aufſicht über die Solitude hat, um in ihm Schiller's Vater kennen zu lernen. Er iſt ſchon gegen ſechzig Jahre alt. Mein Begleiter charakteriſirte ihn durch mehrere treffende Bemerkungen als einen ſehr vorſichtigen Mann.

D. 16. Oktbr.

In Aldingen kam die Fürſtin von D. gefahren; um ſie zu ſehen, gieng ich, weil ſie nicht ausſtieg, hinab, ſie war gar ein häßlicher Schatz, und dieſer Mühe nicht werth. Aber ihr Almoſen wußte ſie mit einer fürſtlichen Grandezza zu geben. Ein Bettler kam an den Schlag des Wagens. Ihre Kammerjungfer mußte ihr den Geldbeutel, den ſie in der Hand hielt, geben; ſie nahm ein Paar drei Kreuzerſtücke heraus, gab ſie der Hofdame, dieſe der Kammerfrau, dieſe dem Bedienten, der ſie dem Bettler gab. Ich machte, daß ich fürbaß kam. Kurz vor dem Orte begegnete mir ein junger katholiſcher Geiſtlicher bei einem Frauenzimmer im Wagen; er trug einen kohlſchwarzen Bart, und gab mir im Vorbeifahren ſeinen Seegen.

D. 17. Oktbr.

Heute ſah ich das große Schauſpiel der Natur, das zu ſehen, ſchon der Wunſch meines Knabenalters war, den Rheinfall bei Lauffen. Gegen neun Uhr gieng ich aus Schaffhauſen, mißvergnügt über ſchlechte Bewirthung; aber doch in einer feierlichen Stimmung. Ein Vorgefühl von Schauer des Erhabnen durchdrang mich bei alle den Vorſtellungen, die mein Geiſt ſich je von Beſchreibungen dieſes Scha=

ſpiels gemacht hatte, und die ſich mir jetzt lebendiger als je, aufdrangen. Ich fand ſchon, als ich aus Schaffhauſen trat, den Rhein ſich rüſtend zu der erhabenen Scene. Stürmiſch und ſchwankend, wie ein leidenſchaftlicher Jüngling, brauſt er Schaffhauſen vorbei, ſo daß auch kein Fahrzeug ſich ihm mehr anvertraut. Den Donner des Falles kann man, auch bei dem vollſten Strömen und günſtigſtem Winde, nicht in Schaffhauſen hören; weil das nahe Rauſchen des Stromes den entfernten Donner doch übertäuben würde. Ich glaube, es thut dem Rheinfall Schaden, daß man ihn zuerſt in einer ziemlichen Entfernung von oben, und folglich aus einem verkleinernden Geſichtspunkte ſieht. Die Bemerkung, daß man weniger finde, als man erwarte, beſtätigte ſich im Ganzen auch mir. Ich empfand nicht den großen Eindruck und den mächtigen Schauer des Erhabenen, den ich nach mehreren Beſchreibungen erwarten mußte. Freilich in der größten Nähe, wo man ihn gleichſam berührt, in dem kleinen Häuschen am Berge des Schloſſes, iſt der Donner entſetzlich, und die Kraft und Schnelligkeit nur eines Moments, unſäglich, wenn man auch von der Dauer und beſtändigen Verſchwendung dieſer Kraft abſtrahirt. Nie iſt mir das Bild der Ewigkeit anſchaulicher geweſen, als hier. Man ſchaut mit Entſetzen und Schwindel in dieſen Tumult eines mächtigen Elements, den nur vielleicht der Blitz an Schnelligkeit übertrifft; darum eben, weil die große Geſchwindigkeit geſehen und unmittelbar empfunden werden muß, iſt es thörigt dieſe Scene zu malen. Ich habe den Rheinfall von allen Seiten und mit Muſe betrachtet; länger als drei Stunden habe ich an ihm verweilt. Der kleinere von den beiden Felſen, die mitten in dem Sturze gegründet ſtehen, obgleich er ſchon von der Gewalt des Waſſers gelitten zu haben ſcheint, kann doch vielleicht noch Jahrhunderte ſeine Wuth brechen. Bei dieſem Felſen iſt der Conflikt am gewaltigſten; an ſeinem Fuße ſtürzt der Strom von drei Seiten, wie in eine Kluft zuſammen, und verwandelt ſich in Schaum, gegen den der weißeſte Schnee noch als grau erſcheint. Da, wo der Strom, nicht ganz in Schaum verwandelt herabſtürzt, zeigt er ſeine ſchmaragdne Farbe, die ſchon bei Schaffhauſen ſo ſchön in dem ſchneller dahin rauſchenden Fluſſe überall hervorſticht. Die Gewalt, mit der das Waſſer fortgetrieben wird, erſtreckt ſich noch über hundert Schritte weit in den Strom hinein. Beide Felſen ſind noch wohl eben ſo jungfräulich und unerſtiegen, als die Jungfrau in den Eisgebirgen der Schweiz. Wie ſich Meiners bei der Hinüberfahrt fürchten konnte, bleibt mir unbegreiflich; es iſt ein freudiger Tanz, den man über den Rhein thut und der Anſchein, als ob der Fährmann unmittelbar auf den Fall zuſteuerte, entzückt, ſtatt Furcht zu erregen. Lauffen an ſich, liegt äußerſt pittoresk, und die Felſen, die von ihm herabgeſtürzt im Rhein liegen, ſind furchtbare Spuren der Zerſtörung, die hier gerade an ihrer Stelle ſind.

Zürich, d. 19. Oktbr.

Bald nach meiner Ankunft gieng ich zu Lavater, dem ich von Reinhold und Lips nur mündliche Empfehlungen zu machen hatte. Ich merkte, daß er mich, beſonders in den erſten Momenten, oft mit ſcharfen Blicken anſah; bei Reinhold's Namen ward er ſehr warm und ſagte: er habe zwar auf ſeiner letzten Reiſe viel vortreffliche Menſchen kennen gelernt; aber einen in allem Betracht, ſo weiſen und guten Menſchen, als ihn, nicht weiter. Ueber meinen Entſchluß, mit Baggeſen zu reiſen, ſprach er mit wahrer väterlicher Wärme und Theilnahme mit mir, ſo daß ich ganz davon gerührt wurde, um ſo mehr, da ich völlig fremd ohne Empfehlung zu ihm kam;

aber ich merkte, daß er gleich offener wurde, als ich ihm ſagte, ich ſey der, von dem er einige Porträte bei Reinhold geſehen habe. Da er heute, als am Sonnabende, ſehr viel Geſchäfte hatte, ſo beſchied er mich Morgen, wenn er ſeine Predigt gehalten habe, wieder zu ſich, um noch mehr mit mir zu ſprechen. Nach meiner Zurückkunft machte ich einen Spaziergang über die andere Brücke hinaus, wo ich bei dem unerwartet erhabenen Anblick der hohen ſchweizeriſchen Alpen in Erſtaunen gerieth und dieſe große, entzückende Ausſicht über eine Stunde mit ſtummer Bewunderung genoß. Die Scene des Rheinfalls verſchwindet gegen die Herrlichkeit dieſer wahrhaft erhabnen Anſicht. So groß und prächtig hatte ich mir dieſen Anblick, beſonders in dieſer Entfernung, nicht gedacht. Lange konnte ich mich davon nicht losreißen, und nur durch das Bewußtſeyn befriedigt, ich könne ſie heute und morgen und öfter, zu jeder Tageszeit und in jedem Lichte hier wieder betrachten, verließ ich die Brücke.

Auch jetzt am Abend iſt der Anblick des Züricher Sees aus meinem Fenſter ſo lieblich und Ruhe athmend, die Ferne ſo duftig und die Fläche des Sees von den erleuchteten Fenſtern an den Ufern deſſelben ſo mild beſchimmert, daß ich mein kleines Zimmer ſchon doppelt liebgewonnen habe. — Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht! ſang hier Klopſtock. Hier bildete Geßner ſeine idealiſchen Gemälde der Idyllenwelt; hier erwärmte Lavater's fromme Phantaſie in paradieſiſchen Gefilden; hier, heilige, ewig ſchöne Natur, erwärme auch mein Herz, nähre meinen Sinn, veredle meinen Geiſt, daß er ewig nur dir huldige!

Sonntag, d. 20. Oktbr.

Früh um acht Uhr gieng ich zu Lavater in die Petrikirche. Seine Predigt handelte über die harten Worte Jeſu, die er bei verſchiedenen Gelegenheiten zu verſchiedenen Menſchen geſagt haben ſoll! Wegen ſeiner harten Ausſprache, und des ewigen Räuſperns und Schnaubens der Gemeine, verſtand ich zu wenig, als daß ich über das Ganze urtheilen könnte. Die Rede ſelbſt war an ſich ohne allen redneriſchen Schmuck und Prunk, mehr eine freundſchaftliche herzliche Anrede, als eine ausgearbeitete Predigt. Nach dem Gottesdienſt gieng ich zu Lavatern; fand ihn aber nicht allein. In dem Empfangszimmer, worein ich auch geſtern eintreten mußte, war rings umher eine Bibliothek, großentheils von ſeinen eignen Schriften. Eine ganze Seite der Wand enthielt lauter Mappen und Futterale, wovon die Aufſchriften theils Gedanken, oder Lebensbeſchreibungen, oder Skizzen und dergleichen waren und worin ſich lauter einzelne Blätter zu befinden ſchienen, worauf Lavater wahrſcheinlich ſeine momentanen Gedanken und Einfälle ſchreibt. Eine unſägliche Menge ſolcher Gedanken muß in den rings umherſtehenden kleinen Bänden enthalten ſeyn. Mehrere waren auf Täfelchen hinter Rahmen und Glas geſchrieben, und dieſe alle in Hexametern. Einige, die mir am beſten gefielen, und die ich auswendig behalten habe, ſind folgende:

Lehre mit Wahrheitsliebe nur Weisheit lehrende Wahrheit.

Freue dich jedes Genuſſes, der Kraft zu neuem Genuß giebt.

Gieb dem Bittenden gern, und erfreu auch den, der nicht bittet.

Flieh den lauernden Frägler, er iſt ein verläumderiſcher Schwätzer.

Nie ſag kannſt du helfen, zum Hülfe-Verlangenden: Gott helf!

Richte nicht, eh' du verhörſt, und verhöre nicht, biſt du nicht Richter!

Bruchſtück eines Briefes von Fernow an Profeſſor Reinhold.

Lavater hat mich recht liebreich aufgenommen, ſein Auge flammte ſtärker, und er drückte mir die Hand, als ich ihm Ihren Namen nannte. Aber — ich ſchreibe Ihnen dies mit offenherzigerm Vertrauen — er mißbilligte es ganz, daß Baggeſen noch fremde Leute mitnehmen wolle. Keine Lage ſey mißlicher für mich, als dieſe, und überhaupt ſey mein Verhältniß mit ihm viel zu unbeſtimmt, als daß es von Dauer ſeyn könne. Er wolle deshalb an Baggeſen ſchreiben; er wolle es ihm dringend an's Herz legen, wohl zu überlegen, was er thue. Ich weiß nicht, wie dies ablaufen wird, ob Lavater's Beſorglichkeiten wirklich ſo gegründet ſind, und eben dieſe Ungewißheit iſt es, die mich am ſtärkſten beunruhigt.

Mit einem halben Laubthaler bin ich in Zürich angekommen, und noch dazu zu einer ſo ungünſtigen Zeit, daß ich noch nicht habe an Baggeſen ſchreiben können, und hier in einem theuren Gaſthofe mehrere Tage leben muß, ohne gewiß zu ſeyn, ob ich ſogleich Geld erhalte. Doch das möchte alles noch ſeyn, wenn ich jetzt nur nicht mit Wahrſcheinlichkeit fürchten müßte, daß alle meine Ausſichten zu Waſſer werden. Jetzt vermiſſe ich Ihren Rath und Zuſpruch. Es wäre hart vom Schickſale, wenn ich in dem Momente, wo ich in den Himmel hineinblicke, wo ich über alle Hinderniſſe geſiegt zu haben glaube, wieder zurückgeſtoßen würde, und wenn der Mann, der ſo vielen Tauſenden Tröſter und Rathgeber war, wenn Lavater gerade für mich, und ohne es zu wollen, dieſen Unfall entſchiede. Er nimmt vielen Theil an mir, denn ich habe ihm meine Lage frei und offen entdeckt; aber er ſagt: es ſey um ſo mehr Pflicht für ihn, Baggeſen ernſtlich zu ermahnen, daß er bedenke, was er thue. Ich muß ihm hierin Recht geben, ſo ſehr mein Herz bei dem Gedanken blutet, alle meine Hoffnungen ſcheitern zu ſehen. Und wahrlich! ſo untröſtlich ich ſeyn würde, wenn meine Reiſe nicht zu Stande käme, ſo würde ich doch dies große Opfer freiwillig darbringen, und nicht murren, ſobald ich ſähe, daß ich einem Freunde, der mir wohl will, zur Laſt fallen, oder ihn in Verlegenheit ſetzen könnte. Erſt Morgen kann ich an Baggeſen ſchreiben. Ich habe mir vorgenommen, ihm gleichfalls offenherzig zu ſagen, was ich unter dieſen Umſtänden ſagen muß. Ich werde ihn beſchwören, ſelbſt zu entſcheiden, was er kann und will und ſich weder durch Lavater's Beſorglichkeiten, wenn ſie nicht gegründet ſind, noch durch ſein mir gegebenes Wort, und durch meine Verlegenheit irre machen zu laſſen. Sein Verſprechen ſoll ihn gar nicht binden aber ich möchte auch auf der andern Seite nicht gern durch das beſorgliche Einreden eines Andern, wär es auch Lavater's, ein ſo großes Glück verſcherzen. Wenn ich jetzt nur eine halbe Stunde mit Ihnen ſprechen könnte! — So gut ich auch die Sache überlege, ſo bin ich doch bange und furchtſam, denn ich muß zarte Saiten berühren, die ich lieber nicht berührte. — Nun wohlan! in einigen Tagen muß mein Schickſal entſchieden ſeyn. Der Wurf falle wie er wolle, ich bin nicht unvorbereitet. Das Jahr, das ich in Ihrer Schule zugebracht habe, hat mich die Kunſt gelehrt, mich durch Gründe zu tröſten, die für jede Widerwärtigkeit des Lebens unüberwindlich ſind. Eine waltende Vorſehung, der ich vertraue, ein gutes Gewiſſen und Beſonnenheit ſind drei mächtige Stützen, die uns in jedem Unglücke aufrecht halten.

Fortſetzung des Tagebuchs.

Montag, d. 21. Oktbr.

Meine Ausſicht in die Zukunft iſt eben ſo trübe und neblicht, als die Ausſicht über den See; ich ſehe in beiden eigentlich — Nichts.

D. 24. Oktbr.

Heute ſah ich Lavater's Frau und Tochter, indem ich zum erſten Male in ſeinem Wohnzimmer war. Es iſt unbeſchreiblich, welch' eine Menge Malereien und Zeichnungen Lavater beſitzt. Alle ſeine Repoſitorien ſind mit Portefeuillen, alle Wände mit Gemälden und Zeichnungen angefüllt und unzählige liegen in ſeinem Arbeitszimmer herum. Ich halte ſeine Sammlung, überhaupt genommen, für eben ſo einzig in ihrer Art, als ihn ſelbſt. —

Noch immer in unruhiger Ungewißheit, wegen meiner Zukunft! Meine Hoffnung ſchwindet mehr und mehr; unſelige Lage, wenn man kein Geld hat!!

D. 25. Oktbr.

Das Wort Gemüth nimmt man hier in dem Sinn, wie Humor, Aufgeräumtheit. So ſagte heute bei Tiſche ein Offizier: Wenn man gut Eſſen und Trinken hat, das giebt ein gut Gemüth.

Die Sylbe er wird hier vorzüglich zur Zuſammenſetzung der Verborum gebraucht, und man hat viele Verba mit er, die in Teutſchland unbekannt ſind; ſo ſagt man, ſich erklagen, ſtatt ſich beklagen. Erweiben, ſagt man, ſtatt erheurathen, ein Wort, welches in die Bücherſprache aufgenommen zu werden verdient. — Noch acht und vierzig Stunden muß ich harren, ehe mein Schickſal entſchieden wird, ehe ich einen Brief von Baggeſen bekomme.

Sonntag, d. 27. Oktbr. Nachmittags vier Uhr.

Endlich Erhörung, Erfüllung, über alle meine Erwartung, überſchwengliche Erfüllung meines Wunſches — meines höchſten, einzigen, heißeſten Wunſches — ein Brief von Baggeſen mit vier neuen Louisd'or. Wer iſt ſeliger, als ich in dieſem Augenblicke! Ich darf kommen, theurer Baggeſen; du haſt mich aus einer Höllenqual errettet! In ſo ſchrecklicher, drängender, unausſprechlich peinigender, folternder Ungewißheit war ich nie! Der Schmerz iſt unſäglich, aus dem Himmel plötzlich in das hölliſche Feuer geworfen zu werden; aber noch Millionen Mal unſäglicher iſt die Wonne, die ich jetzt empfinde, da ich aus dieſer Folterkammer, in der ich acht Tage lag, in den Himmel erhoben bin! Wie eng mir jetzt mein Zimmer, Zürich, die ganze himmelhohe, himmliſch ſchöne Alpenwand iſt! Warum muß ich noch eine Nacht hier zubringen! Doch ich bin zufrieden, glücklich, wie ein Sterblicher ſeyn kann!

Je näher der Augenblick der Entſcheidung, je ungeduldiger, unbändiger, quälender meine Unruhe. In einigen Stunden dieſes Vormittags riß ich mich mit Gewalt aus dieſer unſeligen Lage, und ſchrieb ein Gedicht an die Hoffnung nieder.

Ein ſchöner, ſonniger, Freude athmender Tag. Mit dankvollem Herzen gieng ich hinaus vor dem Scheiden der Sonne und ſah nun mit erleichterter, noch von dem plötzlichen Uebergange von Qual zum Entzücken wogender Bruſt die Lieblinge meines Auges in der lebloſen Natur, ſeit ich ſie zuerſt ſah, die Schneeberge, mit ihren glänzenden, von ewigem Schnee bedeckten, Scheiteln, bis ihr letztes Roſenroth erblich.

D. 28. Oktbr.

Böſes Wetter und Lavater halten mich noch in Zürich. Ich gieng zu ihm, um ihm ſeines Bruders Portrait zu zeigen, worüber er ſeinen Beifall, doch nicht ohne Einſchränkung, äußerte. Ich zeichne ihm nicht beſtimmt genug; aber er bedenkt nicht, daß meine Manier nicht zu harte Umriſſe verträgt. Er drang in mich, noch zu bleiben, um ihn und ſeine Frau zu zeichnen. Er gab mir folgende Aufträge für die Zukunft; 1. ihm auffallende Profile, oder Geſichter zu ſenden; ferner Portraits großer Männer, und merkwürdiger Perſonen; 3. charakteriſtiſche Figuren aus dem gemeinen Leben, wo ich ſie träfe; 4. ihm dieſe, wenn ich mehrere geſammelt habe, von Zeit zu Zeit, etwa für zwei Louisd'or, zuzuſenden. Ich gab ihm mein Gedicht an die Hoffnung zum Durchleſen; er war ziemlich zufrieden damit, beſonders mit der leichten Verſifikation. Er ſagte: wer Verſe machen und zeichnen könne, der komme ſicher durch die Welt; überhaupt habe ich etwas in meiner Phyſiognomie und meinem Betragen, welches zeige: ich ſey einer von jenen, denen es nie fehlen werde; er ſehe mir eine gewiſſe Schmiegſamkeit in Schickſal und Menſchen an, die gewöhnlich Leuten von gewiſſen Fähigkeiten, beſonders dem Künſtlertalent, mangle, und die eben ſoviel werth ſey, um durch die Welt zu kommen, als das Talent ſelbſt. Er dichtete mir etwas auf ein Stammbuchsblatt und ich mußte meinen Namen in ein Buch ſchreiben, worin er alle ihn Beſuchende ſich einzuſchreiben bittet. Herauf ſprach er noch vieles mit mir über Moralität, über ſein Chriſtenthum, über ſeine Art zu disputiren. Er disputirt nie mündlich, ſondern hat ſeine Sätze, die er für ausgemacht und unumſtößlich hält, einzeln auf kleine Zettel geſchrieben; dieſe lieſt er vor. Findet dann einer ſeinen Satz nicht eben ſo ausgemacht und unumſtößlich, ſo zerreißt er den Zettel und wirft ihn in den Spucknapf. Er fängt alles ſein Philoſophiren mit Einmal Eins iſt Eins an; ſo gewiß als das iſt, ſollen auch ſeine Sätze ſeyn. Er ſagte, er haſſe alle Terminologie, weil dabei immer ſchon etwas vorausgeſagt und gewußt werden müſſe. Er nimmt das Wort in dem Sinn der ſubjektiven Beſchränkung, daß man ſich nämlich durch Terminologie einſchränke, verzäune, und dann nicht herauskommen könne. So, ſagte er, komme er wie mit ſeiner Froſchtheorie in der Phyſionomik vom Froſch zum Apoll von Belvedere, endlich bis zum höchſten Ideale ſeines Geiſtes, auf Jeſum Chriſtum. Was er auf dem Papier habe, ſeyen Fröſche, und im Herzen habe er Jeſum. Er bekannte, daß er nie Logik gelernt und ſtudiert habe und immer en peine ſey, wenn ihm einer mit logiſchen Terminologien, die er nicht verſtehe, angeſtiegen komme. Seine Philoſophie ſey eine Vereinigung des Naturaliſm und Supernaturaliſm und dünke ihm daher die allertauglichſte. Seine Bereitwilligkeit: jede ſeiner Ueberzeugungen für eine beſſere zu vertauſchen, war lobenswerth. Er ſagt: der, dem es ernſtlich um Wahrheit zu thun iſt, der redliche Wahrheitsfreund, kann nie verlieren, ſeine Ueberzeugung mag wahr ſeyn, oder er mag eines Beſſern belehrt werden, er gewinnt immer.

Warten, erwarten, und wenn es da iſt, ergriffen! ſey die beſte Philoſophie, um durch die Welt zu kommen. Er gieng um ſechs Uhr in Geſellſchaft, und ließ mich unter allen ſeinen Büchern, Papieren und Kunſtſachen allein.

D. 29. Oktbr.

Ich nahm Abſchied von Lavater; er band mir nochmals recht feſt auf, ihm das, was er mir geſtern ſagte, zu vollführen; er wollte mir einen Band ſeiner Handbibliothek zum Andenken geben; ich bat mir ſein Andenken für liebe Reiſende aus, das er mir noch in den Gaſthof nachſchickte. Um zwei Uhr Nachmittag bei dem trübſten Himmel und feinem Staubregen, verließ ich Zürich. Mit Sonnenſchein im Herzen gieng ich zum Stadthore hinaus.

Brief an den Profeſſor Reinhold.

Bern, d. 9. Novbr. 1793.

Wenn unter den vortrefflichſten Menſchen leben, von lauter holden Geſtalten umgeben ſeyn, in einer der ſchönſten Städte Europens, in einer der reizendſten Gegenden der Schweiz wohnen, wenn dies ein Himmel auf Erden iſt; ſo wohne ich ſeit acht Tagen in dieſem Himmel. Ich hatte vergeſſen, daß der Weg in den Himmel durch's Fegefeuer geht; dies habe ich während meines Aufenthalts in Zürich überſtanden, und dann erſt fand das gerechte Schickſal mich der Seligkeit würdig, die ich jetzt genieße. Kein Menſch kann in größſerer Angſt ſolche acht höllenbange Tage verleben, als ich in Zürich; kein Menſch freudetrunkener ſeyn, als ich in jenen Momenten, wo ich Baggeſen's entſcheidenden Brief erhielt, der alle meine Unruhe endete. O! in dem Momente, wo ich am Ziele zu ſeyn glaubte, durch Lavater's Bedenklichkeitne alle meine Hoffnungen ſo unvermuthet vernichtet zu ſehen, und acht ewige Tage in einer quälenden Ungewißheit zuzubringen! Ich denke, dies entſchuldigt bei Ihnen den Schluß meines letzten Briefes, der in einem, mir ſonſt fremden, Tone geſchrieben war. Es thut mir nur leid, daß ich Ihnen dadurch unnöthige Beſorgniſſe wegen meiner gemacht habe. Ich wäre, geſetzt auch, das Aergſte, was unter dieſen Umſtänden für mich erfolgen konnte, wäre erfolgt, zwar nicht verhungert; aber was würde es mir gekoſtet haben, bis ich mich ſo weit beruhigt hätte, um mit frohem Muthe mich in mein Schickſal zu finden! Lavater hatte auf den ſchlimmſten Fall ſchon für mich geſorgt; aber die Bekanntſchaft und Unterſtützung dieſes Mannes, ſo erfreulich ſie unter andern Umſtänden für mich geweſen wäre, hätte mir dennoch meinen Verluſt nie erſetzt. Gott ſey gelobt, daß jene Kriſis nun vorüber iſt, und daß ich jetzt ungehindert dem Ziele meiner Wünſche entgegen ſehen kann! Ich glaube, daß ich ſo glücklich geweſen bin, mir während meines Aufenthalts in Zürich Lavater's Zuneigung zu erwerben; denn er hat mir mehrere unzweideutige Beweiſe davon gegeben. Er hat Pläne gemacht, mir dort, wenn es nöthig wäre, Arbeit genug zu verſchaffen, hat mir erlaubt, ſo oft und ſo lange ich wollte, ſein, in ſeiner Art einziges

Cabinet zu beſuchen, und hat ſeinen Bruder, ſich und ſeine Frau von mir zeichnen laſſen. Mit dem, was ich für ihn gearbeitet habe, war er im Ganzen zufrieden, und dem, was er daran auszuſetzen hatte, konnte ich leicht, und zu ſeiner völligen Zufriedenheit abhelfen. Aber bei alle dem habe ich doch zugleich geſehen und bin durch Gründe davon überzeugt, daß Lavater, obgleich junge Leute unter ihm viel Fertigkeit in Aug und Hand erlangen, doch nie einen Künſtler im wahren Sinne des Wortes bilden wird. Von eigentlicher Kunſt weiß er wirklich zu wenig, um Andere zu bilden, ſo viele und ſcharfſinnige Bemerkungen er auch als Phyſiognom und Pſycholog über den Menſchen gemacht hat. Hier geht es ihm gerade, wie mit ſeiner Philoſophie, die nur einzig und allein für ihn brauchbar iſt. Was Lavater unter ſeiner Aufſicht und nach ſeinem Sinne machen läßt, wird gewiſſermaßen Fabrikarbeit. Er iſt ein ſonderbarer Liebhaber von ſtarkem Colorit, und das Schlimmſte iſt, daß er in ſeiner Schule für Alles nur ein einziges Colorit hat. So ließ er z. B. von einem ſeiner Zöglinge die Zeichnung von Ihnen, die ich ihm mitbrachte, copiren, in Farben, wenn ich ſo ſagen darf, überſetzen, und dermaßen roth und braun malen, daß ſie durch dieſe übermäßige Färbung völlig unkenntlich ward; und doch war ihm das recht. Ich glaube, wäre ich länger bei ihm geblieben, ich würde über dieſen Punkt manche Debatten mit ihm gehabt haben.

Ich habe auf meiner Reiſe von Zürich bis Bern vier Tage zugebracht, weil ich unterwegs verſchiedene Merkwürdigkeiten zu beſehen hatte, und bin am erſten November in Bern eingetroffen. Die Wonne des Augenblicks, wo ich Baggeſen umarmte, wage ich Ihnen nicht zu beſchreiben.

Baggeſen hatte mir eine ſo liebevolle Aufnahme in dem Hauſe ſeiner Schwiegerältern bereitet, daß ich hier bald wie zu Hauſe war. In den erſten Tagen habe ich faſt täglich bei ihnen geſpeiſet, und nun wohne ich ſeit etwa drei Tagen bei einem Herrn Haller, der der jüngſte Sohn des großen Haller's und ein Enkel der Madame Baggeſen iſt. Nie habe ich in einer Familie ſolche Schönheit, Wohlgeſtalt und körperliche Stärke geſehen, als in der Hallerſchen. Die Mutter der Madame Baggeſen, ihre Tante, ihre Schweſter, alle von dieſer Familie, die ich bis jetzt kenne, zeichnen ſich durch jene Wohlgeſtalt aus; vorzüglich aber dieſer Haller, bei dem ich wohne. Er iſt der erſte Mann, der mein Ideal von männlicher Schönheit, was ich mir von den Antiken abſtrahirte, und lange vergebens in der heutigen Welt geſucht habe, erreichte. Wie ein Halbgott des griechiſchen Himmels geht er unter den Zwergen und verunglückten Schöpfungen des jetzigen Zeitalters, wie ein Apoll unter den Hirten, einher, ſicher und groß und herrſchend, ohne es zu wollen, und ohne es zu wiſſen, denn ſein Geiſt und Charakter entſpricht ganz ſeiner Größe und Geſtalt. In ſeiner Gegenwart finde ich die Helden der Vorwelt nicht mehr übertrieben, und mein Auge weidet ſich noch immer mit neuem Wohlgefallen an dieſem ſtattlichen Manne, den kein Mädchen mit reinerer Luſt anſchauen kann. Ich nenne ihn den Herkules Haller.

Jetzt etwas von unſerer bevorſtehenden Reiſe. Wir gehen in vierzehn Tagen nicht nach Italien, unſerem bisherigen Plane gemäß, ſondern für dieſen Winter über München nach Wien, und von da über Klagenfurt u. ſ. w. nach Venedig. Wir können beide nicht Italieniſch. Die Jahreszeit iſt ſpät und unfreundlich, die Wege über die Gebirge wahrſcheinlich ſchlecht, wenn nicht gefährlich. Ich that Baggeſen den Vorſchlag, zuerſt nach Wien zu gehen, und dieſe kleinere Reiſe als eine Vorbereitung auf die größere zu machen. Nach einigen Minuten war Baggeſen auch, in Erwägung aller obigen Umſtände, auf der Stelle entſchloſſen; wir nahmen ſogleich alle Landcharten zur Hand, und reiſten auf allen nur möglichen Wegen nach Wien, und im künftigen Herbſte nach Italien. Seit ich hier bin, wird mit Macht Italieniſch gelernt, und in Wien, hoffe ich, werden wir durch fortgeſetzten Fleiß uns der Sprache in ſoweit bemächtigen, daß wir uns mit den Eingebornen des Landes verſtändigen können. Ohne dieſe nothwendige Vorbereitung würden wir zu viel riskiren, in einem Lande, wo man vor Prellereien aller Art nicht behutſam genug ſeyn kann. Alſo zuerſt nach Wien. In Wien bedürfen wir, unter andern unentbehrlichen Dingen, auch der Empfehlungen Reinhold's. Wir kennen die Liebe und Bereitwilligkeit unſeres vortrefflichen Freundes ſo gut, daß wir dieſer Gefälligkeit im Voraus verſichert ſind.

Ewig Ihr Sie verehrender und liebender

Fernow.

Fernow's Aufenthalt in Bern. Auszug aus ſeinem Tagebuche.

Sonnabend, den 1. Novbr.

Früh um 10 Uhr gieng ich auf die Promenade bei der Kirche, wo man eine ſchöne Ausſicht gegen Süden hat, von der mir aber, wegen des umwölkten Himmels, der ſchönſte Theil, die Schneegebirge, verborgen blieb. Der Platz zur Promenade iſt nicht groß; aber die ſchönen Alleen, die vielen Sitze mit den Fußbretern, die Kirche, eines der ſchönſten gothiſchen Gebäude, die ich jemals ſah, die beiden Pavillons auf der Baluſtrade, die tief unten brauſende Aar, welche hier, beſonders wenn ſie reich an Waſſer iſt, ſehr reißend und tobend ſeyn muß, und die herrliche Ausſicht machen dieſen kleinen Platz zu einem der reizendſten öffentlichen Spaziergänge, die ich jemals gefunden habe. Die vortrefflichen Arkaden, wodurch ſich Bern vielleicht vor allen andern Städten Europen's unterſcheidet, geben dieſer Stadt einen ganz neuen eigenthümlichen Reiz, der ſie jedem Fremden auf den erſten Anblick empfiehlt. Die Reinlichkeit der Gaſſen, und die ſchönen maſſiven Häuſer, die breiten und geraden Straßen, und die ſolide Pracht und Größe der öffentlichen Gebäude, die man in Bern findet, iſt vielleicht einzig in ihrer Art. Alles iſt Zeuge des Wohlſtandes dieſer glücklichen Republik. Gerade ſo breit, als die ganze Breite der Promenade, iſt in der Aar, um ſie prächtiger zu machen, ein Wehr angebracht, von dem das Waſſer mit ſtärkerem Geräuſche herabſtürzt.

Nach dem Eſſen machte ich mit Baggeſen einen Spaziergang um die Stadt und auf die Enge, eine reizende, wegen ihrer Ausſicht auf die Schneeberge, vielleicht einzige Promenade, eine Viertelſtunde von der Stadt am Ufer der Aar. Wir ſahen nur einen ſehr kleinen Theil der vorderen Schneegebirgswand, welche durch dicke ſchwere Wolken hindurchblickte, die den ganzen Proſpekt verdeckten. Auf dem Rückwege kamen wir bei dem Hoſpitale vorbei, einem ſchönen Gebäude, das man eher für einen fürſtlichen Palaſt, als für ein Armenhaus anſehen würde. Die ſimple Inſchrift: Christo in pauperibus entſpricht der edlen Größe des Gebäudes. Die Reinlichkeit und gute Pflege, die in dem Hoſpitale beobachtet wird, ſoll eben ſo vorzüglich ſeyn.

Da ich am Tage meiner Ankunft wegen Mangel an Platz im Hallerſchen Hauſe noch nicht ſchlafen konnte, gieng ich um zehn Uhr Abends ins Wirthshaus zum Adler, wo mich der beſoffene Wirth wieder fortwies, mit dem Bedeuten, wo ich zu Abend gegeſſen hätte, könne ich auch ſchlafen. Ich gieng darauf in eine Geſellſchaft, wo ich aber in einem Zimmer, das bereits vier große Betten faßte, und wo zwei Perſonen ſchon im Bette lagen, ziemlich ſchlecht ſchlief. Ich ſuchte mir alſo heute ein beſſeres Logis im Storch, und gieng dann zu Baggeſen zum Thee. Er fragte mich unter andern: ob ich Maurer ſey? und freute ſich ſehr, als ich es bejahen konnte. Wir haben nun nicht mehr nöthig, irgend etwas für einander zu verbergen. Um acht Uhr gieng ich in mein neues Logis, wo ich aber wieder kein eigenes Zimmer, ſondern eins bekam, worauf ſchon Jemand logirte. Indeſſen war es doch um hundert Prozent beſſer, als das geſtrige.

Sonntag, den 3. Novbr.

Wie wunderbar die Dinge ſich fügen! Baggeſen ſagte mir geſtern, er habe einen italieniſchen Sprachmeiſter annehmen wollen, aber in ganz Bern keinen auftreiben können. Beim Erwachen, ſiehe! finde ich einen in dem, neben dem meinigen ſtehenden

Bette, der vor zwölf Tagen hier angekommen iſt, um in Bern die italieniſche Sprache zu lehren, ein Franzoſe von Geburt; der aber kein Teutſch kann, und mit dem ich ſchon den ganzen Morgen geradebrecht habe.

Nachmittags gieng ich auf den Wall, um bei heutigem heitern Wetter die Schneeberge zu ſehen. Einziger, unausſprechlicher, erhabener Anblick! Welche Maſſe, welche unüberſteigliche Höhen! Noch immer hatte ich gezweifelt, ob die Berner Schneeberge einen ſchönern Proſpekt geben würden, als die man über den Zürcherſee ſieht. Aber ſie übertreffen dieſe weit, ſcheinen näher, ſind gewaltiger, höher, ſchroffer, unerſteiglicher und ſchöner von Form und Maſſen. Heute ſah ich zum erſten Male die Jungfrau, die Wetterhörner, das Schreckhorn, das Finſteraarhorn; die höchſten Spitzen der Schweizergebirge, wenn man den Montblanc ausnimmt, der hier nicht ſichtbar iſt. Sie ſcheinen ſo nahe, daß man glaubt, in zwei bis vier Stunden hinkommen zu können, ſie ſcheinen ſo hell und rein, daß man glaubt, einzelne Menſchen auf dem reinen Schnee erkennen zu können, und doch ſind ſie 8 bis 20 und mehr Stunden von hier entfernt. Ungern trennte ich mich von dem Anblicke, und gieng mit Baggeſen zu Hauſe. Wir ſprachen noch mit dem italieniſchen Sprachmeiſter über die Art des Unterrichts, und machten zugleich einen kleinen Anfang.

Den 6. Novbr.

Ich gieng, um meine Garderobe in etwas zu ergänzen, zum Schneider Biziot, einen Franzoſen, der immer Ihr ſtatt Sie ſagte, welches mir ſonderbar klang. Ich glaubte vor einem Fürſten zu ſtehen, indem ich vor meinem Schneider ſtand. Heute fieng ich Hallers Porträt an, von 3 bis 6 Uhr war ich in der italieniſchen Stunde. Baggeſen lernt entſetzlich leicht und geſchwind.

Den 18. Novbr.

Heute beſuchte ich mit Baggeſen den Bildhauer Sonnenſchein. Ihn ſelbſt fanden wir nicht zu Hauſe, aber ſeine älteſte Tochter führte uns in ſein Künſtlermuſeum, wo wir eine ſchöne Gruppe, Medea mit ihren beiden Kindern, ſahen; aber das Porträt einer Demoiſelle, oder wie man hier beſſer ſagt, Jungfer, von der vierzehnjährigen Tochter des Künſtlers, wunderreizend und lieblich gemalt, zog unſer Auge von dem Kunſtwerke des Vaters ab. Die holde Künſtlerin, eine ſchlanke, beſcheidene, liebenswürdige Brünette, kam auch ſo, wie von ungefähr, durch das Zimmer gegangen, und ſie wäre von mir, hätte ich nicht beſonders darnach gefragt, nicht für die Künſtlerin gehalten worden. Sie entzog uns eben ſo unbemerkt, wie ſie kam, ihre liebliche Erſcheinung wieder. Ich ſah noch einige Arbeiten des Vaters, zwei kleine Gruppen aus der Schweizer-Geſchichte, Fürſt, Melchthal und Stauffach, die den Schweizerbund ſchwören, und Tell mit ſeinem Sohne; beide gar ſchön gruppirt. Ich fand in den Arbeiten dieſes Künſtlers mehr Kunſt, in denen von Dannecker in Stuttgard mehr Simplicität und Natur.

Aus einem Briefe an Herrn Nauwerk.

Bern, d. 21. Novbr.

In Zeit von acht Tagen gehe ich mit Baggeſen über Zürich, Augsburg, München, Salzburg und Linz nach Wien, wo wir uns einige

Monate aufhalten werden, und dann zu Ende des Winters von da unſern Weg durch einen kleinen Theil von Ungarn, Kärnthen nach Venedig nehmen. Von da werden wir nach einem hinlänglichen Aufenthalte, um alles Merkwürdige zu ſehen, über Mantua, Verona und Mailand im Frühjahre wieder nach Bern zurückkehren. Gegen künftigen Herbſt treten wir ſodann die große Reiſe nach Italien, Neapel und Sicilien an. Ich habe, während der Reiſe, alles frei, was ich brauche, bloß während eines längern Aufenthalts an dieſem oder jenem Orte lebe ich, wenn ich etwas verdienen kann, auf meine Koſten. Ich ſchmeichle mir, daß Baggeſens Bekanntſchaft mir auch für die Zukunft von großem Nutzen ſeyn wird, und daß ich vielleicht in Dännemark den Reſt meines unſtäten Lebens zubringen werde. Mein Herz ſchlägt freudig bei dem Gedanken, daß ich Dich, nach glücklich beendigter Reiſe, einmal wiederſehen und mein Abentheuer Dir an traulichen Winterabenden erzählen werde. Denke Dir meine Wonne, wenn ich unſern alten Carſtens in Rom wiederſehe! Daß er nur nicht bis künftigen Winter nach Teutſchland zurückgeht! — Der erotiſchen Muſe habe ich auf immer Lebewohl geſagt. Ich will mit keiner Geliebten leben, die ich nicht auch öffentlich produziren darf, und ich denke auch ſeit Jahr und Tag über manche Dinge ganz anders, als ehemals. Ueberhaupt werde ich mich wohl in der Folge weniger mit kleinen poetiſchen Arbeiten beſchäftigen; denn im Grunde kommt doch bei dergleichen Tändeleien nichts Genugthuendes heraus. Aut Caesar aut nihil! Jetzt lerne ich mit aller Gewalt Italieniſch, und wir werden es in Wien auch eifrig fortſetzen, um uns ſo gut wie möglich zu unſrer italieniſchen Reiſe zu präpariren. Nicht wahr, Du beneideſt mich ein wenig? Ich denke im Grunde: beſſer beneidet wie bedauert, und bin doch überzeugt: Du gönnſt mir meine ſchönen Ausſichten von ganzer Seele.

Ich hoffe noch ſicher darauf, Dich vor meiner Abreiſe nach Italien künftigen Frühling hier in der Schweiz zu ſehen, und denke nicht vergebens zu hoffen. Komm lieber, theurer Bruder, und durchwandle mit mir die Schweiz. Mit 200 Rthlrn. kannſt Du, beſonders wenn Du Dich einſchränken und entbehrlichen Bedürfniſſen entſagen gelernt haſt, die ganze Reiſe beſtreiten. Ich habe meinen Weg von Jena bis Zürich zu Fuße gemacht, bin vier Wochen unterweges geweſen, habe mir nichts verſagt, was ich bedurfte, und die ganze Reiſe von einigen und ſechzig Meilen koſtet mich nicht mehr als 18 Rthlr. Wenn Du auch noch einmal ſo viel verbrauchſt, ſo kommſt Du doch hinlänglich aus. Da Dein Vater Dir überdies verſprochen hat, Dich, nach vollendetem Studiren, eine Reiſe machen zu laſſen, ſo denke ich, wird er um ſo eher Wort halten. Thue, was Dir irgend möglich iſt, wir wollen hier ſelige Tage verleben! Die Schweiz iſt doch das einzige Land auf Gottes Erdboden, wo kein unintereſſantes Fleckchen iſt. Ich bin hiervon überzeugt, obgleich ich erſt, ſo zu ſagen, die Vorrede geleſen habe, denn gerade dieſe vierzig Stunden, die ich in der Schweiz gereiſet bin, ſind das Unintereſſanteſte, das am wenigſten Schweizeriſche, und doch bin ich zufrieden. Der Rheinfall, der Zürcherſee, ein großer Theil der Juragebirge, die Ausſichten auf die Schneeberge in Zürich und vorzüglich hier, haben mir ſchon gezeigt, was ich zu erwarten habe. Leider iſt jetzt der Himmel ewig mit Nebel und Wolken bedeckt, beſonders in der Gegend der Gebirge, ſo daß ich nur erſt zweimal an heitern Tagen dieſe unbeſchreibliche Ausſicht habe genießen können. Ich ſehne mich nach dem Sommer, wo ich dieſen Naturwundern näher ſeyn und die Schönheiten ihrer reizenden und ſchreckenvollen Thäler genießen werde.

Nirgends fand ich, ſo viel Orte Teutſchlands ich ſah und ſo viele Schönheiten ich auch muſterte, ſo viel reizende und ſchöne Mädchen, beſonders in den höhern Ständen, als hier. **Bern** iſt das **Zirkaſſien der Schweiz.** So ſelten man an andern Orten eine Schönheit findet, ſo ſelten findet man hier eine Mißgeſtalt. Alle ſind ſchön, von hoher, ſchlanker Jugendgeſtalt, von blühenden Wangen und den ſtrahlendſten, beredtſten Augen, die bis in den innerſten Winkel des Herzens hinabblitzen. Man darf nur eine Straße hinabgehen, um wenigſtens einem halben Dutzend ſolcher herrlichen Geſchöpfe zu begegnen, wo man eine noch ſchöner, als die andere, und die letzte immer als die ſchönſte findet. Einige dieſer Heben, Junonen und Grazien habe ich bereits nachgebildet, und jede noch eine Stunde länger, als gewöhnlich, ſitzen laſſen, um mich recht mit Muße an ihrer Schönheit zu weiden. Selbſt das abſcheuliche Teutſch, das man hier ſpricht, wird in ihrem Munde lieblich und wohllautend. Mit einem Worte: **Bern** iſt ein Himmel für den, der ſchöne Weiber lieb hat. Ein Muſelmann würde hier ſein Paradies, und in jeder Schöne eine Houris ſehen. Aber Du weißt, reine Schönheit gewährt nur durch Anſchauung Genuß; damit habe ich mich bis jetzt denn auch begnügt.

Grüße alles, was meiner gedenkt, und laß mich bald etwas von Dir leſen. Entweder im Schatten der Alpen, oder nach einigen Jahren in den ſandigen Ebenen Deines Vaterlandes umarmt Dich wieder

Dein Dich brüderlich liebender
Fernow.

Den 3. Decbr. trat **Fernow** in ſeines Freundes **Baggeſen** Geſellſchaft endlich die Reiſe nach **Wien** an. Einige kleine Unannehmlichkeiten abgerechnet, geſteht er am Schluſſe des mit beiſpielloſer Treue jeden Tag durchgeführten Tagebuchs, mit ſeinem Aufenthalte in **Bern** ſehr zufrieden zu ſeyn. Auch ſeine Kaſſe hatte ſich wohl dabei geſtanden. In dem Monate, da er dort lebte, hatte er funfzehn Porträte gezeichnet, die er alle am Ende des Tagebuchs genau angiebt.

An Profeſſor Reinhold.

Wien, d. 1. Jan. 1794.

Ich weiß meinen Eintritt in das neue Jahr und in Ihre Vaterſtadt, wo **Baggeſen** und ich heute Abend um 7 Uhr glücklich und geſund eingetroffen ſind, nicht würdiger und feſtlicher zu begehen, als durch eine Unterhaltung mit Ihnen, mein theurer, verehrter Gönner! O gewiß, wäre ich dieſen Abend nicht bei Ihrem geliebten Baggeſen, ich wäre bei Ihnen! Warum kann man nicht an zweien Orten zugleich ſeyn? So lange ich hier bin, werde ich der waltenden Vorſehung danken, daß ſie mich auf dem labyrinthiſchen Pfade meines Lebens gerade zu einer Zeit zu Ihnen führte, wo jede heitere Ausſicht vor meinem Blicke zu verſchwinden ſchien, wo ich auf das, was in meiner Lage mein höchſtes Glück ſeyn konnte, bereits reſignirt hatte; daß ſie unter Tauſenden mich des Vorzugs würdigte, den Faden meines Schickſals an Ihr und Baggeſens ſeltnes Bündniß zu knüpfen, und mir dadurch eine Quelle ſüßerer Freuden zu öffnen, als ich bis dahin kannte, und deren Beſitz, ſelbſt in meinen kühnſten Hoffnungen, ich mir nicht vorzubilden wagte. Noch unendlich viel verdanke ich Ihnen über dieſes. Ihre Lehren haben meinem Geiſte in dem ungewiſſen Dunkel, worin er herumirrte, einen ſichern Leitſtern gezeigt, und Regionen geöffnet, die ihm ſonſt für immer verſchloſſen geblieben wären; Ihr Unterricht hat mich den hohen Werth des Lebens ſchätzen, die einzige Beſtimmung meines Daſeyns kennen, lieben und erringen gelehrt.

O, könnte ich Ihnen heute, durchdrungen von inniger Liebe und Verehrung meinen Dank ſo lebhaft ausdrücken, wie ich ihn, ſo oft ich den Gang meines Schickſals überſehe, in meinem Herzen empfinde!

Den 3. Jan.

So weit hatte ich geſtern geſchrieben, als man Ihren, mir unausſprechlich lieben Brief brachte; wie ſehr danke ich Ihnen für dieſe Freude! Ich will jetzt, ſo gut ich kann, Ihnen einige Nachrichten von unſerer Reiſe mittheilen. Wir wanderten am 3. Decbr. 1793. aus Bern. Baggeſen, Lindemann, der daſelbſt drei Tage vorher angekommen war, und ich überſtiegen einige der kleineren Gebirge, und kamen am 6. in Zürich an, wohin Roſſolini, den Sie jetzt ſchon kennen werden, und der hernach bis Augsburg mit uns reiſete, bereits acht Tage vorher abgegangen war. Lavaters Wiederſehen und Fichte's Bekanntſchaft nenne ich hier als das Merkwürdigſte für mich. Am 8. reiſeten wir wieder von Zürich ab. Fichte begleitete uns fünf Stunden bis Richterswyl. Hier machten wir die Bekanntſchaft Peſtalozzi's, zu welchem Fichte uns führte, und wo ich den Abend und folgenden Morgen eine der geiſtreichſten Unterhaltungen meines Lebens genoß. In den folgenden Tagen beſtiegen wir bei ſchönem ſonnigen Wetter die Toggenburger Gebirge, und kamen durch einen Theil des Appenzeller Landes über St. Gallen, und am 11. Decbr. an die Gränzen der Schweiz. So wie wir der Schweiz Lebewohl ſagten, verließ uns auch das ſchöne Wetter. Um nicht in Regen und Koth zu waten, fuhren wir bis Bregenz, von wo wir unſern Weg wieder an folgenden Tagen zu Fuße fortſetzten. Wir befanden uns jetzt auf öſterreichiſchem Boden, und man gab uns dies auf eine ſonderbare Art zu verſtehen. Wir giengen am 12. früh, nichts Widriges ahnend, aus Bregenz, und waren eben etwa eine kleine halbe Stunde gegangen, als zwei Soldaten aus allen Kräften hinter uns gelaufen kamen, um uns einzuholen. Mich, der ich von der ganzen Karawane am verdächtigſten ausſah, griff der eine an die Bruſt: „Steh Kerl! Du mußt mit nach Bregenz zurück!“ rief er. Der andere machte es mit Baggeſen eben ſo. Wir faßten uns, ſahen bald, daß wir durch Widerſetzlichkeit nichts ausrichten würden, und folgten, ſchmälend über die verdammte Polizei, die uns von der Landſtraße zurückholen ließ, um uns zu examiniren, den beiden Soldaten, die einige Schritte weiter noch ein Reſervekorps von zwei Mann bei ſich hatten. So führte man uns wieder in die Stadt zurück, unter einem glänzenden Gefolge des Gaſſenpöbels, der haufenweiſe ſich verſammelt hatte, in die Kanzlei, wo man unſre Päſſe unterſuchte, und ſich mit den jetzigen Zeitumſtänden entſchuldigte, die ſolche Maßregeln nothwendig machten. Baggeſen las den Herren einen kleinen Text, und bat ſie, im Namen aller Reiſenden, künftig beſſer in den Wirthshäuſern und an den Thoren zu wachen.

In Augsburg langten wir am 17. Decbr. glücklich an; wir hatten jetzt von Bern aus 93 Stunden zurückgelegt. Unſer Aufenthalt daſelbſt, der bis zum 21. Decbr. dauerte, war ſehr unintereſſant. Das Wetter war jetzt allmählich immer ſchlechter und die Straßen immer ſchmutziger geworden; wir nahmen daher, nachdem Liedemann und Roſſolini uns verlaſſen hatten, einen zurückfahrenden Lohnkutſcher, der uns den folgenden Tag nach München brachte, wo wir vier Tage verweilten. Von München fuhren wir am zweiten Weihnachtsfeiertage mit der Diligence nach Salzburg, trafen hier am folgenden Abende ein und gewannen am andern Morgen nur noch eben Zeit, eine Stunde lang dieſe ſchönſte aller Städte, die ich bis jetzt geſehen habe, flüchtig zu durchwandeln. Wir glaubten in einer italieniſchen Stadt zu ſeyn; die Häuſer ſind alle in gutem Geſchmack, und was den ſchönen Anblick noch um Vieles verſchönerte, mit flachen Dächern gebaut. Schöne Kirchen und öffentliche Gebäude ſieht man hier. Die Lage des Ortes iſt einzig in ihrer Art, und mit den ſchönſten Gegenden in der Schweiz zu vergleichen; aber ſchöne Menſchen fanden wir nicht. Nächſt den Bernerinnen haben wir in München die ſchönſten weiblichen Bildungen und vorzüglich am letztern Orte, ſo wie in ganz Baiern, ſchöne, große und wohlgebildete Männer gefunden. Nach zwei, auf der Diligence ſchlaflos durchfahrenen, Nächten, erreichten wir den 29. Linz, trafen hier einen Retourwagen nach Wien, und kamen ſo am Neujahrstage wohlbehalten in dieſer Hauptſtadt an. Wir ſind gerade einen Monat lang von Bern bis Wien unterweges geweſen. Unſere Reiſe würde, beſonders von Augsburg an, vielleicht intereſſanter geweſen ſeyn, wenn wir ſie, wie von Bern bis Augsburg, zu Fuße gemacht hätten; aber das neblichte, feuchtkalte Wetter würde dies auf die Länge zu ermüdend gemacht haben. Baggeſen hat freilich auf der Reiſe gelitten; aber mehr durch die Trennung von ſeiner geliebten Gattin, als durch die Strapazen, gegen die ſein Körper ziemlich abgehärtet iſt. Ich hoffe, er wird dieſe Trennung, die er ſich durch vieles Briefſchreiben nach, und Briefempfangen von Bern bisher einigermaßen erträglich gemacht hat, nach und nach ruhiger ertragen lernen, als es ihm im Anfang möglich war, u. ſ. w.

Fernow.

An Profeſſor Reinhold.

Klagenfurt, d. 11. Febr.

Nie habe ich das Unvermögen meines geringen Talents, Geiſt und Charakter eines lebendigen Urbildes treu, lebendig und geiſtvoll in die todten Züge einer Zeichnung zu übertragen, inniger empfunden, als bei dem Verſuche, Ihnen ein ähnliches Bild Ihrer vortrefflichen Schweſter zu liefern; und nie habe ich zugleich ſo heiß gewünſcht, ein vollendeter Meiſter in meiner Kunſt zu ſeyn, als in jenem Augenblicke. Mit dieſem aufrichtigen Bekenntniſſe übergebe ich Ihnen jetzt meinen unvollkommenen Verſuch. Nicht allein das Vermögen, den Geiſt des Urbildes richtig zu fühlen, und mit der Einbildungskraft aufzufaſſen, ſondern auch das Vermögen, ihn eben ſo treu, wahr und lebendig in der Nachbildung wieder darzuſtellen, iſt die Bedingung der Meiſterſchaft in der Kunſt. Das Erſtere glaub' ich mir zutrauen zu dürfen, denn ſonſt würde ich an meinem Weiterkommen mit Recht verzweifeln; aber das Letzte iſt eine noch nicht überwundene Schwierigkeit für mich. Wie lange ſie dieſes bleiben, ob ſie es je für mich zu ſeyn aufhören wird, das kann, neben meinem guten Willen, allein vom Schickſale abhängen. Ob es dieſem Ernſt ſeyn wird, eine glückliche Wendung für mich zu nehmen, oder nicht! dies muß ich erwarten. Ich ſchätze mich auch in ſo fern jetzt glücklich, daß meine gegenwärtige Lage für eine ſolche günſtige Wendung mir wenigſtens die Hoffnung läßt.

Wird es mir möglich, daß ich dereinſt Italien auf längere Zeit, und nicht bloß auf einer flüchtigen Durchreiſe ſehen kann; ſo verzweifle ich nicht an der Erreichung jenes mir noch fehlenden; wo nicht — wohlan! ſo war meine Hoffnung freilich ein leerer, aber doch ein ſüßer Traum, aus dem ich wenigſtens mit dem tröſtenden Bewußtſeyn erwachen werde, daß die Schuld meiner Mittelmäßigkeit nicht an mir lag. Und ſo gehe ich meinem Verhängniſſe mit heiterer Stirn entgegen.

In artiſtiſcher Rückſicht habe ich von dem bisherigen Theil meiner Reiſe wenig Nutzen gehabt; ich muß das Beſte von dem Künftigen hoffen. Geſehen habe ich freilich manches Schöne der Kunſt in Wien; aber auch nur geſehen. Ob ich in Venedig und Trieſt mehr als ſehen werde? weiß ich nicht; aber faſt zweifle ich daran; denn wir machen unſere Reiſe etwas eilfertig. Wir werden nicht länger, als etwa acht Tage in Venedig, und auch wohl nicht länger, als eben ſo lange, in Florenz verweilen. Baggeſen reiſt auf Flügeln der Liebe; er fühlt ſein Weſen getheilt und wird keine Ruhe haben, bis es wieder vereinigt iſt. Schon hat er von der Anfangs zu dieſer Reiſe beſtimmten Zeit von fünf Monaten einen abgekürzt; die Tour der Reiſe aber iſt vergrößert. Es lag nicht mit in dem Plane, Florenz auf dieſer Reiſe zu beſuchen, jetzt, da der Baron Herbert mit uns die Reiſe macht, erweitern wir die Tour über Florenz und Livorno, und werden deſſen ungeachtet ſchon zu Ende des Aprils wieder in der Schweiz ſeyn. Unſer Aufenthalt darf alſo an allen Orten, die wir beſuchen, nur kurz ſeyn; und ſo iſt für mich an kein ruhiges Studium zu denken. In anderer Rückſicht hingegen wird dieſe Reiſe doch immer ſehr lehrreich für mich werden.

Jetzt erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Einiges von dem Fortgange unſrer Reiſe ſelbſt erzähle. Baggeſen und ich haben in Wien nicht beiſammen gewohnt. Er hatte ſein Logis bei einem gewiſſen Herrn von D., demſelben, der mit in Jena war; und ich wohnte im Hinterhauſe des ***ſchen Hauſes, in dem man mich mit Gefälligkeiten und Freundſchaftsbezeugungen überhäuft hat, die immer ein dankbares Andenken in meinem Herzen zurücklaſſen werden. Auch in dem Hauſe Ihrer Frau Schweſter bin ich ſo wohl aufgenommen worden, wie ich es nicht erwarten konnte, und die Stunden, die ich dort zugebracht habe, werden mir unvergeßlich ſeyn. Meine Abende habe ich größtentheils bei W., wo ich faſt immer einen Kreis vorzüglicher Menſchen fand, zugebracht und in meinen müßigen Stunden zu Hauſe die Kritik der Urtheilskraft durchſtudiert, um auch mein Studium der Philoſophie nicht ganz auf der Reiſe zu vernachläſſigen. So habe auch ich, für meinen Theil, mir den Aufenthalt in Wien ſo intereſſant und nützlich, als es unter meinen Umſtänden möglich war, gemacht.

Am dritten Februar reiſten wir mit der Diligence von Wien ab und kamen bald aus der trüben, neblichten, kothigen und gewühlvollen Sphäre, in der wir einen ganzen Monat lebten, in die reinere und höhere von Ober-Steyermark, wo wir den Winter in ſeiner ganzen Strenge, aber auch in ſeinen vollen, einfachen Herrlichkeiten herrſchend fanden. Durch dieſes ganze Land, und durch den größten Theil von Kärnthen bis Klagenfurt gieng unſer Weg beſtändig durch Gebirge, und ſchöne, romantiſche Thäler, denen zu ihrer ganzen Schönheit freilich der Reiz und das Leben der blühenden Natur fehlte. Aber auch der Winter iſt in dieſen Gegenden nicht freudenleer. Wir hatten am Tage eine reine, heitere Winterluft, und die ſtillen, ſtrengen, ſternenhellen Nächte ließen uns auch im Dunkel die Gegenden, die wir durchreiſ'ten und die verſchiedenen Abwechſelungen erkennen.

Den achten dieſes Monats kamen wir glücklich in Klagenfurt bei'm Baron Herbert an. Seit dieſer Zeit leben wir hier im Kreiſe edler, vortrefflicher Menſchen ſo froh, als möglich. Hier werden die Mittags- und Abendmahlzeiten zu frohen ſokratiſchen Feſten, wo ernſte Weisheit mit froher Laune, und Lieder der Freude mit philoſophiſchen Geſprächen wechſeln, wo bald Minerva, bald Hebe uns mit ihren Gaben erfreuen. Solche Tage ſind wahres Leben; ſie ſind helle Punkte unſrer Reiſe, deren wir ſchon einige gefunden haben, und um deren willen man allein die Mühſeligkeit derſelben vergeſſen würde, wenn ſie auch ſonſt keine Entſchädigung gewährte.

Die Philoſophie hat hier ungemein viel Freunde. Der ganze Zirkel in Herbert's Hauſe iſt in ihre Geheimniſſe mehr oder weniger eingeweiht, und die beiden Baroneſſen von D. ſind ein Paar Prieſterinnen von vorzüglicher Fähigkeit! B. iſt der Meinung, er habe bisher keine Frauenzimmer gefunden, die den Geiſt dieſer Philoſophie ſo ganz gefaßt haben, als dieſe beiden. Sie haben Kant's ſämmtliche Kritiken ſowohl, als Ihre Schriften ſtudiert, und, wie aus ihren Geſprächen zu ſchließen iſt, verſtanden. Es war mir zum erſten Male gar beſonders zu Muthe, als ich zwei Mädchen von Kategorien und Antinomien ſo geläufig ſprechen hörte, als Andere gewöhnlich von Putz, Mode und Wetter. Sie haben durch ihre Philoſophie ihrer Weiblichkeit keinen Eintrag gethan, denn die eine iſt geliebt und die andere liebenswürdig. Da nun ſogar die Damen hier Selbſtdenkerinnen ſind, ſo wird den ganzen Tag philoſophirt und polemiſirt, und die Unterhaltung nie matt und fade. — Herbert iſt einer der vortrefflichſten Menſchen, bei dem Kopf und Herz im beſten Gleichgewichte ſtehen, und ſeine Lage in der Welt iſt, glaube ich, ſo glückſelig, als er ſelbſt des Glückes würdig iſt. Er hofft Sie in Kiel zu beſuchen, wenn es nicht bei dem bloßen Vorſatze bleibt.

Am vierzehnten dieſes werden wir von hier über Trieſt nach Venedig abgehen. Ein gewiſſer Herr Rauſcher macht dieſe Reiſe mit, der ein vortrefflicher Menſch iſt. Kommt nun Erhard, wie er verſprochen hat, noch als Gefährte hinzu, ſo kann ich mit Recht fragen, wo eine zweite ähnliche Reiſegeſellſchaft exiſtirt? Wie glücklich bin ich, ein Mitglied derſelben zu ſeyn! Wenn B. nur die Reiſe glücklich überſteht, ſo ſoll zu meiner Zufriedenheit nichts fehlen. Gern möchte ich ihm einen Theil meiner bisher unerſchütterten Geſundheit abgeben, wenn es möglich wäre.

Ich empfehle Sie und mein geliebtes teutſches Vaterland dem Schutze der Vorſehung, indem ich mich auf einige Zeit, und zum erſten Male von letztem trenne. Ihre Liebe, das weiß ich, wird mir auch jenſeits der Alpen bleiben, ſo wie mein Herz in dem Beſitze derſelben ſich ewig froh und glücklich fühlen wird.

Ihr

Fernow.

An Herrn Profeſſor Reinhold.

Florenz, d. 17. März, 1791.

Mein verehrungswürdiger Lehrer und Freund.

Schreiben Sie es einzig den vielen Hinderniſſen und Zerſtreuungen der Reiſe zu, daß ich Ihnen ſo lange keine Nachrichten von der Geſundheit unſers B. — die meinige verſteht ſich von ſelbſt, und von dem glücklichen Fortrücken unſrer Reiſe gegeben habe. So ſehr auch in einer zahlreichen Geſellſchaft das Vergnügen der Reiſe gewinnt, ſo raubt ſie doch zugleich faſt alle Muſe, die man allein, oder in kleinen Geſellſchaften den beſtändigen Störungen abgewinnen kann. So geht es mir jetzt. Wie ein unbedeutender Schneeball, den irgend ein Zufall vom Gipfel eines Berges herabrollt, endlich zu einer Lavine heranwachſen kann, ſo rollte auch ich, vom Schickſal fortgeſtoſſen, von Jena's nackten Bergen herab, vereinigte mich in Bern mit Baggeſen, Roſſolini und Liedemann, welche aber beide nur eine Strecke lang mit uns rollten; in Klagenfurt mit Herbert und Rauſcher; in Venedig mit Doktor Friedländer aus Königsberg, und in Verona mit Erhard; und ſo haben wir uns, ſechs Perſonen ſtark, bis Florenz, dem entfernteſten Punkte unſrer Reiſe, fortbewegt. Hier aber wird, wie es ſcheint, die Lavine aus einander ſtieben; obgleich der Plan war, daß wir Alle, bis auf Friedländer, der weiter nach Rom und Neapel geht, zuſammen bis Bern reiſen wollten. Aber Umſtände, auf die wir nicht rechnen konnten, belehren uns, daß dies nicht der Wille der Vorſehung iſt, die über uns und, ohne mir zu ſchmeicheln, daß die Vorſehung mehr für mich, als andere Menſchen ſorge, ſeit Jahr und Tag, beſonders ſichtbar über mich gewaltet hat. Durch unangenehme Nachrichten aus Bern dazu beſtimmt, geht Baggeſen ſo ſchnell, als möglich, dahin zurück. Sein Schwiegervater, der Altlandvogt Haller von Schenkenberg, iſt geſtorben, Frau und Kind ſind krank, und der arme B. iſt durch dieſe Nachrichten in die tiefſte Bekümmerniß verſetzt.

Sobald ich die Merkwürdigkeiten in Florenz geſehen habe, kehre ich, durch Herbert's Unterſtüzzung dazu in den Stand geſetzt, von hier nach Bologna zurück, um dort zu bleiben, und mein Kunſtſtudium fortzuſetzen. Der edle Herbert ward von dem Anblick der guten Anſtalten des dortigen Künſtlerinſtituts, von der Menge vortrefflicher Kunſtwerke, die Bologna beſitzt, von dem Eindruck, den dieſe auf mich machten, und von dem Genius der Menſchlichkeit, der ihn nie verläßt, dazu beſeelt, daß er mir auf der Stelle eine jährliche Beiſteuer von hundert Gulden anbot, wenn ich Luſt hätte in Bologna zu bleiben und zu ſtudieren. Ueberraſcht von dieſer unerwarteten Großmuth, konnte ich in dem Augenblicke nichts, als danken. Ich ſagte Baggeſen von dieſem neuen Stern an dem Horizonte meines Schickſals; er war erfreut, lobte Herbert's großmüthiges Anerbieten und meinen Entſchluß, es für's Erſte anzunehmen, und wir ſprachen ausführlicher darüber. Daß von hundert Gulden jährlicher Einnahme nicht für mich zu leben ſey; daß ich es mit dieſer kleinen Summe in der Taſche nicht wagen könne, mich zum Hierbleiben zu beſtimmen, in einem fremden Lande, und an einem Orte, wo es nicht an jungen Künſtlern fehlt, die geſchickter ſind, als ich, daß ich daher, wenigſtens in den erſten Jahren nicht, Arbeiten für Geld erwarten dürfe, und auch ſelbſt dann, wenn ich welche bekäme, meinen Zweck, der nicht bloß darin beſteht, nur zu leben, nicht erreichen würde; daß ich ganz ohne Arbeit um Brod, mich ruhig dem Studium der Kunſt überlaſſen, oder ferner um's Brod arbeiten und auf weitere Künſtlerbildung Verzicht thun müſſe;

dies war ungefähr das Reſultat meiner Ueberlegungen, die mich abhielten, daß ich nicht mit beiden Händen **Herbert's** Antrag annahm. **Herbert** ſowohl, als **Baggeſen** fanden meine Einwendungen gegründet genug, und verſprachen mir, dieſe Schwierigkeiten durch ihre Vermittelung ſo zu heben, daß ich in den Stand geſetzt werde, ohne Sorge für meinen Lebensunterhalt, und die daraus nothwendig entſpringende Verſäumniß und die Störungen im Studium, wenigſtens einige Jahre in Italien leben zu können. Beide rechnen beſonders auf den jungen Grafen von **Burgſtall**, der jetzt bei Ihnen lebt, einen edlen, reichen und ledigen Mann, von dem ich, ohne irgend einen Andern, der nähere und gerechtere Anſprüche, als die er ihm ſelbſt geben will, auf ſeinen Ueberfluß haben könnte, zu beeinträchtigen, eine ſolche Unterſtützung wohl annehmen dürfte. Wenn ich je einen Menſchen um Unterſtützung anſprechen muß, ſo will ich dies lieber bei einem Edlen, als bei einem Großen (in dem Sinne nämlich, wie das Wort **groß** in der Welt gäng und gebe iſt) thun. So viel ich von dem Grafen gehört, und aus Ihrem eignen Briefe an B. geſehen habe, iſt er einer der edelſten, jungen Männer, und im völligen Beſitze Ihrer Freundſchaft und Ihrer Achtung.

Baggeſen und Herbert haben mir verſprochen, deshalb an Sie und den Grafen zu ſchreiben, B. kann in der Stimmung, worein die Nachrichten aus Bern ihn verſetzt haben, dies unmöglich jetzt thun, und Herbert's Tugend beſtehet, wie Sie ſchon längſt wiſſen, mehr im Handeln, als im Briefſchreiben. Um nun bald zu mehrerer Gewißheit über mein Schickſal zu kommen, wende ich ſelbſt, mit Baggeſen's Billigung, mich an Sie, und übergebe die Entſcheidung deſſelben, in ſo fern ſie von Ihrem Einfluß auf den Grafen und von Ihrer gütigen Anwendung deſſelben abhängt, in Ihre Hände. Viele unvergeßliche Beweiſe des Antheils, den Sie an meinem Schickſale nehmen und Ihres freundſchaftlichen Wohlwollens gegen mich, geben mir ein uneingeſchränktes Vertrauen, daß Sie, wenn meine Bitte überhaupt Statt finden kann, das thun werden, was Sie meinem Wohle am zuträglichſten halten, und daß Sie, wenn Sie es nicht für thunlich halten, mir eine Bitte verzeihen werden, die ich aus Liebe zur Kunſt, nicht, um mir mein Daſeyn leichter und bequemer zu machen, an Sie thue. So würde dann, wenn alles nach meinen Wünſchen gienge, das, was ich mir ehemals in meinen kühnſten Hoffnungen kaum möglich dachte, wirklich werden. Ich würde, umgeden von den Kunſtwerken der lombardiſchen Schule und von den Werken Raphael's, Guido's, Tizian's, täglich mein Auge und meine Hand in der Nachbildung und Betrachtung ihrer unſterblichen Meiſterwerke üben, und in der Nähe von Florenz und Rom, auch dort mit leichter Mühe meine Bildung fortſetzen können, wenn ich in den erſten Gründen mich etwas feſter geſetzt hätte. O, mit dieſer hellen und heitern Ausſicht wird mir Italien, das ich ſchon jetzt paradieſiſch fand, ein Himmel werden, aus dem ich einſt mit geläutertem Geſchmack, mit geübterer Hand und mit einem, von dem Ideale der Schönheit verklärtem Auge die göttlichen Formen der jugendlichen Vorwelt mit reinem Sinn aufgefaßt, in mein kunſtbedürftiges Vaterland zurückbringen und zur Bildung Anderer darſtellen kann. So flüchtig ich während unſrer Reiſe auch nur die vorzüglichſten Malereien betrachten, ſo wenig ich ſie durch ruhige Betrachtung ganz verſtehen lernen konnte, ſo viel Nutzen habe ich doch von dieſem Durchlaufen durch die venezianiſche und lombardiſche Kunſtſchule gehabt. Vieles dämmert vor meinem Blicke, was damals in Nacht verhüllt lag, und wenn ich auch nur dann und wann unvermuthet den Schlüſſel zu einer Hieroglyphe finde, ſo iſt das Bewußtſeyn, ihn gefunden zu haben, mir doch ein Beweis, daß ich einmal dieſe Sprache verſtehen, vielleicht noch ſelbſt ſprechen werde.

Ich eile, Ihnen jetzt noch Einiges von unſrer Reiſe zu melden.

Je tiefer wir in Italien kommen, je intereſſanter wird Alles um uns her. Jedes Fleckchen Erde iſt hier bedeutend, entweder durch Schönheit der Gegenwart, oder durch den Geiſt der Vorzeit, der unter den geſunkenen Trümmern eines mächtigen, einſt die Welt beherrſchenden Volks, das jetzt kaum noch Sinn für die Größe ſeiner Väter hat, den Wanderer anweht. Immer wird darum Italien das intereſſanteſte Land der Welt bleiben; auch wenn es nicht dieſe üppigen Fluren, dieſe reizenden Hügel, dieſe geſegneten Thäler, dieſen wollüſtigen Himmel und dieſen ewigen Frühling hätte.

Von Trieſt ſchwammen wir in einer Barke bei faſt gänzlicher Windſtille in 30 Stunden den adriatiſchen Meerbuſen hinüber nach Venedig. Wir blieben alle wohl im Schiffe, und keiner von uns hielt es rathſam, ſich mit dem adriatiſchen Meere zu vermählen. Am 23. Februar früh mit dem grauenden Morgen ſtiegen die Thürme Venedigs vor uns aus den Wellen herauf. Nach einigen Stunden waren wir ſchon in den Lagunen, dieſer ſchwimmenden Welt, und um 10 Uhr auf dem Markusplatze, in deſſen Nähe wir, nach einer halbſtündigen Kontumaz, uns debarkirten. Venedigs geſunkene Herrlichkeit duftete uns ſchon, ehe wir den Fuß ans Land ſetzten, entgegen, und mit zugehaltenen Naſen eilten wir über den Fiſchmarkt. Auf dem Markusplatze umfieng uns das Gewimmel von Masken, Müßiggängern, Seiltänzern, Bärenhäutern, Zahnärzten, Taſchenſpielern und Gauklern aller Art, womit er von Morgen bis Mitternacht, beſonders in der Karnevalzeit, angefüllt iſt. Unwillkürlich ſah ich mich mitten im Gedränge nach dem Armenier um, der mir vor allem, was ich von Venedig geleſen, am hellſten vorſchwebte; aber ich ſah ihn nicht. Wir bezogen den Gaſthof zur Königin von Ungarn, hatten noch einige Stunden mit Schiffern, Laſtträgern und Mauthbedienten zu zanken, und der erſte Tag gieng größtentheils mit Unterſuchung der Frage hin: ob wir denn wirklich in Venedig ſeyen? Manche Gegenſtände überzeugten uns freilich davon, aber wir fanden doch faſt alles weit unter unſerer Erwartung. Wir hatten die, durch tauſend Reiſebeſchreiber geprieſenen, Herrlichkeiten Venedigs nach einem etwas zu großen Maaßſtabe unſrer Einbildungskraft vorgemalt, und fanden jetzt das Gegentheil. Venedig iſt, die Eigenthümlichkeiten, die es zu Venedig machen und vor allen Städten der Welt auszeichnen, abgerechnet, die ſtinkendſte, ſchmutzigſte, häßlichſte Stadt, die ich geſehen habe. Es hat die engſten, krummſten Gaſſen, welche man ſich denken kann, die freilich mit Marmorplatten gepflaſtert ſind, aber dadurch doch keinen Menſchen, der an Licht und Sonne gewöhnt iſt, für Beraubung der Sonne und des Tageslichts ſchadlos zu halten vermögen, denn beide können in die meiſten Gaſſen das ganze Jahr lang nicht hinabdringen. Freilich ſind hier Palläſte von Palladio und Sanſorino, die ihres gleichen in der Welt ſuchen und Kirchen, die es werth ſind, Tempel Gottes für Menſchen zu ſeyn; freilich iſt die Ausſicht übers Meer, die man vom Markus-Thurme hat, über die Venedig rings umgebenden, mit ſchönen Kirchen und Klöſtern bebauten Inſeln, über die fernen Gebirge Tyrols, und über die ungeheure Stadt ſelbſt einzig in ihrer Art; aber Venedig hat keinen Frühling, keine Spaziergänge, keine Roſenlauben; es iſt eine Welt von Steinen, und ein ewiges Einerlei herrſcht hier bei dem Wechſel der Jahreszeiten in der übrigen Welt. Keinem Bürger aus dieſer, wenn er nicht, von den Palläſten Italiens berauſcht, ſich und die Welt vergißt, wird es möglich ſeyn, lange in dieſer engbrüſtigen, beklemmten Exiſtenz auszuhalten; er wird ſich bald wieder nach der Terra ferma, ihren grünenden Fluren, ihren duftenden Wieſen und geräuſchloſen Hütten zurückſehnen. Dies waren oft die Empfindungen, die ſich mir aufdrängten, beim Anblicke des aus Wolluſt und Leiden, aus Reichthum und Elend, aus Nobili und Pöbel, aus Andächtigen und Narren, aus Lechzenden und Satten, aus Genießenden und Genoſſenen zuſammengedrängten Menſchenhaufens, der während des Karnevals in Entzücken und Taumel ſchwimmt, und die übrige Zeit in Druck und Elend vegetirt. In dieſen drei Monaten des Müßigganges verlieren Tauſende die Luſt zur Arbeit für die übrigen neun Monate, und werden Betrüger, Kuppler und Bettler. Von letztern wimmelt es auf allen Plätzen, auf allen Gaſſen, überall, wo ſo viel Platz iſt, daß ein Elender liegen kann, um mit ſeinen Eiterbeulen und Wunden von dem, vor Abſcheu zurückfahrenden Fremden, einige Sols zu erbetteln. Man findet ganze Gruppen dieſer Elenden, die ſo kunſtmäßig komponirt und auf den Effekt berechnet ſind, daß man den Geſchmack und den Erfindungsgeiſt bewundern muß, der Gegenſtände des Elends und

Entſetzens äſthetiſch darzuſtellen ſucht. — Wir haben alle acht Theater beſucht, eins ausgenommen, wo nur Poſſenſpiele für den unterſten Pöbel gegeben wurden. Man kann nichts Blendenderes und Prächtigeres ſehen, als den Glanz und die Pracht des Theaters al Fenice und al S. Gasparo, gegen welche die des Wiener National-Theaters gänzlich ſchwinden. Schönheit der Tänzer und Tänzerinnen, die herrlichſte Muſik, Schönheit und Pracht der Dekorationen und Koſtüme, alles vereinigt ſich durch den mächtigen Zauber ſo vieler zu einem Zweck verſammelten Künſte, den wollüſtigſten Genuß zu verſchaffen und alle Sinne zu berauſchen.

Venedig beſitzt eine Menge von Kunſtſachen. Wir haben ſo viel geſehen, als ein Aufenthalt von acht Tagen erlaubt. Es iſt nicht möglich alles, in dieſer Zeit zu ſehen; es iſt auch nicht nützlich. Wir giengen zu Waſſer auf der Brenta nach Padua, hielten uns dort nur einen halben Tag auf, giengen am folgenden nach Vicenza, wo wir zwei Tage ſtille lagen, und die Werke Palladio's fleißig betrachteten. Hier habe ich zuerſt das Schöne in der Baukunſt ganz empfunden. Vicenza's Gegenden ſind herrlich und fruchtbar. Hier beginnt der Garten, den wir bis an den Fuß der Apenninen durchwandelt ſind; denn die ganze Lombardei iſt zwar eine unermeßliche Fläche, deren Einförmigkeit uns oft ermüdet hat; aber ſie iſt in ökonomiſcher Rückſicht nur ein einziger großer Garten. In Verona blieben wir anderthalb Tage. Alle Gegenſtände werden hier ſchon merkwürdiger, italieniſcher. Die ehrwürdigen Ueberreſte des Amphitheaters, des beſterhaltenſten in der Welt, ſetzten uns in ſüßes Staunen. So ein Werk, gegen das unſere neuern Palläſte und Schauſpielhäuſer nur Kartenhäuschen ſind, konnten Menſchenhände aufthürmen! Hier ſtieß Erhard zu uns. Er war ſchon den Tag vorher angekommen; mit ihm wuchs das Intereſſe unſerer Reiſe um ein Großes. In Mantua beſahen wir bloß den Pallaſt del T., wo Julius Romanus in ſeiner kühnen Größe glänzt; ſein Rieſenſturz, der einen ganzen gewölbten Saal, die Decke mit den vier Seiten, einnimmt, welche zuſammen nur ein großes Gemälde ausmachen, zeigt, daß er würdig iſt, Raphaels Liebling und Schüler zu ſeyn. Von da fuhren wir in zwei Tagen bis Modena, eine der ſchönſten Städte, die wir bis dahin geſehen hatten, brachten anderthalb Tage mit Beſichtigung der dortigen Kunſtwerke und der Stadt zu, und fuhren nach Bologna hinüber, das nur vier Meilen entfernt iſt. Hier haden wir in zwei Tagen mehr Schönes geſehen, als wir faſſen konnten. Es wären ſo viel Monate nöthig geweſen, aber wir konnten jetzt nicht länger bleiben. Baggeſen ſowohl, als R., haben Eile, um wieder zurück zu kommen. Hier war es, wo Herbert mir ſein Anerbieten that, und hier wird es ſeyn, wo ich, wenn ich nur dreihundert Gulden jährliche Einnahme haben kann, durch den Aufenthalt einiger Jahre mich zu einer Wanderung nach Rom, das ich nun mit leichter Mühe beſuchen kann, vorbereiten werde.

Ueber unſere Erwartung befriedigt, verließen wir Bologna und betraten auf der nächſten Station den erſten Fuß der Apenninen, über die wir, nach einer zweitägigen Reiſe, glücklich in Florenz ankamen. Die acht Tage, welche wir in Florenz verleben, werde ich größtentheils unter den hieſigen Meiſterwerken der Kunſt zubringen. Man muß ſie oft ſehen, um ſie mit Nutzen zu ſehen; bei den erſten Beſuchen reißt die Neugierde uns zu ſehr von einem Gegenſtande zum andern fort.

Wenn Herbert von Florenz weiter nach Livorno geht, kehre ich über die Apenninen nach Bologna zurück. Ich bitte Sie, mir daher gerade nach Bologna in einigen Zeilen zu ſchreiben; ob ich auf eine Beiſteuer vom Grafen rechnen kann, oder nicht? So unangenehm es mir iſt, **Baggeſen** verlaſſen zu müſſen, ſo glücklich preiſe ich mich auf der andern Seite, daß ich dem Ziele meiner Wünſche ſchon jetzt ſo nahe bin. Gott ſegne Sie, und erhalte Sie noch lange Zeit

Ihrem Sie ewig liebenden und verehrenden
Fernow.

Herrn Profeſſor Reinhold.

Mailand, d. 26. März. 1791.

Als ich Ihnen aus **Florenz** ſchrieb, glaubte ich nicht, daß ich mich Teutſchlands Gränzen ſo bald wieder nähern würde, und doch bin ich jetzt ſchon wieder um 50 Meilen weniger von Ihnen entfernt. **Baggeſen** entſchloß ſich ſogleich, nach Empfang jenes Briefes mit den unangenehmen Nachrichten zu einer ſchnellen Rückreiſe, nachdem er den folgenden Poſttag vergebens auf einen zweiten Brief gewartet hatte. Wir trennten uns daher am dritten Tage nach unſerer Ankunft in **Florenz** von unſerer bisherigen Reiſegeſellſchaft, und ſind nach einer ſechstägigen Reiſe über die Apenninen zurück durch die **Lombar-**

bei glücklich bis hierher gekommen. Es war meine Pflicht, ſobald Baggeſen es wünſchte, ihm auf der Rückreiſe Geſellſchaft zu leiſten, da Herbert nicht ſogleich mitgehen konnte. Baggeſen, wie Sie ſich leicht vorſtellen können, ſeit dem Empfang jenes Briefes ſehr unruhig und betrübt, faßte ſich jedoch während der Reiſe, durch allerhand Zerſtreuungen ermuntert, etwas, ſo daß er wieder für den Genuß des Schönen empfänglich wurde, und ſich in Parma an einem herrlichen himmliſchen Gemälde von Correggio, desgleichen vielleicht kein zweites in der Welt mehr iſt, erquicken und erfreuen konnte. Die Lombardei mag ein fruchtbares, geſegnetes Land ſeyn, aber für den Reiſenden iſt ſie das langweiligſte unter der Sonne. Sechs Tage fortdauernd, durch unabſehbare Straßen auf einer ewigen Fläche, zwiſchen, Soldaten gleich, in Reih und Glied geſtellten nackten Maulbeerbäumen, die noch die wenige Ausſicht, die man auf einer weiten Ebene haben kann, völlig hindern und rauben, das iſt das Loos deſſen, der die Lombardei durchreiſt, die wir jetzt im Zeitraum von einigen Wochen in zwei verſchiedenen Richtungen durchwandert haben, und die ſich überall von Mailand bis Padua und von Padua bis Bologna völlig gleich ſieht.

Noch heute gehen wir über Como, Bellinzona und wahrſcheinlich über den Gotthard nach Bern. Wir hoffen in acht Tagen längſtens dort zu ſeyn, wenn anders Schnee und übles Wetter uns keine Querſtriche machen. Nach unſerer Ankunft in Bern denke ich mich dort drei, oder vier Wochen aufzuhalten, um einmal wieder in Ruhe etwas arbeiten zu können und meine Takelage zu der neuen Auswanderung auszubeſſern, die während unſrer viermonatlichen Reiſe ziemlich gelitten hat. Ich habe von unſrer bisherigen Reiſe durch Italien, außer mehreren andern, auch den Vortheil gehabt, daß ich ſo viel von Sprache und Landesſitte lernte, als ich bedarf, um meine Reiſe nach Bologna zurück, oder vielleicht gleich bis nach Rom, die ich zu Fuße machen werde, allein und ohne Geſellſchaft zurücklegen zu können. Ich habe einen Freund in Rom, mit dem ich ſchon einmal in Lübeck anderthalb Jahre zuſammen gelebt habe, einen der geſchickteſten, genievollſten Künſtler jetziger Zeit, obgleich er nicht ſo bekannt iſt, als er es verdient. Er heißt Carſtens, iſt ein Geſchichtsmaler und vornämlich ein großer Zeichner. Dieſem habe ich von hier aus geſchrieben, ihm meine glücklichen Ausſichten, in Italien ſtudieren zu können, mitgetheilt, und ihn zugleich um ſein Gutachten gebeten, ob ich beſſer thue:

vorerſt noch in Bologna eine Zeit lang zu bleiben, oder gleich nach Rom zu gehen, weil ich den Umgang dieſes, als Künſtler und als Menſch gleich vortrefflichen Freundes zu nützlich und zu lehrreich für mich achte, als daß ich ihn nicht ſo bald und ſo lange, als möglich, zu genießen wünſchen ſollte. Ich hoffe dem Baron Herbert, welcher von dieſem Gedanken, der mir erſt unterwegs gekommen iſt, noch nichts weiß, wird es völlig gleich ſeyn: ob ich meine Laufbahn in Bologna oder in Rom beginne, da es darauf ankommt, wo ich am beſten und glücklichſten meine Künſtlerbildung erhalte, und ich denke, er wird mir in dieſem Punkte freie Wahl laſſen.

Ich muß Sie bitten, es nicht übel zu deuten, wenn ich in meinem letzten Briefe vielleicht etwas zu zuverſichtlich von der Unterſtützung des Grafen B— geſprochen habe. Gewiß wird mich der beſcheidne Gedanke, daß ich auf keines Menſchen Unterſtützung, am wenigſten eines Unbekannten, Anſpruch zu machen habe, nie verlaſſen, beſonders jetzt, wo ich es mehr als jemals fühle, daß ich das große Glück, welches mir ſeit Jahr und Tag durch die Liebe und den freundſchaftlichen Antheil der vortrefflichſten Menſchen zu Theil wurde, nie verdient habe, und daß ich es nur durch ſeinen möglichſt weiſen und würdigen Gebrauch verdienen kann. Und wahrlich! mein Glück ſoll mich nicht übermüthig machen. Ich fühle Kraft und guten Willen in mir, mit der, in der Schule des Schickſals erworbenen, Erfahrung den zweckmäßigen Gebrauch meiner Zeit und meiner Geiſteskräfte ſo zu verbinden, daß ich mich nie ſcheuen darf, vor jedem Richterſtuhle meine Rechnung abzulegen, und auch Sie zu überzeugen, daß Ihr Unterricht und Ihre Freundſchaft für mich nicht fruchtlos geweſen ſind.

Mit ewiger Verehrung und Liebe beharre ich

Ihr treu ergebenſter
Fernow.

Aus Fernow's Tagebuche.

Lugano, d. 2. März 1791.

Einer der herrlichſten Tage dieſer Reiſe und meines Lebens! Doppelt ſchön nach der langweiligen Reiſe durch die ewige Ebene der Lombardei. Früh um fünf Uhr auf, die Sonne, noch hinter den Bergen, röthete den mir gegenüber liegenden Berg mit ihren erſten Strahlen, als ich das Fenſter öffnete, und mit allen Sinnen neues Leben aus der reinen, ſtärkenden

Alpenluft einſog. Welch eine reizende Lage hat Como! Wie lieblich liegt es hier am letzten ſüdlichen Buſen ſeines Sees, zwiſchen fruchtbaren, ſchattigen Bergen! Wie glänzen die weißen Landhäuſer gegenüber im Spiegel des ſtillen Sees.

Um ſieben Uhr fuhren wir mit demſelben Vetturino, der uns geſtern von Mailand gefahren hatte, von Como ab. Der Weg geht etwas um die Krümme des Seeufers hinter den ſchönen Landhäuſern der Milaneſer fort. Einige hundert Schritte vom Thore kommt man nach Chiaſſo, dem erſten ſchweizeriſchen Dorfe. Wir dankten Gott herzlich, daß wir aus dem unſeeligen Kaiſerlande wieder auf Schweizerboden waren. Die Gegend verſchönert ſich, je weiter man kommt, faſt bei jedem Schritte. Gebirge mit fruchtbaren Alpen, wohlangebaute Thäler, ganze Dörfer an und auf den Bergen umher, furchtbare Felſen machen eine reiche und reizende Landſchaft. Ein pittoresker Felſen, durch die Beleuchtung des Morgenlichts noch ſchöner, zog unſre Aufmerkſamkeit auf ſich. Auf ſeiner ſchroffen Höhe ſtand die morſche Ruine eines alten Zwingers, und in der ſenkrechten Tiefe, über ſechzig Klaftern darunter, ein in den Felſen gehauenes Haus mit zwei Fenſtern und einer Thüre. Immer mehr und mehr kamen jetzt am fernen Horizonte vor uns gegen Norden die halb in Wolken gehüllten, beſchneiten Gipfel höherer Berge hervor. Um zehn Uhr erreichten wir Capo di Lago, ein kleines Dorf, das am Fuße jenes maleriſchen Felſens liegt. Von da fährt man über den Luganerſee acht Millien weit nach Lugano. Hier bezahlten wir unſern Vetturino und fuhren in einem zweirudrigen Fahrzeuge vom Ufer ab, das niedrig und lieblich iſt. Der See iſt von hohen Gebirgen gegen Morgen und Abend eingeſchloſſen, und die Wellen beſpülen oft unmittelbar die ſchroffen nackten Felſenwurzeln. Rechts auf einer ſchönen, fruchtbaren Alpe liegt das niedliche Dorf Rovio; eng auf einem Fleck zuſammen, und einzelne Hütten hängen neben uns unter der hohen dräuend überhangenden Felſenwand. Zwiſchen dieſer und dem Hügel, auf welchem Rovio liegt, ſtürzt ſich ein Waſſerfall aus einer Felſenſchlucht, vielleicht einige hundert Fuß tief, herab. Wir ſahen ihn, wie einen weißen Silberſtreif, herab ſtürzen und hörten ſein fernes Brauſen. Jetzt wird die Perſpektive über den See hin immer ſchöner, ſechs bis ſieben verſchiedene Gründe erheben ſich nach einander, und den Hintergrund ſchließt ein in die Wolken hinaufragendes Schneegebirge. — Der Wiederſchein der Berge auf der glatten Spiegelfläche des Sees war herrlich. Lang ſtreckt ſich die Felſenwand gegenüber aus. Auf ihrer ſüdlichen Spitze liegt hoch und weit umherſchauend eine Kapelle, S. Salvador, unten auf einer Landzunge Contino und Melide. Sobald man den See enger zwiſchen den erſten beiden Bergen paſſirt, zeigt ſich gerade vor ein neuer noch ſchönerer Proſpekt. Man kommt Biſſone zur Rechten vorbei, paſſirt die Landzunge von Melide, der Monte di S. Salvador wird immer ſchroffer und erhabener, und hinter ihm blickt in der Ferne über den See ein kleiner Theil von Lugano hervor. Jetzt öffnet ſich rechts hinein, und hernach wiederum links, ein Arm dieſes ſchönen Sees. Beide ſind mit Bergen umſchloſſen, hoch und ſchroff, ſchwarz und ſchaurig. Zur Rechten kommt man Campione vorbei, ein ſchönes Dorf, deſſen Häuſer Arkaden haben, und am jenſeitigen Ufer vorn an der Spitze Caſtagnola und weiterhin dieſem gegenüber Gaudrio. An einer nackten Felswand, die beinahe unmittelbar vom Fluſſe beſpült wird, liegt Covaino, wo die Luganeſer in dem Felſen ihre Weinkeller haben.

Um halb Eins kamen wir zu Lugano, das ſich immer freundlicher vor uns ausbreitete, mit vollem Winde an. Wir ſtaunten den von dieſer Seite un=

gewöhnlich ſchroffen und jähen St. Salvador, während unſers Annäherns noch immer an, und waren entzückt über die unausſprechliche Herrlichkeit dieſer Landſchaft, die ſo viel Großes, Schönes und Reizendes in ein unbeſchreibliches Ganzes vereint. Die Hügel hinter und ſeitwärts Lugano ſind ausnehmend fruchtbar. Man findet hier Kaſtanienwälder, Oel- und Cypreſſenbäume, und längs unſrer Fahrt, überall, wo niedriges Ufer war, lachten uns blühende Gärten an, in denen beſonders häufig die Pfirſichbäume mit den ſchönen rothen Blüten ſich auszeichneten.

Wir hatten den heiterſten Himmel, und das herrlichſte Frühlingswetter. Den See kräuſelte ein friſcher Südwind. Ueberall machte die weiße Farbe der Landhäuſer, die in der Ferne oft nur wie ein weißer Punkt ausſahen, mit dem Dunkel der Berge einen ſchönen Kontraſt. Nirgends, als über Seen und in perſpektiviſchen Ausſichten, wo mehrere Bergreihen hinter einander hervorragen, ſieht man ſo ſchöne duftige Fernen und den ganzen Zauber der Luftperſpektive.

Polegio, im Liviner Thale d. 28. März.

Um ſechs Uhr gieng es in Begleitung unſers Vetturino mit zwei Pferden, eins zum Gepäcktragen und eins um abwechſelnd darauf zu reiten, fort aus Lugano. Um Mittag erreichten wir Bellinzona, eine zwiſchen Hügeln eingeſchloſſene Stadt, am nordöſtlichen Ende des Maiendiner Thals. Auf den Hügeln, die es umgeben, liegen drei Bergſchlöſſer, die den drei demokratiſchen Kantonen Schweiz, Uri und Unterwalden gehören. Wie man aus Bellinzona kommt, führt der Weg in's Thal Riviera über einen Fluß, welcher ſich nahe dabei in den Teſſin ergießt. Zur Linken ſtrecken ſich hohe, lange, düſtre Berge, das Thal entlang; zur Rechten der Monte claro, der immer ſchöner wird, je weiter man kommt, und eine Länge von wenigſtens zwei Stunden hat. Wir trafen auf einen außerordentlich maleriſchen Waſſerfall, den erſten, welchen wir auf dieſem Wege ſahen. Bald kamen mehrere, wir hätten deren über ein Dutzend zählen können, die zum Theil in einer Höhe von mehr als tauſend Fuß über die verſchiedenen Terraſſen der Felſen, vorzüglich des Monteclaro, herabſtürzten und ſich tiefe Höhlen und Klüfte in die Berge gewühlt hatten. Es iſt ein ewiges Tönen in dieſem Thale. Nahe am Monte claro thürmt ſich eine der ſchroffſten, furchtbarſten Prezipiſſen ſenkrecht über tauſend Fuß. Unten überall Spuren der Zerſtörung und herabgeſtürzten Felſenblöcke, Häuſergroß, zum Theil ſchon mit Bäumen bewachſen. Die Sonne gieng herrlich unter; hinter uns lag der Mons Kennet (Cenere) mit ſeinen vielen Schneegipfeln, von der Abendſonne beleuchtet. Wir konnten uns, wie einſt Sulzer, an dem Monte claro nicht ſatt ſehen, denn er iſt unbeſchreiblich reich und mannichfaltig. Die vielen Bergſchichten über einander gethürmt, ſchön bebaut, oder mit Wäldern bedeckt, die Waſſerfälle, Felſenſtürze, alles dies erfreut und beſchäftigt unaufhörlich. Der Nachbar des Monte claro iſt furchtbar mit ſeinen gewaltigen Wänden, ſchroffen Abgründen und ſeinen in Wolken gehüllten Gipfeln. Wir reiſ'ten bis zum ſpäten Abend und kamen mit einbrechender Nacht an's Ende des Valle Riviera und jetzt ins Valle Leventina. Düſtre Schatten und Nebel zwiſchen den Bergen verſtärkten den Eindruck dieſer gewaltigen Maſſen. Ich möchte dieſe Fußreiſe im Mondlichte machen. Am Eingange des Liviner Thals kommt man vermittelſt einer hölzernen Brücke über den kleinen Fluß Blegno, der, aus dem Valle Blegno ſtrömend, ſich mit dem Teſſin vereinigt. In Polegio ſchlugen wir unſer Nachtquartier auf, wo wir teutſche Wirthsleute fanden.

Airolo auf dem Gotthard. d. 29. März.

Erſt um halb ſieben Uhr brachen wir auf, denn unſer Vetturino eilte nicht. Die Sonne ſtand noch hinter den Bergen, aber der Morgen war nicht kalt, und wir athmeten reine erquickende Bergluft. Gleich Anfangs iſt das Liviner Thal weit enger, als das von Riviera, welches wir geſtern verlaſſen hatten. Der Teſſin rauſcht erzürnt über Felſenſtücke, und nimmt die vielen Waldwäſſer und Bergſtröme mit auf, die überall von den Felſen herunter ſtürzen und ewig mit ihm in dieſem Thale brauſen und tönen. Das Ganze trägt einen wilden, romantiſchen Charakter, der mit jedem Schritte weiter zum Erhabenen übergeht; das Thal wird immer enger, die Bergwände jäher, der Teſſin wüthender, die herabgeſtürzten Felſenberge häufiger. Ganze Felſenwände ſind hier hinabgeſunken in den Strom, haben ſich unter einander in Graus und Trümmer zerſchmettert, und der erzürnte Teſſin kämpft wüthend mit ihnen um ſein Bette, das ſie ihm überall verengen. Er dringt donnernd mit ſeinen graulichen, halb in Schaum zerpeitſchten, Wogen überall durch, und der ganze reißende Strom bildet nur eine, durch unzählige Felſen hinſtürzende, Kaskade. Das Thal geht ſo ſehr bergan, und der Fall iſt ſo beträchtlich, daß eben ſo wohl dadurch ſeine reißende Schnelligkeit und Wuth, als durch die, ſein Bette einengenden Felſen vermehrt wird. Wir paſſirten in drei Viertelſtunden Bodio und kamen bald darauf nach Giornico, teutſch Zernis, das gerade an der merklichſt erhabenen Stelle des Thals liegt. Das Städtchen iſt zu beiden Seiten des Fluſſes hingebaut. Ueber letztern führt, ſobald man wieder herauskommt, eine ſchöne Bogenbrücke. Jenſeits, links ſtürzt vom Felſen in mehreren Fällen ein Waſſerfall. Immer ſchrecklich erhabener. Der ganze Strom ein Waſſerfall, ein ſtäubender, ſchäumender, donnernder Milchſtrom. Welche Felſenmaſſen! Welche Waſſerfälle! Welche unabſehbare, hohe, breite, ſenkrecht wie Mauern und Thürme gen Himmel ſtrebende Felſenwände! Wie eng und eingeſchloſſen das Thal! Kein Ausweg iſt dem Auge ſichtbar; ſelbſt die Stelle des Eingangs verbirgt und ſchließt ſich.

Die Brücke von Giornico iſt kühn und herrlich über den ſtürzenden Strom geworfen. Wir hielten einige Augenblicke hier. Man kommt jetzt von der ſo lange betretenen rechten Seite des Fluſſes auf die linke, aber nur auf kurze Zeit, denn bald muß man wieder vermittelſt einer andern Brücke hinüber. Eine gute Stunde von Giornico ſind die herabgeſtürzten Felſenkoloſſen am ungeheuerſten. Jedem fällt hier der Streit Jupiters mit den Titanen und ihre auf einander gewälzten Felſengebirge ein, und um ſo mehr, da Julius Romanus kühner Felſenſturz uns noch im friſchen Andenken war. Rechts, hoch auf einer Felſenſpitze, über einem furchtbaren Prezipiſſe, hat die Andacht eine Kirche gebaut. Ein Dorf, Calonico, liegt dort oben. Romantiſch einſamer iſt wohl nichts, als das Thal mit den ſenkrechten Felſenmaſſen. Jetzt kamen wir über eine zweite Schauerbrücke, erklommen den Felſenſturz, welcher zur Seite der Brücke lag, und an dem die menſchliche Kühnheit den weiten Bogen der Brücke geworfen hatte, und ſtaunten lange in den weiten brauſenden Sturz hinab. Der Vetturino mußte mit den Pferden vorausgehen, damit wir ungehindert weilen könnten. Durch eine Krümmung des ſich immer verengenden Thals kamen wir zur dritten Brücke. Hier iſt die ewige Wohnung des Entſetzens. Furchtbarer habe ich bis jetzt nichts geſehen. Wer wagt es, das Unbeſchreibliche zu be ſchreiben? Nur einige Züge zur Erinnerung, wenn dieſer Donner verhallt, wenn dieſe heiligen Schauder, dieſe Scenen des Entſetzens durch andere Gegenſtände aus der Einbildungskraft verdrängt werden. Wir hörten den verſtärkten Donner des Stroms; wir erblickten ihn mit Erſtaunen in einer ſchwindelnden Tiefe, zwiſchen Felſen eingeengt, durch die er ſich ſchäumend in mehreren heftigen Fällen hindurchdrängt. Wir wälzten große Steine in den brauſenden Abgrund, die bald von der Gewalt des Stromes zermalmt wurden, und den Schaum roth färbten. Mit jedem Schritte nimmt dies erhabene Schauſpiel an Größe zu, man kann nicht ſprechen, das Jauchzen des Entzückens verhallt in dieſem tauſendſtimmigen Donner, die ganze Natur zittert in dieſem Thale des Schreckens. Die weit überhangenden Felſen, die unabſehbare, ſenkrechte Wand vor uns, der höchſt kühne, bewundernswürdige Weg, durch Felſen gehauen, über den alles erſchütternden und zerſtörenden Strom aufgemauert; die Spuren der Verheerung, Lavinen, die traurige kleine Kapelle an der Krümmung des Weges, gewaltige Felſen, die den Strom einengen, und durch ſeine Gewalt geglättet und geſchliffen werden, die Ewigkeit dieſes großen Schauſpiels; alles dies erregt die Kräfte der Seele in ihren innerſten Tiefen; es iſt das

Bild der Ewigkeit. Die ſinnliche Natur ſchaudert zuſammen in ihrer Nichtigkeit, aber der freie Geiſt jauchzt bei dieſem großen Anblick.

In Dacio hielten wir Mittags, und brachen um halb vier Uhr wieder auf. Wir waren jetzt in die Region des Schnees gekommen, der hier ziemlich häufig lag. Das Thal gewinnt hier einen ſanfteren Charakter, der Teſſin fließt ruhiger, und der Weg geht allmählicher bergan. Zwei Stunden weiter kommt man über eine Brücke, abermals auf die rechte Seite des Fluſſes und geht fort bis dahin, wo ſich das Liviner Thal endet Ein erhabenes Felſenthor, würdig der Eingang in dieſen Tempel der Natur zu ſeyn, verſchließt es hier. Die Felſen ſtehen alle ſenkrecht auf ihren Lagen; ſie ſind von beträchtlicher Höhe, und machen hier einen ſchönen Effekt. Eine Viertelſtunde von dieſem Thore liegt Airolo, das durch die vielen Reiſenden und als das letzte italieniſche Dorf von dieſer Seite bekannt genug iſt. Wir kehrten im Wirthshauſe zu den drei Königen ein. Die Familie des Wirths iſt aus einem alten ſchweizeriſchen Geſchlechte, und von eignem Schrote und Korne. Wir unterhielten uns mit der Tochter des Hauſes, die Teutſch, Italieniſch und Franzöſiſch mit gleicher Fertigkeit ſpricht. Ihr Vater, die Mutter, die 17 Kinder geboren hat, und noch bei vollen Kräften iſt, ihr Großvater, ein anſehnlicher Alter, lebhaft, feurig und brav, und ihres Großvaters Vater, 99 Jahre alt, leben noch Alle, ſind ſtark und geſund, und die beiden Mädchen ſehen aus, als ob ſie eben ſo unvergänglich wären. Dazu kommt ein franzöſiſcher Schriftſteller mit kleinen, ungewöhnlich freundlichen Augen, der ſich ſeit zehn Monaten hier aufhält und ſchreibt.

Airolo. Sonntags d. 30. März 1794.

Hier ſitze ich der aufgehenden Sonne gegenüber, die ihre röthlichen Strahlen hinter den hohen Schneebergen vorausſendet, und uns wieder einen herrlichen Tag verſpricht. Der Himmel iſt rein, die Luft kühl und erquickend, ohne kalt zu ſeyn, obgleich wir uns mitten in den Regionen des Schnees befinden. Ich bin in hoher Erwartung der Wunder des heutigen Tages, die uns der Gotthard aufdecken wird.

Urſeren.

Um ſieben Uhr von Airolo fort. Zwei Kaufleute, der eine aus Altorf, der andere aus Luzern, ein franzöſiſcher Marquis oder Chevalier, der ſich für einen Maler ausgab, B. und ich waren die Reiſegeſellſchaft. Die beiden Kaufleute und B. zu Pferde, ich und der Chevalier zu Fuße. Immer die Gotthardsſtraße hinan, immer höher und höher. Bis wir in die Tannen hinauf kamen, war der Weg noch bloßes Steinpflaſter. In den Tannen fieng der Schnee an, der bald einige Fuß hoch die Straße bedeckte. Zur Noth war Bahn für Fußgänger, und des Steigens gewohnte Pferde. Nach verſchiedenen Schlingungen an der Bergwand, kommt man in's Thal Tremolo. Der Schnee war hoch in den Klüften zuſammengetrieben, und der Teſſin völlig davon überdeckt; wir hörten den unſichtbaren nur rauſchen. Die Brücke, über die wir kamen, war ganz eingeſchneit, und verlor dadurch das Schreckliche, was ihre Abgründe ſonſt haben mögen. Immer höher hinauf, der Weg mit jeder Krümmung verſchneiter, grauſender und jäher die Abſtürze. Die ſchroffen Felſenzacken der umher liegenden Berge waren nicht viel höher, als wir jetzt. Der Luzerner Kaufmann ritt raſch auf ſeinem guten Pferde fort, er war eine Strecke voraus. Der Altorfer Kaufmann, der Chevalier, B. und ich folgten hinter einander. Wir ſprachen über die Möglichkeit, den Gotthard zu Wagen zu paſſiren und von dem Engländer, der dies halsbrechende Wageſtück glücklich ausgeführt haben ſoll. In dem Augenblicke ſtürzte nahe vor uns der Altorfer Kaufmann durch einen Mißtritt ſeines Pferdes. Es kam dadurch aus dem Gleiſe, glitt und ſtürzte über den Abgrund. Entſetzlicher Anblick! Starres Schrecken ergriff mich im erſten Augenblicke unwillkürlich, im zweiten ſprang ich zum Pferde, und ergriff es am Schweif. B. ſchrie: Laſſen Sie das Pferd zu allen Teufeln und retten Sie ſich! Dies beſtimmte den Kaufmann, der noch halb unter dem ſtürzenden Pferde lag; er arbeitete ſich heraus, riß ſich auf, und hielt das Pferd aus allen Kräften am Zaum, der Chevalier am Fuße, umſonſt, wir konnten das hülfloſe, mit dem ganzen Leibe herabhängende, Thier nicht halten. Der Kaufmann war glücklich aus den Steigbügeln, und kaum ſtand er frei. als das Pferd völlig herabſtürzte, ſich noch retten wollte, wieder überſtürzte und ſofort den ſchrecklichen Abhang mit fürchterlicher Langſamkeit hinab, bis auf einen hervorragenden, gegen hundert Fuß hohen Felsblock, von dem es unaufhaltſam hinab fiel. Wir waren alle von dem ſchrecklichen Vorfall erſchüttert, der Kaufmann leichenblaß, ſelbſt nicht wiſſend, was er that und thun wollte. Wir wurden jetzt über das Außenbleiben unſers immer noch trödelnden Vetturino unruhig, und zugleich begierig zu ſehen, ob das

Pferd lebendig oder todt, ganz oder zerſchmettert hinab gekommen ſey, ſtiegen wir die Straße wieder hinab bis unter den Abhang des Felſens, wadeten im tiefen Schnee an der Bergwand herum, bis an eine Stelle, wo wir das Prezipiſſe und das Pferd liegen ſehen konnten. Der Sattelriemen war zerſprungen, der Sattel lag allein, das Pferd einige Schritte weiter noch lebend, aber unvermögend ſich zu rühren, auf dem Schnee. Jetzt ſahen wir auch tief im Grunde unſern Vetturino heraufkommen; hielten alſo für's beſte, langſam vorauf zu gehen. B. gieng von dem Vorfall an zu Fuße. Wir wurden überzeugt, daß es weit ſicherer ſey, ſich unſern eignen Beinen, als einem unvernünftigen Thiere anzuvertrauen, und daß es unverzeihliche Gemächlichkeit ſey, den Gotthard hinanzureiten. In einer Viertelſtunde kamen wir zur zweiten Brücke, beinahe oben auf dem Berge. Hier hielten wir eine Zeit lang. Ein Transport junger Schweizer, die als Rekruten nach Spanien giengen, tanzten ſingend und jauchzend von der obern Höhe des Gotthard herab und brachten Leben und Freude in dieſe Wüſte. Lauter ſchöne, geſunde, lebhafte Leute, denen Muth und Feuer aus den Augen blitzte. Wir ſtiegen noch den übrigen Theil des Berges hinauf und erblickten zu unſrer größten Freude nicht fern von uns das Hoſpital, wo ſo mancher ermüdete, verklommene Wanderer ſchon neues Leben und freundliche Pflege fand. Unſer Luzerner Kaufmann war ſchon da, und hörte verwundert unſer Abentheuer an. Ein Kapuziner öffnete uns die Thür; wir giengen hinauf in's Zimmer, banden die Pferde draußen an und wollten hier auf die Andern und unſere Sachen warten. Die Luft war gelinde; aber Nebel und Wolken verhüllten überall die Ausſicht auf die ſchroffen Spitzen des Gotthard, und der Schnee bedeckte die ganze Fläche des Berges. Weder die Seen, noch die großen, hier herumliegenden Steine, die wie vom Waſſer abgeſchliffen und rundlich ſeyn ſollen, noch den ſchroffen Pettina, den B. einſt mit Lebensgefahr erklommen hatte, konnten wir ſehen. Allmälich kamen die Zurückgebliebenen und brachten uns die Nachricht, das Pferd habe das Rückgrath zerbrochen und ſey nicht zu retten. Es war zehn Uhr, als wir ankamen; der Vorfall mit dem Pferde hatte uns beinahe eine Stunde aufgehalten. Kurz ehe wir fortwollten, kam Pater Lorenzo, B — s Bekannter, der hier ſchon gegen dreißig Jahre gelebt hat. Er war mir ehrwürdig, weil er ſein ganzes Leben hier auf dieſem öden, menſchenleeren Berge der Rettung und Pflege Verunglückter opfert. Er hatte mehr Wärme und Herzlichkeit, als der andere, welcher ruhiger und kälter ſchien. Jetzt gieng es in einer, durch alle Vorfälle dieſes Morgens und durch den Himmel nahen Ort, auf dem wir uns befanden, exaltirten Gemüthsſtimmung, die wegen glücklich überſtandener Gefahr bei mir mehr froh, als düſter war, in einem Tage die jähe, gleitende Schneebahn hinab; das Dorf-Hoſpital, unten am Gotthard, vorbei, nach Urſeren, wo wir um halb ein Uhr alleſammt glücklich eintrafen. Die Reiter kamen eine halbe Stunde ſpäter, als wir Fußgänger. Nach Mittag ſetzten wir unſere Reiſe durch das, bald unter Urſeren ſich öffnende, enge, furchtbare Felſenthal, die Schöllener, fort, das eigentlich nur eine tiefe, von der Reuß durchbrochene Bergſpalte iſt. Wir kamen durch das Urner Loch. Kühn durch die Felſenwand gebrochen, iſt es von der Höhe, daß ein Mann zu Pferde durchreiten kann, und etwa achtzig Schritte lang. Wo die Felſen am ſchroffſten und höchſten, das Thal am engſten und ſchauerlichſten iſt, kommt man von der Felſenwand ziemlich jäh hinab. Die Straße krümmt ſich, und führt über den, mit übermenſchlichen Kräften zwiſchen den beiden Felſenwänden gebauten, kühnen Bogen, die Teufelsbrücke. Die Reuß drängt ſich ſchäumend und donnernd oberhalb der Brücke durch die enge Felſenwand und brauſt in der ſchwindelnden Tiefe in unzähligen Fällen fort. Die Brücke zittert von der heftigen Bewegung der Luft und die Felſenwände ſcheinen von dem Donner des wüthenden Stromes zu beben. Entſetzen und Entzücken ergriffen mich wechſelnd bei dieſer furchtbar erhabenen Scene. Was ſind alle die ſchauerlichen Scenen des geſtrigen Tages? Was iſt das Wüthen des Teſſins gegen das Wüthen und Brauſen der Reuß? Ein Kampfſpiel gegen eine raſende, blutige Feldſchlacht. Nirgends ſah ich die Natur ſo furchtbar, ſo entſetzlich! Hier iſt nur Verwüſtung und Zerſtörung; hier blüht kein Baum, tönt kein Vogelgeſang. In den Schatten der Felſen nur ſtehen düſtre Tannen mit ihrem ewigen Grün. Unten ſtürzt ſich der Strom über und durch Felſentrümmer zwiſchen den kahlen Felswänden. Wir rollten Steine hinab, hörten aber ihren Fall nicht, er verlor ſich in dem donnernden Schäumen. Der Nebel ſank dichter und dichter in das Felſenthal herab. Wir ſahen die ſchwindelnden Spitzen nicht. Wir riſſen uns los von dem erſchütternden Schauſpiele, und giengen mit hochklopfendem Herzen weiter die Felſenſtraße hinab, die hier ſehr bergunter geht. Immer fortdauernder Anblick der Zerſtörung. Alles ſcheint in Schutt und Trümmer zuſammengeſtürzt; ein unabſehbares, gräßliches Chaos! Wir kamen endlich auf Obergeſtinen. Dann und wann ein Blick des Lebens, eine Felſenblume, ein grüner Fleck auf nacktem Felſen. Jetzt erreichten wir Weſen. Mehrere kühne Bogenbrücken wölben ſich über den fallenden Donnerſtrom. Hinter Weſen iſt der Pfaffenſprung; eine Brücke, welche über die zuſammengedrängte Reuß und über ſchreckliche, zackige Abgründe, halb mit Tannengebüſch verdeckt, das den Hinabblick noch ſchauerlicher macht, führt. So geht es fort, unaufhörlich durch Felſentrümmer, unter Abhängen, über Abgründen, immer den donnernden, in Schaum aufgelöſten Strom zur Seite, bald zur rechten, bald zur linken. Unterhalb Weſen führt die Straße in Tannenhaine, die halb von Felſen zerknickt, oder auf Felſentrümmern gewachſen ſtehen. Hier ſcheint die Natur weniger nackt; aber das Ganze wird dadurch nur düſterer. Nacht brach ein, Wolken rollten ſich an den Bergen zuſammen, Nebel dampfte aus den Klüften hervor, wie Rauch aus einem Kohlenmeiler, und hieng zwiſchen den Tannenwipfeln Die Nacht drohet hier in allen ihren Schrecken. Oft konnten wir bei einer ſchnellen Wendung den Weg in einer Entfernung von zehn Schritten nicht erblicken. Höher ſtiegen wir den dichten Waldberg hinan; die Reuß ſank tiefer in die Felſen hinab, ſo tief, daß wir kaum ihren Donner mehr vernahmen. Wir kamen über einige gräßliche Lavinentrümmer, die die Brücken überſchüttet, und den ganzen Abgrund ausgefüllt hatten. Sicher wandelten wir hinüber. Wo eine Lavine ſank, da ſinkt keine wieder ohne neuen Schnee. Immer gieng es unter geſtürzten, zerſchmetterten Tannen und Felſen, neben brauſenden Waldſtrömen und zerſtörten Wohnungen fort; es war dicke ſchwarze Nacht; Lavinen donnerten in der Ferne; wir giengen wieder bergab, ohne den Weg zu ſehen. Das Thal ſcheint mit einem Male geſchloſſen. Eine hölzerne Brücke führt über den tiefen Abgrund. Endlich nach vielem Steigen bergab kamen wir glücklich nach Am Steg. Es liegt an einem reißenden Waldſtrom, der dieſes Dörfchen ſchon mehrmals verheert, aber die dreiſten Bewohner nicht verhindert hat, ſich immer auf's neue wieder anzubauen und der zerſtörenden Natur zu trozzen. Wir fanden die Reiter ſchon drei Stunden unſerer harrend, denn wir waren ſehr langſam gegangen. Der Menſchenſchlag iſt hier groß und ſchön; reizende, große, wohlgewachſene Schweizermädchen. Welch ein Abſtand zwiſchen den gelben, hagern, halbverdorrten, ſchmutzigen Landmädchen der Lombardei! Blond, blauäugig, von weißer, zarter Haut und blühender Farbe, waren von Airolo an faſt alle

Schweizerinnen, die wir ſahen. Ueberhaupt verändern ſich alle Gegenſtände, wie man den Gotthard paſſirt. Jenſeits verliert die Natur nie ganz ihren Reiz, dort iſt die Vegetation noch nirgends erſtorben. Blühendes Leben überall in der ſogenannten lebloſen und trauriges, welkendes in der belebten Natur. Hier von allem das Gegentheil. Die lebloſe Natur wild, raſend, zerſtörend; die lebendige wacker, herzlich, entzückend, Leben und Liebe athmend.

In Am-Steg endet dieſes Schauerthal. Von da bis Altorf und Fluelen, an den Ufern des Vierwaldſtädter Sees, iſt die Gegend nicht mehr ſo wild; hier ſind wieder grünende Matten, blühende Bäume und Geſang der Vögel. Die Reuß tobt nicht mehr, ſondern ſtrömt mit geflügelter Eile in den See. Wir fuhren von früh Morgens bis Nachmittags um fünf Uhr die Länge des Sees herab bis Lucern, hatten gutes Reiſewetter und glückliche Fahrt. Von Luzern langten wir in zwei Tagen in Bern an.

Und ſo iſt unſere erſte Reiſe glücklich geendet. Manches, worauf ich mich ſo ſehr freute, was die Phantaſie mir nach ihrer Willkür vormalte, ſteht jetzt, wenn gleich weniger reizend, doch wahrer vor meiner Seele. Vieles hat meine Erwartnng getäuſcht, vieles ſie übertroffen. Die Natur iſt in dieſem Theile von Italien nicht ſo ſchön, als ich erwartete, aber die Kunſtwerke haben mich ausgeſöhnt mit der langweiligen Ebene der Lombardei und die Schönheiten Venedigs mit ſeinen Häßlichkeiten. Meine Neigung zur Kunſt iſt durch den Anblick ſo vieler Meiſterwerke leidenſchaftlicher, mein Geſchmack reiner und kritiſcher geworden und ich darf hoffen, daß mein längerer Aufenthalt in Italien mich in den Stand ſetzen wird, kein bloß handwerksmäßiger Künſtler zu ſeyn.

Auszug eines Briefs von Fernow an Herrn Nauwerk in Ratzeburg.

Bern, d. 26. April 1794.

Theurer, innigſt geliebter Nauwerk!

In der Vermuthung, Dich jetzt wieder unter Deinen väterlichen Laren zu finden, ſchreib ich Dir nach Ratzeburg. Nach meiner Rechnung iſt Deine akademiſche Laufbahn jetzt zu Ende, wenn Du ſie nicht vielleicht auf's Neue verlängert haſt. Die Glorie Deines Jugendlebens iſt jetzt untergegangen; aber freue Dich nun mit mir! Meine Sonne geht jetzt herauf, zwar ſpäter, als die Deinige, und nach einer langen, trüben Nebelnacht; aber dafür auch deſto erfreulicher und herrlicher. Wie will ich mich in ihren Strahlen ſonnen! Meine Reiſe durch das ſüdliche Teutſchland und Oberitalien, von der ich ſeit vierzehn Tagen wieder, in Begleitung meines Freundes Baggeſen, hierher zurückgekehrt bin, war nur die Morgenröthe des ſeligen Tages, dem jetzt mein Herz entzückt entgegen jauchzt. In einigen Wochen wandere ich wieder nach Italien zurück, um das innere Heiligthum ſelbſt zu betreten, in deſſen Vorhöfen ich dieſen Winter mit ſo innigem Entzücken umherwandelte. Bald eile ich gen Rom, um meine neue Laufbahn zu beginnen. Dort finde ich auch unſern Carſtens wieder, und dies macht mein Glück vollkommen. Welch ein Götterleben werd' ich dort führen! Wie werde ich meinen Durſt ſtillen aus der lebendigen Quelle! Wuchern will ich mit meiner Zeit, mehr als der eigennützigſte Iſraelit mit ſeinem Golde! Das muß ich, wenn ich noch zu etwas gelangen will, denn meine Jugend iſt dahin geflohen, ehe ich mich aus dem Staube hervor arbeiten konnte; ich habe bereits die Periode meines männlichen Alters betreten, bin dreßig Jahr alt; ich muß alſo retten, was noch zu retten iſt, ehe der Abend einbricht. Wetteifer, der ſtete Anblick des Herrlichſten, was von alter und neuer Kunſt dort vorhanden iſt und mein Carſtens, den ich mir zum Mentor erkohren habe, werden meinen Eifer und meine Schritte beflügeln. Gott ſey gelobt, daß ich in dieſe Zukunft blicken kann! Unſer Aufenthalt in Italien war nur kurz; wir mußten daher eine höchſt mögliche Menge von Strahlen in einen Brennpunkt concentriren, um wenigſtens einen Theil des Schönen und Vortrefflichen, was Venedig, die Lombardei und Florenz enthält, zu ſehen. Dies iſt mehr, als mein Auge zu faſſen und mein Geiſt mit allen ſeinen Kräften feſtzuhalten vermochte; indeß glänzt doch das Herrlichſte, das unter dem Vortrefflichen Vortrefflichſte noch hell und lebendig in meiner Seele und entzückt noch in der Erinnerung. Auf meiner Rückreiſe werd' ich mich mit neuer Liebe daran weiden, und dem geübteren Sinne werden ſich neue, tiefer verborgene Schönheiten entfalten.

Hier giebt Fernow ſeinem Freunde eine kurze Beſchreibung ſeiner Reiſe; die wir aber weglaſſen, weil ſie dem Leſer ſchon bekannte Dinge enthält. Er fährt dann folgendermaßen fort:

Glücklicher Weiſe habe ich die Italieniſchen Schulen nach der Folge kennen gelernt, wie ſie ſich vom Niedern zum Höhern, vom Materiellen zum Geiſtigen, vom Reize zur reinen Schönheit erheben, und ich freue mich, daß ich die erſtern über die letztern vergeſſen kann, daß mein Kunſtſinn mehr der Schönheit, als dem Reize, und wär' er auch Titian's oder Corregio's Farbenzauber, huldigt. Die Römiſche Schule kenne ich noch nicht, d. h. ich habe noch nicht das Meiſte und Vortrefflichſte derſelben geſehen, ob ich gleich den Geiſt kenne, der in ihr waltet. Von Raphael und einigen ſeiner Schüler ſah ich, beſonders in Bologna und Florenz, vortreffliche Werke, obgleich nur kleinere, wenn ich die von Julio Romano in Mantua ausnehme. Die herrlichſten Erſcheinungen Raphael's, die ich bis jetzt bewunderte, waren einige göttliche Madonnen, unter denen die della Sedia in Florenz den erſten Rang einnimmt, und die heilige Cäcilia in einer Kirche in Bologna. Nächſt Jul. Romano hat mir unter ſeinen Schülern Franc. v. Imola am beſten gefallen. Dir den Hauptcharakter jeder Schule oder jedes ihrer beſten Maler zu entwerfen, würde überflüſſig ſeyn, da ſo viele Schriftſteller und Kunſtkenner dies gethan haben; auch hatte ich noch nicht Ruhe genug, die Eigenthümlichkeiten jedes Meiſters zu ſtudieren, obgleich ich den Geiſt und Charakter jeder Schule im Ganzen jetzt hinlänglich kenne, und von dem andern, ſeinem Weſen nach, zu unterſcheiden vermag. In allen Theilen der Malerei als Malerei, ſteht wohl die Bologneſiſche, welche alle am beſten mit einander vereint, oben an; aber als ſchöne Kunſt erhebt ſich die römiſche Schule über alle übrigen empor; ſo wie die venezianiſche auf der unterſten Stufe ſteht. Die florentiniſche hat die Gränzlinie überſchritten, die das feine Gefühl des wahren Schönen fodert; ſie hat nur auf Größe hingearbeitet, und darüber Schönheit, Reiz und Grazie vernachläßigt. Wäre ſchönes, harmoniſches Farbenſpiel das Weſen der Kunſt, ſo würde die venezianiſche Schule und Corregio, welcher gewiſſermaßen als ein Meteor für ſich allein daſteht, die erſte ſeyn, wenn man alle Kunſt, ſo wie ehemals die Weltgeſchichte, in vier Monarchien, in vier Schulen eintheilen will; allein da die Malerei keine angenehme, ſondern ſchöne Kunſt ſeyn ſoll, ſo ſteht Raphael's Schule mit Recht voran. Raphael iſt eigentlich der Meſſias der Künſtler, denn er war der Mittler zwiſchen den Antiken und der Natur, zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, wie Chriſtus zwiſchen Gott und Menſchen. Er hat, ohne erſtere zu erreichen, und ohne zur letzten hinab zu ſinken, aufs glücklichſte beide mit einander vereinigt. Als Maler konnte Corregio allerdings beim Anblicke ſeiner Werke voll Selbſtgefühl ausrufen: Anch' io sono Pittore! aber als Künſtler muß er ihm ewig eben ſo weit nachſtehen, als er ihn in der Kunſt der Farben übertroffen hat. Farbenreiz, Anmuth, Größe und Schönheit ſind die vier charakteriſtiſchen Merkmale der vier Schulen, von unten auf gerechnet. Raphael's Grazie iſt edler, als die des Guido, die des Guido naiver; ſeine Gewänder ſind mit denen des Raphael nicht zu vergleichen; ſeine Attituden mehr der Natur abgelauſcht. Raphael entzückt, Guido rührt; Raphael begeiſtert die Seele, Guido ſchmilzt das Herz. Beide waren heitre, liebende Seelen. Raphael kühner, feuriger, gedankenreicher, lebendiger, tiefer; Guido ſanfter, zärtlicher, weiblicher; nicht ſo ſchöpferiſch wie jener, aber eben ſo unerreichbar, eben ſo einzig im Ausdrucke naiver, jungfräulicher Unſchuld: nur anders modificirt, nach der Individualität ſeines Gefühls. Albani iſt einer der reizendſten Maler der bologneſiſchen Schule; ſeine Kinder ſind von unnachahmlichem jugendlichem Liebreiz. Er war der Maler der Liebesgötter und Genien.

In der Bildhauerkunſt ſteht **Johannes von Bologna** wahrſcheinlich auf der oberſten Stufe unter den neuern; aber er hat mehr große, kräftige, als ſchöne Formen gebildet. Sein Neptun auf dem Platze in Bologna und der andere im Garten Bobeli in Florenz, ſo wie die herrliche, kühne Gruppe, der Sabiner-Raub, die auf dem Schloßplatze in Florenz unter dem Bogen ſteht, gehören gewiß zu den ſchönſten Werken der Sculptur, beſonders iſt die letztere eine der vollkommenſten Gruppen der bildenden Kunſt.

Welche ſelige Stunden habe ich in der Galerie in Florenz verlebt! Hier iſt die größte Antikenſammlung, die es, nächſt der in Rom, in der Welt giebt, in drei Korridors aufgeſtellt. Die Medizeiſche Venus, die beiden Ringer, der Beckenſchläger, der Schleifer und der Apollino ſtehen in einem beſondern achteckigten, mit einer Kuppel verſehenen, prächtigen Zimmer, das die Tribune heißt, und leider nur zu wenig erleuchtet iſt. In dieſem Zimmer ſind die Wände mit den ausgeſuchteſten Werken der Malerei, von Raphael, Titian, Corregio, Pietro Perugino, Andrea del Sarto und andern behangen; aber auch dieſen wäre eine beſſere Beleuchtung zu wünſchen. Nächſt dem iſt der Saal der Niobe und ihrer Familie, vierzehn Figuren an der Zahl, der größte Schatz dieſer Sammlung. Nie wird ſich das Auge an dieſen herrlichen Werken ſättigen.

In Mailand habe ich nichts geſehen, als den ungeheueren Dom, der ſo groß iſt, daß das Auge ihn nicht umfaſſen und die Einbildungskraft keinen Totaleindruck davon bekommen kann, und darum iſt er ungeheuer. In Venedig aber iſt er ſchauerlich und von einer feierlichen Dunkelheit. Ich habe nie ein ſo großes Gebäude geſehen. Vielleicht iſt die Peterskirche größer.

Nimm ſo mit dem flüchtigen Abriſſe unſerer Reiſe, den ich in der größten Eile ſchreibe, vorlieb. Wenn ich einſt mehr Muſe habe, werde ich meine Reiſe und meine Reflexionen weitläuftiger ausarbeiten; beſonders denke ich in der Folge, wenn ich erſt mit den Kunſtwerken Italiens inniger vertraut bin, einiges darüber zu ſchreiben; aber nicht eher, als nach Einem fleißigen Studium und Anwendung richtiger äſthetiſcher Prinzipien. Ich hoffe, daß mir da mein anderthalbjähriges Studium der Philoſophie und Aeſthetik in Jena nach richtigern Grundſätzen, als bisher unter unſern Kunſtkennern im Gange waren und noch ſind, gut zu ſtatten kommen wird. Denn ſo überflüſſig dem Künſtler von Genie und praktiſcher Uebung alle Theorien der Kunſt und alle Philoſophie über dieſelbe ſind, ſo unentbehrlich ſind ſie dem Kunſtkenner, wenn er etwas Geſcheides darüber ſagen will. Und gewiß wird der Einfluß der kritiſchen Philoſophie auch auf die Bildung des Geſchmacks an ſchönen Kunſtwerken wichtig ſeyn, wenn ihre Grundſätze von kunſterfahrnen Kennern, bei Beurtheilung ſolcher Werke richtig angewendet werden. In dieſem Felde iſt noch viel ungebautes Land, ſoviel auch über Kunſt bisher geſchrieben iſt.

Lebe wohl, aus Rom ſchreibe ich Dir einmal wieder. Grüß alle meine dortigen Freunde. Ewig

Dein
Fernow.

Unter anhaltender Arbeit, die Bruſt voll Sehnſucht und Hoffnung, verlebte Fernow noch vier Monate in Bern, und trat dann zum zweiten Male den Weg nach dem Lande an, in welchem er jetzt, nachdem er gleichſam nur hineingeblickt hatte, um ſo zuverſichtlicher die Vollendung ſeines eigentlichſten Daſeyns erwartete. Er gieng in der erſten Hälfte des Auguſts nach Zürich, und verließ es am funfzehnten in Geſellſchaft eines jungen holländiſchen Malers. Seine Zeit in Bern verwendete er faſt einzig auf Erlernung der italieniſchen Sprache und Porträte, deren er vom Anfang Aprils bis zu Ende des Juli Monats acht und funfzig zeichnete. Er verſagte ſich faſt unentbehrliche Bedürfniſſe, lebte manchen Tag nur von Waſſer und Brod, um ſich Reiſegeld zu erſparen. Der hohe Trieb in ſeiner Bruſt, ſeine ungewöhnlich feſte Geſundheit machten ihm jede Entbehrung zum leichten Spiel, und der kurze Vorgenuß von dem, was in Rom ſeiner wartete, hatte ſeine Sehnſucht noch glühender angefacht. Er hatte keinen Sinn mehr für die Gegenwart; alle ſein Denken und Streben gieng jenſeits der Alpen.

Wir theilen dem Leſer noch einige Stellen ſeines Tagebuchs mit, welches er auch in Bern pünktlich fortführte und einen Brief an ſeinen geliebten Reinhold, ehe wir ihn auf ſeiner Wanderung begleiten.

Auszug aus Fernow's Tagebuch.

Den 18. April.

Gegen eilf Uhr ging ich auf die Schanze vor dem Obern-Thore, und ſah zum erſtenmale das Schwingen der jungen Landleute des Cantons Bern. Es iſt eine Art von Ringen, worin ſich die zur Stadt kommenden Jünglinge und jungen Männer bei gutem Wetter hier ſeit etwa vierzehn Tagen täglich einige Stunden üben. Eine Vorübung zu dem nahen Oſtermontag, der hier in Bern durch verſchiedene Aufzüge und Volksfeſte gefeiert wird. Die, welche ſchwingen wollen, entkleiden ſich bis aufs Hemde und Beinkleider. Letztere ſind eigends zu dieſen Ringſpielen gemacht, und von den gewöhnlichen durch einen überaus ſtarken Bund und durch die Weite an den Schenkeln, wo ſie hoch hinauf geſtreift werden, unterſchieden. Jeder Schwinger faßt den andern mit einer Hand hinten am Hoſenbund, mit der andern unten in den aufgeſtreiften Beinkleidern, und jeder ſucht den andern aus dem Gleichgewicht zu ſchwingen, ihn von der Erde emporzuheben und ihn zu Boden zu werfen; aber um zu gewinnen, muß der Ueberwundne auf dem Rücken zu liegen kommen. Fällt er auf den Bauch, ſo iſt der Sieg unentſchieden. Jedes Paar macht drei Gänge mit einander, und der, welcher den andern zweimal niederwarf, hat gewonnen. Es iſt ein intereſſantes Schauſpiel, die ſtarke, ungeſchwächte, männliche Jugend hier in der höchſten Anſtrengung ihrer Kraft zu ſehen, und die Alten und Mitkämpfer im Kreiſe umher, wie ſie rathen, Beifall geben, oder hindern und ſchlichten, wenn einer in der Hitze des Kampfes den andern regelwidrig angreift. Viele unter den Kämpfern ſind ſchön gebildete, wohlgeſtaltete Leute, mit einem durchgearbeiteten, ſtarken, muskulöſen Körper. Stärke und Behendigkeit wetteifern hier mit einander, ſich den Sieg zu entreißen; denn ſelten iſt ſich ein Paar ſo gleich, daß ſie ſich nichts anhaben können. Nur ein Paar der beſten und ſtärkſten Ringer giengen, nach einem beinahe halbſtündigen Kampfe, aus einander, ohne daß einer den andern zu Boden hatte werfen können. Die Leute hatten ungemein ſtarke Schenkel und Arme, ohne plump zu ſeyn; nur in der Kleidung ſahen ſie plump und unbehülflich aus; aber entkleidet zeigen ſie nichts als blühende Kraft und Behendigkeit. Wenn ſie eine Zeitlang gefochten haben, bitten ſie ſich Trinkgelder von den Umſtehenden aus, wofür ſie ſich mit Wein erquicken. Es wäre zu wünſchen, daß dies Spiel unter allen Nationen im Schwange wäre; es ſtählt und kräftigt den ganzen Körper und übt den geſchickten Gebrauch deſſelben.

Sonnabend, d. 19. April.

Ich gieng zu Hallers. Juliane rufte mir, als ich kam, entgegen, ein gewiſſer Baron Herbert und Doctor Erhard aus Nürnberg ſeyen oben. Ich hielt es für Scherz, gieng hinauf, und traute meinen Augen kaum, als ich ſie wirklich da fand, alle drei, Herbert, Erhard und Rauſcher. Solche frohe freudenſelige Ueberraſchung hatte ich lange nicht gehabt. Ich war, wie ein neu Erſtandner iſt, welcher ſeine liebſten Freunde, die er auf der Erde hatte, im Himmel wieder ſieht. Ich fiel Allen um den Hals zu freudigen Willkommen. Da waren ſie nun, der gehoffte Herbert, und der gefürchtete Erhard, und der weder gewünſchte, noch gefürchtete Rauſcher, mir Alle erwünſcht und Liebe, Freude bringend, wie die Momente des Wiederſehens nur immer ſeyn können. H. war mit B. in tiefem Geſpräch; ich führte die andern Beiden aus, um ihnen die Herrlichkeiten Berns zu zeigen, und freute mich, daß ich dies in ihrer ganzen Glorie thun konnte. Unſer Abend war eine ſchöne Phantaſie, umgeſchaffen zur Wirklichkeit und zum Genuſſe, die uns Alle befriedigte, entzückte, und unſre Gefühle alle in einem Centralpunkt zuſammen brennend machte.

D. 21. April, Oſtermontag.

Dieſen, der öffentlichen Freude vom Staat und Einwohner geweihten Tag, beſchloß ich gleichfalls gänzlich auf Beobachtung und Mitgenuß zu verwenden, um ſo mehr, da unſere reiſenden Freunde mich verpflichteten, ihnen dieſen Tag ſo angenehm, als möglich zu machen. Früh um ſechs Uhr wanderte ich zur Krone, und weckte die Schlafenden; hernach giengen wir auf die Platteform, und ſahen noch einige Momente die Gipfel der Gebirge, die ſich ſchon wieder in Nebel und Wolken hüllten. Das Berner Regiment marſchirte mit klingendem Spiel auf den Kirchplatz, und ſtellte ſich, um̃ die Herrn der Republik zu erwarten. Bald kam der Zug des innern Standes an, der ſich vorher im Rathhauſe verſammelt hatte. Er zog in die Kirche. Alle Herrn ſchwarz, in Mänteln, und ein Baret auf dem Kopfe. Die beiden Schulteſſe voran, dann mehrere andere, unter denen die Weibel mit Stäben, die Seckelmeiſter mit rothen goldbeſetzten Seckeln verſehen waren. Um zehn Uhr giengen wir auf die Schanze, wo die Schwinger bereits in voller Arbeit waren. Es gelang uns, bald in die Kreiſe zu dringen; wir wurden gewaltig zuſammengepreßt und getreten. Ueber eine Stunde ſahen wir verſchiedenen Gängen von geſchickten Schwingern zu.

In dem Kreiſe, wo ſich die jungen Herrn von Bern als Zuſchauer befanden, waren die beſten und geſchickteſten, die Repräſentanten verſchiedener Thal- und Bergbewohner, von ihren Landsleuten abgeſchickt, die Ehre ihrer Nation zu retten. Die aus dem flachen Lande zeichneten ſich durch größere Geſtalt und Stärke, die Bergbewohner durch Behendigkeit aus, und Letztere entriſſen oft, durch Benutzung eines ſchwachen Moments, den Starkern den Sieg. Dieſen gelang es faſt immer, jene von der Erde aufzuheben und herum zu ſchwingen; aber die geſchickten Wendungen Jener machte es ihnen oft unmöglich, ſie zu beſiegen und wenn der Sieg nicht unentſchieden blieb, wurden ſie faſt immer überwunden, und durch einen glücklichen Schwung des Hingeworfenen, ſelbſt zu Boden geſtreckt. Ich ſah zuletzt noch einen Thalbewohner mit einem jungen rothbärtigen Entlibucher kämpfen, die ſich wechſelsweiſe überwanden. Der Sieger hat außer der Ehre weiter keinen Vortheil davon, als daß er mit ſeinem Hute von den Berner Herrn und Zuſchauern Geld einſammelt. Als wir zurückgiengen wimmelten Gaſſen, Arkaden, Balkone und Fenſter von Menſchen. Ueberall Leben und freudiges Gefühl des Daſeyns in jedem Geſichte. Bern in ſeiner vollen Glorie. Bern's Schonen in allen Fenſtern, auf allen Balkonen, die blühende, raſche Jugend des Landes auf den Gaſſen. Ich weidete mein Auge an den Letztern faſt mehr noch, als an den Erſtern. Die Tracht der Haslithälerinnen iſt die ſchönſte Bauerntracht, die ich kenne; ſie hat etwas edles, idealiſches. Um drei Uhr kam der Aufzug des äußern Standes, eines der intereſſanteſten und paſſendſten Volksfeſte, die ich je geſehen habe. Der äußere Stand iſt eine Kopie, oder gewiſſermaßen eine Parodie des innern Standes. Die jungen Leute in Bern bereiten ſich in ihm zu den öffentlichen Geſchäften vor. Alle Aemter und Bedienungen des äußern Standes ſind auch in ihm. Sie verſammeln ſich zu gewiſſen Zeiten, haben ihr eigenes Rathhaus, führen ihre Prozeſſe, alles mit einer Ordnung und Ernſthaftigkeit, die das Ganze intereſſant und zu einer ſehr nützlichen Anſtalt macht. Dieſer Stand hielt jetzt ſeinen öffentlichen Aufzug. Voran Muſiker, dann der Berner Bär, als Anführer des Zuges mit einer Hellebarte und einer Schärpe über die Achſel; er machte verſchiedene Späſe. Neben ihm eine, karikaturmäßig aufgeſtutzte, Damenfigur, die eine Satyre auf die Ariſtokratie zu ſeyn ſcheint; nach dieſem Wilhelm Tell und ſein Sohn, erſterer mit der Armbruſt, letzterer mit dem Apfel auf dem Kopfe. Nach ihnen die drei

Schweizer, die den Schweizerbund gründeten, mit großen, flammenden Schwertern. Dann Herzog Berchthold von Zähringen, der Erbauer Berns; dann die dreizehn Kantone der Eidgenoſſenſchaft, jeder mit ſeiner Fahne, und in der Farbe ſeines Wappens. Alle dieſe in altſchweizeriſcher Tracht und Rüſtung. Dann kam der ganze äußere Stand, alle ſchwarz gekleidet mit Mänteln, und ganz mit Blumenſträußern und Kränzen, auf Hut, Arm und Bruſt garnirt; eine große Anzahl; dann die Bundesgenoſſen und Unterthanen, oder die zugewandten Orte, jeder in der Farbe ſeines Wappens und mit der Fahne, leztere wieder von einem Chor Muſiker aufgeführt; alle in altteutſcher Tracht. Das Ganze ein Schauſpiel, das gewiß kein Schweizer mit gleichgültigen Augen ſieht. Sein Herz klopft freier, wenn ihm die Geſchichte der Befreiung ſeines Vaterlandes, und die Helden und Erlöſer deſſelben ſo ſinnlich dargeſtellt werden. Mir war der Anblick dieſer alten Helden feierlich und heilig, er machte einen viel ernſteren Eindruck auf mich, als gewöhnliche theatraliſche Aufzüge, denen dieſer ſonſt ähnlich war. Bei beiden Aufzügen war nichts den guten Geſchmack Beleidigendes, kleinlich Gothiſches. Wie er vorüber war, verſtrömte das Volk allmälich von den Gaſſen, und Jeder gieng von der allgemeinen Freude zu der beſondern über. In allen Straßen hörte man Muſik und Klang bis ſpät in die Nacht. Wir ſtatteten gegen Abend dem Bären noch einen Beſuch ab. E. liebte die rohe, undreſſirte Bärennatur, die er hier zuerſt ſah, und freute ſich an dieſen Thieren, an ihrem ruhigen, feſten Gang, ihren Spielen, ihren geſchickten Bewegungen und der Leichtigkeit ihres unbehülflich ſcheinenden Körpers. Wir brachten den Abend recht froh bei H. zu, und trennten uns erſt ſpät.

Donnerſtag, d. 22. Mai.

Ich erhielt heute einen Brief vom Grafen B. mit eingeſchloſſenem Wechſel von 120 Fl. ganz unerwartet. So hätte ich alſo jetzt 220 Fl.: ob ich davon ein Jahr in Rom ſubſiſtiren kann, weiß ich nicht; ich will es aber verſuchen, und wenn es nicht unmöglich iſt, möglich machen.

Fernow an Reinhold.

Bern, d. 24. Mai, 1794.

B. erlaubt mir, ſeinem Briefe ein Blättchen an Sie beizulegen, dem ich gern alle die Gefühle eines von Freude und Dank erfüllten Herzens ausdrücken möchte, welche die Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft an Ihrem Beſtimmungsorte, und der zu gleicher Zeit aus des edlen B. Händen empfangene Beweis Ihrer für mich ſo thätigen Güte in mir erregen. Ich bin ungewiß, ob der edle junge Mann, den Ihre gütige Empfehlung zu meinem Wohlthäter gemacht hat, es gern ſehen wird, daß ich ihm ſelbſt ſchreibe. B. rieth mir, Sie um die Güte zu erſuchen, da Sie doch einmal der Sachwalter des, weit über ſein Verdienſt glücklichen Fernow geworden ſind, es auch jetzt noch zu ſeyn. Verſichern Sie den edlen Grafen meiner innigen Achtung und Dankbarkeit und der zweckmäſſigſten Anwendung des mir gemachten Geſchenks. Sobald ich in Rom angelangt bin, werde ich ihm ſelbſt ſchreiben, und um ſeine Freundſchaft bitten; denn meine Wohlthäter müſſen auch meine Freunde ſeyn, und ich fühle Muth genug, jede billige Bedingung der Erfüllung meiner Bitte im voraus zu verſprechen. Ich habe nun 220 Fl., zwei Hände und einen Kopf. Sollte ich damit in Rom, wo gewiß mancher dieſe ſchätzbaren Dinge nicht hat, wohl zu rechte kommen? — Ich hoffe es. Im Hoffen nehme ich's mit Jedem auf, und auch im Oekonomiſiren, wenn es die Umſtände nothwendig machen. Ein Stück Brod, ein Stück Leinwand und Studium Raphaels, mehr bedarf es in Rom nicht, mich glücklich zu machen. Meine Koſten zur Rückreiſe verdiene ich mir hier in Bern, und darum halte ich mich hier länger auf, als mir gemüthlich iſt. An Arbeit fehlt mir's Gottlob nicht, und ich hoffe, mit dem erworbenen Viaticum meine Pilgerreiſe zu vollenden; ohne daß ich nöthig hätte, Unterweges nach Pilgerſitte zu verfahren. Höchſtens in vier Wochen werde ich von hier gehen, und etwa vier Wochen zu meiner Reiſe brauchen, wenn der entnervende Sirocco meine Flügel nicht etwa beſchneidet. — Meine müßigen Stunden fülle ich hier mit dem Studium der Italieniſchen Sprache, Archäologie und dergleichen aus. Zu Letzterem habe ich hier, wider Vermuthen, eine gute Gelegenheit gefunden, und nehme noch manche Vorkenntniß zum nützlichen Studium der Antike mit, die ich ſelbſt in Rom nicht erhalten hätte. Kurz, das Glück verfolgt mich in allen Stücken ſo ſehr und begünſtigt mein Vorhaben ſo trefflich, als ich's nicht erwartet hätte. Dies ſchreibe ich allein Ihrem Seegen zu; denn ſeit ich in Jena zuerſt Ihre Schwelle betrat, hebt ſich die Epoche meiner Glückſeeligkeit für mich an, auf die ich, durch die vergeblichen Erwartungen meines halben Lebens getäuſcht, bereits reſignirt hatte.

Ewig, jenſeits der Alpen und Apenninen, und wohin mein Verhängniß mich führen mag, Ihr, Sie treu und dankbar verehrender,

Fernow.

Auszug aus Fernow's Tagebuch auf ſeiner Reiſe nach Rom.

Zürich, d. 15. Aug. 1794.

Nachdem ich meinen Koffer nach dem Kaufhauſe geſchickt, und die Beſorgung deſſelben bis Altorf dem Spediteur H. — übergeben, verließ ich nebſt meinem Reiſegefährten, dem jungen Maler Liernus aus dem Haag, Zürich um halb 10 Uhr. Um 6 Uhr kamen wir in Zug an, und quartierten uns im Hirſch ein, wo man mich gleich wieder kannte. Mein Gefährte rief bei jeder Gegend, die flach, mit Bäumen und Gärten und Wieſen umgeben war, und die Ausſicht auf die Berge verſteckte: Ach, hier iſt es recht Holländiſch! —

Altorf, Sonnabend d. 16. Aug.

Es witterte die ganze Nacht, um halb 6 Uhr giengen wir weg aus Zug. Wir nahmen den angenehmern Weg, dem Ufer des Sees entlang. Liernus ſah heute entzückt den erſten Waſſerfall, und doch war dies nur ein kleiner, während des Regens entſtandener. Wir kamen vor einem heftigen Gewitterregen mit genauer Noth nach Art. Ich ſuchte Freund Liernus Begriffe von Schönheit ein wenig zu berichtigen, der einen aus Buchsbaum geſchnitzten Vogel, den wir in einem Garten ſahen, ſo ſchön fand. Sein Geſchmack iſt noch ziemlich Holländiſch, aber ſein natürlicher Wahrheitsſinn, Roms Kunſtwerke und die große Natur der Schweiz werden ihn ſehr bald bekehren. Er hält mich für einen mächtigen Philoſophen. Die Waſſerfälle auf dem Rigi und die vorüberziehenden Wolken am Gipfel und der Mitte des Berges machten einen herrlichen Anblick. O, wie ſchön iſt der Fuß des Rigi! Wir giengen, ohne einzukehren, durch Lowärz, den Weg am Ufer entlang, und an dem letzten Felſen am Ende des Sees holte uns ein Gewitter ein, das über den Rigi und den Steinerberg herüberkam. Mein Gefährte, der ſich etwas verſpätete, erhielt eine reichliche Ladung von dem Hagel und Regenſchauer, der jetzt kam; ich hatte zu rechter Zeit die Sonne in dem Dorfe Seben erreicht, die mir hier in einem artigen Mädchen, aber in ſauerem Italieniſchen Wein ſchien. Hier blieben wir eine gute Stunde lang, bis auch am Himmel die Sonne wieder ſchien, und giengen dann den Weg nach Brunnen zu, der ſich um den Zinkli gegen Abend zieht. Als wir eine Viertelſtunde gewandelt waren, fanden wir die Brücke über den Sebenbach durchbrochen, das Waſſer ausgetreten, und den Weg weit überſchwemmt. Schon gewohnt, die Wege in Flüſſe verwandelt zu ſehen, — denn von Art bis Lowärz war ſchon alles überfloſſen, — war hier doch nicht durchzukommen. Wir mußten mehr aufwärts gehen, wo wir gleichfalls den Weg überſchwemmt fanden; aber doch ſo, daß wir mit Durchwaden bis an's Knie, das Ufer jenſeits erreichten. Hernach fanden wir guten Weg durch das liebliche Thal, auch Sonnenblicke. Um fünf Uhr waren wir in Brunnen; wir giengen gleich zum Wirthshauſe am Waſſer, wo ein Haufe Schiffleute, auf Reiſende wartend, ſtanden. Ich hatte gefürchtet, man würde heute, des Wetters wegen, uns nicht hinüberfahren; aber es beſſerte ſich jetzt. Wir ſchifften uns ein, und hatten eine herrliche Fahrt, friſche, kühle Luft; hernach ward der See ſogar ſtill und glatt, wie Oel. Wir fuhren, des etwas konträren Windes wegen, links dicht an der ſenkrechten Felswand, die gerade das Anſehen hat, als ob ſie von viereckigen Steinen aufgemauert wäre. Gegenüber kommt man hernach bald gegen den Flecken Grittli, die kleine Matte, wo Fürſt, Melchthal und Stauffacher den Bund ſchwuren. Es liegt unter einem waldigen Felſen, auf einer kleinen Anhöhe über dem See. Nach zwei Stunden kamen wir an die Felſennaſe, wo Tell's Kapelle ſteht. Wir ſtiegen aus, und vielleicht auf demſelben Felſen an's Land, wo Tell aus dem Kahne ſprang. Innerhalb iſt die Geſchichte der Entſtehung des eidgenoſſiſchen Bundes in mehrern Fächern in altem Geſchmack gemalt, und die beiden Schlachten bei Sempach und Morgarten. Viele Namen waren an Wänden und Altären geſchrieben. Dieſe Verewigung aber dauert nur zwei oder drei Jahre, dann werden die Wände wieder überweißt. In einer guten halben Stunde landeten wir bei Fluelen; die Felſenwände gegen Abend waren ſchon düſter und ſchwarz. Wir hatten beim Sonnenuntergange herrliche Erſcheinungen von der dünſtevollen Regenluft, Regenbogen und Sonnenbahnen. Wie man um den Felſen bei Tell's Kapelle vorbei kommt, erblickt man vor ſich den hohen pyramidenförmigen Beiſtenſtock, der das Schöllenen Thal vom Maderaner Thal trennt. Er hatte, wie mehrere Berge des Kantons Uri noch Streifen Schnee. Nahe bei Altorf geht zwiſchen den Bergen das Schächen Thal rechts hinein; durch das Maderaner Thal läuft ein Weg nach dem grauen Bunde. Dieſe Thäler konnte ich aus den

Bergöffnungen nur von ferne errathen; Morgen werde ich ſie näher ſehen. Wir wanderten, ohne uns aufzuhalten, von Flüelen fort und waren in einer kleinen halben Stunde in Altorf.

Realp, d. 18. Aug.

Früh um fünf Uhr giengen wir aus Waſen. Der Morgen war wolkig und kühl, verſprach aber einen heitern Tag und hielt Wort. Nach einer Stunde waren wir in Obergeſteinen, einem armen Dörfchen in einem ſteinigen Thale. Die Geſche ſtürzt mit Brauſen unter einer ſteinernen Brücke der Reuß zu. Gleich oberhalb Geſteinen, wo der Weg ſich links wieder um die Ecke windet, macht die Reuß einen ſchönen Fall, etwa funfzig bis 60 Fuß hoch, einen Felſenſturz hinab. Wir ſtiegen etwa dreihundert Fuß tief hinunter, lagerten uns hart an der Seite des Falls, eine Viertelſtunde lang, und ſahen dem tobenden Strome zu. Die Heftigkeit, mit welcher er, ſeine Wogen in Schaum zerſchlagend, unaufhörlich fortwälzt, iſt ſo groß, daß man kaum, ohne ſchwindelnd zu werden, fünf Minuten unverwandt in den Aufruhr hinabſehen kann. Ich verſuchte es verſchiedene Male; die Gewalt ſchien immer größer zu werden.

Es war, als wälzte ſich die Achſe der Erde unter uns. Von hier bis zum Urner Loch hinauf, iſt der Strom ein ununterbrochener, in tauſend Fällen Sturz auf Sturz hinbrauſender, Katarakt, und die Tannen, die bis hier noch hin und wieder an den Felſenwänden ſtehen, hören jetzt völlig auf. Die Felſen ſtehen nun kahl und ſchroff da, nur mit ärmlichem kurzen Raſen bedeckt, der mit nackten, zerriſſenen Felswänden abwechſelt. Die Seiten des Berges und die Tiefen des Thals ſind mit furchtbaren Felſentrümmern überſchüttet, unter denen ſich der Weg bald links, bald rechts, immer aufwärts windet. Man kommt nach einer kleinen Strecke über zwei Brücken, unter denen die letzte die lange heißt. Hier windet ſich der Weg von der rechten zur linken Seite fort. Wir ſtiegen noch zu einem ſchönen, ſchräg über Felſen herabſtürzenden und an hohen Blöcken von Geſtein in Schaum ſich zerſchlagenden Fall hinab, wo mein Freund Liernus im Herabſteigen an dem naſſen, ſchlüpferigen Felſen hinabſtürzte, und ſich ein Loch in den Kopf ſchlug. Er erholte ſich indeſſen bald wieder und konnte mit Vergnügen in den ſtürzenden Strom hineinſehen, der uns mit Regen und Wind umrauſchte. Nahe vor der letzten Wendung, die der Weg in dem ſich immer verengenden und erhöhenden Thale nimmt, ſieht man ſich ganz von den nackten grauen todten Felſen eingeſchloſſen. Das lautere Toben des Stromes und das Geländer, welches den Weg am Abgrund ſichert, verkündigte mir die Nähe der Teufelsbrücke, die wir auch nach einigen Schritten erblickten, und über ihr den Dampf des Falles, welchen die Reuß gleich oberhalb der Brücke macht, und der einer der heftigſten iſt. Wir ſtanden eine Weile auf und neben der ſchauernden Brücke. Das ganze Schauſpiel war jedoch heute bei der ſchönen heitern Luft und im Sonnenſcheine weniger ſchrecklich, als damals im März, am düſtern Nebeltage.

Spital auf der Grimſel, Dienſtag d. 19. Aug.

In Realp brachen wir früh um fünf Uhr auf, ohne zu frühſtücken, und fiengen unſere heutige Promenade gleich mit einem Irrſal an, indem wir, ſtatt bei der kleinen Kapelle rechts zu gehen, links einen Seitenweg giengen, um wieder eine Viertelſtunde zurück zu müſſen. Der heutige Tag begann mit dem heiterſten Morgen, den ich je auf der Reiſe erlebte. Keine Wolke war am Horizonte zu ſehen. Da, wo ein großer Gletſcherbach in die Reußquelle, die im Grunde des Thals ſtrömt, ſich ergießt, iſt ungefähr der halbe Weg von Realp auf die Furca. Dieſer

Gletſcherbach kommt zur Rechten von den Schneegipfeln der Furca herab, von denen oben ein Theil des Gletſchers, welcher wahrſcheinlich mit dem Rhonegletſcher oben zuſammenhängt, ſichtbar iſt. Hier geht man eben ſo allmälich wieder anderthalb Stunden an derſelben Seite der Bergwand hinauf bis zum Gipfel der Furca. Der Weg iſt ſchmal und hin und wieder wegen vieler Löcher und Steine ſehr uneben; wird aber doch mit Pferden bereiſet. Wir trafen aber auf dieſer ganzen Straße keinen Menſchen, weder zu Pferde, noch zu Fuß, und außer dem gebahnten Pfade und einigen ärmlichen Sennhütten, die mehr zuſammengeworfenen Steinhaufen, als Häuſern gleichen, findet man auf ihr keine Spur von menſchlichem Leben und Weben. Da, wo man über die Höhe der Furca kommt, iſt die niedrigſte Stelle derſelben. Hin und wieder lag in den Klüften etwas Schnee. Auf der Höhe ſteht ein Pfoſten mit einem Marienbilde. Hier iſt zugleich die Gränze zwiſchen dem Urſeren-Thal und Wallis. Wir erſtiegen noch eine höhere Stelle zur Rechten, um die überblickenden Schneeberge beſſer zu ſehen, die zum Theil von der Ecke der Oberalp verdeckt werden. Die Ausſicht, ſo wie man auf die Höhe kommt, iſt auf den erſten Anblick zurückſchreckend, öde und wild. Man hat wiederum ein tiefes

Thal vor ſich, von dem man den Grund nicht ſieht. Links zur Seite, hoch oben, den Oberalpgletſcher, von dem ein Bach herabrauſcht. Ueber dem tiefen Thal und den es umgebenden Alpen erheben ſich zur Rechten die Schneeſpitzen der Grimſel. Hinter denſelben das ſchöne Finſteraarhorn mit ſeinen verſchiedenen Spitzen. Der höchſte, völlig mit Schnee bedeckte, hoch in den Aether emporragende Gipfel, der zugleich die erhabenſte Gebirgsſpitze der Schweizer Alpenkette iſt, zeigt ſich gerade in der Mitte des Proſpekts in ſeiner ganzen Herrlichkeit und Erhabenheit. Seine gewaltige Höhe, ſeine weiße und ſchöne Pyramidalform, die, um ſeine Majeſtät zu vermehren, von beiden Seiten noch ein kleines Horn hat, macht ihn, aus dieſem Geſichtspunkte geſehen, zum ſchönſten Berge in der Schweiz; die Jungfrau iſt nicht ſchöner. Das Dunkel der Gebirge, von denen die erhabenen Schneegipfel emporragen, giebt einen herrlichen Kontraſt mit dieſen. — Links ſieht man die Kette der Wallisgebirge auf zwölf und mehr Stunden weit, unter denen die ſchöne Reihe der Vieſcherhörner ſich durch Höhe, Reinheit und Schneeſpitzen auszeichnet. Mein Reiſegefährte genoß hier zum erſten Male in ſeinem Leben des Anblicks der Schneegebirge. Wir ſahen von dieſer Höhe ſchon den Rhonegletſcher unter uns tief im Thale liegen. Endlich giengen wir zum Wege zurück und ſtiegen in's Thal hinunter. Der Weg läuft wieder ſchräg eine Bergwand hinab; man hat anderthalb Stunden zum Gletſcher hinab zu ſteigen. Der Weg geht an der gegenüber liegenden Bergwand gerade in ſolcher Entfernung neben ihm hin, daß man die ganze gewaltige Eismaſſe, ſowohl oben die ſchroffen und zackigen Eisſpitzen, als den untern Berg mit ſeinen furchtbaren Schlünden frei und ausgebreitet vor Augen hat. Oben zu beiden Seiten des Gletſchers ſtehen die beiden mit Schnee gefüllten Granitgipfel der Furca.

Ich war raſch vorangeſtiegen, und von der Anſicht des Schauſpiels ſo hingeriſſen, daß ich überall, wo ich bei einer Quelle trank, etwas vergaß und zurückließ. So hatte ich mein Schnupftuch und eins, worin ich Proviant trug, an zwei verſchiedenen Quellen liegen laſſen. Zum Glück hatte Liernus ſie gefunden und aufgenommen. Ich merkte meine Nachläſſigkeit nicht eher, als dicht am Gletſcher. Statt gleich zum Gletſcher von der Straße abzugehen, wo ich ihn erwartete, war L. zu den, eine Viertelſtunde entfernten Sennhütten gegangen. Ich ſaß, ihn erwartend, am Gletſcher und hörte endlich ſein lautes Geſchrei in weiter Ferne. Ich gieng nun zu der Hütte, wo wir Milch tranken und einen Senner zum Fuhrer über die Mayenwand mit uns nahmen. Jetzt ſtiegen wir den Felſen an der Sennhütte hinauf und fiengen an zu klimmen, immer höher und ſchroffer, ſo daß wir oft mit Händen und Füßen ſteigen mußten. Als wir oben an die Wand kamen, riefen uns Bauern, die unten mäheten, zu, nicht an der Wand herum, ſondern über dieſelbe weg zu gehen. Hier iſt der Weg weit ſicherer; nur muß man etwas höher ſteigen. Unſer Führer ſtieg mit ſeinen hölzernen Schuhen, wie ein Reh, über die jähe Anhöhe hin, wo oft kaum ſo viel Raum iſt, die Spitze des Fußes anzuſetzen. In einer Stunde waren wir auf der Grimſel und etwa in drei Viertelſtunden im Spitale. Wilder, als dieſe Gegend, öder und ſchrecklicher, als dieſe Gebirge ſind, welche rings das Spital umgeben, habe ich noch keine geſehen. Alles iſt hier in größerem Styl, als in den Schöllenen. Die gewaltigen Felſenmauern ſtarren ringsum himmelan, man iſt wie in einer Wüſte eingeſchloſſen. Ein grauſerer Ort zur Verbannung wäre nicht zu finden.

Wir kamen um zwei Uhr im Grimſelſpital an, von wo wir uns bald auf den Weg nach dem

Aarfall machten. Dieſer iſt noch zwei Stunden vom Spital entfernt. Man geht von letzterm hinter der Felſenwand herum, an der es liegt, und kommt nun an die Aar, die eine gute Stunde von hier aus dem Lauteraargletſcher abfließt. Man ſieht die Oeffnung in der Felſenwand, die ſie ſich durchbrochen hat und hinter derſelben erblickt man auch einige Spitzen des Finſteraarhorns.

Die Aar iſt gleich hier und bei ihrem Ausfluſſe mächtiger, als die anderen Ströme in der Schweiz ſo nahe bei ihrer Quelle, den Rhein vielleicht ausgenommen. Sie rauſcht in Fülle und Kraft durch das Kiesbette, das bei ihrem Eintritte in's Grimſelthal von ihr hingeſpült wurde. Man kommt zuerſt über eine Bogenbrücke, und ſteigt, wie bei den Schöllenen, oft mehrere hundert Fuß hoch über ſie, an dem Abgrunde, empor, über den die Straße theils aufgemauert, theils eingehauen iſt. Die Felſen ſind hier noch viel nackter und wilder, als in den Schöllenen, und ihre Trümmer, ſo wie ihre himmelanſtrebenden Maſſen gewaltiger. Hier iſt kaum ein wenig Gras oder Moos zwiſchen den Felsritzen. Erſt nach einer Stunde erſchienen die erſten kleinen Tannen wieder an den Bergwänden. Es geht immer ſehr hinab bis an die Handeck, wo man ſchon wieder menſchliches Leben ſpürt, und Sennhütten, Senner, einen Tannenwald, auch Matten und Gras wiederfindet. Unterwegs trafen wir zwiſchen zwei großen Felſentrümmern eine offene Diſtillirbude an, wo man Branntwein mit Gentiana brennt. Die Bauern holen die Wurzeln in Säcken von der Mayenwand, wo ſie häufig wachſen. Die ganze Anſtalt ſah im höchſten Grade kalmückiſch aus. Wir nahmen aus der Sennhütte bei dem Handeck einen Führer mit uns zum Waſſerfall. Alle Vorſtellung, die man von Kraft und Geſchwindigkeit bei andern Waſſerfällen, ſelbſt beim Rheinfall, ſich erworben hat, wird hier zernichtet und übertroffen von der entſetzlichen, alle Beſchreibung verhöhnenden Wuth des Aarfalls. Alles, was B. ſelbſt mit aller ſeiner Darſtellungs- und Hyperboliſirungsgabe im höchſten Enthuſiasmus darüber ſagen könnte, würde keinen Schatten eines Bildes von dieſem Schauſpiel zu erregen fähig ſeyn. Der ganze mächtige, durch die vielen vorhergehenden Fälle ſchon zur Wuth gereizte Strom ſtürzt hier, völlig in Schaum oder Staub aufgelöſt, von einer gräßlichen Höhe in eine Felſenkluft hinab, die alles, was Entſetzliches und Schauriges gebildet werden kann, übertrifft. Gerade bei dem Falle und in den Fall ſtürzt ſich der Erlebach noch gegen hundert Fuß höher, als die Aar von der jähen Felſenwand mit in den Aarfall, der die weißen Wellen des Erlebachs mit entſetzlicher Wuth an den gegenüber ſtehenden Felſen ſchleudert. Man kann dem Falle nur etwa auf ſechszig Schritte nahe kommen; viel näher würde es auch vor dem entſetzlichen Sturm und Regen, der um ihn ſchwebt, nicht möglich ſeyn. Der Strom iſt, ſo gewaltig ſeine Säule ſich auch oben herabſtürzt, doch ſchon vor der Hälfte des Falles ganz in Schaum und Dampf zerſchlagen; daher es auch nicht möglich iſt, ihn tiefer mit den Augen zu verfolgen. Die eine Felſenwand ſteht etwas weit vor, und verhindert den ganzen Anblick des Schauſpiels. Bis ſo weit man das Bette nach dem Falle hinabſieht, wüthet er noch entſetzlich. Man erblickt in dem ganzen Bette keinen Stein. — Dieſer Fall iſt der erhabenſte und gewaltigſte in der Schweiz. Wir ſtiegen noch höher hinauf oberhalb ſeines Falles und ſahen ihn, nachdem wir ihn von vorn betrachtet hatten, auch von oben. Von hier aus ſtellt ſich der Sturz des Erlebachs und wie er von der Aar ergriffen und mit fortgeriſſen wird, am beſten dar. Wir kehrten ſogleich wieder um. Ich bemerkte noch alle Gegenſtände unterwegs genauer. Die Aar macht auf dieſem Wege mehrere kleine und große Fälle, ja, ſie iſt faſt ein ununterbrochener Fall und fließt nur an einigen Stellen ſanft. — Wir kamen mit einbrechendem Abende wieder zum Spital zurück, wo wir ein gutes Abendeſſen und Nachtlager fanden. Liernus ward nicht wohl. Er gieng ſogleich zu Bette. Ich fürchtete, er möchte krank werden, verlor aber dieſe Furcht, da ich ihn ſo ruhig ſchlafen ſah. Wir fanden hier eine Aufnahme, wie man ſie in dieſer Einöde nicht ſuchen ſollte. Der Wirth, Ulrich Mizner, ein herkuliſcher Mann, wohnte ſonſt in Oberhaſli. Das Häuschen, wo er Fremde beherbergt, iſt erſt vor wenigen Jahren von den Haſlithalern erbaut worden. Sonſt mußten ſie im Stall auf Stroh mit ſelbſt mitgebrachtem Proviant vorlieb nehmen. Ich fand in des Wirths Stammbuche B—s und vieler Bekannten Namen. Spazier hatte einen langen ſchulmeiſtermäßigen, weisheitsvollen Senf eingeſchrieben; unter andern auch geſagt, daß man die ganze Reiſe über die Furca unterlaſſen könne, wenn man die Gletſcher im Grindelwalde geſehen habe, und daß der Anfang der Rhone, wie jeder erſte Anfang einer Sache, ſehr unbedeutend ſey. — Ich war, ungeachtet des faſt eilfſtündigen Bergauf- und Bergabſteigens, faſt gar nicht ermüdet.

Hofeltal, d. 20. Auguſt.

Liernus ſtand geſund und munter auf, und ſo giengen wir um acht Uhr weiter. Der Himmel war umwölkt und drohte mit Regen. Wir entſchloſſen uns die Mayenwand allein wieder hinabzuſteigen; aber wir hatten Mühe, die rechte Spur zwiſchen den Felſen hinauf wieder zu finden. Zwei Bauern, welche Gentianswurzeln gruben, erboten ſich, uns den Weg zu zeigen; wir waren aber, da wir indeß den rechten Weg gefunden hatten, kühn genug, ihr Anerbieten auszuſchlagen. Wir kamen auch glücklich über die Höhe. Jetzt aber gieng unſere Noth an. Wir waren zwar vor Gefahr ſicher; aber die Praxis des Bergklimmens fehlte uns. Auf der ſchroffen, ſchlüpfrigen Bergwand vermochten wir keinen Fuß feſtzuſtellen, geſchweige zu gehen, mußten alſo auf allen Vieren, und wie es geben wollte, über Steine und Gras und Alpроſenſträucher herabrutſchen. Es gieng auf dieſe Art ſicher; aber krüppelhaft langſam. Jeder wählte ſeine eigene Route, Liernus die geradeſte, ich eine krümmere, nach der Richtung, in welcher wir geſtern herauf geſtiegen waren, wodurch ich auch, ungefähr auf der Hälfte des Wegs, den geſtern gegangenen, ziemlich bequemen Weg wieder fand. Auf dieſem konnte ich größtentheils geradegehend herabſteigen, und ſo kam ich auf dieſe Art eine halbe Stunde früher wieder unten bei den Sennen an, als Liernus, zum Beweiſe, daß doch nicht immer der gerade Weg der kürzeſte ſey. Wir frühſtückten hier und giengen dann zum Rhonegletſcher, den Liernus noch nicht in der Nähe geſehen hatte. Man kommt über fünf bis ſechs Wälle von Schutt und Stein, welche zeigen, daß der Gletſcher ehemals viel weiter gegangen iſt, als jetzt. Der letzte mag in gerader Linie wohl ſechshundert Schritte vom jetzigen Ende des Gletſchers entfernt ſeyn. Aber die vordern Wälle ſind ſchon bewachſen, ein Beweis, daß ſie ſehr alt ſeyn müſſen, denn auf dieſen Hügeln, die aus bloßen Steinen beſtehen, wächſt ſo leicht wohl kein Grün, wenn nicht die Länge der Zeit Erde auf die Oberfläche angeſetzt hat. An dem einen Walle, der faſt die ganze Breite des Gletſchers hat, ſieht man in der Mitte noch deutlich die Oeffnung, wodurch die Quelle abgefloſſen iſt. Die letzten Wälle ſind noch ganz nackter, loſer Schutt, der wohl in vielen Jahren noch kein Grünes tragen wird. Ich ſchätzte die größte Höhe derſelben auf vierzig Fuß. Der Gletſcher ſelbſt ſenkt ſich zwiſchen den beiden Gipfeln der Furca in beträchtlicher Höhe herab. Da, wo er ſehr abſchüſſig liegt, bildet er hohe Pyramiden, die zackig und ſcharf und von unzähligen Schlünden zerriſſen und unterbrochen ſind. Ihre Umriſſe gleichen den Granitſpitzen der höchſten Gebirge an Schärfe. Unterhalb, wo ſeine Lage ſich mehr der Horizontalfläche nähert, iſt ſeine Oberfläche glätter, hat keine hervorſpringenden Spitzen; iſt aber gleichfalls durch viele Schründe, die größtentheils der Länge des Gletſchers nachlaufen, zerriſſen. Dieſer untere Theil bildet einen großen, ſanft gerundeten Berg, der auf beiden Seiten gegen die Abhänge der Berge und nach vorn zu ſich herabneigt. Vorn hat das abfließende Waſſer zwei beträchtliche Gewölbe gebildet, die man mehrere Jahre lang geſehen hat. Wir ſahen ſie gleichfalls; aber ſie waren zum Theil eingefallen. Das hintere Gewölbe, das wir nur von fern ſahen, war weit mehr verfallen, und der Schnee iſt dort auch ſchmutziger. Das vordere hat noch die ganze Form eines Gewölbes, nur liegen innerhalb eine Menge Eisblöcke, die die halbe Höhe des Gewölbes anfüllen. Man kann tief in den Gletſcher hinabblicken. Er iſt von der ſchönſten blaugrünen Farbe, Kryſtallklarheit und Reinheit. Ganz in dies, noch mehr zerfallende Gewölbe hineinzugehen, war, wegen der beſtändig ſich ablöſenden und den Herabſturz drohenden Eisblöcke, nicht rathſam; auch hätten wir, um dahin zu kommen, durch die Rhenequelle waden müſſen. Luft und die von oben herabfließenden Gletſcherwaſſer nagen beſtändig an ihm und immer laufen Tropfen aus den Spalten des Gewölbes herab. Die Eiswände ſind ſelbſt vorn am Gletſcher, wo er doch am niedrigſten iſt, von ſo beträchtlicher Höhe, daß ich ſie auf ſechszig Fuß ſchätzte. Oben in der Höhe des Eisbergs mag er wohl einige hundert Fuß enthalten. Der Gletſcher iſt eine Viertelſtunde breit. Die Rhone fließt in zwei Quellen, welche ſich einige Schritte weiter unten wieder vereinigen, aus dem Gletſcher hervor. Die hintere Quelle iſt die größte, die andere wird faſt ganz von dem, vom Obergletſcher herabkommenden Bache gebildet. Dieſer fließt eine Strecke oberhalb unter dem Gletſcher hinein. Auch die obern Eispyramiden ſind, beſonders im Sonnenſchein, von herrlichem Saphyrblau, und gewähren einen prächtigen Anblick. Rings umher ſind die ihm zunächſt ſtehenden Felſen nackt, und an den Seiten liegen eben ſolche Steintrümmer, wie vorn. Der Schutt ſcheint zermalmte Steine zu ſeyn. Die Steine ſelbſt, die er auswirft, oder vor ſich hinſtößt, ſind rund abgeſchliffen, wie Steine, die ein Strom mit fortgerollt und ausgeworfen hat.

Heute hatten wir kein Sonnenlicht, die Gipfel der Furca, der Grimſel und andere Bergſpitzen hiengen voll Nebel, und die Walliſerkette nebſt dem Finſteraarhorn waren ganz in Wolken verhüllt. Es that mir leid, daß ich geſtern nicht die Umriſſe der von der Höhe der Furca aus ſichtbaren Alpenkette gezeichnet hatte. Liernus zeichnete das Gewölbe des Rhonegletſchers. Es war aber ſo kalt hier, daß wir kaum eine halbe Stunde aushalten konnten. Etwa um ein Uhr giengen wir vom Gletſcher wieder fort, und ſtiegen allmählich die Furcaſtraße wieder hinauf. Dieſes ganze Gebirge, beſonders das Thal von der Höhe des Furca bis zum Gletſcher, iſt äußerſt öde; man ſieht keinen Baum, kein Geſträuch und die elenden, von Steinen zuſammengeworfenen Hütten der Sennen, deren hier etwa drei oder vier am Fuße des Berges zerſtreut liegen, zeigen die Armuth der Natur noch auffallender. Mehrere Stellen des Weges ſind ſo ſchlecht, daß man kaum begreift, wie beladene Pferde darüber paſſiren können. Endlich kamen wir um vier Uhr in das erbärmliche Realp zurück, und doch freuten wir uns darauf, wie auf unſere Heimath, denn wir waren des Steigens herzlich müde. Dennoch hätten wir um keinen Preis das Vergnügen der Reiſe hingegeben. In Realp erfriſchten wir uns, ſo gut es gehen wollte, nahmen unſre hier deponirten Sachen wieder auf und marſchirten um halb ſechs Uhr ab.

Airolo, d. 21. Auguſt.

Wir hatten dieſe Nacht Beide von unſeren Reiſefatiguen trefflich ausgeruht, brachten früh unſre trockne und halbtrockne Equipage wieder in Ordnung, und verließen um neun Uhr Hoſpital. Kaum fiengen wir an, die Gotthardsſtraße hinanzuſteigen, als ich eine ungewöhnliche Wärme am Rücken verſpürte, und meine Verwunderung darüber gegen Liernus äußerte. Die Wärme ward immer ſtärker, bis ich mit Liernus zugleich gewahr wurde, daß in meiner rechten Weſtentaſche Feuer war. Ich hatte ein großes Stück Schwamm darin, dies war in Brand gerathen, und hatte mir ſchon jetzt, da ich's merkte, die ganze Taſche verkohlt. Wir löſchten beide ſo ſchnell als möglich den Brand, und Liernus machte ſich auf meine Koſten luſtig. Nach dieſer Epiſode ſtiegen wir die vor uns liegende Straße hinauf, was von dieſer Seite eben nicht ſehr beſchwerlich iſt. Deſſen ungeachtet brachten wir bei ſehr langſamem Steigen, drei Stunden bis zum Spital zu, wo wir um 12 Uhr ankamen. Wir kehrten bei den Kapuzinern ein. Ich zog das Glöcklein an dem Thore, der Pater Lorenzo trat hervor und ließ uns ein. Wir aßen, tranken und unterhielten uns mit ihm auf gebrochen Italieniſch, ſo gut es gehen wollte. Lorenzo iſt ſchon acht und zwanzig

Jahre oben im Spital und jetzt neun und funfzig Jahre alt, aus Mailand gebürtig; er ſieht aus, wie ein Vierziger. Durch die Gaben der Fremden iſt er im Stande geweſen, ſich die jetzige größere und bequemere Wohnung bauen und die Fremden beſſer verpflegen zu können. Ich ſchrieb unſre Namen und: petunt Romam ins Stammbuch des Paters. Um zwei Uhr zogen wir weiter. Anfangs ſah ich noch den Fieudo, Pettina und Lucendro und eine kleine Spitze von deſſen See, aus dem die Quelle des Reno entſpringt. Außerdem erreicht das Auge vom Wege aus noch vier kleine Seen. Nach des Paters Lorenzo Ausſage hat der Gotthard ſiebzehn Seen. Oben auf der Höhe des Thals iſt es gleichfalls wild und öde; aber ſolche Felſenwände ſieht man hier nicht, wie auf der Grimſel. Der herumſchweifende Blick des Wanderers findet doch überall auf Grasplätzen einen Ruhepunkt, und ſelbſt ein kleines Gartchen iſt da. Auf der Grimſel giebt es nichts von dem zu ſehen, und doch ſuchen zwei und zwanzig Kühe, die wir weidend dort fanden, im Sommer ihr Futter darauf. Nach einer halben Stunde kommt man ins Valle tremola. Ich glaubte hier die Stelle zu erkennen, wo der Altorfer Kaufmann mit dem Pferde ſtürzte, als ich im März den Gotthard paſſirte; aber die Gegend iſt im Sommer und Winter ſo verſchieden, daß ich es nicht für gewiß ſagen konnte. Des Steigens müde, kamen wir um vier Uhr nach Airolo hinab, das wir, ſo wie das fruchtbare, grüne, mit Hütten beſetzte Lavinerthal von oben durch die Tannen zuerſt erblickten. Ich fand hier alles wieder, wie es im März war, die Großältern, die Mutter von ſiebzehn Kindern, die beiden artigen, ſprachkundigen Töchter und den franzöſiſchen Schriftſteller, der hier am Fuße des Gotthard ſeine Donnerkeile gegen die Revolution ſchmiedet, und das ganze Haus mit ſeiner Ariſtokratie angeſteckt hat.

Giornico, d. 22. Auguſt.

Um acht Uhr wanderten wir von Airolo aus. Der Himmel war trübe, der Gotthard in Wolken verhüllt, und der Tag drohete Regen. Von Airolo geht man allmählich bergab, dem engen Felſenpaſſe zu, der Salvedra heißt, und durch den nur neben dem durchſtrömenden Teſſin eine ſchmale Straße führt. Der Teſſin hat dieſe Felſenwand, die das Thal Airolo von dem von Piota abſonderte, durchbrochen. Die Felſenwände ſtehen ſenkrecht empor, an einer Stelle hat man ſogar den Felſen aushöhlen müſſen, ſo daß der Weg unter dem Ueberhange durchführt. Sobald man durch den Paß iſt, kommt man an eine Kapelle; oben auf dem Felſen ſtehen die Trümmer eines alten Thurms. Unweit dieſes Durchganges ſieht man einen Waſſerfall, der ſich durch den Bogen, den ſein großer Waſſerſtrahl bildet, vor allen, die wir auf unſerer Reiſe antrafen, ſehr auszeichnete. Das Waſſer läuft in ſchräger Richtung zuerſt die Felſenwand herab und ſchießt dann in einem breiten Bogen den Strahl durch die Luft hinab. Das Waſſer bricht ſich wahrſcheinlich an einem hervorragenden Felſenſtücke. Ein vorübergehender Bauer, den ich um den Namen dieſes Waſſerfalls befragte, nannte ihn Calcaccia, welches wohl ſo viel als Cascata heißen ſoll, wie auch der Zöllner in Dazio meinte. Drei Stunden von Airolo, wo ſich das Thal ſchließt, liegt Dazio, wo jeder Durchreiſende Zoll geben muß. Der Wirth ſprach hier gut Teutſch. Allenthalben hält man uns für Franzoſen, wie wahrſcheinlich alle durchwandernde Fremde. Gleich hinter Dazio kommt man in die furchtbare Felſenkluft hinab, die der Teſſin durch den Platifer gegraben hat. Sie vereiniget in ſich alle Schreckniſſe der Schöllenen und der Grimſelſtraße. So kurz dieſe Kluft iſt (ſie mag gegen achthundert Schritte bis zur erſten Brücke betragen), ſo fürchterlich iſt ſie mir doch jetzt noch, da ich doch mehr Schreckensſcenen in der Schweiz geſehen habe. Der hoch und grauſend überhangende, im Herabſtürzen begriffen ſcheinende Felſen, der raſende Teſſin, der ſich am Abgrunde hinwindende Weg, die beklemmende Enge des Thals und das furchtbare Donnern des Stroms machen zuſammen eines der wildeſten Naturſchauſpiele, die ich noch bis jetzt geſehen habe, und Dazio wird mir in dieſer Hinſicht immer in Andenken bleiben. Allmählich, wie man dieſe Gegend paſſirt iſt, wird die Natur milder; eine Stunde davon, bei Faido, iſt man ſchon 1476 Fuß tiefer als bei Airolo. Man findet in dieſem Thale die erſten Kaſtanienbäume und andres Laubholz. Dies nimmt immer zu bis Giornico, wo wir um fünf Uhr eintrafen und in dem, mit Wappen vornehmer Herrſchaften bemalten, Wirthshauſe einkehrten. Hier bemerkt man ſchon den Anfang des Italieniſchen Schmutzes. Heß in Zürich hat den Proſpekt von Giornico von der Seite oberhalb, wo die Brücke im Vorgrunde, die beiden Thürme im Mittel, und der Berg im Hintergrunde ſind, ſchön und treu gemalt. Ich erkannte ihn gleich wieder, wie wir in dieſe Gegend kamen. Wir aßen mit einem emigrirten Geiſtlichen aus dem Elſaſſe und giengen bald auf unſer Zimmer. Der Teſſin rauſcht mächtig unſer Fenſter vorbei.

Bellinzona, d. 23. Aug.

Die Nacht lagen wir auf ſo harten Betten, daß uns Beiden träumte, wir lägen an der Mayenwand und würden in den nahen Teſſin, der in unſere Träume rauſchte, allaugenblicklich hineinſtürzen. Um ſechs Uhr giengen wir aus Giornico. Der Morgen war einer der ſchönſten. In Polegio luden uns die ſchönen Weinlauben in Schatten und die ſchon reifenden Trauben zum Genuß ein. Keine ſchöneren Lauben, als Rebenlauben, wo die Trauben üppig und ſchwellend niederhängen und die Wandrer ein bacchiſches Gefühl beſeelt. Liernus hieb, als ein zweiter Alexander mit ſeinem Säbel eine Traube ab und wir theilten den Raub. Das Thal von Giornico bis hier iſt vorzüglich reizend und fruchtbar. Welch ein Unterſchied zwiſchen einer Winter- und Sommerreiſe durch dieſe Thäler! Nach acht Uhr oder zwölf Uhr Italieniſch, denn hier zählt man ſchon nach Italieniſcher Art, giengen wir aus Polegio wieder fort. Am Ende des Liviner, aber vielmehr am Anfange des Riviera-Thals kamen wir über eine Brükke, welche über den aus **Bünden** kommenden **Biasco** führt. Dieſer Fluß iſt beinahe ſo breit, als der **Teſſin** ſelbſt, mit dem er ſich bald nachher vereinigt. Des Thales Anfang iſt öde, der Kiesboden nur mit magerm Geſträuch bewachſen; eine Folge des vor zweihundert Jahren hier geſchehenen Bergfalls, wodurch der Lauf des **Biasco** gehemmt wurde, der nachher, als er nach mehr als 150 Jahren den Schuttberg durchbrach, das ganze Thal überſchwemmte und verödete. Von **Polegio** bis **Biasca** ſieht man zu beiden Seiten unabſehbare, lange und breite Rebenlauben, die dies Jahr recht geſegnet ſind; zwiſchen durch fruchtbare Matten. Näher an **Bellinzona** engt ſich das Thal ſo, daß nur der hindurchfließende **Teſſin** Platz hat. Die Stadt liegt zwiſchen zwei Hügeln und iſt mit Thürmen und Mauern, nach alter Art wohl befeſtigt. Wir giengen in die Kirche, um ſie zu beſehen. Sie hat eine Faſſade, halb im Gothiſchen, halb im Griechiſchen Style, liegt an einem ſchönen Platze und hat eine breite Treppe zum Aufgange, welches ihr ein gutes Anſehen giebt. Ich ſah kein ſchönes Geſicht in **Bellinzona**, dagegen viel Häßliche und Kerls, ſo zerlumpt und banditenmäßig, als wären ſie dem Galgen entlaufen. Der Unterſchied der Teutſchen und Wälſchen Schweizerphyſionomie iſt auffallend. Ich erkundigte mich vorläufig nach dem Wege, an, oder über den langen See. Man rieth uns, zu Waſſer zu fahren; wir werden aber bei unſerm Entſchluſſe auch auf die Koſten des Waſſerfahrens zu ſehen haben.

Auf dem Lago maggiore, d. 24. u. 25. Aug.

Morgens fünf Uhr auf. Ein Piemonteſiſcher Gardiſt ward unſer Reiſegeſellſchafter. Er mußte als gut katholiſcher Chriſt erſt in die Meſſe gehen, ehe wir abreiſen konnten; wir erwarteten ihn, und giengen ſogleich bei ſeiner Zurückkunft fort. Außerhalb Bellinzona ſieht man über die Gebirge gegen Abend die mit ewigem Schnee bedeckte Spitze des Simplon hervorragen. Ein Anblick, der mir, wo ich ihn haben kann, ſtets neu und entzückend ſeyn wird. Außerhalb der Stadt fließt ein breiter Bergſtrom und viele kleine Bäche durch den Weg. Wir wadeten einigemal durch, ohne das Waſſer in den Schuhen zu achten. In Magadino akkordirten wir bis Intra mit einem Schiffmann, einem Teutſchen Schweizer, auf einen Laubthaler und noch weiter über die Boromäiſchen Inſeln nach Arona, einen halben Laubthaler. Unſer drei fuhren wir mit dem einzigen Schiffer um eilf Uhr von Magadino ab. Der Weg geht noch eine

Strecke durch einen Arm des Teſſin bis nach Galkarè, wie der Schiffer es nannte, wo der eigentliche See anfängt. Hier mußten wir eine Stunde warten, der Schiffer ſtieg aus, um ein altes Weib zu holen, welches er für ſeine Großmutter ausgab, und auf einem Eſel geritten kam. Endlich fuhren wir ab. Der Wind war entgegen, es gieng alſo ſehr langſam. Wir fuhren ein Schiff, in welchem zwei junge Männer und ein Mädchen ſaßen, beinahe in den Grund, gerade wie Studenten, welche ſchon alte Burſche ſind, dem einen Schub geben, der ihnen nicht aus dem Wege geht. Beide Schiffer ſchimpften ſich, ſo lange ſie einander mit der Zunge abreichen konnten. Rongiscona muß auf dem Abhange des Berges, wo es liegt, eine treffliche Ausſicht haben. Zwiſchen Locarno und Ascona läuft das Val Maggia aus, durch welches man über Fuſio, Obergeſtelen u. ſ. w. in's Wallis kommt.

Gegen Abend ſetzten wir das alte Weib in Macagno an's Land. Dieſes Dorf iſt mir merkwürdig wegen des Sturms, den Heß, Meyer und Steiner hier auf dem See erlitten, wo ſie ſich mit genauer Noth hinter den Felſen retteten. Ich ſah das ganze Bild hier, wie Heß es gleich nach der Todesangſt entwarf, auch hernach ausführte, und das ich bei ihm als memento mori fand. Mir erſchien die Gegend in ſchönſter, nicht ſchrecklicher Geſtalt, in herrlicher Abendbeleuchtung, und bei heiterm See und Himmel.

Da ſich der Wind, der uns zuwider war, indeß gelegt hatte, fuhren wir gerade über den See eine halbe Stunde breit auf die andere Seite nach Canero, wo wir zu Abend aßen. Vor dieſem Orte, welcher hinter einer Landſpitze liegt, ſtehen einige hundert Schritte vom Ufer zwei alte Schlöſſer auf Felſeninſeln, die zu niedrig liegen, um einen maleriſchen Effekt zu machen; der Berg hingegen hat herrliche, mit Reben umhangene Terraſſen, die ein Bild der Fülle und des Ueberfluſſes ſind; dazwiſchen liegen einige ſchöne Landhäuſer verſteckt, umgeben vom allen, was zum Lebensgenuß reizen kann. Mit einbrechender Nacht, und bei ſternenvollem Himmel fuhren wir von Canero ab; lagen im Schiffe und ſahen in die Sterne, bis wir ſpät über alle die Himmels-Gefühle, die dieſer Anblick in uns erregte, einſchliefen, eigentlich nur mit halbem Auge ſchlummerten; denn zu ſchlafen erlaubte uns das Geräuſch der Schiffer und der Wellen nicht. Um Mitternacht kam ein friſcher

Nordoſtwind daher. Unſere Schiffer ſpannten die Segel, wir paſſirten Intra, und ſo ſchlaftrunken ich war, blickte ich doch zuweilen aus meinem unruhigen Schlafe auf, und ſah, daß Inſeln um uns her ſchwammen; nun ſchlief ich nicht mehr. Wir harrten noch einige Stunden auf den Anbruch des Tages, und ehe die Sonne hinter den Bergen heraufgieng, ſtiegen wir an der Iſola bella an's Land.

Wir ließen uns in den Garten führen, wo ich zu wenig Natur und zu viel Schneiderſcherz fand. Die terraſſirte Paſtete mag Manchem gefallen, mir gefielen nur die ſchönen Ausſichten rings umher, auf die den See umgebenden Gebirge, vorzüglich auf das hohe Schneegebirge, das ſich im Abend zeigt. Der Sonnenaufgang war herrlich; ein Felſenberg glühete in ihrem Strahle, und duftige Schatten der Berge brachten Maſſe und Effekt in die Scene. Aus dem Garten giengen wir in's Schloß, wo eigentlich nur der, nach den Schönheiten Italiens hungernde Teutſche, wenn er aus ſeinem, in Geſchmacksſachen gothiſchem Vaterlande tritt, Sehenswürdigkeiten finden kann; denn ein Paar neuerlich ausmöblirte Säle und die Suite von Grottenzimmern, in deren jedem, eine ſchön ſeyn ſollende Marmorſtatue, Antiken nachgebildet, ſteht, abgerechnet, iſt alles hier ſehr unmerkwürdig. Die Gemälde ſind faſt alle Kopien, und die Originale von großen Meiſtern ſind ihre unvollkommenſten Arbeiten. Correggio's ſchönſte Stücke findet man hier ſchlecht kopirt; z. B. die Nacht, die heilige Familie von Parma, und andere.

Wir hielten uns hier wohl über zwei Stunden auf, und ſahen die Iſola Madre, Pescaria, auf der ein Dorf und eine Kirche iſt, und die Iſolina nur von ferne. Schade iſt es, daß das Schloß nicht ausgebaut iſt. Es hat keine ſchöne Architektur; der mittlere Stock iſt kleiner, als der oberſte; die Landungsſtelle mit dem Aufgange iſt ſchön. Alle Statuen im Garten ſtehen elend, und wie von Koth zuſammengebacken da; am Meiſten aber fällt der häufige Mißbrauch des Worts humilitas auf, der mit der blendenden Pracht mancher Zimmer, und beſonders der Betten, über die er mit Gold geſtickt iſt, einen Abſtich macht, der zur Satyre verleiten könnte.

Man ſieht hier alle Boromäen von Santo Carlo bis auf den heutigen regierenden Grafen, theils in Stukko, theils in Gemälden abgebildet. Der viele unächte Marmor, die wenigen Originale, und die mittelmäßigen Kopien, die man hier findet, zeigen doch bei aller Pracht eine Aermlichkeit, die nirgends, als in den Palläſten Italieniſcher Grafen auffallend ſeyn würde, wo man die Verſchwendung des Marmors und der herrlichſten Kunſtwerke gewohnt iſt.

Unſere Fahrt von Iſola bella bis Arona gieng vortrefflich; in zwei Stunden tanzten wir dieſe vier Stunden lange Strecke über den See hin; denn ein kräftiger Wind blies in unſere Segel, ſo daß die Schiffer nicht mehr rudern durften. Die Iſola Madre iſt eigentlich größer, als die Iſola bella, hoch und die Abhänge beſtehen aus Terraſſen, die mit Reben bepflanzt ſind; in der Mitte liegt ein ſchönes großes Haus. Ueberall ſchöne Dörfer und Gebäude.

Arona erblickt man ſchon von ferne; der Felſen mit dem Schloſſe ragt hoch empor, und näher herauf entdeckt man die koloſſale Statue des Santo Carlo Boromäo, des Schutzheiligen von Mayland. Wir landeten um neun Uhr an dieſem fern ſcheinenden Borgo; lohnten unſern Schiffer ab, und trennten uns von dem ehrlichen Schweizer, der von hier nach Turin gieng; er lud uns ein, ihn, wenn wir nach Turin kämen, zu beſuchen, und verhieß uns

Wein aus ſeinem eignen Keller. Einen gutmüthigern, bequemern Reiſegefährten hätten wir nicht finden können. Nach dem Eſſen giengen wir zu S. Carlo durch ein Seitenthor dem Felſen vorbei und den Berg hinauf. Der Heilige ſteht auf einem erhabenen Platze nahe bei dem Kloſter, und iſt völlig ſo hoch, als das Kloſter ſelbſt, das er mit aufgehobener Hand ſegnet. Er ſteht auf einem, wenigſtens 24 Fuß hohen, aus Quadern erbautem Piedeſtale; die Figur des Heiligen iſt von geſchlagenen und wieder zuſammengefügten Kupferplatten. Sie iſt von guter Form und Zeichnung. Liernus zeichnete die Statue von dem Hügel, auf dem die Kapelle ſteht. Hernach giengen wir ganz nahe zu ihr hinan, wo man erſt von der Größe der Figur frappirt wird. Die Bibel, die ſie unter dem Arm hält, iſt wohl acht bis neun Fuß hoch. Von der Höhe hat man eine gute Ausſicht auf den Theil des Sees, auf dem wir heute hergekommen waren. Mit wehmüthiger Empfindung ſah ich heute oft den, gegen Süden zu niedrigen, Horizont und mit Sehnſucht nordwärts nach den Bergen zurück, mit denen meine Seele mehr einverſtanden iſt, als mit Flächen. Vielleicht ſah ich heute die Schneegipfel zum letzten Male.

Die Ufer des Lago maggiore ſind nicht wild, die Berge ſinken ſanft an's Ufer hinab, und nur an wenigen Stellen kann man nicht landen. Je ſüdlicher man kommt, deſto mehr Weinbau findet man, deſto ſanfter und niedriger ſind die Berge, und bis oben hinauf mit Büſchen und Bäumen bewachſen. Zum Erſtaunen viel Kaſtanienwälder ſahen wir überall auf den Höhen; die Dörfer ſcheinen von ferne weit beſſer und ſchöner, als in der Nähe; denn ſie ſind alle weiß angeſtrichen. Aber dieſen Wohlſtand der Natur machen die Weſen, auf denen Auge und Geiſt am prüfendſten verweilen möchten, wieder zu Schanden; denn die meiſten ſehen wie Räuber und Galgenſchwengel aus. Keine Spur von menſchlicher Würde, die doch ſelten der Landmann der Schweiz in ſeiner Phyſiognomie verläugnet. Wir giengen um drei Uhr von Arona aus, immer über flaches Land fort. Unterwegs akkordirte ſchon ein Schiffer mit uns, um uns um 30 Kreuzer per testa morgen nach Mayland zu fahren, welches wir auch annahmen. Als wir an den Teſſin kamen, der bei Seſto aus dem See fließt, wollte der alte Schiffer erſt unſere Päſſe ſehen; wir ſagten ihm, daß wir aus der Schweiz kämen, und ſo fuhr er uns hinüber. Der Cameriere der Sonne nahm uns ſchon am Schiffe in Empfang. Trefflich iſt heute der Abend, und die Ausſicht auf den Fluß mit dem Leben darauf lieblich und angenehm. In fernem Blau dämmern noch Helvetiens Berge zum letzten Male für uns am Horizonte.

Milano, d. 6. Aug. 1794.

Um ſechs Uhr fuhren wir auf unſerm Holzſchiffe in großer Geſellſchaft von Seſto ab. Die erſte halbe Stunde fließt der Teſſin kaum merklich; die Leute mußten daher beſtändig rudern. Weiterhin ziehen ſeine Wellen ſchneller, und oft wieder gar reißend und ſchäumend. Einen ganzen, langen, heißen Sommertag auf einer Barke, unter gewöhnlicher Barkengeſellſchaft, ſchlechtem Geſindel aller Art, zuzubringen, iſt, wahrlich weder kurzweilig, noch angenehm. Dies haben wir heute in vollem Maße erfahren. Etwa zehn Milien von Sesto fängt der Naviglio an, der faſt den ganzen Weg bis etwa acht Milien vor Mayland einen guten Fall hat. Daher gieng das Schiff ziemlich ſchnell. Die Gegend iſt ganz ſo, wie ich bereits die Lombardei kennen gelernt habe, flach, mit Bäumen und Wieſen beſetzt, ein ewiges Einerlei, das noch überdies alle Ausſicht hemmt. Wir brachten auf der ganzen Fahrt von 32 Milien, oder 12 Stunden, gerade 12 Stunden zu. Eine Milie von Mayland, wo die Barke unerträglich langſam gieng, ſtiegen wir aus, und wandelten den übrigen Weg zu Fuße. Wir fanden alle Straßen ſehr lebhaft und fröhlich, alle Butiken offen und erleuchtet. Uns war das ſtädtiſche Getümmel wieder neu, nach ſo langem Aufenthalte in dem Lande der Natur; aber dieſer angenehme Effekt ſchwindet bald, ſo wie die Vertauſchung der Berge mit der Ebene eben ſo bald ihren Reiz verliert. Ganz anders iſt und bleibt es umgekehrt.

— — Den vollſten Genuß gab uns der Anblick von Leonardo da Vinci's Abendmahl im Refektorium der Dominikaner. Ungeachtet der Beſchädigungen und Retuſchirungen, die dies herrliche Gemälde erlitten hat, iſt es doch noch fähig, dem Anſchauer den reichſten Schönheitsgenuß zu gewähren, welchen man von einem Kunſtwerke verlangen kann. Welche Weisheit und Einfachheit, welche Wahrheit und Größe, welche Einfalt und Würde liegt auf jedem Geſichte! Wie wahr und ſchön dieſe Hände! Man kann kein Gemälde in Mayland unmittelbar nach dieſem ſehen, es füllt Auge und Seele ganz! Was muß es geweſen ſeyn, als es unverſehrt aus den Händen des Meiſters hervorgegangen war! Je länger wir es betrachteten, deſto vortrefflicher dünkte es uns. Liernus nahm eine flüchtige Skizze davon, ich genoß es mit Auge und Seele.

Die Anordnung iſt voll Weisheit und Deutlichkeit. Dieſe und die Zeichnung ſind das Einzige, was man noch mit Gewißheit beurtheilen kann. Es iſt der Geiſt des Schöpfers, der noch in dem Werke waltet, wenn gleich der Körper längſt entſtellt und verdorben iſt, denn alles bis auf die drei Köpfe zur Rechten iſt retuſchirt und reparirt, und hat außerordentlich viel gelitten. Ich kenne außer Raphael's Köpfen keine, die ſo viel Wahrheit, Würde, Einfalt und apoſtoliſche Größe, kurz ſo viel Bedeutung haben, als Leonardo hier in dieſem Chriſtus und in den Apoſteln ausgedrückt hat. Er wußte die Würde großer Seelen mit der Einfachheit des Herzens, die uns den Hauptcharakter der Apoſtel, nur unter verſchiedenen Modifikationen nach der Individualität ihrer Charaktere bezeichnen, auf's glücklichſte zu verbinden, und den Augenblick der Handlung, welchen er zu ſeinem Werke wählte, vortrefflich auszudrücken. Es iſt der Augenblick, wo Jeſus ſagt: „Einer unter denen, die mit mir ſind, wird mich verrathen.“ Jeſus als Hauptperſon der Handlung, iſt in der Mitte, zu beiden Seiten auf jeder ſechs Jünger, die zu drei und drei zuſammen gruppirt ſind, ſo daß die Einförmigkeit dieſer Anordnung durch eine lange Tafel gehindert wird.

Jeſus ſpricht dieſe Worte mit ruhigem Ernſt, und mit niederblickenden Augen aus. Er wollte keinen anſehen, um keinen mit dem Blicke zu zeichnen. Die Apoſtel äußern die verſchiedenen Bewegungen der Beſtürzung, des Erſtaunens, der Unſchuld und Beſorgniß, die in ihrer Seele vergehen, jeder verſchieden und jeder höchſt wahr und natürlich. Alle ſind in Handlung geſetzt durch das Wort ihres Meiſters, das ſie wie ein Wetterſtrahl trifft; alle zeigen die Empfindungen, die es in ihnen erregt; aber ſchon in den Charakteren ihres Geſichts liegt die Unſchuld und Reinheit ihrer Geſinnung eben ſo deutlich ausgedrückt, als in ihren Gebärden. Nur der wilde Blick des ſich getroffen fühlenden und zurückfahrenden Judas zeigt ſein beunruhigtes böſes Gewiſſen, die Furcht von den andern und von dem, der tiefer, als die andern in's Herz ſah, entdeckt zu werden; ſein vergebliches Beſtreben, ſich eben ſo rein darzuſtellen, als die andern ſich fühlen. Petrus legt ſich über die Schulter des Johannes, und ſpricht zu ihm, als wollte er ihm ſagen, daß er den Meiſter fragen ſolle, wen er meine. Judas Geſicht iſt dunkel im Schatten gehalten, und ſeine Phyſiognomie iſt eben ſo düſter. Johannes neigt ſein Haupt zu Petrus hin; der Charakter dieſes Jüngers, den der Herr lieb hatte, iſt, ſo wie man ihn jetzt noch ſieht, zu fade und ſchlaff ausgedrückt. Ich glaube, daß dieſer Fehler mehr in der Beſchädigung liegt, die das Stück erlitten hat, als an dem Künſtler. Der Apoſtel, der zunächſt hinter dem Judas ſitzt, fährt vor Erſtaunen mit den Händen aus, und es iſt, als ob der Gedanke, Judas ſey der Verräther, wie ein Blitz durch ſeine Seele flöge, denn ſeine Augen treffen Judas. Der Apoſtel zur Linken Chriſti, der den Zeigefinger in die Höhe hebt, hat mich allein ungewiß über das gelaſſen, was in dieſem Augenblicke in ſeiner Seele vorgeht. Thomas hingegen, der vor dieſem, Chriſto zunächſt ſitzt, ſcheint die Ausſage Chriſti, bis zur Unmöglichkeit zu bezweifeln, und es doch eben ſo unmöglich zu finden, daß ſein Meiſter etwas Ungegründetes habe ſagen können. Es iſt ein herrlicher Ausdruck dieſer widerſtreitenden Empfindungen. Der jüngere Jacobus hingegen möchte ſein ganzes reines Herz Chriſto in dieſem Augenblick darlegen! er möchte ſein Innerſtes entfalten, ſo viel Liebe, ſo viel Sanftmuth und Unſchuld, als in dieſem holden Jüngling ausgedrückt iſt, zeigt kein andrer Apoſtel. Dieſer iſt gewiß rein! ſagt uns der erſte Blick, den wir auf ihn werfen. Die drei letzten zur Linken Chriſti, von denen man noch wenig mehr, als die Umriſſe ſieht, ſind treffliche Alte, denen man es anſieht, daß ſie würdig waren, unter die Erwählten des Edelſten der Menſchen zu gehören. Die Perſpektive des Ganzen iſt trefflich, und von vieler Wirkung. Wie fallen alle Malereien weg, die von Künſtelei und Farbenpracht ſtrozzen, gegen dies alte, edle, ſchmuckloſe, aber wahre geiſtvolle Werk, das des da Vinci Größe und Künſtlertrefflichkeit eben ſo unwiderſtehlich beweiſt, als die Größe und Trefflichkeit ſeines Herzens und Geiſtes, von denen dies Gemälde ein ſo wahrer lebendiger Abdruck iſt.

Den 1. September.

Wir giengen in die Akademie Brera; hätten aber eben ſo gut zu Hauſe bleiben können; denn wir ſahen wenig Merkwürdiges. Außer den Abgüſſen der beſten Antiken, die man überall finden kann, vier ſchönen Modellzeichnungen von Mengs, und dem vortrefflichen Kupferſtich von Guido's Sonnenaufgang im Pallaſte Rospiglioſi, war hier nichts, was zu einem zweiten Gang dahin verſuchen könnte. Nirgends ſahen wir Eifer, Fleiß und lebendige Thätigkeit. In dem Zimmer, wo man nach Handzeichnungen und Kupferſtichen kopirt, waren etwa zehn Knaben. Zwei oder drei zeichneten in demſelben Zimmer nach Gyps. In dem Zimmer für Architektur war es noch am thätigſten; hier befanden ſich mehrere Schüler und ein Paar Profeſſoren. Palladio's Werke hiengen in ſchönen Kupferſtichen an den Wänden umher. Zwei Knaben fanden wir in dem Zimmer, wo nach dem Leben gezeichnet wird, einen Akt zeichnen. Das Zimmer iſt ganz viereckig und einfach; das Licht fällt gut in dem einzigen Fenſter, welches vorhanden iſt.

Den Abend giengen wir nach dem Caſtello hinaus, um das eine der ſchönſten Promenaden führt. Wir ſahen hier die Sonne untergehen, herrlich und glühend, und die Berge der Schweiz im Hintergrunde. Der Himmel glich dem umgeſtürzten Aetna, der alle ſeine Glut ausſchüttet. Noch nie hatte ich das Grün am Horizonte, das aus dem Abendgolde und dem blauen Aether entſteht, ſo lebhaft und klar geſehen, als heute zwiſchen der brennenden Abendwolke und den, im dunkeln Violet glühenden fernen Schweizergebirgen. Die Promenade war ſehr lebhaft; alles jauchzte der ſcheidenden Sonne nach; Kinder griffen nach den goldnen Schäfchen, die am Himmel wallten, und die Arbeiter kehrten ſingend, ihre Mädchen an der Seite, nach ihrer ruhigen Hütte zurück. Eine Kirche hier am Platze war bis weit hinaus gedrängt voll. Mein Gebet war die Freude über den herrlichen Abend, den ich mit voller Seele genoß. Spät, als der Aetna des Himmels zur nächtlichen Schlacke ausgebrannt war, kehrten wir mit dem Gewühle der Menge in unſre Wohnung zurück.

Im Schatten einer Kapelle am Wege, zwiſchen Parma und Piacenza.

Den 5. Septbr.

Der heutige Tag iſt der traubenſeligſte meines Lebens, unſre Reiſe ein wahrer Bacchuszug. Erſt ſeit heute verſteh ich die Faunenwolluſt ganz, die man auf Bacchanalien gemalt und in Gedichten beſungen findet. Wir haben heute mehr als zehn Pfund Trauben während des Wegs verzehrt. Es iſt eine herrliche Methode, die langweiligen lombardiſchen Wege zu verkürzen; der thieriſche Sinn verſucht den äſthetiſchen zu verſöhnen, und beſchäftigt ihn mit der üppigen Form und Fülle der Trauben, die ich unter den Früchten jetzt für die ſchönſte halte. Welche Einheit im Mannichfaltigen zeigt eine Traube! Wie lieblich beſtätigt ſie den Baggeſiſchen Grundſatz, daß rund und ſchön nahe verwandt ſind, und den Burkeſchen, daß das kleine, glatte, ſanft anzufühlende ſchön ſey. Welche Aehnlichkeit hat nicht auch ſchon eins der älteſten Symbole der Natur, die Diana von Epheſus, mit einer Traube! Sobald mich bei glücklicherer Muſe ein dichteriſcher Genius anwandelt, weihe ich dieſer dichteriſchten aller Früchte einen würdigen Lobgeſang!

Parma, d. 7. September.

Ein recht abentheuerlicher Tag, der heutige Sonntag. Wir giengen aus unſerm nächtlichen Neſte um ſechs Uhr fort; alles hielt uns hier, wie faſt überall, für Franzoſen. Wir kamen um Mittag etwa ans Ufer des Taro, über den man mit einer fliegenden Brücke geſetzt wird. Der heftige Regen, welchen wir den ganzen Morgen über gehabt hatten, und der uns abermals bis auf die Haut durchweichte, hatte dieſen ſeichten Strom ſo angeſchwellt, daß er nicht zu paſſiren war. Wir mußten über drei Stunden lang warten, bis das Waſſer ſich etwas verlaufen hatte.

Daß wir heute würden durchgehen können, daran war gar nicht zu denken. Indeſſen hatte ſich an beiden Ufern eine große Menge Menſchen allerlei Art, zu Pferde, zu Wagen und zu Fuße geſammelt, die alle auf die Ueberfahrt harrten. Viele Bedienten aus dem Gefolge der Prinzen Artois und Provence, mit einer Menge zum Theil ſchöner Pferde lagen im nahen Wirthshauſe, um gleichfalls übergeſetzt zu werden. Acht bis zehn Bauern fiengen nun an, ſich auszuziehen und durch den Strom bis zur Fähre, die mitten im Waſſer auf Rädern ſtand, zu waten, und ſie in Ordnung zu bringen. Dann kamen ſie zurück, und trugen die Leute bis zur erſten trocknen Stelle im Flußbette, wo ſie ein Kahn abholte, und an das eigentliche Flußbette zur Fähre brachte. Die Reiter ſetzten jetzt auch mit ihren Pferden durch den Strom und kamen mit Mühe hinüber. Es gab hier manche komiſche Scene, manchen Anblick, den keine Veſta ausgehalten haben würde, den aber die Bauermädchen recht gut aushielten; manche porcheria, u. ſ. w. Die rüſtigen Bauerkerls nahmen Männer und Weiber über die Achſel, zuweilen Huckepack, zuweilen wie geſchlachtete Schweine, und trugen ſie hinüber. Manche Gruppe, einen Aeneas und Anchiſes, einen Proſerpinenraub zu malen! Es war wie ein Durchmarſch der Kinder Iſrael durch das rothe Meer. Wir ließen uns auch hinüber puckeln, mußten wohl an vier verſchiedenen Orten auf und abhocken, und dieſer Spas koſtete uns fünf Lire Mayländiſch an die Träger und zwei Lire an die Fährleute. Man mußte ſich wieder aus der Fähre an's dieſſeitige Ufer tragen laſſen. Verdrießlich, daß wir ſo unverſchämt von unſern Aeneaſſen behandelt waren, wollten wir das Mal das Trägerlohn ſelbſt verdienen. Liernus wollte mich die wenigen Schritte hindurch tragen; aber ſchon bei'm erſten glitt er aus, und ließ mich fallen. Der Fährmann war ſo raiſonnabel mich gratis durchzutragen. Gegen dreihundert Menſchen wollten jetzt auf einmal herüber und hinüber.

In zwei kleinen Stunden giengen wir die noch übrigen fünf Milien bis nach Parma, wo wir mit untergehender Sonne ankamen, und vor dem Thore viele ſpazieren Gehende trafen, welche den heitern ſchönen Abend lebhaft machten. Alles war ſchon wieder trocken. Am Thor wurden wir um Paß, Namen und Vaterland befragt, von dort gab man uns einen Soldaten, der uns nach der Hauptwache führen mußte; von der Hauptwache führte uns wieder ein anderer Soldat zum Platzmajor, einem alten vernünftigen Manne.

mit dem wir vortrefflich fertig wurden. Er ſagte uns, wir müßten nun wieder zur Hauptwache gehen, unſere Päſſe bei dem wachhabenden Offizier deponiren, bis vor unſerer Abreiſe, dann ſollte uns der Soldat wiederum in ein Wirthshaus geleiten. Dies alles geſchah ſo. Wir wurden von einem andern Soldaten in ein Wirthshaus gebracht, wo er uns an den Wirth ablieferte, ihm ſagte, daß wir die Erlaubniß hätten hier zu bleiben, und daß wir das, was wir verlangten, bezahlen würden. Er gab uns beiden die Hand, und marſchierte wieder nach ſeiner Wache zurück.

Bologna, d. 11. Septbr. 1791.

Nie wieder in Cava ſana übernachtet! Ich ſtand auf gerademohl auf, als ich munter war und Wagen auf der Straße fahren hörte, ohne zu wiſſen, ob es Tag oder Nacht ſey. Ich mußte lange pochen; endlich kam Licht. Wir machten uns ſchnell reiſefertig, und hatten über eine Milie gewandert, ehe die Sonne aufgieng. Um neun Uhr waren wir am Thor von Bologna, wo die Signori forestieri bei Strafe des Bannes durch eine öffentliche Inſchrift ermahnt werden, ihre Namen am Thore abzugeben, und wo wir examinirt wurden. Eben ſo warnt eine Inſchrift am

Zollhauſe bei der langen ſteinernen Brücke über den Rheno, eine Milie vor der Stadt, jeden Reiſenden zu Fuß und zu Roß bei Strafe des Bannes, den Brückenzoll zu bezahlen. Gottlob, daß ſich die Strafe des Bannes, der Blitz des Lateran, der einſt Könige und Kaiſer zu Boden ſchmetterte, bis auf die Grenzen des Stato del Papa eingeſchränkt hat. In dieſer tröſtlichen Rückſicht unterwarfen wir uns gern dem Geſetze, ſo fürchterlich auch das Wort Bann klingt.

Pietra mala d. 13. Septbr.

Um ſechs Uhr Morgens giengen wir ſchon reiſefertig aus dem Hauſe. Wir fanden die Kirche S. Giovani in monte bereits offen, und giengen hinein, um zum Abſchiede noch den Raphael zu ſehen. Zuerſt betrachteten wir den ſchönen Pietro Perugino, der hier hängt. S. Paolo, S. Michael, S. Magdalena und S. Catharina ſind verſammelt, und beten die Madonna an, die oben, mit einer Glorie von Engeln umgeben, thront. Jetzt ließen wir uns die heil. Cecilie aufſchließen. Wir ſahen das Stück bei ſehr günſtigem Lichte. Wie viel Schritte Raphael der Kunſt vorwärts half, ſieht man am beſten, wenn man unmittelbar von dem

Pietro Perugino zu dieſem Bilde kommt; und doch kann man ihn hier noch nicht in ſeiner Größe kennen lernen. Man weiß nicht wohl, welchem Kopfe man den Vorzug geben ſoll, jeder iſt in ſeiner Art ſchön. Aber herrlich iſt die Innigkeit des Gefühls und die andächtige Begeiſterung ausgedrückt, womit **Cecilia** der Muſik der Engel zuhört: Andacht und Unſchuld ſind über ihr ganzes jungfräuliches Weſen ausgegoſſen. Froh, daß uns noch in der letzten Stunde unſers Aufenthalts ſolcher Genuß geworden war, giengen wir jetzt zum Thore hinaus, nahmen von **Bologna's** Kunſtſchätzen auf längere Zeit Abſchied, und kamen mit Sonnenuntergang in **Pietra mala** an. Hier fanden wir den erſten ſüßen Wein; er wächſt auf den Hügeln der **Apeninnen**, einem trocknen Gebirge, wo wir unterweges kaum zwei Quellen fanden. Oben auf der höchſten Höhe rieſelt hin und wieder nur ein armſeliges Bächlein.

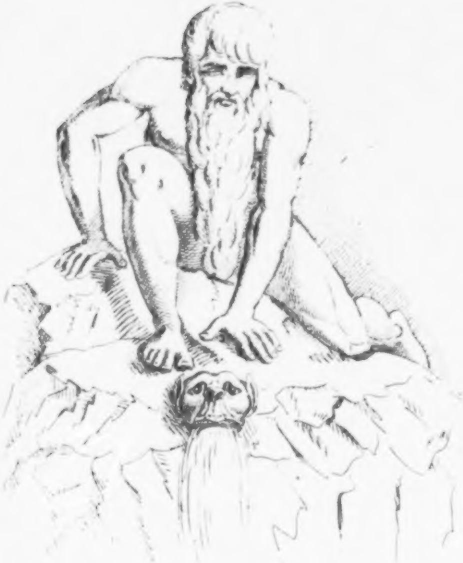
Fonte-buona, letzte Station vor Florenz.

D. 14. Sept.

Noch vor drei Uhr ſchüttelte ich meinen **Eternus** aus dem Schlafe. Es war noch düſtere Nacht, da wir fort giengen; der Mond konnte nicht durch das dicke Gewölke brechen, womit der Himmel überzogen war. So giengen wir noch zwei Stunden, ehe der Tag ergraute. Es wollte heute mit uns beiden nicht recht fort. Die Nacht, welche von, ſpät mit großem Gepolter in unſere Zimmer ſich einquartierenden Reiſenden uns zu einer ſchlafloſen gemacht worden war, hatte unſere Kräfte, anſtatt ſie herzuſtellen, geſchwächt; und an vierzig Miglien lagen vor uns. Ich zweifelte, daß wir ſie zurücklegen würden. Zwiſchen Maskere und Tagliaferro überfiel uns ein Gewitter mit heftigem Regen. Nicht geſonnen, wieder bis auf die Haut naß zu werden, eilten wir in ein einzelnes Haus unter Dach und blieben auf der Hausflur über eine Stunde. Bei anſcheinender Beſſerung giengen wir weiter. Liernus rannte mit einem Male gewaltig los, um noch heute in Florenz zu ſeyn. Ich hatte aber wenig Luſt, blieb zurück, und ſagte ihm, daß mir nichts daran gelegen wäre, ob wir heute in Florenz ankämen, oder nicht. Wir giengen darum nur bis Fonte buona, wo wir im Wirthshauſe einkehrten, das ein würdiger Pendant zu Cava ſana war. Hier bekam ich den erſten anſchaulichen Begriff vom eigentlichen Nichts. Der Wein war untrinkbar, Meneſtra konnte die Wirthin nicht hervorbringen, weil ſie keine Makaroni im Hauſe hatte, Fleiſch war nicht da. Es giengen viele Leute im Hauſe ab und zu; aber niemand ſah ich einen Heller verzehren, niemand etwas eſſen oder trinken, von fünf Uhr Nachmittags bis neun Uhr Abends. Es ſchien, als ob die Wirthin alle ihr Vermögen an den Putz zweier Töchter verſchwendet hätte, die hoch aufgeſtutzt, ſtolz und dumm einhergiengen, und ſich viel zu gut dünkten, jemand etwas zu reichen. Es war zu ſpät, um weiter zu gehen, da wir befürchten mußten, ſo nahe vor Florenz kein Wirthshaus weiter zu treffen. Nachdem wir endlich in dieſem Tempel des Hungers und des Durſtes etwas einer Suppe ähnliches zuſammengeſtoppelt hatten, giengen wir ziemlich müde zu Bette. Schlechter als in Cava ſana konnte es nicht ſeyn, das war unſer Troſt; es war es auch wirklich nicht. Auf einer großen, wie die Grimſel-Straße, mit Felſen gepflaſterten Kammer fanden wir drei Betten, unter denen wir nach Belieben wählen konnten; Liernus nahm, was ihm das Beſte dünkte, und während deſſen kam ein Kohlenträger, ſchwarz, wie ein Teufel, herein, nahm das zweite Bette neben uns und kroch hinein; mir blieb das dritte. Die große Müdigkeit machte, daß wir dennoch recht gut ſchlieſen. Aber an Cava ſana und Fonte buona will ich denken! Wehe dem, der ſich durch die ſchönen Namen verleiten läßt! Ich glaube, wir können uns jetzt rühmen, das elendeſte und das hungrigſte Wirthshaus in Italien zu kennen.

Firenza, d. 15. Septbr.

Heute ſind wir gerade einen Monat auf der Reiſe. Wir giengen um ſechs Uhr aus dem Hungerneſte fort. Alle Berge waren in Nebel gehüllt, und die Sonne kämpfte lange, ehe ſie ihn zerſtreuen konnte. Etwa eine Stunde über Fonte buona, wenn man die erſte Anhöhe erreicht hat, ſieht man bis in's Arnothal hinab, und erblickt bei reiner Luft die große Kuppel und einen Theil von Florenz. Nur einen Augenblick ließ der Nebel die Ausſicht offen, das Arnothal war noch verdeckt. Wir giengen alſo eine halbe Milie weiter bis gegen Pratolino, ein großherzogliches Luſtſchloß, welches einige hundert Schritte zur Linken vom Wege entfernt liegt. Das Gebäude iſt weder groß noch ſchön. Wir eilten nach dem Garten, der vor dem Schloſſe liegt, wo wir durch das Gitterthor in der Ferne ein Baſſin und eine pyramidaliſche Felſengruppe erblickten. Ich wußte daß hier ein Apennin, von Johann von Bologna verfertigt, ſteht; dieſen wollten wir ſehen. Eine kleine zu S. 300



Der Gott Apenin
zu Pratolino bey Florenz.

Kapelle vorbei, in welcher eben Meſſe geleſen ward, giengen wir durch einen Laubengang nach dem Baſſin zu. Wie wir heraustraten, und den Felſen genauer betrachteten, beſeelte er ſich auf einmal, nahm Menſchengeſtalt an, und ward zum Gott Apennin. Uns freute dieſe Metamorphoſe, die uns ſo ganz unerwartet überraſchte. Ich entſann mich von einem Gott Apennin in koloſſaler Größe geleſen zu haben und von einer Grotte. Ich glaubte der Gott ſey in der Grotte, und nun ſahen wir, daß die Grotte in ihm war. So finden wir oft die Dinge in der Wirklichkeit ganz von den Vorbildungen unſrer Phantaſie verſchieden. Die Erfindung dieſer aus Felſen, dem erſten Anblick nach, ohne Zweck und Ordnung zuſammengehäuften Pyramide, die man, wenn keine Beleuchtung darauf fällt, leicht für ein Chaos von Steinklumpen anſieht, und die ſich entfaltet, wenn ein Lichtſtrahl Form und Maſſe daran ordnet, verwandelt ſich in ein, mehr als ſechzig Fuß hohes Rieſenbild, und macht dem trefflichen Johann von Bologna Ehre.

Vergnügt über dieſen kleinen Seitenweg kehrten wir zur Landſtraße zurück. Auf der folgenden Anhöhe ſahen wir nun Florenz ſchon deutlicher, in dem reichen paradieſiſchen Thale aus dem Nebel hervorgehen. Die unfruchtbaren Berge nehmen hier ſchon allmälich Kultur an, und mit jedem Schritte mehren ſich die Landhäuſer, Gärten und Rebenberge, die man überſieht. Auf der letzten Anhöhe, welche man hinabſteigt, iſt die Ausſicht unbeſchreiblich ſchön und reich. Wenige Thäler in der Welt mögen dieſem an Schöne, Fülle und Herrlichkeit gleichen. Man blickt auf eine Saat von Dörfern, Villen und Palläſten, in einen Garten von Oelbäumen, Weinreben und Pinien hinab, der ſich in einer unüberſehbaren Ferne verbreitet, und in deſſen Mitte Florenz, bekränzt von lieblichen Hügeln, thront. Jeder Hügel trägt auf ſeinem Gipfel ein Schloß, auf ſeinem Rücken lachende Villen und Luſthäuſer der glücklichen und wohlhabenden Florentiner. Schon im Winter ſchien mir dieſe Gegend entzückend, jetzt noch um ſo mehr, da alles in einer Fülle von Früchten dem Herbſt entgegen reift. Wir verweilten auf der Höhe, um dieſen Anblick tief in's Gedächtniß zu prägen. Ich erblickte, und erkannte ſogleich den Pallaſt Pitti wieder. Die Kuppel der Marienkirche delli fiori ragt über alle Gebäude der Stadt hervor, wie Diana über die Nymphen. Langſam giengen wir nun hinab durch die lange Vorſtadt, wo eine ewige Mauer alle Ausſicht hemmt, und dem Ankömmlinge Zeit läßt, ſich von dem gehabten Anblicke wieder zu ſammeln und zum Eintritt in das ſchöne und prächtige Florenz ſelbſt vorzubereiten.

Mir war alles, was ich hier wieder ſah, noch ſo bekannt und gegenwärtig, als ob ich erſt vor wenigen Tagen hier geweſen wäre. So lebendig und ſtark bleiben uns Gegenſtände, die man mit großer Aufmerkſamkeit auffaßt.

Wir freuten uns des ſchönen Triumphthors vor der Porta di S. Gallo und hielten unſern Einzug in die Stadt. Liernus mit geſpannten Erwartungen des noch nie Geſehenen, ich mit der Freude des Wiederſehens.

Den Nachmittag beſuchten wir noch die Galerie, um heute wenigſtens etwas zu ſehen. Wir giengen einige Zeit in den Corridors umher, als der Aufſeher uns ſagte, er werde die Zimmer aufſchließen. Er kam mit einem in Seide gekleideten, rund friſirten Abbe an. Dieſer war aus Rom, ſpielte den mächtigen Kenner; lief aber durch die Zimmer, wie ein Beſeſſener, ſobald er ein Bild nur einmal angekuckt hatte. Wir wurden ſo, in Zeit von einer Stunde durch alle zehn Zimmer hindurch gegeißelt, ſahen vieles und nichts. Verſchiedene Zimmer waren mir neu, nämlich die beiden mit den Porträts der Künſtler, ſo wie das mit den Gemmen und Kameen. Wir ärgerten uns gewaltig über das Rennthier von Abbe, das nun, nachdem es alle Zimmer in einem Athem durchlaufen hatte, hinabhüpfte, ſich in ſeine Karoſſe ſetzte und davon fuhr.

Wir verließen, um unſern Unmuth zu zerſtreuen, auch die Galerie, und giengen im Garten Boboli bis es Nacht war, umher, und dann recht müde nach Hauſe.

D. 16. Septbr.

Das Zimmer mit den Porträts der Maler.

Wollte der Himmel, ich hätte hier einen Tag unter dieſen großen Meiſtern zubringen können! aber ſo wie man hier durch die Zimmer gejagt wird, kann man keinen geiſterhebenden Eindruck auffaſſen. Erinnerlich ſind meiner Seele noch vor allen:

Raphael, unſchuldig.
Michael Angelo, wild und groß.

Annibal Carracci, roth und blond.

Antonio Carracci, ehrlich und bieder.

Agoſtino Carracci war ſehr ſchwarz geworden.

Guido Reni, fein und geiſtig, zart und gefühlvoll.

Dominichino, geiſtig und lebendig, fein und gefühlvoll.

Jacopo da Ponte Paſſano, wie ſeine Gemälde.

Francesco Albani, der Maler der Liebesgötter und Grazien.

Giov. Bellini, rothes Haar, dick und rund.

Paul Veroneſe, mit dem Schnupftuch in der Hand, lang und melancholiſch, nichts von der Pracht und dem Pomp ſeiner Gemälde.

Salviati, auch mit einem Schnupftuch in der Hand.

Rubens iſt zweimal hier, geiſtig und ſchön.

Zoffani mit einem memento mori, grinzend und ſüß, wie ein Abbe, der Mandeln knackt.

Cavaliere Aleſſandro Roslin Suezzeſe F. a 1790. Ritter vom Waſa-Orden, ſtrozzend in Seide und Gold und Stickerei und dem Orden. Es iſt wahr, man kann ſchwerlich brillanter malen, als dieſer Höfling; aber er ſitzt ſo preziös und ſelbſtgenügſam und repräſentirend da, als wollte er fragen: Wer wagt es, ſich mit mir zu meſſen? Wie einfach, groß und herrlich hängt Raphael dort, und Guido und Domenichino und die Carracci's alle! — Hebe Dich weg Cavaliere!

Pompeo Battoni, auch voll Eigenliebe und Selbſtgefälligkeit, noch nicht vollendet, geſchminkt von Selbſtlob; aber doch noch göttlich einfach gegen den Ritter hier oben.

Raphael Mengs, auch Ritter und mit Ehren; aber hier nur Maler. Hier macht nur das Verdienſt, nicht der Orden, unſterblich.

Angelika. Die Grazie der Grazien, die Mutter der Liebesgötter! wie einfach!

Madame le Brun naiv, und Franzöſiſche leichtfertige Launen. Sie wird die ganze Welt malen! Ein reizendes Weibchen, wenn Laune und Naivetät reizen kann. Wenn ſie nur die weißen Zähne nicht wieſe!

Staggio, d. 21. Septbr.

Früh um ſechs Uhr giengen wir aus Florenz; ungern trennten wir uns von allen den Schätzen der Kunſt, die wir hier verließen. Nur die Ausſicht, in Rom noch mehrere und größere Kunſtwerke wieder zu finden, erhielt uns gutes Muthes. Wir giengen zum letzten Male über die ſchöne Brücke mit den vier Statuen, durch die Via Romana zum Thore hinaus. Gleich außerhalb demſelben läuft eine ſchöne, breite Zypreſſenallee den Hügel hinauf, deſſen Gipfel das Großherzogliche Luſtſchloß Poggio Imperiale ziert. Viele Bäuerinnen begegneten uns in ihrem reizenden theatraliſchen Sonntagsputz, die in die Stadt giengen, und viel Landvolk, das mit Früchten beladene Eſel in die Stadt trieb. Wir hatten umwölkten Himmel und die Luft war dick und dunſtig, wie Heerrauch.

Wir kamen durch S. Caſiano, wo wir alle Straßen voll Landvolk, wie auf einer Börſe verſammelt fanden, die ſich dort unterhielten. Die Gegend iſt außerordentlich abwechſelnd; die Straße ſchön erhalten, und hat immer zu beiden Seiten herrliche Ausſichten über fruchtbare Berge und geſegnete Thäler. Einige Milien von Florenz kamen wir zuerſt einen Pinienwald vorbei. Die grünen weichen und langen Nadeln dieſes Baumes, und ſeine Fächerartige Krone auf dem hohen Stamme, geben einen reizenden Anblick, und ſie dekorirt, mit Zypreſſen vermiſcht, die mit Landhäuſern, Villen oder Klöſtern bebauten, ſanften Anhohen und Gipfel dieſer Hügel ſehr ſchön.

Um ſechs Uhr trafen wir in dieſem Caſtel Staggio ein; es iſt ein altes, kleines, mit hohen zackigen Mauern, Thürmen und Warten umgebenes Neſt, das durch ſeine Lage und die Ruinen, in die es zu ſinken anfängt, einen maleriſchen Anblick gewährt. Ich wunderte mich, in dieſen Ruinen ſo viel ſchöne Mädchen zu finden. Schon bei unſerm Eingang ſpazierten vier oder fünf am Thore herum, und hernach ſahen wir faſt aus jedem zerrißnen Papierfenſter einen ſchönen Mädchenkopf herauskucken.

Siena, d. 22. Septbr.

Wir gingen um acht Uhr fort, und erreichten Siena um eilf Uhr. Am Thore mußten wir unſere Namen abgeben und die Päſſe vorzeigen. Der Schreiber der Hauptwache, ein junges Bürſchchen, das unſere Namen aufſchrieb, ſagte uns, wir müßten ſogleich, nachdem wir gegeſſen, wieder fortgehen; auf meine Antwort, daß wir demungeachtet bis Morgen früh hier bleiben würden, war er auch ſogleich damit zufrieden. Der Dom iſt einer der ſchönſten, die ich je geſehen habe, kleiner als der in Florenz, aber ſo wie dieſer mit weißem und ſchwarzem Marmor bekleidet. Er hat eine ſchöne Faſſade und einen Aufgang von mehrern Stufen.

Siena rühmt ſich von Romulus erbaut zu ſeyn, und man findet deshalb überall die Wölfin mit dem ſäugenden Knaben am Thore, auf allen Plätzen, in den Zierathen einer Säule, in der Kirche unter der Kanzel als Säulenträger, zweimal vor dem Dom und faſt überall, wohin man blickt. Wenn dies die hiſtoriſche Gewißheit ihres Urſprungs vermehren oder erweiſen könnte, ſo hätte ſie es völlig genug erwieſen. Siena will mir auf Florenz nicht behagen. Die häßlichen, krummen Gaſſen, die bergige Lage und die alten, zum Theil wüſten Häuſer gefallen mir nicht. Ich würde hier ſchwerlich lange aushalten, ſo ſchön auch das Italieniſche hier klingt.

S. Quirico, d. 23. Septbr.

Um ſechs Uhr giengs fort. Die Gegend wird von Siena an allmählich flacher und unintereſſanter; man findet keine zuſammenhängenden Dörfer mehr, nur einzelne Höfe und Gärten, die gewöhnlich auf einer

Anhöhe liegen und wie alte Kaſtelle ausſehen, in deren Trümmer und hohe Mauern wahrſcheinlich auch dieſe Gehöfte gebaut ſind. Die Wagen, denen wir in dieſer Gegend, ſchon jenſeits Siena, begegneten, ſind ſo einfach und kunſtlos, als ſie in ihrer erſten Erfindung vielleicht waren. Sie ſind zweirädrig; aber die Räder ſind bloße hölzerne Scheiben oder Teller aus einem Stück grob gehauen, auf beiden Seiten nach der Mitte zu konvex, und da, wo die Achſe durchläuft, noch zweimal ſo dick, als am Rande. Dieſer iſt mit einem eiſernen Ringe beſchlagen. Auf der Achſe ruhen zwei Bäume, die von hinten nach vorn gabelförmig in einen ſpitzen Winkel zulaufen. An der Spitze ſitzt die Deichſel feſt, und auf dieſem Wagen ſteht gewöhnlich ein großer Korb, oder es ſind auf beiden Seiten in die Bäume Pfähle gemacht, zwiſchen die man Holz oder dergleichen legt. Dieſe Wagen werden gewöhnlich von zwei Ochſen gezogen, die zugleich die Deichſel tragen und den Wagen ziehen. Heute habe ich ſogar zwei Kutſchen auf ſolchem Geſtelle geſehen; in beide ſtieg man hinten hinein. In dem einen waren die Sitze längs zu beiden Seiten, wie in einem Wurſtwagen, in dem andern wie gewöhnlich; Wagenkaſten von Spänen geflochten und mit Glasfenſtern. In ſolcher Ochſenkaroſſe fährt der Wohlhabendere, während der Aermere ſanftmüthiglich auf ſeinem Eſel daherreitet.

Radicofani, d. 24. Septbr.

Um fünf Uhr kam ein Vetturin auf unſer Zimmer und bot uns ſeinen Retourwagen für Spendere poco entweder bis Viterbo oder bis Rom an. Wir wollten auf keine Weiſe Gebrauch davon machen; er gieng mit einem: che maraviglia! von dannen und konnte nicht begreifen, daß wir lieber gehen, als fahren wollten. Die Gegend wird immer unfruchtbarer und öder, alles iſt Sand und dürrer Boden; fern zeigt ſich ſchon das Gebirge, das wir heute zu paſſiren haben.

Wir ruhten Nachmittag hoch auf dem Berge, den man von Ricorſi zu beſteigen anfängt, im Schatten einer Kapelle. Von hier können wir beinahe bis Siena zurückſehen, und die ganze traurig öde, hügelige Sandgegend umher überſchauen. Die Häuſer liegen ganz einzeln im Felde umher, meiſtentheils auf Hügeln und Anhöhen, und die Strohhütten, die gewöhnlich daneben ſtehen, ſehen aus, wie Cabanen der Hottentotten. Es iſt eine der traurigſten Gegenden, die man ſehen kann. Das Haus hier bei der Kapelle ſteht leer und verſchloſſen; der Camerière in S. Quirico hatte nicht Unrecht, daß er dies Land ein Paese miserabile nannte.

Den 25. Septbr.

Wir waren ſo feſt in unſer Zimmer eingekerkert, daß wir weder Tag noch Nacht ſehen konnten, und alſo ziemlich lange ſchliefen. Die Nacht hatte ein entſetzlicher Sturm mit Regen gewüthet. Wir giengen um acht Uhr etwa aus dem Wirthshauſe bis Novella, wo wir eine Suppe eſſen wollten, aber keine bekommen konnten. Wir prieſen uns glücklich, daß wir nicht die Nacht dahin gerathen waren, denn allem Anſcheine nach war es das elendeſte Wirthshaus, welches uns unter allen elenden Wirthshäuſern in Italien vorgekommen iſt. Von Radicofani geht's immer raſch den Berg hinab. Hinter Novella mußten wir am Ufer des kleinen Fluſſes Paglia Schuh und Strümpfe ausziehen, und fünfmal durch das Bette des Fluſſes, der eben ſo viel Krümmungen in dem Thale macht, durchwaden. Wir glaubten das erſte Mal, es würde mit einem Mal gethan ſeyn und zogen uns wieder an; aber kaum waren wir wieder zweihundert Schritte gegangen, ſo mußten wir uns wieder ausziehen. Um Mittag kamen wir nach Ponte Centino. Dieſer Name iſt aber eine Lüge, denn hier findet ſich keine Brücke über den Centino, der Toskana vom päpſtlichen Gebiete ſcheidet, ſondern man muß auf Steinen, die in dem flachen Bette des ſonſt trocknen Fluſſes liegen, hinübergehen. Wir zeigten in der Dogana unſre Päſſe. Den meinigen mit teutſchen Lettern wollte man nicht unterſchreiben; der Zöllner ſagte, er getraue ſich's nicht; aber Liernus holländiſchen Paß unterſchrieb er, weil er ihn für einen lateiniſchen hielt. Nach einer Stunde giengen wir fürbas. Es iſt doch ſogleich beim Eintritt ins päpſtliche Gebiet alles Täuſchung und Lüge. Wir ſind zwar Ponte Centino paſſirt, aber die Brücke fehlt noch; ſtatt deſſen ſind wir fünfmal durch den Paglia und einmal durch den Centino gewadet. „Nur Geduld,“ ſagte ich, „der Papſt iſt uns die Brücke nur ſchuldig geblieben.“ Ich hatte nicht unrecht gerathen. Ueber den Paglia kam die verſprochene Brücke mit mehr als ſechs marmornen Inſchriften verſehen, die die Wunderthat mehrerer Päpſte rühmten, welche den vernünftigen Vorſatz, dieſe Brücke zu bauen und zu repariren, ausgeführt hatten! Wir kamen einen grünen, buſchigen, felſigen Hügel hinauf.

der uns nach der öden Gegend wieder einmal erquickte und an die Schweiz erinnerte. Ach, ſagte Liernus, die Päpſte waren wohl klug, die hier die Gränze zogen! und ſo erblickten wir Aqua pendente, das eine recht reizende Lage auf dem, in einen halben Zirkel ſich herumziehenden, mit Weinrebenterraſſen geſchmückten Felſen hat. Hier wollen wir für dieſe Nacht Hütten bauen! rief Liernus. Wohlan, ich bin's zufrieden, wenn's innerhalb ſo fein iſt, als draußen! — Wir giengen hinein und fanden ein jämmerliches, trauriges, armſeliges Neſt, auf dem wahrlich S. Peters Seegen nicht zu ruhen ſchien. Hier bleiben wir nimmermehr, rief ich, und trieb L. fort. „Aber hier iſt doch ein Biſchof, wie unſer Reiſebuch ſagt.“ — Eben darum iſt es hier ſo armſelig, der verzehrt alles, was Kern in dieſer Gegend iſt, und läßt die Schale ſeinen Schafen. — Wir giengen durch drei Straßen voll Armuth und Miſt, und kamen mit Gottes Hülfe zu einem alten Thore hinaus. Noch fünf Millien bis zu S. Lorenzo nuovo! — Ja! wer weiß, was das für ein Neſt iſt! — Muth, lieber Freund! das Wort nuovo tröſtet mich, und dann ſehen Sie nur vor uns hin in die Ferne, dort liegen eine Kirche und ſchöne neue Gebäude; das ſieht doch nicht ſo gar übel aus; das Biſchen Regen wollen wir nicht achten; es wird gleich vorüber ſeyn. Das Wetter donnerte hinter uns nach Abend herum, gab eine ſchöne Abendröthe, und mit Sonnenuntergang erreichten wir S. Lorenzo. Wir machten eine kleine Promenade auf dem Platz, der ein regulaires Achteck formirt, durch das die Landſtraße mitten durchläuft. Wie man aus dem Orte tritt, hat man den ganzen Lago di Bolſena zu ſeinen Füßen, welches eine artige, frohe Ausſicht giebt, und um ſo mehr unſern durſtigen Blicken gab, je länger wir kein Waſſer geſehen hatten.

Wir mußten mit einer überſalznen halbrohen Meneſtra vorlieb nehmen. Ein Vetturin hingegen, der am Tiſche mit aß, wurde ganz anders bedient; er bekam drei Gerichte und Trauben zum Deſſert. Dafür verjagte ich ihn hernach mit meiner Pfeife vom Tiſche und aus der Kammer. Er wollte es erſt nicht ſtatuiren, daß wir rauchten, wich aber, als er hörte, daß wir dennoch rauchen würden.

Wir ſchliefen in Geſellſchaft zweier Bauern auf einer Kammer, in einem über alle Maßen naſſen ſchlechten Bette. Jetzt ſind wir recht mitten in der italieniſchen Nationalſauerei!

Viterbo, d. 26. Septbr.

Um ſieben Uhr aus S. Lorenzo nuovo. Der Weg geht ſogleich aus dem Flecken den Berg hinab. Nach einer halben Stunde kommt man durch ein zerſtörtes Dorf, das mir von einer verwüſteten Stadt hier im Kleinen einen ſehr lebhaften Begriff gab. Die Felſen und das alte Gemäuer iſt hin und wieder recht maleriſch mit Epheu bewachſen. Man geht einen ſchönen, grünen Eichenwald zur Seite, eine halbe Stunde fort, ein erfreulicher Anblick für uns, die wir noch bis jetzt keinen Wald in Italien geſehn hatten, und kommt ſo allmählich zum See herab, an deſſen Ufer man bis Bolſena wandert, ein dürftiges, unreinliches Fleckchen mit einem alten Kaſtell auf dem Hügel. Von Bolſena geht der Weg noch ſechs Millien am öſtlichen Ufer des Sees, auf dem waldigen Abhang der ihn umgebenden Hügel fort. Viterbo hat für den erſten Eintritt ein freies, heiteres Anſehen, wie ſo viele italieniſche Städte, außer Siena. Ein ſchöner Springbrunnen auf einem Platze gleich am Thore erfreut den Ankommenden, und giebt für das Uebrige ein günſtiges Vorurtheil. Wir ſetzten uns vor die Thür unſers Wirthshauſes, um das Gewimmel der Aus- und Einpaſſirenden zu ſehen. Wir ſahen viel ſchöne und rechtlich, mit Geſchmack ohne Prunk, gekleidete Leute. Die Frauen und Mädchen des bürgerlichen Standes tragen ein feuerfarbenes Tuch mit vier Finger breiten ſchwarzen Streifen als Schleier über den Kopf geſchlagen, wenn ſie ausgehen, und oft blickt ein gar liebes Geſicht darunter hervor. Ich ſah viele von ſchönem Wuchs. Nirgends habe ich ſo viel ſchöne, junge Männer und Jünglinge, ſo viel Achilleſſe und Ganymede unter den Mönchen geſehen, als hier. Der Gobernatore fuhr ganz langſam zum Thore hinaus ſpazieren. Zwei Bedienten giengen zur Seite des Wagens, zwei voraus und zwei auf dem Wagen; alle in hellblauer Livree mit Gold. Die Wache trat ins Gewehr und alles, was auf der Straße ſich befand, ſtand ſtill und verneigte ſich tief. Ich glaubte den Papſt zu ſehen!

Ronciglione, d. 27. Septbr.

Um ſechs Uhr machten wir uns auf den Weg. Als wir zwei Millien gegangen waren, giengen wir an ein Haus, wo uns Leute in einem Weinberge ſagten, wir wären falſch gegangen, wir müßten wieder vor die Stadt zurück, und einen andern Weg aus demſelben Thore, aus dem wir gekommen wären, nehmen. Wir bedachten uns alſo nicht lange und kehrten ſogleich wieder um, ohne die vier Millien, die wir umſonſt machen mußten, zu achten; denn wir hatten einen Weg gehabt, desgleichen uns noch nicht vorgekommen war. Er gieng, von der Vorſtadt an, faſt immer durch Felſen gehauen; die aber vielmehr zuſammen gebackner und gebrannter Schutt ſind, von Thon und zermalmten Felſen, worin ich viel verkohlte Stücke und kleine Stückchen Bimsſtein fand. Das Meiſte ſchien vom Feuer rothgebrannt. Der Weg geht immer eng und labyrinthiſch; oben ſind Bäume und Sträuche überhin gewachſen. In dieſe mürbe Maſſe, woraus alle Berge und Hügel um Viterbo zu beſtehen ſcheinen, hat man überall in den Bergen und auf den Feldern Höhlen gehauen, und ſie theils zu Kellern und zu Behältern für Geräthe, theils zu Schutzörtern gegen böſes Wetter für Menſchen und Vieh zugerichtet. So trafen wir es ſchon geſtern bei Monte fiascone, und heute noch mehr bei Viterbo. Wir giengen bis ans Thor und nahmen nun den rechten Weg, der mehr rechts geht. Hier und da führt er an eben ſolchen Felſen vorbei, und in einer halben Stunde kommt man an den kochenden See, der eigentlich nur ein Baſſin oder Krater von etwa hundert Fuß im Umfange iſt, mit Steinen umgeben und mit Waſſer angefüllt, das ſtets ſiedend aufwallt und ſo heiß iſt, wie kochende Schwefelleber-Auflöſung nur ſeyn kann. Das ſteinige Erdreich rings umher iſt weiß, wie ausgelaugter Kalk, und überall riecht es ſtark nach Schwefel. Es wimmelt von Eidechſen. Dieſer ſteinige Boden klingt hohl, wenn man darauf ſtampft, als wenn man auf ein Gewölbe tritt; es dröhnt unter den Füßen. Aus dieſem ſiedenden Krater haben die Bauern rings umher in den felſigen Boden gehauene Rinnen abgeleitet, und in Gruben geſammelt, worein ſie Weidenreiſer gelegt hatten, um die Rinde davon abzulöſen. Wir fanden ſie rings umher damit beſchäftigt. Sie ſtanden bis mitten an die Schenkel in Gruben voll Waſſer, und holten die Reiſer heraus. Das Waſſer in dem Krater hat eine klare blaue Farbe, wie das Waſſer der Alpenflüſſe. Es iſt ſiedend in dem Krater, wo es gegen die Mitte zu beſonders ſtark wallt. So heiß fließt es aus dem Krater hundert bis zweihundert Schritte weit in die Gruben ab. Funfzig Schritte weit konnte ich den Finger kaum darin leiden und, als ich um den Krater herum gieng, ſchlug mir der Dampf mit dem Winde warm, wie kochende Schwefelleber, ins Geſicht. Das Waſſer ſetzt ſowohl am Rande des Kraters, als in den Rinnen Schwefel ab, und inkruſtirt die Rinnen und hineinfallenden Körper. Dieſer abgeſetzte Schwefel iſt theils gelblich, theils röthlich, theils grünlich, theils weiß. Man kann nur in einiger Entfernung vom Rande den ſteinigen, abſchüſſigen Grund ſehen, gegen die Mitte hin nicht. Das Waſſer iſt klar und blau und ſo, wie es abfließt, ſetzt es eine Schwefelhaut ab. Der ganze Ort, und beſonders der Krater, liegt etwas erhabener, als die Gegend umher. Hart am Krater wächſt Gras und Unkraut. Die Quelle liegt Viterbo gegen Weſten.

* * *

Hier endigt das Tagebuch. Den 29ſten September 1794 langte Fernow in Rom an.

Mit hochklopfendem Herzen, beſeelt von einem unausſprechlichen Gefühle, wie beim Eintritt in eine ſchöne, neue Welt, wanderte Fernow zur Porta del Popolo ein. Er fühlte, es war der entſcheidendſte Tag ſeines Lebens. Das Ziel, wohin nur zu ſtreben, er einſt über ſeine Kräfte glaubte, was ſeine kühnſten Wünſche, vor wenigen Jahren noch, kaum auszuſprechen wagten, lag jetzt vor ihm. Er war in Rom, im Vaterlande der Kunſt, er durfte hoffen, einige Jahre dort ſeiner ferneren Ausbildung, und jedem höhern Genuſſe leben zu können. Wie aus verborgenen Keimen, ohne ſein Zuthun, hatte dies Glück ſich ihm zur ſchönen Blüte entfaltet; mit feſtem Entſchluſſe, alles anzuwenden, um ſie zu pflegen, daß ſie nicht dahin welke, ohne ein Saamenkorn zurück zu laſſen, trat er ſeine neue Laufbahn an.

Seine erſte Sorge war, ſeinen geliebten Carſtens aufzuſuchen. Wer dürfte es wagen, das Wiederſehen dieſer beiden Freunde zu beſchreiben, unter dieſen Umſtänden! Auf dieſem Boden! Carſtens fand natürlicher Weiſe ſeinen jüngern Freund ausgebildeter wieder. Er ſah jetzt weit von ihm übertroffen, was er damals kaum ahnen konnte, wie ſie in Lübeck, im engen Stübchen vereint mit einander Pläne einer ſchönen Zukunft machten, die auch eben jetzt zur Wirklichkeit ſich geſtaltete. Fernow fand ſeinen Freund zwar durch ſechs Jahre, und mehr noch durch anhaltende Kränklichkeit im Aeußern verändert; aber Herz und Geiſt waren dieſelben. Drei Jahre ſpäter noch ſchrieb Fernow an einen Freund über Carſtens Folgendes: „Sein Umgang iſt für mich keine kleine Zuthat zu der Glückſeligkeit in Rom zu leben. Er iſt der Einzige in Rom, welcher auf dem Wege der alten großen Meiſter des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts wandelt, und er thut es mit eigenthümlichem Geiſte. Ich wünſchte Dir das

„Vergnügen, ſeine Arbeiten zu ſehen. Sie würden Dir noch neben den Werken des Raphael und Michael Angelo, Freude machen. Die gegenwärtigen Zeitumſtände ſind der Kunſt zu ungünſtig, als daß ein fremder Künſtler und ein Ketzer je Hoffnung hätte, in Rom ein großes, öffentliches Werk in Arbeit zu bekommen. Wenn Carſtens darum auch ſchwerlich ein ſolches Feld erhalten wird, auf dem er die Größe ſeines, auf einen hohen Grad ausgebildeten Talents entwickeln und zeigen könnte, ſo wird er doch in kleinen Arbeiten dem wahren Kenner immer als ein großer Künſtler erſcheinen.“

Fernow ward ſogleich Carſtens Hausgenoſſe, und von ihm zu Rom's Herrlichkeiten geführt. Das ganze Leben der beiden Freunde war dem Studium und dem Genuſſe der Kunſt geweiht; an Unterhaltung in den Stunden der Muße gebrach es ihnen nie. Fernow ſagt von dieſem Verhältniſſe in der Biographie ſeines Freundes: „Wie intereſſant und lehrreich ein ſolcher Umgang mit talentvollen Künſtlern iſt, wie glückliche Blicke er in die immer geheimnißvolle Werkſtatt des ſchaffenden Genius und in das Weſen der Kunſt geſtattet, wie wichtige Aufſchlüſſe er dem Forſcher über den Grund ſo mancher Erſchei-

„nungen giebt, deren Wie dem Künſtler gewöhnlich „ein Räthſel bleibt, obgleich er ſelbſt dieſe Wirkungen „hervorbringt, wird jeder wiſſen, der mit wahrhaft „genialiſchen Künſtlern lange in ähnlichen Verhält„niſſen gelebt hat.“

Fernow wußte dieſes glückliche Verhältniß zu ſeiner ferneren Ausbildung möglichſt zu benutzen; ſeine Begriffe von der Kunſt berichtigten ſich täglich. Bald ſah er ein, daß er zu alt werden würde, ehe er die Schwierigkeiten des mechaniſchen Theils der Kunſt hinlänglich überwunden hätte, um etwas Ausgezeichnetes zu ſchaffen, und fühlte es unter ſeiner Würde, etwas Halbes oder Mittelmäßiges zu ſeyn. Das Studium der Philoſophie hatte ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften erhöht und ihn richtiger und zuſammenhängender denken gelehrt. So kam er denn bald zu dem Entſchluſſe: das theoretiſche Studium und die Geſchichte der Kunſt allein zu ſeinem Hauptzwecke zu erwählen, und die Praxis derſelben nur zu ſeiner Erholung zu treiben. Folgender Brief an ſeinen Freund und Beſchützer Reinhold giebt uns manche Aufſchlüſſe über ſeine damalige Lage.

Rom, den 12. Nov. 1795.

Die Ueberſendung eines Aufſatzes an Ihren würdigen Herrn Schwiegervater verſchafft mir die längſt gewünſchte Gelegenheit, den weiten Raum, welcher mich jetzt von Ihnen trennt, hindurch zu eilen, und Ihnen einen kleinen Beweis meiner lebendigen Liebe und Verehrung in die Hände zu ſpielen. So lange Baggeſen noch mein Sachwalter bei Ihnen war, ſchien es mir unnöthig, ſelbſt bei Ihnen zu erſcheinen; ich konnte ſeinen Genius, ſein Herz für mich ſprechen laſſen, ohne daß weder Sie noch ich dabei eingebüßt hätten. Aber ſeit er ſeinen Lauf gen Süden leider zu früh beſchloß, um wieder in ſein Wallhall zurückzukehren, muß ich ſelbſt mich aufmachen, über Alpen und Apenninen hin, um Ihnen meinen römiſchen Gruß zu überbringen. Die dreizehn Monate meines Hierſeyns ſind mir, wenn ich auf ſie zurückſehe, zu dreizehn Tagen verfloſſen, und ich glaube, wenn ich dreizehn Jahre hier wäre, ſie würden mir dünken, wie dreizehn Monate. Rom iſt eine Welt in ſich, wo das Alte immer wieder neu erſcheint, wo man das Neue nicht ſehen mag, wenn es nicht alt iſt. Es giebt einen ewigen Genuß, der ſich immer ſelbſt reproduzirt. Ich möchte Ihnen viel von Rom ſchreiben, wenn ich nur wüßte, wo ich anfangen, wo ich enden ſollte; alſo ſchreibe ich Ihnen lieber von dem, was Sie und mich intereſſirt, was die Seele Ihres Wirkungskreiſes iſt und was auch der Geiſt des meinigen ſeyn ſoll, wenn es wahr iſt, daß ich ihn hier gefunden habe. Ich treibe hier nicht, das wiſſen Sie längſt, wie ich wähnte und wollte, als ich herkam, die Kunſt praktiſch, und ein Paar Aufſätze im Merkur, werden es Ihnen beſtätigt haben. Ich glaube, meinem richtigen Selbſtgefühle zufolge, beſſer daran gethan zu haben, als ich den theoretiſchen Theil der Kunſt zu meinem künftigen Felde wählte, und die Ausſicht, daß ich auf dieſem Wege vielleicht nützlicher ſeyn kann, als auf einem andern, rechtfertigt meinen Entſchluß für mich ſelbſt. Meine erſten Schritte, dieſe Ausſicht zu realiſiren, gehen gut von ſtatten. Ich habe es in der kurzen Zeit meines Hierſeyns wenigſtens dahin gebracht, manchem Künſtler die Nothwendigkeit einer höhern Geiſtesbildung, als der Handwerker bedarf, begreiflich und fühlbar zu machen, dabei den Vortheil, mit den beſten Künſtlern des gegenwärtigen Rom's in genauem Umgange zu leben, und ſo nicht bloß in den Werken der Alten, die bereits als Muſter für alle Nachkommenſchaft daſtehen, ſondern auch das lebendige Streben des jetzigen Kunſtgeiſtes, der dieſen großen Vorbildern mit Glück nachſtrebt, den Geiſt und das Weſen der Kunſt gründlich zu ſtudieren, und meine Erfahrungen und praktiſche Erkenntniſſe auf die philoſophiſche Grundfeſte zu ſtützen, welche ich aus unſerm Vaterlande mit hierher gebracht habe. Vielleicht gelingt es mir einſt dadurch, etwas Nützliches über die Kunſt hervor zu bringen. Indeſſen habe ich, aufgefordert von einigen denkenden Künſtlern und Kunſtfreunden, eine Reihe von Vorleſungen über die Kunſt nach Kantiſchen Prinzipien auszuarbeiten angefangen, welche das Geſchäft des vergangnen Sommers geweſen ſind, und die ich dieſen Winter wöchentlich zweimal Abends in der Wohnung des Prinzen August von England halte. Mein Auditorium, das aus Künſtlern, Gelehrten und Kunſtfreunden beſteht, iſt 36 Perſonen ſtark. Der Prinz ſelbſt, den ſolche Dinge nicht intereſſiren, iſt mein Zuhörer nicht; aber ich habe den Vortheil, ſie in ſeinem Hauſe halten zu dürfen, und dadurch dem Verdacht eines geheimen verdächtigen Klubs zu entgehen, dem unſre abendliche Zuſammenküaſte gewiß ausgeſetzt, wodurch ſie vielleicht gar geſtört werden könnten. Meine erſten Stunden haben das Glück gehabt, nicht zu mißfallen und mir das Vertrauen für die künftigen zu erwerben. Ich beſtrebe mich, meine Vorleſungen beſonders nach Ort und Perſonen und dem Bedürfniſſe der letztern einzurichten; denn ſo angebaut die Phantaſiie mancher Künſtler iſt, ſo öde und wüſte iſt mehrentheils ihr Verſtand. Und leider ſind noch öfter alle beide unangebaut, und zwar ſo, daß der große Hauſe das Bedürfniß einer ſolchen Kultur noch nicht einmal fühlt, ſondern in dem lieben Handwerke ſeine ganze Glückſeligkeit findet, wobei der größte Theil denn auch wirklich — da wahres Genie überall, folglich auch in Rom, ſeltne Erſcheinung iſt — zeitlebens ſtehn bleibt. Man irrt ſich, wenn man hier einen Zuſammenfluß von Genie und Talenten aller Art unter den Künſtlern der mancherlei Nationen, die hier ſtudieren, oder Studierens halber hier ſind, zu finden glaubt. Die Teutſchen haben jetzt die beſten Künſtler hier, und unter den funfzig, welche etwa in allem hier ſeyn mögen, ſind höchſtens vier bis fünf, die entſchiednes Kunſttalent beſitzen. Die übrigen würden gewiß aus innerm Drange die Kunſt nicht zu ihrem Berufsgeſchäfte gewählt haben, weil ſie wenig oder nichts von wahrem Berufe zeigen. Das große Bedürfniß iſt darum, dieſen Menſchen die ganze Wichtigkeit und Würde der Kunſt fühlbar zu machen, und dies iſt auch der Hauptzweck meiner Vorleſungen. Ich gewinne nur wenig damit, oder vielmehr, wenn ich die Zeit und Mühe gegen den baaren Ertrag in die Wage lege, ſo gewinne ich gar nichts. Auch habe ich meinen Preis mit Fleiß ſo geſtellt, daß Niemand Eigennutz dabei erwarten konnte; denn der große Hauſe iſt mehr aus Neugier, als Bedürfniß dazu bewogen worden, ich hoffe indeſſen, es werde mir gelingen, ſie in dieſes allmählich zu verwandeln. Um auch auf eine andere Art die Kultur des Kopfs zu erleichtern, habe ich eine gemeinſchaftliche Bibliothek eingerichtet, um die, dem Künſtler unentbehrlichen Bücher die, Ueberſetzungen alter Klaſſiker, neuere Dichter und andere Bücher allmählich anzuſchaffen. Ehe Carſtens nach Rom kam, hatte faſt kein hieſiger Teutſcher Künſtler ein Buch; endlich fieng dieſer und jener an zu leſen, da er glaubte, daß Carſtens dadurch ſeinen Erfindungsgeiſt, ſein Genie erworben habe. Keiner hatte je einen Livius, Diodor, Herodot u. a. geleſen; jetzt geſchieht es allmählich. Wir haben nun auch ſeit einiger Zeit einige Zeitſchriften in Gang gebracht, die Literatur-Zeitung, den Merkur, die Horen, und ich hoffe, das Intereſſe an Teutſcher Literatur ſoll künftig nicht mehr dem Fremden, der über die Alpen nach Rom kommt, zu befriedigen verwehrt ſeyn. Was mir hier fehlt und mein Vaterland mich oft vermiſſen läßt, iſt der Mangel an Produkten Teutſcher Literatur und eines kritiſchen Freundes, welcher mir meine Fehler ſagen könnte, die ich mir lieber von einem Freunde, als von einem Fremden im Angeſicht des Publikums vorhalten laſſen möchte. —

So eben ſind Madame Brun aus Kopenhagen, Matthiſſon, die Fürſtin von Deſſau und mein Freund P. angekommen. Mit letzterem habe ich bloß den erſten ſeligen Rauſch des Wiederſehens genoſſen, und noch nichts Vernünftiges geſprochen, weil er mir nur einen Augenblick gönnen konnte, Von den übrigen Fremden, ſah ich Niemand bis jetzt. — Wenn ich doch auch etwas von Ihnen wüßte! Von Baggeſen hörte ich ſeit einem halben Jahre und länger gar nichts. Es iſt traurig, daß man nicht alle Glückſeligkeit zugleich genießen kann, welche zu genießen einem doch wohl vergönnt ſeyn dürfte, weil man ſie nicht mißbrauchen will. Wie ſehr wünſchte ich, Ihr letztes Werk, Ihren Socrates, der gewiß ſeines großen Urbildes würdig ſeyn wird, hier beſitzen zu können! Ich habe bereits an Füesly in der Schweiz geſchrieben, mir ihn, ſo wie er erſcheint, zu überſenden, denn, mich dürſtet nach neuen Lebensquellen für meinen Geiſt, und dieſe können nur aus Teutſchland kommen. —

Schenken Sie mir doch bei einer günſtigen Gelegenheit etwas, wenn es auch nur einige Zeilen ſind, von Ihrer Hand. Sie werden mir dadurch eine Freude bereiten, nach der ich lange vergebens harre. Vom Grafen B. weiß ich nichts. Seit Mai, und ſchon früher, iſt ein Wechſel von 150 Gulden, wie mir Baggeſen ſchrieb, für mich unterwegs; aber noch habe ich nichts davon geſehen, ich weiß nicht, ob ich ihn noch erwarten darf; aber daß ich ihn wahrhaft nöthig hätte, daß ich oft in größter Bedrängniß lebe, daß ich bei dem beſten Willen und Fleiße, doch ſogleich im erſten Jahre nicht vermocht habe, ſo viel aufzutreiben, auch nur meine dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen, das weiß ich deſto gewiſſer, auch die Lehre, die daraus fließt, weiß ich zu beherzigen, und ich ſtrebe nur nach dem einzigen Glücke, mir ſelbſt mein rechtliches Auskommen erwerben zu können. —

Bis zum April 1795 lebte Fernow mit Carſtens in einer Wohnung, dann aber bedurfte dieſer zu ſeiner Kunſtausſtellung einer größern Werkſtatt und bezog das Haus des verſtorbenen Malers Battoni. Beide Freunde wohnten zwar nicht mehr unter einem Dache, dennoch lebten ſie eben ſo unzertrennlich beiſammen, wie ſonſt. **Fernow** brachte den ganzen Tag bei ſeinem Freunde zu; in ſeiner Werkſtätte hatte er ſeinen Arbeitstiſch aufgeſchlagen. Hier trieb er mit immer regem Eifer das theoretiſche Studium der Kunſt, und ſah zugleich die Meiſterwerke ſeines Freundes vor ſeinen Augen entſtehen. Jeder arbeitete ungeſtört für ſich: am Abende freuten ſie ſich des gelungenen Tagewerks, und ſammelten bei einem gemeinſchaftlichen Spaziergange auf **Roms** klaſſiſchem Boden neue Kraft, neue Belehrung, neuen Kunſtgenuß.

Fernow erlebte jetzt die glücklichſten Jahre ſeines Lebens. Sie entſchädigten ihn für ſeine, in einer ſeinem Geiſte ſo wenig angemeſſenen Lage, verlorne Jugend, für allen Kummer, alle Noth ſeines mühevollen Daſeyns. Der Großmuth des Baron **Herbert** und des Grafen **Burgſtall** verdankte er, wie oben erzählt iſt, einen Jahrgehalt von 200 Thalern; bei ſeiner Mäßigkeit reichte dies zu, ihn vor Mangel zu ſchützen, und mehr verlangten ſeine beſcheidenen Wünſche nicht. Dieſe Unterſtützung währte freilich nur die beiden erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Rom, und hörte hernach aus uns unbekannten Urſachen auf; aber gerade für dieſe erſte Zeit war ſie ihm höchſt wohlthätig. Bekannter mit dem Lokale, mit der Sprache des Landes, wußte er ſich ſpäterhin bei vermehrten Kenntniſſen leichter allein durch zu helfen.

Wir fahren fort, ihn in ſeinen Briefen ſich ſelbſt ausſprechen zu laſſen.

Fernow an Profeſſor Reinhold.

Rom, d. 18. Jul. 1796.

Ihr Beifall, welchen ſie meinen erſten ſchwachen Verſuchen ſchenken, iſt der ſchönſte Lohn meines kaum begonnenen Strebens. Ihr Lob ſoll mir ein Sporn ſeyn, es dereinſt zu verdienen, und jeden guten Vorſatz zur That zu verwirklichen, um ſo mehr, da zugleich meine ganze Seele in meinen jetzigen, mir durch Schickſal und innige Ueberzeugung angewieſenen Beruf einſtimmt. Ich fühle mich glücklich, daß ich endlich, und noch früh genug, um nicht auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, eine meinen Wünſchen, und wenn ich mich nicht betrüge, auch meinen Kräften angemeſſene Laufbahn gefunden habe, von der mich auch hoffentlich nichts wieder abziehen wird. Nie habe ich mit innigerm Triebe an einer Geiſtesbeſchäftigung gehangen; nie hat der Pflichtgedanke, dem kurzen Moment des Daſeyns durch ein der Menſchheit nützliches Wirken längere Dauer zu geben, lebendiger auf meinen Willen gewirkt, als ſeit dem ich in Rom lebe; ſeit ich gewiß bin, den Kreis meiner Thätigkeit in det reizenden Sphäre der Kunſt gefunden zu haben.

Das Bedürfniß der bildenden Kunſt unſrer Zeit iſt ſeit meinem Hierſeyn mein ſtetes Augenmerk geweſen, und ſowohl die philoſophiſche Erkenntniß ihres Weſens und Zweckes, als der tägliche Umgang mit Künſtlern aller Art, ſo wie der Anblick der Werke der Kunſt, von dem Erhabenſten bis zum Unwürdigſten herab, haben meine Ueberzeugung mehr und mehr befeſtigt, daß auch hier, wie in ſo vielen andern Mängeln und Gebrechen menſchlicher Dinge, die Philoſophie den Weg zur Aufnahme und Verbeſſerung bahnen kann und ſoll.

Von dem Zuſtande dieſer Künſte, und dem Geiſte, womit ſie gegenwärtig, ſelbſt in Rom, wenige Ausnahmen abgerechnet, getrieben werden, ließ ſich ein trauriges Gemälde entwerfen; aber ich kann Ihnen in wenig Worten ein treffendes Bild davon geben, wenn ich Ihnen ſage, daß es ſchlechter mit ihnen ſteht, als es vor Kants Zeiten mit der Philoſophie ſtand, wo F. der Battoni, und P. der Mengs der neueren populären Philoſophie waren, und wo „jene reformationsluſtige Magiſterchen“ unſers philoſophiſchen Zeitalters noch keine Hoſen trugen. Dies mahnt mich an eine tröſtliche Nachricht, die ich kürzlich hier in einem Lichtenbergiſchen Kalender las, von den ſieben Magiſtern, die ein durch Schwaben Reiſender in einem Tollhauſe beiſammen fand, und die ſämmtlich ihren Sparren der Kantiſchen Philoſophie verdankten.

Es geht aber in der Kunſt um kein Haar beſſer, und auch in Rom wäre es nicht ſchwer, ſieben Künſtler zu finden, die würdig wären die Tollhäuſer ihres Vaterlandes mit ihren Geiſtesproducten auszuzieren. Vielleicht wird es weit mehr Arbeit und Zeit koſten, einen reinen Geſchmack in die Kunſt, als einen vernünftigen Geiſt in die Philoſophie einzuführen. Zu meinem eignen Troſte denke ich jedoch: ſo bald eine Aufgabe durch Vernunft gegeben und ihre Auflöſung als ein nothwendiges Bedürfniß gefühlt und erkannt iſt, dürfen auch die größten Hinderniſſe nicht mehr als unüberwindlich angeſehen werden, weil dieſe nur immer zufällig ſind, jene aber nothwendig iſt; und mein ganzes Studium der Kunſt konzentrirt ſich in der Zurückführung der bildenden Künſte auf philoſophiſche Prinzipien, und der gegenſeitigen Anwendung dieſer auf jene in der Beurtheilung. Wie ſehr es mich freut durch die öftere Uebereinſtimmung der Erfahrung mit den a prioriſchen Grundbegriffen von der Wahrheit der Kantiſchen Lehre, wie durch die Probe von der Richtigkeit meines Rechnungs Exempels, überzeugt zu werden, darf ich Ihnen wohl nicht ſagen.

Außerdem, daß ich hier die beſte Gelegenheit habe, die Kunſt in den Werkſtätten der Künſtler zu ſtudieren, manches Kunſtwerks Empfängniß, Geburt und Mißgeburt beizuwohnen; habe ich das unſchätzbare Glück, den täglichen Umgang meines Freundes Carſtens zu genießen, eines Künſtlers, der für mich eine lebendige Schule der Kunſt, und mir, in Rückſicht auf meinen Zweck, nicht weniger lehrreich iſt, als die Betrachtung der Antiken und Raphaels. Er iſt, was jeder ächte Künſtler ſeyn muß, wahrer Dichter in ſeiner Kunſt; er beſitzt die dem bildenden Künſtler vielleicht noch ſeltner, als dem Dichter eigene Gabe, ſich in jeden Gegenſtand, den er behandelt, zu verwandeln, und ihn mit der eigenthümlichſten Empfindungsweiſe ſeines Dichters darzuſtellen, ohne je das Gepräge eigener Originalität, den Charakter ſeines Styls, zu verläugnen. Darum iſt es ihm auch möglich, mit gleichem Glücke Scenen aus dem Homer und aus dem Dante, aus dem Oſſian, wie aus den alten Tragikern auf ſolche Art zu behandeln, daß man geſtehen muß, ſo, und nicht anders ſoll der Geiſt des Homer, Dante, Oſſian, Aeſchylus u. ſ. w. in bildender Kunſt dargeſtellt werden. Sie haben eine Anzeige von einigen ſeiner Arbeiten im vorigen Jahrgange des Merkurs geleſen. Seit der Zeit hat der fleißige und erfindungsreiche Künſtler wieder Werke erfunden, die ein neuer Beweis von ſeinen Fortſchritten zu einer höheren Vortrefflichkeit ſind; vielleicht mache ich in der Folge auch von dieſen eine öffentliche und, wenn meine Kräfte es geſtatten, ihrer würdige Anzeige. Sie erweiſen der Kunſt einen Dienſt, wenn Sie den Namen und das Talent dieſes Künſtlers den wahren Freunden und Verehrern der Kunſt, welche vielleicht Ihr Zirkel von Bekannten in ſich ſchließt, bekannt machen; denn es gehört auch mit zu der ſtrengen Gerechtigkeitsliebe unſers Zeitalters, daß man die Anerkennung und Belohnung derer, welche mit der Gegenwart fremd, und erfüllt ſind mit einem Ideale, das dieſe nicht zu faſſen fähig iſt, nur den Beifall der Nachwelt im Auge haben — gerne der Nachwelt überläßt.

Ich habe im vergangenen Winter von Michaelis bis Oſtern wöchentlich zweimal, auch dreimal Vorleſungen über Aeſthetik in Rückſicht auf bildende Kunſt gehalten. Deren Ausarbeitung nahm mir über ein halbes Jahr Zeit weg, und verdiente ich auch nicht viel dabei, ſo lernte ich doch viel. Ich hatte gegen 36 Zuhörer, das heißt, etwa fünf bis ſechs ausgenommen, die ganze Teutſche Künſtlerſchaft, und etwa ſieben bis acht hier lebende Gelehrte. Die Erklärung des Schönen habe ich ſo viel als möglich zu erleichtern und die tranſcendentale Quelle deſſelben fleißig in's Gebiet der Erfahrung herabzuleiten geſucht, wodurch es mir doch gelungen iſt, einigen guten Köpfen unter den Künſtlern, die, wenn ſie auch nicht mit dem Verſtande begreifen, doch mit dem Genie eindringen, einleuchtend zu werden, und ihnen durch häufige Beiſpiele des Schönen, woran es in Rom nicht mangelt, den Vernunftbegriff der Schönheit zu verſinnlichen. Die Ausarbeitung dieſer Vorleſungen hat mich zugleich einem Zwecke, durch deſſen glückliche Ausführung Ehre zu erwerben iſt, näher geführt. Sie hat mich zu dem Entſchluſſe gebracht, ein äſthetiſches

Handbuch für bildende Künſtler aufzuarbeiten, und der allgemeine Wunſch meiner Zuhörer beſtärkt und ermuntert mich, ihn aufzuführen. Doch will ich mit der Ausarbeitung mich nicht übereilen, ſondern Plan und Ausführung durch Zeit und Studium heranreifen laſſen. Da bis jetzt kein Buch der Art exiſtirt, ſo möchte ich meinen Eintritt in's Publikum gern mit einem, ſowohl des Gegenſtandes, als unſers philoſophiſchen Zeitalters würdigen Werke machen, und der Gedanke, mich öffentlich meines Lehrers würdig zu zeigen, wird meinem Geiſte immer während der Arbeit gegenwärtig ſeyn. Ich laſſe die Vorleſung bis zum Winter ruhig liegen, wo ich ſie, auch wenn ich ſie nicht wiederholen ſollte, zu meinem Zwecke nochmals ganz überarbeiten, und dann ſehen werde, wie weit ich ſie meinem Ideale nahe bringen kann. Seit Ende des vergangenen Winters habe ich mich faſt ausſchlieſſend mit der Kunſtgeſchichte beſchäftigt, um mit den vorhandenen Materialien zu einer Geſchichte der neuern Kunſt, die vielen Reiz für mich hat, mich allmälich bekannt zu machen, und mir eine vorläufige Ueberſicht derſelben zu erwerben, bis ich ſie einmal in der Folge, unter Begünſtigung äußerer Umſtände, durch einige Reiſen in die verſchiedenen Provinzen Italiens, wo die neueren Kunſtſchulen geblüht haben, zu eigener anſchaulicher Einſicht erheben kann.

Das Leben in Rom hat ſo viele Reize, daß ſich gar bald der Wunſch, es nie wieder verlaſſen zu dürfen, in's Herz ſchleicht, und ich geſtehe, daß ich ihn, wenn auch nicht für immer, doch für eine Zeit von zehn Jahren gefaßt habe. Nirgends in der Welt kann man freier, ſich ſelbſt überlaſſener und harmoniſcher leben, als hier, und Winkelmann's Heimweg, der ihm ſein Leben koſtete, wäre vielleicht für ſein fühlendes, für Freiheit und Schönheit ſo empfindliches Herz unüberwindlich geweſen. Das Einzige, was eine Sehnſucht nach Teutſchland oft in mir erregt, iſt die Abgeſchiedenheit von unſrer Literatur und das Entbehren einiger Freunde, die ich ewig ſchätzen und lieben werde, für die in gewiſſen Momenten der Erinnerung, des Italieniſchen Himmels voller Zauber mit allen ſeinen Schätzen kein Aequivalent zu geben vermag. Mein freundſchaftlicher Umgang ſchränkt ſich hier auf ſehr wenig Menſchen ein, ja im engſten Sinne, iſt Carſtens mein einziger Freund in Rom, und ich danke dem Schickſale, daß ich dieſen einzigen habe. Mit Italienern habe ich kaum Umgang. Der Zeitaufwand würde ſich nicht lohnen, und in Rom hat man keine Urſache, ja es wäre Sünde, ſeine Zeit zu verſchwenden. Selbſt die Stunden der Muſe und Erholung kann man ſich zur lehrreichſten Unterhaltung machen. Mit den hieſigen Teutſchen Gelehrten habe ich gleichfalls wenig Umgang. Dieſen Winter hat mir das Hierſeyn der Madame Brun und Matthiſſon's ſehr angenehm gemacht, und Freund P. iſt mir lieb und erquickend geweſen, wie die Erinnerung froh verlebter Tage. Das iſt noch ein Glück, daß man mit den intereſſanten Teutſchen, welche nach Rom kommen, bald bekannt wird, und auf dieſe Weiſe etwas Geiſtesnahrung über die Alpen her erhält; aber auch dieſe ſchneidet der unſelige Krieg, der jezt Italien verheert, faſt ganz ab, und wenn wir nicht bald Frieden erhalten, ſo befürchte ich für den künftigen Winter eine Hungersnoth.

Das Geld von dem edlen Burgſtall habe ich nunmehr erhalten, ſowohl den alten Wechſel, als auch den neuen. Es war auch Zeit, denn mein Mangel fieng eben an, drückend zu werden. Wenn mir Graf B. für's künftige Jahr die Unterſtützung wieder giebt, ſo will ich mich durch Beihülfe eignen Fleißes ſchon ſo lange durchſchlagen, bis ich mir allmählich eine beſſere Subſiſtenz verſchaffen kann. Er hat mich eingeladen, ihn auf ſeinen Gütern in Steyermark zu beſuchen, und dort eine Zeit lang zuzubringen. Dieß iſt mir ein angenehmer Gedanke, den ich gewiß dereinſt, beſonders wenn ich etwas größeres ausarbeiten werde, zur Ausführung bringe. Wenn mir nur das Schickſal den Wunſch erfüllen hilft, ſo lange in Italien leben zu können, bis ich meine reiche Erndte geendigt habe, um das ganz leiſten zu können, was ich ganz leiſten möchte; ſo will ich um meine übrige Zukunft unbekümmert leben.

Die Schillerſchen Aufſätze in den Horen haben mich entzückt. Ich halte ſie, ſo wohl dem Inhalte, als der Darſtellung nach für Meiſterſtücke ſeines äſthetiſch philoſophiſchen Genies. Schiller hat gewiß viel Licht in das Feld der Aeſthetik getragen, und ich verdanke ihm manchen Aufſchluß über Dinge, die mir bis dahin dunkel waren. Ihre Aphoriſmen über Moral und Naturrecht hat mir P. mitgetheilt. Er konnte mir kein ſchöneres Geſchenk für meinen Kopf und mein Herz mitbringen, ich habe ſie mir, meiner Gewohnheit gemäß, abgeſchrieben, um ſie recht mit Muſe durchdenken und beherzigen zu können. Auch Ihre Briefe über die kritiſche Philoſophie hat er mir nach Italien gebracht; dieſe und Kant's Werke, die ich mir ſelbſt mitnahm, ſind meine ganze philoſophiſche Bibliothek; aber auch genug für mich. Die Kritik der Urtheilskraft habe ich hier noch öfter durchſtudiert, und ich kann wohl ſagen, daß ihr Geiſt erſt hier in lichtheller Klarheit den meinigen durchdrungen hat.

Wir leben ſeit einiger Zeit in Beſorgniſſen wegen der nahen Franzoſen; eigentlich aber ſind nicht dieſe, ſondern der hieſige Pöbel zu fürchten, der gewiß durch eine Plünderung den Franzoſen zuvorkommen würde. Wir haben aber auch deßhalb hier jetzt erſtaunliche Wunder und Zeichen. Viele Madonnen haben ſchon mit dem Kopfe geſchüttelt und die Augen verdreht und mancher reuige Birbone hat ſchon ſeinen Dolch, den er für die Jakobiner geſchliffen hatte, der Madonna geweiht. Ach, wie iſt hier die Menſchheit geſunken! Welcher Abſtand von dieſen fanatiſchen Aeußerungen eines abergläubiſchen Pöbels und ſchändlichen Pfaffentrugs, die wir hier täglich um uns erblicken, bis zu Kants Idee eines ewigen Friedens! Es iſt ſchrecklich ſich zu überzeugen, daß das Volk in Italien ſeit zweitauſend Jahren, wo es wie jetzt, bei allgemeiner Noth in die Tempel ſtrömte, und zu ſeinen Götzen flehte, noch um keinen Schritt vorwärts, vielleicht noch rückwärts gegangen zu ſeyn ſcheint. So bemitleidenswürdig es einerſeits erſcheint, ſo unendlich abſcheulich aber ſtellen ſich die dar, welche ſelbſt ohne Rechtſchaffenheit, ohne Sittlichkeit und Glauben, die blinde Menge in dieſer dicken Finſterniß erhalten und gern noch tiefer hinabſtoßen möchten, wenn der Genius der Menſchlichkeit ſich nur ganz vernichten ließ. Jetzt wird zehn Tag lang täglich auf öffentlichen Plätzen Rom's gepredigt; um jede ſolche Bühne verſammeln ſich acht bis zwölf Tauſend Menſchen. Was das für Predigten ſind, können Sie ſich denken. Ich habe dem Scandal für die Menſchheit zwei Mal beigewohnt, um einen Begriff von ſolchen Scenen zu haben. Wer keinen Glauben an Menſchheit mit nach Rom bringt, wird ihn ſchwerlich mit hinwegnehmen.

Jetzt kann gar kein Paket, weder aus Teutſchland her, noch dort hinkommen, bloß die Briefpoſten gehen, und auch dieſe müſſen einen Umweg über Venedig nehmen. Dies hat mich abgehalten, einen Aufſatz über Raphael an Wieland, der jetzt in der Schweiz lebt, zu ſchicken. Ich habe ihn dieſen Sommer nach dem Fronleichnamsfeſte, wo die Tapeten von Raphael im Vatikan ausgehängt ſind, über die letztern geſchrieben, außerdem manches angefangen; aber nichts ganz vollendet. Meine anderweitigen Studien hinderten mich bisher, etwas für den Merkur einzuſenden, und jetzt wird es wahrſcheinlich anſtehen, bis die Kommunikation mit Teutſchland und der Schweiz wieder ſicherer ſeyn wird. Wenn ich nach meinen Empfindungen urtheile, ſo müſſen in Teutſchland Aufſätze über die Kunſt dem Publikum Vergnügen machen. Ich habe ſie ſonſt immer mit größer Freude geleſen. Auch dies ermuntert mich zu ähnlichen Vorübungen. Ich habe eine Abhandlung über das Ideal für die bildende Kunſt angefangen, die etwas groß werden wird, weil ich hier einen reichhaltigen Stoff habe, wenn ich es nach ſeinem ganzen Umfange und ſeinen Modifikationen für die verſchiedenen Zweige der bildenden Kunſt betrachten will. Zu meinem Vergnügen habe ich mich in müſſigen Stunden an einer Ueberſetzung des Oſſian verſucht, die jetzt beinahe bis auf den vierten Theil der ganzen Sammlung fortgerückt iſt. Treue, Simplicität und alle Schönheit des Wohlklanges, deren die Proſe im Gedichte fähig iſt, ſind die Forderungen, die ich dabei vorzüglich im Auge habe. Sie ſehen, daß auch unter heſperiſchem Himmel Oſſians Schönheiten nicht bei mir verlieren. Ja noch mehr, man hat ſogar eine Italieniſche Ueberſetzung von Ceſarotti, die meine Erwartung übertreffen hat. Ich habe Stellen darinn gefunden, die vielleicht in keiner andern Sprache ſo ſchön klingen.

An Baggeſen.

Rom, d. 15. Decbr. 1796.

Wenn Ihre Langmuth, geliebter **Baggeſen**, die Vollziehung des verdienten Strafgerichts über mich bis jetzt noch verzögert hat; ſo laſſen Sie ſich dieſen Aufſchub nicht gereuen. Dem Buchſtaben des Geſetzes zu folge, mag ich für mein zu langes Schweigen harte Strafe verdient haben; aber des criminis laesae amicitiae fühle ich mich, Gottlob! nicht ſchuldig. Daß ich nun über zwei Jahre lang in **Rom**, wenn gleich kein im Aeußern glückliches, vielmehr höchſt eingeſchränktes, doch ein, meinen liebſten Wünſchen entſprechendes Leben lebe; daß ich im Geiſte einer Kunſt, die aller Hinderniſſe ungeachtet, immer meine Lieblingsbeſchäftigung war und ſeyn wird, hier aus der Quelle ſchöpfen; daß ich mich mit meinem trefflichen **Carſtens**, ohne den es mir, ſelbſt in **Rom** nicht länger gefallen würde, Tage verleben kann, die des goldnen Zeitalters der Kunſt würdig ſind, das, beſter **Baggeſen**! iſt Ihr Werk; und wie könnte ich jeden Urheber meines Glücks, das ich mit jedem

Tage mehr ſchätzen und nützen lerne, vergeſſen. Sie haben, ohne daß wir beide es wußten, mich einem Zwecke entgegengeführt, der, nach meiner jetzigen Ueberzeugung, ſich eigentlicher für mich ſchickt, als der, welchen ich, meiner frühern Neigung nach, hier zu erreichen wünſchte. Der Lauf meiner Schickſale, und die Art meiner Geiſtesbildung ſcheinen mich, wie ich allmälich einſehen lerne, weniger zum Künſtler beſtimmt zu haben, als mein früher und auch jetzt noch dauernder Trieb, dem es zu lange an Gelegenheit zur Befriedigung gemangelt hat, als daß ich nun, da ich ſie habe, noch hoffen dürfte, jene Schwierigkeiten, die ſchon in der Jugend beſiegt ſeyn müſſen, im reifern Alter noch glücklich zu überwinden. Die Praxis im Zeichnen und Malen, die ich mir ehemals erworben habe, iſt mir demungeachtet auch jetzt von weſentlichem Nutzen; denn ſie ſetzt mich in den Stand, auch in den Theil der Kunſt, der ſonſt gewöhnlich dem Kenner und Theoriſten verborgen bleibt, der aber dem, welcher ſich zum gründlichen Kenner und Kunſtrichter zu bilden ſtrebt, keineswegs fremd ſeyn darf — ich meine den mechaniſchen Theil, von dem der äſthetiſche Eindruck ſo ſehr abhängig iſt — leichter und tiefer einzudringen, und ſo von allen Theilen der Kunſt deutliche und vollſtändige Begriffe zu erwerben. Wie nothwendig es iſt, daß Theorie und Praxis, Abſtraction und Anſchauung ſich gegenſeitig unterſtützen, lehrt mich hier die tägliche Erfahrung.

So unmöglich es auch ſelbſt in Rom iſt, ohne gründliche Vorbereitung durch Philoſophie, etwas Probehaltiges über die Kunſt zu ſchreiben, eben ſo unmöglich iſt es in Teutſchland, auch bei der größten Reinheit und Vollſtändigkeit philoſophiſcher Einſicht, in das Weſen des Schönen und der bildenden Kunſt zu dringen; denn hier würde der Begriff, und dort die Anſchauung mangeln. Erſt in Rom habe ich, nach wiederholtem Durchleſen, Kant's Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft ganz verſtehen gelernt und der Geiſt ihres großen Verfaſſers iſt mir noch größer erſchienen durch die Tiefe und Wahrheit ſeiner Vernunftoffenbarungen, die mir oft bei der Betrachtung der hieſigen Kunſtwerke, beſonders ſolcher, wo das Genie in höchſter Vortrefflichkeit ſichtbar iſt, auf eine überraſchende Weiſe eingeleuchtet haben.

Durch Schiller's Briefe und übrigen Aufſätze in den Horen bin ich großentheils mit ihm, auch wegen der in der Schrift über Anmuth und Würde aufgeſtellten Ideen in Eintracht gebracht worden. Ich hoffe, daß auch Sie es jetzt ſeyn, und die Schönheit nun weniger zweideutig anſehen werden, als ehedem, nachdem Schiller ſie in ihrer rein idealiſchen Natur auf den erhabenſten aller Standpunkte, den der vollendeten Menſchheit geſtellt hat. —

Sehr intereſſant iſt noch für mich in der Abhandlung über das Spiel die Erklärung der freien Reue geweſen, als die der unterſten der Empfindungsarten, welche auf Schönheit Anſpruch machen können, und als ein Uebergang vom Angenehmen zum Schönen, von der Materie zur Form anzuſehen ſind. Ich finde ſie der Vernunft angemeſſen, und beſtätigt durch das Gefühl. Dadurch iſt meines Bedünkens die durch Kant problematiſch gelaſſene Frage: ob Farben und Töne zum Angenehmen oder zum Schönen zu rechnen ſind, auf eine befriedigende Weiſe beantwortet und das Räthſel gelöſt. So läßt ſich auch die Schönheit des Kolorits retten, welche, ſo ſehr ſie auch dem Gefühle einleuchtet, doch dem Verſtande nicht einleuchten will, wenn er ſein Urtheil auf den Satz gründet, daß Schönheit blos in der Form enthalten ſeyn könne. Mir hat dieſer Widerſpruch, ſeit ich in Rom bin, ſchon oft zu ſchaffen gemacht. Ich konnte es nicht über meine Empfindung gewinnen, den Farben

Schönheit abzuläugnen, und doch war ich nicht im Stande ſie dem Verſtande ſo zu erweiſen, daß er darüber mit der Empfindung in Einigkeit wäre. Jetzt ſehe ich auch in dieſer Dunkelheit Licht, und komme allmälich mit meinem Syſteme einer Kritik der bildenden Kunſt in's Reine. Es iſt mir nun noch darum zu thun, es im Detail auszuarbeiten, und im Zuſammenhange auch für andere glücklich darzuſtellen. Dies wird eine Zeitlang meine Hauptbeſchäftigung ſeyn, zu der ich bereits im vorigen Winter durch meine Vorleſungen über Aeſthetik in Rückſicht auf bildende Kunſt, die ich jetzt wieder umarbeite, eine gute Vorbereitung gemacht habe.

Je weiter ich im Studium der Kunſt fortſchreite, deſto mehr erweitert ſich der Umfang meines Zwecks, deſto mehr Intereſſe bekommt es für mich, ſo daß ich auch den Vorſatz gefaßt habe, es auf jeden Fall mit dem Schickſale aufzunehmen, Italien nicht eher wieder zu verlaſſen, bis ich alles Merkwürdige in dem Vaterlande der neuern Kunſt hinreichend geſehen, und die Kenntniſſe eingeſammelt habe, die mich in den Stand ſetzen können, Etwas in ſeiner Art ſo vollſtändiges, als meinen Kräften möglich iſt, zu liefern.

Und ich hoffe: man ſoll mir den Vorwurf nicht machen, daß ich mein Ziel zu niedrig geſtellt habe.

Von meinem Freunde Carſtens ſoll ich Ihnen, leider! nur unbekannter Weiſe, einen herzlichen Gruß ſagen. Es thut mir leid, daß ſie beide einander nicht kennen! ich könnte Ihnen dann noch mehr von ihm und ſeiner Kunſt ſagen. In Jahresfriſt werden Sie verſchiedene ſeiner Arbeiten in Kopenhagen ſehen können. Madame Brun hat ein Bild bei ihm beſtellt, das bereits fertig iſt, und den Kampf Fingal's mit dem Geiſt von Loda aus Oſſian's Karikthura darſtellt. Der Baron von Knuth hat drei andere bei ihm beſtellt. Von einem derſelben, die Nacht mit ihren Kindern, nach dem Heſiod, werden Sie ſchon in meiner Nachricht über ihn im Teutſchen Merkur, die Anzeige des Karton's geleſen haben. Das zweite iſt Bacchus und Amor; das dritte, als Gegenſtück zur Nacht, ſeiner Wahl überlaſſen. Im künftigen Jahre werde ich wieder eine, bei weitem intereſſantere Nachricht von neuen Arbeiten dieſes fleißigen und erfindungsreichen Künſtlers in's Publikum bringen können. In der That iſt es eine ſchwere Aufgabe, ſeine Arbeiten würdig zu beſchreiben, was ich zum Glück bei der erſten Anzeige weniger gefühlt habe, als jetzt.

Als einen Fluch unſers Zeitalters betrachte ich es, daß ſich jetzt ſo wenig Gelegenheit zu großen Arbeiten darbietet. Carſtens müßte eine Capella Sixtina oder einen Vatikan zu bevölkern haben, um ſeinen Ruhm, ſo wie er es verdient, gründen zu können.

Ueber Rom möchte ich Ihnen lieber gar nicht ſchreiben. Des Merkwürdigen, Schönen und Großen, ſo wie des Abſcheuerregenden, Empörenden und Niederträchtigen iſt hier ſo viel, daß man jedem Verſuche, es in eine vernünftige Einheit zu bringen, unterliegen muß.

Die, vermöge des Waffenſtillſtandes nach Paris beſtimmten Kunſtwerke ſtehen noch eingepackt, ſo wie ſie ſtanden, als der Waffenſtillſtand aufgehoben wurde, und wir ſind noch nicht ſicher, daß ſie dieſe Reiſe, alles Widerſtrebens ungeachtet, nicht noch machen müſſen. So unlieb es mir auch ſeyn würde, dieſe erſten Werke der Kunſt aus Rom wandern zu ſehen, ſo würde ich mich doch freuen, wenn ſie der Preis wären, um den Italien eine glückliche Zukunft erkaufte. Die Kunſt würde durch dieſes Opfer nichts verlieren, davon bin ich überzeugt; ja es läßt ſich denken, daß ſie ſo gar gewinnen könne, wenn ihr in Frankreich ein neues Leben aufgienge, und ſie eine Sache der Nation würde. Rom erlitte freilich einen unerſetzlichen Verluſt, der aber nichts bedeutet, ſobald die Sache der Menſchheit dadurch gewinnt. Der Künſtler ſtudiert in Rom nie nach den Originalen, weil ſie größtentheils einen ungünſtigen Standpunkt haben, und überdem ſind nur ſehr Wenige unter dem großen Haufen hier ſtudierender, ſowohl fremder, als einheimiſcher Künſtler, denen es etwas helfen würde, wenn ſie auch zeitlebens die Antiken vor der Naſe hätten.

Hirt hat ſein Schickſal nach Berlin geführt, wo er als Profeſſor der ſämmtlichen theoretiſchen Wiſſenſchaften der bildenden Künſte, bei der Akademie angeſtellt iſt. Wenn es mir möglich wäre, am Antiquariat Geſchmack zu finden, ſo hätte ich jetzt die beſte Gelegenheit, mir die vacante Stelle als res nullius zuzueignen; aber es hat ungeachtet ſeiner Einträglichkeit, ſo wenig Reiz, und ſo viel Widriges für mich, daß ich mich nicht dazu entſchließen kann. Ich will lieber dürftig leben und meine Zeit mit dem Studium der Kritik, der Geſchichte der Kunſt, meiner Neigung gemäß zubringen, als der Leithammel reicher, meiſtens geſchmackloſer Fremden ſeyn. Ich habe bis jetzt über zwei Jahre mit ſehr Wenigem in Rom gelebt, und bin damit ausgekommen, und hoffe noch länger auf dieſe Weiſe meinem Zwecke glücklich entgegen zu gehen.

Was ich in Rom am meiſten entbehre, iſt die Gelegenheit, das Merkwürdigſte der Teutſchen Literatur kennen zu lernen, beſonders in den Fächern, die mit meinem Studium zuſammenhängen. Die Unſicherheit der Poſten, während des Kriegs in der Lombardei erſchwert die Kommunikation ſo ſehr, daß wir hier ſeit dem Maimonat keine Literaturzeitung und keine Horen mehr erhalten haben; ich weiß alſo jetzt beinahe gar nichts von dem, was ſeit Jahr und Tag in Teutſchland Merkwürdiges erſchienen iſt. Deſto mehr bin ich gezwungen, mich um das zu bekümmern, was in Italien vorgeht. Sie können ſich alſo leicht vorſtellen, daß ich ein mächtiger Politiker, oder wie die Italiener ſich ausdrücken, ein Politicone geworden bin, und viele Dinge jetzt Intereſſe für mich haben, die mir ſonſt gleichgültig waren.

Ich bin ſo glücklich geweſen, Reinhold's in Kiel ausgearbeitete Vorleſungen über Moral und Naturrecht durch einen Freund zu erhalten, mache einen Verſuch, die dictata in's Italieniſche zu überſetzen, und aller Schwierigkeiten ungeachtet, hoffe ich, daß es gelingen ſoll, da mir der Umgang mit einem hieſigen Gelehrten zu dieſem Zweck ſehr nützlich wird. Es iſt eine Arbeit zur Abwechſelung, die mir zugleich eine ſehr vortheilhafte Uebung in der Sprache verſchafft.

Fernow an Reinhold.

Rom, d. 3. März, 1797.

Rom's Schickſal, das ſo lange in Ungewißheit ſchwebte, iſt für jetzt entſchieden. Unſer Dalai Lama hat, wider alles Erwarten, doch nicht ohne große Opfer, den Frieden von den Galliern erhalten; jetzt ſind eine Menge Franzöſiſcher Offiziere und Soldaten hier, welche nach Rom gekommen ſind, um es zu beſehen; lauter junge, wohlgenährte und wohlgeſittete Leute, die Generals Victor und Lannes unter ihnen. Erſterer zählt einige dreißig, Letzterer höchſtens vier und zwanzig Jahre. Man hat alle Mühe den Pöbel im Zaum zu halten, der nirgends ungezogener iſt, als in Rom. Die Statuen werden jetzt auf das emſigſte eingepackt, und wir bedauern den Verluſt dieſer Schätze, die wir vor einiger Zeit noch gerettet glaubten, auf's neue. Gerne hätte ich gewünſcht mit meiner Anzeige zum Lügner geworden zu ſeyn. Jetzt ſind wir froh, daß es bei dem Hundert Kunſtwerken bleibt, und daß uns nicht Alles genommen wird.

Ich habe dem Grafen B. geſchrieben, in der Hoffnung, daß er mir auch für dieſes Jahr die Beiſteuer von hundert Scudi geben wird, und ihn gebeten, ſie mir in Florenz auszahlen zu laſſen, weil ich den nächſten Sommer dort zuzubringen gedenke. Es würde den Zweck meines Aufenthalts in Italien gar ſehr befördern, wenn ich jährlich zwei hundert Scudi gewiß hätte; denn alsdann könnte ich meinen Aufenthalt nach Gefallen verändern. Um meinen Zweck ganz zu erreichen, iſt es nothwendig, daß ich mich in den vornehmſten Städten Italiens, z. B. Neapel, Florenz, Bologna, Venedig u. ſ. w. an jedem Orte einige Zeit aufhalte, um das Merkwürdige der Kunſt kennen zu lernen. Ohne dieſes iſt es unmöglich, die Geſchichte der Kunſt zu ſtudieren. Aber ich habe keine Ausſicht eine ſolche Summe zu erhalten. Was ich mit dem Schreiben verdiene, iſt zu ungewiß, obgleich es, wenn ich um's Brod ſchreiben müßte, hinreichen würde, mich zu ernähren, aber dies mußte mich jetzt ſehr von meinen größeren Arbeiten abziehen. Dieſen ganzen Winter habe ich an dem erſten Theil meines äſthetiſchen Handbuchs gearbeitet, und ihn beinahe zu Stande; aber ich will ſolchen nicht eher aus den Händen laſſen, bis ich auch den zweiten Theil, und ſo das Ganze fertig habe. Und dazu iſt mir die Reiſe nach Florenz nothwendig. Auf dieſer hoffe ich noch manche Materialien zu Aufſätzen für den Merkur zu ſammeln. Vater Wieland hat mir neulich durch eine andere Hand ſeinen Beifall über den Aufſatz von Raphael's Tapeten verſichern laſſen. Ich wünſche nichts mehr, als ihn durch andere beſſere Arbeiten zu verdienen.

Auszug eines Briefes von Fernow an Herrn Nauwerk.

Rom, d. 29. Septbr. 1797.

Schon vor vier Wochen, mein lieber Nauwerk, hätte ich Dir unmittelbar, nach dem Empfang des Stücks vom Merkur, in welchem mich Deine freundſchaftliche Epiſtel ſo erfreuend überraſchte, geſchrieben, wenn ich nicht gerade damals im Begriff geweſen wäre, eine Reiſe in die Bergthäler des Sabinerlandes, in's Neapolitaniſche, nach dem Lago fucino, und zu den Tempelruinen von Cora zu machen, von der ich vor wenigen Tagen zurückgekommen bin. Nun fügte es ſich ſo glücklich, daß ich heute an dem dritten Jahrstage meiner Ankunſt in Rom an Dich ſchreiben, und wenigſtens im Geiſte dieſen entſcheidenden Tag in meinem Leben mit Dir feiern ſoll. O, daß ich heute Dich ſelbſt hier umarmen könnte! Dein Brief hat jene unvergeßlichen Tage, die ich in Deiner reizenden Inſelſtadt verlebt habe, mit den lebhafteſten Farben wieder in meiner Erinnerung aufgefriſcht. Ratzeburg wird mir immer vor vielen Orten werth ſeyn, wie das Andenken an die erſte Geliebte auch dann noch theuer iſt, wenn eine andere bereits Herz und Hand beſitzt.

Wunderbar hat mich ſeit unſrer Trennung das Schickſal durch eine Reihe von Verhältniſſen und Umſtänden bis hierher geführt. Bis einſt ein frohes Wiederſehen uns vergönnt, die Lücke auszufüllen, welche eine ſiebenjährige Trennung in dem Zuſammenhang unſeres Freundſchaftsbundes gemacht hat, will ich Dir die Hauptmomente meines Lebens bis auf dieſe Zeit mittheilen. — (Hier folgt eine kurze Erzählung deſſen, was der Leſer ſchon weiß). — Die Unterſtützung des Baron H. und des Grafen B. hat zwei Jahre gedauert, und indem ich jetzt von dem Wenigen, was mir meine kleine Schriftſtellerei einbringt, zwar dürftig, aber glücklich und zufrieden lebe, bereite ich mich allmälich zu größern Arbeiten vor, welche Zeit, Erfahrung und reifes Urtheil erfordern.

Unſer guter Carſtens, den Du wenig gekannt, aber gewiß nicht vergeſſen haſt, iſt jetzt über fünf Jahre in Rom. Ich werde Dir in der Folge einmal etwas ausführlicher über ihn und ſeine Arbeiten ſchreiben. Laß Dich des Malers Müller's Brief in den Horen nicht irren. Er iſt durch Carſtens Künſtlerwerth und durch ſeine ungebührliche Prätenſion zu dem Schritte verleitet worden, der ihm bei den hieſigen Künſtlern wenig Beifall erworben, und auch in Teutſchland den Eindruck, den er auf gewiſſe Perſonen zu machen hoffte, verfehlt hat. Ich weiß, was Göthe, Wieland und Herder über ſeinen Brief geurtheilt haben, und bin deshalb um ſo ruhiger, und überzeugt, daß ſowohl Carſtens, als ich ihn am beſten durch unſere Produkte widerlegen können; er hingegen durch die ſeinigen ſich nie als ein competenter Richter über die Werke eines andern, weit über ſeinen Horizont erhabenen, Künſtlers rechtfertigen kann.

Erwarte nicht, daß ich Dir über Rom etwas ſchreibe, über dieſen Gegenſtand läßt ſich kein Brief ſchreiben. Jahre werden dazu erfordert, um alles Merkwürdige dieſer Stadt nur kennen zu lernen, und man muß hier erſt völlig einheimiſch werden, um jedes Ding mit richtigen Sinnen zu ſehen und zu beurtheilen. Hier iſt der Maßſtaab für alles Große und Schöne in der Kunſt, und die Quelle des guten Geſchmacks wird immer hier bleiben, wenn gleich unſre erſten Bilderwerke nach Paris gewandert ſind. Ich bin überzeugt, daß die Kunſt von dieſem Raube in Rom eben ſo wenig wahren Verluſt leiden, als ſie in Paris Vortheile davon ziehen wird. Es gehören andere Triebräder dazu, um den Sinn für Kunſt und guten Geſchmack bei einer Nation zu entwickeln, als ein Paar Dutzend Statuen. Wenn dieſer Sinn ſich nicht von ſelbſt in der Nation ausbildet, ſo wird ſie ewig keinen feſten Geſchmack bekommen und die Kunſt wird noch, wie vor, ein Ball der Mode, eine Zierart des Luxus und ein zweckloſes Spielwerk der Menſchen ſeyn. Die Hierarchie muß überdieß, allem Anſchein nach, bald ein Ende nehmen, und wer weiß, ob es nicht gut wäre, daß wenigſtens die beſten Ueberreſte der alten Kunſt vor den Stürmen, die ihren Untergang begleiten können, in Sicherheit gebracht worden ſind. Wenn unſre Künſtler etwas Vortreffliches leiſten könnten und wollten, ſo würde es ihnen darum nicht an Muſtern fehlen, die, obgleich ſie nicht zu den beſten der alten Kunſt gehören, doch nie von ihnen werden erreicht, geſchweige übertroffen werden. Aber der größte Theil wandelt mit einem unbegreiflich ſtumpfen Sinn in ſeiner Blindheit den großen Schönheiten vorüber, und ſehr Wenige haben von dem, was ſie wollen, einen deutlichen Begriff. Wie ſollten ſie ihn von dem Weſen der Kunſt haben! Nachahmer und Nachbeter hingegen findet man in Menge, und ich bin wahrhaft auf die Kunſtakademieen ergrimmt, die dieſen ſinnloſen Schlendrian pflegen und befördern. —

Im Maimonat des Jahres 1798 hatte Fernow den Schmerz, ſeinen Freund Carſtens nach langen Leiden an einem Bruſtübel ſterben zu ſehen. Alles, was zärtliche, aufmerkſame Freundſchaft zur Pflege des Kranken thun konnte, hatte er unausgeſetzt gethan. Wie tief dieſer Verluſt ihn ſchmerzen mußte, welche Lücke dadurch in ſeinem Leben entſtand, fühlt nur, wer einſt einen ähnlichen erlitt. Die nähern Umſtände von Carſtens Tode finden wir in der

Biographie dieſes Künſtlers, von unſerm Freunde auf eine zugleich rührende und erhebende Weiſe erzählt; wir wagen alſo nicht, ſie ihm nachzuerzählen, da wir ohnehin hoffen, daß dieſes Buch, in welchem der Geiſt und das Herz beider Freunde ſich ſo deutlich ausſpricht, wenigen von unſern Leſern unbekannt ſeyn dürfte.

Fernow hatte jetzt durch einen beinahe vierjährigen Aufenthalt in Rom unter den dortigen Künſtlern und Gelehrten viele Bekanntſchaften gemacht. Jene Eigenſchaften, die in frühern Zeiten die Urſache waren, daß man ſeine Geſellſchaft gerne ſuchte, ſein froher Sinn, ſein leichter Witz, ſeine natürliche Anſpruchloſigkeit waren ihm geblieben, ja, durch eine höhere Bildung und mannichfache, ſeitdem erworbne Kenntniſſe noch anziehender geworden. Faſt Allen, die in dieſem Kreiſe ihm vorzüglich lieb waren, hat er in den Zuſchriften der verſchiedenen Aufſätze, welche ſeine römiſchen Studien enthalten, Denkmäler ihrer gegenſeitigen Freundſchaft geſetzt. Ja man kann wohl behaupten, daß dieſe römiſchen Studien ſein ganzes eigentliches Leben in Rom enthalten, da er zu dem, was deſſen Hauptbeſchäftigung und Freude ausmachte, auch die Namen der Freunde gefügt hat, bei denen er

Erholung, Rath und Hülfe fand, wenn er es bedürftig war, und die er dafür wieder aufrichtig liebte und ehrte.

So lebte Fernow auch mit dem ehrwürdigen Zoega in freundlichen Verhältniſſen ähnlicher Beſchäftigung. Gleiche Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft machten ſie einander wechſelſeitig werth. Fernow verdankte Zoega'n, beſonders in der erſten Zeit, manchen Aufſchluß in dem, was ihn am lebhafteſten intereſſirte; ſie beſuchten mit einander Galerien und Kunſtwerke, und verlebten auf dieſe Weiſe viele ſchöne, genußreiche Stunden. Unter den Italienern hatte er nur einen eigentlichen Freund, dem er aber um ſo herzlicher ergeben war, Herrn Pietro Giuntotardi. Dieſer war ihm beſonders behülflich, da die italieniſche Sprache und beſonders ihre Dichter anfiengen, ihn lebhafter zu intereſſiren. Seinem alles Schöne ſchnell ergreifenden Geiſte gieng hier eine neue Welt auf; vielleicht hat es noch Niemand in einer fremden Sprache zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gebracht, wie Fernow in der italieniſchen. Ein Beweis davon iſt ſeine Grammatik. Wie tief er in den Geiſt der Dichter dieſer zur Poeſie geſchaffnen Sprache eindrang, überzeugt uns ſeine Raccolta di autori classici, und vor allen in dieſer ſeine Noten zum Dante. Er fühlte ſich in Rom in ſeiner eigentlichen Heimath. die Sprache des Landes ward ihm bald lieb, wie ſeine Mutterſprache; auch ſprach er ſie eben ſo fertig und ſchön, ſowohl in Hinſicht der Ausſprache, als der Wortfügung, und es war kein geringer Genuß, ihn mit ſeinem ſchönen ſonoren Organ irgend ein Werk ihrer großen Dichter vorleſen zu hören. Um dieſe Zeit fieng er an, ſich eine Sammlung italieniſcher Schriftſteller, oft der ſeltenſten Art, zu verſchaffen, die ihn ſpäter nach Teutſchland begleitete, über deren Vollſtändigkeit jeder ſich verwundern mußte, dem es bekannt war, in wie beſchränkten Umſtänden Fernow immer lebte. Aber ſeinem kräftigen Wollen war keine Entbehrung zu groß, kein Opfer zu ſchwer, wenn es darauf ankam, ſich die Mittel zu verſchaffen, ſeine Liebe für die Kunſt zu befriedigen. Die damaligen unruhigen Zeiten waren ihm in dieſer Hinſicht günſtig, Palläſte und Bibliotheken wurden gewaltſam geöffnet, Schätze, die lange Jahre hindurch, vielleicht ungenützt aufgehäuft lagen, kamen jetzt an das Licht des Tages. Vieles wurde zerſtört, vieles fiel in unkundige Hände, manches ward von Kennern um einen geringen Preis vor dem Untergange geſchützt. Auch Fernow, der auf alles, was um ihn her vorgieng, gewohnt war, ſorgſam zu achten, hatte das Glück, auf dieſe Weiſe manches ſchätzbare Buch zu retten, und ſeinen kleinen Schatz ſo zu vermehren. Wenn man bedenkt, wie vieles mit der Zeit hervorgebracht werden kann, ſobald man unermüdet jeden Tag nur etwas leiſtet, ſo wird man nicht mehr über die Beträchtlichkeit dieſer Bücherſammlung erſtaunen, welche jetzt der Freund und Beſchützer aller Kunſt und alles Schönen, der Herzog von Weimar, ſeiner Bibliothek einverleibt hat. Aber bewundernswürdig und lobenswerth bleibt immer Fernow's ſich ſtets gleicher Eifer während mehrerer Jahre, der ſtoiſche Gleichmuth, mit dem er ſich jeden kleinen Genuß, ja faſt unentbehrliche Bedürfniſſe verſagte, um alles, was er erübrigen konnte, zu dieſem Zwecke zu verwenden.

Außer bei ſeinen für beſtändig, oder doch für längere Zeit in Rom anſäſſigen Freunden fand er dort auch oft geſellſchaftliche Erholung und heitern Geiſtesgenuß in den Kreiſen der vielen, durch Bildung, Talent, hohe Geburt und alles Schöne und Große ſich auszeichnenden Fremden, welche abwechſelnd Rom faſt immer durch ihre längere oder kürzere Gegenwart neuen Reiz gaben. Fernow liebte die Geſellſchaft und erlaubte ſich gern ihren Genuß, ſobald die

Umſtände es thunlich machten und ſeine Perſönlichkeit verſchaffte ihm leicht überall Eintritt. Er lebte viele ſchöne Stunden im Hauſe der Madame Brun aus Kopenhagen, die während ſeines Dortſeyns zweimal Rom beſuchte. Der letzte Winter ward ihm beſonders durch Herrn von Humbold, welcher damals als Geſandter dort hinkam, und deſſen liebenswürdige Familie, intereſſant gemacht. In dieſem geiſtreichen Kreiſe brachte er faſt jeden Abend zu und vergaß leicht alle Sorge und Mühe des Tages. Ungefähr um die nämliche Zeit hatte er auch das Glück der Fürſtin von Rudolſtadt und vielleicht etwas ſpäter dem Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz bekannt zu werden. Fernow führte dieſe für Kunſt und Wiſſenſchaft ſich auf eine ſo lebhafte und geiſtreiche Weiſe intereſſirende Fürſtin in Rom. So viel wir wiſſen, iſt dieſes das einzige Mal, daß er das Amt eines Cicerone übernahm. Der Leſer wird ſich noch erinnern, wie er ſich früher darüber erklärte; aber dieſes einemal gewährte es ihm einen hohen Genuß, und wahrſcheinlich würde, wenn er länger in Rom geblieben wäre, die Erinnerung daran ihn bewogen haben öfter zu verſuchen, ob das Glück ihm wieder ſo wohl wolle!

Alles dies erfreute ihn und erheiterte ſein Daſeyn, aber die, durch den Tod ſeines Freundes entſtandene Lücke ward dadurch nicht ausgefüllt. Er fühlte ſich dennoch allein und 36 Jahre alt, wo die Zeit der rauſchenden Jugendfreuden längſt vorüber war, der Hang zur Häuslichkeit in ſeiner Bruſt aufwachte, ſehnte er ſich nach einem Weſen, das ihm angehöre, dem er wieder angehöre, nach einer Heimath, einem eignen kleinen Heerde.

Er wohnte um das Jahr 1799 oder 1800 in dem Hauſe eines Papiertapeten-Fabrikanten, Namens Nelli, welchem er bei ſeiner teutſchen Korreſpondenz behülflich war. In dieſem Hauſe lebte eine junge Römerin, die für Herrn Nelli die Haushaltung führte. Sie zeichnete ſich weder durch auffallende körperliche Schönheit, noch durch eine, ſie über ihre Landsmänninnen das Mittelſtandes erhebende, Geiſteskultur aus; aber ſie war ſtille und häuslich, von einer angenehmen Geſtalt, und leiſtete mit zuvorkommender Gutmüthigkeit und Freundlichkeit unſerm Freunde tauſend kleine Dienſte, die ihm ſeine Exiſtenz erfreulicher machten. Er ward hierdurch aufmerkſam auf ſie, ſah bald, daß ſie ihm ſehr geneigt war, und wählte ſie, ohne eigentliche leidenſchaftliche Liebe zu fühlen, aber mit wahrem herzlichen Wohlwollen, zur Gefährtin ſeines Lebens.

Mit dieſer neuen Verbindung, ſo manche Freude ſie ihm auch gewährte, hatte er aber ſeine Bedürfniſſe und Sorgen um vieles vergrößert; es ward ihm ſchwerer jetzt das Nöthige herbeizuſchaffen. Alle Entſagungen, die ihm ſonſt leicht wurden, waren es jetzt nicht mehr, da ein zweites zu ihm hinaufblickendes Weſen ſie mit ihm theilen ſollte; er war nicht mehr frei, nur ſich und der Kunſt angehörig, die Welt lag nicht mehr ſo offen vor ihm da, wie ſonſt. In der erſten Hälfte des Jahres 1802 gebar ſeine Gattin ihm einen Sohn. Dies erhöhte ſein Glück, aber auch ſeine Sorgen.

Die ſtille Sehnſucht nach dem Vaterlande, die in frühern Zeiten, wenn er es eben lebhaft fühlte, wie weit entfernt er von aller neuern teutſchen Litteratur und ſeinen teutſchen Freunden wäre, in ſeiner Bruſt aufgeſtiegen war, welche aber damals immer ſchnell von der ſchönen Gegenwart verdrängt wurde, geſtaltete ſich jetzt allmählich zu Wünſchen um, die um ſo lebhafter wurden, je mehr ihn die Sorge für die Exiſtenz ſeiner kleinen Familie bekümmerte. Er war der letztern ungewohnt, denn für ſich allein kannte er ſie wenig, und ſo hoffte er mit ſeinen in Rom erworbnen Kenntniſſen in Teutſchland beſſer leben zu können, als an dieſem jetzt übermäßig theuren Orte. Zugleich ſchwebte ihm von den anderthalb Jahren, welche er in Jena ſtudierte und von der allgemeinen Liebe und Achtung, die ſein verehrter Freund Reinhold dort genoſſen hatte, ein reizendes Bild des Lebens auf einer Akademie vor. Es ging ihm damit, wie mit jeder Erinnerung, alles Unangenehme war vergeſſen, nur das Erfreuliche in ſeinem Gedächtniſſe geblieben. Seine Wünſche, ſeine Hoffnungen eröffnete er alle dem Herrn Conſiſtorialrath Böttiger, der damals in Weimar lebte, und mit dem er, bei Gelegenheit der Aufſätze, die er für den teutſchen Merkur lieferte, in freundſchaftliche Verbindung gekommen war. Dieſer, für ſeine Freunde und die Kunſt immer gleich gern thätige Freund belebte ſie und bemühte ſich ſeinerſeits auf das kräftigſte, ihm zu deren Erfüllung zu verhelfen. Wir werden dem Leſer jetzt einige Auszüge aus Briefen vorlegen, welche wir der gütigen Mittheilung des Herrn Conſiſtorialraths verdanken, in denen Fernow's Meinung ſich auf's deutlichſte ausſpricht.

Auszüge aus Briefen von Fernow an Herrn Conſiſtorialrath Böttiger.

I.

Rom, d. 1. Mai 1801.

Ich hatte während der erſten drei bis vier Jahre meines Aufenthalts in Rom, wo intereſſantere Gegenſtände, und mein Hauptzweck, das Studium der Kunſt, meine ganze Aufmerkſamkeit feſſelten, der italieniſchen Sprache kein beſonderes Studium gewidmet, ſondern mich bloß mit dem begnügt, was ſich durch Zeit und Umſtände von ſelbſt lernte und hinreichte, die klaſſiſchen Schriftſteller dieſer Nation zu verſtehen und mich den Eingebornen zur Nothdurft verſtändlich machen zu können. Indeſſen veränderten ſich die Zeitumſtände dergeſtalt, daß Rom in gewiſſer Rückſicht nicht mehr Rom blieb; der ruhige Fortgang meines ohnehin faſt beendigten Kunſtſtudiums wurde geſtört und dieſes Studium ſelbſt mir dadurch auf eine Zeit lang verleidet; ich mußte mich daher nach einer andern Geiſtesbeſchäftigung umſehen, um mir den verlängerten Aufenthalt in Italien intereſſant und nützlich zu machen. Das Studium der italieniſchen Sprache bekam nun neue Reize für mich, und ich entſchloß mich, demſelben die übrige, für meinen Aufenthalt in

Italien beſtimmte Zeit zu widmen. Allein kaum hatte ich die erſten Schritte in dieſem mir nicht mehr ganz fremden Gebiete gethan, als ich ſchon das dringende Bedürfniß einer gründlichen, vollſtändigen, philoſophiſchen Sprachlehre fühlte; denn oft mußte ich acht bis zehn Bücher dieſer Art nachſchlagen, ehe ich fand, was ich ſuchte, und nicht ſelten, wenn ich tiefer forſchen wollte, ließen mich alle unbefriedigt. Ich ſah bald, daß unter den zahlreichen Grammatikern dieſer gebildetſten unter allen neuern Sprachen kein einziger, ſelbſt den umſtändlichen Buommattei nicht ausgenommen, ſeinen Gegenſtand philoſophiſch behandelt habe, und die ſonſt ſehr unvollſtändige italieniſche Sprachlehre des verſtorbenen Moritz über einige Materien mehr Licht gebe, als alle italieniſchen Grammatiken zuſammen; weil er die Sprache mit einem philoſophiſchen Blick angeſehn hat. Im Syntax laſſen die italieniſchen Grammatiker den Forſchenden völlig im Stiche, weil ſie dieſen Theil der Sprachlehre gewöhnlich ganz und gar nicht berühren. Mir blieb alſo, bei allen vorhandenen Hülfsmitteln noch genug eigene Arbeit übrig.

Nachdem ich mich endlich in Jahresfriſt durch dies Labyrinth einmal ziemlich glücklich hindurch gewunden, und eine große Menge ſelbſt gemachter grammatikaliſcher Studien angehäuft hatte, kam mir der Gedanke, daß es jedem andern, der, wie ich, dieſe Sprache gründlich ſtudieren möchte, aber nicht, ſo wie ich, alle Hülfsmittel dazu und das Wichtigſte unter allen, den Aufenthalt im Lande ſelbſt und den Rath ſachverſtändiger italieniſcher Gelehrten zu benutzen Gelegenheit hätte, ſeine Mühe außerordentlich erleichtern würde, wenn ich im Stande wäre, eine Sprachlehre auszuarbeiten, die jene Eigenſchaften, welche ich bei meinem Studium an den vorhandenen Werken dieſer Art vorzüglich vermißte, philoſophiſche Gründlichkeit und möglichſte Vollſtändigkeit, in ſolchem Maße in ſich vereinigte, daß es ſich der Mühe verlohnte, die nicht kleine Zahl der vorhandenen Sprachlehren mit einer neuen zu vermehren. Ich ſchritt auf's neue mit allem Eifer zum Werke, begann die zuerſt mit vieler Mühe durchlaufene Bahn von neuem, und bin nun nach einer beharrlichen Arbeit von etwa zwei Jahren, die nur ſelten auf kurze Zeit unterbrochen wurde, ſo weit damit fortgerückt, daß ich ſeiner nahen Beendigung während dieſes Sommers entgegen ſehe. Dieſes Werk wird, nach dem mir dabei vorgeſetzten Zwecke, keine Sprachlehre für Anfänger ſeyn, ſondern vielmehr für die, welche tiefer in den Geiſt der Sprache einzudringen, und ſie ſowohl ihrem ganzen Umfange, als ihrem innern Weſen nach, gründlich und genau zu kennen wünſchen. Ich zweifle auch, daß beide Zwecke ſich in einem und demſelben Werke vereinigen laſſen.

Bei der Ausarbeitung meiner Sprachlehre habe ich keines der Hülfsmittel, die mir die Arbeiten meiner Vorgänger darboten, unbenutzt gelaſſen, um demſelben die möglichſte Vollſtändigkeit und Richtigkeit zu geben, und nie hat eine Schwierigkeit mich abgeſchreckt da einzudringen und ſelbſt Bahn zu brechen, wo noch kein Vorgänger einen Pfad geebnet hatte; eben ſo wenig hat die Furcht, ein zu voluminöſes Buch zu liefern, mich abgehalten, ſo ausführlich zu ſeyn, als der Gegenſtand und die Vollſtändigkeit des Werkes erforderten. Meine Sprachlehre iſt daher freilich ſtärker geworden, als Bücher dieſer Art gewöhnlich ſind; ſo z. B. iſt der Abſchnitt vom Verbo, als dem wichtigſten unter allen Redetheilen, allein von weiterem Umfange als des Moritz ganze Sprachlehre; indeſſen iſt das Ganze doch nicht viel ſtärker, als etwa der erſte Theil des Adelungſchen Lehrgebäudes der teutſchen Sprache. Ich würde es demnach der Bequemlichkeit wegen in zwei Bände von von ungefähr gleicher Größe theilen, wovon der erſte die Erklärung der Redetheile, der zweite die Wortfügung, die Rechtſchreibung und, als einen außerweſentlichen, aber für den Teutſchen ſehr nöthigen Anhang, die Regeln der italieniſchen Poeſie enthalten ſollte.

Warum ich Sie mit dieſem langen Detail ermüde? Meine Abſicht iſt: Sie um Ihren gütigen Rath zu bitten, auf welche Weiſe ich meine Arbeit am beſten, das heißt für mich am vortheilhafteſten ins Publikum bringen könne. Ich bin nicht nur von dem Markte der teutſchen Literatur zu weit entfernt, ſondern auch zu fremd und unbekannt auf demſelben, als daß ich im Stande wäre, für mich allein von hier aus etwas zu unternehmen. Ihnen ſind mehrere Buchhändler bekannt, und Ihnen würde es ein Leichtes ſeyn, mich an einen ehrlichen und billigen Mann zu weiſen oder zu empfehlen, dem ich mein Manuſcript ſicher zur Durchſicht anvertrauen könnte, und der ſich zu einem verhältnißmäßig billigen Honorar verſtände. Ich muß von meinem Fleiße leben, und ſo bin ich genöthigt, auch hierauf Rückſicht zu nehmen, und wenigſtens einigen Erſatz für die aufgewandte Zeit zu fordern. Uebrigens will ich Ihnen nicht bergen, daß ich die für dies Werk zu erhaltende Summe als Reiſegeld zur Rückkehr in mein Vaterland anzuwenden wünſche, um ſo mehr, da ich bei dem Drucke deſſelben, wo möglich, ſelbſt gegenwärtig ſeyn möchte, um für die Correctur Sorge zu tragen.

2.

Rom, d. 26. Decbr. 1801.

Empfangen Sie, verehrter Herr Conſiſtorialrath, meinen wärmſten Dank für die bereitwillige Güte, womit Sie meine Bitte erfüllten und die Uebereinkunft mit Herrn Cotta wegen meines Lehrbuches der italieniſchen Sprache, welche Sie für mich eingeleitet hatten, ferner unterhandelten. Mit dem Anerbieten des Herrn Cotta bin ich völlig zufrieden, und ich werde, ſo viel in meinen Kräften ſteht, bemüht ſeyn, ſein biederes, uneigennütziges Betragen gegen mich, durch die größte Sorgfalt in der Ausfeilung meiner Arbeit, welche ich, ſeiner freiwilligen Erklärung nach, ſo lange, bis ich ſelbſt nach Teutſchland komme, in den Händen behalten darf, zu erwiedern. Da Herr Cotta mich ſo liberal behandelt, ſo würde es, wie mich dünkt, unzeitig ſeyn, der Bedingungen, wegen einer etwanigen zweiten Auflage, jetzt auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Einem Manne, der jetzt ſo uneigennützig handelt, darf ich wohl zutrauen, daß er auch in der Folge ſeinen Charakter nicht verläugnen werde.

Und Sie, edler Freund! wollen die große Schuld der Dankbarkeit, die ich Ihnen abzutragen habe, noch durch fernere Bemühungen, die zu meinem Beſten abzwecken ſollen, vergrößern, indem Sie mich auffordern, Ihnen die Vorſätze oder Wünſche, die ich meiner künftigen Exiſtenz in Teutſchland wegen gefaßt haben mag, mitzutheilen? Sie glauben, daß ich vielleicht in dortiger Gegend mit meinen in Italien erworbenen Kenntniſſen andern und auch mir ſelbſt nützlich ſeyn könne, und Ihre gütige Einladung in Ermangelung beſtimmterer Ausſichten gerade nach Weimar zu kommen, iſt zu ſchmeichelhaft für mich und ſtimmt ſo nahe mit meinen ſchon lange gehegten Wünſchen zuſammen, daß ich ſo gewiß davon Gebrauch machen werde, als ſich alles Zukünftige gewiß vorher beſtimmen läßt. Nach der günſtigen Geſinnung, welche, wie ich mit Vergnügen aus Ihrem Briefe ſehe, einige der Guten und Edlen in Weimar gegen mich hegen, darf ich überzeugt ſeyn, daß man der Erfüllung meiner Wünſche dort keine Hinderniſſe in den Weg legen wird. Sie machen mir ſogar den Muth zu hoffen, daß mir in Weimar eine thätige Unterſtützung zu Theil werden könne. Ohne dieſe Hoffnung, zu welcher ich wohl in den edlen Geſinnungen eines die Wiſſenſchaften ſchätzenden und durch ſeinen Schutz ihre Kultur befördernden Fürſten, nicht aber in meinen Verdienſten Grund finde, für jetzt im geringſten weiter zu nähren, will ich mich bloß an der Vorſtellung weiden, daß ich in dem Kreiſe ſo vieler vortrefflicher Menſchen, die dieſer Fürſt um ſich her verſammelt hat, eine freundliche Aufnahme finden werde. Uebrigens werde ich alles Gute, was mir vom Schickſal zu Theil wird, froh und dankbar empfangen, ſo wie ich bisher alles, was es mich entbehren ließ, mit heiterm Muthe entbehrt habe.

Mein Plan, oder vielmehr, da ein Menſch, der ſo wenige Mittel, die Umſtände nach ſeinem Willen zu lenken, in ſeiner Gewalt hat, als ich, eigentlich keine Plane für die Zukunft machen darf, der Wunſch, den ich für mein künftiges Leben in Teutſchland auf dem Herzen habe, iſt, mir auf einer Akademie, vermittelſt der Kenntniſſe, die ich mir während meines Aufenthaltes in Italien zu erwerben Gelegenheit gehabt habe, eine unabhängige und nicht gar unbequeme Exiſtenz zu erwuchern. Was mich vornehmlich beſtimmt, Jena zu dieſem Zweck zu wählen, iſt, daß ich dort dem Mittelpunkt unſrer Literatur, deren hieſiges Entbehren mehr als alles Andere meine Sehnſucht nach dem Vaterlande erregt hat, am nächſten lebe; zweitens, weil ich die völlige Unabhängigkeit des dortigen Lebens, welche ſeit vielen Jahren auch das Element des meinigen iſt, aus Erfahrung kenne, und durch meinen ehemaligen Aufenthalt auf dieſer Akademie eine Vorliebe für dieſelbe gefaßt habe; endlich, weil, ſo viel ich weiß, in Jena Niemand iſt, der über die Gegenſtände meines hieſigen Studiums Vorleſungen hält. Ob aber auch dieſe unter den dortigen Studierenden ſo viel Intereſſe finden werden, daß ich dort eine hinreichende, und, ſo viel für einen Gelehrten nothwendig iſt, auch bequeme Subſiſtenz hoffen könnte, iſt ein Ding, das ich nicht weiß, und worüber ich mir Ihre Meinung und Ihren freundſchaftlichen Rath erbitte. Da meine italieniſchen Studien vorzüglich auf Kunſt, ſchöne Literatur und Sprache dieſes Landes gerichtet geweſen ſind, ſo würden meine Vorleſungen, ſo viel ich jetzt darüber beſtimmen kann, ungefähr folgendes Inhalts ſeyn: 1) Aeſthetik, ſowohl nach ihren allgemeinen, allen ſchönen Künſten gleichſam zum Grunde liegenden Prinzipien, als in der Anwendung derſelben auf bildende Kunſt, welche letztere auf Akademien, wo man ſich in der angewandten Aeſthetik bloß auf die Dichtkunſt einſchränkt, gewöhnlich mit Stillſchweigen übergangen wird. Ich würde alſo mit meiner Aeſthetik keinem der dortigen Aeſthetiker in den Weg kommen. 2) Geſchichte der neuern bildenden Kunſt und ſchönen Literatur Italiens, mit ſtetem Rückblick auf die alte Kunſt der Griechen und Römer, in ſo fern ſie auf die Kultur der neuern Kunſt Einfluß gehabt hat. 3) Ueber italieniſche Sprache, wo ich zuerſt ihre Grammatik und Proſodie, mit beſtändiger Vergleichung der teutſchen, abhandle; ihre Eigenthümlichkeiten in Proſa und Poeſie darſtellen, und endlich eine Charakteriſtik ihrer klaſſiſchen Proſaiker und Dichter, in Rückſicht auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Schreibart, aufſtellen wollte. Auf dieſe Weiſe würden meine Vorleſungen nicht nur denen, welche die italieniſche Sprache und Literatur näher kennen zu lernen wünſchen, ſondern auch denen, welche dereinſt ſelbſt eine Wallfahrt in das Vaterland der neuern Kunſt und Literatur zu machen Luſt und Gelegenheit haben, ein Hülfsmittel ſeyn, ihren Zweck beſſer zu erreichen.

Dies wäre denn das Objekt meiner, wie ich glaube, nicht ungenügſamen Wünſche, und ich würde völlig zufrieden ſeyn. Meine Arbeiten, welche ganz meiner Neigung entſprechen, würden mir mehr Vergnügen, als Mühe machen, und ich könnte, nebſt dem nöthigen Auskommen für die phyſiſchen Lebensbedürfniſſe, noch ſo viel erwerben, daß ich im Stande wäre, während der Ferien, Excurſionen nach den merkwürdigſten Städten

Teutſchlands zu machen, die für mein Studium von weſentlichem Nutzen, und mir gewiſſermaßen nothwendig ſeyn würden, um meinen Zweck, durch Verbreitung richtiger Begriffe über Kunſt und Geſchmack meinen Zuhörern und dem vaterländiſchen Publikum ſo nützlich als möglich zu werden, in einigem Maße erreichen zu können.

Wenn Sie nun dafür halten, daß mein eifriges und thätiges Beſtreben in dieſer Sphäre von Nutzen ſeyn könne, und wenn Sie glauben, daß in Jena dieſe Sphäre für mich auszurunden ſey, ſo bitte ich Sie verehrter Freund, mir hierüber Ihre Meinung frei und unverholen zu ſagen. Daß Sie, im Fall das Reſultat meinen Wünſchen günſtig ausfallen ſollte, mir dann auch, ſo viel an Ihnen liegt, den Weg dazu erleichtern, und mich mit Ihrem freundſchaftlichen Rath unterſtützen werden, deſſen bin ich bereits ſo gewiß, daß ich es noch für überflüſſig halte, Sie darum zu bitten, u. ſ. w.

3.

Rom, d. 28. Aug. 1802.

Empfangen Sie auf's neue meinen wärmſten Dank für die unermüdete Betriebſamkeit, womit Sie ſich für meine Angelegenheiten verwenden. Die letzte Frucht derſelben, die Vokation der Jenaer Akademie, habe ich durch Herrn Perthes erhalten. Sie fragen; wenn ich nun endlich einmal komme? Allerdings wäre es Zeit. Daß ich nicht ſchon im Frühjahr gekommen bin, daran hat mich die Arbeit für Herrn Perthes gehindert *), die ich hier beſſer machen zu können glaubte. Vielleicht war es auch in andrer Rückſicht gut. Ja ich wäre ſogar nicht abgeneigt, meine Abreiſe von Rom noch bis zum Frühjahr zu verſchieben, wenn man auf der Akademie kein Bedenken trüge, mir dieſen Aufſchub zu erlauben. Ich würde dieſe Zwiſchenzeit dazu anwenden, einen neuen Curſus durch Rom zu machen, um alle Veränderungen, die die Revolution hier in Galerien und Kirchen bewirkt hat, genau aufzuzeichnen, und eine Beſchreibung von Rom zu liefern, die möglichſt richtig und vollſtändig wäre, und die Stelle der bisherigen, jetzt nicht mehr brauchbaren Werke über Rom, z. B. die von Volkmann, Ramdohr u. ſ. w. mit weſentlichen Vorzügen vertreten könnte. Mit der Vorbereitung zu dieſer Arbeit

---

*) Das Gemälde von Rom, welches, obgleich ohne Fernow's Namen, 1802, in Almanachs Form, im Verlage des Herrn Perthes in Gotha erſchien.

denke ich in dieſen Tagen anzufangen, da ich die bisherige jetzt vom Halſe habe. Sodann würde ich auf einige Monate nach Neapel gehen, um dort die Materialien zu einem Gemälde von Neapel für den Almanach von 1804 einzuſammeln. Um aber dies zu können, müßte Herr Perthes ſich dazu verſtehen, mir ſchon jetzt zu dieſer Reiſe einen neuen Vorſchuß von hundert Piaſter zu machen; denn die über drei Monate verzögerte Ueberſendung des Vorſchuſſes für das Gemälde von Rom hindert mich, dieſes Geld, das ich erſt in dieſer Woche erhalten habe, dazu anzuwenden, wie ich vorhin Willens war. — Statt dieſen Sommer in Rom zu leben, hätte ich ihn bei früherem Geldempfang, in Neapel zugebracht. Es iſt hier ſo theuer zu leben, daß bei aller vernünftigen Oekonomie, hundert Scudi nicht lange dauern. In Jena hoffe ich es wohlfeiler zu finden. Mit dem, was hier kaum für eine Woche zureicht, würde ich ehemals in Jena einen Monat ausgelangt haben. — Mir ſcheint es auf jeden Fall beſſer, wenn ich erſt das Frühjahr dort eintreffe, und indeſſen hier den Winter noch fleißig arbeite. Ich kann mich dann beſſer dort einrichten. Endlich, und was nicht der geringſte Beweggrund iſt, ich möchte nicht gern mit meiner Frau und einem kaum einjährigen Kinde dem rauhen teutſchen Winter entgegen reiſen. Sie hören jetzt zum erſten Male vielleicht, daß ich Weib und Kind habe, wenigſtens von mir. Sie ſehen alſo wohl ein, daß meine Ueberkunft nach Teutſchland das Doppelte koſtet, daß ich alſo, ſo viel als möglich, ſuchen muß, mein Reiſegeld zu vermehren. — In der Vorausſetzung, daß man mir in Jena den Aufſchub bis zum Frühjahr nicht verweigern wird, denke ich auch für jetzt noch nicht den Innhalt meiner Vorleſungen anzeigen zu dürfen. Ich bringe mir eine etwa tauſend Bände ſtarke Italieniſche Bibliothek mit, welche nebſt den beſten Schriftſtellern dieſer Nation, auch die vorzüglichſten Werke zur Geſchichte und Literatur dieſes Landes enthält, die ſich wahrſcheinlich in Teutſchland nicht ſo leicht finden würden. —

Sie erwähnten in einem Ihrer Briefe einmal der verſchiedenen Provinzialdialekte Italiens, und wünſchten, daß ich darüber etwas in meiner Sprachlehre ſagte. Das Studium der verſchiedenen Dialekte Italiens läßt ſich nur in den Provinzen ſelbſt machen. Man hat faſt in allen poetiſche und proſaiſche Schriften; aber die meiſten derſelben ſind unverſtändlich, ſelbſt für den Italiener, der kein beſonderes Studium derſelben gemacht hat, und dies iſt ſchwer, da es weder Grammatiken noch Wörterbücher derſelben giebt. Man hat zwar ein Wörterbuch des Römiſchen, des Neapolitaniſchen, des Sizilianiſchen und des Brescianiſchen Dialekts; aber ich habe nur bis jetzt das erſte derſelben auftreiben können, das eben nicht ſehr vollſtändig iſt. Vielleicht habe ich Gelegenheit das der Neapolitaniſchen und Sizilianiſchen Mundart zu erhalten. Dieſe letztere kenne ich, nebſt der Venetianiſchen und Römiſchen ſo ziemlich; die übrigen näher kennen zu lernen habe ich wenig Gelegenheit gehabt. Sollte ich nach Neapel gehen, ſo werde ich die Gelegenheit, den Neapolitaniſchen Dialekt zu ſtudieren, nicht vorbei laſſen. Er iſt einer der intereſſanteſten. Man hat eine Menge Gedichte in demſelben. Ich empfehle Ihnen meine Negoziation mit Herrn Perthes u. ſ. w.

4.

Rom, d. 19. Mai 1803.

Unendlichen Dank, verehrungswürdiger Freund, daß durch Ihre kräftige Vermittelung nun, wie ich hoffe, die Hinderniſſe meiner Rückreiſe gehoben ſind. Ich hoffe jetzt Ende Jun. Rom verlaſſen zu können, und etwa in der Mitte des Auguſt in Jena zu ſeyn. Sind die Ausſichten für mich in Jena wirklich ſo günſtig, wie Sie mich hoffen laſſen, und gelingt es mir das günſtige Vorurtheil, womit Sie mir ſchmeicheln, durch meinen Debût zu erhalten, ſo hoffe ich, daß es mir nicht fehlen ſoll, in einigen Jahren mich aus den Schulden etwas heraus zu arbeiten, in die ich bei Cotta geſunken bin, und mir eine erträgliche Lage zu bereiten. Wenn Fleiß und guter Wille nützlich zu ſeyn, etwas dazu beitragen können, ſo hoffe ich, meinen Zweck nicht ganz zu verfehlen. Das erſte halbe Jahr wird das ſchwerſte ſeyn, und für meine Tauglichkeit oder Untauglichkeit zur akademiſchen Laufbahn entſcheiden. Sie ſehen, ich bin bei allem Gedränge, wodurch ich gehen ſoll, voll guter Hoffnung, und auch voll guten Muthes, wenn nur erſt die langweilige, heiße ſchweiß- und ſtaubvolle Reiſe glücklich überſtanden wäre! Aber auch dieſes wird glücklich, wenigſtens erträglich gehen; denn ich denke in Florenz, Bologna und Mailand einige kleine Ruhepunkte zu machen, ſowohl um die Kunſtmerkwürdigkeiten dieſer Städte noch ein Mal wiederzuſehen, als auch meinen mir vom Geſchick vertrauten Gefährten einige Erholung zu verſchaffen. Aber dieſe Pauſen werden nur kurz ſeyn, und in ſechs bis ſieben Wochen hoffe ich dort zu ſeyn. Der kleine Umweg über Tübingen wird meine Reiſe wenig verlängern und mir von weſentlichem Nutzen ſeyn; denn ich hoffe, Cotta's Zutrauen und Freundſchaft gegen mich, durch die perſönliche Bekanntſchaft zu befeſtigen, und werde mit ihm über meine künftige literariſche Arbeit Verabredung nehmen. —

Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen für die Zukunft in Rom einen Correſpondenten zu verſchaffen; auf jeden Fall werde ich hier ſo viel Fäden, als möglich anſpinnen, um mit Rom in einer möglichſt vielſeitigen Verbindung zu bleiben, und auf dieſe Weiſe den Verluſt des ſteten Kunſtgenuſſes an den man ſich hier, wie an Eſſen und Trinken gewöhnt, in etwas zu verſchmerzen. Ich bleibe mit Italienern und verſchiedenen Teutſchen Künſtlern in Briefwechſel; ich darf alſo hoffen, daß ich auch in Jena noch manche Stunde in Rom verleben werde, u. ſ. w.

5.

Rom, d. 1. Jul. 1803.

Geſtern habe ich von Herrn Cotta aus Tübingen den gewünſchten Brief mit der Anweiſung zum Reiſegelde erhalten. Ich ſtehe nun auf dem Sprunge Rom zu verlaſſen. Meine Bücher habe ich bereits vor einigen Wochen in zwei großen Kiſten, die zuſammen gegen 5000 Pfund wiegen, von hier zu Waſſer abgeſchickt. Gebe der Himmel, daß ſie keinen chriſtlichen oder unchriſtlichen Freibeutern in die Hände fallen! Ich werde von Florenz einen Abſtecher nach Livorno machen, wo ſie zur ſelben Zeit wohl eingetroffen ſeyn werden, um die beſten Maßregeln zu nehmen, die ſich unter den jetzigen Umſtänden für ihre Sicherheit nehmen laſſen. Sind ſie demungeachtet verloren zu gehen beſtimmt, je nun, ſo muß ich mich darinne finden. Beten Sie indeſſen mit mir zum Gott der Muſen, daß er meine literariſchen Schätze in ſeine heilige Obhut nehme! Alles, was unwiderbringlich verloren ſeyn würde, wenn es verloren gienge, bringe ich ſelbſt mit.

Drei Künſtler ſind jetzt in Rom beſchäftigt, koloſſale Standbilder Bonapart's zu verfertigen. Von dieſen verſchiedenen Arbeiten werde ich Ihnen in kurzem einen ausführlichen Bericht geben, ſo wie von der Figur des Jaſon, die neulich ein junger Däniſcher Künſtler, Namens Thorwaldſen, verfertigt hat und die derſelbe jetzt für den in England wohnenden reichen Holländer Hope in Marmor ausführt. Hope's Benehmen gegen den jungen Künſtler bei dieſer

Gelegenheit iſt ſo edel geweſen, daß ich mir das Vergnügen nicht verſagen kann, es Ihnen mitzutheilen. Der Künſtler hatte ſechs Jahre lang als Penſionnär der Kopenhagener Akademie in Rom gelebt und war im Begriff, in ſein Vaterland zurück zu reiſen, mit der trüben Ausſicht, vielleicht nie ein großes Kunſtwerk, woran er ſein Talent zeigen könnte, in Marmor auszuführen. Er wünſchte alſo vor ſeiner Abreiſe, wenigſtens in einer modellirten Figur über Lebensgröße zu zeigen, was er als Künſtler zu leiſten vermöchte. Seine Figur, welche einen Jaſon, der mit dem goldnen Vließ ſiegreich zurückkehrt, vorſtellte, fand den allgemeinſten Beifall, und verdiente ihn. Man hat in neueren Zeiten kein Werk in ſo großem reinen Styl geſehen. Indeſſen brachte der ungetheilte Beifall dem Künſtler nur Ehre und weiter nichts zu wege, und er war im Begriff, ſein Thonmodell, wie er ſchon mit einigen frühern gethan hatte, wieder zuſammen zu werfen, und ſich zur Abreiſe zu rüſten, als glücklicher Weiſe ſeine reiche Landsmännin, die edelgeſinnte Friedericke Brun, der das Schickſal des Künſtlers und ſeines Werks gleich nahe gieng, ihm den Antrag that, das Modell auf ihre Koſten in Gyps zu formen, und ſo wenigſtens das Werk vor der gänzlichen Zerſtörung zu bewahren, bis vielleicht in ſeinem Vaterlande ein vermögender Kunſtliebhaber ſich entſchlöſſe, die Statue in Marmor ausführen zu laſſen. Aber die deshalb gemachten Verſuche ſchlugen fehl, als zufällig Hope, der ſich gerade in Rom befand, kurz vor ſeiner Abreiſe von der Statue des Künſtlers hörte, und ſich in das Studium deſſelben führen ließ. In ſeiner Erwartung übertroffen, machte er auf der Stelle dem Künſtler die Beſtellung des Jaſon in Marmor; und als dieſer, der nichts mehr wünſchte, als die Gelegenheit, ſeine Statue in Marmor auszuführen, und während der Arbeit leben zu können, den äußerſt geringen Preis von 600 Zechinen forderte, erwiederte Hope, er ſehe ein, daß dies kein Preis für ein ſolches Werk ſey, und erbot ſich, dem Künſtler noch 200 Zechinen über ſeine Forderung zu geben. So geht nun auch dieſes Werk, das der neuern Kunſt Ehre macht, zu ſo vielen andern Kunſtſchätzen nach England; aber der Künſtler, der in ſeinem Vaterlande unerkannt, genöthigt geweſen wäre, durch Arbeiten unter ſeiner Sphäre kümmerlich ſeinen Unterhalt zu erwerben, hat nun doch wenigſtens die Ausſicht länger, und vielleicht für immer in Rom zu bleiben; und unter begünſtigenden Umſtänden vielleicht dereinſt Glück und Ruhm mit dem vergötterten Canova zu theilen.

* * *

Im Anfange des Auguſt Monats verließ Fernow Rom mit ſeiner Frau und ſeinem anderthalbjährigen Kinde. Ein Freund von ihm, und die Frau eines Schweizeriſchen Künſtlers, ebenfalls eine Römerin und auch mit einem Kinde, welche dieſe Gelegenheit benutzen wollte, um zu ihrem Manne zu gehen, machten ſeine Reiſegeſellſchaft aus. Wir ſchweigen von dem Gefühle, das ſich bei'm Antritt dieſer Wanderſchaft ſeiner bemächtigen mußte; jeder unſerer Leſer fühlte ſich wohl einmal in einer Lage, wo Schmerz und Hoffnung in ſeinem Buſen kämpften. Fernow war gewohnt immer das Zunächſtliegende zu ergreifen, immer gerade zu thun, was der gegenwärtige Augenblick heiſchte, und ſo ſich ohne Klage in das Unabänderliche gelaſſen zu fügen. Er verſcheuchte jeden Gedanken an jene ſchöne freie Zeit aus ſeiner Seele, wo er, den Wanderſtab in der Hand, leichten Herzens die Welt offen vor ſich ſah, und keine Sorge ſeinen genügſamen Sinn trübte; er verbannte alle Vergleichung zwiſchen jenen, Spaziergängen ähnlichen, Wanderungen, und dieſem langſamen, koſtbaren, mit allem Ungemache verbundnen Fortſchieben, die das Reiſen mit deſſen ungewohnten Frauen und jungen Kindern zu haben pflegt. Unabläßig bemühte er ſich, den Frauen und Kindern die Reiſe zu erleichtern, und ihnen ſo viel Bequemlichkeit zu verſchaffen, als er konnte. Leider ward ſeine, ihm ſelbſt unverwüſtlich ſcheinende Geſundheit das Opfer dieſes Strebens. Wahrſcheinlich legte er auf dieſer Reiſe den Keim zu jenem Uebel, das ihn fünf Jahre ſpäter der Welt und ſeinen Freunden auf immer entriß. Folgendes Fragment eines nie vollendeten Briefes an ſeinen Freund, den bekannten Landſchaftsmaler Reinhard in Rom, das wir nach ſeinem Tode unter ſeinen Papieren fanden, giebt uns einen kleinen Abriß dieſer Reiſe, und des Zufalls, der ſeine Geſundheit unwiederbringlich zerſtörte.

Jena, im Septbr. 1803.

Lieber Reinhard!

Ehegeſtern erhielt ich Ihren durch Humboldt's Einlage an Schiller mir überſandten Brief; ich will mit der Beantwortung deſſelben nicht länger ſäumen, damit unſere ſo ſchön eingeleitete Correſpondenz einen blühenden Fortgang gewinne; auch habe ich noch manches, was ich von meiner Reiſe Ihnen mittheilen möchte, auf dem Herzen. Ich hätte Ihnen ſchon aus Zürich wiedergeſchrieben, wo das Wiederſehen der Heßiſchen Landſchaften mir auch noch beſondere Veranlaſſung dazu gab; aber Sie werden im Verlauf meines Briefes ſchon ſehen, was mich davon abgehalten hat. Meinen letzten Brief an Sie ſchloß ich bald nach meiner Ankunft in Mailand, wo ich, wie ich Ihnen vielleicht ſchon damals geſagt habe, den Signor Federico col naso in Su mit ſeinem Reiſegefährten v. R. wieder ſah; auch den Signor E. fand ich dort unvermuthet, oder vielmehr er fand mich. Noch den Abend vor meiner Abreiſe, wo er meine Ankunft erfahren hatte, kam er zu mir in's Wirthshaus gelaufen, fiel mir um den Hals, wie ein toller Menſch, und begleitete uns am andern Morgen bis auf den halben Weg nach Como. Boſſi habe ich geſprochen. Er iſt Direktor der Kunſtakademie, und hat gute Fortſchritte gemacht. Er hat unſtreitig mehr Talent, als Cammocini, und, was dieſem ganz fehlt, viel Geiſtesbildung und Kenntniſſe. Ich war bei Appiani, der ein recht geſchickter Porträtmaler iſt. Seine hiſtoriſchen Sachen ſind nicht weit her, ſein Styl iſt meſkin, und es fehlt ihm an Ausdruck; aber es ſcheint, daß die Porträtmaler unſrer Zeit glauben, daß ſie durchaus in's hiſtoriſche

Fach pfuſchen müßten, um für Künſtler gehalten zu werden. Ein tüchtiger Künſtler im Fache der Dekoraſion, desgleichen ganz Italien und vielleicht kein andres Land jetzt hat, iſt Albertolli. Reich an Erfindung, weiß er in ſeinen Ideen das Antike vortrefflich zu benutzen, und man kann nichts Zierlicheres und Sauberers ſehen, als ſeine Zeichnungen. Auch die Arbeiten in einem untergeordneten Fache haben einen großen Werth, und können einem viele Freude machen, wenn ſie in ihrer Art vortrefflich ſind. Ich habe beinahe ein Paar Stunden bei ſeinen Portefeuilles geſeſſen; ſchade, daß meine Zeit zu kurz war, auch ſeine, im Großen in Malerei und in Stucco ausgeführten Arbeiten, deren in dortigen Palläſten mehrere ſind, zu ſehen. Er hat in der Akademie die Klaſſe der Ornamentiſten, Dekorateurs und Handwerker unter ſich, und dieſe Klaſſe iſt unſtreitig am beſten berathen. Gern wäre ich noch länger in Mailand geblieben. Leider habe ich nicht einmal da Vinci's Abendmahl wieder geſehen. Ueberhaupt iſt meine Reiſe durch Italien für mich viel zu ſchnell gegangen. Dies hat mehr, als alles andere den Wunſch in mir erregt, nach verſchiedenen Jahren Italien noch einmal wiederzuſehen, und ich verzweifle nicht an ſeiner Erfüllung. Schiller ſagt, wo ich nicht irre, im Don Carlos:

„Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert“! In Mailand fieng ich an, Heſperien Lebewohl zu ſagen; denn von dort iſt's nur eine kleine Tagereiſe bis an den Fuß der Alpen. Wir ſchifften uns in Como gegen Abend auf dem Schiffe des Lindauer Boten ein, mit dem wir von Mailand abgereiſ't waren, und bei dem wir uns, nach Vetturin-Weiſe bis Chur in Bünden für vier Louisd'or die Perſon verbungen hatten. Der Comerſee hat ſeiner ganzen Länge nach, ſehr ſchöne Umgebungen. Ueberall ſchimmern Landhäuſer und weiße niedliche Dörfer aus dem dunkeln Grün hervor, welches den Fuß der Berge umkleidet, zwiſchen die der See ſich in mehreren ſanften Krümmungen hindurch windet, und die immer höher werden, jemehr man ſich aufwärts den Alpen nähert. Die Villa pliniana paſſirten wir bei einbrechender Nacht; ich habe ſie nur in der Ferne geſehen. Noch den folgenden ganzen Tag mußten wir, weil der Wind uns entgegen bließ, auf dem See ſchwimmen, wodurch doch die Fahrt am Ende etwas langweilig ward. Wie man an's obere Ende des Sees kommt, findet man ſich in ein Bergthal eingeſchloſſen, das bis nach Chiavenna vier Stunden lang führt, und von hier hört die fahrbare Straße auf. Die Frauen mußten nun reiten, und die Kinder wurden von hier bis Chur von zwei Männern in Körben über den Splügen getragen. Ich entſchloß mich, aus Vorſicht, daß den Kindern nichts zuſtoßen möchte, und um immer gleich bei der Hand zu ſeyn, die Tour über den Berg zu Fuß zu machen. Der Weg iſt beſchwerlich und die Straße ſchlecht, aber die Gegenden und Anſichten, (denn von Ausſichten iſt hier die Rede nicht) beſonders auf der Höhe des Splügen recht romantiſch, wild und groß. Schrecklich eingeklemmt zwiſchen faſt zuſammenſtoßenden Bergen, und ſchauerlich, aber ſicher und bequem zum Reiſen iſt die berühmte via mala, die etwa drei Stunden lang iſt. Ich gieng den Tag zwölf ſtarke Schweizerſtunden in ſtetem beſchwerlichen Auf- und Niederſteigen auf ſteinigen Wegen, wo ich jeden Tritt durch die ſchon ziemlich dünn gewordenen Schuhſolen fühlte, von Morgens mit Tagesanbruch bis zwei Stunden in die Nacht, dies iſt von Morgens vier bis Abends zehn Uhr. Erhitzt und ermüdet, wie nie vielleicht, kam ich im Wirthshauſe an, und machte am andern Morgen wieder ſechs ſtarke Stunden bis Chur, wo wir um Mittag eintrafen. Dort ruhten wir zwei Tage aus, und erwarteten den Zürcher Boten. In Chur, eines der häßlichſten Miſtmagazine auf Gottes Erdboden, wie Ihnen Freund G., wenn er noch in Latium's Gefilden wandelt, bezeugen kann, ſprach ich auch Madame R., die Schweſter der Signora Suſanna, und ſie war ſo artig, uns zu Tiſche zu laden, wo unſre beiden Weiber ſtumme Rollen ſpielten. Es iſt ſonderbar, und muß entweder am Schnitt der Kleidung, oder an einer Aehnlichkeit im Gange liegen, ſo oft ich in Chur auf der Gaſſe gieng, begegnete ich einem oder mehreren Menſchen, die in einiger Entfernung gerade wie G. ausſahen. Dies zeigt, wie ſehr er während ſeines dortigen Aufenthalts eingebündnert iſt; auch kennen ihn alle Leute vom Nachtwächter bis zum erſten Bürgermeiſter, und alle ſind ihm gut. Ich mußte mich wohl auf der Bergreiſe im Gehen übernommen haben, denn ich fühlte in den folgenden Tagen eine ungewöhnliche Wallung im Blute, und als wir den Wallenſtädter See paſſirten, wo die Gegend, wie ich erſt nachher erfuhr, wegen der niedrigen ſumpfigen Lage ungeſund iſt, bekam ich in Waſen am unterſten Ende des Sees, ein Fieber, welches, wie ſich in der Folge auswies, ein viertägiges war, und das ich bis nach Weimar mitnahm, wo es mich endlich verließ. In Küßnacht am Zürcher See lieferte ich K—s Frau an ſeinen Vater aus, der uns bis an's Ende des See entgegen kam. Ich blieb in Zürich acht Tage liegen, um Arzneien zu nehmen, und, wo möglich, mein Fieber dort zu laſſen; aber das gelang mir nicht; auch in Tübingen fragte ich einen geſchickten Arzt um Rath; ich mußte indeß auch dort mein Fieber wieder mit aufpacken. Sie ſehen alſo, daß auch ich, ungeachtet meiner Entfernung von Rom, dem Verhängniſſe, das alle dortigen Teutſchen mit dem Fieber gezüchtigt hat, nicht habe entfliehen können. Zum Glück hatte ich doch immer eine Zwiſchenzeit von zwei guten Tagen, die ich zum Reiſen benutzte, und den ſchlimmen lag ich gewöhnlich ganz, oder wenigſtens halb ſtille. Das war ein übler Willkommen, womit mich nach zehnjähriger Abweſenheit mein theures Vaterland begrüßte! In Zürich habe ich die guten Stunden dazu angewandt, die mir bekannten dortigen Künſtler zu beſuchen und zu ſehen, was ſonſt dort von Kunſt vorhanden iſt. Es waren die letzten artiſtiſchen Brodſamen, die ich auf meiner Reiſe zu ſammeln Zeit und Gelegenheit hatte; Lips, Pfenninger, Wüſt, Meyer, und ein gewiſſer Uſteri unter den Lebenden, Geßner und Heß unter den Todten. Lips arbeitet jetzt bloß für Buchhändler, Pfenninger malt fleißig Porträts und beide verdienen mit ihrem Kleinkram ſoviel Geld, als ſie wollen. Uſteri iſt ein junger Mann, der ſich mehr als Liebhaber mit der Kunſt beſchäftigt, und recht artige, launige Sächelchen macht, meiſt ſatyriſchen Inhalts, auf die jetzigen Zeitumſtände angewandt. Aber laſſen wir die Lebenden in Frieden leben, und wenden uns lieber zu den Todten. — — — — — — — — —

* * *

Hier bricht der Brief plötzlich ab.

Endlich hatte Fernow mit den Seinigen den Ort ſeiner Beſtimmung erreicht. In Weimar ward er von den Erſten und Edelſten mit zuvorkommender Freundſchaft und Theilnahme aufgenommen; man that Alles, um ihm den Antritt ſeiner neuen Laufbahn zu erleichtern, ſelbſt die hohe, gütige Beſchützerin jedes ſtillen Verdienſtes, die Herzogin Amalia, empfieng ihn, wie ſie Männer ſeiner Art zu empfangen gewohnt war, und trug dazu bei, ihm ſeine häusliche Einrichtung möglich zu machen. Aber alles dies konnte doch das Glück nicht beſchwören, das ihm jetzt, nachdem es ſo lange ſeinen beſcheidnen Wünſchen hold geweſen war, mit einem Male den Rücken zukehrte, es konnte nicht den Wurm zerſtören, der an der Kraft ſeines Lebens unaufhaltſam zehrte. Seine Abreiſe aus Rom war in keiner guten Stunde beſchloſſen. Krank, vom Fieber entkräftet, kam er gerade in einem ſehr ungünſtigen Zeitpunkte in Jena an. Es traf ſich eben, daß viele der berühmteſten und beliebteſten Lehrer dieſe Univerſität mit andern vertauſchten; dieſes zog natürlicher Weiſe eine Art Umwälzung im Ganzen herbei, und verminderte zugleich beträchtlich die Anzahl der Studierenden.

Fernow's Lage war in der That jetzt trauriger, als ſie je geweſen war; das Fieber hatte ihn nicht verlaſſen, es kehrte wieder, und immer wieder, mehr als ein ganzes langes Jahr hindurch untergrub es langſam ſein Leben. Seine Vermögensumſtände waren durch die lange Reiſe ſehr zerrüttet; in dieſer Lage war er mit einer der Landesſitte, der Sprache, des Klimas ganz unkundigen Frau, und mit einem jungen Kinde. Aber er raffte allen ſeinen Muth, alle ſeine noch übrige Kraft zuſammen und unternahm das faſt unmöglich Scheinende. Sobald er konnte, fing er ſeine Vorleſungen an, und gewöhnte ſich ſogar zuletzt, mitten im Fieberanfall zu leſen. Freilich ſank er dann, nach jeder ſolcher Stunde, an allen Kräften tödtlich erſchöpft zuſammen, und Freunde, die ihn damals in dieſem Zuſtande ſahen, denken deſſen noch mit innigem Mitgefühl und mit Bewunderung ſeiner Ausdauer. Seiner ſüdlichen Frau konnte es unter dieſen Umſtänden nicht an ihrem jetzigen Wohnorte gefallen, um ſo weniger, da ihre Ankunft gerade gegen den Winter fiel, ſie verſtand die Sprache nicht und konnte die hieſige Art der Haushaltung ſobald nicht erlernen. Wir haben ja im Norden tauſend Sorgen, tauſend Bedürfniſſe, die der glückliche Bewohner des Südens kaum den Namen nach kennt. Alle dieſe kleinen häuslichen Mühen, die gewöhnlich die Hausfrau gern übernimmt, fielen in dieſem Verhältnis ebenfalls auf Fernow zurück, und vermehrten die Laſt des Lebens, die er jetzt ſchwer trug, beträchtlich. Dennoch ließ er ſich nicht niederſchlagen. Einige Auszüge aus Briefen an den Herrn Konſiſtorialrath Böttiger, der fortwährend ſein helfender und tröſtender Freund blieb, werden dem Leſer beweiſen, daß, trotz alles äußern Drucks, ſeine innere Elaſtizität kräftig widerſtrebte, und daß weder ſein ruhig heitrer Sinn, noch ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft, zu Grunde giengen.

* * *

Auszüge aus Briefen von Fernow an Herrn Conſiſtorialrath Böttiger.

I.

Jena, d. 3. Octbr. 1803.

Tauſend Dank, verehrter Freund! für alle neue Beweiſe Ihres unbegränzten Wohlwollens, die ich mit Ihrem letzten Briefe von Ihnen empfangen habe. Ich nehme das mir Geſandte an als Vorſchuß, und weil ich hoffe, denen, die mir dieſe Unterſtützung geben, wo ich ſie gerade bedarf, dafür wieder etwas zum Erſatz geben zu können, was mir keine andre Schuld aufladet, als die, welche ich gegen edelgeſinnte Menſchen gerne trage, die Schuld der Dankbarkeit. Sie werden mich in dieſer Rückſicht, das weiß ich, ſowohl bei der Durchl. Herzogin in Tieffurth, als bei Vater Wieland vertreten.

Wenn nur nicht mein verwünſchter Reiſegefährte, mein Quartanfieber, das ich ſeit vier Wochen nicht ſpürte, wieder gekommen wäre! Ich habe es geſtern zum drittenmale wieder gehabt. Wie unangenehm mir dies gerade gegenwärtig iſt, wo ich recht thätig ſeyn möchte, darf ich Ihnen wohl nicht ſagen; indeſſen thue ich, was ich kann. Vor etwa zehn Tagen bin ich als Prof. extraord. introduzirt worden.

Das Päcklein habe ich denſelben Abend des Tages, da ich es empfieng, an Voß überbracht. Ich war ſchon bei ihm geweſen, und hatte ſchon ein Paar Pfeifen Tabak mit dem Schöpfer des teutſchen Hexameters verraucht. Er iſt wirklich ein Mann, wie aus einer, ich will nicht ſagen höhern, aber beſſern Welt, und ich hoffe, ich werde näher mit ihm bekannt werden.

Es war dieſen Morgen ein junger Kurländer bei mir, der mir verſicherte, daß man es ſehr gern ſehen würde, wenn ich mich über die andern Künſte nur kurz faſſen, und hingegen über die bildenden recht ausführlich ſeyn würde, denn theils habe man ſchon über Poeſie und Beredtſamkeit in den äſthetiſchen Vorleſungen Anderer gehört, theils ſey auch ein andrer Docent hier (Doktor Aſt) der Aeſthetik läſe, und ſich bloß auf jene beiden Zweige einſchränke, und da dieſer von zwei bis drei lieſ't, ſo hätten ſeine Landsleute gehofft, ich würde die Stunden von fünf bis ſechs nehmen. Ich habe bisher noch nichts angekündigt, ich werde mich alſo, da es mir gleichgültig iſt, den Wünſchen der Herren gemäß fügen, ſowohl in Anſehung der Stunde, als der

Materie. Da haben wirs, ſo eben meldet ſich das Fieber in den Fingerſpitzen. Leben Sie wohl.

2.

Jena, d. 20. Nov. 1803.

Ich weiß nicht eigentlich, wie das allgemeine Urtheil oder das pluraliſtiſche der Studierenden über meine Vorleſungen ausgefallen iſt. Bis jetzt iſt darüber noch keine Stimme zu mir gedrungen, alle Schellingianer werden wohl wenig von mir erbaut ſeyn, da ich Sachen vortrage, oder vielmehr bis jetzt vorgetragen habe, die ſo unendlich tief unter ihrem Horizonte in der Region des geſunden Verſtandes liegen. Aber das ſoll mich nicht irre machen; ich werde meiner Ueberzeugung folgen und dieſer auch ganz; denn ſelbſt da, wo ich mit Kant, dem ich ſonſt im Ganzen folge, nicht zuſamenſtimme, verlaſſe ich ihn. Ja, noch mehr, ich will, ſobald meine Zeit es erlaubt, das Schellingſche Syſtem ſtudieren, denn ich halte es für Pflicht, es zu kennen, wenn es mich auch nicht überzeugen ſollte. Finde ich etwas Wahres und Gutes darinnen, wie ich nicht zweifle, ſo werde ich Gebrauch davon zu machen wiſſen, und es in die verſtändliche Sphäre des menſchlichen Verſtandes herabzubringen trachten, damit es den Menſchenkindern ſammt und ſonders nützlich werden könne. Noch habe ich nur tiefer heraufgeholte Prinzipien, eigentlich nichts Neues, in dem, was aus der Schellingſchen Lehre für mein Forum gehört, gefunden. Kant hat im Grunde daſſelbe geſagt, und noch habe ich nicht gefunden, daß man ihn einer eigentlichen Unrichtigkeit gezichen hätte. Mit einem Worte, was ich jetzt noch nicht davon weiß, will ich, ſobald ich kann, kennen lernen und Alles zu meinem Nutzen und Gebrauch treulich anwenden.

Geſtern Abend habe ich mein erſtes Publikum über die Werke der alten bildenden Kunſt, das ich als Fragment der Archäologie ankündigte, vor mehr als hundert anweſenden Studierenden geleſen. Ich hoffe durch dieſe Vorleſung ein Intereſſe für den vollſtändigen Curſus zu wecken, den ich das folgende halbe Jahr über die Kunſt vortragen möchte. Zwei Pferde ziehen mehr als eins, vielleicht kann ich in der Folge noch ein drittes und viertes dazu anſpannen, um mit Ehren durch dies Jammerthal hindurch zu kommen. Ich käme gern nach Weimar hinüber; da ich aber meine Vorleſungen aus Mangel an Uebung im freien Vortrage vom Blatte ableſe, ſo habe ich zu thun, daß ich täglich ſo viel vorarbeite, als ich täglich verbrauche.

Kämpfend gegen Krankheit, häusliche Sorgen, und manchen Verdruß, der auch von außen her über ihn kam, verlebte Fernow dieſen traurigen Winter unter ſteter Arbeit. Das lange Ausbleiben ſeiner Bücher, die wegen Sperrung der Elbe nach Tönningen, ſtatt nach Hamburg, gehen mußten und von deren Ankunft noch immer keine Nachricht einlief, beunruhigte ihn ebenfalls. Daß unter dieſen Umſtänden der Wunſch in ihm aufſtieg, Jena mit einem andern Orte, wo möglich mit Weimar, zu vertauſchen, iſt wohl natürlich. Den 15. Januar 1804 ſchreibt er an Herrn Böttiger: „Mein Fieber ſehe ich nach gerade „ſchon als eine zu meiner Individualität gehörige Eigenſchaft an, und denke es nun bald dahin zu bringen, „meine Vorleſung ſelbſt während des Fiebers zu „halten; wenigſtens bin ich entſchloſſen, es in dieſen „Tagen wirklich zu verſuchen. Ihre Anfrage: ob ich „nicht lieber in Weimar als in Jena leben würde? „glaube ich ohne Anſtand mit Ja beantworten zu können, um ſo eher, da mich in Jena noch nichts feſſelt, und da gerade bis jetzt ſowohl meine Geſundheit,

„als auch das — aller Anfang iſt ſchwer, mir noch „nicht erlaubt haben, viele Annehmlichkeiten in Jena zu „genießen. Es käme nur darauf an, daß ich dort mein „ehrliches und gebührliches Auskommen hätte; das „Nothwendige gewiß, das Bequemliche wollte ich mir „dann ſchon durch eignen Fleiß zu erwerben ſuchen.“

Im Frühlinge dieſes Jahres ward die Stelle des Bibliothekars der verwittweten Herzogin durch Jagemann's Tod erledigt und das Schickſal ſchien ſich wieder mit unſerm Freunde ausſöhnen zu wollen. Die Herzogin, theils auf die Fürſprache ſeiner Freunde, theils gerührt von Fernow's Schickſale und ſeinem Verdienſte, ernannte ihn zu Jagemann's Nachfolger, und machte ihm noch die Hoffnung, ihn zur beſſern Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, den Frühling mit ſich nach Tieffurth, ihrem Sommeraufenthalte, zu nehmen. Frohen Muthes blickte Fernow jetzt wieder in die erheiterte Zukunft. Die Einkünfte ſeiner Stelle waren freilich nicht hinreichend, für ſeine und der Seinigen Exiſtenz; aber dieſe Stelle raubte ihm ſehr wenig Zeit. Die Beſchäftigung, die er dadurch erhielt, war ſo ganz ſeinen Wünſchen angemeſſen, ließ ſich ſo ſchön mit ſeinen Lieblingsarbeiten vereinigen, daß er ſie, wenn ſeine Umſtände es erlaubt hätten, gerne, bloß zu ſeinem Vergnügen, ohne allen Entgelt verwaltet hätte, und ſie brachte ihn in die Nähe einer Fürſtin, die er, und mit ihm alle, die ihm glichen, unausſprechlich ehrte. Wer kennt nicht den verehrten Namen Amalia und ihr unſterbliches Verdienſt um Kunſt und Wiſſenſchaft?

Es iſt eine bekannte Bemerkung, daß die Nähe des erſehnten Ziels unſre Ungeduld vermehrt. Die wenigen Wochen bis Oſtern, die Fernow noch in Jena verweilen mußte, dehnten ſich ihm zu einer unerträglichen Länge aus; ſeine Geſundheit litt fortwährend; das dem Winter ſo ähnliche, kalte Frühjahr, erweckte ſeine Sehnſucht nach Italien. Er ſchrieb den neunten April an Hrn. Böttiger Folgendes: „Was „für ein Wetter haben wir hier ſeit geſtern! Heute „Morgen war alles wieder mit Schnee bedeckt, wie „im Januar. Da lob' ich mir doch Italien; aber ich „mag nicht daran denken, ſonſt vermehrt ſich der „Schmerz in der Leber. Ich ſehne mich nach dem „Frühlinge, und ſetze alle meine Hoffnung auf den „Sommeraufenthalt in Tieffurth. Hier wäre ich „wahrſcheinlich zu Grunde gegangen. Jetzt wünſche „ich gar ſehr, daß nun endlich auch meine Bücher „einmal ankämen, wenn ſie nicht gar verloren ſind;

„ich hätte ſie zu meinen Arbeiten höchſt nöthig, aber „bis jetzt habe ich noch immer nichts davon vernommen. In Teutſchland erfuhr ich in der kurzen Zeit „meines Hierſeyns ſchon mehr Mißgeſchick, als während meines neunjährigen Aufenthalts in Italien. „Der Menſch iſt ein Thor, daß er nicht bleibt, wo „er iſt, und wo ihm wohl iſt. —“

Auszug aus einem Briefe Fernow's an Herrn Conſiſtorialrath Böttiger.

Tieffurth, d. 4. Jun. 1804.

— — Ich bin ehegeſtern Nachmittag hier mit Sack und Pack eingezogen, und habe von meinen kleinen Wohnungen, die übrigens bequem genug für uns ſind, Beſitz genommen. Die Herzogin iſt noch nicht hier, auch iſt bis heute ihre Herüberkunft noch nicht auf den Tag beſtimmt; wahrſcheinlich aber wird dieſe in Zeit von acht Tagen Statt haben. Das ſchöne Frühlingswetter und die Ahnung, daß ich hier wohler ſeyn werde, als im halbverödeten Jena, haben mich früher hergetrieben und die Ankunft der Herzogin nicht erwarten laſſen. Ich habe mich in meiner Erwartung nicht betrogen. Die Natur iſt jetzt hier unausſprechlich ſchön und ich habe geſtern den ganzen kleinen Park die Kreuz und die Quer durchſtrichen. Ich finde ihn nicht nur ſchöner als den Park in Weimar, ſondern auch, wenn Sie es für keine Blasphemie nehmen wollen, in Rückſicht auf bloßen Naturgenuß ſchöner, als — rathen Sie was? — als die Villa Borgheſe bei Rom, die freilich im Kunſtgenuß und in dem, was man pittoresk nennt, dieſer lieblichen teutſchen Naturtochter wieder unendlich überlegen iſt. Aber das erquickende Gefühl eines reinen Naturgenuſſes, der uns für den Augenblick ganz genügt und beſeeligt, iſt, wie ich meine, wohl auch ſo viel werth, als das namenloſe Sehnen und Streben, welches eine Natur im höhern Style und mit den Idealen der Kunſt gegattet, in uns erregt. Für mich wenigſtens, einem Wiedergeneſenden, der einer bloß erquickenden Gegenwart bedarf, die ſeine Kräfte neu belebe und ſeinen Geiſt erheitere, iſt dieſe Empfindung jetzt wohlthätiger, als irgend ein höherer Genuß, welcher wohl auch ſeinen höhern Werth hat, aber mentem sanam in corpore sano vorausſetzt, und Sie wiſſen, wie in dieſem concreten Leben eins von dem andern abhängt. Die froheren Stunden geiſtreicher Unterhaltung, welche auch den Geiſt mächtiger belebt und ſtärkt, als die idealiſche Kunſtnatur, erwarte ich noch, wenn erſt die wohlthätige Fee, die dieſen reizenden Aufenthalt beherrſcht, mit ihren dienenden Geiſtern, ihren Muſenprieſtern und Grazien hier eingetroffen ſeyn wird. Indeſſen will ich hier fortfahren, meine Geſundheit, die, wie es ſcheint, auf guten Wegen iſt, zu pflegen ꝛc.

Welch' einen Sommer hätte Fernow verleben können, ohne dieſe immer wiederkehrende, alle Lebenskraft und Lebensfreude untergrabende Krankheit! Teutſchland ſonnt ſich noch an den Strahlen, die von jenem ſtillen, anſpruchsloſen Hauſe der edlen Fürſtin ausgiengen, und ehrfurchtsvoll muß der Fremde jenem klaſſiſchen Boden, dem kleinen, lieblichen Park von Tieffurth ſich nahn, wo ſie wandelte, deren hochgebildeter Geiſt, deren reine Seele, deren himmliſche Güte alles belebte, vereinte und ordnete. Ein kleiner gewählter Kreis von Männern und Frauen, die dieſer Auszeichnung werth waren, lebte mit ihr; ihre Hausgenoſſen, unter ihnen Wieland, Göthe, Herder, Schiller und noch manche andre Männer, die es verdienten, ſich an dieſe zu reihen, waren ihre täglichen Hausfreunde. Alle intereſſante Fremden, an denen es in Weimar ſelten fehlt, zum Theil wegen der beſuchten Straße, die hindurch führt, noch mehr aber, weil, nach Göthe's Ausſpruch: „ein edler Menſch alle Menſchen anzieht,“ waren freundlich bei ihr aufgenommen, und wohl kann man ſagen:

Germanien nennt keinen großen Namen,
Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.

Folgender an die Herausgeberin gerichteter Abriß von Fernow's Leben in dieſer, troß aller körperlichen Schmerzen, dennoch genußreichen Zeit, iſt ein treuer Bericht eines Augenzeugen, des Geh. Raths v. Einſiedel, des vieljährigen ſehr geſchätzten Hausgenoſſen der verewigten Herzogin, der unſern Fernow ebenfalls von Herzen ſchätzte und liebte, und ihm bis ans Ende durch die innigſte Theilnahme Beweiſe dieſer Freundſchaft gab.

* * *

Herr von Einſiedel an die Herausgeberin dieſer Blätter.

Ich überſende Ihnen zu dem Denkmale, welches Sie dem verewigten Fernow durch ſeine Biographie errichten, einen kleinen Beitrag. Er enthält ſeinen Sommeraufenthalt zu Tiefſurth, den ehemaligen

Landſitz der hochſeeligen verwittweten Herzogin Amalia von Sachſen-Weimar, wo er dieſer Fürſtin und den Perſonen, die ſie umgaben, ein ſehr werthgeſchätzter Geſellſchafter war.

Die Herzogin veranlaßte ihn, dieſen ländlichen Wohnort in den Sommermonaten zu beziehen, wo ſie gewohnt war, ſich mit ihrem Hofe dahin zu begeben. Sie begehrte dies zum Beſten ſeiner ſchon damals leidenden Geſundheit. Aus Schonung für dieſe, deren Pflege ihn einzig beſchäftigen ſollte, entſagte die theilnehmende Fürſtin ſeiner wiſſenſchaftlichen Unterhaltung, der er, als ein Vertrauter der Kunſt und als ein geiſtreicher und geſchmackvoller Kenner der italieniſchen Sprache, ein vielfaches belehrendes Intereſſe zu verleihen vermochte.

Der Anfang des Sommeraufenthalts in Tiefurth war der Erholung unſers leidenden Freundes nicht merklich vortheilhaft. Ein täglich wiederkehrendes Fieber, das mehrere Stunden vor der Abendzeit ſchon eintrat, entzog ihn den angenehmen Spaziergängen dieſes Ortes. Sehr frühe war er genöthigt, die Geſellſchaft zu verlaſſen und in ſeine Wohnung zurückzukehren, um die Ruhe zu genießen, die dieſem fieberhaften, beſchwerlichen Zuſtand einige Linderung verſchaffte. Unſer Freund konnte ſich der ungeſtörten Muße, die dieſer ländliche Aufenthalt für ſeine literariſchen Arbeiten darbot, nicht nach Wunſch erfreun, wie er ſich, gegen den Rath der Aerzte, die ihm alle Anſtrengungen unterſagt hatten, ins Geheim vorgeſetzt hatte. Auf die fieberhaften, ſchlafloſen Nächte folgte gewöhnlich ein ſpäter, langer Schlaf, der jedoch wenig Erquickung gewährte; er raubte ihm die freundlichen Morgenſtunden, und der Vormittag wurde durch den Gebrauch von Bädern verkürzt. Fernow's immer heiterer Geiſt, und ein leidenſchaftliches Bedürfniß, ſich mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, die ſeinen Lieblingsſtudien angehörten, zu beſchäftigen, gaben ihm jedoch die Kraft, die wenigen freien Stunden zu benutzen, und mit der Ausgabe der italieniſchen Dichter, die von ihm ſchon früher vorbereitet war, einen thätigen Anfang zu machen.

Dieſe Beſchäftigung war ein öfterer Gegenſtand der Unterhaltung bei der Mittagstafel, welcher Fernow ununterbrochen beiwohnen konnte, weil er ſich in dieſer Zeit des Tages leidlich wohl befand.

Die Herzogin liebte die italieniſche Sprache vorzüglich; ſie wünſchte den Orlando des Arioſt von Fernow ſich vorleſen zu laſſen, wenn ſeine Geſundheit es ihm erlaube. Er war zu geneigt, dem Wunſche der Fürſtin zu gehorchen, und der Antrag machte ihm ſelbſt zu viel Vergnügen, um dieſe beſorgliche Rückſicht als ein Hinderniß anzuſehen. Die Vorleſungen konnten bloß in den Nachmittagsſtunden ſtatt finden, wo er von den gewohnten Anfällen ganz verſchont war. Man wählte einen Saal im parkartigen Garten dazu aus. Außer den Perſonen, die das Gefolge der Herzogin ausmachten, befand ſich in dem Kreiſe der Zuhörer der verehrte Wieland. Welchen unter allen Dichtern hätte ſich unſer Freund entſchiedner zum Zuhörer wünſchen können, als ihn?

An jedem Tage wurde gewöhnlich ein Geſang dieſer arioſtiſchen Dichtung vorgeleſen; eine anhaltendere Lectüre erlaubte Fernow's Geſundheit nicht.

Späterhin gab der Aufenthalt unſers Freundes in Tieffurth für ſeine Geneſung die beſten Hoffnungen; er hatte viele fieberfreie Tage; er fühlte ſich geſtärkter, und ſelten nur verließ er den geſellſchaftlichen Kreis in den Abendſtunden, wo er gern verweilen mogte.

Sein neunjähriger Aufenthalt in Italien hatte ihm dies Land der Künſte ſo werth gemacht, daß es ihm ein großer Genuß war, von mehreren Perſonen umgeben zu ſeyn, denen ſeine lehrreichen Unterhaltungen darüber, in welchen ſich Klarheit, Geiſt und Gefühl auf eine ſeltene Weiſe vereinigten, nicht fremd waren. Die Herzogin Amalia war eine Freundin der Künſte; die erhabnen Gegenſtände derſelben, die ihr durch eine Reiſe nach Italien bekannt geworden waren, hatten ſich ihrer Erinnerung dauernd eingeprägt; dieſe Unterhaltungen mußten ihr alſo ſehr wohlgefällig ſeyn.

Eine Wiederkehr nach Italien war unſeres Freundes höchſter Wunſch, ich mögte ſagen, der einzige, den ſeine Phantaſie bilden mogte. Ich erinnere mich noch ſeiner Worte bei einem kurzen Spaziergange, den er mit mir machte, und der ihm ſehr ſauer wurde: „Wenn ich,“ ſagte er, „auch zu Fuße, eben ſo „langſam nach Italien reiſen könnte, ich entſchlöſſe „mich mit Freuden dazu.“ Er berechnete, um ſich mit dieſem angenehmen Gedanken eine Zeitlang zu beſchäftigen, die Zahl der Tagereiſen, die er zu dieſer Reiſe brauchen würde, mit vieler Genauigkeit. Der Wunſch, Italien wieder zu ſehen, beſchäftigte ſeine

Fürſtin nicht minder, wiewohl ſie ſich ſelbſt nicht verhelen konnte, wie ſchwer er auszuführen ſey.

Das Ableben der Herzogin im Frühjahr 1807 verwaiſte das anmuthige Tieffurth, deſſen Schöpferin ſie war. Wäre ſie ſpäter in die Ewigkeit übergegangen, als unſer Freund, ſo würde ſie ſeinem Andenken ein Denkmal in dieſem ſtillen Wohnort errichtet haben, wie ſie es Mozart, Herder und Schiller daſelbſt errichtete.

* * *

Fernow's Geſundheit ſtellte ſich nach dieſem, in ſo ſchönen Umgebungen verlebten Sommer merklich her, ja er konnte anfangen, ſich für geneſen zu halten; ſeine Kräfte kehrten wieder, und es war ihm von neuem vergönnt, ſich, ſeinen Freunden und ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen zu leben. Wir haben aus den Jahren 1805 und 1806 verſchiedne Briefe von ihm an ſeine Freunde vor uns liegen, von denen wir hoffen dürfen, daß Auszüge daraus, nach der Zeitfolge geordnet, dem freundlichen Leſer willkommen ſeyn mögten; ſie bezeichnen genau den Gang ſeiner Arbeiten und ſeiner Gedanken in dieſer Zeit.

Auszüge
aus Fernow's Briefen an ſeine Freunde vom Jahr 1805.

An Herrn Conſiſtorialrath Böttiger.

Weimar, d. 10. Februar 1805.

Verehrter Freund, was müſſen Sie von mir denken, und was denken Sie von mir? Ich will mich nicht entſchuldigen noch rechtfertigen, ſondern mich auf Diſcretion ergeben. Ich bin ein erzfauler Briefſteller, wenn nicht gerade wirkliche Veranlaſſungen dazu vorhanden ſind, jetzt um ſo mehr, da ich den ganzen Tag die Feder in der Hand habe. Auch hat kein Menſch, weder in Teutſchland, noch in Rom in der ganzen Zeit einen Brief von mir erhalten, freilich zu meinem eigenen größten Schaden; denn ich habe dafür wieder keine erhalten, und doch habe ich nie zum Briefſchreiben kommen können; ein antiepiſtolariſcher Dämon hat mich beſeſſen; aber ich will ſuchen, ihn auszutreiben, und heute am Tage des Herren will ich den Anfang damit machen. Alſo Vergebung dem reuigen Sünder!

Seit Michaelis bin ich allmählich wieder zur Geſundheit, und mit dieſer zur Thätigkeit zurückgekehrt. Den ganzen Sommer hindurch, der nicht der geſundeſte war, hat das Fieber mich noch jede Nacht in ſeinen Armen gehalten, und mir die Kräfte wieder geraubt, welche ich des Tages geſammelt haben mochte. Darum iſt mir es auch nicht möglich geweſen, mich anders als leidend zu beſchäftigen, und dieſe Unthätigkeit war mir läſtiger, als das Uebel ſelbſt, das ſie verurſachte. Indeſſen habe ich in jener Zeit die Idee zu einer Arbeit gefaßt, die mich ſeither faſt ausſchließend beſchäftigt, auch wohl noch einige Jahre hindurch beſchäftigen wird, ehe ſie zur Ausführung gelangt, und von der ich Ihnen das Weſentlichſte mittheilen mögte, mit der Bitte, mir darüber Ihr Gutachten zu ſagen.

Meine Ausgabe des Arioſt erſcheint dieſe Oſtern in fünf Bänden. Ein Anzeige der Grieſiſchen Ueberſetzung finden Sie in den neueſten Stücken der Jenaiſchen Literatur-Zeitung, desgleichen eine ziemlich große Recenſion eines kleinen, aber reichhaltigen Werks über einige Gegenſtände der teutſchen Sprache von Seidenſticker. Seit einigen Wochen, nachdem ich einigen Perioden meiner größern Arbeit, von der ich Ihnen hernach ſagen werde, geendigt habe, bin ich in's

Rezenſiren gekommen, um mir die Sachen, die man mir aufgetragen hat, mit einem Male vom Halſe zu ſchaffen, und dann den zweiten Perioden ungeſtört zu beginnen.

Die Carſtenſchen Zeichnungen hat der Herzog gekauft, und ſie ſind beſtimmt, den neuen Zimmern der Bibliothek zum Schmuck zu dienen, wo ſie, als an einem öffentlichen Orte von jedem Kunſtliebhaber und Künſtler geſehen werden können. Es ſind etwa dreißig große und kleine. Ich habe ſie wohlfeil weggegeben, aber theils, daß ſie ungetrennt an einem ſicheren Orte aufbewahrt werden, theils daß ich auf dieſe Weiſe noch oft den Anblick derſelben haben kann, theils auch meine gegenwärtigen Bedürfniſſe haben mich dazu bewogen, ſonſt hätte ich, wenn ich bloß auf baaren Vortheil hätte Rückſicht nehmen wollen, Gelegenheit gehabt, ſie vereinzelt und theurer zu verkaufen; aber auf dieſe Weiſe wäre mit der Zerſtreuung auch Carſtens Andenken verloren gegangen, und das wollte ich nicht.

Der Transport meiner Bücher von Rom bis hierher hat mir nicht weniger, als 417 Thaler gekoſtet, die mir nach und nach meine Ausgabe der Italieniſchen

Klaſſiker wieder erſetzen ſoll. Meine Krankheit koſtete mir weit über 100 Thaler. Nun denken Sie ſich noch hinzu, was man zur nothdürftigen Einrichtung bedarf, und Sie werden überzeugt ſeyn, daß ich alle Saiten anſpannen muß, um oben aufſchwimmen zu können.

Schiller iſt faſt den ganzen Winter durch unpäßlich geweſen, auch Vater Wieland einige Mal, und wer iſt nicht dieſen Winter krank geweſen? Mein kleiner Romano war vor einiger Zeit in Lebensgefahr; meine Frau iſt in dieſem Augenblicke wieder krank. Die Teutſchen ſollten eine neue Auswanderung nach Italien machen, wo man wenigſtens einen geſunden Winter hat.

Wenn ich nicht unaufhörlich mit dem Geiſte in Italien lebte, und dadurch die häßliche Gegenwart wegtäuſchte, ſo würde ich's auch nicht aushalten.

Weimar, d. 10. Febr. 1805.

— Jetzt etwas über das große Opus, mit deſſen Ausführung ich umgehe: Mir kam die Idee, es müßte intereſſant ſeyn, die geſammten Nachkommen und Abſtämmlinge der verſtorbenen Lateiniſchen Sprache, welche ſich in den Töchterſprachen derſelben, der Italieniſchen, Spaniſchen, Portugieſiſchen und Franzöſiſchen erhalten haben, gleichſam unter einem Geſichtspunkt, etymologiſch unter ihre Stammwörter geordnet, aufzuſtellen; und ich bekam Luſt, mich an dieſer Arbeit zu verſuchen. Da aber auf dieſe Weiſe aus allen vier Töchterſprachen nur ein anſehnlicher Theil, und kein einziger vollſtändig in einem ſolchen Werke erſcheinen würde, ſo ſchien es mir nachher beſſer, die Italieniſche, als die Erſtgeborne und am reichſten ausgeſtattete Tochter vollſtändig alphabetiſch nach ihren Nennwörtern geordnet, aufmarſchieren zu laſſen, und ihren Ableitungen dann die Lateiniſchen Abſtämmlinge in jenen andern drei Schweſtern beizuordnen; auf dieſe Weiſe würde wenigſtens eine der Töchterſprachen vollſtändig gegeben, und da dieſe zugleich eine große Menge Wörter nordiſcher Abſtammung enthält, welche von den Italieniſchen Etymologen, die keine der nördlichen Sprachen verſtanden, faſt alle irrig vom Griechiſchen, Arabiſchen, Hebräiſchen, Syriſchen, Armeniſchen u. ſ. w. ſind abgeleitet worden, ſo hätte ich da ein weites Feld eigner Wortforſchung vor mir, worin ich auch bereits viele Materialien geſammelt habe. Meine erſte Beſchäftigung zu dieſem Zwecke würde nun ſeyn, die alphabetiſche Ordnung der Italieniſchen, Franzöſiſchen, Spaniſchen und Portugieſiſchen Wörterbücher zu deſtruiren, dagegen alle abgeleitete Wörter ihren Stammwörtern unter zu ordnen, und bloß dieſe letztern alphabetiſch zu ordnen. Dieſes habe ich auch bereits mit dem Wörterbuche der Italieniſchen Sprache gethan und dabei volle drei Monate unter täglicher, wenigſtens fünfſtündiger Arbeit zugebracht. Ein Gleiches fange ich jetzt mit dem Franzöſiſchen Wörterbuche an. Nun iſt mir aber bei dem weitern Fortrücken in der Arbeit, eine neue Erweiterung meines Planes in den Sinn gekommen, nach welcher die Ausführung, alle 4 Sprachen in ihrer Vollſtändigkeit umfaſſen würde, wobei denn doch immer die etymologiſche Ordnung nach den Stammwörtern, denen alle ihre Abſtämmlinge nach den Graden der Verwandtſchaft untergeordnet würden, herrſchen ſollte, aber die Stammwörter aller vier Sprachen ſollten nur zuſammen ein Alphabet formiren, und jedes Wort durch it. ſp. p. fr. unterſchieden werden, zu welcher der vier Sprachen es gehöre. Auf dieſe Weiſe hätte man ein vollſtändiges Polyglott der von der Lateiniſchen abſtammenden Töchterſprachen. Da in der Spaniſchen und Portugieſiſchen Sprache eine Menge Wörter aus dem Arabiſchen abſtammen, ſo würde ich mir für dieſe allenfalls fremder Beihülfe bedienen müſſen;

doch hat man auch hierin ſchon mehrere gute Vorarbeiten, die ich, ſo viel als möglich, benutzen werde. Ich hoffe, wenn keine bedeutenden Hinderniſſe dazwiſchen kommen, in Jahresfriſt mit der Unterordnung der Wörter unter ihre Stammwörter in allen vier Sprachen fertig zu werden. Erſt dann kann ich an die Reconſtruction denken, wodurch alle in ein Alphabet vereinigt werden müſſen. Um dann aber in dieſem Werke jedes abgeleitete Wort aufzufinden; ſo müßte ein vollſtändiges alphabetiſches Wortverzeichniß aller vier Sprachen, als Index in einem beſondern Bande, mit Angabe entweder des Stammworts, oder der Seitenzahl, dazu geliefert werden. Da dieſes Werk nun keinen Teutſch-Italieniſchen Theil bedarf, auch alle Phraſen und Redensarten wegbleiben, und bloß die eigentlichen und figürlichen Bedeutungen der Wörter angegeben werden, und überdies auch durch die etymologiſche Unterordnung Vieles kürzer gefaßt, oder gar weggelaſſen werden kann, was in einer ſolchen Anordnung ſich von ſelbſt verſteht, und es ferner überhaupt kein Buch für Schulknaben und für Anfänger wird, ſo bin ich in der Meinung, daß dies Werk ſich etwa in einem Volumen würde liefern laſſen, welches dem kleinern Schwanſchen Wörterbuche in vier Bänden bei Cotta etwa gleich, wenigſtens nicht viel ſtärker werden würde. —

Was halten Sie von dieſer Unternehmung? Sind Sie der Meinung, daß ich den letztern erweiterten oder den andern, bloß die Italieniſche Sprache vollſtändig umfaſſenden, Plan zur Ausführung wähle? Dieſer wird weniger Zeit und Arbeit und Papier erfordern; der größere Plan reizt mich mehr wegen ſeiner Vollſtändigkeit, obgleich ich wohl einſehe, wie viel größer die Schwierigkeiten der Ausführung ſind; indeſſen mache ich mich auch nicht anheiſchig, jedes Wortes Urſprung anzugeben, ſondern bloß den Urſprung derer, wo ich ihn habe auffinden können. Ich wünſche erſt über den Plan mit mir ſelbſt völlig einig zu ſeyn, und dann die Arbeit bis auf einen gewiſſen Punkt gebracht zu haben, ehe ich davon etwas im Publikum möchte verlauten laſſen; wenigſtens will ich den Stoff dazu erſt vollſtändig beiſammen haben. Mit den Hülfsmitteln zu dieſer Arbeit, z. B. den beſten Wörterbüchern aller vier Sprachen bin ich verſehen, auch hat die hieſige Bibliothek einen guten Vorrath an etymologiſchen Werken; ich hoffe alſo, daß mir nichts Vorzügliches, was ich als Vorarbeit benutzen könnte, entgehen wird. In ein Paar Jahren glaube ich mit der Arbeit ſo weit vorzurücken, daß ich dann an den Druck denken kann, und mit dieſer Arbeit denke ich denn auch den wackern Cotta, der mich bisher noch nie gemahnt, ſondern bloß nach dem Druck der Grammatik den Beſtand meiner Rechnung bei ihm, zugeſandt hat, meine Schuld abzutragen. Ich habe ihm bereits von meinem Project geſchrieben und erwarte noch ſeine Antwort; e tanto basti!

Auszug eines Briefes an einen Freund.

Weimar, d. 14. April 1805.

— — — So gehen Tage und Jahreszeiten in der einförmigen Lebens= und Beſchäftigungsweiſe dahin, wenn nicht Hauptveränderungen dieſelben unterbrechen, um eine neue Epoche unſers Lebens zu bezeichnen. So ſind mir die zehn Jahre meines Römiſchen Lebens, wie zehn Monate hingefloſſen. Jetzt bin ich nach einer etwas langen Störung, die durch meine Rückkehr in's Vaterland veranlaßt wurde, ziemlich wieder in's Gleis gerückt, und hoffe, mich auch allmälich wieder an's nordiſche Klima zu gewöhnen.

Ungern habe ich in Deinem Briefe geleſen, daß Du, den ich mir ſonſt immer als den Repräſentanten des Frohſinns dachte, von hypochondriſchen Grillen und Launen geplagt biſt, deren Du Dich nicht erwehren kannſt. Vielleicht, wenn es Dir gelingt, die Quelle dieſer Verſtimmung Deines Gemüthes zu entdecken, wenn Du erſt weißt, ob ſie phyſiſch in Deinem Körper, oder in den äußern Umgebungen liege? ſo gelingt es Dir dann auch, Mittel zu finden, Dir jenen Feind vom Leibe zu halten, oder ihn ganz zu verjagen.

Ich glaube ein bewährtes Mittel gegen dieſen unſeligen Hang zur Hypochondrie iſt ein liebendes und geliebtes Weſen, das unſre innigſte Vertraute und Freundin iſt, durch deſſen Mithülfe wir uns vervielfältigen und verjüngen. Jeder andre vertraute Umgang mit Weibern, der bloß den Sinn befriedigt, füllt das Bedürfniß des Herzens nicht aus, welches doch eigentlich das dauernde, jenes nur das vorübergehende iſt. Ich würde Dir alſo nicht, wie Hamlet Ophelien rathen: geh in ein Nonnenkloſter! ſondern lieber: Nimm ein Weib! Dieſes Mittel feſſelt zwar die ungebundene Willkür und den freien Mann an eine Erdſcholle; aber das thut ja auch ſchon jedes Amt und es erlöſet dagegen auch von manchem Uebel des Leibes und der Seele. Daß man ein gutes, wenigſtens leibliches Exemplar von dem Meiſterſtücke der Schöpfung dazu wählen müſſe, verſteht ſich, denn ſonſt kann ſich's auch ergeben, daß man den Teufel mit

Beelzebub austreibt, und wie ein Italieniſches Sprichwort ſagt, aus der Pfanne in die Kohlen fällt. Nächſt dem kenne ich noch ein recht probates Mittel für den Hypochonder, das man auch in Gemeinſchaft mit dem oben empfohlnen ſehr wohl brauchen kann, die Beſchäftigung mit den Künſten und den Genuß, den ſie geben. Dieſes Mittel darf ich Dir nicht empfehlen, denn ich weiß, Du liebſt und übſt ſie, und ich hoffe, daß der Umgang mit ihnen nicht ohne wohlthätige Wirkung für Dein ganzes Weſen iſt. Auf jeden Fall ermahne ich Dich, den hohen Werth des Schönen für die innere Harmonie der Triebe und für die Heiterkeit des Gemüths, die daraus hervorgeht, recht lebendig anzuerkennen, und zu Deiner Heilung zu benutzen. Nur muß auf der andern Seite nicht geſchehen, was bei vielen geſchieht. Die Beſchäftigung mit dem Schönen und der Kunſt, die uns in eine ideelle Welt erhebt, darf uns für die wirkliche nicht verſteinern, ſondern ſie ſoll Muth geben, die Plackereien und Armſeligkeiten derſelben froh zu ertragen. Die Künſte leiſten uns keinen ſchlimmern Dienſt, als wenn ihr Genuß uns verwöhnt, und für die Disharmonien des wirklichen Lebens, die ſie auflöſen ſollen, nur noch empfänglicher macht.

Auch mir würde es eines der wünſchenswertheſten Geſchenke des Schickſals ſeyn, wenn ich Dich mehr in der Nähe hätte, und Deinen Umgang oft genießen könnte. Ich wollte mir's zum höchſten Zwecke unſers Umgangs machen, den Popanz, der Dich auf Deiner ſchönen Inſel plagt und neckt, zu verbannen, und ich hoffe, es ſollte mir gelingen durch bloße Antipathie; denn bis jetzt hat, dem Himmel ſey Dank, noch keine Stunde lang eine trübe Laune in meinem Kopfe gehauſ't, und noch weiß ich nicht, was Hypochondrie für ein Ding iſt, außer vom Hörenſagen. —

Göthe iſt dieſen Winter hindurch einige Mal ſehr gefährlich krank geweſen, ſo daß man für ſein Leben beſorgt war. Und wer wünſcht zu erleben, daß dieſer Angelſtern unſerer Kunſt und des teutſchen Geſchmacks untergehe? Ich bin während dieſes Winters zur Zeit ſeiner Rekonvalescenz oft des Abends bei Göthen geweſen, weil ich wußte, daß ihm in dieſen Stunden, wo er doch nicht arbeiten konnte, Geſellſchaft und Unterhaltung angenehm iſt. Außer mir durften nur wenige Freunde ſo ohne Umſtände zu ihm kommen, Schiller's nicht zu erwähnen, der natürlich mit ſeinem Titanenbruder in der genauſten Freundſchaft lebt. —

— Ich bin zufrieden, wenn ich zuweilen ein Paar Stunden in Göthe's oder Schiller's Unterhaltung verleben kann; dann und wann bin ich bei der Herzogin, oder denen, die ſie zunächſt umgeben, oder im Hauſe des Geheimenraths von Wollzogen, deſſen Frau, die Verfaſſerin der Agnes von Lilien, intereſſant und geiſtreich iſt. Das iſt genug Zerſtreuung für mich, der an keine Geſellſchaft gewöhnt iſt. Ich finde überall lange Weile, wo mein Geiſt nicht intereſſirt wird, oder wo ich mich nicht über Gegenſtände, die in den kleinen Kreis meines Studiums fallen, lehrreich mit Jemand unterhalten kann. In dieſer Hinſicht iſt mir der Umgang des hieſigen Bibliothek-Sekretair Schmidt intereſſant, der neben der alten Literatur auch die neue der andern Nationen ſehr gut kennt, beſonders die Italieniſche. Dann und wann ſehe ich auch wohl Jena, und noch erſt kürzlich habe ich daſelbſt drei ſehr angenehme Tage im Hauſe von Voß verlebt, der jetzt die Ueberſetzungen des Theokrit, des Heſiod und der Argonauten, des Orpheus fertig liegen hat, wozu er aber erſt den Kommentar ausarbeiten will, ehe ſie gedruckt werden. Aus dem Heſiod hat er mir verſchiedene treffliche Stellen vorgeleſen. — Was hat Voſſens letzte Recenſion des Wismayerſchen Lehr- und Studienplans für die Baierſchen Länder, die ſehr kräftig und ein Wort zu ſeiner Zeit gegen den ſchleichenden Katholicismus iſt, bei euch für Senſation gemacht? Ihr habt jetzt auch in eurer Gegend einen ſolchen Conflikt zwiſchen Aufklärung und Ausklärung.

Es thut mir leid, daß Du die Italieniſche Literatur nicht mehr kultivirt haſt. Sie hat doch in dem poetiſchen Theile unter den Neuen, Shakespeare und Göthen ausgenommen, nicht ihres gleichen; wenigſtens hat keine andere Nation epiſche Dichter, wie Taſſo und Arioſt und lyriſche, die den Petrarka überträfen. Und dann überdieß die herrliche Sprache, die mir immer beſſer gefällt, je länger und mehr ich mit ihr vertraut werde. Sie iſt mir in Vergleichung mit der Teutſchen, was die Geliebte gegen die Gattin. Dieſe ſchätzt man aus Gewohnheit und alter Anhänglichkeit, mit jener ergötzt man ſich und weidet ſich an ihren Reizen. Für mich iſt es kein kleiner Erſatz für die Trennung von Italien, daß ich mein kleines Welſchland im Hauſe habe, daß ich in Weimar Mehrere finde, die in Italien gelebt haben, und die eine Liebe für dies ſchöne Land hegen, von der ein Nordländer ſich keinen Begriff machen kann, wenn er nicht eine gewiſſe Zeit dort gelebt hat, u. ſ. w.

Auszug aus Briefen an Herrn Hofrath Böttiger.

Weimar, d. 8. Jul. 1805.

— — — Ich habe mich während der letzten Monate faſt ausſchließend mit der Carſtenſchen Lebensbeſchreibung beſchäftigt, und ich hoffe, ſie ſoll intereſſant werden, nicht ſo wohl des äußern Lebens, als vielmehr des Entwickelungs- und Bildungs-Ganges wegen, den ich darinnen ausführlich dargelegt, und wobei ich Gelegenheit gefunden habe, viel Betrachtungen über Kunſt und Kunſtſtudium beizufügen, die, wie ich hoffe, nicht ganz zwecklos beigebracht ſeyn ſollen. Auch wird es einiges Aufſehen, beſonders in Berlin machen, durch des Künſtlers Verhältniß mit der Akademie, das zuletzt in einen Zwiſt mit dem Miniſter von Heiniz endete, deſſen Hergang mit Hinzufügung des Briefwechſels vollſtändig darin mitgetheilt iſt; ich glaubte mich um ſo eher dazu berechtigt, da beide Partheien todt ſind, und weil ich die Sache in den Geſichtspunkt geſetzt habe, daß man ſieht, wie beide an ihrer Stelle Recht und nur dadurch Unrecht haben, daß die Verhältniſſe eines Miniſters und eines Künſtlers nicht verträglich waren. — — —

Ich bin dieſen Sommer nicht in Tieffurth, ſondern in Weimar, weil ich in kurzem meiner Frau

Niederkunft erwarte. Für mich iſt's ebenfalls vortheilhafter hier zu ſeyn, weil man in Tieffurth wenig arbeitet, und dieſen Sommer darf ich nicht ſo unthätig ſeyn, als ich den vorigen ſeyn mußte. Der Verfaſſer der Notti Romane, den ich perſönlich ſehr wohl kenne, iſt ein gewiſſer Conte Verri. Ich glaube ſehr wohl, daß es ſich der Mühe verlohnte, in Teutſchland einen Nachdruck davon zu veranſtalten, man müßte nur das Werk ſelbſt vorher gehörig bekannt machen, damit es die Aufmerkſamkeit des Publikums erregte, und die Schätzung erhielte, die es wirklich verdient. Die Italieniſche Literatur hat wenig ſo ſchön geſchriebene, ſo geiſtreich gedachte und ſo kraftvoll dargeſtellte Werke, und ich halte dafür, daß es nicht möglich ſeyn dürfte eine Ueberſetzung, die das Original erreichte, davon zu machen. Dieſe Art von Proſe, worin ſich der ganze Pomp der Italieniſchen Sprache und ihr harmoniſches Vollgetön entfalten kann, ſcheint dem Genius unſerer Sprache, der wieder ſeine eignen Unnachahmlichkeiten hat, nicht angemeſſen. Um ſich davon zu überzeugen, darf man nur mit einem Kapitel die Probe machen, und ein Paar unpartheiiſche Ohren an den Kopf ſchnallen.

Weimar, d. 4. Aug. 1805.

— — — Gall iſt zwei Tage lang hier geweſen; den erſten Tag ſpeiſete er bei unſrer verehrten Herzogin in Tieffurt, wo eine Geſellſchaft von vierzehn Perſonen, lauter Männer, zu Tiſche war, unter denen auch ich mich befand. In der That ein intereſſanter Mann, der Zutrauen einflößt, durch den ruhig heitern und ſichern Blick, womit er die Natur ſchauet. Hier iſt mehr als Lavater, gerade das Gegentheil! Enthuſiasmus für die Sache, aber ohne Schwärmerei, wie es bei jedem ſeyn ſoll, der eine Wahrheit zu erforſchen ſich vorgenommen hat. Unſere Herzogin war ganz von Gall eingenommen, ſobald ſie ihn geſprochen hatte, und ich denke, ſie iſt's noch. Einen Beweis davon giebt die Wißbegierde, die ſie auch nach Jena zu ſeinen Vorleſungen getrieben hat, und wo ſie ſo lange bleiben wird, als dieſe dauern. Sie wiſſen, daß die Herzogin den vortrefflichen Zug in ihrem Character hat, der ſich wohl nur bei wenigen fürſtlichen Perſonen findet, daß vor allen Dingen der Menſch ſie intereſſiren, und ihr Zutrauen gewinnen muß, deſſen Virtuoſität ſie ſchätzen ſoll. Dieß ſcheint auch der Fall mit Gall zu ſeyn. Er hat ihr perſönliches Zutrauen gewonnen, nun traut ſie auch auf ſeine Lehre. Wenn Gall hier 60 Subſcridenten findet, ſo will er auch hier leſen, und wahrſcheinlich wird auch gegen dieſe Zeit der Hof von Wilhelmsthal zurückkommen. Unſre Herzogin hat indeſſen auf jeden Fall für rathſam gehalten, das Gewiſſe für's Ungewiſſe zu nehmen. Müßte ich nicht in täglicher Erwartung der Niederkunft meiner Frau hier in Weimar bleiben, ſo wäre ich auch hinüber gegangen. Jetzt will ich abwarten, daß er zu uns kommt. Göthe und auch Wolf ſind, wie ich höre, von Gall's Vorleſungen gleichfalls ſehr erbaut, und über ihr Erwarten befriedigt. Man ſieht, welche angenehme Erſcheinung jetzt einmal ein tüchtiger Empiriker iſt. Wir haben uns ſo in die Tranſcendenz verſtiegen, daß wir das Wohlthätige und Erquickende der Erfahrung kaum mehr kennen.

Von Herrn Aſt iſt eine Kunſtlehre oder Aeſthetik nach Schellingſchen Grundſätzen erſchienen, die viel Gutes enthält, wenn ſie nur von der ſchrecklichen Schulterminologie gereinigt wäre. Sie hat wenigſtens das Verdienſt eines ſyſtematiſchen Zuſammenhanges, doch wollen mir die erſten Gründe noch nicht einleuchten, und ich werde ſchwerlich je zu der intellektuellen Anſchauung gelangen, aus welcher die Seher der neueſten Philoſophie ihre überirdiſche Weisheit ſchöpfen. Das, was ich Religion nenne, iſt mir für alle Poeſie, und der Gegenſtand dieſer Religion für alle Philoſophie zu erhaben, und für das, was man gewöhnlich Religion nennt, ſind mir Poeſie und Kunſt wieder zu heilig, als daß ſie dem Betruge, oder der Schwärmerei oder dem Aberglauben dienen ſollten. Ich ſehe alſo die nothwendige Abhängigkeit der einen von der andern nicht ein, habe auch gegen den Kunſtpietiſmus in dem Leben meines Freundes Carſtens etwas geſagt, das den Frömmlingen, oder denen, die es zu ſeyn heucheln, wohl ſchwerlich gefallen wird.

Weimar, d. 20. Septbr. 1805.

Gall hat hier in Weimar recht ſehr gefallen. Ich für meinen Theil bin der Meinung, daß Gall's Lehre in der Hauptſache, ſo wohl was ſeine anatomiſchen Entdeckungen, als auch was die von ſo vielen bezweifelte und angefochtene Organenlehre betrifft, Wahrheit zum Grunde hat. Sie ſtimmt mit dem, was ich ſonſt wohl über die Natur unſers Weſens geahnet und vermuthet habe, und was zwiſchen Materialiſmus und Idealiſmus in der Mitte liegt, recht gut überein. Schade nur, daß es dem guten Gall zu ſehr an Ausbildung der philoſophiſchen Denkkraft fehlt, um die Brühe des Raiſonnements, die er doch durchaus über ſeine Erfahrungsklöße gießen muß, etwas ſchmackhafter und tüchtiger zu bereiten. Gewiß iſt ſeine Lehre ein Theil eines großen Ganzen, wozu eben ſo nothwendig die Empirie, als die tranſcendente Naturphiloſophie gehören; nur wäre zu wünſchen, daß beide neben einander friedlich hergehen, und einander in gebührenden Ehren halten möchten. Leider! ſchimpft Gall auf die Philoſophie, ohne ſie zu kennen, und die Naturphiloſophen ſchimpfen auf Gall, und wollen den menſchlichen Schädel nach ihrem dreieinigen Triangel conſtruiren.

Jetzt ſoll ich Ihnen auch etwas von mir ſagen. Meine Frau hat mir vor vier Wochen einen zweiten Sohn geboren. Beide ſind jetzt wohl und geſund. Mit der löblichen Pathenſchaft habe ich Niemand beläſtigt, ſondern dieſe kleine Mühe, wie billig, ſelbſt übernommen. Indeſſen iſt dabei, wie Sie leicht denken können, aller Einſchränkungen ungeachtet, der Säckel ein wenig ſchlaff geworden. Es iſt mir deshalb ſehr angenehm, daß endlich in Herrn Hartknoch ein Geburtshelfer für meinen kleinen Carſtens gefunden worden iſt. Ich bin ſchon zufrieden, daß das opusculum nur zur Welt gefördert wird und zwar in dieſen drangvollen Zeiten, wo wenig zu hoffen und viel zu fürchten iſt.

In Tieffurt iſt Alles recht wohl; ich bin den Sommer über, wegen des ſchlechten Wetters nur ſelten unten geweſen; öfter aber geh ich ſeit einiger Zeit in den heißen September-Tagen, die wir jetzt genieſſen, hin. Es iſt jetzt in der That eine recht Italieniſche Hitze, und ein ſo ebner, rein entwölkter Himmel, wie man ihn nur im ſehnſuchtswerthen Auſonien findet. Schade, daß die Gunſtbezeugungen ſo ſelten, von ſo kurzer Dauer ſind, und bloß dienen, die Sehnſucht nach Italien wieder um ſo lebhafter aufzuregen. Der iſt glücklicher, der nie da war; denn er kennt dieſes Heimweh nicht, und iſt an die nordiſche Dürftigkeit und proſaiſche Gemeinheit der Natur gewöhnt. Hätte ich nur die Mittel, ſo wollte ich gleich wieder meine Lenden gürten, und zurückkehren in die glückliche Wüſte, wo ſich es, trotz dem Bonſtettenſchen Jammer, beſſer lebt, als in jedem nordiſchen Paradieſe, wo man der ſtiefmütterlichen Natur zum Trotz Vergnügen und Genuß in Treibhäuſern und Schießhäuſern zu erzielen ſucht.

Weimar, d. 11 Oktbr. 1805.

Ihre Güte offenbart ſich immer preißwürdiger an mir. Neulich hat mir der Buchhändler Geßner durch Wieland den Antrag thun laſſen, daß er die Sammlung meiner kleinen Aufſätze in Verlag nehmen will, und ich bin deshalb noch heute an ihn zu ſchreiben im Begriff. Zu Oſtern kann der erſte Theil erſcheinen; ich werde meinen Aufſatz über Canova hineinbringen, der jetzt wahrſcheinlich a proposito kommt, da nun das Monument in Wien aufgeſtellt iſt, worüber wahrſcheinlich viel geſchrieben werden wird. Es verdient auch in gewiſſer Hinſicht wahrlich viel Lob und wird ihm in Teutſchland ſeinen Ruhm erhöhen; aber die neuern Künſtler haben mit ihren Arbeiten meiſtens das Unglück, daß der Kern nichts taugt, daß die Idee nicht glücklich gefaßt iſt, und das dürfte man auch dieſem Monument wohl vorwerfen, ſo viel Lob es ſonſt in der Ausführung verdient. — — Der zu meinen Aufſätzen gewählte Titel Römiſche Studien, ſchien mir deshalb vorzüglich vortheilhaft, weil er beſſer, als ein anderer das Eigenthümliche derſelben charakteriſirt, und zugleich das Magiſche, welche das Wort Rom mit ſich führt, auf das Buch überträgt. Ein ſolcher Reflex iſt um ſo vortheilhafter, da er keine Charlatanerie zeigt, ſondern nur dem Kinde ſeinen rechten Namen giebt.

Fernow's Geſundheit war noch immer wankend. Das Fieber hatte ihn zwar verlaſſen, aber ſeine erſchöpften Kräfte ſtellten ſich nur ſehr langſam wieder her. Ruhig und zufrieden, in ſtiller Thätigkeit verlebte er indeſſen auf die von ihm oben beſchriebene Weiſe dieſen Winter und den darauf folgenden Frühling und Sommer. Er vollendete in dieſer Zeit ſeine Ausgabe des Petrark und ſeine römiſchen Studien, von denen die zwei erſten Bände gedruckt wurden, während er an die Aufſäze, die der dritte ſpäter erſchienene Theil enthalten ſollte, die letzte Hand legte. Im Auguſt fand er Gelegenheit in der Geſellſchaft eines ſeiner Weimariſchen Freunde die längſt gewünſchte Reiſe nach Dresden anzutreten. Das Nähere über die Veranlaſſung dieſer Reiſe enthält folgender Brief an ſeinen Freund, den Geſchichtsmaler Gerhard von Kügelchen.

An Herrn von Kügelchen.

Weimar, d. 7. Aug. 1806.

Dein mir im Juni geſchriebener Brief hat mir eine herzliche Freude gemacht, um ſo mehr, da Du mir meldeſt, daß meine Opera Dir nicht mißfallen haben, und ich aus Deinem ganzen Briefe den regen Eifer ſehe, mit welchem Du in Deiner Kunſt zum Beßren ſtrebſt, ohne Dich von der Ohnmacht und Gleichgültigkeit, womit Du um Dich her die Kunſt treiben und behandeln ſiehſt, von Deinen edlen Vorſätzen abwendig machen zu laſſen. So muß es ſeyn. Wer nicht die Kunſt um ihrer ſelbſt willen liebt, wer ſein Intereſſe und ſeinen Geſchmack nach dem Geſchmack und Intereſſe des Publikums ſtimmt, der hat keine reine Liebe zur Kunſt und ich denke, der Künſtler, dem es wirklich mit ſeiner Kunſt Ernſt iſt, der einmal weiß, was er will, was er ſoll und ungefähr von ſeinen Kräften weiß, was er kann, der wird ſich weder von dem verkehrten Treiben der Kunſt, noch von dem verworrenen Geſchwätze der Kenner und Laien irre machen laſſen, ſondern muthig und zu ſeiner eignen Befriedigung ſeinen Weg fortgehn. Es verſteht ſich, daß er mit Ueberzeugung von ſich ſagen könne, er ſey auf dem rechten Wege, und habe das wahre Ziel ſeines Strebens richtig in's Auge gefaßt.

So viel ich aus den mir ſehr intereſſanten Aeußerungen Deines Briefs abnehmen kann, darf ich hoffen, daß Du dieſen wahren Weg wirklich erkennſt und wandelſt, und ich habe die frohe Hoffnung, mich bald mit eignen Augen davon überzeugen zu können, da ich höchſt wahrſcheinlich gegen Ende dieſes Monats nach Dresden kommen werde. Da würde ich denn auch wohl von Deiner freundlichen Einladung, bei Dir zu wohnen, Gebrauch machen, wenn ich nur gewiß wüßte, daß ich Dir und Deiner lieben Frau nicht läſtig falle. Mein Vorſatz iſt, drei bis vier Wochen dort zu bleiben. So groß mein Verlangen, Dresden zu ſehen, immer ſchon war, ſo wäre ich doch vielleicht dies Jahr noch nicht gekommen, ſondern hätte gewartet, bis meine Herzogin noch einmal hinreiſ'te; aber ich habe mich entſchloſſen, noch dies Jahr hinzugehen, da ich es zu meinen Arbeiten, die ich für den Winter vorhabe, bedarf, einige der dortigen Kunſtwerke, beſonders die Corregios zu ſehen, von denen ich noch bisher zu wenig kannte, um mir eine vollſtändige Vorſtellung von dieſem Künſtler zu machen.

Deine über die Kunſt geäußerten Gedanken und die Aufmerkſamkeit, welche Du meinen Aufſätzen gewidmet haſt, ſind mir beſonders erfreulich geweſen.

So wie es mir unendlich lieber iſt einen denkenden Künſtler zu finden, als zehn denkende Gelehrte, (wie es denn auch zehnmal ſeltner iſt) ſo giebt es mir auch eine beſondre Befriedigung, mich mit denkenden Künſtlern über ihre Kunſt unterhalten zu können, da man gewiß iſt, bei dieſem Tauſche der Gedanken und Anſichten immer etwas zu lernen und ſeine eignen Ideen mehr zu entwickeln. Wenn ich behaupte, daß die griechiſche Kunſt für alle Zeiten und Künſtler ewig das erſte und vornehmſte Muſter ihrer Bildung ſeyn müſſe, ſo verſtehe ich darunter nicht die beſondere Bildung des Malers für ſein Fach, ſondern die Bildung für Idealität und Styl, welche allen bildenden Künſten gemein iſt. Wenn ich, wie in Carſten's Leben, von der Bildung des Malers im Beſondern ſpreche, ſo habe ich nicht leicht auch den Raphael zu erwähnen vergeſſen, der hier das vornehmſte Muſter iſt, weil er das Weſen und den Geiſt der Malerei am vollkommenſten in ſeinen Werken ausgedrückt hat, weshalb er auch der Einzige unter allen neuern Malern iſt, der den Künſtler, welcher ſich nach ihm bilden will, nie irre leiten, vielmehr ihn zum Höchſten, das er ſelbſt nur ſelten erreicht hat, hinanführen kann, in ſo fern deſſen Genie ihn einer ſolchen Stufe fähig macht. Für den Bildhauer ſind die alten

Bildwerke zunächſt und einzig Muſter; und es läßt ſich aus der Natur des Ideals bis zur völligen Evidenz erweiſen, daß in der Sculptur kein anderer Styl möglich iſt, als der, welchen die Antiken zur höchſten Reinheit und Vollkommenheit ausgebildet haben. Daher auch alle andere Wege in ihr bloß Abwege ſind und ſeyn können. Nur verſteht ſich, ſollen auch die Antiken nicht bloß nachgeahmt, noch viel weniger ſclaviſch und geiſtlos nachgeahmt werden, ſondern der Künſtler ſoll ſich mit Sinn und Geiſt und Gefühl ſo in ihre Vorſtellungsart hinein verſetzen, ſo in ihren Styl ſich hineinbilden, daß er ihm zur andern Natur werde, daß er ſich ſeine Erfindungen nicht anders denken könne; denn ſo lange der Styl noch nicht dem Künſtler zur Natur geworden iſt, ſo iſt er auch noch nicht mit ſich ſelbſt einig, ſo ſchwankt er noch zwiſchen der eignen individuellen Vorſtellungsart und dem Objectiven der Kunſt; ſeine Werke ſind noch nicht durchaus reine Organiſationen ſeines Geiſtes, ſondern bloß künſtliche Produkte. Die Kunſt iſt freilich an ſich Kunſt und von der Natur verſchieden; aber in dem Künſtler iſt ſie nur eine höhere Natur, die er in ſich ſelbſt zweckmäßig entwickeln muß. Nur das Techniſche läßt ſich erlernen; aber was in der Kunſt über dem Techniſchen noch hinaus liegt, und was man unter dem Namen der Genialität begreift, die lebendige, beſeelte Erfindung, der geiſtige Inhalt, dem die Technik nur den Körper bildet, das läßt ſich nur entwickeln und zweckmäßig ausbilden.

Du haſt ſehr recht, daß der Geiſt, der in den alten Bildwerken herrſcht, in der Malerei durch mehr Ausdruck und Leben modificirt ſeyn muß, denn die Malerei iſt der Wirklichkeit und dem Leben näher, als die abſtracten Idealbildungen der Sculptur. Schon die Art der Darſtellung durch Farben, welche den Ausdruck der Materie unumgänglich nöthig macht, fordert dies. Auch die materielle Art, wie die Malerei ſich des Raums und aller Umgebungen im Raume bedient, bringt ſie der Wirklichkeit näher; aber deſſen ungeachtet bleibt auch ſie immer noch in der Sphäre des Ideals, und darum iſt auch in ihr das Studium der Antike zur Erlangung eines guten Styls unentbehrlich; nur muß es mit ſteter Hinſicht auf den Zweck der Malerei und mit Geiſt geſchehen. Die abſtracten Formen müſſen nur den Styl des Malers reinigen und ihn über die gemeine Natur erheben; er muß ſie zu beleben wiſſen durch Charakter, Ausdruck und Handlung. Dies ſind eigentlich die Hauptwerke des Malers, der uns in idealiſche Formen veredelte Menſchen in beſtimmten Situationen wirklich lebend und handelnd darſtellen ſoll; und ſo giebt es, wenn man auf das ſieht, was bisher geleiſtet worden und was zu leiſten möglich, allerdings, auch nach Raphael, noch eine Stufe der Vollkommenheit im Ganzen, die bis jetzt noch unerſtiegen iſt, und die der erſteigen wird, welcher Genie und Geſchmack genug beſitzt, um Idealität und Charakter, Ausdruck und Schönheit in dem vollkommnen Gleichgewicht zu vereinigen, als ſie auch bei Raphael ſelbſt noch nicht vereiniget ſind, der zwar für Charakter, Ausdruck, Handlung, kurz für das Dramatiſche wenig oder nichts, für Idealität und Schönheit aber mit jenem verbunden, noch manches zu deſideriren übrig gelaſſen hat.

Nach einigen, im Genuſſe der Dresdner Kunſtwerke, an der Seite ſeiner Freunde, froh verlebten Wochen kehrte Fernow wieder in den erſten Tagen des Oktobers zu ſeinen Hausgöttern zurück. Ernſte, furchtbare Scenen erwarteten ihn hier, von denen er indeſſen jetzt noch nichts ahnete. Ihm war, als ob ein Sonnenſtrahl aus Italien in ſeine Seele gefallen wäre; er hatte wieder mit Künſtlern gelebt, die ihn verſtanden, hatte wieder Meiſterwerke geſehen, die frohe

Erinnerungen ſchönerer Tage in ihm auf's neue hervorriefen, und ſeine Freude am Leben erneuerten. Wie wohl es ihm in Dresden gefallen hatte, beweiſet ein Brief vom 5. Octbr. an Kügelchen, der ihn hocherfreut in ſeine Wohnung aufgenommen und beherbergt hatte. Nach einer ſehr launigen Beſchreibung der Reiſe von Dresden nach Weimar fährt er folgendermaßen fort.

Auszug eines Briefes an Herrn von Kügelchen.

Jetzt muß ich nun im Ernſt an meine Aeſthetik der bildenden Kunſt gehen, wovon zu Oſtern der erſte Band erſcheinen ſoll. Ich hoffe, mein Aufenthalt in Dresden ſoll nicht ohne Nutzen für dieſe Arbeit geweſen ſeyn. Ich habe dort manches Neue gelernt, manches Alte wieder aufgefriſcht. Wenn einſt ein günſtiges Schickſal es fügte, daß ich in Dresden leben könnte, ſo würde mir, glaube ich, in Teutſchland wenig mehr zu wünſchen übrig bleiben, außer etwa noch die Gelegenheit, auch die andern berühmten Kunſtſammlungen in München, Caſſel, Salzhalen, Wien u. ſ. w. gehörig kennen zu lernen. Denn wenn ich einmal mit den allgemeinen Grundſätzen der Kunſt in allen ihren Theilen auf eine befriedigende Weiſe im Reinen bin, ſo möchte ich auch gerne das einzelne Vortreffliche, was in unſerm Vaterlande zerſtreut iſt, ſo viel als möglich kennen lernen. Vielleicht fügt es ſich, daß ich dazu gelange. Was ich davon durch eigne Kräfte erlangen kann, will ich nach und nach zu erreichen ſuchen. Caſſel liegt mir noch am nächſten, in zwei Tagen kann man von hier dahin kommen. Ich möchte wohl meine nächſte Excurſion dahin machen, doch wird vor der Hand nicht daran zu denken ſeyn, wenn ſich nicht die Umſtände ändern.

In dieſen Tagen las ich eine Anzeige von Carſtens Leben in den Göttinger gelehrten Anzeigen No. 154 und 155, die ziemlich ausführlich iſt; aber weniger in der Beurtheilung des Buchs, als in der Darlegung der eignen Vorſtellungsart des Recenſenten, in welchem ich, verſchiednen Merkmalen nach, den Hrn. v. R. oder wenigſtens einen in ſeinem Geiſte Denkenden vermuthe. Er erinnert nämlich, daß in allen neuern Schriften über Kunſt zweierlei vermißt werde, was doch für die Malerei von höchſter Wichtigkeit ſey. 1) Die Sonderung der Malerei von der Bildhauerkunſt, deren Verwandſchaft gewiß weit geringer, als ihre Verſchiedenheit groß ſey. 2) Eine richtige Vorſtellung vom Ideale. Hier giebt nun der Recenſent ſeine eigne Anſicht zum beſten, die aber nicht die meine iſt, und ſchwerlich auch Dich befriedigen würde. Das Ganze geht nämlich darauf hinaus, daß die alten großen Maler, Leonardo, Raphael, Corregio, Rubens, Holbein, Cranach, ihre Kunſtideale von der ſie umgebenden Natur abſtrahirt haben, daß alſo auch unſre jetzt lebenden Künſtler daſſelbe thun ſollen, ſtatt das Ideal an der Antike zu ſtudieren, welche unſern Künſtlern vielmehr ſchädlich ſey, und ſie auf Abwege führe. Ueberhaupt, meint der Recenſent, unſre Maler würden weit beſſer thun, wenn ſie ſich an die wirkliche Natur hielten; wenn ſie dann auch nicht ſchöne Werke hervorbrächten, ſo würden ſie doch wenigſtens geiſtreiche und lebendige Werke liefern, wie Teniers, Gerhard Dov, Rembrand u. a. Aus dieſem Wenigen wirſt Du den Kunſtgeiſt des Recenſenten erkennen. Dergleichen ſchiefe Anſichten kennen zu lernen, iſt mir lieb, weil es Gelegenheit giebt, die Gegenſtände derſelben ſchärfer und beſtimmter zu erklären und ſolchen falſchen Vorſtellungsarten entgegen zu arbeiten. Wenn jeder Künſtler nach ſeinem eignen Ideal arbeiten ſoll, ſo giebt es überhaupt kein wahres feſtes Ideal in der

Kunſt, ſondern alles iſt bloß zufällige Manier, und die Niederländer ſind eigentlich die wahren Muſter der Geſchmacksbildung, denn ſie haben die Natur ganz ſo gemalt, wie ſie dieſelbe um ſich her erblickten. Ich denke Sculptur und Malerei haben urſprünglich nur ein Ideal, und können nur eins haben, wenn ſie es auch durch verſchiedne Mittel und auf verſchiedne Weiſe darſtellen. Die Aufgabe für den Maler iſt: immer ſeine Idealgeſtalten dem Charakter des Gegenſtandes gemäß zu bilden, und dieſelben immer mit der Individualität ihres Charakters ſo lebendig zu durchdringen, daß ſie, obgleich über alle Wirklichkeit erhaben, doch wirklich lebende Weſen zu ſeyn ſcheinen. Charakter, Phyſiognomie, Individualität, oder wie man es ſonſt nennen will, denn dieſe Ausdrücke bezeichnen daſſelbe, ſind unſtreitig die Baſis aller Wahrheit und alles Intereſſes für das Gefühl; aber ſie ſollen an einer Idealgeſtalt ausgedrückt ſeyn, welche den Grad von Idealität und Schönheit hat, der dem Gegenſtand gemäß iſt, den der Künſtler behandelt. Leere Idealformen und Bildungen, ohne Phyſiognomie und Charakter ſind eben ſo wenig genügend, als charakteriſtiſche Geſtalten ohne Adel und Schönheit; ja, ich bin überzeugt, es giebt ein idealiſches Prinzip, wodurch auch die Gegenſtände veredelt und idealiſirt erſcheinen, bei aller ſonſtigen Wahrheit ihres Charakters und Ausdrucks. Doch dies alles ſind Dinge, über die wir beide längſt einig ſind; ich wünſchte, daß dieſe Uebereinſtimmung in den erſten Grundſätzen der Kunſt etwas allgemeiner wäre. —

Wenige Tage nach Fernow's Zurückkunft von dieſer ihm ſo angenehmen und für ſeine Geſundheit höchſt wohlthätigen Reiſe brach der furchtbare vierzehnte October herein. Alles, was eine ganz offne, wehrloſe Stadt, von Kampf und Sieg erhitzten Kriegern preisgegeben, leiden kann, litt Weimar während dreier ſchreckenvoller Tage. Auch Fernow betraf das allgemeine Schickſal; auch in ſeine Wohnung drangen die Sieger. Seine ſich immer gleiche Faſſung war auch hier ſeine Schutzwehr; überdies kannte er noch von Italien her dieſe Krieger, und ihr Anblick erſchreckte ihn nicht ſo, wie die, denen er ganz neu war. Ohne alle Aengſtlichkeit, ruhig, ernſthaft ſprach er mit ihnen, öffnete ihnen ſelbſt Thüren und Schränke, und ſagte ihnen, er würde, da er die Nothwendigkeit davon einſehe, gutwillig hergeben, was ſie brauchten, wenn er es hätte; ſie mögten dafür ſeine Familie nicht unnütz in Schrecken ſetzen, nicht zerſtören, was ſie nicht brauchen könnten, und ſeine Bücher, die er ihnen auch zeigte, ſchonen. Dieſes feſte Betragen verfehlte auch bei den Feinden ſeinen Zweck nicht; ſie ließen ſich bedeuten, und Fernow pries ſich glücklich, mit dem, was er an Lebensmitteln vorräthig hatte, und mit dem größten Theil ſeiner Wäſche, die Ruhe der Seinigen und die Sicherheit ſeiner Bibliothek erkauft zu haben. Der Furchtloſe wird immer von den Schwächern als eine Art von Schutzgott angeſehen. Zu ihm fliehen wir gern bei drohender Gefahr, wenn wir es ſchon wiſſen, daß ſeine Kraft uns nicht thätig beſchützen könne. Auch um Fernow verſammelte ſich ein großer Theil der Mitbewohner des Hauſes, in dem er lebte; einige davon blieben in ſeinem Zimmer, bis die Ruhe wiederkehrte. Er tröſtete, beruhigte, ſo gut er konnte, alle. Des Tages gieng er aus, um Lebensmittel herbei zu ſchaffen, was in dieſer Zeit nicht leicht war. Am zweiten Tage fand er auf der Straße ein großes franzöſiſches Waizenbrod, und brachte es voll Freude ſeinen Kindern zu Hauſe. Nie hat ihn etwas mehr gefreut, als dieſer Fund für ſeine armen Kinder. Mit ſeiner gewohnten ruhigen Aufmerkſamkeit blickte er um ſich her, und das ſchnelle raſche Leben in einer Zeit, in der Alles außer ſeinen gewohnten Bahnen kreiſete und wogte, entgieng nicht unbemerkt und ungenützt ſeinem beobachtenden Geiſte. So wie er glaubte, die Seinen mit Sicherheit eine Stunde verlaſſen zu können, eilte er in's Freie, unter dieſe ſich wunderbar bewegende Menge. Der Anblick der merkwürdigſten Menſchen unſrer Zeit, die nach und nach in Weimar an uns vorüber giengen, intereſſirte ihn lebhaft. Die drei unruhigen Nächte hindurch bewachte er ſeine Frau und Kinder und die zu ihnen geflüchteten Nachbarn. Dieſe Vorſicht war wohl nöthig, die Hausthür war eingeſchlagen, und auch die Thüre, die zu ſeinem Zimmer führte, war ohne Schloß und Riegel. Man ſagt mit Recht, daß die Extreme ſich berühren, denn in dieſen Tagen lebte man in Weimar, wie in der goldnen Zeit, kein Eigenthum war verſchloſſen, und faſt alles allgemein.

Nachdem dieſe Schrecken vorübergezogen waren, trat ein eigenes geſelliges Verhältniß unter den Einwohnern von Weimar ein; man war durch die Gewalt, durch die Noth, die alle ergriffen hatte, plötzlich näher zu einander gerückt; man fühlte beſtimmter, daß Alle nur Mitglieder einer großen Familie ſeyen; man ſuchte, und gab wechſelsweiſe Rath, Troſt, zuletzt auch Aufheiterung, und ſelbſt die Fremden hörten ſchneller auf, als Fremde angeſehen zu werden; das allgemeine Schickſal, welches auch ſie theilten, gab ihnen das Bürgerrecht. Zu dieſen gehörte die Herausgeberin dieſer Blätter. Sie war kurz vor dem vierzehnten October von ihrem bisherigen Aufenthalte nach Weimar gekommen, um dort zu wohnen. Die Stimmung der Zeit war ihr in dieſer Hinſicht günſtig, und verſchaffte ihr leicht eine freundliche Aufnahme und ſehr angenehme geſellige Verhältniſſe. Sie machte bald Fernow's Bekanntſchaft, er ward ihr Lehrer in der Italieniſchen Sprache, und in kurzer Zeit verband beide eine Freundſchaft, die nur der Tod löſen konnte. Zum dritten Male entſtand jetzt in Fernow's Leben das ſchöne Verhältniß, das ihn früher mit Carſtens und dann mit Rauwerk verband, obgleich anders modificirt, das Verhältniß des Lehrers zum lernenden Freunde. Er lebte jetzt mehr als ſonſt in geſellſchaftlichen Zirkeln, ſeine Geſundheit ſchien ſich zu befeſtigen, ſeine natürliche Heiterkeit war ganz wiedergekehrt. Jeden Abend ſuchte er Erholung von der Arbeit im Hauſe ſeiner Freundin, wo er gewöhnlich Geſellſchaft fand, oder, wenn ſie allein blieben, die Italieniſchen Claſſiker mit ihr las, ſie einführte in das Gebiet des Schönen und von Italien mit ihr ſprach, denn nur hier weilten ſeine Erinnerung und ſeine Wünſche.

So vergieng dieſer Winter. Fernow's Freunde freuten ſich ſeines wiederaufblühenden Lebens; leider war es nur das hellere Aufflammen der Lampe vor dem Erlöſchen. — Wir glauben, daß Auszüge einiger von Fernow's Briefen aus dieſer Zeit hier an ihrem Orte ſeyn dürften.

Auszüge aus Briefen an Herrn Gerhard von Kügelchen.

Weimar, d. 19. Febr. 1807.

Seit vierzehn Tagen bin ich nun im Beſitze der mir überſandten vier Porträts *). Sie ſind glücklich und unbeſchädigt angekommen, und machen allen, die ſie ſehen, große Freude. Daß es mehrere und gerade vier ſo verſchiedene Individualitäten ſind, giebt ihnen um ſo mehr Intereſſe, erhöht bei Kennern den Genuß, und ſetzt ſie in den Stand den Künſtler um ſo richtiger zu ſchätzen, der jedes In-

---

*) Herr von **Kügelchen** hatte vier von ihm gemalte Porträts nach **Weimar** an ſeinen Freund geſchickt. Sie ſtellten **Fernow**, den Däniſchen Dichter **Oehlenſchläger**, **Adam Müller** und **Seume** vor.

dividuum auf die ihm angemeſſene Weiſe zu nehmen, und darzuſtellen weiß. Göthe iſt ganz vorzüglich befriedigt und zufrieden, ſowohl über die techniſche Vollendung, welche den viel geübten Künſtler zeigt, als auch über das Charakteriſtiſche, was in jedem Bilde ſo glücklich aufgefaßt und als Einheit durch's Ganze gehend ausgedrückt iſt. Vorzüglich gefällt ihm die Individualität des Colorits in jedem Kopfe, ſo wie die Beſtimmtheit der Formen, die Du beſonders in meinem Kopfe beobachtet haſt. Einige haben die Stellung und Wendung des Kopfes, die Du mir gegeben, etwas zu lebhaft, oder vielmehr zu momentan finden wollen, weil man mich gewöhnlich in einer ruhigen Stellung ſieht, andern hat wiederum dieſer lebendige Ausdruck in meinem Geſichte, der es geiſtreicher macht, beſonders gefallen, wie das denn ſo bei den Liebhabern geht; alle aber ſtimmen darinn überein, daß mein Kopf als Kunſtwerk unter den übrigen der vorzüglichſte iſt.

Wir haben ſchon manche vergnügte Stunde mit den Bildern gehabt und allerlei Experimente damit angeſtellt; wir haben in ihnen die Repräſentanten der vier Temperamente, der vier Jahreszeiten, der philoſophiſchen Sekten und dergleichen gefunden. Da iſt denn Seume der Melankoliker, der Winter, der Stoiker: ich der Cholerikus, der Herbſt, der Ariſtoteliker; Müller der Phlegmatiker, der Sommer, der Platoniker; Oehlenſchläger der Sanguiniker, der Frühling, der Epikuräer.

Bei Göthe haſt Du mit Deiner Kunſt einen großen Stein im Brete gewonnen. Er ſucht und ſchätzt nur das Solide und läßt ſich nicht von leerem Scheine blenden. Er meint, daß man jezziger Zeit wohl keinen Porträtmaler finden möchte, der im Stande wäre, beſſere Porträts wie dieſe, zu liefern, und wünſcht auch einmal etwas von Deinen größern Arbeiten und Erfindungen zu ſehen. Ich hoffe noch immer, daß Du uns bald beſuchſt, und dann hübſch Deine Arbeiten mitbringſt. Du wirſt hier eine Menge von Liebhabern finden, deren Freude daran, Dir einige Vergeltung ſeyn wird; denn der Genuß gebildeter Geiſter iſt ja immer die angenehmſte Belohnung für den Künſtler, der für etwas beſſeres, als für Geld arbeitet. Ich freue mich auf Deinen Saul; Du wirſt darinne Dein Gefühl und Deine Kunſt an den Tag legen können, und wenn Dir der Ausdruck darin vollkommen gelingt, ſo denk ich, ſo viel ſich nach der kleinen Skizze vorherſagen läßt, er wird unter Deinen Händen etwas Vortreffliches werden.

Es würde in mancher Hinſicht den Genuß meines Lebens in unſerm, an Kunſtſinn armen, Vaterlande erhöhen, wenn wir an einem Orte zuſammen leben könnten; denn auch die größte Neigung und Liebe zur Kunſt bedarf einer ſteten Anregung und Belebung durch Kunſtwerke und Künſtler, um nicht in der dumpfen proſaiſchen Alltäglichkeit des Lebens unter Menſchen zu erkalten, die nur das für ſchön halten, was ihre phyſiſchen Bedürfniſſe befriedigt, und ihre Sinne kitzelt. Freilich biſt Du in Dresden und ich in Weimar vor dieſem Unglück ſo ziemlich geſichert; indeſſen wünſcht man doch, immer ſeinen Zuſtand zu verbeſſern und zu vervollkommnen, und ich fühle beſonders, daß mir der vertraute Umgang mit Künſtlern, an den ich in Rom ſo viele Jahre lang gewöhnt worden bin, hier mangelt. Vielleicht führt die Zukunft das Gewünſchte herbei, oder mich dem Gewünſchten zu ꝛc.

Weimar, d. 1. März 1807.

Auf die Dresdner Berichte von der nächſten Ausſtellung bin ich nun um ſo neugieriger, da ich bereits ſo glücklich bin, verſchiedene Kapitalſtücke derſelben zu kennen, welches, unter den hiſtoriſchen Kompoſitionen, wahrſcheinlich Hartmann's und Roesler's Marien ſeyn werden. — Ich ſchrieb Dir neulich, daß man an meinem Bilde auszuſetzen gefunden habe, allein dies Urtheil, nach welchem Du mir zu viel Bewegung gegeben, war nur das einiger Menſchen, die mich vielleicht nicht anders, als in einer gewöhnlichen und gleichgültigen Stimmung aufgefaßt haben. Halte Dich an Göthens Urtheil, welcher, ſehr zufrieden damit, zu Einem jener Wenigen, der in der Geſellſchaft, wo auch ich mich befand, dieſe Einwendung machte, ſagte: „Iſt denn Fernow nicht lebhaft? Laſſen Sie ſich nur mit ihm ein, und Sie werden ihn finden, wie ihn ſich Kügelchen gedacht hat. Wenn man vier ſolche Bilder von einem Maler ſieht, ſo kann man überzeugt ſeyn, er hat über jeden Charakter reflectirt, er hat ihn nach ſeiner Anſicht genommen, und damit muß man zufrieden ſeyn, und ihm die Ehre geben, daß er recht gethan hat, was er thun ſollte. Wenn Kügelchen Fernow's Porträt noch vier Mal malte, ſo würde er ihn vielleicht vier Mal anders nehmen, und alle vier Variationen könnten vortrefflich ſeyn." — So denk ich auch, und es hat mich gefreut, daß Göthe Deine Intention und

Dein Streben ſo richtig aus dem Gemälde herausempfunden hat. Darinnen iſt er aber auch ganz beſonders glücklich organiſirt, daß jeder anklingende Ton von außen in ſeinem Gefühle richtiger wiederklingt, und ſo wie er dergleichen Anklang in ſich wahrnimmt, ſo iſt er darauf, wie auf eine Naturerſcheinung, aufmerkſam. Dann ſucht er ſich den Eindruck zur Klarheit zu bringen, und ihm wo möglich, Namen und Ausdruck, wenigſtens in einem Gleichniſſe zu geben. Er wäre ja auch der einzige Dichter nicht, der er iſt, wenn er das nicht könnte. Daher kommt's aber auch, daß ſo unendlich wenig Menſchen Göthen verſtehen und kennen; und daß die, welche ihm als Künſtler Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ihn außer dieſer Sphäre als Menſchen ſo ſchief beurtheilen. Nach dem, was ich nach ſo vielfältiger Beobachtung von ſeinem Charakter begreife, und ahne, ſo halte ich ihn auch für einen der trefflichſten und edelſten Menſchen, überhaupt in jeder Hinſicht für eine der vollkommenſten und gediegenſten Naturen, die ich unter den Menſchenkindern gefunden habe. Wer könnte auch ein wahrhaft großer und trefflicher Künſtler ſeyn, und nicht zugleich ein eben ſo großer und trefflicher Menſch! Nur müſſen wir den Begriff Menſch nicht nach dem armſeligen Maßſtabe eines Philiſters, oder eines Pedanten, und was es ſonſt für verkrüppelte Ebenbilder Gottes giebt, abmeſſen.

Wenn man mit den vier Porträts die vier Humores perſonifiziren will, ſo werde ich freilich wohl mit dem kalten vorlieb nehmen müſſen, den Ihr mir zugetheilt habt; indeſſen will ich doch gegen dieſes Prädikat ein wenig proteſtiren und bemerken, daß ich nicht ſo gar eiskalt bin, ſondern noch eine ziemliche Portion von Brennſtoff in petto habe. Nur laſſe ich ihn gern ruhen, bis es Zeit iſt, nöthigen Gebrauch davon zu machen u. ſ. w.

Weimar, d. 12. April 1807.

Neulich ſchrieb ich Dir nur wenige Zeilen, auch heute werden es kaum mehrere werden. Ich bin in einer Stimmung, wo ich mich lieber an Deinen Buſen werfen, und mit Dir weinen, als Dir einen Brief ſchreiben möchte. Die gute treffliche Herzogin Amalia iſt leider nicht mehr! Sie ſtarb vorgeſtern Nachmittag um vier Uhr. Ihr Tod betrübt mich ſehr, und erſt jetzt fühle ich in dieſer Stimmung, die mich noch nicht wieder verlaſſen will, wie ſehr ich an dieſer trefflichen Frau hieng, die zwar eine Fürſtin war, aber ein wahrhaft menſchliches Herz im Buſen trug. Sie liebte das Talent, und zog es an ſich, wo ſie es nur fand; aber nur den rechtlichen Menſchen ſchätzte ſie, und ein Virtuoſe, ſey es in welchem Fache der Kunſt, gefiel ihr nur dann ganz, wenn ſie ſich auch perſönlich für ihn intereſſiren, wenn ſie glauben konnte, daß er auch ein guter Menſch ſey. Ich habe ſie nur wenige Jahre ihrer letzten Zeit gekannt; aber ich werde ihr Andenken ſtets verehren, ſo wie es jedem der ſie gekannt hat, unvergeßlich ſeyn muß.

D. 3. Mai 1807.

Gern hätte ich Dir ſchon früher geantwortet, wenn nicht mancherlei Hinderniſſe mich davon abgehalten hätten. Unter dieſen bringe beſonders die Unruhe und Unluſt zum Schreiben in Anſchlag, welche unſerer unvergeßlichen Herzogin Tod mir verurſacht hat. Jetzt bin ich nun wieder mehr beruhigt und kehre mit Luſt und Heiterkeit zu meiner alten gewohnten Ordnung zurück. Was wir in der Wirklichkeit durch ihren Tod verloren haben, bleibt unſerm Andenken heilig, und ich freue mich, dieſes Muſter einer vortrefflichen Fürſtin wenigſtens am Abende ihres Lebens genauer gekannt zu haben. Hätte ich mein Leben in ihrer Nähe verlebt, und auch ihre ſchönern Zeiten vor zwanzig oder dreißig Jahren perſönlich gekannt, ſo wüßte ich wohl, was ich thäte, ſo würde ich den Reſt der Muſſe, welche ſie mir hier verſchafft hat, dazu anwenden ihr Leben zu ſchreiben, und alle meine Kräfte würde ich dann anſtrengen, daß es ihrer würdig geriethe. Dies iſt leider nicht mein Fall, und ſo muß ich die Arbeit einem andern überlaſſen; ich hoffe indeſſen es werde ſich unter ihren jetzt ſchon ziemlich dünn gewordnen Zeitgenoſſen der frühern Jahre, noch einer finden, der ihr dieſes Denkmal errichtet. Auf den Wunſch des jüngern Bertuch's habe ich für ſein Journal des Luxus und der Moden ein Paar Worte zur Feier ihres Todes aufſetzen müſſen, wovon ich Dir hier einen Abdruck überſende. — In demſelben Stücke des Modejournals wirſt Du auch einen vorgeblichen Brief aus Dresden finden, in welchem ich euern letzten Ausſtellungsſkandal erzähle. Ich hätte nicht geglaubt, daß die großen Künſtler in Dresden, die ihre Pinſel in keine geringeren Farben, als die des Regenbogens, tauchen mögen, ſich ſo gebehrden könnten.

Wer ſeiner guten Sache gewiß iſt, und obendrein die Gunſt des Publikums genießt, welches nicht bloß gafft und klafft, ſondern auch tüchtig bezahlt, der ſollte ſich um keines Rezenſenten Lob oder Tadel kümmern, aber die gewöhnliche Künſtler-Eigenliebe ſcheint verwundbarer zu ſeyn, als die Eitelkeit anderer nicht ſo merkurialiſcher Menſchen. Jeder, dem es mit ſeine Kunſt oder Wiſſenſchaft hoher Ernſt iſt, der ſich das Zeugniß ſelbſt geben kann, daß ihm der Beifall des Publikums oder der baare Gewinn nicht das höchſte Ziel ſeines Strebens iſt, daß er vielmehr das Richtmaß ſeiner Kunſt in ſich ſelbſt trägt, und mit reinem Gewiſſen zu befolgen ſtrebt, der ſoll durchaus ſeinen Weg unbekümmert wandeln, gegründeten Tadel benutzen, ungegründeten verhallen laſſen, und übelgemeinte Angriffe verachten. Nie ſollte er ſich aber ſo weit vergeſſen, ſeine gekränkte Eigenliebe durch unwürdige Aeußerungen leidenſchaftlicher Empfindlichkeit zur Schau des lachelustigen und ſchadenfrohen Haufens auszuſtellen. Und ſagt ſein Gewiſſen, daß es mit ſeinem Kunſtweſen nicht gar ſo gründlich beſtellt iſt, daß es ihm mehr um Ruf und Geld, als um wahre Vortrefflichkeit zu thun iſt; mich dünkt, ſo hat er noch mehr Urſache zu ſchweigen, damit der gereizte Kritiker nicht ſeine Schwäche noch mehr aufdecke. Meine Maxime iſt, mich nie öffentlich zu verantworten, ich mag von Rezenſenten verdient oder unverdient gelobt oder getadelt worden ſeyn. Die erſte Pflicht eines Künſtlers oder Schriftſtellers gegen ſich ſelbſt, und gegen ſein Geſchäft iſt, daß er die Würde ſeiner Perſon und ſeines Zwecks behaupte, nicht durch Worte oder Zank und Streit, ſondern durch That und Betragen Dieſe müſſen für ihn ſprechen. Wer ſeine bürgerliche Ehre, ſeine Rechtſchaffenheit in geſellſchaftlichen Lebensverhältniſſen angreift, den mag er als Verläumder behandeln und injuriarum belangen; wer hingegen nur ſein Talent und den darauf gegründeten Ruhm antaſtet, den ſoll er durch die Güte ſeiner Producte zu Schanden machen. Das iſt die würdigſte, und am Ende auch die gründlichſte und ſicherſte Art, ſich zu vertheidigen. Was die Rezenſion von Leis betrifft, ſo finde ich eben nicht, daß er Unrecht hätte in dem, was er geſagt hat, indeß läugne ich auch nicht, daß nicht manches milder. und in einer ſchonendern Wendung hätte ausgedrückt werden können. Ein Rezenſent ſoll ſtreng gegen die Sache, aber billig und ſchonend gegen die Perſon ſeyn, um ſo mehr, wenn der Künſtler noch kein alter verſtockter Sünder ſondern ein junges emporſtrebendes Talent iſt. Was er über Graſſi urtheilt, iſt wahrlich nicht zu ſtrenge. Eigentlich ſollte man über Graſſi nur einmal, aber, ſo richtig und treffend als möglich, urtheilen, ſo könnte man nachher der Mühe für immer überhoben ſeyn.

Graſſi's Werke ſind eine Art von künſtlichem Fabrikat, wozu er das Rezept beſitzt, und die ihm kein anderer nachmachen kann; aber ſie ſind ſich alle gleich, wie die Produkte einer Fabrik. So lange dieſe dem Publikum gefallen, wird auch kein Rezenſent ihm viel anhaben können; wenn aber einmal ein Publikum mit einem andern Sinne kommt, oder ein neuer Modefabrikant tritt mit einem neuen Muſter auf, da wird freilich ſeine Fabrik eben ſo gut in Verfall gerathen, wie ſchon ſo manche andere Künſtlerfabrik vor ihm. Da er ſeinen Produkten nicht den unverwüſtlichen Stämpel wahren, der Natur entſproſſenen Lebens aufdrücken kann, ſo werden ſie auch keines längern Lebens, als deſſen, was die Gunſt des Augenblicks ihnen giebt, genießen.

D. 11. Juni 180[illegible].

Seit ich Dir zuletzt ſchrieb, bin ich in Gotha geweſen, wo mir vier oder fünf Tage ſehr angenehm und bei dem herrlichſten Wetter verfloſſen ſind. Ich habe in Gotha Graſſi's beide Portraits in Lebensgröße von dem Herzog und der Herzogin geſehen und muß bekennen, daß ich nach dem großen Geſchrei, was davon gemacht worden iſt, mehr erwartet habe.

Das Porträt des Herzogs iſt völlig phyſiognomielos und fade al' ultimo segno, das der Herzogin in dieſer Hinſicht beſſer; dafür aber iſt das große Atlaskleid, welches die Hauptrolle im Gemälde ſpielt, ſehr mittelmäßig, und ohne die Wahrheit des Stoffes, die man von einem guten Porträtmaler mit Recht fordern darf, beſonders, wenn er Anſprüche darauf zeigt. Des Herzogs ſchwarzer Atlas iſt beſſer; das Bild aber im Ganzen zu dunkel gehalten. In einigen Jahren wird man kaum noch die Figur von dem Grunde unterſcheiden können. Die Harmonie des Ganzen iſt übrigens in beiden Bildern lobenswerth. Es hängen in eben dem Zimmer noch einige Porträts von Böttner, der vor einiger Zeit in Caſſel geſtorben iſt, welche zeigen, daß er ein beßrer Porträtmaler war, als Graſſi. Seine Bilder haben Conſiſtenz, einen wahren Ton, Character und eine lobenswerthe Einfachheit. Graſſi's Bilder dagegen ſind nebelhafte Dunſtgeſtalten ohne Wahrheit und Beſtand, und die Kunſtſchwätzer nennen's idealiſch und äſthetiſch. Wenn man bei Graſſi's Bildern an ein Porträt von Raphael, oder Tizian oder Holbein auch nur denkt, ſo iſt das, dünkt mich, hinreichend, allen ſeinen Zauber zu zernichten, und ſich zu überzeugen, daß ſeine Art gerade das Gegentheil vom Rechten und Gründlichen iſt.

Doch zu was Ende ſag ich Dir alles dies, was Du längſt lebendiger gefühlt haſt, als ich Dir es ſagen könnte. Du biſt jetzt wahrſcheinlich im Genuſſe Deines Raphaels, den Du kopirſt, verſunken. Daß ein Künſtler einmal ein großes, treffliches Meiſterwerk kopirt, halte ich für ſehr nützlich; er ſtärkt ſich dadurch in ſeinem Streben und lernt wohl auch manches im Praktiſchen, was er durch's bloße Betrachten nicht lernen wird. Auch große Dichter hören nicht auf, ihren Homer und Shakſpeare zu ſtudieren, und Künſtler wie Raphael, Tizian, Claude, Ruisdael und einige Andere ſind ein Spiegel höherer Natur, aus der die wirkliche verherrlicht und vervollkommt zurückſtrahlt.

Dein dortiger D....., von dem Du ſprichſt, wird hoffentlich etwas Originelles zu Markt bringen, wenn er einmal die Welt mit ſeinen Kunſtanſichten erfreuen wird. Wir wollen's indeſſen ruhig erwarten, und uns mit dem behelfen, was wir der aufmerkſamen Betrachtung des Beſten abgewonnen haben. Seines gleichen wollen ohne Formen und Beſtimmtheit nur in farbigem Dunſt und Nebel herumwühlen und haben eben ſo wenig eine Idee von bildender Kunſt in ihrem confuſen Gehirn, als von Religion und Philoſophie. Alles iſt da unter einander gewirrt, ſeit Schelling mit ſeiner Philoſophie, die nur für gute Köpfe verdaulich, für Schwachköpfe aber verrückend iſt, ihnen das Oberſtübchen benebelt hat. Aber der Schwindel wird ſich ſchon wieder geben, wenn die Narrheit vorüber iſt. Dann wird die Selbſterkenntniß der Dummheit ſchon von ſelbſt eintreten. Wir wollen uns, was Kunſt betrifft, vor's erſte nach wie vor an die Muſter halten, die durch alle Jahrhunderte des guten und ſchlechten Geſchmacks als vortrefflich gegolten haben, ohne uns von D.... irre machen zu laſſen.

Was mich gefreuet hat in Gotha wiederzuſehen, wo ich es nicht erwartete, und was ihr ſelbſt in Dresden nicht habt, waren ſchöne Gypsabgüſſe von den zehen Reliefs der berühmten Thüren des Ghiberti in Florenz. Ich habe mir von Döll Winkelmanns Büſte mitgebracht, und dieſe als das Bild meines Schutzheiligen zwiſchen Göthe's und Wieland's Büſte über meinen Schreibtiſch aufgeſtellt.

In einer Hinſicht haſt Du nicht Unrecht, wenn Du ſagſt, daß es Dir hart ſcheine, wenn ein Künſtler, nach tauſend bekämpften Schwierigkeiten, nun endlich ſein Werk mühſam zu Stande gebracht hat, und nun ein leichtfertiger Kritikus davor hintritt, und in weniger, als zehen Minuten die ſaure Arbeit, welche monatlang Mühe und Schweiß gekoſtet hat, ehe ſie zu Stande kam, rezenſirt. Dies iſt die Hinſicht auf die äußern und innern Beſchränkungen des Künſtlers; dieſe fordern allerdings, beſonders in ungünſtigen Verhältnißen, Billigkeit und Nachſicht. Nun giebt es aber auch noch eine andere Hinſicht, nämlich die der Kunſt, und dieſe fordert ſtrenge Gerechtigkeit, und beides, glaube ich, läßt ſich in der Beurtheilung eines Kunſtwerks recht gut vereinigen; aber man kann dem Kritiker, wenn er ſonſt ſein Handwerk verſteht, und der Sache durch Einſicht gewachſen iſt, nicht übel nehmen, wenn er bloß Gerechtigkeit übt, das Schlechte ſchlecht, das Verfehlte verfehlt, das Ungereimte ungereimt nennt, und das Lobenswerthe lobt. Nimm den Fall, daß Dir ein Bild vorgeſetzt wird, ohne zu wiſſen von wem, für welche Beſtimmung, zu welcher Zeit es gemacht worden, und Du ſollſt darüber, als über ein Kunſtwerk ein Urtheil fällen, ſo fallen ja von ſelbſt alle Rückſichten auf die Beſchränkungen des Künſtlers hinweg, die überhaupt ja auch nicht zum Kunſturtheile an ſich gehören; die aber dem lebenden Künſtler, beſonders in ſolchen Bildungsanſtalten, wie eine öffentliche Ausſtellung iſt, mit Recht zu Gute kommen ſollen, wenn er anders nicht durch zu hohe Prätenſionen dieſe Gunſt ſelbſt verſcherzt. Aber bei den meiſten iſt es nur um Lob, nicht um Belehrung oder lehrreichen Tadel zu thun. Warum ſoll man dem Künſtler, der ſein Werk der öffentlichen Beurtheilung ausſtellt, nicht auch öffentlich ſagen dürfen: Dein Streben hat eine falſche Richtung, Deine Wahl iſt verfehlt, Deine Behandlung des Gegenſtandes iſt mißrathen; was Du zur Hauptſache machſt, kann nur einen untergeordneten Werth haben; wenn Deine Geſtalten nicht Bedeutung, Leben, Ausdruck haben, ſo magſt Du ein Hexenmeiſter mit Farben und Licht ſeyn, Dein Werk wird doch nur das Auge des Unverſtändigen blenden, und den Verſtändigen unbefriedigt laſſen; gieb uns erſt die Darſtellung an ſich, tüchtig und wahr und ſchön, giebſt Du uns noch eine allegoriſche Beziehung dazu, ſo wollen wir Dir für die Zugabe danken; aber, wenn die Hauptſache nichts taugt, ſo magſt Du auch die Zugabe behalten. Warum ſoll man das dem Künſtler nicht ſagen können? oder wenn ihn das beleidigen kann, ſo iſt der Schade ſein.

Zu Anfang des Sommers ſpürte Fernow wieder von Zeit zu Zeit einige leiſe fieberhafte Empfindungen; vorzüglich vermehrte ſich ein Schmerz in der Bruſt, welchen er ſchon ſeit dem erſten Verluſt ſeiner Geſundheit auf der Reiſe aus Italien zuweilen gefühlt hatte und den er für rheumatiſch hielt. Er entſchloß ſich, auf Anrathen ſeines Arztes und ſeiner Freunde, nach Karlsbad zu gehen, wo er ſich von dieſen Uebeln zu befreien und völlige Herſtellung ſeiner Geſundheit zu finden hoffte. In der Mitte des Juli reiſte er mit einem Freunde dorthin. Anfänglich hoffte er ſeinen Zweck zu erreichen; leider aber entſchied die Zukunft anders. Auszüge aus einigen Briefen an ſeine Freundin werden dem Leſer mehr über ſeinen dortigen Aufenthalt und den Erfolg ſeiner Brunnenkur ſagen. Zugleich fügen wir einen Brief an ſeine Frau hinzu, der uns ihn auch in dieſem häuslichen Verhältniß beſſer characteriſirt, als jede Beſchreibung es könnte.

Auszüge einiger Briefe von Fernow an die Herausgeberin dieſer Blätter.

Karlsbad, d. 18. Jul. 1807.

Wir ſind geſtern Abend glücklich hier angekommen. Unſre Reiſe war etwas ermüdend und langweilig, aber wir hatten immer recht günſtiges Wetter. Den erſten Tag kamen wir nur bis Schleiz, weil unſer Kutſcher die Pferde nicht gleich Anfangs zu ſehr ermüden wollte. Die zweite Nacht brachten wir in Aſch, der letzten Station vor Franzenbrunnen, zu, einem ganz ſchändlichen Neſte, wo wir weder für uns, noch für unſre Pferde Nachtlager gefunden hätten, wenn nicht ein ehrlicher Spießbürger ſich unſerer erbarmt und uns nach beſtem Vermögen, das jedoch mehr im guten Wollen als Können beſtand, bei ſich aufgenommen hätte. Ohne dieſen gaſtlichen Willen dieſes Bewohners von Aſch mußten wir die Nacht in unſerm Wagen zubringen, und um des einen Gerechten willen, haben wir denn auch diesmal unterlaſſen, Feuer des Himmels auf Aſch herabzuflehen, damit es in einen Aſchenhaufen verwandelt werde. Geſtern Morgen habe ich in Franzenbrunnen Ihre Geſundheit in einem Glaſe Sauerbrunnen getrunken, und mich in dem kleinen zierlichen Orte Ihrer und deſſen, was Sie mir öfter davon geſagt, recht lebhaft erinnert.

Die Reiſe allein hat ſchon auf mein Befinden eine recht wohlthätige Wirkung gehabt. Heute Morgen habe ich am Neubrunnen und am Sprudel hospitirt, und finde, daß der Geſchmack des Waſſers ſehr leidlich und lange nicht ſo widrig iſt, als ich erwartete. Morgen früh fange ich mein Weſen mit dem erſtern an und werde bald zu dem zweiten übergehen, weil ich glaube, daß ich ihn recht wohl ertragen werde, und, da ich einmal hier bin, wo möglich auch die vollſtändigſte Wirkung davon mit zurückbringen möchte.

Karlsbad, den 29. Jul. 1807.

— — — Wir haben den Entſchluß gefaßt, noch acht Tage länger, als wir Anfangs beſchloſſen hatten, alſo in allem fünf Wochen, hier zu bleiben, um unſre Kur noch etwas länger fortzuſetzen. Der Entſchluß hat mich einige Ueberwindung gekoſtet; indeſſen ſehe ich auch die Nützlichkeit dieſes Aufſchubs ein, wenn überhaupt die Kur eine wohlthätige Wirkung auf meine Geſundheit haben wird? Noch habe ich dazu alle gute Hoffnung, ich denke geſünder wieder zu kommen, wenn auch nicht ſogleich ſtärker, denn die Kur iſt bis jetzt ſehr angreifend geweſen. Von der Mattigkeit, die wir beide den Tag über fühlen, kann ich Ihnen keinen Begriff geben; auch hat wohl die große Hitze, die wir bisher gehabt haben, das Ihrige dazu beigetragen. Daß es uns nicht allein ſo geht, beweiſen auch die Klagen vieler anderer Brunnengäſte. Ich will Ihnen doch eine Schilderung meines täglichen Lebens machen. Morgens um fünf Uhr wird aufgeſtanden, um halb ſechs bin ich ſchon am Sprudel, wo ich meine acht Becher trinke, und dann wohl zuweilen auch den Neubrunnen beſuche; gegen acht Uhr komme ich ziemlich matt zum Frühſtücke nach Hauſe, dann geht das mühſelige Vegetiren los; ich bade einen Tag um den andern in lauter Sprudel und die Bäder bekommen mir ganz wohl. Wenn ich nicht bade, wird ein Paar Stunden gearbeitet. Um ein Uhr gehn wir an die table d'hôte im Mühlbade; etwa um halb drei ſchlendert man dann ſo ganz gemächlich nach dem böhmiſchen Saale, um Kaffee zu trinken und iſt nun ſo ziemlich mit den Geſchäften des Tages fertig. Gegen Abend um ſieben etwa ſtellt ſich dann auch gewöhnlich mein fieberhafter Zuſtand mit etwas jagendem Pulſe ein, worauf dann oft unruhiger Schlaf und Nachtſchweiß folgt; doch ſagt mir ein Arzt, den ich hier unter den Brunnengäſten kennen lernte, daß ich daraus nichts machen ſoll, dies werde ſich nach der Kur ſchon geben, und ſey leicht mit ſtärkenden Mitteln zu heben. Sonſt fühle ich mich troz der Mattigkeit wirklich etwas freier und leichter; ich athme leichter tief und die fortdauernde Transpiration hat mir die Empfindung rheumatiſcher Schmerzen, die ich ſonſt oft fühlte, wie es ſcheint, ganzlich gehoben. Ich werde nun ſehen, ob ſie ſich bei veränderter Witterung wieder einfinden.

Ob ich gleich recht gern hier bin, ſo muß ich doch ſagen, daß ich mich nie ſo unhäuslich gefühlt habe, als hier. Mir iſt jeden Tag ſo zu Muthe, als ob ich den folgenden wieder abreiſen müßte, ich werde, wenn die Kurzeit vorüber iſt, das liebliche Karlsbad recht froh verlaſſen, und mir wird nicht eher ganz wohl ſeyn, als bis ich wieder in das liebe gewohnte Gleiß des Lebens zurückgekehrt bin, bis ich wieder meine Vormittags- und Abendſtunden mit Ihnen theile und nach vollbrachter Tagesarbeit, in Ihrem Kreiſe, im traulich freundlichen Geſchwäz mit Ihnen meine liebſte Erholung finde.

Brief von Fernow an ſeine Frau.

(Für die der italieniſchen Sprache unkundigen Leſer fügen wir in der Note eine Ueberſetzung dieſes Briefes hinzu.

Cara Mariuccia! Jeri ho ricevuta con gran piacere la tua seconda lettera, anche tu avrai ricevuta l'ultima mia che ti scrissi la settimana pas-

---

Liebes Mariechen! Geſtern habe ich mit vielem Vergnügen Deinen zweiten Brief erhalten, auch Du wirſt meinen letzten, den ich Dir vergangene Woche ſchrieb, empfan-

sata. Jo ti scrivo subito di nuovo, per prevenire un equivoco che potrebbe nascère se tu non avessi ben guardata la mia lettera passata, in cui ti avvisai che noi ci tratteremo più di quello, che in principio avevamo determinato. In conseguenza di ció tu non devi venirmi incontra a *Jena* il 19. ma otto giorni piú tardi, ciòè al de' venti sette di questo mese, ed avró gran piacere di rivederti lá co' nostri cari figli, e di abbracciarvi tutti. Non importa, che il maestro di *Carlo* non è più ritornato. Dopo il mio ritorno io stesso voglio in avanti dargli ogni giorno qualche lezione, giachè io vedo bene che con questi maestri non imparerà mai o male a leggere. Poco a Poco *Carlo* comincia ad arrivere a quella etá do ve ha da imparare se-

gen haben. Ich ſchreibe Dir ſchnell wieder, um einem Mißverſtändniſſe vorzubeugen, welches im Fall entſtehen könnte, wenn Du meinen letzten Brief nicht recht aufmerkſam geleſen hätteſt, in welchem ich Dir ſagte, daß wir länger hier bleiben werden, als wir uns anfanglich vornahmen. Dem zu Folge wirſt Du uns nicht den 19ten, ſondern acht Tage ſpäter, das heißt, den 27ſten dieſes Monats bis Jena entgegenkommen. Es wird mir großes Vergnügen machen, Dich und unſre lieben Kinder dort wieder zu ſehen und euch alle zu umarmen. Daß Karl's Lehrer nicht wieder gekommen iſt, ſchadet nicht Nach meiner Zurückkunft will ich in Zukunft ſelbſt ihm täglich einige Lectionen geben, denn ich ſehe wohl, daß er bei dieſem Lehrer nie oder doch ſchlecht riamente, finora è stato piú tosto un divertimento per lui, che una occupazione, ma d'ora innanzi si dovra tenere con lui un altro metodo; lascialo pur andare cosi per queste poche settimane, se anche si scordasse un poco del leggere; noi ricominceremo di novo, ed imparerà meglio da me, che da altri.

Il bel tempo continua ancora qui, ma dopo qualche temporale forte che abbiamo avuto le notti passate il caldo ora è meno eccessivo. Il paese qui intorno è bellissimo, ma tutto è montagne e boschi e per passeggiare bisogna sempre andare per le salite che però sono molto belle e comode, e la quantità di Signori forestieri che sta qui dà a questa piccola cittá, che non è la metá

werde leſen lernen. Karl fängt allmählich an, das Alter zu erreichen, wo er ernſtlich lernen muß. Bis jetzt iſt dies mehr ein Zeitvertreib für ihn geweſen, als eine Beſchäftigung; aber von nun an muß es anders mit ihm angefangen werden. Laß ihn nur noch die wenigen Wochen ſo hingehen, wenn er auch das Leſen ein wenig vergeſſen ſollte, wir wollen von neuem anfangen, und er wird beſſer von mir lernen als von andern.

Hier haben wir noch immer ſchönes Wetter; doch iſt die Hitze nach einigen ſtarken Gewittern nicht mehr ſo übermäßig groß. Die Gegend umher iſt ſehr ſchön; aber alles Berg und Wald, und um ſpazieren zu gehen, muß man grande quanto *Weimar*, l'aspetto di una cittá grande. Ogni casa qui è locanda; i cittadini abitano a pianterreno, e tutto il resto delle case é occupato da forestieri, ed ogni casa ha la sua insegna. Ogni giorno arrivono e partono de' forestieri, dopo noi già sono arrivati più di ducento, ed altrettante sono partiti, perchè la maggior parte non restano più che un mese qui; la maggior parte sono nobili e negozianti ricchi, e si vede qui un gran lusso in belle carozze, bei cavalli e bellissimi vestiarj delle Signore, e tutte le mode d'Europa si trovano qui radunate insieme; se tu le potessi vedere diresti che non hai mai veduto tanto vario e bel vestire, specialmente in abigliamenti da mattina, perchè ognuna vuol essere la più bella. Chi avesse sola-

immer die Anhöhn erſteigen; doch ſind dieſe recht ſchön und bequem, und die Menge fremder Herrſchaften, die ſich hier aufhalten, geben dieſer kleinen Stadt, welche nicht halb ſo groß iſt als **Weimar**, das Anſehn einer großen. Jedes Haus iſt ein Gaſthof; die Einheimiſchen bewohnen den untern Theil deſſelben, das Uebrige des Gebäudes die Fremden. Jedes Haus hat ſein Aushängeſchild. Alle Tage kommen Fremde an und reiſen Fremde ab. Später als wir trafen zwei Hundert ein und eben ſo viel reiſten ab; denn der größte Theil derſelben blieb nicht länger, als einen Monat. Die mehrſten Fremden ſind Adliche, oder reiche Kaufleute, und man ſieht hier großen Luxus mit ſchönen mente i danari chehanno costato gli abiti delle signore che qui durante una state si trovano, sarebbe un uomo ricco assai; ogni giorno è qui commedia ed accademia di musica e balli, ma di tutte queste cose io non mi curo, come tu sai bene, ma il veder da vicino questa vita dei Signori mi fa piacere. Ora però sono già abbastanza contentato di queste cose e desidero ogni giorno più di ritornare a casa, perchè per lungo tempo questa vita mi seccherebbe. Addio, cara mia, sta bene ed allegro, e bacia i nostri figli mille volte in mio nome etc.

Wagen und Pferden und hauptſächlich mit ſehr ſchönen Kleidungen der Damen; alle Moden von Europa ſind hier vereint zu treffen.

Wenn Du hier wäreſt, Du würdeſt geſtehn, nie ſo verſchiedene und ſchöne Kleidung geſehen zu haben, beſonders in Morgen-Anzügen, denn Jede will die andere übertreffen. Wer nur das Geld hätte, was die Damen hier während eines Sommers koſten! Er wäre ſchon ſehr reich. Alle Tage iſt hier Schauſpiel, Konzert und Ball. Ich bekümmere mich um alles das nicht, wie Du wohl weißt, aber es vergnügt mich, dieſes in der Nähe mit anzuſehen. Jetzt habe ich indeſſen genug davon, und mich verlangt alle Tage mehr zu Hauſe; denn auf die Länge würde dieſes Leben mir Langeweile machen. Adieu, meine Liebe, lebe wohl und vergnügt, küſſe unſre Kinder tauſendmal in meinem Namen ꝛc.

Ermattet und erſchöpft durch den wahrſcheinlich zu ſtarken Gebrauch des Karlsbader Sprudels kam Fernow Ende Auguſts wieder in Weimar an; dennoch ſchien ihn die Freude, ſeine Familie, ſeine Freunde wieder zu ſehen, und die Rückkehr zu ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen wieder neu zu beleben. In Karlsbad hatte er mit großer Sorgfalt eine Ausgabe von Arioſt's Satyren ausgearbeitet und mit Noten verſehen; jetzt fing er an, ſich ernſtlich mit der Ausgabe von Winkelmanns Werken zu beſchäftigen. Auch ſchrieb er während dieſes Winters das Leben Arioſt's des Göttlichen, welches er dem von ihm hoch verehrten und geliebten Wieland, unſern teutſchen Arioſt, zueignete. Jede ſchmerzenfreie Stunde widmete er dieſen Arbeiten. Die Abende brachte er, wie gewöhnlich, im Hauſe ſeiner Freundin zu, und oft verſammlete ſich hier ein kleiner geſelliger Kreis von Freunden der italieniſchen Sprache, um unter ſeiner Leitung irgend ein dramatiſches Werk der italieniſchen Poeſie zu leſen. Fernow belebte und belehrte Alle, und dieſe Abende bleiben gewiß denen unvergeßlich, die Theil daran nahmen. Im November ſchrieb er folgenden Brief an ſeinen Freund Kügelchen.

Weimar, d. 22. Nov. 1807.

Mit meiner Geſundheit hat es ſeit meiner Rückkehr vom Karlsbad nie recht wohl geſtanden. Noch einige Monate nachher habe ich mit der Schwäche zu kämpfen gehabt, die mir von dem auflöſenden Bade zurückgeblieben iſt, und mir ein Abend- oder Nachtfieber zugezogen hatte, das nicht wieder weichen wollte. Dabei habe ich noch jetzt einen empfindlichen drückenden Schmerz in der rechten Bruſt und Schulter, der nicht weichen will, obgleich ich ſchon mancherlei dagegen gebraucht habe und noch gebrauche. Er iſt nicht in der Lunge ſelbſt, ſondern vielmehr in den Umgebungen; denn dieſen Schmerz abgerechnet iſt meine Bruſt geſund. Die Aerzte wiſſen ſelbſt nicht recht, was ſie daraus machen ſollen. Es ſcheint irgend eine Stockung aus Schwäche zu ſeyn. Ich ſuche nur dieſen Winter ſo leidlich durchzukommen, und gelingt mir das, ſo hoffe ich mich im Frühlinge und Sommer allmählich wieder herzuſtellen. Obgleich mich dieſe Dinge nicht zur Beſchäftigung unthätig machen, ſo ſind ſie doch ſehr unbequem und ſtörend, und ich thue weniger, als ich thun würde, wenn mir wohl wäre in meiner Haut. Ohne die Rückreiſe aus Italien wäre ich wahrſcheinlich geſünder geblieben, denn alle meine Unpäßlichkeiten, womit ich bisher zu kämpfen gehabt, ſchreiben ſich ſeit dem Fieber her, das ich auf meiner Rückkehr nach Teutſchland bekam und vierzehn Monate mit mir umherſchleppen mußte. Dies iſt's, was meine ſonſt geſunde und feſte Natur untergraben hat. Doch genug von dieſer Litanei.

Du willſt, ich ſoll Dir über Deinen Chriſtus und Moſes *) mein Urtheil ſagen, wie ich es meine. Mit Deinem Herrn Jeſus bin ich wohl zufrieden. Er drückt ſeinen Charakter, ſo viel ich Heide davon einſehe, ſehr gut aus, und die Ausführung iſt auch von der Art, daß der Künſtler Ehre und der Kenner Freude davon hat. Müßte ich unter beiden wählen, ſo würde ich dem Repräſentanten des neuen Teſtaments vor dem des Alten den Vorzug geben; denn dieſer befriedigt mich durch ſeinen Charakter nicht in dem Grade, wie ich mir einen Moſes denke, ob ich gleich darum nicht ſagen kann, wie er ſeyn ſollte. Mich dünkt, er müſſe mehr durch eine gewiſſe rohe Kraft, als durch Würde imponiren, und mich dünkt auch, Du hätteſt ihn etwas älter halten müſſen; denn wenn ich den Bart wegdenke, ſo ſcheint mir der Kopf

---

*) Herr von Kügelchen hatte auf Fernow's Bitte dieſe Gemälde nach Weimar geſchickt, und ſie der Herausgeberin dieſer Blätter anvertraut.

ziemlich jung. Deſſen ungeachtet hat er immer eine gewiſſe imponirende Größe und iſt ein trefflicher Kopf; aber um ein ſo verruchtes Judengeſindel in Ordnung zu halten, müßte er noch mehr furchtbare, eiſerne Härte und Gewalt in ſeinem Charakter zeigen. Ich wäre ſehr neugierig, Deinen Muhammed's Kopf, von dem ich im vorigen Jahre eine kleine Skizze bei Dir ſah, im Großen ausgeführt zu ſehen. In dieſem ſchien mir die Anlage des Charakters ſehr glücklich, Fanatismus und Despotismus, feurige Kühnheit und Schlauheit ſprach aus Phyſiognomie und Stellung des Kopfs, aus Blick und Geberde. Willſt Du den nicht ausführen? So wie ich mir ihn nach der Skizze im Großen denke, müßte er ein trefflicher Kopf von großer und frappanter Wirkung werden, der Dir und Deiner Kunſt Ehre brächte.

Deine Idee mit Weib und Kind nach Rom zu reiſen, kann ich nicht anders als loben und preiſen. Auch ich hätte eine ſolche Idee lange ausgeführt, wenn es möglich wäre. Ob es in Zukunft möglich und wirklich werden wird, weiß ich jetzt noch nicht; aber ich wünſche es ſehr. Der Fiſch ſoll im Waſſer, und der Künſtler in Rom leben. Ich für meine Perſon kann mir kein höheres Glück wünſchen, als noch einige Jahre meines Leben wenigſtens, wenn nicht den ganzen Reſt deſſelben, in Italien zu verleben. Man ſollte es nie wieder verlaſſen, wenn man einmal da iſt.

Den Doktor Schubart habe ich in Karlsbad kennen gelernt, und er iſt mir dort recht lieb und achtungswerth geworden, obgleich ich nicht weiß, ob wir mit einander ſympathiſiren könnten. Du weißt, ich hänge mehr zu dem plaſtiſchen Heidenthum, als zu dem muſikaliſch romantiſchen Chriſtenthum hinüber; aber das thut nichts zur Sache. Guter Wille und reine Wahrheitsliebe vereinigen alle Gemüther, ſo verſchieden ihr Streben auch ſeyn mag ꝛc.

Mit dem Anfange des Jahres 1808 fieng das Leben unſers Freundes an, eine Kette von Schmerzen und Leiden zu werden. Seine Frau, die ſchon lange gekränkelt hatte, wurde jetzt faſt gänzlich unfähig für ihre Haushaltung und für ihre Kinder zu ſorgen; ein in ihrer Familie erbliches Uebel, welches wahrſcheinlich durch das ungewohnte, rauhere Klima bei ihr beſchleunigt ward, die Lungenſucht, zerſtörte mit unaufhaltſamer Schnelle ihr Leben. Trotz alle dem, was man dagegen zu thun verſuchte. Fernow's Schmerz in der rechten Bruſt und Schulter vermehrte ſich ſo, daß er faſt keine andere Stellung, als eine halbliegende auf dem Sopha ertragen konnte, keine Nacht genoß er eines ruhigen ununterbrochenen Schlafes. So ſahen wir ihn im Kreiſe ſeiner Freunde. Rings umgeben von blühendem Leben lag er da bleich und abgezehrt, und dennoch der heiterſte unter allen, Trotz der Zerſtörung, die ſichtbar ſein Leben untergrub. Sein lebendiger Geiſt, ſein feiner, aber dennoch nie ſchmerzlich verwundender Witz, den er oft auf ſeine eignen und ſeiner Krankheit Koſten ſpielen ließ, ergötzte und erfreute, wie ſonſt, und ſein reger Antheil an Kunſt und Wiſſenſchaft ſchienen jetzt, da er doch wohl bisweilen ahnen mochte, daß ſeiner Jahre nicht viele mehr ſeyn würden, eher zu ſteigen, als zu ſinken. Er bemerkte endlich an der ſchmerzenden Stelle ſeiner Bruſt eine Erhöhung und ein immerwährendes, pulſirendes Klopfen. Es wäre ſagte er, als ſey ihm noch ein Herz gewachſen. Sein Freund und Arzt, der Hofmedikus Hufeland, ſah die Gefahr dieſer Krankheit. Schonend verſchwieg er ſie ihm; auf ſeinen Antrieb aber zog Fernow den Geheimen-Hofrath Starke in Jena zu Rathe. Dieſer hellſehende Arzt nannte die unheilbare Krankheit bei ihrem eigentlichen Namen. Es war eine Pulsadergeſchwulſt. Doch verſchwieg der menſchenfreundliche Mann ebenfalls mitleidig die damit unausweichbar verbundene Gefahr, warnte Fernow nur für jeder heftigen inneren und äußere Bewegung oder Anſtrengung, und verordnete ihm Linderungsmittel für ſeine Schmerzen, welche er auch, wenigſtens zum Theil, für rheumatiſch, und von dem eigentlichen Hauptübel unabhängig zu halten ſchien. Aber, ſo wie der Frühling ſich näherte, der dieſes Jahr ungewöhnlich rauh war, mehrten ſich Fernow's Leiden und ein Huſten raubte ihm vollends den wenigen Schlaf, den er dem Schmerz abgewann. Er ward zuletzt gezwungen, das Zimmer zu hüten, was ihm, der täglich gewohnt war, friſche Luft zu ſchöpfen, doppelt unangenehm ſeyn mußte. Alles ertrug er mit ſeiner gewohnten Geduld. In der ihm zum Bedürfniß gewordenen, gewohnten Arbeit ſuchte er Erholung und ſein Winkelmann war es hauptſächlich, was ihn jetzt beſchäftigte. Die Zeit, welche er nicht auf dieſe Arbeit verwendete, verlebte er mit ſeiner Phantaſie in Italien, in Erinnerungen, die ihn ſchon oft jede trübere Wirklichkeit vergeſſen machten. So erwartete er die mildere Jahreszeit, von der er Linderung und auch wohl gänzliche Heilung durch irgend eine Brunnenkur hoffte. Seine Freunde ſuchten ihm durch öftere Beſuche ſeinen Zuſtand erträglicher zu machen; ſeiner Freundin ſchickte er jeden Morgen eine Art von Krankenbericht, der aber gewöhnlich mehr von ſeinen geiſtigen Beſchäftigungen, als von ſeinem körperlichen Befinden, oft im launigſten Style ſprach. So ſchrieb er ihr einmal: „Sie wundern ſich, daß ich ſo ruhig und gleichgültig bin, während Sie ſich in ſteter Unruhe meinetwegen befinden. Wäre der Fall umgekehrt, ſo würde, glaube ich, gewiß das Gegentheil Statt finden. Der Patient iſt gewöhnlich ruhiger, als der liebend um ihn Beſorgte; den man deshalb auch den Impatienten nennen könnte. Wären Sie die Patientin, ſo würde ich der Impatient, alſo auch nicht ſo ruhig und gelaſſen ſeyn, als ich jetzt bin. Mit mir iſt es nun ein Mal ſo, wenn ich eine Sache überſehen habe und entſchieden weiß, daß es nicht anders ſeyn kann, ſo beunruhigt ſie mich nicht leicht weiter; vielleicht liegt dies mehr in der ruhigen, heitern Grundſtimmung meines Temperaments, als in einer durch Kunſt und Mühe erworbenen Fertigkeit; aber deſto beſſer, wenn die Natur mich ſelbſt ſo geſchaffen hat. Mein Huſten hat mich geſtern noch etwas geſchüttelt, die Nacht nur wenig, und ich habe ziemlich viel geſchlafen. Meine Bruſt iſt jetzt wie ein Neſt voll junger Mäuſe; oft höre ich alle mögliche Stimmen in ihr pfeifen und quiken und flöten. Wenn Ihnen dies Bild nicht ſehr reizend ſcheint, ſo verzeihen Sie es meiner proſaiſchen Natur; wäre ich ein Poet, ſo hätte ich ein Neſt voll Amorinnen, oder doch wenigſtens junge Nachtigallen für Roſtorf's Roſen- und Violengarten daraus gemacht." ꝛc.

Zu Ende Aprils erholte er ſich ſo weit, um wieder ausgehen zu können. Seine Aerzte riethen ihm, die Heilkräfte der Quelle von Liebenſtein zu verſuchen, einem Bade am Fuße des Thüringer Waldes, einige Stunden von Eiſenach, welches in einer ſehr romantiſchen Gegend, eine reizende Lage hat. Begleitet von der Herausgeberin dieſer Blätter und ihrer Tochter reiſete er in der Mitte des Juni Monats dorthin ab. Höchſt ermattet von der kleinen Reiſe von zwölf Meilen erreichte er Liebenſtein und fieng ſobald er ſich etwas erholt hatte, an, unter der Leitung des dortigen ſehr geſchickten Brunnenarztes die Quelle zu trinken, und zu baden. Die ruhige Stille des um die Jahreszeit noch ſehr wenig beſuchten Bades that ihm anfänglich wohl, die nahen reizenden Umgebungen der Quelle erfreuten ihn; vielleicht war es auch Wirkung der Reiſe, der Veränderung der Luft und des Aufenthalts. Es gieng hier, wie zuerſt in Karlsbad, die Kur ſchien ihm Hülfe zu gewähren, und ihn und ſeine Freunde zu frohen Hoffnungen zu berechtigen. Leider ſanken dieſe bald, der Schlaf verließ ihn auf's neue, und ſeine Schmerzen kehrten zurück. Folgſamer gegen ſeine Aerzte, als damals in Karlsbad, unternahm er, während dieſer Kur, keine neue Arbeit. Er hatte ſich einen kleinen Büchervorrath mitgebracht, und mit dieſem brachte er die wenigen Stunden des Tages zu, welche ihm ſeine Kur und die Geſellſchaft, der er ſich noch immer gerne näherte, unausgefüllt ließen, oder während welchen ſeine Schwäche und ſein Uebel ihn nicht kraftlos an ſein Lager feſſelten. Er konnte freilich an den, ſolchen Oertern eigenen, Beluſtigungen keinen Antheil nehmen, doch ſpeiſete er jeden Tag mit der Geſellſchaft an der großen Tafel, und brachte auch mit ihr manche Abend- und Morgenſtunde, wenn das Wetter es erlaubte, auf dem ſchönen Platze vor dem, den Badegäſten zum Bewohnen eingeräumten Schloſſe, zu. Hier knüpfte er noch manche Bekanntſchaft an, die ihn erfreute und ermunterte, ſogar einige alte, die er in Italien gemacht hatte; auch hatte er das Vergnügen, viele von ſeinen Freunden aus Weimar, welche theils mit ihm die Kur brauchten, theils mit dem herzoglichen Hofe den Sommer in dem nah gelegenen Luſtſchloſſe Wilhelmsthal zubrachten, in Liebenſtein wiederzuſehen. Theilnehmend, geſprächig, geiſtreich und gleichmüthig fanden ihn auch hier ſeine ältern und neuern Bekannten. Sein leidender Anblick flößte allgemeines Mitleiden ein, während ſein Geſpräch die Gemüther wieder erhob. Man glaubte ſich ſelbſt geſtärkt zu fühlen, wenn man ihn das Schwere tragen ſah, wie er es trug. Seine alte Liebe zum Schachſpiele war nach langem Schlummer wieder erwacht und er ſpielte faſt täglich mit wahrer Luſt, und dem ihm eignen Geiſte einige Parthien. So verlebte er hier ſechs bis ſieben Wochen, anfangs hoffnungsvoll, zuletzt mit ſtiller Ergebung. Ihm ſchien ſo wohl hier zu ſeyn, als es ihm in ſeiner Lage ſeyn konnte; nur des Sonntags, wenn alles aus den nahgelegenen Städten auf dem beſchränkten Platze zuſammenſtrömte und des Geräuſches, auch für den geſunden Brunnengaſt, faſt zu viel wird, zog er ſich gern in ein kleines, abgelegenes Zimmerchen zurück, welches für ihn eigends dazu eingerichtet ward.

Er hatte hier die Freude den geiſtreichen und liebenswürdigen Erbprinzen von Mecklenburg Strelitz wiederzuſehen, den er ſchon in Italien gekannt hatte, und der ſich ſehr huldreich ſeiner wieder erinnerte. In lebhaften Erinnerungen an das ſchöne Land, in welchem ſein Geiſt noch immer gern weilte, brachte er manche angenehme Stunde mit dem Prinzen zu. Es waren Momente, in welchen wieder ein Sonnenſtrahl aus jenem glücklichen Himmel in ſein Herz zu fallen ſchien.

Mehr, als ſein eignes Leiden beunruhigte ihn der traurige Zuſtand ſeiner Frau, deren Krankheit während ſeiner Abweſenheit unaufhaltſam zugenommen hatte. Folgender Brief an ſie, mag als Beweis ſeiner theilnehmenden Sorge einen Platz finden. Wir hoffen, der nachſichtige Leſer werde die häuslichen Details, die er enthält, verzeihen, denn eben dieſe ſind es, die auf ſein Verhältniß als Gatte und Vater ein Licht werfen, welches unſern Freund von einer ſehr liebenswürdigen Seite zeigt. Wir werden, wie bei dem früher ſchon eingerückten, für den der Italieniſchen Sprache unkundigen Leſer, eine Ueberſetzung davon hinzufügen.

Liebenstein, li 15. di Luglio.

Cara Mariuccia, non ti posso dire abbastanza quanto mi dispiace che lo stato della tua salute è sempre si cattivo, mi posso immaginare quanto tu devi soffrire ed il pensarci m'affligge il cuore. Darei quantunque cosa per vederti guarita. Il bel tempo che presentemente godiamo mi dà ancora qualche speranza. Il caldo in questi ultimi giorni qui è stato grande, e così sarà anche in *Weimar*.

Continuo l'uso di queste acque minerali bevendo e bagnando, il mio dolore però non vuol cessare ancora, può essere che la continuazione

---

*) Liebes Mariechen! Ich kann Dir nicht genug ſagen, wie es mir Leid thut, daß Dein Geſundheitszuſtand noch immer ſo ſchlecht iſt. Wohl kann ich mir vorſtellen, wie viel Du leiden mußt, der Gedanke daran betrübt mich herzlich, und ich würde Alles darum geben, Dich geheilt zu ſehen. Das ſchöne Wetter, welches wir jetzt haben, giebt mir noch einige Hoffnung. Die Hitze iſt hier in den letzten Tagen groß geweſen, auch in Weimar wird es ſo ſeyn.

Ich fahre fort dieſe Quelle zu trinken, und darinne zu baden: aber mein Schmerz will noch nicht aufhören, vielleicht wird es mich am Ende heilen, wenn ich eine Zeit finalmente mi giovi e mi guarisca; in questo gran caldo io mi tengo quieto e riposo tutto il dopo pranzo. La settimana passata feci una piccola prova delle mie forze caminando una sera da un luogo qui vicino quanto è *Tieffurt* da *Weimar*; camminai lentamente un'ora ed un quarto senza trovarmi molto stracco; quest'è l'unica volta che sono stato a spasso *).

Spero che la padrona di casa o qualche altra Signora di tua conoscenza conoscera una donna buona ed onesta, che per una buona paga si pres-

lang damit fortfahre. Bei dieſer großen Hiße verhalte ich mich ſtille und ruhe den ganzen Nachmittag. Vergangene Woche verſuchte ich meine Kräfte ein wenig, indem ich eines Abendes von einem Orte, der von hier ſo weit liegt, als Tieffurth von Weimar, zu Hauſe gieng; ohne ſehr ermüdet zu werden, brauchte ich wohl 5/4 Stunden, und dies war das einzige Mal, daß ich ſpazieren gegangen bin *).

Ich hoffe, unſre Hauswirthin, oder eine andere von Deinen Bekannten wird Dir ein gutes, ehrliches Dienſtmädchen verſchaffen können, welches Dich für gute Bezahti a servirti bene. Ti ripeto di non guardar le spese, ma di cercar il tuo comodo; quel che costa è sempre piccola cosa in paragone del male che ti fa il combattere tutto il giorno con una bestia come è la nostra Donna. Quando io sarò tornato, cercherò di provedere in una o in un altra maniera. E così fallo anche co'ragazzi; pensa alla tua salute e lasciali fare. Ho pensato che ti potrebbe far bene, se tu andassi qualche volta un poco a spasso in carozza e perciò vorrei che tu lo facessi, e prendessi qualche volta il dopo pranzo una carozza per farti qualche divertimento con i ragazzi. Trovandoti troppo debole per camminare credo che ti farà

---

*) Es war der erſte und leßte Spaziergang in Liebenſtein, und zugleich der leßte eigentliche Spaziergang in Fernow's Leben; er war von Altenſtein, dem Landſiße der Herzogin von Meiningen, nach Liebenſtein zurückgegangen.

lung gut bedient. Ich wiederhole es Dir, ſieh nicht auf die Koſten, ſieh nur auf Deine Bequemlichkeit. Was es auch koſten mag, es iſt immer wenig gegen den Schaden, den Dir es thut, den ganzen Tag mit einem Geſchöpfe, wie unſere Magd iſt, zu ſtreiten. Wenn ich zu Hauſe ſeyn werde, will ich auf eine oder die andere Weiſe ſuchen, dafür zu ſorgen. Mache es auch ſo mit den Kindern; denke an Deine Geſundheit, und laß ſie laufen. Ich habe hier bedacht, es würde Dir gut thun, wenn Du bisweilen ein wenig ſpazieren führeſt, darum wollte ich, daß Du es thäteſt, zuweilen Nachmittags eine Kutſche nähmſt, und Dir mit den Kindern ein kleines Vergnügen machteſt. Da Du zum Gehen zu ſchwach biſt, ſo denke ich, es würde bene, farti qualche moto in questa maniera. Mi farai un piacere se siegui il mio consiglio e non guardi a qualche tallero più o meno. Io spendo qui meno di quel che credevo, e se anche prolongo il mio soggiorno per qualche Settimana mi avanzeranno ancora danari, e verso sa Michele riceverò altri. Se mi mandi le lettere, scrivimi anche qualche parola se puoi, e fammi sapere com stai, e se mai lo scrivere t'incomodasse troppo fammi scrivere da qualchedun altro per non lasciarmi senza nuove di te e di nostri figli. Addio cara mia! quanto piacere avrei di sentir buone nuove della tua salute. Fà tutto quel ch'è pos-

Dir wohl thun, wenn Du auf dieſe Weiſe etwas Bewegung hätteſt. Du wirſt mich erfreuen, wenn Du meinem Rathe folgſt. Sieh nicht auf ein Paar Thaler mehr oder weniger. Ich gebe hier weniger aus, als ich glaubte, und wenn ich noch einige Wochen hier verweile, ſo bleibt mir noch Geld übrig, auch erhalte ich gegen Michaelis wieder welches. Wenn Du mir Briefe ſchickſt, ſo ſchreibe mir ein Paar Worte, wenn Du kannſt, und laß mich wiſſen, wie es Dir geht. Iſt Dir das Schreiben beſchwerlich, ſo laß mir durch Jemand anders ſchreiben, damit ich nicht ohne Nachricht von Dir und unſern Kindern bleibe. Lebe wohl, meine Liebe! Wie viel Vergnügen würde es mir machen, von Deiner Geſundheit gute Nachricht zu erhal-

sibile per rimetterti. Saluta ed abbraccia i nostri amati figli etc.

ten! Thue was nur möglich iſt, um Dich zu erholen. Grüſſe und küſſe unſere geliebten Kinder ꝛc.

Traurig kehrte Fernow's Freundin im Anfange des Auguſtmonats 1808 mit ihm nach Weimar zurück. Er ſelbſt war zufrieden, dachte mit keinem Worte der getäuſchten Hoffnung eines guten Erfolgs, ſondern wiederholte ſich heitern Sinnes jede in Liebenſtein genoſſene frohe Stunde, jede erfreuliche Bekanntſchaft, die er dort gemacht oder erneuert hatte. Er war auf der Rückreiſe weit matter und kränker, als auf dem Hinwege, und mußte den Plan aufgeben, die ſchönen Spaziergänge um Willhelmsthal und die Wartburg bei Eiſenach zu beſuchen, worauf er ſich in Liebenſtein ſo ſehr gefreut hatte. Nur in Gotha ſchleppte er ſich mühſam durch einige Straßen, um Spielſachen für ſeine Kinder einzukaufen. Im Wagen war er unterhaltend und geiſtreich, wie immer. Unmerklich ſuchte er ſeine, in ſtillen traurigen Ahnungen verſunkene, Freundin aufzuheitern. Auf dieſer Reiſe ſprach er zuerſt ausführlich mit ihr über den Plan ſein Leben zu ſchreiben, und erzählte ihr ſehr umſtändlich, was der Leſer auf den erſten Bogen dieſes Buches gefunden hat, eine Erzählung, die er ihr ſeitdem öftrer wiederholte. Es war, als ob dieſe Rückblicke in den Morgen ſeines Lebens ſeinen trüben zu früh hereingebrochenen Abend erheiterten.

Traurig war ſein Empfang zu Hauſe. Seine Frau wankte ihm am Stabe entgegen, ein ſichtbar dem Tode geweihtes Opfer. Die Kinder freuten ſich der mitgebrachten Spiele; aber er fand ſie natürlich durch die lange Krankheit der Mutter verwildert und vernachläſſigt. An ſeine eigene Pflege, die ihm, dem tödtlich Kranken, ſo nöthig war, dachte er wenig; er ſorgte für die Bequemlichkeit und Pflege ſeiner Frau, nahm ſich der Kinder an, ſo viel er konnte, und arbeitete in leidlich freien Stunden an ſeinem Winkelmann. Der Geheime Hofrath Starke aus Jena, der ihn oft beſuchte, und Alles anwandte, um ihn zu retten, oder wenigſtens länger zu erhalten, und der Hofmedikus Hufeland vereinten ihre Kräfte und ihre Kunſt zum Wohl dieſer beiden Leidenden. Umſonſt! Fernow's Frau war Monate lang ſterbend, und ihn brachte jeder Athemzug dem Untergang näher.

Bald nach ſeiner Heimkehr ſchrieb er folgenden Brief an ſeinen Freund Kügelgen.

Weimar, d. 19. Auguſt 1808.

Ja wohl, Du alter, redlicher Herzensfreund, iſt es lange, daß Du keine Zeile von mir geleſen haſt, und leider iſt nicht Nachläßigkeit, ſondern mein Geſundheitszuſtand vornehmlich Schuld daran. Du weißt, ich bin nie ein ſehr fleißiger und ordentlicher Briefwechsler geweſen, und jetzt, wo mir ein halb gelähmter Arm das Schreiben ſo beſchwerlich macht, daß ich nicht einmal das Nothwendigſte leiſten kann, wo eine ſchon mehrere Monate anhaltende Schlafloſigkeit mich außer Stand ſetzt, den Tag über etwas Ernſtliches zu thun, wirſt Du aus Freundſchaft Dich geneigt fühlen, ein ſo langes Säumen zu verzeihen. Ich habe ſechs Wochen im Liebenſteiner Bade zugebracht, getrunken und gebadet; aber ohne den mindeſten Erfolg für meine Geſundheit. Im Gegentheil brachte ich faſt mehr Schmerzen mit zurück, muß mich alſo in Geduld fügen und ſehen, wie es ferner wird. Mein Uebel ſcheint freilich auch, je mehr ich dahinter komme, von der Art zu ſeyn, daß kein Geſundbrunnen ihm abhelfen kann, denn es beſteht wahrſcheinlich in einem organiſchen Fehler, der unheilbar iſt, und wo ich höchſtens für die Zukunft Linderung, nicht Heilung zu hoffen habe. Was meinen Zuſtand noch übler macht, iſt, daß auch meine Frau an einer zehrenden Bruſtkrankheit leidet, von der ſie ſchwerlich wieder geneſen wird. Meine Ausſichten für den nahenden Winter ſind alſo nicht ſehr erfreulich; ich will froh ſeyn, wenn ich mich ſo erhalte, daß ich die unternommene Arbeit ausführen kann. Die Schlafloſigkeit, eine Folge des ſchmerzhaften Zuſtandes der mein Uebel begleitet, macht, daß ich ſelten einen heitern, zur Arbeit aufgelegten Morgen habe.

Daß meine Kunſtaufſätze im dritten Theile der Studien Dir nicht mißfallen haben, freut mich; es iſt mir mehr Genugthuung, wenn ein denkender praktiſcher Künſtler mit meinen Kunſtanſichten und Urtheilen zufrieden iſt, als wenn ein Recenſent mich mit weiſer Miene lobt, der im Grunde nichts von der Sache verſteht; aber ſich doch Amtswegen ſo ſtellen muß, als verſtünde er es. Ob die im myſtiſchen Wahnſinn Befangenen mich für einen Heiden oder Türken halten, iſt mir vollkommen gleichgültig. Wenn ſie mich nur nicht für einen faden, albernen Neuchriſten nehmen, bin ich ſchon zufrieden; denn für ſo ein läppiſches Chriſtenthum, als die Herren predigen und einführen möchten, wird Gott und geſunder Menſchenverſtand mich gnädig bewahren. Zu was können dieſe kindiſchen Spielereien mit der Madonna, mit Karfunkeln und Blumen und Sternen führen? Der Mythus der Madonna iſt ſchön und gut, aber auch höchſt beſchränkt, und von den alten Malern bereits das beſte Korn herausgedroſchen, die neuern werden nichts beſſeres mehr herausbringen, und was ſoll uns jetzt dieſes ganze Weſen? Wen ſpricht es an? Giebt es in der heiligen und profanen Geſchichte keinen reichhaltigern Stoff, als die ewige Madonna mit dem Chriſtuskindlein? — Doch über dieſe Materie iſt viel zu ſprechen, um ſie zu erſchöpfen, und ſich von allen Seiten darüber zu verſtändigen. Wenn Du dieſen Herbſt herkommſt, ſo ſoll ſie der Gegenſtand unſrer Unterhaltung ſeyn. Eben ſo auch, was die *Schönheit des Gefühls* anbetrifft, durch welche der Chriſtliche Mythus den Griechiſchen übertreffen ſoll. Ich kann dieſem nur unter großen Einſchränkungen beiſtimmen, welche am Ende den Vorzug wohl gar aufwiegen möchten. Wie aber wollen Künſtler die hohe geiſtige Schönheit des Ausdrucks darſtellen, wenn ſie nicht mehr auf der Stufenleiter der idealiſchen Formenſchönheit ſich allmählich zu ihr zu erheben gelernt haben! Man ſtellt ſich's freilich jetzt ſo leicht vor, das Höchſte zu erfliegen, daß man keine Leiter mehr für nöthig hält, um, wie die alten Künſtler, mühſam, aber ſicher, hinanzuklimmen; daher kommts denn gewöhnlich auch mit allem Streben zu nichts Rechtem. Jeder Pfuſcher glaubt jetzt, er könne nach dem Höchſten ſtreben; aber verſteht ſich, ohne ſich bei dem Gründlichen aufzu=

halten, auf den Flügeln des Genies. So geht es in der Poeſie, ſo in der bildenden Kunſt ꝛc.

Man ſieht aus dieſem Briefe, wie lebendig noch immer Fernow's Eifer für das einmal von ihm dafür anerkannte Rechte war, und wie wenig ſein Geiſt durch die phyſiſche Schwäche des Körpers gelähmt ward. Anfangs Septembers ward er abermals genöthigt, das Zimmer zu hüten. Der kleine Weg, bis zum Hauſe ſeiner Freundin, den er bis jetzt noch täglich, freilich höchſt mühſam, gemacht hatte, ward ihm jetzt zu ſchwer, und der Schmerz in der Bruſt erlaubte ihm nicht mehr, die zwei Treppen zu ſeinem Zimmer hinanzuſteigen. Seine, alle Mittel zu ſeiner Linderung und Erhaltung erſinnenden Aerzte verordneten ihm jetzt häufige Aderlaſſe, um den Andrang des Blutes zu vermindern, und die Traubenkur, jedoch nicht ſo, daß er bloß von Trauben leben, ſondern nur daraus den Hauptbeſtand ſeiner Nahrung machen, und nebenher noch etwas Weniges andre Nahrungsmittel genießen ſollte. Er befolgte jede Verordnung der Aerzte auf das gewiſſenhafteſte, obgleich er wenig davon hoffte, denn er fühlte zu deutlich, wie ſchnell ſein Uebel ſich mehrte, und wie die Erhöhung und das Kloſen in ſeiner rechten Bruſt zunahm. Noch immer hatte er keinen recht klaren Begriff ſeiner Krankheit und der nahen Gefahr. Er wünſchte erſtern zu erwerben, denn Ungewißheit war ihm peinlich, und er fühlte in ſich den Muth, ſeinem Geſchick heitern Angeſichts entgegen zu gehen. Deshalb ließ er ſich Scarpa's Werk über die Pulsadergeſchwulſt von einem Buchhändler verſchreiben. Seine ihn gern ſchonende Aerzte hatten ihm dieſes Buch nicht mittheilen wollen. In dieſer Zeit ſchrieb er wieder oft einige Zeilen an ſeine Freundin, um ihr von ſeinem Befinden und ſeiner Gemüthsſtimmung Nachricht zu geben. Einſt unter andern: „Wie ſehr ich wünſche, es mögte anders ſeyn, „können Sie leicht denken, da ich zweifach dabei leide; „aber auch dieſer Wunſch, der höchſte, den ich haben „kann, darf mir doch nicht die Schranken überſchreiten, die ich ihm gezogen habe; er darf in meine „Faſſung nicht einbrechen, hinter der das Schickſal „ſelbſt mir nichts anhaben ſoll. Einen Punkt muß „der Menſch haben, wo er unerſchütterlich auf ſich „ſelbſt beruht, oder er muß ſich jeden Augenblick verloren geben an tauſend feindliche Gewalten, die auf „ihn eindringen können."

In den letzten Tagen des Septembers lößte endlich ein ſanfter Tod die Bande, die Fernow's Gattin an ein höchſt ſchmerzhaftes Daſeyn gefeſſelt hielten. Die Herausgeberin dieſer Blätter eilte ſogleich zu ihrem Freunde, um ihn, der ſo ſehr der Pflege bedurfte, und den jetzt nichts mehr an ſeine verödete Wohnung feſſelte, zu bereden, ein Zimmer in ihrer Wohnung zu beziehen, wo es ihr leichter werden würde, für ihn das leider nur Wenige zu thun, was in ſeinem traurigen Zuſtande die innigſte Freundſchaft für ihn thun konnte. Seine Kinder, hatte eine jetzt auch verſtorbene Freundin ſeiner Frau, einſtweilen zu ſich genommen, bis ſie, nach dem Entſchluſſe Fernow's in Penſion auf's Land gegeben werden konnten. Fernow brach beim Anblicke ſeiner Freundin in heiße Thränen aus; es war das erſte und einzigemal, daß ſie den feſten Mann ſo durchaus erſchüttert ſah; doch errang er bald wieder ſeine gewohnte Faſſung. Er nahm ihren Vorſchlag an; machte eine Auswahl unter ſeinen Büchern, weil der kleinere Raum, den ſie ihm anbieten konnte, ihm nicht vergönnte, alle mitzunehmen, und ließ ſich dann in einer Sänfte in ihre Wohnung tragen.

Die Veränderung der Wohnung ſchien ihm Anfangs hier, ſo wie früher in Karlsbad und Liebenſtein vortheilhaft zu ſeyn; wahrſcheinlich kam hinzu, daß er jetzt, da der Tod ſeine Frau von ihrem unheilbaren Jammer befreit hatte, mit ruhigerm Geiſte den Schlaf erwartete, als damals, wo Mitleid und Beſorgniß ihn oft wach erhielten. Doch auch dies währte nicht lange. In wenigen Wochen war er ganz auf ſein Zimmer beſchränkt, und konnte ohne die tödtlichſte Ermattung, heftigſten Schmerzen in der Bruſt und völliger Athemloſigkeit nicht mehr die Treppe ſteigen.

Um dieſe Zeit hatte Fernow Scarpa's Werk erhalten. Oft wenn ſeine Freundin zu ihm ins Zimmer trat, fand ſie ihn, das Buch in der Hand, aufmerkſam darinne leſend, die dazu gehörigen Kupferſtiche vor ihm liegend. Freundlich begrüßte er die eintretende, legte das Buch ruhig weg und ſprach heiter und theilnehmend von andern Gegenſtänden. Wer hätte ahnen können, daß er eben ſein Todesurtheil geleſen hatte? Dennoch war es ſo. Er ſprach mit niemand darüber, außer mit ſeinem Arzte und auch mit dieſem nur, um die Beſorgniß zu benehmen, welche dieſer äußerte, daß die Lectüre dieſes Werkes nachtheilig auf ſeine Phantaſie wirken könne. Er wußte jetzt, daß an keine Heilung ſeines Uebels zu denken wäre. Ruhig ſprach er davon, doch nie ſo, als ob er eine nahe Gefahr ahnde, nie als Sterbender vom Tode, nie in Bezug auf ſich, ſondern als ſcharfſinniger Denker, ſo wie er auch in geſunden Tagen davon geſprochen hatte, wenn die Gelegenheit ein ſolches Geſpräch herbei führte. Er fürchtete den Tod nicht und wünſchte ihn nicht; gern hätte er noch länger gelebt im freundlichen Sonnenlicht bei ſeinen Freunden, wenn es vom Schickſal ihm vergönnt geweſen wäre. Er ſah, daß es nicht ſey, und nun erlaubte er ſich auch den Wunſch nicht mehr, ſondern gieng furchtlos den dunkeln Gang zu den Schatten. Linderung der Schmerzen und etwas erquickenden Schlaf hoffte er noch der Kunſt ſeiner Aerzte verdanken zu können; Hemmung des zu ſchnellen Fortſchreitens ſeines Uebels hielt er für möglich, und glaubte, alles anwenden zu müſſen, um dieſe Zwecke zu erreichen. Deshalb lebte er, ſo lange es anging, faſt nur von Trauben oder anderm Obſt, ließ oft zur Ader, um den heftigen Andrang des Blutes zu mindern, und befolgte in allem auf's pünktlichſte den Rath des Arztes. Ruhige Heiterkeit war immer der Ausdruck ſeines ganzen Weſens geweſen; jetzt, da er über ſeinen Zuſtand im klaren war, gewann dieſe Heiterkeit etwas unbeſchreiblich Rührendes und Erhabenes. Man ſah deutlich, es war kein Sonntagsputz, den er anlegte, um vor der

Welt damit zu prunken, ſie ſtand ihm natürlich, ohne alle Affektation, ſie war der Grundton ſeines Weſens. Nie gab es eine reinere, unverſtelltere Natur, als ihn! Mittheilend, theilnehmend, unterrichtend und lernend, wie es die Umſtände mit ſich brachten, in leidlichen Stunden geſprächig, launig und witzig ſogar; ſtill duldend, ohne daß je eine Klage ihm entſchlüpft wäre, in den Stunden, wo ſeine Schmerzen größer waren. So fanden ihn die ihn beſuchenden Freunde, ſo fand ihn ſeine Freundin, deren Hausgenoſſe er jetzt war, die zu jeder Stunde zu ihm kam, immer. Nie, auch in den leidenvollſten Momenten verließ ihn ſein feſter Gleichmuth. Zu ihm flüchtete ſie, wenn die Vorſtellung ſeiner Leiden ihr Herz zuſammen drückte; bei ihm war Troſt und himmliſche Ruhe; ſein Anblick, nicht ſeine Worte flößten ſie ein. Ohne zu reden, lehrte er, wie der unſterbliche Geiſt über Tod und Schmerz herrſchen kann. Je trüber ſeine Gegenwart war, je mehr lebte er der Vergangenheit. Die Ankunft des Herrn von Humbold, der eben aus Rom kam, in deſſen Hauſe dort Fernow in frühern, glücklichern Zeiten ſchöne genußreiche Stunden verlebt hatte, deren er ſich jetzt lebhaft wieder erinnerte, war ihm eine große Freude, ja, wir mögten ſagen, eine Erquickung. Zudem hoffte er noch auf einen längſt verſprochenen Beſuch ſeines geliebten Freundes Kügelgen. Dies war der einzige Wunſch, den er oft mit Sehnſucht äußerte. Er umgab ſich mit allem, was ihm ſein unvergeßliches Italien vergegenwärtigen konnte; eine Ausſicht von Rom, die Porträts Raphael's, Dante's, Petrarka's, Taſſo's und Leonardo da Vinci's Abendmahl hiengen um ſein Bette; Zoega's Hefte, Nachrichten von dem Neueſten, was die Kunſt jetzt in Rom hervorbringt, waren um ihn her ausgebreitet. Jede finſtre Idee, entfernte er; die ewig junge Kunſt, der er von Jugend auf, nachſtrebte, für die er alles opferte, verſchönte jetzt ſein ſinkendes Leben, ihr weihte er jetzt ſeinen letzten Athemzug. Arbeit war noch immer ſeine einzige Erholung; aber er wählte ſich Arbeiten, die ihn angenehm beſchäftigten. In dieſen Tagen brachte er die Ausgabe des Taſſo, die nach ſeinem Tode erſchien, vollends zu Stande, und überſetzte einige Abhandlungen Merian's, über Dante's und Petrarka's Poeſien. Seine liebſte Arbeit aber war das Leben Dante's, welches er mit großer Liebe aus den erſten Quellen zuſammenſetzte, und zum Gegenſtück ſeines Lebens des Arioſt beſtimmte, was jetzt unter der Preſſe war. Er wollte das Leben der 4 größten Dichter und der 4 größten Maler Italiens nach und nach ſchreiben. Leider iſt Dante's Leben nur ein Fragment geblieben; wenige Stunden vor ſeinem Tode beſchäftigte er ſich noch damit.

Seiner Kinder gedachte er oft mit Rührung. Sie hülflos verlaſſen zu müſſen, war ihm der einzige trübe Gedanke; aber er hoffte auf den Beiſtand ſeines Fürſten, der noch nie Waiſen dem Elend überließ, er hoffte auf ſeine Freunde, und beruhigte ſich, wie es einmal bei allem Unabänderlichen ſeine Weiſe war. Den älteſten Knaben hatte er auf's Land einem würdigen Manne zur Erziehung übergeben, der jüngſte brauchte nur noch Pflege, die ihm in dem Hauſe, wo er war, auch ward. Dieſen ließ er öfters zu ſich holen, und freute ſich ſeiner kindlichen Liebe und ſeines fröhlichen Weſens.

Am Morgen des dritten Dezembers ward Fernow von ſeiner Freundin lebhafter, als ſonſt gefunden, ja er trat ſogar völlig angekleidet, ſeinen jüngſten Sohn an der Hand, gegen Mittag in ihr Zimmer. Seit mehr, als drei Wochen hatte er das ſeinige nicht verlaſſen. Sie konnte ſich dennoch nicht trauen, eine trübe Ahndung preßte ihr Herz. Er blieb ein Paar Stunden bei ihr, verſprach alle Tage jetzt herunter zu kommen, und machte ſogar einige Beſtellungen, die ihm dies erleichtern konnten.

Gegen Abend fand ſie ihn in ſichtbarer Beklemmung; er klagte, daß er den Beſuch zweier Freunde, die bei ihm geweſen waren, nicht gehörig hatte annehmen können, ihm ſey zu Uebel zu Muthe geweſen. Auch jetzt noch litt er viel, und vergebens ſtrebte er es zu verbergen. Es zeigten ſich ſogar leichte Spuren von Abweſenheit des Geiſtes, indem er einige Mal unzuſammenhängend ſprach. Doch auch dieſer Zuſtand gieng in weniger als einer Stunde vorüber, und der Hofmedikus Hufeland, der eben dazu kam, fand ihn zwar leidend; aber ohne anſcheinend nahe Gefahr.

Er brachte den Reſt des Abends wie gewöhnlich zu, ſein Geiſt war helle, wie ſonſt. Seine Freundin laß ihm Dante's Leben vor, ſo weit er es geſchrieben hatte. Er veränderte einige Ausdrücke, verbreitete ſich über manches darinne enthaltene weitläufiger im Geſpräch, und erzählte viel von Dante's Leben, was er erſt niederſchreiben wollte; in dieſen Stunden, war er ganz wie in beſſern Tagen; ſeine Freundin vergaß ſeine Leiden, indem ſie ihm zuhörte.

Gegen neun Uhr kehrte ſein ſchmerzhafter, beängſtigter Zuſtand zurück, dennoch weniger heftig, als vor einigen Stunden, jetzt war ſeine Freundin gezwungen ihn ungern und zögernd zu verlaſſen; er verſicherte ihr, er fühle ſich nicht kränker als ſonſt, und wollte auch nicht erlauben, daß der Bediente die Nacht bei ihm bleibe. Sein letzter Abſchied von ihr war ein freundlicher Händedruck, und da ſie vergebens ſtrebte ihre innere Angſt zu verbergen, ſagte er die mit lächelndem Ernſt ausgeſprochenen Worte: „Ich hoffe, Sie werden immer vernünftig ſeyn“. Wie ſie eben von ihm gegangen war, ließ er ihr ſagen: „Sie möge dieſen Abend nicht wieder zu ihm kommen, er ſey ermüdet, und hoffe zu ſchlafen“. So war ſie denn auf immer von ihm geſchieden. Sie fühlte keine Ahnung des Niewiederſehens, da ſie von ihm gieng, aber wohl Furcht vor großen Leiden, die ſeiner noch zu harren ſchienen. Die gütige Natur verkürzte ſie ihm, der mit ſo inniger Liebe an ihr hieng, und ſtets treu ihren Geſetzen folgte, wohlthätig durch einen ſanften Tod.

Man fand ihn den folgenden Morgen halb ſitzend wie gewöhnlich auf ſeinem Bette, in der Geſtalt eines ruhig Schlafenden. Die Pulsader war zerriſſen; keine Spur von Schmerz, oder von Todeskampf war in ſeinem Geſichte, oder in ſeiner Stellung zu finden. Eine Beſchreibung von Spanien lag neben ihm aufgeſchlagen, in der er wahrſcheinlich noch geleſen hatte, nachdem ſeine Freundin ihn verließ. Am Tage ſeines Begräbniſſes kam ſein Freund Gerhard von Kügelgen in Weimar an; er hoffte ihn noch lebend zu finden, und war entſchloſſen bei ihm zu bleiben bis zum Tode.

„Geiſt und Staub des Entſchlafenen! theurer, geliebter Bruder und Freund! ich trenne mich auf immer von Dir. Du kehrſt zurück in den Schoos der ewigen Natur, wohin auch wir einſt früher oder ſpäter Dir folgen. Ich trenne mich auf immer von Dir; aber Deine Freundſchaft, Deine Liebe, Dein ſtrebender Geiſt und Dein redliches Herz werden mir und Allen, Die Dich kannten, unvergeßlich ſeyn“.

So endigte Fernow die Rede, die er ſeinem Freunde Carſtens neben der Pyramide des Ceſtius hielt. Es ſey uns vergönnt mit dieſen ſeinen Worten auch dieſen Verſuch ſeiner Biographie zu endigen.

Nachricht an den Buchbinder.

Dieſes Blatt wird anſtatt des ſich am 28. Bogen befindlichen Verzeichniſſes der Verbeſſerungen eingeheftet.

1) Das Portrait von Fernow als Titelkupfer.
2) Der Gott Apennin zu Seite 216.

Verbeſſerungen.

Seite 9 lezte Zeile ihr ſtatt ihm.
— 19 zehnte Zeile von unten fehlt nach machen „dieſe“ und muß das Wort „darin“ geſtrichen werden, ſo daß das Ganze heißt: dieſe, und die nach dem Leben gezeichneten ꝛc.
— 23 eilfte Zeile von unten hatte ſtatt hätte.
— 25 lezte Zeile zuſammengeſpart ſtatt zuſammengeſcharrt.

Wegen der Rechtſchreibung des Namens, l. in den frühern Bogen v. Kügelgen ſtatt v. Kügelchen.

Seite 92 Zeile 8 v. o. ſoll heißen: Junogeſtalt ſt. Jugendgeſtalt
— 95 Z. 10 v. o. ſoll heißen: Liedemann ſt. Lindemann
— 113 Z. 11 v. o. ſoll heißen: Bärenhütern ſt. Bärenhäutern.

S. 126 Z. 5 v. o. ſoll heißen: die See-Enge ſt. der See enger.

— 129 Z. 4 v. o. herabgeſtürzte ſt. herabgeſtürzten.

— 129 Z. 7 v. o. ſoll heißen: mons Kennel ſt. Kennet.

— 137 Z. 2 v. u. ſoll heißen: nach ſtatt noch.

— 140 Z. 5 v. o. Tanze ſt. Tage.

— 142 Z. 5 v. u. thront ſt. drohet.

— 196 Z. 4 v. u. ſoll heißen: Boromäer ſt. Boromäen.

— 202 Z. 2 v. u. ſoll heißen: Seiten ſt. Zeiten.

— 222 Z. 9 v. u. ſoll heißen: Laune ſtatt Launen.

— 252 Z. 1 v. u. muß, ſind, geſtrichen werden.

— 255 Z. 9 v. o. ſoll heißen: Heimweh ſt. Heimweg.

— 261 Z. 1 v. u. ſoll heißen je den ſtatt jeden.

— 264 Z. 7 v. o. ſoll heißen: Reitze ſtatt Reue.

— 282 Z. 8 v. u. ſoll heißen: des ſtatt das.

— 315 Z. 5 v. u. fehlt der Punct nach Wieland.

— 326 Z. 3 v. o. edle ſtatt alle.

— 391 Z. 7 v. o. di ſtatt de'.

— 394 Z. 5 v. o. cose ſtatt cos e.

— 399 Z. 5 v. o. Schubert ſtatt Schubart.

— 401 Z. 5 v. o. äußeren ſtatt äußern.

— 404 Z. 5. v. u. fehlt nach ermunterte, und erneuerte.

— 423 Z. 4 v. u. ſoll heißen freuen ſtatt trauen.

Erinnerungen
von
# einer Reiſe

in den Jahren 1803, 1804 und 1805.

Herausgegeben von
Johanna Schopenhauer.

Erſter Band.
Mit einer Reiſe-Charte.

Rudolſtadt,
im Verlage der Hof- Buch- und Kunſthandlung.
1813.

[illegible]

An den Leſer.

Anſpruchslos biete ich die folgenden Blätter dem Publikum dar. Ich bin mir wohl bewußt, ſie werden kein neues Licht verbreiten über Gegenſtände, welche ſonſt ſchon nicht unbekannt blieben. Große Anſprüche werden ſie noch weniger befriedigen. Ich halte Einfachheit, Wahrheitsliebe für ihren einzigen, beſten Schmuck. Erinnerungen ſind es, die ich auf meinen Reiſen ſammelte. Sie ſchienen den Freunden, welchen ich ſie in ruhigen Winterabenden vertraulich mittheilte, ergötzlich und bedeutend genug, um mich aufzumuntern, ſie in einem größeren Kreiſe zu verbreiten. Man wollte auch durch ſie die Bemerkung beſtättigt finden, daß Frauen die Dinge um ſich her anders erblicken, anders darſtellen, als Männer, und auf eine Weiſe, die, vielleicht weniger gründlich, doch dadurch belehrend wird, daß ſie die

Gegenſtände aus einem ganz anderen Geſichtspunkte zeigt.

Ich wollte eigentlich keine Reiſebeſchreibung geben, nur Erinnerungen; und ſo binde ich mich auch an keine chronologiſche Ordnung. Der Welt gilt es gleich, wo ich zuerſt, wo zuletzt war. In dieſem Bändchen beſchreibe ich, was ich auf einer meiner Reiſen durch England und Schottland ſahe und des Aufzeichnens werth achtete. Im zweiten folgt eine Reiſe von Bremen bis Dover, und dann meine Bemerkungen in London. Jeder dieſer Abſchnitte beſteht für ſich, ohne ſich zu einem Ganzen zu reihen. Dieſes würde ſich doch nur mehr auf meine Perſon beziehen, und ſie iſt zu unbekannt, um allgemeines Intereſſe zu erregen. Dieſe wenigen Zeilen glaubte ich voran ſchicken zu müſſen und ſchließe jetzt mit der Bitte, was ich gab, ſo freundlich aufzunehmen, wie ich es meinte.

Weimar, den 27. Januar 1813.

Die Verfaſſerin.

Inhalt.

1. Allgemeiner Blick auf England . . Seite 3
2. Wooburn-Abbey . . . . — 18
3. Stow's Garden. Landſitz des Marquis von Buckingham . . . . — 22
4. Blenheim . . . . . — 30
5. Birmingham und Soho . . . — 38
6. Burton und Derby . . . . — 47
7. Bade-Orte . . . . — 50
8. Matlock . . . . . — 52
9. Kedleston. Landſitz des Lords Scarsdale in Derbyshire. . . . . — 59
10. Chatsworth. Landſitz des Herzogs von Devonshire . . . . . . — 65
11. Caſtleton . . . . . — 68
12. Die Peaks-Höhle . . . . — 70
13. Buxton . . . . . — 78
14. Mancheſter . . . . . — 81
15. Leeds . . . . . — 89
16. Harewoodhall und Harrowgate . . — 92
17. Studley-Park. Fountains-Abbey. Hackfall — 97
18. Engliſche Gaſthöfe . . . . — 102
19. Richmond . . . . . — 108
20. Aukland. Durham. Sunderland und Newcaſtle — 109
21. Alnewick-Caſtle und Berwick . . — 112
22. Edinburgh . . . . . — 119

23. Pferde-Rennen . . . . . . Seite 129
24. Carron. Stirling . . . . . — 136
25. Perth . . . . . . — 143
26. Dunkeld. Sitz des Herzogs von Athol . — 147
27. Kenmore . . . . . . — 151
28. Killin . . . . — 155
29. Dalmally . . . . . — 159
30. Inverary . . . . . . — 162
31. Arroguhar . . . . . — 166
32. Loch-Lommond . . . . — 168
33. Glasgow . . . . . — 171
34. Die Fälle des Stromes Clyde . . — 175
35. Die Lakes . . . . . — 183
36. Lancaſter . . . . . . — 187
37. Leverpool . . . . . . — 191
38. Wentworth-Houſe und Rotherham . . — 202
39. Workſop. Welbeck. Clümber . . — 209
40. Nottingham . . . . . . — 214
41. Warwick . . . . . . — 215
42. Tewksbury und Cheltenham . . . — 222
43. Briſtol . . . . . . — 229
44. Hotwells . . . . . — 234
45. Bath . . . . . . — 238
46. Longleat und Stourhead . . . . — 275
47. Wilton-Houſe . . . . . — 281
48. Salisbury und Stonehenge . . . . — 285
49. Brighton . . . . . . — 292
50. Rückkunſt nach London . . . . — 303

Reiſe von London

durch

England und Schottland.

England.

I.

Allgemeiner Blick auf England.

Nur dann, wenn man ſelbſt in England reiſ'te, kann man es faſſen, wie gerecht die Klage ſey, daß die reichen Engländer eine unglaubliche Anzahl Kunſtwerke aus allen Theilen der Welt, beſonders aus Italien, nach ihrer Inſel, gleichſam ins Exil, ſchleppen, wo ſie, in prächtigen Luſtſchlöſſern begraben, für die Kunſt und ihre Freunde auf ewig verloren bleiben.

Von dieſer Sucht nur zu beſitzen, ohne Genuß, ohne Nutzen irgend einer Art für ſich und Andere, haben wir auf dem feſten Lande keinen Begriff. Dennoch iſt es nur dieſe Luſt am bloßen Haben, die jährlich unglaublich große Summen für Kunſtwerke aus Britannien ins Ausland bringt. Der höhere Sinn für die Kunſt ſcheint der engliſchen Nation verſagt; nur ſelten iſt er bei ihr anzutreffen.

Die Gemälde-Ausſtellung im Palaſt von Sommerſet in London, die jeden Frühling dort Statt hat, und größtentheils aus den Werken einheimiſcher oder doch nationaliſirter Künſtler beſteht, die National-Muſik, die öffentlichen Gebäude und Monumente beſtättigen, mit ſehr wenigen Ausnahmen, dieſe Bemerkung nur zu ſehr.

Eine im höchſten Grad pedantiſche Erziehung, tauſend ehrwürdig ſcheinende Vorurtheile, die ſinn- und herzloſeſte Bigoterie rauben ſchon früher dem Engländer jeden freiern Blick ins Leben. Hiezu kommt die politiſche Verfaſſung des Landes, die Jedermann neben den Berufsarbeiten ausſchließend beſchäftigt. Die hier übliche Art zu leben nimmt vollends alle Zeit hinweg, die noch auf Erkenntniß und Studium des Schönen verwendet werden könnte; denn nirgends werden die bloß phyſiſchen Bedürfniſſe mit mehr Feierlichkeit und Zeitverluſt befriedigt, als in dieſem Lande. Was nur dem Luxus, der Bequemlichkeit, der modernen Eleganz dienen kann, wird hier über Alles geſchätzt, und ſo geſchieht es, daß der Geſchichtsmaler und der geſchickte Tapezirer, der Bildhauer und der Ebeniſt in Einem Range ſtehen; man glaubt Beiden Patente geben zu können.

Der reiche Lord, voll von den, bei ſeiner Nation allgemein anerkannten, Eigenthums-Ideen, ſieht die in ſeiner Villa aufgehäuften Kunſtſchätze nur als Repräſentanten ſeiner Guineen an, die er und ſeine Vorfahren dafür hingaben. Ihm ſind ſie nur ſein todtes, kaltes Eigenthum, er ahnet nicht den hohen Genius, der ſie für alle Zeiten belebt; er weiß es nicht, daß das Schöne Jedem angehört, dem der Sinn dafür ward.

Weil es die, nirgends tiranniſcher als hier herrſchende Mode ſo verlangt, hat jeder reiche Engländer ſeine Bibliothek, ſeine Gemälde- und Antiken-Sammlung auf der Villa, die er höchſtens drei Monate im Jahre bewohnt. Auf dem Lande zeigen die Reichen alle ihre Pracht, ſie haben dort Raum dazu. In London wohnt jeder, auch der Vornehmſte, vom König an, unglaublich enge und klein; denn es mangelt dort, wo ſo Vieles zuſammen ſtrömt, überall an Platze.

Wenn die Eigenthümer den Landſitz verlaſſen haben, und auch ſelbſt während ihres Dortſeins, dienen alle dieſe Kunſtſchätze nur zur Erhöhung des Gehalts ihrer Bedienten. Kein Fremder kann für weniger als eine Guinee, die ihm unter verſchiedenen Rubriken theilweiſe, von verſchiedenen Perſonen mit vieler Zuverſichtlichkeit abgefordert wird, daran denken, eine ſolche Villa zu ſehen. Noch muß er dazu an dem beſtimmten Tage kommen. Iſt es eben eine Villa, die Montags gezeigt wird und er kommt Dienſtags, ſo mag er ſich nur über acht Tage wieder hinbemühen, oder ganz darauf Verzicht thun. Traf er glücklicher Weiſe den rechten Tag, ſo wird er von einer Haushälterin, die ſtattlich den Schlepprock vor ihm her rauſchen läßt, bei halb geöffneten Vorhängen und Jalouſien durch die Zimmer geführt. Im Dunkeln ahnet er nur die herrlichen Gebilde, die ihn halb geſehen umgeben und wären die Zimmer auch zufällig helle, ſo iſt doch wenig damit geholfen. Wie iſt es möglich ſich ohne, oder doch mit einem höchſt fehlerhaften Catalog, in der fliegenden Eile, nur einigermaßen zu orientiren! In einer Stunde, höchſtens zweien, iſt der Fremde durch eine Menge von Zimmern getrieben, in deren jedem man gern Tage lang verweilen möchte. So geht es im Park, ſo in den das Haus umgebenden Anlagen, wo oft Meiſterwerke antiker und moderner Sculptur aufgeſtellt ſind. Geblendet, nicht erfreut, ermüdet, nicht erhoben, ſitzt man wieder im Wagen und ſtrebt mühſam ſich zu erinnern, was man eigentlich in den letzten Stunden ſah.

Bei alle dem iſt es doch erfreulich, in dieſem Lande zu reiſen. Die, ſchönen Landſchafts-Gemälden ähnlichen, Parks, die Gärten, die zweckmäßige Einrichtung der Häuſer, der raffinirte Luxus, die Nettigkeit und Ordnung überall, die ſelbſt in dem unbedeutendſten Hausgeräthe ſich zeigende Eleganz und Bequemlichkeit, machen einen frohen Eindruck auf den Beſuchenden. Man wünſcht ſich alle dieſe Dinge nicht, weil man ihrer nicht gewohnt iſt, oft nicht einmal ihren Gebrauch kennt, aber man bekommt ein Gefühl von heiterem Lebensgenuſſe. Nur den Wunſch, ſich der Kunſtwerke recht zu erfreuen, ſie zu ſtudieren, vielleicht etwas zu copiren, muß man nicht aufkommen laſſen, denn ſeine Erfüllung iſt in dieſem Lande undenkbar.

Von den Schönheiten des Landes und der Wege, von den bequemen Gaſthöfen, die man auch in den abgelegenſten Gegenden findet, und in welchen man nur einen wohlgefüllten Beutel braucht um gleich ſo gut und vielleicht beſſer als zu Hauſe zu ſeyn, von der vortrefflichen Einrichtung des Poſtweſens iſt überall viel geſagt und geſchrieben, und dennoch nicht zu viel, um dieſes in ſeiner Art vollkommenſte Ganze gehörig zu loben.

Für jetzt wollen wir uns aber darauf beſchränken, eine allgemeine Idee eines engliſchen großen Landhauſes mit ſeinen Umgebungen aufzuſtellen, und alsdann verſuchen zu beſchreiben, was wir auf einer Reiſe von London durch das nördliche England nach Schottland zu ſehen Gelegenheit hatten; freilich leider größtentheils auf die oben angeführte Weiſe.

Ein engliſcher Park iſt von dem, was man ſich in Teutſchland unter dieſem Namen denkt, merklich verſchieden. Er umfaßt die, das Wohnhaus oder Schloß zunächſt umgebenden, eigentlichſt zu demſelben gehörigen Ländereien und iſt gewöhnlich von ziemlichem Umfange. Er enthält Aecker und Wieſen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchſchnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren. Einzelne Wirthſchafts-Gebäude von gefälliger, aber doch ihre Beſtimmung andeutender Form liegen hin und wieder darin zerſtreut. Ueberall hat man nach maleriſchem Effecte geſtrebt und die ſanften Anhöhen und Vertiefungen dieſes Landes erleichtern dieſes Streben, aber immer iſt das Nützliche mit dem Schönen vereint.

Der höchſte Schmuck dieſer Parks iſt die üppige Vegetation der wohlbeſtellten Aecker, die unvergleichlich ſchönen grünen Wieſen und die prächtigen Bäume, größtentheils Eichen und Buchen, die in Gruppen überall vertheilt ſtehen. In England haben die Bäume das Eigne, daß ſie mehr als in andern Ländern gleich von der Wurzel an ausſchlagen und kleinere Zweige treiben. Enge, durch dichte Schatten und Gebüſche ſich hinſchlängelnde, Gänge findet man in keinem Parke, auch Gehölze ſind, wie überall in England, ſelten. Man könnte ſagen, es fehle Schatten, wenn nicht gerade in dieſem Lande, wo bei ſehr milder Luft dennoch die Sonne ſelten recht heiß und hell ſcheint, der Schatten entbehrlicher wäre, als anderswo. Die Kiosks, Tempel, Einſiedeleien unſerer Parks fehlen dort ebenfalls; alle dieſe zur Zierde dienende Gebäude ſind in die, vom Park ganz verſchiedenen Anlagen, in die ſogenannten Pleasure-Grounds verwieſen. Nur in ſehr großen Parks, wie die von Blenheim oder Stowe ſteht hie und da ein Obelisk, eine Pyramide oder ein Thurm, um vom Schloß aus ein Point de vue zu gewähren.

An Waſſer darf es nie fehlen. Künſtliche Waſſerfälle kennt man nicht und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß, oder nur ein beträchtlicher Bach in der Nähe einer ſolchen Beſitzung, ſo muß er, wenn auch mit großen Koſten herbeigeführt, ſich in mannichfaltigen Krümmungen hindurch ſchlängeln. Fehlt es an lebendigem Waſſer, ſo ſucht man wenigſtens einem ſtehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man giebt ihm eine leichte, natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhängendem Gebüſche, wirft ſchöne Brücken darüber und täuſcht ſo das Auge, oder man verwandelt die Ufer eines Teichs in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Sees. Ueberall ſtrebt man nach dem Schönen und flieht das Geſuchte, Steife, Pretiöſe.

Die Staffage vollendet dieſe lebendige Landſchaft. Hunderte von halb zahmen Hirſchen und Rehen weiden auf den grünſten Wieſen der Welt; mit ihnen die ſchönſten Pferde, Kühe und Ziegen, beſonders in der Nähe des Hauſes, wo ſich die Wieſen rings umher wie ein Teppich auf das herrlichſte ausbreiten. Die ſchönen Geſtalten dieſer Thiere, ihre leichten freien Bewegungen, ihr Wohlſeyn geben dem Ganzen einen unbeſchreiblichen Reiz.

Immer liegt das Wohnhaus auf einer ſanften Anhöhe, alle Bäume ſind aus ſeiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hinderniß finden. Dennoch iſt es nicht heiß in den Zimmern, theils weil es überhaupt in England nicht heiß iſt, theils wegen der wenigen Fenſter, die aber ſo verſtändig angebracht ſind, daß jeder Theil des Gebäudes ſein hinlängliches Licht hat.

Die äußere Anſicht der engliſchen Landhäuſer iſt aus unzählichen Kupferſtichen bekannt genug. Selten herrſcht ein ganz reiner Geſchmack darin, oft ſind ſie ſchwer und mit Verzierungen überladen. Die Hauptfaçade iſt gewöhnlich mit Säulen gezieret. Sind gleich dieſe in ihren Verhältniſſen nicht immer die richtigſten, ſcheinen ſie oft müſſig und überflüſſig da zu ſtehen, ſo gewähren ſie doch immer ein angenehmes, ſchattiges Plätzchen vor dem Hauſe, von welchem man recht behaglich ins Freie über den grünen Wieſenplan hinausſieht. Unter und vor dieſen Säulen ſtehen unzählbare fremde Geſträuche und Blumen in Vaſen, theils auf ſchönen Geſtellen über einander gethürmt, theils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet. Der Luxus, den man mit dieſen Pflanzen treibt, iſt unglaublich. Täglich müſſen die verblühten hinweggeſchafft, und andere an ihre Stelle geſetzt werden.

Höchſt reizend iſt der Anblick dieſer Shrubberys. Floren's Schätze werden aus allen Ländern der Welt hieher gezaubert. Doch auch über dieſe ſchönſten Kinder der Natur herrſcht in England der eiſerne Zepter der Mode. In der Zeit, aus welcher dieſe Beſchreibung ſtammt, hatte ſie gerade die Eriken oder Haidekräuter ihrer beſonderen Huld gewürdigt. Man gab wohl funfzig und mehr Guineen für ſo ein geruch- oft farbenloſes Kraut hin, wenn es nur aus einem recht entfernten Winkel der Erde herſtammte. Große Orangerien ſind in England, außer in den königlichen Gärten, ſelten anzutreffen.

Die innere Einrichtung der Häuſer richtet ſich hier, wie überall, nach dem Reichthum und Geſchmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem ſie entſtand. Die meiſten haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Souterrains, in welchen ſich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräthe, nebſt den Bedienten-Zimmern befinden. Letztere ſind durchaus gut möblirt, ja die der Haushälterin und des Haushofmeiſters, (in England Buttler genannt) ſogar elegant, hübſch tapezirt, mit Mahagony-Möbeln und guten Fußteppichen. Auch bei den Bedienten wird die engliſche Sitte beobachtet, daß ſie außer ihren Schlafzimmern, noch Wohnzimmer und ein Speiſezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerſt in eine große hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Statuen, Basreliefs oder Vaſen geziert iſt. Zu beiden Seiten liegen die verſchiedenen Putz- und Wohnzimmer; ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren ſchöne Schränke und zierliche Einbände ſie zu einem der eleganteſten Zimmer des Schloſſes machen. In vielen Häuſern iſt es Sitte, daß die Familie ſich zum Frühſtück darinnen verſammelt. Sonſt giebt es noch Frühſtücks-Zimmer, Arbeits-Zimmer, Muſik-Zimmer, Geſellſchafts-Zimmer, (Drawingrooms) Wohnzimmer, (Parlours) Speiſe-Zimmer, Spiel-Zimmer in Menge, doch ſelten von ausgezeichneter Größe. Ueberall einfache Pracht, Fußböden, Treppen und Vorplätze mit ſchönen Teppichen belegt.

In vielen Häuſern wechſelt man im Sommer die warmen Winterteppiche mit kühlen, von gemalter Wachs-

Leinewand, welche von beträchtlicher Dicke eigends dazu fabrizirt wird. Mahagony-Holz ſieht man meiſtens nur an den Treppen, Geländern, großen Eßtiſchen, Bettſtellen; die Möbeln in den herrſchaftlichen Zimmern ſind von fremden köſtlichern, oder kunſtreich lakirten Hölzern.

Man findet es bürgerlich, unmodiſch, lächerlich, die Möbeln an den Wänden hinzuſtellen, wie es in Teutſchland gebräuchlich iſt; in den Wohn- und Geſellſchafts-Zimmern ſtehen alle in einem großen Kreiſe umher, ſo daß noch ein beträchtlicher Raum zum Spazieren zwiſchen den Stühlen, Sophas, Tiſchen und den Wänden übrig bleibt. Die Schreibtiſche ſowohl, als die Pianofortes ſind immer mitten im Zimmer, wo eben das Licht am günſtigſten fällt und man nicht von der Hitze nahe am Kamin oder vom Zuge nahe am Fenſter leidet. Noch müſſen wir der Kamine gedenken, ſchön in Marmor gearbeitet, eine der größten Zierden der Zimmer. Der zweite Stock enthält die Schlafzimmer, welche indeſſen den Fremden nur ſelten gezeigt werden.

So viel von der innern Einrichtung der engliſchen Villas im Allgemeinen. Kehren wir jetzt zurück zu den nächſten äußeren Umgebungen derſelben.

Die Obſt- und Gemüße-Gärten, die Treibhäuſer liegen mit allen, zur innern Oekonomie gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrſchaftlichen Hauſe, werden aber durch mancherlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Dieſe Bezirke ſind es, was der Engländer eigentlich Gärten (Gardens) nennt. Der zur Fußpromenade beſtimmte Theil der Beſitzung heißt *Pleasure-Grounds*, und liegt auch ganz nahe am Hauſe. Hier trifft man Aehnlichkeit mit den teutſchen Parks; Gänge, die ſich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinſchlängeln, Tempel Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektoniſchen Reichthum der neuern Gartenkunſt. Alle Gebäude ſind von Stein, alle Geländer und Thüren von ſchönem eiſernen Gitterwerk. Hier blühen und grünen die vielen einheimiſchen Geſträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die ſtark genug ſind den Winter im Freien zu ertragen.

Viele Pflanzen, die wir in Teutſchland ſorgfältig vor der Kälte ſchützen müſſen, halten den durch Seeluft gemilderten, engliſchen Winter aus, zum Beiſpiel der Kirſch-Lorbeer, das Heliotropium und der Jasmin (*Jasminum officinale*). Die beiden letzteren haben wir oft in einer Höhe von ſechs bis acht Fuß ſich an den Mauern hinziehen geſehen.

Obſtbäume aller Art ſind aus dieſen Anlagen verbannt. Die verſtändige Weiſe, mit welcher alle Bäume mit Hinſicht auf Höhe, Wuchs und der dunklern oder hellern Farbe ihres Laubes geordnet ſind, giebt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne ſich ihn gleich erklären zu können. Alles iſt zur ſchönſten befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird ſogar in Hinſicht der Entfernung eines Gegenſtandes oft getäuſcht. Die engliſchen Gärtner ſind wahre Landſchaftsmaler im Großen, ja wir möchten ſie faſt für die einzigen eigentlichen Künſtler der Nation erklären. Jeden Vortheil, den Optik und die Regeln der Perſpective ihnen darbieten, wiſſen ſie gar gut zu benutzen, ohne doch ins Kleinliche zu fallen. Mit den Nadelhölzern aller Art, den verſchiedenen, uns zum Theil in Teutſchland unbekannten, immer grünen Stauden und Sträuchen, deren einige ſogar bisweilen im December blühen, werden ſehr ſchöne Effecte hervorgebracht. Gewöhnlich wird eine Art Wintergarten an einem ſonnigen Platze davon angelegt. In dieſem kann man ſich bei winterlichem Sonnenſcheine ergehen, und von allen Seiten durch das Grün getäuſcht, in den Frühling hineinträumen. Solche Anſtalten ſind auf jener Inſel nothwendiger, als bei uns, denn derſelbe wunderliche Geiſt, der die Einwohner dieſes Landes die Nacht zum Tage umzuſchaffen bewog, verwirrte auch den Lauf der Jahreszeiten. Der Winter herrſcht in Hinſicht auf Kleidung und Vergnügen bis nach dem Geburtstage des Königs, über die Mitte des Junius hinaus. Dann fängt der Frühling erſt an, und ſo muß der Sommer und mit ihm der Aufenthalt auf dem Lande, der in der Regel erſt im Auguſt und noch ſpäter beginnt, bis nach Weihnachten verlängert werden, damit doch jedem neben dem Unrecht auch ſein Recht geſchehe.

Der Haupt-Eingang zum Park, ein oft ſehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thürhüters und ſeiner Familie, bei welchem ſich jeder Einlaß-Begehrende vermittelſt einer Glocke meldet. Dieſes Thor mit ſeinen Gebäuden, *the Lodge* genannt, iſt eine Haupt-Zierde des Parks. Die beiden Pavillons, ſind bald im gothiſchen Geſchmacke, bald im ägyptiſchen; ſie ſtellen Thürme, griechiſche Tempel oder auch nur artige, moderne Gartenhäuschen vor, je nachdem der Geſchmack des Erbauers war. Immer hat der Thürhüter eine freundliche, artige Wohnung darin, mit Kuche und

Keller und allem was er bedarf, wohl verſehen, und manche angeſehene Familie in Teutſchland würde zufrieden ſeyn einen ſolchen Sommer-Aufenthalt zu haben.

2.

Wooburn-Abbey.

Das Eigenthum des Herzogs von Bedford, des reichſten Partikuliers und zugleich des größten Oekonomen in England. Sein Bruder, der Oekonomie mit noch größerm Eifer ergeben, ſtarb vor wenigen Jahren ſechs und dreißig Jahr alt, und hinterließ dem jetzigen Beſitzer, welcher ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte, das ungeheuer große Vermögen.

Wooburn liegt eine Tagereiſe von London entfernt. Das erſte, was man uns hier zeigte, waren natürlicher Weiſe die Wirthſchafts-Gebäude, vor allem die Viehſtälle; denn dieſer Herzog, wie ſeine Vorgänger, beſchäftigt ſich hauptſächlich mit dieſem Zweige der Landwirthſchaft.

Die Eleven machten ihrem Erzieher Freude und Ehre. Sie tragen bei den in England gewöhnlichen Preisbewerbungen in Hinſicht der Größe, Schönheit und des Gedeihens gewöhnlich über alle andere Mitbewerber den Preis davon. Auch mangelt es im Schloſſe nicht an, nach dem Leben gemalten und in Stein gehauenen Bildniſſen dieſer wohlgerathenen und geliebten Zöglinge, um ihr Andenken zu verewigen. Viele davon ſind ſogar in Kupfer geſtochen und ihr Portrait prangt in den Londoner Kupferſtichläden neben andern berühmten Portraits.

So wenig wir auch vom Landbau verſtehen mochten, ſo war es doch unmöglich, die Ordnung überall und die zweckmäßigen Einrichtungen ohne Vergnügen und Bewunderung zu ſehen. Man zeigte uns viele, in dieſem Lande der Induſtrie erfundene, Maſchinen, um die ländlichen Arbeiten zu vereinfachen, zu erleichtern und einträglicher zu machen. Zum Beiſpiel eine Dreſchmaſchine, eine andere um das Getraide abzuſchälen, damit kein Mehl in den Kleien verlohren gehe, noch eine, womit man in der Mühle vier Sorten Mehl mit einemmal durchbeutelt und noch manches Andere von dieſer Art.

In den Viehſtällen herrſcht eine unglaubliche Reinlichkeit, beſonders da, wo wir ſie am wenigſten vermuthen konnten, im Schweinſtalle. Die Bewohner dieſes Orts hatten aber auch ein ſo geſegnetes Gedeihen, waren ſo groß und von der Laſt ihres Fettes ſo niedergedrückt, daß ſie uns völlig lebensmüde erſchienen. Noch zeigte man uns verſchiedene, ihrer Schönheit wegen berühmte Stiere und einige indianiſche Kühe. Letztere haben einen geraderen Rücken und einen kleinern Kopf, übrigens ſehen ſie wie andere Kühe aus.

Der Park mit ſeinen herrlichen Wieſen und den ehrwürdigen Bäumen iſt von pittoresker Schönheit. Heerden zahmer Hirſche und Rehe graſ'ten darinne umher, zu 80 Stück und mehrere zuſammen, mitten unter ihnen die ſchönſten, größten Schafe, einige mit dicken Fett-Schwänzen. Die furchtloſe Ruhe dieſer Thiere von ſo verſchiedenen Gattungen erfreute uns jedesmal, ſo oft wir den lieblichen Anblick auch ſahen und führte ein Bild der ſchönen goldnen Zeit vor die Seele.

Das an ſich große Schloß zeichnet ſich vor andern weder durch beſondere Pracht, noch große Schönheit aus.

Es iſt zu neu, um ehrwürdig, zu alt, um elegant zu erſcheinen. Nur Montags ſteht es Fremden offen, für uns traf es ſich diesmal ſehr glücklich. Wir durchliefen eine Menge Zimmer voll Gemälde, größtentheils Porträts. Sechs große wunderſchöne van Dyk's, ganze Geſtalten in Lebensgröße, fielen uns beſonders auf. Dann auch das Porträt des unglücklichen Grafen Eſſex, ebenfalls in Lebensgröße. Er hat eine ſchlaue, höchſt bedeutende Phyſiognomie und einen ganz rothen Bart. Ihm gegenüber hängt das Porträt der Königin Eliſabeth, im geſchmackloſeſten, übertriebenſten Putz, ohne allen weiblichen Reiz. Der hiſtoriſchen Gemälde und Landſchaften, größtentheils aus der niederländiſchen Schule, ſind eine große Anzahl und darunter gewiß Stücke von hohem Werthe. Auch eine ſehr elegante Bibliothek befindet ſich im Schloſſe.

Das Orangeriehaus iſt einfach prächtig. Acht große Marmorſäulen tragen in der Mitte deſſelben eine von oben erleuchtete Kuppel und umgeben eine große, mit Basreliefs geſchmückte Marmorvaſe, über die man ein ganzes Buch ſchreiben könnte und an der wir flüchtig vorüber eilen mußten.

Zu beiden Seiten der Orangerie iſt eine oben bedeckte Promenade angebracht; ſie bildet einen halben

Kreis, und dient zum Spazierengehen bei ſchlechtem Wetter und im Winter. Geisblatt, Roſen, ächter Jaſmin, Heliotrop und viele andere ähnliche Gewächſe umranken die Pfeiler, und die auf ihnen ruhenden Bogen, welche die Bedachung tragen; unzählige ſeltene und ſchöne Blumen und Gewächſe ſtehen in Vaſen, der Promenade entlang.

Ganz in der Nähe iſt das Reithaus, ein anderes Haus zum Ballſchlagen und eine Art von Pracht-Milchkammer, mit Fenſtern von gemalten Glaſe. Alle zur Milcherei gehörigen Gefäße ſind darinne von ſeltenen japaniſchen und chineſiſchen Porzelan. — Die eigentlichen Spaziergänge fanden wir, im Vergleich mit dem Uebrigen, weder groß noch prächtig, aber geſchmackvoll angelegt.

3.

Stew's Garden.

Landſitz des Marquis von Buckingham

Dieſe Gärten werden mit Recht für die ſchönſten und prächtigſten in England gehalten und liegen in nicht gar großer Entfernung von Woburn. Wir erreichten ſie noch denſelben Abend, nachdem wir Nachmittags Wooburn verlaſſen hatten und fanden in dem dicht daneben liegenden Gaſthofe ſehr gute Bedienung.

Stew's Garden enthält einen Reichthum von Tempeln, Obelisken, Säulen, Pavillons aller Art. In jedem beſchränktern Platze iſt freilich weiſe Sparſamkeit mit ſolchen Verzierungen nicht genug zu empfehlen; aber hier in dieſem großen Raume fällt die Anzahl der Gebäude nur auf, weil man jedesmal die glückliche Wahl bewundern muß, mit der ſie angebracht ſind, und zugleich den Reichthum, der die Mittel darbot, auf eine ſo koſtbare Weiſe eines der natürlich ſchönſten Plätzchen der Erde noch zu verſchönern. Unmöglich iſts dieſe Gärten durch bloße Worte darzuſtellen, man muß ſie geſehen haben, um ſie ſich denken zu können. Es iſt die ſchönſte lieblichſte Landſchaft, die nur eine Dichter-Fantaſie erfinden konnte. Auch wandelt man hier auf claſſiſchem Boden. Lord Cobham, dem ſie hauptſächlich ihre Verſchönerung verdanken, lebte hier in der glänzendſten Zeit der engliſchen Literatur. Die beſten Köpfe Britanniens waren ſeine Freunde und theilten in dieſem reizenden Aufenthalte frohe Tage mit ihm.

Ueberall findet man ein ſchönes Streben, das Andenken jenes ſeltnen Vereins zu erhalten. In einem, der Freundſchaft gewidmeten Tempel ſtehen Cobham's und ſeiner Freunde Büſten in Marmor. Eine Art halb offener Rotunde enthält die Büſten merkwürdiger Menſchen, die ſich um das Vaterland verdient gemacht haben. König Alfred, Königin Eliſabeth, Pope, Newton, Franz Drake und mehrere andere, durch Jahrhunderte von einander getrennt, ſieht man hier, wo nur das Allen gemeinſame Sterben gilt, in brüderlichem Verein. Eine hohe Säule, welche Lord Cobham zu erbauen anfieng, iſt von ſeinem Nachfolger Lord Temple vollendet und ſeinem Andenken gewidmet. Sie iſt inwendig hohl und enthält eine 170 Stufen hohe Wendeltreppe. Man genießt oben einer vortrefflichen Ausſicht nach Oxford zu. Eine andere Säule ſteht hier zum Andenken des General Wolf, eine kleinere mit einem Globus verzierte, zu Ehren des kühnen Weltumſeglers, Kapitän Cooke. Noch müſſen wir eines gothiſchen Tempels gedenken, mit Fenſtern von gefärbten Glaſe, durch welche die Gegend umher ſich wunderbar ausnimmt. Dieſe Anlagen ſind reich an ſchönen, alten Bäumen, beſonders Eichen und Cypreſſen; ein ungeheuer großer Taxus-Baum zeichnet ſich vor Allen aus. Schattige Gänge ziehen ſich um einen kleinen See. Einige natürliche Waſſerfälle, ſchöne maleriſche Brücken. Alles iſt hier vereint zu treffen, was einen ſolchen Platz nur zu verſchönern vermag.

Das Haus beſteht aus einem, zwei Stock hohen Hauptgebaude und zwei Flügeln von einem Stock. Unter einer von Marmorſäulen getragenen, weit vorſpringenden Attike blühen die ſeltenſten Pflanzen in Blumentöpfen. Von hier tritt man in die prächtige, durch eine Kuppel von oben erleuchtete Halle. Am Frieſe iſt ein römiſcher Triumphzug in Marmor abgebildet. Marmor-Säulen zieren rings umher dieſe Halle, zwiſchen ihnen ſtehen marmorne Statuen.

Aus der Halle tritt man in einen kleinern, mit antiken Büſten verzierten Saal; in deſſen Mitte befindet ſich ein ſchöner Apoll. Dieſe Statue ſowohl, als der größte Theil der in der Halle befindlichen, ſind Antiken.

Die Zimmer ſind nicht ganz modern decorirt, enthalten aber einen Reichthum an Gemälden, meiſt Niederländer, namentlich Rembrands, unter andern das eigene Porträt des Malers. Die Gemälde dieſes

Meiſters werden in England ſehr hoch geſchätzt. Ein Kabinet voll Porträts, größtentheils aus dem merkwürdigen Kreiſe, den Lord Cobham hier um ſich verſammelte, iſt ſehr ſehenswerth. Hier findet man Pope, Swift, Steele, Addiſſon, der ein höchſt gutmüthiges Geſicht hat, und viele Andere; auch ein Original-Porträt der unglücklichen Maria Stuart. Sie iſt in wunderlicher Kleidung mit einem ſehr hohen Halskragen dargeſtellt, und weit weniger ſchön als man ſie ſich zu denken gewohnt iſt; doch mag auch wohl die nicht außerordentliche Kunſt des Malers daran Schuld ſeyn.

Lady Bukingham und ihre Tochter beſchäftigen ſich mit der Malerei. Die Mutter malt in Oel, die Tochter Paſtell; ſie haben ein ganzes Zimmer mit ihren Arbeiten decorirt, von denen ſich übrigens nichts weiter ſagen läßt, als daß es von ſolchen Damen doch lobenswerth iſt, wenn ſie ihre Zeit auf dieſe Weiſe hinzubringen ſuchen.

Wir fuhren denſelben Abend, nachdem wir uns in Stew umgeſehen hatten, nach Woodſtock, einem Städtchen, das auf vielfache Weiſe bekannt iſt. Das prächtige Schloß Blenheim, welches die Königin

Anna ihrem Lieblinge, dem Herzog von Marlborough zum Dank für ſeine erfochtenen Siege ſchenkte, und nach einem der glänzendſten derſelben benannte, liegt ganz nahe daran. Dann werden hier die vorzüglichſten in ganz England beliebten, Stahl-Arbeiten nicht fabrikmäßig, ſondern von einzelnen Arbeitern in ihren Häuſern verfertiget.

Auch in hiſtoriſcher Hinſicht iſt dieſer Platz merkwürdig. Auf einer Wieſe, die jetzt zum Park von Blenheim gezogen iſt, ſtand einſt ein Landhaus, in welchem die Königin Eliſabeth in ihrer Jugend erzogen, ja gleichſam gefangen gehalten ward. Sie konnte damals nicht hoffen, daß ihre Anſprüche an die Krone von England einſt geltend werden würden, und eben dieſe Anſprüche, die ſie gewiß oft in jenen Zeiten bitter beweinte, waren es, die ihr Freiheit, Umgang mit Menſchen und jede Jugendfreude raubten. Hier erwarb ſie ſich alle die Kenntniſſe, die Feſtigkeit, Klugheit, welche ſpäterhin ſie zur weiſen glücklichen Regentin machten. Wie war es aber möglich, daß dieſe frühere Erfahrung des Unglücks, dieſe Einſamkeit, dieſe Bekanntſchaft mit allem Guten und Großen, was weiſe Männer vor ihrer Zeit dachten und ſchrieben, ſie nur klug, nicht auch gut machten? Sie, die einſt auch gefangen war, die einſt auch für ihr Leben zittern mußte, weil es den ehrgeizigen Plänen Anderer entgegen war, wie konnte ſie ihre unglückliche Schweſter Leiden fühlen laſſen, welche ſie ſelbſt nur zu gut aus Erfahrung kannte, und ihr zuletzt den Tod auf dem Blutgerüſte geben? Die Nachwelt iſt gerecht. Jeder Engländer ſpricht noch jetzt von Eliſabeth, der Regentin, mit Bewunderung, mit Abſcheu von Eliſabeth, dem Weibe, und der Name der unglücklichen Maria wird noch überall mit Liebe und Mitleid genannt. Die Fehler der Stuart ſind vergeſſen, aber ihr Unglück und ihre Liebenswürdigkeit lebt noch in allen Herzen.

Die Geſchichte einer andern ſchönen unglücklichen Frau aus frühern Zeiten, macht dieſen Ort ebenfalls merkwürdig. Auch ſie war eine Gefangene, aber eine höchſt glückliche, denn Liebe hielt ſie gefangen. Sie war das ſchönſte Weib in England; König Heinrich II, liebte ſie über Alles; Beide vergaßen, unendlich glücklich in dieſer Abgeſchiedenheit die Welt, und hofften von ihr vergeſſen zu ſeyn. Um aller Augen ſich zu entziehen, mußte Roſamunda in der ſtrengſten Einſamkeit nur ihrem Geliebten leben. Dichtes Gebüſch, undurchdringliche Dornenhecken verſteckten die

Wohnung der Liebenden, deshalb nannte man ſie Roſamundens Laube. Einige Jahre währte das ſtille Glück. Drei liebliche Kinder erhöheten es noch. Da entdeckte endlich die ſchon lange nach ihr ſpähende Gemahlin Heinrichs, Elinor, den Aufenthalt ihrer Nebenbuhlerin und als der König eines Morgens mit ſchwerem, ahnungsvollem Herzen aus dem friedlichen Aufenthalte geſchieden war, drang die eiferſüchtige Königin herein. Die arme Roſamunde war allein mit ihren Kindern, Niemand der ſie beſchützte. Die drei unſchuldigen Kinder wurden vor ihren Augen ermordet, ſie ſelbſt gezwungen Gift zu nehmen. Unter langſamen Qualen, von Niemand getröſtet, ganz allein, hülflos, hauchte die Arme ihr Leben über den Leichen ihrer Kinder aus. Spät Abends kehrte der König wieder, hoffnungsvoll, freudenvoll und fand das Entſetzliche.

Der Ort, wo Roſamundens Bower ſtand, iſt ein enges, grünes, fruchtbares kleines Thal. Dichtes Gebüſch bedeckt noch den feuchten Boden, eine kleine Quelle rieſelt daraus hervor, ſie heißt Roſamundens Quelle, die Landleute aus der Nachbarſchaft legen ihr heilſame Eigenſchaften gegen Augenkrankheiten bei, wallfahrten hin zu ihr, erzählen die Geſchichte der ſchönen Roſamunde, wie wir ſie ihnen nacherzählten und ſingen die Lieder und Romanzen, in welchen gleichzeitige und ſpätere Dichter dieſe unglückliche Liebe verewigt haben.

4.

Blenheim.

Wie wir uns in Woodſtock anſchickten, nach unſerer Gewohnheit, vors erſte den Park zu durchwandern, ſahen wir mit Erſtaunen, daß ein himmelhoher Phaeton, mit zwei ziemlich unbändig ſcheinenden Schimmeln beſpannt, unſrer vor der Thüre des Gaſthofs harrte. Die Wirthin verſicherte uns mit der, in ſolchen Fällen gebräuchlichen Eloquenz, es wäre geradezu unmöglich den Park zu Fuße zu ſehen. Wir fügten uns alſo ihrer Einrichtung, beſtiegen das ſo gefährlich ausſehende Fuhrwerk und hatten alle Urſach mit dieſem Entſchluſſe zufrieden zu ſeyn. Der Park iſt ſo groß, daß kaum anderthalb Stunden zu der Fahrt hinreichten. Die Schimmel waren weniger unbändig, als ſie zuerſt ſchienen, die große Höhe des, jetzt aus der Mode gekommenen, ganz unbedeckten Fuhrwerks erleichterte das Umſehen nach allen Seiten und den Genuß der verſchiedenen, ſich darbietenden Ausſichten gar ſehr.

Uebrigens wird Blenheim auf eine noch umſtändlichere, und dadurch auch koſtſpieligere Weiſe gezeigt, als es bei andern Landſitzen gebräuchlich iſt. Der Geiſt der ſtolzeſten Frau ihrer Zeit, der Lady Sarah, Marlborough's Gemahlin, ſcheint noch jetzt auf die, in ihrem ehemaligen Wohnſitze übliche Etikette Einfluß zu haben.

Ein großes, prächtiges Thor mit zwei Nebengebäuden, die Wohnung des Thürwärters, dient dem Park zum Haupt-Eingange; eine Inſchrift auf einer darüber angebrachten Marmorplatte, belehrte uns, daß Lady Sarah dieſe Art von Triumph-Bogen ihrem verſtorbenen Gemahl zu Ehren erbaute. Der Thürhüter empfieng uns mit einer Anrede, gieng ganz ernſthaft etwa 50 Schritte neben dem Wagen her, dann ließ er ihn halten. „Dies iſt die erſte Ausſicht" rief er uns zu „da drüben ſehen Sie ein Waſſer mit einer ſchönen geraden Brücke, darneben rechts ſteht ein hoher Obelisk, des Herzogs Thaten, die Schlachten, die er ſchlug und gewann, ſind daran zu leſen, ſeine Statue ſteht auf der Spitze des Obelisk's und iſt 10 Fuß hoch, ſo klein ſie auch von hier aus erſcheint.“ So gieng es eine feine Weile, uns ward langweilig zu Muthe, denn Alles was wir ſpäter in der Nähe ſehen ſollten, ward hier von weitem gezeigt, ohne daß uns Zeit gelaſſen ward, uns der wirklich mannichfaltigen und lieblichen Ausſicht zu erfreuen. Dennoch war es unmöglich, dem Strome dieſer auswendig gelernten Rede Einhalt zu thun.

Endlich waren wir an dem Orte, wo der läſtige Redner, nach der hergebrachten Regel dieſes Hauſes, [illegible] uns ſcheiden mußte. Er übergab uns einem Förſter, [illegible] uns zu Pferde begleitete, legte uns noch zur guten Letzt, trotz der herzoglichen Livree, die er trug, den endlichen Zweck aller ſeiner Redekunſt beſonders an's Herz und ſchied, nachdem er ihn erreicht hatte. Sein Nachfolger war zum Glück weniger beredt, beſcheidentlich ritt er neben uns her und ſprach nur, wo es nothwendig war.

Der Park iſt einer der ſchönſten in England. Sanfte Anhöhen, liebliche Thäler in freundlicher Abwechſelung, bedeckt mit dem ſchönſten Graſe, belebt von vielen Hundert Rehen und Damhirſchen, ein Kanal, für das Auge ſehr täuſchend zu einem ſanft ſich durch die freundliche Landſchaft hinſchlängelnden Fluß umgeſchaffen, verſchiedene ſchöne ſteinerne Brücken, einige zerſtreut liegende Tempel und andere Gebäude, der Obeliſk mit des Herzogs Statue, unzählige ſchöne alte Bäume in maleriſchen Gruppen zerſtreut, alles dieſes bildet ein ſehr erfreuliches Ganzes. Hier verweilt man gern. Ueberall ſind mannichfaltige Ausſichten auf das Schloß, das Waſſer, die Brücken, die Gebäude, mit Auswahl und beſcheiden ſich verhüllender Kunſt veranlaßt. Der Förſter überlieferte uns dem Gärtner, der uns in den, zum Spazierengehen beſtimmten Anlagen herumführte. Auch dieſe ſind ſehr reizend und lieblich, aber bei weitem nicht ſo prächtig als die von Stowe. Dieſe elegante Simplicität muß gefallen, doch dünkte uns, ſie würde ſich beſſer zu jenem einfachern, gefälligen Schloſſe ſchicken, und dagegen die mit ſo viel Reichthum ausgeſtatteten Gärten zum Prachtpalaſte von Blenheim. Die Spaziergänge zeichnen ſich beſonders aus durch eine waſſerreiche, immer laufende Caſcade, einen lieblichen Weg um einen kleinen See herum und viele vorzüglich große, ſchöne Bäume.

Wie wir das Schloß zu ſehen giengen, empfieng uns am Eingange des zweiten Hofes eine alte Frau, ich hielt ſie für die Haushälterin, die uns, wie das in England gebräuchlich iſt, die Zimmer zeigen wollte. Sie machte, wie alle Engländerinnen der untern Klaſſe, einen kleinen wunderlichen Knicks bei jedem Worte das wir zu ihr ſprachen, und führte uns mit großer Redſeeligkeit bis an das Schloß. Hier nahm ſie wieder mit unzähligen Knikſen Abſchied und belehrte uns, ihr Amt wäre, die hohen Herrſchaften (the Quality nannte ſie es) mit gebührendem Reſpect zu empfangen und dahin zu ſehen, daß ſie, wie es ſich gehöre, über den Hof begleitet würden. Wir gaben ihr lachend ein Paar Schillinge und das Zeugniß, daß ſie ihrem Amte trefflich vorſtehe und ſo ſchieden wir mit wechſelſeitiger Zufriedenheit von einander.

Das Schloß iſt ein durch ſeine Größe imponirendes Gebäude; übrigens ſchwer, bunt, kraus, mit einer Unzahl von Säulen, Vaſen, Treppen, Geländern und Thürmen verziert, oder verunziert.

Die große Halle, in die man zuerſt im Schloſſe tritt, iſt ſehr hoch, ſehr groß und, wie die in Stowe, ebenfalls von oben erleuchtet. Sie hat einen ſchön gemalten Plafond, den marmorne Säulen unterſtützen, ſchöne, zum Theil antike Statüen ſtehen rings umher. Die Zimmer ſind von altmodiſcher Pracht, Alles ſolid und köſtlich, wie man es an dieſem Orte erwarten muß. Viele Zimmer mit franzöſiſchen Hauteliſſe-Tapeten verziert; ſie ſtellen alle des großen Herzogs Siege und ihn ſelbſt in mannichfaltigen Situationen vor, ſind aber leider ſehr verblichen.

Die Gemälde-Sammlung iſt ſehr groß, eine Magdalene von Titian und eine heilige Familie von Leonardo da Vinci, zwei Marattis, Bettelbuben vorſtellend, einige Porträts von Vandyk ſind uns bei dem ſchnellen Durchfliegen noch einigermaßen im Gedächtniſſe geblieben: Raphaele zeigte man uns wenigſtens ein halb Dutzend, von denen er ſelbſt wahrſcheinlich nie einen ſah. Treffliche Niederländer ſind hier, verſchiedene Gemälde von Rubens, Bauerſtuben voll Leben und Wahrheit von Oſtade, de Steen und Andern. Gewaltſam mußten wir uns von dieſen, in engen Banden gehaltenen Schätzen wegwenden. Ein großes Gemälde von Sir Joſua Reynolds, den jetzigen Herzog und ſeine Familie vorſtellend, hängt auch hier, aber die Nachbarſchaft ſowohl, als das Coſtüm thun ihm Schaden.

Noch ein großer hoher, von oben erleuchteter Saal von la Guerre mit vieler Wahrheit gemalt, dünkt uns des Erwähnens werth. Der Plafond ſtellt den Herzog vor, wie Zeit und Friede ihn in ſeinem Triumphwagen aufhalten. Die Wände ſind wie eine offene Halle gemalt; rund um läuft ein Geländer, hinter welchem alle europäiſche Nationen mit charakteriſtiſcher Phyſiognomie und Kleidung in verſchiedenen Stellungen ſtehen. Die Figuren, etwas über Lebensgröße, ragen halb über das Geländer vor. Die Bibliothek, ein ſehr langes ſchmales Zimmer, ſoll an 70,000 Bände enthalten. Am Ende derſelben ſtehet die marmorne Statue der Königin Anna in völliger Staatstracht; mit dem Königsmantel, dem langen über einen, oben ſchmalen, unten breiten Reifrock geſpannten Kleide, dem hohen Halskragen und der Krone auf dem Haupte, ſieht ſie wunderlich aus. Auch in der Bibliothek hängen viele Porträts; der große Herzog und ſeine Sarah ſind hier abgebildet, ſie hält die Herzogliche Krone recht feſt und ſchaut keck und übermüthig in die Welt hinein.

In der Schloß-Kapelle zeigte man uns das große Grabmal, welches Lady Sarah ſich, ihrem Gemahl, und ihren zwei Kindern noch bei Lebzeiten ſetzen ließ.

Die Familie iſt in Lebensgröße darauf zu ſehen, nebſt einem anſehnlichen Gefolge von Tugenden und Genien. Es ward in London gefertiget und ſehr theuer bezahlt; das iſt alles was wir davon zu ſagen wiſſen; weder der Gedanke noch die Ausführung zogen uns an.

Des flüchtigen Sehens überdrüßig, ermüdet von dem Stehen und Gehen in den vielen großen Zimmern, eilten wir in unſern Gaſthof zurück, und entſagten einer Sammlung von altem ächten japaniſchen und chineſiſchen Porzellán, die man uns als etwas ſehr Merkwürdiges zu zeigen ſich erbot.

Den folgenden Tag wollten wir **Ditchley** und **Heatherup**, den Landſitz des Lord **Shrewsbury** ſehen, wurden aber abgewieſen, weil es nicht der rechte Tag in der Woche war. Beide Schlöſſer ſollen ſehenswerth ſeyn, und viel vortreffliche Kunſtwerke enthalten.

Im **Heatherup** erlaubte man uns durch den Park zu fahren und die Spaziergänge und Gärten zu durchwandern. In letztern fanden wir große koſtbare Treib- und Ananashäuſer, aber fehlerhaft angelegt und wenige ſpäte Früchte bringend. In dieſer Hinſicht ſtehen die engliſchen Gärtner weit hinter den Holländern zurück. Die an ſich nicht großen Spaziergänge in Heatherup bieten manche ſchöne romantiſche Stelle, manche lachende Ausſicht, ſehr großen Reichthum von Blumen in einem eigends dazu angelegten, geſchmackvollen Blumen-Garten und wunderſchöne Bäume von der immergrünen Art, Fichten, Tannen und Zypreſſen.

5.

Birmingham und Echo.

Wir reiſten jetzt auf Birmingham zu. Die Gegend verſchönte ſich mit jeder Meile, Berge wechſelten mit lachenden Thälern. Wir mußten zuweilen die Räder einhemmen, weil der Weg zu ſteil bergab führte. Die Ausſichten von der Höhe ſind ſehr reizend. In Birmingham ſelbſt erklimmten wir noch einen ſteilen Berg, der uns lebhaft an den Hradſchin in Prag erinnerte, ehe wir zu dem großen eleganten Gaſthofe gelangten. Dieſer heißt noch immer zur Henne mit den Küchlein, obgleich der Wirth in unſern, immer vornehmer werdenden Zeiten, ſich alle Mühe giebt, ihn zu Lloyd's Hotel umzuſtämpeln.

Birmingham iſt durch ſeine Fabriken weit und breit berühmt, ja man könnte faſt behaupten, es gäbe kein Dorf im cultivirten Europa, vielleicht kein Haus, in welchem nicht irgend ein Product der Induſtrie dieſer Stadt zu finden wäre, ſey es auch nur ein Knopf, eine Nadel, oder ein Bleiſtift. Die Stadt ſelbſt iſt ſchon durch ihre bergige Lage nicht ſchön, der Rauch der vielen Fabriken und Werkſtätten, die hier ihr Weſen treiben, giebt ihr ein düſteres, ſchmuziges Anſehen. Ueberall hört man hämmern und pochen, Alles läuft am Tage geſchäftig hin und wieder, Niemand hat Zeit, ſo lange die Sonne leuchtet. Dafür hallen des Abends die Straßen vom Geſchrei und Geſängen derer wieder, die ſich den Tag über unter der ſchweren Laſt des Lebens abarbeiteten. In den wenigen Stunden, die ſie dem, alle Sinne lähmenden Schlafe des ermüdeten Arbeiters abſtehlen können, ſuchen ſie in Tavernen und Spielhäuſern die Freude zu haſchen, an die ſie den Tag über nicht denken konnten.

Den Tag nach unſerer Ankunft, eilten wir, den merkwürdigſten Punkt dieſer Gegend, Soho, das zwei Meilen von **Birmingham** gelegene Etabliſſement des Herrn **Boulton**, zu beſuchen. Wir finden in ganz England, vielleicht in ganz Europa keinen glänzendern Beweis von dem, was Induſtrie, Fleiß und anhaltendes Streben nach Einem Ziele zu, vermögen, als dieſen kleinen freundlichen Fleck. Herzlich freuten wir uns ſeinen Schöpfer, den achtzigjährigen **Boulton**, noch in völliger Geiſteslebendigkeit kennen zu lernen, obgleich ſein Körper der Krankheit, dem Alter und der unermüdeten Arbeit längſt unterlag. Wir fanden ihn durch Steinſchmerzen völlig gelähmt; im Hauſe ließ er ſich durch zwei rüſtige Bedienten herumtragen; im Freien fuhr er ſich ſelbſt in einem der kleinen bequemen Fuhrwerke, die in England zum Troſte der dort ſo häufigen Lahmen und Gebrechlichen, erfunden wurden. Alles dieſes hinderte ihn nicht, uns, die wir ihm durch einen ſeiner Freunde empfohlen waren, überall ſelbſt hinzubegleiten. Sein dunkles Auge blitzte von Jugendfeuer, als er uns erzählte, wie er alle die vielen, ſich ihm entgegenſtellenden Schwierigkeiten muthig bekämpfte und glücklich überwand. Freundlich erklärte und zeigte er uns Alles. Und als wir in die dortigen Anlagen traten, die er mit Hülfe einer Dampf-Maſchine dem unfruchtbaren Sumpfe abgewann, ſprangen uns ſeine blühenden Enkel entgegen, ſpannten ſich vor ſein Wägelchen und fuhren den glücklichen Greis wie im Triumph davon.

Achthundert Menſchen finden in Soho täglich Arbeit und Brod. Hier werden engliſche Kupfermünzen und ausländiſche für die oſtindiſche Compagnie, für America und manche fremde Höfe geprägt. In Teutſchland ſagt das Gerücht: Boulton ließ auch die vielen falſchen Münzen fabriziren, die von England aus Teutſchland überſchwemmen. Dem iſt aber nicht ſo, er hat auf dem geſetzlichen Wege mehr Arbeit, als er beſtreiten kann und iſt zu rechtlich, zu reich, um ſich einem ſo gefährlichen Handwerke zu unterziehen. Vor dieſem war das Nachprägen fremder Münzen, wenn nicht erlaubt, doch in England tolerirt; ſie wurden wie Rechenpfennige angeſehen und in großer Menge, meiſtens auf Beſtellung ſpeculativer Köpfe in Teutſchland und andern Ländern, ziemlich öffentlich fabrizirt. Seitdem aber der Galgen ſo gut auf dieſen Zweig der Induſtrie geſetzt iſt, wie auf das Nachmachen engliſcher Banknoten oder Münzen, wird dieſes Geſchäfte nur ganz heimlich in Winkeln und Kellern betrieben.

Es ſoll indeſſen in Birmingham an dergleichen Fabriken, welchen gewöhnlich eine Knopffabrik zum

Aushängeſchilde dient, nicht fehlen. Außer der Münze iſt hier eine große Fabrik von plattirten Waaren aller Art, eine Glasfabrik und eine Fabrik von Dampfmaſchinen.

Die erſtaunenswürdige Erfindung der letztern, bei dem Reichthum an Steinkohlen für England von unermeßlichem Werth, hat **Boulton** erſt auf den Gipfel von Vollkommenheit gebracht, auf welchem ſie jetzt ſteht. Er verfertigt Dampfmaſchinen für ganz Europa und America, läßt aber dieſe Fabrik Niemanden ſehen, weil ſich oft Leute bei ihm einſchlichen, die ſeine Gaſtfreundſchaft mißbrauchten und mühſam errungene Vortheile ihm abzuſehen ſtrebten, während er ſie freundlich bei ſich aufnahm. Er ſagte uns, wir würden es unartig gefunden haben, daß er in allen Gaſthöfen, viele Meilen um **Birmingham** her, ein Avertiſſement anſchlagen ließ, in welchem er bekannt machte: daß ohne beſondere Empfehlung an ihn, keinem Fremden ſein Etabliſſement gezeigt werde. Durch den ewigen Zulauf von Fremden, der ihm oder doch einem ſeiner Aſſociés alle Zeit raubte, und unter ſeinen Arbeitern ewige Störungen veranlaßte, wurde er zu dieſem Schritte gezwungen, den er höchſt ungern that. Nichts iſt unerträglicher, ſagte er, als ein Haus zu beſitzen, das eine Sehenswürdigkeit iſt (a rary Show) oder gar ſelbſt eine zu ſeyn; beides war mein Fall, denn jeder der Soho geſehen hatte, glaubte ſchon aus Höflichkeit deſſen Stifter in Augenſchein nehmen zu müſſen, und ſo wußte ich mir am Ende nicht anders zu helfen, als auf dieſe unfreundliche Weiſe.

Das Wohnhaus in Soho iſt ein hübſches, bequemes und großes Gebäude, überall Sauberkeit und Eleganz, nirgends Pracht, nirgends ein Streben mit den prächtigen Villen der Großen des Landes zu wetteifern. Es liegt ſehr angenehm; aus den vordern Zimmern überſieht man eine ſehr ſchöne, reiche Gegend, im Vorgrunde die Stadt; fruchtbare angebaute Hügel, ſteigen über ihr empor. Dicht vor dem Hauſe liegt ein hübſcher Garten voll Blumen und fremder Pflanzen, und hinter dem Hauſe eine reizende Promenade, längs den Ufern eines kleinen Sees, welchen Boulton ſchuf, indem er vermittelſt der Dampfmaſchine die alten Sümpfe austrocknete und das Waſſer hier ſammelte. In einer Ecke deſſelben ergießt ſich ein Waſſerfall von einem, mit ſchönen Blumen und Bäumen gezierten Hügel. Alles dieſes war vor ungefähr 20 Jahren eine öde, ſumpfige Haide.

Die Fabrik von plattirten Sachen erſchien uns beſonders intereſſant. Es iſt unmöglich, ſchönere Formen und beſſere Politur zu ſehen, als dem Silber hier gegeben wird. Man kann das Plattirte durchs Auge allein nicht von dem ganz Silbernen unterſcheiden, und es giebt auch, auf die Weiſe wie hier gearbeitet, dem Silber an Dauer wenig nach.

Auf ein Stück Kupfer, etwa eine halbe Elle lang und eine Achtel-Elle im Durchmeſſer, werden Länge aus zwei Platten von ganz reinem Silber, etwa den zehnten Theil ſo dick als das Kupfer iſt, oben und unten aufgeſchmolzen. Dann wird es durch Walzen, von einer Dampfmaſchine getrieben, zu Blech ausgedehnt, ſo dünne man es bedarf. Das Silber bleibt immer mit dem Kupfer im nämlichen Verhältniſſe ausgedehnt. Dieſes Blech braucht man zu Verfertigung der Leuchter, Kannen und alles Silbergeräthes; zu den Henkeln, Füßen und dergleichen nimmt man eine runde, mit Silber belegte Stange Kupfer, die auf die nämliche Weiſe, wie wir oben beſchrieben, behandelt wird. Die äußeren Ecken werden den Gefäßen von maſſivem Silber angeſetzt, auch ſind die meiſten Verzierungen daran ganz Silber.

Die Glasſchleiferei iſt ebenfalls merkwürdig. In einem ſehr langen Zimmer ſieht man eine Menge Schleifſcheiben unaufhörlich ſchnell ſich drehen. Eine lange hölzerne, am Boden horizontal liegende Walze, welche durch eine unter dem Zimmer ſich befindende Dampfmaſchine getrieben wird, ſetzt ſie alle in Bewegung. Mit der größten anſcheinenden Leichtigkeit ſchleifen die Arbeiter die ſchönſten Muſter auf die Gläſer mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit, ohne alle Vorzeichnung, indem ſie dieſelben an die, wie von Zauberei getriebene Scheiben, halten. Von hier aus kommen größtentheils die ſchönen Girandolen, Lüſtres, Trinkgläſer und Prachtvaſen, die glänzendſte Zierde großer Tafeln, welche wir oft in den, bei nächtlicher Beleuchtung, einem Feen-Schloſſe ähnlichen, flimmernden Glasläden Londons nicht genug bewundern konnten. Die letzte Politur wird dem Glaſe vermittelſt einer hölzernen Scheibe, ſtatt des Schleifſteins gegeben.

Die Münze arbeitete gerade dieſen Tag nicht, Herr Boulton ließ aber einige kleine Geldſtücke prägen, um uns den Mechaniſmus zu zeigen. Acht Prägſtöcke werden hier, ebenfalls von einer Dampfmaſchine, getrieben, jeder derſelben prägt in einer Minute 30 bis 120 Stücke, nachdem ſie größer oder kleiner ſind, aus, und zwar auf beiden Seiten zugleich. Bei jedem Stämpel iſt eine höchſt ſinnreich erfundene Maſchine angebracht, die mit Blitzes Schnelle das eben geprägte Stück fort, und ein noch ungeprägtes an deſſen Stelle einſchiebt. Alles dieſes ſcheint wie von unſichtbaren Geiſtern getrieben. Das Gepräge der Münzen iſt durchgängig ſchön. Sie ſind alle vollkommen rund, von gleicher Größe und möglichſt gleichem Werthe. In einem andern Zimmer werden die Münzen geſchnitten, ehe ſie geprägt werden, noch in einem andern nach dem Prägen gereinigt, indem ſie in langen, leinenen Säcken hin und her geſchwungen werden. Auch dieſe Operation wird durch die Dampfmaſchine bewerkſtelligt. Zum Abſchiede ſtatteten wir noch der Dampfmaſchine ſelbſt einen Beſuch ab. Wir ſahen in einem unterirdiſchen Gewölbe eine Pumpe durch den Dampf des, darunter in einem verſchloſſenen eingemauerten Keſſel kochenden Waſſers unaufhörlich in Bewegung geſetzt. Dieſe Pumpe trieb einige große Räder, dieſe Räder communicirten mit den vielen, in den obern Zimmern befindlichen, mannichfaltigen Maſchinen und brachten alle die Wunder hervor, die uns oben in Erſtaunen geſetzt hatten. Das iſt Alles, was wir durchs bloße Anſchauen von dieſer bewundernswerthen Erfindung begriffen. Das Waſſer muß das ganze Jahr im

Kochen erhalten werden, damit die Maſchine nie ſtocke. Herr **Boulton** verſicherte uns, es gehöre weit weniger Feuerung dazu, als man auf den erſten Augenblick glauben möchte.

6.

Burton und Derby.

Von **Birmingham** reiſ'ten wir über **Burton** nach **Derby**. **Burton** iſt ein freundliches Städtchen, weltberühmt durch das **Ale**,[*] welches nirgends ſo gut gebraut wird, als hier. In Friedenszeiten gehen jährlich große Sendungen davon nach ganz Europa, beſonders nach Rußland. Auch nach America ward viel davon verſchifft. In England trinkt man es, wenn es einige Jahre gelegen hat, in bürgerlichen Häuſern zum Deſſert. Auch iſt es dann durch die Zeit ſo ſtark, daß es jeden Wein an Geiſt übertrifft und den Biergeſchmack ganz verliert.

Derby iſt eine ziemlich große, aber nicht ſchöne Stadt. Sie enthält viele Fabriken, unter andern eine Seidenſpinnerei, am ausgezeichnetſten iſt die Porzellán-Fabrik. An Feinheit des Thons mag das hieſige Porzellán wohl dem Meißner und Sever nachſtehen, aber in Hinſicht auf Farben, Vergoldung und Schönheit der Form in den verſchiedenen Vaſen und Geſchirren läßt es nichts zu wünſchen übrig. Die Figuren von Bisquit bleiben weit hinter den ſächſiſchen zurück, ſowohl in der Erfindung als der Ausführung. Auch hier ſieht man deutlich, wie der engliſche Kunſtſinn nur das geradezu Nützliche und Bequeme hervorzubringen vermag; doch dieſes auch in der höchſten Vollkommenheit.

---

[*] Engliſches Bier.

Zum erſtenmale in England mußten wir bei unſerer Abreiſe auf Pferde warten, und endlich erſchienen um 6 Uhr Abends zwei, die des Tages Laſt reichlich getragen hatten. Wir wollten nach Matlock, einem, 17 Meilen von Derby im gebirgigen Derbyſhire gelegenen, Badeorte. Siebzehn Meilen ſind in England gewöhnlich in zwei Stunden abgefahren; daher achteten wir den heftigen Regen nicht, der uns ohnehin in unſern Zimmern eingekerkert hätte und reiſ'ten ab. Die Pferde waren ſehr müde, der Poſtillon konnte ſie, ungeachtet alles Treibens, kaum von der Stelle bringen, langſam ſchlichen ſie fort; Schritt vor Schritt.

Uns war, als wären wir auf irgend einer Poſtſtraße in der Mark. Wir fürchteten, die armen Thiere würden zuletzt aus Ermüdung ganz ſtille ſtehen. Der Regen ſtrömte heftiger und die Nacht brach ſehr finſter herein, obgleich wir uns in der erſten Hälfte des Junius Monats befanden. Der Weg war ſehr bergig, hohe Felſen thürmten ſich vor uns auf; wir ſahen ihre coloſſalen Conturen nur ſchwach durch die dunkle Nacht. Nah und fern flammten Feuer aus den Ziegelbrennereien rings umher, feurigen Geſpenſtern gleich, was uns die Finſterniß nur auffallender machte, ohne ſie zu erleuchten. Die Pferde ſcheuten ſich einigemal dafür. Wir fuhren ſteile Abhänge hinab und hinauf, tief unten brauſende Waldſtröme ließen uns Abgründe neben dem Wege ahnen. Das Geklapper der vielen Mühlen, das Brauſen der vom Waſſer getriebenen Räder aller Art in dieſer fabrikreichen Gegend, das Sauſen der Gewäſſer rings umher, der Wind, der Regen, die flammenden Limekilns, (Ziegelöfen) Alles vereinte ſich, dieſe Nacht zu einer der ſchauerlichſten zu machen. Die Situation war romantiſch, das iſt nicht zu läugnen, wir freuten uns indeſſen doch ſehr, nach 11 Uhr ihr Ende und das Ziel unſerer Reiſe erreicht zu haben. Im alten Bade in Matlock fanden wir alle Comforts, die man nur in einem engliſchen Gaſthofe erwarten kann und die abenteuerliche, ermüdende Reiſe machten ſie uns doppelt angenehm.

7.

Bade-Orte.

Es wimmelt in England von Badeörtern aller Art. Jeder am Ufer des Meeres gelegene Ort, deſſen Strand und andere Umgebungen es erlauben, iſt zum Bade eingerichtet. In Allen findet man mehr oder weniger vornehmere oder geringere Geſellſchaft, je nachdem die Mode es gewollt hat. Zu dieſen Badeplätzen ſowohl, als zu den im Lande gelegenen mineraliſchen Quellen flüchtet jeder, der keine eigene Villa beſitzt, oder auf keiner eingeladen iſt, und doch der Schande entgehen will, im Sommer in London geſehen zu werden.

Bekanntlich iſt dann die Stadt, (ſo heißt London vorzugsweiſe in ganz England) leer, obgleich die Straßen von Menſchen wimmeln und der Fremde dieſe angebliche Oede gar nicht bemerkt. Alle Leute, welche man vom Anfang Julius bis gegen Weihnachten in London ſieht, ſind ſogenannte Niemands (Nobody's) und werden gar nicht gerechnet. Die feinere Welt, die Müſſigen, die Reichen, die Glücksritter, Alles flüchtet auf's Land oder in's Bad. Die Seebäder ſind im Ganzen die beſuchteſten und luxuriöſeſten. Die mineraliſchen Quellen werden öfter von der mittleren Klaſſe beſucht, welche dort mehr ländliche Freuden, als rauſchende Ergötzlichkeiten ſucht. Bath macht hiervon eine Ausnahme; im Sommer beſuchen es die wahrhaft Kranken, die Lahmen und Gichtbrüchigen, der warmen Quelle wegen. Die eigentliche Saiſon aber fängt dort erſt im December an und währt bis zum Frühlinge. Alle Londner Freuden ſind alsdann wohlfeiler und nach verjüngtem Maßſtabe auch in Bath zu finden. Deshalb eilen die dorthin, welche gern groß und vornehm leben möchten und doch nicht reich genug ſind, um dieſes in London zu können. Viele große Familien bringen einige Winter in Bath zu, um durch dieſe Oekonomie ihren zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen.

Nach Briſtol hingegen treibt ſelten die Freude, öftrer die Noth, ſo ausgezeichnet ſchön auch die dortige Gegend iſt. Man weiß, wie viele Opfer die

Schwindſucht jährlich in England hinwegrafft. Briſtol's Quelle wird gewöhnlich als der letzte Verſuch der Rettung von den engliſchen Aerzten angerathen. Daß es oft der letzte ſey, bezeugen die vielen Denkmähler auf dem dortigen Gottesacker.

An allen dieſen Plätzen iſt die Lebensweiſe ſehr verſchieden; in den kleinen Bädern, wie in Matlock, lebt man ſtill und ruhig, geſelliger zwar, wie es ſonſt in England unter Unbekannten gebräuchlich iſt, aber dennoch weit weniger ſo, als in Teutſchland in ähnlichen Verhältniſſen.

In den großen, von den Vornehmen beſuchteſten Bädern herrſcht eine ſtrenge, wunderliche Etikette. Wir werden weiterhin Gelegenheit finden, hievon ausführlicher zu ſprechen. Vorjetzt kommen wir zu Matlock und ſeinen Umgebungen.

8.

Matlock.

Freundlich und dennoch erhaben, einſam und dennoch voll regen Lebens, iſt dieſes liebliche Thal eins der ſchönſten Plätzchen Britanniens.

Sey es immer, daß ſeine Heilquelle wenig wirkſam iſt, es braucht ihrer nicht, um in dieſer himmliſchen Gegend neue Lebenskraft zu finden. Auch ſahen die funfzig oder ſechszig Badegäſte, die wir hier fanden, gar nicht aus, als ob Aeskulap ſie mit ſeinem Schlangenſtabe hieher gebannt hätte. Sie ſchienen ſich vor dem wilden, unſtäten Treiben des Lebens hergeflüchtet zu haben, um einmal ruhig Athem zu ſchöpfen und dann mit friſchem Muthe wieder an ihr Werk zu gehen.

Der eigentliche Badeort beſteht nur aus drei ſchönen großen Gaſthöfen und zwei Logier-Häuſern. Das Dorf **Matlock** liegt etwa anderthalb Meilen davon. Es iſt unmöglich, dies reizende Thal durch bloße Beſchreibung anſchaulich darzuſtellen, ſo ſtill, ſo heimlich liegt es da, durchrauſcht von der **Derwent**, umgeben von hohen, kühnen Felſen, die bald ſchroff und nackt gen Himmel ſtarren, öftrer noch ihre, mit den ſchönſten Bäumen gekrönten Gipfel freundlich erheben.

Wir ſchifften in einem Nachen auf der **Derwent** umher, ſo weit ſie fahrbar iſt, freilich nur eine kleine Strecke, denn es iſt ein wildes Bergwaſſer, voll Fälle und Strudel. Die Felſenwände zogen ſich enger zuſammen, als wollten ſie uns den Weg verſperren, die Sträucher am Ufer bildeten Lauben über den Nachen, und drohend ſchauten die Felsſpitzen von oben hinein. Dann traten ſie wieder zurück und wir ſahen freundliche Hütten, mit Gärtchen und Wieſenplätzchen untermiſcht, an ihrer Seite hangen, ſtattliche Häuſer, große Fabrik-Gebäude zu ihren Füßen liegen. Kunſtloſe, wie von der Hand der Natur geſchaffene Spaziergänge ziehen ſich an beiden Ufern zwiſchen Wald und Fels dahin, bis zurück zu unſerm Gaſthofe. Ihm gegenüber erhebt ſich der höchſte Fels dieſer Gegend. Die Landleute nennen ihn High Torr. Auf einem größtentheils ſchattigen, nicht ſehr beſchwerlichen Wege ſtiegen wir hinauf. Wir erblickten oben von einer Seite das enge Thal in der ganzen Pracht ſeiner üppigen Vegetation. Mitten hindurch gaukelt der Strom; an dem gegenüberſtehenden, waldbewachſenen Fels lehnen die netten Gebäude des Bades und geben ein freundliches Bild des bequemen, geſelligen Lebens in dieſer Abgeſchiedenheit. Von der entgegengeſetzten Seite blickten wir in ein zweites Thal. Als ob noch nie ein menſchlicher Fuß bis hieher gedrungen wäre, ſo heimlich in verborgener Stille liegt es da, rings umgeben von grünen Bergen. Schöne Heerden weideten ohne

Hirten im hohen Graſe. Nirgends ſahen wir die wilde, einfache Schönheit der Natur glücklicher mit hoher Cultur vereint, als hier am Ufer der Derwent. Die Freuden der Badegäſte beſchränken ſich größtentheils auf den Genuß dieſer herrlichen Natur; denn ein *) Bowling green und einige Billard-Tafeln ſind Alles, was die Kunſt zu ihrem Ergötzen ihnen hier darzubieten wagt. Getanzt wird ſelten und nur auf Veranlaſſung der Bade-Gäſte ſelbſt, denn der Speculations-Geiſt der hieſigen Wirthe reicht nicht ſo weit. Dem Waſſer erzeigt man die Ehre es warm zu nennen, wir fanden es kaum lau, es ſchmeckt recht gut und iſt ſehr klar. Die Bäder ſind ſo bequem und reinlich eingerichtet, wie man es nur in dieſem Lande erwarten kann.

Für den Mineralogen iſt Matlock höchſt intereſſant, die verſchiedenen Steinarten, Fluß-Spate, Stalaktiten u. ſ. w., welche Derbyshire hervorbringt, ſind allbekannt. In Matlock findet man ſie in zwei, recht eleganten Läden, in aller ihrer Mannichfaltigkeit zum Verkaufe und zum Anſchauen ausgeſtellt, zum

---

*) Ein grüner ſorgfältig mit Walzen geglätteter Raſen-Platz, zu einem nur in England gebräuchlichen Spiele mit Kugeln.

Theil roh in ſehr ſchönen Exemplaren für den Liebhaber und Sammler, oder auch zu Kaminen, Urnen, Vaſen, Schreibzeugen und unzählichen andern Dingen verarbeitet. Alle dieſe Sachen werden zu niedrigen Preiſen hier verkauft, ſie ſind vortrefflich polirt, von ſchöner Form und ſehen ungemein glänzend und elegant aus. Leider iſt es ſchwer, ſie wegen ihrer Zerbrechlichkeit weit zu verführen.

Noch iſt eine verſteinernde Quelle hier merkwürdig. Alles was man hinein legt, wird in kurzer Zeit incruſtirt und wenn es länger liegt, ganz in Stein verwandelt. Der Wächter dieſer Quelle zeigte uns eine auf dieſe Weiſe verewigte Perücke und einen Haarbeſen, die beide in dieſer Geſtalt gar wunderlich ausſahen.

Jenſeits der Derwent, dem Dorfe ſchräg gegenüber, liegt Cromford-Mill, die Baumwollſpinnerei des Sir Richard Arkwright, die erſte, welche er, der eigentliche Erſinder der, in ihren Wirkungen ans Wunderbare gränzenden Spinnmaſchinen, erbaute. Dieſer, durch ſeine mechaniſche Geſchicklichkeit und ſeinen ausdauernden Muth ſo merkwürdige Mann, war urſprünglich ein Barbier; er hatte bei ſeinen Unternehmungen Schwierigkeiten zu bekämpfen, denen ein gwöhnlicher Menſch unterlegen wäre. Er verdiente mächtige Freunde zu finden, die ihm hülfreich beiſtünden, und er fand ſie; ſein großes Unternehmen gelang und er ſelbſt lebte lange genug, um im hohen Wohlſtande ſich deſſen zu freuen. Noch heute iſt dieſe Fabrik, welche jetzt aus drei Spinn-Maſchinen beſteht, im Beſitz der Familie Arkwright, welche die ganz nahe dabei gelegene ſchöne Villa Wellersley bewohnt. Das von weißen Steinen maſſiv erbaute Wohnhaus ſowohl, als die großen Fabrik-Gebäude am Ufer des Stromes, beſchirmt von mächtigen Felſen, erhöhen die Schönheit der Gegend. Noch erfreulicher aber iſt der Anblick des Wohlſtands, der durch ſie rings umher unter den Einwohnern des Thals verbreitet wird. Wir ſahen an einem Sonntags-Abend die wohlgekleideten Arbeiter mit ihren geputzten Weibern und Mädchen ſpazieren gehen; ſchöne reinliche Kinder ſpielten um ſie her.

Die engliſchen Bauermädchen und jungen Weiber ſind durchgängig ſchöne Geſtalten, älter werden ſie oft zu dick. In ihrem Putze ſehen ſie gewiſſermaßen vornehm und damenhaft aus. Ein feiner Strohhut, mit farbigem Bande geſchmückt, auf einem kleinen ſchneeweißen Häubchen, ſteht den artigen beſcheidenen Geſichtern ſehr gut. Dazu große, weiße muſſelinene Halstücher, ein Rock von durchgeſteppten Zeuge von einer hellen Farbe, himmelblau oder roſenroth bei den Eleganten, und ein vorn offenes kattunenes langes Kleid, hinten künſtlich mit Nadeln aufgeſteckt, alles blendend rein bis auf die feinen weißen gewebten *) Strümpfe. Dies iſt ihr Sonntags-Coſtüm, von welchem das der Wochentage nur durch dunkelere Farben und ſchlechteren Stoff abweicht.

Hinter dem Wohnhauſe von Wellersley ſtrecken ſich die dazu gehörigen großen, wohlangelegten Promenaden hoch den Berg hinan. Die mannichfaltigen Anſichten des Thals von oben herab ſind wunderſchön. Die Gärten enthalten Treibhäuſer und eine hübſche Orangerie. Ueberall ſieht man die ſeegensreichen Früchte des Fleißes und der Induſtrie.

Um wieder einzubringen, was wir in jener dunkeln, ſtürmiſchen Nacht unſerer Ankunft verſäumen mußten, fuhren wir den halben Weg nach Derby zurück, in der Abſicht, das Schloß des Lord Scarsdale, Keddleston, zu ſehen.

---

*) Nur die ärmſten Engländerinnen ſtricken; dieſe Arbeit wird bei ihnen für ſchimpflich gehalten.

Weislich erkundigten wir uns vorher, wenn man dort zugelaſſen würde; es traf ſich ſehr glücklich, daß dieſes ſehenswürdige Schloß gerade von allen Tagen der Woche nur Dienſtags gezeigt wird. Doch ließe ſich hier eine Entſchuldigung für dieſe Einrichtung finden, denn Mylord wohnt ſeiner Kränklichkeit wegen ſeit zwei Jahren beſtändig dort; er iſt gänzlich gelähmt.

9.

Keddleſton.

Landſitz des Lords Scarsdale in Derbyshire.

Der das Haus rings umgebende, ſehr große Park iſt einer der ſchönſten, ſowohl durch ſeine Lage, als durch die beſcheidene Kunſt, die, ohne ſich vorzudrängen, hier der freigebigen Natur anſpruchlos folgte. Ein lebendiger Strom giebt ihm einen hohen Reiz. Nie ſahen wir, ſelbſt in England, ein ſchöneres Grün als das dieſer Wieſen, auf welchen prächtige Heerden, ſchöne Pferde und einige Hundert Rehe und Hirſche einträchtich weiden, hier unter den herrlichen Eichen und Buchen in maleriſchen Gruppen ruhen, dort im klaren Strome trinkend ſich ſpiegeln. Gerade vor dem, auf einer mäßigen Anhöhe ganz frei liegenden Hauſe krümmt ſich der Strom ſehr lieblich und eine große ſteinerne Brücke führt herüber.

Das palaſtähnliche Haus iſt von edler Bauart. Es beſteht aus einem Hauptgebäude und zwei Pavillons, die durch Galerien mit demſelben verbunden ſind. Schöne korinthiſche Säulen zieren das Portal. Die Treppe, die zum Eingange führt, iſt beſonders merkwürdig, weil immer zwei der ſehr breiten Stufen aus Einem Steine gehauen ſind. Die durch eine Kuppel erleuchtete, prächtige Eintrittshalle hat Wände und Fußböden von Marmor aus Derbyſhire, hohe korinthiſche Säulen von gelblich buntem Marmor tragen die Kuppel.

Mit dieſer Pracht ſtehen die ringsum in Niſchen aufgeſtellten, übrigens recht guten Gyps-Abgüſſe der berühmteſten Antiken etwas im Widerſpruch. Man hat geſucht, ihnen durch einen Anſtrich von weißer Oel-Farbe ein marmorähnliches Anſehen zu geben. An dieſe Halle ſtößt eine andere mit Stukkatur, Malerei und Vergoldung reich verzierte Rotunde. Ein ſehr täuſchend grau in Grau gemalter, rings umher laufender Fries, einen Bacchuszug vorſtellend, iſt merkwürdig; man nannte uns den Maler deſſelben Rebekka. Auf dem Schenktiſche des großen, eleganten Speiſeſaals prangte eine Menge Silberzeug; auch befindet ſich hier eine große Wanne von Jaſpis, ebenfalls aus Derbyſhire. Große Gemälde, aus Vögeln, Fiſchen, Früchten, Gemüſen und allerhand Eßwaaren zuſammengeſetzte Stilleben hiengen an den Wänden. Das Bibliothek-Zimmer iſt groß, die Bücher-Sammlung aber nicht ſehr bedeutend, wenigſtens der Zahl nach. Den Kamin ziert ein vorzügliches Gemälde von Rembrand, Daniel, knieend vor dem Throne des Königs, ſeinen Traum ihm auslegend.

Auch hängen hier zwei ſehr ſchöne Köpfe von Salvator Roſa, Shakeſpeares Bildniß von van Dyk und noch mehrere Gemälde.

Dieſes Schloß enthält deren eine große Anzahl; gewiß ſind viele vortreffliche unter der Menge; aber wie war es möglich, ſie herauszufinden. Freilich gab es hier einen Catalog, einen gedruckten ſogar, den unſer Cicerone, die Haushälterin, uns zur Anſicht darreichte; aber er war Ein Druckfehler von Anfang bis zu Ende, und wir fanden die Namen der Meiſter aufs lächerlichſte, unverſtändlichſte entſtellt. Claude le Lorrain hieß zum Beiſpiel Claudius Laurentius. Von dieſem ſahen wir hier zwei ausgezeichnet ſchöne Landſchaften. Nächſt dieſen bemerkten wir noch unter der Menge einen jungen Johannes von Correggio und eine heilige Familie, ein ſchönes Bild von einem alten Meiſter, deſſen Name ganz unausſprechbar im Cataloge ſtand. Am Ende einer Galerie öffnete man uns eine Thüre. Sie führte auf einen Balcon, von welchem man gerade in die große, zweckmäßig eingerichtete Küche herunter ſah. Ueber dem Heerde prangte mit großen goldenen Buchſtaben die paſſende Inſchrift: waste not, want not; auf Teutſch ungefähr, nicht zu viel, nicht zu wenig; oder ſchwelge nicht, darbe nicht.

In der Nähe von Keddleston hat man eine Quelle entdeckt, der man ebenfalls heilſame Eigenſchaften beilegt. Lord Scarsdale ließ einen großen Gaſthof bauen, in welchem die, ſo ſich derſelben bedienen wollen, alle Bequemlichkeit finden. Doch Matlock liegt zu nahe, als daß dieſes Project gelingen könnte. Wir mußten beim Weggehen einige Minuten auf unſern Wagen warten, traten alſo unter das ſchöne, mit

Säulen gezierte Eingangsthor, welches nach der Landes-Sitte, zwei artige Pavillons zu beiden Seiten hat. Hier wohnt der Thürhüter; wir ſahen dem Spiele ſeiner Kinder zu. Da trat aus einer der Logen ein ſchönes, äußerſt elegant gekleidetes Frauenzimmer. Mit dem Anſtande und dem Tone der feinen Welt kam ſie auf uns zu und lud uns ein, in ihre Wohnung zu treten, um dort im Kühlen den Wagen zu erwarten. Unglücklicherweiſe kam dieſer eben heran und ſie zog ſich mit einer graziöſen Verbeugung zurück in die Loge. Des Thürhüters Frau ſagte uns, dieſe junge Dame wäre vor eilf Wochen in einer hübſchen Equipage angekommen, habe ihr das eine kleine Gebäude abgemiethet und wohne nun dort, ohne Bedienung ganz allein mit ſich und einigen Büchern, ohne Beſuch, ohne allen Umgang in der abgeſchiedenſten Einſamkeit. Wie leid that es uns jetzt, daß der Wagen nicht ein wenig länger auf ſich warten ließ. Aus wie viel Muthmaßungen ſetzten wir uns das Schickſal der intereſſanten Unbekannten zuſammen! Nicht geringe Stürme konnten ſie in dieſen Nothhafen getrieben haben. Ohne große Geiſteskraft und hohe Bildung wäre es unmöglich, ſo lange Zeit in ſelbſt gewählter ſtrenger Einſamkeit ſich ſelbſt zu genügen.

Der Weg von Keddleston zurück nach Matlock gewährt eine ununterbrochene Reihe mannichfaltiger zauberiſcher Anſichten. Alles was uns in jener dunkeln ſtürmiſchen Nacht in Schrecken ſetzte, die ſauſenden Bäche, die rauhen Felſen, entzückte uns jetzt im freundlichen Sonnen-Lichte. Der Eintritt in das Thal von Matlock iſt überraſchend; zwei ſteile, hohe Felſenwände, die einſt geſprengt wurden, um den Weg hindurch zu bahnen, bilden gleichſam ein ſchauerliches Rieſenthor. Man fährt hindurch und plötzlich liegt das lachende Thal vor dem erſtaunten Blicke.

An einem frühen Morgen verließen wir endlich ungern das freundliche Matlock. Lange noch zog ſich der Weg durch das Thal am Ufer der bald ruhig hinfließenden, bald über Felſenſtücke wild daher brauſenden Derwent. Dann wand er ſich hohe Berge hinan, deren Gipfel uns eine weite Ausſicht auf das fruchtbare, durch unzählige Fabriken und Häuſer belebte Land eröffnete. Jetzt führte der Weg abwärts; im Morgenlicht ſchimmerte uns ein prächtiges Gebäude entgegen. Es war Chatsworth, ſeit zweihundert Jahren der Landſitz der edlen Familie von Cavendish, jetzt ihrer Abkömmlinge, der Herzöge von Devonshire.

Das Schloß liegt romantiſch in einem weiten tiefen Thale. Hinter demſelben erhebt ein hoher Felſen den ſtolzen, waldgekrönten Scheitel. Vor dem Schloſſe windet ſich ſilbern die Derwent durch das lachende Grün, eine ſehr ſchöne ſteinerne Brücke führt herüber. Wir fuhren durch den Park, neugierig guckten ſeine Bewohner, die Hirſche und Rehe, von beiden Seiten des Wegs in unſere Poſtchaiſe.

10.

Chatsworth.

Der Landſitz des Herzogs von Devonshire.

Das in einem edlen Styl erbaute Haus iſt von außen eins der größten und prächtigſten in England und ſeine Fronte iſt 182 Fuß lang. Die auswärts ſtark vergoldeten Fenſterrahmen, welche wir ſonſt nirgends in England ſahen, flimmerten im Sonnenſtrahle und gaben ihm ein wunderbares feenartiges Anſehen. Auffallend ſticht dieſe äußere Pracht ab, gegen die große Stille und Einſamkeit der wilden Gegend umher; es iſt, als ob ein Zauberer dieſes Schloß hier zu eigenen Zwecken entſtehen ließ. Auch hatte es einſt eine traurige Beſtimmung. Maria Stuart beweinte hier ſechszehn Jahre lang ihre Freiheit, jedes Glück des Lebens entbehrend. Ihre grauſame Feindin ſandte ſie zuerſt nach Chatsworth in enge Gefangenſchaft, nach ſechszehn Jahren brachte man ſie dann nach Fotheringhay in Northumberland, wo ſie hingerichtet ward.

Die innere Einrichtung des Schloſſes von Chatsworth enthält wenig Merkwürdiges. Seit Jahren von den Eigenthümern nicht beſucht, zeigt es überall nur Spuren alter, allmählich hinſinkender Pracht; dennoch wird es im Ganzen wohl unterhalten, nur nichts Neues hinzu gefügt, und ſo fehlt ihm die Friſchheit, die ſonſt die engliſchen Landhäuſer ſo angenehm macht. Für uns hatte es dennoch ein hohes Intereſſe. Im zweiten Stock des älteſten Theils des Schloſſes findet man das Zimmer der unglücklichen Maria Stuart, ganz ſo eingerichtet und möblirt, wie ſie es bewohnte. Es iſt ſehr groß und hoch, alte gewürkte Tapeten, die ihm ein finſteres, ſchauerliches Anſehen geben, hängen an den Wänden. Ein hoher Betſtuhl ſteht in der Nähe eines Fenſters, die Ausſicht aus demſelben iſt nicht erheiternd, man ſieht in eine zwar ſchöne, aber höchſt einſame, von Bergen eingeſchloſſene Gegend. Alle Möbeln im Zimmer, die hohen ſchweren Stühle mit kleinen Treppen davor, die eichnen oder nußbaumnen unbeweglichen Tiſche, verſetzten uns in jene trüben Tage, welche die ſchönſte und unglücklichſte Frau ihrer Zeit hier verlebte. Ihr Bette mit ſchweren roth ſammetnen Gardinen, die mit breiten ſilbernen Treſſen beſetzt ſind, ſtand noch da; uns war, als ſähen wir noch die Spuren der einſamen Thränen, die ſie hier verweinte.

Der Garten von Chatsworth iſt ſehr alt und in einem, der jetzigen Zeit fremden, Geſchmack angelegt. Man könnte ihn altfranzöſiſch nennen, wenn er regelmäßiger wäre, doch mag er dies wohl eher geweſen ſeyn; denn es iſt ſichtbar, daß viele Anlagen, Parterres, Berecaus und dergleichen eingegangen ſind. Was ihn im ganzen Lande berühmt macht, ſind die Waſſerkünſte, die aber mit denen von St. Cloud, von Herrenhauſen und Napoleonshöhe bei Caſſel keinen Vergleich aushalten. Nur, daß ſie die einzigen im Lande ſind, macht ihren Ruhm aus. Eine künſtliche, 2 bis 300 Fuß hohe Cascade, mit Stufen, der es aber, wie den meiſten dieſer Art, an hinlänglichem Waſſer fehlt, wird zuerſt gezeigt. In einem andern Baſſin muß das Waſſer die Geſtalt einer gläſernen

Glocke annehmen. Neben dieſer Glocke ſteht ein, dem Anſehen nach verdorrter Baum; er iſt aus Kupfer künſtlich gebildet, das Waſſer ſpritzt ſchäumend aus ſeinen Zweigen, er ſieht dann ganz artig aus, als ob er mit großen Eiszapfen und Schnee bedeckt wäre, kleine Waſſerſtrahlen ſteigen rings umher aus der Erde empor. Zwei andere Fontänen werfen den Waſſerſtrahl 90 Fuß hoch gen Himmel und machen einen recht hübſchen Effect. Die in den rings umher liegenden Bädern hauſenden Engländer wallfahrten fleißig her, ſtaunen das nie zuvor Geſehene an und erheben Chatsworth zu einem Wunder der Welt.

II.

Caſtleton.

Voll von Mariens Schickſale und ſtolz, daß unſer Schiller den Britten den Rang abgewann, und ihrem Andenken das ſchönſte Denkmahl ſchuf, verließen wir das traurig ſchöne Chatsworth. Nur kurze Zeit noch und die zwar einſame, aber dennoch reiche Gegend verſchwand.

Ein enges, ſchauerliches Thal empfieng uns, kein Baum, keine Spur von Vegetation, nur nackte und ſteile Felſen, zwiſchen denen wir uns ängſtlich hinwinden mußten, die jeden Augenblick den Weg zu verſperren ſchienen. Zu Anfange ſahen wir noch zwiſchen durch anſehnliche Fabrik-Gebäude von großem Umfange; auch dieſe verſchwanden. Wir durchreiſten jetzt die traurigſte, ödeſte, ſchauerlichſte Gegend in England, die Blei-Minen von Derbyshire. Es waren deren unzählige von allen Seiten zu ſehen, zwiſchen durch die ärmlichſten, aus Feldſteinen aufgethürmten Hütten, vor ihnen langſam wandelnde bleiche Geſtalten, Bewohner dieſer Oede, von der ſchrecklichen Arbeit in den Blei-Minen entkräftet.

Zu Mittage langten wir in Caſtleton an, einem ſo armen kleinen Städtchen, wie wir noch keins in England ſahen. Wir beſtellten in dem ärmlich ausſehenden Gaſthofe unſer Mittags-Eſſen und eilten nach der Peakshöhle mit einem Führer, der ſich gleich bei'm Ausſteigen aus dem Wagen unſerer bemächtigt hatte.

12.

Die Peaks-Höhle.

Dieſe ſehr berühmte Höhle liegt nahe vor der Stadt, der Eingang derſelben iſt wahrhaft groß und impoſant. Eine Reihe meiſt ſenkrecht ſteiler Felſen von wunderbar zackiger Form erhebt die mit Bäumen gekrönten Scheitel. In einem derſelben hat die Natur ein furchtbares, 42 Fuß hohes, und 120 Fuß breites Thor gewölbt, durch welches man in undurchdringliches Dunkel zu blicken wähnt. Langſam fließt ein ſchwarzes, ziemlich breites Waſſer aus der Unterwelt an's Tages Licht hervor. Vor der Wölbung hängen ungeheure, bizarr geformte Tropf-Steine; wildes Geſträuch rankt dazwiſchen, Epheu umwindet ſie und flattert in leichten Kränzen darum her. Felſenſtücke hängen herab, Untergang drohend dem Haupte deſſen, der vorwitzig in die Geheimniſſe der Unterwelt dringen will.

Wir traten in die Höhle; die dunkle Nacht ward dem allmählich ſich daran gewöhnenden Auge zur Dämmerung. Bald unterſchieden wir darinnen eine Menge

Weiber und Kinder, ämſig ſpinnend, die ärmlichſten Geſtalten, welche die Phantaſie nur erdenken kann. Gnomen gleich, hucken ſie in dieſer kalten feuchten Dunkelheit, und friſten kümmerlich ihr armes Leben; des Nachts ſchlafen ſie in kleinen breternen Hütten, die ſie ſich in der Höhle erbauten und deren wir eine ziemliche Anzahl umherſtehen ſahen. Ungeſtüm bettelnd umgaben ſie uns, ſo wie ſie uns gewahrten; wir waren froh, nach dem Rathe der Wirthin in Caſtleton eine Menge Kupfergeld eingeſteckt zu haben, um uns loszukaufen. Dies iſt die unterirdiſche Stadt, von der mancher Reiſende gefabelt hat. Die Wärme der Höhle im Winter, die ein eigentliches Haus entbehrlich macht, der kleine Gewinn, den die neugierigen Fremden ihnen gewähren, vor Allem aber die Freiheit von Abgaben, welche nur auf der Oberwelt, im Sonnenlichte gefordert werden, bewegt dieſe Armen eine ſo unfreundliche Wohnung zu wählen.

Wie wir uns ſelbſt erſt von ihrem Ungeſtüm losgemacht hatten, kauften wir Lichter. Jeder von uns mußte eins tragen, der Führer trug deren zwei voraus und ſo gieng es denn weiter in den ganz finſtern Hintergrund der Höhle. Der Führer machte uns auf einige ungeheuer große Tropfſteine aufmerkſam, welchen er allerhand Namen gab, ohne daß wir die Aehnlichkeit mit den dadurch bezeichneten Dingen finden konnten. Dann öffnete er eine ſchmale niedrige Thür, und wir ſtanden in einem großen Gewölbe, von deſſen Decke große Felſenſtücke, drohender als je, über unſere Häupter herabhiengen. Der Schimmer der flackernden Lichter machte ſie noch grauſenvoller, ſie ſchienen ſich zu bewegen. Jetzt ward das Gewölbe ganz niedrig. Gebückt, mit unſicherem Tritte auf dem ſchlüpfrigen unebenen Boden, mußten wir uns lange durch eine enge Felſenſpalte winden; bald gieng es ſteil in die Höhe, bald eben ſo herunter. Wir ſtießen uns von allen Seiten an die vorragenden Felſen; ein einſames Licht brannte hin und wieder und diente nur, des Grabes Dunkel noch ſichtbarer zu machen; die Luft war ſchwer, wir möchten ſagen zähe, denn ihr Widerſtand ſchien uns fühlbar. Endlich konnten wir unſere Häupter erheben, wir befanden uns in einem kleinen Gewölbe und bald am Ufer des unterirdiſchen Stroms, der hier wie der Styx kalt und ſtumm in ewiger Nacht die ſchwarzen Wellen langſam dahinwälzt. Wir fanden einen mit Stroh angefüllten Kahn, in welchem zwei Perſonen ausgeſtreckt neben einander liegen konnten. Der Führer ſtieg ins Waſſer, welches ihm faſt bis an die Hüfte gieng, ſo ſchob er den Kahn vor ſich hin, in welchem wir auf dem Stroh lagen, und kaum zu athmen wagten. Es gieng unter Felſen weg, die nur eine Hand breit von unſerm Haupte entfernt, alle Augenblicke einzuſtürzen ſchienen; von beiden Seiten war kein Zoll breit Ufer, um darauf fußen zu können. Nie war uns die Idee eines lebendig Begrabenen anſchaulicher, als hier in dem Sarg ähnlichen Kahne mit der ſchwarzen ſchweren Felſendecke über uns. Der Führer mußte ganz gebückt waten, ein Stoß an einen der Felſen, der ihn beſinnungslos gemacht hätte und wir waren verloren auf die entſetzlichſte Weiſe. Mit dieſen erbaulichen Gedanken beſchäftigt, ſchwammen wir eine ziemliche Zeit, bis wir landen konnten, immer das Licht in der Hand. Endlich ſtiegen wir aus unſerm Sarge. Schwindlich von der Fahrt, mußten wir uns erſt eine Weile erhohlen, ehe wir um uns blicken konnten. Faſt wären wir es bei'm erſten Umherſchauen von neuem geworden. In einem ungeheuern Dom, der nach der Ausſage des Führers 120 Fuß hoch, 270 lang und 210 breit war, funkelten eine Menge hin und wieder zerſtreuter Lichter wie Sterne, die nicht leuchten. Hier iſt der Tempel des ewigen Schweigens, zu dem noch nie ein Strahl der ſonnigen Oberwelt, ein Laut der Freude drang. In dieſer unabſehbaren Höhle war uns noch bänglicher, als in den engen kleinen; die Entfernung von allem Leben war hier fühlbarer durch den Raum, der uns ſichtbar davon trennte.

Mühſam kletterten wir über abgeriſſene rauhe Felsſtücke und kamen wieder an das Waſſer; wir ſtanden ſtill, es war, als ob Töne einer ſehr fernen Muſik zu uns herüber ſchlüpften. Der Führer ſtieg abermals ins Waſſer und trug uns einen nach dem andern eine ziemliche Strecke auf den Schultern hindurch. In einer kleinen runden Höhle, in welcher das Waſſer tropfenweiſe von allen Seiten unaufhörlich niederſinkt, und die deshalb Rogers Regenhaus heißt, fanden wir eben in dieſem ewigen Tröpfeln die Urſache jener Töne, die uns zuvor wie Muſik aus der Ferne ſchienen. Der Fußboden war mit tauſend wunderlichen Schnörkeln aus Tropfſtein bedeckt und das Gehen darauf höchſt beſchwerlich, beſonders da die ewige Näſſe ihn ſchlüpfrig macht. Die Luft war hier noch unangenehmer kalt und feucht, als zuvor. So gut es angieng, eilten wir weiter und in einer höhern, gewölbten Abtheilung der Höhle harrte unſer eine ſonderbare Ueberraſchung. Ein Chor von Männern empfieng uns mit einem langſamen, eintönigen Geſang. Lichter in den Händen haltend, die ſie hin und her ſchwenkten, ſtanden ſie 50 Fuß hoch über uns in einer Art von Niſche, welche die Natur in einer der Seitenwände geſchaffen hatte. Ihr Geſang war rauh, aus wenig Tönen zuſammengeſetzt, wild und klagend, aber dennoch nicht unangenehm. Nach dieſem wunderlichen Empfange gieng es weiter. Aengſtlich gebückt, ſchlichen wir unter und über Felſenmaſſen, bis zu einem kleinen Gewölbe, noch grauſender und ſchauerlicher als alle übrigen, und ein ſchwarzer Abgrund, zu welchem wir zitternd hinab leuchteten, gähnte dicht vor unſern Füßen. Der Führer zeigte uns den ſteilen, furchtbaren Fußſteig, welcher über ſchlüpfrige Tropfſteine herab führt. Dies iſt der Teufelskeller, ſagte er, und, indem er plötzlich einen von uns bei'm Arme ergriff: hier bin ich Herr, ſprach er widerlich lachend, hier kann ich thun was ich will. — Wir können's nicht läugnen, wir erſchracken, denn er war nur zu ſichtbar Herr. Indeſſen faßten wir uns bald, und ſagten ihm, daß unſere Begleitung, die wir drauſſen gelaſſen hätten, ſchon ernſtlich nach uns forſchen würde, wenn uns hier ein Unglück wiederführe. Dies Argument ſchien ihm deutlich.

Etwas höflicher leuchtete er jetzt in den Abgrund vor uns herab, die wenigſten Wanderer wagen ſich den ſteilen Pfad hinunter, der 150 Fuß tiefer führt; ſie laſſen bloß den Führer mit einigen Lichtern hinabgehen und begnügen ſich mit dem ſchauerlichen Anblicke von oben. Wir thaten dies auch. Kühne, Bogen ähnliche Vertiefungen, emporſtrebende Säulen, geformt von der Hand der Natur, ſahen wir im flimmernden Lichte, das Waſſer plätſcherte lebendiger im tiefſten Grunde. Der Führer ſagte uns, es wäre dort von kryſtallener Helle. Endlich ſtieg er wieder herauf, wir traten den Rückweg an, ein ferner Schimmer des Tages, den unſer, an die Dunkelheit gewöhntes, Auge jetzt in der zweiten Höhle vom Eingange entdeckte, erfreute uns unbeſchreiblich. Zwei Stunden waren wir in der Wohnung der Nacht und des ewigen Schweigens geblieben. Wie wir nun wieder hinaustraten an's erfreuliche Sonnenlicht, wie uns nun wieder die milde, ſchmeichelnde Sommerluft warm und lebend empfieng, da war uns, als erwachten wir von einem beängſtigenden Traume; Alles umher, die ganze Gegend in ihrer wilden Pracht erſchien uns in himmliſchem Glanze. Es freue ſich, riefen wir mit Schiller:

Es freue ſich was da lebet im roſigen Licht!
Dort unten aber iſt's fürchterlich
Und der Menſch verſuche die Götter nicht.

Wir fuhren weiter nach Burton, einem Badeorte, wo wir übernachten wollten. Die Ausſicht vom Gipfel eines hohen ſteilen Bergs, dicht hinter Caſtleton, über welchen der Weg führt, iſt des Verweilens werth. Man erblickt das fruchtbare, bebaute Thal und von beiden Seiten die wunderbar geſtalteten Felſen, die es umſchließen. Einer dieſer Berge heißt Win Hill, der andere Loſe Hill von einer Schlacht, die hier in uralten Zeiten gefochten worden ſeyn ſoll. Der merkwürdigſte unter ihnen iſt der Mam Torr, auch der Shivering Hill, der ſchaudernde Berg genannt. Die Sage geht, daß ſeine Oberfläche ſich immer auflöſe und wie Sand herabkrümle, ohne daß er dadurch abnehme. Der ſchaudernde heißt er, weil das Herabrieſeln des Sandes von weitem ausſieht, als ob er zuſammen ſchaudre. Die Wahrheit iſt, daß Regen und Wetter jährlich größere und kleinere Fragmente vom Mam Torr ablöſen, indem er ungewöhnlich ſchroff und ſteil iſt, aber auch, daß er genauen Beobachtungen zu Folge, allerdings kleiner dadurch wird. Die Landleute bleiben indeß bei ihrem alten Glauben, und rechnen ihn zu einem der ſieben

Wunder des Peakgebirgs. Ueber unfruchtbare Felſen, öde Haiden gieng es fort bis **Buxton**, welches wir noch zu guter Tageszeit erreichten.

13.

Buxton.

Ebenfalls ein Badeort, aber wie himmelweit verſchieden vom zaubriſch ſchönen **Matlock**! Rund umgeben von kahlen Felſen liegt es wie in einem Keſſel. Wild und traurig iſt die ganze Gegend umher, große Schätze verbarg die Natur hier tief im Schoos der Erde, aber dem Wanderer lächelt ſie nicht freundlich entgegen. Eine Meile von **Burton** liegt die ebenfalls berühmte **Pools**-Höhle; man verſicherte uns, ſie wäre nach der von **Caſtleton** kaum ſehenswerth, und überdies noch beſchwerlicher zu beſuchen. So viel bedurfte es nicht einmal, um uns von dem Unternehmen, ſie zu ſehen, abzuſchrecken. **Burton**, ſonſt ein unbedeutendes Dorf, iſt durch ſeine warme Heilquelle, welche die Römer ſchon gekannt haben ſollen, ein ziemlich anſehnlicher Ort geworden. Das Waſſer iſt lauwarm, ſchmeckt nicht übel, und wird ſowohl zum Trinken, als zum Baden gegen Gicht, Skorbut und viele andere Uebel gebraucht. Man lebt hier ziemlich einfach und langweilig. Der Morgen wird mit Promeniren im Crescent, einer im Halbzirkel gebauten Reihe zierlicher Häuſer, hingebracht. Letztere enthalten viele hübſche Wohnungen für die Brunnen-Gäſte, nebſt ein Paar eleganten Gaſthöfen, in welchen ſich die, zu Bällen und Aſſembleen beſtimmten Säle befinden. Deſſen ungeachtet haben ſie das Anſehen eines einzigen großen Pracht-Gebäudes von mehr als 300 Fenſtern in der Fronte. Elegante Läden, ein Paar Leihbibliotheken, in welchen man nach engliſchem Badegebrauch von der Promenade ausruht, und einige Kaffeezimmer erfüllen das Erdgeſchoß; rings umher läuft ein oben bedeckter Säulen-Gang, für die Spaziergänger, zum Schutze bei dem hier ſehr gewöhnlichen Regenwetter. Das Brunnengebäude und die Bäder liegen ganz in der Nähe. Nach der Morgen-Promenade wird die übrige Zeit des Tages mit Spazierenfahren und Reiten zugebracht, obgleich die Gegend eben nicht einladend iſt.

Die Jagd macht hier für die Herren eine Haupt-Ergötzlichkeit aus. Liebhaber davon können auf eine

Kuppel Jagdhunde, die dazu gehalten wird, ſubſcribiren. In England fehlt es überhaupt an Wilde, hier aber in dieſer öden Wüſtenei giebt es noch bisweilen Haſen und Füchſe, auch wilde Enten und andere Waſſervögel in Menge auf den nahgelegenen Sümpfen des Strömchens Wye. Des Abends iſt Ball oder Spiel-Aſſemblee und dreimal die Woche Schauſpiel in einer zu dieſem Behufe ganz artig aufgeputzten Scheune.

Die größte Merkwürdigkeit ſind hier die prächtigen, vom Herzog von Devonshire erbauten Pferdeſtälle; man hält ſie für die ſchönſten, und in ihrer Art vollkommenſten in Europa und unſers Wiſſens mögen ſie dieſen Ruhm wohl verdienen. Im Zirkel gebaut, umgeben von einer Colonnade, unter welcher die Pferde, geſchützt vor Wind und Regen, den ganzen Tag nach engliſcher Weiſe gepflegt, geputzt und geſtriegelt werden, umſchließen ſie eine ſehr ſchöne bequeme Reitbahn. Ein Theil des Gebäudes enthält Wagen-Remiſen und das Ganze iſt von beträchtlicher Größe, ſo daß es ausſieht, als ob die vierbeinigen Brunnengäſte hier die Hauptperſonen wären. Ein daran hinfließender Bach dient dazu, dieſe Prachtſtalle reinlich zu halten, und faſt allen üblen Geruch zu verbannen.

Das Intereſſanteſte für uns war eine Fenſterſcheibe in der Halle, dem älteſten Abſteigequartier in Buxton, in welchem Maria Stuart auf ihrer unglücklichen Reiſe von Schottland verweilte. Sie ſchrieb mit prophetiſchem Sinn folgende Zeilen darauf.

„Buxton! whose fame thy Baths shall ever tell.
„which J' perhaps, shall see no more, farewell!“

14.

Mancheſter.

Früh Morgens verließen wir Buxton und erreichten gegen Mittag dieſe berühmte, große, Fabrikſtadt. Dunkel und vom Kohlendampfe eingeräuchert, ſieht ſie einer ungeheuren Schmiede oder ſonſt einer Werkſtatt ähnlich. Arbeit, Erwerb, Geldbegier ſcheinen hier die einzige Idee zu ſeyn, überall hört man das Geklapper der Baumwollſpinnereien und der Weberſtühle, auf allen Geſichtern ſtehen Zahlen, nichts als Zahlen. An Freude und Vergnügen zu denken, hat das arbeitſame Völkchen hier eben nicht viel Zeit, doch ſind einige Anſtalten dazu getroffen. Es giebt hier ein Theater, einen Conzert- und einen Aſſemblee-

Saal, in welchem ſich Winters die Subſcribenten zum Spiele, mitunter zum Tanze verſammeln, und damit der liebe Gott doch auch ſein Theil bekomme, hat man ihm ganz kürzlich eine neumodiſche tempelartige Kirche erbauet, die aber ziemlich ſchwerfällig gerathen iſt. Im Ganzen blieb der feine Geiſt der Geſelligkeit Mancheſter, wie andern bloß von Fabriken lebenden Städten, ziemlich fremd. Die Männer erholen ſich in Tavernen bei der Bouteille von der ermüdenden Arbeit, die Frauen haben ihre Zirkel unter ſich. Wie amüſant aber ſolch eine Geſellſchaft von lauter Engländerinnen ſeyn mag, wünſchten wir lieber zu errathen, als zu erfahren. Die Gegend rings um Mancheſter hat wenig Einladendes, die öffentliche Promenade in der Stadt, eine Art von botaniſchem Garten wäre nicht übel, führte ſie nur nicht immer dicht am Kranken- und Irrenhauſe auf und ab; ſo aber hört man unaufhörlich das Geſchrei und Geplapper der armen Verrückten, ſieht ſie auch mitunter, wie ſie gewaltſam in dem, am Irrenhauſe hinfließenden Waſſer zu ihrer Heilung gebadet werden. Dies iſt, wie man wohl denken kann, eben nicht ergötzlich, doch die Einwohner von Mancheſter ſcheinen ſich daran gewöhnt zu haben und laſſen ſich durch ſolche Kleinigkeiten nicht in ihrer Promenade ſtören.

Wir beſuchten eine der größten Baumwollſpinnereien. Eine im Souterrain angebrachte Dampfmaſchine ſetzte alle die faſt unzähligen, in vielen über einander gethürmten Stockwerken angebrachten, Räder und Spindeln in Bewegung. Uns ſchwindelte in dieſen großen Sälen bei dem Anblicke des mechaniſchen Lebens ohne Ende. In jedem derſelben ſahen wir einige Weiber beſchäftigt die nur ſelten reißenden Fäden der unaufhörlich ſich drehenden Spindeln wieder anzuknüpfen, Kinder wickelten und haspelten das geſponnene Garn. In einem großen Saale reinigte man die noch ungeſponnene Baumwolle; in großen viereckigen wattenähnlichen Stücken lag ſie ausgebreitet auf großen Tiſchen; eine Menge Weiber und Mädchen, in jeder Hand mit einem dünnen Stecken bewaffnet, prügelten luſtig darauf los; in einem andern Saale ward ſie durch eine, einem ungeheuren Kamme ähnliche Maſchine getrieben, und glich nun einem äußerſt dünnen, aber doch zuſammenhängenden Gewebe, noch in einem andern ward ſie zu einem lockern, faſt zwei fingerdicken Faden geſponnen und ſo durch viele Säle durch, immer feiner bis zu der Feinheit eines Haares.

Alles wird hier auf die leichteſte Weiſe durch Maſchinen bewirkt, deren jede uns ein Wunder der Induſtrie erſchien. So ſahen wir zum Zuſammendrehen und Einpacken der fertigen Stücke Garn ganz eigene Vorrichtungen. Eine andre, einer Schnellwage ähnliche Maſchine, zeigte vermittelſt eines Zeigers die Nummer und zugleich den Grad der Feinheit der daran gehängten Garnſpule. Alles in der Fabrik, auch das Geringſte, geſchieht mit bewundernswerther Genauigkeit und Zierlichkeit, dabei mit Blitzesſchnelle. Am Ende ſchien es uns, als wären alle dieſe Räder hier das eigentlich Lebendige und die darum beſchäftigten Menſchen die Maſchinen. Betäubt von den geſehenen Wundern verließen wir das Haus und beſtiegen den Wagen, der uns zu einem anderen Wunder, dem vom Herzog von Bridgewater angelegten Aqueduct bringen ſollte. Dieſer Herzog hat ſich um ſein Vaterland, beſonders um Mancheſter, unſterbliches Verdienſt erworben, ſowohl durch Anlegung der Kanäle, die hier den Waaren-Transport ſo ſehr erleichtern, als durch die Verbeſſerung und Bearbeitung der benachbarten Kohlenminen, die denn doch die Seele des hier waltenden mechaniſchen Lebens ſind. Der Aqueduct, zu welchem wir jetzt fuhren, iſt des Herzogs höchſter Triumph und erſchien uns ein Werk, würdig der Zeiten der alten Römer.

Der Anblick war in der That feenhaft. Wie in der Luft ſahen wir ein Kohlenſchiff, mit vollen Segeln hinſchweben, während ein andres in entgegengeſetzter Richtung darunter hinfuhr. Dies ſeltne Schauſpiel traf durch den glücklichſten Zufall von der Welt gerade mit dem Moment unſrer Ankunft bei dem Kanale zuſammen. Nachdem die Wirkung des erſten Erſtaunens vorüber war, beſahen wir uns die Sache näher. Ein ſchiffbarer Fluß ſtrömt zwiſchen hohen Ufern dahin, ein Kanal führt auf dem höhern Lande in einer, ihn gerade durchkreuzenden, Richtung. Ueber den Fluß iſt eine, auf drei ungeheuren Bogen ruhende, ſchnurgerade Brücke, (anders wiſſen wir es nicht zu nennen) gebaut. Dieſe, Gott weiß wie? waſſerdicht gemacht, empfängt den Kanal in einem Bette, welches tief genug iſt, um nicht bloß Kähne, ſondern auch Schiffe von ziemlicher Größe zu tragen. Zu beiden Seiten des Kanals iſt noch ein breiter Fußſteig gelaſſen. Wenn man oben wandelt und nicht gerade hinunter blickt, ſo ahnet man nicht das Daſeyn der Brücke, ſondern glaubt noch immer auf feſtem Lande zu ſeyn.

Jetzt gieng es zu den, nicht gar weit entfernten, ſehr beträchtlichen Kohlen-Minen. Die wilden, in den Bergwerken durch das Nachgraben ſich ſammelnden Waſſer, die ſonſt dem Bergmann ſo viel Noth machen, wurden auf Angabe des Herzogs in einen, Meilen weit in das Innere der Erde ſich erſtreckenden, für ziemlich große Kähne ſchiffbaren Kanal geſammelt. Tief und weit unter der Oberfläche führt er in verſchiednen Richtungen hin, an einigen Stellen breit genug für zwei einander begegnende Kähne. Ueber ihn wölbt ſich die nicht gar hohe, theils gemauerte, theils in den Felſen gehauene Decke. So wie er an's Licht des Tages kommt, iſt er mit andern, das Land durchkreuzenden Kanälen in Verbindung.

Der Eingang zu dieſem Reiche der Unterwelt iſt impoſant. Ein großes Thor in einem ſenkrecht ſteilen, majeſtätiſch hohen Felſen eingehauen. Wir beſtiegen einen langen ſchmalen Kahn, der ſonſt zum Kohlentransport dient. Mit Bretern und Kiſſen waren ziemlich bequeme Sitze für uns darin bereitet, am Rande und im Boote ſelbſt kleine Leuchter mit brennenden Lichtern angebracht. So ſchifften wir hinab auf der ſchwarzen ſtillen Flut. Unſer Führer war über die Maßen redſelig und wir merkten bald, daß er ſich ein wenig zu ſehr gegen die kalte unterirdiſche Luft verſehen hatte, doch war hier an keine Gefahr zu denken. Immer fort perorirend, bugſirte er uns langſam weiter, indem er ſich von Zeit zu Zeit gegen die Wände des Gewölbes ſtemmte. Nach einer Viertelſtunde verſchwand jeder Schein des goldnen Tageslichts; kalt, düſter, unheimlich war es um uns her. An der erſten Mine kletterten wir aus dem Kahne. Eine Menge gewölbter Gänge in verſchiedenen Richtungen durchkreuzen ſich hier, alle ſo niedrig, daß man nur mit Mühe ganz gebückt durchkriechen kann. Die Kohlen liegen ganz frei da und wurden von halb nackten, bald knieenden, bald auf dem Rücken liegenden Männern mit einer Bergmanns-Haue losgebrochen. Die Arbeit ſchien uns höchſt mühſam und beſchwerlich, auch iſt ſie nicht ohne Gefahr und viele Menſchen verlieren hier ihr Leben. Giftige Dämpfe entſtehen plötzlich und erſticken die Arbeiter, oder entzünden ſich an ſeinem Grubenlichte, und verbrennen ihn, wenn er ſich nicht mit dem Geſichte platt auf die Erde wirft, ſobald er gewahr wird, daß die Flamme ſeines Lichts blau brennt. Der nächſte Augenblick iſt gewöhnlich ſchon zu ſpät. Nachdem jedes von uns ein Stück Kohle herunter geſchlagen hatte, was wir zum Wahrzeichen mitnehmen mußten, eilten wir, nicht ferner begierig, tiefer ins Innere der Erde zu dringen, zurück in unſer illuminirtes Boot, zu unſerm noch beſſer illuminirten Führer und kehrten bald an's ſchöne Licht der Sonne zurück.

Auf dem Rückwege nach Mancheſter hielten wir uns noch in einer ganz allein liegenden Bleiſtifts-Fabrik auf. Den Eignern ſchien unſer Beſuch nicht viel Freude zu machen, doch ließ man uns auf die Fürſprache unſers Begleiters von Mancheſter, die ganze Verfahrungsweiſe dabei ſehen. Ein Mann hobelte die kleinen, etwa eine halbe Elle langen und breiten Bretchen von Cedernholz ganz glatt, ein anderer ſchnitt ſie in Streifen zu viereckigen Bleiſtiften und machte mit einem eignen Inſtrument die Spalte, welche das Blei aufnehmen ſollte, ein dritter ſetzte das Blei hinein. Es waren etwa vier Zoll lange und halb ſo breite Stücke, gerade ſo dick, daß ſie in die Spalte paßten. Vorher wurden ſie in eine, uns unbekannte ſchwärzliche Flüſſigkeit getaucht, und wenn ſie in die Spalte gefügt waren, mit einem ſehr ſcharfen Meſſer dicht am Holze glatt abgeſchnitten. Ein vierter Arbeiter leimte kleine, dazu abgepaßte Späne hinein, die das Blei bedeckten, zuletzt ward der bis jetzt viereckige Bleiſtift auf einer Maſchine rund gemacht. Das Ganze gieng blitz ſchnell und war gar leicht und artig anzuſehn.

15.

Leets.

Den folgenden Morgen ſetzten wir unſre Reiſe fort nach Leets in Yorkſhire. Traurig war die erſte Hälfte des Weges, wieder mußten wir ſteile, himmelhohe Felſen erklimmen. Wie ſehr irrt der Bewohner des feſten Landes, der ſich gewöhnlich ganz England als ein ſchönes fruchtbares, einem Garten ähnliches Land denkt. Oede, unangebaut, ohne Spur freudiger Vegetation war die Gegend umher; hier müſſen die Jahreszeiten faſt unmerkbar für die Bewohner hinſchwinden, denn keine bringt ihnen die Gaben, womit ſie glücklichere Erdſtriche erfreuen. Kein Baum, kein Kornfeld, keine ländlichen Gärten, aber überall Blei- und Kohlen-Minen, Steinbrüche, Schmelz-Oefen, Ziegelfabriken, unterbrochen von großen, einzeln liegenden Baumwollſpinnereien und andern Manufakturgebäuden. Die Luft war ſchwarz und dick vom Kohlendampfe, überall ſahen wir den Armen arbeiten, um den Reichen noch reicher zu machen, während jener ſelbſt nur kümmerlich ſein armes Leben dabei friſtet. Ein Gemälde menſchlichen Fleißes, doch nicht von der erfreulichen Seite. Wie erheiternd iſt der Anblick des rüſtigen Landmanns, der im Schweiße ſeines Angeſichts der Erde ſein Brod abgewinnt, indem er ſie ſchmückt. Wie traurig ſieht dagegen der bleiche, ſchmutzige Bewohner der Minen aus, der, wie ein Maulwurf, in ihr Innres ſich hinein wühlen muß, um nur wenige Jahre elend zu leben! Ein beängſtendes Gefühl des Mitleids drängte ſich uns unwillkürlich auf bei dieſem Schauſpiele, das wir bis jetzt nur zu oft und zu lange gehabt hatten.

Bei Wackefield ward die Gegend freundlicher und ländlicher; wir dachten des guten Vicars, der uns allen aus Goldſmith's herzlicher Dichtung bekannt iſt, aber vergebens ſuchten wir hier ſein Dörſchen; ſein wirthliches Dach, Wackefield iſt ein Städtchen voll von Fabriken. Gegen Abend erreichten wir Leets, eine ziemlich große Stadt, welche hauptſächlich aus Tuch = Manufakturen beſteht. Unſer Eintritt in Leets war von einer höchſt traurigen, herzzerreißenden Scene begleitet. Erſtaunt wurden wir gewahr, daß der Wegegeld = Einnehmer am Schlagbaum, dicht vor der Stadt, heftig weinte; neben ihm ſtand ſeine Frau mit der Geberde troſtloſer Verzweiflung, zwei ganz kleine Mädchen blickten ſtumm und verwundert auf Vater und Mutter. Guten Leute, was fehlt euch? fragten wir mitleidig. Unſer einziger Sohn iſt eben ertrunken, antwortete der

Mann mit halb erſtickter Stimme. Nun machte das verzweifelnde Mutterherz ſich Luft, mit Händeringen rief ſie; ach er war der ſchönſte Knabe im Ort, vierzehn Jahr alt, immer gehorſam und fleißig, heute um vier Uhr kam er mit gutem Zeugniß fröhlich aus der Schule, und nun — Wir fuhren mit ſchwerem Herzen und naſſen Augen weiter, denn wer von uns konnte hier tröſten zu wollen wagen? Wunderbar iſt's, daß in England nicht unendlich viel Kinder verunglücken; nirgends ſcheint der alte fromme Glauben, daß jedes ſeinen eignen Engel habe, der es beſchützt, einheimiſcher als hier, denn nirgends werden ſie mehr ohne ſichtbare Aufſicht ſich ſelbſt überlaſſen. In den Städten und Dörfern, auf den volkreichſten Straßen kriechen kleine, kaum zweijährige Säuglinge in den Fahrwegen umher, größere laufen ohne Furcht im wimmelnden Gewühl zwiſchen Rädern und Pferden durch und der Reiſende ſitzt mit ängſtlich klopfendem Herzen, vergebens zürnend über die unachtſamen Mütter, im pfeilſchnell rollenden Wagen.

Die Tuchfabrikanten machen den größten Theil der Einwohner von Leets aus; ſie haben hier eine eigne Halle, in welcher jedem ſein beſtimmter, mit ſeinem Namen bezeichneter Platz angewieſen iſt, auf welchem er an Markt-Tagen ſeine Waaren zur Schau legt und feil hält. Dieſe Halle, ein großes, ganz bedecktes Gebäude, ſchließt einen geräumigen Hof von allen vier Seiten ein und iſt einer Börſe nicht unähnlich.

Man macht ſehr hübſche Teppiche in Leets, ſie werden auf gewöhnlichen Webeſtühlen gearbeitet. Es war luſtig zu ſehen, wie ſchnell die ſchönen Blumen und Muſter in reicher Farbenpracht vor unſern Augen entſtanden. Bei den breiten Fußdecken für die Zimmer, arbeiten immer zwei Perſonen an einem Webeſtuhle, bei den ſchmalen zu Treppen und Vorplätzen nur einer.

16.

Harewoodhall und Harrowgate.

Von Leets reiſ'ten wir über Harewoodhall nach Harrowgate. Harewoodhall, der Landſitz des Lord Harewood, iſt ein großes, neues, in einem edlen Styl erbautes Gebäude. Der Park, durch welchen uns zu fahren erlaubt ward, zeichnet ſich von allen, die wir bis jetzt in England ſahen, aus, ſowohl durch ſeine bergige Lage, als auch weil er eigentlich ein dichter Wald voll Laubholz iſt, durch welchen Gänge und Fahrwege in mannichfaltigen Richtungen führen. Obgleich es in England an Bäumen nicht fehlt, ſo gehört doch ein eigentlicher Wald zu den Seltenheiten. Nach langem Entbehren war uns unbeſchreiblich wohl unter den hohen, dicht verſchlungenen Laub-Gewölben, durch welche die Sonne nur einzeln funkelnde Lichter auf unſern Weg ſtreute. Seitwärts auf einem Hügel erblickten wir die Epheu bedeckte Ruine eines uralten Schloſſes. Wir wurden nicht müde, die weitläuftigen ſchönen Spaziergänge, die um das neue Wohngebäude ſich hinziehen, zu durchſtreifen. In einer neuern ſchönern Welt, froh entgangen dem Pochen und Knarren und Hämmern, unter welchem wir uns eine Weile umhergetrieben hatten, erſchien uns Alles doppelt reizend. Berg und Thal, ſchattige und im Freien ſich hinziehende Partieen, wechſeln hier auf die anmuthigſte Weiſe. Eine wild hinſtrömende Kaskade, ein ziemlich großer See, unendliche Blumen in üppiger Pracht, Hecken und Wände von dem ächten wohlriechenden Jasmin, der bei uns nur mit Mühe im Zimmer erhalten wird, ja eine ganze hohe Wand mit Heliotrop bedeckt, alles vereinte ſich hier, um uns in ein Feenland zu verſetzen.

Wir ſahen auch die Küchen-Gärten und Treibhäuſer; beide ſind ungewöhnlich groß und voll der mannichfaltigſten Pflanzen. Die Treibhäuſer enthalten eine Menge der ſeltenſten und ſchönſten Gewächſe, Früchte aller Jahreszeiten und Zonen im Ueberfluſſe, viele davon ſchon reif, als Weintrauben, Ananas, Melonen, Nectarinen und eine uns unbekannte Frucht, die der Gärtner Grenadillen nannte.

Am beſten gefiel es uns, daß man uns gefällig für Geld und gute Worte ein Körbchen mit dieſen Herlichkeiten füllte. Die Herrſchaft war abweſend und der Ueberfluß in der That ſehr groß. Das Wohnhaus iſt zwar nicht ganz modern möblirt; aber Alles prachtvoll und wohl erhalten. Große hohe Säle, Galerien, Zimmer, größtentheils mit ausgezeichnet ſchöner Stuckatur-Arbeit verziert, zuweilen in muntern, heitern Farben gemalt, alles lachend und freundlich bei aller Pracht und Größe. Schönere Spiegel haben wir in England nicht geſehen, auch fanden wir vortreffliche, in Italien gearbeitete, Marmor-Kamine und Tiſche. Eine große ſchöne Bibliothek durfte nach der Sitte der engliſchen Großen hier nicht fehlen; dicht dabei war ein höchſt elegantes Leſe-Kabinet mit einer kleinen auserwählten Handbibliothek. Die Bücher darin handelten alle von Pferden.

So wie wir Harewoodhall verließen, nahm die Gegend wieder einen traurigen öden Charakter an, wild ohne romantiſch zu ſeyn, bergig und doch nicht erhaben. Ueber formloſe Hügel, farbloſe Haide rollten wir hin und ſahen endlich den Badeort Harrowgate vor uns liegen. Er beſteht aus zwei, nah an einander gränzenden Dörfern, die ganz zur Aufnahme der Badegäſte eingerichtet ſind. Es fehlt hier nicht an öffentlichen und Privathäuſern zum Wohnen, ja ſogar eine Leſebibliothek, ein Theater und Aſſemblee-Säle ſind mitten auf den rauhen Haiden von Yorkshire zu finden. Auch einen Zeremonien-Meiſter giebt es. Dieſen wählt die Geſellſchaft jedesmal aus ihrer Mitte. Ehre und Anſehn ſind ſeine einzige Belohnung, er geht ab wenn er will, und man wählt ihm dann gleich einen Nachfolger. Traurig genug mag der Aufenthalt hier ſeyn, deshalb iſt man auf ein eignes Mittel verfallen, die Geſellſchaft mit Gewalt zuſammen zu halten und ſie auf dieſe Weiſe erſt eigentlich geſellig zu machen. Alle die unter einem Dache wohnen, ſind gezwungen mit einander zu eſſen und ſogar den ganzen Tag zuſammen zu leben, denn Niemanden wird neben ſeinem Schlafzimmer noch ein zweites Zimmer erlaubt und da kein Engländer und keine Engländerin es begreift, wie man in geſunden

Tagen in einem Zimmer wo ein Bette ſteht, exiſtiren mag, ſo müſſen die armen Seelen ſchon mit einander aushalten und ſich die Zeit vertreiben, ſo gut es gehen will.

Bei den öffentlichen Tiſchen herrſcht auch ein eignes Zeremoniel; der zuletzt Angekommne wird ganz unten hin placirt und rückt, ſo wie er Nachfolger bekommt, immer höher hinauf, bis er endlich die Ehrenſtelle oben am Ende der Tafel erhält. Aber Würde bringt Bürde; mit dieſer Stelle iſt zugleich die Pflicht verbunden, die ganze Geſellſchaft zu ſerviren, vorzulegen, zum Eſſen zu nöthigen, zu fragen, was jeder zu haben wünſcht; zu ſehen, daß jeder bedient werde, kurz nach engliſcher Weiſe den Wirth zu machen. Dies iſt keine kleine Aufgabe und wir glauben, daß die Mehreſten herzlich zufrieden ſind, wenn ein neuer Ankömmling ſie nöthigt, ſich auf der andern Seite wieder eben ſo allmählich zu degradiren, als ſie vorher ſtiegen. Gleich bei unſrer Ankunft wurden uns dieſe Geſetze bekannt gemacht und nur nach vielen Bitten erhielten wir ein eignes Zimmer und die Erlaubniß, dieſen Mittag allein zu ſpeiſen; für den Abend verſicherte man uns, würde keine Entſchuldigung angenommen werden. Dieſe Ankündigung erſchreckte uns; die Quellen von

Harrowgate werden gegen Skropheln, Skorbut und böſe Hautſchäden gebraucht. Zum Vergnügen konnte Niemand hier ſeyn, das ſahn wir ein, und da wir nicht ſehr begierig waren, die Bekanntſchaft einer Geſellſchaft zu machen, die um ſolcher Uebel willen ſich verſammlet hatte, ſo ließen wir eiligſt anſpannen und fuhren bei ſinkendm Abend noch 15 Meilen weiter nach dem Städtchen Rippon, wo wir die Nacht blieben.

17.

Studley-Park. Fountains Abbey. Hackfall.

Rippon, ein freundliches reinliches Landſtädtchen liegt in einer zwar bergigen, aber angenehmen fruchtbaren Gegend. Es iſt ein Borough und hat alſo das Recht bei jeder Parlaments-Wahl ein Mitglied zu wählen und nach London zu ſchicken. Nun gehören alle Häuſer in Rippon einer alten achtzigjährigen Dame, die unermeßlich reich, auch die Beſitzerin von Studley-Park, Hackfall und mehrerer Güter im fruchtbaren Yorkshire iſt. Sie allein, als die einzige Grundbeſitzerin in Rippon wählt alſo dies Mitglied und das Gewicht, welches ſie hierdurch in der Nachbarſchaft, ja im ganzen Königreich erhält, iſt faſt nicht zu berechnen. Nach ihrem, wahrſcheinlich jetzt ſchon erfolgten Tode erbt eine Miß Lawrence alle ihre Reichthümer und Rechte. Dieſe Dame, obgleich auch ſchon längſt über die Jugendjahre hinaus, wird, wie man leicht denken kann, von Anbetern und Freiern umlagert, wie weiland Penelope, ſie aber widerſteht Allen und erklärt laut: ſie würde jetzt keinen heirathen, weil Niemand ſich um ſie bewarb, ehe ſie die reiche Erbin war, welche ſie erſt kürzlich durch den unerwarteten Tod ihres Bruders wurde. Miß Lawrence ward uns übrigens als ſehr gut und auch im Aeußern nicht unliebenswürdig geſchildert. Wir fuhren nach dem nicht weit entlegenen Studley-Park; das Haus enthält nichts beſonders Sehenswerthes, auch die Außenſeite deſſelben zeichnet ſich auf keine Weiſe aus. Die ſehr weitläuftigen Spaziergänge gehören zu den ſchönſten in England. Einen einzigen Pavillon ausgenommen, in welchem ein ſehr bequemes Badezimmer, nebſt artigem Boudoir und noch ein Paar Piecen angebracht ſind, enthalten ſie keine bedeutende Gebäude, dafür aber die ſchönſten mannichfaltigſten Bäume, Fels und Thal und lebendiges Waſſer. Die Natur war dieſem Flecken hold und die beſcheidene Kunſt wagte es nur ganz leiſe ihrer Spur zu folgen. Der Park hat einen, von den gewöhnlichen Parks ihn unterſcheidenden ernſtern Charakter. Freie ſonnige Partien, grüne Raſenplätze trifft man weniger, aber herrliche Schattengänge, unterm Schutze himmelhoher Buchen und Eichen, am Abhange der bewachſnen Felſen, auf lachenden Höhen und in duftigen Thälern. Mit unbeſchreiblichem Vergnügen wandelten wir hier und ahnten nicht, daß die Krone des Ganzen uns noch erſt wunderbar überraſchen ſollte. Unſer Führer, ein alter vernünftiger eisgrauer Gärtner, ſeit mehr als 40 Jahren hier im Dienſt, öffnete plötzlich eine kleine unſcheinbare Gartenthür, und wir erblickten in einem lieblichen grünen Thale die ſchönſten gothiſchen Ruinen, die wir je ſahen. Vom Morgenſtrahl geröthet, lagen ſie da in ſtiller feierlicher Pracht. Es waren die Ueberbleibſel von Fountain Abbey, einem uralten, im zwölften Jahrhundert erbauten Kloſter, nun ſchon ſeit 250 Jahren in Trümmern. Dieſe zeugen vom ehemaligen ungeheuren Umfange. Das Dach fehlt gänzlich, die Seitenwände größtentheils auch, aber noch ſtehen viele, reich mit Sculptur gezierte Säulen, die weiland das Schiff der Kirche ausmachten, wie trauernde Geiſter auf dem Grabe der Vergangenheit. Feſte Gewölbe, hohe Bogenfenſter trotzen noch der Zerſtörung, Alles bezeichnet ehemalige hohe geiſtliche Pracht. Einige alte ſteinerne

Särge ſtehen umher, gewaltſam an's Licht der Sonne gezogen. Deutlich zu unterſcheiden iſt noch die Stelle, wo ſonſt der Hochaltar war, ſo auch die Kreuzgänge, das Refectorium, der Verſammlungs-Saal. Viele unterirrdiſche Gänge und Gewölbe ſind faſt noch unverſehrt; auch erkennt man eine Küche und an dem die Wand ſchwärzenden Rauche die Stelle, wo ſonſt der Heerd ſtand. Fountain Abbey iſt ein großes Grab vergangener Zeiten, dennoch drängt ſich überall das friſche Leben der ewig jungen Natur üppig hervor. Epheu umſchlingt die verwitternden Pfeiler und kleidet ſie in die Farbe der Hoffnung, junge Blumen und Sträuche nicken aus den hohen Bogenfenſtern und von den Kapitälern der Säulen. In der Kirche wandelt man unter den Schatten bejahrter Bäume. Ueberall neues Entſtehen mitten unter den Trümmern der Zerſtörung, überall die Lehre, Menſchenwerk iſt vergänglich, wie Menſchen-Leben, aber der Geiſt der ſchaffenden Natur waltet fort, kennt weder Vernichtung noch Gränzen. Welche Verzierungen für einen Park ſind dieſe Ruinen, wie ſinkt Alles ſo kleinlich dagegen zuſammen, was ſelbſt große Fürſten auf ihren Landſitzen unternehmen, um nur etwas Aehnliches zu erkünſteln! Der vorige Beſitzer von Studley-Park erkaufte ſie freilich für eine große Summe, aber er gab ſeinem Beſitzthum dadurch einen hoben einzigen Werth und ſicherte zugleich dieſe heiligen Ueberreſte zwar nicht gegen den langſam zerſtörenden Zahn der Zeit, aber doch gegen vernichtenden Muthwillen, der leider überall dem Schönen droht.

Von Studley=Park gieng es nach Hackfall, einem der lieblichſten Flecken der Erde. Alle Parks, die wir bis jetzt ſahen, erſchienen uns als freundliche Punkte unſrer Reiſe, an die wir noch nach Jahren gern zurück denken werden, hier aber fühlten wir das Troſtloſe des Geſchicks der Reiſenden, nur flüchtig am Schönen vorüber ſtreifen zu können und es nur im Bilde davonzutragen. Hier wünſchten wir Hütten zu bauen, wie ſchön muß ſich's in dieſem heimlich verborgenen Thale wohnen! Grünend, blühend liegt es zwiſchen maleriſch geformten und bewachſnen Felſen. Wege ſchlängeln ſich bald in ſchwindelnder Höhe, bald in lieblichen Schatten an den Bergen hin, tief unten braußt und blinkt und wogt ein ſpiegelheller Fluß, von allen Felſen rauſchen und gaukeln Bäche zu ihm hinab, bald ſprudelnd und ſchäumend, bald wie im leichten Tanz. Endlich gelangt man hinauf zur höchſten Höhe. Ein Pavillon ziert ſie. Von dort aus blickt man weit ins offne fruchtbare Land. Da liegt die Welt vor uns und ihr unruhiges Treiben, und zu unſern Füßen das Thal mit ſeinem ſtillen Frieden. Zögernd, wider Willen, verließen wir Abends dieſen lieblichen Ort, über Berg und Thal rollten wir hin durch den ſchönen fruchtbaren Theil von Yorkſhire bis Catterick Bridge, einem großen, ganz iſolirt liegenden Gaſthofe.

18.

Engliſche Gaſthöfe.

Die Annehmlichkeiten eines ſolchen Gaſthofes in England kennt man auf dem feſten Lande nicht, darum erlauben wir uns, hier Einiges darüber zu ſagen. Durchgängig, auch in den Städten, ſind die engliſchen Gaſthöfe ſehr lobenswerth; Zimmer, Betten, Bedienung, Reinlichkeit übertreffen Alles, was man in andern Ländern, beſonders in Teutſchland, in dieſer Art antrifft, aber wir möchten faſt behaupten, daß die guten Gaſthöfe auf dem Lande, wieder die in Städten in dem Maße übertreffen, wie jene die teutſchen. Die Theurung iſt auch nicht ſo groß, als man denken möchte, wenn man nur erſt die Sitte kennt. Der Umſtand, daß man durchaus nicht Portionweiſe ſpeiſet, iſt freilich unangenehm. Alle Proviſionen des

Hauſes an Fleiſch, Fiſchen, Gemüſen und dergleichen ſind mit der höchſten Sauberkeit und ſelbſt einer Art Eleganz in einem auf der Flur befindlichen, mit Glasfenſtern verſehenen, Kabinet zur Schau geſtellt. Hier trifft man gewöhnlich die Wirthin oder ihre Stellvertreterinn an. Außer einigem Backwerck findet man nichts fertig zubereitet, die Häuſer, in welchen die öffentlichen Fuhrwerke zu beſtimmten Stunden einkehren, machen jedoch hiervon eine Ausnahme. Hier iſt der Tiſch gedeckt, die Paſſagiere und die Fremden, ſo eben zur Stunde eintreffen, ſpeiſen in Geſellſchaft für beſtimmte Preiſe. Sonſt muß der einzelne Reiſende in jenem Vorraths-Magazine ſeine Mahlzeit und die Art der Zubereitung derſelben ſelbſt wählen, und geduldig warten, bis ſie fertig iſt. Wählt man nun einen Hammel- oder Rinderbraten oder ſonſt eine große Piece, ſo bekommt man ſie ganz auf den Tiſch und muß ſie auch ganz bezahlen, wenn ſie gleich kaum angeſchnitten wieder abgetragen würde. Dies iſt freilich nicht angenehm, aber der Landeskundige weiß ſich einzurichten und beſtellt kleinere, leichter zu bereitende Gerichte. Logis ſind nicht theuer. Das Bette koſtet ſelten mehr als einen Schilling und welch' ein Bett! Die ſchönſten Matrazzen, die feinſten Betttücher und Decken, dazu überall ſchöne Vorhänge um die Betten und bei jedem eine Nachtmütze und Pantoffeln, deren ſich die Engländer, die immer nur wenig Gepäck führen, ohne Scheu bedienen. Für das Zimmer, in welchem man ſpeiſet und den Tag zubringt, wird, auch bei längerem Aufenthalte, gewöhnlich nichts gerechnet, es ſey denn, daß man nur im Hauſe wohne und auswärts ſpeiſe.

Auch in Städten erſcheint der Wirth gleich, um den Fremden beim Austritte aus dem Wagen zu empfangen, aber auf dem Lande iſt's, als käme man zu einem längſt erwarteten Beſuch. Der Wirth öffnet ſelbſt den Schlag und hilft den Reiſenden heraus, in der Thüre ſteht die Wirthin, mit dem freundlichſten Geſichte von der Welt knickſt ſie ein halb Duzend Mal kurz hinter einander, bemächtigt ſich der reiſenden Damen ſogleich, führt ſie in ein beſonderes Zimmer und ſorgt auf alle Weiſe für ihre Bequemlichkeit, während ihr Mann bei den Herrn die Honneurs macht. Wenn man auch nur die Pferde wechſelt, ohne das geringſte zu verzehren, ſo bleibt dieſe Höflichkeit ſich dennoch gleich. Wirth und Wirthin begleiten die Reiſenden an den Wagen, danken für die erzeigte Ehre und bitten bald wieder zu kommen. Freilich haben die Wirthe auf jeden Fall einigen Nutzen von den Reiſenden, da ſie zugleich Poſthalter ſind. Je weiter man in's nördliche England dringt und ſich Schottland nähert, je mehr nimmt dieſe Aufmerkſamkeit der Wirthe zu, verbunden mit einer Art Cordialität. Der Wirth bringt immer die erſte Schüſſel auf den Tiſch, ſey ſein Gaſthof noch ſo groß und anſehnlich, ihm folgt ſeine Frau, ſelbſt alle Kinder des Hauſes, die nur einigermaßen ſich dazu ſchicken, folgen, dem Alter nach, in Proceſſion, Alle bringen etwas; oft ſahen wir zuletzt ſo einen kleinen goldlockigen Cherub von drei, vier Jahren geſchäftig mit einem Pfefferbüchschen daher getrippelt kommen. Die Aufwärter, (Waiters) ſcheinen Flügel zu haben, ſo ſchnell erſcheinen ſie auf jeden Klingelzug und in allen Zimmern hängen gute gangbare Klingeln, welche der reiſende Engländer nach Herzensluſt handhabt. So wie es keine aufmerkſamere Wirthe giebt, ſo giebt es auch keine viel verlangendere Gäſte als in England. Das Wirthſchaftswesen wird aber gewiſſermaßen fabrikmäßig betrieben, Jeder hat ſein Departement und ſo geht Alles in ſchneller Ordnung. Die Pferde beſorgt der Stallknecht (Hoſtler genannt,) hat aber wohl im Stalle ſeine Untergebnen zum eigentlichen Dienſte, denn er ſelbſt ſieht zu elegant dazu aus; er nimmt nur die Befehle der Fremden an und führt die Pferde vor.

Dann iſt noch der Stiefelwichſer; dieſer, gewöhnlich der pfiffigſte und geſcheuteſte vom ganzen dienenden Perſonal, wird ſchlechtweg Boots (Stiefeln) gerufen, und iſt eine ſehr wichtige Perſon im Hauſe. Er beſorgt gewiſſermaßen die auswärtigen Angelegenheiten, beſtellt Commiſſionen, führt die Fremden im Orte herum und giebt von Allem Rede und Antwort. Unaufhörlich hört man in einem ganz eignen hellklingenden Fiſtelton durchs ganze Haus, Boots! rufen und immer iſt er zur Hand. Miethlakaien kennt man in England nicht, ſie wären auch ganz überflüſſig. Abends beim zu Bette gehen wird jedesmal das Kammermädchen, (Chambermaid) gerufen, ſie erſcheint im langen feinen kattunenen Kleide, mit einer ſchneeweißen Muſſelin-Schürze, einem artigen Spitzen-Häubchen, kurz ſo nett und damenhaft gekleidet als möglich. Ihr Amt iſt, den Fremden, ohne Unterſchied der Perſon und des Geſchlechts, einen Nachttiſch-Leuchter mit einem Wachslicht anzuzünden, ihn in's Schlafzimmer zu führen und zuzuſehn, daß es ihm an keiner Bequemlichkeit mangle. Dies geſchieht jeden Abend und wenn man Monate lang im Hauſe verweilte. Beim Abſchied erſcheinen dann Waiter und Hoſtler und Boots, ganz zuletzt noch bittet die Chambermaid mit einem artigen Knicks ihrer nicht zu vergeſſen, do'nt forget the Chambermaid. Man giebt dieſen Leuten nicht viel, wenn man die Theuerung des Landes bedenkt und man giebt gern, denn man wurde gut bedient. Nach dieſer Digreſſion kehren wir zurück nach Catterick Bridge.

Krankheits halber mußten wir einige Tage dort verweilen und wurden gewartet und gepflegt, als wären wir unter Bekannten und Freunden. Die Wirthin Miſtreß Ferguſon wich nur aus dem Krankenzimmer, wenn ihre Geſchäfte es nothwendig machten, ihr Mann ritt ſelbſt nach dem vier Meilen entlegenen Städtchen Richmond, um den Apotheker des Orts zu holen, und der Sohn des Hauſes, ein Landgeiſtlicher aus der Nachbarſchaft, ſchleppte ſeine halbe Bibliothek herbei, um Kranken und Geſunden Unterhaltung zu verſchaffen. Der Apotheker war ein vernünftiger guter Arzt und das Uebel wich ſeinen Heilmitteln bald. In ganz England ſind die Apotheker die am meiſten geſuchten Aerzte; man nennt ſie Doctor. Beſuche der eigentlichen Aerzte werden, außer bei reichen vornehmen Kranken, nur bei ſehr großer Gefahr gefordert. Sie ſind zu koſtbar; weniger als eine Guinee darf man keinem für jede einzelne Viſite bieten. Dieſe wird ihnen gewöhnlich jedesmal beim Abſchiednehmen in die Hand gedrückt. Eine Conſultation des Arztes in ſeinem eignen Hauſe koſtet die Hälfte. Die Apotheker werden ungefähr wie die Aerzte in großen teutſchen Städten bezahlt. Uebrigens wimmelts nirgends ſo von Quackſalbern wie in England, dies bezeigen die öffentlichen Blätter, deren größte Hälfte aus Ankündigungen von Arkanen beſteht.

19.

Richmond.

Gänzlich hergeſtellt kamen wir nach Richmond, einer kleinen Landſtadt. Sie liegt am Abhange eines Felſen. Die Ruinen des uralten Schloſſes Richmond, von welchem die jetzigen Herzoge von Richmond zwar den Namen führen, aber keine 50 Pfund Einnahme haben, ſtolzieren doch auf dem Gipfel deſſelben über der Stadt. Dieſe liegt höchſt maleriſch und die Ausſicht von den, die Ruinen umgebenden, alten, ehemaligen Wällen übertrifft Alles. In einem herrlichen Thale wechſeln Wald, Wieſe, hübſche Landhäuſer, Gärten, Dörfer, kleine fruchtbare Anhöhen auf eine unbeſchreiblich anmuthige Weiſe und ein Strom, über den eine ſchöne ſteinerne Brücke führt, belebt das Ganze. Jeder Schritt entdeckt neue Schönheiten; der wilde Fels, auf dem Schloß und Stadt erbaut ſind, bildet einen wunderbaren Kontraſt mit den lieblichen Umgebungen. Die Ruinen, zwar in einem ganz andern Geſchmack und weniger prächtig, als die von Fountain Abbey, zeugen dennoch von ehemaliger Größe und geſunkener Herrlichkeit. Sie werden gar nicht unterhalten und drohen ſtündlichen Einſturz, zur großen Gefahr für die, an ihrem Fuße liegenden Wohnhäuſer. Ein einziger Thurm ſteht noch erhalten da, alles Uebrige ſind nur hohe, üppig mit Epheu bewachſne Mauern. Die Abtheilungen der Gemächer ſieht man noch deutlich und die hohen Bogenfenſter, aber das Dach fehlt gänzlich; Regen und Wind haben überall freien Zugang.

20.

Aukland. Durham. Sunderland und Newcaſtle.

Hierher kamen wir wenige Stunden, nachdem wir Richmond verlaſſen hatten; es iſt der Sitz des Biſchoffs von Durham. Sein Wohnhaus, ein großes gothiſches Gebäude, zwar recht nett, aber doch ganz bürgerlich und einfach möblirt, zeigt keine Spur geiſtlicher Pracht. Alles iſt, ſo wie es ſich eigentlich für einen ſolchen Oberhirten ſchickt. Der zu dem Hauſe gehörige Garten iſt, in Hinſicht der darauf verwandten Kunſt, kaum nennenswerth, und von Natur eines der ſchönſten lieblichſten Fleckchen der Erde. Er vereinigt Fels und Wald, ein rauſchender Fluß ſtürzt bald gaukelnd, bald unwillig über wildes Geſtein, das ſich ihm vergeblich in den Weg wirft. Unendlich viel Schönes könnte hier mit Geld und Geſchmack hervorgebracht werden, und doch wenn man dieſe ungeſchminkte Natur ſieht, muß man unwillkürlich wünſchen, daß Alles ſo bleibe wie es iſt. Wir fuhren durch den großen, ſehr angenehmen Park nach der Stadt Durham. Sie iſt eine der älteſten, wenn gleich nicht der größten in England und liegt ſehr maleriſch in einem reizenden, von fruchtbar angebauten Bergen umgebenen Thale. Den folgenden Morgen giengen wir über Sunderland nach Newcaſtle.

Sunderland iſt wegen der eiſernen Brücke, der größten in England, ſehr merkwürdig. Ein einziger ungeheurer Bogen wölbt ſich hundert Fuß hoch über die Fläche des Waſſers, ſo daß ein Schiff, ohne die Maſten umzulegen, darunter hinſegeln kann. Die ſahen wir Zierlichkeit und Stärke ſo vereint. Wie ein Zauberwerk ſcheint ſie in der Luft zu ſchweben. Nur der Bogen, auf welchem die Brücke ruht, und die Geländer, die ſie an beiden Seiten einfaſſen, ſind von Eiſen. Auf einem bequemen Platze unter der Brücke konnten wir den Mechanism derſelben recht betrachten. Sie giebt von hier aus einen wahrhaft eleganten Anblick, der uns in Erſtaunen ſetzte. Sechs neben einander parallel hinlaufende Bogen vereinigen ſich zu einem Ganzen. Jeder dieſer Bogen beſteht aus einer dicken eiſernen Stange, die auf einer Menge neben einander aufrecht geſtellter, ebenfalls eiſerner Ringe ruht, von welchen jeder 15 Fuß im Diameter hält. Dieſe Ringe ruhen unten wieder auf einer, der obern ähnlichen Stange; verſchiedene Eiſen ſind ſymmetriſch angebracht, um die ſechs Bogen neben einander zu verbinden. Das Ganze liegt an beiden Enden auf zwei, mehr als armsdicken eiſernen Querſtangen, die aber inwendig hohl ſind. Der zierliche Anblick dieſes Kunſtwerks iſt unbeſchreiblich; augenſcheinlich ſieht man, wie viel mehrere ſchwache Kräfte, vereinigt, tragen können. Wenn auch etwas an dieſen Bogen durch Zeit oder Gewalt zerſtört würde, ſo bleibt doch immer unendlich mehr übrig, das Ganze zu erhalten, und man möchte faſt behaupten, es könne nie ſehr baufällig werden, weil man mit leichter Mühe jedem kleinen Schaden bald abhelfen kann. Es wohnt hier ein eigner Wächter neben der Brücke, der darauf zu ſehen hat, daß ſie immer im Stande erhalten werde. Man hat einen, auch in Teutſchland bekannten großen Kupferſtich, welcher den Kunſtbau dieſer wahren Wunderbrücke ſehr gut und deutlich darſtellt.

In Newcaſtle, wohin uns jetzt unſer Weg führte, fanden wir nichts zu thun, als auszuſchlafen. Die Stadt iſt ziemlich groß, hat neben vielen engen und winklichen, auch einige hübſche Straßen, und iſt, beſonders wegen des Steinkohlen-Handels, für Großbritannien ſehr wichtig. Aber Alles hat auch das Anſehn und Geruch dieſes Geſchäfts und alſo für den bloß zum Vergnügen Reiſenden, wenig Einladendes.

21.

Alnewick-Caſtle und Berwick.

Alnewick, dieſen alten Sitz des alten Herzogs von Northumberland, erreichten wir einige Stunden, nachdem wir Newcaſtle verlaſſen hatten. Schon ſein Anblick aus der Ferne verſetzte uns zurück in längſt vergangne Tage. Ganz ſo, wie ſie zu den Zeiten des Fauſtrechts erbaut ward, wo jeder ſich ſelbſt gegen feindliche Nachbarn ſchützte, ſo gut er es vermochte, ſteht die Burg noch wohlerhalten da, mit runden Eckthürmen, einer rings umherlaufenden Mauer, wohl verſehen mit Schießſcharten, Bruſtwehren und allem, was damals die Vertheidigungs-Kunſt erfinden mochte. Sie iſt ein Meiſterſtück der Bauart jener Zeiten, von beträchtlicher Größe, mit mehreren Thoren und Zugbrücken, die über den Schloßgraben führen. Alles iſt alterthümlich und ſieht dennoch aus, als wäre es geſtern erbaut. Auf den Zinnen der Mauer und der Thürme ſtehen alte Krieger in drohender Stellung von Stein gehauen, in Lebensgröße. So viel wir von unten davon urtheilen konnten, ſind dieſe Figuren recht gut gearbeitet. Ueber jedem Thor ſteht einer davon in gebückter Stellung, mit beiden Händen einen großen Stein haltend, als wäre er im Begriff den Eintretenden damit zu zerſchmettern. Die Idee kann man eben nicht gaſtfreundlich nennen; aber dieſe ganze Verzierung, ſo wunderlich und einzig in ihrer Art ſie iſt, macht einen großen Effect. Von weitem glaubt man faſt, die Geiſter der alten Krieger, die einſt hier hauſ'ten, wären zurück gekehrt und wollten der Neugier den Eintritt in ihr Heiligthum wehren, in ſo drohender mannichfaltiger Bewegung und Gebehrde ſtehen ſie da. Auch ſind ſie nicht ſo harmlos, als man denken möchte. Mancher dieſer alten Helden kam ſchon ungerufen herunter, wenn es ihm oben zu windig ward und richtete auf der Erde Schaden und Unfug an. Das Innre der Burg iſt ebenfalls noch unverändert; hohe gewölbte Zimmer mit Bogenfenſtern voll künſtlicher gothiſcher Verzierungen und Schnörkel, ungeheure Pfeiler und Mauern, lange ſich durchkreuzende Galerien, dunkle, krumme Gänge, würden ein ſehr ſchauerliches Ganze machen, wären die Zimmer nicht mit hellen Farben heiter und luſtig aufgemalt. Indeſſen glauben wir doch, daß einer der engliſchen neueren Schauer Romane, einſam um Mitternacht hier geleſen, ſeine Wirkung nicht verfehlen würde. Mit Grauſen blickten wir hinab in's Burgverließ. In einem ſehr dunkeln Gewölbe ſahen wir eine Fallthüre von eiſernem, ſtarken Gitterwerck. Durch dieſe Thüre mußte der unglückliche Gefangne auf einer Leiter hinabſteigen in die ſchwarze Nacht. Die Leiter ward wieder hinaufgezogen und nun war er allein mit ſich und ſeiner Verzweiflung, wie im Mittelpunkt der Erde, ohne Hoffnung, ohne Tageslicht, außer dem ſpärlichen Schimmer, der vielleicht durch das Gitter der Fallthüre in dem halbfinſtern Gewölbe ſein Grab erreichen mochte. Wir eilten fort von dieſer Wohnung alter Gräuel, hinaus in den freundlichen Sonnenſchein, in den artigen, die Burg umgebenden, ganz modernen Garten, zu den wohl angelegten Treibhäuſern, in welchen wir uns zu unſrer Freude, da der Herzog nicht da war, mit Weintrauben und Melonen für die Reiſe verſorgen konnten. Den Park, der eben durch nichts ſich von andern Parks auszeichnet, ſahen wir nur von weitem aus den Fenſtern der Burg. Man wollte uns nicht erlauben hindurch zu fahren, was doch bei andern Parks keine Schwierigkeit findet.

Jetzt führte der Weg längs der Küſte des Meeres, das wir faſt nie aus dem Geſicht verloren, nach der uralten Stadt Berwick, an der äußerſten Spitze Northumberland's. Wir erblickten unterweges ein altes Schloß, in welchem eine Geſellſchaft emigrirter franzöſiſcher Nonnen ihr Kloſterleben nach der ſtrengen Regel des Ordens von la Trappe, unter engliſchem Schutze, fortführt. Iſt es Kraft, oder Glaube, oder Verblendung, was dieſe Mädchen bewegt, die Freiheit, welche ein furchtbares Schickſal ihnen wieder gab, von neuem zu opfern, und die Ketten ſelbſt wieder zu ſchmieden, die ſie an ein Leben voll Entſagung und Elend feſſelten? Verfuhr die Welt mit ihnen Allen ſo hart, daß ſie ihren Anblick nicht mehr vertragen mögen? Oder ſind ſie vielleicht durch langes Entbehren in Dumpfheit des Geiſtes und ſinnloſe Gewohnheit ſo verſunken, daß ſie keines Genuſſes mehr fähig ſind? ſo wie man von Leuten erzählt, die lange hungern mußten und dadurch unfähig wurden Nahrung anzunehmen, da ſie ihnen geboten ward? Wir fanden keine Gelegenheit dieſe Fragen zu löſen, denn ſo gern wir das Schloß und ſeine Bewohnerinnen in der Nähe geſehen hätten, mußten wir doch dieſem Wunſch entſagen, denn ſie erlauben keinem Fremden den Eintritt.

In Northumberland, beſonders in Berwick, der letzten engliſchen Stadt, fiel uns die Sprache der Einwohner auf. Das wunderliche allgemeine Schnarren, womit ſie den Buchſtaben R ausſprechen und die vielen, ganz unbekannten Provinzial-Ausdrücke, welche ſie einmiſchen, machten daß wir Mühe hatten, ſie zu verſtehen. Schon in Newcaſtle ſpricht man das Engliſche ſehr fehlerhaft, faſt wie Platteutſch aus.

Schottland.

Die Fahrt von Berwick nach Edinburgh, 54 engliſche Meilen, faſt immer im Angeſichte des Meeres, wäre allein der Reiſe werth, von ſo ſeltner wunderbarer Schönheit iſt die Gegend, aber deßhalb wohl um ſo unbeſchreiblicher. Bis dicht hinab an die Wellen iſt die Küſte bebaut wie ein Garten; Kornfelder, Wieſen mit Heerden bedeckt, Obſt- und Gemüſegärten wechſeln, Alles in der Pracht der üppigſten Vegetation. Dazwiſchen kleine Gehölze, duftende blühende Hecken, und in ihrer Mitte Dörfer, die um ſo maleriſcher erſcheinen, da ſie ſchon ein ländlicheres Anſehen haben und nicht wie die engliſchen, kleinen Städten ähnlich ſind. Das Land iſt nicht bergig, aber auch nicht flach; wellenförmig erhebt es ſich zu kleinen Anhöhen und ſinkt wieder zu lieblichen Gründen hinab. Freundliche, einzelne Landhäuſer liegen überall zerſtreut, ehrwürdige, epheubewachſene Ruinen der Vorzeit erheben ihre alte Mauern und zeugen von vergangner Größe. Und nun noch der Anblick des Meeres, dieſes ewig wechſelnden Elements, das jeder Gegend, auch der ödeſten, Leben und Pracht giebt!

Kleine Inſeln mit Leuchtthürmen, entfernte blaue Felſen, die zackig und wild am Horizonte ſichtbar werden, Alles, Alles vereint ſich hier, um ein Ganzes voll wunderbarer Schönheit zu bilden. Zwei Läger, jedes von ungefähr 3000 Mann, die eben hier die Küſte bewachten, contraſtirten mit der ländlichen Anmuth rings umher. Der Anblick dieſer Krieger, ihre Zelte, ihre glänzenden Waffen und Uniformen brachten ein neues, fremdes Leben in dieſe entzückende Gegend. Schon hier, ſo nahe an der engliſchen Gränze, fiel uns der Unterſchied zwiſchen dem engliſchen und ſchottiſchen Volke merklich auf. Freundliches, gutmüthiges Zuvorkommen, Treuherzigkeit, verbunden mit großer, aber fröhlicher Armuth, erinnerte uns immer an die Bewohner teutſcher Gebirge. Schuhe und Strümpfe, ohne welche man in England keinen Bettler erblickt, ſind hier ſchon hoher Luxus. Die arbeitende Klaſſe und der größte Theil der Kinder, ſelbſt wohlhabender Aeltern, laufen Sommer und Winter barfuß umher, vielleicht geſchieht dies faſt eben ſo oft aus Gewohnheit, als aus Armuth, aber es fällt ſehr auf, wenn man aus England kommt, wo dergleichen unerhört iſt.

22.

Edinburgh.

In keinem der vielen ſchönen Gaſthöfe dieſer Stadt konnten wir unterkommen. Es waren eben die letzten Tage der Woche, in welcher dort alljährlich Pferderennen gehalten werden. Wir fanden Alles vollgepfropft von Fremden, die theils jenes edle Vergnügen, theils die es begleitenden Luſtbarkeiten, das Theater, die Bälle, Conzerte und tauſend andere Freuden herbeigezogen hatten. Da wir bald ein artiges Logis bei einem Kupferſtichhändler, einem der unzähligen Mackintoshes fanden, waren wir es wohl zufrieden, das Volk ein Mal in ſeiner National-Freude zu ſehen.

Die Stadt Edinburgh, von beträchtlicher Größe, iſt eine der ſchönſten und häßlichſten Städte zugleich, und verdient in dieſer Hinſicht mit Marſeille verglichen zu werden. Die Alt-Stadt, ein Grauen und Eckel erregender Klumpen alter, ſchmuziger, den Einſturz drohender Häuſer, die ohne anſcheinende Ordnung in engen, winklichten Straßen an und übereinander geworfen zu ſeyn ſcheinen; die neue Stadt dagegen wetteifernd mit den ſchönſten Städten Europens. Edinburgh's ganze Lage iſt einzig in ihrer Art, von hoher romantiſcher Schönheit.

An den Seiten eines hohen Felſens, der ſich an eine lange, majeſtätiſche Reihe anderer Felſen anſchließt, liegen die Häuſer der alten Stadt, wie Schwalben-Neſter angeklebt, unter und über einander; einige dieſer Häuſer haben, von einer Straße ausgeſehen, zehen Stockwerke, während ſie von der andern Seite deren nur 2 oder 3 zählen, und man aus dem 4ten oder 5ten Stock der niedriger liegenden Seite auf der hohen, gerades Fußes ins Freie in eine andere Straße geht. Wie krumm, wie enge, wie winklich der größte Theil dieſer Straßen iſt, läßt ſich ſchwer beſchreiben. Einige derſelben führen ſteile hohe Berge hinauf und hinab, auf die allerbeſchwerlichſte Weiſe. Auf dem höchſten Gipfel dieſer Felſenkette thront das Kaſtell, die uralte Wohnung der ſchottiſchen Könige, hoch über den Häuſern der übrigen Einwohner. Eine tiefe Kluft, aus welcher jene Felſen ſteil, faſt ſenkrecht emporſteigen, trennt die alte Stadt von einer Anhöhe, auf welcher die neue Stadt erbaut iſt. Einige ſchöne ſteinerne Brücken führen hinüber und vereinigen beide Städte. Tief im Abgrunde ſieht man von einer dieſer Brücken Straßen, die dort unten liegen, wie im Erebus, denen Sonne und Mond faſt nie ſcheinen, deren Dächer noch lange nicht bis zu der Grundlage der Brücke hinaufreichen. Die Menſchen, die dort wandeln, erſcheinen von oben geſehen, wie Gnomen. Es iſt unbegreiflich, wie man im Angeſichte der ſchönen, neuern Stadt dieſe unfreundlichen Wohnungen ertragen kann. Nur ein Theil dieſer Kluft iſt bebaut, der übrige wird zum Theil als Viehweide benutzt, zum Theil liegt er ſteinig und unfruchtbar da.

Die neue Stadt kann ſich in Hinſicht der Regelmäßigkeit und Breite der wohlgepflaſterten, mit breiten Fußwegen auf beiden Seiten verſehnen Straßen, mit den ſchönſten Städten Europens meſſen; in Hinſicht der Schönheit, der Solidität und des guten Geſchmacks der aus Quaderſteinen erbauten Wohnhäuſer übertrifft ſie ſie vielleicht. Wie in London, giebt es auch hier große Plätze, umgeben von ſchönen Gebäuden und in ihrer Mitte einen, mit eiſernem Geländer eingefaßten artigen Garten oder einen ſchönen Grasplatz. Faſt alle Straßen bieten Ausſicht auf's Meer. Dieſes große, ewig wechſelnde, ewig neue Schauſpiel erhält hier noch durch eine Menge kleiner, zerſtreut liegender Inſeln einen neuen Reiz. Ferne, blaue Berge begränzen von der einen Seite die große Perſpective, die von der andern ſich in's Unendliche ausbreitet. Unvergeßlich bleibt uns ein Abend, den wir in Princes-Street bei einem unſerer Bekannten zubrachten. Dieſe, eine engliſche Meile lange, Straße beſteht nur aus einer Reihe ſehr ſchöner Häuſer, gegenüber begränzt eine eiſerne Baluſtrade jene Kluft, welche die alte Stadt von der neuen ſcheidet und welche gerade hier unbebaut Kühen und Ziegen zur Weide dient. Senkrecht ſteigen daraus die ganz nackten Felſen empor, wild, zackig, in ſchönen wechſelnden Formen. Hoch liegt die alte Königsburg und andere alte Gebäude; über ihnen droht, von blauen Nebeln umwoben, König Arthur's Sitz, ein wunderbar geformter Fels, faſt wie ein Thron geſtaltet. Von ihm erzählt ſich das Volk manche ſchauerliche Sage der Vorzeit. In ſeiner Nähe erblickt man auf einem andern Felſen die Ruinen eines alten Schloſſes, in welchem die unglückliche Maria Stuart von ihrem eigenen Volke gefangen gehalten ward, ehe ſie nach

England in den Tod gieng. Das Meer begränzt die Ausſicht am Ende der Straße. Hier ſahen wir die ſinkende Sonne die Spitzen der Felſen röthen, ſpäter den Mond die Wellen des Meeres verſilbern, und ſchieden mit der Ueberzeugung, daß keine andere, große, volkreiche Stadt uns ein ähnliches Schauſpiel darbieten wird.

Der dritte Theil von Edinburgh iſt Leith. Eigentlich eine Stadt für ſich, aber faſt mit Edinburgh zuſammenhängend, kann ſie doch dazu gerechnet werden. Leith liegt in der Tiefe, hart am Hafen, in einer niedrigen, etwas ſumpſigen, unangenehmen Lage. Hier ſind die Schiffswerfte, Magazine, Comtoire und die Wohnungen derer, die mit allen dieſen Dingen ſich beſchäftigen. Hier giebts des Drängens, Stoßens, Treibens, genug. Leith iſt faſt ſo häßlich als die Altſtadt Edinburgh; die Straßen ſind voll Gewühl und Getümmel; wir waren froh bald zu entkommen.

Das ſchönſte Gebäude in Edinburgh iſt das Regiſter-Office; es dient zu mannichfaltigen öffentlichen Zwecken. In einer, durch eine Kuppel von oben erleuchteten, Rotunde ſahen wir hier die marmorne Statue des jetzigen Königs. Mrſ. Damer, eine Dame von Stande in London, hat ſie der Stadt geſchenkt und, was das merkwürdigſte dabei iſt, ſie hat ſie ſelbſt verfertigt. Man muß ihren guten Willen ehren, die Statue ſelbſt iſt ein unförmliches Machwerk.

Das Kaſtell iſt ehrwürdig durch ſeine ehemalige Beſtimmung, ſein Alter und ſeine impoſante Lage, hoch auf dem Gipfel des Felſen. Holyreadhouſe, die Reſidenz des Königs von Großbritannien, wenn er einmal nach Edinburgh kommen ſollte, iſt ein großes, ganz gewöhnliches, altmodiſches Schloß, welches ſich auf keine Weiſe auszeichnet, aber dennoch dem Pallaſte von St. James in London weit vorzuziehen. Verſchiedene Privatperſonen, denen der König die Erlaubniß dazu gab, bewohnen es jetzt; auch war es die Reſidenz des Grafen Artois. Die Wohnungen im Schloſſe und dem es zunächſt umgebenden Bezirke haben das Vorrecht, daß Niemand Schulden halber darinn arretirt werden kann. Sie werden deßhalb ſehr geſucht, beſonders wie man uns verſicherte, vom ſchottiſchen Adel.

Auch der Graf Artois machte von dieſem Vorrechte Gebrauch und gieng, wie die übrigen Bewohner dieſes kleinen Freiſtaats, nur Sonntags aus dem Bezirke, wo man es mit aller Sicherheit kann. Uebrigens lebte er hier, ſo viel möglich, wie weiland zu Verſailles. Zweimal die Woche ſpeiſ'te er öffentlich, allein, wie es die Etikette fordert. Dreimal die Woche hielt er Lever vor einem Hofe von Emigranten, die er um ſich verſammelte, und hatte eine petite maison in der Nähe und eine petite amie darin. Wir ſahen ſeine Zimmer; ſie ſind ſo ganz bürgerlich einfach, daß ſie ihn doch oft an die Vergänglichkeit aller irrdiſchen Dinge erinnert haben müſſen. Uns waren nur drei Gegenſtände darin merkwürdig: das Porträt der Tochter Ludwigs XVI., das ihrer Tante, der Prinzeſſin Eliſabeth, und eine Ausſicht auf Maltha, welche dieſe unglückliche Dame zu Paris im Tempel malte, und hoffentlich ſo, unterm Schutze der ewig heitern Kunſt, wenigſtens einige Stunden den großen Schmerz vergaß, der ſchwer auf ihr laſtete.

Bei aller romantiſchen Pracht und Schönheit, eignet ſich die Lage Edinburgh's dennoch wenig zu Spaziergängen. Es fehlt in der Nähe an Schatten, an ländlicher Lieblichkeit, doch findet man auch dieſe, wenn man ſich nur die Mühe geben will, ſie eine oder zwei Stunden weit aufzuſuchen.

In den erſten Tagen unſers Hierſeyns erfüllte während des Pferderennens, dem Karneval der Britten, ungewöhnliches Leben die ganze Stadt. Die Vergnügungen jagten einander in dieſer Woche. Sonſt lebt man hier ſtiller, einfacher, mehr ein Familienleben auf teutſche Weiſe, als in London. Die Kinder werden nicht, wie es dort durchaus gewöhnlich iſt, in Penſionen erzogen, ſie wachſen im Hauſe unter den Augen der Aeltern heran. Die äußere Frömmigkeit und beſonders die Feier des Sonntags wird hier noch ſtrenger beobachtet, als dort. Einer unſerer Bekannten, der uns an einem Sonntag-Morgen zu einer Spazierfahrt abholte, ſchloß ſorgfältig die Jalouſien an ſeinem Wagen, ſo lange wir in der Stadt fuhren, weil er ſich ſcheute, den Leuten, die in die Kirche giengen, zu zeigen, daß er in einer Stunde ſpazieren fahre, welche eine ſo heilige Beſtimmung hat. Am Sonntag-Morgen werden alle muſikaliſchen Inſtrumente, alle Bücher, die nicht religiöſen Inhalts ſind, alle Spielkarten, alle Handarbeiten, auch die unbedeutendſten ſorgfältig weggeſchloſſen, damit auch ſelbſt ihr Anblick nicht ſtörend werde. Jedermann geht in die Kirche und hält Andachtsübungen zu Hauſe, wobei die Hausgenoſſen bis auf die geringſten Bedienten erſcheinen müſſen. Jede Ergötzung iſt hoch verpönt; den Herrn bleibt nur die Flaſche, bei der ſie an dieſem Tage noch länger als ſonſt nach Tiſche verweilen, und den Damen der Theetiſch.

Zuvorkommende, gutmüthige Freundlichkeit und ein gewiſſes treuherzig-fröhliches Weſen, unterſcheidet den Schotten merklich vom Engländer. Man achtet hier die Fremden mehr, als in England, iſt bekannter mit ihren Sitten und Gebräuchen, denn der Schotte expatriirt ſich öfter. Er iſt arm, muß deshalb in der weiten Welt ein Fortkommen ſuchen, und er ſucht es lieber recht weit, als in England, wo man ſein geliebtes Vaterland mit ungerechter Verachtung betrachtet. Der größte Theil der in Teutſchland und andern Ländern angeſiedelten Britten ſind eigentlich Schottländer. Frömmigkeit, Ehrlichkeit, Arbeitſamkeit, iſt der Charakter des Volkes im Allgemeinen; dazu eine ungemeßne Liebe zu ihrem Lande, zu ihrer vaterländiſchen Literatur. Mit ihr wie mit den Alten, iſt jeder bekannt, der nur auf Bildnug einigen Anſpruch macht. Sie hegen hohe Ehrfurcht für Alles, was auf ihre ehemaligen beſſeren Tage hindeutet. Maria Stuart hat hier noch unzählige, warme Verehrer und jede Reliquie, die von ihr noch übrig iſt, wird wie ein Heiligthum betrachtet und ſorgſam vor Untergange geſchützt.

Die bildende Kunſt will unter brittiſchem Himmel nicht recht gedeihen; doch daß ſie wenigſtens nicht immer dort nach Brode geht, davon fanden wir den Beweis bei einem wirklich ausgezeichnet guten Künſtler, mit Namen Reaburn. Wir beſuchten ihn in ſeinem eignen, elegant gebauten und möblirten Hauſe, in welchem er mit ſeiner Frau und vier Kindern auf einen ſehr angenehmen Fuße lebt. Ein ähnliches Landhaus beſitzt er vor der Stadt und alles dieſes erwarb ihm ſein Pinſel, denn er war ohne Vermögen. Freilich hat er einen Kunſtzweig erwählt, der wohl nirgends ſo belohnt werden würde, als in Großbritannien; er malt Pferde, aber ſo wunderſchön, mit ſolcher Wahrheit, daß auch ein nicht engliſches Auge davon entzückt werden muß. Auch menſchliche Porträte gelingen ihm mit ziemlichem Glück, aber die Conterfeys der vierfüßigen Lieblinge manches reichen Lords haben eigentlich doch ſein Glück und ſeinen Ruhm gegründet. In einem großen, von oben erleuchteten Saale, den er ſich zu dieſem Zweck erbauen ließ, ſahen wir viele ſeiner Gemalde im ſchönſten Lichte, mit wahrer Freude. Beſonders ſchön iſt das Porträt ſeines achtjährigen Sohnes, in

Lebensgröße. Faſt ganz gegen den Anſchauer gewendet, ſitzt der Knabe auf einem allerliebſten kleinen ſchottiſchen Schimmel, den Zügel hält er locker in der Hand, als wollte er eben herunter ſteigen. Das Bild iſt unbeſchreiblich lieblich und wahr, Licht und Schatten ſo verſtändig vertheilt, man kann nicht davon wegkommen. Herr Reaburn ſelbſt iſt ein unterrichteter und liebenswürdiger Künſtler, wie wenige; wir verlebten einige ſehr genußreiche Stunden in ſeiner Geſellſchaft.

23.

Pferde-Rennen.

Das Pferderennen, welches ſo viel Fremde in Edinburgh verſammlet hatte, konnten wir nicht unbeſucht laſſen, wir wohnten noch den beiden letzten und daher wichtigſten bei. Gewöhnlich werden ſie in andern Orten auf einer dazu eingerichteten, großen Wieſe gehalten, hier aber hat man, wunderlich genug, das Ufer des Meeres bei Leith dazu gewählt, eigentlich die ſandige Fläche, von welcher ſich das Meer zur Zeit der Ebbe zurückzieht. Darum muß die Stunde genau abgepaßt werden. Uns ſchien die Expedition nicht ganz ohne Gefahr. Sollte dem alten Poſeidon einmal eine Laune anwandeln und er ſchickte ſeine Wellen etwas früher zurück, ſo möchte wohl die Kataſtrophe des Königs Pharao im rothen Meere nochmals wiederholt werden und Edinburgh wäre mit einem Male verödet, denn Niemand bleibt bei dieſem wichtigen Vorgange zu Hauſe, wenn er nicht muß. Uns kam das ganze Vergnügen etwas wunderlich vor.

Auf dem naſſen, pfützenreichen Sande, wo es unbegreiflich iſt, wie die Pferde feſten Tritt haben können, und der noch obendrein wie ein Fiſch-Markt riecht, iſt ein Platz mit Schranken von Stricken umgeben. Alte, invalide Soldaten ſtehen rings umher und halten auf Ordnung. An einem Ende dieſes Platzes ſitzen die Kampfrichter, auf einem hohen, mit Fähnchen verzierten Gerüſte, gravitätiſch wie Rhadamant mit ſeinen Collegen; die Helden des Tags, die Pferde, ſtehen daneben. Eine unzählige Menge Menſchen umgiebt den Platz. Auf den Dächern, an den Fenſtern der benachbarten Häuſer von Leith, auf den Mauern, auf eigends dazu erbauten Gerüſten, auf dem Quai des Hafens, überall wo nur ein Plätzchen zu finden iſt, haben neugierige Fußgänger ſich hingeſtellt. Dieſe bunte, fröhliche Menge giebt, vom Rennplatz aus geſehen, einen ſehr hübſchen Anblick. Die Glücklichen, welche über ein Fuhrwerk oder Pferd disponiren können, tummeln ſich, in Erwartung des großen Schauſpiels, luſtig auf der Rennbahn herum und geben ſelbſt dem Beobachter einen ſehr beluſtigenden Anblick. Prächtige, mit Wappen und Grafenkronen verzierte Equipagen, mit vier ſtolzen Pferden beſpannt und Karren mit einem alten lebensmüden Gaul davor, Reiter und Reitpferde aller Art, Whiskys, Carricles, alle mögliche Fuhrwerke, die Luxus und Luſt zu fahren, es ſey auf welche Weiſe es wolle, nur erfinden konnten, fahren und reiten unter einander herum im bunteſten Gewühl. Alles patſcht ohne Zweck und Ziel die Kreuz und Quer im Schlamme und naſſen Sande luſtig darauf los. Während der Zeit werden die Jokers gewogen, und alles genau von den Kampfrichtern unterſucht, damit kein Betrug irgend einer Art beim Rennen vorgehe. Die wettluſtigen Zuſchauer ſchließen ihre Wetten. Ein Trommelſchlag wirbelt durch die Luft und Alles eilt, ſich an den Seiten zu rangiren; Jedes ſtrebt einen guten Platz zum Sehen zu bekommen, viele Männer ſteigen aus den Kutſchen hinaus oben auf die Imperiale, einige Frauenzimmer ſetzen ſich auf den hohen

Kutſcherſitz neben ihren Kutſcher; Alles iſt in der geſpannteſten Erwartung. Mit dem zweiten Trommelſchlage laufen die Renner aus, man hält den Athem an vor Begierde ſie zu ſehn, man ſieht ſie faſt nur einem Moment mit Blitzesſchnelle vorüber rauſchen, und hernach auf der entgegen geſetzten Seite, ganz in der Ferne. Sie nahen wieder, ſie rauſchen zum zweiten Mal vorbei, ſie nähern ſich zum zweiten Mal dem Ziele und nun reiſſen alle alte und junge John Bulls, auf die halsbrechendſte Weiſe, ohne auf irgend etwas zu achten, wie wüthend, hinterdrein, um bei der Entſcheidung gegenwärtig zu ſeyn. Die Pferde durchlaufen zwei Mal, ohne anzuhalten, im Kreiſe die Bahn, und das, welches das zweite Mal zuerſt am Ziele iſt, hat geſiegt.

Der Weg, den die Renner ſo zurücklegen, beträgt genau gemeſſen, 4 engliſche Meilen, von denen man 5 auf eine teutſche rechnet, die Zeit aber, die ſie darauf zubringen, iſt unglaublich kurz. So wie das erſte Rennen vorüber iſt, fährt und reitet Alles wieder auf dem Platz durch einander wie zuvor, bis ein neuer Trommelſchlag verkündet, daß andre Pferde zum Laufen bereit ſind, und die Zuſchauer wieder zur Ordnung verweiſt. Jeden Morgen während der Woche des Pferderennens werden drei ſolche Wettläufe gehalten. Nach dem dritten eilt Alles ſehr befriedigt nach Hauſe.

Es iſt nicht erfreulich, die Pferde am Ziel anlangen zu ſehn; ermattet, mit Schweiße bedeckt, athmen ſie kaum noch, und das Blut ſtrömt aus ihren von den Sporen zerriſſenen Seiten. Auch die Jokeys ſinken faſt hin vor Ermattung; das pfeilſchnelle Reiten benimmt ihnen den Athem, ſie müſſen unaufhörlich mit der einen Hand vor dem Munde die Luft zu zertheilen ſuchen, um nur nicht zu erſticken.

Die übrige Zeit des Tages, welche Toilette und die Freuden der Tafel frei laſſen, wird in dieſer Woche auf mannichfache Weiſe hingebracht. Anſtalten genug gab es dazu. Wachsfiguren, Seiltänzer, unſichtbare Mädchen und ein ſehr intereſſantes Panorama von Konſtantinopel. Nächſtdem wechſeln Abends Bälle, Conzerte und Aſſambleen in den, zu dieſem Zwecke beſtimmten, ſehr ſchönen Sälen. Auch ein Vaurhall giebt es hier. Obgleich recht hübſch eingerichtet, hält es doch keinen Vergleich mit dem berühmten Vaurhall in London aus, das wohl immer das einzige ſeiner Art bleiben wird. Das Theater wird ſtark beſucht und das Publicum darinn iſt laut, ungeſtüm und ſouverain herrſchend, wie in London. Das Haus iſt nicht groß, aber ſehr hübſch decorirt, gut erleuchtet und zweckmäßig eingerichtet. Nur die Schauſpieler zeichnen ſich auf keine Weiſe aus; keiner unter ihnen erhebt ſich über die Mittelmäßigkeit, und die Schauſpielerinnen bleiben ſogar noch weit unter ihr zurück. Die Anweſenheit eines ſehr vorzüglichen Komikers vom Londner Theater, Mr. Banniſters, der in dieſer, der Freude geweihten Woche, in Edinburgh Gaſtrollen gab, machte dies ſehr fühlbar; alle übrigen Schauſpieler erſchienen gegen ihn als Marionetten, die nur da waren, um das Stichwort gehörig anzubringen. Auch bewies ihm das Publicum mit lautem Klatſchen und Zurufen, wie ſehr ſein Spiel es erfreute und da er vollends in den Zwiſchen-Acten mit ein Paar drolligen Liedern auftrat, welche auf die jetzigen politiſchen Zeitläufte ſowohl, als auf herrſchende Modethorheiten Anſpielungen enthielten, da überſtieg der freudige Enthuſiasm alle Gränzen. Faſt jedes Lied mußte dreimal wiederholt werden, und es war, als ob die Mauern des Hauſes dem freudigen Lärm und Gelächter würden weichen müſſen. Wer nie dem Getöſe, ſowohl des Beifalls als der Mißbilligung, in einem Brittiſchen Theater beiwohnte, kann ſich in der That keinen Begriff davon machen; wir kennen nichts, das damit vergleichbar wäre.

In dem ſehr hübſchen Conzert-Saale ward ein ächt ſchottiſches Conzert vor einem ſehr brillanten

Auditorium gegeben. Es war als ein Vocal-Conzert angekündigt, und beſtand nur aus drei Singſtimmen, begleitet von einem Pianoforte. Die Sänger gaben den ganzen Abend nur leichte Romanzen, Lieder und dreiſtimmige Kanons, hier Glees genannt. Dieſe Art Muſik iſt in England, noch mehr in Schottland ſehr beliebt. Muſik und Text waren ganz Schottiſch, letzterer oft aus Oſſian entlehnt, erſtere durchaus ſanft und klagend, durch Molltöne ſich hinwindend. Manche uralte Melodie ertönte hier und wurde mit heißer Vaterlandsliebe aufgenommen. Das Ganze wäre für eine Stunde etwa recht angenehm geweſen; aber es hatte den Fehler aller Ergötzlichkeiten in Großbritannien, es währte zu lange. Das Auditorium war indeſſen ſehr aufmerkſam bis an's Ende, nur einige ältliche Herren, die ſich wahrſcheinlich bei Tiſche das Wohl der Nation zu ſehr zu Herzen genommen hatten, verfielen in ſüßen Schlummer und ſchnarchten überlaut den Grundbaß zu dem etwas magern Accompagnement des Pianoforte. Die Singſtimmen waren gut und ſangen dieſe einfachen Melodien, wie dergleichen geſungen werden müſſen, ſchmucklos, richtig und ausdrucksvoll.

Die lärmende Woche war nun vorüber, die Sehenswürdigkeiten wurden eingepackt, die Aſſamblee-

Säle geſchloſſen, die Fremden reiſten fort, die Einheimiſchen zogen zum Theil auf ihre Landhäuſer und Alles kehrte zur gewohnten Ordnung und Stille zurück. Wir blieben noch einige Zeit, um Edinburgh auch in der Ruhe zu ſehen und zu genießen, dann kam auch der Tag unſrer Abreiſe. Wie wir aus der Thüre unſrer Wohnung traten, hatten wir einen in England ganz ungewohnten Anblick; eine große Anzahl Bettler umlagerte unſern Wagen bis zur Hausthüre, wir mußten unſern Weg von den Söhnen und Töchtern des Elends erkaufen. Endlich rollten wir fort. Die Morgenſonne röthete das alte Schloß, König Arthurs Sitz und die Ruinen von Mariens Gefängniſſe. Nochmals blickten wir zurück, auf das ſpiegelhelle Meer und eilten nun erwartungsvoll den Hochlanden zu.

24.

Carron. Stirling.

Raſch gieng es vorwärts auf ebnem Wege, durch ein ſchön cultivirtes, nicht ſehr bergiges Land. Bald erblickten wir von weitem viele große Gebäude, mit abenteuerlichen, hohen Feueröſſen. Dicke, ſchwarze Rauchwolken ſtiegen aus dieſen empor und wälzten ſich verfinſternd über die blühende Gegend; hohe aufſprühende Flammen blitzten aus dem Dampfe gen Himmel. Es waren die berühmten Eiſengießereien von Carron, denen wir uns nahten, vielleicht die größten in der Welt. Hier werden Kanonen, Mörſer, große Keſſel und alles mögliche Eiſenwerk gegoſſen. Seit einigen Jahren wird Fremden der Eintritt in dieſe Cyklopen-Wohnung nicht mehr geſtattet, auch uns ward er verweigert. Wir waren eben nicht unzufrieden darüber, denn auf Reiſen ſieht man Manches, weil man einmal da iſt, ohne Freude und Antheil, aus einer Art von Pflichtgefühl und wäre zuweilen gern der Mühe überhoben. Das Ganze hatte hier, bei aller ungeheuren Größe, dennoch wenig Einladendes. Der Steinkohlen-Dampf verſetzte uns den Athem, betäubendes Getöſe und Gehämmer erſcholl aus dem Innern der Gebäude, ewige Dämmerung herrſcht in dieſen Rauchwolken, die weit und breit mit Aſche und Ruß Bäume und Pflanzen bedecken und die Vegetation ins Gewand der Trauer hüllen. Nicht weit von Carron ſahen wir einen großen Kanal, der die beiden Ströme Clide und Forth verbindet und für den innern Handel von unbeſchreiblichem Nutzen iſt. Gegen Abend erreichten wir Stirling.

Dieſe ziemlich große, lebhafte Stadt wird ſchon zu den Hochlanden gerechnet. Jetzt war ſie voll Militär, und Straßen und Häuſer um ſo lebendiger. Ihre Lage am Fuße eines hohen Felſen iſt ſehr ſchön. Einige Straßen führen gerade den Fels hinauf, auf deſſen höchſtem Gipfel ein altes Schloß thront. Jetzt iſt es zum Theil zu Kaſernen, zum Theil zu Offiziers-Wohnungen eingerichtet. Von der Terraſſe vor dem Schloſſe, genoſſen wir einer wunderſchönen Ausſicht. Ein breites, fruchtbares Thal lag vor uns in aller Pracht der höchſten Cultur, der üppigſten Vegetation, mit einzelnen Wohnungen, Dörfern, ſtattlichen Bäumen wie beſäet. Der Fluß Forth windet ſich hindurch in ſo mannichfaltigen Krümmungen und Schlangenwindungen, wie wir es noch nie ſahen; bald geht er vorwärts, bald kehrt er auf lange Strecken zurück, und windet ſich dann wieder zögernd weiter, es iſt als ſträube er ſich, dies Paradies zu verlaſſen. Eine ſchöne, ſteinerne Brücke, dicht vor der zu unſern Füßen liegenden Stadt, macht die Gegend noch maleriſcher. In der Ferne ſieht man die Rauchwolken von Carron wie aus einem Vulkan emporſteigen.

Schöne blaudämmernde Berge ſchließen von zwei Seiten die Perſpective, geradeaus iſt ſie unbegränzt. Stirling beſitzt viele Fabriken, ſehr ſchöne Teppiche aller Art werden hier gemacht, auch das vielfarbige, gewürfelte, Wollenzeug, worein die Bergſchotten ſich kleiden. Wir beſahen eine dieſer Fabriken und waren aufs neue gezwungen, den erfindungsreichen Geiſt zu bewundern, der in dieſem Lande alle Arbeiten auf ſo mannichfaltige Weiſe vereinfacht und erleichtert. Als zuvor noch nie geſehen, bemerkten wir hier eine Maſchine, mit welcher ein Mädchen mehr als 50 Spulen Wolle zugleich abhaſpelte. Die Spulen waren in einem großen Zirkel neben einander befeſtigt und der Faden jeder dieſer Spulen an die drüber ſtehende, ſehr große Haſpel gebunden. Vermittelſt eines Rades, ſo ſie drehte, ſetzte das Mädchen die ſehr einfache Maſchine aufs zweckmäßigſte mit der größten Leichtigkeit in Bewegung. Auch die Hunde werden hier zur Induſtrie gezwungen. Wir ſahen einen ſehr ſchönen, großen Hund, welcher in einem Rade herumſteigen mußte, wie ein Eichhörnchen, um eine Mühle zur Reibung der Farben zu treiben. Dieſe Arbeit ſchien ihn aber nicht ſonderlich zu amüſiren, er nahm ſeinen Augenblick wahr und entwiſchte mit unglaublicher Behendigkeit, gerade wie er uns ſeine

Künſte vormachen mußte. Alles, jung und alt, lief mit großem Geſchrei hinter ihm her, aber er entkam glücklich ſeinen Verfolgern zu unſrer großen Freude, und zum großen Leidweſen ſeines Herrn.

In Stirling wird die Nationaltracht der Bergſchotten ſchon ſehr häufig geſehen, in Edinburgh iſt dies weit weniger der Fall. Die Männer tragen enge, blaue Mützen, oben mit einer rothen Quaſte, bisweilen auch mit einer Feder geziert, mit einem Aufſchlag von roth und weiß gewürfeltem Zeuche; eine ziemlich lange Jacke und drunter ein ſehr faltenreiches, kurzes Röckchen oder Schurz, von dem blau und roth gewürfelten ſchottiſchen Zeuche, welches vor einigen Jahren den Damen den Anlaß zur Mode à la Duncan gab, und in Seide, Band und Halbſeide nachgeahmt ward. Dies Röckchen geht nicht ganz bis an das Knie. Um die Hüften wird es durch einen Gürtel feſtgehalten, in welchem eine Art von Dolch ſteckt. Auch hängt ein lederner, mit Troddeln gezierter Beutel daran, in welchem ſie Taback und Geld verwahren. Roth und weiß gewürfelte Strümpfe, unten mit einer ſtarken ledernen Sohle verſehen, ſind ihre Fußbekleidung. Sie reichen auch nur bis etwas über die Hälfte der Wade, von da an bis zum Schurz ſind ihre Beine ganz bloß. Dieſe Fußbekleidung giebt ihnen etwas ſehr fremdartiges. ſie ſehen damit aus wie die römiſchen Soldaten in den Opern und die rothen Streifen in den Strümpfen haben das Anſehn von übergeſchnürten, rothen Bändern. Das Hauptſtück ihrer Kleidung, wir möchten ſagen, ihres Mobiliars, iſt der Plaid, ein langes breites Stück von jenem gewürfelten ſchottiſchen Zeuche, wie ein ſehr großer Shawl. Den Plaid tragen ſie bei gutem Wetter wie ein Ordensband nachläſſig von einer Schulter zur Hüfte vorn und hinten wieder herüber geworfen. Zuweilen wird er auf der Schulter quer mit einer großen ſilbernen Nadel befeſtigt. Dieſe Art Draperie ſieht recht gut aus. Bei Regenwetter oder Kälte nehmen ſie den Plaid über den Kopf und hüllen ſich ganz hinein, Nachts dient er ihnen auf Reiſen ſtatt Hütte und Bette, und auch in ihren Wohnungen ſchlafen ſie gewöhnlich in den Plaid gewickelt, ohne Weiteres auf der Erde, oder wo ſie Platz finden. Die Tracht der Weiber hat nichts Ausgezeichnetes. Auch ſie bedienen ſich häufig jenes ſchottiſchen Zeuchs, übrigens gehen ſie ſehr ärmlich, ſchmuzig ſogar, mit nackten Füßen, oft in bloßen, kurzgeſchnittenen Haaren, ohne Haube oder Hut. Die Schottländerinnen ſtehen im Ganzen an Schönheit nicht hinter den Engländerinnen zurück. Sie übertreffen ſie vielleicht, aber in Hinſicht der Kleidung iſt bei der geringeren Klaſſe, bei den Dienſtmädchen und den Dorfbewohnerinnen der Unterſchied zwiſchen den Engländerinnen und Schottländerinnen ſehr groß. Keine langen Kleider, keine hübſchen Strohhüte mehr, die man in England überall ſieht. Bloße Füße, ſchlechte, blauwollne Röcke, unförmliche, bis an die Knie reichende, weite Jacken, bisweilen unter der Bruſt mit einem Gürtel gehalten, öftrer noch loshängend, weiße Hauben, die tief in's Geſicht gehen und bis auf die Schultern herabhängen; dies iſt das Coſtüm der ärmern Schottländerinnen in den Städten und mit weniger Abweichung auch auf dem Lande und in den Gebirgen. Die Wohnungen, ſowohl in den Dörfern, durch die wir jetzt kamen, als auch die einzeln zerſtreut liegenden Hütten ſehen höchſt ärmlich aus. Oft ſind ſie nur aus bloßen aufgethürmten Feldſteinen und Lehmerde wie zuſammengeknetet und haben kaum das Anſehn menſchlicher Behauſungen. Wie dieſe anſcheinend große Armuth mit der großen Fruchtbarkeit und Cultur des Landes ſowohl, als mit der Bildung der Einwohner zu vereinigen ſey, iſt uns unbegreiflich.

25.

Perth.

Von Stirling giengen wir eine Tagereiſe weiter nach Perth. Dieſe Stadt iſt nicht klein, hat hübſche, große Häuſer und ſchöne breite Straßen, voll lebendigen Gewühls. Alles ſieht wohlhabend aus, denn auch hier blühen Handel und Fabrikweſen, beſonders berühmt ſind die großen Bleichereien von Perth.

Wie wir aus Stirling abfuhren, erfreuten wir uns noch an mancher ſchönen Anſicht dieſer herrlichen Gegend. Allmählich verlor nun das Land an Reiz, doch blieb es noch immer ſehr cultivirt und fruchtbar. In bläulichem Dufte breitete ſich jetzt die Felſenkette der Hochlande düſter vor uns aus, mühſelig erklimmten wir ein Paar ziemlich hohe Berge, über welchen noch höhere drohten. Der Weg ſenkte ſich wieder etwas, die Berge zogen ſich zurück und begränzten ein liebliches Thal, belebt von dem ſchönen Strom Tay, an deſſen Ufern die Stadt Perth erbaut iſt. Wir machten eine kleine Ausflucht nach Scoone Palace, dem ehemaligen Sitze der ſchottiſchen Könige, wo ſich auch das Parlament verſammelte, heut zu Tage eine Art Rattenneſt, eher einer alten Scheune, als einem Pallaſte ähnlich. **Scone-Palace** gehört dem Lord **Mannsfield**, als ein Geſchenk König **Jacob's** des zweiten an ſeine Familie. Der Beſitzer wohnt hier noch immer von Zeit zu Zeit, obgleich das Haus ſo ſchlecht iſt, daß mancher Krämer oder Mäkler ſchwerlich zu ſeinem Sommer-Aufenthalt damit vorlieb nehmen würde. Ein neues Wohnhaus wird jetzt neben dem alten Gebäude erbaut, dieſes aber mit aller der Sorgfalt unverändert erhalten, die ſein ehrwürdiges Alter und ehemalige hohe Beſtimmung verdienen. Man zeigte uns noch manches uralte Zimmer darin, manche verblichnen Reſte ehemaliger königlicher Pracht. Das Bette, in welchem **Maria Stuart** während ihrer Gefangenſchaft in jenem, jetzt in Trümmern liegenden, Schloſſe bei **Edinburgh**, wohl oft vergebens Ruhe und Vergeſſen ihres Kummers ſuchte, wird hier wie ein Heiligthum aufbewahrt, auch eine Stickerei, die ſie dort ſehr mühſam und fleißig verfertigte. Mit Silber und Seide hat ſie auf einem violet ſammtnen Vorhang eine Menge zerſtreuter, mannichfaltiger Blumen geſtickt, das Deſſein iſt ſteif, die Arbeit eine Art Kettenſtich, ſehr ſauber und zierlich. Eine lange, ſchmale, düſtre Galerie diente dem ſchottiſchen Parlament zum Verſammlungsorte; wenn man ſie ſieht, wird es ſchwer, an ihre ehemalige große Beſtimmung zu glauben, ſo unſcheinbar iſt ſie. An der gewölbten, mit Holz bekleideten Decke bemerkt man Spuren ehemaliger Malerei, die auch in ihrem glänzendſten Zuſtande ſehr unbedeutend geweſen ſeyn muß.

In einer alten, abgelegnen Kapelle im Garten, jetzt das Begräbniß der Familie Mannsfield, wurden ſonſt die Könige von Schottland gekrönt. Zwei Monumente der Familie Mannsfield ſind darin aufgeſtellt. Das des erſten Lords, der dieſe Beſitzung zum Geſchenk erhielt, iſt für die damalige Zeit ſehr gut gearbeitet. Auf einem großen, marmornem Sarkophage kniet er mit andächtiger Geberde vor einem Altare, auf welchem ein Buch liegt; neben ihm ſtehen zwei ſeiner Freunde geharniſcht, in völligem Ritterkoſtume. Das zweite Monument, aus einer ſpätern Zeit, enthält in einer ſchönen, einfachen Urne von weißem Marmor die Herzen eines andern Lords und ſeiner Gemahlin. Scoone-Palace machte nicht den Eindruck auf uns, den ſolche Ueberbleibſel vergangner größrer Zeiten ſonſt zu erregen pflegen. Es erſchien uns wie Greiſe, die alle Schwäche des Alters zeigen, ohne Spuren ehemaliger jugendlicher Kraft und Schönheit.

Die Gegend zwiſchen Perth und Scoone-Palace iſt ſehr angenehm und reich. Auf dem Rückwege verweilten wir bei einer der großen Bleichereien, deren es hier viele giebt. Der Beſitzer derſelben war ſehr willfährig, uns überall herumzuführen. Hier braucht's der Dampfmaſchinen nicht, um alle die verſchiedenen Treibwerke in Bewegung zu ſetzen, das Waſſer vertritt ihre Stelle auf eine weniger koſtſpielige Weiſe. Eine Baumwollenſpinnerei oben im Hauſe, das Stampfen der Leinwand und das Glätten derſelben, wird durch Waſſer betrieben. Die letztere Operation, beſonders des Tiſchzeuchs, ſchien uns merkwürdig. Die Waaren erhalten hier einen Glanz, der alles Aehnliche, ſelbſt den ſchönſten Atlas weit übertrifft. Dieſer wird dadurch hervorgebracht, daß das Stück Leinwand vermittelſt eines Treibwerkes von einer großen hölzernen Walze auf die andere gerollt wird; dieſe zwei Walzen haben eine kleinere von Zinn zwiſchen ſich, an welche ſie ſo eng anſchließen, daß die Leinwand nur mühſam beim Aufrollen ſich dazwiſchen durchdrängen kann, und dieſe Reibung iſt es, welche ihr den vorzüglichen Glanz giebt.

Wir waren entſchloſſen von Perth eine Tour durch einen Theil der eigentlichen Hochlande zu machen.

Die Wege in dieſem ſind, wenn auch nicht ſo gut, wie im übrigen Königreiche, dennoch zum größten Theile fahrbar, ſeitdem man vor nicht langer Zeit die ſogenannten Militär-Straßen anlegte, aber Poſten ſind noch nicht eingerichtet, Pferde überhaupt ſelten; deshalb mietheten wir welche in Perth für die ganze Tour und reiſten dem Gebirge zu.

26.

Dunkeld.

Sitz des Herzogs von Athol.

Durch eine zuerſt ziemlich flache, fruchtbare Gegend gelangten wir in ein Thal von erhabener Schönheit. Hohe, wilde Felſen umgeben es von beiden Seiten. So wie der Weg an ihrem Fuße immer in einer gewiſſen Höhe ſich hinwindet, öffnen ſich neue, entzückende Ausſichten. Tief unten rauſcht und wogt der ziemlich breite Strom Tay. Kleine Kornfelder und Baumgärtchen grünen und blühen an den Ufern, zwiſchen ihnen zerſtreuen ſich einzelne Hütten. In einem tiefern Winkel, heimlich zwiſchen die Felſen gedrängt, ſahen wir ein Dörfchen; Schaaren fröhlicher Kinder trieben darin ihr lautes Spiel, die Mütter ſponnen in den Thüren, die Männer, in ihrer romantiſchen Tracht, waren in den Feldern und Gärten beſchäftigt. Das Ganze ſah ſehr fremd aus, und doch wieder ſo heimiſch, ſo ruhig und zufrieden. Nachdem wir in einer Fähre über den Strom geſetzt waren, erreichten wir Dunkeld, und fanden gegen unſere Erwartung einen ſehr guten Gaſthof in dieſem abgelegenen Winkel der Welt.

Das Haus des Herzogs von Athol ſahen wir nur von außen, weil er ſich eben dort aufhielt. Es ſchien uns ein hübſches, großes Gebäude, ohne alle äußere Verzierung, auf einem mit Blumenſtücken und Sträuchen verzierten Grasplatze erbaut. Eine Brücke, über einen tiefen Abgrund geſchlagen, führt zum Park. Dem Wohnhauſe gegenüber liegt das Familienbegräbniß und dicht daneben die große, mit Moos bewachſene Ruine einer Kirche, die während der Reformationszeit in blindem Eifer verbrannt und zerſtört ward. Die Kirche muß prächtig geweſen ſeyn, dies bezeugen noch ihre Trümmer. Schöne Pfeiler ragen aus dem Schutte hervor, die Seitenwände mit ihren hohen Bogenfenſtern entgiengen zum Theil der Zerſtörung, und man erblickt noch Spuren ehemaliger, reicher Verzierung daran.

In der Mitte der Kirche begraben Dunkelds Bewohner ihre Todten neben denen, die ſchon lange hier ſchliefen; manches neue, ländliche Monument ſteht fremd da neben den alten verſunknen Kreuzen, zwiſchen Trümmern, die ihnen ungern Raum zu geben ſcheinen. Auf den waldbewachſenen Felſen, welche hier von beiden Seiten den Strom Tay umgeben, ſind mit feinem Sinne für die erhabne Schönheit der Gegend herrliche Spaziergänge angelegt. Im funkelnden Lichte der ſich neigenden Sonne giengen wir unter hohen Eichen und Tannen. Gegen uns über, auf der andern Seite des Waſſers, ragten die ſchönen, waldigen Felſen hoch gen Himmel; eine Mühle lag hingeſchmiegt in eine Ecke am Fuße der Berge, das Wehr glänzte ſilbern im Sonnenſtrahle. Dies Fleckchen war von unbeſchreiblich romantiſcher Lieblichkeit.

Unſer Führer, der alte vernünftige Gärtner des Herzogs führte uns, da wir ermüdet ſchienen, zu einer Art von Niſche oder gemauerten Laube auf der Höhe und nöthigte uns zum Ausruhen. Das Plätzchen war freundlich. Vor uns der grüne Wald, ziemlich in der Nähe das Gebrauſe des Stroms. Auf der Hinterwand der Niſche ſahen wir ein großes, nicht ganz ſchlechtes Gemälde; es ſtellte den Barden Oſſian, der uns hier ohnehin immer gegenwärtig war, vor, umgeben von den weißarmigen Mädchen von

Coma. Plötzlich, auf den von uns nicht bemerkten Druck einer verborgnen Feder, verſchwand das Gemälde; und wir befanden uns am Eingange eines ringsum, auf eine fantaſtiſche Weiſe mit Spiegeln decorirten Pavillons. An den Seitenwänden, am Eingange, an der Decke ſogar, waren Spiegel zwiſchen wunderlichen Arabesken angebracht, die Vorhänge an den großen Bogenfenſtern flogen, ebenfalls wie von unſichtbaren Händen gezogen, in die Höhe, zu unſern Füßen dicht unter dem Pavillon gähnte uns ein Abgrund an, ſenkrechtſteil, tief, ſchwarz und fürchterlich; gegenüber thürmten ſich wilde, nackte Felſen in ungeheuren Maſſen über einander, von ihnen ſtürzte mit donnerndem Gebrauſe ein Waldſtrom ſchäumend in den Abgrund. Der Kontraſt des geſchmückten Saals mit der wilden Natur, der in den Spiegeln rings umher, ſelbſt über unſern Häuptern an der Decke unzähligemal wiederholte Waſſerfall, ſein ungeſtümes Brauſen, der Glanz der Abendſonne, der in dieſem Augenblicke Felſen und Waſſerfall mit magiſchen Lichte umfloß, gaben ein für den erſten Augenblick wahrlich betäubendes Schauſpiel. Erſt nach und nach wurden wir fähig, es in ſeiner ganzen erhabnen und faſt feenhaften Schönheit zu genießen. Lange konnten wir uns nicht davon trennen, erſt ſpät in der Dämmerung giengen wir durch ſchöne Schattengänge zurück, ſahen den Waſſerfall noch von einer andern Seite, ohne weitern künſtlichen Schmuck in natürlicher Wildheit hinabbrauſen, ſetzten über den Strom und kamen herzlich müde zurück in den Gaſthof.

27.

Kenmore.

Immer noch am romantiſchen Ufer des Stroms Tay führte unſer Weg nach Kenmore, einem Dörfchen, arm und klein, wie alle in dieſem Lande. Wir fuhren zuweilen dicht an Abgründen hin, die uns ſchaudern machten, manchen Berg mußten wir erſteigen. Bald näherten wir uns ganz dem Geſtade des Stroms; bald ſahen wir ihn nur in einiger Entfernung, bald verloren wir ihn ganz aus dem Geſichte, aber immer führte uns der ſich auf mannichfaltige Weiſe ſchlängelnde Weg wieder in ſeine Nähe. Ein unnennbar freudiges Gefühl von Ruhe und Frieden in ſtiller Abgeſchiedenheit erregte in uns dieſe Gegend mit ihren klaren lebendigen Waſſern, ihren angebauten, fruchtbaren Thälern zwiſchen den ſchönen

Bergen, die hier, nicht rauh und ohne Spur von Vegetation, wie die von Derbyſhire, uns entgegen ſtarrten, ſondern mit ſchönen Waldungen bis gegen die Gipfel bedeckt, freundlich in ihre Schatten zu winken ſchienen. Der Anblick der armen Hütten, die wir einzeln in den Thälern, am Fuße der Felſen, oder in der Nähe des Stroms zerſtreut liegen ſahen, würde uns ſchmerzhaft berührt haben, wenn die Bewohner mit ihrem kärglichen Looſe weniger zufrieden ſchienen. Wir ſahen große Armuth, aber nicht eigentliches Elend. Jede Hütte hat ihr kleines Kartoffelfeld, das die Einwohner nährt, und einige Ziegen und Schaafe, von einer beſondern, ſehr kleinen Raſſe; faſt wie die Haideſchnucken auf der Lüneburger Haide, die ihnen die nothwendige Kleidung gewähren. Die Häuſer ſind wohl die ſchlechteſten menſchlichen Wohnungen im cultivirten Europa; ſo enge, daß man nicht begreift, wie eine Familie darin Platz findet, aus rauhen Steinen zuſammengetragen, deren Fugen mit Moos und Lehmerde verſtopft ſind, Thüren aus Brettern ſchlecht zuſammengeſchlagen, ohne Schloß und Riegel, (denn wer ſollte hier Diebe fürchten?) Fenſter, ſo klein, daß man ſie kaum bemerkt, oft ſogar ohne Glas, die niedrigen Dächer von Schilf, Moos, Raſen, bisweilen aus Holz oder Schiefer, wie es eben die Gelegenheit darbot. Das Innere dieſer Hütten entſpricht dem Aeußern. Hier ſieht man deutlich bei dem faſt gänzlichen Mangel alles Hausgeräths, wie wenig der Menſch zum Leben eigentlich braucht. Einige Schemel um den großen Kamin, der zugleich zum Küchenheerde dient und in der Ecke ein Lager von Moos oder Stroh, das iſt Alles, was dieſe, von aller Weichlichkeit entfernten Menſchen zu ihrer Bequemlichkeit haben. Das Anſehn der Männer iſt wild und ihre fremde Kleidung, die ſo ſehr von jeder andern europäiſchen abweicht, iſt zum Theil Schuld daran. Im Umgange verliert ſich der Eindruck gänzlich, den ihr erſter Anblick erregt. Ihr von Luft und harter Arbeit gebräuntes Geſicht iſt ausdrucksvoll, ſeine Züge angenehm und regelmäßig. Stiller Ernſt, der an Trauer gränzt, ſcheint der Grundton ihres Weſens, dennoch können ſie ſehr fröhlich ſeyn. Sie ſind gebildeter, als man vermuthen möchte. Die Geſchichte ihrer Väter und ihre Heldengeſänge ſind keinem fremd. Faſt in jeder Hütte, in welcher wir einkehrten, ſahen wir eine Bibel, ein Gebetbuch, auch wohl irgend eine alte Chronik, aus welchen der Hausvater Sonntags die Seinen erbaut. Winters mögen die Wege den Beſuch der Kirchen ſehr erſchweren, doch kann gewiß nur die Unmöglichkeit den frommen Bergſchotten davon abhalten, obgleich die meiſten einen ſehr weiten Weg dahin zu machen haben. Wir beten und ſpinnen]! antwortete mir ein junges, ſchönes Mädchen auf die Frage: was thut ihr denn Winters, wenn Kälte und Schnee euch in euern Hütten gefangen hält? Ueber dem Kamin hängt der Stammbaum der Familie, auf welchen ſie oft mit Stolz blicken; gewöhnlich iſt ein horizontal liegender geharniſchter Ritter darauf abgebildet; der oft den Namen irgend eines alten ſchottiſchen Königs führt. Aus ſeiner Bruſt ſprießt der Baum, der ſich in unzählige Aeſte verbreitet. Bekanntlich giebt's nur wenige, aber unendlich zahlreiche Familien in Schottland, deren Glieder alle einen Namen führen, im ganzen Königreiche, ja in der ganzen Welt ſich ausbreiten, aber doch durch ein heiliges Band ſich vereinigt fühlen und dies gewiſſenhaft anerkennen, wo ſie ſich treffen, wenn ſie ſich auch vorher nie ſahen.

In Kenmore nahm uns abermals ein guter Gaſthof auf, umringt von etwa zwanzig ſolcher Hütten, wie wir oben beſchrieben. Sie machten das ganze Dorf aus. So klein ſind alle Dörfer, die einzelnen Wohnungen ſehr zerſtreut, oft Meilen weit von einander. Nahe an Kenmore liegt Taymouth, der Sitz des Lord Bredalbaine. Das alte, unſcheinbare Haus ward eben eingeriſſen, und ein neues, im modernen, gothiſchen Geſchmacke daneben erbaut. Die Lage von Taymouth, in einem fruchtbaren freundlichen Thale, umgeben von hohen majeſtätiſchen Felſen, iſt unbeſchreiblich ſchön. Auch hat die Kunſt es aufgegeben, Etwas zu ihrer Schönheit hinzuzuthun. Die wenigen Spaziergänge und Anlagen, die ſonſt hier geweſen ſeyn mögen, werden nicht weiter unterhalten und kehren allmählich zu ihrem urſprünglichen Zuſtande zurück. Doch bemerkten wir einen Park nach engliſcher Art, voll zahmer Rehe und Hirſche, die hier in dieſer großen, freien Natur eben ſo albern ausſahen, als ſie uns in dem gartenähnlichen England gefielen.

28.

Killin.

Eine ſehr kleine Tagereiſe von Kenmore liegt Killin. Von erſterem Orte an wurden die Felſen immer höher und wilder. Wir fuhren an ihrer Seite hin, faſt immer im Angeſichte des Stroms. Dieſer ward nun zum See, Loch-Tay. Drohende, ſtarre Felſen erhoben ſich furchtbar über unſerm Haupte, immer höher und höher über einander, während wir den, längs dem Ufer des Sees ſich hinwindenden Weg verfolgten. Wolken in ſeltſamer Geſtalt umlagerten die höchſten Gipfel der Berge und wogten im Winde, kamen und ſchwanden, Alles um uns war feierlich, groß und einſam. Wir erſtiegen, geführt von einem Einwohner des Thales; den Gipfel eines Berges. Unſere Führer nannten ihn uns Ben-Lawers. Die Ausſicht oben war eine der einſamſten der Welt, wir erblickten nur andere kahle, ſchauerliche Felſen und zwiſchen ihnen dunkle, einſame Thäler. Heerden von jenen kleinen Schaafen, geführt von einem einſamen Knaben, belebten allein die feierliche Wüſte. Wir kehrten zurück zum Loch-Tay und erreichten bald Killin, ein einſames Haus, umgeben von einigen, hart am Ufer des Sees erbauten Hütten. Die Flüſſe Dochart und Lochy fallen hier in den See, und bilden in ſanften Krümmungen kleine Halbinſeln. Das Thal, welches dieſen einſchließt, iſt ſo grün, Bäume und Sträuche wachſen in ſo üppiger Fülle, zwiſchen durch wogen kleine Kornfelder, daß wir es zu den lieblichſten Plätzchen rechnen müſſen, die wir auf dieſer Reiſe erblickten. Hohe Felſen umgeben es, als wollten ſie es wie ein ſchönes Geheimniß den Augen der Welt verbergen. Aus einem der großen Bogenfenſter in dem ſehr gut eingerichteten Gaſthofe iſt die Ausſicht auf eine der ſchönſten Buchten des Sees ausgezeichnet, auch verkünden hier viele Inſchriften von Reiſenden, daß dieſe Stelle eine der herrlichſten im Hochlande ſey.

Nahe bei Killin, auf dem Wege nach Tyndrum, kamen wir einem Waſſerfall vorbei, der brauſend und ſchäumend über abgeriſſene Felſenſtücken dem See zueilte. Immer ſchroffer und höher wurden die Felſen, öde und einſamer die ganze Gegend umher. Wilde Bergwaſſer rieſelten von allen Bergen und ſtürzten hinab ins Thal. Es war ein Oſſianſcher Tag, graue Nebel hiengen an den Spitzen der Berge, wogten zuweilen herab und durcheilten, gejagt vom Winde, wie Geiſtergeſtalten die Schluchten der Felſen. Einzelne Sonnenblicke flogen über das Thal, durch welches bald ſilberhell, bald wild tobend ein ſtarker Bach ſich wand. Nur ſelten erinnerte uns in dieſer Wildniß ein kleines Kornfeld, eine niedrige Hütte, daß in dieſer abgeſchiedenen Einſamkeit noch Menſchen lebten.

Hier erſcheint die Natur, wie Oſſian ſie malte, die Ströme, die Felſen, die uralten einzelnen Eichen. Der Wind heult über die Haide, die Diſtel wiegt ihr Haupt im Sturme am Grabe der alten Krieger. Die vier grauen, bemooſten Steine erheben ſich noch einſam am Hügel der Helden und verkünden ſtumm dem ſtillen Wanderer die Geſchichte vergangener Jahrhunderte. Viele ſolcher alten Denkmale ſahen wir, von den Urenkeln der Helden, deren Aſche ſie umſchließen, mit Ehrfurcht geſchont und bewahrt *). Oſſian's Name, und deſſen Lieder ſind in dieſen Thälern noch nicht verhallt, die Geiſter der Helden können noch immer von ihrem Wolkenſitze der alten wohlbekannten Töne ſich erfreuen.

Wir erreichten Tyndrum. Es liegt hoch in einer ſchauerlichen Einöde. Der Regen ſtürzte jetzt in Strömen herab, lange ſahen wir zu, wie die ſchweren Wolken an den Bergen hinrollten, einzelne Streifen von Sonnenlicht bisweilen auf Momente die Gipfel der Felſen verklärten und der Wind den Regen wild herumpeitſchte. Gegen Abend klärte ſich das Wetter auf, wir erfreuten uns des wunderbaren Spiels der Wolken, der Wirkung des ſchnell erſcheinenden und wieder verſchwindenden Sonnenlichts an den Bergen. Im flachen Lande kann man ſich keinen Begriff von dieſen

---

*) Hier ſoll, einer alten Sage nach, Fingal begraben ſeyn, der Vater Oſſians.

magiſchen Erſcheinungen machen. Die ſchweren Regenwolken ſchienen wie eine dunkle Decke auf den höchſten Gebirgen zu laſten, leichteres Gewölk zog ſich wie ein heller Schleier um andere tiefere Berge, verdeckte ſie in dieſem Momente ganz, rollte ſich dann zuſammen und verſchwand im nächſten, oder zog pfeilſchnell dahin in wunderbaren Geſtalten, im ewigen Kampfe mit Sonnenlicht und Sturm, unendlich wechſelnd mit Licht und Farbenſpiel.

29.

Dalmally.

Der Weg von **Tyndrum** hieher war ſchlechter wie bisher, doch immer noch fahrbar, die Wildniß noch ſchauerlicher und öder. Alles ſtille, keine Spur von Leben, nur hie und da eine Heerde Schaafe an den mit ſpärlichen Berggräſern und Haidekräutern bekleideten Felſen klimmend. Einſam und traurig blickte dann und wann ein Hirtenknabe von den Höhen herab auf unſern Wagen, der ihm eine ſeltene Erſcheinung ſeyn mochte. Viele halbverſunkene alte Gräber zeigten, daß ſonſt ein mächtigeres Leben hier waltete. Am Himmel war geſchäftige Bewegung, Nebel und Wolken und Sonne trieben noch immer ihr wunderbares Spiel.

Dalmally iſt ein ſo kleines Dorf, wie die andern: es beſteht aus einer Handvoll armer Hütten und wieder aus einem für dieſe abgelegene Gegend ſehr guten Gaſthofe. Hier ſahen wir die erſte Kirche in den Hochlanden. Kaum konnten wir ſie von den übrigen Hütten unterſcheiden, ſo arm und klein iſt ſie. Der ſie umgebende Gottesacker entdeckte ſie uns zuerſt. Nur wenig Grabhügel erhoben ſich in dem kleinen Bezirke. Man ſtirbt beinahe gar nicht in dieſem Lande, dieſe einfachen Menſchen erreichen ein hohes glückliches Alter. Mit ſechszig Jahren dünken ſie ſich noch gar nicht alt. Sie gehen bis an das, von der Natur ihnen vorgeſchriebene Ziel, und nur mit dem letzten Tropfen Oel erlöſcht ſtill und faſt unbemerkt das Lebenslicht. Wir ſahen in dieſem Dorfe einen Mann von 103 Jahren, ſeine Nachbaren gaben ihm deren ſogar 111 und beſchuldigten ihn, daß er ſich jünger angebe, als er ſey. In unſern cultivirten Ländern hätte man ihm deren höchſtens ſechszig zugetrauet. Vor 14 Tagen hatte er eine Frau von 40 Jahren geheurathet und an ſeinem Ehrentage ein Tänzchen gemacht und drei Lieder auf der Sackpfeife geſpielt, denn er galt noch immer für einen der erſten Virtuoſen auf dieſem Lieblingsinſtrument der Bergſchotten.

Das Haferbrod, das Hauptnahrungsmittel der Bergſchotten, lernten wir hier auch kennen; bis jetzt hatten wir noch immer in den Gaſthöfen Waizenbrod gefunden. Es iſt ein dünner, runder Kuchen, wie in Teutſchland die Pfannenkuchen, hart wie eine Brodrinde gebacken und von beiden Seiten mit ein wenig Waizenmehl beſtreut, der Geſchmack davon etwas bitter, faſt wie rohe Hafergrütze. Man rühmt es als ſehr nahrhaft und geſund, wir halten es nicht für unmöglich, ſich daran zu gewöhnen.

In dieſem Dorfe wurden wir aufs lebhafteſte an Oſſian erinnert. Ein Greis in der Nationaltracht ſaß auf einem Steine nahe am Kirchhofe; ſein langer, ſchneeweißer Bart flog im Winde, ſein Anſehen war wild, ein Paar dunkle Augen glühten unter einer hohen kahlen Scheitel hervor; der Plaid hieng fantaſtiſch von den Schultern herab wie ein Mantel, zwiſchen den Knieen hielt er eine kleine Harfe, aus der er unzuſammenhängende Accorde wie mit Gewalt einzeln hervorriß. Mit ſtarker, tiefer Stimme ſang er dazu alte Volksgeſänge in Erſiſcher Sprache, ſein Geſang war eintönig, faſt mehr Declamation, als Lied. Um ihn her war das ganze Dorf verſammelt, unter ihnen auch der hundertjährige Greis; Alles hörte feierlich aufmerkſam zu. Unſer Nähertreten ſtörte weder den Sänger, noch ſeine Zuhörer im Geringſten, nur machten ſie uns mit natürlicher Höflichkeit Raum in ihrem Kreiſe. Man ſagte uns, der Greis ſey ein Sänger, der mit ſeiner Harfe das Land durchziehe, ohne eigentliche Heimath, aber überall ein willkommner Gaſt, wie ſonſt die alten Barden. Leider konnten wir mit ihm nicht ſprechen, denn er verſtand nicht Engliſch.

30.

Inverary.

Ueber ſteile, unwirthbare Berge gieng es weiter. Plötzlich ſenkte ſich der Weg; ein großer ſilberner See breitete ſich vor unſern erſtaunten Blicken aus, es war Loch-Awe. Friſche ſchöne Bäume, kleine Gärten vor den Hütten der Eigenthümer, Getraidefelder bekränzen ſeine Ufer. Vier und zwanzig engliſche Meilen lang ſtreckt er ſich hin durch das grünende Thal, viele kleine Inſeln erheben aus ſeinen Fluthen die Felſen-Stirnen. Eine darunter zeichnete ſich durch fantaſtiſch geformte, hervorragende Maſſen aus. Von fern glichen ſie Ueberreſten alten Gemäuers, ſelbſt mehr in der Nähe konnten wir nicht entſcheiden, ob es Felſen oder Ruinen wären? Kein Kahn war in der Nähe uns herüber zu bringen, auch ſchienen die Ufer zum Landen zu ſchroff. Einige Einwohner, denen wir begegneten, verſtanden unſere Sprache nicht: unbefriedigt über dieſen Punkt mußten wir weiter; aber der Anblick des Sees, ſeine ſchönen Ufer, umringt von majeſtätiſchen Felſen, erfreuten uns um ſo lebhafter, als wir mehrere Tage lang die Natur nur in ihrer furchtbaren Größe angeſtaunt hatten. Zu bald mußten wir den herrlichen See verlaſſen, ſteilere Felſen als zuvor erklimmen, Alles um uns war wieder ſtill, groß und ſchauerlich. Abermals ſenkte ſich nun der Weg, friſches Laubgehölz nahm uns auf in ſeine freundliche Schatten; bald ſahen wir uns in einem ſchönen engliſchen Parke, angeſtaunt von zahmen Rehen, die am Wege ſtanden. Mitten drinnen ein gothiſches Schloß mit vier runden Eckthürmen. Wir befanden uns jetzt in einer wahrhaft paradieſiſchen Gegend. Vor uns lag das ſchöne große Schloß Inverary, der Sitz des Herzogs von Argyle, mitten in einem, durch herrliche Bäume und Büſche verſchönten, fruchtbaren Thale. Luſtpfade ſchlängeln ſich nach verſchiedenen Richtungen hindurch, alle lockend und lieblich. Im Hintergrunde erheben ſchöne waldbewachſne Felſen das ſtolze Haupt, ſeitwärts dem Schloſſe winkt der eigentliche Garten voll blühender Roſenbüſche; die zahmen Rehe ſchleichen neugierig um das Geländer, das ihn leicht umgiebt; auf der andern Seite erhebt ſich ein hoher, ſchroffer Fels von wunderbar drohender Geſtalt. Seine Spitze krönt ein Pavillon, zu welchem man ohne ſehr große Beſchwerde auf bequemen Pfaden ſteigt, und dort einer Ausſicht von unendlicher Schönheit genießt, die alles vereint, was die Natur erhabnes und freundliches darbietet. Kornfelder, Wieſen, Gebüſch füllen in der reizendſten Mannichfaltigkeit das übrige Thal. Vom Schloſſe an erſtreckt ſich eine ſchöne Wieſe bis hinab an den Loch-Fine. Dieſer iſt eigentlich ein ſchmaler Meerbuſen, der hier tief ins Land hinein läuft. Eine ſchöne Brücke wölbt ſich dicht am Schloſſe über ihn. Nahe und ferne Berge dehnen ſich an beiden Ufern hin. Die Länge des Loch-Fine iſt dem Auge unüberſehbar, das ferne Meer, dem er angehört, begränzt ihn; grün wie dieſes ſpiegelt ſeine dunkle Fläche, kleine, weiße Wellen hüpften wie im Tanz und ſchaukelten luſtig die Fiſcherböte, kleinen Schiffe und Barken, die darauf ſchwimmend, der Scene neues friſches Leben gaben. Dem Schloß ſeitwärts über der Brücke liegt das Städtchen **Inverary**, mit dem kleinen Hafen voll Fahrzeuge mancher Art. Es hat ein ſehr zierliches, nettes Anſehen mit ſeinen geraden Straßen und den weißen, hübſchen Häuſern, unter denen der Gaſthof ſich ſtattlich erhebt. Alles ſieht aus, als wäre es erſt geſtern fertig geworden. Und ſo iſt's beinahe auch. Sonſt lag die Stadt dem Schloſſe gegenüber, aber der Herzog, dem ſie an der Stelle die Ausſicht zu verderben ſchien, ließ ſie abtragen und an ihrem jetzigen Platze wieder aufbauen. Wir ſahen das Schloß, ein geräumiges, edles, mit Geſchmack decorirtes Gebäude. Zuerſt tritt man in eine Halle, mit einer Kuppel von der Höhe des Schloſſes; offne Galerien, von welchen man in die Zimmer kommt, umgeben die Halle. In der Mitte der erſten Galerie ſteht das Lieblings-Inſtrument der Britten, eine Orgel und einige marmorne Statüen von Werth. In den Zimmern bemerkten wir ſehr ſchöne Kamine von hieſigem bunten und ſchwarzen Marmor, auch ein wunderſchönes, in Rom gearbeitetes von weißen. Zwei franzöſiſche Maler haben ein Zimmer recht hübſch mit Arabesken verziert; der Plafond und die Superporten ahmen, grau in Grau gemalt, erhabne Bildhauer-Arbeit aufs täuſchendſte nach. Einige Zimmer ſind mit reichen Lyoner Stoffen behangen und möblirt, andere enthalten viele, zum Theil gut gemalte, Familien-Porträts, und einige ſehr ſchöne, italieniſche Landſchaften. Alle dieſe Pracht kontraſtirt aufs reizendſte mit der ſie umgebenden herrlichen Natur, uns erſchien ſie faſt in feenhaftem Schimmer, nach den wilden erhabnen Umgebungen, in denen wir die zunächſt vergangnen Tage verlebt hatten. An die armen Hütten der Hochländer durften wir freilich dabei nicht denken, doch tröſtete uns die Ueberzeugung, daß auch ſie in ihrer frommen Beſchränktheit glücklich ſind.

31.

Arroquhar.

Von Inverary bis Cainondew, 9 engliſche Meilen, hatten wir einen ſehr ſchönen, ebnen Weg, längs dem Ufer des herrlichen Sees. Von dort aber mußten wir uns durch ſchauerliche, enge Felſen-Schluchten hindurch winden, über ſteile Berge hinauf und hinab in düſtre Thäler ſteigen. Keine Vegetation, kein Leben, nur Todtenſtille und öde Einſamkeit. Kein Laut in dieſer Wüſte, als das Brauſen der Felſenbäche, die hin und wieder ſchäumend hinabſtürzten; keine Spur menſchlichen Daſeyns, außer zuweilen eine jener armen Hütten neben dem ſchäumenden Bache in eine Felſenecke gedrückt, einſam verloren. Dieſe traurigen Wohnungen machten die Einſamkeit noch auffallender. Im Winter müſſen ihre Bewohner, von aller Möglichkeit zu Menſchen zu kommen, ausgeſchloſſen, ein Leben führen, wie auf einer wüſten Inſel, und noch verlaßner, hier in dieſem Lande, wo der Himmel auch im Sommer nicht freundlich lächelt. Dennoch verändern ſie ihren Aufenthalt nie.

Wir ließen uns von dem einzigen Wanderer, dem wir begegneten, hinauf führen auf den Gipfel eines der höchſten nahen Berge. Unſer Führer ſprach ein wenig Engliſch, doch konnten wir den Namen des Berges nicht vernehmen. Von oben überſahen wir viele andere Berge; in großen, impoſanten Maſſen, ohne alle Vegetation lagen ſie da. Wie Vogelneſter erſchienen die wenigen kleinen Wohnungen am Fuße der Felſen, oder am Eingange der ſchauerlichen, düſtern Thäler, die ſo enge ſind, daß ſie, größern Felſenſpalten gleich, wohl nur wenig Stunden des Tageslichts ſich erfreuen. Hin und wieder ſahen wir auch hier Heerden jener kleinen Schaafe kümmerlich die Spitzen der Haidekräuter benagen. Nur auf einem Punkte ſchimmerte uns dunkelblau ein Waſſer und etwas Grün entgegen, es war Loch-Long, an deſſen Ufern Arequhar liegt, das Ziel unſrer heutigen Reiſe.

Arequhar liegt in einem ſchönen, von prächtigen Bergen umgebnen Thale, durch welches der Loch-Long ſich zu winden ſcheint. Dieſer See, lang und ſchmal, gleicht hier mehr einem breiten Strome *). Seine Umgebungen ſind weniger lachend, aber groß und impoſant, ſchweigend und dunkel zwiſchen mächtigen Bergen.

Der Gaſthof in Arequhar war in frühern Zeiten der Sitz einer edlen Familie, und noch trägt er in ſeiner Bauart die Spuren jener höhern Beſtimmung.

32.

Loch-Lemmond.

Wenige Meilen von Arequhar gelangten wir an die Ufer dieſes ſchönſten und größten Sees in den

---

*) Eigentlich iſt er ein Arm des Atlantiſchen Meers, ſein Waſſer iſt daher ſalzig. Der Name Loch-Long bedeutet der See der Schiffe.

Hochlanden. Seine Umgebungen ſind unbeſchreiblich reizend und erhaben. Bald ſcheinen die prächtigen, größtentheils waldbewachſnen Berge, ſich um ihn zu drängen, als wollten ſie ſich in ſeinen klaren Fluten ſpiegeln, dann treten ſie wieder zurück und Wieſen und Felder umgeben das glänzende Gewäſſer. Zuerſt empfieng uns ein friſcher grüner Wald am Ufer; unter hohen Laubgewölben fuhren wir hin und freuten uns des Silberglanzes im See und der mannichfaltigen Reflexe. Ein hoher Berg, einer der höchſten, über die wir bis jetzt gekommen waren, ſtellte ſich uns in den Weg, wir erreichten ſeinen Gipfel, der Weg ſenkte ſich und vor uns, unabſehbar breit, in aller ſeiner hohen Pracht, lag der ganze, herrliche See da, beſäet mit kleinen und größern, grünenden Inſeln, zwiſchen denen Fiſcherböte leicht hinruderten. Millionen weiße, ſich kräuſelnde Wellchen belebten die ſilberne Fläche. Dieſe Ausſicht iſt von ſo großer hinreißender Schönheit, daß jeder Verſuch ſie zu beſchreiben, vollkommen zwecklos wäre, aber nie werden wir den Tag vergeſſen, den wir an dieſen Ufern verlebten. Unſre Herberge in Luß, leider dem letzten Orte in den Hochlanden, durch den wir kamen, war indeſſen gar nicht erfreulich. Eine Geſellſchaft betrunkner Bergſchotten hatte ſich in einem der untern Zimmer einquartirt und tanzte zu einer verſtimmten Violine und einem Dudelſack ganz unter ſich, ohne Frauenzimmer, aufs luſtigſte herum. Die Mädchen hatten nicht bleiben wollen, das hinderte aber die Männer nicht, dennoch ihre National-Tänze aufzuführen und ſich vortrefflich dabei zu divertiren. Das pferdemäßige Stampfen, das Freudengekreiſch bei irgend einem wohlgelungnen Sprunge, würde uns ins Freie getrieben haben, wenn auch uns die himmliſche Gegend nicht herausgelockt hätte. Nur für die Nacht war uns bange und nicht ohne Grund. Unſer Wirth war ebenfalls betrunken und dabei ſo geſellig, daß wir ihn alle Augenblick aus dem Zimmer complimentiren mußten. Seine Tochter, ein ſehr hübſches Mädchen, erſchien uns dabei recht intereſſant, ſie gab ſich alle Mühe den Vater zu Ruhe zu bringen, und doch mit ſo zarter Schonung, immer ſtrebend das kindliche Verhältniß nicht zu verletzen, und wieder wie beſchämt daß wir, die Fremden, die ſo weit her kamen ihre Berge zu ſehn, ihn in ſolchem Zuſtande treffen, und dadurch an Bequemlichkeit leiden mußten.

33.

Glasgow.

Hinter Luß ward die Gegend allmählich flacher, die Wege beſſer, Alles kündigte uns an, daß wir das Land der Poeſie verließen und zurückkehrten zum platten Lande mit ſeinem Alltagsleben. In Dunbarton ſchieden wir von unſerem Fuhrmanne und ſeinen vier treuen Roſſen, die uns über ſo manchen hohen Berg, durch ſo manches friedliche Thal geführt hatten. Wir nahmen Abſchied von den Hochlanden, aber die Erinnerung davon blieb uns. Sie reiht ſich an ſo manche andere ſchöne Erinnerung aus der Schweiz und aus vaterländiſchen Gebirgen, von denen dieſe, die wir jetzt verließen, ſich indeſſen ſo merkwürdig, als merklich unterſcheiden.

Die Gegend von Dunbarton wird als ſehr ſchön gerühmt; unſere Phantaſie war aber von der nächſten Vergangenheit noch zu ſehr erfüllt, als daß wir ſie genau beachten konnten. Wir nahmen Poſtpferde und langten gegen Abend in Glasgow an. Die Stadt iſt ziemlich groß; ſchöne breite Straßen und Plätze, ſehr hübſche, von Quaderſteinen erbaute Häuſer erinnerten uns an Edinburgh. Auch hier fanden wir, wie dort, in allen Häuſern breite ſteinerne Treppen mit eiſernen Geländern verſehen, ein Luxus, auf welchen die Einwohner ſehr ſtolz ſind und ihn bei jeder Gelegenheit als einen großen Vorzug vor London preiſen. Dort, meinen ſie, könne man in einem obern Stockwerke keine Nacht ruhig ſchlafen, weil man, wenn Feuer im Hauſe auskäme, in der entſetzlichſten Gefahr wäre, elendiglich umzukommen.

Gleich bei unſerm Eintritte in den Gaſthof erhielten wir eine luſtige Probe der hieſigen Induſtrie. Ein Gentleman ließ aufs dringendſte um die Erlaubniß bitten, uns in unſerm Zimmer beſuchen zu dürfen. Da wir endlich nachgaben, erſchien ein ſehr höflicher Herr mit ein Paar dicken Büchern unterm Arme und erbot ſich, als Sprachmeiſter uns Engliſch zu lehren; er hatte vernommen, daß wir beim Ausſteigen aus dem Wagen ein Paar Worte Franzöſiſch unter einander ſprachen und hielt uns folglich für eine ausgewanderte, franzöſiſche Familie, der er ſeine Hülfe nothwendig anbieten müſſe. — Glasgow iſt weit lebhafter, als Edinburgh, denn Handel und Wandel ſind hier zu Hauſe, übrigens aber konnte uns Niemand, ſo viel wir uns auch erkundigen mochten, irgend ein merkwürdiges Gebäude oder ſonſt einen Gegenſtand angeben, welcher näherer Betrachtung für ein nicht kaufmänniſches Gemüth würdig geweſen wäre. Wir ruhten alſo, im eigentlichen Sinne des Worts, die wenigen Tage, die wir hier zubrachten, denn die Fabriken, die man uns zu zeigen ſich erbot, wären doch nur Wiederholungen des ſchon Geſehenen geweſen. Dazu regnete es unbarmherzig faſt die ganze Zeit über, wir ſahen es mit Vergnügen regnen und dankten dem Himmel, daß er dieſe Sündflut nicht in den Hochlanden über unſere Häupter herabſtrömen ließ. Unter den Einwohnern Glasgows war uns wohl, gaſtfrei, anſtändig, zwanglos im Umgange, gebildet, vereinigten ſie die guten Eigenſchaften, die wir ſchon an ihren Landsleuten rühmten, mit der Wohlhabenheit und allem vernünftigen Luxus, welchen der hier blühende Handel nur gewähren kann. Wir zogen manche nützliche Erkundigung über die weitere Fortſetzung unſerer Reiſe ein und da der Himmel ſich aufzuklären ſchien, eilten wir weiter, nach Hamilton.

Unterweges hielten wir bei dem Landſitze des Lord Douglas an. Der Regen hatte die Promenaden durchnäßt, und ſo angenehm und geſchmackvoll angelegt ſie uns auch erſchienen, eilten wir dennoch ſchnell hindurch, hin zu den Ruinen von Bothwell-Caſtle. Hier lebte die Königin **Maria** einige der wenigen glücklichen Tage, die ihr zu Theil wurden. Einzelne Mauern und Gewölbe ſtehen jetzt noch da, verödet, zertrümmert, ein trauriges Denkmal der ſchönſten Frau ihrer Zeit.

Im Schloſſe zu **Hamilton**, dem Sitze des Herzogs gleichen Namens, ſetzte uns eine der größten und ſchönſten Gemälde-Sammlungen Großbritanniens in Erſtaunen, und erneute zugleich unſern Verdruß über die zweckloſe Weiſe, mit der dieſe Schätze hier zu Lande dem Fremden gleichſam nur von weitem gezeigt werden, um ihn zu tantaliſiren. Hier, wo wir Wochen lang hätten verweilen mögen, mußten wir uns in ein Paar Stunden abfertigen laſſen. Eine größere, ſehenswerthere Sammlung aus den italieniſchen Schulen giebts vielleicht in allen drei Königreichen nicht, auch fehlt es nicht an guten niederländiſchen Gemälden. Wir erinnern uns nur wie eines Traums der herrlichen Geſtalten, an denen wir flüchtig vorüberrauſchten, vor Allen eines großen Altargemäldes aus der erſten, ſchönen Zeit der Kunſt, die heilige Familie vorſtellend. Den Namen des Meiſters konnte unſere Führerin nicht nennen. Die Farben ſind verblichen, aber die liebliche Einfalt, der zauberiſche Ausdruck des Ganzen zog uns unwiderſtehlich an und raubte uns einen großen Theil der Zeit, die uns vergönnt war, hier zuzubringen. Nächſtdem wiſſen wir auch, daß wir einen ſehr ſchönen, kleinen Johannes von Corregio dort ſahen, eine Madonna von Titian; unter den Niederländern eine ſehr kräftige, ausdrucksvolle Darſtellung Daniels unter den Löwen, von Rubens und mehrere treffliche Familien-Porträts von Van Dyk. Aber weiter, als zu dem Bewußtſeyn, daß dieſe Gemälde dort wirklich neben vielen andern, eben ſo vortrefflichen exiſtiren, geht unſere Erinnerung nicht, ſogar in dem Moment, wo wir das Schloß verließen, wußten wir nicht viel mehr. Wie konnte dieſe flüchtige Eile einen bleibenden Eindruck uns geben?

34.

Die Fälle des Stromes Clyde.

Durch eine der reizendſten Gegenden Schottlands reiſ'ten wir weiter nach Lanark, um die berühmten Waſſerfälle des Clyde zu ſehen. Am Abhange hoher, zum Theil mit Wald bekleideter Felſen wand unſer Weg ſich hin; wir blickten hinab auf ein fruchtbar angebautes Thal, durchſchlängelt vom ſchönen Strome

Clyde; Gehölze, Aecker, Landſitze, Dörfer wechſelten höchſt anmuthig. An einer Stelle, wo ein dichtes Gehölz uns den Anblick des laut brauſenden Stromes verbarg, ſtiegen wir aus und giengen einen ſehr ſteilen und ſchlüpfrigen Fußpfad hinab, bis an das Ufer des Stroms. Ganz in Schaum verwandelt, ſtürzt er hier laut brauſend von einer beträchtlichen Höhe hinab, über große Felsſtücke und windet ſich dann zürnend und ſchäumend weiter durch das liebliche Thal. Die hohen, maleriſchen Felſen, bekränzt mit ſchönem Geſträuche und hohen Bäumen, von welchen wieder leichtere Epheukränze hinflattern in der vom donnernden Fall ewig bewegten Luft. Die große Waſſermaſſe, die hier hinunterſtürzt, der Kontraſt des Schaumes, weißer als Schnee, mit dem dunkeln, im ewigen Thau ſtets friſchen Grün, die Millionen Tropfen, die wie Diamanten im Abendſtrahle blitzten, Alles entzückte uns und hielt uns lange feſt. Waſſerfälle ſoll man aber nicht malen, weder mit dem Pinſel, noch mit der Feder; die Wahrheit dieſer Bemerkung fühlt man am lebhafteſten, wenn man den Verſuch wagt.

Ziemlich ſpät langten wir in Lanark an. Den folgenden Morgen ſetzten wir unſre Reiſe fort nach Douglaßmill, zu den beiden andern größern Fällen des Stroms. Die Gegend zwiſchen Lanark und Douglaßmill, gehört zu den ſchönſten im unteren Schottland. Eine Meile gieng es über Berg und Thal durch friſches, dichtes Gehölz hin; nun erſtiegen wir mühſam einen ziemlich hohen Berg, höhere Felſen drohten über ihm gen Himmel. Als wir oben waren, erſchreckte uns die fürchterlich ſchönſte Anſicht, die wir jemals ſahen; jeder Blick hinab war ſchwindelerregend und doch war's unmöglich nicht immer hinzuſehen. Hart am Rande eines tiefen ſteilen Abgrunds fuhr unſer Wagen, keine Hand breit Raum zwiſchen uns und dem ſchrecklichſten Untergange. Ein Fehltritt der Pferde, der kleinſte Unfall am Wagen wäre unvermeidlicher Tod geweſen; es war unmöglich, den Wagen halten zu laſſen, unmöglich an der Felſenwand, an welcher wir hinfuhren, auszuſteigen; dennoch vergaßen wir alle Gefahr bei dem Anblicke des wunderſchönen Thales, das uns viele Klaftern tief im Glanze der Morgenſonne entgegen ſchimmerte, durchſtrömt vom Clyde, der zögernd zwiſchen den blühenden Gärten und fruchtbaren Feldern ſich fortwand. Eine kleine Stadt liegt mitten im Thale, nicht weit davon drei oder vier große anſehnliche Gebäude mit ſchönen Gärten. Es ſind Baumwollſpinnereien, deren Maſchine hier wie in Perth vom

Waſſer getrieben werden. Wir ſahen die Räder behende ſich drehen, die kleinen Fälle, die durch dieſe veranlaßt werden, blitzten wie flüſſiges Silber, aber wir hörten nicht ihr Geräuſch, es war zu tief unter uns. Jetzt ſenkte ſich der Weg den Berg hinunter; dichtes Gehölz empfieng uns wieder in ſeine Schatten, laut hörten wir den Strom donnern und bald hielten wir vor einem Garten ſtille. Wir traten hinein, erſtiegen einen kleinen Hügel und vor uns ſtürzte der Strom, weit waſſerreicher und majeſtätiſcher als geſtern, über wilde, hohe Felſen; noch einige Schritte weiter hinauf und wir ſahen ihn abermals über noch höhern Felſen, in noch tiefere Abgründe gewaltig herabbrauſen. Er fällt von einer ſo ſteilen Höhe, daß er einen Bogen bildet; wer es wagen will auf dem ſchlüpfrigen Boden, kann zwiſchen dem Felſen und der großen Waſſermaſſe hingehen. Unten in dieſer kriſtallnen Grotte iſt man wie im Nixenreiche; es muß ein betäubendes Gefühl ſeyn, dazuſtehen und dieſes ungeheure Toben und Wogen über ſeinem Haupte, vor ſeinen Augen zu haben, ja von allen Seiten davon umgeben zu ſeyn; aber ſelten nur wagt Jemand ſich herab, der bloße Anblick des Wageſtücks ſchreckt zurück. Wie wir den Garten verließen, fuhren wir an einem ſchönen Landhauſe vorbei, zu welchem er zu gehören ſcheint, wir wünſchten dem Beſitzer deſſelben Sinn für ſein Glück.

Nichts hinderte uns des Geſehnen im Nachgenuß uns zu erfreuen, denn öde und traurig war die Gegend bis Douglaßmill, einem kleinen elenden Neſte; eben ſo bis Elvanfort, einem noch elendern Winkel, und immer ſo fort, bis wir gegen Abend in dem artigen Städtchen Moffat ankamen. Hier fanden wir eine freundliche Wirthin in einem ſehr guten Gaſthofe und ruhten aus von den Freuden und Leiden des vergangnen Tages.

Moffat iſt ein kleiner, von den Schotten häufig beſuchter Badeort; die hieſigen Heilquellen werden für ſehr wirkſam gehalten, nur konnten wir nicht erfahren, für welche Gattung Uebel ſie eigentlich gebraucht werden. Für die Langeweile wohl nicht, wie ſo manche andere Bäder. Die Lage des Ortes iſt angenehm, und das Städtchen ſelbſt ſieht ſehr freundlich aus; aber wir bemerkten keine Anſtalten zu den hergebrachten Badeluſtbarkeiten, weder zu Aſſambleen noch zu Bällen, noch zu Schauſpielen, und ſchloſſen daraus, daß wohl nur Kranke herkommen, denn für körperlich Geſunde ſcheint nicht geſorgt zu ſeyn.

Ueber Locherby kamen wir den folgenden Tag nach Gretnagreen, einem kleinen Dorfe, dem letzten auf der ſchottiſchen Gränze. Unbedeutend wie es ausſieht, iſt es dennoch ein Ort von großer Wichtigkeit. Hunderte bereuen es lebenslang, ſich einmal unbeſonnen hingewagt zu haben. Gretnagreen iſt der Schrekken aller Aeltern, Vormünder, Onkels und Tanten in England, die reiche oder ſchöne Mädchen zu hüten haben, der Troſt und die Hoffnung aller Miſſes, die in Penſionen ſich Kopf und Herz mit Romanenlectüre anfüllten, der Hafen, nach welchem alle Glücksritter zuſteuern, die beſonders aus Irland mit leeren Beutel und vakanten Herzen nach Briſtol, Bath, auch wohl nach London kommen, um mit Hülfe des kleinen, blinden Gottes, und ſeines oft noch blindern Bruders, endlich ein ſolides Glück zu machen.

In Gretnagreen, wohnt nämlich der alte berühmte Hufſchmidt, der die unauflöslichſten Ketten ſchmiedet. Er iſt dort Friedensrichter, und dies Amt macht ihn zu einer ſehr wichtigen Perſon. In Schottland braucht es nämlich zu einer ganz legalen Trauung keines Aufgebots, keiner Einwilligung der Aeltern, keines Prieſters. Das liebende Paar geht zum erſten, beſten Friedensrichter, verſichert, es ſey frei und ledig, auch nicht in verbotnem Grade verwandt, und wird von ihm ohne weitere Umſtände getraut. Dieſe Trauung iſt ſo gültig und vor allen brittiſchen Tribunalen ſo unauflöslich, als wäre ſie von dem erſten Biſchof im Lande vollzogen. Wer alſo in England, wo andere Geſetze gelten, ein, von irgend einem widerwärtigen Argus bewachtes, Liebchen hat, der nimmt die erſte Gelegenheit wahr, packt es in eine Chaiſe mit vier raſchen Pferden beſpannt und galopirt damit fort, nach Gretnagreen, dem nächſten ſchottiſchen Gränzorte, wo oben erwähnter Hufſchmidt Tag und Nacht bereit iſt, ſein Amt um ein Billiges zu verwalten. Im Gaſthofe, wo wir abſtiegen, wollte die Wirthin nicht gern von dieſen Dingen ſprechen, kaum daß ſie uns das Haus des Hufſchmidts von weitem zeigte; gern hätte ſie Alles abgeläugnet, aber Mauern und Fenſter ſprachen von dieſem Geheimniſſe in ihrem Hauſe. Alles iſt mit Inſchriften und Namenszügen glücklicher Paare angefüllt, die ihrem wonnevollen Herzen Luft machten und lebloſen Gegenſtänden ihre ſüßen freudigen Gefühle anvertrauten. Dem Hufſchmidte war gar nicht Rede abzugewinnen; er ſah wohl, bei uns war nichts zu verdienen, von andern Einwohnern aber hörten wir, daß Gretnagreen ein gar beſuchter Ort iſt, und oft mehrere Paare in einem Tage anlangen.

Auffallend war es uns, die erſte Tagereiſe hinter Gretnagreen auf engliſchem Boden, daß man uns nirgends anhielt um Wegegeld zu fordern, alle Schlagbäume flogen gleich auf, und die Zöllner kamen ſehr gefällig in die Gaſthöfe, wo wir Pferde wechſelten, das Geld zu holen. Alles ſcheint in dieſer Gegend ſtillſchweigend vereinigt, den Flüchtlingen hülfreiche Hand zu leiſten.

England.

35.

Die Lakes.

Ueber **Carlisle**, einem hübſchen lebhaften Städtchen, dem erſten wieder auf engliſchem Boden, kamen wir nach **Wigton**, um von dort aus die Landſeen von **Cumberland** und **Weſtmoreland**, eine der geprieſenſten Gegenden Englands, zu beſuchen. Seit ungefähr zwanzig Jahren iſt es in London Mode geworden, hierher zu wallfahrten, um ſich von der ſchönen Natur entzücken zu laſſen. Die Londner nennen dieſe Gegenden die engliſchen Hochlande, ſo wie man in Teutſchland die Gegend bei Schandau die ſächſiſche Schweiz nennt, und auch ungefähr mit dem nämlichen Rechte.

Von **Wigton** aus kamen wir durch eine rauhe, öde Gegend, bis ganz nahe vor **Keswick**. Hier öfnete ſich ein angenehmes, bebautes, fruchtbares Thal; ein kleiner See, Baſſenthwaitewater, giebt ihm Reiz und Leben. Die Gegend iſt bergig, aber die Felſen haben weder die ſchönen Formen, noch die impoſante Größe der ſchottiſchen. Keswick iſt ein kleines, freundliches Städtchen mit ſehr angenehmen Umgebungen, die wir unſtreitig ſehr reizend gefunden hätten, wären wir nicht eben aus Schottland gekommen. Aber dieſe kahlen Felſenhügel verſchwinden gegen jene gigantiſch über einander gethürmten Koloſſen; dieſe Seen ziehen ſich zu Fiſchteichen zuſammen, wenn man an Loch-Lommond dabei denkt. Man ſollte ſolche Vergleichungen nicht machen; ſie wurden uns indeſſen ſowohl von den Einwohnern, als durch die Benennung der engliſchen Hochlande gleichſam aufgedrungen.

Hinter Keswick wird die Gegend romantiſch ſchöner, die Felſen höher, nur vermißten wir die Wälder, die in Schottland die niedrigern Berge mit ihrem wechſelnden Grün bekränzen. Zuerſt kamen wir wieder an einen See, der bald breiter, bald ſchmäler, unregelmäßig ſich durchs Thal windend, faſt einem Strome gleicht. Er heißt Derwentwater und gern begrüßten wir die freundliche Nymphe hier wieder, die Matlocks Felſen beſpült. Einige hübſche Landſitze liegen ſehr angenehm an den Ufern des Sees; Berge, Bäume, Felder umgeben ihn in reizender Mannichfaltigkeit. Ein enges, rings von Felſen eingeſchloſſenes Thal empfieng uns, als wir den See verließen, durchrauſcht von einem lebendigen Flüßchen, welches ſich gegen die Mitte des Thales in einen kleinen ſchmalen See verwandelt, der Thirlmere-Lake heißt. Einige Brücken geben dem Ganzen ein recht pittoreskes Anſehen. Wir wurden hier lebhaft an den Plauener Grund bei Dresden erinnert; es war als ſähen wir ein Miniaturgemälde jener berühmten Gegenden. Nahe bei Ambleſide öffnen ſich weit ausgebreitete Ausſichten, die durch den Kontraſt mit dem engen Thale, durch welches wir vorher uns wanden, um ſo reizender erſcheinen. Freundlich und lachend lag hier die Welt vor uns in mannichfaltiger Schönheit, verſchiedne kleinere Seen blitzten uns aus der Ferne entgegen, und vermehrten den Reiz des fruchtbaren Ganzen. Ambleſide liegt hoch; von allen Seiten bieten ſich ſchöne Ausſichten auf die benachbarte Landſchaft dar, aber die ſchönſte derſelben erwartete uns, da wir die Stadt verließen.

Ein großer ſpiegelheller See trat allmählich zwiſchen Bergen und Waldungen hervor. Zehn kleine

Inſeln von mannichfaltiger Geſtalt ſcheinen darauf zu ſchwimmen, alle mit freundlichem Grün bekleidet, mit Gebüſch und Bäumen gekrönt. Auf der größten dieſer Inſeln erhebt ſich die elegante Villa eines reichen Gutsbeſitzers, umgeben von freundlichen Gärten. Sie heißt Corwens-Inſel, nach dem Namen ihres Eigenthümers. Zierliche, zu jener Villa gehörige Gondeln wiegen ſich auf den klaren Wellen, Alles athmet Freude und Luſt. Die Ufer des Sees ſind von unbeſchreiblicher mannichfaltiger Schönheit; rauhe, zakkigte Felſen, grüne bebaute Hügel, zum Theil von ſchönen Waldungen umkränzt, prächtige einzeln ſtehende Bäume, Wieſen, Kornfelder, Dörfer, einzelne ländliche Wohnungen, liegen umher in lieblichem Gemiſch. Die Berge von Keswick ſchließen die bläulich dämmernde Ferne. In Lowood, einem ſehr guten einzelnen Gaſthofe, hart am Ufer des Sees, an einer der ſchönſten Stellen, ſtiegen wir ab; der See heißt Winandermere, er enthält mehrere Stunden im Umfange, und iſt der größte in England.

36.

Lancaſter.

Nachdem wir den See Winandermere, die Krone dieſer berühmten Gegend, geſehen hatten, hielten wir es für überflüſſig, auch die übrigen kleineren Seen der Reihe nach zu beſuchen, wir ſetzten unſern Weg weiter fort nach Lancaſter. Das Land umher iſt angebaut wie ein Garten, die Stadt ſelbſt weder groß, noch lebhaft, noch hübſch. Viele Quäckerfamilien bewohnen ſie. Dieſe guten Leute ſtellen ſich jetzt im Aeußeren mehr den Kindern der Welt gleich. Selten nur hört man noch das alte treuherzige Du aus ihrem Munde; auch von der feierlichen Steifheit ihrer Bewegungen und Kleidung haben ſie Vieles nachgelaſſen, dennoch bleibt immer genug, um ſie vor Andern auszuzeichnen.

Die Mädchen und Frauen von Lancaſterſhire werden für die ſchönſten in England gehalten. Wir fanden hier in der Stadt Lancaſter faſt bei jedem Schritte die Beſtättigung dieſer Bemerkung, denn nichts Reizenderes giebt es, als die Quäckermädchen in ihrer anſpruchsloſen beſcheidenen Tracht. Die dunkeln Farben, in die ſie ſich gewöhnlich kleiden, die Schürze und das große Halstuch vom allerfeinſten Muſſelin, das ſchwarzſeidene Hütchen, Alles ohne die mindeſte Verzierung, geben den friſchen, blühenden Geſichtern eine unendliche Lieblichkeit. Es iſt etwas Klöſterliches in ihrer Erſcheinung, aber da ſie friſch und frei in Gottes Luft umherwandeln, ſo erregen ſie nicht das beängſtende Mitleid, wie die Nonne; auch iſt ihre einfache, reinliche Kleidung dem Auge weit angenehmer, als jene gothiſche entſtellende Verhüllung.

Das Gefängniß in Lancaſter iſt, ſeiner Größe und guten Einrichtung wegen, berühmt; von außen hat es etwas Baſtillenartiges, wie es denn wohl nicht anders ſeyn kann. Hohe Mauern mit Eckthürmen, in welchen die Schlafſtellen der Gefangenen angebracht ſind, umgeben es. Es enthält inwendig viele kleine, ebenfalls durch hohe Mauern von einander abgeſonderte Höfe, die alle von den Thürmen aus bewacht und überſehen werden. In dieſen Höfen halten ſich die Gefangenen den Tag über auf und erfreuen ſich des Sonnenlichts und der friſchen Luft; an jeden Hof ſtößt ein Zimmer Parterre, in welchem ſie eſſen und ſich nach Belieben am Tage beſchäftigen können, Abends werden ſie in ihre Schlafſtellen zurück gebracht. Die ganze Anſtalt erſchien uns zweckmäßig und dabei ſo menſchlich, als möglich, ſelbſt des Kerkermeiſters Amt hatte nicht alles mitleidige Gefühl in ihm erſtickt, wir bemerkten mit Vergnügen, daß er immer ganz leiſe ſprach, wenn von den Unglücklichen, die wir da ſahen und den Urſachen ihrer Gefangenſchaft die Rede war. Dieſe ſind nach der Art und Größe ihrer Vergehungen in den verſchiednen Höfen vertheilt, immer gleich und gleich zuſammen. Im erſten, größten Hofe, gleich am Eingange, befanden ſich die, ſo Schulden halber der Freiheit beraubt wurden; es waren ſehr viele, der größte Theil davon ſchien ganz fröhlich, Viele ſpielten Ball und waren ſehr luſtig. Andere aber ſtanden in ſich verſunken da, mit trübem Blick, das ganze Gewicht ihres Unglücks laſtete ſichtbar ſchwer auf ihrer Seele. Wir konnten uns nicht überwinden, die ganze Anſtalt in ihren Details zu ſehen, die hohen Mauern, die engen, niedrigen Thüren, das Raſſeln der Riegel beängſtigte uns, obgleich der blaue Himmel, und die freundliche Sonne auch in dieſe Wohnungen des Elends ihre mildernden Strahlen herab ſenden. Wir begnügten uns an dieſer allgemeinen Ueberſicht. Noch zwei große, helle Zimmer, in welchen Gericht gehalten wird und die ebenfalls in dieſem Gebäude ſich befinden, wurden uns gezeigt. Das eine derſelben, in welchem die öffentlichen Sitzungen gehalten werden, iſt ſehr zweckmäßig, eingerichtet. Es beſteht aus einer halben, von der Kuppel an gleichſam in der Mitte durchſchnittenen Rotunde, das Licht fallt von oben hinein. Den Richtern gegenüber ſind viele Reihen Stufen zu Sitzen für die Zuſchauer über einander aufgeführt, nach Art der römiſchen Amphitheater. Wenn dieſer Gerichts-Saal, bei irgend einem, das allgemeine Intereſſe erwekkenden, Rechtsfalle mit Menſchen angefüllt iſt, muß er einen ſehr impoſanten Anblick gewähren.

Wir reiſ'ten über das ſehr hübſche, freundliche Fabrik-Städtchen Preſton nach Leverpool. Gleich hinter Preſton glaubten wir uns wie durch einen Zauberſchlag aus England nach Holland verſetzt. Das Land ſo flach, als möglich, unabſehbare Wieſen von Kanälen durchkreuzt, Gräben voll Waſſer an beiden Seiten der mit Steinen gepflaſterten Landſtraßen, Alles genau, wie in Holland, nur das nette, geſchniegelte Anſehn der holländiſchen Landhäuſer fehlte. In England wird kein Haus von außen gemalt oder abgeputzt, in wenigen Jahren bekommen daher die Backſteine, aus welchen die meiſten erbaut ſind, ein altes, räuchriges Anſehen, welches dem nicht daran gewöhnten Auge mißfällt. Nichts iſt dagegen hübſcher und freundlicher, als die ländlichen Wohnungen in Holland; das Holzwerk wird dort regelmäßig alle Jahre mit Oelfarbe angeſtrichen, die Ziegelſteine roth gefärbt, die Fugen derſelben weiß gemacht, Alles ſieht immer neu aus, als wär es erſt geſtern fertig geworden und giebt ſo dem Ganzen ein unbeſchreiblich fröhliches und wohlhabendes Anſehen. Dieß nebenher.

37.

Leverpool.

Dieſe Stadt, nächſt London die größte und bedeutendſte in England, ſteht dennoch, ſowohl in Hinſicht der Schönheit, als des Umfangs, weit hinter Edinburgh zurück. Aber Handel und Betriebſamkeit haben über Leverpool ihr Füllhorn ausgeſchüttet, und Reichthum und Luxus glänzen dem beobachtenden Fremden überall entgegen. Die reichen Kaufleute wenden ihren Ueberfluß auf eine ſehr zweckmäßige Weiſe an, indem ſie die an ſich nicht ſchöne Stadt mit vielen neuen, prächtigen Gebäuden verzieren. Vier neue pallaſtähnliche Kaffehäuſer, (Newshouſes,) Neuigkeitshäuſer hier genannt, ſind ſeit kurzem durch Subſcription erbaut, ein ſchönes Theater, ein Conzert-Saal, ein großer Gaſthof, viele mildthätige Anſtalten, die der Menſchheit Ehre machen, verdanken den reichen Einwohnern ebenfalls ihr Daſeyn. Das prächtigſte und koſtbarſte Werk ihrer vereinten Kräfte ſind aber die Docks. In dieſen künſtlichen Häfen liegen die Schiffe ſicher und bequem, faſt mitten in der Stadt zuſammen, werden ſelbſt da erbaut, ausgebeſſert, aus und ein geladen und überdies ſind die Ladungen für Dieben ſichergeſtellt. Solche Docks koſten ungeheure Kräfte, um ſie zu Wege zu bringen, ſind aber auch für den Handel vom größten Nutzen. Die Promenade längs ihren Ufern fanden wir nicht angenehm; das Gewühl, das Schreien, das Drängen und Stoßen iſt betäubend, der Seegeruch unangenehm, aber der Anblick der offnen See über die Docks hinaus entſchädigte uns; am Ufer des Meeres-Gebornen geht es damit wie den Bergbewohnern mit ihren Bergen. Wir ſehnen uns, wenn wir es vermißten und ſein Wiederſehn erfreut, wie das eines alten Freundes. Das Meer verſchönert jede Gegend, ja die traurigſte Sandſteppe erhält dadurch einen unbeſchreiblichen Reiz. Das Brauſen der Wellen tönt wie bekannte Stimmen aus unſerm Jugendlande herüber, und wir horchen ihnen gern mit ſtiller Wehmuth zu. Wir haben ſchon bemerkt, daß Leverpool keine eigentlich ſchöne Stadt ſey; auch deſſen Umgebungen zeichnen ſich nicht vor andern aus. Doch müſſen wir der ſchönen Wohnungen verſchiedner reicher Kaufleute erwähnen, die ganz nahe vor der Stadt, etwas abgeſondert auf einer mäßigen Anhöhe erbaut ſind. Höchſt elegant eingerichtet, vereinigen ſie alle Vortheile des Land- und Stadtlebens auf die angenehmſte Weiſe; doch wird dieſer Vorzug ihnen wohl nicht lange mehr bleiben. Die Stadt wird täglich vergrößert, und man kann ſchon jetzt berechnen, daß im Verlaufe von einigen Jahren jene Häuſer mitten in ihr und ihrem Gewühl liegen werden.

Der geſellſchaftliche Ton iſt in Leverpool vielleicht ein klein wenig leichter als in London, doch fehlt es hier, wie dort, an dem allgemeinen Intereſſe im Geſpräch, welches die Fremden bald einheimiſch macht. Sind die gewöhnlichen Redensarten, welche in dieſem Lande immer von der allgemein angenommnen Etikette herbeigeführt werden, abgethan, hat man über Wetter und Wohlbefinden ſich ausgeſprochen, ſo iſt man in der Regel übel dran, wenn man vom Handel und Politik nichts weiß, oder nichts wiſſen will. Die Männer dieſer Stadt ſind faſt alle auf dem feſten Lande geweſen, ſie kennen fremde Sitten und Gebräuche, dies macht ſie wenigſtens toleranter gegen Ausländer. Die Frauen aber ſind ächte Engländerinnen im vollen Sinne des Worts und im Allgemeinen fehlt ihnen die höhere Bildung, die denn doch in einer großen Stadt wie London leichter zu erlangen iſt, als in einer Provinzſtadt. Dafür haben ſie ſich tauſend Bedürfniſſe und Zierereien angeſchafft, die ihren Reichthum und ihren guten Ton zugleich an den Tag legen ſollen, dem daran nicht Gewöhnten aber höchſt läſtig und peinlich werden. Die Leverpooler beſitzen die Tugend der Gaſtfreiheit, die dem Engländer in Städten ſonſt weder eigen iſt, noch ſeiner Einrichtung nach ſeyn kann; aber daß die lange Weile an ihren wohlbeſetzten Tiſchen* auch hier gewöhnlich präſidirt, kann nicht geläugnet werden, wenigſtens iſt dies der Fall, bis die Damen aufbrechen und den Männern bei Wein und Politik freien Spielraum laſſen. In Leverpool, wie in ganz Lancasterſhire, leben viele Quäker-Familien, doch ſind ſie hier ſehr ausgeartet, und ſchämen ſich ihrer alten einfachen Sitte, aber der neumodiſche Ton ſteht ihnen wunderlich; beſonders die jungen Herren, welche Elegants ſeyn wollen, benehmen ſich ungemein link. Sie, deren Väter ſelbſt vor dem Könige nicht den Hut abnehmen, grüßen jetzt, zum Beiſpiel auf der Promenade, faſt Jedermann, um zu zeigen, wie vorurtheilfrei ſie ſind; ungefähr wie elegante Juden, die ſich öffentlich mit

Schinkeneſſen Indigeſtionen zuziehen, um ihre vorurtheilfreie Bildung an den Tag zu legen. In einigen Bädern fanden wir noch Quäkerinnen in der einfachen ſaubern Kleidung, die ihre Religion ihnen vorſchreibt, das „Du" klang in ihrem Munde ſo höflich und beſcheiden, daß unſer „Ihr" uns in dem Augenblicke recht lächerlich erſchien. Es handelt ſich ſehr gut mit ihnen; ihre Waaren ſind immer von vorzüglicher Güte, ſie übertheuern Niemand, und kein Feilſchen und Abdingen findet Statt; dies würde ſie auf's höchſte beleidigen.

Das Theater iſt nicht groß, aber ſehr elegant und bequem eingerichtet. Man hört überall im ganzen Hauſe vollkommen gut, die Erleuchtung iſt vortreflich, und die Decorationen laſſen nichts zu wünſchen übrig. Wir beſuchten hier die Vorſtellungen einiger neuern Schauſpiele, die wir ſchon in London geſehen hatten und waren im Ganzen damit zufrieden, wenigſtens mit den Schauſpielern. Die Schauſpielerinnen freilich ſchienen ſich einander das Wort gegeben zu haben, nicht über die beſchränkteſte Mittelmäßigkeit hinaus zu gehen. Die Zuſchauer waren weit weniger lärmend, als in London; unter ihnen bemerkten wir im Parterre die beiden betrunkenſten Menſchen, die uns ie vorgekommen ſind. Beide, ganz elegant gekleidet, ſaßen leichenblaß, ſtarr und ſteif neben einander wie Todte, mit ſtieren offnen Augen. Der eine fiel wie ein Stein vom Sitze herunter, der andere blieb, ohne es zu bemerken, ſteif ſitzen. Die übrigen Zuſchauer im Parterre trugen ſie heraus, aber mit ſo zarter Schonung, mit ſo viel Theilnahme, daß man deutlich ſah: jeder dachte im Stillen,, heute Dir, morgen Mir"!

Wir haben ſchon oben der vielen menſchenfreundlichen Anſtalten erwähnt, die hier der Wohlthätigkeit und dem Reichthume der Einwohner ihr Daſeyn verdanken. Eine davon, für Blinde, haben wir mit Freude und Rührung beſucht. Der Fonds dieſer Einrichtung iſt noch nicht hinreichend, um ein Haus zu erbauen, welches geräumig genug wäre, daß alle dieſe Unglücklichen darinnen wohnen könnten. Deshalb ſind ſie in Privathäuſern in der Stadt eingemiethet, aber ſie verſammlen ſich alle Tage in dem, für ſie eingerichteten Gebäude, Aſylum genannt; dort ſpeiſen ſie zuſammen, erhalten Unterricht in der Muſik, in den Arbeiten, die ſie bei ihrem traurigen Zuſtande verrichten können, und bringen übrigens den Tag nach Gefallen mit einander zu. In zwei Zimmern ſtehen gute Pianofortes zu ihrem Gebrauch, im dritten eine Orgel. Als wir in letzteres traten, ſaß ein junger Blinder an der Orgel und accompagnirte drei jungen Mädchen, ſeinen Unglücksgefährtinnen. Sie ſangen dreiſtimmig eine rührende Klage, gemildert durch ſtille Ergebung und Hoffnung auf den Tag, der einſt ihre lange Nacht erhellen wird. Ihre Stimmen waren angenehm und rein, ſie bemerkten unſern Eintritt nicht und ſangen ungeſtört fort; gerührt ſtanden wir am Eingange des Zimmers ſtill und hüteten uns wohl ſie zu unterbrechen.

Im Ganzen ſind dieſe Blinden, wie faſt alle ihre Unglücksgenoſſen immer heiter und froh und geſprächig. In einem untern Zimmer fanden wir eine Menge ſpinnender Weiber und Mädchen, Räder und Zungen ſchnurrten luſtig um die Wette. In einem andern Zimmer, in welchem Männer und Jünglinge mit Korbflechten ſich beſchäftigten, gieng es nicht weniger munter her. Wir bewunderten die Feinheit und zierliche Form der Körbchen, ſie flochten ſogar Muſter von grünen und rothen Weiden hinein, und wußten dieſe von den weißen durchs bloße Gefühl auf's genauſte zu unterſcheiden. Die Blinden machen auch noch ſonſt allerhand nützliche Arbeiten, welche unten im Hauſe in einem Laden zum Vortheile der Anſtalt verkauft werden; ſie weben, machen Seile, ja es giebt ſogar Schuhmacher unter ihnen. Dieſe Anſtalt gehört wohl zu den zweckmäßigſten und wohlthätigſten ihrer Art. Entfernt von allen Scharlatanerien ſtrebt ſie nur, den Unglücklichen wirkliche Hülfe zu leiſten, ſie ſoviel möglich zu nützlichen Mitgliedern der Geſellſchaft zu machen, und ihren einſamen, dunkeln Pfad zu erheitern durch Arbeit und Muſik. Hier werden ſie nicht mit tauſend Kleinigkeiten gequält, wie in andern ähnlichen Anſtalten, wo man das, was der Menſchheit das ehrwürdigſte ſeyn ſollte, das Unglück, zum Zeitvertreib einer müſſig gaffenden, ſchauſpielluſtigen Menge herabwürdigt.

Am Tage, ehe wir Leverpool verließen, erſcholl plötzlich von allen Thürmen ein betäubendes Glockengeläute, welches eine ganze Stunde ununterbrochen fort währte; die Glocken erklangen luſtig, bald die Octave hinauf bald herunter, bald Terzen, bald Quinten, die ganze Scala durch nach Guſto der Küſter. Jeder bimmelte nach Belieben der Nachbarſchaft die Ohren voll, ohne ſich an die Andern zu kehren. Wir glaubten, es ſey die Nachricht einer gewonnenen Schlacht angekommen, oder der Geburtstag eines Mitglieds der königlichen Familie würde gefeiert, oder wenigſtens eine große, vornehme Hochzeit in der Stadt; aber nichts von alle dem. Eine alte, vor mehr als hundert Jahren verſtorbne, Jungfer war die Urſache alles dieſes Lärms. Sie hat ſämmtlichen Leverpoolſchen Küſtern in ihrem Teſtament eine gebratene Hammelkeule mit Gurkenſallat, und dem dazu gehörigen Porter, für jeden Donnerſtag Abend das ganze Jahr hindurch vermacht. Dies Gaſtmahl verzehren ſie in Geſellſchaft, müſſen aber vorher mit ihren Glocken einen furchtbaren Lärmen machen, der die Nachbarn der Kirchen in Verzweiflung bringt, Alles zu ihres Namens Gedächtniß. Es frägt ſich, ob dieſe Erfindung eine Art von Unſterblichkeit zu erhalten, nicht ſo gut und beſſer iſt, als manche andere?

Die Gegend hinter Leverpool fanden wir eben ſo holländiſch als die, durch welche wir herein kamen. Das Land ſo flach als möglich, aber höchſt cultivirt, durchſchnitten von ſchiffbaren Kanälen. Ueber Warrington, einem ſehr freundlichen, Städtchen, berühmt durch Glasfabriken aller Art, kamen wir zum zweiten Male nach Mancheſter, von dort auf ſehr unebnem ſteinigen Wege nach Daisley. Die engliſchen Landſtraßen werden mit Recht im Durchſchnitt als höchſt vortreflich geprieſen, aber in der Nähe großer Fabrikſtädte, wo ſchwer beladne Wagen und Karren den ganzen Tag darauf hin und her rollen, ſind ſie es weit weniger und müſſen den Chauſſeen um Dresden, im Deſſauiſchen, im Oeſtreichiſchen und andern in Teutſchland den Vorrang einräumen. Eine Unannehmlichkeit für Reiſende in England beſteht darin, daß es ſehr ſchwer wird, früh auszureiſen. Bei aller Vortreflichkeit der Gaſthöfe iſt es dennoch unmöglich, vor ſieben Uhr Morgens das Frühſtück zu erhalten, der Wirth und ſeine erſten Bedienten ſchlafen bis ſpät in den Tag hinein; nur der Stiefelwichſer iſt zu jeder Stunde bereit, aber ſeine Macht erſtreckt ſich nicht weiter, als höchſtens zur Herbeiſchaffung der Pferde. Dieſe Beſchwerde fühlt indeſſen nur der Fremde; denn die Engländer ſind in der Regel gewohnt, erſt einige Stunden nach dem Aufſtehen zu frühſtücken, und reiſen immer eine oder ein Paar Stationen, ehe ſie ihren Thee mit geröſtetem Butterbrode verlangen. In Daisley, wo wir dem engliſchen Gebrauch gezwungen folgen wollten, fanden wir das Haus in ſo großer Unordnung und Unſauberkeit, daß es uns unmöglich war den Wagen zu verlaſſen. Unſre Reiſe fiel gerade in die Zeit der allgemeinen Bewaffnung der Nation gegen eine gefürchtete Landung. Alt und jung ſpielte Soldaten; Comtoire, Werkſtätten, Läden, ſtanden die Hälfte der Woche leer, jeder junge Mann ſuchte durch ſchöne Uniformen und Exerzieren bei heiterm Wetter im Angeſichte der Damen ſeinen Muth an den Tag zu legen; bei Regenwetter giengen ſie freilich, wie die päpſtlichen Soldaten, mit Regenſchirmen zur Parade. Nach dem Exerzieren wurden in Gaſthöfen bei großen, gemeinſchaftlichen Gaſtmählern die, durch dieſe patriotiſche Anſtrengung erſchöpften, Kräfte hinter der Flaſche wieder erſetzt, und die Nacht alsdann mit Tanz und Spiel vollends hingebracht. Dieſe Lebensweiſe galt damals durch ganz England, und die Chefs der jetzt leer ſtehenden Comtoire und Fabriken wollten ob der großen Vaterlandsliebe der jungen Helden ſchier verzweifeln. In Daisley war eben dieſe Nacht ſolch ein patriotiſches Feſt gefeiert worden. Alles trug noch Spuren davon, welche, ziemlich abſchreckend, dem Eintretenden auf alle Weiſe entgegen kamen. Hinter Daisley war die Gegend zuerſt recht freundlich, ganz engliſch; Alles grün, über und über. Dann geriethen wir wieder zwiſchen unfruchtbare, hohe Felſen. Dürftig mit Haidekraut bewachſen, boten ſie uns alles Unangenehme einer Gebirgsreiſe, ohne uns durch erhabne Schönheit dafür zu entſchädigen. Kurz vor Middleton kamen wir durch eine enge, zwiſchen Felſen von ſchönerer Form ſich hinwindende Schlucht, dann gieng es weiter über noch höhere und freudenloſere Berge bis Sheffield.

Dies iſt eine große, aber nicht freundliche Manufactur-Stadt. Kohlendampf, üble Luft, unbeſchreiblicher Schmutz wie in einer Schmiede, überall. Die Straßen hallen wieder von wildem wüſtem Geſchrei und Gehämmer, Alles hat ein grobes, unangenehmes Handwerks-Anſehn. Es werden hier ſehr viele und ſehr ſchöne Stahl- und plattirte Waaren verfertigt. Unſers Bleibens konnte hier nicht lange ſeyn; nichts zog uns an, wir eilten fort und freuten uns in dem nicht weit entfernten Landſitze des Lord Fitzwilliam, Wentworth-Houſe wieder einmal friſche Luft zu ſchöpfen.

38.

Wentworth-Houſe und Rotherham.

Es ward uns erlaubt, durch den Park von Wentworth zu fahren. Obgleich groß und angenehm, zeichnet er ſich dennoch übrigens nicht aus; eben ſo wenig die Gärten und Anlagen. Das Merkwürdigſte hier ſind die prächtigen Ställe und das Haus; erſtere gleichen wahrlich mehr einem Pallaſte, als der Wohnung von Pferden. Sie umſchließen einen großen, viereckigen Hof von allen Seiten. Der eine Flügel des, mit architektoniſcher Pracht verzierten Gebäudes iſt zur Reitbahn eingerichtet; in den drei andern ſahen wir eine Menge der ſchönſten Pferde, unter ihnen viele Jagdpferde, meiſtens von arabiſcher Herkunft, auch verſchiedene berühmte Renner, welche bei manchem Wettrennen unſterbliche Lorbeeren errungen hatten. Die Luft war in dieſem Pferdeſtalle weit reiner, als in der Stadt Sheffield. Die Pferde ſtehen alle auf ſteinernen, zum Abzuge der Feuchtigkeit hin und wieder durchbohrten Platten. Dies verhindert allen unangenehmen Geruch. Ueber dem Stande der vornehmſten Pferde, der Jagdpferde und der Renner war ihr Name, der Name ihrer werthen Aeltern und bisweilen ein noch längerer Stammbaum zierlich geſchrieben zu leſen. Einige Stutten hatten ziemlich große Spiegel vor ſich, um zu bezwecken, daß ihre Nachkömmlinge ihnen an Schönheit gleich würden. In einem abgeſonderten Theile des Hofes lief ein ſehr hübſches, perſiſches Pferdchen umher. Man ſagte uns, es wäre über zwanzig Jahr alt. Zahm wie ein Hund und auch nicht viel größer, kam das zierliche Thier auf jeden Ruf freundlich und ſchmeichelnd herbei geſprungen.

Das Haus paßt völlig zu der Pracht der Pferdeſtälle. Es iſt ein impoſantes Gebäude; etwas ſchwerfällig erſchien uns die übrigens prächtige, aber mit Zierathen, Säulen, hohen, doppelten Treppen überladene Faſade. Die Souterrains allein, zu welchen man von außen durch eine große doppelte Thüre unter der großen Treppe gelangt, könnten für eine ſehr ſchöne Wohnung gelten; ſie enthalten eine große Halle, lange Galerien, Vorrathsgewölbe, Bedienten- und Offizianten-Zimmer und eine ungeheuere Küche, in welcher vier franzöſiſche Köche, ganz gegen die Landesſitte, ihre Myſterien verwalteten. Die Eintritts-Halle oben zu den herrſchaftlichen Zimmern iſt ſehr prächtig mit Wänden von künſtlichem Marmor geziert. Eine hohe Kuppel erleuchtet ſie, oben herum läuft eine Galerie. In hellblauen, den Lapis Lazuli nachahmenden, Niſchen ſtehen zwölf marmorne Copien der ſchönſten und berühmteſten antiken Statuen. Vor Allen zeichnen ſich Paris und Antinous von Cavaceppi aus. Dem Eingange der Halle gegenüber tritt man in eine kleine halbe Rotunde, deren Verzierung noch nicht ganz fertig war. Sie enthält die vortreffliche, antike Statue eines ſitzenden Redners mit einer wunderſchönen Drapperie und außerdem noch ſechs ſchöne, antike Büſten. In einer unabſehbaren Reihe prächtiger, jedoch nicht ganz moderner, Zimmer ſahen wir eine Menge Gemälde, viele, zum Theil ſehr ſchöne Thierſtücke und Landſchaften von berühmten Meiſtern. Eine Menge Porträts der vierfüßigen Lieblinge des Lords, zum Beiſpiel ein Büffelochs, Hunde und Pferde, von guten Meiſtern gemalt, zierten die Wände. Auch ſich und ſeine Gemahlin hat Lord Fitzwilliam durch den Pinſel des Sir Joſhua Reynold verewigen laſſen; das Gemälde hieng aber in keiner ſehr vortheilhaften Nachbarſchaft, neben verſchiednen ältern, herrlichen Familienbildern von van Dyk. Schon durch die jetzige moderne Kleidung mußte es gegen jene alte, geſchmackvolle Pracht verlieren. Die ſehr große, prächtige Bibliothek enthält noch außer den Büchern ein hübſches, elegant aufgeſtelltes Naturalienkabinet. Müde und angegriffen vom Anſchauen und Bewundern ſetzten wir unſern Weg fort nach Rotherham, wo uns Merkwürdigkeiten anderer Art erwarteten.

Hier waren wir wieder in Vulkans Wohnung, doch gieng es uns dießmal nicht wie in Carron;

wir wurden eingelaſſen und freundlich empfangen. Dieſe Eiſengießerei, an Größe und Bedeutung die nächſte nach jener in Carron, gehört Herrn Walker. Obgleich auch hier Fremde ohne beſondre Empfehlung nicht eingelaſſen werden, und wir keine für Herrn Walker hatten, ſo genügte ihm doch ſchon ein Blick auf einige offene Addreßbriefe, die wir von London aus für andere Orte in England mitgebracht hatten, und er gab Befehl uns überall herumzuführen. Hier wird eine ungeheure Menge Blech geſchmiedet, gereinigt, geſchnitten, verzinnt, und dann in Kiſten gepackt, in alle Welt verſendet, wo es unter tauſenderlei Formen wichtige und angenehme Dienſte leiſtet. Das zu verarbeitende Eiſen kommt alles aus Rußland, theils roh, theils in langen Stangen. Die Eiſengießerei war uns beſonders intereſſant. Einen ſchauderhaft ſchönen Anblick geben die hochſprühenden Flammen und Funken, die rothen ziſchenden Feuerſtröme, welche ſich mit glühendem Schein langſam hinwälzen, bis ſie ſich in die Form wie in ein Grab verſenken, um dort auf immer zu erſtarren. Ihn vermehren noch die ſchwarzen, koloſſalen Männer, welche ſich auf mannichfaltige Weiſe darum her beſchäftigen. In Rotherham ward die große eiſerne Brücke gegoſſen, die wir bei Sunderland bewunderten, und eine zweite, noch größere, ward vor Kurzem nach Jamaika verſendet. Das Eiſen wird hier in unendlich verſchiedne Geſtalten gezwungen, von den coloſſalen Brücken an bis herab zum demüthigen Plätteiſen. Man verfertigt hier viel ſchönes Gitterwerk, in geſchmackvollen, meiſtens der Antike nachgebildeten Muſtern und braucht es ſehr häufig zu Verzierung der Balkone, Fenſter, Garten-Pforten, Thorwege und Treppen. Es ſieht ſehr reich und elegant aus. Durch die Erfindung dergleichen Dinge zu gießen, ſtatt ſie zu hämmern, iſt ihr Gebrauch ungemein verbreitet worden. Geſchlagenes Eiſen iſt zwar weit dauerhafter als gegoſſenes, aber dieſes koſtet auch nur halb ſoviel als jenes, und da es denn doch Eiſen iſt, ſo bleibt es ſeiner Natur nach noch immer dauerhaft genug.

Das Glück wollte uns ſo wohl, daß wir eine vier und zwanzig pfündige Kanone gießen ſehen konnten. Aus zwei Oefen floß brauſend das flüſſige Metall in zwei, mit Sand und Erde eingedämmte Kanäle, die ſich bald in einem einzigen vereinten, aus dem es gewaltſam in die tief eingegrabne Form ſtürzte. Dantes Hölle und der feurige Phlegeton waren bei dieſem Anblick die nächſt verwandten Ideen. Drei Tage braucht es, ehe die Kanone erkaltet iſt, dann zerbricht man die Form und bringt ſie ſo heraus. Wir ſahen auch eine Kanone bohren; denn ſie werden alle maſſiv gegoſſen. Aus dieſer Operation pflegte man ſonſt ein Geheimniß zu machen, doch ward ſie uns ohne viele Widerrede gezeigt, ſobald wir den Wunſch äußerten. Die dazu nöthige Maſchine wird vom Waſſer getrieben. Eine lange, eiſerne Stange, genau ſo dick als die Mündung der Kanone weit werden ſoll, ſteht in horizontaler Stellung feſt. Ein platter Stahl, ungefähr einen halben Zoll ſtark, mit ſcharfen Ecken, in Form einer Zunge, befindet ſich am Ende der, übrigens ganz runden, Stange. Die Kanone, mit undenkbarer Gewalt vom Waſſer getrieben, wird gezwungen ſich um dieſe Stange wie um eine Axe zu drehen und zu winden, die Zunge ſchneidet das Metall aus der Oeffnung und die Stange polirt ſie von innen ganz glatt und eben. Es iſt unmöglich die Kraft ohne Staunen anzuſehen, die hartes Metall wie weiches Holz bearbeitet. Wie wenig vermag der Menſch mit ſeiner Stärke allein, und wie viel Erſtaunenswerthes bringt er hervor mit Hülfe der Elemente, die er zur Dienſtbarkeit zwingt, die ſich aber wieder furchtbar an dem ohnmächtigen Herrſcher rächen, wenn ſie die Feſſeln zerbrechen, die er ſchlau erſonn, und in wilder Freiheit einhertoben, um ganze Geſchlechter in Momenten zu vernichten.

39.

Workſop. Welbeck. Clumber.

Die Gegend um Rotherham wimmelt von ſchönen und prächtigen Landſitzen. Alle zu ſehen wäre, wenn man es auch möglich machen könnte, eben ſo zwecklos, als ermüdend. Wir begnügten uns die auszuwählen, welche durch Reichthum an Kunſtwerken, durch Eleganz und Pracht, oder durch ehrwürdige Ueberbleibſel einer frühern Zeit vor Andern ſich auszeichnen.

Zunächſt nach unſrer Abreiſe von Rotherham zog uns Workſop an, der Sitz des Herzogs von Norfolk. Wir fanden beim Durchfahren den ſchönen Park, und ſpäter die Gärten in ziemlichem Verfalle. Eine ſeltne Erſcheinung in England! Der Herzog vernachläßigt dieſe ſchöne Beſitzung, kommt nur alle Jahre auf einige Tage hin, und wendet wenig daran. Das Haus iſt ſehr groß, überall ſieht man Spuren verblichner Pracht und daß eine reiche vornehme Familie hier wohnte, aber auch daß es jetzt verlaſſen und vergeſſen da ſteht. Wir wurden durch eine unabſehbare Reihe großer, öder Zimmmer geführt und die reichen Hauteliſſe-Tapeten an den Wänden, die hohen vergoldeten

Stühle, das ganze, nach dem jetzigen Geſchmack veraltete Ameublement verſetzte uns in ein, von dem unſeren ganz verſchiednes Zeitalter. Viele Gemälde, ohne Auswahl zuſammen geſtellt, hiengen an den Wänden umher, im ſchlechteſten Lichte. Manches höchſt Vortreſſliche ſchien uns unter der Menge entgegen zu leuchten; wie gewöhnlich konnten wir das Schöne nur ahnen und mußten ohne Genuß vorüberſtreiſen. Die große, doppelte Haupt-Treppe iſt ſehenswerth und vielleicht eine der prächtigſten der Welt, ſo ſchön windet ſie ſich, auf ſich ſelbſt beruhend, ſo groß und edel ſind ihre Dimenſionen; ein reiches vergoldetes Geländer von Eiſen ziert ſie.

Der nächſte Park, durch den wir fuhren, hieß Welbeck und gehört dem Herzoge von Portland. Das Haus iſt nicht ſehenswerth, deſto ſchöner der Park. Vorzüglich ſchöne Heerden weiden darinn, in Gemeinſchaft mit unzähligen Rehen und Hirſchen, einige Büffelochſen giengen ganz friedlich unter den übrigen Thieren einher, das Ganze macht einen ungemein freundlichen und behaglichen Eindruck.

Von Welbeck kamen wir nach Clumber, dem Sitze des damals noch unmündigen Herzogs von Newcaſtle. Die Gärten ſind unter der Vormundſchaft ein wenig vernachläſſigt, doch in gutem Styl angelegt und können leicht wieder in ihren ehemaligen Glanz hergeſtellt werden. Einige Tempel machten aus der Ferne einen ſehr pittoresken Effect. Ein großes Stück Waſſer trägt viel zur Verſchönerung des Ganzen bei. Obgleich eigentlich ein Teich, hat ihm doch die Kunſt ganz das Anſehn eines ziemlich breiten Stroms gegeben, und ſo windet er ſich ſehr täuſchend zwiſchen den ſchönen Bäumen, Wieſen und Anhöhen hindurch. Bei aller Größe bietet das ohne Säulen und andere Verzierungen, in einem ganz bürgerlichen Styl erbaute Haus eine ſehr einfache Außenſeite. Deſto erfreulicher zeigt es ſich von innen. Solide Pracht, und wohnliche Heiterkeit vereinigen ſich, es zu einem ſehr reizenden Wohnſitze zu ſchaffen. Gleich in der nicht weitläuftigen Eintritts-Halle fiel uns ein großes, ſchönes Gemäde iu die Augen; es ſtellt den verſtorbnen Herzog vor, er ſitzt zu Pferde und um ihn her verſchiedne ſeiner Freunde, Alle, wie man uns verſichert, auf's reffendſte ähnlich gemalt. Auf einem Tiſche ſtanden vier der größten und ſchönſten ſogenannten hetruriſchen Vaſen. Mehrere antike und moderne Statuen, Sarkophage, Büſten, Vaſen und Candelabers, ſind in die angränzenden Gemächer vertheilt, ein unſäglicher Schatz von Kunſtwerken, nur leider auch hier dem Kunſtfreunde ungenießbar. Außer dieſen befindet ſich hier noch eine Sammlung von Gemälden, wie man ſie ſelbſt in England ſelten in einer Privat-Sammlung findet. Eine Sophonisbe von Correggio iſt wohl die Krone des Ganzen; ſie ſteht hinter einem Tiſche, herübergebeugt gegen den Anſchauer, den ſchönen ausdrucksvollen Kopf auf die Hand geſtützt. Leider verderbt das Herz ihres Geliebten, welches in einer Schüſſel vor ihr ſteht, den hohen Effect. Im nämlichen Zimmer hängt noch ein liebes, einfaches Bild, Maria mit dem Kinde, von Albrecht Dürer, und eine Artemiſia von Guido. Dieſe ſind uns aus der Menge prächtiger Gemälde, ſowohl italieniſcher als niederländiſcher, einigermaßen erinnerlich geblieben. Sehr vortrefliche Familienbilder und Porträts findet man hier ebenfalls, van Dyk iſt auch in dieſer Familie ſehr fleißig geweſen. Man begreift es nicht, wenn man die engliſchen Luſtſchlöſſer ſieht, wie dieſer Einzige ſo unendlich Vieles und Vortreffliches hervorbringen konnte. Einige ſehr ſchöne Paſtellbilder von der fleißigen Roſalba und ein Paar Porträte von Angelica Kaufmann befinden ſich hier. Ein ganzes Kabinet voll Porträte von Kindern aus der Familie, zum Theil ſehr ſchön gemalt, erſchien uns als eine ganz einzige Sammlnug in ihrer Art. Es war recht hübſch, dieſe aufgehenden friſchen Blüten ſo verewigt zu ſehn. Ein etwa einjähriges Kind, im Hemdchen auf einem weißen Kiſſen ſitzend, das Bild der friſcheſten, fröhlichſten Geſundheit, zeichnete ſich vor Allen aus. Mit ſeinem kleinen, verſchobnen Spizen-Mützchen auf dem Kopfe, hielten wir es für das Porträt eines allerliebſten kleinen Mädchens und hörten mit Erſtaunen, es ſtelle den verſtorbnen Großpapa des jetzigen Herzogs vor. Dieſe Gemälde befinden ſich alle in der Bel-Etage. Im erſten Stocke ſahen wir noch eine ſehr große, ſchöne Bibliothek und einen prächtigen Speiſe-Saal. In dieſem hängen vier ungeheuer große, in ihrer Art vortrefliche niederländiſche Gemälde; ſie ſtellen todte Gegenſtände, ſogenannte Marktſtücke vor; die Figuren ſind von Sneyders. Auf einem hängen todte Vögel, Wild aller Art, Schöpſenkeulen und Rinderbraten, und ſo weiter, Alles zum Sprechen gut getroffen. Wie man ſolche Fleiſchbänke beim Eſſen anſehen kann, iſt unbegreiflich. Eben ſo widerlich ſind zwei Pendants zu dieſem, obgleich nicht minder treflich gemalt, ſie ſtellen alle Gattungen Fiſche vor, die im Meere und in den Strömen für der Reichen Tafeln ſich mäſten, Auſtern, Schildkröten, Hummer, ja ſogar ein Seehund ſind nicht darauf vergeſſen. Wie letzterer zu dieſer Ehre kam, wiſſen wir nicht. Die Fiſche ſind zum Theil aufgeſchnitten und blutend dargeſtellt. Einen angenehmern Anblick gewährt ein großer Gemüſe- und Obſt-Markt, iſt aber weniger gut gemalt, als die andern drei. In dieſem Saale ſowohl, als in dem größten Theile der übrigen Zimmer bewunderten wir trefflich in Italien gearbeitete marmorne Kamine, und noch tauſend Dinge mehr. Clumber iſt eines der ſehenswertheſten Schlöſſer in England in Hinſicht ſeiner Kunſtſchätze. Außer den Gemälden und Statuen ſahen wir noch eine ſchöne Sammlung merkwürdiger Handzeichnungen und alter Kupferſtiche. Wochen, ja Monate müßte man in Clumber verleben, nicht wenige eilende, zugemeßne Stunden.

40.

Nottingham.

Ueber das artige Städtchen Mannsfield, reiſ'ten wir nach Nottingham, einer ſchönen anſehnlichen Fabrik-Stadt, in welcher beſonders viele und große Strumpfweberreien ſich befinden. Von dort giengen wir nach Derby, durch eine ſehr reizende Gegend, dicht beſäet mit Parks und freundlichen, zum Theil ſchönen Landhäuſern, zwiſchen welchen einige ſtolze Schlöſſer der Großen ſich ſtattlich erheben. Unſer Poſtillion fiel vom Pferde, vielleicht wie wir, von Bewunderung alles des Schönen hingeriſſen. Die Pferde nahmen Reißaus, doch auf dieſen ſchönen und lebhaften Straßen hat ſolch ein Vorfall wenig zu ſagen, obgleich er faſt in allen engliſchen Romanen als ein großes Motiv paradiren muß. Unſere flüchtigen Pferde wurden bald angehalten, und wir kamen, zwar ein wenig erſchrecken, doch wohlbehalten in **Derby** an. Hier waren die Pferderennen, auf die wir uns gefreut hatten, eben vorbei; auf unſrer vorigen Durchreiſe war das Merkwürdigſte, was **Derby** darbietet, ſchon bewundert, deshalb ſetzten wir unſern Stab bald weiter, und zogen gen **Warwick**.

41.

Warwick.

Am freundlichen Ufer des Fluſſes **Avon** liegt dieſe kleine, artige Stadt ſehr angenehm, ganz in der Nähe das ehrwürdige alte Schloß **Warwick-Caſtle**, ſeit Jahrhunderten der Sitz der berühmten Grafen von **Warwick**. Der zum Schloſſe gehörige Park iſt einer der ſchönſten, wenn auch nicht der größten in England. Der herrliche, ſich hindurch windende Strom, und das alte wohlerhaltne Schloß mit ſeinen grauen Thürmen, ſeinen Epheu-bewachſnen Mauern, erheben ihn weit über die gewöhnlichen Parks. Alles trägt hier den Charakter der großen, erhabnen Natur, und man vergißt die Kunſt, die, wenn gleich beſcheiden, dennoch geſchäftig hier waltete. Die ſchöne Gegenwart und die höhere Vorzeit vereinigen ſich, und gießen unbeſchreiblichen Zauber über alle Gegenſtände rings umher.

Eine Stelle des Parks verdient vor Allen ausgezeichnet zu werden. Ueber den ſilbern hingleitenden Fluß hin erblickt man das mit gothiſcher Pracht erbaute Schloß in aller ſeiner Herrlichkeit, ſo wie es ſchon vor Jahrhunderten da ſtand. Eine ſchöne Brücke führt über den Strom, in welchem eine üppige Vegetation von beiden Seiten ſich unter dem Schutze einzelner, uralter Bäume ſpiegelt. Unfern der Brücke ſprudelt und blitzt der Strom, indem er dort einen kleinen Fall bildet, und gleichſam einen Freuden-Sprung macht. Keine Spur von der wilden Wuth, mit welcher der Clyde in Schottland in Abgründe hinabſtürzt, hier iſt Alles lachend und freundlich, aber von unendlichem Liebreize begleitet. Das ſchöne Orangerie-Haus, eine der größten Zierden dieſer Gärten, umſchließt ein Kunſtwerk von hohem Werthe. Hier, mitten unter geſchmackvoll geordneten Blumen aller Zonen ſteht eine große, herrlich gearbeitete, mit Reliefs gezierte Vaſe von weißem Marmor, ein Geſchenk Sir William Hamiltons. Das Schloß iſt eines der ſchönſten Gebäude ſeiner Zeit, mit Eckthürmen, felſenfeſten Mauern, hohen Bogenfenſtern, Schießſcharten und zackigen Zinnen, von welchen der Epheu in reichen Kränzen ſich herab ſenkt, ein Denkmal des ehrwürdigen Alterthums ohne Spur von Vergänglichkeit. Auch von innen ward nichts Weſentliches daran verändert; die ungeheuren Mauern, die Eintheilung der Zimmer, die gewölbten Fenſter und Thüren blieben wie ſie waren, nur wohnlich und freundlich wurden ſie für den jetzigen Beſitzer eingerichtet. Die Zimmer ſind größtentheils neu möblirt, aber mit feinem Sinn hat man die Mitte gewählt zwiſchen moderner Frivolität und alterthümlichem Roſte. Alles iſt neu und glänzend, aber ernſt und ſolid prächtig, wie es in ſeiner Art der erſte Erbauer auch mag eingerichtet haben, ohne daß man kindiſch die alten Formen nachgeahmt hätte, die zu unſern Zeiten nicht mehr paſſen, und die jetzt oft auf eine, meiſtens geſchmackloſe Weiſe in mancher ſeyn ſollenden Ritterburg beibehalten worden, und ihr das Anſehn einer Maskerade geben. Ein Paar der Zimmer hier ſind ſehr prächtig weiß, mit Gold verziert, andere mit ſchweren, ſeidnen Tapeten, alle haben ſchöne, zum Theil in Italien gearbeitete, marmorne Kamine, unter welchen beſonders eines von Moſaik ſich auszeichnet. Ein großes, mit Cedernholz getäfeltes Zimmer ſteht noch ganz ſo da, wie es vor zweihundert Jahren eingerichtet und möblirt ward. Hier bemerkten wir eine Art von Schrank oder Commode, ganz von Schildkröte mit Gold eingelegt und ſehr künſtlich gearbeitet. In dieſem Saale hiengen die Familien-Porträte, einige darunter von Rubens, andere von van Dyk, die ältern wenigſtens durch ihr Alter und durch die Perſonen, die ſie darſtellen, intereſſant. Auch in den übrigen Gemächern hängen viele, zum Theil koſtbare Gemälde; unter ihnen bemerken wir nur zwei ſchöne Landſchaften von Salvator Roſa, und zwei höchſt charakteriſtiſche Köpfe, die zuſammen in einem Buche leſen, von Rubens; auch zwei furchtbar ſchöne Löwen vom nämlichen Meiſter. Der Schatz von Gemälden iſt auch hier zu groß, um ſo ſchnell überſehen zu werden. Verſchiedne Marmorbüſten und Vaſen, und einige ſchöne, thönerne

Gefäße aus dem Herculaneum zieren ebenfalls die Zimmer. Die Schloß-Kapelle iſt einfach; Kanzel und Sitze von Cedernholz. Alte, prächtige, gemalte Fenſter mit bibliſchen Geſchichten, verbreiten ein heiliges ſchauerliches Helldunkel über das feierliche Ganze. Im Waffen-Saal blitzten noch die alten Waffen, mit welchen die Ahnen der jetzigen Grafen zum Siege oder zum Tode auszogen. Als ein Heiligthum der Familie wird das blutbeſpritzte lederne Wammes aufbewahrt, in welchem einer von ihnen auf dem Schlachtfelde den Heldengeiſt aushauchte. Auch vieles alte, zum Theil ſehr ſchöne Schnitzwerk in Holz ward uns gezeigt, eine Sammlung otahitiſcher Seltenheiten und Foſſilien aus Derbyshire. Der Thürſteher, welcher ſelbſt wie ein Ueberbleibſel der alten Zeit ausſah, ließ uns beim Ausgange aus dem Park ſeiner Loge nicht vorbeigehen, bis wir die große Punſchbowle geſehen hatten, die er dort aufbewahrt; eigentlich ein ungeheurer Topf oder Keſſel von helltönendem Erz, wird er ſeit undenklicher Zeiten in der Familie heilig gehalten. Die alten Grafen brauchten ihn, wenn ſie der gaſtfreundlichen Sitte der damaligen Zeiten treu, am Weihnachtsfeſte ihre Hallen öffneten, und mehrere Tage lang Nachbarn, Bekannte und Fremde, Arme und Reiche gleich willkommne Gäſte waren. Jetzt trinken zwar die Enkel nur bei einzelnen feierlichen Gelegenheiten Punſch daraus, doch das Gefäß wird noch ſorgfältig aufbewahrt, denn manche alte Tradition, die auf das Glück der Familie Bezug hat, hängt daran.

Von Warwick kamen wir nach Stratford upon Avon. Der Ort iſt klein, arm und unbedeutend, aber ein heiliger Schimmer umgiebt ihn; denn hier erblickte Shakespeare zuerſt den Tag, hierher kehrte er zurück am Ende ſeiner großen Bahn, und ſeine Gebeine liegen hier begraben. Niemand weiß recht die Stätte: wo? aber in der Weſtminſter-Abtei, dort wo die Könige ruhen, ſtrahlt das Denkmal, welches die Nation ihm errichtete, deren Stolz er iſt. Wir ließen uns zu der Hütte führen, in welcher ſein Vater, ein wohlhabender Wollkämmer, einſt wohnte, wo der große Geiſt, ſeiner ſelbſt nicht bewußt, in der engen Eingeſchränktheit ängſtlich und beklommen ſich fühlte, bis ins 16te Jahr, in ſtetem Kampfe mit der ihn einengenden Außenwelt, an den Banden riß, die ihn einzwängten, und endlich, nach mancher wilden ungezügelten Aeußerung, zu der Jugendmuth und ungeleitete Kraft ihn hinzogen, dem engen Leben, wie dem kleinlichen Zwange entfloh, und frei ſeinem Genius folgte.

Die armen Lehmwände des Hauſes können wohl ſchwerlich nahe an zweihundert Jahre geſtanden haben, obgleich Stratford's Einwohner es allgemein behaupten. In der Brandmauer am Feuerheerde aber iſt ein alter hölzerner Lehnſtuhl, in einer Art von Niſche eingemauert, der Heerd ſelbſt ſieht ſehr alt aus, eine große ſteinerne Platte liegt davor; hier hat gewiß Shakespeare's Vater geſeſſen, eifernd über die wilden Jugendſtreiche des Sohnes, der ihm bei aller Blutsverwandtſchaft dennoch ein Fremder war, und ewig ſeyn mußte. In einem obern Zimmer zeigte man uns noch ein großes, altes Bettgeſtell, in welchem Shakespeare's Mutter ihn zur Welt brachte, auch ſein Stammbaum hängt hier. Das Haus wird jetzt von einem Fleiſcher bewohnt, der ſehr arm zu ſeyn ſcheint. Doch ſorgſam wacht er über dieſe heilige Stätte, denn ſie bringt ihm durch die Beſuche der Fremden bei ſeiner Dürftigkeit eine ſehr willkommene Hülfe.

42.

Tewksbury und Cheltenham.

In dem kleinen freundlichen Landſtädtchen Tewksbury vernahmen wir, daß dort in einigen Tagen ein großes Pferderennen gehalten werden ſolle. Unter den Wölfen lernt man heulen, ſagt das Sprichwort, unter den Engländern wird man am Ende ſelbſt eine Art von John-Bull. Wir beſchloſſen alſo die Zeit bis dahin in dem benachbarten Bade Cheltenham zuzubringen, dann an dem zu jenem Feſte beſtimmten Tage nach Tewksbury zurück zu kehren, und reiſten nach Cheltenham ab.

Dies iſt ein hübſches Städtchen, in einem angenehmen, von Hügeln umgebenen, breiten Thale. Alles darinne ſieht neu aus. Die Stadt iſt größtentheils während der letzt vergangnen dreißig Jahre erbaut, denn ſo lange ungefähr iſt es, daß die dortige Quelle bekannt und berühmt ward. Cheltenham beſteht aus einer einzigen, wenigſtens eine engliſche Meile langen Straße, an welche ſich kleine Nebenſtraßen und einzelne Gebäude anſchließen. In dieſer Hauptſtraße mit den ſchönſten Gebäuden, den glänzendſten Läden, Leihbibliotheken und Kaffeehäuſern, wogt die ſchöne Welt den Morgen über langſam und, wie es uns ſchien, auch langweilig auf und ab. Die Damen ſchleichen gähnend zu zweien und dreien aus einem Laden in den andern, während die Herren mit Reiten, Trinken und Zeitungsleſen die edle Zeit auf ihre Weiſe hinzubringen ſuchen. Der Geiſt geſelliger Freude iſt hier ſo wenig, als ſonſt in England einheimiſch, man treibt Alles ernſtlich, und ſo wird auch das Vergnügen zur Arbeit. Wenn der Morgen überſtanden iſt, ſo helfen Bälle, Aſſembleen, Conzerte und Theater, wie es eben die Reihe trifft, die übrigen Stunden hinzubringen; für alles dies iſt geſorgt, wenn auch nach etwas verjüngtem Maasſtabe. Während der Saiſon präſidirt hier einer der Ceremonien-Meiſter aus Bath, weil er den Sommer über dort müſſige Zeit hat. Von dieſer und andern Einrichtungen der engliſchen Bäder, ſo wie auch von der, Allen gemeinen, Lebensweiſe behalten wir uns vor, ausführlicher zu ſprechen, wenn wir zur Beſchreibung von Bath, dieſer Königin aller Badeörter, kommen. Die Promenade, welche zu dem Brunnen führt, wird für eine der ſchönſten in England gehalten, wahrſcheinlich erwirbt ihr in dieſem Lande die große Seltenheit gerader, von hohen Bäumen eingefaßter Alleen dieſen Ruhm.

Hohe, ſchattige Ulmen, umgeben hier von beiden Seiten eine breite, ſchnurgerade, etwa 900 Fuß lange Allee. In ihrer Mitte befindet ſich der Brunnen in einem etwas ſchwerfälligen Tempel eingeſchloſſen, daneben ein hübſcher Saal zum Gebrauch der Brunnen-Gäſte bei ſchlechtem Wetter, und in dieſem ein Buch zu Subſcriptionen für die Erhaltung der Promenade, des Saals, und ſo weiter. Jeder wohlgezogne Brunnen-Gaſt unterzeichnet ſich darinnen mit Namen und Stand, im Unterlaſſungsfall wird er für einen Nobody, das heißt einen Niemand angeſehen und keine Notiz von ihm genommen, wie billig. Am Ende der Promenade befindet ſich noch eine gewöhnliche engliſche Gartenanlage; ein artiges, ebenfalls zur Beluſtigung der Badegäſte beſtimmtes, Gebäude ſchließt hier die Allee und am andern Ende derſelben bildet der ziemlich ſpitzige Kirchthurm das Point de vue. Es iſt ein hübſcher Anblick, wenn man Morgens zwiſchen acht und zehn Uhr, der gewöhnlichen Brunnenzeit, die Badegeſellſchaft unter den ehrwürdigen Bäumen langſam auf und abwandeln ſieht. Der eigne Reiz, der die Engländerinnen in ihrer Morgenkleidung umgiebt, iſt bekannt, und hier, in dieſem grünen Dämmerlichte, zeigen ſich die weiß gekleideten, nymphenhaften Geſtalten der Mehreſten aufs vortheilhafteſte. Zwar hält dieſe Allee mit der von Pyr ment keinen Vergleich aus, die Engländer ſind indeß ſtolz darauf, und halten ſie für die ſchönſte in der Welt. Während man hier des Trinkens halber auf und ab ſpaziert, welches ſehr charakteriſtiſch die Morgenparade genannt wird, muſicirt eine Bande raſch drauf los, ſo gut es gehen will und läßt laut ihr God ſave the King und Rule Brittannia erſchallen. Eine wunderliche Einrichtung iſt's, daß man nicht anders als über den Kirchhof zur Promenade gelangen kann; dieſer iſt zwar ganz artig mit hübſchen Linden, aber daneben auch mit vielen Leichenſteinen beſetzt; und mag wohl bei Manchem zur Quelle wallfahrtenden Kranken Ideen erwecken, die deren Heilkräfte ſchwächen könnten. Das Waſſer von Cheltenham wird hauptſächlich gegen Hautſchäden, Scorbut und ähnliche Uebel gebraucht. Der jetzt noch lebende König machte durch einige Beſuche dieſe Quelle zuerſt Mode, doch bekam ihm dieſes ſehr übel. Er wollte hier vor etwa 25 Jahren von einem unangenehmen, aber eingewurzelten, vielleicht angebornen Hautübel geneſen; es gelang ihm, der Ausſchlag vergieng, aber der gute Georg gerieth darüber in den traurigen Gemüthszuſtand, in welchem er ſich noch befindet.

Endlich brach der feſtliche Morgen an, der uns nach Tewksbury rief, ganz Cheltenham wanderte mit uns zugleich aus, eine lange bunte Reihe zu Wagen und zu Roß. Dort war Alles in geſchäftiger Bewegung, Alles hatte den Sonntags-Rock angezogen, hübſche Mädchen in weißen Kleidern und gelben Nanking-Schuhen liefen überall munter und fröhlich umher. Eine Bande Seiltänzer und zwei herumziehende Schauſpielertruppen hatten hier für den Abend Thaliens und Terpſichorens Tempel aufgeſchlagen, dazu war noch für die Nacht Ball und Aſſemblee. Man denke, was dies Alles im Städtchen Tewksbury für Lärm machen mußte, und wie die jungen, dieſer Herrlichkeiten ungewohnten Herzen ſchon beim bloßen Gedanken daran raſcher ſchlugen. Und noch dazu alle die glänzenden Herrn und Damen aus Cheltenham, die Equipagen, ſchönen Pferde, Bedienten und der übrige Troß, es war zum Blenden. Glücklich, wer wie wir bei Zeiten für Logis und Mittageſſen geſorgt hatte, denn ohne dieſe Verſorge war in dem Gewühle ſchwerlich ein Unterkommen zu finden. Um 12 Uhr zog Alles, Mann und Roß und Wagen hinaus zum Rennplatze. Eine große ſchöne Wieſe iſt dazu eingerichtet, in einem halben Kreiſe zieht ſich die Stadt darum her, und ferne blaue Berge ſchließen rings die Ausſicht. Dies an ſich ſchon recht hübſche Local gewährte, belebt von mehreren Tauſend fröhlichen Menſchen jedes Standes, ein ſehr intereſſantes Schauſpiel. Die Seiltänzer hatten die, mit unzähligen Fähnchen recht bunt verzierten Gerüſte, auf welchen ſie den Abend ihre Künſte zeigen wollten, mitten auf dem Platze errichtet; dieſes, die türkiſche Muſik, welche ſie machten, um die Neugierde des Publikums zu erregen, und ihre leichte fantaſtiſche Tänzertracht, in der ſie theils mitten unter der Menge umher liefen, theils auf ihren Gerüſten ſich gruppirten, machten das bunte Ganze noch bunter und lebendiger. Auch die beiden rivaliſirenden Schauſpielertruppen ſtrebten bemerkt zu werden, und einander den Rang abzugewinnen. Unermüdet theilten ſie an alle Welt ihre Zettel aus, in die Kutſchen flogen dieſe Ankündigungen zu Dutzenden, und wenn einer eine Hand voll davon zu einem Schlage hineingeworfen hatte, ſo eilte gleich ſein Nebenbuhler, durch den andern Schlag ebenfalls das Lob ſeiner Geſellſchaft zu verbreiten. Alles war Leben und Luſt, nur die Wettenden ſchienen, mit Ernſt und Eifer in ihren Zügen das fröhliche Treiben der Uebrigen verächtlich anzublicken.

Endlich tönte die Trommel, die Pferde liefen vortreflich, es waren einige berühmte Renner darunter.

Das Ganze gefiel uns weit beſſer als in Edinburgh, und behagte uns in der That ſo gut, daß wir, wie der größte Theil der übrigen Geſellſchaft, nach Tiſche wieder zum zweiten Rennen fuhren. Aber nun war der Reiz der Neuheit vorbei, und um uns nicht am Ende eines fröhlichen Tages zu langweilen, ließen wir Ball und Aſſemblee, Kunſtreiter, Othello und Konſorten im Stiche, warteten ſogar die Entſcheidung des großen Streits nicht ab; ob Jenny Spinſter eine Viertel Minute eher als Edgar am Ziele geweſen ſey, oder ob beide zugleich angekommen wären? wünſchten den guten Einwohnern von Tewksbury, die Shakespeare in einem ſeiner Meiſterwerke als vortrefliche Senffabrikanten verewigt hat, viel Vergnügen für den heutigen Abend und den morgenden Tag, an welchem gleiche Freuden ſie erwarteten, bewunderten noch die ſchöne gothiſche Kirche, eine der größten und ſchönſten im Reiche, und fuhren fröhlichen Muths nach Glouceſter. Dieſe Stadt ſchien uns beim Durchfahren ziemlich bedeutend, mit hübſchen Häuſern und breiten Straßen. Uebrigens enthielt ſie, ſo viel wir erfahren konnten, nichts, was unſere nähere Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

43.

Briſtol.

Die Reiſe von **Gloucester** nach **Briſtol** iſt eine der angenehmſten und der Charakter der Gegend völlig von dem des übrigen Englands verſchieden. Sie iſt mannichfaltiger, ſüdlicher, Grün iſt nicht mehr ſo ganz die prädominirende Farbe, obgleich die Vegetation ſich auch hier in höchſter Pracht darſtellt. Schönere, größere Bäume als irgendwo in gedrängten Gruppen, viele große Pflanzungen von Obſtbäumen mit Mauern, ſtatt den gewöhnlichen Hecken eingefaßt. Hier glüht der Gold = Pippin, der Stolz Englands, zwiſchen dem hellgrünen Laube, und ſeufzt im Herbſt unter der Preſſe, um ſpäter als Cider die Herzen des Mittelſtandes, der die theuern franzöſiſchen und portugieſiſchen Weine nicht bezahlen kann, zu erfreuen. Hier reift die Birn auf hohen ſtattlichen Bäumen und liefert den **Perry**, der oft unter der Maske ſprudelnden Champagners von Weinhändlern theuer verkauft wird. Der ſchöne Strom **Avon** belebt die herrliche Gegend, kleinere Schiffe ſchweben auf ſeiner ſilbernen Fläche. Nahe bei **Briſtol** wird er tief genug, um ſelbſt große Schiffe von 40 bis 50 Kanonen zu tragen; acht engliſche Meilen weiter hin, in einer der reizendſten Gegenden, fällt er in den Severn See, eigentlich einen Meerbuſen, der hier tief in's Land geht. Briſtol's Umgebungen ſind unſtreitig die ſchönſten in England. Alles iſt hier vereint, das Meer, der ſchiffbare Strom, Berg und Thal, Feld und Wald, im höchſten Reichthume, den weiſer Fleiß und ein vortreflicher Boden nur gewähren können. Die Stadt ſchien uns größer als Edinburgh, Straßen und Plätze breit, wohlgepflaſtert, voll regen Lebens, umgeben mit ſchönen Privat-Häuſern ſowohl, als öffentlichen Gebäuden und Kirchen, unter denen die Cathedrale und die von St. Mary Radcliffe als ehrwürdige, gothiſche Gebäude ſich auszeichnen. Das Theater iſt groß, bequem und elegant, ſo auch das in der Fronte mit korinthiſchen Säulen verzierte Gebäude, in welchem, unter der Aufſicht eines Zeremonien-Meiſters, die Aſſembleen und Bälle während der hieſigen Bade-Saiſon Statt haben.

Man vergleicht Briſtol mit Rom, denn wie jene Königin der Städte, thront dieſe Stadt ebenfalls auf ſieben Hügeln, und Einige davon gewähren von ihren Gipfeln eine ſehr ſchöne Ausſicht in das Land rings umher. Die Straßen, die hinauf führen, ſind aber größtentheils ſehr ſteil. Außer dem ſchiffbaren Avon ſtrömt auch noch ein kleinerer Fluß, der Froom, durch die Stadt; hübſche ſteinerne Brücken führen über beide Gewäſſer. Der Quai am Haven iſt prächtig, ein Meiſterwerk ſeiner Art; aber ſchaudernd wandten wir uns von ſeinem Anblick, denn hier war der Ort, von welchem aus die unmenſchlichſte Gewinnſucht Schiffe zum Sclavenhandel ausrüſtete, der Briſtol's Einwohner einſt bereicherte. Blut und Seufzer von Millionen Menſchen kleben an dieſen Steinen. Der Gedanke erſchütterte uns zu ſehr, als daß wir heiteren Muthes die ſchönen Docks hätten bewundern können, die hier, wie in Liverpool, Schiffe aus allen Gegenden der Welt ſicher und bequem beherbergen.

Eine der ſchönſten Partieen um Briſtol gewährt Kingsweſton, der Landſitz des Lord Clifford. Die Faſade des Hauſes iſt groß und ſtattlich, wenn auch etwas ſchwerfällig und mit Verzierungen überladen; es war uns aber unmöglich, uns dabei aufzuhalten, ſogar die ſchönen Anlagen durchliefen wir nur flüchtig, ſo mächtig zieht hier die einfache Natur rings umher von der ab, welche die Kunſt zu ſchmücken verſuchte. Kingsweſton liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe. Blickt man von oben herab, ſo bietet ſich von einer Seite dem ſchwelgenden Auge ein reizendes Thal dar, ausgeſtattet mit alle dem Reichthum, aller der Cultur, die England zu einem der ſchönſten Länder Europens machen und liebliche Hügel, mit aller Pracht der üppigſten Vegetation geſchmückt, ſcheiden dieſen reizenden Punkt der Erde von der übrigen Welt. Von der andern Seite der Anhöhe von Kingsweſton ſieht man den hier mächtigen Avon ſich majeſtätiſch hinwinden durch ein, jenem Thale ähnliches, Paradies. Schiffe aus allen Gegenden der Welt, umtanzt von Gondeln und kleinen Schifferbarken, ſchweben auf ſeiner ſilberblinkenden Fläche. Lange verfolgt hier das Auge den Lauf des Fluſſes, ſieht ihn immer mächtiger, immer breiter werden, ſieht wie die Felſen, die ihn begränzen, immer pittoreskere, immer romantiſchere Formen annehmen, wie, ganz in blauer Ferne, das Meer zuletzt die Ausſicht und zugleich den Lauf des ſchönen Stroms begränzt, indem es ihn in ſeinen Schoos aufnimmt und auf ewig mit ſich vereinigt. Lange waren wir in dieſem bezaubernden Schauſpiel verloren; endlich nahmen wir unſern Weg durch den, mit ehrwürdigen Bäumen beſetzten, Park des Lords Clifford zu einem noch höhern Hügel, Penpoll genannt. Noch einmal genoſſen wir hier dieſelbe Ausſicht, nur von einem andern Standpunkte aus geſehen, und noch reicher, noch ausgebreiteter, noch entzückender. Ein ſehr angenehmer Weg führt von da nach Cliffton. Man nennt Cliffton ein Dorf, aber es iſt ein Dorf, wir möchten ſagen aus Paläſten beſtehend. Es liegt zerſtreut, theils im Thale, theils auf der ſonnigen Seite eines Hügels. Die ſchönen großen Häuſer ſtehen bald in der, in England ſo beliebten Form eines halben Mondes, theils in langen Reihen auf Terraſſen, theils einzeln, oder bilden auch breite Straßen und ſchöne, regelmäßige Plätze. Alles dieſes iſt durch Gärten, Felder, ſteile, wilde Felſen und ſanfte Anhöhen auf's reizendſte vermannichfaltigt. Einige dieſer Gebäude werden für immer, oder auch nur den Sommer hindurch von reichen, angeſehenen Familien bewohnt; der größere Theil derſelben iſt zum Gebrauche der Badegäſte eingerichtet, deren jährlich eine große Anzahl herkommt, in der Hoffnung Heil und Rettung in der lauwarmen Quelle zu finden, welche nicht weit entfernt von Cliffton fließt. Leider oft vergebens; denn dieſe Quelle wird gewöhnlich als letztes Mittel gegen das traurigſte aller Uebel, ſo unſer kurzes Leben bedrohen, gegen Schwindſucht und Auszehrung, angewandt. Nirgends häufiger als in England wüthen dieſe Krankheiten, die faſt immer die jüngſten und liebenswürdigſten Opfer ſich erwählen, und ſie verſchönern und verklären, indem ſie ſie zerſtören. So blüht die vom Wurm geſtochene Roſe oft um ſo früher und ſchöner auf. Es iſt ein Herzzerreißender Anblick, die jungen, ätheriſchen Geſtalten athemlos, halb ſchon Bewohner einer andern Welt, in dieſen elyſiſchen Gegenden über den grünen Raſen hinwanken zu ſehn und dann einen Blick auf den nahen Kirchhof, der Ruheſtätte ihrer Vorgängerinnen, zu werfen, auf deſſen Leichenſteinen die Zahlen von 20 und 25 Jahren in einer langen traurigen Reihe faſt ununterbrochen zu leſen ſind.

44.

Hotwells.

Ein ſehr ſteiler Weg führt den Berg hinab nach Hotwells, wo die Quelle fließt, und ebenfalls viele ſchöne Wohnungen für Badegäſte erbaut ſind. Nahe am Ufer des Avon rauſcht ſie mächtig hervor aus einem der Felſen, die in majeſtätiſchen Reihen ſich von beiden Seiten längs dem Bette des Stroms hinziehen. Ein hübſches Gebäude iſt über der Quelle erbaut. Zuerſt tritt man in einen Vorſaal, der den Trinkenden zum Ausruhen und zur Converſation dient; hinter dieſem liegt das Brunnenzimmer. Ein artiges Mädchen perſonifizirt hier die Hebe und ſchenkt das gar nicht übel ſchmeckende, wie Champagner petillirende, lauwarme Waſſer. Wenn es zuerſt geſchöpft wird, ſieht es etwas trübe und weißlich aus, wird aber ganz klar, ſo wie es ſich abkühlt. Eine Menge artiger Kleinigkeiten, auch zum Theil ſeltene Konchilien, Steine und Mineralien aus den benachbarten Gebirgen ſtehen hier zum Verkaufe, unter ihnen die bekannten Briſtoler Steine, welche in den Ritzen und Spalten der, den Avon umſchließenden, Felſen gefunden werden und ſowohl an Glanz, als Härte den wirklichen Diamanten ſehr ähnlich ſind.

Die Ausſicht aus dem Fenſter des Brunnenſaals iſt beſchränkt, aber von ernſter Schönheit; wild und hoch ſtrecken die dunkelrothen Marmorfelſen von St. Vincent ihr majeſtätiſches Haupt hinauf in die blaue Luft. Der Avon drängt ſich brauſend durch das ihn einengende Felſenbette, ihm gegenüber ſtarren andere, ganz ähnliche Gebirge, eben ſo furchtbar, in eben ſo wilden Formen; es iſt als hätte der dunkle Strom hier den Fels geſpalten, um ſeinen Weg zu bahnen, oder ein Erdbeben, mächtig ſeine Grundfeſte erſchütternd, ihn zerſplittert. Verfolgt man mit den Augen den Strom, der ſich wohl anderthalb engliſche Meilen weit zwiſchen dieſen Koloſſen hinwinden muß, ſo erblickt man am fernen Horizont die ſchönen, blauen Gebirge von Wales, welche die nicht ausgebreitete, aber höchſt romantiſche Ausſicht ſchließen. Hinter dem Brunnenhauſe dient eine ſchöne, mit Bäumen beſetzte Terraſſe am Ufer des Avon zur Promenade. Tauſend Schiffe kommen dort und gehen; kein Brunnenort hat wohl eine ähnliche Promenade aufzuweiſen. Bei kaltem, regnigten Wetter gehen die Gäſte unter einer, in Form eines halben Mondes erbauten, Colonnade auf und ab, und eine Reihe eleganter Läden begränzt ſie von einer Seite. In Hinſicht der ſchönen Gebäude erſcheint Hotwells wie eine Fortſetzung von Clifford; wie dort, ſtehen ſie hier einzeln, und in ſchönen Reihen und Straßen vereinigt. Dazu kommen noch die herrlichen, mannichfaltigen Ausſichten auf See und Fluß, Berg und Thal; es iſt unmöglich mit der Feder auszudrücken, wie überſchwenglich reich ſich hier die Natur bewies. Aber auch für andere Vergnügungen iſt geſorgt, in zwei ſchönen, zur Aufnahme der Geſellſchaft eingerichteten, Gebäuden werden jeden Montag und Donnerſtag Dejeuners dansants auf Subſcription gegeben. Dienſtags iſt regelmäßig

Ball, an den übrigen Tagen füllen Aſſembleen und Promenaden die müſſige Zeit aus.

Wie in den übrigen größern Bädern, präſidirt auch in Hotwells ein Ceremonienmeiſter, ſeine Geſetze hängen in den Sälen an der Wand angeſchlagen und werden pünktlich gehalten. Sie ſind in Hinſicht auf Kleidung etwas weniger ſtreng als in Bath; in der übrigen Etikette, beſonders des Ranges, ſind beide einander gleich. Die ganze Einrichtung von Hotwells gleicht der von Bath, bis auf wenige Kleinigkeiten, wir verweiſen deshalb den freundlichen Leſer auf den zunächſt folgenden Abſchnitt. Außer den, allen Bädern gemeinen Vergnügungen, welche regelmäßige Promenaden, Aſſembleen, Bälle, Leſebibliotheken und dergleichen gewähren, erfreuen ſich die glücklichen Briſtoler Brunnengäſte noch viel mannichfaltigerer Freuden, wenn ſie die herrliche Gegend rings umher durchſtreifen, denn außer Kingsweſton giebt es noch in ganz mäßiger Entfernung viele Oerter, die wohl eines mehrmals wiederholten Beſuchs werth wären. Leider waltete über uns das gewöhnliche Schickſal der Reiſenden, wir konnten nicht alles Sehenswerthe aufſuchen; aber wer Wochen, vielleicht Monate lang hier verweilt, muß ſich manchen hohen Genuß verſchaffen können und unter dieſen iſt es wohl keiner der geringſten auf dem ſilbernen Strome hinzuſchiffen. Bisweilen unternimmt die Geſellſchaft ſolche Excurſionen, wo die wilden Felſen dann wiederhallen von Muſik, welche die Boote begleitet.

45.

Bath

Der Weg von Briſtol nach Bath iſt nur 14 engliſche Meilen lang. Im unaufhörlichen Wechſel der reizendſten Ausſichten fährt man, wie in einem Garten, auf den ſchönſten, ebenſten Wegen, durch ein Land von mannichfaltiger, hoher Schönheit. Die Jahreszeit war die günſtigſte, um Alles dies zu genießen, aber nicht um das eigenthümliche Leben kennen zu lernen, welches dieſe Stadt von den meiſten andern unterſcheidet. Früher hatten wir im Winter Gelegenheit dazu, und was wir während unſers erſten und zweiten Aufenthalts in Bath bemerkten, finde vereint hier ſeinen Platz, um unſern Leſern eine zuſammengeſtellte, vollſtändigere Anſicht dieſes merkwürdigen Orts zu geben. Vorher aber noch etwas im Allgemeinen von dem

Leben der Engländer in Badeörtern, weil es uns zur Verſtändlichkeit des Ganzen unentbehrlich dünkt.

Etikette iſt in England überall an der Tagesordnung. Dem Britten geht es mit ihr, wie den Frauen mit ihrer Schnürbruſt, wenn ſie ſich von Jugend auf daran gewöhnt haben. Sie fühlen ſich unbehaglich, wenn der gewohnte Zwang aufhört und wiſſen ohne ihn nicht zu leben. Schon mit dem häuslichen Leben iſt dieſer Zwang auf's engſte verwebt, in die heiligſten Bande, die Mann und Weib, Aeltern und Kinder mit einander verbinden, iſt er unzertrennlich verflochten, wie ſollte er in den Bädern fehlen, wo der Britte, ganz gegen ſeine Natur, unter Unbekannten leben muß. Daß man unter Unbekannten lebt und ſich mit ihnen nach einem, etwas von dem gewöhnlichen verſchiednen Tacte, in etwas anders vorgezeichneten Kreiſen dreht, dies iſt's allein, wodurch das Badeleben ſich vom Alltagsleben einigermaßen unterſcheidet. Damit aber ja Niemand den ihm ungewohnten Tact, die ihm neuen Kreiſe aus Unbeholfenheit und Unwiſſenheit verletze, ſo iſt in jedem Brunnenorte ein eigner Ceremonien = Meiſter angeſtellt, in Bath giebt es deren ſogar zwei. Dieſer Ceremonien = Meiſter ſorgt für Alles, er macht gleichſam den Wirth, und kommt Jedem höflich entgegen. Bei den Bällen und überall hält er auf ſtrenge Beobachtung der, von der ganzen Geſellſchaft für gültig anerkannten Geſetze, in Allem, was die Ordnung der, dem Vergnügen gewidmeten Stunden, der Kleidung, des Ranges, und tauſend anderer Zufälligkeiten betrifft. Dieſe Geſetze ſind in den Aſſemblee- und Ball-Sälen angeſchlagen, damit er ſich gleich darauf berufen könne. Tanzluſtige Herrn und Damen melden ſich bei ihm, wenn ſie nicht vorher ſo klug waren, für ſich ſelbſt zu ſorgen, und er verſchafft ihnen Partners (Mittänzer) für den ganzen Ball-Abend. Jede Urſache zum Streit ſucht er zu entfernen, jeden ſchon entſtandnen zu ſchlichten. Unermüdet muß er für Anſtand und Sitte wachen. Man ſieht aus allem dieſen, es iſt nicht leicht dort Ceremonien-Meiſter zu ſeyn. Männer, die ſich und ihr Vermögen im großen Strudel der Welt verloren, nun allein daſtehen und aus dem allgemeinen Schiffbruche nur furchtloſe Dreiſtigkeit, eine imponirende Geſtalt, Weltton und einige vornehme Bekanntſchaften gerettet haben, eignen ſich am beſten zu ſolchen Stellen, und erhalten ſie nach dem Tode oder der freiwilligen Reſignation ihres Vorgängers durch die Stimmenmehrheit der anweſenden Brunnengäſte. Das Leben, das ſie führen, iſt ſehr ermüdend, ihr Lohn dafür Achtung im Aeußeren, den Ertrag einiger Bälle, die jede Saiſon zu ihrem Benefiz gegeben werden und von jedem Badegaſte ein anſtändiges Geſchenk. Daß ſie überall freie Entrée haben, verſteht ſich von ſelbſt. Eine goldne Medaille, welche ſie an einem Bande um den Hals oder im Knopfloche tragen, dient zur Bezeichnung ihres Amtes.

Eine entfernte Aehnlichkeit mit den engliſchen Ceremonien-Meiſtern haben die Brunnen-Aerzte in Einigen der kleinern teutſchen Bäder, wo ſie auf Promenaden und an den öffentlichen Tiſchen Geſunde und Kranke umflattern, Alles ordnen, Alles wiſſen, überall ſind und nirgends. Die eigentlichen Brunnen-Aerzte fehlen in England gänzlich; man hält ſich an die von Hauſe mitgebrachte Vorſchrift ſeines eignen Arztes, und nur in ungewöhnlichen Fällen zieht man einen aus dem Orte oder der Nachbarſchaft zu Rathe.

Auch öffentliche Spieler giebt es dort nicht, ſie werden nicht geduldet, und man hat nicht, wie in Teutſchland, ſchon vom frühen Morgen den empörenden Anblick dieſer, auf Raub ausgehenden Hyänen und ihrer ſinnloſen Beute zu ertragen.

Hat man ſich gleich nach der Ankunft im Badeorte häuslich und comfortable eingerichtet, welches in

England gar leicht und ſchnell abgethan iſt, und Karten an die Badegäſte geſchickt, die man ſchon kennt oder deren Bekanntſchaft man zu machen wünſcht, ſo bleibt nun weiter nichts übrig, als ſich überall zu abonniren, um überall Eintritt zu haben. Zuerſt alſo in den Aſſemblee-Sälen, dann zu den, an feſtgeſetzten Tagen ſtatthabenden Bällen, dann zu den Concerten, die in den größeren Bädern auch regelmäßig gegeben werden, vor allen Dingen aber zu den verſchiedenen Leihbibliotheken, die man in jedem Badeorte in ziemlicher Anzahl findet. Dieſe ſind der Herzenstroſt, die letzte Zuflucht Aller, die mit dem allgemeinen Feinde, der Zeit, ſonſt nicht fertig zu werden wiſſen. Iſt früh das Waſſer getrunken, welches gewöhnlich während der Promenade in einem der Brunnen-Säle geſchieht, hat man gebadet, en famille gefrühſtückt, (öffentliche Frühſtücke ſind ſelten,) was fängt man dann mit dem langen Vormittage bis drei Uhr an, wo die zweite Toilette vor Tiſche beginnt? Reiten, fahren, gehen, kann man nicht immer, die wenigen Viſiten, die Revue der Putzläden ſind bald abgethan. Welch eine Seligkeit, dann einen Zufluchtsort zu haben wie dieſe Leihbibliotheken! Man trifft dort immer Geſellſchaft, mit Bekannten wechſelt man ein Paar Redensarten, die Unbekannten ſtarrt man an, und wird von ihnen wieder angeſtarrt. Und nun noch die Menge Romane, die Zeitungen, Journale, Broſchüren, auf's eleganteſte ausgeſtellt, die man entweder dort durchblättert oder mit zu Hauſe nimmt! Dies iſt noch nicht genug. Außer den geiſtigen Schätzen findet man in dieſen Läden noch welche von irdiſcherem Glanze. Eine Sammlung aller der zahlloſen Kleinigkeiten aus köſtlichen Metallen und Steinen, die der Modewelt unentbehrlich dünken, und alles was zum Schreiben und Zeichnen dient, vom ſimpeln Bogen Papier an, bis zum koſtbarſten Schreibzeuge oder Portefeuille. Von dieſen, immer zum Anſchauen und zum Verkauf fertig ſtehenden Herrlichkeiten wird ſehr oft eins oder das andere lotteriemäßig verſpielt, und gewährt ſo dieſen Anſtalten ein neues Intereſſe.

Zu Mittage ſpeiſ't man etwas früher, als in London, weil die Abendvergnügungen ſchon um ſieben Uhr anfangen. Jede Familie beſorgt für ſich zu Hauſe ihre Oekonomie ſelbſt, oder läßt ſie außer dem Hauſe beſorgen. Einzelne Herren machen ſich ihre Partie im Gaſthofe. Hin und wieder giebt's auch Häuſer, wo die Geſellſchaft, die im Hauſe wohnt, ſich zugleich in die Koſt verdingt und gemeinſchaftlich ſpeiſ't; doch entſchließen ſich nur Wenige zu dieſer Lebensweiſe, und ſie iſt nichts weniger als ſtyliſch. Oeffentliche Tiſche lieben die Engländer nicht, nur in kleinen Bädern, wo die Geſellſchaft, an Zahl, Vermögen und Vergnügungen beſchränkter, mehr zuſammen halten muß, trifft man ſie. Damen nehmen immer ungern Theil daran.

Nach Tiſche wird in den größern Bädern die dritte Toilette gemacht. In der Regel hat jeder Abend der Woche ſeine feſte Beſtimmung. Soupers ſind nicht gebräuchlich, um Mitternacht geht Alles zur Ruhe, einige privilegirte Nacht-Schwärmer vielleicht ausgenommen.

Das Badeleben in England iſt weit beſtimmter als in Teutſchland; man weiß jeden Tag genau, wie man ihn hinbringen kann, und des zwecklosen Umhertreibens giebt es dort nicht ſo viel, als in Pyrmont oder Karlsbad. Nur der Sonntag iſt ein fürchterlicher Tag. Spiel, Tanz, Muſik, Alles iſt hoch verpönt, alle Laden, alle Leihbibliotheken ſind geſchloſſen, da bleibt denn kein Troſt als die Abend-Promenade im Salon bei einer Taſſe Thee. Die Geſellſcheft iſt im Durchſchnitt ſehr einförmig, die Ausländer, die merkwürdigen Menſchen fremder Nationen, die unſern Bädern oft ein ſo hohes Intereſſe geben, fehlen ganz;

einige wenige Ausnahmen abgerechnet, ſieht man nur Landes-Einwohner. Ein Irrländer oder Schotte heißt ſogar ſchon ein Fremder.

In England muß nun einmal Alles im Leben dem gewöhnlichen Laufe der Natur entgegen ſtreben. Der Sommer ward zum Winter, der Winter zum Sommer umgeſchaffen, den Abend machte man zum Mittage, die Nacht zum Tage, und um dieſe allgemeine Veränderung aller Zeiten recht vollkommen zu haben, beliebte man auch die Bade-Saiſon von Bath in den Winter zu verſetzen. Vom November bis zum Mai wimmelt es dort von Badegäſten, die ſich im Kreiſe ſtets wiederkehrender Luſtbarkeiten bis zum Schwindel umherdrehen. Im Sommer iſt's leer, die recht preßhaften Kranken ſchleichen dann ſtill, traurig und einſam zur heilenden Quelle. Man ſieht ſie auf den Terraſſen und Promenaden an Krücken und auf Podagriſten-Wägelchen die belebenden Strahlen der Sonne aufſuchen. Ihre Anzahl iſt nicht gering; aber vereinzelt bemerkt man ſie kaum in dem großen Local. Im Winter herrſcht Leben und Freude da, wo im Sommer einſame Seufzer traurig verhallen. Viele führt das Vergnügen, Einige auch wohl eine leiſe Andeutung von Gicht und Podagra nach Bath; der größte Theil der

Badegäſte aber beſteht aus einer eignen Gattung von Kranken. Wer ein wenig zu ſchnell und luſtig in die Welt hinein lebte, und jetzt in ein Paar etwas ſparſamer verlebten Jahren ſeinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen denkt, wer bei beſchränkten Mitteln den Freuden der großen Welt nicht zu entſagen verſteht, der flüchtet hierher, wo er ſie Alle findet; freilich in etwas verjüngtem Maasſtabe gegen London gehalten, aber dafür auch unendlich wohlfeiler. Zwar iſt es auch hier ſehr theuer leben, aber doch immer viel weniger als in London, wenn man in dieſer Rieſenſtadt ein Haus machen muß. Schon in dem Umſtande, daß die bergige Lage von Bath Pferde und Wagen entbehrlich, ja ganz überflüſſig macht, liegt ein ſehr bedeutendes Erſparniß. Nach ein Paar in Bath verlebten Wintern iſt man gewöhnlich wieder zu Kräften gekommen und kann ſich von neuem auf einer größeren Laufbahn verſuchen. Da die Geſellſchaft hier größtentheils aus Mitgliedern der müſſigen und eleganten Welt beſteht, ſo iſt der Ton derſelben ſo verfeinert und vornehm frivol als möglich. An Glücksrittern fehlt es dabei nicht; dieſe tragen aber zur Erheiterung des Ganzen bei, wo ſie erſcheinen. Väter und Vormünder reicher Erbinnen, die bisweilen hergeführt werden, um ſich zu ihrer Erſcheinung auf einem größeren Theater vorzubereiten, müſſen ſich freilich in Acht nehmen. Von Bath aus ward ſchon manche Reiſe zum kunſtreichen Schmidt von Gretnagreen in Schottland vorbereitet oder gar angetreten.

Bath liegt in einem lachenden Thale, rund umſchloſſen von beträchtlichen Anhöhen, die ſich nur öffnen, um dem ſchönen Strom Avon den Durchzug zu gewähren. Langſam und majeſtätiſch windet er ſich, bis zu dem, zwölf engliſche Meilen entfernte Briſtol ſchiffbar, durch Thal und Stadt, erhebt die Schönheit der Gegend und gewährt durch die leichte Communication mit jenem großen Seehaven beträchtliche Vortheile. Von wunderbar einziger Schönheit iſt der Anblick der Stadt. Bald ward ihr das Thal zu eng, und ſie erhob ſich auf die nächſten Anhöhen, höher und immer höher thürmte ſie Palläſte über Palläſte, wetteifernd unter einander an Schönheit und allem Schmucke der neuern Architektur. Im ſonderbarem Kontraſte mit dieſen leichten luftigen Schöpfungen liegt unten im Thale am Ufer des Avon die alte Kathedrale, zu welcher König Osric ſchon im Jahre 676 den Grund gelegt haben ſoll. Ernſt ſteht ſie da, in alter Majeſtät, ihre gothiſchen Thürme ſtreben, wie aus eigner Kraft, ſeit Jahrhunderten, in's Blaue des Himmels hinaus, während die bunte neue Welt um ſie her die Hügel erklettert und ſich groß dünkt.

Die Häuſer ſind alle von ſchönen Quaderſteinen erbaut, die man in Menge ganz in der Nähe bricht. Alles ſieht neu aus, als wäre es geſtern erſt fertig geworden. Squares, einzelne Reihen Häuſer, mehrere Circus, halbe Monde, aus eleganten Häuſern beſtehend, die unter einem fortlaufenden Dache, ganz ſymmetriſch verziert, das Anſehn eines einzigen Prachtgebäudes haben, ſtehen zerſtreut, wo Laune der Erbauer oder Zufall ſie hinſetzte, oft in ſehr beträchtlicher Höhe. Regelmäßig zu einem Ganzen verbunden, iſt dies Alles nun gar nicht; aber doch unbeſchreiblich hübſch anzuſehen; ausgezeichnet ſchön der große Platz, Queens Square genannt, mit ſeinen prächtigen, vielleicht ein wenig mit Zierathen überladenen Häuſern, aus deren Fenſtern man ſich einer ſchönen Ausſicht erfreut. In der Mitte des Platzes umſchließen eiſerne Geländer einen artigen Garten, deſſen ſich die Bewohner der umliegenden Häuſer zum Spazieren bedienen können. Schade, daß ein kleinlicher Obelisk, zu Ehren des damaligen Prinzen von Wales errichtet, ihn entſtellt. Von Queens Square geht es ſehr ſteil in die Höhe durch Gay Street zum Royal Circus, einem großen, runden Platze. Die ihn umgebenden Häuſer ſind mit doriſchen, joniſchen, korinthiſchen und allen möglichen Säulen aller möglichen Ordnungen verziert, oder verunziert. Hinter ihm, noch viel höher, liegt der Royal Crescent; er beſteht aus dreißig ſehr ſchönen Häuſern, die das Anſehn eines einzigen haben. Sie bilden einen halben Kreis, einfach, im edelſten Styl erbaut, mit einer einzigen Reihe joniſcher Säulen. Vor ihnen hin breitet ſich ein herrlicher Wieſen-Teppich und läuft hinab gegen die Ufer des Avon. Eine, dieſem ähnliche Reihe Häuſer, Marlboroughs Gebäude genannt, liegt ganz in der Nähe. Der höchſte bewohnte Platz in Bath, iſt der Landsdown Crescent, ebenfalls eine ſchöne, im halben Monde ſich hinſtreckende Reihe Häuſer. Sie liegen, gleichſam die Krone der ſchönen Stadt, in ſchwindelnder Höhe.

Noch mehr, und alle, dieſen ähnliche Plätze, Straßen u. ſ. w. zu nennen, würde ermüdend werden und vielleicht reicht das hier Geſagte ſchon hin, um dem Leſer eine Idee von dem zu geben, was dieſe Stadt vor allen andern ſo ſehr auszeichnet. Es iſt wahr, ihre ſo ſehr bergige Lage hat viel Unbequemes, aber das herrliche Pflaſter, die große Reinlichkeit der Straßen, und Nachts die wunderſchöne Erleuchtung mildern dieſe Unbequemlichkeit gar ſehr und die Polizei wacht auf die muſterhafteſte Weiſe über Alles, was zur Bequemlichkeit und Ruhe der Brunnengäſte beizutragen vermag.

An Fahren iſt hier faſt gar nicht zu denken. Mehrere der ſchönſten Straßen, Bondſtreet zum Beiſpiel, ſind ganz mit großen Quaderſteinen gepflaſtert und gar nicht zum Fahren eingerichtet. Zu den Aſſembleeſälen, zu beiden Promenaden, die Nord- und Süd-Parade genannt, kann man durchaus nicht zu Wagen gelangen. Doch befürchte man deshalb nicht, ſich zu ſehr zu ermüden; eine Anzahl von Portechaiſen ſtehen überall bereit; auf den erſten Wink ſetzen dieſe ſich in Bewegung und transportiren im ſchnellſten Hundetrott ihre Laſt bis auf den höchſten Gipfel der Berge. Sie ſtehen unter ſtrenger Aufſicht der Polizei, wie die Fiakers in London, ſind alle numerirt, und einer ziemlich mäßigen Taxe unterworfen, die ſie nicht überſchreiten dürfen.

Die ganze Stadt iſt ein ungeheures Hôtel garni. Alle die ſchönen Gebäude werden ganz oder theilweiſe an Badegäſte vermiethet. Der feſtgeſetzte Preis eines möblirten Zimmers, während der Saiſon, beträgt eine halbe Guinee die Woche, ein Bedientenzimmer koſtet die Hälfte. Unangenehm iſt es, daß man immer die ganze Reihe Zimmer miethen und oft deren ſieben oder acht bezahlen muß, während man kaum die Hälfte davon braucht. Es giebt zwar Häuſer, welche zugleich ihre Gäſte in die Koſt nehmen, und in dieſen iſt man gefälliger und vermiethet einzelne Zimmer; aber freilich muß man auch dort weniger Anſprüche auf Eleganz und Bequemlichkeit machen. Alles, was man außer der Wohnung noch nöthig hat, iſt ebenfalls zu vermiethen, Möbeln aller Art, Betten, Porzellan, Küchengeſchirr, Hausgeräthe für die Wirthſchaft, Silberzeug, Kupferſtiche und Gemälde, Gläſer und Kronleuchter, Tiſch- und Bettwäſche, Alles auf's prächtigſte, oder zierlich einfach. In Zeit von zwei Stunden kann ein großes Haus mit allem Nöthigen und Ueberflüſſigen verſehen werden. Ueberall findet man die einladendſten Annoncen angeſchlagen, überall nach Londner Sitte, alle Erfindungen des Luxus und der Bequemlichkeitsliebe hinter großen Glasfenſtern in ſchönen Läden zum Verkauf und zur Miethe auf's zierlichſte ausgeſtellt.

Das Waſſer iſt ſehr heiß. Drei Stunden muß es ſtehen, ehe man ſich hinein wagen darf. Es wird auch getrunken, doch mehr darin gebadet. Der heißen

Quellen giebt es drei; man geht, wie in Karlsbad, beim Trinken von der ſchwächſten zur ſtärkern allmählich über. Die Aerzte empfehlen dabei die größte Vorſicht. Das Waſſer iſt klar und ſchmeckt nicht unangenehm; Nervenübel, Lähmungen, Podagra und Gicht ſind die Krankheiten, gegen welche es hauptſächlich angewandt wird. Die Zeit des Trinkens iſt Morgens zwiſchen 6 und 10 Uhr, und dann wieder einige Gläſer gegen Mittag. Gewöhnlich trinkt man in dem zur Quelle gehörigen Brunnenſaale.

In der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrſchte in Bath der ekelhafte Gebrauch, in großen gemeinſchaftlichen Bädern, in Geſellſchaft, ohne Unterſchied des Geſchlechts, zu baden. Die Damen verzierten bei dieſer Gelegenheit ihre, aus dem Waſſer hervorragenden Köpfe auf's modernſte und vortheilhafteſte; Zuſchauer ſtanden auf der, das Bad umgebenden Galerie, und machten mit den unten Badenden Converſation, um ihnen die Zeit zu vertreiben. Dieſe großen Bäder exiſtiren noch, vier an der Zahl, aber nur die geringeren Claſſen machen auf die oben beſchriebene Weiſe Gebrauch davon. Das erſte dieſer Bäder, das Königsbad genannt, liegt dicht hinter dem großen Brunnenſaale; eine Reihe doriſcher Säulen umgiebt es; es iſt 65

Fuß lang und 40 breit, das Waſſer hier zwiſchen 100 und 103 Grade Fahrenheit heiß. Neben dieſem Bade liegt der **Königin Bad**, es hält nur 25 Fuß in's Gevierte und iſt etwas weniger warm. Das **Kreuzbad** führt dieſen Namen von einem Kreuze, welches ehemals hier ſtand, es hat einen eignen kleinen Brunnenſaal. Mit dieſer Quelle, als der ſchwächſten, fängt man gewöhnlich an zu trinken. Das heiße Bad hat 117 Grad Wärme. Privatbäder, Dampfbäder und ähnliche Anſtalten ſind damit in dem nämlichen Gebäude vereint. Dieſe Quelle, als die ſtärkſte, wird ſelten getrunken, der dazu gehörige Brunnenſaal iſt dumpf und düſter.

Die erſte Entdeckung der heißen Quellen von **Bath**, verliert ſich in's graueſte Alterthum. Die alten Britten kannten ſie ſchon, und bauten hier eine Stadt, die ſie Caer yn ennaint twymyn, die **Stadt der heißen Bäder** nannten. Später gaben ihr die Römer verſchiedene andere Namen: Thermae sudatae, Aquae calidae, die Angelſachſen nannten ſie Akemannus Ceaster, die Stadt der Gebrechlichen. Im Sommer möchte ſie noch ſo heißen, wenn aber jetzt einer jener alten Herren, die ſie ſo nannten, im Winter aus der Ewigkeit plötzlich in einen ihrer Ballſäle verſetzt würde, er gäbe ihr gewiß dann einen ſchönern Namen.

Die Einwohner von Bath, haben unter ſich eine Legende von der Auffindung dieſer Bäder, an deren Wahrheit ſie, trotz allem Widerſpruche, auf's unverbrüchlichſte glauben. Wir erzählen ſie genau ſo, nicht mehr geſchmückt, als wir ſie aus dem Munde der Bewohner zu Bath empfiengen.

Der achte König der Britten nach Brutus, Lud Hudibras, ein Urenkel des Aeneas, hatte einen einzigen Sohn, der nach ihm den Thron beſteigen ſollte. Um ihm eine, dieſer großen Beſtimmung angemeſſene, Erziehung zu geben, ſchickte er ihn nach Athen, und ließ ihn dort in allen Künſten und Wiſſenſchaften unterrichten. Nach einigen Jahren kehrte Bladud zu ſeinem Vater zurück, hoch gebildeten Geiſtes, bereichert mit tauſend Kenntniſſen, aber dennoch einer der Unglücklichſten auf der Welt. War es zu anhaltender Fleiß, der ihn ſeine Geſundheit vernachläſſigen ließ, war es die ungewohnte Hitze des Klima, oder hatte Anſteckung das Unglück herbeigeführt. Bladud kehrte zurück, befallen von dem ſchrecklichen unheilbaren Ausſatze, dem Fluche der damaligen Zeit, ſich ſelbſt ein Gräuel, Allen, die ihm nahten, ein Verderben. Gezwungen von der herben Noth, mit widerſtrebendem Gemüthe ließ der Vater ihn in einen abgelegenen Thurm einſchließen und verpflegen, damit er das entſetzliche Uebel nicht weiter verbreite, und ſein Anblick Niemanden erſchrecke; denn er war abſcheulich anzuſehen, und ſein Hauch verpeſtete die Luft Bladud's freie Seele konnte das Gefängniß nicht ertragen. Er ſtrengte jede Kraft des Geiſtes und Körpers an, und entkam glücklich bei nächtlicher Weile aus ſeinem Thurme. Unerkannt, in armſelige Lumpen gehüllt, irrte der Königsſohn im Lande ſeines Vaters umher. Endlich kam er nach Swainswick, einem kleinen Dorfe, unweit der Stelle, wo jetzt Bath liegt Ein Bauer hatte Mitleid mit dem unbekannten jämmerlich Kranken, nahm ihn in Dienſt, und trug ihm auf, fern von aller menſchlichen Wohnung, an den, das Thal umſchlieſſenden Bergen die Schweine zu hüten. Dieſe Berge waren damals mit herrlichen Buchenwäldern bedeckt, von denen jetzt keine Spur mehr zu ſehen iſt; doch heißt eine Anhöhe, nahe an der Stadt Bath, davon noch jetzt die Buchen-Klippe (Beechen Cliff). Die Früchte dieſer Buchen veranlaßten den Prinzen, ſeine Heerde hierher zu treiben. So ſtand er eines Morgens auf der Buchen-Klippe, trübe war der Himmel, ſchwere dunkle Wolken deckten den Aufgang der Sonne. Wehmüthig dachte Bladud ſeiner glückverſprechenden Kindheit, ſeines jetzigen unabſehbaren Elends, und vergieng faſt vor

Jammer. Da zerriß die Sonne den Wolkenſchleier, den ſie erſt verhüllte, und er ward ihr zur Glorie, und erhöhte die Pracht ihres, die Welt ſegnenden Aufgangs. Ein belender Strahl der Hoffnung fiel mit dem erſten Sonnenſtrahle in Bladud's Herz. Er ſank nieder, unter die hohen Bäume, erhob ſeine Hände zum Himmel, und flehte demüthig um Abwendung des göttlichen Zorns von ſeinem Haupte, oder um das Ende ſeines jammervollen Daſeyns. Da kam plötzlich wildes Schrecken unter ſeine Heerde; wie von unſichtbarer Hand getrieben ſtürzten ſie den Berg hinab, und tauchten in einen Sumpf, am Fuße deſſelben; mühſam trieb Bladud ſie wieder hinauf. Drei Tage nach einander führte er ſeine Heerde an die nämliche Stelle, immer ſah er daſſelbe an ſeinen Thieren, immer eilten ſie den Berg hinab, dem Sumpfe zu. Am dritten Tage bemerkte er, daß die unter ihnen, welche vorher, wie es wohl ihre Art iſt, Hautſchäden oder die Raude hatten, jetzt geheilt und glatt waren; er unterſuchte die Stelle, wo ſie untertauchten, entdeckte die heiß ſtrömende Quelle an dem daraus aufſteigenden Dampfe, und erkannte den gnädigen Fingerzeig des Himmels. Gläubig und fromm badete er ſich nun ſelbſt, und ſein entſetzliches Uebel verließ ihn. Nun gab er ſich ſeinem bisherigen Herrn als den Sohn des Königs zu erkennen. Dieſer aber glaubte ihm nicht, ſondern begleitete ihn zum Könige. Der Vater erkannte ihn und nahm ihn freudig auf. Kurze Zeit darauf, als Lud Hudibras geſtorben war, ward Bladud König, und zugleich der Gründer der Bäder von Bath, die er nach damaliger Art aufs herrlichſte erbaute. Die Legende ſagt: daß Bladud ſich nach der Zeit ganz dem Studieren und allerhand Künſten ergab. So erfand er die Kunſt zu fliegen, und erhob ſich zu einer anſehnlichen Höhe. Doch einſt zerbrach etwas an ſeinen Flügeln, er ſtürzte herab, gerade auf den Kirchthurm von Solsbury und brach den Hals, zum großen Leidweſen ſeiner Unterthanen, über die er zwanzig Jahre weiſe und glücklich regierte.

So erzählen die Einwohner von Bath noch immer mit glaubigem Gemüthe. Die gelehrten Herren geben ſich alle Mühe, ihnen den Ungrund dieſer Legende zu beweiſen; umſonſt, der Glaube an Bladud und ſein wunderbares Schickſal läßt ſich nicht zerſtören, obgleich man zu Anfange deß vorigen Jahrhunderts ein altes Monument wegnahm, welches ihn mit ſeinen Schweinen vorſtellte. Im Königs-Bade ſteht ſeine, 1699 errichtete Statue, mit folgender wunderlichen Inſchrift in engliſcher Sprache:

Bladud
Lud Hudibras Sohn
Achter König der Britten nach Brutus.
Großer Philoſoph und Mathematiker,
Entdecker und Begründer dieſer Bäder,
860 Jahre vor Chriſti Geburt.
Das heißt
2562 Jahre vom gegenwärtigen
1699.

Bath war zur Zeit der Königin Eliſabeth zwar ziemlich bekant, dennoch nicht bedeutend. Im Jahre 1700 hatte es nur ein Haus mit großen Schiebefenſtern, und auf den Bällen tanzten höchſtens zehn Paare. Einem einzigen Manne Richard Naſh, Eſquire, war es vorbehalten, es zu ſeiner jetzigen Pracht und Größe zu erheben. Deshalb iſt es wohl billig, ſeiner hier neben Bladud in Ehren zu gedenken.

Richard Naſh, im Jahre 1674 zu Swanſea in Glamorganſhire, von wohlhabenden angeſehenen Aeltern geboren, ward ſchon im ſechszehnten Jahre nach Oxford auf die Univerſität geſchickt. Er ſollte die Rechte ſtudieren, fand das aber ſehr langweilig. Freude war ſeine Göttin, ihr opferte er alle ſeine Zeit. Eine zärtliche Verbindung mit einer ihrer Prieſterinnen veranlaßte ſeine Aeltern, ihn von Oxford weg zu nehmen, und da ſie ſeinen Widerwillen gegen die, ihm von ihnen vorgezeichnete Lebensbahn einſaben, ihm eine Fähnderichsſtelle bei der Armee zu kaufen. Die glänzende Uniform gefiel ihm allerdings beſſer, als die halb mönchiſche Tracht der Erforder Studenten, aber die Subordination, das Wache haben und mehrere mit ſeinem Stande verbundene Pflichten gefielen ihm gar nicht; ſein niederer Rang, als Subaltern = Offizier war ihm bei den Damen, und in den höhern Zirkeln hinderlich, er entſagte alſo dem Kriegsgotte, und ſchwor auf's neue zur Fahne der Themis. Er trat in die Geſellſchaft der Rechtsgelehrten von Middletemple in London. Hier ward ihm bald eine Gelegenheit, ſein eigentliches Talent gelten zu machen. Die Geſellſchaft, zu welcher er jetzt gehörte, wollte einem alten Gebrauche gemäß, den Prinzen Wilhelm von Oranien, bei ſeiner Thronbeſteigung mit einem maskirten Aufzug, im Geſchmack der damaligen Zeit, empfangen. Naſh wurde für den fähigſten erklärt, dieſes Feſt zu ordnen und zu leiten. Er that es, und machte ſeine Sache ſo gut, daß der König ihn, aus lauter Freude darüber, zum Ritter ſchlagen wollte. Zwar lehnte er dies beſcheiden ab, aber der Dunkelheit war er nun doch entriſſen, und in der großen Welt als ein Mann von Geſchmack und Talent anerkannt. Bath fieng damals an, ein wenig Mode zu werden. Naſh gieng hin, weil andere Leute von Stande hingiengen, und bald ward er die Sonne, um die ſich Alles drehte. Sein geſelliges Talent, ſein Witz, ſein feiner Tact zog unwiderſtehlich an. Ein Abenteuer, in welchem er ſich als Mann von Ehre, und Rächer der guten Sitten bewies, vollendete ſeinen Glanz. Er ſtand eines Tages mit Mehreren auf der Galerie des Kreuzbades, und ſah, nach der damaligen Gewohnheit die Damen mit geputzten Köpfen, übrigens ganz uncoſtumirt im Waſſer herumplätſchern. Die Schönheit einer dieſer Damen bezauberte plötzlich ihren oben ſtehenden Gemahl dermaßen, daß er anfieng ihr, für den Ort ſehr unziemende, Fleuretten zu ſagen, und zuletzt den Wunſch äußerte, unten bei ihr zu ſeyn. Ehe er ſich's verſah, ward ihm die Gewährung, denn mächtig und geſchickt packte ihn Naſh im nämlichen Moment bei Kragen und Gürtel, ſchwang ihn über die Baluſtrade, und platſch, da zappelte der zärtliche Gatte mit Degen und Federhut unten in der warmen Flut. Die Folge hievon war ein Zweikampf, in welchem Naſh in den Arm verwundet ward, aber unſterbliche Ehre und Anſehen hatte er durch dieſe kühne That erworben. Um dieſe Zeit ward die Stelle des Ceremonien-Meiſters, welche bis jetzt ſehr unbedeutend geweſen war, erledigt. Naſh wurde einſtimmig von allen Badegäſten zum König von Bath ausgerufen; und ihm volle Macht gegeben, zu ſchalten und zu walten, einzurichten, zu verbiethen und zu befehlen, in Allem was auf Etikette, Vergnügungen, Ordnung und ſo weiter Bezug hatte. In Kurzem wirkte er Wunder, unter ſeiner Leitung wuchs Bath täglich an Schönheit, Ruhm, Umfang und Glanz. Ein neuer Saal ward gebaut, Promenaden angelegt, gute Muſik beſorgt, und ſo ward es, was es jetzt iſt, der Sammelplatz aller Eleganz. Naſh hielt mit Feſtigkeit, ohne Anſehen der Perſon, auf ſtrenge Beachtung der einmal angenommenen Geſetze. Man erzählt noch wahre Heldenthaten von ihm in dieſer Hinſicht; zum Beiſpiel, daß er der Prinzeſſin Amalia die Erlaubniß abſchlug, nach eilf Uhr noch einen Tanz zu tanzen, und auf einem Bal paré, die Herzogin von Queensbury bat, ihre Schürze abzunehmen. Der Adel, die Vornehmſten, ſelbſt die Prinzen begegneten ihm mit Achtung, und ehrten ſeine Einrichtungen; er hatte ſo augenſcheinlich Recht in Allem, was er unternahm, und wußte zugleich dies Recht auf eine ſo angenehme Weiſe darzuſtellen, daß Niemand etwas dagegen einwenden konnte, oder nur mochte. Im Aeußeren ſtrebte Naſh nach einem gewiſſen Glanz. Ihm war wohl bekannt, daß, um der Menge zu imponiren, ſelbſt die höchſte Würde deſſen nicht entbehren kann. Er fuhr immer mit ſechs Schimmeln, umringt von Waldhorniſten und andern Begleitern zu Pferde, trug einen großen weißen Hut, und kleidete ſich glänzend und auffallend. Er ſtarb 1761 im 87. Jahre, und ward mit großem Pompe unter einem ungeheuern Gewühl von Zuſchauern in der Abtei zu Bath begraben. Ein Monument mit einer Inſchrift, die ſeine Verdienſte um Bath der Nachwelt kund thut, ziert ſein Grab. Wenn eine ſolche, um ein glänzendes Nichts ſich herum drehende Exiſtenz glücklich genannt zu werden verdient, ſo lebte Naſh ein langes, glückliches Leben. Leider überlebte er ſich ſelbſt in den letzten Jahren, denn lächerlich und traurig zugleich war es anzuſehen, wie er die Spuren des Alters zu verbergen ſtrebte, und, kaum im Stande ſich aufrecht zu halten, bei Damen den ſüßen Herrn ſpielte, deren Urgroßvater er ſeyn konnte. Ein Greis ohne Würde iſt immer ein ſchmerzlicher Anblick. Die marmorne Statue, die ihm noch bei Lebzeiten errichtet ward, Inſchriften und Porträts verewigen das Andenken dieſes merkwürdigen Mannes, welcher der höchſten Frivolität einen Anſtrich von Größe zu geben wußte, ein unglaubliches Glück auf Wegen machte, die Tauſende ins Verderben führen, nur von der Gunſt des Augenblickes lebte, und dieſem Augenblicke ein ungeheures, faſt unvergängliches Denkmal ſetzte, indem eine der ſchönſten Städte Europens ihm ihre Exiſtenz verdankt.

Nichts charakteriſirt ihn und den Geiſt ſeiner Zeiten beſſer, als folgende Copie ſeiner Geſetze, die noch zu ſeinem Andenken in einem der Säle hängt.

„Mit allgemeiner Einwilligung feſtgeſetzte Regeln. 1742."

1) „Daß ein Ceremonien-Beſuch beim Ankommen, und einer beim Abſchiede Alles iſt, was man von Damen von Stande verlangen kann — es ſey denn, man wäre unverſchämt."

2) „Die Damen beſtimmen an Balltagen eine gewiſſe Zeit für ihre Bediente, um ſie abzuholen, damit erſparen ſie ſich und Andern Unbequemlichkeiten."

3) „Die Herren zeigen ihre feine Lebensart den Damen, indem ſie des Morgens nie im Schläfrocke und Nachtmütze vor ihnen erſcheinen."

4) „Niemand nimmt's übel, wenn man zu anderen Spielpartieen und Frühſtücken geht, als den übrigen — es ſey denn, man wäre krittlicher Natur."

5) „Die Herren geben ihr Ballbillet nur honetten Frauenzimmern — es ſey denn, daß ſie keines kennen.“

6) „Die Herren zeigen ſchlechte Sitten, wenn ſie ſich den Damen vordrängen — erlaubt iſt's ſolchen, die Niemand achten, als ſich allein.“

7) „Kein Herr und keine Dame nimmt's übel, wenn Andre vortanzen — außer ſolche, die eigentlich gar nicht tanzen ſollten.“

8) „Alte Damen und Kinder nehmen mit der zweiten Reihe Bänke auf den Bällen vorlieb, denn ihre Zeit iſt vorüber, oder noch nicht gekommen.“

9) „Junge Damen bedenken, wie viel Augen auf ſie ſchauen. (NB. Koketten ſind hiervon ausgenommen.)“

10) „Wer Lügen und üble Nachreden herumflüſtert, wird für deren Erfinder angeſehen.“

11) „Nachbeter ſolcher Lügen werden von der Geſellſchaft vermieden, ausgenommen von ihres Gleichen.“

Naſh's Nachfolger, Mr. Collet, legte das Amt bald nieder, ihm folgte Mr. Derrick. Nach deſſen Tode meldeten ſich zwei Candidaten zum Throne. Faſt wäre es in der eleganten Welt zum Bürgerkriege gekommen, hätten nicht beide freiwillig einem Dritten

Platz gemacht. So gieng es noch einige Zeit fort, bis in's Jahr 1777, da erwählte man zwei Könige, deren jeder in einem andern Saale ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hatte. Seit der Zeit iſt es ſo geblieben, jetzt regieren die Herren Tyſon und King ſehr friedlich und einig.

Promenaden und Amuſements.

Früh Morgens ſpaziert die bunte Welt, über welche die Könige von Bath mit mildem Scepter herrſchen, des Trinkens wegen in den Sälen. Der beſuchteſte darunter iſt der große neue Brunnenſaal, deſſen Quelle auch am häufigſten getrunken wird; ſie hält das Mittel zwiſchen der vom Kreuzbade und der ganz heißen. Der Saal iſt groß, von innen und außen mit Säulen und Inſchriften elegant decorirt. Königs Naſh marmorne Bildſäule in Lebensgröße iſt darin aufgeſtellt. Die Quelle fällt in ein ſchönes Marmorbecken, zwei große Kamine ſtehen ihr zu beiden Seiten. Jeder anſtändig Gekleidete hat in dieſem Saale freien Eintritt, nur die, ſo den Brunnen trinken, bezahlen, außer einem Geſchenke an den Brunnenwärter, noch eine Guinee den Monat. Während der Morgen-Promenaden muſicirt eine Bande engliſcher Muſiker, auf einer dazu erbauten Galerie recht herzbrechend. Nach dem Frühſtücke vertheilt man ſich in den, mit Quaderſteinen gepflaſterten Straßen und auf den beiden Paraden. Die Damen und ihre getreuen Nachfolger, die eleganten Herren, ziehen dieſe Spaziergänge ſchon deshalb denen im Freien vor, weil ſie nicht ſtaubig ſind. Dieſe Bequemlichkeit erſetzt den Spaziergängern reichlich den Anblick der Wieſen und Bäume, wenn es auch die in den Läden ausgeſtellten Herrlichkeiten nicht thäten. Ein Paar Stunden gehn darüber hin, daß man hier und dort in Läden einkehrt, tauſend Dinge ſich zeigen läßt, die man nicht kauft, Alles beſieht, beſpricht, durchwühlt. Je vornehmer die Herrſchaft, je höher muß die Putzmacherin und der Ladendiener auf die zierliche Leiter ſteigen, um die Waaren vom oberſten Fach des Ladenſchranks herunter zu holen. Nirgends verfährt man unbarmherziger mit den Kaufleuten, als hier, und nirgends ſind ſie höflicher. Nach dieſer Generalrevüe geht es in eine der hier befindlichen acht Leihbibliotheken, wo man einige Zeit auf die früher beſchriebene Weiſe ausruht; bis die zweite Toilette neue Thätigkeit heiſcht. Der eleganteſte Buchladen iſt der bei Meyler, doch abonnirt man gewöhnlich in mehreren oder in allen, und bezahlt 5 fl. für den Monat.

Die Nord- und Südparaden ſind zwei, nicht weit von einander entfernte, unvergleichlich ſchöne Terraſſen. Sie ſind mit Quaderſteinen belegt. Schöne Häuſer mit den glänzendſten Läden, gleich an der Straße, beſchränken ſie von einer Seite, eine eiſerne Baluſtrade von der andern, über welche hinaus man eine entzückend ſchöne Ausſicht auf Berg und Thal erblickt. Beſonders herrlich iſt die Südparade, die daran ſtoßenden Häuſer gleichen einem einzigen Pallaſte. Die Ausſicht auf Bladud's Buchenklippe, auf ſchöne Landhäuſer mit ihren Gärten und Parks, auf dunkles Gehölze und den ſilbernen Avon, der die reiche Landſchaft allbelebend durchſtrömt, macht jede Beſchreibung unmöglich. Ein hübſcher, ziemlich großer Garten, mitten in der Sadt, Sidney Gardens genannt, geziert mit Grotten und Tempeln, Waſſerfällen und Schaukeln, Bowling greens, und Allem, was man an einem ſolchen Orte nur verlangen kann, iſt zu gewiſſen Zeiten ein beliebter Vereinigungspunkt. Man abonnirt ſich hier ebenfalls für die Promenade. Während der ganzen Saiſon zahlt die Perſon 5½ ßl.; wer nicht abonnirt iſt, muß jedes Mal Entree bezahlen. Auch iſt darin ein, für die Subſcribenten zum Fahren und Reiten beſtimmter Weg. Der Beſitzer des Gartens giebt zuweilen öffentliche Dejeuners, auch Illuminationen nach dem Muſter des berühmten Vaurhall in London. Gewöhnlich fallen in jede Saiſon vier oder fünf ſogenannte Gallanächte, wie im Londner Vaurhall; dann ſtrömt Alles hin, ohne recht zu wiſſen, warum, und man kann das Vergnügen haben, ſich in einem mäßigen Locale unter viertauſend Menſchen herumzutummeln. Da die Bade-Saiſon im Frühlinge aufhört, ſo machen die Freuden von Sidney's Garten gleichſam den Beſchluß derſelben. Sie fangen ſo früh an, als es die, in dieſem Lande im Durchſchnitt milde, Witterung nur erlaubt; in der Mitte Mai's iſt Bath ſchon eine Einöde. Es giebt noch einige, weniger beſuchte Gärten dieſer Art in Bath. Sehr beſucht aber, beſonders in ſchlechtem Wetter, werden die beiden Reitſchulen, und der zum Ballſchlagen eingerichtete Bezirk.

Für die Abende iſt auf vielfache Weiſe geſorgt. Das Theater, der einzige Vergnügungsort hier, in welchem, treu der alten engliſchen Sitte, kein Abonnement Statt findet, wird, nächſt den Londoner Theatern, für das beſte in England gehalten. Es war von jeher die Wiege der ausgezeichnetſten Talente. Aus dieſer Schule kamen die berühmte Siddons, die weiland im komiſchen Fache eben ſo berühmte Abbington, der vortreffliche, leider zu früh geſtorbene, Komiker Edwin, und viele im Auslande weniger bekannte, ausgezeichnete Schauſpieler, die jetzt der Stolz von Drurylane und Coventgarden ſind. Der neueſte Liebling des Publikums, Mr. Elliſton, iſt von der hieſigen Bühne auf die Londner getreten. Kenner prophezeihen ihm die glänzendſte Laufbahn im tragiſchen Fache. Die Truppe ſpielt wechſelnd in Bath und dem nahgelegenen Briſtol; Sommers, während der Bade-Saiſon in Briſtol, drei Mal die Woche dort und ein Mal hier, und wiederum im Winter zwei Mal wöchentlich in Bath und ein Mal in Briſtol.

Die neuen oder oberen Aſſembleeſäle ſind die beſuchteſten, ſowohl ihrer Größe und glänzenden Einrichtung wegen, als weil ſie nahe am Circus, im Mittelpunkte des eleganteſten Theils der Stadt liegen. Sie beſtehen aus einem großen ſchönen Tanzſaale und zwei Spielzimmern. In einem derſelben prangt das Porträt eines verſtorbenen Ceremonien-Meiſters, des Hauptmanns Wade, im anderen das des gegenwärtigen, Mr. Tyſon. So ehrt man hier Verdienſte, und erhält ihr Andenken der Nachwelt. Herren abonniren ſich mit 10 ßl., Damen mit der Hälfte für die ganze Saiſon. Dafür haben ſie freie Entrée zu jeder geziemenden Stunde, und die Freiheit, die Spielzimmer zu benutzen.

Wir ſetzen die in dieſen Sälen geltenden Regeln her, wie man ſie dort angeſchlagen findet, da wir glauben, ſo den kürzeſten und deutlichſten Begriff von dem Leben in denſelben zu geben.

Neue Aſſemblee-Säle.

„Nur die Subſcribenten zu den Bals parés haben eine Stimme bei der Einrichtung und Dirigirung der Luſtbarkeiten in dieſen Sälen. Dieſe wechſeln in folgender Ordnung:

Montag Bal paré.
Dienſtag Abend Karten-Aſſemblee.
Mittwoch Abend Conzert.
Donnerſtag Fancy-Ball. *)

NB. Die Zimmer ſtehen den Subſcribenten alle Tage zum Kartenſpiel offen, Sonntags ausgenommen; doch iſt einen Sonntag Abend um den andern die Promenade in denſelben erlaubt.

---

*) Ein unüberſetzbares Wort. Es bedeutet, daß man es auf dieſen Bällen mit Rang, Etikette und Kleidung weniger ſtrenge nimmt. Die Geſellſchaft iſt etwas gemiſchter, Damen dürfen es wagen, mit einem artigen Hütchen zu

„Wer zu dem Bal paré *) eine Guinee ſubſcribirt, erhält zu jedem ein Billet für ſich und zwei für Damen. Für eine halbe Guinee hat man nur ein Billet für ſich. Junge Herren und Damen können während der Schulferien Zutritt erhalten, wenn ein Mitglied der Geſellſchaft ſie einführt.

„Zu den Fancy-Bällen ſubſcribirt man eine halbe Guinee, und erhält nur für ſeine Perſon Eintritt.

„Die Bälle fangen um 7 Uhr an, und hören mit dem Glockenſchlag 11 auf, wäre es auch mitten im Tanze.

---

erſcheinen, was ſonſt überall hoch verpönt iſt, wo man ſich im Glanze zeigen muß, zum Beiſpiele in der Oper, und auf den vorderen Reihen in den Logen im Theater. König Naſh würde auf einem Fancy Ball der Herzogin von Queensbury ihre Schürze gelaſſen haben.

*) Solch ein Ball iſt eine gar wichtige und ernſte Sache. Menuets fangen ihn an: nur Damen vom höchſten Range, oder die ſich ſonſt ſehr auszeichnen, tanzen dieſe, und es iſt des Ceremonienmeiſters heiligſte Pflicht, ihnen ihrem Range angemeſſene Tänzer dazu zu verſchaffen. Gewalzt wird nie, nach den Menuetts folgen die engliſchen und ſchottiſchen Tänze. Zu dieſen iſt jeder Tänzer für den ganzen Abend an ſeine Tänzerin gefeſſelt; er tanzt oder ruht, wie ſie es will, und ſorgt den ganzen Ball hindurch unermüdlich für ihre Bequemlichkeit und Unterhaltung.

„Zwiſchen den Menuets und den engliſchen Tänzen wird eine Pauſe gemacht, damit Damen, denen der Vorrang gebührt, ihre Plätze nehmen können. Die, welche nach dem Anfange des Tanzes erſt aufſtehen, verlieren für dieſes Mal ihr Vorrecht, und ſtellen ſich unten hin.

„Keine Dame, die ſchon ihren Platz in der Colonne genommen hat, erlaubt einer anderen, ſich über ſie zu ſtellen.

„Damen, welche Menuets tanzen wollen, tragen Lappets *). Man bittet ſie auch, ihren übrigen Anzug dieſer Auszeichnung gemäß einzurichten, ſo viel es die Mode erlaubt. Die Herren werden ebenfalls gebeten in Galla zu erſcheinen.

„Die drei vordern Reihen Sitze, am obern Ende des Saales, werden für die Gemahlinnen der Pairs von Großbrittannien und Ireland, und für Damen, die dieſen an Range gleich ſind, frei gelaſſen.

---

*) Lappets, unter dem Namen von Barben oder Flügel unſern Großmüttern wohl bekannt. Zwei, etwa vier Finger breite, gewöhnlich unten abgerundete, ½ Ellen lange Streifen von Spitzen, Points, oder dergleichen, die hinten vom Kopfputze herabflattern, bisweilen auch aufgeſteckt ſind, und in London ein unentbehrliches Stück der Hoftracht der Damen ausmachen.

„Nur Subſcribenten haben in dieſen Sälen Zutritt.

„Auf Bällen, Conzerten und Karten-Aſſembleen darf Niemand in Stiefeln oder Halbſtiefeln erſcheinen.

„Bei Balsparés hat Niemand Zutritt ohne Billet; bei den Fancy-Bällen haben die Subſcribenten zur Promenade in den Spielzimmern Zutritt.

„Die Inhaber der Säle machen ſich anheiſchig, ſechs und zwanzig Balsparés und dreißig Fancy-Bälle zu geben, jedoch ſind ſie nicht verpflichtet, von der gehabten Einnahme Rechenſchaft abzulegen. Das Orcheſter beſteht aus zwölf Inſtrumenten, 1 Harfe, 1 Flageolet und 1 Tamburin mit eingeſchloſſen.

„Ohne Ausnahme ſind alle Hazardſpiele hier verboten, wie auch Sonntags alles Kartenſpiel.

„Bei der ſich täglich mehrenden Vergrößerung dieſer Stadt iſt es dem Ceremonienmeiſter unmöglich, die Ankunft jedes Badegaſtes gleich zu erfahren. Er hofft deshalb, ſie werden es nachſichtig verzeihen, wenn er wider Willen verſäumen ſollte, ſeine Viſite zu machen, und bittet hiermit öffentlich, Jedermann möge bei der Ankunft Namen und Wohnung in dem zu dieſem Zwecke im Brunnenſaale liegenden Buche einzeichnen laſſen; dadurch wird er in den Stand geſetzt werden, ſeinen eigenen Wünſchen und den Erwartungen des Publikums zu genügen.

„Da es ungemein wünſchenſwerth iſt, daß alle unſchickliche Geſellſchaft fern von dieſen Sälen bleibe, ſo bittet er ebenfalls alle fremde Herren und Damen, ihm Gelegenheit zu geben, ihre Bekanntſchaft zu machen, ehe ſie ſich zu der Achtung und Aufmerkſamkeit berechtigt glauben, welche er ihnen immer gern und auf's eifrigſte zu beweiſen ſtreben wird.“

Richard Tyſon,
Ceremonienmeiſter.

Die unteren Aſſemblee-Säle ſind dieſen an Größe und inneren Einrichtung ſehr ähnlich. Faſt gleichlautende, mit dem Namen des dortigen Ceremonien-Meiſters James King unterzeichnete, Geſetze ſind darin angeſchlagen, und werden heilig gehalten. Mr. King iſt wegen ſeiner ausgezeichneten Verdienſte und Talente auch Ceremonien-Meiſter in Cheltenham, dort verwaltet er ſein Amt im Sommer, wenn in Bath Alles öde und leer iſt.

Beide Könige von Bath theilen in brüderlichem Verein die Sorge für's Publikum. Die Vergnügungen wechſeln in beiden Sälen, beſonders die Bälle, welche Montags und Donnerſtags im obern, Dienstags und Freitags im untern Saale Statt haben. Die tanzluſtige Welt findet in Bath ihre Rechnung, wie man ſieht. Zu den Conzerten im obern Saale wird mit drei Guineen ſubſkribirt. Gewöhnlich werden die Saiſon hindurch deren zwölfe gegeben. Unter ihnen ſind, in der Adventszeit, drei geiſtliche. Ein Herr Rauzzini dirigirt ſie. Weiter läßt ſich nichts Beſonderes davon ſagen.

Für das Vergnügen wäre alſo in Bath hinlänglich, und eben nicht zu koſtſpielig geſorgt. Mag es ſeyn, daß Langeweile und ſteife Etikette hier oft den Vorſitz führen. Der wirklich für die Freude empfängliche Theil der Geſellſchaft wird ſich ſchon ihrem lähmenden Einfluſſe zu entziehen wiſſen. Die Uebrigen tröſten ſich damit, daß ſie ſich auf die anſtändigſte und modigſte Weiſe von der Welt ennuyiren.

46.

Longleat und Stourhead.

Longleat, wenige Stunden von Bath entfernt, iſt der uralte Familien=Sitz des Marquis von Bath. Der Park, reichlich beſchattet von hohen, uralten

Eichen und Buchen, dient dreizehnhundert Rehen zum Aufenthalte, die dort ganz unbefangen ihr Weſen treiben, und dem neugierig ſie anſtaunenden Fremden ihrer Seits wieder ganz freimüthig ins Geſicht ſehen. Die nicht großen, aber wohl angelegten, ſehr ſchattigen Anlagen und Promenaden ziehen ſich längs dem Parke auf einer Seite deſſelben hin. Schöne Küchen-Gärten und Treibhäuſer fehlen auch hier nicht, vor Allem aber zog uns ein kleiner, ganz vortrefflich bebauter Blumengarten an. Alle Blüten, alle Blumen, die nur in dieſem milden Klima im Sommer die freie Luft ertragen können, duften und ſchimmern hier um die Wette; das geblendete Auge weiß nicht, wohin es zuerſt ſich wenden ſoll, während wir den Duft von tauſend Blüten athmen. Das Schloß iſt ein ſehr altes, gar nicht ſchönes, aber ſehr weitläuftiges Gebäude. Finſter, baufällig, winklich und unbequem, wie es da ſteht, wird es dennoch ſechs Monate im Jahre vom Marquis und ſeiner Familie bewohnt. Was uns daher am meiſten in Erſtaunen ſetzte, war das Ameublement. Ganz entfernt von der modernen Eleganz und Bequemlichkeit, die wir ſelbſt im rauhen Schottland in den Häuſern der Großen fanden, ſcheint es ſeit mehreren Jahrhunderten den Urahnen des Marquis ſchon treue Dienſte geleiſtet zu haben, ſo alt und wurmſtichig iſt Alles im Schloſſe. Wir durchſtreiften eine Menge großer, altmodiſcher Säle, hoch wie Kirchen. An allen Wänden hängen Porträte, manche ſehr gute darunter; viele aus früheren Zeiten, ein wahres Studium für das Koſtüme der vergangenen Jahrhunderte; viele ſehr intereſſant wegen der merkwürdigen Menſchen, deren Geſtalt ſie der Nachwelt treu bewahren. Zu dieſen gehört das Bild der ſchönen Roſamunde aus Woodſtock; ein freundliches, rothwangiges, rundes Geſichtchen. Neben ihr hängt das Bild ihrer Todtfeindin, der Königin Eleonore. Dieſe ſieht wahrhaft wie eine Königin aus, blaß, ſtolz, ſchön und edel in Zügen und Haltung. Unter den ganz alten Gemälden bemerkten wir viele der älteren Könige von England, die ganze Reihe der Eduard's mit goldenen Kronen auf den Köpfen und tüchtigen Sceptern in den Händen. Auch König Franz I. mit einer ſeiner Geliebten machte uns großes Vergnügen, denn beide lächeln einander ſo ſüß und liebenswürdig an, daß man durchaus mitlachen muß. Eine der Urältermütter der Familie hat ſich, in Lebensgröße ſtehend, malen laſſen, ſie iſt ihrer Entbindung augenſcheinlich nahe und macht in dieſem Zuſtande eine wunderliche Figur, in der ſteifſten Stellung mit einem gewaltigen Reifrocke, hohem Kragen und allem übrigen Zubehör der höchſten Toilette jener geſchmackloſen Zeit. Wenn wir die barocken Koſtüme aus den Tagen der Königin Eliſabeth anſehen, ſo brauchen wir wahrlich nicht, ſelbſt über unſere abgeſchmackteſten Moden des vergangenen Jahrhunderts zu erröthen. Belege dazu liefern hier eine Menge Porträte aus jener Zeit, eines immer lächerlicher und bizarrer, als das andere. Alle übertrifft die Königin Eliſabeth ſelbſt und ein Paar ihrer Hofdamen, welche neben ihr paradiren. Ueber die Köpfe hoch emporragende Kragen, Haare in die widernatürlichſten Formen gezwängt, Spitzen und Litzen und Quaſten überall, ſo gehäuft und abenteuerlich, daß es unmöglich iſt, anders als durch's Anſchauen einen Begriff davon zu erlangen.

Von Longleat kamen wir nach Stourhead, der neuen hübſchen Villa eines ſehr reichen Londner Banquiers, Sir Richard Hoare. Welch ein Abſtand gegen jene veraltete Pracht! Hier war Alles neu, Alles vergoldet, geſchniegelt und gebiegelt, nett und zierlich. Das im bürgerlichen Styl, aber höchſt elegant erbaute Haus iſt nicht groß, und wir ſahen es nicht im vortheilhafteſten Lichte, weil eben einige der beſten Zimmer neu tapeziert wurden; doch reichte dies hin, um es für einen höchſt angenehmen Aufenthalt zu erkennen. Alles athmet hier Bequemlichkeit und modernen Luxus. Schöne Teppiche in jedem Winkel des Hauſes, große Spiegel, glänzende Bronzearbeiten, Möbeln von koſtbaren lackirten und fremden Hölzern, Alles neu, hübſch, reich. Auch an Gemälden fehlt es nicht, ſogar nicht an Familienporträten, denn ſchon der Großvater des Sir Richard ließ eine halbe Million Pfund Sterling nach. Unter den Familienbildern ſahen wir einige recht ſchöne von Angelika Kaufmann, unter andern den Sir Richard ſelbſt, ſeinen Sohn, einen muntern Knaben, an der Hand führend. In einem Zimmer hiengen viele, mitunter recht ſchöne, Landſchaften; hier ſtand auch ein ſehr prächtiger und dabei ſehr geſchmackloſer Schrank, der dem Papſte Pius VI. angehört hat; er blitzte von Gold, farbigen Edelſteinen, und Kameen, zwiſchen denen eine Menge kleiner, bunter Wachsbilder angebracht waren, welche Porträte aus der Familie des Papſtes vorſtellen ſollten. In einem andern Zimmer voll Gemälde, angeblich von den größten Meiſtern der italieniſchen Schule, ſahen wir den Sabinerinnenraub von Pouſſin, der dem Beſitzer 3000 Guineen gekoſtet hat, eine Magdalena von Titian und viele Andere mehr. Auch hieng hier ein Bild von Teniers, wo Lucifer in Geſtalt einer hübſchen Holländerin zum heiligen Antonius kommt, um ihn zu verſuchen; ein Teufel, wie ein Laubfroſch geſtaltet, trägt ihr die Schleppe, eine Menge anderer Teufel mit Hahnenfüßen, allerhand Thierköpfen, kurz die groteskeſten Geſtalten von der Welt, ſpielen Violine und Kontrebaß dazu. Das Speiſezimmer iſt mit guten Kopien bekannter Gemälde großer Meiſter decorirt. Sir Richard hat keinen Park, aber der Garten iſt ſehr ſchön, ein Paar Spielereien abgerechnet, welche einen, in dieſem Lande ſeltenen, kleinlichen Geſchmack verrathen, zum Beiſpiel künſtliche Höhlen und Ruinen. Der ſehr große Teich ahmt glücklich das Anſehen eines Stroms nach und an ſeinem Ufer hin ſchlängeln ſich liebliche Spaziergänge, beſchattet von prächtigen alten Bäumen. Ein Sonnentempel mit einem, etwas verrenkten lahmen Apoll aus gegoſſenem Blei hätten auch füglich wegbleiben können, ohne vermißt zu werden. Deſto ſchöner iſt ein anderer Tempel, welcher durch eine Kuppel von oben Licht erhält. In Niſchen ſtehen hier verſchiedene, in Italien gearbeitete Kopien der berühmteſten Antiken, in ihrer Mitte eine antike, wunderſchön drappirte, ſitzende Statue.

47.

Wilton-Houſe.

Ueber Berg und Thal, durch eine reizende Gegend, reiſten wir nun nach Salisbury und kamen viele ſchöne Landſitze und Parks vorbei, unter dieſen Fonthill, dem Landſitze des Mr. Beckford und Wilton-Houſe, Mylord Pembroke's Villa. Bei herannahendem Abend und ermüdet, wie wir waren, ließen wir ſie indeſſen rechts und links liegen, in der Hoffnung, ſie des folgenden Tages zu beſuchen. Dieſes war aber leider ein Sonntag und an einem Sabbath, wie man hier zu Lande ſehr andächtig ſpricht, läßt Mr. Beckford ſein Haus nicht von Fremden ſehen. Behüte ihn Gott für einer ſolchen Entheiligung des Tages des Herrn! Wir mußten weiter ziehen, ſeine Frömmigkeit bewundernd, aber doch übrigens ziemlich verdrießlich, denn leider wußten wir, daß Fonthill ſehr ſehenswerth iſt und einen großen Schatz von Kunſtwerken enthält.

Lord Pembroke iſt ſchon weit weniger fromm, als Mr. Beckford; ungehindert konnten wir ſein Haus und deſſen Umgebungen ſehen und bewundern. Man führte uns zuerſt in einen, nicht weit vom Schloſſe im

Garten erbauten, Pavillon. Hier ſtehen einige ſchöne, antike Büſten, in ihrer Mitte Apoll, eine Statue, leider aber auf eine ſo entſtellende Weiſe reſtaurirt, daß es ſehr ſchwer wird, ſich ſeiner Schönheit recht zu erfreuen. Ueberall thun doch die ganz mißlungenen Ergänzungen dem Gefühle weh, und ſtören das Vergnügen über das noch in ſeiner urſprünglichen Schöne Vorhandene. Das Schloß ſelbſt iſt ſehr alt, die Außenſeite deſſelben nicht in einem edeln Styl erbaut, faſt wie das Schloß zu Longleat, nur beſſer erhalten und von innen ſehr moderniſirt und wohnlich gemacht. Vor dem Hauſe ſteht eine ſehr ſchöne Marmorſäule, wie man uns ſagte, aus den Zeiten des Julius Cäſar. Mit ungeheueren Koſten ward ſie von Rom her gebracht; ſie iſt 70 Fuß hoch und trägt eine kleine Statue der Venus, welche man freilich in dieſer Höhe nicht wohl ſehen kann. An der Fronte des Hauſes ſind zwei merkwürdige ägyptiſche Statuen in Niſchen aufgeſtellt. Die Eintritts-Halle enthält einen unbeſchreiblichen Schatz antiker Büſten und Statuen. Unter den erſten bemerkten wir: Meſſalina, Nero, Kaligula, eine wunderſchöne Portia, Fauſtina, einen Kopf Alexander's des Großen, neben vielen Anderen, und zwei herrliche Basreliefs. Eines davon ſtellt die Geſchichte Meleager's vor; man ſieht ihn, der Wuth des Ebers erliegend, und auch, wie er todt auf einem Bette da liegt, betrauert von ſeiner Geliebten und ſeinen Freunden. Das zweite zeigt uns den Tod der Kinder der Niobe; es iſt ein wunderbares Meiſterwerk wegen der mannichfaltigen Gruppirungen und des herrlichen Ausdrucks in dem kleinen Raume. Unter den Statuen ſahen wir unter vielen einen ſehr ſchönen Antinous. An dieſe Halle ſtößt ein zweites Zimmer, eben ſo reich ausgeſtattet mit ähnlichen Kunſtwerken. Hier ſteht unter andern eine ſchöne Kopie des vatikaniſchen Apolls und eine der medizeiſchen Venus. Einige alte Malereien aus Herkulanum, einige ſeltene ägyptiſche Statuen, und der ſehr ſchwere eiſerne Stuhl eines römiſchen Senators, ſind hier ebenfalls aufgeſtellt. Eine Reihe Zimmer, durch die wir geführt wurden, waren in einiger Unordnung, weil eben im Schloſſe gebaut ward; ſie enthalten eine große Menge Gemälde, meiſtens aus den italieniſchen Schulen. In einem hohen gewölbten Saale, prächtig auf altfranzöſiſche Weiſe decorirt, mit einem ſchön gemalten Plafond und ſtark vergoldeter Stuckarbeit auf weißem Grunde, hängen die auserwählteſten Gemälde der ganzen Sammlung. Die Porträte Titians, van Dyks, Rubens mit ſeiner Frau, von den Meiſtern ſelbſt gemalt, eine Skizze: die Himmelfahrt Mariens, von Raphael und viele mehr, an denen wir ſo flüchtig vorübereilen mußten, wie gewöhnlich. Ein anderes Zimmer enthält lauter Gemälde von van Dyk, eines davon, ein Familiengemälde nimmt eine ganze Wand ein und übertrifft Alles, was wir noch bis jetzt von dieſem Meiſter ſahen. Ueber dem Kamine hängt ein ſehr liebliches Bild, es ſtellt die drei Kinder Karls I. vor; von dieſem Gemälde hatten wir ſchon in Stourhead eine ſehr gute Copie bewundert. Die übrigen, in dieſem Zimmer hängenden Bilder ſind ebenfalls lauter Porträte, ganze Figuren in Lebensgröße. Welch ein Meiſter war van Dyk, wie viel Fleiß neben dem hohen Talente! Unzählbar ſind die Meiſterwerke, die nur allein England von ihm beſitzt, und wie viele ſind noch in der übrigen Welt zerſtreut! Vom Anblicke aller dieſer Herrlichkeiten konnten wir uns kaum in den ſchönen, mit anſcheinender Kunſtloſigkeit angelegten, zum Schloſſe gehörigen Spaziergängen erholen und ſelbſt unter den ſtolz gen Himmel ragenden, ehrwürdigen Bäumen, am Ufer eines, in ihrem Schatten hinſtrömenden Fluſſes umſchwebten uns noch immer die Menge der Zaubergeſtalten, denen wir im Schloſſe vorübereilen mußten.

Der zu letzterem gehörige Park iſt groß und vollkommen paſſend zum Ganzen.

48.

Salisbury und Stonehenge.

Wir fuhren nun über eine unabſehbare Pläne. Armſeliges Haidekraut ſproßt kümmerlich hier und da, nirgends ein Gegenſtand, auf dem das Auge nur Momente haften könnte, die Lüneburger Haide iſt ein Paradies dagegen. Es war die berüchtigte Ebene von Salisbury, auf der wir uns jetzt befanden, ein ungeheuerer Kirchhof, beſäet mit uralten Gräbern längſt entſchlafener Helden, deren Namen im Strome der Zeiten untergieng. Wogen gleich, kaum noch ſichtbar, erheben ſich dieſe großen abgerundeten Hügel nur wenig über die graue, düſtere Fläche und bloß an Einigen entdeckt man die Spur eines einſt ſie umgebenden Grabens. Der blaue Himmel wölbt ſich lautlos darüber hin, kein Vogel ſingt in dieſer Einöde, denn nirgends ſteht ein Strauch, auf dem er ſich niederlaſſen könnte. Wir rollten ſchnell vorwärts und merkten doch kaum, daß wir weiter kamen. Kein Gegenſtand bezeichnete unſern Weg, die Stelle, die wir verließen, glich ganz genau der, auf welcher wir im nächſten Momente anlangten. Da ſahen wir es am Horizonte aufſteigen wie Geiſtergeſtalten; grau, formlos, unvergleichbar mit Allem, was wir bis jetzt erblickt hatten, ſtand es da in einem Zauberkreiſe; wir kamen näher und näher, noch immer wußten wir nicht, was wir ſahen; jetzt hielt unſer Wagen, und wir ſtanden vor Stonehenge, dem älteſten Monumente der Vorzeit in England, vielleicht in ganz Europa. Unförmliche, rieſengroße Steine, ſichtbar von Menſchenhänden aufgeſtellt, erheben ſich in ungeheueren Maſſen auf einer mäßigen, nur ganz allmählich emporſteigenden Anhöhe. Hohen Säulen gleich, ſtehen ſie in einem großen, Tempelähnlichen Kreiſe, immer zwei und zwei näher an einander, welche dann ein großer, ähnlicher Stein, wie ein Querbalken oder Geſims auf ihrer Spitze ruhend, mit einander verbindet. Einige der Säulen ſowohl, als der Querbalken ſind umgeſunken, dennoch bleibt die vollkommene runde Form des Ganzen deutlich. An den umgefallenen Steinen nimmt man noch wahr, wie ſie befeſtigt waren, denn an jeder der Säulen iſt eben eine Art Spitze oder Knopf ausgehauen, freilich ſehr roh und in ungeheueren Verhältniſſen und die quer darauf liegenden Steine haben zwei runde Vertiefungen an beiden Enden, welche genau auf jene Knöpfe paſſen. So bildete und verband ſie die rohe, arme Kunſt jener Zeiten feſt und dauerhaft genug, um Jahrtauſenden zu trotzen. Auch die Saulen tragen

Spuren des Meißels, ſie ſind viereckig, aber, ohne alle Idee einer Verzierung, ganz roh behauen, an Höhe und Stärke einander nicht gleich, aber alle von erſtaunenswürdiger Größe und Schwere. Das Ganze ſchreibt ſich aus den urälteſten Zeiten her; ſchon vor tauſend Jahren ſtanden ſie wie jetzt, und jede Spur ihrer erſten Beſtimmung, ihres Entſtehens, war ſchon damals verſchwunden. Jetzt hält man dies wunderbare Gebäude für die Ueberreſte eines uralten Druidentempels. Hier ward das Feuer angebetet und die wohlthätige Sonne. Man hat beim Nachgraben unter dieſen Steinen Spuren verbrannter Opfer gefunden, vielleicht bluteten ſogar hier Menſchen unter dem Opferſtahle ihrer verblendeten Brüder. Mitten in dem großen Kreiſe dieſes alten Tempels entdeckt man Ueberbleibſel einer kleineren Abtheilung, von niedrigern Steinen gebildet; einige derſelben ſtehen noch; in ihrer Mitte liegt ein großer, platter Stein, wahrſcheinlich der Altar, und dieſe Abtheilung war das nur von Preiſtern betretene, innere Heiligthum. Dieſer Altar-Stein iſt von einem der ungeheueren herabgeſtürzten Querſteine des äußeren Kreiſes in drei Stücke zerſchmettert. Seitwärts, außer dem Kreiſe, liegt ein zweiter, dem Altar-Steine ähnlicher Stein, von ungeheuerer Größe. Ungefähr dreißig Schritte vom großen Kreiſe ſtehen noch ein Paar der ſäulenartigen Steine aufgeſtellt, aber auch wohl dreißig Schritte weit von einander entfernt. Vielleicht bildeten ſie hier einen noch größeren Kreis, der jenen engeren einſchloß, eine Art Vorhalle des heiligen Tempels, denn gewiß iſt das gigantiſche Werk, das wir anſtaunten, nur ein kleiner Ueberreſt von dem, was es Ungeheueres war in ſeiner Vollendung. Wie dieſe gewaltigen Felſenmaſſen hergebracht wurden? welche faſt übermenſchliche Kräfte ſie aufrichteten? iſt undenkbar, doch faſt eben ſo unbegreiflich, wie ſie zerſtört wurden. Vielleicht ſtürzte ein Erdbeben ſie um, es öffnete ſich die Erde und begrub zum Theil wieder in ihrem Schooſe die ihm entriſſenen Felſenſtücke, welche ſonſt den ganzen Kreis bilden halfen und jetzt verſchwunden ſind, ohne daß es doch glaublich ſcheint, daß man ſie zu anderem Gebrauche fortgeführt habe. Welch' ungeheuere Kraft wäre auch erforderlich geweſen zum Transport dieſer Rieſenmaſſen! Was das Wunderbare noch mehr erhöhet: die Steine beſtehen aus einer Art Granit, wie er mehr als dreißig engliſche Meilen in die Runde nicht anzutreffen ist. Wie war es möglich, ſie durch unwegſame Wälder, über Sumpf und Moor, Berg und Thal herzubringen? Wahrlich! wenn man ſie ſieht, man fühlt ſich ſehr geneigt, der Tradition des Volks Glauben beizumeſſen, welche ſie für das Werk einer früheren Rieſenwelt hielt, der mächtige Geiſter zu Hülfe kamen. Der Eindruck, den der Anblick des Ganzen macht, läßt ſich nicht beſchreiben. Ein ſtilles Grauen ergriff uns in dieſer öden Wildniß, beim Anſchauen eines Werks, deſſen Urheber wir uns nicht deutlich zu denken vermochten und das vor uns ſtand, wie die Erſcheinung aus einer anderen Welt. Wir hatten Zeit, uns dieſem Eindrucke zu überlaſſen, denn öde und traurig gieng unſer Weg über die große Ebene hin, die ſich immer gleich blieb, bis wir ſpät Abends die alte Stadt Wincheſter erreichten.

Von Wincheſter aus hatten wir ſehr böſe Wege, denn durch unſere Kreuz- und Querzüge waren wir von der großen, gebahnten Straße abgekommen und mußten ſie nun durch faſt unfahrbare Land- und Neben-Wege wieder zu erreichen ſuchen. Oft ſtiegen wir aus und giengen die ſteilen Hügel, über welche unſer Wagen mühſam hinraſſelte, zu Fuß hinab; reiche, weit ausgebreitete Ausſichten entſchädigten uns zuweilen für unſere Mühe. Endlich erreichten wir das Städtchen Chicheſter. Wir fanden den ganzen Ort in einer Art von freudigem Tumult, als ſollte es ein Pferderennen geben. Alle Fenſter waren mit geputzten Frauen und Mädchen beſetzt, die Straße voller Leute, Erwartung auf allen Geſichtern. Das Regiment des Prinzen von Wallis, welches hier in Garniſon liegt, paradierte im feſtlichſten Schmucke, in zwei langen Reihen aufmarſchirt, dem Gaſthofe gegenüber. In letzterem hatte Niemand Zeit, Herr und Frau und Aufwärter liefen mit den Köpfen gegen einander. Nichts Kleines konnte all dieſen Aufruhr veranlaſſen. Mrß. Fitzherbert, die Freundin des Prinzen von Wallis war es; ſie wurde auf ihrem Wege nach Brighton in Chicheſter erwartet. Nach zwei Stunden erſchien ſie, ließ, ohne auszuſteigen, oder ſich umzuſehen, die Pferde wechſeln und rollte davon. Die große Begebenheit war vorüber, die Soldaten marſchirten ab und Alles beruhigte ſich nach und nach. Wir giengen ebenfalls weiter nach Arundel.

Der Herzog von Norfolk beſitzt dort ein altes Schloß, es wurde eben durch ein neues Hauptgebäude und einen daran ſtoßenden Flügel ergänzt und vergrößert, Alles war voll Lärm, Staub und Unordnung, wie es gewöhnlich beim Bauen iſt. Der Anblick des alten Schloſſes wäre überall ehrwürdig und impoſant, nur hier, auf einem nicht ſehr geräumigen Hofplatze, neben den neuen, ganz modernen Gebäuden, verliert es unendlich. Wie weit ſchöner ſtand Warwick Caſtle vor unſern Augen! Einige Epheubewachſene, alte

Mauern bewieſen, daß das Schloß von Arundel weit größer und beträchtlicher geweſen ſeyn müſſe, als jetzt. Der noch übrige Theil des Gebäudes mit runden Thürmen und einem ſchönen Portal, ſteht wie verwundert da neben der neuen, dicht dabei entſtehenden Schöpfung. Schwerlich wird eines durch das andere gewinnen, iſolirt, unterm Schutze alter Bäume, wären dieſe heiligen Ueberreſte vergangener Größe zu dem Schönſten zu rechnen, was England in dieſer Art aufzuweiſen hat, ſo reich es auch an Denkmälern der Vorzeit iſt.

Wir waren dieſen Tag beſtimmt, in den Gaſthöfen Alles in Bewegung und Unruhe zu finden. In dem zu Arundel hielten die Volontärs, von denen wir ſchon früher ſprachen, im Saale neben dem uns angewieſenen Zimmer ein großes Banket. Das ganze Gebäude bebte vom Jubel der Helden bei jedem ausgebrachten Toaſt; im Nebenzimmer machten die Hautboiſten des Regiments eine Muſik, die Todte hätte erwecken können, die Aufwärter hatten alle Hände voll Bouteillen und Korkzieher, die Propfen knallten, Waldhörner und Trompeten ſchmetterten, die Janitzſcharen-Trommel drohte die Grundfeſten des Hauſes zu erſchüttern, zu alle dem der Jubelruf, der vom Geiſte ergriffenen Freiwilligen, und die Anſtalten, die wir zu einem Ball machen ſahen. Das war zu viel, es trieb uns hinaus. Ganz gegen die Sitte des Landes reiſten wir mit ſinkender Nacht ab. Hart am Ufer des Meeres fuhren wir hin, ein ſanfter Wind kräuſelte kaum deſſen vom Monde verſilberte Fläche, die Wellen ſpielten und flüſterten und blinkten geheimnißvoll und leiſe; ſo kamen wir glücklich nach Brighton.

49.

Brighton.

Dieſer Ort, noch vor zwanzig Jahren ein kleines, unbedeutendes Fiſcherneſt, iſt jetzt ein ſprechender Beweis der Wunder, welche die Mode zu wirken vermag. In ſeiner neuen Geſtalt, der Sammelplatz alles Glänzenden, hat es ſogar den ſchwerfälligen Namen Brighthelmſtone verloren und heißt viel eleganter und kürzer Brighton. Die engliſchen zierlichen Damen haben eine eigene Art dieſes Wort von der Zunge abrollen, gleichſam abblitzen zu laſſen, und manches Herz ſchlägt ſehnſuchtsvoll bei dem ſüßen Tone.

Während der Sommer-Monate iſt es der Lieblingsaufenthalt des Prinzen von Wallis. Es liegt nur

54 engliſche Meilen von London entfernt. Dies iſt kaum eine kleine Tagereiſe in dieſem Lande und wahrſcheinlich beſtimmte die Nähe der Hauptſtadt den engliſchen Thronerben, ſich gerade das, noch vor Kurzem ganz unbedeutende, Fiſcher-Städtchen zu erwählen. Er iſt dadurch in den Stand geſetzt, ſeinem Vergnügen zu leben, ohne andere Verhältniſſe zu verletzen, und kommt und geht, wie es eben augenblickliche Laune will, oder Pflicht heiſcht. In Brighton bewirken ſeine Gegenwart oder Entfernung, jedesmal eine wahre Ebbe und Flut unter den übrigen Brunnengäſten. Iſt er abweſend, ſo wird Alles öde und leer, mit ihm kehren Luſt und Leben zurück. Wie ſehnſüchtig die Londner elegante junge Welt nach Brighton blickt, iſt unbeſchreiblich, und erſcheint dem, der dem Zauberſtabe der Mode nie unterworfen war, beim Anblicke des Orts ſogar unglaublich. Die Lage deſſelben, hart an der See, iſt ſo wenig einladend, daß deſſen eifrigſte Verehrer, um ihre Vorliebe nur einigermaßen zu motiviren, gezwungen ſind, die Luft als ungemein geſund anzupreiſen, und zu behaupten, die Leute im Orte würden ungewöhnlich alt. Und in der That iſt das Klima hier ſehr gemäßiget. Ein Amphitheater von leider ganz kahlen Bergen, ſchützt die Stadt gegen Nord- und Oſtwinde. Sie liegt trocken und geſund, auf einer

mäßigen Anhöhe, Seelüfte mildern die zu große Hitze im Sommer.

Die Stadt iſt klein. Stattliche Häuſer aus der neueſten, und unſcheinbare Hütten aus der kaum verfloſſenen Zeit, ſtehen wunderlich unter einander gemiſcht, und geben ihr ein buntſchäckiges, nicht angenehmes Aeußere. Man bauet hier von Kieſeln, die mit Mörtel verbunden ſind; nur die Einfaſſungen der Fenſter und Thüren beſtehen aus Ziegeln. Man rühmt die Dauer ſolcher Mauern ſehr, ſie ſehen aber ſchlecht aus, beſonders da es in England gar nicht gebräuchlich iſt, den Häuſern von außen einen Tünch zu geben. Ganze Reihen geräumiger, bequemer Häuſer für Fremde, alle unter einem Dache fortlaufend, haben das Anſehen eines einzigen Pallaſtes. Von dieſer Art ſind ein Creſcent, oder halber Mond, eleganter Häuſer mit einer hübſchen Ausſicht auf das Meer, verſchiedene Terraſſen und ſogenannte Paraden zum Spazierengehen, von einer Seite mit ſchönen Häuſern beſetzt, während man von der andern ebenfalls der Ausſicht aufs Meer ſich erfreuet, Alles nach dem Muſter von Bath, nur in kleinerem Maßſtabe. Ein von zierlichen Laden umgebener, zirkelrunder Platz, in welchem Londner Kaufleute ihre ſchönſten und koſtbarſten Modewaaren feilbieten, heißt der Prinzen-Platz. In andern engliſchen Bädern kennt man dieſe Einrichtung nicht. Aller Handel wird dort von einheimiſchen Kaufleuten in ihren Häuſern betrieben, ſelten findet man einen Fremden unter ihnen. Londons Nähe und der große Luxus, der in Brighton getrieben wird, begünſtigen hier dieſen Gebrauch, über welchen die einheimiſchen Kaufleute oft, und nicht mit Unrecht, bittere Klagen führen.

Die Promenaden ſind von der Natur wenig begünſtigt. Nackte Berge umgeben von zwei Seiten die Stadt; gegen Weſten erſtrecken ſich große Kornfluren, das Meer begränzt Alles dieſes. Es iſt hier zu flach, als daß große Schiffe in der Nähe vorbeiſegeln könnten, daher gewährt es einen ziemlich einförmigen Anblick, den nur Fiſcherböte etwas beleben. Die Hauptpromenade, der Steyne, ehemals eine, zwiſchen den Bergen ſich hinziehende, hübſche Wieſe, iſt jetzt faſt ganz mit neuen Gebäuden bedeckt, die Terraſſen, Paraden und einzelnen Fiſcher-Häuſer ſind faſt alle auf dem Steyne angelegt. Hier wogt Morgens und Abends die ſchöne Welt in buntem Gewühle auf und nieder, während eine Bande Muſiker ſich nach beſten Kräften dazu hören läßt. Die drei Leihbibliotheken, in welchen man nach engliſchem Bade-Gebrauch einen großen Theil des langen Vormittags zubringt, ſind auch auf dem Steyne zu treffen, auf's reichlichſte ausgeſtattet mit Novitäten aller Art. Da man hier keinen Brunnen trinkt, und faſt Niemand ſich des Badens wegen in Brighton aufhält, ſo ſind ſie, als Mittel die Zeit hin zu bringen, doppelt willkommen, und werden ſehr ſtark beſucht. Auch die Wohnung des Prinzen, der Marine-Pavillon, liegt am Steyne, ein hübſches, mit einer Colonade verziertes Gebäude; da es nicht von bedeutender Größe iſt, erſcheint es etwas niedrig. Die innere Einrichtung deſſelben ſoll ſehr prächtig ſeyn, aber Niemand Fremdes wird hinein gelaſſen. Der Prinz verſuchte Gärten anzulegen, doch kommen Bäume und Sträuche hier auf keine Weiſe fort. Eine große pechſchwarze Negerfigur mitten im Hofe, welche einen Sonnenzeiger trägt, nimmt ſich wunderlich aus, und ſpricht nicht ſehr für den guten Geſchmack der übrigen Verzierungen. Hier bringt der Prinz einen großen Theil des Sommers zu, und ſtrebt, frei von Zwang und Etikette, im Wechſel rauſchender Vergnügungen, ein zur größten Hälfte nutz- und zwecklos verlebtes Leben zu vergeſſen. Seine, wenigſtens ſechzigjährige Favorite, Mad. Fitzherbert, einige auserleſene Freunde, und verſchiedene Sänger von den Londner Theatern, die beim Deſſert die Tafel mit

Canons und Trinkliedern erheitern, ſind ſeine Geſellſchaft, Ballſchlagen, Wettrennen, Pferde, Hunde, und die Freuden der Tafel, ſeine tägliche Beſchäftigung. Bisweilen nimmt er an den öffentlichen Zuſammenkünften, Bällen und Aſſembleen Theil, ſehr ſelten giebt er einigen Auserwählten der Geſellſchaft eine Fête. Er iſt hier eigentlich die Sonne, um die ſich Alles dreht; er macht, wie das franzöſiſche Sprichwort ſagt, Regen und gut Wetter, dennoch darf ſich ihm nur ein kleiner Theil der Geſellſchaft enger anſchließen, die übrigen ſehen von weitem zu, und freuen ſich darauf, zu Hauſe ſagen zu können, wie göttlich es in Brighton war.

Ein, ebenfalls am Steyne gelegenes, Gebäude enthält die Bäder. Man findet dort deren kalte und warme, Schwitzbäder, Schauerbäder, kurz alles, was je erfunden ward, um die Uebel, die unſer armes Leben bedrohen, fortzuſpülen. Zu allen dieſen Bädern wird Seewaſſer genommen, die Anzahl derſelben iſt nicht groß, aber ſie werden auch nicht viel benutzt, denn nur die Freude, nicht der Wunſch zu geneſen, verſammelt hier die ſchöne Welt. Bade-Maſchinen, wie in andern Seebädern, um damit ſicher und ungeſehen in der freien See zu baden, giebt es in Brighton nicht, vermuthlich weil der Strand es nicht erlaubt;

aber man badet doch bisweilen im Freien. Zwei ganz von einander abgeſonderte Plätze, einer für Herren, der andere für die Damen, ſind dazu angewieſen. Auch dieſe werden wenig benutzt, das freie Baden hat hier, wie leicht zu erachten, manches Unbequeme; bei Nordoſt-Winden, wo dann die See ſtark anſchwillt, iſt es ſogar nicht ohne Gefahr. Der Steyne vereinigt ziemlich Alles, woraus das Leben in Brighton beſteht; ſehr unangenehm aber iſt es, daß auch die Fiſcher ſich in dieſen glänzenden Kreis drängen, und gerade in der Gegend, wo man am häufigſten ſpaziert, ihre Netze zum Trocknen ausbreiten, und die Luft verderben. Die zweite, jedoch weniger beſuchte Promenade iſt ein Garten, nahe beim Prinzen-Platze. Ihn umgeben ſchattige Bäume, die hier als eine Seltenheit verehrt werden, obgleich man ſie an andern Orten kaum bemerken würde. Er enthält auch einen hübſchen Salon, mit einem Orcheſter. Hier werden, während der Saiſon, wöchentlich ein Mal öffentliche Frühſtücke mit Muſik gegeben, zuweilen Abends auch Feuerwerke. Zu alle dieſem, wie zur Promenade im Garten, ſubſcribirt man monatsweiſe oder bezahlt jedesmal Entrée. Dieſelbe Einrichtung gilt auch bei den Bädern, Bällen und übrigen Vergnügungs-Oertern, wie in Bath. Ein, zum Cricket (eine Art Ballſpiel) eingerichteter

Platz, wird gewöhnlich nur vom Prinzen und ſeinen Freunden benutzt. An Zuſchauern fehlt es dabei nicht.

Die Aſſemblée-Säle befinden ſich in zwei Tavernen, oder Gaſthöfen, der Caſtell-Taverne, und der alten Schiffs-Taverne. In erſterer wird geſpielt, man findet noch ein Kaffeehaus, ein Billard u. dergl. darin; in der zweiten können auch nebſt allem dieſem, Fremde logiren. Wir fanden indeſſen die Aufnahme in derſelben weit weniger gut, als man es in England gewohnt iſt. Die Säle in beiden beſtehen, wie die in Bath, aus einem Tanzſaale und einigen Nebenzimmern zum Spiele, Thee, und Converſation. Sie ſind alle artig und zweckmäßig decorirt. Die Vergnügungen wechſeln in beiden ab, der nämliche Ceremonienmeiſter, Mr. William Wade, herrſcht hier wie dort, und ſelbſt der Prinz von Wallis erkennt ſeine Autorität an. Montags und Donnerſtags iſt Ball, die übrigen Wochentage Karten-Aſſemblée, und Sonntags der in England gewöhnliche Troſt, Thee und Promenade. Die ganze Einrichtung gleicht der in Bath, nur der Unterſchied der Bals parés und der Fancy-Bälle fällt hier weg. Die Etikette der Kleidung iſt für Damen etwas weniger ſtreng, da die Bade-Saiſon gerade in die Sommer-Monate fällt, und mit den frühen Stunden bei den Bällen wird es auch nicht ſo genau genommen, da der Prinz erſt um acht Uhr Abends zu Mittag ſpeiſet. Das Theater in Brighton zeichnet ſich weder als Gebaude, noch durch ſeine Schauſpieler vor andern aus; auch wird es wenig beſucht, wenn nicht etwa, was wohl bisweilen geſchieht, ein berühmter Schauſpieler von den Londner Theatern Gaſtrollen darin giebt.

Die Subſcriptionen zu den Sälen, Bädern, Leihbibliotheken und dergleichen ſind nicht viel theurer, als in Bath. Aber alles Uebrige, beſonders Wohnungen, ſtehen in ſehr hohem Preiſe. Während der Saiſon, etwa vom Ende Junius bis in den Herbſt, iſt Brighton gewiß einer der theuerſten Plätze in Europa.

Wie dem Bewohner von Bath, ſo ſchwinden dem Bewohner von Brighton die Tage im ewig wiederkehrenden Wechſel der nämlichen Vergnügungen, nur daß man hier, weil die Jahreszeit es erlaubt, gegen Abend wie Morgens am Steyne promeniren kann. Dies gewährt den großen Vortheil, nicht allein prächtige und zierliche Negligees zu zeigen, ſondern auch ſich im vollen Anzuge bewundern zu laſſen.

Eine andere Unterhaltungsquelle, welcher, bei den unendlich ſchöneren Umgebungen, die Brunnengäſte von Bath ſich doch wegen der ungünſtigen Jahreszeit nicht ſo erfreuen können, gewähren Partien zu Pferde und zu Wagen in die umliegende Gegend. Zwar bietet ſie nichts ausgezeichnet Schönes und Merkwürdiges dar; dieſe Ausflüge bringen aber doch einige Abwechſelung in die Reihe der Freuden, und auch Gelegenheit, die ſchönſten Pferde und Equipagen ſehen zu laſſen. Die Pferderennen, deren verſchiedene in den nahgelegenen Orten an beſtimmten Tagen gehalten werden, und wo dann ein gewaltiger Zuſammenfluß von Menſchen aus der Nachbarſchaft Statt findet, ſind ebenfalls fleißig beſucht. Solch ein Wettrennen gewährt noch, außer dem eigentlichen Zwecke, Freuden mancherlei Art, die dem kleinen Landſtädtchen, bei welchem ſie oft gehalten werden, für einen oder zwei Tage das Anſehen einer großen Stadt geben. Auch in **Brighton** ſelbſt wird alle Jahre ein Pferderennen gehalten; der dazu eingerichtete Platz dient außerdem zum Spazierenreiten und Fahren.

Bei aller Aehnlichkeit, die **Brighton** in Hinſicht der Lebensweiſe mit **Bath** haben muß, iſt die Verſchiedenheit beider Städte dennoch ſehr groß. In **Bath** herrſcht eine Art Ruhe, ſelbſt in dem unruhigen Treiben nach Vergnügen. Die Brunnengäſte bleiben gewöhnlich mehrere Monate dort, und werden ſo einigermaßen eingebürgert, ſie lernen ſich kennen. Durch die Weiſe, mit der die Einrichtungen zum Wohl und zum Vergnügen Aller getroffen werden, entſteht eine Art Gemeingeiſt unter ihnen. Ueberall erblickt man noch Spuren des zu dieſem Zwecke ſo ganz geſchaffenen Geiſtes, der das Ganze ordnete, und ein ſchönes allgemeines Streben nach Sitte und Ordnung. In Brighton iſt ewige Ebbe und Flut, ewiges Kommen und Gehen, und dabei das eitelſte Streben, es einander auf kurze Zeit in Glanz, Pracht und Mode zuvorzuthun, und ſo viel möglich dem Urbilde, dem Alle gern folgen, und ſeinen nächſten Umgebungen zu nahen, ohne zu überlegen, welche Kluft Glück und Stand zwiſchen ihnen warf. Die Art, mit welcher man den Ton, den der Prinz und ſeine muntern Geſellſchafter angeben, bald mit mehrerem, bald mit minderem Glücke nacheifert, giebt unverſiegbaren Stoff zur Converſation, zum Beobachten, und mitunter zum Spotte.

Bei unſerer Abreiſe von Brighton blieben wir zwei Tage in dem, auf halbem Wege gelegenen, Städtchen Ryegate, weil wir Jemanden vorausſchickten, der unſere Wohnung in London zu unſerm Empfange einrichten laſſen ſollte. Wir freuten uns, nach langem Herumſtreifen einmal Halt zu machen und Athem zu ſchöpfen, ehe wir auf's neue in den ewig kreiſenden

Strudel der großen Hauptſtadt geriethen. Aber in dieſem kleinen Orte, war wenig an Ruhe und Stille zu denken; Poſtchaiſen, Equipagen, öffentliche Fuhrwerke aller Art rollten unabläßig unſere Wohnung vorüber. Es war, als ob alle Frauenzimmer aus London emigriren wollten, denn aus ihnen beſtand bei weitem die Mehrzahl der Vorüberreiſenden.

Die Landkutſchen füllten von innen und außen Weiber und Mädchen, und ſtattliche Ladies in eleganten Poſtchaiſen guckten kaum mit der Naſe über Berge von Putzſchachteln hinweg, welche die Zurüſtungen zu künftigen Triumphen enthielten. Alles trieb und jagte, um nur keinen Augenblick zu verlieren; eifriger ward nie nach Loretto gepilgert, als hier nach Brighton, wohin Alles zog.

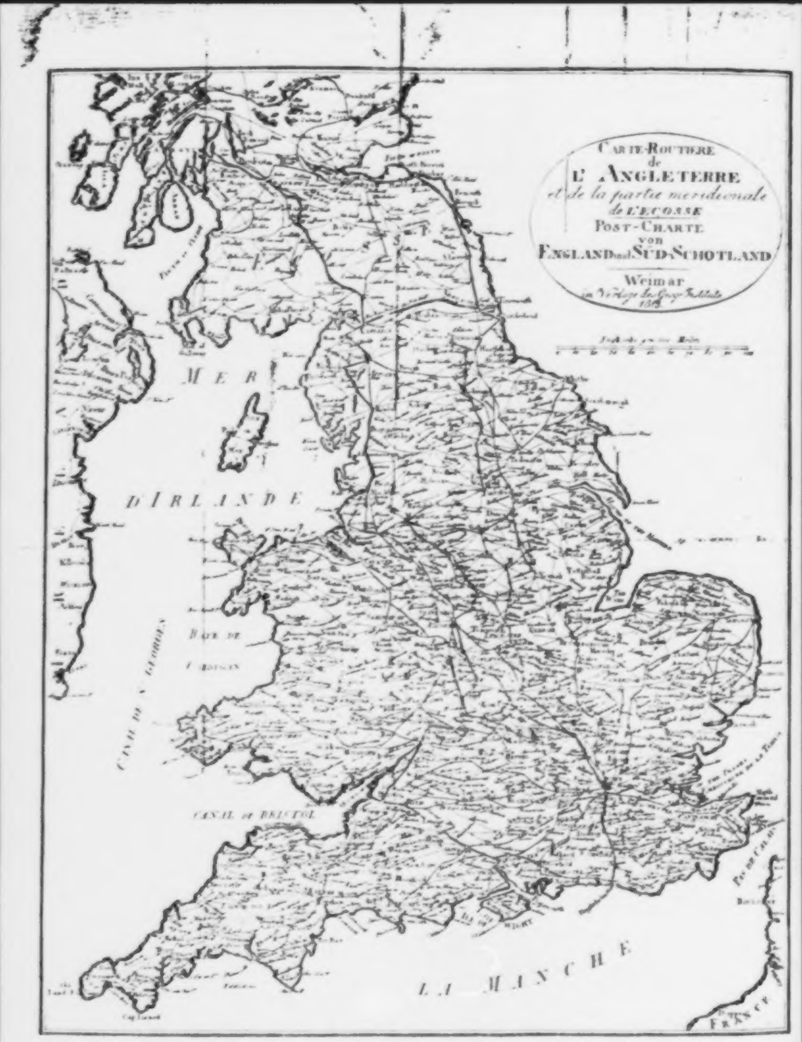
50.

Rückkunſt nach London.

Wir ſetzten unſere Reiſe weiter nach London fort, wo wir glücklich anlangten und uns in den gewohnten Umgebungen wieder etwas einheimiſcher fühlten, als auf der, eben beendeten, nur durch wenige Ruhepunkte unterbrochenen Reiſe.

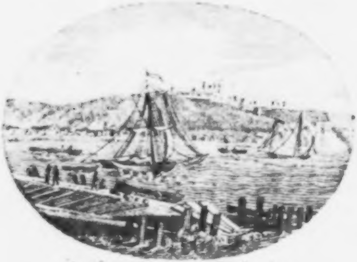
Schwer iſt's, in dieſer ungeheuren Stadt ſich ganz zu Hauſe zu finden. Zwar lebt es ſich zwiſchen den vertrauten vier Wänden — wie überall — heimiſch, doch kaum ſetzt man den Fuß auf die Straße, ſo iſt man in einer unbekannten Welt, in der Fremde und hätte man auch ein Menſchen-Leben in London zugebracht. Das raſtloſe Treiben einer Million Menſchen auf einem verhältnißmäßig immer kleinen Punkte, reißt unaufhaltſam Alles mit ſich fort, und trennt Alles. Da wir uns indeſſen eine geraume Zeit in dieſem großen Strudel mit herumwirbeln ließen, ſo gelang es uns wenigſtens, Manches aufzufaſſen, aus dem unendlichen Treiben, manches ganz Individuelle zu bemerken, und wir gedenken es in den folgenden Blättern dem Leſer mitzutheilen, wenn er nicht, wie wir es waren, müde wurde der Reiſe, auf welcher er uns freundlich begleitete.

Ende des erſten Theils.


Carte-Routiere
de
L' Angleterre
et de la partie meridionale
de L'Ecosse
Post-Charte
von
England und Süd-Schotland
Weimar
im Verlage des Geogr. Instituts
MER
D'IRLANDE
BAIE DE CARDIGAN
CANAL DE S. GEORGES
CANAL DE BRISTOL
LA MANCHE
PAS DE CALAIS
FRANCE

Erinnerungen
von
# einer Reiſe
in den Jahren 1803, 1804 und 1805.

Herausgegeben von
Johanna Schopenhauer.



Ansicht von Boulogne vom Pas de Calais.

Zweiter Band.
Mit einer Charte.

Rudolſtadt,
im Verlage der Hof-Buch- und Kunſthandlung.
1814.

Inhalt.

Seite
Durchflug durch Holland im Frühling 1803. . . 3
1. Amſterdam 14
Merkwürdige Gebäude und Kunſtſammlungen . 21
2. Bruck 45
3. Harlem 51
4. Haag 55
5. Rotterdam 64
Fortſetzung der Reiſe bis Calais 71
6. Ueberfahrt nach Dover 84
7. London 100
Ein Gang durch die Straße der Londener City . 102
Bettler 111
Das ſchöne Mädchen von Winandermere . 114
Wohnungen in London 133
Lebensweiſe 135
Ein Tag in London 138
Sonntag 160
Feueranſtalt 164
Oeffentliche Vergnügen. Theater 166
Das engliſche Publicum im Theater . . 175
Einrichtung der beiden großen Londoner Theater in Hinſicht auf die Zuſchauer 177
Drurylane 181
Coventgarden 188
Die italieniſche große Oper 197
Haymarket 202
Aſtleys Amphitheater. Royal Circus. Sadlerswells 204
Vauxhall 208
Ranelagh 212
Conzerte 213
Gemälde-Ausſtellungen 215

Seite
Merlins Muſeum . . . 221
Weeks Muſeum 224
Sir Aſhton Levers Sammlung . . . 227
Palaſt von St. James. — Die Parks. – Kenſington Garten 231
Des Königs Geburts-Tag . . . 235
Der Cour-Tag 241
Penſion für Mädchen 247
Penſion für Knaben 252
Das Brittiſche Muſeum 258
Herrn Whitbreads Brauerei 265
Greenwich 268
Die St. Paulskirche 273
Der Tower 278
Der Palaſt von Weſtminſter . . . 286
Die Weſtminſter Abtei 294

Londons Umgebungen

8. Windſor 306
9. Die Gärten von Kew 315
10. Richmond-Hill 322
11. Hampton-Court 326
12. Roehampton. Sion-Houſe. Chiswick. . . 331
13. Staines. Slough. Oatlands. . . 337
14. Chelſea. Hampſtead. Highgate. . . . 348
15. Wanſtead-Houſe 354
16. Weſtindiſche Docks, Knoles, Landſitz des Herzogs von Dorſet. 356

Durchflug

durch

Holland.

II. Bd. A

Durchflug durch Holland

im Frühling 1803.

Wir reiſ'ten von Bremen ab und dieſe große, uralte Stadt ließ, troz ihres altväteriſchen Anſehns, ihrer mit unzähligen Erkern und Vorſprüngen verunzierten Häuſer, und ihrer engen Straßen, dennoch einen ſehr freundlichen Eindruck bei uns zurück. Wir hatten bei ihren Bewohnern ächte teutſche Sitte und die wahre Höflichkeit gefunden, die dem Reiſenden ſo wohl thut, indem ſie das Gefühl des Fremdeſeyns gänzlich verbannt. Die Gegend rings um Bremen gehört nicht zu denen, welche die Natur vorzüglich begünſtigte, aber der Fleiß und die Wohlhabenheit der Bewohner ſchmückt ſie mit unzähligen, großen und kleinen Gärten, ſo daß doch das Ganze gefällig erſcheint.

So wie wir uns aber weiter von jener alten berühmten Handelsſtadt entfernten, gewann Alles ein anderes Anſehen. Ewige ſchwarze Haide, kein Laub, keine Blume, kein ſingender Vogel, Alles todt und öde wie das Chaos, ehe der Hauch des Lebens darüber wehte! Elende Dörfer, aus Einſturz drohenden Lehmhütten beſtehend, ſogenannte Städte, die wir mit Verwunderung anſahen, weil wir gar nicht begriffen, wie man vernünftiger Weiſe auf den Einfall kommen könnte, darin zu leben, unterbrachen von Zeit zu Zeit die Oede rings umher. In dieſem Lande müſſen die vier Jahreszeiten ganz unbemerkt vorüber ziehen, den Winter ausgenommen, der doch die Gefilde in Schnee kleidet; Frühling und Herbſt haben keinen Einfluß auf dieſe unwirtbare Fläche, wo nichts gedeiht als Torfmoor und Haidekraut, welches ſich immer gleich bleibt.

Zwei Tage lang hatten wir alle Zeit dieſen und ähnlichen erbaulichen Betrachtungen nachzuhängen, und waren oft im Begriff mit Voltären auszurufen: quel chien de pays! Troz der vier Pferde vor unſerm nicht ſchweren Wagen, gieng die Reiſe doch unerträglich langſam fort, denn die weſtphäliſchen Poſtillons jener Gegend können nicht reiten. Sie liefen gewöhnlich neben dem Wagen her, weil auf dem Bocke kein Platz für ſie frei war. Wir bekamen auf jeder

Station zwei; ihre wunderlichen Sprünge, wenn die Pferde einmal ein wenig trabten, waren das einzige, das uns beluſtigte; gewöhnlich gieng einer von ihnen neben den Pferden her, während der andere auf dem Koffer ſitzend, die Luft mit Herz und Ohr zerreißenden Mißtönen aus ſeinem Poſthorne erfüllte. Endlich, auf der letzten Station in Weſtphalen, gewonnen die Dinge ein anderes Anſehen; Alles ſah hier ſchon Holländiſch aus. Wir fanden in unſerm Wirth einen Herrn Bürgermeiſter mit einer ehrwürdigen, aus hundert Löckchen beſtehenden Perücke, in dem reinlichen Zimmer ein holländiſches Kamin, auf allen Tiſchen Thee-Kannen, Thee-Taſſen und auch Quispeldorjes *) in zierlicher Ordnung aufgepflanzt, mit Decken von grünem Flor gegen Staub und Fliegen geſchützt. Die Frau Wirthin präſentirte uns Feuerſtübchen mit Torfkohlen angefüllt, und nahm uns auch hernach auf gut holländiſch zwei Gulden ab, weil wir an ihrem Feuer in ihrem Topfe unſere eigne Chocolade gekocht hatten.

Endlich paſſirten wir die holländiſche Gränze. Ein plötzlicher Uebergang läßt ſich nicht denken.

---

*) Zierliche Spucktöpfchen von Porzellan, die man bei'm Tabakrauchen auf den Tiſch ſetzt.

Vor wenig Stunden mußten wir uns durch eine Wüſte langſam hinſchleppen laſſen, jezt entzückten uns fruchtbares Land, angebaute Breiten voll hohen Getraides, hübſche Dörfer und Blütenbäume voll Nachtigallen. Die Städtchen und Flecken, durch die wir kamen, ſahen alle ſo reinlich und lachend aus! Alle Häuſer, Stackete, Thüren und Fenſterladen neu angemalt, als wären ſie geſtern erſt fertig geworden! Wir freuten uns, wie die Kinder, über das luſtige bunte Weſen und hofften, es wäre nun auf immer mit der ſchwarzen Haide vorbei, aber wir wußten nicht, was für Trübſale uns bevorſtanden; es kam ganz anders als wir dachten.

Um zwei Uhr waren wir in Allmela, einem Flecken oder Städtchen. Wir wollten weiter nach Deventer. Der Hr. Poſtmeiſter, ein großer Politiker, ſchüttelte das weiſe, ebenfalls mit einer hundertlöckigen Perücke wohlverſehene Haupt und meinte, das gienge nicht, weil Deventer, als eine Feſtung, regelmäßig Punkt zehn Uhr geſchloſſen würde. Wir aber rechneten ihm vor, daß man in acht Stunden wohl vier Meilen fahren könne, ſo ließ er uns denn unſerm blinden Willen folgen, gab uns vier große prächtige Pferde, ſeinen Hrn. Sohn zum Fuhrmann, ſeinen Segen obendrein, und fröhlich rollten wir dahin bis an das Thor, doch, ſo wie wir aus dem Orte waren, gieng es Schritt vor Schritt, Fuß vor Fuß auf dem ebenſten Wege von der Welt weiter. Alle halbe Stunden wurde angehalten, um den Pferden allerhand Erfriſchungen zu präſentiren. Wir baten, wir ſcholten, wir baten wieder, nichts half, unſer Führer ſah ſich kaum nach uns um, es war, als wären wir gar nicht da.

Endlich verſuchten wir das letzte Mittel. Ein goldner Ducaten ſoll ja ein Talismann ſeyn, der jedes ächt holländiſche Herz in ſüße Bewegung ſetzt; den glänzendſten, den wir nur finden konnten, ließen wir im Glanz der Abendſonne blinken, und ſetzten ihn zum Preiſe unſers Eintreffens in Deventer vor Thorſchluß. Ein ganz klein wenig drehte der Unerbittliche den Kopf nach uns um, und blinzte das Goldſtück verſtohlen an. Hat die Herrſchaft ſo große Eile, fragte er; wir verſicherten es ihm auf's lebhafteſte. — Ich nicht — ſagte er gelaſſen, und fuhr ſo langſam weiter wie zuvor.

Endlich ſahen wir in der Dämmerung die Thürme von Deventer am Horizont ſich erheben, wir hofften alſo doch zeitig genug einzutreffen, um uns einmal wieder in einem guten Gaſthofe recht auszuruhen. Jetzt ward es dunkler, die Pferde trabten ein wenig, wir hofften lebhafter; mit einmal hielt der Wagen an der Thür einer einzeln liegenden Bauernkneipe, und unſer Fuhrmann am Schlage bedeutete uns, wir müßten bis gegen Morgen hier bleiben; zugleich hörten wir aus der Ferne die Trommel zu uns herüber wirbeln, die den Thorſchluß von Deventer verkündigte. Zu ſagen, daß wir uns gleich mit guter Art in dieß Schickſal ergaben, wäre eine zu unwahre Behauptung. Doch wir ergaben uns, weil wir mußten. Nach beſſerer Ueberlegung beſchloſſen wir ſogar bonne mine zu machen, ſo viel möglich, und traten in die dunkle Thür der räucherigen Hütte.

Da ſtanden wir in einer dunkeln Bauernſtube. Ein von Zeit zu Zeit hellaufloderndes Kaminfeuer und eine Thranlampe verbreiteten ein ſeltſames flackerndes Licht auf ein Dutzend Bauern, welche an verſchiedenen runden Tiſchen ſaßen und Spülwaſſer tranken, welches man hier zu Lande Kaffee nennt. Große meſſingne Kannen, rundum mit Hähnchen verſehen, zum möglichſt bequemen Auszapfen dieſer Panacee und winzig kleine Delfter Taſſen ſtanden vor ihnen. Alle hatten ſchwarze lange, zugeknöpfte Röcke an, und platte dreieckige Filzdeckel auf den Köpfen, deren mittlere Spitze vorn hoch in die Höhe ſtand. Stumm ſaßen ſie da, kein Laut ertönte, ſie waren ſo ganz in Phlegma verſunken, ſo ganz ohne Leben, Bewegung und Neugierde, daß kaum einer bei unſerm nicht geräuſchloſen Eintritt den Kopf ein wenig nach uns wandte. Lange ſtanden wir da und betrachteten, nicht ohne Vergnügen, dieſe ſonderbare Gruppe in der halbdunkeln, wunderbaren Beleuchtung. Wir ſahen hier mit einem Male die Meiſterwerke niederländiſcher Maler, der Teniers, Oſtade, de Steen und Anderer ins wirkliche Leben treten. Alles umher, die Bauernſtube, die glänzenden und geſcheuerten Keſſel und kupferne Geſchirre an den Wänden und auf dem Kaminſimſe; Alles war, wie wir es unzählige Mal in Gemälden bewunderten. Hier auf den eigenthümlichen Grund und Boden jener unſterblichen Meiſter muß man treten, um ihre unausſprechliche Wahrheit und Treue zu fühlen und zu bewundern, wie ſie Zug für Zug der Natur folgten, ohne zur Karrikatur herabzuſinken.

Endlich fiengen wir an nach dem Wirthe zu fragen. Keiner der Automaten rührte ſich, keiner antwortete, einer endlich erbarmte ſich unſer und zeigte mit dem Finger auf eine Seitenthür, jedoch ohne ſich mehr dabei in Bewegung zu ſetzen, als eben nöthig war. Wir folgten dem Winke und traten in ein zweites, dem vorigen ähnliches Zimmer, in welchem ſich Niemand befand. So wie in Schiffs-Kajüten; waren in einer ziemlichen Höhe vom Fußboden einige Betten in den Wänden angebracht, nur die enge Oeffnung, durch welche man hineinkriecht, verrieth ihr Daſeyn, eine kleine Gardine von buntem großblumigem Kattun hieng davor. Wir fiengen jetzt an unſere Situation wahrhaft komiſch zu finden, indeſſen allmählich gewann die Sache eine beſſere Geſtalt. Die alte Wirthin kam endlich herbei geſchlichen, bald loderte ein freundliches Feuer im Kamin, wir erhellten das Zimmer mit den Wachslichtern aus den Wagenlaternen, das Waſſer brauſ'te häuslich im ſiedenden Keſſel, wir ſetzten uns zum Theetiſch vor dem Kamin und ſuchten mit Leſen, Plaudern und ſonſt ſo gut wir konnten, die Zeit erträglich hinzubringen. Allmählich aber wurde es um uns lebendig, die Stummen aus dem Nebenzimmer traten herein, wir glaubten, die Flöte, welche einer von unſerer Geſellſchaft eben geblaſen hatte, habe ſie herbei gelockt und fiengen ſchon an unſern Muſiker, als einen zweiten Orpheus zu ehren, der ſelbſt Steine in Bewegung ſetzen könne; da ſahen wir aber mit Erſtaunen, wie unſere Holländer, ohne ſich im mindeſten zu geniren, anfiengen ihre Nacht-Toilette zu machen, und ſich immer drei und drei in Ein Bette, zur Ruhe zu begeben.

Das war uns denn doch zuviel; anfangen konnten wir mit dieſen Leuten nichts, das wußten wir ſchon aus Erfahrung; uns blieb alſo nur ein weiſer Rückzug in das ſo eben von ihnen verlaſſene Zimmer, wo wir denn bald ihr melodiſches Schnarchen hörten welches alle Flöten der Welt übertönt hätte. Endlich erfreute uns der anbrechende Tag und die Nachricht, daß angeſpannt ſey; froh ſtiegen wir in den Wagen, ſchlichen noch eine Stunde langſam weiter, und erreichten endlich Deventer, wo wir uns von der Ermüdung jener abentheuerlichen Nacht erholten.

So waren wir denn, nach dieſer Probe von dem berühmten Phlegma der Nation, überzeugt unter Holländern zu ſeyn, wenn gleich nicht in dem fruchtbar angebauten Holland, welches wir allen Beſchreibungen nach gleich auf der erſten Meile über die Gränze hinaus, zu finden erwarteten. Dörfer und Städte ſahen wir freilich mit einem Kranze von blühenden Feldern und Gärten umgeben, ſo wie wir aber dieſe ihre nächſten Umgebungen im Rücken hatten, fiengen die traurigen ſchwarzen Haiden wieder an, und nur ſelten unterbrach ein einzeln liegender Bauerhof, noch ſeltner ein Baum, dieſe öde Einförmigkeit. Von Deventer bis Amersford gieng es allmählig beſſer. Wir fuhren durch lange Reihen ſchöner Gärten und Gartenhäuſer, Alles zeugte von bürgerlicher Wohlhabenheit ohne übertriebenen Luxus, Alles glänzte wie neu in bunten, luſtigen Farben und höchſter Reinlichkeit. Warlich Holland iſt das gelobte Land der Anſtreicher! Ein hoher, hübſcher Thurm, von welchem mit jedem Stundenſchlage ein Glockenſpiel luſtig ertönte, ziert die ziemlich große und freundliche Stadt Amersford. Aehnliche Thürme mit Glockenſpielen findet man in allen holländiſchen Städten, und ſoviel ſich auch in muſikaliſcher Hinſicht gegen der letztern ewiges Geklimper einwenden läßt, dem Reiſenden kommen dieſe luſtigen Töne wie eine freundliche Begrüßung anmuthig entgegen.

Bis Nordhuis ſchlichen wir wieder langſam weiter durch Sand und Haide, nun aber kam endlich das Holland, wie wir es uns gedacht hatten. Von Narden aus, der letzten Station vor Amſterdam, fanden wir, was wir ſchon lange herbei ſehnten, das fruchtbar bebaute Land, die fetten Wieſen, auf welchen ſchön gefleckte Kühe bis ans Knie im hohen Graſe wadeten, die prächtigen Kanäle, belebt durch Hunderte von Kähnen und von Pferden gezogenen Fahrzeugen mit zierlichen Kajüten, Treckſchuyten genannt, in welchen man hier zu Lande faſt alle Reiſen macht. Auch für uns zu Lande Reiſenden wurden die Wege nun vortrefflich. Bis jetzt hatten wir dieſe durchgängig ſchlecht gefunden, und doch nie mehr und höhere Wegegelder bezahlt. Außer den Chauſſee Geldern waren noch eine Menge Abgaben zu entrichten, ohne daß wir recht begreifen konnten, wofür. Fuhren wir in ein Stadt-Thor hinein, ſo bezahlten wir Paſſage-Geld, wir hielten uns keine Minute in der Stadt auf, ſondern fuhren gleich wieder zum andern Thore hinaus, da capo Paſſage-Geld, dann hieß es, myn Heer ye betaalt Toll, und ſo immer fort. Zuletzt waren wir die Sache ſo gewohnt, daß wir ſchon von ſelbſt zu einander ſagten, myn Heer ye betaalt, wenn wir Jemand an der Landſtraße ſtehen ſahen, der uns ſcharf anſah, und irrten faſt nie. Alte Weiber und Kinder folgten uns bis in die Gaſthöfe, und forderten Abgaben ein, ohne daß ſie ſagen konnten, wofür, und ohne irgend eine Autorität dafür aufweiſen zu können, aber der Wirth decidirte und wir betaalten. Dieſes und das ewige Betteln, beſonders der Kinder auf den Straſen trägt eben nicht zur Annehmlichkeit des Reiſens in dieſem Lande bei, und mag dem der Sprache ganz unkundigen Reiſenden oft ſehr läſtig und verdrießlich werden.

1.

Amſterdam.

Mit Recht nennen es die Eingebornen das prächtige Amſterdam. Die breiten reinlichen Straßen, die mit Linden eingefaßten großen ſchiffreichen Kanäle, die ſchönen gemauerten Brücken, die Menge öffentlicher Gebäude und Kirchen, die vielen ſchönen Privat-Häuſer, Alles dies zuſammen macht einen großen und imponirenden Eindruck auf jeden Fremden, wie vielleicht keine andere Stadt. Reichthum, Ordnungsliebe, weiſer Gemeingeiſt, der alle Einzelne zu einem großen Ganzen verbindet, leuchten überall hervor. Ueberall ſieht man deutlich, daß nicht die Macht eines Einzigen hier waltete und ſchaffte, ſondern die Betriebſamkeit, die weiſe Oekonomie eines ganzen, an Mäßigkeit und Arbeit gewöhnten Volkes. Der prächtige Haven, mit ſeinem Walde von Maſten, die einſt in allen Zonen der Welt als Bäume blühten und grünten, und jetzt hier in einer ungeheuern Verſammlung die Wimpel und Flaggen aller Nationen in den bunteſten Farben ſpielen laſſen, ſetzt auch ein an Hamburg und London gewöhntes Auge in Erſtaunen. Das Gewühl der fleißigen Menge in den Straßen, gleicht einem Bienenkorbe. Hier wo Alles in gewohnter Ordnung ſtill und fleißig neben einander hingeht, und in der Arbeit Lohn und Vergnügen findet, muß ein Müſſiggänger es gar nicht aushalten können. Entweder er bekehrt ſich zum Fleiße, oder er ſucht anderswo eine bequemere Exiſtenz, denn wenn ihn nicht die Schaam vertreibt, ſo vertreibt ihn die Langeweile aus einem Orte, wo Niemand Zeit hat, ſich mit ihm abzugeben.

Zwar kennt man das Vergnügen in Amſterdam eben ſowohl, als in andern groſſen Städten, aber erſt nach gethaner Arbeit. Die ſogenannte Pflaſtertreterei, die Morgenviſiten und was dem anhängt, gedeihen hier nicht. Unſer Aufenthalt in Amſterdam war zu kurz, um Alles zu ſehen, oder mit dem häuslichen und geſelligen Leben der Einwohner recht vertraut zu werden; aber durch gewiſſenhafte Anwendung jeder Stunde gelang es uns doch gröſtentheils, das Aeußere der

Stadt und ihre Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Mannichfaltige Empfehlungen, frühere Verbindungen mit einigen der beſten Handelshäuſer, und Bekanntſchaft mit der Landesſprache, verſchafften uns Gelegenheit auch mit ihren Einwohnern in freundliche Berührung zu treten; ſo ward der Mangel an Zeit erſetzt und wir nahmen einen allgemeinen Begriff von der Lebensweiſe in dieſem Lande mit uns, der in mancher Hinſicht von dem abweicht, was man ſich gewöhnlich von Holländern denkt.

Jeden Morgen, und auch manche freie Tagesſtunde, wandten wir an, um Straßen und Gebäude kennen zu lernen. Da die Stadt ſehr groß iſt, hatten wir für die Zeit unſers Aufenthalts in derſelben eine recht hübſche Kutſche und zwei gute Pferde, zu einem weit billigern Preiſe als in Paris oder Wien, gemiethet. Im Vergleich mit andern großen Städten konnten wir uns überhaupt nicht über Theuerung in unſerm Gaſthofe, dem größten in der Stadt, beklagen. In allen Straßen, durch die wir kamen, fanden wir dieſelbe ſolide Pracht, dieſelbe Reinlichkeit, überall die ſchönen mit Linden beſetzten Kanäle und die ſteinernen, hübſchen Brücken. Die Ausdünſtung der Kanäle wird freilich, bei warmen Tagen oder bei einfallendem Regewitter ſehr beſchwerlich. Dieſe üble Luft und der Mangel an gutem Trinkwaſſer ſind für Amſterdams Einwohner eine große Unannehmlichkeit. Mit der Zeit gewöhnt man ſich wohl daran, aber dem eben Eintretenden fällt es ſehr auf, zwei Haupt-Elemente des Lebens in ihrer urſprünglichen Reinheit entbehren zu müſſen, und gewöhnlich wird man durch ein oft ſehr langwieriges kaltes Fieber erſt gleichſam nationaliſirt. Das ewige Scheuern, Waſchen und Anmalen in Holland, ſo wie die immer dampfenden Tabaks-Pfeifen, verdanken gewiß der feuchten böſen Luft ihr Daſeyn. Das Holzwerk muß faſt jährlich mit Oelfarben überzogen werden, wenn es nicht in kurzer Zeit, angegriffen von Näſſe und Salpeter, verfaulen ſoll. Alles Silber[*] wird in einer einzigen Nacht wie vergoldet, alles Metall ſchwarz, Eiſen und Stahl in kurzer Zeit von Roſt verzehrt, wenn nicht immer gerieben und geputzt wird, um der Zerſtörung Einhalt zu thun. Der Rauchtabak, ſo ungern wir ihm das Wort reden, iſt für die Bewohner dieſer Moräſte, eine rechte Wohlthat, auch giebt es wohl keinen Holländer, vom vornehmſten bis zum geringſten, der nicht rauchte. Die Weiber der untern Klaſſe, beſonders die, ſo um ihres Gewerbes wegen viel im Freien ſeyn müſſen, die Fiſch-, Fleiſch- und Gemüſe-Verkäuferinnen, die Bäckerinnen, rauchen faſt alle. Zuerſt fällt es luſtig auf, ſo wohlgekleidete Weiber mit langen Pfeifen gravitätiſch daſitzen zu ſehen. Wie man uns erzählte, verſagen ſich die ältern Frauen des Mittelſtandes, ja bisweilen auch die der höhern Stände nicht die Freude, zuweilen ſo ein kleines Rauchopfer zu bringen, doch behandeln ſie dieſe Selbſtindulgenz als ein Geheimniß, von welchem der Fremde nichts erfahren muß. So wie der Tabak, iſt auch der Gebrauch des Branntweins, beſonders des Wachholderbranntweins, in dieſem Klima unentbehrlich, doch ſieht man wenig Betrunkene in den Straßen.

Nach dieſer gewiſſermaßen aus der Luft gegriffenen Epiſode kehren wir zurück zu den Straßen von Amſterdam. Einige derſelben, die von ſehr breiten Kanalen durchſchnitten ſind, ſo wie die Heeren Gracht, gewähren einen wirklich impoſanten Anblick. Zwar ſtehen die Häuſer faſt alle mit der Giebelſeite nach der Straße zu, aber ihre Höhe und oft verhältnißmäßige Breite, die großen blitzenden Fenſter von Spiegelglas, die marmornen Thür-Pfoſten, die reichen Portale, welche den Eingang ſchmücken, die zierlichen eiſernen Baluſtraden vor den Fenſtern des untern Stocks, Alles giebt ihnen ein reiches, wenn auch bloß bürgerliches

Anſehen. In keiner Stadt außerhalb Italien iſt vielleicht die Anwendung des Marmors ſo allgemein, als hier. Kamine und Fußböden davon findet man in allen Häuſern, in den beſſern ſind die Treppenlambrien auf der Hausflur und in den Vorſälen, Thür- und Fenſter-Geſimſe und Säulen von Marmor ganz in der Regel. Das Gewühl in den Straßen von Amſterdam iſt groß, doch weniger drückend, drängend und treibend als in andern großen Städten. Schon das ganze Weſen eines Holländers hat etwas Geſetztes, Bedächtiges, welches ſich mit keiner ungeſtümen Eile verträgt. Dazu kommt noch, daß nur die auf den Straßen zu finden ſind, welche wirklich dort etwas zu thun haben. Die Frauen lieben im Durchſchnitt die Häuslichkeit und gehen wenig aus; geſchäftige Müßiggänger giebt es gar nicht. Aus dieſem Grunde ſieht man auch nicht viele Equipagen rollen; Hollands Lage begünſtiget dieſen Luxus nicht. Jederman ſtrebt hier ohnehin mehr nach Solidität und Bequemlichkeit als nach Glanz. Der reiche Kaufmann hat zwar ſeinen bequemen, mitunter ein wenig altmodiſchen Wagen, beſpannt mit ein paar guten, wenn auch ſchwerfälligen Pferden, die ihn jeden Sonnabend treulich nach ſeinem Garten ziehen, während der Herr Sohn, wenn es hoch kommt, nebenher reitet, ſo gut er kann: aber Luxus wird mit alledem nicht getrieben.

Man fährt, weil es commoder iſt als Gehen, mehr prätendirt Niemand. Im Winter freilich, wenn die Canäle gefroren ſind, fahren einige Liebhaber mit ungeheuer ſchnellen Pferden, ſogenannten Harttrabern, im Schlitten gleichſam um die Wette. Sie wenden große Summen daran, um vorzügliche Läufer zu haben; doch auch dieſe Liebhaberei iſt im Sinken, und nur wenige halten ſie noch aufrecht, als eine von ihren Vätern herſtammende Sitte. Laſt- und Fuhrmanns Wagen, ſieht man in Amſterdam weniger als in andern Handelsſtädten, weil hier faſt aller Waarentransport zu Waſſer geſchieht. Alles dies befördert ſehr die Reinlichkeit der Straßen und gewährt, bei alle dem regen Leben der großen Handelsſtadt, doch ein Gefühl von Ruhe und ſinnigem Streben zum vorgeſetzten Ziele. Ein gar poſſierliches Fahrzeug ſind die Schlitten oder Schleifen, auf welche ein alter abgelebter Kutſchenkaſten befeſtigt iſt. Gelaſſen und langſam laſſen ſich die bejahrten Mynheeren in einem ſolchen Vehikel durch die Straßen ſchleifen; ein einziges Pferd zieht ſie; bedächtig wandert der Fuhrmann nebenher, bald macht er dem Pferde mit ſeiner Peitſche ein wenig Muth, bald gießt er Waſſer unter die Kufen des Schlittens, um zu verhindern, daß ſie nicht von der Reibung auf dem Steinpflaſter in Brand gerathen. Oft glaubten wir das ganze Fuhrwerk würde beim Umbiegen um eine Ecke in den Canal fallen, aber dergleichen Unglücksfälle kommen nicht vor. Die Amſterdamer lachen ſelbſt über dieſe Wagenſchlitten, dennoch halten ſie ſie in Ehren und behaupten: ſie wären ſehr bequem, beſonders um Abends vom Schmauſe heimzukehren.

Merkwürdige Gebäude und Kunſtſammlungen.

Vor allen Dingen mußten wir das berühmte Amſterdamer Rathhaus ſehen. Jetzt hat es freilich ſeine Beſtimmung verändert und vieles darin iſt anders geworden, prächtiger, königlicher; indeſſen iſt uns die Erinnerung an ſeine ehemalige Geſtalt zu werth, als daß wir ihrer hier nicht mit wenigen Zeilen gedenken ſollten. Obgleich wir von Jugend auf viel davon gehöret hatten, überraſchte es uns dennoch durch die impoſante Größe und Pracht. Abbildungen davon ſind überall zu ſehen und zu haben, deshalb wollen wir nur der Säle und der darin aufgeſtellten Kunſtwerke gedenken, welche den größten Eindruck auf uns machten. Zuerſt des ſehr hohen und großen Vorſaals. Fußboden und Wände ſind ganz mit Marmor bekleidet. Zwei Galerien zieren ihn an zwei Seiten, geſchmückt mit Bildhauer-Arbeit von ſchönem weißen Marmor, zwar nicht im hohen italieniſchen Styl, aber mit niederländiſcher Wahrheit, treuem Fleiß und nicht ohne Anmuth gearbeitet. Die an den Pfeilern angebrachten Trophäen ſind vorzüglich ſchön, zwei davon, eine aus den Attributen der Muſik, die andere aus denen der Fiſcherei zuſammengeſetzt, mußten wir als das Vollendetſte bewundern, was vielleicht in dieſer Art exiſtirt. Nächſt dieſem ein ganz von de Witt gemaltes Zimmer. Die eine Wand bedeckt ein Gemälde von ungeheurer Größe. Es ſtellt Moſes vor, wie er dem Iſraelitiſchen Volke Geſetze giebt und enthält ein und ſiebenzig lebensgroße Figuren. Moſes ſteht auf einer Erhöhung im hellſten Lichte, Begeiſterung ſpricht aus ſeinen Zügen, die Stellung ſowohl, als die ganze Geſtalt ſind edel gedacht und ausgeführt, auch das Volk umher bildet einige ſehr ſchöne Gruppen. Täuſchend grau in grau gemalte Basreliefs von demſelben Meiſter ſind über den Thüren angebracht. Ueber den auf Marmor gemalten Plafond, an welchem er auf dem

Rücken liegend arbeiten muſte, iſt er leider blind geworden. Im obern Stock ſahen wir in einem kleinen Vorzimmer vier um einen Tiſch ſitzende Amſterdamer Bürgermeiſter, gemalt von Rembrand, gewiß eines der ſchönſten Gemälde dieſes großen Meiſters. Der an dieſes Vorzimmer ſtoßende große Saal enthielt einen unbeſchreiblichen Schatz der vorzüglichſten Werke aus der niederländiſchen Schule. Lauter große Bilder in Lebensgröße. Viele Porträts von Männern, deren Verdienſte um den Staat ihnen hier die Ehrenſtelle erwarb, welche ihr Andenken verewigt. Wir freuten uns der kräftigen, treuen Geſichter und ihres Ausdrucks faſt ſo ſehr, als der Kunſt, die hier wahres athmendes Leben herzauberte. Die Krone von allen iſt ein ſehr großes Gemälde von Van der Helſt, welches alles übertrift, was wir je in dieſer Art ſahen. Es ſtellt ein Friedensfeſt vor. Der Spaniſche Geſandte ſitzt ganz vorn, an einer reich bedeckten Tafel, Hand in Hand mit dem Bürgermeiſter von Amſterdam, beide ſchöne kräftige Männer mit allem Ausdruck und allem Charakteriſtiſchen ihrer ſo ſehr verſchiedenen Nationen dargeſtellt. Etwas weiter zurück ſteht ein ſehr ſchöner Mann in ſchwarzen Sammt gekleidet, der eine große blaue Fahne trägt; ein anderer in ſchwarzem Atlas, gießt ihm hellrothen, perlenden Champagner ins ſchön geformte Trinkglas; noch ein anderer iſt beſchäftigt eine Paſtete aufzuſchneiden, ringsum ſtehen viel Neben-Perſonen, Vaſen, Gläſer mit Wein, Prachtgefäße aller Art, ein unendlicher Reichthum, Alles wahr, Alles treu und ſchön bis in's kleinſte Detail, mit ächtem Künſtler-Sinn geordnet. Höher läßt ſich die Täuſchung nicht treiben, als auf dieſem wunderbar heiterem Gemälde. Eine vom hellſten Mondlicht beleuchtete Darſtellung einer Nachtwache von Rembrand, machte uns großes Vergnügen, wegen ihres aus der Natur aufgegriffenen Lebens. Die Hand des Anführers und die Flinte eines hinter ihm ſtehenden Soldaten treten wahrlich aus dem Bilde hervor.

In ſeiner Art eben ſo merkwürdig, als das Stadthaus, iſt die Amſterdamer Börſe; wir konnten nur durch die ſie verſchließende eiſerne Gitter-Thür hinein ſehen. Der Fußboden war plötzlich eingeſunken und die Kaufleute mußten ſich deshalb eine Zeit lang an einem andern Platze verſammeln. Ein Ereigniß, welches eine trübe beſorgliche Ahnung in den Gemüthern der Amſterdamer erregte, obgleich es in dieſem moraſtigen Lande übrigens nichts Wunderbares an ſich hat.

Ein recht hübſches, großes, modernes Gebäude, welches den wunderlichen Namen Felix meritis führt, wurde uns von aller Welt geprieſen; man ruhte nicht eher, bis wir es geſehen hatten, und ein wenig Eitelkeit mochte dabei mit im Spiele ſeyn. Mehrere Privatperſonen erbauten es vor einigen Jahren durch Subſcription und weihten es den ſchönen Künſten und dem höhern geſelligen Verein. Es enthält einen artigen Conzert-Saal, in welchem wir ein recht gutes Oelgemälde von einem hieſigen Künſtler mit Vergnügen ſahen. Es ſtellt das erſte Conzert vor, ſo in dieſem Saale gegeben ward, und erhält dadurch für den Amſterdamer ein eignes Intereſſe, daß alle Köpfe darauf Porträte ſind. Ein ähnliches Gemälde fanden wir in dem zweckmäßig zum Zeichnen eingerichteten Saale, auf welchem man faſt alle Köpfe der jetzt hier lebenden Künſtler und Kunſtfreunde ſprechend ähnlich abgebildet ſieht. In einem Zimmer ſahen wir einen ſchönen phyſikaliſchen Apparat aufgeſtellt; alles dies wird zum Unterricht für junge talentvolle Leute auf's zweckmäßigſte benutzt. Das aſtronomiſche Obſervatorium war noch im Werden, und von dem platten Dache deſſelben genoſſen wir einer höchſt intereſſanten Ausſicht. Zu unſern Füßen lag die große prächtige Stadt. Dem Auge faſt unabſehbar, dehnt ſie ſich von der einen Seite weit über die Ebene hin, während von der andern der ungeheuere Wald von Maſten ſich erhebt, mit allen ſeinen buntfarbigen Wimpeln und Flaggen. Ein eignes unnennbares Gefühl ergriff uns, wie wir ſo in das in dieſer Höhe faſt lautloſe Gewühl der fleißigen Menge herabſahen, und das endliche Ziel all dieſes Strebens vor unſere Seele trat. Wir beſuchten auch die Schule für Kinder, die zum Dienſt der Marine beſtimmt ſind. Die Freunde die uns hinführten, waren nicht ganz zufrieden damit; man ſagt: ſie koſte viel und ſchaffe wenig Nutzen. Uns ſchien es, als wäre eine zweckmäßigere Bildung für den einmal erwählten Stand unmöglich. Erzöge man alle junge Leute zu dem ihnen beſtimmten Fache auf ähnliche Weiſe, ſo würde wahrſcheinlich jeder unendlich mehr in ſeiner Stelle leiſten können, als jetzt geſchieht. Ob aber dadurch die ganz unvermeidliche Einſeitigkeit, die natürliche Folge einer ſolchen Erziehung aufgewogen würde, ob Aeltern und Vormünder ſchon in der frühen Jugend beſtimmen können, was für ihre Kinder das Rechte ſey? iſt freilich eine Frage, die wir bejahend zu beantworten uns nicht getrauen. Für den Seemann, der körperlich abgehärtet, und an ſein unſtätes Element einmal gewöhnt, ohnehin faſt nie ſeine Carriere verändert und dem häuslichen Leben beinahe ganz entſagen muß, iſt dieſe frühe Bekanntſchaft mit allem, was ſeine Lebensweiſe Hartes und Beſchwerliches mit ſich führt, augenſcheinlich von großem Nutzen. Man muß durchaus ſchon in der erſten Jugend dazu vorbereitet werden, um auf Maſten klettern zu können und weder Wind, Wetter, noch Todesgefahr zu ſcheuen; früh muß man ſich, will man es einſt beherrſchen, mit dem Elemente bekannt machen, welches auf jeden Neuling eine, alle Seelen- und Körperkräfte vernichtende, Gewalt ausübt. In dieſer Anſtalt werden verwaiſte Knaben, größtentheils aus guten Familien, erzogen; die, ſo Vermögen haben, bezahlen eine Penſion, die andern nicht, Alle aber werden ganz gleich, ohne allen Unterſchied gepflegt und gehalten. Dieſe Knaben ſind reinlich, aber höchſt einfach als Matroſen in lange Schifferhoſen von geſtreifter Leinwand und kurze Jäckchen gekleidet. Sie ſchlafen, wie auf einem Schiffe, in Hangematten, die ſie, wie es dort gebräuchlich iſt, jeden Morgen zuſammenrollen, und eſſen aus großen hölzernen Schaalen Erbſen, Stockfiſch, Pöckelfleiſch und lauter Schiffskoſt; ihr Brod iſt Schiffszwieback. Dabei ſehen ſie friſch und geſund aus, ſind luſtig und froh. Auf dem Hofe liegt, freilich auf trocknem Lande, eine ziemlich große Fregatte, an welcher ſie alle Handgriffe lernen, doch werden ſie auch auf der

See und in allen Wiſſenſchaften geübt, die ein guter Seemann braucht. Daß dabei ſtreng auf Subordination und Ordnung gehalten wird, verſteht ſich ohnehin. Ein munterer vierzehnjähriger Knabe mit einem ſehr klugen und dabei offnen Geſicht, führte uns überall herum. Er ſprach fertig Franzöſiſch und war ſchon drei Jahre in Paris in Penſion geweſen; das Geld ſo wir ihm für ſeine Mühe geben wollten, ſchlug er ſehr höflich und beſcheiden aus, indem er ſagte, es wäre hier nicht erlaubt etwas zu nehmen. In einem obern Zimmer, in welchem ſich die Vorſteher und Lehrer dieſer Anſtalt verſammlen, ſahen wir ein ſehr ſchönes Gemälde, welches gerade in dieſem Hauſe einen beſonders rührenden Eindruck auf uns machte. Es ſtellt den Admiral van der Zaan vor *), wie er, im Begriffe ſich einzuſchiffen, von ſeine ſchönen blonden Frau Abſchied nimmt. Tiefer, aber gehaltner Schmerz, ſpricht aus ihren jugendlichen Zügen, er faßt ihre Hand, und zeigt mit der Rechten auf den gefährlichen Weg, den er nun betreten ſoll; man ſieht in der Ferne den Haven und das ſegelfertige Admiralſchiff.

---

*) So wenigſtens klang uns der, von holländiſchen Lippen mit holländiſchem Accent ausgeſprochne Name, welches immer für Fremde ſehr ſchwer zu verſtehn iſt.

Sein männlich ſchönes Geſicht zeigt den Kampf des Helden mit dem Menſchen, es wird ihm ſchwer der ſanftern Regung nicht zu unterliegen, aber er beſiegt ſie mit feſtem Muthe, während die Frau ſeinem hohen Beiſpiele zu folgen ſtrebt. In einem Schranke bewahrt man einen ſpaniſchen Orden und zwei ſchwere goldne Ketten mit Schaumünzen daran, die Belohnungen ſeiner Tapferkeit, und das Ende von allem dieſem, die Kugel, die ſein Heldenherz tödtlich traf.

Amſterdam beſitzt keine eigentliche Bildergalerie, aber in vielen reichen Privathäuſern findet man anſehnliche und höchſt ſehenswerthe Kabinette, welche dem Fremden mit großer Gefälligkeit gezeigt werden. Monate würden nicht ausreichen, um Alle gehörig zu ſehen; wir begnügten uns, ein Paar der vorzüglichſten derſelben zu beſuchen, deren Eigenthümern wir ohnehin bekannt waren, die des Herrn de Smett und des Herrn de Winter. Zwar beſtehen ſie faſt durchaus nur aus Kunſtwerken der niederländiſchen Schule, aber wer ſollte dieſe auch nicht gern hier, auf dem Boden ſehn, auf welchem ſie entſtanden? Vorliebe für die eigne vaterländiſche Kunſt herrſcht hier allgemein. Man bekümmert ſich eigentlich um die übrigen Schulen wenig; doch jeder, deſſen Bildung ihn über die unterſte Klaſſe des Pöbels hinausſetzt, kennt die großen Meiſter ſeines Volks, wenigſtens den Namen nach und verweilt mit ſichtbarer Freude und Theilnahme vor ihren Werken, wo ſich ihm die Gelegenheit dazu anbietet. Dieſe Kunſtliebe hängt genau mit der dem Holländer ganz eignen Vaterlandsliebe zuſammen. Wie ſollte eine Nation auch das Land nicht lieben, welches ſie ſich ſelbſt ſchuf, indem ſie es mühſam den Wellen abkämpfte? Die Künſtler ſtellen gewöhnlich große Momente der vaterländiſchen Geſchichte dar, oder Porträte berühmter Männer, deren Namen und Verdienſte um ihr Volk von allen Lippen tönen; oder ſie bildeten treulich die ſie umgebende Natur und das innere häusliche Leben nach, wie man beides noch täglich ſieht. Natürlich muß dies alles Menſchen lebhafter intereſſiren, welche kälter und phlegmatiſcher ſcheinen, als ſie es ſind, und dieſe Wärme mit der ſie ſich darüber ausdrücken, mit der ſie den Beifall des Fremden gleichſam herausfordern, iſt eine um ſo angenehmere Erſcheinung, je unerwarteter ſie kommt. Herrn de Smett's Sammlung war in einer Reihe von Zimmern ſehr elegant aufgeſtellt. Er ſelbſt führte uns herum, unter mehrern ſahen wir bei ihm einen wunderſchönen Rembrand, Mann und Frau vorſtellend, die an einem Tiſche ſaßen. Allerliebſte kleine

Gemälde von Miris, ſchöne Thierſtücke von Potter, ein Paar Waſſerfälle von Ruisdal, auch Einiges von unſerm Albrecht Dürer. Am auffallendſten wegen ihrer großen Wahrheit waren uns ein Paar perſpectiviſche Darſtellungen von Peter de Hoog. Eine ſtellt das Aeußere, die andere das Innere eines Hauſes mit offnen Thüren und Fenſtern vor; man ſieht genau durch verſchiedene Gemächer, was im Innern des häuslichen Lebens vorgeht, man ſieht ſich ſo hinein, daß man am Ende faſt fürchtet, die Leute würden gleich kommen und Thür und Fenſter dem unberufenen Beobachter vor der Naſe zuſchließen. Das Kabinet des Herrn de Winter iſt noch größer, als das des Herrn de Smett und nicht weniger merkwürdig, nur aus Mangel an Platz nicht ſo gut aufgeſtellt. Auch hier ſahen wir einige ſolche perſpectiviſche Gemälde von Peter de Hoog und bewunderten auf's neue ihre große Wahrheit und höchſt vollendete Ausführung. In Teutſchland ſcheint dieſer Künſtler wenig gekannt zu ſeyn. Bei einem Freunde machten wir auch die Bekanntſchaft des Herrn Verſtek, Beſitzers einer ſehr großen und merkwürdigen Sammlung von Handzeichnungen. Mit vieler Gefälligkeit und auf eine für uns ſehr belehrende Weiſe, zeigte er uns mehrere Abende nach einander in einzelnen ſehr reichen Mappen einen Theil ſeines Schatzes, mehr erlaubte uns unſere beſchränkte Zeit nicht zu ſehen.

Einer Ausſtellung müſſen wir noch gedenken, die uns großes Vergnügen gewährte. Dies war der Blumenmarkt, der alle Montage gehalten wird. Was nur blühet und duftet im Reiche der Natur, Blumen, Sträuche, kleine Bäumchen, einheimiſch und fremde, zur rechten Jahreszeit blühend, oder auch durch Kunſt getrieben, in Töpfen wachſend, oder ſchon abgeſchnitten zu Blumenſträußern, wird alle Woche einmal in langen zierlichen Reihen zu beiden Seiten einer Straße aufgeſtellt. Der Anblick iſt wirklich einzig in ſeiner Art. Dabei fehlt es ſo wenig an Käufern, als an Verkäufern, denn die Blumenliebhaberei iſt hier zu Hauſe. Die ſchönſten und ſeltenſten Pflanzen verkauft man jedoch in großen, am Blumenmarkt gelegenen Kellern. Wir ſtiegen in einen derſelben hinab, und ſtaunten faſt eben ſo ſehr über den Handelsmann, als über die große Pracht und Menge der Blumen, die hier zum Verkaufe ſtanden. Ein häßlicher ſchmuziger Jude war der Eigner dieſer Schätze; es ſah poßierlich aus, wie er mit ſeinem langen ſpitzigen Barte und orientaliſchem Geſichte ſich zwiſchen dieſen ſchönſten, zärteſten Kindern des Frühlings behend hin und her drehte und ſie mit der ſeiner Nation eigenthümlichen Beredtſamkeit uns anprieß. Der Bock als Gärtner, mußte Jedem dabei einfallen. Man ſagte uns, der Blumenhandel ſey, wie faſt aller Kleinhandel, größtentheils in den Händen der Juden. Die Kinder Abrahams miſchen ſich auch hier in Alles, und ſind faſt überall zu finden.

Den Anblick eines andern Magazins, wie man es vielleicht außer Holland nicht wieder in Europa trifft, gewährte uns der Beſitzer eines ſogenannten Japaniſchen Ladens, in der Nähe unſers Gaſthofs. Da er uns oft vor ſeinem Hauſe vorbei gehen ſah, lud er uns höflich ein, einmal herein zu treten, um ſeine Curioſitäten zu ſehen, und verſicherte, es wäre ihm gleich, wenn wir auch nichts kauften. An einem Nachmittage erfüllten wir ſeinen Wunſch. Myn Heer hatte ſich auf unſern Beſuch eingerichtet und förmlich Toilette gemacht; er trug einen langen, ziemlich engen Schlafrock von hellblauem indiſchem Zeuge, mit einem bunten Gürtel über den Hüften zuſammen gehalten und einen großen Hut mit ſpitzigem Kopf und niedergeſchlagenen Krämpen auf ſeinem, mit einer runden, braun wollnen Perucke geziertem Haupte, welchen er auch im Zimmer nicht ablegte. So angethan ſah er einer ſeiner großen chineſiſchen Pagoden nicht unähnlich. In einem geräumigen Zimmer fanden wir ſeine Schätze zierlich aufgeſtellt, die geſchmackloſeſten, unbrauchbarſten und wunderlichſten Seltenheiten, die man nur ſehen kann. Wahre Curioſitäten. Aecht chineſiſche Pagoden, groß und klein, mit dicken Bäuchen, langen Ohren, in allen nur möglichen Unformen nickten uns entgegen, ſteckten die Zungen aus und verdrehten die Augen zu unſerm Willkommen. Einige der koſtbarſten ſaßen in Glasſchränken, in Lebensgröße, mit wirklichen chineſiſchen Kleidungsſtücken herausgeputzt. Dies waren keine Karikaturen, ſondern Figuren, wie ſie wahrſcheinlich die gute Geſellſchaft in Peking oder Kanton aufweiſ't. Nächſt dieſem zeigte er uns eine Menge in Holz und Elfenbein zierlich gearbeiteter chineſiſcher Kunſtſtücke, fremde ſonderbare Zeuche und Stickereien, eine Menge des alten Japaniſchen Porzellans, womit in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein großer Luxus getrieben ward, und welches noch in Holland hochgehalten wird, koſtbare chineſiſche lackirte Möbeln und Käſtchen, ſchwarz mit Gold, fremde Federn, ausgeſtopfte Vögel, kurz, ſo viel Buntes durch einander, daß uns Hören und Sehen dabei vergieng. Am Ende wurden wir noch mit ächtem chineſiſchen Kaiſer-Thee, aus ganz kleinen ächten japaniſchen Täßchen regalirt, kauften uns ein kleines Täfelchen ſchwarzer chineſiſcher Tuſche für zwei Ducaten, giengen fort und zerbrachen uns die Köpfe, was er doch wohl mit ſeinem Magazin anfangen möge; denn es ſchien uns unmöglich, daß irgend Jemand viel von dieſen Herrlichkeiten brauchen oder kaufen könne. Obendrein war der Preis von Allen ganz ungeheuer hoch.

Das holländiſche große Theater war eben im Haag, wo es im Sommer einige Monate hindurch ſpielt. Wir mußten uns vor jetzt damit begnügen, zwei kleine franzöſiſche Theater zu beſuchen; eines davon war noch unter der Mittelmäßigkeit, das andre erhielt ſich mühſam auf dieſer goldnen Stufe. Dennoch wurden beide fleißig beſucht. Die franzöſiſche Sprache iſt in Amſterdam ſehr beliebt, und die vorzugsweiſe ſogenannte gute Geſellſchaft hat die National-Sprache faſt ganz aus ihrer Mitte verdrängt. Freilich können wir auch den Wohlklang derſelben nicht rühmen; uns, die wir Plattteutſch verſtehen, ſchien ſie durch unvermeidlich gewordne Vergleichungen und Ideen-Aſſociationen mehr komiſch als widerwärtig. Sie hat etwas treuherziges wie das Plattteutſche, und wann die Damen recht ſchnell unter ſich ſprachen, klang es nicht übler, als z. B. das Engliſche. Die Einheimiſchen lieben ihre Sprache, erzürnen ſich, wann man darüber lacht und rühmen deren großen Reichthum. Fremden wird es ſchwer zu verſtehen, wenn Einheimiſche ſchnell ſprechen; die rechte Ausſprache hat große Schwierigkeiten und kann faſt nicht erlernt werden.

Allmählich fiengen wir an mit dem holländiſchen Leben und Seyn bekannter zu werden. Man thut dem Volk, wenigſtens dem Amſterdamer, Unrecht, wenn man es für gröber hält als anderswo; uns erſchien es höflicher, als in mancher niederſächſiſchen Stadt. Daß dieſe Leute faſt nie den Hut abnehmen, auch im Zimmer nicht, und ihre Pfeife nicht leicht Jemand zu Ehren ausgehen laſſen, kann ihnen nicht als Mangel der Höflichkeit ausgelegt werden. Es iſt einmal eingeführte Landesſitte, ſie wiſſen's nicht anders, und wenn der Fremde in ihrem Zimmer den Hut abnimmt, ſo denken ſie, er thue es, weil es ihm ſo bequemer iſt und behalten den ihren ungeſtört auf dem Kopfe. Kaltes Pflegma, ruhiges Unbekümmertſeyn um alles, was ſie nicht nahe berührt, kann man ihnen ſo wenig abſprechen, als eine Sparſamkeit, die wohl ein wenig an Knauſerei gränzt. In ihrem Betragen haben ſie allgemein etwas Ruhiges, Freundliches und Gutmüthiges, ſie ſind auch nicht ungefällig, nur muß es kein Geld koſten; ein wenig Mühe achten ſie nicht leicht. Man ſagt den Holländern der niedern Stände mancherlei nach, was wir nicht beſtättigt fanden. Kein einziger hat uns je, wenn wir nach der Stunde fragten, oder um Zurechtweiſung in den Straßen baten, Geld für den guten Rath abgefordert, wie man doch allgemein von ihnen erzählt; im Gegentheil mancher wohlbeleibte Myn Heer latſchte freundlich im Schlafrock und auf Pantoffeln eine ziemliche Strecke mit uns, um uns an der Ecke der Straße mit ſeiner Tabakspfeife das Haus zu zeigen, welches wir ſuchten und ſtand dann gelaſſen ſtill und ſah uns nach, ob wir auch die rechte Thüre träfen, ohne mehr als einen freundlichen Dank dafür zu erwarten. Von der Frugalität dieſes fleißigen Volks kann man ſich auswärts kaum einen Begriff machen, ſo viel man auch davon erzählt. Selbſt in vielen reichen Kaufmannshäuſern kömmt gewöhnlich nur Sonntags ein großer Braten auf den Tiſch, welcher die Woche über in mancherlei Geſtalten wieder erſcheint. Das Volk iſt zufrieden, wenn es nur an dünnem Kaffeewaſſer, Tabak und Wachholderbranntwein keinen Mangel leidet, und die beiden letzten Artikel macht das Klima nothwendig.

Der Geiſt des Aufbewahrens, iſt der eigentliche National Geiſt der Holländer. Sie haben zum Beiſpiel ungeheure Vorräthe der ſchönſten feinſten Wäſche, aber ſie verwahren ſie ſorgfältig in großen Kiſten für ihre Kinder, die ſie wiederum ihren Kindern nachlaſſen, während ſie ſich mit weit ſchlechterer für den lebenslänglichen Gebrauch begnügen. Und auch in dieſem Gebrauch ſind ſie von einer Sparſamkeit, die wir nicht näher bezeichnen mögen; genug, die geprieſene Reinlichkeit dieſes Volks erſtreckt ſich nur auf die Wohnungen, für ſich ſelbſt ökonomiſiren die guten Holländer ſogar mit dem Waſſer. Eben ſo ſparſam ſind ſie mit der, in ihrem Lande doch gar nicht koſtbaren Feuerung, die größtentheils aus Torf beſteht. Die Kamine ſind oft ſo enge, daß gar kein ordentliches Feuer darin gemacht werden kann. Die Frauen ſitzen faſt den ganzen Tag mit den Füßen auf den Feuerſtübchen, um nur nicht ganz zu erfrieren. In ihrer Kleidung ſehen die Holländer beſonders auf Dauerhaftigkeit, und achten keine erſte Auslage, wenn es nur Dinge von bleibendem Werthe betrifft: Die Form gilt ihnen gleich; maſſive Knöpfe, Ketten und Spangen von Gold und Silber, nicht ſelten auch Edelſteine, findet man faſt bei Allen, freilich höchſt altmodiſch gearbeitet und von vielen Generationen auf einander vererbt. Sie wohnen in engen, elenden Kämmerchen, bedienen ſich der ſchlechteſten Möbeln; aber ſie haben ein Prunkgemach, in welchem Alles glänzt und blinkt. Dies iſt der Stolz der Hausfrau, obgleich ſie vielleicht in mehrern Jahren es nicht benutzt und nur von Zeit zu Zeit hineintritt, um den Staub abzuwiſchen. So iſt's in der niedern Claſſe des Volks. Bei den höhern Ständen findet man freilich dieſelben Grundzüge wieder, nur unendlich modifizirt. Was dort oft wie ſchmutzige Kargheit erſcheint, wird hier zur weiſen Sparſamkeit, Häuslichkeit und zum ſtillen ruhigen Familienleben. Im Allgemeinen darf Niemand die Holländer geizig ſchelten, der nur einen Blick auf die vielen milden Anſtalten wirft, die ihr Daſeyn bloß der wohlthätigen Freigebigkeit der Nation verdanken. Sobald von einem ſolchen Zweck die Rede iſt, giebt Jeder gern. Daß ſie einen höhern Werth auf Geld und Eigenthum legen, als ſie vielleicht ſollten, iſt nicht zu läugnen, aber kann dieß dem Volke verargt werden, welches Alles, was es beſitzt, mit Arbeit erwarb; ſogar die Erdſcholle, auf der es lebt, einem mächtigen Element, mit ungeheuerer Anſtrengung abgewann, gegen das es noch immer anſtreben muß mit Dämmen und Gräben, damit die alte Fluth nicht einſt wieder gewaltſam ihr ehemaliges

Eigenthum verſchlinge. Bei aller übrigen Oekonomie hat indeſſen keine Nation mehr wie dieſe, ſogenannte Liebhabereien, welche oft mit großen Koſten befriedigt werden. Nirgends giebt es mehr Sammler von Seltenheiten aller Art. Sammlungen von Gemälden, Kupferſtichen, Handzeichnungen, Münzen, Conchylien und naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, ſind die Liebhabereien der Reichen, während die übrigen ſich mit Siegel-Abgüſſen, Tabaks-Pfeifen, japaniſchem Porzellan und allerlei Spielkram begnügen. Jeder hat doch in ſeinem Hauſe etwas, woran er ſich nach des Tages Mühe erfreut und großen Werth darauf legt, ſey der Gegenſtand auch dem Auge des Unbefangenen noch ſo unbedeutend. Die Gartenliebhaberei iſt die allgemein herrſchendſte und man wendet viel Geld darauf. Wer es nur möglich machen kann, beſitzt bald näher, bald entfernt von der Stadt einen Garten, in welchem er vom Sonnabend bis Montag mit den Seinen lebt.

Die Häuſer ſind oft ſehr prächtig, wohl möblirt, dazu große Gärten und ſchöne Treibhäuſer. Die holländiſchen Gärtner haben eine eigne Geſchicklichkeit, der Natur ihre ſchönſten Gaben in einem ungünſtigen Klima gleichſam abzuzwingen. Alle edlere Früchte gedeihen unter ihren pflegenden Händen, als wären ſie in ihrem Vaterlande. Sonne, Luft und Licht werden bei Anlegung der Treibhäuſer ſo benutzt, daß dadurch viel an Feuerung erſpart wird, und die Früchte nur um ſo beſſer gedeihen. Pfirſchen, Melonen, Trauben, denen wenig zur völligen Reife fehlte, ſahen wir im Treibhauſe eines reichen Kaufmanns ſchon in der Mitte des Mais, und wie man uns verſicherte, ohne alles Feuer zu dieſer Vollkommenheit gebracht. Nur um Ananas zu treiben, welche wir ebenfalls hier ſchön und groß fanden, wendet man Feuer an. Die holländiſchen Gemüſe und Blumen ſind zu berühmt, als daß wir verſuchen ſollten, ſie hier noch anzupreiſen. Die Garten-Anlagen ſchwanken zwiſchen dem ſogenannten engliſchen und franzöſiſchen Geſchmacke, doch iſt zu fürchten, daß die neumodiſchen, dichten, dieſem ganz flachen Lande ſo wenig angemeſſenen Boskets, in welchen man ſich auf einem beſchränkten Raume, in ſchmalen, ängſtlich gewundenen Gängen faſt bis zum Schwindel herum drehen muß, bald die in einem größern Styl gedachten Anlagen mit ihren prächtigen Alleen und Blumen-Parterren, ſo gut aus Holland verdrängen werden, als es ſchon aus Teutſchland geſchehen iſt.

Das eigentlich geſellige Leben iſt in Amſterdam ſehr verſchieden. Mittagsmahlzeiten ſind weniger gebräuchlich als Soupers, ausgenommen Sontags auf den Gärten, weil Jeder den Tag in der Woche zur Arbeit anwendet. Es giebt hier Häuſer, in welchen man ganz auf großem Fuß lebt, um halb zehn Uhr Abends ſich zum Spiel verſammelt und gegen Mitternacht erſt zur Tafel geht, dieß ſind aber größtentheils fremde Familien, die eine Ausnahme von der Regel machen. In den eigentlichen Amſterdamer Familien lebt man häuslicher, der Umgang ſchränkt ſich auf Verwandte und wenige Hausfreunde ein.

Die Zirkel werden dadurch kleiner; ein freundlicher, herzlicher, wenn auch etwas altmodiſcher Ton erinnert an das Leben in den vormaligen Reichsſtädten, wie es vor etwa zwanzig Jahren noch war. Wunderlich ſieht es aus, wenn man zuerſt in ein Beſuchzimmer tritt und vor jedem der im weiten Kreiſe zum Empfang der Damen rangirten Fauteils ein Feuerſtübchen ſtehen ſieht, auch im Sommer, wo ſie dann freilich kein Feuer enthalten, ſondern nur zur Bequemlichkeit dienen, um die Füße darauf zu ſtellen. Die Holländerinnen ſind ſo ſehr an deren Gebrauch gewöhnt, daß ſie ſich durchaus nicht ohne ſie behelfen können; auch iſt's die erſte Höflichkeit, die man einer zum Beſuch kommenden Dame erzeigt daß man ihr ein Feuerſtübchen präſentirt. Im Winter ſind ſie freilich unentbehrlich, denn die Geſellſchaftszimmer ſind größtentheils geräumig und hoch, Oefen nicht gewöhnlich, und das Klima wenig oder gar nicht wärmer, als im mittlern Teutſchland. Obendrein herrſcht der unfreundliche Gebrauch, daß in Geſellſchaft nur die Herren ſich dem Kamin-Feuer nähern und den Damen kaum den Anblick deſſelben erlauben. Dieſe müſſen nun freilich zu den Feuerſtübchen ihre Zuflucht nehmen, um nicht zu erfrieren, aber an Grazie gewinnen ſie durchaus nicht bei der Stellung, die dabei unvermeidlich iſt. Es iſt ſchwer nicht zu lachen, wenn man beim Eintritt in den Salon ein Dutzend geputzter Damen in dieſer brütenden Poſition ſitzen ſieht. Das Spiel iſt in den holländiſchen Geſellſchaften ſo gewöhnlich wie in Teutſchland, der Tiſch anſtändig, aber ſelten verſchwenderiſch beſetzt, die Kochkunſt nähert ſich der franzöſiſchen, iſt aber weit einfacher. In einem Fache der Kochkunſt übertreffen die holländiſchen Köchinnen alle Köche der Welt, nämlich in der Zubereitung der Fiſche, ſie beſitzen darin eine Kunſtfertigkeit, die ſich weder erlernen, noch beſchreiben läßt. Auch wiſſen ſich die guten Hausfrauen viel damit, beſonders gegen fremde Damen. Es erſcheinen immer mehrer Auflagen dieſes beliebten National-Gerichts nach einander auf der Tafel, nur wenig auf einmal, damit die Fiſche warm bleiben und nicht zu lange im Waſſer zerweichen. Zum Nachtiſch ſervirt man gewöhnlich neben den Deſſert-Weinen, auch Likör, welchen ſelbſt die Damen nicht verſchmähen. Wir haben ſchon bemerkt, daß das Klima dieſe erwärmenden Getränke eben ſo nothwendig macht, wie die Feuerſtübchen. Aus demſelben Grunde trägt man auch in Zucker eingemachten Ingwer auf, der den nicht daran Gewöhnten heiß wie die Hölle vorkommt; die Holländerinnen lieben ihn ſehr und verderben ſich damit ihre ohnehin ſelten geſunden Zähne völlig. In freundſchaftlichen Geſellſchaften ohne großes Zeremoniell, welche hier die gewöhnlichſten ſind, wird jedem Herrn beim Deſſert eine große thönerne Tabakspfeife gebracht, und ſelbſt Knaben von funfzehn Jahren dampfen tapfer mit. Die Damen ſind daran gewöhnt, man ſagt, daß die ältern von ihnen bisweilen dies Vergnügen mit den Männern theilen, doch haben wir es nie geſehen, vielleicht, weil ſie ſich für dem Spotte der Fremden fürchten. Die Quiſpel-Dorjes prangen dann neben den Früchten und den Confituren mit auf dem Tiſche. Nur daß man weiß, wozu ſie dienen, macht ihren Anblick widerlich, übrigens ſind dieſe Spucknäpfchen ganz zierlich von Porzellan, oder Beinglas, mit einem ziemlich engen, hohen Halſe, ſo gemacht, daß man weiter nichts ſieht, als ihre, einer altmodiſchen Streuzuckerbüchſe nicht unähnliche Form.

2.

Bruck.

Wir konnten Amſterdams Umgebungen nicht verlaſſen, ohne dieſes, wegen ſeiner hochgetriebenen Reinlichkeit berühmte Dorf beſucht zu haben. Im Haven ſchifften wir uns auf einer der vielen Treckſchuyten ein, welche von dort aus jede Viertelſtunde abgehn und das Reiſen in dieſem waſſerreichen Lande bequem, ſicher und unbeſchreiblich wohlfeil machen. Das Fahren zu Lande kann ſich aller dieſer Vorzüge nicht rühmen; wie theuer es iſt, haben wir ſchon erwähnt. Dazu ſind die Holländer keine ſonderlichen Pferdebändiger, die Wege meiſtens ſchlecht, und langſam gehts zu Waſſer wie zu Lande, dafür giebts keine Hülfe, man muß ſich mit holländiſcher Geduld waffnen. Eile mit Weile, iſt hier das allgemeine Symbolum.

Auf ſolch einem mit Verdeck verſehnen langem Boote hingegen, ſitzt man wie in einer Wiege, kein Staub beſchwert den Reiſenden, er kümmert ſich nicht um Wind und Wetter, ſondern lieſt, ſchreibt, arbeitet wie in ſeinem Zimmer. Iſt der Wind gut, ſo werden die Segel aufgeſpannt, iſt er's nicht, ſo ziehen Pferde das Boot. Davon auch der Name Treckſchuyt. Das Verdeck iſt in zwei Zimmer eingetheilt, in ein größeres und ganz hinten noch ein kleineres, welches man bei größern Reiſen oder Spazierfahrten für ſich allein miethen kann. Diesmal war unſere Reiſe ſehr kurz; wir fuhren nur quer über den Haven, mitten durch das Gewimmel von Schiffen und Böten. Dort fanden wir gleich in einem Wirthshauſe einen erträglichen Wagen, der uns in einer guten halben Stunde auf einem ſehr niedrigen, zwiſchen Kanälen und Wieſen hinlaufenden Wege ans Ziel unſrer Reiſe brachte. Nie ſahen wir einen ſeltſamern Ort als Bruck, und es giebt auch wohl keinen ſo in der Welt. Die Einwohner deſſelben ſind lauter reiche Kapitaliſten, die hier wie Einſiedler, in der völligſten Abgeſchiedenheit von der Welt, ihre Zinſen verzehren, einzig und allein beſchäftigt, Alles um ſich her zu ſcheuern und zu putzen, und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben ſelbſt unter einander wenig Umgeng, Jeder lebt für ſich, ſelten läßt ſich Jemand auf der Straße blicken. So wie ein Fremder im Orte erſcheint, ziehen ſich die Einheimiſchen wie Schnecken in ihre Häuſer zurück, riegeln die Thüre zu und ſchielen nur verſtohlen durch die Spalte der ſchneeweißen Gardinen, welche ihre ſpiegelhellen Fenſter von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden vom höchſten Range erlauben ſie, und das ſehr ungern, den Eintritt in ihre Häuſer, weil ſie es nicht ändern können. Vor einiger Zeit beſuchte eine ſehr hohe Dame verſchiedene Häuſer, um die Wohnungen dieſer ſeltſamen Menſchen in der Nähe zu ſehn. Aengſtlich ſchlich eine Magd ihr auf jedem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwiſchen, worauf ſie mit ihren zierlichen ſeidenen Schuhen getreten hatte, ſo wie ſie den Fuß weiter ſetzte, damit ja kein fremdes Stäubchen in der Wohnung zurück bleibe. Das Dorf zieht ſich in einem Halbzirkel um ein Baſſin, welches zwei ſich hier vereinigende Kanäle bilden. Die Straßen ſind ſo ſchmal, daß kein Wagen hindurch fahren kann, das Reiten iſt durch hin und wieder angebrachte Barrieren ebenfalls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen gehen, alle Thiere werden hinten herum in ihre Ställe geführt, ja wenn es möglich wäre, würde man auch den Vögeln verbieten, über die Straßen weg zu fliegen. Das Pflaſter beſteht aus ſchmalen, rothen und bläulichen glaſurten Ziegelſteinen, man nennt ſie Klinker. Dieſe ſind in allerhand Muſter gelegt, ſo, daß es ausſieht, als wären die Straßen mit türkiſchen Teppichen belegt. Kein Schmuz wird darauf geduldet, alles iſt wie der Fußboden im eleganteſten Salon; die zwiſchen dem Pflaſter aufſprießenden Gräschen rauft man ſorgfältig aus. Die Häuſer ſind nicht groß, aber zierlich, geſchmacklos und bunt, als kämen ſie aus einem Nürnberger Spielzeug-Laden. Vor jedem Hauſe liegt ein Gärtchen, dadurch ſtehen ſie weit genug aus einander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander hingehende Perſonen nöthig iſt. Jedes Haus hat zwei Thüren, eine im Hinter-Gebäude für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Hauptfronte des Hauſes. Dieſe wird nur bei den drei Hauptepochen des Lebens mit großer Feierlichkeit geöffnet, nämlich bei Taufen, Hochzeiten, und Begräbniſſen. Dann ſetzt man auch die Treppe hin, die zu dieſen, einige Fuß über der Erde erhobenen Eingängen hinauf führt; ſo wie aber das Feſt vorüber iſt, wird ſie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle berühre. Dieſe Thür, der Stolz ihres Eigners, der höchſte Schmuck des Hauſes, iſt ſtattlich vergoldet, bunt angemalt, und mit allerlei krauſem Schnitzwerk auf's überladenſte geſchmückt. Ueber derſelben prangt eine Art Hautrelief aus, Spielpuppen ähnlichen, vergoldeten und angemalten Figürchen zuſammengeſezt; gewöhnlich iſt darunter irgend eine ſinnreiche Anſpielung auf den Beſitzer des Hauſes, ſeinen Namen oder ſein Berufsgeſchäft verborgen. So erinnern wir uns noch mit Vergnügen eines kleinen Notars in Pontificalibus, der eine goldene Feder ſchnitzte, ſo lang als er ſelbſt, während er eine ähnliche hinterm Ohr ſtecken hatte. Die Gärten vor den Häuſern ſind eben ſo wunderlich anzuſchauen; Alles iſt darin zu finden, nur keine Natur. Da ſieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume ausſehen, ſo verſchnitzt ſind ihre Kronen, die Stämme werden zur größern Zierlichkeit mit weißer Oelfarbe angemalt. Da ſtehen alle mögliche und unmögliche Thiere der bekannten und unbekannten Welt aus Buchsbaum geſchnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Taxus. In der Mitte des Gärtchens erhebt ſich noch eine ganz auserleſene Verzierung, etwa ein bunt gemalter, auf einem Faſſe ſitzender Holländer oder ein Türke, der ſein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheurer

Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Extremitäten ſchalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzähliche krauſe Schnirkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären ſie mit der Feder geriſſen. Ausgefüllt mit bunten Glaskorallen, Muſcheln, Steinen und Scherben in allen möglichen Farben nach der ſchönſten, ſteifſten Symmetrie, gleichen ſie koloſſalen, geſchmackloſen Stickereien. Das Waiſenhaus war das einzige, in welches man uns den Eintritt nicht wehren konnte. Hier erfreute uns die große Reinlichkeit, obgleich ſie nicht weniger pedantiſch, als im übrigen Ganzen erſchien, weil wir daran dachten, welchen guten Einfluß ſie auf die Geſundheit der oft ſo vernachläſſigten armen Kinder haben muß. Ueberall in den Stuben und auf den Gängen, lagen Fußſteige von Leinwand, die man nicht überſchreiten darf, und ſogar auf den Schwellen ſchneeweiße Tücher ausgebreitet, auf welche man gleichſam den Probetritt machen muß. Wer auf ſolch einem Tuch eine Spur ſeines Trittes nachließe, dürfte wohl ſchwerlich weiter zu gehn Erlaubniß erhalten. Daß die ächte holländiſche Tracht ſich unter dieſen Leuten in ihrer urſprünglichen Reinheit erhält, verſteht ſich von ſelbſt; bemerkenswerth erſchien uns der Kopfpuz der Frauen. Sie trugen die gewöhnlichen kleinen holländiſchen Mützen mit goldnen oder ſilbernen Spangen, die vermittelſt einer Springfeder ſo feſt an den Kopf und die Backen ſchließen, daß ſie wie angenagelt ausſehen. Vor dieſen Spangen aber, rund um die Stirne kräuſeln ſich die Haare in tauſend kleine platte, einander ganz gleiche Ringelchen; jedes Ringelchen beſteht aus etwa ſechs Haaren, ängſtlich abgezählt und faſt, als wäre es von Eiſendrath. Sie leimen die Haare mit Zuckerwaſſer ſo zuſammen und damit ſind ſie dann wenigſtens auf eine ganze Woche mit dieſem Hauptſtück ihrer Toilette fertig.

3.

Harlem.

Der Weg von Amſterdam nach Harlem beträgt ungefähr zwei Meilen. In ſchnurgerader, ſelten durch eine kleine Biegung unterbrochener Richtung, läuft er immer neben breiten Kanälen hin. Troz der ſchönen Wieſen, auf welchen prächtige Kühe im hohen Graſe weiden, und der vielen großen und kleinen Landhäuſer mit ihren Gärten, an welchen wir vorbei fuhren, fanden wir die kleine Reiſe doch ein wenig langweilig. Eine ermüdende Gleichförmigkeit iſt der Charakter dieſes Landes, an welche man ſich ſchwerlich gewöhnt. Harlem iſt eine beträchtliche Stadt, mittlerer Größe, nach holländiſcher Art hübſch gebaut, und unbeſchreiblich ſauber und reinlich. Sogar in Holland zeichnet ſie ſich in dieſer Hinſicht aus, ohne jedoch in die lächerlich pedantiſche Weiſe von Bruck zu verfallen. Ehe wir die Stadt erreichten, erblickten wir das Harlemer Meer, ein dem Auge unabſehbarer See; hier ſtanden vor einigen Hundert Jahren mehrere Dörfer, umgeben mit Wieſen und Gärten, bewohnt von glücklichen Menſchen. Alles gieng unter, denn das Meer durchbrach zürnend die Dämme, die es einengten, und die Unglücklichen, die gewagt hatten es zu verdrängen, verſanken mit ihren Wohnungen in den ſchäumenden Wogen. Spurlos ſind ſie verſchwunden von der Erde, ſilbern und ruhig ſpielen jetzt die blauen Wellen im Sonnenſchein über dem weiten ungeheuern Grabe. Kein Holländer müſte dieſen See ohne Schaudern erblicken; denn wer kann es verbürgen, daß nicht, was einſt geſchah, wieder geſchehe. Aber achtlos und ruhig wandeln ſie am Geſtade des grauſenvollen Sees. Die Zeit iſt noch mächtiger als die Elemente, ſie vernichtet Alles, ſie beſiegt Alles, Furcht und Hoffnung und jeden Schmerz, wie jede Freude. Dicht hinter der Stadt breitet ſich das Harlemer Holz aus; ein ſchönerer Luſtwald läßt ſich auf ganz ebenem Boden nicht denken; er iſt von beträchtlicher Größe, durchkreuzt von hohen Alleen, in welchen unzähliche Nachtigallen ſangen. Nie ſahen wir herrlichere Bäume als hier. Schöne Landhäuſer, umgeben von reizenden Gärten, liegen im Holze zerſtreut; einige derſelben ſind ausgezeichnet elegant und prächtig, ſo wie die dazu gehörigen, im engliſchen Geſchmack angelegten großen Gärten. Vor Allen zeichnet ſich das, mit fürſtlicher Pracht erbaute, Landhaus des berühmten Banquiers Hope aus. Man ſagt, daß das Innere deſſelben nicht ganz dem Aeußern entſpreche. Vielleicht iſt das jetzt anders. Die Faſade des ſehr weitläuftigen Gebäudes, verziert mit vielen Marmor-Statuen, macht einen großen Effect. Wir beſahen die Harte Camp, einen Landſitz, der eben zum Verkauf ſtand; er heißt die Harte Camp, weil in einem dazu gehörigen Thier-Garten viele Hirſche, ſeltene Gäſte in dieſem Lande, gehegt werden. Das Haus zeichnet ſich weniger aus, als der ſchöne große engliſche Garten, in welchem wir beſonders eine Menge immergrüner Bäume und Sträuche von ſeltener Schönheit und Größe bewunderten. Harlem iſt berühmt durch den Blumenhandel, der hier ſo ſehr im

Großen betrieben wird, als nirgends weiter. Ganz Europa wird von hieraus mit Blumenzwiebeln und Saamen verſorgt. Der Anblick eines ſolchen, zur Blumencultur eingerichteten Feldes (denn man kann dieſe Gärten kaum mehr Gärten nennen, ſo groß ſind ſie) iſt höchſt reizend zur Zeit der Blüte. Wir beſuchten einige derſelben, deren Eigner ſehr angeſehene Leute ſind. Lange, ehe wir den Garten erreichten, athmeten wir ſchon den entzückenden Duft von tauſend Blumen. Wir trauten unſern Augen nicht, wie wir die faſt unabſehbaren Felder erblickten, auf welchen die ſchönſten, größten Hyacinthen, Tazetten, Jonquillen in den herrlichſten wechſelndſten Farben, wie ein Kornfeld im lauen Winde, hin und her wogten. Die Tulpen waren ſchon verblüht; ihr buntes Reich muß einen Anblick von orientaliſcher Pracht gewähren. Aurickeln aber funkelten gleichſam wie dunkle Sterne von Rubinen und Saphiren auf tauſend Beeten. Neiken und Roſen ſtanden in eben ſolcher Fülle da und erwarteten nur den günſtigen Augenblick, um auch ihre Pracht zu entfalten.

Wie glücklich iſt ſolch ein Harlemer Blumiſt, dachten wir im Herzen! Wie wir aber den Eigner dieſer

Anlage von dem, was uns ſo entzückte, wie von jedem andern Waaren-Artikel ſprechen hörten, wurde unſre Illuſion ſehr geſtört und wir eilten weiter.

4.

Haag.

Der Weg von Harlem nach dem Haag, zum Theil durch ſchöne Alleen führend, würde höchſt angenehm durch ſeine Umgebungen ſeyn, wenn er ſelbſt nur weniger ſandig wäre, eine Unannehmlichkeit welche der ewige, alle Geduld vernichtende, Schneckenſchritt der Pferde um ein Großes vermehrt. Von allen Seiten erblickten wir ſchöne Landhäuſer, umgeben von reizenden Gärten im höchſten Blütenſchmuck des Frühlings. Auf der Hälfte des Weges ſahen wir in einer kleinen Entfernung, zur linken Seite die alte berühmte Stadt Leyden liegen, damals noch in ihrer urſprünglichen Pracht, geziert mit ſchönen Thürmen; das zerſtörende furchtbare Unglück war noch nicht über ſie hereingebrochen. Gern hätten wir einige Zeit in ihr verweilt und geſehn, was ihre

Mauern Merkwürdiges enthalten, aber die immer drohender werdenden Kriegs-Gerüchte trieben uns vorwärts. Näher gegen den Haag wird das Land merklich höher, die Gegend gewinnt an mannichfaltigem Reize. Kurz vor der Stadt erreichten wir das Haager Gehölz; es übertrifft noch das von Harlem an Schönheit und Größe; auch hier empfieng uns der Geſang von tauſend Nachtigallen und von allen Seiten öfneten ſich unſern Blicken liebliche Spaziergänge und herrliche Alleen durch den frühlingsgrünen Wald. In der Nähe vom Haag, wurden wir durch die Gegend lebhaft an den Weg von Braunſchweig nach Wolfenbüttel erinnert. Im Haag fanden wir die ganze Stadt voll Leben und Luſt. Es war der letzte Tag der Kirmeß, alles luſtige Getümmel eines großen Jahrmarkts wogte unter den Fenſtern des Gaſthofes, wo wir abſtiegen. Seiltänzer, Bereuter, Marionetten, aufgeputzte Buden voll Spielſachen für große und kleine Kinder, entzückten aller Herzen, die Myne-Heeren ſchienen hier ganz ihre gewohnte Gravität vergeſſen zu haben, und waren luſtig wie andre Leute.

Man nannte ſonſt den Haag ein Dorf, man hatte Unrecht; es wär ein Dorf von Paläſten. Der Ort iſt ſehr größ, ein liebliches Gemiſch von Stadt und Land, überall ſchöne Privathäuſer und prächtige, Paläſten ähnliche Gebäude, dazwiſchen reizende Gärten, Promenaden und Alleen, Alles im gewohnten Glanze holländiſcher Sauberkeit und Ordnung. Wir beſuchten hier zum erſten Male das holländiſche Theater. Man gab eine Ueberſetzung der Femme jalouse, eines ſehr larmoyanten Stücks; Madame Snuck, ein großer Liebling des Publikums, ſpielte die Hauptrolle wohl mit etwas zu viel Pathos, ganz im hohen franzöſiſch-tragiſchen Styl, ſo auch die übrigen Schauſpieler. Das ganze Schauſpiel ſcheint uns nach jenen Muſtern gebildet. Die Sprache klingt freilich in den hohen pathetiſchen Redensarten ein wenig poſſierlich, und wir lachten ein paar Mal, zum großen Aerger unſerer gerührten Nachbarn. Das Nachſpiel war eine kleine, ebenfalls aus dem Franzöſiſchen überſetzte Operette, die kindliche Liebe, und auch, ſo viel möglich, auf franzöſiſche Weiſe dargeſtellt. Hier nahm ſich die Naivität der holländiſchen Sprache ſchon paſſender aus; ſelbſt beim Singen gieng's beſſer damit, als wir vermutheten. Wir beſuchten den ehemaligen Palaſt des Statthalters, welchen jetzt die Regierung occupirte. Einer der Deputirten von Amſterdam hatte die Güte, uns ſelbſt herum zu führen. Der Saal, in welchem die Deputirten ſich verſammelten, macht einen impoſanten Eindruck. Die hochgewölbte Kuppel ſowohl, als die Wände ſind mit Malerei und Vergoldung reich, wenn auch in ziemlich veraltetem Geſchmacke, verziert. Das durch dieſe Decoration hervorgebrachte Helldunkel ſchickte ſich gar wohl zu der ernſten Beſtimmung dieſes Locals. Der für das geſetzgebende Corps beſtimmte Saal war weit heiterer, ganz weiß decorirt; oben herum lief eine Galerie für das Publikum, im Saale ſelbſt ſtanden, außer den Schranken, Stühle für die Deputirten geſetzt, welche dieſen öffentlichen Sitzungen beiwohnen wollen. Außer verſchiedenen andern Zimmern und Sälen, ſahen wir noch in drei oder vier derſelben, eine wohlgeordnete Bibliothek, zum Gebrauch der Deputirten aufgeſtellt, und den Saal, in welchem ein allgemeiner Friede geſchloſſen ward. Er iſt groß, reich, aber im ältern Geſchmacke mit Bildhauerarbeiten, Malereien und Vergoldungen über und über verziert, hoch gewölbt, mit einem ſehr ſchön gemalten Plafond. Er hat das Eigne, daß man in keiner Ecke deſſelben ſo leiſe ſprechen kann, daß es nicht in der ſchräg gegenüber entgegengeſetzten Ecke deutlich zu vernehmen wäre. Auch ließ man uns als eine Merkwürdigkeit den Fußboden dieſes Saals bewundern, denn ſo lang er auch iſt, ſind dennoch alle Dielen darinn aus einem einzigen Stücke. Ungeheure Bäume, der Stolz uralter Wälder, mußten unter der mörderiſchen Axt gefallen ſeyn, um dieſe Breter zu liefern. Wir fuhren einen ſehr angenehmen Weg durchs Holz, nach dem Buſch, ſonſt das Luſtſchloß des Statthalters. Ganz geſunken von ſeiner ehemaligen Beſtimmung fanden wir den Garten und ſelbſt einen Theil des Schloſſes in den Händen eines Reſtaurateurs, zu einem öffentlichen Vergnügungsorte eingerichtet. Uns zog die Gemälde-Sammlung hin, welche dort in ſieben Zimmern aufbewahrt und Fremden gezeigt wird. Leider aber konnten wir nur wenig Zeit darauf verwenden. Die beiden erſten Zimmer intereſſirten uns vorzüglich. Sie enthielten lauter merkwürdige, gut gemalte Porträts, ſogar von den beſten Meiſtern. Alle ſtellten Bildniſſe von Männern vor, die ſich in der vaterländiſchen Geſchichte einen ewigen Namen erwarben. Größtentheils gutmüthige, treuherzige Geſichter, klug ohne Argliſt; mitten unter ihnen der Kopf des Herzogs Alba, blaß, mager, kalt, furchtbar in Blick und Ausdruck. Sehr lebhaft umſchwebte uns bei dieſem Anblicke das Bild jener Zeiten, wie unſer unſterblicher Schiller ſie ſchilderte, und Göthe „auf den Bretern die die Welt bedeuten", ſie uns vor Augen ſtellt. Ein Schauder erregendes Nachtſtück hieng hier, es ſtellt die Ermordung der Brüder de Witt vor. Von einer einzigen Fackel glühend beleuchtet, gewährt dieſes Gemälde einen furchtbaren Anblick, auch wird es gewöhnlich mit einem grauſeidenen Vorhange bedeckt, denn dieſe Darſtellung der Gräuel-Scene iſt zu empörend, um ſie lange vor Augen zu haben.

Ein Saal iſt täuſchend grau in Grau von de Witt gemalt, beinahe kann man ſich nur durchs Gefühl überzeugen, daß der Pinſel und nicht der Meiſſel hier zauberte. Viele vorzügliche Gemälde der beſten niederländiſchen Meiſter füllen die übrigen Zimmer, Werke von van Dyk, Rubens, Wuwermann, Tenniers, Oſtade, Hondeköter und andre mehr. Sehr freundlich iſt das Bild Carls des zweiten von England, mit ſeiner Schweſter Hand in Hand, noch als Kinder, von van Dyk gemalt. Die liebliche himmelreine Unſchuld der Kindheit kontraſtirt mit der ſchweren prächtigen Kleidung der Königskinder; es iſt ein reizendes Bild, von welchem wir nicht wegkommen konnten. Gräßlich dagegen iſt der Bethlehemitiſche Kindermord von Rubens. Wie konnte je die ſchöne ruhige Kunſt den entſetzlichen Gegenſtand ſich wählen! Und dennoch hat auch ſelbſt Raphael einen gemalt! Wie iſt es möglich, bei ſo einer Darſtellung mit Liebe zu verweilen, und das muß der Künſtler doch! Hier nun vollends die heulenden Mütter, die Schlächterknechte von Soldaten, die entſtellten ſchreienden Schlachtopfer, alles Gräßliche, alles Blutige, wie es nur die aufgeregteſte Phantaſie erdenken kann, recht anſchaulich in Lebensgröße abgebildet. Es war zu grauſend, um davor zu verweilen. Unendlich lieber erſchien uns das freundliche Bild eines in Pelz gehüllten alten Mannes von Holbein, und Mann und Frau, recht treue Natur und nicht unedel, von Tenniers dargeſtellt. Man zeigte uns auch einige Gemälde der Italieniſchen Schule; aber auf dieſem Boden muß man dergleichen nicht ſuchen. Keines derſelben ſchien uns bedeutenden Werthes, obgleich ſie mit großen Namen prunkten. Manches hoch und heilig gehaltene Alterthum wird hier noch ſorgfältig aufbewahrt mit der treuen Vaterlandsliebe, die den Holländer auszeichnet; zum Beiſpiel, das Schwert des Admirals de Ruyter, deſſen Andenken noch immer wie das eines Halbgottes von ſeiner Nation verehrt wird, und eine vergoldete Kanone, mit Verzierungen von getriebener Arbeit aus Silber, welche er in der Barbarei erbeutete. Den größten, wenn auch nicht angenehmſten Eindruck, machte auf uns ein ſogenannter Tanzſaal; wie man aber darinn jemals tanzen mochte, blieb uns unbegreiflich. Die Decke deſſelben erhebt ſich zu einer ſpizig zulaufenden Kuppel, von beträchtlicher Höhe. In dieſer Kuppel ſind die Fenſter angebracht, welche den Saal von oben erleuchten, doch wird man ſie von unten kaum gewahr. Dieſe Kuppel, die Seitenwände, der Raum zwiſchen den Fenſtern, die Thüren ſogar, welche man, zugeſchloſſen, von innen nicht unterſcheidet, Alles iſt mit Malereien bedeckt, die ein einziges ungeheures, den ganzen Raum erfüllendes Gemälde ausmachen. Lebensgroße, ſogar koleſſale Figuren, ſchlingen ſich unter und übereinander, im ſeltſamen Gewühle durch einander gewirrt. Weiber, Greiſe, Kinder, Pferde, Todtengerippe, Könige, Krieger, heidniſche Gottheiten, chriſtliche Heiligenbilder, Engel und Teufel wanken wie im Fiebertraum vor dem geblendeten Auge. Unmöglich iſt's, Anfang oder Ende zu finden, kein leerer Fleck, wo man ruhen könnte, kein Ausweg aus dieſem ſeltſamen Saale iſt ſichtbar. Die Geſtalten erdrücken den Anſchauer; es iſt eine Unruhe darinn, eine düſtere Beklommenheit; umſonſt martert man ſich ab, den Sinn des Ganzen zu errathen, eine Art von Ordnung herein zu bringen; je mehr man's anſieht, je ärger ſchwimmt Alles durch einander, je ſchwindelnder ergreift uns ein Grauſen. Einen Tag einſam in dieſem Saale zu verleben, wäre für jeden, den die Natur mit einer lebhaften Phantaſie beſchenkte, eine unerträgliche Strafe. Wenn nun die Strahlen der Sonne einzelne Theile dieſer ungeheuern Gebilde beleben, oder die Dämmerung gegen Abend das ohnehin Verworrene noch mehr verwirrt, hier wo keine Thür ſichtbar iſt, wo aus allen Ecken Todtenſchädel grinſen, wilde, große, weiße Pferde ſich bäumen, fürchterliche Geſichter neben ſchönen Weiber-Köpfen herüber und hinüber blicken, könnte Einen eine Art Wahnſinn ergreifen, daß man am Ende nicht mehr die Wahrheit von dem Scheine zu ſondern wüßte. Die Urheberin dieſes Wirrwars, irgend eine alte Prinzeſſin aus dem Hauſe Oranien, gukt ganz eben aus der Spitze der Kuppel hinunter, mit einem Todtenkopfe im Arme. Jordan und ſeine Schüler haben dieſen Saal gemalt; eine Allegorie liegt dem Ganzen zum Grunde; wer aber könnte und möchte dieſe dechiffriren?

Auf dem Rückwege vom Buſch beſuchten wir die ſehr ſehenswerthen großen Treibhäuſer des Herrn Becker, eines reichen Tabakshändlers aus Rotterdam, dann eilten wir, gegen unſern Willen Haag zu verlaſſen. Der Weg von dort nach Rotterdam beträgt nur wenige Stunden und gleicht einer Luſtfahrt. Wir fuhren faſt immer zwiſchen Gärten und Landhäuſern, über deren Größe und Pracht wir oft erſtaunten. Dieſer Weg gieng dicht neben Delft vorbei, einer großen Stadt, die wir aber auch, aus Mangel an Zeit, nur im Vorüberfahren erblickten, und ehe wir's glaubten, waren wir in Rotterdam.

5.

Rotterdam.

Dieſe Stadt, nach Amſterdam die beträchtlichſte in Holland, bietet eine ſehr freundliche Außenſeite dar. Auch ihre Einwohner haben wir alle Urſache zu loben. Während der wenigen Tage unſers Aufenthalts unter ihnen, wurden wir in verſchiednen Häuſern gaſtlich aufgenommen. Gutmüthiges, freundliches Weſen, vereint mit feiner geſelliger Bildung, fanden wir überall, unter den höheren Ständen. Das eigentliche Volk erſchien uns hier eben ſo wie in Amſterdam. Die Sprache der feinen Welt iſt in Rotterdam durchgängig die Franzöſiſche; dies erleichtert dem Fremden

den Umgang gar ſehr. Der Ton der Geſellſchaft hat ziemlich viel Aehnliches mit dem der Hamburger, nur darin weichen ſie von einander ab, daß man in Rotterdam im Durchſchnitt ſehr niedrig ſpielt; geſpielt aber wird ſo viel in der einen dieſer Städte, als in der andern. Rotterdam iſt groß, die Häuſer ſtehen zwar alle mit der Giebelſeite nach den Straßen, dennoch iſt es im Ganzen wohl gebaut, obgleich wir uns keines beſonders merkwürdigen Gebäudes erinnern. Reinlichkeit, Wohlhabenheit, Ordnung blicken auch hier überall hervor. Die Stadt hat den großen Vorzug vor Amſterdam, daß Luft und Waſſer hier weit beſſer ſind, als dort. Friſches fließendes Waſſer ſtrömt in den ſehr breiten Kanälen, die, beſetzt mit ſchönen Linden, große Schiffe aus den entfernteſten Gegenden der Welt, bis dicht vor die Thüren ihrer Eigenthümer oder Ablader tragen. Vor Allen angenehm ſchien uns eine Straße de Boomjes genannt. Eigentlich iſt es nur eine Reihe Häuſer, an einer breiten, mit zwei Reihen hoher ſchöner Bäume eingefaßten Straße; dieſe wird an der andern Seite von der vorüber ſtrömenden Maas begränzt, welche hier tief und breit genug iſt, um die größten Schiffe zu tragen. Es iſt keine geringe Freude für den Rotterdamer Kaufmann, wenn er ſo aus den Fenſtern ſeines Wohnzimmers ſeine reich beladenen Schiffe aus den entfernteſten Weltgegenden anlangen ſieht. Ueber dem Waſſer hinaus am entgegengeſetzten Ufer erblickt man üppige Wieſen mit ſchönen, darauf weidenden Kühen; Landhäuſer, Gärten, Alleen, allen Reiz einer hübſchen, holländiſchen Gegend. Ueberhaupt gehören die Umgebungen von Rotterdam zu den angenehmſten des Landes. Die Reinlichkeit wird in Rotterdam wo möglich noch höher getrieben, als in Amſterdam, obgleich hier nicht, wie dort, die böſen Ausdünſtungen der Kanäle das ewige Waſchen und Scheuern nothwendig machen. In unſerm, nicht ſonderlichen Gaſthofe, au Maréchal de Turenne, der aber der beſte in der Stadt ſeyn ſoll, erwachten wir einſtmals tief in der Nacht von einem gewaltigen Lärmen. Es war, als wenn heftige Wolkenbrüche vom Himmel ſtrömten, wir hörten das Waſſer an die Fenſter praſſelnd anſchlagen, als drohte es, ſie einzuwerfen. Erſchrocken ſprangen wir auf, der ganze Gaſthof war erleuchtet, viele Stimmen murmelten dumpf durch einander, unſer nächſter Gedanke war, es ſey plötzlich Feuer ausgebrochen; dieſes beſtätigte ſich, da wir im Hofe Leute mit großen Hand-Feuerſpritzen um gewaltige Waſſerkübel verſammelt ſahen. Endlich erfuhren wir, man ſpüle nur mit dieſen Feuerſpritzen den Staub von dem Hauſe und den Fenſtern ab, eine Operation, die alle Sonnabend Nachts durch die ganze Stadt vorgenommen wird. Dieß war gerade ein Sonnabend. Halb lachend, halb ärgerlich ſuchten wir wieder einzuſchlafen und nahmen uns vor, dem Wirth zu bedeuten, daß es doch wohlgethan wäre, den dieſer Sitte unkundigen Fremden vorher damit bekannt zu machen, denn der erſte Schreck war nicht gering geweſen.

Rotterdam's Bewohner zeichnen ſich durch einen Hang zur ſtillen religiöſen Schwärmerei aus; wenigſtens gedeihen hier viel Brüder-Gemeinen, der ſogenannten Stillen im Lande, und machen noch täglich Proſeliten, ſelbſt unter den höhern gebildeten Ständen. Im Hauſe eines ſehr reichen angeſehenen Kaufmanns, wo wir in einer zahlreichen Geſellſchaft zu Mittage aßen, bemerkten wir ein junges Frauenzimmer, welches wir bei frühern Beſuchen nie dort geſehen hatten. Sie war höchſt einfach gekleidet, ohne allen Schmuck und Putz, mit einem kleinen eng anliegenden Häubchen, einem großen, ganz einfachen Halstuche, mehr vermummt als bedeckt; auch der Schnitt des Kleides war ganz altmodiſch, wie ihn die eleganten Rotterdamerinnen ſeit vielen Jahren nicht mehr tragen. Wir hielten ſie zuerſt für eine Haushälterin, doch widerſprach dieſem die ausgezeichnete Achtung, mit der ihr von Allen begegnet ward. Mit Erſtaunen vernahmen wir, ſie wäre die älteſte Tochter des Hauſes, die Schweſter der jungen Mädchen, die geputzt nach der neueſten franzöſiſchen Mode neben ihr lachten und ſchäkerten. Sie war die fröhlichſte, die eleganteſte von Allen geweſen, hatte Muſik, Tanz und jedes geſellige Vergnügen geliebt und mitgemacht, bis ſie eines Tages aus der Predigt eines, wegen ſeiner Frömmigkeit berühmten, Predigers ganz veränderten Sinnes zu Hauſe kam. Von der Minute an legte ſie ihre modiſche Kleidung ab, kleidete ſich wie jetzt, entſagte allen Vergnügungen, zu denen Jugend, Stand, Vermögen und eine angenehme Geſtalt ſie berechtigten, erſchien nur ſelten und nur zur Mittags-Tafel im geſelligen Kreiſe, welcher ſich in ihrer Aeltern Hauſe oft verſammelte, lebte ſtill vor ſich hin und kannte keine Ergötzlichkeit, als fromme Uebungen und die Betſtunden der Gemeine, zu welcher ſie ſich jetzt zählte. Sie ward uns durch dieſe Erzählung zu merkwürdig, als daß wir ſie nicht genauer hätten beobachten ſollen; ihr ganzes Weſen ſchien ruhig und heiter, ſtille Ergebung, keine Spur von Trauer war auf ihrem Geſichte zu finden, aber auch keine Freude. Alle Vorſtellungen ihrer Verwandten hatten nicht vermocht, ſie nur auf einen Augenblick wankend zu machen. Man verſicherte uns, ſie ſey bei weitem nicht die einzige, die auf dieſe Weiſe dem fröhlichen geſelligen Leben entzogen wurde; Rotterdam hätte noch viele Beiſpiele ähnlicher ſchnellen Sinnes- und Lebens-Aenderungen aufzuweiſen; gerade die fröhlichſten und ſchönſten Mädchen würden gewöhnlich zuerſt von dieſem frommen Schwindel ergriffen und nichts vermöge ſie davon abzubringen.

Ehe wir von Rotterdam ſcheiden, müſſen wir noch eines recht hübſchen Liebhaber-Conzerts gedenken, welchem wir in einem artigen, durch Subſcription dazu erbauten, ſehr ſchön erleuchteten Saale beiwohnten. Faſt alle Inſtrumente waren durch Liebhaber beſezt, von welchen einige ſich durch Vortrag und Fertigkeit bedeutend auszeichneten, beſonders gefielen uns einige Sänger und Sängerinnen, wie man ſie wohl ſelten unter Dilettanten findet. Ein großer eleganter Zirkel von Zuhörern war dort verſammelt, und ſowohl die ſtille Theilnahme der paſſiven, als die Kunſtſertigkeit der thätigen Mitglieder der Geſellſchaft, dienten uns zum Beweiſe, daß dieſe erheiternde Kunſt hier mit wahrer Liebe getrieben wird.

Fortſetzung
der
Reiſe bis Calais.

Die Reiſe von Rotterdam bis Bergenopzoom, die wir, begünſtiget vom vortheilhafteſtem Winde, in einem Tage zurücklegten, iſt mehr eine Waſſerfahrt, als eine Landreiſe zu nennen. Zuerſt mußten wir dicht vor Rotterdam in einer Fähre über die Maas ſetzen. darüber gieng eine Stunde hin. Nicht lange, ſo ſtrömte die alte Maas uns über den Weg. Da ſie nicht völlig ſo breit iſt, als die neue, kamen wir in einer halben Stunde hinüber. Nun gieng es wieder eine Zeit lang auf vier Rädern fort, bis wir an eine Art von Meerbuſen gelangten, die Diepde genannt. Hier wurde unſer Wagen und unſer Gepäck mit vieler Umſtändlichkeit auf ein kleines Schiff, ſie nannten es eine Jalke, hinauf gewunden, und wenigſtens 50 Dorfjungen folgten mit großem Geſchrei hinten nach. Verwundert über die viele Mannſchaft, fragten wir den Schiffer, was dieſes bedeute? Ganz freundlich erwiederte er uns: es wären die Jongekens aus der benachbarten Gegend, die von der Gelegenheit profitirten, ſich ein Plaiſirchen zu machen. Wir konnten nichts dagegen einwenden, weil Niemand auf unſre Gegenreden geachtet haben würde, alſo entſchloſſen wir uns in dieſer lärmenden Geſellſchaft die Reiſe anzutreten. Neugieriger, oder vielmehr ſchauluſtiger giebts nichts in der Welt, als das gemeine Volk in Holland; wo wir nur ankamen, ſelbſt in großen Städten, verſammelten ſich gleich eine Menge Gaffer um unſern Wagen, die ihn bewegungslos anſtaunten, als hätten ſie nie zuvor etwas dem Aehnliches geſehn. Vollends an den Fähren, wo wir ſelbſt ausſteigen und unſre Effecten zum Theil aus dem Wagen nehmen laſſen mußten, wurden wir faſt von Neugierigen erdrückt. Gewöhnlich braucht man drei Stunden, um die Diepde zu durchſchiffen, diesmal aber kamen wir in anderthalb Stunden hinüber, und landeten bei der kleinen Feſtung Wilhelmsſtadt, welche im Jahr 1793 ſechzehn Tage bombardirt wurde und ſich dennoch nicht ergab. Hinter Wilhelmſtadt mußten wir noch zweimal uns auf Fähren einſchiffen, und langten endlich mit dem Schlag neun Uhr, gerade wie man die Thore ſchloß, vor Bergenopzoom an. Da ſtanden wir vor der verſchloßnen Stadt, unſer Poſtillon ſtieg vom Pferde und verſchwand, während wir ſchon eine Wiederholung der Scene von Deventer zu fürchten anfiengen. Glücklicherweiſe aber war er eines andern Geiſtes Kind, als der Herr Sohn des Herrn Bürgermeiſters von Allmelo und in ſeiner Art wohl ein holländiſches Genie zu nennen. Nach einer guten Viertelſtunde kam er ganz glorreich von ſeiner geheimen Unterhandlung zurück, trat an den Wagen und verſicherte uns: man öffne zwar für keinen Fremden die Thore, wenn ſie einmal geſchloſſen wären, aber um ſeinetwillen, da er eben unſer Poſtillon wäre, würde der Herr Gouverneur es dies Mal thun. Wir lachten und warteten geduldig, weil wir muſten. Nach einer guten halben Stunde raſſelten wirklich Schlöſſer und Riegel, knarrten die niedergelaſſenen Zugbrücken und wir fuhren triumphirend durch Bergenopzooms Thore, wo man uns nach unſerm Paſſe fragte und da wir ihn nicht gleich in der Dunkelheit finden konnten, mit 11 Stübern vorlieb nahm. In einem guten Gaſthofe, am hellodernden Kamin-Feuer vergaßen wir bald des zu Waſſer und zu Lande ausgeſtandenen Ungemachs des vergangenen Tages, fuhren den folgenden Morgen ſehr früh aus, und langten noch Vormittags in Antwerpen an.

Ein banges trauriges Gefühl muß ſich jedes Reiſenden bemächtigen, der zum erſtenmale die weiten Straßen, die unabſehbar großen Plätze dieſer Stadt betritt. Dunkle Paläſte von beiden Seiten derſelben in hinſinkender Pracht, überall Verfall, zerbrochene oder gar mit Bretern zugenagelte Fenſter, Gras vor den Thüren, denen man es anſieht, daß ſie ſchon lange nicht mehr gaſtfrei ſich öffneten. Es iſt, als ob man in einer durch Krieg und Peſt ausgeſtorbenen Stadt unter Gräbern der Vergangenheit wandelte. Die Größe der Häuſer, die Breite der Straßen, die gothiſche Pracht der Kirchen und öffentlichen Gebäude verkündigt, daß einſt ein mächtiges reiches Leben hier waltete, hier, wo jezt unſer Tritt in den menſchenleeren, öden Straßen ſchauerlich wiederhallte, und ungeſtüme Bettler uns auf jedem Schritte verfolgten. Zwar fing der Handel jezt wieder an, ſeine Segnungen zu verbreiten, mit ihm erwachte die Hoffnung, dieſe alte berühmte Stadt wieder in ihrer vorigen Pracht aufblühen zu ſehen und wahrſcheinlich wird ſie ſich aus der jetzigen Verſunkenheit erheben, wenn allgemeiner Friede einſt wieder die Welt beglückt; aber auch unter den günſtigſten Umſtänden muß dennoch viel Zeit dazu gehören, ehe dieſe Straßen und Plätze wieder wie vormals, von fröhlichen, wohlhabenden Bürgern wimmeln. Die Stadt iſt zu weitläuftig groß und was in Hamburg oder der Londner City ſchon ein Gedränge erregen würde, gienge in dieſem ungeheuern Local friedlich nebeneinander und wäre kaum zu bemerken. Schon jetzt ſahen wir hin und wieder einzelne große modern decorirte Häuſer, neben den in Verfall geſunkenen erſtehen. Reiche Kaufleute wohnten darinnen, herbeigezogen aus dem Auslande durch Begünſtigungen, die ſeit kurzem Antwerpen zu Theil geworden waren; dagegen vermißten wir die hübſchen, kleinen wohlhabenden Bürgerhäuſer, wie man ſie in Holland überall ſieht, und die bei aller ihrer Anſpruchloſigkeit das ächte Wohlſeyn des Ganzen verkündigen. Die Kleidung der Weiber aus den geringen Ständen trägt nicht wenig dazu bei, das düſtere Anſehen von Antwerpen zu vermehren. Wie Geſpenſter ſchleichen ſie einher, eingewickelt in ein großes ſchwarzes Tuch von ſchlechten wollnen Zeuche, welches ſie vom Kopfe bis beinahe auf die Füße verhüllt, ſo, daß vom Geſichte nur die Naſenſpitze ſichtbar iſt und die ganze übrige Geſtalt verborgen bleibt. Andere tragen einen ſehr weiten faltenreichen Mantel, von weißlichen wollenen Zeuche, der vorn zufällt, die Arme ganz verſteckt und bis auf die Füße reicht. Eine Kappe iſt daran befeſtigt, die hinten von Falten, ſteif wie Papier, breit abſteht und ſo, weit übers Geſicht hinaus reichend, dies vor allen Augen völlig verbirgt. Solche häßliche mönchsartige Maſken erblickten wir überall. Die eleganten Bürgerinnen tragen den Mantel von röthlichem Kattun, die Kappen mit einer breiten Falbel verziert, was denn doch etwas leidlicher ſteht. Dieſe Tracht nennt man eine Faille; ſie iſt allgemein durch ganz Brabant und Flandern verbreitet, und ſtammt wahrſcheinlich aus den früheſten Zeiten des Mittelalters, aber troz ihres ehrwürdigen Urſprungs würde es ſchwer ſeyn, etwas Häßlicheres und Entſtellenderes zu erdenken.

Unſer erſter Beſuch galt der berühmten großen Kathedral = Kirche. Dieſes herrliche Gebäude iſt zu bekannt, als daß wir deſſen Beſchreibung verſuchen ſollten. Lange ſtanden wir und ſtaunten die reiche Façade und den prächtigen hohen Thurm mit Ehrfurcht an. Mehrere tauſend Bildſäulen, Blumengewinde, Thürmchen und andre gothiſche Verzierungen bedeckten die ganze Façade, ſelbſt den Thurm bis zur höchſten Spitze hinauf und dennoch verſchwindet alles Kleinliche dieſes, bis ins geringſte Detail unendlich mühſam und ſorgfältig ausgearbeiteten Schmuckes, gegen die einfache Größe des Ganzen. Wie viel tauſend fleißige Hände, die an dieſem großen Monumente ihrer Zeit treu und liebevoll arbeiteten, ruhen jetzt ſeit Jahrhunderten aus und Niemand nennt mehr ihre Namen! Dankbar gedachten wir dieſer Vergeſſnen, hier vor dem großen Werke ihrer vereinten Kräfte, welches noch in ewig friſcher Schönheit ſich ſtolz in die blaue Luft erhebt und dem Lauf der Jahre Trotz bietet. Das Innere des Gebäudes ſtand jetzt einſam da, entblößt von allem Schmucke. Zwei und dreißig Altäre, welche ſonſt hier waren, ſind fortgebracht, nur der Hochaltar hat ſeinen Platz behalten. Kein Gemälde, kein Heiligenbild iſt in der ganzen Kirche mehr zu finden, Alles geraubt, fortgeſchleppt, verkauft in jenen Tagen ſchrecklicher Anarchie, die mit ruchloſer Hand auch das Heiligſte nicht ſchonte. In einem Winkel des Mittelganges ſahen wir, halb verſteckt, ein einziges altes Muttergottes-Bild, trübe brannte ein kleines Licht davor. Die haben wir noch mit Mühe gerettet, flüſterte der uns begleitende Küſter mit einfältig frommem Lächeln; andächtige Seelen haben ihr neue Kleider und Silbergeräthe geſchenkt, ſetzte er hinzu. Herrliche Gemälde, welche ſonſt der Kirche größte Zierde waren, ſind jetzt in die weite Welt zerſtreut; das prächtige große Altarbild von Rubens und noch einige andere Gemälde deſſelben Meiſters fanden in der kaiſerlichen Galerie in Wien einen ehrenvollen Platz. Doch, öde und Schmuckberaubt, wie der alte Tempel jetzt da ſteht, erſchien er uns vielleicht um ſo ehrwürdiger mit ſeinen hohen Säulengängen, ſeinem prächtigen himmelanſtrebenden Dome und den hohen gemalten Fenſtern, durch welche eben die Abendſonne milden Schimmer in bunter Farben-Pracht verbreitete. Schweigend wandelten wir lange in dieſen weiten, öden Gängen, wo jeder unſerer Tritte ſchauerlich wiederhallte in der Einſamkeit, blickten hinauf an die hohen, das Gewölbe tragenden, Säulen, an denen die Schatten der Dämmerung mit dem Glanze der hin und wieder zerſtreuten, funkelnden Lichter der Abendſonne wunderbare Geſtalten bildeten, und gedachten der vielen tauſend Menſchen, die vor uns hier wandelten, ihren Schmerz, ihre Freude, ihre Wünſche hieher trugen und nun ſo ruhig unter unſern Füßen ſchlummerten.

Wir traten hinaus auf den weiten Kirchhof. Auch hier hatte der Geiſt der Zeit gewaltet, aber freundlicher. Umgeſtaltet zu einem ſchönen, mit Bäumen eingefaßten, Grasplatze, dient der Gottesacker jetzt zum Spaziergange. Es war eben Jahrmarkt, rings umher ſtanden Buden, und fröhliche blühende Kinder tummelten ſich luſtig umher und ſpielten mit neuen, eben geſchenkten Spielſachen über den Gräbern ihrer Vorältern.

Wir durchwanderten noch manche öde Straße, betrachteten manches alte Denkmal der Vorzeit, vor Allen das Rathhaus, ein großes Gebäude, geſchmückt mit aller Pracht gothiſcher Architektur. Auch die Börſe beſuchten wir, ebenfalls ein in ſeiner Art ſehr ſchönes Gebäude, deſſen Größe noch von der Beträchtlichkeit des ſonſt hier blühenden Handels zeugt. Wir giengen an den Haven, in welchem wieder neues Leben ſich zu regen anfieng, ſetzten dann in einer Fähre über die Schelde, und waren nun in Flandern. Hier fanden wir Alles plötzlich verändert. Verſchwunden war das holländiſche Phlegma, die ewigen Tabakspfeifen, die Quiſpeldorjes, aber mit ihnen auch das lachende reinliche Anſehn alles Lebloſen, die Teppiche in den Zimmern, die niedlichen Blumengärtchen vor den Häuſern. Wir fanden jetzt durchaus gut gepflaſterte, mit Bäumen eingefaßte Wege, auch Poſtillone, welche reiten konnten und auf franzöſiſche Weiſe, das heißt vortrefflich, fuhren. Die Gegend, durch die wir kamen, glich einem ſchönen fruchtbaren Garten.

Bald erreichten wir Gent, eine Stadt noch viel größer als Antwerpen, aber auch noch trauriger, noch verfallner und menſchenleerer. Zwar exiſtiren hier noch einige große Tuch- und andere Fabriken, welche einem kleinen Orte wohl Leben geben könnten, aber in dieſer großen Maſſe von Gebäuden nicht bemerkbar ſind. Still wie in einem Todtenhauſe giengen wir viele Straßen auf und ab, neben verſchloſſenen verfallenden Häuſern. Das Rathhaus erregte unſre Bewunderung; es iſt eins der ſchönſten gothiſchen Gebäude. So auch mehrere Kirchen. Eine davon, dem heiligen Beda geweiht, iſt auch von innen ſehr reich mit Marmor verziert. Wir erblickten darinn verſchiedne alte prächtige Grabmäler, aber die ganze Kirche war voll ſtill Betender, die vor den Altären, in Andacht verſunken, auf den Knieen lagen. Wir konnten uns nicht überwinden, dieſe zu ſtören und begnügten uns lieber mit dem Ueberblick des reichen Ganzen, ohne in die Details zu dringen. Eine der vielen Kirchen war jetzt von der Regierung zu einem Muſeum eingerichtet. Es enthält viele Gemälde, zum Theil aus andern Kirchen hierher geſchafft, und ſehr gute Gips-Abgüſſe der ſchönſten antiken Statuen. Die alten Götter nahmen ſich ſonderbar in dieſem neuen Wohnplatze aus, es war, als ob ſie ſich ſelbſt darüber verwunderten. Müde in der todtenſtillen Stadt, durch breite Straßen und unabſehbare Plätze und Märkte einſam zu wandeln, eilten wir weiter.

Ganz Flandern ſieht ſich gleich, ſchnurgerade gepflaſterte Straßen, durch ein fruchtbares, angebautes, aber ganz flaches Land. Eine gewiſſe ermüdende Einförmigkeit ruht auf dem Ganzen; ſo ungefähr müſſen die geprieſenen Ebnen der Lombardey erſcheinen. Wir kamen durch verſchiedene kleine Städtchen und Flekken; überall erſtaunten wir über die unverhältnißmäßig großen Marktplätze, die augenſcheinlich für eine ungeheure Volksmenge eingerichtet wurden und jetzt je größer, je verlaſſener daſtehen. Dagegen waren auch wir der Gegenſtand der Bewunderung der Einwohner, die ſich an jedem Orte, wo wir Pferde wechſelten, um den Wagen verſammelten und gelaſſen ſtehen blieben, bis wir wieder abfuhren. Dieſe Gaffluſt, welche wir in Holland bemerkten, fanden wir alſo durchaus in den Niederlanden wieder. Brügge, ebenfalls eine ſehr große Stadt, iſt wo möglich noch todter, und öder als Gent. Es war eben Jahrmarkt, wie wir dort ankamen, aber ſelbſt dieſer Umſtand vermochte nicht das geringſte Leben in der ausgeſtorbenen Stadt zu erwecken. Die wenigen Einwohner, welche wir auf den Straßen langſam umher ſchleichen ſahen, waren in ihrem feſttäglichen Putze, dem Sonntag und Jahrmarkt zu Ehren; lauter Geſtalten aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, in alten verblichnen, von Großältern ererbten Kleidern, die Frauen in ihrer häßlichen Nationaltracht, die Männer mit ſteifen Rockſchöſſen, Drathperucken, Haarbeuteln und ſogar einer mit einem kleinen porzellanenen Degen. Neben ihm ein andrer mit einem Rhabarberfarbnen, runden großen Mantel, Pfirſichblütenfarbnem Rock und langer buntgeſtickter weißtaftner Weſte. Dieſe Beiden ſtanden lange neben unſerm Wagen und ſahen aufmerkſam einer Reparatur zu, die das Raſſeln auf dem Steinpflaſter an einem der Räder nothwendig gemacht hatte. Sie ſchienen wichtige Honoratioren des Orts zu ſeyn; denn die übrigen Schauluſtigen hielten ſich in ehrerbietiger Entfernung hinter ihnen. Froh, als entrännen wir einem Gefängniſſe, rollten wir endlich aus dem Thore dieſer Stadt, wo Alles uns beengte, nach Dünkerken zu.

Auf der letzten Station dahin führt der Weg hart am Strande des Nord-Meers hin. Nur zur Zeit der Ebbe kann er befahren werden; kommt man zur Zeit der Fluth, ſo muß man warten, bis Poſeidon ſeine Wogen zurückruft. Wir langten eben zeitig genug an, um Dünkerken erreichen zu können, wenn der Poſtillon gut zufuhr und kein Zufall uns aufhielte. Wir wagten es, Trotz der einbrechenden Nacht. Der Wagen rollte leicht auf dem feuchten Meeresſande. Die Pferde mußten laufen, was ſie konnten, denn die Poſtillone ſchienen ſich ſelbſt vor der Fluth zu fürchten, welche im blaſſen Strahle des Neumonds ſchimmerte, erſt aus der Ferne und dann immer näher und näher daher brauſte. Endlich ſahen wir Lichter blinken, Schiffe im Haven liegen, und ſtanden vor Dünkerkens verſchloſſnen Thoren, die uns aber geöffnet wurden, nachdem wir eine Stunde gewartet hatten. Im Poſthauſe, welches zugleich auch der beſte Gaſthof dieſer Stadt iſt, überraſchte uns eine Aufnahme, als wären wir längſt erwartet. Es empfieng uns ein gut erleuchtetes, hübſch decorirtes Zimmer, in welchem ein belebendes Feuer in dem, mit Vaſen voll duftender Blumen geſchmückten Kamin hell loderte; Alles ſah freundlich und bequem aus. So iſt's an allen Orten, welche die reichen reiſenden Engländer oft beſuchen. Freilich muß man dieſe von ihnen geſchaffnen Bequemlichkeiten dann oft auch mit engliſchen Guineen bezahlen, aber man thut es gern, erinnert man ſich dabei der ſchlechten Bewirthung und der verhältnißmäßig nicht geringern Rechnungen der Wirthe in den mehreſten kleinen Städten Teutſchlands.

6.

Ueberfahrt nach Dover.

Den nächſten Morgen erreichten wir Calais und ſtiegen in einem der größten Gaſthöfe der Welt ab bei dem Nachfolger des weiland berühmten Herrn Deſſein, welchem Yorick Sterne ein unvergängliches Denkmal in ſeiner Sentimental Jurney ſtiftete. Dieſer Gaſthof iſt merkwürdig durch ſeine ſo ganz ins Große gehende Einrichtung, die zu einer Zeit getroffen ward, wie der Verkehr zwiſchen England und dem feſten Lande unendlich beträchtlich war. Damals mußte jeder Britte, der einigermaßen auf ſeinen Ton Anſpruch machen wollte, einige Zeit nach Frankreich und Italien gehen, um in beiden Ländern auf engliſche Weiſe mit Engländern zu leben, und hernach ungefähr eben ſo bekannt mit dem Auslande und deſſen Sitten, eben ſo vorurtheilsfrei, eben ſo gebildet nach Hauſe zu kommen, wie er ausgegangen war. Manche, ſagt man, begnügten ſich damit, einige Zeit in Calais zu verweilen, ſie waren denn doch auf dem Continent geweſen, ohne die geliebte Küſte von Alt-England aus den Augen zu laſſen. Im Ganzen hatten ſie ihren Zweck ſo gut erreicht, als die Andern. Dieſe Reiſewuth der reichſten Particuliers, welche ſich oft aus Wahl, oft von widrigen Winden zurückgehalten, bald längere bald kürzere Zeit in Calais aufhielten, erregte den ſpeculativen Geiſt des alten Deſſein; er errichtete dieſen, in ſeiner Art einzigen, Gaſthof und fand damals gewiß ſeine Rechnung dabei. Alles was Reiſende nur wünſchen können, um ihre Launen und Bedürfniſſe zu befriedigen, war hier auf einem Punkte vereint anzutreffen. Daß es an dem gehörigen Local nicht fehlte, um eine große Anzahl Fremde der verſchiedenſten Stände zu bewirthen und zu beherbergen, verſteht ſich von ſelbſt. Aber auch alle Handwerker, alle Waaren, die ein Reiſender brauchen kann, alle Gattungen Wagen zum Kauf und zur Miethe, dabei Gelegenheit den eignen Wagen zu verkaufen, wenn man ihn nicht mit nach England nehmen will, waren hier zu finden, dazu ein hübſcher Garten zur Promenade, und ein Theater darinn, in welchem Deſſein eine Truppe unterhielt, welche die kleinen franzöſiſchen Operetten artig genug ſpielte.

Für Alles war geſorgt, Alles aufgeboten, den Fremden und ſeine Guineen in Beſchlag zu nehmen. Deſſeins Nachfolger ſtrebten zwar in den erſten Jahren nach ſeinem Tode das Ganze zu erhalten, und es gelung ihnen ziemlich, ſo lange die Communication beider Reiche offen war, allein mit Deſſeins Tode war doch der Geiſt gewichen, der Alles belebte und zuſammen hielt. Dieß iſt ja das Schickſal jeder Einrichtung, die von einem überwiegenden Genie geſchaffen, bloß auf ihm und ſeinem Wirken beruhend, nach deſſen Scheiden zwar noch den Anſchein des Lebens behalt, aber nach und nach in ſich ſelbſt untergeht. Kein großer Mann findet einen Nachfolger, der ſeine Pläne getreu befolget, darum hoffe keiner für die Ewigkeit zu bauen. Wir fanden das Ganze noch ziemlich in der alten Ordnung. Das Haus war angefüllt mit Fremden, ſeit vielen Tagen hielt ein, auf alle Schiffe gelegtes Embargo, ſogar die Packetboote im Haven gefeſſelt; nur die Malle-Poſtſchiffe, welche die Briefe herüber bringen, hatten noch die Erlaubniß zu ſegeln. Es hieß allgemein, die beiden Fahrzeuge, welche ſegelfertig des guten Windes harrten, ein franzöſiſches und ein engliſches, würden die letzten ſeyn, und gleich darauf, beim unvermeidlichen Ausbruche des Kriegs, alle Communication mit England gehemmt werden. Wir geſellten uns zu der großen Anzahl von Fremden, die dieſe letzte Gelegenheit herüber zu kommen, benutzen wollten. Der größte Theil derſelben beſtand aus Engländern, zum Theil waren es ganze Familien, die lange auf dem Continent lebten, und jetzt ſehr ängſtlich die Ueberfahrt erwarteten, aus Furcht, ſonſt ganz aus Old-England verbannt zu bleiben. Alle mußten ſich gedulden, wie mit den übrigen, denn der Wind war contrair. Wir eilten, auf dem engliſchen Schiffe unſere Plätze zu beſtellen, und unſer Gepäck an Bord bringen zu laſſen, denn es hieß, der Schiffer mache einige Hoffnung, gegen Mittag abzuſegeln. Dieſer Schiffer aber war eine unſichtbare Gottheit, deren Ausſprüchen wir uns unterwerfen mußten, die zwar unſer Schickſal beſtimmte, ſich aber von unſern ſterblichen Augen nirgends erblicken ließ. Wen wir auch fragen mochten, Niemand hatte ihn geſehen.

Von allen Contrarietäten, die unſer armes Leben verbittern, iſt conträrer Wind, bei einer bevorſtehenden Seereiſe, eine der ärgſten. Alle Welt iſt verdrießlich, und hat ein Recht dazu, alle Welt iſt müßig, denn Niemand mag irgend Etwas unternehmen, da er nicht weiß, ob er noch über die nächſte Stunde beſtimmen kann. Da giebts denn ein zweckloſes Herumtreiben, ein langweiliges Hin und Hergehen, noch obendrein in einem ſehr beſchränkten Raume, denn man darf ſich nicht entfernen, um die Ueberfahrt nicht zu verlieren. Die glänzendſte Schönheit wird in der Oper nicht ſo ſehnſuchtsvoll lorgnirt, als in ſolchen Fällen die Wetterfahne. Kurz, es iſt eine ſehr verdrießliche Exiſtenz. Gegen Mitternacht endlich wurden wir davon erlößt, man holte uns ab, und noch etwa ein Dutzend andere reiſende Herren und Damen, mit der Verſicherung, der Wind wäre gut, wir würden in einer halben Stunde unter Segel gehen. Die übrigen Paſſagiers waren ſchon längſt an Bord, um die beſſern Plätze und Betten einzunehmen; wir hatten nichts davon erfahren und kümmerten uns auch wenig darum, weil wir die Sache uns nicht ſo dachten, wie wir ſie ſpäter fanden.

So unbedeutend dieſe Seereiſe von wenig Stunden eigentlich iſt, ſo wurde ſie doch diesmal durch die Neben-Umſtände ſo abentheuerlich, daß wir uns bei der Erzählung derſelben ein wenig verweilen müſſen. Schon der Weg zum Haven, wo wir uns einſchiffen ſollten, war ſehr unangenehm; er iſt ziemlich lang, ſchmal und uneben; ein Matroſe lief mit einer einzigen Laterne, die uns leuchten ſollte, ſehr ſchnell voraus; wir mußten folgen, ſo gut wir konnten, alle Augenblicke ſtießen wir an einander, oder die Bedienten, die unſer Gepäck für die Nacht, Mäntel und dergleichen trugen, verloren etwas davon, dann gab's ein Stoßen und Suchen und Fluchen im Dunkeln, genug, dies Beiſpiel war ſchon nicht ſehr geneigt, unſre Stimmung zu erheitern. Uns war, als giengen wir in ein Gefängniß, der Wiederſchein des Lichts an den hohen Mauern der Wälle, die engen Pforten in denſelben, durch welche wir zweimal gebückt kriechen mußten, (denn man fand es unnöthig, ſie ganz zu öffnen,) die groben wilden Matroſen, die neben uns hergiengen, als ob ſie uns bewachten, Alles mußte dieſe nicht erfreuliche Täuſchung hervorbringen. Endlich waren wir am Haven, wo wir einem Munizipalitäts-Beamten, der in Uniform mit der dreifarbigen Schärpe da ſtand, unſere Päſſe vorzeigen ſollten. Hier überſtieg nun die Unordnung, das Drängen und Stoßen und Schreien allen Begriff. Aus den übrigen Gaſthöfen der Stadt waren noch eine Menge Fremder hergekommen, die ſich auch einſchiffen wollten; in der Dunkelheit, im Gedränge, hatte Jeder die verloren, welche zu ihm gehörten und auf ſeinem Paſſe mit bezeichnet waren, und es dauerte lange, ehe man ſich wieder zuſammen fand, dazu die Unbekanntſchaft der vielen Engländer mit der franzöſiſchen Sprache. Die Scene war für die Mitſpielenden höchſt unangenehm, aber für den bloßen Zuſchauer mochte ſie manches Komiſche haben, denn wir hörten mitten im Aerger rund um uns lachen und manche luſtige Bemerkung.

Wir als Teutſche wurden bald ſehr höflich von der Munizipalität ausgezeichnet; der Beamte ſorgte ſogar dafür, daß wir unbeſchädigt die Leiter zum Schiffe herab kamen, während eben der Krieg mit den Engländern ſchon anzugehn ſchien. Mühſam ſtiegen wir herab; hin und wieder reichte uns ein engliſcher Matroſe hülfreich die Hand, und verfolgte uns hernach mit Geſchrei um Trinkgeld für die dabei gehabte Mühe. Auf dem Verdeck, auf der Treppe zur Kajüte war fürchterliches Gedränge und Lärmen; betäubt, getrennt von einander, taumelten wir in die Kajüte, wo wir das Ende unſrer Noth zu finden hofften; aber gleich beim Eintritte trat uns ein übelausſehender Menſch in einer Art Uniform entgegen und machte ohne Weiteres Anſtalt uns die Taſchen zu viſitiren. Die Damen hatten Mühe ihm zu bedeuten, daß ſie jetzt keine mehr trügen, die Herren mußten ſich der erniedrigenden Zeremonie unterwerfen. Mit wie guter

Art dies geſchah, läßt ſich denken; Alles wurde genau durchgeſehn, jedes Porteſeuille, jeder Arbeits-Beutel der Damen wurde geöffnet, um zu ſehen, ob nicht verſiegelte Briefe darinne wären. Voll Ingrimms ſtanden wir Alle um den Zöllner verſammelt; er ließ ſich durch nichts ſtören, ſondern verſicherte bloß, er war von der Policei. In einem der Damenbeutel fand er eine ſehr ſchöne Doſe, ohne Umſtände nahm er eine Priſe daraus, der Tabak war zum Glücke trocken; dieſer Umſtand führte auf einmal die gute Laune wieder bei uns ein, wir lachten Alle überlaut, und huſtend und ſprudelnd, die Augen voll Tabak, verfolgt von witzigen Einfällen, verließ endlich die Policei unſere Kajüte.

Endlich wurde Ruhe, die Ueberläſtigen waren fort, und wir konnten um uns blicken und uns das Plätzchen ausſuchen, wo wir den Ueberreſt der Nacht hinbringen wollten. Diesmal aber war die Wahl ſchwer, denn es gab nichts zu wählen. In dem kleinen, auf engliſche Weiſe nett möblirten, mit einem dunkelgrünen Fußteppich verſehnen Zimmerchen, ſtand in der Mitte ein kleiner runder Tiſch mit einem Lichte darauf; zwei Herren ſaßen dabei und laſen eifrig in Voltaires Candide. In den zwei Seiten-Wänden waren acht hübſche, ſehr elegante Betten angebracht, in jeder derſelben viere, zwei unten und zwei oben drüber; in ſieben von dieſen Betten lagen Damen, die ſchon vor Sonnen-Untergang an Bord gekommen waren, im achten ein großer dicker Engländer mit pechſchwarzen überhängenden Augenbraunen, der im tiefſten Schlaf verſunken, fürchterlich ſchnarchte. Die wenigen Stühle, die noch Platz fanden, waren Alle eingenommen; viele Herren hatten ſich aus ihren Mantelſäcken und Mänteln auf dem Fußboden ein Lager bereitet. Schon wollten wir ihrem Beiſpiel folgen, als ein Franzoſe uns ſeinen Feldſtuhl abtrat, ein Englander, des Leſens im Candide überdrüßig, gab ſeinen hölzernen Lehnſtuhl her, weil er lieber auch auf der Erde liegen mochte; eine junge, wie es ſchien, auf Abentheuer ausgehende, Dame aus Brüſſel, die in einem der Betten lag, bot uns eine ihrer Bettdecken an; wir ließen unſre Mäntel bringen, und richteten uns mit allen dieſen, von ſo verſchiedenen Nationen erborgten Dingen für die Reiſe ein, ſo bequem es gehen wollte. Auf dem Verdeck und im Raume herrſchte fortdauernd Lärmen und Verwirrung, das Schiff war überfüllt mit Paſſagieren; der größte Theil derſelben mußte in der kühlen, regnichten Mainacht oben auf dem Verdecke im Freien bleiben. Die

Kutſche des Sir C.... welche auf dem Verdeck ſtand, verengte noch mehr den an ſich kleinen Raum; leider war ſie verſchloſſen, ſonſt hätten wir lieber die Nacht in ihr zugebracht, als in der engen Kajüte. Sir C.... der von einer Conſulsſtelle noch vor Ausbruch des Krieges nach England zurückkehren wollte, hatte den Mittag ſo tapfer auf eine glückliche Reiſe getrunken, daß er unfähig ward ſie anzutreten, obgleich ſeine Sachen ſchon am Bord waren. Er ſelbſt blieb in Calais zurück und war gewiß bei ſeinem Erwachen ſehr verwundert, ſich dort als Kriegsgefangenen zu erblicken. Um zwei Uhr hieß es, wir giengen unter Segel, eigentlich aber lavirten wir, wie wir ſpäter erfuhren. Die Bewegung des Schiffs war unerträglich; Alles ward krank, nur nicht der immer lauter ſchnarchende Engländer. Die engliſchen Damen ächzten und ſchrieen in grellen, ſchneidenden Tönen nach dem Steward *), der ihnen hülfreiche Hand leiſten ſollte; ein Paar ſeekranke Möpſe, die auch von der Geſellſchaft waren, vermehrten eben nicht die Annehmlichkeit derſelben. Alle Augenblicke kamen todtenbleiche Geſtalten vom Verdeck in die Kajüte und warfen ſich

---

*) So ruft man den Aufwärter der Kajüte, ein Matroſe wie die andern.

auf den Boden, wo ſie Platz fanden; die Luft war kaum mehr Luft zu nennen; das ſchwarze Loch von Kalkutta fiel uns unwilkührlich ein. Nichts Troſtloſeres giebts in der Welt, als die Seekrankheit; eine alle Kraft, alle Sinne lähmende Abſpannung bemächtigt ſich unſer, der recht Seekranke kann kaum das Ertrinken mehr fürchten; nichts befördert ſo ſehr, wie dieſes Uebel, die philoſophiſche Stimmung, in der uns Alles, Leben und Tod, gleichgültig iſt. Wenn wir die Augen aufſchlugen und die grüne Fußdecke der Kajüte langſam, langſam in die Höhe ſteigen, und dann eben ſo langſam wieder ſinken ſahen, ergriff uns ein Schwindel, ein ſchmerzender Krampf in der Bruſt, der mit keiner andern Empfindung ſich vergleichen läßt. Geſchloßne Augen und eine ganz regungsloſe Stellung, ſind das einzige, wodurch man ſich einige Erleichterung verſchaffen kann. Wir waren beſtimmt, diesmal uns keiner Ruhe zu erfreuen; ehe wir es dachten, erſchien der Kapitän, unſer geſtrenger Gebieter unter uns. Er, der vorher, wie von unſrer Bequemlichkeit die Rede war, ſich durchaus nicht blicken ließ, ward jetzt mit einem Male ſichtbar; vermuthlich war er erſt eben am Bord gekommen, wie wir aus dem, was ſpäter vorgieng, zu errathen glaubten; unbarmherzig zwang er Jeden von uns, er mochte noch ſo krank ſeyn, ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechts ſeinen Namen ſelbſt aufzuſchreiben, und ihm zwei Guineen Paſſage-Geld zu geben, obgleich der feſte Preis ſonſt nur eine Guinee für die Perſon beträgt. Die kranken Damen reichten ihm ihre Börſen und ließen ihn nehmen was er wollte, die Herren fluchten und ſchalten. Ihm war Alles einerlei; den kranken Damen leuchtete er ins Geſicht und trieb allerhand ungeſitteten Spaß, und an den ohnmächtigen Zorn der ſeekranken Herren kehrte er ſich ebenfalls nicht. Solch ein kleiner Despot gebietet nun einmal uneingeſchränkt auf ſeiner hölzernen Welt. Endlich entfernte er ſich; wir hofften jetzt gewiß ruhig zu bleiben, als eine neue Scene neue Bewegung unter uns brachte. Ziemlich blaß und verſtört, trat einer der engliſchen Herren, der auf dem Verdeck geblieben war, mit der tröſtlichen Nachricht in die Kajüten-Thüre, daß wir in dieſem Augenblick nach Calais zurück müßten: der Krieg ſey declarirt, wir würden alle Kriegsgefangene; das franzöſiſche Mailſchiff und eine franzöſiſche Fregatte ſegelten auf uns los. So mährchenhaft dieſes auch klingen mochte, ſo gewaltig war dennoch der Eindruck, den es auf die Zuhörer machte. Es entſtand ein Tumult ohne Gleichen. Die engliſchen Damen erhoben eine laute jämmerliche Wehklage, und behaupteten, auf dieſe

Weiſe könnten ſie ſich nicht von Alt-England, dem ſchönſten Lande der Welt, trennen; ſie weinten, beteten, ſchrieen, bekamen Krämpfe; die armen ſeekranken Möpſe wurden aus den Betten geworfen und erhoben auch auf ihre Weiſe eine laute Jammerklage. Einige der Herren zitterten und bebten und klagten mit den Damen um die Wette. Andre thaten heldenmäßig, und meinten, ſie müßten auch dabei ſeyn, wenn wir genommen würden; Andere fluchten einige Dutzend Goddamm's hinter einander weg; die Kajüte füllte ſich bis zum Erdrücken mit denen, die jetzt vom Verdeck herunter kamen und unſere Verfolger mit eignen Augen geſehen haben wollten. Dieſer unbeſchreiblich tumultuariſche Zuſtand währte wohl eine Stunde. Wir konnten ihm für unſre Perſonen mit ziemlicher Gelaſſenheit zuſehen und thaten es auch. Endlich kam eine andere Nachricht, und Alles ſchöpfte freien Athem. Keine franzöſiſche Fregatte ſegelte hinter uns her, wohl aber das mit uns zugleich ausgeſegelte franzöſiſche Mailſchiff und eine Menge Böte, welche unſre Helden in der Eil für die Fregatte gehalten hatten. Wir waren noch gar nicht weit von Calais entfernt; das Ganze war augenſcheinlich eine Betrügerei, die beide Schiffer unter einander verabredeten, und wir mußten ſo lange vor dem Haven herum laviren, damit ſie ſie ausführen konnten, welches auf folgende Weiſe geſchah. So wie das franzöſiſche Mailſchiff aus dem Haven war, trat der Kapitän unter ſeine Paſſagiere, die ihm ſchon ſeine zwei Guineen für die Perſon ebenfalls hatten zahlen müſſen. Er ſagte ihnen, er habe dieſen Augenblick erfahren, der Krieg ſey erklärt, er könne jetzt nicht auf Dover und müſſe zurück nach Calais. Den größtentheils engliſchen Paſſagieren blieb nun die traurige Alternative, entweder zurück nach Calais zu gehn und vielleicht Jahre lang von ihrem Vaterlande getrennt zu bleiben, oder mit Zurücklaſſung ihres Gepäcks kleine Böte, die auch gleich zur Hand waren, zu beſteigen, und ſich ſo an unſer engliſches Schiff bringen zu laſſen. Natürlich wählten alle engliſchen Paſſagiere das Letztere. Ihre Lage war wirklich traurig, es waren viel Frauenzimmer und Kinder dabei; in der Verwirrung und Dunkelheit konnten ſie faſt nichts mitnehmen, und mußten ſich ſo den Wellen, dem Regen, der kalten Nachtluft in offnen Böten ausſetzen. Das Herunterſteigen von ihrem Schiffe, das Hinaufklimmen an dem unſrigen aus den, von den Wellen umhergetriebnen ſchwankenden Böten, auf einer perpendiculär an den Seiten des Schiffes herabhängenden Strickleiter, in der Dunkelheit, in der allgemeinen Verwirrung, war für die Frauen und die Kinder keine Kleinigkeit und es iſt unbegreiflich, wie es zugieng, daß kein Menſch dabei verunglückte. Niemand, wes Alters noch Geſchlechts, wurde in die Böte gelaſſen, der nicht eine Guinee bezahlte, Niemand für weniger als zwei Guineen ins Schiff aufgenommen. Es waren Familien von mehrern Perſonen darunter, die ſolange auf dem feſten Land von ihrer Arbeit gelebt hatten, dieſen koſtete dieſe unglückliche Reiſe zwanzig und mehr Guineen, eine Ausgabe, die wohl nur Wenigen gleichgültig ſeyn konnte; obendrein hatten ſie auf jenem Schiffe all ihr Gepäck zurück laſſen müſſen, und kamen ſo vielleicht um den größten Theil ihres Eigenthums. Unſer Kapitän, nur bedacht auf ſeinen Raub, nahm auf keine Vorſtellung Rückſicht. Es thut uns ſehr leid, den Namen dieſes Ehrenmannes nicht genau zu wiſſen, er verdiente bekannt zu werden.

Die neuen Ankömmlinge mußten größtentheils auf dem Verdeck bleiben, einige wurden im Raume untergebracht, die Kajüte war längſt zum Erſticken vollgepfropft von Menſchen, kaum daß ein Paar kleine halb erfrorne Mädchen noch von uns aufgenommen werden konnten, die andern Kinder hörten wir draußen weinen. Mit den Neuangekommenen waren wir jetzt nahe an zweihundert Menſchen auf einem Schiffe, wo kaum funfzig erträglich Platz ſinden konnten. Der Aufenthalt in der Kajüte war höchſt unangenehm, die Luft kaum mehr zu athmen, ans Herauskommen war nicht zu denken; denn Alles, Treppen, Gang und Verdeck lag voll von Menſchen. Der Kranken wurden immer mehr, vielleicht war auch unſere Exiſtenz auf dem überladenen Schiffe nicht ohne Gefahr; ſo viel iſt gewiß, daß bei irgend einem plötzlichen Zufall, aus Mangel an Platz an kein Manövriren der Matroſen zu denken geweſen wäre. Der Morgen brach endlich über allem dieſem herein, glücklicher Weiſe bließ ein friſcher Wind in unſre Segel. Die Fahrt gieng jetzt ſchnell von ſtatten, um zwei Uhr Nachmittags waren wir in Dover, wo wir Alle ermattet, geiſterbleich ans Land ſtiegen. War es aus Müdigkeit, oder weil wir uns Alle noch krank fühlten, oder war es Freude die Reiſe überwunden zu haben, genug, es dachte Niemand daran, den Schiffs-Kapitän vor Gericht zur Rechenſchaft zu ziehen, wie er es wohl verdient hätte.

7.

London.

Von welcher Seite man auch dieſe Stadt betreten mag, immer glaubt man ſchon lange in ihrer Mitte zu ſeyn, ehe man noch ihre Gränzen erreichte. Keine der größten Städte Europas, nicht Wien, nicht Berlin, ſelbſt nicht Paris, kündigt ſich aus der Ferne ſo impoſant an. Häuſer reihen ſich an Häuſer, durch faſt unbemerkbare Zwiſchenräume in verſchiedene Flecken, Städtchen und Dörfer abgetheilt, Alle ſcheinen zu einem Ganzen vereint, Alle vergrößern ins Ungeheuere die Stadt, welche ohnehin in ihrem eigentlichen Bezirke, bei verhältnißmäßiger Breite ſieben engliſche, oder faſt anderthalb teutſche Meilen lang iſt. Schöne, breite Heerſtraßen führen von allen Seiten hinein. Sie ſind auch außer den Städten und Flecken, mehrere Stunden weit von der Stadt, mit Laternen beſetzt. Ein ewiges Gewühl von Wagen und Reitern, verkündigt dem Fremden ſchon von ferne, daß er dem Wohnorte von faſt einer Million Menſchen ſich nähert.

Von Shooters-Hill, einer 26 engliſche Meilen von London entfernten Anhöhe, erblickten wir zuerſt London, lang ſich hindehnend an den Ufern der königlichen, mit Schiffen bedeckten Themſe. Hoch in die Lüfte ſahen wir St. Pauls wunderbaren Dom ſich erheben, weiter zurück den ſchönen gothiſchen Doppelthurm der Weſtminſter-Abtei, daneben noch die Thürme von weit über hundert andern Kirchen. Es war ein ſchöner heiterer Tag; aber der aus ſo vielen Kaminen ewig aufſteigende Steinkohlen-Dampf, ließ uns die Gegenſtände nur wie durch einen Flor erblicken.

Schnell rollten wir hin auf dem prächtigen Wege, und glaubten, wie alle Fremde, lange ſchon am Ziele zu ſeyn, ehe wir es erreichten. Endlich ſahen wir die Themſe vor uns. Die ſchöne Black-friars Brücke führte uns hinüber, und nun erſt waren wir in London. Betäubt von dem Gewühle rund um uns her, erreichten wir das nicht weit von der Brücke entlegene York-Hotel, wo wir für's Erſte abſtiegen, um ſpäterhin mit Bequemlichkeit eine ſtillere Wohnung in einem Privathauſe zu wählen.

London, in aller ſeiner Größe, ſeiner Pracht, und ſeiner Individualität ganz zu ſchildern, iſt ein

Unternehmen, dem wir uns nicht gewachſen fühlen, auch wäre es nach ſo vielen, zum Theil trefflichen Vorgängern ein ſehr überflüſſiges. Nur was wir während unſers Aufenthaltes einzeln ſahen und aufzeichneten, können wir dem Leſer hier geben. Kleinere Züge wollen wir zu dem großen Gemälde liefern, welches Andere vor uns ſchufen. Der Gegenſtand iſt bedeutend genug, um auch in ſonſt weniger beachteten Details intereſſant zu erſcheinen.

* * *

Ein Gang durch die Straßen der Londoner City.

Man erzählt von einem der unzähligen kleinen Souverains des weiland heiligen Römiſchen Reichs: er habe, da er ſpät Abends in London ſeinen Einzug hielt, geglaubt, die Stadt ſey ihm zu Ehren illuminirt. Wäre er bei Tage durch die volkreichſten Straßen der City, etwa durch Ludgate-Hill, oder den Strand gekommen, er hätte eben ſo leicht wähnen können, ein allgemeiner gefährlicher Aufruhr ſetze die Einwohner Alle in Bewegung. Niemand, der es nicht mit ſeinen Augen ſah, kann ſich einen Begriff machen von dem ewigen Rollen der Fuhrwerke aller

Art in der Mitte des Weges, von dem Wogen und Treiben der Fußgänger auf den, an beiden Seiten der Straßen hinlaufenden, etwas erhöhten Trottoirs. Nicht die Leipziger Oſter-Meſſe, nicht Wien, ſelbſt nicht Paris können hier zum Vergleiche dienen. Dennoch geht es ſich nirgends beſſer zu Fuß als in London, ſobald man ſich in die Art und Weiſe der Eingebornen finden gelernt hat. Dies gewährt den Fremden, beſonders den reiſenden Damen einen großen Vortheil, um Alles zu ſehen und zu bemerken. Wenn man, wie in andern großen Städten, immer in ſeinem Wagen feſtgebannt bleiben muß, und keinen Schritt gehen kann, lernt man den Ort kaum zur Hälfte kennen; auf den ſchönen Quaderſteinen der Trottoirs aber geht es ſich vortrefflich, ſelbſt wenn das Wetter auch nicht ganz günſtig wäre. In den Hauptſtraßen ſind ſie breit genug, um ſechs, acht und mehr Perſonen bequem neben einander hinwandeln zu laſſen; in den engen winklichen Gaſſen der eigentlichen City iſt's freilich nicht ſo bequem, weil die Fußpfade dort auch ſchmäler ſeyn müſſen. Fremde kommen indeſſen wenig in jene, einem Ameiſenhaufen ähnlichen Stadtviertel, wo Handel und Wandel ſo ganz im eigentlichſten Ernſte ihr Weſen treiben, und Mode und Luxus noch wenig Eingang fanden. Die prächtigen Läden, die

Ausſtellungen aller Art trifft man größtentheils in den breiten Straßen, welche gleichſam das Mittel halten zwiſchen der arbeitſamen City und dem vornehmern, nur genießenden Theile der Stadt. Die Gewohnheit der Engländer: immer zur rechten Hand den Entgegenkommenden auszuweichen, erleichtert das Gehen ſehr, und verhindert faſt alles Stoßen und Drängen. Den Damen läßt man immer die Seite nach den Häuſern zu, ſie mag zur rechten oder linken Hand ſtehen. Anfangs kommt es der Fremden wunderlich vor, wenn der ſie führende Londoner, ſo oft man eine Straße durchkreuzt, ihren Arm los läßt, und hinter ihr weg auf die andere Seite tritt; doch gar bald wird man von dem Nutzen dieſer National-Höflichkeit überzeugt. Auf dem Mittelwege, wo Hunderte von Wagen ſich ewig durchkreuzen, iſt freilich die Ordnung nicht ſo leicht erhalten, als auf den Fußpfaden. So breit die Fahrwege auch im Durchſchnitte ſind, ſo entſteht dennoch oft eine Stockung, die mehrere Minuten dauert, und durch die Mannichfaltigkeit der Wagen, der Pferde, der Beweglichkeit des Ganzen einen recht intereſſanten Anblick gewährt, wenn man dem Lärme gelaſſen aus dem Fenſter zuſehen kann.

Eilfhundert Miethwagen ſtehen den ganzen Tag auf dazu angewieſenen Plätzen bereit, und dennoch iſt's oft unmöglich einen zu finden, wenn man ihn eben braucht. Die Italiener ſelbſt fürchten vielleicht den Regen nicht ſo ſehr, als die Londoner; naß werden iſt ihnen eine ſchreckliche Idee; ſobald nur ein Paar Tropfen vom Himmel fallen, eilt Alles, was keinen Regenſchirm führt, ſich in eine Kutſche zu bergen. Im Hui ſind dann alle Wagen verſchwunden, und man findet ſelbſt jene große Anzahl noch bei weitem nicht zulänglich. Die Fiackers ſehen im Durchſchnitte recht anſtändig aus, und würden in Teutſchland noch immer als ſtattliche Equipagen paradiren; nur das Stroh, womit der Fußboden belegt iſt, macht ſie unangenehm. Die Pferde ſind in unbegreiflich gutem Zuſtande, wenn man bedenkt, daß ſie täglich über zwölf Stunden auf dem Pflaſter bleiben. Auch werden ſie möglichſt gut verpflegt; ſo wie ſie einen ruhigen Augenblick haben, bindet ihnen der ſorgſame Kutſcher einen langen, ſchmalen, genau um den Kopf paſſenden Beutel voll Hafers um, aus welchem ſie ſich gütlich thun. Die Polizei hält ſtrenge Aufſicht über die Fiacker; alle ſind numerirt. Wehe dem Kutſcher, der ſich beigehen ließe, die feſtgeſetzten ſehr billigen Preiſe zu überſchreiten, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe ſich gegen die ihm vorgeſchriebenen Geſetze aufzulehnen; jeder vorübergehende, der Sache kundige Engländer, wird dann ſein Richter, und hält ſtreng auf die einmal feſtgeſetzte Ordnung. Zu jeder Stunde der Nacht kann man ſich einem Fiacker ſicher anvertrauen, wäre man auch ganz allein, und trüge man auch noch ſo viel Geld oder Juwelen bei ſich, wenn nur Jemand aus dem Hauſe, wo man einſteigt, die Nummer des Wagens ſo bemerkt, daß es der Kutſcher gewahr wird.

Von der Pracht der Läden und Magazine iſt ſchon vielleicht zum Ueberfluß viel geſchrieben. Wahr iſt's, nichts ſetzt den Fremden mehr in Erſtaunen, als der Reichthum und die Eleganz derſelben. Die koſtbaren glänzenden Ausſtellungen der Silberarbeiten, die ſchönen Drappirungen, in welchen die Kaufleute, die mit Muſſelinen und andern Zeuchen handeln, ihre Waaren hinter großen Spiegelfenſtern dem Publikum zeigen, der feenhafte Schimmer der Glas-Magazine, Alles blendet und reizt. Aber auch viel geringere Gegenſtände werden auf eine, dem Auge gefällige Weiſe zum Verkaufe ausgeſtellt. Die Kerzengießer z. B., wiſſen ihre Lichter recht zierlich hinter den Fenſtern aufzuputzen. Die Apotheker, hier Chymiſten genannt, verzieren ihre Läden mit großen gläſernen Vaſen, angefüllt mit Spiritus oder Waſſern, in allen möglichen ſchönen und glänzenden Farben; dazwiſchen prangen große künſtliche Blumenſträuße. Abends, wenn hinter allen dieſen farbigen Gläſern Lampen brennen, ſchimmern dieſe Läden wie Aladdins Zauber-Grotte. Nichts Lockenderes kann man ſehen, als einen der vielen großen Obſtläden, in welchen alle Früchte aller Jahreszeiten und Zonen, von der königlichen Ananas bis zum kleinen ſibiriſchen Staudenapfel, in zierlichen Körben, mit Blumen und Orangerie geſchmückt, prangen. Die Kuchenläden, in welchen es Ton iſt, Morgens einzuſprechen, und einige kleine Törtchen heiß von der Pfanne weg, zum Frühſtück einzunehmen, präſentiren ſich auch recht hübſch. Alles was Kuchenbecker und Conditoren nur erfanden, ſteht, lockend angerichtet, auf ſchneeweiß behangenen Tiſchen, dazwiſchen Blumen, Gelees, Eis, Liqueurs, Dragées von allen Farben und Arten in zierlichen Kryſtall-Vaſen. Bald feſſeln uns wieder die Kupferſtichläden, in welchen täglich neue Gegenſtände dargeboten werden, oft wahre Kunſtwerke, öfterer Erguß ſatyriſcher Laune, oder Porträte berühmter Menſchen, auch wohl Thiere, wie es kommt. Immer umlagert ein Kreis Neugieriger dieſe Fenſter. Faſt iſt's unmöglich vorbeizugehen, ohne wenigſtens einige Augenblicke von der Schauluſt feſt gehalten zu werden. Die Magazine der Buchhändler gewähren ebenfalls täglich neuen Genuß. Bald ſind's Neuigkeiten, bald ſchöne Prachtausgaben älterer Schriftſteller, bald koſtbare Kupferwerke, die man ungehindert betrachten kann. Andere Kaufleute, ſogenannte Stationers, die mit allen möglichen, zum Schreiben und Zeichnen brauchbaren Dingen handeln, zeigen täglich tauſend neue, uns Teutſchen faſt unbekannte Pappenarbeiten, Verzierungen, Kupferſtiche, Vergoldungen und dergleichen; wieder andere haben in ihren Läden Brieftaſchen, nichts als Brieftaſchen, von der rieſenmäßigſten Mappe an, bis zum winzig kleinen zierlichen Nécesaire. Dazwiſchen flimmern Magazine, wo die herrlichſten Stahlarbeiten im Sonnenglanze das Auge blenden. Die Miniaturmaler ſtellen ihre, oft ſehr ſchönen Arbeiten dem Publikum vors Auge; gewöhnlich ſind's ſehr ähnliche Porträts bekannter Perſonen, Schauſpieler und Redner, um die Luſt zu erwecken, auch ſein eigenes werthes Ich ſo täuſchend vervielfacht zu ſehen.

Schon der Anblick der vielen Inſchriften unterhält, welche an den Häuſern mit vollkommen ſchön gezogenen goldnen Buchſtaben glänzen. Welche Menge Bedürfniſſe, die der genügſame Teutſche kaum kennt, werden hier als unentbehrlich ausgeboten! Beſonders fällt es auf, daß die königliche Familie ſo viel Kaufleute und Handwerker beſchäftigt. Aber jeder derſelben, bei dem einmal zufällig für ein Mitglied des königlichen Hauſes gekauft wird, jeder Schuſter oder Schneider, der einmal ſo glücklich war, für einen Prinzen einen Stich zu thun, hat das Recht, ſich auf der Inſchrift ſeines Hauſes deſſen zu rühmen, und die Gunſt des Augenblicks für dauernd auszugeben. So prangt denn auch der Name eines, mit allerhand Arkanen Handelnden auf der Inſchrift ſeines Hauſes am Strand mit dem prächtigen Titel: Bug-destroyer to Her Majesty, the Queen; Wanzenvertilger ihrer Majeſtät der Königin. Gewiß ein Titel, der noch auf keiner Hofliſte gefunden ward!

Wunderbar abſtechend iſt der Kontraſt, wenn man aus dem Gewühl der City in den andern Theil der Stadt tritt. Hier deutet Alles auf bequemes, ruhiges Genießen; kein rauſchender Erwerb; kein Gedränge der arbeitenden Menge. Alles hat Zeit, Alles ſcheint einzig bedacht, dieſe auf's angenehmſte hinzubringen. Die Magazine und Läden bieten dar, was nur der raffinirteſte Luxus verlangt, weit theurer als in der

City, aber auch ſchöner, moderner, eleganter. Der Schuhmacher in der City verkauft z. B. ſeine Waaren im Laden hübſch aufgeputzt, und nimmt in ſeiner, an denſelben ſtoßenden, reinlich möblirten Stube das Maaß, wenns verlangt wird; in Bond Street aber wird man in ein elegantes, mit Divan, köſtlichen Lampen und ſeidnen Gardinen geſchmücktes Boudoir zu dieſem Zweck geführt, und ſchwerlich würde der Artiſt einen Fuß berühren, der nicht aus einer Equipage geſtiegen wäre. Dafür koſtet aber auch ſein Kunſtwerk zwei Guineen. Nach dieſem Maaßſtabe geht Alles. Nichts iſt ſchöner als die großen Plätze in dieſem Theile von London; zwar umgeben ſie keine Paläſte, denn deren giebts ohnehin hier wenige, aber ſchöne große Häuſer, Alles glänzend rein, Alles ſolid prächtig. Dazu die hübſchen Boskets in der Mitte der Plätze, zu welchen jeder Bewohner der umliegenden Häuſer für eine Guinee einen Schlüſſel haben kann. Glänzende Equipagen rollen, Mohren, bunte Livreen, geputzte Herren und Damen beleben die Trottoirs, ohne Gedränge, ohne Lärm. Der Fremde aber kehrt bald gern zurück aus dieſem vornehmen Quartiere, wo es, wie überall in der großen Welt zugeht, und ſucht das neue, ſonſt nirgends geſehene Leben der eigentlichen Stadt London auf.

Bettler.

Von eigentlichen Bettlern wird man in Londons Straßen wenig gewahr, doch wiſſen die Armen auf mannichfaltige Weiſe dennoch die Wohlthätigkeit anzuregen. So ſahen wir oft zwei Matroſen, einem fehlte ein Bein, dem andern ein Arm; auf einander geſtützt ſchwankten ſie durch die Straßen, indem ſie mit lauter Stimme nach einer wilden klagenden Melodie eine Art Ballade ſangen, die die Geſchichte ihrer Leiden enthielt. Mitleidig weilte John Bull bei ihrem Klagliede, und belohnte es gern mit einigen Pennys. An den Kreuzwegen wo man, um in eine andere Straße zu gelangen, die Trottoirs verlaſſen, und über den Fahrweg gehen muß, ſtehen immer Leute, die geſchäftig einen reinlichen Fußpfad kehren, der freilich alle Augenblicke durch darüber hinrollende Wagen wieder zerſtört wird. Beſcheiden wagen ſie wohl zuweilen die Frage: ob man nicht einige einzelne Pfennige führe? und man giebt ihnen auch ohne-dieſe gern. An weniger betretenen Plätzen, beſonders im ruhigen Theile der Stadt, ſieht man oft Männer, die mit Kreide auf den breiten Quaderſteinen der Trottoirs wunderſchöne koloſſale Buchſtaben malen, Namen, Sentenzen, Sprüche aus der Bibel. Der Vorübergehende ſteht ſtill, bewundert ihre Kunſt und belohnt ſie unaufgefordert mit einer kleinen Gabe. Unbegreiflich war es uns immer, wie Leute, die eine ſo ſchöne Hand ſchreiben, ſo tief in Armuth verſinken können. Auf dem feſten Lande müßte jeder dieſer Bettler als Schreibemeiſter oder Schreiber eine reichliche Exiſtenz finden, denn es iſt unmöglich etwas Vollkommneres in ſeiner Art zu ſehen, als dieſe Schrift. Vor allen dieſen merkwürdig aber erſchien uns eine Bettlerin, der wir täglich in den volkreichſten Straßen der City begegneten. Man hielt ſie allgemein für eine durch verſchuldete und unverſchuldete Unglücksfälle ſo tief geſunkene Schweſter der berühmten Schauſpielerin Siddons, wenigſtens trug ſie eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dieſer in ihren Zügen. Dieſelbe hohe edle Geſtalt, derſelbe Adel im Blick und Miene, nur älter, blaß und wie verſteinert durch lange Gewohnheit des Unglücks. Niemand beſchuldigte Mad. Siddons der Härte gegen ihre unglückliche Schweſter, denn Alle, die ſie für ſolche ausgaben, fügten hinzu: ſie nähme nichts von ihr an, und wolle nun einmal ſo bloß von fremdem Mitleid ihr Leben friſten. Oft begegnete uns dieſe wunderbare Frau. Sie trug immer einen ſchwarz ſeidnen Hut, der nicht ſo tief ins Geſicht gieng, daß man nicht deſſen Züge hätte bemerken können; ein grün wollnes Kleid, eine ſchneeweiße große Schürze und ein eben ſolches Halstuch. Schweigend, mit ſtolzem Ernſt, wandelt ſie, geſtützt auf zwei Krücken, langſam durch die Menge, ungehindert. Jedermann weicht ihr mit einer Art Ehrfurcht aus, und ehrt in ihr die Heiligkeit eines großen, ungekannten Unglücks. Sie fordert nicht, ſie bittet nicht, aber reichliche Gaben werden ihr dennoch von allen Seiten geboten, jeder fühlt ſich gezwungen, getrieben, ihr zu geben. Man möchte ihr danken, daß ſie die gebotne Gabe nur nimmt. Sie dankt nicht; mit dem Anſtande einer Königin nimmt ſie das Dargebotene und wandelt ſtumm weiter, wie ein Geiſt. Die bildende Kunſt hat ſich dieſe auffallende, große Geſtalt, dieſen weiblichen Beliſar, möchten wir ſagen, oft zum Vorbild gewählt. In allen Kupferſtich-Magazinen, bei allen Ausſtellungen der Maler findet man ihr ſprechend ähnliches Bild, denn dieſe Züge drücken ſich leicht der Fantaſie ein. Neben ihrem Bilde hieng gewöhnlich das Bild eines ſchönen jungen Landmädchens. Einſam an einen Baum oder Fels gelehnt, ſtand es da, ländlich und einfach gekleidet, in jugendlichen Schmerz verſunken. In verſchiedener Größe und Manier unzähligemal wiederholt, fanden wir überall dieſelben Züge dargeſtellt:

dieſelbe Einfachheit in Kleidung, Gebärde und Stellung. Und immer auf unſre Frage an die Umſtehenden, „was ſtellt das Bild vor?“ dieſelbe Antwort: das ſchöne Mädchen von Winandermere. Mehr konnten wir in London nicht erfahren. Später wurden wir mit der Geſchichte dieſer Unglücklichen bekannter. Der Leſer erlaube uns, ſie hier einzuſchalten. Freundlich kehre er auf einige Augenblicke mit uns zurück, nach dem ſchönen See von Weſtmoreland, und verzeihe uns, daß wir auf kurze Zeit die glänzende Hauptſtadt verlaſſen, um ihn unter das niedere Dach des Landmanns, zu deſſen Leiden und Freuden zu führen.

Das ſchöne Mädchen von Winandermere.

Aus Schottland, dem ſchönen Lande ſchwermüthiger Lieder, wo noch immer Oſſians Name, ſeine Töne zu der Gäliſchen Harfe erklingen, kehrten wir zurück.*) Unfern dem Städtchen Ambleſide in Weſtmoreland kamen wir durch eine Gegend, die uns wie ein Model der Hochlande erſchien. Alles war hier wie dort,

*) S. Band I.

nur in ſehr verjüngtem Maaßſtabe, als wäre es dazu gemacht, der verwöhnten, vornehmen Welt eine Idee von einer Gebirgsgegend zu geben. Felſen, eben hoch und ſteil genug, um einem eleganten Herren und einer Dame in engen Schuhen das Gehen recht ſauer zu machen; dabei kleine ſpiegelhelle Seen und die lieblichſten Thäler, die man wünſchen kann. Das Städtchen Ambleſide liegt auf einer Höhe, die von allen Seiten ſchöne Ausſichten gewährt, aber vor Allen entzückend iſt die, welche bei'm Herabſehen nach Lowood ſich nach und nach den Blicken entfaltet. Vor uns breitete ſich der ſchöne See Winandermere aus, der Leſer kennt ihn aus unſern frühern Erzählungen, ihn und ſeine grünenden Inſeln, die Berge und Wälder, die ihn bekränzen. Hart an ſeinen Ufern liegt der ſehr gute Gaſthof von Lowood, wo wir zu verweilen beſchloſſen.

Den Abend wandelten wir, begleitet von unſrer guten Wirthin und ihrer artigen, aufblühenden Tochter weit hin am Ufer des Sees. Die ſinkende Sonne ſtreute ihr Gold auf Wellen und Flur, Alles ſchwamm in überirdiſchem Schimmer. Von Curwens Inſel, der größten des Sees, die dieſen Namen von ihrem Bewohner trägt, ſchallte Muſik; eine fröhliche Geſellſchaft in einer der hübſchen Gondeln, welche die Inſel umſchwimmen, zog goldige Furchen durch den ſtillen See; große Forellen, die hier ganz eigen zu Hauſe ſind, ſprangen plätſchernd empor, ihre glänzenden Schuppen ſchimmerten blitzend im Abendſtrahl. Wir konnten dieſes Schauſpiels nicht müde werden, und giengen lange ſchweigend hin an der Seite unſrer Gefährtinnen. Plötzlich verließen uns dieſe, und eilten zu einem netten, kleinen Hauſe, nahe am Ufer; wir folgten ihnen. Vor dem Hauſe breitete ſich nach engliſcher Sitte eine kleine Wieſe, von einem weißen, zierlichen Geländer umgeben, wie ein Teppich aus. Ein junges Mädchen erhob ſich langſam aus einer Laube, nahe am Hauſe, näherte ſich der Einfaſſung, und reichte ſchweigend unſern Begleiterinnen die Hand. Auch ſie ſchwiegen, es war, als ob ihnen das Herz zu voll wäre zum Sprechen. Uns war es unmöglich, dieſe Stille zu unterbrechen; ſtaunend konnten wir nur die ſchöne Geſtalt des Mädchens betrachten, die uns bekannt erſchien, aber vergebens ſtrebten wir uns zu erinnern, wo wir dieſe Züge früher geſehen haben konnten. Blendend weiß, hätte man dies himmliſche Geſicht, ohne die dunkeln blauen Augen, für eine Marmorbüſte halten können, eine Thräne funkelte in der Abendſonne an den langen ſeidnen Wimpern, man ſah, dieſe Augen waren des Weinens gewohnt, ſie ſchienen an Glanze dadurch zu gewinnen. Den lieblichen Mund umſchwebte ein halb ſchmerzliches, halb freundliches Lächeln. So wie dieſes Mädchen dachte ſich Shakeſpeare einſt die Geduld auf einem Grabmahle, lächelnd dem Gram *) Ihre Kleidung, durchaus nach Art der engliſchen Bäuerinnen gemacht, war faſt ärmlich. Ein langes, offnes Kleid, hinten hoch aufgeſteckt, von grauem Serge, darunter ein ſchwarzer Rock, die große Schürze und das Halstuch von blendend weißem Neſſeltuch; das war ihr ganzer Putz. Die nußbraunen Locken flatterten frei im Abendwinde um das holde Geſicht, denn ſie trug den Hut, ohne welchen keine Engländerin ſich im Freien ſehen läßt, am Arme hängend. Nach einer, durch keinen Laut unterbrochenen Pauſe, ſchied ſie von den beiden Nachbarinnen mit einem Händedrucke, von uns mit einem anſtändigen Gruße, und kehrte in die dämmernde Laube zurück. Wer iſt das? fragten wir unſre Wirthin, uns

---

*) She nevertold her woe
but let concealmennt like a worm in the bud
feedon her damask cheek. — — —
She sat like patience on a monument,
Smiling at grief.

dünkt, wir kennen dies Mädchen. Sie ſelbſt ſahen Sie wohl nie, war die von einem Seufzer begleitete Antwort, denn ſie blieb immer in unſern Bergen. Von ihr gehört aber haben Sie gewiß, vielleicht ſahen Sie ihr Bild in London, wo es, wie wir hören, überall zu ſehen iſt. Zu ihrem Unglück iſt die Arme nur zu bekannt, man nannte ſie das ſchöne Mädchen von Winandermere.

So hatten wir ſie denn geſehen, und ſchöner bei weitem, als alle Gemälde, die Künſtler oder unſre Fantaſie von ihr bildeten. Wir zürnten uns ſelbſt, daß wir ſie nicht gleich erkannten, aber in dem Moment, wo wir ſie ſahen, waren wir zu ſehr von der ſchönen Erſcheinung hingeriſſen, und konnten nur ſehen. Wir erfuhren nun ihre Geſchichte und geben ſie hier treu wieder.

Mollys Aeltern (Molly heißt das ſchöne Mädchen) lebten lange in dem kleinen Hauſe. Es war eine Art Gaſthof, zu klein, um vornehme Reiſende zu beherbergen, aber der müde Wanderer fand darin eine freundliche Aufnahme, und die Nachbarn verſammelten ſich gern Sonntags bei Mollys Aeltern, die man überall als rechtliche Leute kannte und liebte. Die

Lakes waren nicht immer beſucht wie jetzt, denn keine große Straße führt durch dieſe Gegend, deren Bewohner nur vom Landbau, und dem Ertrag des Sees leben. Unbekannt mit der übrigen Welt, reich in ihrer Armuth, lebten ſie in dieſem ungekannten Winkel der großen Inſel, fromm, einfach und arbeitſam ein ſtilles genußvolles Leben. Nur durch die Zeitungen erfuhren ſie etwas von dem großen Treiben jenſeits ihrer Berge, tranken die Geſundheit König Georgs und der königlichen Familie, und bekümmerten ſich übrigens weder um die Freuden noch Leiden der ihnen unbekannten Welt. Da führte das Schickſal einen reiſenden Schriftſteller, begleitet von einem Landſchaftszeichner, in dieſes, bis jetzt nur von den nächſten Nachbarn gekannte Paradies. Beide reiſ'ten um zu beſchreiben, und fanden hier eine reichliche Aerndte. Die ganze Gegend durchſtreiften ſie, zeichneten auf, was ſie ſahen, und machten in London ihre Bemerkungen durch Druck und Stich bekannt. Ihre Arbeit erregte Aufſehn. Allmählich ward es Mode, Luſtreiſen nach den Lakes zu unternehmen. Jährlich mehrte ſich die Zahl der dorthin Wallfahrtenden, es erſchienen neue Beſchreibungen, Kupferſtiche, Itineraires ohne Zahl. Eigne Führer meldeten ſich, um die Reiſenden durch die ſchönſten Gegenden zu geleiten. Große Gaſthöfe entſtanden, verſehen mit

Allem, was verwöhnter Luxus fordern kann. Die ehemals ſo einfachen Bewohner des Landes nahmen an Reichthume zu, aber nicht an Glück, ſie wurden Mode und modiſch zugleich. Die Gegend blieb ſchön wie zuvor, aber ihr höchſter Reiz, das Gefühl des ſtillen Glücks, welches ſonſt den einſamen Wandrer ergreifen mußte, ſo wie er ſie betrat, gieng im Geräuſche verloren.

Dieſe Veränderung traf mit Mollys früher Kindheit zuſammen; ſie wuchs unter dem zunehmenden Gedränge der Fremden vollends heran; ihre Aeltern waren mit den übrigen Bewohnern des Landes wohlhabender geworden. Dennoch blieb ihre Wirthſchaft noch immer beſchränkt, ihre Wohnung zu klein, um Reiſende über Nacht zu beherbergen, und ihr Hauptgeſchäfte, Landbau und Fiſcherei. Mollys wunderbar aufblühende Schönheit konnte nicht unbemerkt bleiben. Bald war des Reitens und Fahrens kein Ende, Alles kehrte wenigſtens auf ein Paar Stunden in dem kleinen Hauſe ein. Beſcheiden, anſpruchslos, bediente Molly die Gäſte ihres Vaters. Der Engel der Unſchuld wachte über ſie und verklärte ihre Geſtalt. Das Laſter verſtummte vor ihrem Anblicke, keine Schmeichelei machte auf ihr Herz Eindruck, ihr Gemüth blieb makellos wie ihre

Schönheit und ihre Sitten. Der Ruf des ſchönen Mädchens von Winandermere erſcholl bis in die Hauptſtadt. Verſchiedene Maler kamen nach einander, um ihr Porträt zu malen. Molly widerſtrebte erröthend, und gab nur dem Befehl der Mutter nach, die, eitel auf ihre Tochter, ſich eben ſo ſehr ihrer Celebrität als ihrer Schönheit erfreute, und oft im Stillen auf beide große Pläne für die Zukunft baute.

Eines Abends ziemlich ſpät, hielt vor dem Hauſe von Mollys Aeltern in einem, mit zwei ſchönen Pferden beſpannten Whiskey ein Fremder. Er war ohne alle Begleitung, ſein Bedienter war unterweges krank zurückgeblieben, ſagte er. Er ſelbſt war nicht ganz wohl, ſeine Pferde ermüdet, er ſcheute das Getäuſch der großen Gaſthöfe, bat ſo lange, bat ſo ſehr, bis Mollys Aeltern eine Ausnahme von ihrer gewohnten Regel machten, und ihm ein kleines Zimmer in ihrem Hauſe für die Nacht einräumten. Ein ſchöner Mann in den Dreißigen, trug er die engliſche Uniform und nannte ſich Obriſt Belton. Den folgenden Morgen wollte er abreiſen; es war ihm unmöglich, auch an keinem von vielen folgenden Morgen konnte er ſich losreißen, ſo feſt er ſich's auch an jedem Abend vorgenommen hatte, – täglich mußte er einen

Vorwand erſinnen, um zu bleiben. Mollys Nähe, ihre unwiderſtehliche Schönheit, ihre himmliſche Unſchuld hielten ihn an dieſen Boden feſtgebannt, der ihm heilig dünkte, weil ihr Fuß ihn betrat. Hier in dieſer Hütte gieng ihm das Glück auf, er hatte zwar gelebt, aber nie geliebt. Wie er entdeckte, auch Molly theile ſein Gefühl, denn wie konnte dieſe reine argloſe Seele ſich verbergen? da vergaß er die ganze übrige Welt. In einer einſamen Stunde wagte er es, ſie an ſein hochklopfendes Herz zu drücken, und ihr ſeine heiße Liebe zu bekennen. Die reizende Verwirrung des ſchönen Mädchens, ihr Erröthen, zuletzt ihre Thränen und die mit der Einfalt eines Kindes herausgeſtammelte Bitte: ſie nicht unglücklich zu machen, überſtrömten ihn mit Entzücken. In der Laube, wo wir ſpäter Molly trauernd ſitzen ſahen, trat er mit ihr vor die Aeltern, und bat die Staunenden um die Hand der Tochter. Mit Freudenthränen willigte die Mutter ein. Der Vater wagte einige Bedenklichkeiten, wünſchte Erkundigungen einzuziehen, aber die Beredſamkeit ſeiner Frau übertönte ſeine Stimme, ein Blick auf Molly, die mit dem reinſten Ausdruck der Liebe vor ihm ſtand, überſtimmte ſeine Vernunft. Belton betrieb nun Alles mit der ungeduldigſten Eile. Aus freiem Willen erbot er ſich, für's erſte die Tochter nicht von den Aeltern zu trennen, und miethete eine kleine Wohnung in ihrer Nähe. Aus London verſchrieb er tauſend, zum Theil koſtbare Kleinigkeiten, die Geliebte ſeiner Seele damit zu ſchmücken und zu erfreuen. Dieſe Sachen kamen unter ſeiner Addreſſe an, übrigens aber erhielt er nie Briefe und ſchrieb auch keine. Sein unterwegs krank gewordener Bediente kam nicht; er ſchien ſich von der ganzen Welt losgeriſſen zu haben, um nur für Molly zu leben. Den einzigen Pfarrer von Ambleſide ausgenommen, vermied er alle andere Bekanntſchaft, ſowohl mit Einheimiſchen als mit Fremden. Sein Daſeyn ſchien freilich räthſelhaft, aber ſein offnes Benehmen im gewöhnlichen Leben und ſeine innige Liebe zu Molly verſcheuchten jeden Argwohn. Ohnehin iſt man ja in England nachſichtiger gegen Sonderlinge, als anderswo, weil man ihrer gewohnter iſt. Das liebende Paar ward, wenige Tage nach jener Erklärung in der Laube, zu Ambleſide in der Kirche öffentlich getraut. Wie die chriſtliche Gemeinde flüſterte, ſich wunderte, die Köpfe zuſammen ſteckte, mag Jeder ſich ſelbſt ausmalen. Molly ſtand im ſtädtiſchen Schmuck, ſchöner als je, vor dem Altar, der Neid mußte in Bewunderung ſich wandeln. Das Anſpruchloſe ihrer, ſich immer gleichbleibenden Freundlichkeit, gewann bald die Gemüther wieder, und man vergab ihr das große Glück, eine Lady zu ſeyn, weil ſie es ſo demüthig trug. Das liebende Paar verlebte einige Monate, die keine Beſchreibung zu erreichen vermag. Der Obriſt war trunken von Seeligkeit, Molly lebte nur in ſeinen Blikken, ihre Talente, ihr leicht empfänglicher Geiſt traten täglich heller ans Licht, er war ein ſehr gebildeter Mann, unterrichtete die Geliebte, und ſie lernte wie man lernt, wenn man liebt; ſie ergriff ſeine Lehre faſt, ehe er ihr Worte gab. Der Reiz ländlicher Einfachheit blieb ihr, aber erhoben, verſchönt durch Cultur, wie ſie die höhern Stände in Städten gewöhnlich nur erlangen.

Der Herbſt nahte. Molly überkam jetzt oft ein beängſtendes Gefühl, bange Ahnungen ergriffen ſie, wenn ſie allein war, doch die Nähe des Geliebten verſcheuchte ſolche ſchnell. An ſeine Bruſt gelehnt, ſeufzte ſie oft: ich ſterbe gewiß bald, denn ich bin zu glücklich, und hörte dann gern ſich über dieſen Trübſinn von ihm geſcholten. Sie hatte das Leben lieb, wie alle Glücklichen. Auch den Obriſt ſah man oft ſinnend am Ufer des Sees, im matten Herbſtſtrahl die erbleichenden, jetzt einſamen Gefilde durchſtreifen. So waren beide Liebende jetzt trübe geſtimmt, wenn ſie auch nur für Momente getrennt waren; doch bei'm Wiederſehn gieng einem in des andern Auge die Sonne des Glücks wieder auf.

Eines Abends war der Obriſt in Ambleſide bei'm Pfarrer. Molly ſaß im väterlichen Hauſe mit der Mutter am Kamin und ſtudierte zum Klang der Guitarre ein Liedchen ein. Sie wollte den geliebten Lehrer bei ſeiner Heimkunft damit erfreuen. Da fuhr ein Wagen vor, eine junge Dame, groß, ſtattlich, von fremdem Anſehen trat ins Zimmer. Wo iſt Obriſt Belton? fragte ſie herrſchend bei'm Eintritt. Bei'm Pfarrer in Ambleſide, erwiederte höflich, obgleich etwas empfindlich, die ihr entgegentretende Hausfrau; hier aber, auf Molly zeigend, iſt ſeine Gemahlin, meine Tochter. Seine Gemahlin? ſeine Gemahlin? wiederholte mit zornigem Lachen die Fremde, warf aus den ſchwarzen blitzenden Augen einen zerſchmetternden Blick auf die geiſterbleiche Molly, eilte zurück in den Wagen und fuhr davon, indem ſie dem Poſtillon zurief: nach Ambleſide zum Pfarrer! Halb entſeelt ſaß Molly da; die Guitarre war ins Feuer gefallen, ſtarr ſah ſie zu, wie ſie hell aufflammte; ihrer ahnungsvollen Seele war es, als ſähe ſie alles Glück ihres Lebens ſich auflöſen in Rauch.

Die Nacht vergieng, der Obriſt kam nicht, Molly war in unbeſchreiblicher Angſt. Schweigend harrte ſie des Sturms, den ihr ängſtlich klopfendes Herz nur zu treu weiſſagte. Die Mutter verſuchte umſonſt tauſend nichtige Beruhigungs-Gründe. Der Vater eilte, ſobald es tagte, hinauf nach Ambleſide zum Pfarrer.

Hier fand er ſeinen Schwiegerſohn in Verhaft und erfuhr von dem theilnehmenden Freunde das traurige Geſchick der geliebten unglücklichen Tochter. Der Obriſt war nicht, wofür er ſich ausgab, war nicht Obriſt, nicht einmal Offizier, ſein eigentlicher Name Hatfield, und die fremde Dame eine Portugieſin von guter Familie, ſeine heimlich verlaſſene Gattin, ihm in Liſſabon feierlich angetraut. Welche Anklage! welche Nachricht für das Herz des Vaters! Im erſten Schmerz fluchte er dem Ungeheuer, das mit überdachter Bosheit die Unſchuld an ſein ſchuldbeladenes Daſeyn geknüpft, und Jammer in die friedliche Hütte getragen hatte. Und wer, der dieſe Geſchichte lieſt, theilte nicht für den Augenblick dies Gefühl des unglücklichen Vaters! Dennoch läßt ſich manches zur Milderung harter Urtheile über den unglücklichen Hatfield ſagen. Haß des Verbrechens verleitet leicht zur

Schonungsloſigkeit gegen Unglückliche. Oft glitten dieſe und fielen, weil das Schickſal ſie auf Klippen ſtellte, die ſelten ein menſchlicher Fuß berührt, ohne von Schwindel in den Abgrund gezogen zu werden. Giebt uns unſer gutes Glück ſolchen Gefahren nicht Preis, dankbar ſollten wir es erkennen, und anſtatt ungehört den Stab über ihn zu brechen, dem Unglücklichen unſer Mitleid nicht verſagen, und ihn ſondern von ſeiner That.

Wir erzählen, was wir ſpäter von Hatfield's Geſchichte erfuhren, vielleicht verſetzt es den Leſer in dieſe mildere Stimmung.

Hatfield, ein junger lebhafter Mann, reich an angebornen und erworbenen Talenten, arm an Vermögen, konnte die beſchränkte Lage nicht ertragen, in welcher das Schickſal ihn geboren werden ließ. Er verſuchte es mit der Welt, ſie war ihm nicht ungünſtig, aber ſein ungemäßigtes Streben, weiter zu kommen, ließ ihn nirgends feſten Fuß faſſen. Nach mannichfaltigen Schickſalen kam er nach Liſſabon. Hier ſchien ihm ein dauerndes Glück zu blühen. Schön, jung, liebenswürdig, feſſelte er die Aufmerkſamkeit und bald das Herz einer reichen, jungen Wittwe. Er ward ihr Gemahl, und verlebte einige glückliche Tage im Genuß alles deſſen, was eine ſchöne liebende Frau und ein großes unabhängiges Vermögen unter jenem ſüdlichen Himmel nur gewähren können. Dankbar war er ſeiner Gemahlin ergeben, aber die glühende Liebe, die in ihrer Bruſt mit wilder Flamme brannte, erwärmte nicht ſein Herz. Dies ward ihr bald als Kälte fühlbar, ſie ahnete eine Nebenbuhlerin. Wüthende Eiferſucht bemächtigte ſich ihrer, um ſo quälender, da ſie keinen beſtimmten Gegenſtand derſelben finden konnte. In ſteter Unruhe beobachtete ſie jede Miene, jede Bewegung des Gatten. Das Leben ward jetzt dem unglücklichen Paare zur Hölle. Obgleich er im Aeußern dem Cult des Landes, in welchem er lebte, folgen mußte, hielt er doch wie alle Engländer, feſt an den Lehren der biſchöflichen Kirche, und als ſeine Gemahlin, ermuntert durch ihren Beichtvater jedes Mittel anwandte, ihn zum Uebergange zu ihrer Religion zu bringen, konnte Hatfield dies Elend länger nicht tragen. Er verließ ſeine Gattin heimlich, ſie und alle ihre Schätze, bis auf eine, für ihren Reichthum unbedeutende Summe, die er mitnahm, um fürs erſte davon zu leben. Ein ſegelfertiges Schiff trug ihn nach England zurück. In Liſſabon hatte er den engliſchen Obriſt Belton kennen gelernt, welcher zu eben der

Zeit von dort nach Oſtindien reiſ'te. Um unerkannt zu bleiben, nahm er deſſen Namen und Titel an, und war leichtſinnig genug, dieſen auch in England fortzuführen. Bald nach ſeiner Ankunft verließ er London wieder, um in irgend einem Winkel Großbritanniens unerkannt verborgen zu leben. Am See Winandermere fand er Molly. Wie er ſie liebte, wiſſen wir. Dieſe Liebe blendete ihn gegen alle Gefahr, er hoffte, das Schickſal würde mild gegen ihn ſeyn um dieſes Engels willen, er hoffte — was hoffen Liebende nicht?

Die Portugieſin entdeckte bald ſeine Flucht. Rache glühend, zerriſſen in ihrem Innern von Liebe, Eiferſucht, Verzweiflung, bewegte ſie Himmel und Erde, um Hatfield's Aufenthalt zu entdecken. Sie erfuhr, daß zur nämlichen Zeit, da der ihr wohlbekannte Obriſt Belton nach Indien ſchiffte, ein zweiter Obriſt Belton nach London geſegelt war. Nur zu richtig errieth ſie, wer dieſer wäre, und folgte ihm, ſo eilig ſie konnte. Der engliſchen Sprache war ſie mächtig, denn ihre Mutter war eine Irrländerin. In der ungeheuern Stadt London verlor ſie Hatfield's Spur, vielleicht hätte ſie dieſelbe nie wieder gefunden, aber das Ungefähr wollte es, daß ſie in einem Laden ein für ihn beſtimmtes Packet Waaren mit ſeiner Addreſſe liegen ſah. Der Kaufmann erzählte ihr dabei: dieſer Herr wäre ſeit kurzem der Gatte des berühmten Mädchens von Winandermere. Mehr brauchte es nicht, um ſie mit Sturmes Eile zu jenem Schutzorte beglückter Liebe zu führen.

So wie ſie in Ambleſide ankam, eilte ſie zum Pfarrer; ungemeldet trat ſie ins Zimmer, ſah ihren Ungetreuen zum Marmorbild bei ihrem Anblick erſtarren. Ohne ein Wort zu ſagen, eilte ſie fort, rief die Gerechtigkeit um Hülfe an, und noch denſelben Abend ward Hatfield verhaftet. Sie wußte nicht, was ſie that. Sie hoffte auf dieſe Weiſe das Band zu zerreißen, das ihn an Molly knüpfte, und brachte die Gefahr eines ſchimpflichen Todes über ſein noch immer geliebtes Haupt. Der Pfarrer erklärte ihr die Folgen ihres Verfahrens. In wilder Verzweiflung verſuchte ſie nun Alles, den Geliebten wieder zu befreien; umſonſt, er ward, ohne ſie wieder zu ſehen, nach Lancaſter geführt, wo bald die vierteljährige Gerichtsſitzung gehalten werden ſollte. Sie hoffte ihn zu retten, wenn ſie die Anklage nicht fortſetzte. Vergebens, die Beweiſe ihrer Vermählung waren in den Händen der Richter. Endlich entfloh ſie, wie ſie gekommen war; ihr Schickſal verliert ſich ins Dunkle, man weiß nicht, was aus ihr ward.

Hatfield wäre vielleicht der Strafe der Polygamie entgangen; denn ſeine erſte Ehe war nicht nach dem Ritus der engliſchen Kirche, ſondern nach katholiſcher Weiſe gefeiert, und alſo nach engliſchen Geſetzen ungültig. Aber ein anderer weit wichtigerer Punkt der Anklage war der, daß er eines Andern Namen angenommen, ihn unterzeichnet, ſich darunter trauen laſſen, ja ſogar das Privilegium engliſcher Offiziere, Briefe und Packete poſtfrei zu erhalten, gemißbraucht hatte. Sein Proceß dauerte lange, lange ſchwebte ein entehrender Tod über ſein, wenn auch ſchuldiges, dennoch beklagenswerthes Haupt. In ſtiller Verzweiflung erwartete er ſein Schickſal. Endlich ward er ſchuldig befunden, und mußte dem Geſetz zum Opfer fallen. Reſignirt und muthig ſtarb er.

Mollys Vater war bei ſeiner Zuhauſekunft von **Ambleſide** zu erſchüttert, ja zu erzürnt, um das furchtbare Geheimniß lange zu verbergen. Wer dürfte es wagen, **Mollys** Zuſtand bei deſſen Enthüllung zu ſchildern? Die Natur, immer gütig gegen ihre Kinder, nahm ihr, was jetzt ihre größte Qual ſeyn mußte, das Bewußtſeyn. Monate lang lag ſie in dumpfem Hinbrüten, und kämpfte gefühllos den ſchweren Kampf des Lebens mit dem Tode. Das Leben ſiegte, körperlich genaß ſie, doch **Hatfield's** Schickſal war ſchon entſchieden, er nicht mehr unter den Lebendigen.

Wie ſie dem Krankenlager entſtiegen und wieder zu Kräften gekommen war, packte ſie alles zuſammen, was auf ihre kurze Standes-Erhöhung Bezug haben konnte. Still kehrte ſie zurück zu ihrer ländlichen Tracht, ward wieder die emſige Gehülfin ihrer Aeltern, die demüthige Dienerin der bei ihnen einkehrenden Gäſte. Dieſe ſtrömten im darauf folgenden Sommer, eben dem, in welchem wir dort waren, in größerer Anzahl als jemals herbei. Neugier, Schadenfreude und vielleicht verächtliche, auf **Mollys** Unglück gegründete, Hoffnungen lockten ſie. Aber **Molly** wandelt unter ihnen wie ein Weſen aus einer andern Welt, ſtill, ernſt, aufmerkſam gegen Jeden, ſpricht ſie nur genau wenn, und was ſie muß. Niemanden war wohl in ihrer Nähe. Die Leichtſinnigen entflohen, die Beſſern ſchieden mit innigem Mitleid. Und ſo wandelt ſie noch am Ufer des ſchönen Sees, keine Klage kommt über ihre Lippe, aber ihr Auge, hoffnungslos für dieſe Welt, blickt ſehnend und hoffend nach einer andern.

So weit die Geſchichte der armen Molly. Hoffentlich bereut der Leſer nicht, einige Augenblicke der Erzählung ihres traurigen Geſchicks geopfert zu haben. Wir führen ihn jetzt zurück zur großen Stadt, wo neben der höchſten Pracht leider oft nicht minderer Schmerz wohnt, als am ſtillen See von Winandermere.

Wohnungen in London.

Eigentlich wohnt man im Durchſchnitte in London nicht ſonderlich. Da der Eigenthümer eines Hauſes ſich hier großer Vorzüge im bürgerlichen Leben zu erfreuen hat, ſo ſtrebt jeder eins zu beſitzen. Daraus entſteht denn, daß London faſt aus lauter kleinen Häuſern zuſammengeſetzt iſt. Wer auch kein eigentliches Haus hat, will doch für ſich allein wohnen, dies verengt den Platz ungemein. In Paris möchte man ſagen, ſchweben vier Städte über einander, in London macht Jeder Anſpruch an ſein Plätzchen auf Gottes Erdboden, und nur fremde, einzelne Perſonen oder in ihren Mitteln ſehr beſchränkte Familien bewohnen Etagen, die dann auch freilich bei der Kleinheit der Häuſer wenig Bequemlichkeit darbieten. An eine Suite mehrerer Zimmer iſt in gewohnlichen bürgerlichen Häuſern nicht zu denken; ſelten daß man zwei an einander ſtoßende findet, ſelbſt in denen der reichen Kaufleute. Ueberall enge Treppen, wenige und kleine Zimmer. Die Küchen- und Bedienten-Zimmer in den Souterrains, die Thüren alle auffallend enge und hoch, ſowohl die Hausthüren, als die in den Zimmern. Jene ſehen bei größern Gebäuden oft nur wie eine enge Spalte aus, in dieſen findet man faſt niemals Flügelthüren. Auch die Fenſter ſind ſchmal und in großen Zwiſchenräumen angebracht. Die ſchönen Teppiche aber, die ſelbſt bei wohlhabenden Handwerkern nicht allein die Fußböden der Zimmer, ſondern auch Treppen und Vorplätze bedecken, die zierlichen Möbeln, das ſchöne Mahagoniholz mit ſeinem beſcheidnen Glanze, die Reinlichkeit überall, geben dieſen kleinen Wohnungen einen eignen Reiz. Alles ſieht ſauber, bequem, elegant aus, und iſt es auch. Die Kamine, die oft mit Marmor, Stahlarbeiten, und dergleichen geſchmückt ſind, dienen zu keiner geringen Zierde der Zimmer; ſchöne Vaſen von Wedgwoods Fabrik, und kryſtallene Candelabers zieren den Sims, der ſtählerne Roſt, in welchem das Feuer brennt, Zange, Schaufel und alles Metall-Geräth glänzen hell polirt; Kupferſtiche ſchmücken die Wände, ſchöne Vorhänge die Fenſter. Nichts in der Welt iſt gemüthlicher, als ein engliſches

Wohnzimmer. Das Schlafzimmer kann ſelten viel mehr als ein Bett faſſen. Die engliſchen Bettſtellen ſind alle ſehr groß, drei Perſonen fänden bequem darin Platz, auch iſt's allgemein Sitte, nicht allein zu ſchlafen, Schweſtern, Freundinnen, theilen ohne Umſtände das Bett mit einander, und faſt jede Frau nimmt in Abweſenheit ihres Mannes eins ihrer Kinder, oder im Nothfall ſogar das Dienſtmädchen mit ſich zu Bette. Federdecken ſind ganz unbekannt, nicht ſo Unterbetten von Federn; ſeit einigen Jahren kommen dieſe ſehr in Gebrauch, doch ſind Matrazzen gewöhnlicher. Betten ohne Gardinen, ſo wie Zimmer ohne Teppiche kennt nur die bitterſte Armuth.

Lebensweiſe.

Der größte, fleißigſte Theil von Londons Bewohnern, der Handwerker und Ladenhändler (beide werden hier zu einer Klaſſe gerechnet) führt im Ganzen ein trauriges Leben. Die großen Abgaben, die Theurung aller Bedürfniſſe, die durch den einmal herrſchenden Luxus in Kleidung und dergleichen, ins Unendliche vermehrt ſind, zwingt ſie zu einer großen Frugalität, die in andern Ländern faſt Aermlichkeit heißen würde. Ewig in den Laden und die daran ſtoßende, oft ziemlich dunkle Hinterſtube gebannt, müſſen ſie faſt jedem Vergnügen entſagen. Die Theater ſind ihnen zu entlegen, meiſtens zu koſtbar, kaum daß die Frau eines wohlhabenden Kaufmanns dieſer letzten Klaſſe, zweimal im Jahre hinkommt. Ins Freie kommen ſie faſt gar nicht; mehrere verſicherten uns, ſie hätten ſeit zehn Jahren keine andern Bäume, als die von St. James-Park geſehen. Die Woche über dürfen ſie von Morgens neun Uhr bis Mitternacht den Laden faſt gar nicht verlaſſen; dieſer iſt ſehr oft das Departement der Frau, und der Mann ſitzt dann in dem oben erwähnten Hinterzimmer und führt die Rechnungen. Sonntags ſind freilich alle Laden geſchloſſen, aber die Theater auch, und da alle Untergebene an dieſem Tage die Freiheit verlangen, auszugehen, ſo muß die Frau vom Hauſe es hüten. Der größere wirkliche Kaufmann führt ein nicht viel tröſtlicheres Leben. Auch er muß in geſellſchaftlichen und öffentlichen Vergnügungen, weit hinter den reichen Kaufmanns-Häuſern von Hamburg oder Leipzig zurück ſtehen. Doch liegt das wohl auch zum Theil an der Landesart. Die Frauen lieben mehr häusliche Zurückgezogenheit, ſie ſind an das rauſchende Leben, an die vielen großen Zirkel nicht gewöhnt. Sie wollen ihre Ruhe, Ordnung und Gleichförmigkeit in ihrem Hauſe nicht derangiren. Die Männer hingegen, ſuchen nach vollbrachten Geſchäften die Freude gern auswärts, in Kaffeehäuſern und Tavernen. Die Familien der meiſten wohlhabenden Kaufleute wohnen den größten Theil des Jahres, oft das ganze Jahr durch, auf dem Lande in ſehr zierlichen, größern oder kleinern Landhäuſern, die ſie Cottages, Hütten, nennen, obgleich ſie dieſen Namen nicht verdienen. Hier genießen ſie die freie Luft, halten gute Nachbarſchaft, und erfreuen ſich ganz gelaſſen und anſtändig, vielleicht etwas langweilig des Lebens, während das Haupt der Familie den Tag in London auf ſeinem Comtoir zubringt, und ſich dann Abends in ein Paar Stunden auf den herrlichen Wegen zu Pferde oder Wagen zu den Seinigen begiebt.

Von der Lebensweiſe der Großen und Vornehmen läßt ſich nichts ſagen; dieſe gehören in keinem Lande zur Nation, ſondern ſind ſich überall gleich, in Rußland wie in Frankreich, in England, wie in Teutſchland. Auch iſt von dem Luxus, den ſie, beſonders auf dieſer Inſel, auf's höchſte geſteigert haben, von der Art und Weiſe, wie ſie Jahres- und Tages-Zeiten durcheinander wirren, ſchon von Andern ſo viel geſchrieben, als man in unſerm Vaterlande zu wiſſen braucht. Wir wollen alſo jetzt davon ſchweigen, und nur, wenn ſich die Gelegenheit dazu künftig darbietet, im Vorübergehen das vielleicht Nöthige erwähnen. Unſer Streben auf Reiſen gieng immer dahin, die Landesſitte der eigentlichen Nation kennen zu lernen; dieſe muß man aber weder zu hoch noch zu tief ſuchen. Nur im Mittelſtande iſt ſie noch zu finden.

Ein Tag in London.

Wer ſpät zu Bette geht, ſteht ſpät auf, das iſt in der Regel; daher hat die goldne Morgenſtunde nirgend weniger Verehrer als in London, wo doch ſonſt das Gold nicht zu geringe geachtet wird. Vor neun Uhr wirds nicht Tag. Anſtändig gekleidet, verſammelt ſich dann die Familie in dem zum Frühſtück beſtimmten Zimmer, die Herren in Stiefeln und Ueberröcken, die Damen unbeſchreiblich reizend gekleidet, ſchneeweiß, verhüllt bis ans Kinn, mit zierlichen Häubchen. Das Negligée iſt der Triumph der Engländerinnen; mit der geſchmackvollſten Einfachheit vereinigt es die höchſte Eleganz; der volle Anzug hingegen fällt oft ſteif und überladen aus. Nichts Einladenderes giebt's in der Welt als ein engliſches Familien-Frühſtück, auch wird die dabei hingebrachte Stunde durchaus für die angenehmſte des ganzen Tages gehalten, und man verlängert ſie gern. Auf dem hellpolirten, ſtählernen Roſte lodert die ſtille Flamme des Steinkohlenfeuers, ſelbſt im Sommer, wenn das Wetter feucht iſt. Das elegante Theegeräthe ſteht in zierlicher Ordnung, auf dem ſchneeweiß bedeckten Tiſche, daneben friſche, ungeſalzene, in Waſſer ſchwimmende Butter, das weißeſte Brod von der Welt, Zwieback, Honig, hartgekochte Eier, Marmelade von Pomeranzen und eine Art warmer, mit Butter beſtrichner Semmel (Hotrolls) heiße Rollen genannt. Die Toaſts, Brodſchnitte, welche von beiden Seiten mit Butter beſtrichen, langſam am Feuer röſten, ſtehen in einem dazu verfertigten, ſilbernen Geſtell im Kamin, der Theekeſſel brauſ't und ſiedet geſellig daneben. Mit allem dieſem wäre aber dennoch das Frühſtück ohne die neueſten Zeitungsblätter ſehr unvollſtändig, ſie ſind ein Hauptſtück dabei. Ein ſelten vermißtes Stück des teutſchen Frühſtücks, die Tabaks-Pfeife, iſt, zum Lobe der Londoner ſey's geſagt, bei ihnen ganz verbannt; dies ſchmuzige Vergnügen wird der letzten Klaſſe des Volks überlaſſen, höchſtens ergötzt ſich noch zuweilen ein alter ausgedienter Seemann, oder ein kaum halbciviliſirter Landjunker in ſeinen einſamen vier Pfählen daran. Die Dame des Hauſes bereitet den Thee, zwar viel umſtändlicher, aber auch viel beſſer als wir. Die Taſſen werden erſt ſorgfältig mit heißem Waſſer ausgewärmt, der Thee abgemeſſen, das heiße Waſſer nach gewiſſen Regeln darauf gegoſſen, und um für alle dieſe Mühe den gehörigen Ruhm zu ärndten, wird der Reihe nach gefragt: ob der Thee nach Jedes Wunſch gerathen ſey? Alles geſchieht langſam und mit einer feierlichen Ruhe, welche die Engländer gern ihren Mahlzeiten geben, denn ſie mögen dabei keine andern Gedanken aufkommen laſſen, außer den des gegenwärtigen Genuſſes. Nur die Zeitungsblätter machen bei'm Frühſtücke hiervon eine Ausnahme, und Herren und Damen beſchäftigen ſich eifrig damit, denn nicht nur politiſche Neuigkeiten werden darin aufgetiſcht, auch Theater- und Familien-Nachrichten, und vor Allem die neueſten Stadtgeſchichten, frohe und traurige, erbauliche und ſcandalöſe, wahre, halbwahre und ganz erdichtete. Alles wird geleſen, Alles wird beſprochen. Daß bei ſolchen Quellen das Geſpräch ſeltner ſtockt, als ſonſt wohl geſchieht, iſt natürlich. Nach dem Frühſtück begeben ſich die Männer an ihr Geſchäft, in's Comtoir, oder wohin ihr Beruf ſie treibt. So viel möglich wird den Vormittag über alle Arbeit abgethan, und trotz des ſpäten Anfangs iſt er lang genug dazu. Nach Tiſche feiert Jeder gern, wenn ihn nicht gerade ein hartes Schickſal zur Arbeit zwingt. Viele Herren beſuchen bald nach dem Frühſtück ihr gewohntes Kaffeehaus, wo ſie einen großen Theil ihrer Geſchäfte abthun; eine Menge Briefe aus der Stadt und andere Beſtellungen harren dort ſchon ihrer, dorthin verlegen ſie auch gewöhnlich ihre Zuſammenkünfte mit Freunden, um über wichtige Dinge ſich mündlich zu beſprechen und Verabredungen zu treffen. Die Wirthin des Hauſes nimmt auf ihrem erhöhten Sitz unten am Eingange Alles an, und beſtellt es mit pünktlicher Treue an ihre Kunten, die ſie Alle perſönlich kennt, weil ſie faſt nie fehlen, ſich zur nämlichen Stunde einzuſtellen. Dieſe Gewohnheit, ſich täglich an einem beſtimmten Orte finden zu laſſen, iſt in dieſer ungeheuern Stadt von großem Nutzen; eine Menge unnützer Gänge und viel ſonſt verlorne Zeit werden dadurch erſpart.- Obendrein gewinnt der häusliche Friede dabei, denn nächſt der fleckenloſen Reinheit ihres eignen Anzugs liegt einer Engländerin nichts ſo ſehr am Herzen, als die ihres Hauſes, ihrer Treppen, ihrer Fußteppiche und wie ſehr iſt für alles dies dadurch geſorgt, daß ſo manches außer dem Hauſe abgemacht wird, was ſonſt in demſelben Unordnung oder doch wenigſtens Unruhe erregen müßte! Die Ladies gehen nun auch an ihr Geſchäft. Sie greifen zu den Vorgenhüten, denn jede Tageszeit hat ihr eigenes Koſtüm, und ſelbſt im Wagen würde es auffallend erſcheinen, wenn ſich eine Dame in den Vormittagsſtunden ohne Hut wollte ſehen laſſen. Wäre ſie auch in ſiebenfache Schleier gehüllt, Alles würde ſie anſtarren, gleich etwas nie Geſehenen. Wollte ſie es vollends wagen, ohne Hut ſelbſt nur wenige Schritte, zu Fuß über die Straße zu gehen, ſie wäre ganz verloren; unbarmherzig würde ſie der Pöbel verfolgen, als hätte ſie die größte Unanſtändigkeit begangen.

Wohlverſehen alſo mit großen Hüten, mit Halstüchern, Shawls, wandern wir nun aus, denn die Mode will, daß man ſich in den heißeſten Stunden des Tages am ſorgfältigſten verhülle. Viſiten haben wir nicht viel zu machen, der Kreis unſerer eigentlichen Bekannten iſt klein, man ſchränkt ſich zum nähern Umgange auf wenige Häuſer ein, wie in allen großen Städten. Das Viſitenweſen wird in London überdies faſt immer mit Karten abgemacht. Indeſſen einen Wochenbeſuch haben wir doch abzuſtatten, denn dieſe ſind hier, wie überall, unerläßlich, nur werden ſie ſpäter als in Teutſchland angenommen. Wir finden die Dame in dem glänzenden Schlafzimmer. Vor Allem prunkt das große Bett. Die Kiſſen, die Decken, Alles iſt mit Spitzen und feiner Netarbeit verziert, in zierlichen Falten ſchwebt die weiße muſſelinene, mit grüner Seide gefütterte Drapperie vom thronartigen Baldachin herab, ſo daß man die ſchönen Säulen von Mahagoni- oder anderm noch koſtbarerm Holze, frei erblickt. Das Negligée der Dame iſt über und über mit den theuerſten Spitzen geſchmückt und bekräuſelt, Alles iſt fein und erleſen, Alles zeigt Reichthum. Den Hauptgegenſtand des Geſprächs gewährt die, auf einem Seitentiſch ausgeſtellte, Garderobe des neuen Ankömmlings. Er ſelbſt iſt nicht ſichtbar, ſondern in der Kinderſtube mit ſeiner Amme, denn das Selbſtſtillen der vornehmeren Mütter iſt in England nicht ſo allgemein, wie in Teutſchland. Es giebt hier bedeutende Läden, wo nichts anders verkauft wird als Kinderzeug, und zwar zu ſehr hohen Preiſen. Alle die Waaren dieſer Läden prunken dann in dem Wochenzimmer verſchwenderiſch aufgehäuft. Selbſt ein großes Nadelkiſſen in der Mitte iſt nicht zu vergeſſen, auf welchem man mit Stecknadeln von allen Größen, Muſter ſteckt, die einer ſchönen reichen Silberſtickerei gleichen. Wahrſcheinlich werden alle dieſe Dinge ſelten oder nie gebraucht, denn ſie ſind ihrer Natur nach zu zart und vergänglich, ſie dienen nur zum Prunke. Sind wir mit dem Beſehen und Bewundern endlich fertig, ſo wandern wir weiter a Shopping, dies heißt: wir kehren in zwanzig Läden ein, laſſen uns tauſend Dinge zeigen, an welchen uns nichts liegt, kehren Alles das unterſt zu oberſt, und gehen vielleicht am Ende davon, ohne etwas gekauft zu haben. Die Geduld, mit der die Kaufleute ſich dieſes Unweſen gefallen laſſen, kann nicht genug bewundert werden, Keinem fällt es ein, nur eine verdrießliche Miene darüber zu zeigen. Sehr vornehme Damen fahren a Shopping. Ohne ſich aus dem Wagen zu bemühen, laſſen ſie ſich den halben Laden in die Kutſche bringen, zur großen Beſchwerde der Kaufleute ſowohl, als der Vorübergehenden auf dem Trottoir. Man erzählt, daß ein Trupp Matroſen, dem eine ſolche, mit offnem Schlage daſtehende Equipage den Weg verſperrte, ohne Umſtände einer nach dem andern hindurch ſpazierte, indem ſie der darin ſitzenden Dame höflich guten Morgen boten. Die mannichfaltigen Ausſtellungen von Kunſtwerken ſowohl, als von Naturſeltenheiten bieten uns angenehme Ruhepunkte, wenn wir es endlich müde ſind, die Kaufleute in Bewegung zu ſetzen. Später werden wir Gelegenheit nehmen, ausführlicher von dieſen zu ſprechen; hier gedenken wir ihrer nur, in ſo fern die Mode ſie begünſtigt, welche immer eine oder zwei davon ihres beſondern Schutzes würdigt, wo man dann ſicher ſeyn kann, immer elegante Geſellſchaft zu finden. Die jetzt zerſtreute Shakeſpeare-Galerie gehörte einſt zu dieſen Lieblings-Morgenbeſuchen. Alljährlich im Frühling wird eine Ausſtellung von Gemählden lebender Meiſter im Palaſt von Sommerſet veranſtaltet, welche dann ebenfalls an beſtimmten Tagen und Stunden allem, was nur auf Eleganz Anſpruch macht, zum Verſammlungsort dient. Die Promenade in St. James Park könnte auch eine Abwechſelung gewähren, doch wird ſie im Ganzen weniger beſucht, ſo reizend ſie auch iſt. Zwar fehlt es nie an Spaziergängern darin, aber nur bei ſehr ſeltenen Gelegenheiten findet man ſie ſo bevölkert, wie es die Terraſſen der Tuilerien alle Tage ſind. Es giebt der müſſigen Männer weit weniger in London, als in Paris. Die engliſchen Damen gehen nicht ſo viel aus, als die Pariſerinnen, und wenn ſie es thun, ſo ziehen ſie eine Shopping party allen andern Promenaden vor. Die Kuchenläden, deren wir früher gedachten, liegen, gleich andern, frei und offenbar unten an der Straße; daher können Damen recht anſtändig allein dort einkehren. Nur in dem berühmteſten dieſer Etabliſſements bei Mr. Birch, in der Nähe der Börſe, geht dies nicht wohl an; hier kann man ſich nicht ohne männliche Begleitung blicken laſſen. Das nicht ſehr geräumige Frühſtückzimmer befindet ſich hinten im Hauſe, am Ende eines langen

Ganges. Kein Strahl des Tageslichts wird darin geduldet, Wachskerzen erleuchten es, und wenn die Sonne draußen noch ſo hell ſchiene; die übrige Einrichtung des Zimmers iſt anſtändig, ohne ſich beſonders auszuzeichnen. Immer findet man Geſellſchaften von Herren und Damen darin, die gewöhnlich ſchweigend ihre Schildkröten-Suppe und ein Paar warme kleine Paſtetchen verzehren. Weiter wird in dieſem Hauſe nichts zubereitet; aber die Paſtetchen ſollen die beſten in der ganzen Welt ſeyn, und nun vollends die Schildkröten-Suppe, darüber geht nichts. Nirgends weiß man ſie ſo zu bereiten wie hier, ſo behaupten die Londoner. Uns aber kam die Gelaſſenheit, mit welcher die Herren und Damen das, von Madeira-Wein und Cayenne-Pfeffer glühende, uns Zunge und Gaumen verbrennende Gemengſel genoſſen, weit bewundernswerther vor, als die Suppe ſelbſt. Der vorige Beſitzer dieſes Hauſes, Mr. Horton, brachte indeſſen bloß mit dieſen Paſtetchen und der Suppe in nicht gar langer Zeit ein Vermögen von hundert tauſend Pf. Sterl. zuſammen, und ſein jetziger Nachfolger, Mr. Birch iſt auf gutem Wege es ihm nachzuthun. Dennoch ſind die Preiſe in dieſem Hauſe ſehr billig und, wie überall, ein für allemal feſtgeſetzt: was Jeder verzehrt, iſt eine Kleinigkeit, aber die Menge der Verzehrenden giebt eine ungeheuere Einnahme. Gegen 5 Uhr wird es Zeit nach Hauſe und an die nöthige Toilette vor Tiſche zu denken. Heute ſind wir zu einem Diner geladen, aber wenn wir auch ganz en famille den Tag zu Hauſe zubrächten, ſo wäre es doch höchſt unſchicklich und bei geſunden Tagen unerhört, im Morgenkleide zu bleiben. Selbſt die Männer ziehen den Börſen-Rock aus und mit ihm alle Gedanken an Geſchäfte, um in einem elegantern Anzuge zu erſcheinen. Schön und etwas ſteif geputzt fahren wir nun um halb ſieben zum Mittagseſſen. Gaſtfrei ſind die Londoner eben nicht, ſie ſcheuen nicht ſowohl die große Theurung aller Dinge, als vielmehr die, hier von allen geſelligen Zuſammenkünften durchaus unzertrennliche Etikette, welche einen ſolchen Tag für die ohnehin Ruhe liebende Hausfrau zu einer ſchweren Laſt macht. Daher werden gewöhnlich ſolche Diners nur durch äußere Anläſſe herbeigeführt, wie etwa die Gegenwart von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müſſen glaubt. Sonſt führt der Londoner ſeinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei ſich aufnimmt, dort, tête à tête, oder in einem größern, doch immer geſchloßnen Zirkel, thun ſie ſich bei Wein, Politik und luſtigen Geſprächen gütlich. Zu Hauſe ängſtigt ſie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Aeußeren erweiſet, aber ihnen auch, wie allen Reſpektsperſonen, eben deshalb gern ſo viel möglich aus dem Wege geht. Doch wieder zu unſerm Diner. In dem Beſuchzimmer finden wir die Geſellſchaft verſammelt; es faßt höchſtens zwölf bis vierzehn Perſonen. Nach den herkömmlichen Begrüßungs-Formeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnſtühlen Platz, die Herren wärmen ſich am Feuer, und nicht immer auf die ſchicklichſte Weiſe. Schläfrig, einſylbig, langſam, wankt die Converſation zwiſchen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf ins Speiſezimmer ertönt. Dieſes liegt oft eine Treppe höher oder niedriger als das Beſuchzimmer, weil, wie wir ſchon früher bemerkten, die Wohnungen, ſelbſt ſehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem ſind. Die Tafel ſteht fertig ſervirt da, bis auf Gläſer und Servietten. Erſtere zieren den Schenktiſch, letztere findet man nur in Häuſern, welche auf fremde Sitten Anſpruch machen, und deren giebt's nicht viele. Das Tiſchtuch hängt bis auf den Erdboden herab, und Jedermann nimmt es beim Niederſitzen auf's Knie, und handhabt es, wie bei uns die Serviette. Die Dame vom Hauſe thront in einem Lehnſtuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl ſitzt ihr gegenüber unten am Tiſch, die Gäſte nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, ſo viel möglichſt in bunter Reihe nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauſes vorgeſchrieben wird. Alle Gerichte, welche zum erſten Gange gehören, ſtehn auf der Tafel. Die engliſche Kochkunſt hat auch in Teutſchland ihre Verehrer; wir gehören nicht dazu, uns graute vor dem blutigen Fleiſch, vor den ohne alles Salz zubereiteten Fiſchen, vor dem in Waſſer halbgar gekochten Gemüſe, den Haſen und Rephühnern die, wie alle andre Braten, ungeſpickt, ohne alle Butter bloß in ihrer eignen Brühe zubereitet werden. Die Dame ſervirt die, reichlich mit Cayenne-Pfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem ſie jeden Tiſchgenoſſen namentlich gefragt hat: ob er welche verlange? Des Fragens von Seiten der Wirthe und des Antwortens von Seiten der Gäſte, iſt an einem engliſchen Tiſche kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gaſt, der wenn er auch der engliſchen Sprache ſonſt ziemlich mächtig iſt, dennoch unmöglich alle dieſe techniſchen Ausdrücke wiſſen kann. Er muß Red' und Antwort von jeder Schüſſel geben, ob er davon verlangt, ob viel oder wenig, mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Theil vom Geflügel, vom Fiſch, ob er es gern ſtärker oder weniger gebraten hat, eine Frage, die beſonders oft die Fremden in Verlegenheit ſetzt, man ſagt: much done or little done, wörtlich überſetzt heißt das, viel gethan oder wenig gethan. Dieſe Fragen ertönen von allen Seiten des Tiſches zugleich, denn ein Paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hauſe im Vorlegen der Schüſſeln. Alle werden nach der Suppe zugleich ſervirt, nicht nach der Reihe, wie in Teutſchland. Sie beſtehen aus einem großen Seefiſch, einem Lachs, Kabeliau, Steinbütte oder dergleichen, der, beim Kochen geſalzen, vortrefflich wäre, ſo aber dem Fremden faſt ungenießbar bleibt, aus Puddingen, Gemüſen, Tarts und allen Gattungen von Fleiſch und Geflügel, ohne Salz, Butter oder andre fremde Zuthat in eigner Brühe gedämpft, geröſtet, gebraten, oder gekocht, nur der Pfeffer iſt nicht daran geſpart. Hat man über eine ſolche Schüſſel einen dünnen, trocknen Butterteig gelegt, ſo beehrt man ſie mit dem Titel einer Paſtete. Die halbrohen Gemüſe müſſen ganz grün und friſch ausſehen, erſt bei der Tafel thut Jeder auf ſeinen Teller nach Belieben geſchmolzene Butter daran. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, ſie ſind vortrefflich, bloß im Waſſerdampf gekocht. Die Puddinge aller Art wären auch ſehr gut, nur ſind ſie oft zu fett, faſt nur aus Ochſenmark und dergleichen zuſammengeſetzt. Die Tarts, der Triumpf der engliſchen Kochkunſt, beſtehen aus halbreifem Obſt, in Waſſer gekocht und mit einem Deckel von trocknem Teige verſehen. Die Pickels, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüſe, Mais, unreife Wallnüſſe, kleine Zwiebeln und dergleichen mit ſtarkem Eſſig und vielem Gewürze eingemacht, ſind vortrefflich. Mit dieſen, ſo wie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im Großen fabrizirt und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Dieſe Saucen, Senf, Oel und Eſſig ſtehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäſte da, ſo wie auch immer für zwei Perſonen ein Salzfaß. Der Salat wird von der Dame vom Hauſe über Tiſch mit vieler Umſtändlichkeit bereitet und klein geſchnitten; er beſteht aus einer ſehr zarten ſaftigen Art Lattich, deſſen Blätter ſchmal, aber wohl eine halbe Elle lang ſind; außer England ſahen wir ſie nirgends, dafür aber iſt auch unſer Kopfſalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle dieſe Dinge den Gäſten an; dafür müſſen dieſe wieder Alles pflichtſchuldigſt loben und verſichern, ſie hätten in ihrem Leben kein beſſer Kalb- oder Hammelfleiſch geſehen, und es wäre auch Alles ganz vortrefflich zubereitet. Das Ceremoniel bei'm Trinken iſt, beſonders den fremden Damen, noch beſchwerlicher und verſetzt uns oft in wahre Noth. Da ſitzen wir betäubt und ängſtlich von alle dem wunderlichen Weſen, plötzlich erhebt der Herr vom Hauſe ſeine Stimme und bittet eine Dame, und aus Höflichkeit die Fremde zuerſt um die Erlaubniß, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zugleich zu beſtimmen: ob ſie weißen Liſſaboner oder rothen Portwein vorziehe? Denn die franzöſiſchen Weine, ſo wie der Rheinwein, kommen erſt zum Nachtiſch. Verlegen trifft man die Wahl und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläſer Wein von der beſtimmten Sorte zu bringen, die übrigen Gäſte ſehen ſchweigend der Verhandlung zu. Zierlich ſich gegen einander verneigend ſprechen die beiden handelnden Perſonen wie im Chor. „Sir, Ihre gute Geſundheit, Madame, Ihre gute Geſundheit, trinken die Gläſer aus und geben ſie weg. Nach einer kleinen Weile tönt dieſelbe Aufforderung von einer andern Stimme, dieſelbe Ceremonie wird wiederholt, und immer wiederholt, bis jeder Herr mit jeder Dame, und jede Dame mit jedem Herrn wenigſtens einmal die Reihe durchgemacht hat. Keine kleine Aufgabe für die, ſo des ſtarken Weins ungewohnt ſind. Abſchlagen darf man es Niemanden, das wäre beleidigend; obendrein muß man noch mit dem erſten Glaſe den Wunſch für die Geſundheit jeder einzelnen Perſon an der Tafel wenigſtens durch ein Kopfnicken andeuten und auch genau Acht geben, ob Jemand der andern Gäſte uns dieſe Ehre erzeigt. Es wäre die höchſte Unſchicklichkeit, wenn eine Dame unaufgefordert trinken wollte, ſie muß warten, wäre ſie auch noch ſo durſtig, doch bleibt die Aufforderung ſelten lange aus. Auch die Herren müſſen ſich zu jedem Glaſe einen Gehülfen einladen, ein dritter hat aber die Erlaubniß ſich mit anzuſchließen, wenn er vorher geziemend darum anhält. So hat man denn mit Antworten auf die Einladungen zum Eſſen und Trinken, mit Geſundheit trinken, und mit Acht geben ob Niemand die Unſre trinkt, vollauf zu thun. Kein intereſſantes Tiſchgeſpräch kann aufkommen, es wird ſogar für unſchicklich gehalten, wenn Jemand den Verſuch macht, eines aufzubringen; der Herr des Hauſes fährt gleich mit der Bemerkung dazwiſchen, „Sir, Sie verlieren Ihr Mittagseſſen, nach Tiſche wollen wir das abhandeln. Die Damen ſprechen ohnehin nur das Nothwendigſte aus lauter Beſcheidenheit. Die Fremden können ſich nicht genug vor zu großer Lebhaftigkeit des Geſprächs hüten, es gehört hier gar nicht viel dazu um für ungeheuer dreiſt — monstrous bold — zu gelten. Iſt der erſte beſchwerliche Act des Eſſens überſtanden, ſo wird der Tiſch geleert, die Brodkrumen ſorgfältig vom Tiſchtuch abgekehrt, und es erſcheinen verſchiedene Arten von Käſe, Butter, Radieschen und wieder Salat. Letzterer wird ohne alle Zubereitung bloß mit Salz zum Käſe gegeſſen. Dieſer Zwiſchenact dauert nicht lange, er macht einem zweiten Platz. Jeder Gaſt bekommt nun ein kleines, ſchön geſchliffenes Kryſtallbecken voll Waſſer zum Spülen der Zähne und Händewaſchen, und eine kleine Serviette; man verfährt damit, als wäre man für ſich allein zu Hauſe. Die ganze ſo beſchaftigte Geſellſchaft erinnerte uns oft an einen Kreis Tritonen, wie man ſie Waſſer ſpeiend um Fontänen ſitzen ſieht. Die Damen ermangeln nicht, große Zierlichkeit im Abziehen der Ringe und Benetzen der Fingerſpitzen anzubringen, die Herren gehen ſchon etwas dreiſter zu Werke. Nach dieſer Reinigungs-Ceremonie ändert ſich die ganze Decoration. Das Tiſchtuch, mit allem was darauf ſtand, verſchwindet, und der ſchöne hellpolirte Tiſch von Mahagonyholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaſchen und Gläſer vor dem Herrn des Hauſes hingeſtellt, das Obſt wird aufgetragen, und jeder Gaſt erhält ein kleines Couvert zum Deſſert, ein Glas und ein kleines rothgewürfeltes oder auch ganz rothes, viereckigt zuſammengelegtes Tuch. Dies aber darf man nicht entfalten, man benutzt es nur, das Glas darauf zu ſtellen. Das Obſt wird nicht herumgereicht, ſondern, wie vorher die andern Gerichte, vorgelegt, und mit vielen Fragen ausgeboten. Es iſt im Ganzen ſchlecht, ſauer und halbreif. Haſelnüſſe, die Lieblingsfrucht der Engländer, welche ſie Jahr aus Jahr ein knacken, fehlen nie dabei, ſüße Confituren und Benbons ſind wenig im Gebrauch. Jetzt fangen die Flaſchen an die Hauptrolle zu ſpielen; jeder ſchiebt ſie ſeinem Nachbar zu, nachdem er ſich ſelbſt etwas eingeſchenkt hat, viel oder wenig, wie man will, nur leer darf das Glas nicht bleiben, und bei jedem Toaſt muß das Eingeſchenkte ausgetrunken werden. Den Damen ſieht man indeſſen durch die Finger, wenn ſie bloß ein wenig nippen. Der Wirth bringt nun einige Toaſts aus, er läßt ſeine Freunde leben, die ſich denn wieder durch ein Gegencompliment an ihm und der Dame vom Hauſe revangiren; die königliche Familie wird nie bei dieſer Gelegenheit vergeſſen. Einige der Gäſte geben Sentiments zum Beſten, das heißt, kurze Sätze, die zuweilen auf die Damen Bezug haben, z. B., merit to win a heart and sense to keep it (Verdienſt ein Herz zu gewinnen, und Verſtand um es zu behalten). Alle dieſe Geſundheiten werden mit lauter Stimme von Jedem bei'm Trinken wiederholt. Dieſe Geſundheiten, Ermunterungen zum Trinken, Ermahnungen die Flaſche weiter zu ſchieben, ſind alles, was man jetzt hört. Bald nachdem man dem König die gebührende Ehre erzeigt hat, erhebt ſich die Dame des Hauſes aus ihrem Lehnſeſſel; mit einer kleinen Verbeugung giebt ſie den übrigen Damen das Signal, Alle erheben ſich und trippeln ſittſamlich hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. *) Jetzt wird's den Herren leichter um's Herz, aller Zwang iſt nun verbannt, ſie bleiben unter ſich allein, bei Wein, Politik und manchem derben Spaß, den ſie während unſrer Gegenwart mühſam zuruckhalten mußten. Ihr lautes Sprechen und Lachen verkündet jetzt dem ganzen Hauſe, daß ihnen gar wohl zu Muthe ſey. Wir aber, wir Armen, was wird aus uns? Da ſitzen wir wieder am Kamin und ſehen uns an und gähnen mit geſchloſſenem Munde! Nicht einmal Kaffee giebt es, um uns einigermaßen munter zu erhalten, Handarbeit in Geſellſchaft wäre auch unerhört, der gegenſeitige Anzug iſt leider zu bald durchgemuſtert. In der troſtloſeſten Stimmung ſitzen wir und ſind alleſammt des Lebens herzlich müde. Wie gern ſchliefen wir ein! Aber das ſchickt ſich nicht. Endlich iſt eine Stunde ſo jämmerlich hingeſchlichen. Wir haben vom Wetter geſprochen, vom Theater, das iſt

---

*) Sogar wenn Mann und Frau tête à tête allein eſſen, geht Madame fort und läßt den Eheherrn allein hinter der Flaſche. Ob er dann auch Toaſt's ausbringt, iſt uns nicht bekannt.

hier aber kein ſo gangbarer Artikel als in andern Orten, denn man geht viel ſeltner hin. Die Fremde iſt zehnmal gefragt worden, wie ihr London gefällt, und ſie hat zehnmal pflichtſchuldigſt geantwortet: ganz ausnehmend wohl; da macht denn endlich die Frau vom Hauſe dem Jammer dadurch ein Ende, daß ſie die Herren zum Thee bitten läßt. Man ſagt, die ſchnellere oder langſamere Befolgung dieſes Winks ſey das ſicherſte Zeichen, wer im Hauſe herrſche, ob der Mann oder die Frau? Indeſſen wenn ſie auch zögern, ſie kommen doch, die Herren, ein wenig heiter, ein wenig redſelig, aber zu ihrer Ehre ſey es geſagt, betrunken haben wir bei ſolchen Gelegenheiten keinen geſehen. Die Dame macht jetzt den Thee ſehr umſtändlich. Die Fragen, wie man ihn findet? wie man ihn wünſcht? ob ſüß? ob mit viel Milch oder wenig? werden auch hier nicht unterlaſſen. In einigen Häuſern wird er draußen ſervirt und vom Bedienten herum gereicht; doch dies ſind Ausnahmen von der Regel, die engliſchen Ladies laſſen ſich ungern den Platz am Theetiſch nehmen, den ſie ſo ehrenvoll behaupten. Die Converſation geht nun ein wenig raſcher, indeſſen die Herren haben ſich bei der Bouteille rein ausgeſprochen, die Damen ſind müde, und ſprechen überhaupt wenig, es wird ſelten ein muntres erfreuliches Geſpräch daraus.

Nach dem Thee fährt man zu Hauſe, denn für's Theater iſt's zu ſpät, oder man bleibt zum Spiel, je nachdem man eingeladen iſt. Whiſt iſt das einzige übliche Spiel in Geſellſchaft; von unſrer Art zu ſpielen weicht man darin ab, daß man nur Partie Simple oder Duble zählt, kein Tripel oder Quadrupel. Auf dieſe Weiſe kann man höchſtens ſieben Points in einem Robber verlieren, deren man immer drei ſpielt, nie mehr noch weniger. Die Karten ſind groß und ungeſchickt. Dies iſt wohl das einzige Fabricat, in welchem die Engländer andern Nationen nachſtehen; ſie ſind ſehr theuer. Kartengeld iſt nicht gebräuchlich, eben ſo wenig Trinkgeld an die Bedienten. Daß die Engländer ſehr gut, ſehr ernſt und ſchweigend dies ihr Nationalſpiel ſpielen, iſt bekannt, nicht aber, daß keinesweges die Spielenden, ſondern der Herr des Hauſes zu beſtimmen hat, wie hoch ſeine Gäſte ſpielen ſollen. Dieſer Taxe muß man ſich ohne Widerrede unterwerfen, wenn man nicht beleidigen will. Einige, aus Oſtentation, beſtimmen ein ſehr hohes Spiel, Andre, die vernünftiger ſind, thun das Gegentheil. Dem Fremden iſt zu rathen, daß er ſich vorher nach der Sitte des Hauſes erkundige, ehe er zum Spiel geht, ſonſt kann er in unangenehme Verlegenheit gerathen. Nach dem Spiele ſetzt man ſich noch zu einem kalten

Soupé von Auſtern, Hummern, Tarts, und dergleichen, dies wird ſehr ſchnell abgethan. Froh, das Vergnügen des Tages überſtanden zu haben, fährt man ſpät nach Mitternacht, durch die noch immer von Menſchen wimmelnden Straßen nach Hauſe. Alle Läden ſind noch offen und erleuchtet, die Straßenlaternen brennen ohnehin immer, bis die Sonne wieder ſcheint.

Es giebt noch eine Art geſelliger Zuſammenkünfte, welche die erſte Klaſſe des Mittelſtandes, von der wir hier ſprechen, dem vornehmeren, aus den erſten Familien des Reichs beſtehenden Zirkel abgelernt hat. Sie heißen Routs, gleichbedeutend mit unſern Aſſembleen in Teutſchland. Mit dem Wort Aſſambly verbindet man in England immer die Idee einer, auf Souſcription gegründeten Zuſammenkunft an einem öffentlichen Orte. Die Frau vom Hauſe macht die Honneurs dieſer Routs und ladet dazu ein. Schon mehrere Tage vorher werden allen Bekannten Karten zugeſchickt, und zwar ungefähr dreimal ſo vielen Perſonen, als das Local gemächlich faſſen kann. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man zu einer ſolchen Fete eine beßre Wohnung, als die gewöhnlichen occupiren muß, die doch wenigſtens eine Art von Folgereihe mehrerer Zimmer enthält. Um zehn Uhr verſammelt man ſich, drängt ſich durch, um die Wirthin zu begrüßen, und nimmt dann Platz an einem der vielen Spieltiſche, die dicht zuſammengedrängt den ganzen Raum erfüllen. Thee und andere Erfriſchungen werden herumgereicht, ſo lange die Bedienten durchkommen können. Wird es zuletzt ſo voll, daß Niemand mehr athmen kann, daß vor allgemeinem Geräuſch kein Wort mehr zu verſtehen iſt, daß es an Stühlen und Raum fehlt, welche zu ſtellen, ja daß die zuletzt Kommenden auf Treppen und Vorplätzen ſtehen bleiben müſſen, ſo hat das Vergnügen den höchſten Gipfel erreicht. Spät nach Mitternacht entwickelt ſich der Menſchenknäuel langſam, wie er anſchwoll. Man fährt zu Hauſe und hat einen delicieuſen Abend im großen Styl hingebracht. Die Dame vom Hauſe zieht ſich in ihr Zimmer zurück, zwar betäubt von dem Lärm, wie zerſchlagen an allen Gliedern von dem ewigen Stehen und allen Begrüßungsformeln, aber doch mit dem ſtolzen Bewußtſeyn, die höchſte Glorie des geſelligen Lebens erreicht zu haben.

Sontag.

Welch ein Tag für die arbeitende Klaſſe auf dem feſten Lande! Die Greiſe freuen ſich ſchon Sonnabends auf den Ruhepunkt, wo ſie nach ſechs mühevollen

Tagen die Ihrigen reinlich und feſtlich gekleidet in Freude und Luſt um ſich ſehen, die Kinder rechnen ſchon Montag, wie lange es noch zum Sonntag ſey, dann iſt keine Schule, dann können ſie frei und frank herumlaufen und ſpielen nach Herzensgefallen, und vollends den jungen Leuten öffnet ſich ein Himmelreich bei Muſik und Tanz, unter der Linde und in der Schenke. Von den Vornehmen in den Städten haben freilich viele alle Tage Sonntag, wenn ſie wollen; dennoch iſt für alle Stände der Tag des Herrn nicht nur ein Ruhetag, ſondern auch ein Tag der Freude, geſelligem Vergnügen und, vor Allem, Familien-Zuſammenkünften geweiht. Wenige giebt es, die nicht dieſem Tage, ſo oft er erſcheint, mit irgend einer frohen Hoffnung entgegen ſehen, und wär es nur die, einmal ins Schauſpiel zu gehen, nachdem man die ganze Woche alle Abende bei der Arbeit war. Ganz anders iſt's in London; Muſik und Tanz ſind hoch verpönt, ans Theater iſt gar nicht zu denken erlaubt; alle Läden, alle Ausſtellungen ſind dicht verſchloſſen. Die fanatiſche Pedanterie, mit der man hier für die Heilighaltung des Sabbats wacht, übertrifft noch die der Juden, welche doch nur die Arbeit unterſagen, aber das Vergnügen erlauben. Einige der vornehmſten Familien des Reichs wurden vor kurzer Zeit faſt namentlich in den Kirchen als Sabbathsſchänder und ſchreckliche Sünder abgekanzelt, und in allen öffentlichen Blättern mit Schmähreden überhäuft, weil ſie Sonntags unter ſich Liebhaber-Concerte gaben, und weil es bisweilen vorkam, daß die Geſellſchaften, ſo ſie Sonnabends bei ſich verſammelten, bis nach Mitternacht bei Tanz und Karten verweilten, und dadurch den Tag des Herrn entheiligten, ehe er noch recht erſchienen war. „Iſt's wirklich wahr, daß man in Teutſchland am Sonntage Karten ſpielt"? hörten wir eine Dame fragen." Keinen Tag lieber als Sonntags, wo man doch nichts zu thun hat, war die Antwort. Good Lord! ſeufzte die zweite Dame, aber ſetzte ſie belehrend hinzu, man kann's ihnen nicht verdenken, ſie werden nicht beſſer gelehrt, und dabei blickte ſie mitleidig auf uns Heiden. Aber ſie ſpielen doch nicht um Geld? fragte eine dritte; freilich um Geld, oft um viel Geld! Alle fuhren ſchaudernd zurück. God bless us all, Gott ſeegne uns Alle! ſagte die vierte, ich habe nur ein Mal Sonntags (und um gar nichts) Karten geſpielt, und ich kann's mir noch heute nicht vergeben. Alle vier hatten zwei Minuten vorher bitterlich über den Sonntag geſeufzt, der ihnen nicht erlaubte, einen Rubber zu machen; man war auf dem Lande bei abſcheulichem Wetter, und hatte die ſchrecklichſte Langeweile, während die Herren bei der Bouteille wie angemauert blieben. Der ächte Engländer theilt den Tag zwiſchen öffentlichem Gottesdienſt, häuslicher Betſtunde und der Flaſche; ſeine Frau bringt die Zeit, welche ihr die Andacht übrig läßt, mit irgend einer Frau Gevatterin zu, und läßt den lieben Nächſten eine etwas ſcharfe Revüe paſſiren, denn das iſt Sonntags erlaubt. Die Kinder ſind gar übel dran, ſeit man eigene Schulen für die Sonntags-Abende errichtet hat, in welche ſie prozeſſionsweiſe getrieben werden, nachdem ſie den Tag über zwei Mal in der Kirche und ein Mal zu Hauſe die ſinn- und geiſtloſe Liturgie des engliſchen Gottesdienſtes haben herbeten müſſen. Aber wie noch erbärmlicher gehts dem, des Zwangs ungewohnten, Fremden! Sie öffnen das Klavier, die Wirthin knickſt ins Zimmer herein und bittet, den Tag des Herrn nicht zu vergeſſen. Sie ergreifen ein Buch, da kommt ein Beſuch, ſieht, daß ſie einer weltlichen Lectüre ſich überließen und hält ihnen eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Aergerlich ſetzen ſie ſich ins Fenſter, ohne daran zu denken ergreifen ſie ein Strickzeug, da verſammlet ſich der Pöbel vor dem Hauſe, mit Schimpfen und Schelten zieht er ihnen einen neuen Beſuch der Wirthin zu, welche im heiligen Eifer ſich dies Mal etwas weniger glimpflich ausdrückt, als kurz vorher. Beſchäftigen ſie ſich fern vom Fenſter in ihrem Zimmer, ſo äußern die Bedienten, ſo oft ſie hereintreten, ihren heiligen Abſcheu, wenigſtens durch Mienen, wenn nicht durch Worte. Wollen ſie mit ihren Landsleuten eine Partie Whiſt in ihrem eigenen Zimmer machen, ſo hat ihr eigener Bediente das Recht, ſie beim nächſten Friedensrichter zu verklagen, und ſie entgehen ſicher der Strafe nicht.

Was fängt man aber mit dem Tage an, der zwei und funfzig Mal im Jahre wieder kommt? Man macht kleine Reiſen, wenn die Jahreszeit und das Wetter es erlauben und achtets nicht, daß die Wegegelder am Sabbath doppelt erlegt werden müſſen, zur Ehre des Herrn. Im Winter, bei ſchlimmem Wetter, faßt man ſich in Geduld, andern Rath giebts nicht.

Feueranſtalt.

Die allgemeine Sage verſichert, keine Nacht und kein Tag vergienge in London, ohne daß Feuer auskäme, gewöhnlich an mehr als einem Orte. Die Sache iſt nur zu wahrſcheinlich. Einhundert und ſechzig tauſend Häuſer, welche Maſſe! Wie viele Camine und Feuerſtellen! Und dennoch hört man nie eine Sturmglocke, kein Feuerlärm verkündigt es dieſer, auf einander gehäuften Million Menſchen, wenn einer ihrer Mitbürger in Noth iſt und Hülfe bedarf; Niemand außer den nächſten Nachbarn, erfährt zur Zeit eines Brandes etwas davon, und wäre er noch ſo beträchtlich, noch ſo gefährlich. Aber ſtürmte man auch mit allen Glocken, kein Menſch würde ſich darum bekümmern, keinem würde es zu Herzen gehen. Aber den Aſſecuradeurs geht es an den Beutel und darum ſind ſie ſehr bereitwillig zu helfen. Die ganz vortrefflichen Feueranſtalten ſtehen unter ihrer Direction, und können gewiß nicht beſſer, beſonnener und eifriger dirigirt werden, als von dieſen Herren, die ſo lebhaft bei jeder Rettung intereſſirt ſind. Faſt an allen Häuſern ſieht man den kleinen goldenen Phönix neben der Hausthüre prangen, ein Zeichen, daß der Eigner für eine gar nicht beträchtliche jährliche Abgabe ſein Haus bei der Phönixcompagnie gegen Feuersgefahr verſicherte. So wie ſolch ein Unglück entſteht, wird die Geſellſchaft augenblicklich davon benachrichtigt, denn die ganze Nacht geht eine kleine Armee Wächter umher, um jede drohende Gefahr gleich zu bemerken und anzukündigen. In allen Stadtvierteln ſtehen Feuerſpritzen, Pferde und Menſchen Tag und Nacht zur Hülfe bereit. Auf den erſten

Ruf iſt Alles bei der Hand und dem Unheil wird gewehrt; nur die dazu beauftragten Leute dürfen ſich dem Feuer nähern; ſie zeichnen ſich durch ihre Kleidung aus, ſo daß man ſie gleich erkennt. Aber nicht bloß Häuſer, ſondern auch Möbeln, Wäſche, Koſtbarkeiten werden gegen Feuer verſichert. Daraus entſteht der ſonderbare Fall, daß ſelbſt den Eigenthümern nicht erlaubt iſt, etwas zu retten, ſie müſſen Alles dieſen fremden Leuten anvertrauen, die denn aber freilich ſich auch viel beſſer dabei benehmen als jemand, welcher der Sache ungewohnt iſt und den ohnehin Angſt, Furcht und Schrecken der gewohnten Beſonnenheit beraubten. Dieſe Einrichtung iſt nothwendig um den, bei ſolchen Gelegenheiten unvermeidlichen Diebſtählen vorzubeugen, und ſo wunderbar ſie auf den erſten Anblick erſcheint ſo wohl befindet man ſich im Grunde doch dabei.

Oeffentliche Vergnügungen. Theater.

Nicht allein an der Sprache erkennt man die verſchiedenen Nationen, welche Europa bewohnen, auch am Gange, am Tone, an der Gebärde. Jede derſelben unterſcheidet ſich von der andern durch ſchwer zu bezeichnende, aber deshalb nicht weniger ſichtbare und untrügliche Kennzeichen. Auch auf die bildende Kunſt hat dieſer angeborene und angeeignete Unterſchied der Nationen großen Einfluß. Kein Niederländer malt wie ein Italiener, kein Franzoſe wie Beide; Alle müſſen ihrer Nationalität treu bleiben. Die Geſtalten, die Gebärden, der Himmel, die Beleuchtung, die wir von Jugend auf ſehen, prägen ſich uns mit unauslöſchlichen Zügen ein. Wir können nur wiedergeben, was wir in uns tragen, und der Unterſchied der Schulen liegt mehr an dem Himmel, unter dem ſie entſtanden, als an den Meiſtern, die man für ihre Stifter erkennt. Bei der theatraliſchen Kunſt blickt dieſe Nationalität noch deutlicher hervor und wäre es möglich einem Schauſpiele zuzuſehen, ohne daß man ein Wort davon höre, ſo müßte doch der kundige Beobachter gleich entſcheiden können: ob er ein engliſches, franzöſiſches oder teutſches Theater vor ſich ſähe? Alle drei können in ihrer Art vortrefflich ſeyn, und werden dennoch dem Fremden mißfallen. Denn dieſer, mit der Individualität der Nationen noch nicht bekannt genug, will nach ſeinem eignen, vom Hauſe mitgebrachten Maaßſtabe meſſen. Nur nach und nach wird er entdecken, daß das, was ihm zuerſt widerwärtig, unnatürlich, übertrieben erſchien, dennoch treu, wahr und bewundernswürdig iſt. Betrachtet man eine theatraliſche Vorſtellung als ein vollendetes abgerundetes Ganze, ſo haben wir Teutſchen vor den andern Nationen keinen Vorzug, ſo viel vortreffliche einzelne Künſtler wir auch aufzuweiſen haben. Das Weimariſche Hoftheater, begünſtigt durch ein Zuſammentreffen vieler ſeltener, außerordentlicher Umſtände, iſt vielleicht das einzige in Teutſchland, auf welchem man noch zuweilen einzelne Darſtellungen einiger Meiſterwerke der vorzüglichſten Dichter erblickt, die ſich durch das Zuſammenpaſſen jedes Theils zum Ganzen, der Vollkommenheit nähern. Daß der teutſche Schauſpieler Allen alles ſeyn muß, iſt ſein Unglück; dadurch wird er verhindert ſein Talent auszubilden, für das ſeiner Perſönlichkeit am beſten zuſagende Fach. In Paris und London iſt das anders. Jeder widmet ſich den Rollen, zu welchen ſeine Individualität ihn ruft. Mit dem Alter nimmt man es weit weniger genau, als bei uns. Gerechter als wir bedenkt man: wie viel dazu gehört, eine hohe Stufe in irgend einer Kunſt zu erringen. Kein vollendeter Künſtler ward geboren. Jahre voll Anſtrengung und Studium gehören dazu, um das große Talent auszubilden; oft iſt die Jugend entflohn, wenn jenes erſt in vollem Glanze ſtrahlt. In Frankreich und England erkennt man dies, und läßt ſich lieber willig durch Schminke, Kleidung, Beleuchtung täuſchen, als daß man den höchſten Genuß, den die Kunſt gewähren kann, verſchmähte, weil der Künſtler einige Jahre zu viel zählt. Der vorzügliche teutſche Schauſpieler iſt in Gebärde, Ton, Declamation und Stellung bei weitem der gemäßigtſte, weil Maaß halten und Ernſt in der Natur des Teutſchen liegt. Wir erſcheinen unſern Nachbarn kalt aus demſelben Grunde, aus welchem ſie uns übertrieben ſcheinen. Eben ſo wird der weſtphäliſche Bauer gewiß glauben, der Provenzale oder Gascogner wolle ihn todt ſchlagen, wenn jener ihm bloß nach ſeiner Landesſitte einen guten Morgen bietet.

Nennt man ein, nach feſtgeſetzten Regeln genau gebildetes Ganze, ein vollendetes Kunſtwerk, ſo hat die franzöſiſche Tragödie vor allen andern den Vorzug. Streng abgemeſſen ſind Zeit und Ort. Jeder Vers, jedes Wort findet im Parterre Richter, die keinen Verſtoß gegen einmal feſtgeſetzte Regeln hingehen laſſen. Geſetze des ſogenannten Wohlſtandes, wie keine andere Nation ſie kennt, binden den Dichter, wie den Schauſpieler. Beide dürfen ſich nur in ſcharf gezogenen Schranken bewegen. Das auf dieſe Weiſe mühvoll hervorgebrachte Ganze blendet, ſetzt in Erſtaunen, erregt Bewunderung, aber wir bleiben ohne Theilnahme dabei und ein

Fröſteln, das wir ungern Langeweile nennen möchten, bemächtigt ſich unſrer. Die Stellungen der berühmteſten Schauſpieler, ſchön und kunſtreich wie ſie ſind, erinnern doch immer an jene akademiſchen Figuren, die wir auch auf den franzöſiſchen Gemälden finden, und von denen es auch ihren beſten Meiſtern nicht gelingt, ſich ganz zu befreien. Der Geiſt der Tragödie iſt nicht der Geiſt der Nation, die von jeher alles leicht nahm, was das Schickſal auch immer über Sterbliche verhängen mag. Die Sprache ſelbſt, ihr Mangel an Tonfall widerſtrebt der höhern Poeſie, widerſtrebt jeder Declamation. Alles wird bloß durch Kunſt hervorgebracht, es iſt, als hörte man einen aufs kunſtreichſte gebildeten Sänger, dem aber die Natur eine ſonore Stimme verſagte. In der höheren Comödie hingegen ſteht der Franzoſe auf der erſten Stufe. Da iſt Geiſt, Leben, Witz, Laune und der fein gebildete Converſationston zu treffen, welcher ihn auch im gemeinen Leben vor allen Nationen auszeichnet.

Das engliſche Theater ſteht auf dem ganz entgegengeſetzten Punkte. Keine Regel beſchränkt den Dichter, keine den Schauſpieler. Ungebunden überlaſſen Beide ſich ihrem Genius. Alles ſteht dem Dichter zu Gebot, Verſe und Proſe, ewiger Wechſel der Scene, Ausdehnung der Zeit ins Unendliche, alle mögliche Motive. Wie ſchwer es ſey, von dieſer unbeſchränkten Gewalt den rechten Gebrauch zu machen, lehrt der Mangel an guten neuen Tragödien; nur Shakespeares Rieſengeiſt konnte ſie zum Rechten anwenden; noch immer ſteht er allein da, das Volk verehrt ihn als ſeinen einzigen Dichter und drängt ſich unermüdet zu ſeinen Meiſterwerken.

Die engliſche Comödie giebt ein treues, oft etwas überladenes Bild des häuslichen und geſelligen Lebens, der Fehler, der Tugenden, der Lächerlichkeiten, die man in den verſchiedenen Ständen trifft. Die Eigenheiten der verſchiedenen Provinzen, der Schottländer und Irrländer, beſonders ihrer Dialekte, erhöhen das Komiſche derſelben, und werden mit vieler Treue dargeſtellt. Charakter-Comödien, wie die Franzoſen deren meiſterhafte beſitzen, in denen ſich Alles um eine Rolle dreht, die dadurch bis ins kleinſte Detail herausgehoben wird, kennt der Engländer nicht. Dafür wimmeln alle Stücke von Perſonen, die uns als Karikaturen erſcheinen, die es aber bei dieſem originellen Volke nicht ſind. Nur die ſtärkſten Züge ein wenig verflächt und gemildert, und man trifft überall im geſelligen Leben die Urbilder dazu an.

Selbſt bei den beſſer gezeichneten Karikaturen, an denen wir uns auch zuweilen in Teutſchland ergötzen, iſt dies der Fall; Aehnlichkeit liegt immer zum Grunde und bei weitem nicht ſo mit fremden Zügen überladen, als man im Auslande glaubt. So ſtreng man in England auf Decenz hält, wo die Zirkel aus Männern und Frauen gemiſcht ſind, ſo nachſichtig iſt man in dieſer Hinſicht auf dem Theater. Frauen, die ſonſt jedes, nur von fern ihr Zartgefühl beleidigendes, Wort empört, ſehen Scenen an, von denen jede Franzöſin ſich zürnend wegwenden würde, und die gewiß das Pariſer Publicum mit dem entſchiedenſten Unwillen aufnähm. Der engliſche Tragiker ſpielt natürlicher als der franzöſiſche, feuriger als der teutſche. Zu treu copirt er die Natur und überſchreitet oft die Gränze des Schönen. Der wüthendſte Ausdruck des Leidens, ſelbſt der laute Schrei körperlichen Schmerzes, alle Verzerrungen des Wahnſinns, konvulſiviſches Zucken der Sterbenden, nichts wird dem Publicum erlaſſen, welches in dieſem Allen die höchſte Kunſt zu ſehen glaubt, und mit geſträubtem Haare, dann am lauteſten in Beifallsbezeugungen ausbricht, wenn es vor Schrecken ſchaudert. Die Größe des Schauſpielhauſes zwingt die Schauſpieler überlaut zu ſprechen, denn der im entfernteſten Winkel ſitzende Matroſe will für ſeine

Six pence ſo gut Alles hören und vernehmen, als die vornehmſte Lady in der erſten Loge. Deutliche Ausſprache iſt die erſte Forderung, die das engliſche Publicum an den Schauſpieler macht. Dieſer muß daher mit der äußerſten Anſtrengung jedes Wort, jede Sylbe abſtoßend betonen. Bei den mittelmäßigen Künſtlern bringt dies eine ſehr unangenehme, oft lächerliche Wirkung hervor, die beſten von ihnen wiſſen mit unglaublicher Mühe dieſe Schwierigkeit zu bekämpfen. Aber auch dieſe heben gewiſſe Tiraden hervor, welche auf Patriotism, Freiheit und Nationalität Bezug haben und von denen ſie voraus wiſſen, daß das Publicum ſie jedes Mal beklatſcht. Dieſe werden ganz an daſſelbe gerichtet und die Mitſpielenden während einer ſolchen Hauptaction gar nicht beachtet, ihre Zeit tritt ſpäter wieder ein. Periodenweiſe declamirt der Schauſpieler ſeine Rede ab. Zwiſchen jedem Satze wird eine hinlängliche Pauſe für den Beifall gelaſſen, dann weiter geſprochen, dann wieder geſchwiegen, ſo daß das Ganze ſich wie ein Melodram ausnimmt, zu welchem das Publicum das Accompagnement liefert. Die engliſche Declamation hat ohnehin einen eignen ſingenden Ton, ohne große Modulation, etwas dem Fremden affectirt ſcheinendes Pathetiſches, das ſich nicht beſchreiben läßt; bei etwas Aufmerkſamkeit aber findet man ihn im gemeinen Leben wieder bei jedem, durch Leidenſchaft erhobenen Geſpräch. Es iſt die der engliſchen Sprache eigene Melodie; jede Sprache hat die ihrige.

Im komiſchen, beſonders Poſſenſpiel, übertreffen die Engländer vielleicht alle andere Nationen. Schon der bekannte, angeborne Ernſt dieſes Volks macht ſeine seltne Luſtigkeit um ſo ergötzlicher. Die Späße ſind nicht immer die feinſten, oft ein wenig breit und plump, aber ſie reizen unwiderſtehlich zum Lachen; einige Schauſpieler, zum Beiſpiel Munden, brauchen nur ſich zu zeigen, und das Haus erbebt bis in ſeinem tiefſten Grund von der rauſchendſten lauteſten Freude. Viel will dies ſagen bei einer Nation, die das Lachen für unanſtändig hält und dem Gebildeten höchſtens nur ein Lächeln erlaubt. Hier ſiegt die Natur, unterſtützt von der Kunſt, und Regel und Zwang ſind vergeſſen. Opern werden ſelten gegeben, ein engliſches Recitativ iſt undenkbar, und der Engländer findet die Abwechſelung von Rede und Geſang unnatürlich. Das Volk liebt überhaupt die Muſik wenig. Doch ſpielt man zuweilen als Nachſpiel irgend eine kleine Oper und es fehlt nicht an guten Sängern und Sängerinnen, um ſie für ein engliſches Ohr ganz angenehm aufzuführen.

Das engliſche Publicum im Theater.

Dieſes verdient ein eignes Kapitel, denn es iſt einzig in der Welt. Wie es despotiſch über die bretterne Welt herrſcht, davon hat man in ganz Europa keinen Begriff, auch in Frankreich nicht, wo man doch noch weit von der Langmuth der Teutſchen entfernt iſt. Oft, wir geſtehen es, wenn wir ſahen, wie viel ſich das teutſche Publicum von ſeinen Lieblingen gefallen läßt, wünſchten wir dieſe nur auf wenige Monate auf die engliſche Bühne, damit ſie erkennen lernten, wie wohl es ihnen zu Hauſe geht. Im Ganzen läßt ſich das Verfahren dieſer Inſulaner durchaus nicht rechtfertigen. Jedes zu leiſe geſprochene Wort, jede Vernachläſſigung, jedes Stocken wird unbarmherzig geahndet, nur gegen Debutirende zeigt man große Nachſicht und muntert ſie auf alle Weiſe auf. Daher kam es aber auch, daß wir nie einen Londner Schauſpieler ſahen, der ſeine Rolle nicht gelernt hätte. Der Soufleur mit ſeinem, alle Illuſion vernichtenden Kaſten iſt gänzlich von der Bühne verbannt, nur ganz dem Publicum verborgen, ſtehen auf beiden Seiten in den Couliſſen Einhelfer, die emſig für ſich nachleſen und dem Schauſpieler nothdürftig zu Hülfe kommen, wenn dieſen ein Mal ſein Gedächtniß verläßt. Wie überall, ſo hat auch hier der auf den höchſten Sitzen befindliche Theil des Publicums die lauteſte Stimme; jedes Liedchen, jede Arie, ſo dieſen Erhabenen gefällt, muß zwei Mal, oft drei Mal geſungen werden. Und ihnen gefällt Vieles. Selbſt die ſtolze Billington mußte in unſerm Beiſeyn ſich gefallen laſſen, eine Bravour-Arie und ein Duett zwei Mal zu ſingen. Entſteht eine Unruhe, ein Streit im Parterre oder auf der Galerie, wird Jemand krank und muß weggebracht werden, gleich erſchallt von oben herab der Befehl an die Schauſpieler, inne zu halten, bis die Ruhe wieder hergeſtellt oder der Unruhſtifter hinaus geworfen iſt. Bisweilen wird der Lärm ſo arg, daß die Schauſpieler das Theater verlaſſen müſſen, bei der Wiederkehr werden ſie mit Händeklatſchen empfangen, und genau, wo ſie aufhörten, fangen ſie wieder an. Wie es bei alle dieſem um die Illuſion ſtehe, darum kümmert ſich Niemand; die Hauptſache iſt, daß Jeder für ſein Geld alles ſehe und höre, was es zu ſehen und zu hören giebt. Zuweilen werden die Zuſchauer Schauſpieler. Ein Matroſe kam, wie wir eben im Theater waren, einſt auf den Einfall, in einem Zwiſchenact ein Liedchen zu ſingen. Gleich wurde von oben herab Stillſchweigen geboten, und Alles gehorchte. Der Matroſe ſang für das, was er war, gut genug und mit einer ganz erträglichen Stimme, dabei ganz furchtlos, obgleich ſein Auditorium zum Theil aus den Vornehmſten des Reichs beſtand. Er fand vielen Beifall und ſollte noch ein Mal ſingen. Jetzt wollte er es aber zu ſchön machen, überſtieg ſich über ſeine Kräfte und warf mitten in einer Roulade förmlich um. Ein allgemeines Gelächter endigte für dies Mal die Scene.

Einrichtung der beiden großen Londner Theater in Hinſicht auf die Zuſchauer.

Um halb ſieben Uhr ſoll jede Vorſtellung anfangen, doch wird es faſt immer ſieben Uhr, und auch dieſe Stunde iſt noch zu früh für ein Publicum, das im Durchſchnitt erſt gegen ſechs Uhr zu Mittag ſpeiſet. Die Vorſtellungen dauern ſo lange, daß jede, nicht engliſche, Geduld ermüden muß. Selten kommt man vor Mitternacht nach Hauſe. Kurz und gut, iſt nun ein Mal nicht das Symbol der Engländer; überall lieben ſie lange Sitzungen, im Parlement, an der Tafel und auch im Theater. Jeden Abend müſſen zwei Stücke gegeben werden, eines von fünf Acten und ein Nachſpiel, welches auch oft zwei bis drei Acte hat. Gewöhnlich ſpielt man zuletzt irgend eine Poſſe, ſelten eine kleine Oper, oft irgend ein den neuen engliſchen Romanen nachgeformtes, Unding voll Nacht und Graus. Ob übrigens das Nachſpiel zum erſten Stück paſſend gewählt iſt, ob es nicht mit den durch jenes erregten Empfindungen aufs ſchreiendſte kontraſtirt? dies kümmert Niemanden; genug der Zuſchauer bekommt volles Maaß für ſein Geld. Beide große Theater von Drurylane und Coventgarden ſind vom Monat September bis Ende Junius geöffnet, dann werden ſie geſchloſſen und das kleinere Sommer-Theater zu Haymarket kommt an die Reihe. Im Monat Mai und Junius werden die mehreſten Benefiz-Vorſtellungen für die ältern und beſſern Schauſpieler gegeben; ſie gehören mit zu deren Gehalt. Dann währen dieſe Vorſtellungen oft bis nach ein Uhr; denn um das Publicum vollkommen gut zu bewirthen, ſchiebt man noch allerhand Sächelchen in die Zwiſchenacte ein, bald ein Liedchen, bald einen Tanz. Dieſe gefallen gewöhnlich den hohen Zuſchauern, müſſen zwei bis drei Mal wiederholt werden und koſten viel Zeit.

Die Logen ſind ſehr geräumig und ſo gebaut, daß man aus Allen gleich gut ſehen kann. Sie enthalten Alle mehrere Reihen Bänke, die ſich über einander erheben; ſo iſts auch im Parterre, welches ſich, ohne Parket oder Parterre noble, vom Orcheſter bis ans Ende des Hauſes erſtreckt. Alle Reihen Logen werden gleich zu ſechs Schilling bezahlt, das Parterre koſtet etwas über die Hälfte. Ueber die Logen erheben ſich noch zwei Galerien, zu zwei und einen Schilling die Perſon, und hoch über der letzten Galerie, ganz im Hintergrunde, thronen wie unſichtbar, die reſpectablen Perſonen, die, wie wir eben erzählten, gewöhnlich den Ton angeben. Niedrige Abtheilungen trennen jede Loge von ihren nächſten Nachbarn. Hell wie Tageslicht erleuchtet, angefüllt mit Zuſchauern, gewähren ſie einen bezaubernden Anblick. Die Etikette will, daß alle Damen im vollen Putz das Theater beſuchen, wenn ſie auf die vorderſten Sitze in den Logen Anſpruch machen, beſonders in denen des erſten und zweiten Rangs. Keine Dame wird mit einem tiefen Hute hinein gelaſſen, ein kleiner mit Federn oder Blumen gezierter, Putzhut iſt erlaubt. Im Parterre dagegen erſcheint man in gewöhnlicher Kleidung mit großen Hüten, die aber ohne Wiederrede abgenommen werden müſſen, wenn es verlangt wird. Frauenzimmer des Mittelſtandes und Herren jedes Standes beſuchen das Parterre. Es iſt ein ganz anſtändiger Platz, nur muß man früh, oft vor Oeffnung des Hauſes kommen, um eine gute Stelle zu finden; denn kein

Vorherbeſtellen findet dort Statt. In den beiden erſten Logen wird zu Anfang keine Dame hinein gelaſſen, die nicht zuvor ihren Namen ins Logenbuch hat aufſchreiben und dadurch ihren Platz beſtellen laſſen. Dies geſchieht, um die öffentlichen Stadt-Nymphen von dieſen Logen zu entfernen, welche für die erſten und unbeſcholtenſten Familien des Reichs beſtimmt ſind. Jenen Damen ſind eigene Sitze im Hintergrunde des Schauſpielhauſes angewieſen. Mit dem Einſchreiben des Namens gewinnt man das Recht, mehrere Plätze, in welcher Reihe Bänke man will, bis zu Ende des erſten Acts für ſich aufbewahren zu laſſen. Man kann ſeinen eigenen Bedienten hinſchicken, oder, was gewöhnlicher iſt, einen Schilling bezahlen. Für dieſen Preis wird Jemand von dem Logenwärter hineingeſtellt. Bis Ende des erſten Acts werden dieſe leeren Plätze frei gelaſſen, ſpäter hat Jeder das Recht ſich ihrer zu bemächtigen. Niemand darf für mehr Plätze bezahlen als er braucht, und thäte man es, miethete man auch eine ganze Loge, es würde zu nichts helfen. Der Engländer behauptet: Niemand dürfe durch ſein Geld einen Andern, der auch bezahlt, vom Genuſſe eines öffentlichen Vergnügens ausſchließen, wenn es der Raum erlaubt. Deshalb findet auch in den engliſchen Theatern kein Abonnement Statt. Selbſt die öffentliche

Familie muß ihre Loge vorher beſtellen, die ſich übrigens durch nichts von den übrigen unterſcheidet und ohne Unterſchied wie die andern beſetzt wird, wenn Niemand vom königlichen Hauſe da iſt. Nach dem dritten Acte wird Jederman für den halben Preis hinein gelaſſen; dieſer Gebrauch iſt ſehr unangenehm für den beſſeren Theil der Geſellſchaft. Mit großem Geräuſche ſchwärmen dann jene Nachtvögel, die man ſo gern aus dieſem Kreiſe abhielt, herbei, und alle Vorkehrungen dienten nur, ſie von den erſten Reihen Sitze in den Logen zu vertreiben. Die ſchlechteſte Geſellſchaft, freilich vorſchriftsmäßig gekleidet, verbreitet ſich dann durchs ganze Haus; deshalb gehen auch Damen nie ohne männliche Begleitung ins Theater und kein Mann tritt einem hinter ihm ſitzenden, ihm unbekannten Frauenzimmer ſeinen Platz ab, aus Furcht, die neben ihm Sitzenden in eine unpaſſende Nachbarſchaft zu bringen. Dies iſt einer von den Fällen, in welchen ein Fremder aus großer Höflichkeit unhöflich werden könnte.

Drurylane.

Dieſes Theater iſt eines der größten und ſchönſten in der Welt; die Außenſeite deſſelben ſahen wir nicht vollendet, vielleicht iſt ſie es noch nicht, und gewiß wird ſie dem Hauſe nie Glanz geben. In einem ſchwerfälligen Styl erbaut, wie faſt alle öffentlichen Gebäude Londons, ſcheint es, trotz ſeiner Größe, von einem ungewöhnlich hohen Dache faſt erdrückt zu werden. Dies Dach iſt indeſſen für das Ganze von unſchätzbarem Nutzen, nicht allein wegen der Flugwerke und übrigen Maſchienen, die darinnen angebracht ſind, ſondern weil es einen eiſernen Vorhang enthält, der im Fall, daß während der Vorſtellung Feuer auf dem Theater auskäme, ſogleich herabgelaſſen wird und den Theil des Hauſes, welchen die Zuſchauer erfüllen, vor aller Gefahr ſichert. Von innen iſt das Haus hell gemalt, geſchmackvoll decorirt; es enthält vier Reihen Logen ohne die Galerien. Wenigſtens funfzig glänzende kryſtallne Kronleuchter und noch viel mehr Spiegel-Wandleuchter ſind rings um in zierlicher Ordnung angebracht, mehrere Hunderte von Wachslichtern brennen darauf und doch ſchwindet ihr Glanz gegen den des Theaters, ſo wie der Vorhang aufgeht. Erleuchtet durch eine Unzahl von Lampen, ſtrahlt dieſes wie im hellſten Sonnenſcheine. Die Decorationen ſind des Ganzen würdig; der hintere Vorhang derſelben iſt eigentlich kein Vorhang, er wird nicht aufgerollt, ſondern zerlegt ſich in mehrere Theile, je nachdem der Gegenſtand iſt, den er vorſtellt; dieſe einzelnen Theile trennen ſich wieder in kleinere, ſchieben ſich in einander und werden ſo in die Höhe gezogen. So ſteigen ſie auch herab und entwickeln ſich mit Zauberſchnelle, keine Spalte deutet ihre Zuſammenſetzung an. Dieſe Einrichtung hat den Vortheil, daß die Decorationen durch das Aufrollen nicht beſchädigt werden, daß ſie keine Falten und Streifen zeigen und nie ſo in Bewegung kommen, wie unſre Vorhänge, die uns oft in den friedlichſten Scenen ein Erdbeben vergegenwärtigen.

Die glänzendſten Sterne des theatraliſchen Himmels hatten ſich, wie wir in London waren, in Coventgarden vereint, doch blieb Drurylane, beſonders im komiſchen Fach, noch reich genug, um durch ſehr ausgezeichnete Vorſtellungen zu erfreuen. Vor Allen glänzt Md. Jordan hervor, die Geliebte, oder, wie Einige behaupten, die heimlich angetraute Gemahlin des Herzogs von Clarence, der auch vor der Welt ſie auf alle Weiſe ehrt, und ſie immer in ſeiner Equipage mit ſeiner Livrei ins Theater fahren läßt. Beim Anblick dieſer wunderbar reizenden Frau vergißt man es ganz, daß ſie ſchon ziemlich weit über die erſte Blüte der Jugend hinaus und für jugendliche Rollen etwas zu ſtark geworden iſt. Der fröhlich = ſchalkhafte Ausdruck ihres ſehr hübſchen Geſichts, ihr angenehmes ſonores Organ, die naive Grazie und Wahrheit in jeder ihrer Bewegungen bezaubern unwiderſtehlich und laſſen nichts vermiſſen.

Wir wollen hier einer Vorſtellung in Drurylane gedenken, die uns vor Allen gefiel. Man ſpielte „Shakeſpears: much ado about nothing“ viel Lärm um nichts. In Teutſchland ſehen wir zuweilen eine Verkrüppelung dieſes herrlichen Luſtſpiels unter dem Namen: „die Quälgeiſter“; und es unterhält auch da noch, ſo viel Mühe ſich deſſen Verfaſſer gegeben hat, es zur Mittelmäßigkeit herabzuziehen, ſo unbeholfen ſich auch Shakeſpeare in der engen Uniform eines modernen Lieutenants oder Hauptmanns bewegt. Welch' ein ganz anderer Genuß aber iſt es, dieſes Stück mit wenigen Weglaſſungen, die unſre Sitten durchaus nothwendig machten, in ſeinem urſprünglichen Glanze zu ſehn! Madame Jordan als Beatrix und Mr. Banniſter als Benedict waren ganz an ihrem Orte. Die Scenen zwiſchen Beiden, wo ein Witz den andern, wie ein Wort das andere jagt, muß man von Beiden geſehen haben, um zu glauben, daß etwas auswendig Gelerntes mit dieſer Wahrheit wieder gegeben werden kann. Die langſam pathetiſche Abſtoßung der Worte, deren wir oben gedachten, war hier, wie bei allen guten engliſchen Komikern, ganz verſchwunden; Alles gieng Schlag auf Schlag, dennoch verlor kein Zuhörer in dem ungeheuern Hauſe nur eine Sylbe. Freilich, ſo wie die Verſe und mit ihnen der Ernſt wieder eintreten, erſcheint auch wieder der feierliche Predigerton. Ueber Alles ergötzlich waren der Richter Dogberry und ſeine Geſellen, mit ihrem breiten Bauerdialekte. Das ganze große Haus bebte vom unaufhaltſamen Gelächter der Zuſchauer, ſo oft ſie erſchienen, ſo daß ſie oft inne halten mußten, um nur gehört zu werden. Md. Bland, eine kurze dicke ältliche Favorite des Publicums, die für eine vortreffliche Sängerin gilt, weil ſie gewaltig ſchreit und dabei deutlich ausſpricht, ſang in einem Zwiſchenact eine engliſche Lieblingsromanze, „poor crazy Jane“ (die arme wahnſinnige Hanne). Es ſind die einfachen Klagen eines, von ſeinem Geliebten betrognen und darüber wahnſinnig gewordnen Mädchens. Die Muſik war nicht ſonderlich; doch müßte ſie unter lautem Beifall zwei Mal wiederholt werden. Hier zu Lande gilt der Text mehr als die Muſik, und ſolche Schilderungen des höchſten menſchlichen Elends ſind einmal die größte Freude der Engländer. Mit ihrem Gefühl geht es ihnen, wie mit dem Gapenne-Pfeffer; nur das möglichſt Starke vermag bei ihnen Herz und Magen zu reizen. Den Beſchluß machte für dieſen Abend, oder wie man hier zu Lande paſſender ſagt, für dieſe Nacht, eine große, meiſtentheils von Italienern aufgeführte Pantomime, ein Schauſpiel, das wir in dieſer Vollkommenheit noch nirgends ſahen. Ein Zauberer ſaß auf ſeinem Throne, umgeben von dienenden Geiſtern aller Art. Im Hintergrunde, hinter einem eiſernen Gitter, erblickte man den alten Pantalon, Harlekin, Colombine und den treuen Diener Pierrot, Alle in Todesſchlummer verſunken, in Särgen liegen. Der Zauberer mußte nothwendig verreiſen und Alles kam darauf an, daß Jemand einſtweilen an ſeiner Stelle auf dem Throne ſäße und den Scepter aufrecht hielte, ohne einzuſchlafen. Ein kleiner neckiſcher Kobold, unübertrefflich von einem Signor Grimaldi geſpielt, wird zu dieſem Ehren-Amt erleſen und weiß ſich nicht wenig damit. Der Zauberer ermahnt ihn aufs dringendſte und fährt ab in ſeinem Drachen-Wagen. Eine Weile geht es vortrefflich; der kleine närriſche Kobold iſt außer ſich vor Freuden auf dem weiten prächtigen Thron. Nun aber meldet ſich der Schlaf, umſonſt widerſteht er aus allen Kräften, umſonſt nimmt er aus einer ungeheuern Doſe eine ſo ſtarke Priſe, daß er drei Mal nieſen muß, bei jedem Nieſen wenigſtens drei Ellen hoch vom Sitze in die Höhe geſchnellt wird, in der Luft ſich ein paar Mal überſchlägt und immer wieder auf den Sitz zurück plumpt. Die Natur ſiegt, er ſchläft ein, das Scepter entſinkt für einen Moment ſeiner Hand, der Zauber iſt zerſtört und der bunteſte Wirrwar hebt an. Die Schlafenden erſtehen, hoch erfreut, aus ihren Särgen, Alles verſchwindet. Harlekin und die Seinen ſind nun auf ewiger Flucht, überall, in tauſend Abwechſelungen, laſſen ſie ſich häuslich nieder und fangen an ihr luſtiges Weſen zu treiben, überall verfolgt ſie der Kobold. Ewiger Scenenwechſel, Decorationen, ſo prächtig man ſie nur erdenken kann, Verwandlungen bei denen man verleitet wird, an Hexerei zu glauben, folgen in der ſchnellſten Mannichfaltigkeit, daß das Auge kaum Zeit hat, Alles zu bemerken. Die Mimiker waren Alle vortrefflich wie die Decorationen; ein ächt komiſcher Zug jagte den andern. Das Haus erſcholl vom unaufhaltſamſten Gelächter; Alles lachte, Alles war erfreut, aber gewiß Niemand im Stande zu Hauſe zu erzählen, was er geſehen hatte. Gegen ein Uhr endigte das Schauſpiel.

Coventgarden.

Das Haus, nicht völlig ſo groß als das von Drurylane, aber nicht weniger elegant decorirt, erſcheint faſt noch blendender, noch prächtiger als jenes, denn viele große und kleinere angebrachte Spiegel vervielfältigen die Menge der ſtrahlenden Wachskerzen ins Unendliche. Hier auf dieſen Bretern ſah man oft in einer einzigen Vorſtellung die berühmteſten Künſtler vereint. Zuerſt nennen wir Md. Siddons, die jetzt leider das Theater verlaſſen hat. Sie iſt eine hohe königliche Geſtalt. Als ob Melpomene, wie alte Meiſter ſie uns darſtellen, das Piedeſtal verlaſſen hätte, um unter den Lebenden zu wandeln, ſo tritt ſie einher, groß, ſchön, im einfachen Ebenmaas. Ihr ganzes Weſen iſt zur Tragödie geſchaffen, der Ausdruck, die Form ihres ſchönen Geſichts, paßt nur für Trauerſpiel, unmöglich kann man ſie ſich fröhlich oder gar lachend denken. Unbeſchreiblich melodiſch iſt ihre Stimme, ſanft und durchdringend zugleich, ſie hat unnachahmlich-klagende Töne in ihrer Bruſt. Schon lange iſt ſie nicht mehr jung, aber die Zeit konnte ihr wenig rauben; bei dieſen edlen regelmäßig-ſchönen Zügen vermißt Niemand den Glanz der Jugend; ſie iſt ziemlich ſtark, aber auch dies macht keinen Uebelſtand bei ihrer hohen Geſtalt. Sie wäre ein Ideal, über das hinaus man ſich nichts denken könnte, ließe ſie ſich nicht zuweilen von der Luſt, dem Publicum zu gefallen, hinreißen ihr großes Talent zu mißbrauchen. So aber überſchreitet ſie oft die Gränzen des Schönen und wird fürchterlich. Als Iſabella zum Beiſpiel in dem Trauerſpiel: die ſchöne Büßende (the fair penitent) ſtößt ſie ſich im fünften Act den Dolch ins Herz, und verſcheidet mit einem lauten, convulſiviſchen, Herz- und Nerven-zerreißenden Gelächter, das ziemlich lange anhält, und den Zuſchauern die Haare zu Berge ſträubt. Aber ſo etwas will der Engländer, und halb London ſtrömt ins Theater, um Md. Siddons lachen zu hören, obgleich die Damen Krämpfe und Ohnmachten davon tragen. Aehnlich grauſenvoll ſpielt ſie im geretteten Venedig, wo ſie zuletzt wahnſinnig auf dem Theater ſtirbt. Ihr wahrer Triumph iſt wohl die Rolle der Lady Makbeth; denn in dieſer hat ſie ein weites offenes Feld für ihr großes Talent. In der Scene des Nachtwandelns macht ihr bloßer Anblick jeden Blutstropfen erſtarren. Ihr Bruder Kemble verdient ihr Bruder zu ſeyn. Seine Geſtalt iſt ſehr edel und ſchön, obgleich auch er nicht mehr ganz jung iſt. Zuweilen ſcheint er vielleicht ein wenig monoton, aber ſein Spiel iſt immer durchdacht und motivirt, und immer erkennt man darin ſeine Lehrerin. Der junge Siddons, der noch obendrein ſeiner Mutter ſprechend ähnlich ſieht, und ſeine Frau, die mit Jugend und Schönheit ein großes Talent für ſanfte duldende liebende Rollen vereint, zeichnen ſich ebenfalls aus, theils durch das, was ſie ſchon leiſten, theils durch die Hoffnungen, die ſie, gebildet in dieſer Schule, für die Zukunft geben. Unmöglich kann man die Rolle der Julie lieblicher dargeſtellt ſehn, als von der jüngern Md. Siddons. Ein Meiſter anderer Art iſt Cook. Die Natur verſagte ihm eine ſchöne Geſtalt; dafür gab ſie ihm eine deſto ausdrucksvollere Phyſiognomie, beſonders für die Rollen, die er ſich erwählt hat. Tyrannen, Böſewichter, kalte, kühne, trozzige Charakter ſpielt er unübertreflich. Sein Triumph aber iſt Richard der Dritte. Nie ward dieſe Rolle vor ihm ſo dargeſtellt, nie wird ſie es nach ihm werden; er macht darin Epoche. Seine Feinde behaupten ſogar, er ſpiele ſie immer, in allen ſeinen andern Rollen blicke immer Richard der Dritte hervor. Geſtalt, Ton, Blick, Gang, Alles iſt in dieſer Rolle Wahrheit an ihm. Wo er unverhüllt boshaft erſcheint, ſchaudert man vor ſeiner kalten Beſonnenheit, wo er heuchelt, beſticht er ſelbſt die Zuſchauer. Wenn er mit kaltem Hohne Alles, ſelbſt ſeine eigne Häßlichkeit beſpöttelt, wenn er in wilder Verzweiflung „ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für ein Pferd!“ ausruft, wenn er mit heuchleriſcher Demuth das Herz der Lady Anna am Sarge ihres Gemahls erobert; immer iſt er ſich gleich, immer groß und wahr. In Hinſicht der ſonſt hier gewöhnlichen Pracht vernachläſſigt man oft die Sheakspearſchen Meiſterwerke, die ſchon ihres innern Werths wegen immer ein gefülltes Haus bringen, und verwendet den Flitter lieber an neuere Darſtellungen, die durch nichts anders glänzen können. Dennoch muß man jene Stücke gerade auf dieſem Theater ſehen, um der großen Schauſpieler willen, welche in den Hauptrollen wahrhaft glänzen. Die Nebenrollen fallen freilich um ſo unangenehmer auf. Das langſame, einem Gebelle ähnliche Peroriren der mittelmäßigen Schauſpieler wird erſt lächerlich, dann unerträglich. Freilich mag es ſehr ſchwer ſeyn, ſo laut zu ſprechen und doch noch Modulation in der Stimme zu behalten. Leider ſpielt man faſt alle Shakespearſchen Stücke, die noch gegeben werden, nach den Umarbeitungen Garrik's, der, wie Viele ſeines Gleichen, in dem Wahne ſtand: ein großer Schauſpieler müſſe auch ein guter Dichter ſeyn und deshalb ſich mit dem großen Meiſter ganz unerlaubte Freiheiten herausnahm. In Romeo und Julie zum Beiſpiel erwacht Julie, wie Romeo noch ſterbend iſt, dies verurſacht eine unaushaltbare Scene; die Amme iſt ganz geſtrichen. Hamlet wird dem Originale ziemlich treu gegeben, nur bleibt Fortinbras am Ende weg. Hamlet iſt Kembles Hauptrolle, er ſpielt ſie bis in die kleinſten Details, als hätte er Wilhelm Meiſter geleſen.

Was Cook und Kemble in der Tragödie, das ſind Munden, Fawcett, Lewis, in der Comödie, vor Allen Munden. Dumme Bedienten, alberne Jungen, wunderliche alte Herren ſind ſein Hauptfach, und Apollonius im Hamlet ſein Triumph. Uebrigens übertrifft er im Geſichterſchneiden und närriſchen Stellungen Alles, was wir je geſehen haben.

Stürmiſch geht es in Coventgarden her, wie in Drurylane. Einſt, bei einer Benefiz-Vorſtellung von Menſchenhaß und Reue, welche in den komiſchen Rollen beſonders vortreflich dargeſtellt ward, trat im Zwiſchenact ein junger Mann mit einem Hornpipe*) auf. Sehr unſchuldiger Weiſe gefiel er den hohen Gönnern, denn er tanzte herzlich ſchlecht.

---

*) Hornpipe, ein in Matroſenkleidung getanztes Solo, wie man es auch zuweilen auf teutſchen Bühnen ſieht.

Man forderte Wiederholung des Tanzes, aber der junge Herr war ſo ungefällig nicht zu erſcheinen. Nun entſtand ein Lärmen, als ſollte das ganze Haus einſtürzen, wie weiland die Mauern von Jericho vor dem Trompetenſchalle. Wer ſolch einem Aufruhr zum erſten Mal beiwohnt, kann ſich in der That der Furcht nicht erwehren; es überſteigt allen menſchlichen Begriff. Ein Schauſpieler ſtand auf der Bühne und wartete, bis die Schreihälſe einmal würden pauſiren müſſen; der Moment kam endlich; mit tiefen Bücklingen trat er hervor und erbat ſich die Erlaubniß ein Lied zu ſingen, dabei verſicherte er, der andere Gentlemen würde gleich darauf tanzen, er erhole ſich nur ein wenig. Jetzt war der Beifall eben ſo rauſchend, als zuvor der Tadel; der Sänger ſang ein närriſches Lied von einem Yorkshireman;*) es hatte unendliche Verſe, mußte aber dennoch zwei Mal wiederholt werden. Daß er ſich nicht lange dazu bitten ließ, verſteht ſich von ſelbſt. So wie das Lied geendigt war, trat der Tänzer wieder auf, man ließ ihn gelaſſen tanzen und pfiff ihn hinterher aus. Im folgenden Zwiſchenact ahmte ein Schauſpieler die bekannteſten Mitglieder beider Theater aufs täuſchendſte nach, etwas das doch wohl bei keiner Bühne anderer Nationen geduldet werden würde. Gang, Sprache, Declamation, Alles war zum Verwechſeln; mit lautem Beifall rief das Publicum den Namen des jedes Mal dargeſtellten Schauſpielers aus. Sehr intereſſant war es, dieſelbe Stelle einer Tragödie, mehrere Mal hinter einander, auf ganz verſchiedene Weiſe declamiren zu hören. Auf Alles dieſes folgte noch ein Nachſpiel, ohne welches das Publicum gewiß nicht ruhig zu Hauſe gegangen wäre, obgleich ſchon faſt der Tag wieder anbrach.

---

*) Die Bewohner von Yorkshire ſind wegen ihrer ſchlauen Gewandheit zum Sprichwort geworden. Man ſagt von ihnen: give him a Saddle and he will find a horse; d. i. gebt ihm einen Sattel, ein Pferd findet er ſchon.

Den größten Lärm aber erlebten wir in Sheridans Umarbeitung von Rolla's Tod, im Pizarro. Bis jetzt hatte man dies Stück nur in Drurylane viel Mal hinter einander gegeben, denn Sheridan war bekanntlich Mitdirector jenes Theaters. Jetzt ward es mit neuen prächtigen Decorationen auch in Coventgarden angekündigt. Md. Siddons ſollte die Cora, Kemble den Rolla, Cook den Pizarro ſpielen. Alle Logen waren längſt auf dieſen Tag vorherbeſtellt, Alles war voll Erwartung. Die Direction von Drurylane konnte den Triumph von Coventgarden unmöglich gleichgültig anſehn und ſie ergriff ſonderbare Mittel, ihn zu vereiteln. Fürs erſte kündigte ſie daſſelbe Stück für den nämlichen Abend an. Der Fall, daß das nämliche Stück in einem Abende in beiden Häuſern gegeben werden ſollte, war noch nicht vorgekommen, ſo lange die Londoner Theater exiſtiren. Sodann gab ſie den Tag vor der Vorſtellung ein prächtiges Mittagseſſen, Herrn Cook zu Ehren. Daß auf engliſche Weiſe dabei viel getrunken ward, daß der Held des Tags mit einem ziemlichen Rauſche nach Hauſe gebracht werden mußte, war in der Regel. Abends darauf, als das Schauſpiel anfieng, fand ſich eine ungeheure Menge Zuſchauer ein, die glänzendſte Verſammlung, die man ſeit langer Zeit in Coventgarden geſehen hatte. Zu Anfang gieng alles vortrefflich, bis Cook als Pizarro auftrat! und — trotz aller Anſtrengung — nicht im Stande war, auch nur ein lautes Wort hervorzubringen. Er verſuchte zwei, drei Mal zu reden, umſonſt! er mußte verſtummen. Nur zu gut hatten die Schauſpieler von Drurylane die Schwäche ihres ehemaligen Mitgenoſſen gekannt und berechnet, denn jedes Mal iſt Cook den Tag nach einem Rauſche durchaus heiſer, ſo, daß er unmöglich ſpielen kann. Das Uebel dauert nur den einen Tag, deshalb hatte man ihn Abends vorher ſo hoch fetirt. Der Zorn, das Wüthen des Publicums überſtiegen nun alle Gränzen; das vom wildeſten Orkan aufgeregte Meer iſt nur ein ſchwaches Bild des unbeſchreiblichen Tobens des Parterre und der Galerien. In den Logen blieb man ziemlich ruhig, die Damen zitterten; alle waren leichenblaß und einige wurden ohnmächtig herausgebracht. Alle Schauſpieler mußten auf dem Theater bleiben. Md. Siddons, Kemble, der in der indiſchen Tracht wunderſchön ausſah, Alle ſtanden zitternd dem entſetzlichen Lärm gegenüber, denn ſo wie ſie nur Miene machten das Theater zu verlaſſen, drohte man es zu ſtürmen. Cook war wie vernichtet im Hintergrunde. So lärmte man eine ſtarke Stunde durch; unbegreiflich iſts, wie es die Lungen aushielten. Kemble verſuchte endlich Cooks plötzliche Krankheit und ein anderes Stück für den heutigen Abend anzukündigen; kaum ließ man ihn zum Worte kommen. Pizarro, Pizarro! riefen tauſend Stimmen; „Cook iſt betrunken“ riefen Andere und achteten nicht darauf, daß Kemble mit den demüthigſten Gebärden das Gegentheil verſicherte. Das Toben nahm jeden Augenblick zu, die Schauſpieler ſchienen ſich ängſtlich unter einander um Rath zu fragen. Nun trat Kemble wieder vor und fragte: ob das Publicum dem jungen Siddons erlauben wolle, den Pizarro mit dem Buch in der Hand zu ſpielen? Lauter Beifall erfolgte; der Sturm legte ſich, Cook ſchlich ſich von der Bühne fort, und das Stück wurde genau da weiter geſpielt, wo man erſt abgebrochen hatte. Unbegreiflich war uns die Faſſung, mit der Alle, beſonders Md. Siddons und Kemble nach einem ſolchen Auftritt fort ſpielten; ſie übertrafen ſich ſelbſt, die Decorationen waren wunderſchön und auch Pizarro nahm ſich, troz des Buchs, beſſer aus, als man erwarten konnte. Alles war vergeben und vergeſſen, nur da Kemble das Stück für den folgenden Tag wieder ankündigte, rief man ihm von allen Seiten zu: ſagt Cook, er ſolle ſich nicht wieder betrinken!

Die italieniſche große Oper.

Von dieſem großen Theater, dem Stolz der Nation, wenden wir uns jezt zu dem größten unter allen, zur italieniſchen Oper. Obgleich die Vornehmſten und Größten es beſchützen, ſo iſt es dennoch dem Volke verhaßt, weil es auf alle Weiſe dem National-Geiſte entgegen ſtrebt. John Bull geht höchſtens ein Mal hin, um ſich hernach Zeitlebens darüber luſtig zu machen. Die fremde Sprache, das ganze ausländiſche Weſen, vor Allem die franzöſiſchen Tänzer erſcheinen ihm wie eben ſo viel Entheiligungen des vaterländiſchen Bodens. Längſt wäre die ganze Anſtalt zu Grunde gegangen, wenn nicht der Großen Eitelkeit, Prachtliebe und Vorliebe für das Ausländiſche ſie erhielte; deutlich ſieht man, daß ſie hier nicht gedeihen kann, und, trotz der großen Summen, die darauf verwendet werden, nur kümmerlich vegetirt.

Das Haus, noch größer als Drurylane, enthält, außer dem Parterre, fünf Reihen Logen und zwei Galerien. Ueber und über mit Malereien überladen, ſcheint es, ungeachtet der ſehr glänzenden Erleuchtung, dennoch dunkeler als die andern Schauſpielhäuſer. Die Verzierungen ſind ziemlich geſchmacklos, überall ſchwärmen Amoretten zwiſchen tauſend Schnörkeln und Guirlanden auf dunkelem Grunde; das Ganze erſcheint bunt, aber nicht heiter.

Dieſes Theater iſt der glänzendſte Vereinigungspunkt des hohen Adels, dem es hauptſächlich ſeine Erhaltung verdankt; wer ſonſt auch noch auf feinen Ton, auf Bildung, auf hohen Styl Anſpruch macht, der thut wenigſtens, als beſuche er es fleißig und ſey jedes

Mal entzückt, wenn er auch noch ſo oft mit geſchloſſenem Munde während der Vorſtellung gähnen mußte. Alle Logen von unten bis oben ſind zu Preiſen vermiethet, für welche man in mancher Stadt des feſten Landes ein ganzes Haus, nicht allein miethen, ſondern ſogar kaufen könnte. Vom Monat December bis Ende Junius ſieht man wöchentlich zwei Mal, Dienſtag und Sonnabends in dieſen Logen die ſchönſten, berühmteſten, reichſten und vornehmſten Damen des Reichs in ihrem prachtvollſten Schmucke verſammelt. Strahlend von Diamanten, ſitzen ſie in langen Reihen, und gewähren einen Anblick, der das eigentliche Schauſpiel weit übertrifft. Wer nicht abonnirt iſt, muß ins Parterre, welches hier an Rang den Logen gleich gehalten wird. Das Billet koſtet eine halbe Guinee, und die Etikette befiehlt auch hier, in Galla zu erſcheinen, die Herren in ſeidnen Strümpfen, den Dreieck unterm Arme, die Damen aufs ſchönſte geſchmückt; ſonſt wird man auf die erſte Galerie gewieſen, die halb ſo viel koſtet, als das Parterre. Ob ſich aber dort im ſechſten Stockwerk viel ſehen und hören läßt? müſſen wir billig bezweifeln.

Unſer Schickſal wollte, daß wir die von Winter componirte Oper Kalypſo ſehen ſollten, denn an eine

Wahl iſt hier nicht zu denken. Mehrere Wochen hindurch erſcheint eine und dieſelbe Oper, ein und daſſelbe Ballet ununterbrochen hinter einander fort, bis Sänger und Tänzer es müde ſind; denn das Publicum in den Logen ermüdet nicht, immer das nämliche zu ſehen und es vortrefflich zu finden. Kaum drei Mal werden den Winter über die Vorſtellungen gewechſelt. Die berühmte Billington erſchien als Kalypſo, wenig zu ihrem Vortheile. Ihre reichlichen vierzig Jahre könnte man überſehen, wäre ſie nur nicht ſo unerlaubt dick, wie wir noch nie eine weibliche Geſtalt auf dem Theater erblickten und ſtrebte ſie, nur durch Spiel und Ausdruck Jugend und Geſtalt zu erſetzen. Aber ſie hält es unter ihrer Würde Schauſpielerin zu ſeyn; bewegungslos ſteht ſie da und ſingt, und glaubt damit ſchon ein Uebriges gethan zu haben. Die Engländer halten ſie für die erſte Sängerin der Welt. Ihre Stimme iſt in der That rein, voll und beſonders in der Höhe von großem Umfang, dabei kunſtmäßig gebildet, aber Ausdruck und Vortrag fehlen ihr ganz. Wie es ihr vorgeſchrieben iſt, ſo ſingt ſie Alles richtig hinter einander ab, gleich einem Uhrwerke, bringt hin und wieder Cadenzen und Triller an, wobei dem Zuhörer der Athem vergeht und glaubt ſo die höchſte Stufe der Kunſt erreicht zu haben. So ein Triller von einer Viertelſtunde, darüber geht dem Engländer kein Geſang in der Welt. Alle übrigen Sänger und Sängerinnen, größtentheils Italiener, ſind faſt noch weniger als mittelmäßig. Unter den ſchlechten als die ſchlechteſte zeichnete ſich die zweite Sängerin aus, und man ſagte uns: die Direction hätte ſie bloß darum engagirt, weil ihr die Kleider ihrer Vorgängerin wie angegoſſen paßten. Das Orcheſter iſt lobenswerth, die Decorationen ſind recht hübſch, aber bei weitem nicht mit den andern Theatern zu vergleichen. Die ganze Anſtalt ſchien uns mit einer Mesquinerie betrieben zu werden, die ſowohl der großen Summen, welche darauf verwendet werden, als des Publicums, das ſich dort verſammelt, unwürdig iſt. Sehr vergnügt ſahen wir den Signore Telemaco ſeinen Luftſprung machen und freuten uns auf das Ballet. Leider aber hatte auch dieſes drei Acte und ſchien gar kein Ende nehmen zu wollen. Es war ein moraliſches ſentimentales Weſen. Mlle. Pariſot, l'Arborie, deſſen Frau und noch Einige, deren Namen uns nicht beifallen, waren vortrefflich. Die Haupttänzer ſind es immer; denn man engagirt alljährlich ausgezeichnete Künſtler aus Paris für die Saiſon um große Preiſe. Deſto ſchlechter ſtechen aber die andern Tänzer, vor allen die Figuranten, dagegen ab, ſowohl in Hinſicht der Kunſt, als der Kleidung. Ueberall keine Spur des Geiſtes, der uns im Pariſer Ballet in eine andere Welt verſetzt. Nach ein Uhr kamen wir ermüdet, als hätten wir mitgetanzt, zu Hauſe an, um ſieben Uhr waren wir ſchon hingefahren.

Haymarket.

Von den Sommertheatern, welche für die armen Nobodys berechnet ſind, die den Sommer über in London bleiben müſſen, nennen wir zuerſt Haymarket, welches ſich nur mit dem Schluſſe von Coventgarden und Drurylane öffnet. Das Haus iſt nicht groß, ungefähr wie das teutſche Theater in Hamburg, aber ſehr freundlich mit Weiß und Gold decorirt auch eben ſo glänzend erleuchtet, wie die größern Schauſpielhäuſer. Große Tragödien werden hier nicht gegeben, wohl aber Luſtſpiele, Poſſenſpiele und zuweilen kleine Opern. Wir ſahen hier ein, aus der Geſchichte des Cardenio im Don Quixotte zuſammengeſtoppeltes Schauſpiel. Mr. Elliston, ein junger Schauſpieler, der im tragiſchen Fache große Hoffnungen erregt, ſpielte die Rolle des Cardenio. Jedes Mal war das Haus überfüllt, wenn er die Bühne betrat, und lauter Beifall erſcholl aus allen Ecken. Wahr iſts, höher wie er in dieſer Rolle, kann man die grauſenvollſte treuſte Abbildungdes Wahnſinnes nicht treiben. In einer Scene bricht er bei Wiedererkennung ſeiner Geliebten erſt in ein langes anhaltendes convulſiviſches Lachen aus; dann ergreift ihn ein Fieberfroſt, der ihn ſo gewaltſam zuſammen ſchüttelt, daß man es zu hören glaubt; zuletzt klappt er zuſammen wie ein Taſchenmeſſer und fällt hin, daß das Haus dröhnt. Der Beifall war unermeßlich, und auf der erſten Galerie, wo die empfindſamen Nähmädchen ſitzen, gab es eine Sündflut von Thränen. Elliston hätte mit der Zeit ein zu mächtiger Rival von Cook und Kemble in der Gunſt des Publicums, wenn auch nicht der der Kunſtkenner, werden können; man ließ ihn daher nicht recht aufkommen. Seit ein Paar Jahren iſt er in Newyork, wo er Alles entzückt und die Herzen ſchmelzt wie Wachs. Eine höchſt unſinnige komiſche Oper folgte auf dieſes grauſenvolle Stück, ſie tröſtete alle Welt, trocknete die Thränen der zweiten Galerie, und trotz des vorhergegangenen Heulens und Zähnklappens, giengen wir Alle lachend nach Hauſe.

Astleys Amphitheater. Royal Circus. Sadlerswells.

Ebenfalls lauter Vergnügungs-Oerter für die Nobody's, obgleich auch die vornehme Welt ſie zuweilen beſucht, beſonders zu Anfang und zu Ende der Sommerſaiſon, ehe ſie aufs Land geht, oder wenn ſie eben zurückkehrt. Sie ſind von Oſtern bis Anfangs November offen, wo dann regelmäßig ſechs Mal die Woche geſpielt wird. Nirgends in der Welt kann man Bereiter-Künſte in höherer Vollkommenheit ſehen, als in Astleys Amphitheater. Die Virtuoſität darinnen erbte in der Familie Astley ſeit mehreren Generationen vom Vater auf den Sohn, und auch die jetzt heranwachſenden Kinder derſelben verſprechen, den alten Ruhm aufrecht zu erhalten. Die halsbrechendſten Kunſtſtücke ſahen wir hier mit einer Leichtigkeit, einer Grazie ausführen, die bei dem Zuſchauer nichts von der Beſorglichkeit für die Sicherheit des Künſtlers aufkommen ließ, welche ſonſt gewöhnlich Vergnügungen dieſer Art verbittert. Pferde und Menſchen von bewundernswerther Schönheit wetteiferten mit einander um den Preis der gewandeſten Behendigkeit; Alles ſchien Luſt und Leben. Die Zuſchauer, beſonders im Parterre, waren ganz in Erſtaſe; vor Allen erfreute uns ein dicker Pachter dicht vor uns. Unaufhörlich ſtieß er ſeine neben ihm ſitzende Ehehälfte mit dem Ellenbogen in die Seite und rief ihr halb bewuſtloß zu: Mary, yon Dog, see how fine this is (Mariechen, du Hund, ſieh wie ſchön das iſt.) Das große, ſehr ſchön erleuchtete Haus iſt hübſch decorirt. Das Parterre, zwei Reihen Logen und eine Galerie, ziehen ſich um einen runden, großen, in ihrer Mitte liegenden Platz, auf welchem die Bereiter ihre Künſte produciren. An einem Ende dieſes Platzes erhebt ſich ein ziemlich großes Theater; hier werden abwechſelnd Pantomimen und Ballete aufgeführt. Volkslieder, gut oder übel geſungen, Arien und Recitative wechſeln mit dieſen, um den Ergötzlichkeiten des Abends mehr Mannichfaltigkeit zu geben. Die komiſchen Pantomimen ſind, nächſt den von Drurylane, die ſchönſten, die wir je ſahen, obgleich ſie doch weit hinter jenen zurückſtehen. Schöne Decorationen, wohl erſonnene, täuſchend ausgeführte Verwandlungen folgen darin blitzſchnell auf einander, in großer Mannichfaltigkeit. Unter andern erinnern wir uns einer Vorſtellung der Prozeſſion der Ritter des Bathordens. Die Scene zeigte einen bekannten, mit Zuſchauern erfüllten Platz in London, über welchen der Zug hingieng. Zuſchauer und Ritter waren theils gemalt, theils Marionetten, die immer kleiner wurden, je weiter ſie entfernt ſcheinen ſollten. Da auch die größten, dem Zuſchauer am nächſten ſtehenden Figuren weit unter Lebensgröße blieben, ſo ſah das Ganze aus, als ob man es aus der Ferne von einer beträchtlichen Höhe, etwa von einem Thurme, beobachtete. Es machte einen ſehr täuſchenden Effect, und iſt vielleicht die einzige Art, wie dergleichen auch auf ganz großen Theatern vollkommen vorgeſtellt werden kann. Freilich müßten aber auch die Theatermaler und Maſchiniſten ihre Kunſt ſo gut verſtehn, als die Londoner. Drei verſchiedene Ballete und Pantomimen und ein Paar muſikaliſche Scenen werden gewöhnlich jeden Abend gegeben; in den Zwiſchenacten erſcheinen die Bereiter, ſo, daß das ganze Schauſpiel doch auch immer bis gegen Mitternacht dauert.

Während unſers Aufenthalts in London, hatte Astley zum zweiten Mal das Unglück, ſein Theater abbrennen zu ſehen. Dies Mal wurde auch ſein daran ſtoßendes Wohnhaus von der Flamme ergriffen, und ſeine arme alte Mutter fand den Tod darin. Als einen Beweis der ungeheuern Größe der Stadt müſſen wir hier erwähnen, daß mehrere von unſern Bekannten viele Tage darauf nichts von dieſem Unglück wußten; den es verkündigenden Zeitungsartikel hatten ſie überſehen.

Wenige Monate nach jenem Unglück war Aſtleys Theater aus der Aſche neu erſtanden und glänzender als zuvor, denn man baut ſehr ſchnell in London. —

Der Royal-Circus iſt ganz ſo, wie jenes eingerichtet, auch hier werden Bereiterkünſte und pantomimiſche Ballete gegeben; aber bei weitem nicht in der Vollkommenheit, als dort, obgleich das Haus viel ſchöner und größer iſt.

In beiden Theatern fehlt es nie an Zuſchauern; ſie ſind weit genug von einander entfernt, daß jedes ſein eignes zahlreiches Publicum haben kann. Aſtleys Theater liegt an der Black-fryars Brücke, der Circus an der von Weſtminſter.

Sadlerswells, ein drittes Theater dieſer Art, auf welchem aber Seiltänzer ſtatt der Bereiter ihre Künſte zeigen, beſuchten wir nicht. Es liegt ziemlich weit vom eigentlichen London in Islington, einem jetzt zur Vorſtadt gewordnen, vormals in ziemlicher Entfernung von London gelegenen Flecken. Hier ſoll man das eigentliche Londoner Volk in ſeinem vollen Glanz ſehen können, aber Bier, Tabak und Brann-

[illegible] tragen auch zur Freude das ihrige bei, und dies ſchreckte uns ab, hinzugehen.

Vauxhall.

Reizender, blendender, feenhafter läßt ſich nichts denken als dieſer, in einer kleinen Entfernung von London am Ufer der Themſe gelegene Garten, vor Allem an ſogenannten Galla-Nächten, wenn er zur Feier des Geburtstages irgend eines Mitglieds der königlichen Familie in doppelter Erleuchtung prangt. Gegen funfzehn tauſend wohlgekleidete Männer und Frauen wandeln dann im Schimmer unzähliger Lampen auf dieſem magiſchen Fleckchen Erde, zwiſchen ſchönen Bäumen und blühenden Sträuchen, im fröhlichſten Gedränge umher. Muſik tönt durch die laue Sommernacht, Alles athmet Luſt und Vergnügen, es iſt, als beträte man das Paradies der Muhamedaner. Nirgends ſieht man herrlichere Geſtalten als hier, wo die in allen Farben prangende ſonnenhelle Beleuchtung jeden Reiz erhöht. Gleich der Eintritt in dieſen Zauberort überraſcht und blendet. In der Mitte eines großen, rings um mit ſchönen Bäumen umgebenen Platzes, erhebt ſich das Orcheſter hoch in die Luft. Aus tauſend farbigen Lampen zuſammengeſetzt, ſtrahlt es blitzend gegen den dunklen nächtlichen Himmel, wie ein aus Edelſteinen erbauter Feen-Palaſt. Leicht und luſtig ſteht das fantaſtiſche Gebäude da, und doch innerlich feſt genug, um nahe an hundert Perſonen ſicher zu tragen. Hinter den ebenfalls erleuchteten Bäumen ziehen ſich obenbedeckte Arkaden hin, unter welchen mehrere hundert kleine Bogen und Pavillons angebracht ſind. Auch an dieſen Arkaden reiht ſich Lampe an Lampe; oben, unten, an den Seiten, überall funkelndes Licht und brennende Farben-Pracht. Von dieſem Platze aus laufen mehrere hell erleuchtete Alleen neben einigen dunkeln. Letztere betritt die gute Geſellſchaft nie. Transparente Gemälde endigen die erleuchteten Alleen; Säle mit Statuen, Transparents, Blumen und kryſtallenen Girandolen geziert, bieten Schutz gegen Kälte, Wind und plötzlich einfallenden Regen. In einigen vom Orcheſter entlegenen Sälen ſpielen kleine Muſikchöre.

Mehr als hundert, wohlgekleidete, gewandte Aufwärter ſtehen neben den Logen, welche den großen Platz umgeben. Jedes Winks bereit, beſetzen ſie im Nu die darin fertig gedeckt ſtehenden Tiſche mit allem, was man an einem ſolchen Orte von kalten Speiſen und Getränken verlangen kann. Das Orcheſter beſteht größtentheils aus Blaſe-Inſtrumenten. Wir hörten hier unter andern ein Conzert auf der Trompete, deſſen Möglichkeit wir nie geträumt hätten. Ein im Dienſte des Prinzen von Wallis ſtehender Künſtler blies es, der wahrſcheinlich der einzige in ſeiner Art iſt. Auch die beliebteſten engliſchen Theater-Sänger, einige wenige der vornehmſten ausgenommen, laſſen ſich hier mit einzelnen Arien, Volksliedern, Kanons und vielſtimmigen Geſängen hören. Im Freien klingt jede Muſik gut, aber der Effect, den dieſe aus dem Feentempel herab erſchallenden mächtigen Töne in der funkelnden, ſchweigenden Nacht hervorbringen, iſt unbeſchreiblich; denn, trotz der großen Menſchen-Menge, hört man doch nirgends wilden Lärm auf dieſem Platze. Schweigend oder flüſternd wandelt Alles umher, und horcht der Muſik, bis um zehn Uhr eine Glocke uns in einen etwas abgelegenen Theil des Gartens ruft. Dort ſehen wir in einem großen, ſich bewegenden Gemälde einen Waſſerfall aufs täuſchendſte dargeſtellt. Man hört das wilde Rauſchen der Flut, und ſieht ſie ſich in ſtäubenden Schaum verwandeln. Die Scene belebt noch eine, am Fuße des Waſſerfalls angebrachte Brücke, über welche mancherlei Fuhrwerke, Fußgänger, Reiter und Thiere paſſiren, Alles aufs natürlichſte und täuſchendſte dem Auge dargeboten. Von hier kehrt man zum Orcheſter zurück, von welchem um dieſe Zeit gewöhnlich eine große Arie, oder ſonſt ein ausgeſuchtes Tonſtück erſchallt, dann luſtwandelt man in den hellen Alleen; beſucht die verſchiedenen Säle. Pfeilſchnell verfliegt die Zeit, ehe man es erwartete, iſt's Mitternacht, eine zweite Glocke ruft uns in einen andern Theil des Gartens, zu einem artigen Feuerwerke, bei welchem man aber freilich nicht an die Flammen-Pracht im Wiener Prater denken muß. Nach dem Feuerwerke vertheilt ſich der größte Theil der Geſellſchaft in die Logen, wo man in kleinen, ſelbſt gewählten Kreiſen fröhlich ſoupirt und dabei die draußen umherwandelnde ſchöne Welt die Muſterung paſſiren läßt. Späterhin wird auf dem grünen Raſen in der Nähe des Orcheſters getanzt. Die Damen, welche hier tanzen, mögen freilich wohl nicht die unbeſcholtenſten ſeyn. Schwerlich würde ſich in London ein Mädchen von gutem Rufe zu einer ſolchen öffentlichen Ausſtellung verſtehen; auch bemerkten wir faſt immer dieſelben Tänzerinnen und ſchließen daraus, daß ſie vom Unternehmer der Anſtalt hier zu tanzen engagirt ſind. Indeſſen ſie tanzten mit dem Ausdrucke der Freude und dennoch anſtändig, ſo daß ſie eine vollkommene Illuſion hervorbrachten. Alle waren ſchön, jung und wohlgekleidet, und ſo fragte Niemand darnach: wer ſie eigentlich ſeyn möchten? Gewöhnlich bricht der

Tag über alle dieſe Freuden an, doch pflegte die gute Geſellſchaft ſich gern vor zwei Uhr zu entfernen; ſpäter artet der Ton aus und wird zuweilen zu wild und bacchantiſch, als daß man gern dabei verweilen möchte.

Ranelagh.

Eine ſchöne große Rotunde mit einem dazu gehörigen Garten, nahe bei London in dem, wegen des Invalidenhauſes für Landſoldaten bekannten, Dorfe **Chelſea**. Vom Monat Februar bis Ende Mais wird in **Ranelagh** alle Tage, Sonntags ausgenommen, Abends um neun Uhr Muſik gemacht. Der Saal iſt brillant erleuchtet, man wandelt umher, ſpricht mit Bekannten, betrachtet die Unbekannten, ſetzt ſich zuletzt mit ſeiner Geſellſchaft an einen Theetiſch und fährt dann wieder zu Hauſe. **Ranelagh** iſt mehr der Sammelplatz der vornehmen Welt als **Vauxhall**, aber dafür auch unendlich langweiliger. Der Anblick des großen, glänzend erleuchteten Saals voll geputzter Herren und Damen hat etwas Impoſantes, aber er macht keinen fröhlichen Eindruck. Das Orcheſter iſt groß und gut beſetzt. Winters werden einige ſehr brillante Maſkeraden in dieſem ſchönen Local gegeben.

Konzerte.

Berühmte Virtuoſen, welche in London binnen wenigen Jahren ein Vermögen erwarben, das ſie auf dem feſten Lande während einer ganzen Lebenszeit nicht erworben hätten, wiſſen am beſten, wie man hier die Muſik liebt. Die Nation ſelbſt iſt eigentlich nicht muſikaliſch. Es fehlt ihr nicht bloß an Talent, auch an Gehör und Geſchmack. Daher giebt's nichts Ungefälligeres, Monotoneres, als die engliſche Volksmuſik, Wir haben ſchon früher bemerkt, daß hier der Text mehr gilt als die Melodie, deutliche Ausſprache mehr als alle Kunſt des Sängers. So iſt's beim Volk und der mittlern Claſſe; die Großen aber, welche auf Reiſen Gelegenheit hatten, das Beſſere kennen zu lernen, nehmen ausländiſche Talente gern in Schutz, und belohnen ſie mehr als fürſtlich. Viele von ihnen haben in ihren Häuſern zu beſtimmten Tagen muſikaliſche Vereine, an welchen fremde berühmte Tonkünſtler Theil nehmen. Wohl dem, der nur mit einer einzigen bedeutenden Bekanntſchaft oder Addreſſe nach London kommt; ſein Glück iſt gemacht. Verſchiedene große Subſcriptions-Conzerte exiſtiren den Winter über in

London, wo alle bedeutende fremde und einheimiſche Virtuoſen engagirt werden. Auch dieſe Conzerte, die ziemlich koſtbar ſind, werden größtentheils von den Vornehmern beſucht und erhalten. Das glänzendſte derſelben wird während der beiden letzten ſogenannten Wintermonate wöchentlich ein Mal in Hanover-ſquare, in einem ſchönen hoch gewölbten Saale gegeben, an welchen zwei brillante Converſations-Zimmer ſtoßen. Es iſt hauptſächlich der Vocalmuſik geweiht. Nie hat uns ein Conzert mehr Vergnügen gewährt, als dies. Das ſehr glänzende Auditorium war ſtill und aufmerkſam. Londons beſte Sänger wetteiferten mit einander. Md. Billington, die uns im Conzerte weit beſſer gefiel, als zuvor in der Oper, Md. Storace, Md. Duſſek, die Frau des berühmten Clavierſpielers, ſangen ſehr angenehm. Letztere ließ ſich auch auf der Harfe hören, die ſie meiſterhaft ſpielt. Vor Allem entzückte uns der Tenoriſt Braham, der vielleicht die ſchönſte Stimme hat, die jetzt exiſtirt. Er iſt eigentlich ein Iſraelit, und heißt Abraham. Arien, Duette und vierſtimmige Muſikſtücke wechſelten mit einander ab, Manches mußte wiederholt werden, denn der Engländer, hoch oder niedrig, läßt ſich's nicht nehmen, für ſein Geld zu befehlen ohne Umſtände und Anſehen der Perſon. Die Künſtler müſſen gehorchen, wenn's ihnen auch noch ſo ſchwer wird, und ſich's am Ende noch zur Ehre rechnen, wenn ſie ancored werden, wie man's hier zu Lande nennt. Am Ende ſang ein ſiebenjähriger Knabe, der Sohn des Unternehmers, ein italieniſches Liedchen, gut genug für ſein Alter. Die Gutmüthigkeit des engliſchen Volks, die gern jedes aufkeimende Talent aufmuntert, zeigte ſich hier. Auch er wurde ancored, obgleich es ſchon Geduld erforderte, das kindiſche Stimmchen gleich nach Brahams männlich ſchönem Geſange auch nur ein Mal anzuhören.

Gemälde-Ausſtellungen.

Die berühmteſte und beſuchteſte derſelben iſt, wie wir früher erwähnten, alle Frühlinge in Sommerſethouſe. Nicht ſowohl der Kunſtwerth der Gemälde ſelbſt, als ihre Neuheit zieht dann halb London herbei. Sommerſethouſe gilt für eins der ſchönſten öffentlichen Gebäude in London, und nicht mit Unrecht. Weniger ſchwerfällig und überladen, als der größte Theil der übrigen, iſt es geräumig und hell; beſonders bewundert man darinnen die künſtlich gewundene, bloß auf ſich beruhende Treppe, uns aber kam ſie im Verhältniß zum Ganzen zu ſchmal vor. Dies große Gebäude liegt im volkreichſten Theile der Stadt, am Strande, der gleichſam die City mit dem weſtlichen London verbindet. Ein Theil deſſelben iſt der königlichen Malerakademie eingeräumt, die hier ein ſehr ſchönes Locale hat, das Uebrige wird von mancherlei öffentlichen Anſtalten und Canzleien benutzt.

Sir Joshua Reynolds war der erſte Präſident dieſer Akademie, jetzt iſt es Mr. Benjamin Weſt. Dieſe und noch einige Profeſſoren halten zu beſtimmten Zeiten Vorleſungen über die Kunſt. Man übt die jungen Leute im Zeichnen nach der Natur und nach Abgüſſen von Antiken. Alle Jahre werden Preiſe von goldnen und ſilbernen Medaillen an die fleißigſten und geſchickteſten Schüler ausgetheilt. Die ganze Einrichtung gleicht der anderer Akademien, ſo auch die Ausſtellung. Unter vielen Gemälden findet man in allen ſolchen Orten manches Erträgliche, einiges Mittelmäßige, wenig Vorzügliches; doch hatte wohl noch nirgends das ganz Schlechte ſo ſehr das Uebergewicht, als diesmal in Sommerſethouſe. Ganze Wände groſſer Säle waren mit Gemälden bedeckt, bei welchen wir durchaus glauben mußten, die Künſtler hätten mit einander gewetteifert, wer es im Abſurden und Verfehlten dem andern zuvorthäte. Fehlerhafte Zeichnung, ſchreiende Farben, ſchlechte Vertheilung von Schatten und Licht ſah man überall. Landſchaften und hiſtoriſche Gemälde waren in Menge vorhanden, aber kein einziges Stück darunter, deſſen Beſitz man hätte wünſchen können. Die Porträte machten den größten und beſten Theil der Ausſtellung, bekannte und unbekannte Herren und Damen guckten von allen Wänden herunter. Vor mancher wohl aufgefaßten charakteriſtiſchen Geſtalt mußten wir mit Vergnügen verweilen, doch auch aus dieſen Porträten ſprach uns der Geiſt der Mode an. Die meiſten waren flach, bunt, ſo viel möglich gelb und grün gemalt, ohne Schatten und Licht, faſt wie in China; denn das iſt jetzt hier ſo Ton, ein dunkles Porträt will Niemand im Zimmer dulden; alle neue Malerei muß ausſehen wie ein illuminirter Kupferſtich. Wirklich vorzüglich waren jedoch einige Miniatur-Bilder und Emaille-Arbeiten.

Weit mehr Genuß gewährten uns ein Paar Sammlungen älterer Gemälde, beſonders italieniſcher, die unter dem Namen der Römiſchen und der Truchſeß-Galerien für ein unbedeutendes Entrée-Geld alle Tage gezeigt werden. Hier ſahen wir manches vorzügliche Bild, vor welchem wir mit Vergnügen verweilten, und fanden immer Kunſtfreunde in den bequem eingerichteten Zimmern, die ſtill in ruhiger Betrachtung ſich an den alten Meiſterwerken ergötzten. Jede dieſer Sammlungen beſteht aus ſiebenzig oder achtzig Stücken. Die römiſche Galerie gehört einem Bilderhändler, der wohl gelegentlich ein und das andere Stück verkauft, und dann wieder etwas Neues an die Stelle ſetzt. Die Truchſeß-Galerie ſollte im Ganzen verkauft werden; was wir hier ſahen, war nur gleichſam eine Probe der Sammlung, deren größter Theil auf dem feſten Lande ſich befand, und wahrſcheinlich noch dort iſt. Wir erwähnen nicht mehrere kleinere Sammlungen, die auf ähnliche Weiſe gezeigt werden und wohl den Beſuch eines Kunſtfreundes verdienen. Zu den Atteliers der berühmteſten Londoner Maler kann man ebenfalls für eine Kleinigkeit Einlaß erhalten, doch wurden wir von den Proben ihrer Kunſt in Sommerſethouſe eben nicht bewogen, von dieſer Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Merkwürdig in jedem Betrachte war die jetzt leider zerſtreute Shakeſpeare-Galerie, doch wohl mehr noch des Gedankens, als der Ausführung wegen, denn es iſt nicht zu läugnen, daß nur wenige dieſer Gemälde, als ſolche, viel Lob verdienten. Bekanntlich hatten ſich die beſten Londoner Künſtler vereint, die merkwürdigſten Scenen Shakeſpears mit dem Pinſel darzuſtellen. Nicht immer war ihre Wahl die glücklichſte, oft hatten ſie Scenen gewählt, die Shakespeare ſelbſt nicht auf die Bühne bringt, zum Beiſpiel die Ermordung der beiden jungen Prinzen im Tower. Das Grauſenvollſte wurde überhaupt allen andern vorgezogen; die Farbengebung fiel oft ſehr grell aus, Stellung und Anordnung zu theatraliſch, das freilich ſchwer zu vermeiden war. Dieſe Gemälde ſind auch in Teutſchland durch farbige und andere Kupferſtiche bekannt genug, daher wollen wir nur noch des Eindrucks erwähnen, den das Ganze machte. Man konnte es, trotz aller Fehler, nicht ohne Vergnügen betrachten. Gut aufgeſtellt in einem ſchönen, dazu eigens erbauten Local, erſchien jedes Bild im vortheilhafteſten Lichte und der Gedanke an Shakeſpeare half überall dem etwa Mangelnden nach. Vor allen Gemälden ſtanden gut angebrachte Lehnſtühle und Sophas, ſo daß dem Kunſtfreunde noch wohl nirgends in der Welt das ruhige Anſchauen ſo bequem gemacht worden iſt, als hier.

Fueſlis Zeichnungen zu Miltons verlornem Paradieſe ſahen wir hier auch. Wunderbar kämpft darin die wilde regelloſe Phantaſie des Zeichners mit der des Dichters, oft bis zum Barocken und ſogar Burlesken. Geſtalten, wie ſie der wildeſte Fiebertraum nicht bilden kann, führt er uns vor, eben ſo ausſchweifend erſonnen, als geiſtreich ausgeführt. Gut, daß er den Zeichenſtift und nicht den Pinſel zum Werkzeuge wählte; gemalt wären dieſe Bilder ſchwerlich zu ertragen.

Wir dürfen ja auch wohl das Panorama in der Reihe dieſer Ausſtellungen anführen, da es hier nicht, wie an andern Orten, bloß als durchwandernder Gaſt weilt, ſondern einen bleibenden Wohnſitz hat. Ein ſehr zweckmäßiges ſolides Gebäude iſt in der Nähe von Haymarket dazu erbaut. Hat das Publicum ſich an einem ſolchen rieſenmäßigen Gemälde ſatt geſehen, ſo wird letzteres auf Reiſen geſchickt und ein anderes Bild tritt an deſſen Stelle, diesmal war eine ſehr täuſchende Darſtellung von Paris an der Tagesordnung. Auch bitten wir Miß Linwoods kunſtreicher Stickereien hier erwähnen zu dürfen, obgleich wir gern alle ſogenannten Kunſtwerke dieſer Art in die Reihe der Kunſtſtücke und wo möglich ganz aus der Welt verbannen möchten. Die vollkommenſte Stickerei kann doch nur einem Gemälde oder einem Kupferſtiche gleichen, warum alſo den mühſameren

Weg ſtatt des leichteren wählen, wenn jener nicht einmal ganz zum Ziele führt? Warum nicht die ſchwerfällige Nadel weggeworfen und den Pinſel ergriffen, der doch ganz andere Zauberwerke hervorzubringen vermag? So ſagten wir an der Schwelle vor Miß Linwoods Salon, aber ſo wie wir darüber traten, war es mit unſerer Weisheit vorbei. Höher als dieſe geſchickte und fleißige Engländerin, kann man es in dieſer Kunſt unmöglich bringen, und alles Vollendete, ſey es von welcher Gattung es wolle, hat zu viel Recht dazuſeyn, als daß man ferner etwas dagegen einzuwenden verſucht werden könnte. Die ſchönen Arbeiten dieſer erſten aller Stickerinnen zieren mehrere Zimmer, zu welchen man täglich für ein ſehr mäßiges Entrée-Geld Einlaß erhalten kann. Jährlich kommen neuere hinzu, während ältere in die Cabinette reicher Kunſtſammler verſetzt werden, bewundernd ſteht man davor, bewundernd geht man weg, und ausgeſöhnt mit dieſer, ſonſt mit allem Rechte verſchrieenen Gattung. So wenigſtens gieng es uns.

Merlins Museum.

Nicht die Werke des alten berühmten Hexenmeiſters dieſes Namens bewundert man hier, wohl aber vielleicht die eines ſeiner Nachkommen; wenigſtens hat der verſtorbene Eigner, Erfinder, und zum Theil Verfertiger der in dieſem Muſeum aufbewahrten mechaniſchen Kunſtwerke ſich Merlin genannt. Vormittags bei Tageslicht und Abends bei einer artigen Erleuchtung werden ſie zu beſtimmten Stunden den Schauluſtigen gezeigt, und verdienen wohl, daß man einen müßigen Abend daran wendet. Neben vielen, durch Erfindung und Ausführung merkwürdigen und nützlichen Dingen fanden wir auch manche Spielerei, manches oft Geſehene. Zu den erſtern gehört ein ſehr bequemes Krankenbette mit einem Tiſch daran, der ſo wie das Bette auf mannichfaltige Weiſe ſehr leicht verändert und in alle mögliche Stellungen verſetzt werden kann. Eine über der Thür angebrachte Uhr braucht nie aufgezogen zu werden, weil das Auf- und Zumachen der Thüre dieſen Dienſt leiſtet. Eine andere Uhr ohne alles Räderwerk, an welcher der Perpendikel durch zwei einander entgegengeſetzte Magnete im Gang erhalten wird, müſſen wir zu den Spielereien rechnen, denn ſie gieng ungleich. Viele andere artige Sächelchen, durch Magnete, mancherlei Arten Spiegel und alle Künſte der Mechanik hervorgebracht, amüſirten uns nicht wenig, doch findet man dergleichen in jeder bedeutenden Kunſtkammer. Ein ſehr hübſches

Carouſſel, an welchem die hoch in der Luft ſchwebenden Pferde auf die natürlichſte Weiſe von der Welt ganz ordentlich galoppiren, machte dem jüngeren Theile der Verſammlung große Freude, ſo auch ein Paar Stühle, wovon der eine Ach und Weh ſchrie, wenn man ſich darauf ſetzte, der andere aber weit höflicher ſeinen Gaſt mit einem Tuſch von Pauken und Trompeten empfieng. Noch vieles Andere wurde uns gezeigt, jedes in ſeiner Art aufs Vollendetſte gearbeitet, doch nichts erwarb ſich ſo vollkommen unſern Beifall, als vielleicht das Einfachſte von allen, ein Haustelegraph, der wegen ſeiner Nützlichkeit wohl verdient allgemein bekannt und eingeführt zu werden. Daß das Wohnzimmer der Herrſchaft über dem der Bedienten ſey, iſt dazu ein Haupterforderniß; in erſtem hängt neben der Klingel eine Tafel von lakirtem Bleche, von der Geſtalt eines Barometers, ein Zeiger, den man nach Belieben hinauf- und hinabſchieben kann, iſt darauf befeſtigt. Ungefähr Alles, was man den Tag über von ſeinem Bedienten verlangt, ſteht auf der Tafel in einer langen Reihe unter einander geſchrieben, eben wie die Veränderungen des Wetters auf dem Barometer; zum Beiſpiel: bringt Feuer, Licht, Thee, Holz, Eſſen, macht die Hausthür auf, wir ſind nicht zu Hauſe und dergleichen. Im Bedientenzimmer hangt eine ähnliche Tafel, deren Zeiger mit dem der obern genau zuſammenhängt. Die Herrſchaft klingelt und rückt den Zeiger auf das, was ſie verlangt, und der Bediente ſieht unten auf ſeiner Tafel nach, und bringt es ſogleich, ohne erſt zu fragen, was man will; oder man ſieht von fern läſtigen Beſuch kommen, man klingelt, rückt den Zeiger, und der Bediente kann mit dem ehrlichſten Geſichte von der Welt verſichern, die Herrſchaft ſey nicht zu Hauſe, ohne ſie erſt durch vergebliches Nachſehen zu compromittiren. Geiſtererſcheinungen, Ombres chinoises, und chineſiſches Feuerwerk machten den Beſchluß dieſer Ausſtellung.

Weeks Muſeum.

Der erſte Plan dieſes Muſeums war ſelbſt für London zu groß und wir hören, daß er nie ganz zur Ausführung gediehen ſey. Alles, was Kunſtfleiß und Mechanik aus den köſtlichſten Materialien hervorbringen kann, ſollte in einem ſehr großen Saale aufgeſtellt werden und dann zugleich an beſtimmten Tagen einen Vereinigungspunkt gewähren für die elegante Welt, denn nur dieſe würde ſich dort verſammelt haben, da der Einlaßpreis ziemlich hoch angeſetzt ward. Der

Unternehmer ſelbſt ſchätzte das Ganze auf 300,000 Pfund Sterling. Wir ſahen nur den Anfang dazu, aber auch dieſer erregte unſer Erſtaunen. Ein ſchöner, lebensgroßer ſilberner Schwan war im großen Saale von vielem Angefangenen das einzige Fertige. In einem kleinen Baſſin ſchien er auf ſehr täuſchend ſich bewegenden kryſtallnen Wellen zu ſchwimmen, kleine goldne Fiſche ſpielten luſtig um ihn her, der ſchöne Schwan dehnte die Flügel aus, und putzte die ſchimmernden Federn, dann fieng er einen Fiſch und ſchluckte ihn mit ſichtbarer Anſtrengung nieder. Nichts natürlicheres giebts in der Welt, als ſeine Bewegungen. Vaucanſons Ente kann unmöglich lebendiger ausgeſehen haben als er. Ein weniger reizendes, aber wegen ſeiner Kleinheit noch unbegreiflicheres Kunſtwerk war eine ſchwarze Kreuzſpinne, nicht größer, als man ſie wohl zuweilen findet. Wie nach Willkühr, lief ſie kreuz und quer auf dem Tiſche herum, zappelte mit den Füßen, wenn man ſie aufnahm, und geberdete ſich durchaus wie eine natürliche Spinne. Herr Week zeigte uns die vielen Gelenke an den Füßen und die dem Auge faſt unſichtbaren Räder im Innern des Körpers, die dieſem, ſo häßlichen als bewundernswürdigen Kunſtwerke ſcheinbares Leben gaben. Er gab ihre Zahl auf einhundert und funfzehn an. Viel artiger war ein kleiner, kaum einen Zoll großer Colibri, vom Gold und Emaille. Auf den Druck einer Feder ſprang er aus dem Medaillon einer, übrigens gewöhnlichen Tabatiere hervor, öffnete den kleinen rubinenen Schnabel, bewegte die zarten Flügelchen, und flötete ein Liedchen recht laut, deutlich und angenehm; dann ſprang er zurück, das Medaillon klappte wieder zu, und Niemand ahnete etwas von dem zierlichen Gaſte, ſelbſt wenn man die Doſe öffnete. Um uns völlig ins Feenland der Tauſend und Einen Nacht zu verſetzen, zeigte man uns bei Kerzenſchein noch zwei, für den Kaiſer von China beſtimmt geweſene Tempel, die ſich ſtufenweiſe erheben und ſieben bis acht Fuß hoch ſind. Jeder derſelben trägt oben eine ſchöne Uhr, und ſoll neuntauſend Pfund Sterling gekoſtet haben. Sie glänzen von Gold und blitzenden Steinen, aber dieſe koſtbaren Materialien, aus welchen ſie beſtehen, werden unbedeutend gegen den Aufwand der daran verſchwendeten Kunſt und Mühe. Goldne Elephanten, Vögel und Fiſche, kryſtallene, wogende Waſſerfälle, Nymphen und Jäger an ihren mit tauſend Blumen beſäeten Ufern, Alles iſt darauf angebracht. Die Blumen ſind von Juwelen zuſammengeſetzt. Man ſieht Palmbäume, ländliche Scenen, tanzende Figuren, Winzer in einem Weinberge, beſchäftigt rubinene Trauben zu ſammeln, und Bäche, belebt von Schwänen und ſchwimmenden Barken. Brillantne Sterne kreiſen, Alles iſt Wechſel, Alles Bewegung, Alles funkelt und blitzt. Thiere und Menſchen leben, die Bäche rieſeln, die Blumen welken und blühen ſchöner wieder auf, die Palmbäume neigen und erheben ihre Zweige. Alle Augenblicke verändert ſich die Scene, das eben Geſehene verſchwindet, und etwas Neues und Glänzenders tritt an deſſen Stelle. Schon um dieſes wirklich kaiſerlichen Geſchenks willen, hätte man den Lord Macartney in Pecking freundlicher aufnehmen ſollen: der Kaiſer von China beſitzt gewiß nichts ähnliches in ſeinem Schatze, ſo kunſtfertig ſeine Nation auch ſeyn mag.

Die herrlichſten Arbeiten von Bronze, Gold und Marmor werden hier verkauft, Alles erleſen und trefflich, aber freilich zu ungeheuern Preiſen, auch ſahen wir nirgends ſchönere Flöten-Uhren, als hier.

Sir Ashton Levers Sammlung.

Sir Ashton Levers wendete ſein ganzes Leben an dieſe Sammlung größtentheils naturhiſtoriſcher Merkwürdigkeiten. Nach ſeinem Tode ward ſie ausgeſpielt und ihr jetziger Eigenthümer, Mr. Parkinſon, gewann ſie für eine Guinee. Er ließ nicht weit von der Blackfriars Brücke ein zweckmäßig eingerichtetes Haus erbauen, in welchem ſie ſehr gut und ſorgfältig aufbewahrt wird. Täglich von Morgens zehn Uhr an bis Abends ſechs Uhr kann man für einen Schilling Entrée = Geld ungeſtört darin verweilen, ohne von überläſtigen und unwiſſenden Aufſehern gejagt und geplagt zu werden. In einer langen Reihe von Zimmern iſt Alles ſehr ordentlich in hübſchen Glasſchränken aufgeſtellt und jedes darin enthaltene Stück numerirt. Ein an jedem Schranke befeſtigter Zettel nennt uns den Namen jeder Nummer, fügt, wenn es nöthig ſcheint, eine kurze Beſchreibung derſelben hinzu, und macht uns mit ihrem Urſprunge, ihrem Nutzen und manchem andern Wiſſenswerthen bekannt. Was der Schooß der mütterlichen Erde an Mineralien hervorbringt, iſt hier in einem Zimmer in aller ſeiner Mannichfaltigkeit zu finden. Ein anderes Cabinet enthält die, aus den Tiefen des Meeres ans Tageslicht geförderten Wunder, die prächtigen mannichfaltigen Wohnungen ſeiner ſtummen Bewohner, vielfarbige, ſeltſam geformte Muſcheln, wunderbare Schwämme und Seepflanzen, und zackige Korallen-Gewächſe. In andern Schränken fanden wir Alles, was auf Erden kreucht, Käfer, Amphibien, zahlloſe Gewürme, auch die bunte Schaar der Schmetterlinge. Von ihnen giengen wir zu den Bewohnern der Lüfte; ſie machen den größten und ſchönſten Theil der Sammlung aus. Vom Strauß an bis zum kleinſten Colibri iſt ihrer hier eine, wie es uns ſchien, unzählbare Menge in einem großen hohen Zimmer verſammelt. Angezeigt fanden wir ihre Zahl auf fünftauſend, und zwar von ſechzehnhundert verſchiedenen Gattungen. Alle prangen im völligen Glanze ihres Federſchmucks, in Stellung und Gebärden wie lebend. Viele haben ihre Jungen neben ſich. Auch eine große Zahl vierfüßiger Thiere ſteht in natürlichen Stellungen wohl erhalten, in ſchönen Exemplaren da; der mächtige Elephant, die ſchöne Gazelle, das Elennthier, und mitten unter den fremden Thieren der Wolf, mit blitzenden Augen von Glas und drohender Gebärde. Freilich gehört er hier zu Lande eben ſo gut zu den ausländiſchen Raubthieren als Löwe und Tiger. Mit den Affen, die ein eignes Cabinet erfüllen, hat eine ziemlich burleske Fantaſie ihr Spiel getrieben, in wunderlichen Stellungen iſt das ohnehin poſſierliche Volk zu ſchauen. So ſitzt zum Beiſpiel einer als Schneider da, emſig mit der Nähnadel beſchäftigt, neben ihm Scheere und Bügeleiſen. Ein anderer lieſt gravitätiſch die

Zeitung, während ihn ein dritter raſirt, und dergleichen Kindereien mehr.

Die, größtentheils vom Capitän Cook aus dem fünften Welttheil herübergebrachten, Merkwürdigkeiten zogen unſere Aufmerkſamkeit am mehreſten auf ſich. Lange kannten wir ſie aus Reiſebeſchreibungen und Kupferſtichen, aber nur der Augenſchein konnte uns überzeugen, daß dieſe die Gegenſtände treulich darſtellen wie ſie ſind. Wir konnten nicht genug die Feinheit bewundern, den Geſchmack und die Vollendung der Arbeiten, die wir hier bloß mit einer Muſchel, einem ſcharfen Stein, einem ſpitzigen Dorn hervorgebracht ſahen, und noch dazu von Menſchen, die wir Wilde nennen. Es giebt nichts zierlicheres als ihren, aus den ſchönſten Federn künſtlich zuſammengeſetzten Kopfputz, und ihre Stickereien von Pflanzenfaſern und feinen Fiſchdärmen würden ſowohl in Hinſicht des Muſters, als der Ausführung jeder europäiſchen Näherin Ehre machen. Wie zweckmäßig ſind ihre Waffen, ihr Geräthe zur Jagd und Fiſcherei! Wir würden nicht fertig werden, wollten wir alles Merkwürdige anführen, was wir hier ſahen. In dieſer Sammlung könnte man ein ganzes Jahr hindurch, täglich einige Stunden verweilen, ohne um Unterhaltung verlegen zu werden.

Palaſt von St. James. — Die Parks. — Kenſington Garten.

Kein Fürſt, auch nicht der kleinſte regierende Herr, deſſen Beſitzungen kaum auf der Charte zu finden ſind, hat eine ſchlechtere Reſidenz, als der König von England. Kaum traut man ſeinen Augen, wenn man das alte winckliche roſtige Gebäude anſieht, das mit dem ſtolzen Titel „St. James Palaſt“, prangt. Auch bewohnt es der König nicht, und nur zum Schein prunkt ein großes Bette mit rothſammtnen Vorhängen im großen Lever-Zimmer. Alle Hoffeierlichkeiten werden zwar nach althergebrachter Weiſe in dieſem königlichen Rattenneſte gehalten, aber die hohen Herrſchaften begeben ſich immer vorher incognito hin, und wohnen eigentlich im Palaſte der Königin, Buckinghamhouſe genannt, einem etwas moderneren Gebäude, welches aber auch, weit entfernt von aller königlichen Pracht, weder ſehr groß noch ſehr ſchön, aus bloßen Ziegelſteinen erbaut iſt. Es liegt in dem, an den Palaſt von St. James anſtoßenden, St. Jamespark, der Lieblingspromenade der Londoner. Dieſer Park iſt eigentlich nur eine ſehr ſchöne große Wieſe, durchſchnitten von angenehmen Fußwegen, belebt durch einen ihn durchkreuzenden Kanal, und geziert mit hin und wieder zerſtreuten Gruppen ſchöner alter Bäume. Alles darin iſt einfach, aber unausſprechlich angenehm durch den Contraſt dieſer ländlichen Stille mit dem Geräuſche der großen Hauptſtadt, aus welchem man unmittelbar hinein tritt.

Am weſtlichen Ende des Parks liegt Buckinghamhouſe mit ſeinen Gärten. Der Green-Park zieht ſich längs dieſen hin, ebenfalls eine zur Promenade eingerichtete liebliche Wieſe, mit wenigen Bäumen beſetzt. Der Hyde-Park begränzt beide; größer als ſie, geht er bis an die Gärten von Kenſington; ein in mannichfaltigen Krümmungen ſich hindurch windender ſilberheller Strom verſchönt ihn; Kühe und ſchöne Pferde weiden am Ufer, Alles iſt friſch und grün, als wäre man hundert Meilen von der Stadt. Bei dem reizenden Eingange in die Gärten von Kenſington von Hyde-Park aus, glaubt man in einen uralten heiligen Hain zu treten, ſo majeſtätiſch erheben die alten ſchönen Bäume, der ſchönſte Schmuck jener Gärten, ihr prächtiges Laubgewölbe. Dieſe Gärten, das gewöhnliche Ziel der Spaziergänger, gehören auch dem Könige; ſo lange die ſchöne Jahreszeit währt, ſtehen ſie von acht Uhr Morgens bis acht Uhr Abends dem wohlgekleideten Publicum offen. Sie ſind nicht im neueſten Geſchmacke angelegt, man findet noch, nach alter Weiſe, breite, nach der Schnur gezogene Alleen darinnen und eine gewiſſe Symmetrie, von welcher die neue Gartenkunſt nichts wiſſen will; deſto beſſer aber eignen ſie ſich zur Promenade einer großen Hauptſtadt. Angefüllt mit Spaziergängern, die unter dieſen prächtigen Bäumen luſtwandeln, machen ſie einen eben ſo reizenden als impoſanten Eindruck. Der zu dieſen Gärten gehörige Palaſt von Kenſington, verdient nur wegen ſeines Eigenthümers dieſen prächtigen Namen. Die königliche Familie kommt nie hin, er wird von einigen Privatperſonen bewohnt, die vom König die Erlaubniß dazu erhielten.

Jeden Sonntag Nachmittags bei ſchönem Wetter, wimmelt im Sommer der St. James-Park von wohlgekleideten Spaziergängern, die zwar Nobodys ſind, ſich aber doch eben ſo gut aufnehmen, als würden ſie wirklich mitgezählt. Alles was die Woche hindurch, ſich in den Ladengewölben und Arbeitszimmern der City abmühete, und kein Haus zu hüthen hat, eilt dann hinaus, um friſche Luft zu ſchöpfen, grüne Bäume zu ſehen, und wohl auch ſeinen Sonntagsputz zu zeigen. Der Anblick dieſer wohlgekleideten

Menge, iſt ſehr angenehm, weil intereſſanter aber noch der, den der Hyde-Park etwas früher im Frühlinge, das heißt, vor des Königs Geburtstag, gewährt. An ſchönen Sonntags-Morgen, nach Londoner Rechnung zwiſchen zwei und fünf Uhr Nachmittags, fährt, reitet und geht dann die ſchöne Welt dort ſpazieren. Eine unzählbare Menge der ſchönſten Equipagen, der herrlichſten Pferde bedecken in dieſer Zeit den, durch Hyde-Park führenden Fuhrweg bis Kenſington; kein Fiaker, kein öffentliches Fuhrwerk darf dieſen Weg befahren; nichts darf ſich zeigen, was uns daran erinnern könnte, daß es auch Leute in der Welt giebt, die nicht reich und vornehm ſind. Der Anblick der vielen ſchönen Reiter und Pferde, der tauſend Equipagen von allen Formen und Größen, der ſchönen Frauen und lieblichen Kinderköpfchen die hinaus gucken, iſt einer der prächtigſten, den nur irgend eine große Hauptſtadt gewähren kann. Nichts giebt einen anſchaulichern Beweis der Opulenz und Bevölkerung Londons. Auch die Spaziergänge wimmeln von Spazierengehenden, die zum Theil jene ſchimmernden Equipagen verließen, um hier zu luſtwandeln und Bekannte zu treffen. Beſonders brillant ſind dann die Alleen von Kenſington; man hat berechnet, daß an ſolchen Tagen bisweilen hundert tauſend Menſchen zugleich ſich in den Parks und den

Gärten von Kenſington des blauen Himmels und der ſchönen Erde freuen. Auch im Winter verſammeln ſich oft viele tauſend Menſchen dort, beſonders wenn bei ſtarker Kälte der Strom in Hyde-Park mit Eis bedeckt iſt. Dann zeigen die Schlittſchuhläufer ihre Künſte, und Alles eilt hin, ſie zu bewundern; für Erfriſchungen und Wärme iſt in dazu erbauten Pavillons geſorgt, und was noch beſſer iſt, für Hülfe bei möglichen Unglücksfällen, durch eine ſehr zweckmäßige, an ſeinen Ufern etablirte, Rettungsanſtalt.

Des Königs Geburts-Tag.

Dieſer Tag, der vierte Junius, iſt für die Londoner feine Welt der wichtigſte im ganzen Jahre. Er iſt der Wendepunkt, welcher den Sommer von dem Winter ſcheidet, er giebt den Ton an für Moden, Equipagen, Alles wird für und nach dieſem Tage berechnet. So war es wenigſtens, ſo lange des Königs Geſundheit ihm erlaubte, ſich öffentlich ſehen zu laſſen. Sein jetziges anhaltendes Uebelſeyn, wird freilich in Hinſicht des, an dieſem Tage üblichen Ceremoniels manche Aenderung herbeigeführt haben, doch die Hauptſache bleibt gewiß, ſo lange er lebt, und auch ſpäter, ſo lange es Könige von England giebt. Schon Monate vorher ſind alle Sattler, Wagen-Fabricanten, Schneider, Juweliere und Modehändler in großer eilender Geſchäftigkeit; neue Kleider, neuer Putz werden erſonnen und gemacht, Juwelen umgefaßt, Pracht-Equipagen und glänzende Livreien angeſchafft, Alles wird aufgeboten, um an dieſem Tage eine Stunde lang zu glänzen, denn viel länger währt die ganze Herrlichkeit nicht. Die Zeitungen thun freilich das ihrige nach beſten Kräften, um dieſen Glanz, ſo viel an ihnen liegt, zu verewigen. Sie füllen viele Tage hindurch lange Colonnen mit Beſchreibungen deſſelben aus, jedes Quäſtchens an den Damenkleidern, jeder Stickerei an den Galla-Röcken der Herrn wird ehrenvoll darinne gedacht, auch Wagen und Livereien werden nicht vergeſſen; aber was hilft das Alles? Solch eine papierne Ewigkeit iſt in unſern Tagen von gar zu kurzer Dauer. Im Park von St. James ſahen wir an dieſem Tage um ein Uhr viele Leute vor einer kleinen Hinterthüre des Palaſtes, die den König dort ausſteigen ſehen wollten, wenn er von Buckingham-houſe käme. Kanonen-Donner verkündete einſtweilen die Feier des Tages; Erwartung, Freude, Liebe ſtrahlte von allen Geſichtern, denn das Volk hängt kindlich an dem guten alten Georg, unter deſſen langer Regierung der größte Theil deſſelben geboren ward. Wir warteten ſeine Ankunft nicht ab, um nicht zu ſehr ins Gedränge zu gerathen, ſondern begaben uns in die ſchöne breite Straße von St. James, welche gerade zum Haupteingange des Palaſtes führt. Von dem Balcon eines Privathauſes konnten wir dort den Zug der Glückwünſchenden bequem anſehen. Es war ein ſchöner lebensfroher Anblick! Kein Fenſter, kein Balcon der ziemlich langen Straße blieb unbeſetzt, frohe Geſichter ſchaueten aus allen herab; Kopf an Kopf, dicht gedrängt, ſogar die Dächer wimmelten von Zuſchauern, eine unzählbare Menge wohlgekleideter Leute drängte ſich auf der Straße weit über den Fußpfad hinaus, ſo daß in der Mitte kaum Platz für die Wagen blieb. Eine Menge Equipagen und Miethwagen bildeten an der einen Seite eine lange ſtillſtehende Reihe. Faſt lauter hübſche Frauen und Mädchen blickten neben den reizendſten blühendſten Kinderköpfchen neugierig daraus hervor in das bunte Gewühl. Vor dem Schloſſe paradirte die ſchöne königliche Garde zu Pferd, reich gekleidete Hofbedienten ſtanden am Thore deſſelben, auch die hundert Yeomen des Königs, eigentlich eine Art Schweizergarde. Ihre Kleidung iſt noch genau dieſelbe, die ſie im funfzehnten Jahrhunderte war, bunt und wunderlich anzuſchauen. Das Volk nennt dieſe Trabanten des Königs Ochſenfreſſer: (the Kings Beefeaters): und ihre wohl genährten Figuren ſcheinen dieſen Ehrentitel reichlich zu verdienen. So ſonderbar ſie in der über und über mit Gold beſetzten ſcharlachrothen altengliſchen Kleidung, mit den auf Bruſt und Rükken glänzenden ſilbernen Schilden und dem flachen, mit bunten Schleifen gezierten Baret auch ausſehen, ſo giebt ihre Erſcheinung dem Feſte doch etwas Feierliches, Altväteriſches, das uns in vergangene Zeiten verſetzt. Dieſer Eindruck wurde noch vermehrt, da die lange Reihe der Leute von der Feueraſſecuranz-Compagnie aus dem Palaſte, wo ſie ihren Glückwunſch abgelegt hatten, in Prozeſſion nach einer Taverne zog, um dort des Königs Geſundheit feierlichſt zu trinken. Auch dieſe erſchienen in wunderlicher, karmeſinrother Kleidung. Vor ihnen her wurde das beliebte God save the King geblaſen. Durch Alles dieſes hindurch bewegte ſich langſam die unabſehbare Reihe Kutſchen, in welchen die Gratulanten nach Hofe fuhren. Dieſe gaben den reichſten und mannichfaltigſten Anblick. Nirgends kann man prächtigere Kutſchen von der neueſten, noch nie zuvor geſehenen Form, nirgends ſchönere, ſtolzere Pferde erblicken. Ein Schwarm reichgekleideter Livrei-Bedienten umgab die, Schritt vor Schritt langſam fahrenden Wagen, ungeduldig ſchnoben die Pferde, aber der mit einer großen, runden Perücke verſehene, auf dem befranzten Bocke majeſtätiſch trohnende Kutſcher hielt ſie in Reſpect. Wie in andern Ländern Schnurrbärte, ſo ſind in England ſolche dicke runde Perücken Abzeichen der Kutſcher, und je vornehmer der Herr, je größer ſind die Perücken. Die reichgekleideten Herren und Damen in den Kutſchen ſchienen ſich bei der langſamen Cavalcade ein wenig zu langweilen. Die Damen nahmen ſich von oben nicht ſehr graciös aus in dem überladenen Putze und der ſteifen ängſtlichen Stellung, die ihnen der aus dem Kutſchfenſter hervorragende Reifrock gab; faſt wie die überfüllte umgeſtülpte Schachtel einer Modehändlerin, ein formloſer Berg von Flor, Blumen, Federn und tauſend ſchönen Sachen. Der Lord Major und die Sheriffs der City in ihrer ſchwarzen Amtskleidung, mit ſchweren goldnen Ketten geſchmückt, fuhren in großen, über und über vergoldeten altmodiſchen, doch neuen Staatswagen, an welchen überall faſt eben ſo vergoldete Bedienten mit großen Federhüten hiengen. Zum Theil ziemlich roſtige Hofkutſchen, (die uns an die Dresdner Fahrten nach Pillnitz erinnerten) machten von Zeit zu Zeit von ihrem Vorrechte Gebrauch, aus der Reihe hinaus, allen Andern vorbeizufahren.

Die Herzöge von York, von Gloceſter, und andere Glieder der königlichen Familie ſaßen beinahe in ganz gläſernen Staatswagen, ſo daß man ſie von allen Seiten deutlich ſehen konnte. In alle dieſe Pracht miſchten ſich ganz gewöhnliche Fiaker und behaupteten ihren Platz in der glänzenden Reihe ſo gut, wie die Andern. Größtentheils ſaßen Officiere und Geiſtliche darin, ja ein Spottvogel neben uns wollte in einem derſelben drei Biſchöfe erblicken, die ſo, das Stück für ſechs Pence, an den Hof fuhren. Zur Seite dieſes langen Zugs trabten brillant gekleidete Portchaiſenträger ihren Hundstrott, mit ſchön aufgeputzten Portchaiſen, deren Deckel eine Grafen- oder Herzogskrone zierte, als ein Zeichen des hohen Standes der darin ſitzenden glänzenden Dame und ein Schwarm reichgekleideter Livrei-Bedienten begleitete jede derſelben. Von ein Uhr bis ſechſe währte dieſer Zug ununterbrochen fort, ohne zu ſtocken; die Herren und Damen ſtiegen aus, ſo wie ſie ankamen, machten dem König und der Königin ihr Compliment, vielleicht ohne im Gewühle der Menge einmal bemerkt zu werden, und fuhren dann wieder fort, um andern Neuankommenden Platz zu machen. Dies war die ganze Freude, mit ſo vielem Aufwande an Geld, Zeit und Vorſorge errungen.

Nach der Cour giebt die Königin ein Familien-Diner, das einzige im ganzen Jahre, auf dieſes folgt ein Conzert, zu welchem der dafür beſoldete Hofpoet jedes Mal eine neue ſogenannte Ode machen muß. Auch zum Conzert werden nur Wenige von den Vornehmſten auserwählt und zugelaſſen. Sonſt pflegte dieſem Conzerte noch ein Ball zu folgen, der höchſtens zwei Stunden währte und bei welchem die ſtrengſte Rangordnung und Etikette den Vorſitz hatte; ſeit einigen Jahren aber begnügt man ſich mit den übrigen Freuden des Tages. Abends waren einige öffentliche Gebäude, die Theater und die Häuſer der Kaufleute und Handwerker, welche den Hof bedienen, ziemlich hübſch illuminirt, und damit endigte dieſer wichtige Tag.

Der Cour-Tag.

Nirgends macht es weniger Schwierigkeit, bei Hofe eingeführt zu werden, als in London; der Zutritt dort iſt leichter zu erhalten, als der in guten Privathäuſern und Familien; aber nirgends iſt auch wohl weniger Vergnügen mit dieſer Ehre verbunden. Alle Feſte und Vergnügungen, durch welche andere Höfe glänzen, ſind von dieſem verbannt, ſie beſchränken ſich einzig auf die Cour, welche alle Sonntage Vormittags im Palaſte von St. James gehalten wird und gewöhnlich in zwei Stunden abgethan iſt. Bei Fremden, die ſich vorſtellen laſſen wollen, frägt man weder nach Adel noch Rang; ohne Unterſchied können Herren und Damen zu dieſer Ehre gelangen, wenn ſie die dazu erforderlichen Koſten nicht ſcheuen. Daß man gebildet genug ſey, um ſich in einem ſolchen Zirkel anſtändig zu benehmen, iſt eine Bedingung, die ſich von ſelbſt verſteht. Auch der große Londoner Kaufmann kann mit ſeiner Frau bei Hofe erſcheinen, ſo gut als der erſte Pair des Reichs, ſo wie Geiſtliche und Gutsbeſitzer. Nur wer einen offenen Laden hält, iſt von dieſer Ehre ausgeſchloſſen, und wäre er reich wie ein Fürſt, er wird zu der Klaſſe der Handwerker gezählt, welche gewöhnlich auch Läden halten. So geſchieht es denn, daß gerade die reichſten und in andern Ländern angeſehenſten Kaufleute, die eigentlichen Banquiers oder Wechſler von dieſer Ehre ausgeſchloſſen ſind, da ſie bei ihren, übrigens ins Unermeßliche gehenden, Geſchäften doch auch ein Zimmer haben, in welchen einzelne Guineen und kleine Banknoten eingewechſelt werden. Dies nennt man in London einen Wechſlerladen; darum ſieht man ſie für mit Geld en détail Handelnde an, und ſtellt ſie in jene geringere Klaſſe. Wir lernten die ſtolze Frau eines der reichſten Banquiers kennen, welche durch dieſe Einrichtung faſt bis zur Verzweiflung gebracht war, und Jedermann zum Vertrauten dieſes, ihr am innerſten Gemüth nagenden, Kummers machte. Umſonſt gab ſie die brillanteſten Routs, umſonſt lebte ſie in der höchſten Pracht, umſonſt war ſogar ihr Gemahl zum Knight (Ritter) und ſie dadurch Milady geworden. So lange die verwünſchte Wechſelſtube offen ſtand, blieben ihr die Thüren jenes Paradieſes verſchloſſen, und der am ſchnöden Golde haftende Sinn ihres Gemahls ließ ihr wenig Hoffnung, daß jene ſich jemals ſchließen würde, um ihr dieſe zu öffnen.

Doch nur wenige Kaufleute, die durch andere Gründe dazu beſtimmt werden, machen von der Erlaubniß, am Hofe zu erſcheinen, Gebrauch, noch weniger Fremde, außer ſolchen, deren Rang es durchaus erfordert. Das Vergnügen dabei kömmt gegen den, dennoch damit verknüpften, Zwang kaum in Anſchlag, und die erforderliche Kleidung, beſonders der Damen iſt ſehr koſtbar, und kann bei keinen andern Gelegenheiten gebraucht werden. Auch wir ließen uns nicht präſentiren, da wir aber doch das Ganze gern ein Mal in der Nähe ſehen wollten, ſo verſchafften uns unſere Freunde Billete vom Lord Chamberlain, welche uns den Eintritt in das, an das Cour-Zimmer ſtoßende Vorzimmer gewährten, und zwar für den erſten Sonntag nach des Königs Geburtstage. Alle bei jenem erſchienene Pracht, wird an dieſem Tage noch ein Mal zur Schau getragen, um dann größtentheils nachher auf immer zu verſchwinden. Dort konnten wir Alles genau mit anſehen, ohne in dem glänzenden Schauſpiele eine Rolle mitzuſpielen. Zwar mußten wir in vollem Anzug erſcheinen, jedoch nicht in der Hoftracht. Eine gute Stunde ergötzte uns das reiche bunte Gewimmel; viele, aus den Zeitungen uns bekannte, berühmte Männer ſahen wir hier von Angeſicht zu Angeſicht, ganz in der Nähe. Die Herren, theils in Uniform, theils in reichgeſtickten Kleidern ſahen aus, wie an andern Höfen. Einige Biſchöfe und andere Geiſtliche gaben den Schatten zu all dieſem Glanze; doch machte ſie die hier zu Lande übliche Tracht ihres Standes recht ehrwürdig; ſie beſteht aus einem ziemlich langen Unterkleide mit einer breiten Binde unter der Bruſt; darüber ein faltenreiches Oberkleid mit ſehr weiten Aermeln; das Ganze iſt von ſchwarzer Seide. Die Damen aber erregten unſer wahres Mitleid, um ſo mehr, je ſchöner und jünger ſie waren. Nichts entſtellenderes giebt es, als ihre Kleidung, und ungern ſahen wir die vielen ſchönen Geſtalten ſo unleidlich verputzt. Schon die hohen ſpitzigen Abſätze an den Schuhen, die aus dem gewöhnlichen Leben längſt überall verbannt ſind, gaben ihnen etwas ängſtliches im Stehen und Gehen, man ſah deutlich, wie ungewohnt ſie dieſes Zwangs waren. Das nach griechiſcher Mode friſirte Haar, reich mit Perlen und Diamanten durchflochten, wäre ſehr hübſch geweſen, aber viele himmelhohe, gar nicht dazu paſſende, weiße Straußfedern ſchwankten darauf, denn dieſe gehören in England durchaus zur Galla. Einige der modernſten Damen trugen ganze Paradiesvögel ſtatt dieſer Federn auf den Köpfen. Nun denke man ſich das doppelte Balanciren, welches die ſchwankende Laſt auf dem Kopfe und der unſichere Stand auf den ſpitzigen Abſäzzen nöthig machen; hier muß alle Grazie zu Grunde gehen; dicht unter der Bruſt breitet ſich der weite, beſonders nach unten ſehr breit auslaufende Reifrock aus. Unſere Großmütter trugen ihn über den Hüften, und behielten ſo die Arme ziemlich frei; in dieſer, aus alter und neuer Zeit zuſammengeſetzten Kleidung aber, bei den kurzen Taillen, mußten die Damen die Arme ganz vor über den Reifrock legen, und konnten ſich kaum bewegen. Der ſehr reich, bis oben zu mit Garnirungen bedeckte Rock iſt das Hauptſtück des Putzes, er iſt das Feld, auf welchem die Damen ihren Reichthum, die Modehändlerin ihren Geſchmack und ihre Kunſt zeigt. Alles iſt darauf angebracht, reiche in Gold, Silber und Stahl geſtickte Garnirungen, Draperien, Puffen, Blumen, Perlen, Quaſten, Troddeln, Schnüre, alles Erſinnliche, ſo daß man den Grundſtoff nicht mehr unterſcheidet. Ein unendlich langer ſchmaler Schlepp von reichem Stoff, der hinten von der Taille herabhängt, vollendet das Ganze. Gewiß die medizeiſche Venus ſelbſt käm um ihren Ruhm, wenn ſie ſo einhergehen müßte. Der König erſchien bald nachdem ein Theil der Geſellſchaft verſammelt war; ein großer ſtattlicher Mann, der ſich für ſein Alter noch ſehr raſch bewegt. Die klaren blauen Augen blickten freundlich und lebendig unter den ſchneeweißen Augenwimpern und Augenbraunen hervor; er trug eine eben ſo weiße Perücke und die engliſche Uniform. Er grüßte Alle, ſprach mit Vielen im Vorzimmer und war freundlich gegen alle Welt. Bald darauf kam die Königin. Sie ſieht viel älter aus als ihr Gemahl, iſt klein, hat eine ſtolze Haltung, und wenig Zuvorkommendes in ihrem Aeußeren; ihr folgten die Prinzeſſinnen, eine nach der andern, wie ſie im Alter ſich folgen, reich gekleidete Pagen trugen ihnen die Schleppen. Nach und nach ſahen wir die Prinzen, die Herzogin von York, und die übrigen Verwandten des königlichen Hauſes ankommen. Vor Allen zog die Prinzeſſin von Wales unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Dieſe eben ſo liebenswürdige, als unglückliche Dame erſchien ſchon damals nur bei ſeltnen feierlichen Gelegenheiten am Hofe. Verkannt von ihrem Gemahl und ſeiner Familie, verläumdet von boßhaften Neidern, die auf ihren Untergang ein Glück zu bauen denken, aber geliebt und geſchätzt von dem beſſeren Theile der Nation, lebt ſie ſtille und einſam, in ihrer einfachen Villa auf Blackheath nahe bei London, iſt gut und wohlthätig gegen Arme, übt jede ſchöne Kunſt, vor allen Muſik, und trägt das Unabwendbare mit ruhiger Faſſung und wahrem Heldenmuthe.

Penſion für Mädchen.

Oft begegneten wir Sonntags auf unſern kleinen Luſtreiſen in der Gegend bei London einem Zuge von dreißig bis vierzig jungen Mädchen, andächtig auf dem Fußpfade neben der Landſtraße zur Kirche wandelnd. Es war ein lieblicher Anblick. Schneeweiß gekleidet, mit artigen Strohhüten, giengen ſie paarweiſe hinter einander fort, Einige in eben aufblühender jugendlicher Schönheit, Andere friſch und roth in knoſpender Kindheit. Mehrere Aufſeherinnen begleiteten ſie, ſtrenge wachend über jeden Tritt, jede Miene, damit ja kein Freudenſprung, kein lautes Lachen, ihnen auf dem ernſten Wege entſchlüpfe. Zuweilen kam von der andern Seite ein ähnlicher Zug Knaben daher, dem nämlichen Ziele zuwandelnd, begleitet von ſeinen Lehrern. Die Aufſeher und Aufſeherinnen grüßten ſich wohl als Bekannte, aber die Kinder ſchielten ſich nur von der Seite ein wenig an, und wandelten mit gezwungenem Ernſte weiter. Es waren die Zöglinge aus irgend einem Paar der vielen Penſionen, welche jeden Sonntag zwei Mal feierlich zum Gottesdienſte getrieben werden. Dörfer und Flecken rings umher wimmeln von ſolchen Erziehungs Anſtalten, die Alle gedeihen, da faſt Niemand ſeine Kinder zu Hauſe erzieht, wo ſie zu viel Unordnung und Unruhe machen würden. So, wie Knaben und Mädchen aus der Kinderſtube kommen, werden ſie in jene Penſionen gegeben; dieſe kehren erſt nach ganz vollendeter Erziehung faſt erwachſen, ins väterliche Haus zurück; jene verlaſſen ihre Schule, wenn die eigentlichen Vorbereitungen zu ihrem künftigen Stande im Leben anfangen.

Die Mädchen lernen in ihren Penſionen von Allem etwas, aber wenig Gründliches. Man lehrt ſie Geſchichte und Geographie; dennoch weiß eine Engländerin ſelten, wie es außer ihrem Vaterlande ausſieht, und was dort in frühern Zeiten ſich begeben hat. Auch in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache erhalten ſie Unterricht, aber der Fremde, der nicht Engliſch kann, iſt damit nichts gebeſſert; ſchwerlich wird er in der Geſellſchaft eine Dame finden, die ihm in einer fremden Sprache Rede ſtünde. Muſik und Zeichnen wird ſehr oberflächlich und gewöhnlich nur getrieben, um Beides ſpäterhin ſobald als möglich wieder zu vergeſſen. Die Mädchen lernen Sticken, Papierblumen machen, ſie fabriciren artige Papparbeiten, Käſtchen von vergoldetem Papiere, Vaſen von Eierſchalen, tauſend zierliche Dinge; aber was man eigentlich für's Haus braucht, bleibt ihnen gewöhnlich unbekannt. Der Hauptzweck des größten Theils der Vorſteherinnen ſolcher Anſtalten iſt, vor allen Dingen ein Mal im Jahre mit ihren Zöglingen recht zu glänzen, wenn ſich die Aeltern und Verwandte derſelben bei dem großen Prüfungsfeſte verſammeln.

Mehrere Monate vor dieſem Feſte hört ſchon aller ernſtliche Unterricht auf, Alles wird angewendet, um die Kinder für den wichtigen Tag zu dreſſiren. Muſikſtücke werden ihnen eingelernt, die ſie vor der entzückten Verſammlung mechaniſch ableiern ſollen, Zeichnungen werden mit Hülfe des Lehrmeiſters verfertigt, und dergleichen mehr. Die Hauptſache aber bleibt: ſie für den Ball, der Abends gegeben wird, abzurichten, und der Tanzmeiſter kömmt mehrere Wochen lang kaum aus dem Hauſe. Eine Dame unſerer Bekanntſchaft, deren Töchter in dem, nahe bei London gelegenen, Flecken Southwark in Penſion waren, führte uns zu ſolch einem Feſte dahin. Die Vorſteherin des ſehr großen Hauſes empfieng uns mit vieler Artigkeit. Wir wurden in einen großen Saal geführt, an deſſen einem Ende die hocherfreuten Mütter und übrigen Verwandten der jungen Mädchen ſaßen; die Zöglinge ſelbſt waren am entgegengeſetzten Ende auf mehrern Reihen, amphitheatraliſch über einander ſich erhebender Bänke, wie zur Schau ausgeſtellt. Auch gewährten ſie einen ſehr reizenden Anblick. Man denke ſich funfzig junge Mädchen von acht bis ſechszehn Jahren, Alle hübſch, in blühender Geſundheit, Alle einfach, aber geſchmackvoll in der Uniform des Hauſes gekleidet, mit ſchneeweißen kurzen Kleidern, und blauen

Schuhen. Ein ſilbernes Netz ums Haar, eine ſilberne Schärpe um den Leib, war ihr ganzer Putz; ſo ſaßen ſie da, glühend vor raſcher jugendlicher Erwartung und Freude. Unter Anleitung des Tanzmeiſters begann endlich der Ball. Die Mädchen tanzten unter ſich lauter ganz beſcheidene Tänze; keinen Walzer, keinen Shawltanz, keine künſtlichen Sprünge, ſondern eine Art Menuets zu ſechs bis acht Paaren, welche der Tanzmeiſter für ſie eigens componirt hatte, und die wohl ſonſt nirgends in der Welt getanzt werden, als in Penſionsanſtalten, wie dieſe. Die geſchickten Tänzerinnen hatten kleine Solos darin, um ſich recht zu zeigen. Nach Endigung jedes Tanzes wurden ſie von Müttern und Verwandten gelobt und geliebkoſt. Nur zwei arme kleine Holländerinnen ſtanden traurig und unbemerkt in einer Ecke allein, Niemand bekümmerte ſich um die Fremden, die aus ihrem Vaterlande hieher zur Erziehung geſchickt waren. Nur wir, Fremdlinge wie ſie, fühlten uns ihnen verwandt. Wir riefen ſie zu uns, erzählten ihnen, daß wir ohnlängſt aus ihrem Vaterlande kämen, und hatten bald den Troſt, auch aus ihren kindlichen klaren Augen die Freude leuchten zu ſehen. Wie die, auf die Länge etwas langweiligen, Parade-Tänze abgethan waren, kamen einige Engliſche und Schottiſche an die Reihe. Froh, des

Zwanges entledigt zu ſeyn, hüpften die lieblichen Kinder unbefangener umher, und einige junge anweſende Vettern und Brüder erhielten die Erlaubniß, ſich mit ihnen herumzudrehen. Mit ſtiller Rührung ſahen wir ihre ſorgloſe Freude. Tanzend bereiteten ſich die holden Geſchöpfe zu dem Leben, welches ſie jetzt, da wir dies niederſchreiben, mit ſeinem ganzen Ernſte ergriffen hat. Erwartungsvoll blickten damals ſo viele helle Augen der Zukunft entgegen, als wäre auch ſie ein Tanz der Freude, jetzt füllen ſich dieſe Augen beim Andenken an jene unwiederbringlich hingeſchwundenen Tage wahrſcheinlich mit Thränen der Sehnſucht. Ahnend dachten wir damals ihre Zukunft, und verließen ſie noch mitten in der Freude, mit ſtillen Wünſchen für ihr Glück.

Penſion für Knaben.

Gewöhnlich ſind es Landprediger, die irgend ein großes ſchönes Local, unfern der Kirche, in welcher ſie predigen, miethen oder kaufen, und neben ihren Berufsgeſchäften, dieſes Erziehungsgeſchäft treiben, wobei ſich die ſehr *) ehrwürdigen Herren ungemein

---

*) Most reverend Sir, ſehr ehrwürdiger Herr, der Titel der engliſchen Geiſtlichen.

wohl beſinden. Wir hatten Gelegenheit, die Erziehungs-Anſtalt des Herrn Lancastre in Wimbleton, acht engliſche Meilen von London, genau kennen zu lernen. Sie gilt für eine der beſten, ſelbſt Lord Nelſon ließ zwei ſeiner Neffen da erziehen. Im Grunde gleichen ſich Alle; nur die Zahl der Zöglinge, die größere oder beſchränktere Einrichtung des Ganzen unterſcheidet ſie von einander. Der ſehr ehrwürdige Herr zu Wimbleton befaßte ſich gar nicht mit dem Unterrichte; unſichtbar für die Schüler, ſaß er den Tag über in ſeinem Studierzimmer, wo er eine Anzahl junger Fremder, die bloß als Koſtgänger, nicht als Schüler in ſeinem Hauſe lebten, im Engliſchen unterrichtete. Nur Mittags nach vollendeten Schulſtunden, erſchien er auf einem Katheder im Schulzimmer, um ſich von den Lehrern Rapport abſtatten zu laſſen. Vier Lehrer, die im Hauſe wohnten, und von denen wechſelsweiſe Einer alle Woche die Spezialaufſicht über die Schüler hatte, gaben den nothwendigen Unterricht, und zwar Alle zugleich, in dem nämlichen großen Zimmer. Jeder ſteht auf einem kleinen Katheder, und die Schüler gehen wechſelnd, pelotonweiße von Einem zum Andern. Dies währt vier Stunden lang ununterbrochen von acht Uhr bis zwölf. Die Schule wird mit Gebet eröffnet und geſchloſſen, ganz nach der engliſchen Liturgie, wobei auch des Königs, ſeines Hauſes, der Schwangern und Sängerinnen u. ſ. w. von den Knaben chriſtlich gedacht werden muß. Die Knaben erhalten Unterricht in den alten Sprachen, in Geographie, Geſchichte, Schreiben, Rechnen und der franzöſiſchen Sprache. Wer Fechten, Muſik, Tanzen und Zeichnen lernen will, muß es beſonders bezahlen; die Lehrer dazu kommen wöchentlich einige Mal von London herüber; an alles übrige Wiſſenswerthe, was unſere Kinder in Teutſchland lernen, wird nicht gedacht. Die Zöglinge eſſen zuſammen, ziemlich ſchlecht, unter Aufſicht des die Woche habenden Lehrers, werden zu beſtimmten Zeiten von ihm auf der Gemeinhut des Dorfes ſpazieren getrieben, ſpielen unter ſeiner Aufſicht auf dem großen Hofe, und werden täglich in einem großen Baſſin gebadet, auch im Winter, wo dann erſt das Eis aufgehauen werden muß. Alles, Lehre, Strafe, die ganze Behandlung der Kinder wird nach angenommenen Geſetzen mechaniſch betrieben, ohne Rückſicht auf Alter, Charakter und Fähigkeit. Wie könnte es anders ſeyn, ihrer ſind ſechzig, zwiſchen ſechs und ſechszehn Jahren; alle Woche wechſelt der die Aufſicht habende Lehrer, und dankt Gott, daß er auf drei Wochen der Laſt los iſt, und ſich bei der ſehr reichlich beſetzten Tafel des ſehr ehrwürdigen Herrn mit den Koſtgängern und übrigen Geſellſchaft von der, in der Woche ausgeſtandenen Noth und Mangel erholen kann. Kein Lehrer lernt die Kinder genauer kennen, da jeder ſie nur ungefähr zwölf Wochen im Jahre in ſo verſchiedenen Zeiträumen unter ſeiner Aufſicht hat. Die Koſtgänger haben dagegen ein herrliches Leben. Nur einige Schüler, deren Aeltern es zu bezahlen vermögen, gehören auch dazu. Dieſe nehmen zwar an den Schulſtunden Theil, eſſen aber an dem gut beſetzten Tiſche, können nach Herzens Wunſch im Luſt-Garten und im Obſt-Garten ihr Weſen treiben, während ihre Cameraden auf dem öden Hofe bleiben müſſen, und entſetzlich geprügelt werden, wenn ſie ſich einmal in jene ihnen verbotene Reviere eingeſchlichen haben. So müſſen die Kinder ſchon in der Jugend lernen, daß dem Reichen Alles erlaubt, und Geld daher das höchſte Ziel iſt, wonach man zu trachten hat.

Hat ein Knabe einen Fehler begangen, ſeine Lection nicht gelernt, oder beim Spiel Unordnung gemacht, ſo wird ihm vom Lehrer zur Strafe aufgegeben, eine Seite Griechiſch oder Latein auswendig zu lernen. Wenn er dieſe zur beſtimmten Zeit nicht auswendig weiß, ſo ſchreibt der Lehrer ſeinen Namen auf, und legt ihn auf's Katheder des Hrn. Lancaſtre.

Abends werden dann die ſo Verklagten zu ihm ins Studierzimmer gerufen, ſo viel ihrer ſind, Alle zugleich. Er redet ſie mit Sir oder Gentleman an, und fragt, ohne fernere Unterſuchung ihres Vergehens, ob ſie ihre Aufgabe gewußt haben? Sie müſſen natürlich mit nein! antworten. Ohne ſich auf etwas Weiteres einzulaſſen, fragt er: was ſie dafür verdient hätten? Sie antworten: geprügelt zu werden, und ohne Aufſchub vollzieht der ſehr ehrwürdige Herr an ihnen dies Urtheil mit eigner Hand, oft an ſieben oder acht nach einander, ohne Rückſicht: ob der Knabe ſechs oder ſechszehn Jahr alt iſt, und dazu auf die beſchimpfendſte Weiſe. Haben zwei Knaben mit einander Streit gehabt oder ſich geſchlagen, ſo verklagt Einer den Andern, wenn aber auch ſeine Klage noch ſo ſonnenklar wäre, er bekömmt kein Recht, ſo lange der Beklagte läugnet. Der Kläger muß Zeugen mitbringen; ſagen dagegen er und ſeine Zeugen noch ſo augenſcheinlich die Unwahrheit, der Beklagte wird beſtraft, wenn er nicht andere Zeugen beibringen kann, die ſeine Unſchuld beweiſen. Alles wird nach der Form abgethan, wie vor den engliſchen Richterſtühlen; den Charakter der Kinder zu ergründen, ihr Gefühl für Recht und Unrecht im höhern Sinn, ihre Liebe für das eigentliche Wiſſen zu bilden, daran denkt Niemand. Wir enthalten uns aller Bemerkungen über eine ſolche Erziehungs-Methode, Jeder macht ſie gewiß ſelbſt, und fühlt, welchen Vorzug auch in dieſer Rückſicht wir Teutſche vor jenen ſtolzen Inſulanern haben, und welche Reſultate ſich von einer ſolchen frühen Behandlung erwarten laſſen. Sonntags Morgens werden die Schüler im Schulzimmer verſammelt. Hr. Lancastre iſt nicht Prediger in Wimbleton, ſondern in Murton, einem eine halbe Stunde weiter entlegenen Dorfe; aber zu ſeiner Uebung hält er ſeinen Schülern die Predigt, die er Mittags dort halten wird, erſt ein Mal in der Frühe. Damit verbindet er den in der engliſchen Liturgie vorgeſchriebenen Gottesdienſt, ſo daß das Ganze eine ſtarke Stunde währt. Um eilf Uhr werden ſie in ſaubern Sonntags-Kleidern paarweiſe auf dem Hofe rangirt, und treten dann, in Begleitung der vier Lehrer, den Marſch nach der Wimbletoner Kirche an, wo ſie bei Predigt, Geſang und Litanei zwei Stunden verweilen müſſen. Nachmittags werden ſie wieder auf die nämliche Weiſe zur Kirche getrieben, und Abends um acht Uhr wird abermals in der Schulſtube großer Gottesdienſt gehalten, wobei wieder des Königs und ſeines Hauſes gedacht wird. Zwiſchen allen dieſen Andachtsübungen müſſen ſie in der Bibel leſen, und dürfen, in Begleitung der

Lehrer einen Spaziergang machen; alle Spiele aber und alle laute Ausbrüche der Freude, ſind hoch verpönt, und werden ſtrenge beſtraft.

Das Brittiſche Muſeum.

Dieſe reiche, in einem ſchönen Local aufgeſtellte Sammlung, verdient der großen Nation anzugehören, deren Namen ſie führt. Der unermüdete Sammler, Sir Hans Sloane, legte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Grund dazu, indem er ſein eignes ſehr bedeutendes Muſeum der Nation vermachte. Mehrere große Sammlungen wurden damit vereinigt, und ſo erreichte das Ganze den Grad von Vollſtändigkeit, auf welchem es ſich heute befindet. Die prächtige Vaſen-Sammlung des Sir William Hamilton iſt die ſchönſte Zierde deſſelben; froh verweilten wir im Anſchauen dieſer ſchönen Formen, welche von den engliſchen Fabrikanten glücklich benutzt, durch ganz Europa die bis dahin Mode geweſenen häßlichen, verkrüppelten Formen verbannten, und nach und nach unſerem Hausgeräthe die jetzt übliche ſchöne, geſchmackvolle Geſtalt gaben. Alles, was uns an die goldene Zeit, an die ſchönen Jahrhunderte der Römer und

Griechen erinnern konnte, fanden wir hier vereint. Mannichfaltiger Schmuck, Siegel-Ringe, Lampen, Hausgötter, unendliches kleines Geräth, aus den Gräben von Pompeji und Herkulaneum aufs neue zum freundlichen Tageslichte gefördert, vergegenwärtigten uns das heitere gefällige Daſeyn der Alten; wir lebten mit ihnen, ſo lange wir in dieſen Zimmern verweilten.

Schnell ſtreiften wir hernach durch die Säle, welche das Naturalien-Kabinet, die ausgeſtopften Thiere und Mineralien enthalten, ſo auch durch das ſehr beträchtliche Münz-Kabinet. Wenn man in ſeiner Zeit ſo beſchränkt iſt, wie wir es hier waren, ſo muß man entbehrend zu genießen wiſſen, und lieber Vieles aufopfern und nur etwas mit Muße betrachten, um davon eine beſtimmte und intereſſante Erinnerung mit ſich zu nehmen. Momentanes Verweilen bei vielen Gegenſtänden verwirrt und ermüdet ohne allen Nutzen. Auch die, von Capitän Cook aus dem fünften Welttheile mitgebrachten Merkwürdigkeiten, die hier ein ganzes Zimmer anfüllen, betrachteten wir diesmal nur im Vorübergehen, und Vieles davon kannten wir ſchon aus dem Muſeum des Sir Ashton Levers. Mehrere Zimmer enthalten in Schränken, mit Drahtgittern verſehen, die große reichhaltige Bibliothek.

Außer einer großen Zahl älterer, zum Theil ſehr ſeltener Bücher, faßt ſie beinahe Alles, was bis auf den heutigen Tag in England herauskömmt; denn von jedem mit Privilegium gedruckten Buche muß ein Exemplar hier abgeliefert werden. Wir giengen Alles vorbei, um einige Zeit in dem Zimmer zu verweilen, in welchem ſich die Manuſcripte befinden. Nicht nur alte Handſchriften aller Art, von den beſchriebenen Palmblättern und in Stein gehauenen Aegyptiſchen Hieroglyphen an, bis auf die krauſen bunten Schriftzüge der Mönche des Mittel-Alters werden hier aufbewahrt, ſondern auch zahlloſe Brieſe und Manuſcripte der intereſſanteſten und berühmteſten Menſchen unſrer Zeiten. Eine unendliche Fundgrube für den Geſchichtsforſcher, dem ein freundliches Geſchick erlaubt, ſie mit Muße und Auswahl zu benutzen. Und welch ein Feld würde ſich hier dem Anekdoten-Jäger und Journaliſten eröffnen, der nach Willkühr fouragiren könnte! Wie viel Bände intereſſanter Brieſe könnten da ausgewählt werden, zum Nutz und Frommen unſeres leſe- und ſchreibſüchtigen Zeitalters, vor welchem kein Schreibetiſch, kein Porteſeuille mehr ſicher iſt! Brieſe aller engliſchen Könige und Königinnen, aller Männer, die auf ihr Zeitalter wirkten, füllen wohlgeordnet, in Mappen, eine Menge Schränke an. Man war ſo gefällig uns Manches zu zeigen; unter andern einen ganzen Band eigenhändiger, mitunter ziemlich zweideutiger, Briefe der Königin Eliſabeth an ihren unglücklichen Liebling, Graf Eſſex. Ihre Handſchrift iſt merkwürdig. Dieſen nicht ſchönen, aber mit Schnörkeln überladenen, ſehr großen Buchſtaben, ſieht man es an, daß ſie langſam und vorſichtig geformt wurden, und trotz aller Schmeichelworte, die ſie ihrem Geliebten hinzirkelte, möchte man in etwas verändertem Sinne, mit Schiller's Maria Stuart ausrufen: „aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz“. Auch von dieſer unglücklichen Nebenbuhlerin Eliſabeths, werden hier viel Briefe aufbewahrt, größtentheils in franzöſiſcher Sprache. Beſonders rührend war uns der, welchen ſie an Eliſabeth liebend und vertrauend ſchrieb, ſo wie ſie die engliſche Gränze betreten hatte, ohne die traurige Zukunft zu ahnen, die ſie ſich mit dieſem Schritt bereitete. Ein langer Brief Cromwells an ſeine liebe Frau in Edinburgh, voll gottſeliger Geſinnungen und Ermahnungen zur chriſtlichen Demuth, erbaute uns ungemein; er war während der Zeit des Prozeſſes gegen den unglücklichen König Karl geſchrieben. Man zeigte uns auch den Entwurf einer ziemlich langen Rede, welche Wilhelm der Eroberer an das engliſche Volk halten wollte. Sie iſt durchaus von ſeiner Hand in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, ziemlich unorthographiſch und voll Correcturen und ausgeſtrichener Stellen. Nach ihrem Inhalte, war er bloß aus Liebe zu dem Volke herüber gekommen, um Alles glücklich zu machen.

Unter den neuen Manuſcripten bemerkten wir Popes Essay on man, ſo wie er ihn zuerſt niederſchrieb, ebenfalls voll Verbeſſerungen und Aenderungen. Nicht ohne Grund nennt ihn einer ſeiner Zeitgenoſſen den Papier ſparenden Pope (paper sparing Pope.) Das ganze Gedicht iſt auf kleinen Papierſtückchen, ſehr ſchlecht und unleſerlich niedergeſchrieben; auf Briefcouverte, Viſiten-Karten, Einladungsbillete, ja ſogar auf den Rändern alter Zeitungsblätter, und dann mit Stecknadeln und ſeidenen Fäden beſtmöglichſt zuſammengeflickt. Ein kleines, in blau Papier geheftetes Büchlein von Rouſſeaus eigener Hand, ſehr klein und zierlich geſchrieben, hätten wir gern geleſen. Es führte den Titel: Rousseau, juge de Jean Jaques. Man verſicherte uns, es wäre gedruckt, doch haben wir es nie zu Geſichte bekommen können. Auf der erſten weißen Seite ſtand, mit etwas größeren Buchſtaben, folgende Anrede an den Leſer, die man uns erlaubte abzuſchreiben:

Qui, que vous soyez, que le ciel a fait l'arbitre de cet écrit, quelque usage que vous ayez résolu d'en faire, et quelque opinion, que vous ayez de l'auteur, cet auteur infortuné vous conjure par vos entrailles humaines et par les angoisses, qu'il a souffert en l'écrivant: de n'en disposer qu'après l'avoir lu tout entier. Songez, que cette grâce, que vous demande un coeur brisé de douleur est un devoir d'équité, que le ciel vous impose. Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis.

Mit welchem bittern Gefühl, mag der arme Jean Jaques dies niedergeſchrieben haben! Sey ſein Unglück auch nur eingebildet geweſen, ihm war es dennoch nur zu wirklich. Freudig dachten wir, als wir dieſe Zeilen laſen, daß das gequälte Herz, aus welchem jener Schrei des Schmerzes noch jetzt zu uns herüber tönt, nun ſchon lange nicht mehr ſchlägt, und endlich Ruhe fand.

Mitten in dieſem Zimmer thront triumphirend das Heiligthum der Engländer, die urſprüngliche Magna charta unter Glas und Rahmen auf einem Pulte. Lange war ſie verloren, und ward glücklicher

Weiſe in dem Moment entdeckt, da ein Schneider ſeine entheiligende Scheere ſchon anſetzte, um Riemchen zum Maaßnehmen daraus zu ſchneiden. Jetzt wird ſie, wenn auch etwas verblichen, etwas zernagt vom Zahn der Zeit, dennoch ſicher, kommenden Jahrhunderten hier aufbewahrt und von jedem ächten Britten mit Ehrfurcht betrachtet.

Gern wären wir an einem andern Tage ins Muſeum zurückgekehrt, aber die beſtehende Einrichtung erſchwerte uns dieſen zweiten Beſuch. Zu viel Fremde wünſchen das Muſeum zu ſehen, als daß die nämlichen öfter, als ein Mal dazu kommen könnten. Nur wenige Perſonen dürfen zugleich zugelaſſen werden, und man muß ſich lange zuvor um die Erlaubniß dazu melden. Donnerſtag Morgens wird's zwar öffentlich gezeigt, aber es iſt weder Freude, noch Nutzen dabei, von ziemlich unwiſſenden Aufſehern mit einer Menge von Leuten durch die Zimmer gedrängt zu werden. Wer zu wiſſenſchaftlichem Zwecke dieſe Sammlungen benutzen will, kann auf gewiſſe Bedingungen die Erlaubniß dazu von den Vorſtehern erhalten. Ein mit Schreibmaterialien und allem Erforderlichen wohl verſehenes ruhiges Zimmer ſteht einige Stunden des Tages den Arbeitenden offen.

Herrn Whitbreads Brauerei.

Wie viel Anſtalten zu einem Kruge Porter! Welch ein Treiben und Knarren und Raſſeln aller Maſchinen! Fäſſer, größer wie ein Haus in den Hochlanden! Meere von Kühlfäſſern! — Dieſe Brauerei verdiente in Walhalla für Odins Helden den ſtärkenden Gerſtentrank zu bereiten.

Ohne fernere Ausrufungen können wir verſichern, dieſe Brauerei gehört zu Londons erſten Sehenswürdigkeiten. Der König, welcher ſie einmal mit ſeiner ganzen Familie beſuchte, nahm im Brauhauſe ein Frühſtück ein, das dem Eigenthümer auf funfzehn hundert Pfund Sterling zu ſtehen kam, und der berühmte engliſche Dichter Peter Pindar war beſliſſen, dieſe merkwürdige Begebenheit in wohlgeſetzten Reimen auf die Nachwelt zu bringen. Unter andern fragte damals der König Herrn Whitbread: wie viel Fäſſer er beſitze? Die Antwort war, der Länge nach dicht an einander gelegt, möchten ſie wohl von London bis Windſor reichen. Bekanntlich liegt Windſor zwei und zwanzig engliſche Meilen*) von London; ſieht man aber dieſe ungeheuere Anſtalt, ſo erſcheint die Behauptung Herrn Whitbreads gar nicht unwahrſcheinlich.

---

*) Etwas über vier teutſche Meilen.

Eine nicht große, im Souterrain angebrachte, Dampfmaſchine iſt die Seele des ganzen ungeheuern Werks, die ſauberſte, einfachſte, geräuſchloſeſte, die wir je ſahen. Man hat berechnet, daß ſie die Arbeit von ſiebenzig, Tag und Nacht beſchäftigten, Pferden verrichtet. Sie ſchafft das nöthige Waſſer herbei, leitet den fertigen Porter durch unterirdiſche Kanäle quer über die Straße in ein anderes Gebäude, wo er in Fäſſer gefüllt wird, bringt die Fäſſer zum Ausladen aus dem Keller herauf, mahlt das Malz, rührt es in den zwanzig Fuß tiefen Malzkufen, und windet es vermittelſt einer ſchraubenartigen Vorrichtung bis oben in die Spitze des Gebäudes. Dort ſind auch die ungeheuer großen, aber nur ſechs Zoll tiefen Kühlſchiffe, oder Ziſternen zum Abkühlen des Porters, wahre Seen, von denen man uns verſicherte: ſie würden fünf engliſche Acker Land bedekken; auch braucht der Porter nur ſechs Stunden darinnen zu ſtehen, um kalt zu werden. Alles in dieſer großen Anſtalt trägt das Gepräge der höchſten Reinlichkeit und Ordnung, Alles geht mit anſcheinender Leichtigkeit von Statten. Täglich werden neue Erfindungen gemacht, zur Verbeſſerung des ſchon ſo Vollkommnen; beſonders iſt man auf Erſparung der Feuerung bedacht, welche die drei großen Keſſel, jeder zu fünf hundert Faß, erfordern. Zweihundert Arbeiter werden täglich beſchäftigt, und achtzig ungeheuer groß Pferde. Letztere ſind vielleicht die größten Thiere ihrer Raſſe, die es giebt; denn die Hufeiſen eines derſelben, welches Krankheits halber getödtet werden mußte, wogen vier und zwanzig Pfund. Wahre Pferde-Rieſen! In einem Gebäude, hoch und groß, wie eine Kirche, ſtehen neun und vierzig große Fäſſer, in welchen der Porter aufbewahrt wird, bis man ihn zum Gebrauch in kleinere abfüllt. Dadurch, daß er eine Zeit lang in ſo großer Maſſe beiſammen bleibt, ſoll er vorzüglich verbeſſert werden. Wäre das Faß, welches Diogenes bewohnte, von ſolchem Caliber geweſen, ſo konnte der Philoſoph füglich an einem runden Tiſche zwölf Perſonen bewirthen, und noch ein artiges Boudoir für ſich behalten. Das größte dieſer Fäſſer hat oben eine Art Balcon, zu welchem eine Treppe führt, es iſt ſieben und zwanzig Fuß hoch und hält zwei und zwanzig Fuß im Diameter; von oben bis unten iſt es mit eiſernen, etwa vier Zoll von einander entfernten Reifen beſchlagen, unten gegen den Boden liegt Reif an Reif. Alle Fäſſer ſind von ſtarkem Eichenholz, mehtere enthalten drei tauſend fünf hundert gewöhnliche Fäſſer, der Heidelberger College käme in dieſer reſpectablen Geſellſchaft um ſeinen Ruhm.

Als wir das Haus verließen, waren wir wie betrunken vom Geruche des Porters; man müßte in dieſer Atmoſphäre ſchon von der Luft leben können. Die darinn beſchäfftigten Arbeiter ſahen indeſſen gar nicht aus, als ob ſie ſich auf ſolche Experimente einließen.

Greenwich.

Mitten im Geräuſche der, in ewiger Arbeit ämſig ſich bewegenden City, an der Londoner Brücke, ſchifften wir uns auf einem der Böte ein, die auf der Themſe, ſo wie die Fiaker in den Straßen, numerirt und unter polizeilicher Aufſicht, dem Publicum zu Gebote ſtehen. Dieſe Brücke, die älteſte der drei, welche in London über die Themſe führen, iſt ſchon ſeit einiger Zeit beſtimmt, abgebrochen zu werden, um einer, auf einem einzigen Bogen ruhenden, eiſernen, Platz zu machen. Sollte dieſer Plan noch ausgeführt werden, ſo giebt er der Welt ein neues Wunder. Wie die Brücke jetzt da ſteht, ſind ihre Bogen viel zu enge für den mächtigen Strom, den ſie beherrſcht. Ungeſtüm drängt er ſich wildbrauſend hindurch, und verſchlingt jährlich mehrere Opfer, welche die Verwegenheit, hier trotz der augenſcheinlichen Gefahr durchzuſchiffen, mit dem Leben bezahlen müſſen. Unabſehbar erſtreckt ſich in einer langen Reihe, viele Meilen weit der Wald von Maſten, durch den wir ſchifften. Der Strom wimmelt, wie die befahrenſte Landſtraße, von Barken und kleinen Fahrzeugen aller Art; eben ankommende oder abgehende große Schiffe bewegen ſich majeſtätiſch durch ſie hin, von allen Seiten ertönt das Rufen des fröhlichen Schiffvolks, Lebewohl und Willkommen ſchallen durch einander; die mit Auf- und Abladen beſchäftigten Arbeiter an den Schiffen, die Schiffswerfte am Ufer, Alles verkündigt hier den Markt der Welt. So wie wir uns von London entfernten, boten uns die Ufer des Stromes von beiden Seiten die mannichfaltigſten lachendſten Ausſichten. Endlich, fünf*) Meilen von der Stadt breitete ſich prächtig und groß vor unſern Augen das Invaliden-Hoſpital von Greenwich aus, mit ſeiner ſchönen Terraſſe und allen ſeinen reizenden Umgebungen. Dieſe Freiſtatt, welche die Nation dem, vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, iſt mit Recht ihr Stolz; denn die

---

*) Eine teutſche Meile.

Welt hat ihres Gleichen nicht. Eigentlich ſind es vier, von einander ganz abgeſondert liegende Gebäude, die aber, von der Waſſerſeite geſehen, ſich ausnehmen, wie ein einziger großer Palaſt, geziert mit Säulen, Balluſtraden und aller Pracht der neuern Architektur. Eine große Terraſſe, die eine entzückende Ausſicht nach London zu bietet, zieht ſich davor hin, bis an den Strom, zu welchem man auf breiten ſteinernen Treppen herabſteigt. Hier beſtieg Georg der erſte zuerſt das Land, über welches er herrſchen ſollte. Mit welchen Erwartungen mag er nach St. James gefahren ſeyn, wenn er vom Hoſpital auf die Reſidenz der Könige ſchloß. Das ganze Gebäude iſt aus ſchönen Quaderſteinen erbaut. Vor Allen bewundert man die, mit faſt verſchwenderiſcher Pracht geſchmückte Kapelle. Sie prangt mit Marmor-Säulen, einem gut gemalten Plafond und jeder einem ſolchen Ort geziemender Zierde. Einige ſchöne große Hallen dienen bei ſchlechtem Wetter zum Spazieren, beſonders zeichnet ſich die größte, mit einer Kuppel verſehene Halle aus; ſie iſt hundert und ſechs Fuß lang, und hat einen gut gemalten Plafond, ſchöne Säulen und Malereien. Ein angenehmer Park mit einer, auf einem Hügel erbauten Sternwarte, umgiebt das Gebäude von der andern Seite.

Es war ein ſchöner menſchenfreundlicher Gedanke, dieſe Ruheſtätte am Ufer der Themſe zu erbauen, im Angeſichte aller ankommenden und auslaufenden Schiffe. Die abgelebten Helden haben hier den Tummelplatz ihres ehemaligen Lebens noch immer vor Augen; ſie leben gleichſam noch darinn, und dem in die See ſtechenden Schiffer giebt der Anblick dieſes Ruhehavens Troſt und Muth. Nahe an drei tauſend Veteranen ruhen hier von ihrem mühevollen Leben aus. Sie wohnen fürſtlich, werden gut genährt und gepflegt, alle zwei Jahr neu, anſtändig, bequem gekleidet und erhalten wöchentlich ein gar nicht unbedeutendes Taſchengeld zu ihren kleinen Bedürfniſſen und Vergnügungen. Krank, werden ſie mit Sorgfalt gewartet. Sie ſind nicht wie in andern Verpflegungs-Anſtalten, von allem was ihr Leben bedeutend machte, geſchieden, ſie leben und weben noch darinnen; und kämpfen mit alten Kampfgenoſſen nochmals alle ihre gewonnenen Schlachten in froher Erinnerung vor Gemälden, die dieſe vorſtellen, und die Wände ihrer Speiſe- und Wohnſäle ſchmücken.

Beſonders gut eingerichtet fanden wir die Schlafſtellen. In langen hohen luftigen Sälen, welche zur Winterszeit von mehreren großen Kaminen erwärmt werden, ſind auf der, den Fenſtern entgegen ſtehenden, Seite eine Reihe, Schiffskajüten ähnlicher, Kabinette dicht an einander angebracht. Jedes derſelben hat neben der, nach dem Saale ausgehenden, Thüre zwei Fenſter, und iſt groß genug, um ein geräumiges Bette, einen Tiſch, einen Stuhl, und einen Koffer zu enthalten. Es giebt nichts netteres und ſaubereres, als dieſe kleinen Zimmerchen; jedes hat einen Teppich, Fenſter und Bette ſind mit reinlichen Vorhängen verſehen, an den Wänden auf dazu angebrachten Leiſten ſtehen die zierlichen Tabaks- und Theekäſtchen, Gläſer, Taſſen und dergleichen in gefälliger Ordnung. Kupferſtiche zieren die Wände. Jeder hängt daran, nach Gefallen, Porträte des Königs, der Königin, oder berühmter Seehelden auf; dazwiſchen Seeſchlachten, Häven und auch wohl manche luſtige Caricatur.

Hundert und vierzig Wittwen verdienter Seemänner wohnen ebenfalls im Hauſe, ſie verrichten darin alle weiblichen Arbeiten, pflegen die Kranken und werden in aller Hinſicht eben ſo gut gehalten, als die Veteranen ſelbſt. Auch für die Waiſen der gebliebenen Seemänner iſt hier geſorgt; denn einige Hundert Knaben werden in einem abgeſonderten Theile des Hauſes zum Gewerbe ihrer verſtorbenen Väter erzogen. Noch drei tauſend Invaliden, die im Hauſe nicht Platz fanden, erhalten außer denſelben Penſionen.

Die St. Pauls-Kirche.

Das Aeußere von St. Paul iſt durch Kupferſtiche allbekannt. Leider überſieht man auf dieſen das ungeheure Ganze beſſer, als in der Wirklichkeit, in deren Umgebungen es nirgends einen guten Standpunkt dafür giebt. Dieſe Kirche, nach der Peters-Kirche in Rom die erſte in Europa, liegt auf einem viel zu kleinen Kirchhof eingeklemmt, zwiſchen Häuſern, umgeben von engen Straßen. Auch im Innern findet ſich keine Stelle, von der man ſie ganz überſehen könnte, überall drängt ſich die Architektur vor und verhindert eine reine Ueberſicht. Mit allen dieſen Fehlern macht dies wunderbar große Gebäude dennoch einen imposanten Eindruck. Es ſcheint ganz leer, denn leicht überſieht man einige wenige Statüen und eine kleine, zum Gottesdienſt eingerichtete Abtheilung. Dieſe befindet ſich in einem der Flügel, welche die Kreuzform bilden, in der die Kirche erbaut iſt. Ueberall herrſcht Ehrfurcht gebietende, ſchauerliche

Stille und Einſamkeit; nichts wird man von dem kleinlichen Geräthe gewahr, welches die Menſchen nöthig zu haben glauben, um ſich mit deſſen Hülfe zur Gottheit zu erheben. Es iſt ein Tempel, im höchſten Sinne des Worts. Ein feierliches Grauen, eine Art Bangigkeit, die uns faſt des Athmens beraubte, ergriff uns, da wir mitten in der Kirche ſtehend, hinaufblickten bis wo beinahe unabſehbar der Dom ſich wölbet, „ein zweiter Himmel in dem Himmel“. Es war kein erhebendes, es war mehr ein beängſtendes Gefühl. Die wenigen Menſchen um uns her ſchwanden faſt vor unſern Blicken und machten durch ihre Kleinheit die gewaltige Größe dieſer Steinmaſſe uns erſt recht anſchaulich. Es wurde ſehr ſchwer, ſich von dieſem erſten Eindrucke loßzureißen. Solche Pygmäen waren es doch auch, welche dies erſtaunenswerthe Werk durch vereinte Kraft emporthürmten, und ein Einziger unter ihnen bildete es vor ſeinem Geiſte, noch ehe es ſich in die Lüfte erhob. Ja, er dachte es ſich noch weit herrlicher, als es jetzt daſteht,*) er allein leitete die Kräfte der vielen Hunderte, die arbeiteten, und ſich abmüheten, und doch nicht deutlich wußten, was ſie thaten. Jetzt ruhen der Werkmeiſter und die Arbeiter; aber ihr Werk wird ſtehen, trozzend der mächtigen Zeit, in herrlichen Ruinen, wenn die ganze volkreiche Stadt längſt eine Wüſte ward, wie Palmyra und Perſepolis. Beherzter blickten wir nun herauf und wandelten in dem hohen Raume, in welchem unſere Tritte feierlich wiederhallten; wie lauter Donner ertönte es durch das weite Gewölbe, als man oben auf der Galerie, die am Fuße des Doms rings um denſelben hinläuft, eine Thüre zuwarf. Wir ſtiegen hinauf zu dieſer Galerie; wunderbar iſt der Blick von dort hinab und hinauf. In der Höhe glaubt man eine zweite Kirche ſich erheben zu ſehen, ſo hoch iſt noch immer von hier das Gewölbe des Doms. In der Tiefe ſcheint der, aus großen ſchwarzen und weißen Marmor-Quadern zuſammengeſetzte, Fußboden wie feine Moſaik. Die Galerie heißt die Flüſter-Galerie,*) weil das an die Mauer gelegte Ohr auf einer Stelle derſelben alles deutlich vernimmt, was auf der entgegengeſetzten Seite ganz leiſe gegen die Wand geſprochen wird.

---

*) Man zeigt noch in St. Paul ein Modell von dem erſten Plan des Baumeiſters Sir Chriſtopher Wren. Die damaligen regierenden Zeloten, verwarfen ihn wegen ſeines heidniſchen Anſehns, und wählten dafür die jetzige Kreuzform.

---

*) Whispering Gallery.

Von dieſer Galerie ſtiegen wir noch weiter, bis außen, wo auf der höchſten Höhe des Doms ſich die ſogenannte Laterne erhebt. Wir betraten die ihren Fuß umgebende Galerie, mit der Hoffnung, von hier aus die Stadt und die ſie zunächſt umgebende Gegend zu überſehen. Der heitere Tag berechtigte uns zu dieſer Hoffnung, aber der Steinkohlen-Rauch der vielen Feuereſſen verbarg uns die Nähe, und der, dem engliſchen Himmel eigne nebelartige Duft, die Ferne.

Ein Trupp Matroſen, den wir mit großem Geräuſche hinaufſteigen hörten, trieb uns herunter. Jetzt waren wir gewöhnter an den großen Eindruck, welchen das Ganze zuerſt auf uns machte und begonnen uns nach dem Einzelnen umzuſchauen. Man hat die Idee, in Zukunft hier die Monumente ſolcher Männer aufzuſtellen, die dieſen Ehrenplatz verdienen. Die Weſtminſter-Abtei iſt längſt ſchon für dieſen Zweck zu enge geworden, durch die Menge der darin aufgeſtellten Werke. So ſchön dies gedacht ſeyn mag, ſo wiſſen wir doch nicht, ob die Ausführung dieſes Gedankens wünſchenswerth ſey; ob die hohe Einfachheit des Gebäudes nicht durch dieſen Schmuck geſtört werden möchte? Bis jetzt ſtehen in einem Flügel der Kirche zwei große Monumente von weißem Marmor.

Beide ſind Admirälen gewidmet, und weder Gedanke noch Ausführung daran vorzüglich zu nennen. Auf dem einen zieht Neptun einen ſterbenden Jüngling in ſein Reich hinab, die Wellen ſehen aus wie zerwühlte Federbetten. So geht es immer, will man das lebendigſte Element verſteinern.

Vorzüglicher ſind zwei marmorne Statüen an der eiſernen Gitterthüre, die zu der, dem gewöhnlichen Gottesdienſt geweihten, Abtheilung der Kirche führt; Beide, das Werk eines geſchickten engliſchen Bildhauers, Namens Bacon. Eine ſtellt den edlen Howard, den Freund und Tröſter der Gefangenen vor. Mit etwas geſenktem Haupte ſteht er da, wie der heilige Petrus, einen Schlüſſel und eine Pergamentrolle in der Hand; ſein Fuß tritt auf zerbrochene Feſſeln. Der edle, ſchöne Kopf hat alle Zeichen ſprechender Aehnlichkeit. Ihm gegenüber ſteht, ſonderbar genug, die Statue des berühmten Kritikers, Dr. Samuel Johnſon.

Wie wir durch Ludgatehill, eine dem Kirchhof zunächſt gelegene, ſehr volkreiche Straße nach Hauſe giengen, ſahen wir alle Fußgänger ſtill ſtehen und ängſtlich nach dem, von unten ſehr klein ſcheinenden Kreuze hinblicken, welches über einer Kugel oben auf der Laterne des Doms von St. Paul befeſtigt iſt. Auch wir ſahen natürlicherweiſe hin, und bemerkten etwas oben am äußerſten Ende des Kreuzes ſich bewegendes. Mit Hülfe eines Glaſes entdeckten wir endlich einen der Matroſen, die uns vorhin in der Kirche begegneten. Er machte ſich das halsbrechende Vergnügen, auf dieſer entſetzlichen Höhe allerhand gefährliche Stellungen anzunehmen, den Hut zu ſchwenken, auf einem Beine zu ſtehen, bloß um die Zuſchauer unten, in ängſtliche Bewunderung zu verſetzen. Ihm, der auf dem wilden Meere, oben im hohen ſchwankenden Maſtkorbe, gewiß längſt jede Idee von Schwindel verlernt hatte, mochte dieſer, doch immer unbewegliche Standpunkt, trotz ſeiner Höhe, wohl gar nicht gefährlich dünken, während uns Andere beim bloßen Anblicke banges Grauſen ergriff.

Der Tower

Wir wollen die Löwen ſehen, ſagen die engliſchen Pachter- und Landjunker-Familien, wenn ſie eine Wallfahrt nach der Hauptſtadt und ihren Merkwürdigkeiten unternehmen. Dieſe Löwen, eigentlich die im Tower aufbewahrte königliche Menagerie, dienen ihnen als die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt, zur Bezeichnung alles Sehenswerthen in derſelben. Leider ſind die edlen Thiere mit ſammt ihrer Reſidenz durch dieſe Popularität etwas verrufen, und ein Fremder von gutem Tone wagt es kaum den Tower zu beſuchen. Wir giengen indeſſen doch hin, auf die Gefahr etwas gar Unmodiſches, mit dem hohen Styl ganz Unverträgliches zu unternehmen, und ſuchten den Tower mit ſeinen Löwen am äußerſten Ende der City auf, wo er nahe am Ufer der Themſe liegt.

Grämlich und düſter blickt dieſer uralte Schauplatz unzähliger Gräuel mit ſeinen grauen Thürmen über den ihn umgebenden Waſſergraben. Ein dicht über dem Waſſer erbautes, ziemlich niedriges Gewölbe enthält die Pforte, durch welche die Gefangenen und Staatsverbrecher hineingeführt wurden. Sie heißt Thüre der Verbrecher, Traitor's gate, und man brachte dieſe in einem Boote von der Themſe bis zu dieſem Eingange, der ſich hinter ihnen oft für immer verſchloß. Wir giengen durch das Thor des Haupteinganges hinein, welches zur Noth für eine Kutſche Raum hat. Man machte uns aufmerkſam auf die kleinen vergitterten Fenſter über dem Thore. Sie befinden ſich in dem Zimmer, wo der entſetzliche Richard der Dritte die beiden jungen Söhne ſeines Bruders erſticken ließ, als ſie eben ſanft und ruhig im feſten Schlummer der Kindheit da lagen, und von keiner Gefahr träumten. Uns gelüſtete nicht, das Mordzimmer zu betreten. Eine alte Sage giebt Julius Cäſar für den erſten Erbauer dieſer Veſte an; die Geſchichte aber ſagt uns, daß Wilhelm der Eroberer in der Mitte des eilften Jahrhunderts den Grund dazu legte, um ſeine vielgeliebten Londoner im gehörigen Reſpecte zu erhalten. Man ſieht es dem ſehr weitläuftigen Ganzen an, daß kein feſter Plan bei deſſen Gründung vorwaltete; ſondern während der Regierung mehrerer Könige bald hier bald da daran gebaut und zugeſetzt ward. Jetzt gleicht der Tower faſt einer kleinen Stadt; er umſchließt in ſeinem Bezirke mehrere Straßen, eine Kirche, Magazine, Kaſernen für die Garniſon, Häuſer für die Officiere, Zeughäuſer, die Münze nebſt Wohnungen für die dabei beſchäftigten Officianten und ſonſt noch mancherlei Gebäude. Ein breiter Waſſergraben läuft rings umher, und zwiſchen dieſem Graben und der Themſe befindet ſich eine Art Terraſſe, auf welcher ſechzig Kanonen ſtehen, die bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuert werden. Der Tower wird, wie es bei Feſtungen Gebrauch iſt, mit Sonnen-Untergange geſchloſſen. Die Yeomen, oder Ochſenfreſſer, haben die Wache darin, und dienen zugleich den beſuchenden Fremden als Ciceronen. Hier ſind ſie ganz augenſcheinlich am rechten Platze; ihre Kleidung und ihr ganzes Anſehen trägt gleich am Eintritte dazu bei, uns in frühe dunkle Jahrhunderte zu verſetzen.

Die Münze, mit den dazu gehörigen Gebäuden, nimmt ein gutes Drittheil des Towers ein; ſie wird nicht gezeigt, uns blieb der weiße Thurm, die Schatzkammer und die Löwen zu ſehen. Letzteren machten wir zuerſt unſern Beſuch. Nicht nur Löwen werden hier in einer beſondern Abtheilung in ſtarken Käſigen bewahrt, auch Panther, Leoparden, Tiger und mehrere Arten wilder Bewohner der Wüſten, grimmige ſtattliche Beſtien, denen man es anſieht, daß ſie gut gehalten werden. Nach engliſcher Sitte hat jede derſelben außer dem Schlafkabinete noch ein Wohnzimmer in ihrem Käfig, wo ſie Beſuch annimmt. Alle prangen mit chriſtlichen Namen, beſonders die Löwinnen; da findet man Eine Miß Howe, Miß Jeanny, Miß Charlotte, Miß Nanny, als wäre man auf einer engliſchen Aſſemblée. Viele dieſer Thiere wurden hier im Tower geboren und erzogen, und es iſt merkwürdig, daß dieſe gerade die wildeſten und unbändigſten ſind.

Die Juwelen zeigt man auf eine wunderlich ängſtliche Weiſe. Sie ſticht ſehr gegen die Liberalität ab, mit welcher Fremde im Dresdner grünen Gewölbe herumgeführt werden. Der uns leitende Ochſenfreſſer öffnete uns eine kleine Thür, wir traten hinein, und mußten uns Alle in einer Reihe, auf eine da ſtehende Bank ſetzen. Die Thüre ward hinter uns abgeſchloſſen, und wir befanden uns in einem kleinen ſteinernen, ganz dunklem Gewölbe wie in einem Gefängniß. Die unerwartete Finſterniß blendete uns; es währte lange, ehe wir dicht vor uns ein ſtarkes eiſernes Gitter entdeckten und hinter demſelben eine alte Frau zwiſchen zwei Lichtern.

Dieſer etwas drachenähnliche Hüter unterirdiſcher Schätze, zeigte uns nun viele Koſtbarkeiten. Manches Stück davon war wegen der alten, mitunter ſehr feinen Arbeit merkwürdig; zum Beiſpiel ein goldner Adler, deſſen Hals das heilige Oel zur Salbung der Könige enthält, der goldne Löffel, in welchen der Biſchof bei der Krönung dieſes Oel gießet, und vieles uralte Tiſchgeräthe von Gold und Silber.

Dann ſahen wir auch den, mit franzöſiſchen Lilien verzierten Scepter, den Reichsapfel, viele Kronen, und mehr dergleichen Dinge, die bei Krönungen und andern feſtlichen Gelegenheiten noch zum Theil gebraucht werden. Eine Perle von unſchätzbarem Werthe, ein Smaragd, der im Umfange ſieben Zoll groß iſt und ein wunderſchöner Rubin ſchmücken die Krone, welche der König im Parlamente auf dem Haupte trägt; die Krone des Prinzen von Wallis wird im Parlamente vor ihm hingeſetzt, als ein Zeichen, daß er noch nicht berechtigt iſt, ſie zu tragen. Alle dieſe Herrlichkeiten blitzen von köſtlichen Edelſteinen. In der düſtern Höhle ſahen ſie wie ein von böſen Geiſtern bewachter Feenſchatz aus; ihr Werth wird über zwei Millionen Pfund Sterling angegeben, ohne die ſeltenen Steine, deren Werth man gar nicht beſtimmen kann.

Von hier wandten wir uns zum weißen Thurme, der aber weder ein Thurm noch weiß iſt, ſondern ein großes viereckiges Gebäude mitten in der Feſtung, alt, grau, und roſtig anzuſchauen. Vier Wachtthürme krönen deſſen Zinnen, von welchen einer zur Sternwarte eingerichtet iſt. Im erſten Stock ſahen wir die der großen ſpaniſchen Armada abgenommenen Trophäen. Lauter alte, zum Theil recht ſonderbar erdachte Mordgewehre. Eine Menge Daumſchrauben befinden ſich dabei; die Spanier führten ſie bei ſich, um bei ihrer Landung damit von den beſiegten Engländern Auskunft über etwa verborgene Schätze zu erpreſſen.

In dieſem Saale iſt die Figur der Königin Eliſabeth zu ſchauen, wie ſie eben im Begriffe iſt einen weißen Zelter zu beſteigen. Sie trägt die Kleider, welche Ihro Majeſtät trug, da ſie nach dieſem merkwürdigen Siege zum Volke ſprach. Wir möchten aber keiner Schauſpielerin rathen, ſich zur Rolle der Eliſabeth nach dieſem Muſter zu coſtumiren. Die gute Dame ſieht erſchrecklich aus, beſonders das zu einem hohen, breiten Thurme aufgekräuſelte Haar, welches gar nicht mehr wie Haar ausſieht, und die unendliche, ſpitzig zulaufende, in einen Harniſch gepreßte Taille. Hier ſahen wir auch das Beil, unter welchem Anna Bullen ſchönes Haupt fiel, und mehr dergleichen traurige Merkwürdigkeiten, von denen der Tower wimmelt. Die Waffen neuerer Zeit ſind in einem andern, ſehr großen Saale aufgeſtellt. Nimmer hätten wir dieſen Mordgewehren zugetraut, daß ſie einen ſo hübſchen Anblick gewähren können. Alles iſt hier aufs zierlichſte und mit einer Art Erfindungsgeiſt und Geſchmack geordnet; die Wände blitzen von Bayonetten, Piſtolen, Degen und Säbeln in tauſend verſchiedenen Formen geſtellt; da ſieht man daraus zuſammengeſetzte Kirchenfenſter, eine Orgel, Wappen, Sterne, Schlangen; die Decke ruht auf Pfeilern von Muſketen, um welche zierliche Guirlanden von Piſtolen ſich winden.

In einem andern großen Saale ſind alle Könige Englands, von Wilhelm dem Eroberer an, bis auf Georg den zweiten, in einer langen ſtattlichen Reihe, zu Pferde in voller Rüſtung. Die zum Theil ſehr prächtigen Rüſtungen ſind die nämlichen, welche ihre Inhaber bei Lebzeiten trugen. Auch Georg der Zweite hat eine über und über vergoldete Rüſtung an; der Ochſenfreſſer, unſer Cicerone, verſicherte uns ſehr naiv, dieſer Herr habe ſolche nie getragen. Der berühmte John of Gaunt, Sohn Eduard des Dritten, muß ein Rieſe ohnegleichen geweſen ſeyn; ſeine Rüſtung iſt ſieben Fuß hoch, Schwert und Lanze dem angemeſſen. Auch Heinrich der Achte war gewiß ein anſehnlicher Herr: die für ihn in ſeinem achtzehnten Jahre verfertigte Rüſtung giebt der des John of Gaunt an Größe wenig nach.

Der Palaſt von Weſtminſter.

In dieſen Ueberbleibſeln eines uralten, von Eduard dem Bekenner erbauten Palaſtes, thront jetzt die Göttin Themis. So wie die Könige von England, iſt auch ſie ſchlecht logirt, und ihre Reſidenz ſieht von innen und außen ſehr zerfallen aus. Neugierig den Schauplatz ſo vieler merkwürdigen Entſcheidungen, den Tummelplatz der berühmteſten Redner der Welt zu ſehen, eilten wir an einem Morgen hin. Zuerſt traten wir in die Weſtminſter-Halle. Es iſt ein hoher, gewölbter Saal, zweihundert und fünf und ſiebenzig Fuß lang, und vier und ſiebenzig breit. Man hält ihn in England für den größten in Europa, deſſen Decke nicht auf Säulen ruht. Dies mögen wir nicht beſtreiten, aber trotz ſeiner Größe, gewährt er keinen brillanten Anblick. Die Wände ſind ohne alle Verzierung und die künſtlich geſchnitzte Decke von Eichenholz nimmt ſich, von unten aus geſehen, ſchon wegen der braunen Farbe des Holzes nicht beſonders aus. In der Nähe betrachtet ſollen dieſe Verzierungen im gothiſchen Geſchmacke nicht ohne Kunſtwerth ſeyn. In früheren Zeiten diente dieſe Halle bei großen Feſten und Schmauſereien den Königen zum Speiſeſaal. Richard der Zweite ſoll darin einmal zehntauſend Perſonen bewirthet haben. Oft ward hier das Parlament verſammelt, hier war der große Gerichtshof, in welchem der König perſönlich präſidirt. Der unglückliche Karl der Zweite ward in dieſer Halle verhört und verurtheilt, und noch jetzt verſammeln ſich hier die Richter bei wichtigen ſeltenen Rechtsfällen, wenn ein Pair des Reichs oder irgend eine andere ſehr wichtige Perſon angeklagt wird. Gewöhnlich aber dient dieſe Halle den Advocaten und ihren Clienten zur Promenade, bis die Reihe ſie trifft, bei Gericht vorgelaſſen zu werden. Wir ſahen hier Viele der Erſtern in ſchwarzen Mänteln, mit großen, weiß gepuderten Perücken auf und abwandeln. Sehr ungenirt giengs übrigens zu; Jeder gieng wohin es ihm beliebte; keine Wache, kein Thürſteher, Niemand, der auf Ordnung hielte, war ſichtbar. Auch wir irrten ungeſtört umher, traten von ungefähr hinter einen, an der Seitenwand der Halle angebrachten, Vorhang und ſahen uns plötzlich, zu unſerm Erſtaunen, in einem nicht großen, nicht ſchönen, aber ziemlich dunkeln Zimmer, das uns wie eine Dorf-Kapelle vorkam. Auf einer kleinen Erhöhung hinter einem Tiſche, ſaß ein ſchwarzbemäntelter Herr, mit einer gewaltig reſpectablen Staatsperücke. Er ſprach ſehr angelegentlich und eindringend; wir aber verſtanden kein Wort von dem was er ſagte, denn eine Menge Leute giengen mit großem Geräuſche aus und ein, und machten einen Lärm, als wären ſie für ſich allein zu Hauſe. Zuweilen rief wohl irgend Jemand: Silence! aber Niemand kehrte ſich ſonderlich daran, der Lärm dauerte fort, nach wie vor. Rund um den Tiſch ſaßen dreißig bis vierzig andere Herren auf Bänken, ebenfalls mit ſchwarzen Talaren und weißen, obgleich etwas kleineren Perücken. Alle ſchienen emſig befliſſen dem Redner zuzuhören, ſo gut es ſich bei ſo bewandten Umſtänden thun ließ. Zu unſerm Erſtaunen vernahmen wir, dies ſey der*) hohe Gerichtshof und der Herr oben an, der Lord-Kanzler, Milord Eldon; die andern wären die Richter, welche in dieſem unruhigen Winkel ſich verſammelten, um ſehr bedeutende Prozeſſe zu entſcheiden. Man kann indeſſen von ihrer Entſcheidung noch an das Oberhaus appelliren. Verwundert über die leichte Art, mit der hier die wichtigſten Dinge betrieben werden, irrten wir eine Weile im alten Palaſte umher, durch viele uralte gewölbte Gänge, Treppen auf und ab, die Kreuz und Quere; zuletzt fanden wir uns wieder nahe an der großen

---

*) High court of chancery.

Halle, im *) Gerichtshofe von Kingsbench. Hier ſah es nicht beſſer aus, als im hohen Gerichtshofe; derſelbe Lärm, dieſelbe Unordnung. Zwei Herren mit Perücken angethan, die auf einer größern Erhöhung ſich befanden, präſidirten; einer von ihnen war der Oberrichter, Lord Ellenborough. Vor ihnen, hinter Schranken, ſtanden ein paar arme Teufel, mit wahren Armenſündergeſichtern, über deren Haut es eben herzugehen ſchien. Vor dem Gerichtshofe von Kingsbench werden faſt alle Criminal- und Polizei-Verbrechen gerichtet; der berühmte Mr. Erskine und ſonſt noch mehrere ausgezeichnete Rechtsgelehrte treten hier oft als Vertheidiger oder Kläger vor die Schranken. Hoffentlich gönnt man dieſen Männern mehr Aufmerkſamkeit, als ſonſt hier gebräuchlich iſt. Nie und nirgend ſahen wir das, was doch das ernſteſte Geſchäft in der Welt iſt; die Entſcheidung zwiſchen Recht und Unrecht, Schuld und Unſchuld, Lohn und Strafe, Leben und Tod auf eine ſo leichtſinnige Weiſe betreiben. Keine Spur war zu erblicken von dem imponirenden Ernſte, der von jedem Richterſtuhle unzertrennlich ſeyn ſollte. Unbegreiflich iſt es nur, wie Richter und Advocaten dieſen Lärm ertragen, ohne alle

---

*) Court of Kingsbench.

Aufmerkſamkeit für ihr Geſchäft zu verlieren. Wir eilten hinaus und reſignirten gern darauf, noch zwei Gerichtshöfe zu ſehen, die ſich ebenfalls im Palaſte von Weſtmünſter befinden, und in welchen es nicht beſſer hergeht, als in den Beiden, welche wir beſuchten.

Da das Parlament leider nicht verſammelt war, ſo wollten wir doch wenigſtens das Local ſehen, in welchem das Oberhaus zuſammenkommt. Dieſes iſt ein alter, mittelmäßig-großer, räucheriger Saal. Verblichne, gewirkte Tapeten, welche den Sieg über die Armada vorſtellen, bekleiden die Wände; man rühmt ihren Kunſtwerth, aber die verheerende Zeit und der ihr treulich beiſtehende Staub und Schmutz, haben ſie dermaßen entſtellt, daß wenig mehr von ihrem ehemaligen Glanze zu entdecken iſt. Am oberen Ende des Saals, auf einer Erhöhung ſteht der königliche Thron, der wie der Baldachin einer vom Trödel geholten, altmodiſchen, roth damaſtnen Himmel-Bettſtelle ſich ausnimmt. Daneben, zur rechten Hand, ſteht ein eben ſo alter und unſcheinbarer Lehnſtuhl für den Prinzen von Wallis, und zur Linken ſechs Stühle für die übrigen Prinzen. Mitten im Saal liegen vier große viereckige, mit rothem Zeuche bezogene Wollſäcke für die

Lords, welche zugleich Richter ſind, die übrigen Lords finden ihre Plätze auf einigen, zu beiden Seiten ſtehenden Reihen Bänken. Ein ſehr großes Kamin vollendet das Ganze; es iſt mit einer Barriere von eiſernem Gitterwerke verſehen, vermuthlich damit Niemand im Eifer des Debattirens hinein falle.

So ſieht der Saal aus, in welchem oft das Schickſal von Millionen entſchieden wird, der Saal, in welchem die erſten und mächtigſten Glieder einer Nation ſich verſammeln, die gern dem ganzen Erdball Geſetze gäbe, und die noch nie fremde annahm. Vielleicht iſt gerade dieſe Unſcheinbarkeit der ſprechendſte Beweis des Stolzes, der, auf innerem Bewußtſeyn ruhend, allen äußeren Glanz verachtet.

Im Unterhauſe ſieht es nicht glänzender aus; nur der Thron und die Wollſäcke fallen weg, ſonſt iſt die Einrichtung des Saals ungefähr die nämliche. Die Wände ſind mit braunem Holze getäfelt und an einer Seite, oben, befindet ſich eine Galerie für die, ſo den Sitzungen als Zuſchauer beiwohnen wollen. Keine Frauen werden hier während derſelben zugelaſſen. Auch möchten wenige es ertragen können, ſchon um neun oder zehn Uhr Morgens ſich einzufinden, um einen guten Platz zu erhalten, und dann oft bis Mitternacht dort auszudauern. Fürs Verhungern iſt indeſſen geſorgt; ein Gaſtwirth in einem unter dem nämlichen Dache befindlichen Kaffeezimmer hält Erfriſchungen für die Mitglieder des Unterhauſes bereit; auch Fremden iſts erlaubt, ſich in ſeiner Küche zu erquicken und zu ſtärken. Es iſt Sitte, daß man nach einer ſolchen Excurſion ſeinen Platz in der Galerie unbeſetzt wieder findet.

Urſprünglich war der Saal des Unterhauſes eine Kapelle, vom Könige Stephan dem Schutzheiligen ſeines Namens gewiedmet. Der Pracht liebende Eduard der Dritte ſtellte ſie in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wieder her. Heinrich der Sechſte gab ihr ihre jetzige Beſtimmung, ließ ſie dazu einrichten und durch mancherlei Abtheilungen zu Gängen und Nebenzimmern verkleinern. Leider ward dadurch eins der ſchönſten Werke gothiſcher Kunſt ſo gut als vernichtet. Vor mehreren Jahren riß man einen Theil der Vertäfelung, welche die Wände bekleidet, herab, um den Saal zu vergrößern. Mit Erſtaunen ſah man die Ueberbleibſel der reichen Verzierungen an der urſprünglichen Mauer, und ſchloß mit Bedauern aus dieſem Wenigen auf die ehemalige Pracht des Ganzen.

Man fand unſchätzbare Spuren der Kunſt jener Zeiten, wunderkünſtliches Schnitzwerk, Malereien und Vergoldungen, friſch und glänzend, als wären ſie von geſtern; beſonders am öſtlichen Ende der Kapelle, wo man noch deutliche Spuren des Hochaltars ſah. Seitenwände und Decke waren dort mit ſchönem Schnitzwerke und alten Wappenbildern ganz bedeckt; dazwiſchen einige lebensgroße gemalte Figuren und ein uraltes Gemälde, die Anbetung der Hirten vorſtellend, für den Freund der Kunſt-Geſchichte von unendlichem Werthe. Alles wurde barbariſcher Weiſe zerſtört und gänzlich vernichtet, um dem jetzt exiſtirendem traurigen Saale Platz zu machen, als gäbe es in ganz London keinen andern Raum, in welchem die Herren des Unterhauſes ſich verſammeln könnten. Von aller dieſer Herrlichkeit blieb nur ein einziges, ſchönes, gothiſches Fenſter, durch welches die Sonne jetzt trübe blickt, als vermiſſe ſie den ehemaligen Glanz. Von außen ſieht das ganze Gebäude traurig und verfallen aus, ſo wie auch die ſchöne gegenüberſtehende, dazu gehörige Kirche, die berühmte Abtey von Weſtmünſter. Man wendet wenig Mühe und Koſten daran, dieſe Denkmäler früherer Zeiten zu erhalten, und ſie ſinken allmählich ihrem Untergange zu.

Die Weſtmünſter Abtey.

Dieſe Behauſung berühmter Todten ſteht öde und trauernd, ſelbſt einem großen Grabmale vergangener Jahrhunderte ähnlich. Die alte Herrlichkeit und Schönheit der in der gewöhnlichen Kreuzform erbauten gothiſchen Kirche kann man von außen nur ahnen; denn hier ſo wenig, wie bei St. Paul iſt ein Standpunkt zu finden, von welchem es möglich wäre, das Ganze zu überblicken. Zwei ſchöne viereckige Thürme krönen die hohe Zinne; jeder derſelben iſt nach gothiſcher Art mit mehrern kleinern, leicht in die Luft ſich erhebenden, geziert; ein prächtiges Portal führt in das innere Heiligthum. Vom Eingange an der Weſtſeite überblickt man den ganzen Plan deſſelben. Einem verſteinerten heiligen Haine gleich, ſteht es vor uns in ſeiner ehrwürdigen erhabenen Pracht. Schlanke und doch verhältnißmäßig ſtarke Pfeiler tragen das hohe, wie von Geiſterhänden kühn geſchaffene Gewölbe, an welchem Bogen über Bogen ſich leicht und luftig erheben. Jeder dieſer Pfeiler beſteht aus einer Gruppe von fünf Pfeilern, die ſich zu einem einzigen vereinigen. Das durch die hohen, gemalten Fenſter verſchleiert hereindringende Sonnenlicht verbreitet eine heilige Dämmerung rings umher auf alle die unzähligen, mit unendlichem Kunſtfleiße gearbeiteten Verzierungen, die dieſen ehrwürdigen Tempel ſchmücken.

Alles Alte darin iſt groß, herzerhebend und erfreulich; deſto unangenehmer ſticht alles Neuere dagegen ab. Beſonders fremd nimmt ſich der moderne, von weißem Marmor im ſogenannten griechiſchen Geſchmacke erbaute Altar, in dem wunderherrlichen alten Chor aus, in welchem die engliſchen Könige gekrönt werden. Auch die unzähligen Monumente, die dieſe Kirche eigentlich überfüllen, zerſtören die Einheit des Gebäudes. Ohne Ordnung und Wahl ſtehen ſie durch einander, als hätte man ſie vor irgend einem Unfalle hierher geflüchtet und einſtweilen hingeſtellt, wo eben ein freies Plätzchen zu finden war. Obendrein ſcheinen die wenigſten, wenn man ſie als Kunſtwerke betrachtet, dieſe Sorgfalt zu verdienen. Viele ſehen in dieſer hohen Umgebung nur um ſo kleinlicher aus; oft ſind Mauern aufgeführt, an die ſie ſich lehnen, und obgleich es ein ſchöner Gedanke iſt, daß eine große Nation hier in ihrem heiligſten Tempel bei den Gräbern ihrer Könige das Andenken großer verdienter Männer dankbar aufbewahrt, ſo kann man ſich doch nicht enthalten zu wünſchen, daß dieſes in einem andern Local oder doch auf eine weniger ſtörende Weiſe geſchehen möge. Ein großer Theil dieſes ſchönen Zwecks geht obendrein durch die Art verloren, mit welcher Alles unter und über einander geſtellt iſt; durch Staub, Schmutz und unzählige Spinneweben muß man ſich drängen, um manches Monument in ſeinem engen Winkel zu betrachten und dabei den Kummer fühlen, das wahrhaft Schöne und Große durch ſo viel Mittelmäßiges verdrängt und entſtellt zu ſehen.

Eine Ecke in einem der kürzeren Flügel ward dem höheren Talent geweiht; ſehr unpoetiſch nennt man dieſe Abtheilung den Poetenwinkel. *) Hier fanden wir Goldſmith, Händel, Shakespeare, Garrik, Chaucer, Buttler, Thomſon, Gay, Johnſon, Milton, Dryden, und viele mehr; nur nach Swift, Sterne und Pope ſuchten wir umſonſt. Der Platz iſt ſehr enge, und mancher hochgefeierte Name muß ſich in dieſem Pantheon, aus Mangel an Raum, mit einem unſcheinbaren Winkel behelfen. Ein Medaillon mit dem Profil des, durch Talent und Schickſal unſerm Hölty ſo nah verwandten Goldſmith iſt über der Thüre angebracht. Händel ſitzt ſchreibend und aufhorchend, als belauſche er die Melodie der Sphären und eile, ſie auf dem Papiere feſt zu

---

*) The Poets Corner.

halten. Im königlichen Schmucke tritt **Garrik** hinter einem Vorhange hervor, den er mit beiden Händen zurückſchlägt, und ſchaut entzückt und geblendet die neue Scene. Gedankenvoll lehnt **Shakespeare** an einem Poſtament und zeigt auf eine herabhängende Pergamentrolle mit folgender Inſchrift aus ſeinem Tempeſt.

*) „The cloud capt tower, the georgeous palaces.
„The solemn temples, the great globe itself,
„Yea, all which it inherit, shall dissolve;
„And like this unsubstantial pageant faded
„Leave not a rack behind: We are such stuff
„As dreams are made on, and our little life
„Is rounded with a sleep.“

Unter den, im übrigen Theil der Kirche zerſtreuten Denkmälern wird das dem Lord **Mansfield** gewiedmete von den Engländern beſonders hoch gehalten. Es iſt vom jüngern **Flaxmann** gearbeitet.

---

*) So werden
Die wolkenhohen Thürme, die Paläſte,
Die hehren Tempel, ſelbſt der große Ball,
Ja, was daran nur Theil hat, untergehen;
Spurlos verſchwinden. Wir ſind ſolcher Zeug
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf. —“

Ueberſetzt von A. W. Schlegel.

Dieſes und das des Lord Chatham Vater des berühmten William Pitt, wurden jedes mit ſechstauſend Pfund Sterling bezahlt. Lord Mansfield, in weiter, der plaſtiſchen Kunſt gar nicht vortheilhafter Tracht der engliſchen Richter, ſitzt in ziemlich ungrazióſer Stellung auf dem Richterſtuhle; eine Hand ſtützt ſich aufs Knie, die andere hält eine Pergamentrolle. Neben ſeinem Sitze, etwas niedriger, ſtehen Weisheit und Gerechtigkeit, hinter ihm der die Fackel auslöſchende Tod, gewagt genug, in der Geſtalt einer ſchönen, nackten, weiblichen Figur dargeſtellt.

Hoch auf einem Piedeſtal, in Redner-Stellung ſteht Lord Chatham, viele Tugenden weinen zu ſeinen Füßen, und laſſen es unentſchieden, ob ſeine Rede ſie rührt, oder ob er Dinge ſagt, über welche die Tugend weinen muß? Die traurigen Manen des unglücklichen Major Andree, der im americaniſchen Kriege als Spion vom erbitterten Feinde gehängt ward, finden hier ein ehrenvolles, ſeinem Andenken geweihtes Monument.

Zwölf, an die Kirche ſich anſchließende Kapellen, enthalten die Aſche der Könige und einiger ſehr vornehmer Familien. Seit Eliſabeth's Zeiten ward keinem

Könige ein Monument hier errichtet, obgleich Alle hier begraben liegen. Gern betrachteten wir jene alten Denkmäler; faſt Alle ſind große, viereckige Sarkophage, auf welchen die Statue des Verſtorbenen, in völliger Staatskleidung ausgeſtreckt da liegt, mit gefaltenen Händen, ruhig wie im Schlummer. Keine Zerrbilder fanden wir, wie in Paris aux petits Augustins, wo Franz der Erſte, Marie von Medizis und Karl der Neunte in den gräßlichſten Verzerrungen des Sterbens mit wild zerſtreutem Haare, faſt nackt in entſetzlichen Convulſionen auf ihren Gräbern abgebildet liegen. Gerührt ſtanden wir hier am Grabe der Maria Stuart; man hat ſie ohnweit ihrer Todtfeindin und Mörderin gebettet, das Geſicht ihrer Statue war faſt unkenntlich durch die Zeit geworden.

Die älteſte der zwölf Kapellen enthält das Grab Eduards des Bekenners; es war mit Moſaik von farbigen Steinen geziert, welche leider größtentheils von ungezogenen Alterthumsfreunden ausgebrochen und mitgenommen wurden. Eduard der Erſte ruht ebenfalls hier; neben ihm ſeine Gemahlin, Eleonore von Kaſtilien, dieſes Muſter ehelicher Liebe und Treue bis in den Tod. Als ihr Gemahl noch Kronprinz war, zog auch er 1274 zum frommen Kriege, ins gelobte Land.

Eleonore begleitete ihn, achtete nicht der weiten gefahrvollen Reiſe, wollte lieber alles Ungemach dulden, als von dem ſo hoch Geliebten entfernt leben. Geſtärkt durch ihren Anblick, angefeuert durch ihren Muth, richtete er bald, ſiegend, unter den Sarazenen große Verwüſtungen an. Die Ungläubigen rächten ſich aber fürchterlich und tückiſch. Sie ſandten Meuchelmörder gegen ihn aus, die ihn mit einem tödtlich vergifteten Pfeile am Arm verletzten. Die Mörder fielen zwar unter den rächenden Schwertern ſeiner Getreuen, aber Eduard ward bewußtlos in ſein Zelt getragen. Die Aerzte gaben ihn ohne Rettung verloren, wenn nicht einer ſeiner Diener das Gift aus der Wunde zu ſaugen, und das Leben des Gebieters mit Aufopferung des eigenen Lebens zu erhalten, ſich entſchlöſſe. Starr und ſtumm ſtanden Alle um das Sterbebette ihres künftigen Königs; Alle hatten oft dem Tode in ſeiner furchtbarſten Geſtalt getrotzt, dennoch konnte keiner zu dieſem Opfer ſich entſchließen. Da eilte Eleonore herbei; Niemand durfte es wagen ſie zu hindern, ſie warf ſich auf den verwundeten Arm, und bald ſchlug der Gerettete die Augen wieder auf. Mit welchem Gefühl er auf dieſe Weiſe ſich dem Leben wieder geſchenkt ſah, wie ſie, fürchtend ihn aufs neue zu vergiften, es nicht wagte, ihn zum letzten Male an die treue Bruſt zu drücken, und nur von ferne, zitternd vor Freude, vor ihm ſtand, dafür haben wir keine Worte.

Konnte das Gift dieſem engelreinen Weſen nicht ſchaden? War es vielleicht nur bei einer äußern Verletzung tödlich? dies wiſſen wir nicht. Eleonore lebte noch mehrere Jahre ein glückliches ſchönes Leben an der Seite ihres Gatten, theilte bald darauf mit ihm den Thron, und fand erſt neunzehn Jahr ſpäter hier ihre letzte Ruheſtätte.

So erzählt die Sage, und zu ſchön, um ihre Wahrheit zu bezweifeln, wenn auch einige berühmte Geſchichtſchreiber dieſer rührenden Begebenheit nicht erwähnen.

Auch auf dieſem Sarkophage iſt die Geſtalt der darunter Schlummernden abgebildet. Die Kunſt war damals noch in der Kindheit, aber dies Mal führte ihr Genius den Meiſel des Künſtlers, ein ſchützender Engel wachte über das Bild und barg es vor der zerſtörenden Zeit. Eleonorens Geſichte ſtrahlt noch von hoher Schönheit und wunderbarer Güte und Milde auf dieſer, ihre Züge der Nachwelt aufbewahrenden, wohlerhaltenen Abbildung.

Die Gräber Eduard's des Dritten und Heinrich des Dritten ſind ebenfalls in dieſer Kapelle.

Das Monument Heinrich's des Dritten, ein merkwürdiges Denkmal alter Kunſt, iſt reich verziert mit Porphyr, Moſaik und Vergoldungen, ſeine in Erz gegoſſene Statue ruht darauf. Hier ſtehen auch die alten Seſſel, auf welchen die Könige bei der Krönung ſitzen; in einem derſelben iſt der Stein eingefügt, welcher den Königen von Schottland zum Königstrone diente. Eduard der Erſte ließ ihn von Scone, welches der Leſer aus dem erſten Theile dieſer Erinnerungen kennt, hieher bringen.

Die dicht daran ſtoßende Kapelle Heinrich's des Fünften iſt wegen ihrer alterthümlichen Pracht eine der merkwürdigſten. Leider liegt der gute König ohne Kopf auf ſeinem Grabmale, auch Reichsapfel und Scepter ſind ſeinen Händen entriſſen. Alles dies war dem, ſolide Pracht liebenden Geſchmack jener Zeiten gemäß, ganz von gediegenem Silber, und konnte ſelbſt in dieſem Heiligthume der ſchlauen Habſucht liſtiger Diebe nicht entgehen.

Neun andere Kapellen, verſchiedenen Heiligen geweiht, deren Namen ſie noch führen, enthalten viele, für den Alterthumsforſcher höchſt merkwürdige Gegenſtände, viele Belege zur Geſchichte des Kunſtgeſchmacks und der Lebensweiſe im Mittelalter; ſelbſt das uralte, hölzerne Monument des ſächſiſchen Königs Sebert, welcher zuerſt an dieſem Ort eine Kirche erbaute. Merkwürdig war uns das Grab eines Grafen Leiceſter, wegen ſeiner Aehnlichkeit und zugleich Unähnlichkeit mit der berühmten Bettſponde des Grafen von Gleichen. Gar ſtattlich ruht der edle Graf im ritterlichen Schmucke, mitten auf dem ungeheuer breiten Sarkophage, den er ſich ſelbſt errichten ließ; neben ihm zur rechten Hand, in holder Beſcheidenheit, ſeine erſte Gemahlin, aber der ziemlich weite Platz zur linken iſt leer. Seine zweite Gemahlin konnte unmöglich ſich entſchließen, ihrer, wenn auch todten, Nebenbuhlerin im Range zu weichen; ſie wollte durchaus nicht mit der linken Hand vorlieb nehmen, während ihre Vorgängerin zur Rechten läge. Noch auf dem Todtenbette war es bis zum letzten Augenblicke die angelegentlichſte Sorge der rangſüchtigen Frau, ſolche Unbilde zu verhindern. Sie erreichte ihren Zweck, man begrub ſie anders wohin, Niemand weiß wo ihre Gebeine ruhen, das Andenken ihres Lebens wäre längſt verſchollen, wenn nicht das ihrer Thorheit auf dieſer leeren Stelle kommenden Jahrhunderten aufbewahrt worden wäre.

Alle dieſe Kapellen ſind mit der Weſtmünſter-Abtei unter einem Dache, nur die letzte und ſchönſte, die Kapelle Heinrich des Siebenten iſt daran angebaut, ſo daß nur der Eingang dazu in der Kirche ſteht. Dies Gebäude iſt eins der ſchönſten ſeiner Zeit, aber leider in einem unverantwortlich vernachläſſigten Zuſtande, mehr noch als die Kirche ſelbſt. Kaum wird das Dach deſſelben nothdürftig unterhalten; läßt man die langſam zerſtörende Zeit noch länger ſo ungehindert fortwüthen, ſo wird bald Alles zu einer ſchönen Ruine zuſammen ſinken, die überall ſich beſſer ausnehmen würde, als an dieſer, dem heiligen Andenken großer Vorfahren geweihten Stelle. Von außen iſt die Kapelle mit aller Pracht der gothiſchen Baukunſt geſchmückt, Alles im ſchönſten Ebenmaße, leicht und erfreulich. Vierzehn ſchöne durchbrochene Thürme ſind ihre Hauptzierde. Zum Eingange von der Kirche aus, dient ein prächtiges in Stein gehauenes Portal, welches drei ſehr künſtlich gearbeitete Gitterthüren von vergoldetem Eiſen verſchließen. Die Decke iſt über und über mit ſchöner Bildhauer-Arbeit von Stein geſchmückt, ſchöne gewölbte Bogen, unterſtützt von Pfeilern im reinſten Ebenmaße, prächtige Fenſter, herrliches Schnitzwerk, alle Pracht gothiſcher Architektur iſt hier zu finden. Unmöglich kann man dieſes ſchöne Ueberbleibſel früherer Zeit zu hoch preiſen, und wohl wäre es wünſchenswerth, daß dieſe Kapelle einen Freund und Verehrer fände, wie der Dom von Cölln ihn an dem Herrn von Boiſſerée fand, der, der kommenden Zeit wenigſtens, im treuen Bilde ein Andenken der ſichtbar hinſinkenden Herrlichkeit aufbewahrte.

Mitten in der Kapelle ſteht das Grab Heinrich's des Siebenten von ſchwarzem Baſalt, verziert mit vergoldeter Bronze, umgeben von einem eben ſolchen, ſehr prächtigen Geländer. Sechs Basreliefs und vier Statuen von vergoldetem Erze ſchmücken das Werk des Florentiners Pietro Torregiano.

Außer dieſen wirklich merkwürdigen und ehrwürdigen Kunſtwerken werden hier auch aufbewahrte Wachsbilder alter Könige und Königinnen in alten Glasſchränken gezeigt. Wahre Vögelſcheuchen, die dem Untergange längſt hätten übergeben werden müſſen. Nur das leiht ihnen einiges Intereſſe, daß ſie mit den nämlichen Kleidern angethan ſind, welche die hohen Herrſchaften bei Lebzeiten trugen. Wüßte beſonders die Königin Eliſabeth, welch ein häßliches

Bild von ihr die Nachwelt hier anſtaunt, ſo würde die ihr im Leben ſo eigen geweſene Eitelkeit ihr noch im Grabe keine Ruhe laſſen.

Londons Umgebungen.

8.

Windſor.

An dem ſüdlichen Ufer der Themſe, zwei und zwanzig engliſche Meilen weſtlich von London, thront auf einer Anhöhe das alte ſtattliche Schloß von Windſor. Von dieſer herab, genießt man eine der ausgebreitetſten Ausſichten auf die ſchöne reiche Gegend umher. Wunderbar contraſtirt dieſe mit dem ernſten Anblicke des Schloſſes, ſeinen alten Mauern und Epheu umrankten Thürmen. Wilhelm der Eroberer erbaute dieſes Schloß kurze Zeit, nachdem er ſich zum Herrn von England gemacht hatte. Mit einer Mauer umgab es Heinrich der Erſte, und vergrößerte es. Später erwählte Eduard der Erſte Windſor zu ſeinem Lieblings-Aufenthalte, und Eduard der Dritte ward hier geboren. Vorliebe für den Ort, an welchem ſeine Wiege ſtand, beſtimmte dieſen, das Schloß, welches er zu ſeiner Sommer-Wohnung wählte, nach einem neuen Plane prächtiger zu bauen.

Auch König Karl der Zweite wendete viel auf die Verſchönerung von Windſor, und ſeit ſeiner Zeit blieb es der Lieblings-Aufenthalt der Könige von England, und ihre gewöhnliche Sommerwohnung. Unter der jetzigen Regierung iſt ebenfalls manche Veränderung und Verſchönerung damit vorgenommen worden. Der Schloßgraben ward ausgefüllt, ein Hügel, welcher die Ausſicht gegen Morgen beſchränkte, geebnet, Feſtungswerke wurden abgetragen. Dennoch ſieht das Schloß noch immer ehrwürdig und alterthümlich genug aus, obgleich es viel von ſeinem erſten imponirenden Anſehen verloren haben mag. Es hat zwei Höfe, den oberen und unteren, beide werden durch den ſogenannten runden Thurm, der Wohnung des Commandanten, von einander getrennt. An der Nordſeite des oberen Hofes befinden ſich die Staats- und Audienz-Zimmer, an der Oſtſeite die Appartements der Prinzen, und gegen Süden die der vornehmſten Kronofficianten. Der untere Hof iſt wegen der St. Georgenkapelle bemerkenswerth. Die verſchiedenen Säle und Staatszimmer zieren Tapeten und Malereien, bald von höherem, bald von geringerem Werthe. An Allen iſt die Wirkung der Zeit ſichtbar, und ſie machen im Ganzen keinen heitern Eindruck. Der merkwürdigſte unter den Sälen iſt der Georgen-Saal, der Kapitel-Saal der Ritter des Ordens vom Hoſenbande. Er iſt einhundert und acht Fuß lang, am Ende deſſelben ſteht der königliche Thron, über dieſem ſieht man das St. Georgen=Kreuz in einer Glorie, umgeben mit dem von Amoretten getragenen Strumpfbande und der bekannten Inſchrift: Honny soit qui mal y pense. Die Staatszimmer hängen voll Gemälde, welche man, aus Mangel an Zeit, nur zu flüchtig betrachten muß. Dem Anſchauer werden nur im Vorübereilen die Namen der größten Meiſter, wie Titian, Pouſſin, Vandyk, Holbein und viele Andere genannt. Auch eine heilige Familie von Raphael, und eine Anbetung von Paul Veroneſe, zeigt man den Fremden als die Krone der Sammlung.

Der ſchönſte Punkt von Windſor Caſtle iſt die große, in ihrer Art einzige Terraſſe. Sie erſtreckt ſich längs der öſtlichen und einem Theil der nördlichen Seite des Schloſſes, iſt ein tauſend acht hundert und ſiebenzig Fuß lang, und von verhältnißmäßiger Breite. Die Ausſicht auf die Themſe, welche ſich durch eine der reichſten Landſchaften hinſchlängelt, auf die mannichfaltigen Landhäuſer, Dörfer, und Flecken, die ihre Ufer beleben, auf den parkähnlichen Wald von Windſor, und die in der Nähe liegenden Gärten, iſt über alle Beſchreibuug ſchön und reizend. Nicht im eigentlichen Schloſſe von Windſor wohnt die königliche Familie, ſondern in einem modernen Gebäude, welches der ſüdlichen Terraſſe gegenüber liegt. Hinter dieſem Gebäude erſtreckt ſich ein wohlangelegter Garten, welchen man von einem Winkel der großen Terraſſe überſieht. In ihm beſindet ſich ein zweites Gebäude, welches die Prinzeſſinnen bewohnen. Die Königin beſitzt noch nahe bei Windſor ein kleines, bürgerlich ausſehendes Haus, mit einem unbedeutenden Garten. Dieſe ihre ſehr geliebte Beſitzung heißt Frogmore. Hierher macht ſie oft Landpartieen mit ihren Töchtern und einigen Lieblingen unter ihren Damen. Kleine ländliche Feſte an den Geburtstagen der Prinzeſſinnen, Dejeuners und dergl. werden hier gegeben, immer nur in einem ſehr beſchränkten Familienzirkel.

In Windſor mußte man vor der jetzigen Krankheit des Königs die königliche Familie ſehen, um ſich von ihrer Lebensweiſe und ihrer Perſönlichkeit einen Begriff zu machen. Hier fielen die Schranken, welche Etikette und ſtrenge Eingezogenheit in London um ſie ziehen. Dort hat man kaum Gelegenheit, ſie zu Geſichte zu bekommen, wenn man ſich nicht präſentiren laſſen will. Im Theater erſcheinen ſie ſehr ſelten, und beim Spazierenfahren oder Reiten, eilen ſie wie im Fluge zu ſchnell vorüber, als daß man ihre Geſtalt auffaſſen könnte.

Während ihres Aufenthaltes zu Windſor ſieht man ſie dagegen alle Sonntage Morgens im beſcheidenen Negligeen, nach engliſcher Sitte, beim Gottesdienſt in der Georgen-Kapelle verſammelt. Iſt der König geſund, ſo verſäumt er auch an Wochentagen nie, um ſieben Uhr des Morgens in der königlichen Kapelle, im oberen Hofe des Schloſſes feierlich ſeine Morgenandacht zu halten, wobei ebenfalls Jedermann zugelaſſen wird. Später traf man ihn Vormittags oft in den Wirthſchaftsgebäuden, in den Pferdeſtällen, überall. Er trug dann einen einfachen dunkelblauen Oberrock, mit einer runden braunen Perücke, die ihm völlig das Anſehen eines wohlhabenden Pächters gab. Er pflegte es nicht ungern zu hören, wenn man ihn Farmer George nannte; denn ländliche Oekonomie war in früheren Zeiten ſeine Lieblingsbeſchäftigung.

Die ganze Familie promenirte an jedem heiteren Sonntags-Abend auf der großen Terraſſe, und dieſe gewährte dann einen in ſeiner Art einzigen Anblick.

Von der einen Seite die grauen alterthümlichen Mauern des Schloſſes mit ihren Zinnen und Thürmen, von der anderen die oben erwähnte reiche Ausſicht auf Strom, Feld und Wald, im verklärenden Glanze der ſinkenden Sonne, und nun das bunte drängende Gewühl aller Stände, jedes Alters, beinahe jeder Nation; denn kein Fremder verſäumte es leicht, wenigſtens einmal von London aus, Windſor an einem Sonntage zu beſuchen. Zu der Menge von Fremden geſellten ſich die Bewohner der umliegenden Gegend, vom vornehmen Gutsbeſitzer bis zum geringſten Landmann; zwiſchen ihnen bewegten ſich ſchwerfällige Bewohner der City mit ihren wohlbeleibten geputzten Ehehälften, und zierlichen, trippelnden Miſſes.

Auch wir waren an einem Sonntage, gleich den andern Fremden, nach Windſor geflüchtet, und miſchten uns unter die bunte Menge. Auf und ab wogte das Gewühl, die große Terraſſe war faſt zu enge. Um ſieben Uhr erſchienen zwei Banden*) militäriſcher Muſik auf der Schloßmauer an beiden Ecken der Terraſſe. Beide ſpielten gar luſtig God save the

---

*) In England ſagt man immer eine Bande Muſiker: uns dünkt dies recht charakteriſtiſch.

King, ohne ſich ſonderlich um einander zu bekümmern; die Entfernung und das Geräuſch waren auch zu groß, als daß ſie viel von einander hätten hören können. Mit dieſer beliebten Melodie fuhren ſie ohne weitere Abwechſelung den ganzen Abend fort zu muſiciren. Die königliche Familie erſchien bald darauf; ein einziger Conſtable gieng mit dem Stabe voraus, um nur einigermaßen Raum für ſie zu machen. Alles drängte ſich von allen Seiten um ſie her. Der König gieng zuerſt, an ſeiner Seite die Königin. Wo er einen Bekannten erblickte, redete er ihn an, oder nickte ihm einen freundlichen Gruß zu, ohne Unterſchied von Rang und Stand. Neugierig forſchte er nach dem Namen jeder ihm auffallenden Geſtalt, und wir hörten verſchiedentlich, wie er nach ſeiner alten, durch Peter Pindar ſo bekannt gewordenen, Gewohnheit ein einſylbiges Wort oft drei bis vier Mal hinter einander wiederholte. Mit dem Aſtronomen Herſchel ſprach er, ſo oft er ihm begegnete, einige Worte; auch die Königin war ausgezeichnet freundlich gegen dieſen, ihren Landsmann. Die Promenade ſchien ihr viel weniger Freude zu machen, als ihrem Gemahl, an deſſen Arm ſie hieng. Das Gehen auf den hohen ſpitzigen Abſätzen, die ſie noch immer trägt, wurde ihr ſichtbar ſchwer; ſie iſt ſehr klein, und in dem grau taffetnen Kleide, welches ſie trug, und hoch in die Höhe nahm, mit einem altmodiſchen Mäntelchen, von weißem Taffet, ſah ſie gar nicht königlich aus. Der König ſchien oft ganz zu vergeſſen, daß er ſie führte, und gieng, ſtand, oder kehrte plötzlich um, wie es ihm eben gefiel. Hinter dem königlichen Paare wandelten die beiden älteſten Prinzeſſinnen am Arme einer Hofdame. Die zweite, Mary, hat ein intereſſantes Geſicht. Alle dieſe Prinzeſſinnen ſind ſehr blaß. Die Königin duldet kein Rouge. Jetzt folgte Prinzeſſin Eliſabeth, auf zwei Hofdamen geſtützt. Sie iſt ſehr ſtark, und ohne Aehnlichkeit mit ihren Schweſtern, blickte ſie ſtolz umher mit ihren dunkeln funkelnden Augen. Ihr citrongelbes Kleid ſchleppte weit hinter ihr her; die Andern waren weiß und einfach gekleidet. Nach der Prinzeſſin Eliſabeth folgten die beiden jüngeren Schweſtern am Arme ihres Bruders, des Herzogs von Cambridge. So zogen ſie in Prozeſſion durch das Gewühl auf und ab; ſtand der König, ſo ſtanden Alle, wendete er um, ſo folgten ſie ihm. In der Zeit von anderthalb Stunden begegneten wir ihnen wenigſtens zwanzig Mal, denn ſo wie der König in einen etwas menſchenleeren Theil der Terraſſe kam, kehrte er um. Dieſe Promenaden machten ihm viel Vergnügen; ſelten kehrte er vor der Dämmerung zu Hauſe. Wir waren ihrer eher überdrüßig, als er, denn er wandelte noch ganz munter umher, da wir ſie verließen.

Das Städtchen Windſor hat wenig Ausgezeichnetes; es zieht ſich den ganz beträchtlichen Hügel hinan, auf welchem das Schloß liegt. Die Straßen ſind folglich bergig und unbequem zum Fahren und Gehen; auch die Gaſthöfe fanden wir weniger gut, als man es in dieſer Nähe des Hofes vermuthen ſollte. Das Dorf Eaton, bekannt durch die hohe Schule Eaton College, liegt am Fuße des Hügels, jenſeits der Themſe, und wird nur durch eine Brücke von der Stadt Windſor getrennt. Die Schulgebäude zeichnen ſich nicht durch ihre Bauart aus; die Kapelle aber iſt ein ſchönes gothiſches Gebäude, welches die reiche Landſchaft noch mehr verſchönert. Heinrich der Sechſte ſtiftete und erbaute dieſe Schule im Jahr 1441. Sechzig Penſionärs werden dort auf Koſten des Königs erzogen, aber auch Söhne guter Familien für Bezahlung darin aufgenommen. Die Schüler ſind in zwei Claſſen getheilt, deren jede noch drei Unterabtheilungen hat. Die Erziehung in dieſen Anſtalten, ſo wie auch das Studieren in Oxford und Cambridge, haben noch viel Strenges und Klöſterliches, ſogar in der Kleidung. Im Monat Auguſt werden die Schüler in Eaton examinirt, und diejenigen ausgewählt, welche nach Cambridge gehen ſollen, um ihre Studien fortzuſetzen. Die Zwölfe unter dieſen, die ſich im Examen am beſten auszeichnen, haben das Recht, nach drei Jahren Mitglieder der Univerſität Cambridge zu werden „Fellows of the University", welches ehrenvoll und einträglich iſt. Die Bibliothek in Eaton iſt bedeutend. Weitläuftige, wohl unterhaltene Gärten umgeben die Schulgebäude.

9.

Die Gärten von Kew.

Durch den Hydepark hindurch, vorüber den ſchönen Gärten von Kenſington, führt der Weg zu dieſen, beſonders in botaniſcher Hinſicht mit Recht berühmten königlichen Gärten. Vier engliſche Meilen fährt man von Kenſington nach Kew, zwiſchen einer ſelten unterbrochnen Reihe eleganter, mit zierlichen Grasplätzen und Gärten eingefaßter Landhäuſer. Größtentheils ſind dieſe der Aufenthalt wohlhabender Londoner Familien, deren Häupter in der Stadt ihren Geſchäften nachgehen, während Frau und Kinder, fern von der dunſtigen Atmoſphäre der City, ſich hier einer reinern Luft, und aller Annehmlichkeiten eines ländlichen Aufenthalts in der ſchönen Gegend erfreuen. Oft ſchon erwähnten wir in dieſen Blättern der unbeſchreiblichen Reize, welche Sauberkeit, Geſchmack und augenſcheinliche Wohlhabenheit dieſen halb ſtädtiſchen, halb ländlichen Wohnungen geben; beinahe iſt es unmöglich, nicht immer in neue Lobſprüche auszubrechen, ſo oft man ihrer gedenkt, und ſich dabei des Gefühls von häuslicher Ruhe und behaglichen Wohllebens erinnert, welches ihr bloßer Anblick, ſelbſt dem vorüber eilenden Wanderer, einflößt.

Nur die Gärten ſind in Kew merkwürdig; das Haus des Königs iſt klein, unbedeutend und dient ihm und ſeiner Familie bei den nicht ſeltnen Morgenpromenaden zu dieſem Lieblingsorte, nur gelegentlich zum Abſteigequartier. Es wird nie von der königlichen Familie bewohnt, und iſt auch auf keine Weiſe ſolcher Bewohner würdig. Indeſſen war man während unſers dortigen Aufenthalts beſchäftigt, ein großes maſſives Gebäude zum künftigen Witwenſitz der Königin zu erbauen. Nie ſahen wir etwas ungeſchickt-ſchwerfälligeres als dieſe, im ſeynſollend-gothiſchen, ganz verfehlten Geſchmack aufgethürmte Steinmaſſe. Ungeheure dicke Mauern, kleine ſpaltenähnliche enge Fenſter, dicke unbeholfne Säulen, geben ihr eher das

Anſehen eines Staatsgefängniſſes, als der Wohnung einer Königin.

Die botaniſchen Gärten von Kew vereinigen eine unzählige Mannichfaltigkeit von Pflanzen aller Welttheile, aller Zonen, und gehören gewiß zu den merkwürdigſten in Europa, wenn ſie nicht vielleicht alle übrigen übertreffen. Die überall wehende engliſche Flagge brachte von den entfernteſten Ufern auf dieſen kleinen Punkt faſt alles zuſammen, was nur auf Erden wächſt. Alles, von der Zeder des Libanon an, bis herab zum Yſop, findet hier Pflege, Boden und Klima, wie es ſie bedarf, um nicht nur kümmerlich zu vegetiren, ſondern üppig zu wachſen, zu grünen und zu blühen. Der König liebte die Botanik, er wandte viel Geld und Mühe auf dieſe Gärten, und freute ſich ihres Gedeihens. Der berühmte Weltumſegler Sir Joſeph Banks nahm ſie unter ſeine ſpezielle Aufſicht, und ſeine, in den entfernteſten Weltgegenden mit unſäglicher Mühe und Gefahr erworbenen, botaniſchen Kenntniſſe fanden hier ein weites fruchtbares Feld. Auf dieſe Weiſe mußte etwas ſehr Vollkommenes entſtehen. Das durch die wärmende Seeluft unendlich gemilderte Klima, der natürlich warme Boden Englands tragen das Ihrige bei, um der Anſtalt das höchſte Gedeihen zu geben. Hier, wo der Winter den Wieſen ihren grünen Teppich nie raubt, wo die Heerden das ganze Jahr hindurch im Freien ihre Nahrung finden, wird jede, aus einem milden Klima hergebrachte Pflanze, bald einheimiſch. Sehr viele, welche ſelbſt im ſüdlichſten Theile von Teutſchland den größten Theil des Jahres im warmen Hauſe gehalten werden müſſen, und nur während der heißeſten Sommermonate dort der Luft ausgeſetzt werden dürfen, wachſen hier üppig im Freien, wie in ihrem Vaterlande, z. B. die großblättrige Myrthe, der duftende Heliotrop und noch viele mehr. Es iſt eine große Freude, auf den feſt gewalzten, bequemen Kieswegen dieſer Gärten, zwiſchen mannichfaltig geformten Blumenbeeten zu wandeln, und ſich an dem freundlichen, ewig wechſelnden Spiele der Natur mit Farben und Formen, zu ergötzen; dann in die großen Treibhäuſer zu treten, in jedem derſelben eine andere neue Welt zu finden, in dem einen die ſeltenſten Producte des glühend heißen Afrika, im andern alles zu bewundern, was im ſüdlichen America wächſt; dann wieder ſich an den Pflanzen milderer Zonen zu erfreuen, und doch immer das auf einem Punkte vereinigt zu ſehen, was zuſammen gehört und gleichſam ein für ſich beſtehendes Ganze ausmacht. Auch die lebendigern Blumen der Lüfte werden hier gepflegt. Eine große Volière vereinigt eine Menge der ſchönſten ausländiſchen Vögel, die darin wenigſtens in ſcheinbarer Freiheit ihr luſtiges Weſen treiben, als wären ſie zu Hauſe. In einer größern Abtheilung des Gartens werden eine Menge der ſchönſten Gold- und Silberfaſane gehalten; neben ihnen ſtolzieren prächtige, zum Theil ſeltne Pfauen, und mehrere andere Arten größerer fremder Vögel. Mitten in dieſer Abtheilung des Gartens befindet ſich ein Teich mit einer Inſel, auf welcher ein chineſiſcher Pavillon erbaut iſt. Waſſervögel aller Art, mit langen und breiten Schnäbeln, ſchwimmen auf den ſilberhellen Wellen, oder wandeln auf langen Stelzbeinen gravitätiſch am Ufer. Alles dieſes fremde Volk iſt froh und luſtig, als wäre es im Vaterlande.

Auf einer großen grünen Wieſe ſahen wir ein anderes luſtiges Schauſpiel; einige vierzig Känguruhs hüpften darauf in völliger Freiheit umher. Nichts lächerlicheres giebt es in der Natur als dieſe wunderlichen Thiere. Sie wandeln mit Hülfe ihrer langen Schwänze aufrecht, und machen dabei ganz gewaltige Sätze. Die kurzen Vorderbeinchen, die ſie zum Gehen gar nicht brauchen können, halten ſie auf eine poſſierliche Art vor der Bruſt. So aufrecht, haben ſie wohl Mannshöhe. Neugierig gucken die Jungen aus dem Beutel, in welchem die Mütter ſie tragen, in die weite Welt. Macht die Mama ein Mal zu arge Sprünge, ſo fällt wohl ſo ein liebes Kleines aus dem Beutel heraus auf die Erde, wird aber gleich wieder ſorgfältig aufgehoben und eingeſteckt. Bisweilen erzürnten ſich ein paar Männchen und fochten mit einander, indem ſie auf einem Hinterfuße und dem Schwanze ſtehend, ſich mit dem langen ſcharfen Nagel am andern Hinterbeine gewaltige Hiebe verſetzten. Lange ſahen wir dem argen wilden Treiben dieſes närriſchen Volkes zu, das uns oft lautes Lachen abnöthigte.

Als wir die eigentlichen Luſtgärten von Kew zu ſehen wünſchten, gieng unſre alte Noth wieder an. Sie werden nur Sonntags gezeigt, und wir waren an einem Wochentage da. Als kein Zureden, kein Bitten, keine Vorſtellungen etwas fruchteten, wurden wir verdrüßlich und ließen unſern Unmuth unter einander in gutem vernehmlichen Teutſch aus. Zu unſerm Glück hörte dies ein in der Nähe arbeitender teutſcher Gärtner. Der ſüße Klang aus dem Vaterlande bewegte ſein Herz, und er nahm ſich der Landsleute ſo kräftig an, daß ihm endlich erlaubt ward, unſer Führer zu ſeyn. Wir fanden die Promenaden ſehr angenehm und hohe herrliche Bäume in einzelnen Gruppen; dichte Schattenpartien wechſelten mit lichten Gängen zwiſchen Gras, Blumen und kleinem Geſträuche. Beſonders reizend erſchien uns ein reich geſchmückter Blumengarten mit einem kleinen Waſſer-Baſſin, in welchem Goldfiſchgen ſpielten. Nur ein wenig zu überladen mit Gebäuden ſind dieſe Gärten. Da giebt's Tempel in Menge, der Bellona, dem Pan, dem Aeolus, dem Frieden, der Einſamkeit und wem nicht noch ſonſt geweiht; da iſt ein Haus des Konfuz, eine Wildniß mit einem mauriſchen Gebäude, eine chineſiſch ſeyn ſollende Pagode, eine Moskee, römiſche Ruinen, kurz — viel zu viel für den guten Geſchmack. Keins dieſer Gebäude iſt ausgezeichnet ſchön, aber auch keins ſeines Platzes ganz unwerth. Man kann ſich indeſſen doch nicht enthalten, Manches davon weg zu wünſchen; denn dieſes bunte Allerlei wird Niemanden gefallen, der die liebliche Einfachheit der engliſchen Parks zu bewundern Gelegenheit hatte.

10.

Richmond-Hill.

Ein höchſt angenehmer Weg führt durch die Gärten von Kew zu den daran ſtoßenden von Richmond. Viele Gebäude, mit denen auch die letztern Gärten unter der Regierung mehrerer Könige und Königinnen überladen wurden, ſind glücklicherweiſe wie von ſelbſt verſchwunden. Auch waren ſie wohl nirgends ſchlechter angebracht, als auf dieſem zauberiſch ſchönen Flecke, wo die ganze Gegend rings umher einem großen herrlichen Garten gleicht. Nur ein Landhaus der Königin, welches dieſe oft mit ihrer Familie beſucht ſteht an einem der freundlichſten Plätzchen des Gartens, einfach und anſpruchlos; an einem andern Orte die vom jetzigen Könige erbaute Sternwarte. Sie ſoll beſonders wegen mehrerer, von Dr. Herſchel verfertigter Inſtrumente merkwürdig ſeyn. Wir beſuchten ſie nicht, die Erde erſchien uns hier zu ſchön, um von ihr weg den Blick zum Himmel zu wenden.

Schon von der hübſchen, ſteinernen Brücke aus, die nahe vor dem berühmten Hügel von Richmond über die Themſe führt, genießt man einer entzückenden Ausſicht auf den Strom, ſeine mit ſchönen Villen geſchmückten Ufer, und den ſich ſanft zu keiner ſehr beträchtlichen Höhe erhebenden, grünenden und blühenden Hügel. Weit ſchöner noch iſt es, wenn man dieſe Anhöhe erſteigt, und nun aus dem Fenſter des darauf erbauten Gaſthofs hinabblickt auf eines der reizendſten Thäler der Welt. Größere, ausgebreitetere, romantiſch ſchönere Ausſichten giebt es viele, aber keine, die an Anmuth dieſe überträfe. Ein unausſprechlich ſüßes Gefühl von Ruhe, ſtillem Glück, Freude am Leben, ergreift jeden mächtig, der von hier aus den Blick herabſenkt. Alles grünt und blüht, in der herrlichſten, üppigſten Vegetation. Die höchſtmögliche Cultur ſchmückt das weite, von einem der ſchönſten Ströme belebte, von ſanft anſchwellenden, waldgekrönten Hügeln umgebene Thal. Selbſt England bietet keine ſolche zweite Ausſicht dar, und außer dieſer Inſel kann es keine ähnliche geben; denn wo fände man noch dieſes friſche Grün in Wieſe und Garten, Feld und Wald?

In mannichfaltigen Biegungen und Krümmen durchſtrömt die Themſe dieß Paradies. Hier iſt ſie noch nicht der mächtige Strom, der dort nahe bei der Hauptſtadt ſich prächtig weit ausbreitend, die Schätze aller Welttheile auf ſeinem Rücken trägt.

Nur ſchiffbar für kleinere Fahrzeuge, gleitet ſie durch die friedliche Landſchaft, ſelbſt das Bild eines ſchönen thätigen Lebens in ſtillem Frieden. Ueberall trägt ſie die klaren Wellen hin, verſchönt, erfriſcht, tränkt Alles und wandert dann geräuſchlos weiter. Das üppigſte Gedeihen füllet Wald, Höhe und Thal, krönet die Ufer, die ſchönen Hügel, ſo weit das Auge nur reicht. Weiße Giebel freundlicher Pächterwohnungen, ſchöne Faſaden prächtiger, mit Säulen geſchmückter Villen, Landhäuſer, umrankt von Jelängerjelieber, Thürme entfernter Kirchen, ſtattliche Schlöſſer, freundliche Dörfer und Städtchen blinken überall hervor, aus Bäumen und Gebüſch, in der Höhe und in der Tiefe, in der Nähe und in der Ferne. Wohin das Auge ſich wenden, überall erblickt es freundliche Gegenſtände, überall iſt Lebensgenuß und Freude, nirgends Geräuſch und ängſtliches Treiben. Am Ufer des ſchimmernden Stromes drängt ſich Alles dieß noch freundlicher zuſammen, und ſpiegelt ſich in den klaren Wellen, damit alles Schöne und Herrliche verdoppelt erſcheine. Aus der Ferne ſchauen die ehrwürdigen grauen Thürme von Windſor von ihrem Hügel herüber, unten, mehr in der Nähe, breitet ſich ſtattlich das große königliche Schloß Hampton-Court aus; faſt ganz im Vorgrunde, nahe an der Themſe, liegt das reizende

Schloß Strawberry‑Hill; dicht daran das, aus lauter schönen Häuſern zuſammengeſetzte Dorf Twickenham, mit ſeiner hübſchen Kirche. Hart am Strome zeichnet ſich die elegante, ehemals vom Dichter Pope bewohnte, Villa aus. Es wäre ſehr zwecklos, dieſe wunderbar reizende Gegend umſtändlich beſchreiben zu wollen; nicht einmal der Pinſel, vielweniger die Feder können ihren Zauber wiedergeben. Wer von unſern Leſern vielleicht einſt aus dem einen Eckfenſter des kleinen Schloſſes auf der Höhe von Dornburg bei Jena, herab in das ſtille Saalthal, auf die ſanft ſich hinwindende Saale blickte, der hat einen ſchwachen Abriß, ein Miniaturbild des Thales von Richmond geſehen. Uns ergriff die Aehnlichkeit dieſer Ausſicht mit der von Richmond‑Hill beim erſten Anblick. Nur daß dort Alles groß, mannichfaltig, ausgebreitet daliegt, was hier ſich eng und klein zuſammenſchmiegt; auch ſchmücken nicht unzählige Thürme und Gebäude das ſtille einſame Saalufer, wie ſie dort die Ufer der ſtolzen Themſe krönen.

Aus den Fenſtern des, auf Richmond‑Hill erbauten, Gaſthofs zum *) Stern und Strumpfband, überſieht man alle dieſe Herrlichkeit mit einem Blick.

---

*) Star and Garter.

Nicht nur die einzig ſchöne Lage, ſondern auch die vorzüglich gute Einrichtung und Bedienung erheben dieſen Gaſthof zu einem der erſten in England. Ihm gegenüber iſt der Eingang zum Park, den man zu den größten rechnet, und deſſen Umfang acht engliſche Meilen beträgt. Beſcheiden hat die Kunſt hier nur für die Bequemlichkeit der Wandelnden geſorgt, ohne ſich vorzudrängen. Zahme Hirſche und Rehe weiden hier in großer Anzahl, zwiſchen herrlichen Bäumen. Sie wurden von Hampton-Court, wo ſie ſonſt wohnten, hierher gebracht, da dort der König ſelten hinkömmt. Ueberall im Park öffnen ſich Ausſichten auf einzelne Theile der großen Landſchaft, die man von Richmondshügel erblickt; in andern Zuſammenſtellungen, von einem andern Standpunkte aus geſehen, bilden ſie hier neue Anſichten, und vervielfältigen den Genuß ins Unendliche.

11.

Hampton-Court.

Unwiderſtehlich angelockt von dem Blicke in das Thal, den Richmond-Hill uns gewährte, eilten wir an die Ufer der Themſe hinab, um in der Nähe die Gegenſtände einzeln zu bewundern, deren Zuſammenſtellung uns aus der Ferne entzückt hatte. Wir fuhren zu dem, ſechs engliſche Meilen weiter im Thal gelegenen Hampton-Court. Der ſchöne ebne Weg bot uns mit jeder ſeiner Wendungen eine neue liebliche Landſchaft. Die Ferne trog nicht, auch in der Nähe fanden wir Alles ſo, wie es uns vom Hügel erſchienen war. Welch ein Thal! Ueberall zeigt der Augenſchein, daß glückliche wohlhabende Landleute hier neben reichen Gutsbeſitzern wohnen. Bald führte uns der Weg näher zu dem lieblich ſich krümmenden Strome, bald entfernte er uns kurze Zeit von ſeinen Ufern; immer erſchien uns der Punkt, auf dem wir uns befanden, als der ſchönſte von allen. Auf der Hälfte des Wegs, in Twikenham, hielten wir bei Pope's ehemaliger Wohnung an. Man hatte uns geſagt: der jetzige Beſitzer derſelben freue ſich, wenn auch Fremde zu den Reliquien des von ſeiner Nation hochverehrten Dichters wallfahrteten; gern zeige er ihnen die von Pope ehemals bewohnten Zimmer, in welchen Alles ſorgfältig gelaſſen und bewahrt würde, ſo wie es war, da er hier noch lebte; gern führe er ſie zu den Spaziergängen, die Pope größtentheils ſelbſt anlegte und pflanzte. Leider aber fanden wir dieß Alles nicht mehr ſo; die Villa war vor einiger Zeit an einen andern Beſitzer verkauft, Alles wurde darin verändert und kein Fremder mehr zugelaſſen.

Nicht weit von Pope's Wohnung liegt Strawberry-Hill, ehemals die Wohnung und das Eigenthum des bekannten Sir Horatio Walpole. Jetzt gehört es einer Dame von Stande, Mrs. Damer, welche dadurch bekannt iſt, daß ſie ſich mit mehr gutem Willen als Glück, in der Bildhauerkunſt verſucht. Ein ſeltnes Unternehmen für eine Dame, beſonders da ſie ſich nicht bloß mit dem Formen in Thon begnügt, ſondern ſogar an große Statuen ſich wagt. Das nicht große, im gothiſchen Styl gebaute, mit Fenſtern von buntem Glaſe verzierte Haus nimmt ſich auf dieſem Standpunkte ſehr angenehm aus.

Auch hinter Twikenham blieb die Gegend ſchön und reizend wie vorher, und nur zu bald erreichten wir Hampton-Court, dieſen größten Palaſt des Königs, den er aber nie bewohnt, ſondern faſt ganz an Privatperſonen zur lebenslänglichen Wohnung vertheilt hat. Cardinal Wolſey, der berüchtigte und berühmte Liebling Heinrich des Achten, der mit letzterem eine Zeit lang England mit eiſernem Zepter regierte, erbaute hier zuerſt ein Schloß. Später ließ es Wilhelm der Dritte unter der Direction des Sir

Criſtopher Wren, Erbauer der Paulskirche in London, erneuern und ihm ſeine jetzige wirklich königliche Geſtalt geben. Der unglückliche König Karl der Erſte, ward hier eine Zeitlang als Staatsgefangener gehalten, ohne daß ſich Cromwell geſcheut hätte, es nach Karls Tode zu bewohnen. Mehrere Könige benutzten Hampton-Court zum Sommeraufenthalte, ſelbſt Georg der Zweite, nur der jetzige König beſuchte es ſehr ſelten und bewohnte es nie. Dem verbannten Erbſtatthalter der vereinigten Provinzen diente es vom Jahre 1794 an bis 1800 zum Zufluchtsorte. Giebt es einen Ort, wo man alles Leid vergangener Zeiten vergeſſen könnte in ſtiller ruhiger Abgeſchiedenheit, in einer himmliſchen Gegend, ſo iſt es hier, an dieſen freundlichen Ufern der Themſe. Der Palaſt von Hampton-Court macht wegen ſeiner Größe einen impoſanten Effect, obgleich er ſich übrigens nicht durch höhere architektoniſche Schönheit auszeichnet. Die Faſade nach der Themſe zu iſt dreihundert und acht und zwanzig Fuß lang. Das Gebäude umſchließt drei große Höfe und enthält mehrere Hundert Zimmer, von welchem aber nur den Fremden ſechzehn Staatszimmer gezeigt werden. Sie ſind anſtändig, obgleich nicht modern möblirt. Viele gute Gemälde bekannter Meiſter zieren die Wände; unter ihnen mehrere vorzügliche von

Sir Godfrey Kneller und Hans Holbein, größtentheils Porträte. Der ſchönſte Schmuck von Hampton-Court, die berühmten Cartons von Raphael, ſind leider nicht mehr dort. Spurlos verſchwanden ſie vor einigen Jahren, Niemand weiß recht wohin. Eine Zeit lang wurden ſie in Windſor aufbewahrt, aber auch dort ſind ſie nicht mehr zu finden.

Die großen, etwas altmodiſchen Gärten und der Park ſind des Schloſſes würdig, ihr größter Reiz bleibt immer ihre Lage. Zwar werden ſie gut und ordentlich gehalten, und ſinken nicht zu dem verfallenen Zuſtande herab, in welchem man wohl in andern Ländern dergleichen verlaßne Beſitzungen ſieht, dennoch merkt man deutlich, daß das Auge des Eigners hier nicht waltet, das Alte bleibt darin wie es war, aber nichts Neues kömmt hinzu.

Die Treib- und Orangerie-Häuſer ſind ſehr groß, doch enthalten ſie faſt keine Orangen-Bäume. Bei allem Luxus, der in England mit exotiſchen Pflanzen getrieben wird, hat man im Durchſchnitt überall wenig Bäume dieſer Art. Wir erinnern uns keiner einzigen Orangerie, die ſich mit denen meſſen könnte, welche man in Teutſchland nicht nur in Kaſſel, Dresden, Potsdam und andern Reſidenzen, ſondern auch faſt in allen Landhäuſern reicher Privatleute findet. Eine bedeutende Merkwürdigkeit aus dem Pflanzenreiche ſahen wir indeſſen in den Treibhäuſern von Hampton-Court, die größte Weinrebe, die es vielleicht in Europa giebt. Sie bildet in einem derſelben eine wunderſchöne Laube, ſiebenzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit. Dieſe Wunder-Rebe iſt etwa vierzig Jahre alt, und bringt, ein Jahr ins andere gerechnet, an zweitauſend Pfund Trauben. Eine große Seltenheit in dieſem Lande, wo die immer gemäßigte feuchte Wärme zwar die Vegetation befördert, aber nicht das Reifen ſüdlicher Früchte. Dieſe verlangen wenigſtens einige Wochen hindurch ſtarke Sonnenhitze, und der hier faſt immer mit einem leichten Schleier bedeckte Himmel, gewährt ſie ſelten oder nie. Im Freien würde dieſe Rebe nie zu dieſer Vollkommenheit gelangt ſeyn, denn man ſieht deren überhaupt in England ſehr wenige.

12.

Roehampton. Sion-houſe. Chiswick.

Quer durch den ſchönen großen Park von Richmond führt der Weg nach dem, etwa zwei engliſche Meilen von Richmond-Hill entfernten Roehampton. Man nennt es ein Dorf, gleich jedem mit Häuſern bebauten Fleck, der nicht Stadtgerechtigkeit hat oder kein Borough iſt und Mitglieder ins Parlament erwählt. Daher entſtehen dann in England Dörfer, welche mehr ſchöne, zum Theil prächtige, Gebäude aufzuweiſen haben, als manche ſehr bedeutende Stadt in andern Ländern. Ihr Anblick, im Gegenſatz mit ihrer demüthigen Benennung muß jeden Fremden in Erſtaunen ſetzen, beſonders wenn er ſein Ideal eines Dorfes aus der Mark, aus Böhmen oder Weſtphalen mitbrachte. Roehampton iſt denn auch ſo ein, faſt nur aus ſchönen Landhäuſern und Palaſtähnlichen Villen zuſammengeſetztes Dorf. Die herrliche Gegend und die geringe Entfernung von London machen es zu einem ſehr angenehmen Sommeraufenthalte für die reichen Londoner. Wir beſahen hier die Villa des Herrn Goldſchmidt, eines ſehr reichen jüdiſchen Banquiers. Das nicht ſehr große Haus iſt gleichſam als eine Muſterkarte aller Erfindungen moderner Eleganz zu betrachten, ſo ſchön als es Tiſchler, Tapezierer und Spiegelfabrikanten nur machen konnten. Nichts fehlt darin, Alles iſt ſauber, köſtlich und bequem im höchſten Grade; beſonders mußten wir eine ſehr ſinnreiche Erfindung bewundern, mit deren Hülfe das ganze Ameublement eines Zimmers in weniger als zwei Minuten Form und Farbe veränderte. Nur kein einziges Kunſtwerk war in dem ſchönen Hauſe anzutreffen, ein einziges recht artiges Gemälde ausgenommen, welches die Kinder des Eigenthümers vorſtellt. Die Ausſicht auf die herrliche Gegend rings umher, die der Leſer ſchon aus dem Vorigen kennt und die wir hier von einer andern Seite erblickten, iſt entzückend; die Gärten ſind mit Geſchmack angelegt, ſchattig und angenehm. Ganz nahe neben dieſem modernen Tempel des Luxus liegt das ernſtere Schloß des Lord Besborough, umgeben von ſchönen Anlagen. Weniger modern und elegant decorirt als das Haus des Hrn. Goldſchmidt, enthält es dafür das, was dort fehlt, einen Schatz von Gemälden und Antiken, bei denen wir nur aufs neue den Mangel an Zeit bedauern konnten. Anderthalb Meilen weiter kommt man zu dem ſchönen Park von Wimbleton welcher dem Lord Spencer gehört. So häuft ſich alles Schöne und Reizende auf dieſem glücklichen, wenig Meilen im Umkreiſe beſchreibenden Flecke, der wohl allein einer Reiſe nach London werth wäre.

Am entgegengeſetzten Ufer der Themſe, den Gärten von Richmond gerade über, liegt Sion-houſe, die ſtattliche Beſitzung des Herzogs von Northumberland. Das große prächtige Schloß iſt ſeines vornehmen und unermeßlich reichen Beſitzers würdig. Koloſſale, antike Statuen, und eine in Bronze gegoſſene Copie des ſterbenden Fechters, zieren die prächtige Eintrittshalle, der Fußboden derſelben iſt mit großen Quadern von ſchwarzem und weißem Marmor getäfelt. An dieſe Halle ſtößt ein anderes, von ſchönen Säulen getragenes Vorzimmer, geſchmückt mit ſechzehn koſtbaren Pilaſtern von Verde antiko. Die größten Spiegel in England ſtrahlen von den Wänden der übrigen Zimmer, dazwiſchen Malereien, mehrere Gemälde vorzüglicher Meiſter, marmorne Büſten und Statuen, Tafeln von antiker, aus den Bädern des Titus hergebrachter Moſaik, kurz alles, was das Auge erfreuen und das Gemüth erheben kann. Die große prächtige Bibliothek erfüllet einen ganzen Flügel des Schloſſes. Die Gärten ſind ſehr ſchön, und die Lage himmliſch; Alles vereinigt ſich, um Sion-houſe zu einem der ſchönſten und merkwürdigſten Landſitze in England zu machen.

In nicht großer Entfernung von Sion-houſe, ebenfalls am Ufer der Themſe, liegt Chiswick, der reizende Aufenthalt der ſchönſten Frau ihrer Zeit. Wer kennt nicht den Namen der ſchönen Herzogin von Devonſhire, deren Ruf während des letzten Viertels des vergangenen Jahrhunderts durch halb Europa erſcholl? Selten gelingt es der ſchaffenden Natur ein Weſen dieſer Art hervorzubringen, eine Frau, die mit der vollkommenſten Schönheit, Grazie und Talente verbindet, welche auch eine gewöhnliche Form ſchon höchſt liebenswürdig machen würden. Die Herzogin iſt noch immer ſchön, ſelbſt unter jugendlichen Schönheiten, und wer ſie kennt, verſichert: daß ſie mit dem flüchtigen Reiz der Jugend wenig verlor. Alle ſprechen noch immer mit Entzücken von ihr, nicht nur von ihrer Geſtalt, auch von ihrem Geiſte, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer milden Güte, ihrer Wohlthätigkeit gegen Arme.

In Chiswick, dieſem ihrem ländlichen Lieblingsaufenthalte, wehte uns überall der Geiſt entgegen, der dieſe ſeltne Frau beſeelt, hier ſprachen ſogar die Wände von ihr. Das Haus iſt nicht groß, ganz in italieniſchem Geſchmacke nach einer Zeichnung des Palladio erbaut. Wie ein Tempel ſteht es da, umgeben von ſchönen hohen Cederbäumen. Blumen und Geſträuche aller Art dufteten uns entgegen, unter dem von Säulen getragenen Portale. Nichts Zierlicheres, nichts einfach Schöneres giebt es, als die innere Einrichtung dieſes kleinen Feenſchloſſes. Solide Pracht, wie ſie dem Stande und Reichthume der Beſitzerin angemeſſen iſt, findet man überall darinn, aber nirgends drängt dieſe Pracht ſich vor, nirgends entdeckt man das Beſtreben zu glänzen. Wir fanden keinen reich geſchmückten Saal, keine prächtige Vorhalle, aber Kunſtwerke der beſten italieniſchen und niederländiſchen Meiſter zieren die Wände der gar nicht großen Zimmer. Chiswick enthält einen Schatz von Gemälden, der ſelbſt in England beträchtlich zu nennen iſt, und an der Art, wie ſie aufgeſtellt ſind, bemerkt man, daß die Eignerin derſelben ſie nicht bloß hat, ſondern ſich ihrer auch erfreut. Ein freundlicher Ueberfluß füllet das ganze Haus, faſt iſt es zu klein für alles Schöne, was es enthält; überall ſtehen antike und moderne Marmor-Büſten, kleine Handbibliotheken, denen man es anſieht, daß ſie benutzt werden, kleine Naturalien-Sammlungen, Münz-Kabinette, geſchnittene Steine, und doch keine Unordnung, nichts Ueberladenes, Alles geſchmackvoll und geiſtreich geordnet, ſo daß jedem in dieſen Zimmern unendlich wohl werden muß. Auch das Schlafzimmer und die Toilette der Herzogin ſind ſo geſchmackvoll als einfach decorirt. Hier iſt nichts von der orientaliſchen Pracht zu finden, wie man ſie in Paris in den Zimmern von Frauen antrifft, welche in jeder Hinſicht weit hinter der Herzogin von Devonshire zurückſtehen, und deren Beſchreibung ſeit manchem lieben langen Jahre in teutſchen Journalen und Reiſebeſchreibungen den teutſchen Frauen bis zum Ueberdruſſe mitgetheilt wird. Die zu Chiswick gehörigen Gärten ſind, wie das Haus, nicht groß, aber unbeſchreiblich reizend. Ueberall hat man auf die herrliche Natur rings umher Rückſicht genommen, und ſich wohl gehütet, ihr durch zu viel Kunſt in den Weg zu treten.

13.

Staines. Slough. Oatlands.

Wenige Meilen hinter Hampton-Court, etwas entfernter von der Themſe, fuhren wir durch den ſchönen Park von Clermont, alsdann durch das nahe daran gelegene freundliche Städtchen Cobham, nach Painshile. Das Haus von Clermont-Park wird Fremden nicht gezeigt, ſeine Außenſeite verſpricht nichts Außerordentliches. Man lobt ſehr deſſen innere Einrichtung, und die vielen Gemälde und andre Kunſtwerke, die es verbirgt. Die Gärten von Painshill waren die erſten, welche wir vor mehrern Jahren bei einem frühern Aufenthalte in London beſuchten. In der Nähe dieſer Hauptſtadt giebt es keinen Landſitz, deſſen Promenaden ſie an Größe und Schönheit überträfen. Erwartungsvoll, als giengen wir einem alten Freunde entgegen, langten wir an, aber der heutige Tag war ein Tag getäuſchter Hoffnungen für uns. Wir wurden nicht eingelaſſen. Painshill war ſeit kurzem verkauft, der jetzige Beſitzer, ein reicher Londoner Banquier, erlaubte Niemanden mehr den Eintritt in ſein, mit baaren Guineen bezahltes Paradies. Traurig ſahen wir von weitem die ſchönen Bäume, nach deren Schatten wir uns ſehnten, und wandten uns wieder zur Themſe, nach dem hart an ihren Ufern erbauten Städtchen Staines, in deſſen Nachbarſchaft es eben ſehr luſtig beim Pferderennen hergieng. Das frohe bunte Gewühl der Zuſchauer ergötzte uns, und zerſtreute ſchnell den Verdruß über unſer Mißgeſchick in Painshill und Clermont-Park. Es erinnerte uns aufs lebhafteſte von neuem an die Jahrmärkte und Kirchmeſſen, welche in Teutſchland von Zeit zu Zeit Dörfern und kleinen Städten Leben und Freude bringen. Dicht neben dem Gaſthofe in Staines führt eine hoch und kühn gewölbte eiſerne Brücke über den Strom. Nicht ganz ſo groß als die bei Sunderland, gleicht ſie jener aufs genauſte und verdient allein, daß man die kleine Reiſe von London hierher macht, beſonders wenn man nicht nach Newcaſtle und Sunderland zu reiſen Gelegenheit hat. Leicht und zierlich wie ein kühner Sprung, wirft ſie ſich über den Strom, und der Pont aux arts in Paris läßt ſich, troz ſeiner mit Orangenbäumen garnirten Geländer, auf keine Weiſe mit dieſem ſchönen, wie von Feenhänden durch die Luft gezogenen, Bogen vergleichen.

Von Staines führte uns ein ſehr angenehmer Weg durch eine höchſt reizende fruchtbare Gegend, faſt immer im Angeſicht der Themſe, über Windſor, nach dem nahe dabei gelegenen Salthill, einem einzelnen Gaſthofe, welcher alle Bequemlichkeiten bietet, die man nur wünſchen kann. Von London aus werden oft Land-Partieen dahin gemacht, beſonders von Fremden, die mehrere Tage hier verweilen, um alles das Schöne mit Muße zu genießen, was Windſor und die mannichfaltigen Reize der Gegend rings umher gewähren. Ganz nahe an Salthill liegt das kleine Dorf Slough, in welchem Doctor Herſchel ſeit mehrern Jahren in einem nicht großen, aber ſehr hübſchen, vom Könige ihm geſchenkten Hauſe wohnt. Wir hatten ein Empfehlungsſchreiben an unſern berühmten Landsmann; freundlich empfieng er uns, er und ſeine ihm an Geiſt und Ausbildung ähnliche Schweſter. Während dieſe die Sorge für den Himmel mit dem Bruder theilt, macht ſie ihm zugleich das Leben auf der Erde ſo angenehm als möglich, und überhebt ihn jeder irrdiſchen Sorge. Faſt gleich einander an Jahren, beide ganz demſelben hohen Zwecke ergeben, genießen dieſe ſeltenen Geſchwiſter in ruhiger, ländlicher Stille hier ein ſchönes glückliches Daſeyn. Die königliche Familie, unter deren beſondern Schutze ſie einzig ihrer Wiſſenſchaft leben, zeichnet ſie auf alle Weiſe aus, beſonders während des Sommeraufenthalts in Windſor. Die ganze Nachbarſchaft, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, ehren und lieben ſie; Alles war ihres Lobes voll, ſo wie wir nur ihren Namen nannten. Trotz ſeines hohen Alters und der von ſeiner Wiſſenſchaft unzertrennlichen Beſchwerden, die in den feuchten kühlen engliſchen Nächten vielleicht zerſtörender ſind als irgendwo, erfreut ſich Dr. Herſchel einer feſten, dauerhaften Geſundheit. Im Umgange iſt er heiter, anſpruchloß und nimmt aufs erſte Wort für ſich ein, ſo auch ſeine Schweſter, welche die Güte ſelbſt zu ſeyn ſcheint. Durch den langen Aufenthalt in England, haben beide ihre Mutterſprache verlernt, wenigſtens wird es ihnen ſchwer, ſich geläufig darin auszudrücken; übrigens aber ſind ſie Teutſche geblieben, und ihr ganzes Weſen trägt unverkennbar den Stämpel unſrer Nation. Gefällig und freundlich zeigte uns Herſchel ſeine aſtronomiſchen Inſtrumente. Das große Rieſen-Teleſkop in ſeinem Hofe betrachtet er ſelbſt mehr nur als eine Seltenheit, und bedient ſich faſt immer kleinerer Fernröhre. Er geſteht ſelbſt, daß er mit dieſen alle ſeine wichtigen Entdeckungen machte, und daß nicht die Größe der Gläſer, ſondern unablaſſige Aufmerkſamkeit, Fleiß und Treue in ſeinen Beobachtungen, ihn zu der Höhe brachten, auf der er jetzt ſteht. Alles was wir hier ſahen, iſt in Teutſchland bekannter, als wir es bei unſerm Mangel an den dazu gehörigen Kenntniſſen durch unſere Beſchreibung machen konnten. Herſchel ſelbſt erſchien uns immer das merkwürdigſte unter allen ſeinen Umgebungen. Nach dem bekannten Sprüchworte, lobt zwar das Werk den Meiſter, aber uns dünkt doch, daß der Meiſter immer über ſein Werk erhaben bleibt. Dr. Herſchel gehört zu den merkwürdigen Menſchen, die ohne äußere Unterſtützung, ohne daß ihre Aeltern ſie durch eine, ihrem Talent angemeſſene Erziehung auf das Leben vorbereiten konnten, in die Welt treten, arm, freundlos, aber mit feſtem Willen, hellem Blicke, und nie zu ermüdenden Muthe bei allen Stürmen des Lebens. Er ward 1738 im Hannövriſchen geboren. Sein Vater, ein armer Muſiker mit vielen Kindern, konnte wenig mehr für ihn thun, als daß er ihn ſeine eigne Kunſt lehrte, ſo gut er es vermochte. Doch fand der Knabe bald Gelegenheit Franzöſiſch zu lernen, und glücklicherweiſe war ſein Lehrer auch übrigens ein unterrichteter Mann, der ihm einige logiſche und mathematiſche Kenntniſſe beibrachte, die den jungen Geiſt des lehrbegierigen Schülers unabläſſig aufs lebhafteſte beſchäftigten. Während des ſiebenjährigen Krieges giengen Herſchel und ſein Vater mit dem Muſikchor eines hannövriſchen Regiments nach England; der Vater kehrte nach einiger Zeit mit ſeinem Regimente zurück ins Vaterland, während der Sohn ſich entſchloß, in London zu bleiben und dort ſein Glück zu verſuchen. Aber ſein Stern war noch nicht aufgegangen. Verloren in der Menge, überſehen, zurückgeſtoßen überall, gehörte ſein feſter Geiſt dazu, um hier nicht den Muth zu verlieren. Er verließ die glänzende Hauptſtadt, die dem ſchutzloſen unbekannten Fremdling ſich ſo unfreundlich zeigte, und wanderte ins nördliche England. Auch hier irrte er eine Zeit lang von Ort zu Ort, bis endlich in Halifax ihm eine bleibende Stätte ward. Die Stelle eines Organiſten war dort eben erledigt, er meldete ſich dazu, beſtand in den Proben, und ward angenommen. Außer den Stunden, welche er ſeinem Amte widmen mußte, und einigen andern, die er, um Geld zu verdienen, auf muſikaliſchen Unterricht verwendete, gab er alle ſeine übrige Zeit jetzt dem Sprachſtudium hin. Mit der italieniſchen Sprache fieng er an, dann lernte er mit großer Anſtrengung Latein, in welchem er große Fortſchritte machte; das Griechiſche, was er auch zu ſtudieren anfing, gab er indeſſen bald wieder auf. Alle dieſe Studien trieb er für ſich allein, ohne fremde Hülfe. Vom Studium der Sprachen ſchritt er weiter zu noch ernſtern Kenntniſſen, immer allein und ohne Lehrer. Zuerſt erwarb er ſich eine vollkommene Ueberſicht des ihm zunächſt Gelegenen, der Theorie der Harmonie, dann drang er weiter und immer weiter zur Mathematik und allen ihr verwandten Wiſſenſchaften. So verfloſſen ihm in Halifax einige von ihm höchſt nützlich verwandte Jahre auf das angenehmſte, dann ward er, ebenfalls als Organiſt, nach Bath berufen. Hier fand er mehr Arbeit in ſeinem, einmal erwählten Stande, er mußte in den Aſſemblée-Sälen ſpielen, in Conzerten, im Theater, aber alles dieſes hinderte ihn nicht, in ſeinem eigenthümlichen Berufe fortzufahren. Trotz der überhäuften Arbeit, trotz der Lockungen zu einem zerſtreuteren Leben in der glänzenden Außenwelt, die ihn umgab, blieb er ſeinem Genius treu, und verwachte viele Nächte bei den abſtracteſten Gegenſtänden. Aſtronomie und Optik beſchäftigten ihn jetzt faſt ausſchließend. Mit unbeſchreiblichem Vergnügen betrachtete er den geſtirnten Himmel durch ein von einem Freunde geliehenes Teleſkop. Unwiderſtehlich erwachte jetzt in ihm der Wunſch, einen ganzen aſtronomiſchen Apparat zu beſitzen. Unbekannt mit den dazu erforderlichen Koſten, ſchrieb er einem ſeiner Londoner Bekannten: er möge ihm fürs erſte ein größeres Teleſkop aus der Hauptſtadt ſchicken. Dieſer, verwundert über den dafür geforderten Preis, wagte den Einkauf nicht, ohne Herſchel vorher davon zu benachrichtigen. Auch dieſer erſchrack nicht wenig darüber, denn die verlangte Summe ſchien ihm unerſchwinglich. Statt ſich aber dadurch niederſchlagen zu laſſen, faßte er jetzt den kühnen Entſchluß ſelbſt ein ſolches Inſtrument, wie er es ſich wünſchte, zu verfertigen. Nach unendlichen fehl geſchlagenen Verſuchen, mit den ſchlechteſten Hülfsmitteln, immer angefeuert durch ſeinen ſtrebenden Geiſt, gelang es ihm endlich im Jahr 1774 den Himmel durch einen, von ihm ſelbſt verfertigten, fünffüßigen Newtonſchen Reflector zu betrachten. Jetzt ſtrebte er weiter und immer weiter, verfertigte Inſtrumente von einer zuvor nie geſehenen Größe, und hielt doch feſt bei ſeinem einmal angenommenen Berufe. Oft eilte er aus dem Theater, aus den glänzenden Conzert-Sälen während der Pauſen hinaus ins Freie, zu ſeinen Sternen und kehrte dann zur rechten Zeit zurück zum Notenpulte. Von dieſer Zeit an datiren ſich ſeine weltbekannten aſtronomiſchen Entdeckungen. Herſchel ward berühmt, und zuletzt drang ſein Ruf bis zum Könige. Im Jahr 1782 nahm ihn dieſer ganz unter ſeinen Schuz, befreite ihn von ſeinen beſchwerlichen Berufsarbeiten, gab ihm eine lebenslängliche Penſion, und räumte ihm die Wohnung in Slough ein, wo wir ſo glücklich waren den ehrenwerthen Mann perſönlich kennen zu lernen, und von wo aus er hoffentlich noch lange die Geheimniſſe der Sphären belauſchen wird.

Von Slough nahmen wir unſern Weg über Oatlands zurück nach London. Dieſe einſame ländliche Wohnung der Prinzeſſin Friederike von Preußen, Gemahlin des Herzogs von York, liegt in geringer Entfernung von den Ufern der Themſe, faſt am äußerſten Ende des ſchönen Thals, welches der Blick von Richmonds Hügel aus beherrſcht. Hier wohnt dieſe Fürſtin, die Tochter Königs Friedrich Wilhelm des zweiten, als Kind ſchon der Liebling ihres großen

Oheims, beinahe das ganze Jahr hindurch in klöſterlicher Eingezogenheit, umgeben von wenigen Damen. Selten nur kommt der Herzog mit einigen Freunden nach Oatlands und bringt Abwechſelung in ihr einförmiges Leben. Ihre Hauptbeſchäftigung ſind wunderſchöne Stickereien, an welchen ſie mit ihren Damen bis tief in die Nacht arbeitet. Wenn der Morgen dämmert, geht ſie gewöhnlich erſt zur Ruhe, und ſteht auf, wenn die Sonne wieder zu ſinken beginnt.

Der böſe Genius, der uns vom Anfange dieſer kleinen Reiſe begleitete und uns ſo manche Erwartung vereitelte, ſchien uns auch hier noch nicht verlaſſen zu wollen. Wir waren leider wieder nicht an dem Tage dort, an welchem Fremden der Eintritt erlaubt wird, und hätten durchaus an einem Sonntage kommen ſollen, verſicherte uns eine alte, ziemlich grämliche, corpulente Dame, die Frau des Caſtellans. Neben ihr ſtand ihr eben ſo wohlbeleibter und verdrieslicher Berliner Mops und wies uns knurrend die weißen Zähne. Troß dieſer trüben Aſpecten verſuchten wir unſre Redekünſte und glücklicherweiſe nicht ohne Wirkung. Wir ſtellten ihr vor, wie wir ausdrücklich aus Teutſchland übers Meer hierher gekommen wären, um unſern Landsleuten hernach ſagen zu können, wie es in der Wohnung unſrer Prinzeſſin ausſähe und wie es ihr ergienge? Dies rührte das Herz der alten Dame, zuſehends wurde ſie freundlicher, der knurrende Mops ward auf ſein Kiſſen verwieſen, ſie ſchrieb ein Billet an Madame Silveſter, eine teutſche Favorite der Herzogin, und machte zuletzt noch eine große Toilette, um uns ſelbſt ins Schloß zu begleiten. Langſam wedelnd watſchelte jetzt der Mops geſellig neben uns her. In dieſer Begleitung durchwanderten wir zuerſt einen ſchönen großen Park, dann traten wir in einen Blumengarten, voll der ſchönſten und ſeltenſten Pflanzen. Eine Menge großer und kleiner, lang und kurz geſchwänzter Affen trieb darin ihr luſtiges Weſen. Die Herzogin liebt dieſe und alle Thiere, welche ſich zur häuslichen Geſelligkeit erziehen laſſen. Fremde und einheimiſche Vögel, Papageien, Hunde aller Art fanden wir in großer Anzahl überall in und um ihrer Wohnung. Die größte Zierde des nicht groß, nicht prächtig, ſondern ganz einfach und faſt bürgerlich eingerichteten Schloſſes ſind die künſtlichen Stickereien der Fürſtin und ihrer Damen. Die Spaziergänge fanden wir ſehr angenehm; ſehenswürdig allein eine ſchöne, mit ſeltenen Verſteinerungen und Foſſilien aus Derbiſhire, etwas fantaſtiſch verzierte Grotte, die ein kaltes marmornes Bad enthält. Rund um ſie her lagen die mit Inſchriften verſehenen Gräber der verſtorbenen Lieblingshunde und Affen der Fürſtin. Dieſe erinnerten uns lebhaft an den Kirchhof, welchen Friedrich der Große in Sans-Souci für ſeine vierbeinigten Freunde einrichtete und in deſſen Mitte er einſt, in einer trüben Stunde, ſein eignes Grab bereiten ließ.

14.

Chelſea. Hampſtead. Highgate.

Außer dieſen, ungefähr drei Stunden höchſtens entfernten Oertern, giebt es auch mehrere ganz nah gelegen, in deren Tavernen, Kaffehäuſern und Theegärten die lebensluſtigen Bürger Londons ſich eben ſowohl einen guten Tag machen könnten, als die Wiener in ihrem Prater, oder die ehemals glücklichen, ſorgloſen Bewohner der teutſchen freien Reichsſtädte in ihren benachbarten Luſtörtern. Hätten nur die armen Londoner Zeit, ſich vom ewigen Einerlei ihrer mühſeligen Werktage zu erholen; gehörte nicht bei der großen Theuerung in dieſem Lande, wo kaum die Luft ſteuernfrei blieb, die unerhörteſte Anſtrengung aller Leibeskräfte dazu, um nur das unumgänglich

Nothwendige herbeizuſchaffen, und gienge nicht in dem ewigen Drängen und Streben und Treiben und Sparen ſelbſt die Fähigkeit zum Genuſſe bei der, bloß von ihrer Arbeit lebenden Klaſſe, endlich zu Grunde! Trotz allen dieſen, reißt ſich doch jeder wenigſtens ein oder zwei Mal im Jahre von ſeinem Joche loß, und eilt ins Freie, um unter grünen Bäumen in einer ſchönen Gegend mit den Seinen reinere Luft zu athmen, und hinterher Monate lang von der Erinnerung zu zehren. Dieſe ſeltnen Ergötzlichkeiten der Einzelnen ſind bei der großen Volksmenge der Hauptſtadt hinreichend, um den zunächſt liegenden Oertern eine große Lebendigkeit zu geben. Wir wollen dem Leſer nur wenige dieſer Plätze gleichſam im Vorübergehen nennen.

Zuerſt Chelſea, der zunächſt liegende, nur eine engliſche Meile von der Hauptſtadt entfernte Ort. Der Weg dahin führt ewig durch Straßen, zwiſchen Häuſern hin, ſo daß man es nicht merkt, man befinde ſich außer der Stadt. Außer den nothwendigen Ergötzlichkeits-Plätzen ſind hier noch manche Merkwürdigkeiten; vor Allen das Hoſpital und ein der Londoner Apotheker-Innung gehörender, ſehr wohl eingerichteter botaniſcher Garten. Nichts Seeligeres in der

Welt als ein Londener Cockney *), der hier mit leiblichen Augen den Kaffee und Thee auf Bäumen und Sträuchen wachſen ſieht und das Rohr bewundert, aus welchem der Zucker gemacht wird, welcher Tag täglich durch ſeine fleißigen Hände geht und ihm zu leben giebt. Das Hoſpital für Soldaten in Chelſea, obgleich weniger groß und prächtig, als das von Greenwich für die Marine, iſt dennoch der großen Nation würdig, die hier fünfhundert ausgediente Krieger verpflegt und ernährt, während ſie noch zehn tauſend Andern, die in dieſem Gebäude nicht Platz fanden, eine Penſion giebt. Außer dieſen werden noch fünfhundert verwaiſete Knaben, Söhne von verdienten armen Offizieren und Soldaten in einem neuerdings

---

*) Cockney nennt man vor Allen die Bewohner der City, die innerhalb des Schalles der Glocken von Bow-church, einer Kirche mitten in derſelben, geboren ſind und da ſie vielleicht nur drei oder viermal in ihrem Leben ins Freie kommen, nichts kennen, als ihren Laden und ihre Straße. Ein Vater aus dieſem Quartier ritt einmal mit ſeinem Sohne nach Barnet. Das Pferd wieherte. Vater, was macht das Pferd? frug der Sohn. It neighs, es wiehert, antwortete der weiſe Papa. Nicht lange darauf krähete ein Hahn. Vater, rief der gelehrige Sohn, der Hahn wiehert auch, The Cock neighs too; ſeitdem heißen dieſe guten Leute Cockneighs.

erbauten, zu Chelſea gehörigen Local verpflegt und erzogen. Das Hoſpital ward nach einem Plane des Sir Chriſtopher Wren groß und zweckmäßig erbaut. Die innere Einrichtung deſſelben, die Verpflegungs- und Ernährungsweiſe der invaliden Krieger, gleicht der von Greenwich. Es umſchließt mehrere Höfe und enthält außer den nothwendigen Sälen und Zimmern noch eine ſehr große Halle, welche zum Speiſezimmer dient und eine einfache geräumige Kapelle zum Gottesdienſt. Die große Hauptfaſade breitet ſich längs dem Ufer der Themſe ſtattlich aus; ſie beſteht aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln mit drei ſchönen Portalen. Die zweite, nach Hydepark ausgehende, Faſade iſt weniger reich decorirt. Vor ihr liegt ein, von einer Balluſtrade eingeſchloſſener geräumiger, mit Bäumen bepflanzter Vorhof. Die zu dem Hoſpitale gehörigen Gärten ſind groß, aber altväteriſch, ſteif und geſchmacklos. Beſonders kleinlich nehmen ſich in demſelben, Angeſichts der majeſtätiſchen Themſe, ein Paar Kanäle aus.

Das ſchöne, vier Meilen von London auf einer beträchtlichen Anhöhe gelegene, Dorf Hampſtead gewährt eine der angenehmſten Excurſionen in der Nähe der Hauptſtadt. Viele Hundert Einwohner derſelben kommen in ihrem Leben nicht über Hampſtead hinaus; für ſie iſt es im eigentlichſten Sinn das Ende der Welt. Von ſeinem Hügel überſieht man das ganze herrliche, von der Themſe durchſtrömte Land, das Schloß von Windſor, die Höhen von Surry und Kent; tief blickt man hinein in Buckingham, Bedford, und Northamptonſhire. Die reiche Ausſicht auf unzählige Dörfer und Städte, unter welchen die große Hauptſtadt mit ihren Thürmen und dem herrlichen Dom von St. Paul wie eine Königin thront, auf den mit Maſten beſäeten Haven, auf das ſchöne, von ſanften wellenartigen Hügeln durchſchnittene fruchtbare Land, ſteht zwar an Reiz und Anmuth hinter Richmond-hill zurück, hat aber dafür den Vorzug, daß ſie einen viel weitern Umkreis beherrſcht und muß Jeden entzücken, der ſie zum erſten Male und bei heiterem Wetter erblickt. Außer Caenwood, dem Sitz des Lord Mannsfield, liegen wenige oder keine großen Beſitzungen der Reichen und Vornehmen des Reichs in der Nähe von Hampſtead. Die Entfernung von London iſt für ſie zu klein; dafür aber enthält der Ort ſelbſt eine Menge der zierlichſten kleinen Landhäuſer. Viele wohlhabende Familien, die ſich zu Londons Bewohnern rechnen, haben dort nur ein Abſteigequartier, einige Zimmer, in welchen ſie ihre Geſchäfte betreiben, und wohnen eigentlich in Hampſtead. Reiche Londoner Kaufleute beziehen hier Sommerwohnungen, andere, die ſich mit dem ſinkenden Abend ihres Lebens von Geſchäften losmachten, wohnen ganz hier; ſo daß auch in geſelliger Hinſicht Hampſtead viele Annehmlichkeiten darbietet. In gleicher Entfernung von der Hauptſtadt, ebenfalls auf einem Hügel und nicht gar weit von Hampſtead, liegt Highgate. Die Ausſicht und Ort ſind weniger ſchön, ausgebreitet und groß, als zu Hampſtead. Eine der befahrenſten Landſtraßen führt hindurch. Dies iſt der Grund, warum es weniger von der eleganten, vornehmeren Claſſe der Londoner Bürger beſucht und bewohnt wird, obgleich die mittlere Claſſe fleißig hinwallfahrtet, und es ſich in den vielen guten Gaſthöfen des Orts wohl ſeyn läßt. Die Engländer haſſen bei ihren Landhäuſern das von einer Poſtſtraße unzertrennliche Geräuſch, ſie haben deſſen in der Stadt genug. Auf dem Lande ſuchen ſie Ruhe und Stille und bauen ihre Häuſer gern, ſoweit als möglich, von der hohen Straße entfernt, zwiſchen Gärten und Feldern hin. Hierinne weichen ſie ab von den ihnen in mancher andern Hinſicht ſo nahe verwandten Bewohnern des nördlichen Teutſchlands, welchen die Paſſage einer befahrnen Landſtraße oft lieber iſt, als die ſchönſte Ausſicht; ja die ſich ordentlich des Abends dazu hinſetzen, um Staub und Lärm recht zu genieſſen, und in deren Gärten man oft dicht an der Landſtraße erbaute, Einſiedeleien erblickt.

15.

Wandſtead-Houſe.

Alle Orte, die wir bis jetzt nannten, liegen in der Grafſchaft Middleſſex, von der Hauptſtadt gegen Weſten und Süden zu, in einem Umkreiſe von zwei und zwanzig engliſchen Meilen. Dort ſchuf ſchon die Natur das Land zum Garten und ihrem Winke folgend, reiht ſich ein ſchöner Landſitz an den andern. Nicht ſo iſt es, der Stadt gegen Oſten zu, in der Grafſchaft Eſſex. In dieſer flachen, niedrigen und ſumpfigen Gegend giebt es wenig Landſitze und wir kennen nur einen, welcher Erwähnung verdient, Wandſtead-Houſe. Dieſe ehemalige Beſitzung des Lord Tilney bewohnte jetzt der Prinz Condé und der dazu gehörige Park zeichnet ſich durch nichts aus, als durch einige Alleen hoher ſchattiger Bäume; dennoch wird er der Nähe wegen von den Bewohnern der City fleißig beſucht. Das Schloß iſt groß, in einem edlen Styl erbaut, nur die ſchwerfällige hohe Doppel-Treppe, mit ihren unzähligen Schnörkeln, Baluſtraden und Vaſen entſtellt die Faſade. Sehr ſchön iſt die große, durch eine Kuppel erleuchtete, mit Abgüſſen der berühmteſten Antiken geſchmückte, Eintrittshalle und die nicht modern, aber dennoch reich möblirten Zimmer enthalten eine Menge guter Gemälde, antike und moderne Marmorbüſten, Vaſen und Basreliefs. Als wir, Vieles bewundernd, durch die lange Reihe der Säle hinwandelten, klagte die uns herumführende Haushälterin recht ſchmerzlich, daß die Prinzeſſin von Condé mit dieſer ſchönen Wohnung dennoch nicht zufrieden wäre und immer behauptete, die Hunde ihres Vaters hätten ehemals beſſer gewohnt. Trotz dieſer übermüthigen, übelangebrachten Behauptung hatte die Dame indeſſen ſo unrecht nicht; und wer in frühern Zeiten das jetzt zerſtörte Chantilly ſah, wird ſich noch der Hundeſtälle erinnern, die dem Schloſſe gegenüber, groß und prächtig, einem königlichen Palaſte gleich, die reich geſchmückte Faſade ſtolz ausbreiteten. Der ſchon ſehr bejahrte Prinz von Condé führte in Wandſtead-Houſe ſeine gewohnte Lebensweiſe fort, ſo gut es die Umſtände erlaubten. Viele, zum Theil mit ihm zugleich emigrirte Anhänger und Freunde bildeten einen kleinen Hof um ihn her; ſtrenge bewahrten ſie die alte Sitte und Etikette, in der ſie ihr Leben hingebracht hatten und die nun, mit ihrer ganzen Exiſtenz gleichſam wie verwachſen, die eigentliche Seele ihres Daſeyns geworden war. Ganz im Coſtüme des Hofes unter Ludwig dem Sechszehnten ſahen wir ſie, den Hut unterm Arm, auf einem großen grünen Platze vor dem Schloſſe herumſpazieren und des Augenblicks harren, wo es ihnen erlaubt wurde, beim Lever des Prinzen zu erſcheinen. Es war ein wunderlicher Anblick hier auf dieſem, ſonſt feindlichen, Boden gleichſam die alte Zeit in der Verbannung herumwandeln zu ſehen. Alle dieſe zum Theil zu früh ergrauten Höflinge konnten in ihrem ganzen Weſen als Repräſentanten derſelben dienen, und wer ſie aufmerkſam betrachtete, ſah auch, warum und wie das Alles in ſich untergehen und beinahe ſpurlos verſchwinden mußte.

16.

Weſtindiſche Docks. Knole, Landſitz des Herzogs von Dorſet.

Die nördlichen Ufer der Themſe in der Grafſchaft Kent, ſind nahe bei London mit unzähligen Magazinen, Schiffswerften und andern, dem Seehandel unentbehrlichen Gebäuden bedeckt. Hier auf der befahrenſten Straße zum „Markte der Welt“ iſt Alles der raſtloſeſten Thätigkeit geweiht und die ländlichen Freuden fliehen von ſelbſt dieſen ewigen Lärm, wo der Ambos unaufhörlich ertönt und der laute Ruf einer zahlloſen Menge arbeitender Menſchen. Nahe an der Stadt erblickt man ein Rieſenwerk unſrer Zeit, die dem weſtindiſchen Handel gewidmeten Docks. Eine Geſellſchaft Londoner Kaufleute erbaute ſie vor nicht gar langer Zeit. Sie koſteten die ungeheure Summe von ſechs mal hundert tauſend Pfund Sterling. Eine Abgabe von den hier abzuladenden Waaren entſchädigt die Unternehmer für ihre Auslage vollkommen, denn alle Weſtindienfahrer müſſen in dieſem, durch Kunſt hervorgebrachten Haven ihre Waaren ein- und ausladen. Er beſteht aus zwei ungeheuern Baſſins, von welchen das kleinere bloß zum Laden dient, das größere zwei bis dreihundert große Schiffe beherbergen kann, die darin ſicher und bequem unter Schloß und Riegel liegen. Man kann ſich den impoſanten Anblick des Ganzen kaum vorſtellen. Schöne breite Quai's, belebt von allem Gewühl des Seehandels, umgeben die mit Schiffen bedeckten Baſſins; einer Reihe Paläſte gleich, ſtehen die großen prächtigen Magazine den Quai's entlang; kein Fleck iſt unbenutzt und, trotz der Größe des Ganzen, ſcheint es oft noch an Raume zu fehlen. Dieſe Einrichtung gewährt dem Handel nicht zu berechnende Vortheile; denn die mit den koſtbarſten Waaren beladenen Schiffe liegen hier geſichert gegen allen Diebſtahl, in einem ganz abgeſonderten Raume, geſchieden von den übrigen Fahrzeugen, welche den Haven überfüllen. Da die Weſtindienfahrer gewöhnlich in großen Flotten zugleich anlangen, ſo entſtand bei ihrer Ankunft ſonſt immer eine gewaltige Verwirrung, ein fürchterliches, unendlichen Schaden und Verluſt mit ſich bringendes Gedränge auf dem Strome. Dem iſt nun vorgebeugt und Alles geht mit Ruhe und Ordnung von Statten.

Den prächtigen Docks gegenüber breitet ſich das ſtattliche Greenwich aus und man braucht nur in einem der immer bereit liegenden Böte quer über die Themſe zu ſchiffen, ſo iſt man in dieſem, der Ruhe gewiedmeten Aſyl. Nur einige Schritte weiter in dem ſchönen Park von Greenwich und die friedlichſte Stille umgiebt uns, kein Laut von jenem unruhigen Treiben der Geld erwerbenden Menge tönt mehr herüber. Hinter dem Park erſtreckt ſich die nicht große, aber als der Haupt-Tummelplatz engliſcher Straßenräuber berüchtigte Haide von Blackheath, welche jedoch in übleren Rufe ſteht, als ſie es verdient. Im Ganzen ſcheint die Zahl jener Unholde in England ziemlich abgenommen zu haben und manche Mordgeſchichte, die man in den engliſchen Blättern lieſt, wurde nur erſonnen um den Platz zu füllen, oder den übrigen, oft faden Inhalt der Neuigkeiten pikanter zu machen.

Das von der andern Seite an die Haide gränzende ſchöne Dorf Blackheath dient ſeit vielen Jahren der Prinzeſſin von Wallis zum Aufenthalte und ſie bewohnt darin ein, für ihren hohen Rang ſehr einfaches, Landhaus.

Von Blackheath aus, machten wir eine kleine Luſtreiſe durch einen andern Theil der Grafſchaft Kent, als der war, welchen wir auf der Reiſe von Dover nach London ſahen. Gleich Anfangs erfreute uns wenige Meilen von London eine in ihrer Art einzige, wunderherrliche Ausſicht. Wir ſahen die mächtige Stadt, ihre unzähligen Thürme und den Dom von St. Paul ausgebreitet daliegen am Ufer des Stroms, der, bedeckt mit Maſten, wirklich im ſtrengſten Sinne des Worts wie ein, ſeiner Zweige beraubter, Wald ſich zeigte. Gerade vor uns lag

Greenwich, zur linken Hand die nicht unbeträchtliche, faſt einzig dem Schiffsbau gewiedmete, Stadt Deptford mit ihrem Haven, ihren Docks, ihren gewühlvollen Schiffswerften, rechts die ihr ähnliche Stadt Woolwich, in welcher ſich das ungeheure Arſenal der engliſchen Seemacht, nebſt vielen dazu gehörigen Schmieden, Magazinen und Fabriken befindet. Das ſanft-hügliche Land rings umher, belebt durch unzählige Dörfer, trägt ganz den engliſchen Charakter, Alles iſt grün, fruchtbar, angebaut, und geſchmückt mit einzelnen Gruppen ehrwürdiger Eichen und Buchen.

Manchen ſchönen Park mit ſeiner Villa, manche reizende ländliche Wohnung ſahen wir im Vorbeifahren bis zu dem vierzehn Meilen von London entlegnen Landſtädtchen Bromley. Hier drängen ſich indeſſen die Landſitze nicht ſo an einander, als in der Gegend um Richmond herum, denn es fehlen die höhern Reize, die dort der Alles belebende Strom gewährt, und überhaupt mangelt es der Grafſchaft Kent an Gewäſſern.

Nahe bei Bromley beſuchten wir einen alten Freund, den wir vor mehrern Jahren in einem kleinen Hauſe der City als einen bemittelten Kaufmann in ſeinem Comtoir verließen, und hier als den reichen Beſitzer von Sundridge-Park wiederfanden. Ein ſchöner Park, angenehme Gärten und Spaziergänge umgeben die, von unſerm Freunde ganz im italieniſchen Geſchmacke erbaute Villa, welche zu den ſchönſten und elegantſten gehört, die wir ſahen. Der Tempel der Ceres nahe bei Rom diente der Hauptfaſade zum Modell.

Wenige Meilen weiter, nahe beim Städtchen Sevenoaks, liegt Knoles, der uralte Sitz des Herzogs von Dorſet. Bis hierher behält die Gegend denſelben Charakter, hügelich, grün, angebaut wie ein Garten. Das, durch ſein Alter ehrwürdige, Schloß liegt mitten in einem weitläuftigen Parke, deſſen himmelanſtrebende Eichen vielleicht ſchon vor ſeiner Erbauung da ſtanden. Es iſt ein düſteres weitläuftiges Gebäude; deſſen innere Einrichtung aus einem wunderlichen Gemiſch von Altem und Neuem beſteht. Einige Zimmer ſind ganz modern möblirt, andre wie ſie vor ein Paar hundert Jahren es waren; die übrigen, gerade die am meiſten bewohnt zu werden ſchienen, enthalten Altes und Neues durch einander gemiſcht und nehmen ſich eben nicht zum beſten aus.

Beſonders merkwürdig für den Forſcher nach alter Sitte ſind zwei Zimmer; das erſte ſteht noch da, wie König Jacob der Erſte es verließ, der einmal eine Nacht darin zubrachte In dem hohen geſchnitzten Bette könnten wenigſtens ſechs Perſonen bequem Platz finden, an den Spiegeln iſt mehr Schnitzwerk als Glas, und die Centner ſchweren Lehnſtühle ſind mit kleinen Treppen zum Hinaufſteigen verſehen. Das andre Zimmer, deſſen Einrichtung aus derſelben Zeit ſtammt, iſt ein koſtbares Denkmal der damaligen ſoliden Pracht. Die aus Gold und Silber gewirkten Gardinen des Bettes, welches allein zwanzig tauſend Pfund Sterling gekoſtet hat, ſcheinen ihre Entſtehung eher dem Ambos und Hammer, als dem Weberſtuhle zu verdanken, ſo maſſiv ſind ſie, und die mit einer Zoll dicken künſtlichen goldnen Stickerei über und über verzierte Decke deſſelben würde jeden, der darunter ſchlafen wollte, durch ihre Schwere erdrücken. Eine ſilberne Toilette von ſchöner alter getriebner Arbeit, ein großer ſilberner Tiſch und ein geſchnitzter Schrank, groß wie ein Haus in den Hochlanden, über und über beſetzt mit ſilbernen Prunkvaſen, machen das Ameublement vollſtändig. Viele andre Zimmer enthalten eine Menge guter alter Gemälde. Beſonders merkwürdig in dieſer Hinſicht iſt eine lange Galerie voll

Familien-Porträts und Bildniſſe ausgezeichneter Menſchen früherer Zeit. Manche wunderliche Karikatur, aber auch mancher vortrefflich gemalte Kopf blickte hier von den Wänden auf uns herab. Zu den letztern gehört beſonders ein ſehr charakteriſtiſches Porträt Kromwells, nächſt dem Luthers, deſſen bleichen Freundes Melanchtons, und Erasmus, gemalt von unſerm Lucas Cranach. Die Porträts faſt aller bekannten und berühmten Gelehrten und Dichter Englands füllen ein beſonderes Cabinet.

Weiter hin, hinter Knoles, erhebt ſich die Gegend allmählich; höhere Berge gewähren dem Reiſenden manche ſchöne Ausſicht; bald zeigen wunderbar geſtaltete Felſen ihre kahlen Scheitel; weiter blickt man hinab in die tiefen Schluchten eines ſehr pittoresken Steinbruchs; dann zeigt ſich die ſchöne Ruine eines uralten Schloſſes hoch auf einem Berge, der drohend auf das, an ſeinem Fuße liegende, Städtchen Tunbridge hinabſchaut. So geht es fort bis zu dem, einige Meilen weiter hin gelegnen, freundlichen Badeort Tunbridge-Wells. Dieſer wird ſehr häufig beſucht, da er nur ſechs und dreißig Meilen von der Hauptſtadt entfernt iſt und man den Weg dahin in wenigen Stunden zurück legt. Wir würden indeſſen die Gränzen der nächſten Umgebungen Londons überſchreiten, wenn wir uns auf deſſen nähere Beſchreibung hier einließen; auch zeichnet er ſich weder durch ſeine innere Einrichtung, noch durch ſeine Lage vor andern ähnlichen Oertern aus. Tunbridge ſey alſo der Scheidepunkt, wo wir dem Leſer, der uns freundlich bisher begleitete, ein dankbares Lebewohl ſagen.

Druckfehler des zweiten Bandes.

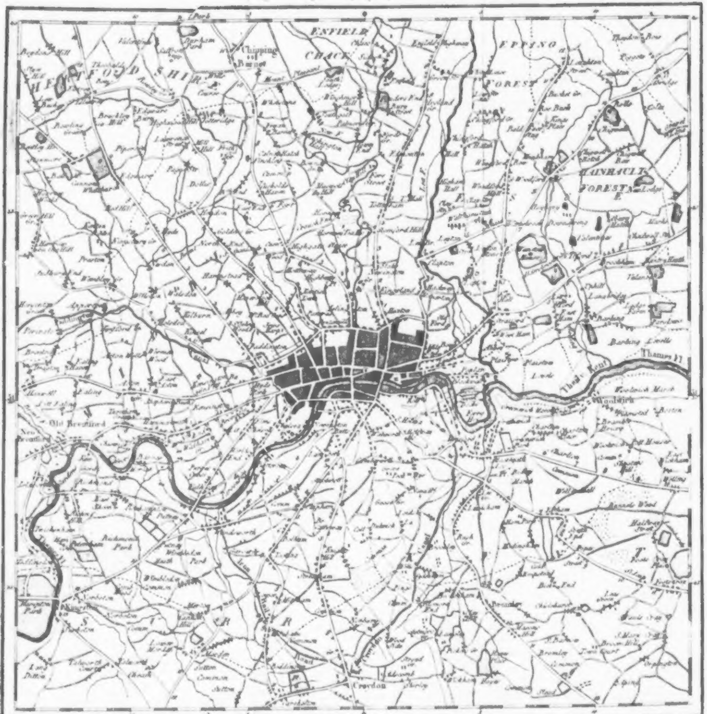
Seite 51 Zeile 8 v. o. l. feſt, ſtatt faſt.
— 60 — 4 v. o. l. grünſeidnen, ſtatt grauſeidnen.
— 73 — 6 und 7 Allmela v. o. l. ſtatt Almelco.
— 117 muß die engliſche Stelle unten in der Note, wie folget, geleſen werden.

> She never told her love,
> But let concealment, like a werm i' the Bud,
> Feed on her damask cheek: She pin'd in thought
> And sat like patience on a monument,
> Smiling at grief.
>
> *Twelfth night* or: *what you will.*
> Act. II. Sc. IV.

Seite 133 Zeile 5 von unten l. Fremde, ſtatt fremde.
— 180 lezte Zeile l. königliche, ſtatt öffentliche.
— 224 Zeile 9 und 10 v. o. l. vorgebliches, ſtatt vergebliches.
— 318 lezte Zeile l. ſtatt lebendigern, lebendigen.
— 332 Zeile 16 l. Reichen, ſtatt Leichen.

Die Environs
von
LONDON
zwölf Meilen in der Runde

Weimar 1813
(im Verlage des geograph. Instituts)


ENFIELD CHACE
EPPING FOREST
HAINAULT FOREST
HERTFORDSHIRE
Chipping of Barnet
Paddington
Kilburn
Hampstead
Barking
Plaistow
Thames Fl.
Woolwich
Old Brentford
New Brentford
Richmond Park
Hampton Park
Croydon

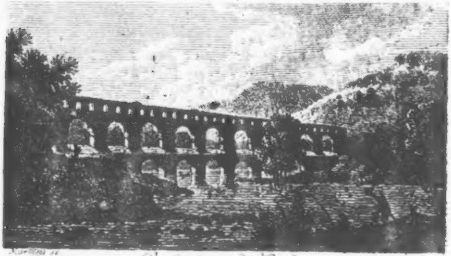
Reiſe

durch

das ſüdliche Frankreich.

Von

Johanna Schopenhauer.



Vue du pont du Gard.

Rudolſtadt,
im Verlage der Hof-Buch- und Kunſthandlung.
1817.

T.L / 57 / 1166

[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Reiſe von Paris nach Bourdeaux.

Fröhlichen Muthes verließen wir in den letzten Tagen des Januars unſre Wohnung in Paris, um die Reiſe in's ſüdliche Frankreich anzutreten, von der wir uns großen Genuß verſprachen. Die Luft war mild wie im Frühling, und da wir ziemlich früh ausfuhren, ſo gedachten wir an dieſem Tage noch recht weit zu kommen, ſollten wir auch den im Kalender verheißenen Mondſchein zu Hülfe nehmen müſſen, um nur des andern Morgens früh bei guter Zeit in Orleans zu ſeyn.

Leider aber zeigte es ſich bald, daß wir diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten; denn während wir noch ganz luſtig durch die bisher uns ziemlich unbekannt gebliebene Vorſtadt Saint Marceau hinrollten, zerſtörte ein einziger heftiger Stoß des Wagens alle unſre Pläne für den heutigen Tag.

Erſchrocken blickten wir um uns, ſahen eines unſrer Vorderräder weit von uns liegen und uns ſelbſt ſo gut als umgeworfen mitten in der ſchmuzigſten aller ſchmuzigen Straßen der weltberühmten Lutetia.

Die liebenswürdige Lebhaftigkeit der großen Nation war ſchuld an dieſem Unfall. Sie, die keinem Franzoſen erlaubt, Thür und Fenſter gehörig zu ſchließen, und überhaupt das, was er eben vorhat, mit langweiliger deutſcher Bedachtſamkeit zu vollbringen, ſie hatte auch den Citoyen Wagenſchmierer verhindert, das Eiſen, welches das Rad feſthalten ſollte, ordentlich anzuſchrauben. Es war verloren, und ein Artiſt mußte gerufen werden, um ein neues zu ſchmieden.

Uns blieb für unſre Perſonen nichts übrig, als einſtweilen aus dem Wagen zu klettern ſo gut wir es konnten, und uns in ein kleines Weinhaus zu flüchten, das eben in der Nähe lag. Laute, wortreiche Beileidsbezeugungen der ſchnell um uns her verſammelten Bewohner dieſes berüchtigten Theils von Paris verfolgten uns bis zu unſerm, gar nicht einladend ausſehenden Zufluchtsort, in welchem wir mehrere Stunden verharren mußten, bis der Artiſt ſein Kunſtwerk vollendet hatte. Doch thaten wir dies lieber, und ſahen einſtweilen dem häuslichen Treiben der uns faſt unbekannt gebliebenen ärmern Klaſſe von Pariſern zu, als daß wir in unſer eben verlaſſenes Quartier zurückgekehrt wären. Wir hätten dort gewiß alles in der größten Unordnung gefunden, und der Anblick eines eben von uns noch bewohnten, jetzt ausgeräumten Zimmers, das Wegtragen der Betten und Möbeln, an welche man mehrere Wonden lang gewöhnt war, iſt gar zu unangenehm; man kommt ſich ſelbſt dabei faſt wie geſtorben vor.

Endlich war alles wieder zum Abfahren bereit, und es ging fort, doch nicht im ſauſenden Galopp, nein! ziemlich langſam auf verdorbnen Kunſtſtraßen, die uns manche Stöße verſetzten, und für welche der Anblick der öden, flachen Gegend rings umher uns keine Entſchädigung bot. Die erſte Nacht kamen wir nicht weiter als bis zum Städtchen Arpajon, wo wir ein erträgliches Nachtquartier fanden, den folgenden Tag erreichten wir Orleans ziemlich ſpät am Abende; auf dem ganzen Wege von Paris bis hieher war uns kein intereſſanter Punct vorgekommen, auf welchem wir gern verweilt hätten.

Warum wir uns Orleans immer als eine ſchön gebaute, große Stadt gedacht hatten, iſt uns ſelbſt nicht klar; ſo viel iſt aber gewiß, daß ſie beides nicht iſt. Alles was wir davon ſahen, kam uns ſchmuzig und ärmlich vor, und unſer Gaſthof, der beſte in der Stadt, machte hievon keine Ausnahme. Als Merkwürdigkeiten des Orts wußte man uns nur ein paar Zuckerfabriken zu nennen, denen wir gern aus dem Wege gingen, und dann die alte ehrwürdige Kathedral-Kirche, die wir aber nur von außen bewunderten. Die merkwürdigen Grabmäler und Alterthümer, die ſie ſonſt enthielt, waren alle nach Pariß geſchleift oder ſonſt zerſtreut; viele derſelben, auch das Denkmal des Mädchens von Orleans, hatten wir ſchon im kleinen Auguſtiner-Kloſter in Paris geſehen, deßhalb wollten wir lieber die Schwelle des geplünderten ehrwürdigen Tempels nicht betreten, er hätte uns in dieſem Zuſtande doch nur einen traurigen Anblick gewährt.

Hinter Orleans wird die Gegend höher und ſchöner; im Sommer mag es hier ſehr angenehm ſeyn. Bald kamen wir an die ſchönen Ufer der „prächtig ſtrömenden Loire.“ Das junge Grün der Saaten, das ſie ſchmückte, der breite Strom, eine ſchöne ſich über ihm wölbende ſteinerne Brücke gewährten uns manche reizende, maleriſche Anſicht; die Flecken und

Dörfer aber, durch welche unſer Weg uns führte, erfreuten uns nicht. Alles, was wir darinne ſahen, trug das Gepräge der bitterſten Armuth. In Lumpen gehüllte Greiſe, bleiche Jammergeſtalten von Weibern, umſchrien von halbverhungerten Kindern, fielen uns mit ungeſtümem Betteln an, ſo oft der Wagen hielt. Die Verſorger und Ernährer dieſer hülfloſen Weſen waren alle zur Armee getrieben, und dieſe Zurückgebliebenen verſchmachteten jetzt in dem von der Natur ſo reich begabten Lande, weil es an rüſtigen Armen fehlte es anzubauen.

In Paris hatten wir wenig von dem Elende gemerkt, welches die Revolution über dies einſt ſo wohlhabende Land gebracht hat. Die, ſo durch jene plötzlichen Umſchwünge des Glücks, auch wohl durch Raub und Plünderung reich wurden, leben dort, in einen verhältnißmäßig kleinen Raum zuſammengedrängt; ihr Glanz blendet das Auge ſo, daß es nicht in das dicht daran gränzende Dunkel zu ſchauen vermag, in welchem doch die Mehrzahl der Menſchen leben muß. Aber auf dem Lande und in kleinen Städten liegt alles offen da, und der Anblick des allgemeinen Elends hier erregte unſer innigſtes Mitleid.

Auf dem ganzen Wege von Orleans bis Blois begegneten wir zwar vielen Frachtwagen, aber keinen andern Reiſenden, überhaupt wenig Menſchen. Außer den Bettlern umringten uns auch überall eine Menge Weiber und Kinder, um uns Meſſer zu verkaufen, die in großer Anzahl rings um in der ganzen Gegend recht gut gemacht werden. Mit augenſcheinlicher Lebensgefahr ſtiegen die Mütter in die Speichen der Räder, ſo wie der Wagen einen Augenblick hielt, und reichten uns ihre halbnackten Kinder zum Schlage herein. Die Kleinen mußten uns die Meſſer in ihren Händchen zum Verkauf entgegentragen, und gern nahmen wir ihnen eine Kleinigkeit ab, um nur der Angſt entledigt zu ſeyn, ſie ſo zu ſehen.

In Frankreich muß ohnehin jeder Reiſende ſein Meſſer mit ſich führen, denn er erhält keines in den Gaſthöfen. Gabeln dagegen und Löffel fehlen nie; gewöhnlich ſind beide von Silber, ohnerachtet der Armuth des übrigen Geräths. Auch Servietten ſind da, nur keine Meſſer, oder wenn man auf vieles Fordern welche bringt, ſo ſind dieſe gewöhnlich in einem ſo abſchreckenden Zuſtande, daß man ſich ihrer nicht bedienen mag.

Man wird in Frankreich faſt noch ſchneller auf den Poſten weiter befördert als in England. Kaum daß die Pferde den letzten Schritt gethan haben, ſo werden ſie ſchon ausgeſpannt und andre gebracht. Der neue Poſtillion ſteigt flink in die koloſſalen mit Stroh gefutterten Kurierſtiefeln, die ſein Vorgänger beim Abſteigen von ſich warf; klatſcht einigemal kurz hintereinander mit ſeiner kleinen Peitſche, und nun geht es fort im ſchnellſten Trab, wenn der Weg es erlaubt. Man hat oft nicht Zeit die Poſt ordentlich zu bezahlen, und der Poſtmeiſter ruft nur in aller Geſchwindigkeit dem forteilenden Poſtillion nach, wie viel der Reiſende zu viel oder zu wenig gab; dies wird dann auf der nächſten Station berichtigt.

Die Poſthäuſer ſind faſt nie zum Empfange der Reiſenden eingerichtet, und ſehen auch gewöhnlich ſo uneinladend aus, daß man gern vorüberzieht. Mit den Gaſthöfen iſt es ungefähr eben ſo, daher ſaßen wir oft zehn bis zwölf Stunden wie feſtgebannt in unſerm Wagen, und wären ohne die wohlthuende Induſtrie der Landesbewohner gewiß oft halb verſchmachtet im Nachtquartier angelangt. Dieſe aber kam uns aus den benachbarten Häuſern an den Poſten überall mit gutem Bouillon, Backwerk und ſchönem weißen Brod entgegen, wofür wir gern die geforderte Kleinigkeit zahlten, um ohne Aufenthalt weiter zu kommen. Höher hinauf in den ſüdlichen Gegenden von Tours bot man uns oft getrocknete Früchte, Pflaumen, Aprikoſen, Birnen, Pfirſiche, die wie in Zucker kandiſirt ausſahen und ſchmeckten. Das Obſt erreicht in dieſem ſchönen Lande einen Grad von Süßigkeit und Reife, die wir in unſerm rauhern Klima gar nicht kennen.

Die Stadt Blois erreichten wir am ſpäten Abend des Tages, wo wir Orleans verließen. Sie ſchien uns noch armſeliger, ſchmuziger und kleiner, hat aber eine höchſt anmuthige Lage, hart am Ufer der Loire. Unſer Gaſthof lag am Quai; unerträglicher Schmuz und überläſtige Meſſerverkäuferinnen, die uns bis in unſre Zimmer verfolgten, machten ihn zu keinem angenehmen Aufenthalt, doch vergaßen wir dies Ungemach über den Anblick des Stroms, der, breit und prächtig, dicht unter unſern Fenſtern hinrauſchte. Lange ſtanden wir noch am Fenſter und ſahen dem Spiel des Mondſcheins mit den Wellen zu. Alles war todtenſtill auf dem Waſſer, kein einziger Fiſcher-Kahn ſichtbar auf der ganzen großen ſilbernen Fläche, die wir überblickten, nur das leiſe, faſt klagende Rauſchen der am Geſtade ſich brechenden Wellen flüſterte durch die Oede der Nacht. Wie ganz anders iſt das immer rege Leben auf der Themſe bei London, der ſchiffreichen Elbe bei Hamburg, ja auf dem kleinſten Kanal in Holland, wo Tag und Nacht ein Gewühl der mannigfaltigſten Fahrzeuge die Wellen durchkreuzt.

Mit Tagesanbruch gingen wir weiter, es war der lezte Januar und warme Maienluft umwehte uns. Tauſend Vögel trieben ihr luſtiges Weſen in den Hecken; leztere fingen ſchon an, ſich mit gelben wohlriechenden Blüten zu ſchmücken; Lerchen wirbelten hoch über uns in blauer Luft und warmem Sonnenſchein, und aus dem jungen Graſe guckte manches Frühlingsblümchen ſchüchtern hervor. Die weißen Blüten der Mandelbäume erinnerten uns an den Schnee, der in unſerm Vaterlande jezt eben ſo auf den Aeſten der Bäume noch laſtete. Sehr ſinnig nennt das Volk in Frankreich den Mandelbaum den Baum der Thorheit, l'arbre de la folie, weil der erſte freundliche Sonnenblick ihn verführt, ſeine Blüten zu entfalten, wofür er denn oft ſpäter büßen muß. Im Gegenſaz mit dieſem nennen ſie den im ſüdlichern Frankreich ſehr gewöhnlichen Johannisbrodbaum den Baum der Weisheit, l'arbre de la sagesse, weil er die Zeit abwartet und gleich unſern deutſchen Eichen die Knospen nicht eher durchbricht, bis keine Fröſte mehr drohen. Dieſe beiden Bäume könnten in der Geſchichte unſerer Tage wohl auch als Symbol des deutſchen und franzöſiſchen Volks gelten.

Die Gegend zwiſchen Bleis und Tours iſt entzückend ſchön. Wir fuhren auf dem hohen geräumigen Damm längs dem Ufer der Loire hin, zur Rechten den breiten prächtigen Strom, zur Linken die wie ein Garten angebaute Ebne. Näher an Tours wird das Ufer höher, mannigfaltig geſtaltete zackige Felſen bekränzen es; Weinberge, Gärten, zierliche Landhäuſer reihen ſich hier überall an einander; kein Fleckchen Land blieb unbenutzt. Selbſt im Innern der Felſen haben die Menſchen ſich Wohnungen bereitet. In Höhlen und alten Steinbrüchen hauſen ſie dort wie Kaninchen; ſie haben ſie ſich zu ihrem Hausbedarf ordentlich eingerichtet, eine Thür mit Schloß und Riegel ſchließt den Eingang, Fenſter mit gläſernen Scheiben glänzen hie und da an den Felswänden, und wirthlich ſteigt der Rauch aus den Schornſteinen, die ſich vom Gipfel der Felſen erheben. Unwillkürlich gedachten wir dabei des wunderlichen Veſuvs im Garten zu Wörlitz, den auch Fenſter zieren und der in ſeinem Innern manch artiges Boudoir verbirgt. So elegant ſind dieſe Wohnungen nicht, aber doch wohl warm und auch geſund, wenigſtens nach dem blühenden Anſehen der vielen Kinder zu urtheilen, die munter wie junge Gemſen zwiſchen dem Geſteine herumkletterten, das ihren väterlichen Heerd einſchloß. Je weiter wir fuhren, je häufiger wurden dieſe Troglodyten-Zellen, und wir ermüdeten nicht, ſie zu betrachten, indem wir bewunderten, wie geſchickt man gewußt hatte, die mannigfaltigen Geſtaltungen der Felſen zu benutzen. Weinkeller und Magazine hatten wir ſchon früher in den felſigen Ufern des Stromes eingehauen erblickt, aber ſie als vollſtändige menſchliche Wohnungen eingerichtet zu ſehen, blieb uns ein neuer, wunderbarer Anblick.

Ziemlich nahe von Tours kamen wir an den auch noch im Graus der Zerſtörung großen, ſtattlichen Ruinen eines Kartheuſerkloſters dicht vorbei. Dieſes prächtige Gebäude ward während der Revolution verwüſtet und verbrannt. Sein Anblick erinnerte uns daran, daß eben hier, auf einem der lachendſten, glücklichſten Flecken der Erde, alle Greuel jener Zeit auf's furchtbarſte wütheten. Ströme von Blut färbten damals die Wellen der Loire, tauſend noch im Sterben verhöhnte Schlachtopfer fanden bei den entſetzlichen Nayaden den ſchrecklichſten Tod. Wenige

Jahre ſind ſeitdem an uns vorüber gegangen, der Strom fließt ſilberhell wie zuvor, denn die unſinnige Wuth der Menſchen vermag nichts über die ewigen Geſetze der Natur; aber unbegreiflich ſchien es uns oft, daß dieſe Menſchen wieder lachen, ſingen, fröhlich ihren Geſchäfften nachgehen konnten, ohne bei jedem Schritt von den ſchrecklichſten Erinnerungen ergriffen und gelähmt zu werden. Dies aber zeugt von der Macht der Zeit, von dem wohlthätigen Vergeſſen, womit die gewaltigen Stunden den Menſchen allmälig beſiegen. Wohl uns, daß dem ſo iſt, und kein Schmerz in unſerm ohnehin ſo kurzen Leben dauernd bleiben kann.

Unter ſolchen Gedanken und Betrachtungen hatten wir Tours erreicht ehe wir uns deſſen verſahen, und fuhren über die prächtige Brücke zur Stadt hinein. Dieſe Brücke ſchien uns zwar weniger breit, aber nicht viel kürzer als die Blackfriars-Brücke, welche in London über die Themſe führt. Die niedrigen Bruſtwehren erlaubten uns einen freien Blick hinüber auf das von der Loire durchſtrömte Paradies und die um die Stadt ſich ziehenden Pappelalleen. Eine der reizendſten Ausſichten, ſo wir jemals ſahen.

Tours iſt vielleicht die hübſcheſte, freundlichſte, reinlichſte kleine Stadt in Frankreich. Alles darin hat ein ſo ſaubres, zierliches Anſehen, daß wir dadurch auf's lebhafteſte an England erinnert wurden; auch hatten vor der Revolution ſich hier viele engliſche Familien angeſiedelt, die aus ökonomiſchen oder andern Gründen ihr Vaterland verließen, und wahrſcheinlich ſind es noch die Spuren ihres ehemaligen Daſeyns, welche dieſe Stadt vor allen andern franzöſiſchen Städten unterſcheiden. Die Einwohner von Tours bilden ſich nicht wenig auf dieſes freundliche Anſehen ihres Städtchens ein, und behaupten keck, daß ſelbſt in Paris keine Straße wäre, die ſich mit der Hauptſtraße ihres Ortes vergleichen ließe. Das heißt im Munde eines Franzoſen gar viel geſagt, denn ihnen iſt Paris die Krone der Welt. Dieſe gerühmte Straße iſt wirklich von beiden Seiten mit ſchönen, modernen Häuſern beſetzt, an welchen, ganz nach engliſcher Art, ein breiter, etwas erhöhter, mit Quaderſteinen belegter Fußpfad hinläuft; ſie iſt breit, ſchnurgerade, und endigt in einer ſchönen Pappelallee, welche dicht vor der Stadt einen bedeutenden Hügel hinaufführt.

Von dieſem Hügel überſahen wir noch einmal die artige Stadt, den breiten Strom mit ſeinen grünen Inſeln, die ſanft ſich erhebenden, mit Reben und Gärten geſchmückten Ufer, und eine zweite ſchöne

Brücke, die in einiger Entfernung über den Strom ſich wölbt. Welch ein Paradies muß hier grünen und blühen, wenn die Bäume ihre belaubten Kronen tragen, die Reben Kränze um ſie flechten oder in ſchönen Gewinden ſich über die ſie einſchließenden Mauern beugen, wenn tauſend Blumen aus dieſen freundlichen Gärten ihren Duft verſenden! Jetzt deckte das friſche Grün nur kaum den Boden, der Mandelbaum allein ſtand röthlich blühend unter ſeinen noch ſchlafenden Brüdern, und doch ward es uns ſchwer von dieſem Anblick zu ſcheiden. Noch ſchwerer würde es uns geworden ſeyn, hätten wir ahnden können, wie unangenehm unſre Reiſe von jetzt an werden würde.

Wir fuhren weiter, weil wir es mußten. Nicht lange, ſo bog der Wagen um eine Ecke, und wie durch den Schlag einer Zauberruthe ſahen wir uns plötzlich in ein ganz anderes Land verſetzt. Oede, flach, unwirthlich breitete ſich eine Gegend vor uns aus, der auch nicht ein intereſſanter Punct abzugewinnen war, ſo eifrig wir auch darnach umblickten. Die Wege wurden ſehr ſchlecht, die Dörfer und Flecken, durch welche wir kamen, benahmen uns alle Luſt den Wagen zu verlaſſen; ſo erreichten wir denn, müde und zerſchlagen an Seel' und Leib, unſer Nacht=

quartier. Es war ſchon ſehr dunkel; dennoch verfolgten uns ſchreiende Weiber, weinende, halbverhungerte Kinder mit großem Ungeſtüm bis in unſre Schlafzimmer, um uns Stahlarbeiten und Zahnſtocher zu verkaufen. Nirgends noch waren ſie ſo zudringlich geweſen als hier, auch ſahen wir uns genöthigt, jede Regung des Mitleids zu unterdrücken und ihnen gewaltſam die Thür weiſen zu laſſen, um nur zu der uns allen höchſtnöthigen Ruhe zu gelangen.

Der kleine Ort, in welchem wir uns jetzt befanden, heißt Châtellerault aux - Barres - de Nintré. Er liegt nahe an dem kleinen ſchiffbaren Fluß Vienne und war ſonſt ein freundliches, nahrhaftes Städtchen. Der ſtarke Waaren-Transport zu Waſſer und der ſehr ergiebige Fiſchfang machte die Einwohner zu wohlhabenden Leuten, die ohne große Sorge erwarben, was ſie zum ſtillen zufriednen Leben für ſich und die Ihrigen bedurften.

Jetzt hatte Bonaparte die Männer ihrem friedlichen Heerde entriſſen, um ſeine Marine mit ihnen zu beſetzen, vor allen die flachen Böte, die damals ausſchließend ihn beſchäfftigten, weil er England damit erobern zu können wähnte. Die armen Weiber mußten wohl mit ihren Kindern betteln, um nicht zu verhungern.

Der Regen fiel in Strömen vom Himmel herab, als wir uns am andern Morgen, noch in der Dämmerung, auf den Weg machten. Wir kamen an Poitiers dicht vorbei. Die Stadt ſah aber ſo wenig einladend aus, daß wir gar nicht hereinfahren mochten, ſondern nur in der Vorſtadt anhielten, um die Pferde zu wechſeln. In Deutſchland, oder gar in England und Holland, iſt es unmöglich, ſich eine ſolche kleine Landſtadt in dieſem Theil von Frankreich vorzuſtellen, beſonders bei Regenwetter iſt ihr Anblick das Scheuslichſte was wir kennen. Die elenden Häuſer ſehen aus, als wären ſie aus Koth zuſammen geknetet, die ſeit ihrer erſten Entſtehung nie gewaſchnen Fenſter vollenden das widrige Bild; oft fehlen ſie ganz, und in Oel getränktes Papier oder ſchlecht zuſammengenagelte unangeſtrichene Läden erſetzen ihre Stelle. Miſthaufen beſetzen von beiden Seiten die engen winklichen Straßen; alles was man ſieht, läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, als ob hier frohe Menſchen in freundlich-häuslichen Verhältniſſen glücklich leben könnten. Der Anblick einer ſolchen Stadt iſt ſo traurig beengend, ſo ekelerregend, daß jeder

Frem-

Fremde die ſchnelle Beförderung der Poſten als eine wahre Wohlthat erkennen muß.

Doch indem wir dies in der Vorſtadt von Poitiers, in unſerm Wagen ſitzend, beſprachen und man uns friſche Pferde vorlegte, ſo überzeugte uns eine dicht neben uns ſich ereignende kleine Scene, daß doch wohl ſelbſt in dieſem abſchreckenden Orte häusliches Glück und Liebe wohnen können.

Mehrere Fuhrleute fuhren eben mit ihren Karren von dem Hauſe fort, vor welchem wir hielten und ſchlugen die Straße nach Bourdeaux ein, die auch wir vor uns hatten. Nur ein einziger zögerte noch, als ob er etwas erwarte. Da kam ein junges, ſehr hübſches Weib aus der Stadt, ſie trug eine große Fuhrmannspeitſche in der Hand und ein kleines, etwa zweijähriges Mädchen auf dem Arm, und eilte, trotz dem eben unbarmherzig ſtrömenden Regen, auf den jungen Fuhrmann zu, der ihr auch einige Schritte entgegen ging, ſo daß er dicht neben unſern Wagen zu ſtehen kam. Sie ſprachen mit einander recht lange und recht herzlich, doch was ſie ſagten konnten wir in ihrem Patois nicht verſtehen; dann küßte der Mann Frau und Tochter mehrere Mal; nahm dann zögernd die Peitſche und ging zu ſeinem Wagen, kehrte aber bald wieder um, Frau und Kind noch einmal zu herzen und zu küſſen; endlich fuhr er ab, die Frau aber blieb im Regen ſtehen und ſah ihm unverwandt nach. Papa est déja bien loin, ſtammelte das Kind und zeigte mit dem Händchen nach ihm hin, die Frau weinte und trocknete ihre Thränen mit dem Kleidchen des Kindes, das ſie feſt an ſich drückte. Da klapperte eine alte geſchwätzige Nachbarin auf unförmlichen Holzſchuhen zu ihr hin, um ſie zu tröſten, und redete ihr viel von einem großen Sack voll Geld vor, den der Mann aus Bourdeaux mitbringen würde, die Frau aber ſchüttelte traurig und ſchweigend den Kopf, küßte ihr Kind und ging dann einſam zurück in die Stadt. Der Vorgang iſt an ſich ſehr unbedeutend, für uns aber hatte er etwas rührenderfreuliches und da er das Einzige war, was in dieſen Tagen uns freundlich anſprach, ſo mag er denn auch hier in unſern Erinnerungen ſein Plätzchen behalten.

Von Poitiers aus verdiente die Straße kaum noch eine Straße genennt zu werden. Wir fuhren ſo langſam vorwärts, daß wir in einem elenden Weiler, maisons blanches genannt, die Nacht zubringen mußten, weil es für dieſen Tag unmöglich war, weiter zu kommen. Am andern Morgen entdeckten wir, daß unſre Räder einer Reparatur bedurften, was bei dem entſetzlichen Regen, welchen wir bis jetzt gehabt hatten, wohl nicht anders ſeyn konnte. Wir fuhren alſo nur bis Angoulême, wo wir gegen Mittag anlangten, um dort dies Geſchäft vornehmen zu laſſen. Die eine Hälfte von Angoulême liegt auf einer Anhöhe und die terraſſenartig über einander ſich erhebenden Häuſer gewähren, von unten geſehen, einen recht hübſchen Anblick; in der Nähe aber iſt dieſer Theil der Stadt eben ſo ſchmuzig und rauchrig als die niedriger liegende Hälfte derſelben, in welcher wir uns den beſten, größten Gaſthof des Orts zum Abſteigequartier erwählten.

Angoulême iſt die größte Stadt in dieſem Theile von Frankreich, aber auch die ſchmuzigſte und häßlichſte, ſo wir bis jetzt geſehen hatten. Finſter und armſelig wie ſie, war auch unſre Wohnung; alles, was uns umgab, mit einer Kruſte von Schmuz überzogen, und wenn wir die Betten anſahen und daran dachten, daß wir hier die Nacht zubringen ſollten, ſo ergriff uns ein unwiderſtehlicher Ekel. Selbſt die Luft war kaum zu athmen, denn die Bewohner dieſes Landes eſſen den ganzen Tag Knoblauch und verpeſten damit die Atmoſphäre, in welcher ſie leben, bis zu einem faſt unerträglichen Grad. Von Reinlichkeit, von allem was das Leben angenehm und behäglich macht, hat man in dieſen Gegenden keinen Begriff; die Leute im Hauſe verſtanden gar nicht, was wir damit wollten, und meinten, alles wäre bei ihnen ganz vortrefflich. So blieb uns denn nichts übrig zu thun, als uns ſelbſt einigermaßen einzurichten, ſo gut es anging, und fleißig nachzuſehen, ob die Arbeit an unſern Rädern gehörig gefördert werde. Der Tag ward uns indeſſen in dieſem unwirthbaren Aufenthalt ſehr lang. Wenn wir die träge Unbehülflichkeit der Menſchen um uns her betrachteten, ſo glaubten wir gar nicht mehr in Frankreich zu ſeyn. Aehnliches findet man in Teutſchland nur auf der Lüneburger Heide oder in den abgelegenſten Winkeln Weſtphalens; und dennoch gibt es hier eine Erziehungsanſtalt für junge Mädchen. Zu unſerm großen Erſtaunen vernahmen wir, daß in einem unſerm Gaſthof gegen über liegenden großen Gebäude eine ſolche ſich befinde; in jedem andern Lande hätten wir das Haus geradehin für einen Viehſtall gehalten. Junge Mädchen aus allen Gegenden Frankreichs werden dahin geſchickt, ſogar aus Teutſchland, ſelbſt aus Amerika.

Den folgenden Morgen war endlich alles zu Fortſetzung unſrer Reiſe bereit, und wir beſtiegen unſern

Wagen, herzlich froh über die Erlöſung aus alle dem Elend. Aber gleich nach der erſten Station fanden wir die Wege völlig bodenlos. Unſer gar nicht ſchwerer engliſcher Wagen, den ſonſt drei Pferde ſehr bequem fortzogen, mußte mit ſechſen beſpannt werden, und auch dieſe vermochten es kaum, uns mit aller Anſtrengung ihrer Kräfte aus den Löchern herauszuziehen, in die wir bei jedem Schritt auf's Neue bis an die Achſe des Wagens verſanken. Die Kärner, denen wir begegneten, ſelbſt die Bauern, die im Felde arbeiteten, alles lief geſchäftig herbei, um unſern Poſtillionen die Pferde prügeln zu helfen. Es ſchien dies eine bei ihnen gewöhnliche Höflichkeitsbezeugung gegen Reiſende zu ſeyn, für welche ſie auch ihrer Seits ein kleines Gratial erwarteten. So entſetzlich es uns auch war, die armen Thiere ſo martern zu ſehen, ſo mußten wir dennoch es ohne Widerrede geſchehen laſſen, wenn wir nicht auf der Straße liegen bleiben wollten. Das Regenwetter hatte das Land umher in einen großen Moraſt verwandelt, im Sommer bei ganz trocknem Wetter kommt man auf dieſem, aus lauter Lehmen und Thon beſtehenden Boden wahrſcheinlich beſſer fort. In Montlieu mußten wir übernachten, dort fanden wir alles im Superlativ, Unreinlichkeit, Knoblauchsduft und die bitterſte Armuth. Zum Einheizen brachte man uns Hobelſpäne ſtatt des Holzes; Butter und Kaffee waren den Leuten Dinge, die ſie kaum dem Namen nach kannten; im ganzen Hauſe befand ſich kein einziges Fenſter, zerbrochne Läden erſetzten ihre Stelle. Das übrige Ameublement wär dem angemeſſen, die Betten mag die Phantaſie des Leſers ſich ſelbſt malen. Mit großem Geſchrei drang ein halb Dutzend Weiber in's Zimmer herein, um uns auf ihre Art zu bedienen. Aus den Lumpen, die um ſie herflatterten, dem wilden Haar, das unter kleinen, weiß geweſenen Mützen ihnen über's Geſicht und über den Nacken herabhing, war es faſt unmöglich, Spuren einer menſchlichen Geſtalt heraus zu finden. Alle redeten zugleich auf uns ein, wir verſtanden kein Wort von ihrem kauderwelſchen Patois, ſie ihrerſeits verſtanden uns eben ſo wenig, alſo konnten wir nichts weiter thun, als dieſe Nymphen für's Erſte hinaus zu komplimentiren, und dann den Reſt einer Flaſche Lavendelwaſſer auszugießen, die bei ähnlichen Gelegenheiten uns ſchon treffliche Dienſte geleiſtet hatte. Unſer Bediente hatte indeſſen in der Nachbarſchaft fouragirt und wirklich ſechs Eier und einen uralten Hahn erbeutet, aus denen er uns eine Suppe kochte, ohne daß die Leute im Hauſe ihm dabei helfen durften. Durch einen beſondern Glücksfall fand ſich im Wagen auch noch eine Flaſche Wein und die Ueberbleibſel einer kalten Paſtete. So war denn unſre Wirthſchaft für dieſen Abend recht gut zigeunerhaft eingerichtet, wir tröſteten uns dabei mit der Hoffnung, morgen in Bourdeaux das Ende aller unſrer Noth zu erreichen. Von Montlieu aus hatten wir noch ſechs entſetzliche Meilen bis Cubſac vor uns. Daß wir auf dieſem Wege nicht umgeworfen wurden, gränzt an Wunder. Der Weg war weit ärger als alle, die wir bis dahin zu überſtehen gehabt hatten, jeder Schritt drohte uns die augenſcheinlichſte Gefahr. Dennoch gelangten wir ohne allen Unfall bis an das Ufer der Dordogne, dicht bei dem Städtchen Cubſac. Hier mußten wir in einem Mitteldinge von Fähre und Nachen über den Strom ſetzen, der dort beträchtlich breit und ziemlich reiſſend iſt. Zwei Stunden harrten wir am Ufer, ehe alles zur Ueberfahrt bereitet ward. Wir ſahen uns hier plötzlich zu einem ganz andern Volke hin verſetzt. Jede Spur des plumpen, dummen Phlegma der Bewohner von Poitou und Limoges war verſchwunden. Wir befanden uns mitten unter den Gascognern, den leicht beweglichſten Bewohnern Frankreichs, vielleicht der Welt, das ſagte uns alles, was wir ſahen. Eine Menge Menſchen von wildem Anſehen verſammelte ſich im Nu um unſern Wagen, Männer, Weiber, Kinder, die Schiffer, alles fluchte, ſchimpfte, lachte, ſchrie durcheinander, in rauhen, uns ganz unverſtändlichen Tönen, ohne daß wir begreifen konnten, warum der Lärmen entſtand. Es war, als ob gleich ein allgemeiner Fauſtkampf beginnen ſollte; jeder Verſuch, zu dieſen Leuten zu ſprechen, war vergeblich, ſie hörten gar nicht auf uns. Wir ſtiegen alſo wieder in unſern Wagen, machten die Fenſter dicht zu, und erwarteten gelaſſen, was ſie über uns beſchließen würden. Nach unendlichem Toben brachten ſie uns ziemlich ungeſchickt in das zur Ueberfahrt beſtimmte Fahrzeug und ſpannten ein Segel auf. Der Wind wehte heftig, der ohnehin ſehr reiſſende Strom ſchlug beträchtliche Wellen, und die Bewegung des kleinen Schiffes wurde dadurch ſo unangenehm, daß wir gewiß Alle ſeekrank geworden wären, wenn die ziemlich lange Fahrt noch eine Viertelſtunde länger gewährt hätte.

Endlich landeten wir unter eben ſo großem Geſchrei und Lärmen als bei der Abfahrt. Die Pferde ſtanden ſchon bereit, wir hatten noch drei Meilen vor uns bis zur Baſtide, welche Bourdeaux gegenüber, diesſeits der Garonne liegt. Der Weg war vortrefflich und dies uns etwas ganz ungewohntes nach allen überſtandnen Plagen und Leiden.

Der Landſtrich, den wir jetzt durchreiſten, heiſt entre deux mers, eine ebne Fläche, auf der kein vorzüglich guter Wein wächſt. Dennoch bauen die Einwohner faſt nichts anders, und wir fuhren durch eine ununterbrochne Reihe von Weingärten hin. Es dämmerte ſchon, als wir die Baſtide erreichten, deshalb fanden wir es gerathner, noch dieſe Nacht in dem diesſeitigen ganz erträglichen Gaſthof zu bleiben, als ſo ſpät über die Garonne zu ſetzen und bei dunkler Nacht in Bourdeaux anzulangen. Dort gedachten wir uns mehrere Wochen aufzuhalten, und wollten deshalb lieber am Tage und mit Muße uns eine bequeme Wohnung ausſuchen, auch waren wir ſo ermüdet, daß wir nichts anders denken mochten als: ausruhen.

Ankunft in Bourdeaux.

In einem weiten Halbzirkel lag Bourdeaux am andern Morgen vor uns, hart am Ufer des breiten Stroms, der hier eine große Krümmung macht. Die Morgenſonne vergoldete die ſchönen Gebäude am Quai, das alte feſte-Schloß château Trompette, und die bunten Flaggen und Wimpel der ſtill vor Anker liegenden großen Seeſchiffe; funkelnde Lichter ſpielten auf den hüpfenden Wellen der Garonne. Der Anblick war wahrhaft bezaubernd. Unzählige Schaluppen eilten geſchäftig zwiſchen den Schiffen hindurch, Fiſcher-Kähne, ankommende Marktſchiffe, Nachen von allen Formen vermehrten das bunte luſtige Gewimmel. Es war ein fröhliches Rufen, Jauchzen, Singen auf allen dieſen verſchiedenartigen Fahrzeugen, alles verkündete uns die Nähe eines Marktes der Welt, unter dem ſchönſten Himmelsſtrich, bewohnt vom lebendigſten Volk der Erde. Langſam wand ſich die Fähre, auf der wir uns befanden, durch das luſtige Leben auf dem Strom, ähnliches jauchzte uns vom Ufer entgegen; da war ein Treiben, ein Ein- und Ausladen, ein Raſſeln der Laſtwagen, das uns bedeutend erſchienen wäre, hätte nicht alles, was wir ſahen, uns durch heimathliche Erinnerungen immer wieder aufgeregt.

Im Hôtel de Jumel, einem der ſchönſten Häuſer der Stadt, fanden wir eine überaus bequeme, angenehme Wohnung. Sonſt gehörte es der damals ausgewanderten alten angeſehenen Familie, deren Namen es noch trug und die durch manche liebenswürdige Eigenſchaft ſich während der Zeiten der Emigration auch in Teutſchland Achtung und Freunde zu erwerben wußte. Der jetzige Beſitzer, ein ehemaliger Diener der vorigen, hatte es zu einem der beſten und dabei billigſten Gaſthöfe eingerichtet; die Ordnung und Reinlichkeit in dieſem Hauſe ſetzte uns nach allem, was wir bis hieher geſehen hatten, in freudiges Erſtaunen. Dieſe Ordnung und Reinlichkeit aber ſcheint uns ein Vorzug aller großen Seehäfen in jedem Lande; der häufige Verkehr mit Fremden, beſonders mit Engländern und Holländern, iſt wohl die Haupturſache desſelben, und ohnerachtet der Entfernung vom Meere nimmt Bourdeaux doch einen bedeutenden Rang unter den Seehäfen ein, denn ſelbſt die größten Kauffahrtei-Schiffe finden auf dem Strom dicht an der Stadt einen bequemen Ankerplatz.

Unſre Wohnung gewährte uns eine der ſchönſten, belebteſten Ausſichten, die nur irgend eine Stadt aufzuweiſen vermag. Wenn wir aus den nach Landesſitte bis auf den Fußboden hinabreichenden großen Fenſtern hinaustraten auf den ſchmalen Balkon, der rings um das Haus ſich hinzog, ſo überſahen wir mit einem Blick den großen Strom voll Lebens, und über ihn hinaus die ſchönen, ſanft ſich erhebenden Anhöhen des entgegengeſetzten Ufers mit allen ihren Schlöſſern, Dörfern und einzelnen Landhäuſern. Dazwiſchen grünten Felder und Wieſen. Cypreſſen, Pappeln, Fruchtbäume aller Art erheben fröhlich ihre

Wipfel in die blaue, ſonnige Luft. Nie vergeſſen wir den Anblick, wenn die ſinkende Abendſonne die ganze himmliſche Ausſicht mit funkelndem Roſenlicht beſtreute, nie den Frühling, deſſen allmähliges Heranſchleichen wir ſchon am Ende des Februars aus dieſen Fenſtern belauſchten. Bald hier, bald da wagte ein Baum eine Hecke, ein Buſch ihre Blüthen und Knoſpen hervor, bis ein grünlicher, duftender Schleier immer dichter und dichter alles leiſe überzog und zuletzt die volle Pracht des Frühlings in Laubgewölb und Blüthen-Ranken plötzlich vor uns ſtand.

Bourdeaux iſt eine der größten Städte in Frankreich, damals zählte man über hunderttauſend Einwohner darin. Verhältnißmäßig aber iſt die Stadt mehr lang als breit, denn am Ufer des Stroms iſt ihr eigentliches Leben und alles ſtrebte, dort ſich anzubauen. Früh morgens wandelten wir gern längs der Garonne hin, und ergetzten uns an dem ämſigen fröhlichen Treiben des arbeitſamen Volkes. Rechts von unſerm Hauſe kamen wir zuerſt am Weinmarkt vorbei, den wir auch von der einen Seite unſrer Wohnung überſehen konnten. Hier nahm das luſtige Gewimmel vom Morgen an bis zur ſinkenden Nacht kein Ende. Etwas weiter, immer längs dem Strom, kommt man an einen großen, freien Platz, an welchem die Börſe erbaut iſt, ein ganz modernes, großes, etwas wunderliches Gebäude. Kunſtverſtändige wiſſen vieles daran auszuſetzen, uns ſelbſt erſchien es nicht ganz tadellos, doch macht die Façade desſelben auf dieſem Platz einen ganz angenehmen Effekt. In nördlichern Handelsſtädten, zum Beiſpiel in London, in Amſterdam, in Hamburg, verſammeln ſich die Handelsherren unter freiem Himmel, auf Höfen ähnlichen, ganz offnen Plätzen, die eine oben bedeckte Kolonade umgibt, unter welcher ſie bei zu unfreundlichem Wetter Schutz ſuchen können. Hier aber hat man der drückenden Sonnenhitze wegen eine andre Einrichtung getroffen. Die Börſe iſt ein ungeheuer großer Saal. Uns ſchien es ein arger Mißbrauch, daß viele mit unzähligen Kleinigkeiten angefüllte Buden den Raum darin verengen, und ihm das impoſante Anſehen rauben, welches er ohne dieſes haben würde. Eine wunderliche Art von Kuppel wölbt ſich hoch über dem Saal, eigentlich iſt es keine Kuppel, wir können dieſe ſonderbare Bedachung nur mit den altmodiſchen, aus Bretern zuſammengenagelten Lauben vergleichen, die man noch hie und da in kleinen Hausgärten findet. Sie wölbt ſich nur von zwei Seiten über den untern viereckigen Raum, von den beiden andern ſteigen die oben abgerundeten, ganz flachen Seitenwände bis zu ihrer höchſten Höhe und ſchließen ſich an. Die Fenſter ſind in langen, ſchmalen Streifen in den beiden gewölbten Seiten der Bedachung angebracht, und machen, von unten geſehen, einen ganz eignen, feierlichen Effekt. Unter den Fenſtern hin läuft eine ziemlich breite Gallerie rings um das Gebäude, die aber zur Börſenzeit immer verſchloſſen bleibt. Ein großer Saal ſtößt an dieſe Gallerie, den ein hieſiger Maler recht artig dekorirte; er wird bei feierlichen Gelegenheiten zu Volksfeſten, öffentlichen Bällen und großen Mahlzeiten gebraucht, während des Jahrmarkts werden auch in dieſem Saal eine Menge Buden errichtet.

Wenn wir die Börſe und den großen Platz vor derſelben verlaſſen, um den Strom weiter zu verfolgen, ſo führt uns der Weg zuerſt auf den breiten, mit einer langen Reihe ſchöner großer Häuſer beſetzten Quai. Der von ihm begrenzte Strom voll Getümmel und die entgegen ſtehenden Ufer gewähren auch hier eine unendliche Mannigfaltigkeit der lachendſten Ausſichten; ja, nirgends wohl findet man das Gewühl einer großen Stadt ſo vereint mit allen Reizen ländlicher Natur. An die Häuſer auf dem Quai reihen ſich eine Menge Speicher, Magazine, Chays. Den letztern

Namen führen hier die Weinniederlagen, von denen aus Europa und die halbe Welt verſehen wird. Auf dieſe folgen die Schiffswerfte. Der Geruch von Theer und Pech verkündigt ſie ſchon von weitem. Ewig wird dort gehämmert, geſägt, Theer gekocht, und ganz unbändig geſchrien, denn ein ſchweigender Gaskogner wäre im wachenden Zuſtande etwas nie Geſehenes. Hier, wo bald ein neues Schiff vom Stapel läuft, bald ein altes kalfatert wird, wo es ewig zu ſchaffen, zu fragen, zu holen gibt, iſt dies Volk ganz in ſeinem Element und übt die Gewalt ſeiner Lungen nach Herzensluſt. Eine ungeheure Anzahl der albernen, platten Böte lag damals theils halb, thiels ganz fertig da. Ob Bonaparte es ſich ſelbſt weis machte, daß er mit dieſen Nußſchalen England erobern könne, oder ob er die Welt abſichtlich damit irre führen wollte, wird wohl ewig unentſchieden bleiben. Damals wurde ſo eifrig daran gearbeitet, als müßten alle in der nächſten Woche fertig werden; ihre Anzahl lief in's Unglaubliche; ungenutzt ſind ſie jetzt ſpurlos verſchwunden, mit ihnen die großen Summen, ſo ſie dem Lande koſteten.

Die Schiffswerfte vorbei, am äußerſten Ende der Stadt von dieſer Seite, gelangt man an das Findelhaus, immer noch am Ufer der Garonne. Dieſes ſchöne große Gebäude macht durch ſeine ſehr zweckmäßige Einrichtung den wohlthätigen Geſinnungen der Bewohner von Bourdeaux alle Ehre, obgleich deſſen ſtarke Bevölkerung nicht ſonderlich für ihre Sitten ſpricht. Ein mit Betten verſehenes Turniket, dicht am Eingange, nimmt das von aller Welt verlaßne kleine hülfloſe Weſen zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht auf, und faſt kein Tag im Jahr vergeht, an welchem nicht mehrere Kinder auf dieſe Weiſe dem allgemeinen Erbarmen übergeben werden. In dem vor unſrer Ankunft verfloßnen Monat waren allein ſieben und dreißig Mulatten-Kinder in das Haus gebracht worden. Alle Kinder, ſchwarze und weiße und braune, werden mit gleicher Liebe aufgenommen und verpflegt, ohne Hinſicht auf Farbe oder Nation. Ein Zug an der neben dem Turniket angebrachten Klingel meldet im Hauſe ſogleich den neuen Ankömmling, die Perſon, die ihn brachte, hat Zeit, ſich ungeſehen zu entfernen ehe man kommt das Kind herein zu nehmen, welches indeſſen doch ſehr ſchnell geſchieht. Die ganz jungen Kinder werden zu einer Amme auf das Land gebracht, wo ſie bleiben, bis ſie der erſten mütterlichen Pflege entwachſen ſind. Dieſes der Wohlthätigkeit geweihte Haus iſt eines der letzten in der Stadt. Verfolgt man noch ferner den Strom, ſo gelangt man bald an das freundliche Dorf Begle, deſſen mit Weinlaub überwebte weiße Häuſer uns lebhaft an die Dörfer am Rhein erinnerten.

Der Charteron.

Linker Hand vom Hôtel Jumel, am Ufer der Garonne, ſtößt man zuerſt auf das in den letzten Zeiten ſo oft von den öffentlichen Blättern erwähnte Château Trompette, ein uraltes, faſt noch im mauriſchen Styl erbautes, feſtes Kaſtell. Zur Zeit ſeiner Entſtehung war es gewiß eine recht bedeutende Veſte, zur Sicherung der Schifffahrt auf dem Strome erbaut. Jetzt wird es nur noch zu Kaſernen und Kriegsmagazinen benutzt. Die uralten Thürme, die dunkeln, zackigen Mauern bilden einen gar angenehmen Kontraſt mit den ſie rings umgebenden freundlichern Gegenſtänden und dem Strom, an deſſen Ufer ſie ſchon ſeit vielen Jahrhunderten daſtehen, ernſte Zeugen des Wechſels der Zeiten und manchen blutigen Kampfs. Vom jenſeitigen Ufer nimmt ſich das alte Schloß höchſt maleriſch aus, beſonders da in ſeiner Nähe die Böte und die Fähren landen und abgehen, und nirgends das Getümmel des Hafens ſich lebendiger regte, als an dieſer Stelle.

Wenige Schritte weiter kommt man in ein Gewimmel andrer Art. Dort thronen die furchtbaren Poiſſarden unter ihren ungeheuer großen leinenen Regenſchirmen, die, im Boden befeſtigt, ſich wie ein Zelt über die Eigenthümerinnen ausbreiten. Wer nicht gerade mit ihnen etwas zu verhandeln hat, macht gern einen Umweg, um nicht unter ſie zu gerathen, beſonders an den beſtimmten Markttagen, wo ſie alle in pleno verſammelt daſitzen. Dieſe Weiber geben an Wildheit und Rohheit ihren berühmten Schweſtern in Paris, den Dames de la halle, nichts nach. Wie jene ſcheinen ſie ihre Abkunft von einem eignen Stamm abzuleiten. Rieſenartig groß, von unglaublicher phyſiſcher Kraft, muß jeder Fremde ſie auf den erſten Anblick für verkleidete Laſtträger halten; ihr Benehmen, ihre rauhen Baßſtimmen, ihre Phyſiognomie, müſſen ihn in dieſem Irrthum beſtärken. Die zotenartigſten Späße, ganz unerhörte Flüche und Schimpfworte ſchreien ſie den ganzen Tag einander mit der größten Vehemenz zu. Niemand, der nicht zu ihrer Klaſſe gehört, darf ungeſtraft an ihnen vorbei, und wehe dem, der nur die kleinſte Notiz von ihren Neckereien nimmt, ſey es im Ernſt oder Scherz, und nicht ganz ſtill ſeinen Weg weiter geht. Vollends verloren iſt der Unglückliche, der eine dieſer Damen beleidigt. Zwar leben ſie unter einander in ewigem, oft blutigem Kriege, aber ſo bald es darauf ankommt, die allgemeine Ehre zu rächen, entſteht auch ein allgemeiner Waffenſtillſtand. Gleich ſind alle ein Herz und eine Seele und fallen mit fürchterlichem Brüllen über den Frevler her, ohne Rückſicht auf ſeinen Stand; ſie umzingeln ihn dicht von allen Seiten und er hat von Glück zu ſagen, wenn er mit ganz heiler Haut dem furchtbaren Kreiſe dieſer Furien entrinnen kann. Viele ihrer auserleſenſten Späße und Flüche ſind von Liebhabern geſammelt und in Druck gegeben, aber nicht leicht wird jemand dieſe Lectüre lange aushalten. Manche dieſer Redensarten ſind durch Tradition von der Mutter auf die Tochter vererbt, die pikanteſten aber erfinden ſie ſelbſt gleich aus dem Stegreif für den Bedarf des Augenblicks, oft mit ächt ariſtophaniſchem Witz. Treffend, geiſtreich ſogar ſind dieſe Ausbrüche ihrer guten und böſen Laune, je nachdem ſie blos necken oder Ernſt machen wollen, beſonders ihre Vergleichungen der einander fremdartigſten Dinge und ihre Gleichniſſe. Am rieſenmäßigſten zeigt ſich ihre Phantaſie in Erfindung der gräßlichſten Flüche; ſie grenzen zuweilen an's Erhabne; die größten Hyperbeln ſind ihnen wie ein Sandkorn, wenn ſie ſo recht in Zorn gerathen, und auf jeden neuen Fluch, jedes friſcherſonnene Schimpfwort folgt Schlag auf Schlag die Erwiederung von der Gegenpartei im nämlichen Geiſte. Es iſt unmöglich, hier Beweiſe davon niederzuſchreiben, aber Rabelais ſelbſt dürfte ſich vieler ihrer Einfälle nicht ſchämen. Der Dialekt dieſer wunderlichen Kaſte iſt ein Gemiſch vom gascogniſchen Patois und ſchlechten Franzöſiſchen, deshalb oft unverſtändlich, dabei ſehr rauh und übelklingend.

Vom Fiſchmarkt kommen wir in den eleganteſten und belebteſten Theil der Stadt, den Charteron. So heiſt der ſehr lange Quai, der auf dieſer Seite ſich längs der Garonne hinzieht. Er iſt der eigentliche Tummelplatz des hier alles beſeelenden Handels; unaufhörlich raſſeln dort die mit den ſchönſten, großen, weißen Ochſen beſpannten Laſtwagen, werden mächtige Fäßer in und aus den Kellermagazinen gerollt. Dort hämmern die Böttiger, es wird geſchrien, geflucht, gelacht, gearbeitet, vom frühen Morgen bis zur Dämmerung, ohne Raſt und Ruh. Nicht minder lebendig geht es auf dem Strome her, wo tauſend mannigfaltig geſtaltete Fahrzeuge einander immerfort durchkreuzen. Die unabſehbar lange Reihe ſtattlicher Häuſer, welche dieſer Quai von der Landſeite begrenzt, wird faſt von lauter fremden, hier anſäſſig gewordnen, bedeutenden Kaufleuten bewohnt. Dieſe hohen, aber ſelten über vier bis fünf Fenſter breiten Häuſer haben ein etwas reichſtädtiſches Anſehen. Was ihnen an Breite abgeht, erſetzt die Tiefe; faſt alle umſchließen einen innern Hofraum, auf dem die hier ſo ganz unentbehrlichen Küper ihr Weſen treiben. Selten wird ein Haus von mehrern Familien bewohnt, weil die Komtoire viel Platz wegnehmen, und der überflüſſige Raum zur Aufſpeicherung der Waaren benutzt wird.

Die ſchöne, breite Straße Chapeaurouge und die Straße Tourny, ganz in der Nähe des Chartérons, werden zu demſelben Quartier gezählt. Da ſie nicht unmittelbar an die Garonne gränzen, ſo iſt der Lärm in ihnen weniger groß. Es würde deshalb angenehmer ſeyn, dort zu wohnen, wenn nicht die Häuſer des Chartérons den Vorzug einer wunderſchönen

Ausſicht auf den Strom voraushätten. Eine ſchöne Allee, in der Mitte der Straße Tourny, gibt dieſer einen eignen Reiz, beſonders da das große, prächtige Theater an einem Ende der Allee gegenüber liegt. Dieſes Schauſpielhaus wird für das größte und ſchönſte in Frankreich gehalten, ſelbſt Paris nicht ausgenommen. Die große Hauptfaſade, mit Säulen, Statuen und allem architectoniſchen Schmuck reich verziert, gewährt von der Allee aus einen ſchönen, imposanten Anblick. Ihr gegenüber, am andern Ende der Allee, liegt das mit einer artigen Kolonade verzierte Kaffeehaus de Foix. Die Häuſer zu beiden Seiten der Allee enthalten mehrentheils Magazine, in welchen Bijouterien, Modeſachen und andere zum Luxus gerechnete Waaren verkauft werden. An ſchönen Morgen iſt deshalb die Allee Tourny ein Lieblingsſpaziergang der eleganten Bordelaiſerinnen.

Die innere Stadt.

Der ganze Theil von Bourdeaux, deſſen wir bis jetzt erwähnten, wird nur als eine Art Vorſtadt betrachtet, obgleich er wohl der beträchtlichſte iſt. Die eigentliche Stadt iſt hinter demſelben landeinwärts gebaut, und kann ſich weder in Hinſicht der Schönheit noch der Lebendigkeit mit jenem vergleichen. Zwar iſt die Stadt groß und weitläuftig genug, aber ihre engen, winklichen Straßen laufen in mannigfachen Krümmungen, wie durch Zufall entſtanden, in- und durch einander hin; ſie ſind ſchmuzig, Nachts auffallend ſchlecht erleuchtet, und man athmet hier nicht die reine, ſtärkende Luft, wie dort, wo die erquickenden Düfte der Blumen und Bäume vom andern Ufer über den Strom herüber wehen.

An ſchönen Häuſern, großen, öffentlichen Gebäuden fehlt es auch in der innern Stadt nicht, aber an ſie grenzen ſtets elende, verfallne Hütten, Wohnungen des bitterſten Elendes und der empörendſten Unreinlichkeit. Mitten in dieſem dunkeln Labyrinth finſtrer, verworrener Straßen bringt hier und da ein freier großer Platz Luft und Licht. Der merkwürdigſte unter dieſen war uns der Platz Dauphine. Hier ſtand, während der Schreckenszeit, die mörderiſche Guillotine. Das Blut vieler Hundert achtbarer Bürger und Hausväter, blühender Mädchen und edler Frauen, floß hier unter dem Henkerbeil und ſtrömte täglich, nach der Verſicherung von Augenzeugen, hell und klar wie ein Bach, durch die Abzugs-Kanäle der benachbarten Straßen. Eine große Grube auf dem benachbarten Gottesacker der Kirche St. Saurin empfing die Todten, ohne Unterſchied, ohne Sarg wurden ſie hinein geworfen, bis das entſetzliche Grab angefüllt war und ein neues geöffnet werden mußte. Die Schranken, ſo den Kirchhof von der Straße trennten, waren eingeriſſen, und noch nicht wieder erbaut. Achtlos wandelte die Menge über dieſe Ruheſtätten hin, deren niedrige, mit jungem Grün ſich eben ſchmückende Hügel wir nicht ohne Schauer und Rührung betrachten konnten. Ziegen weideten darauf, und Kinder ſpielten vielleicht über den Gebeinen ihrer nächſten Verwandten. Die alte, von innen ganz zerſtörte Kirche St. Saurin, trägt auch von außen noch ſichtbare Spuren jener dem Geiſte der Verwüſtung hingegebnen Zeit. Verödet ſteht ſie bei den weiten Gräbern, ein dunkles, ſchauerliches Monument.

Es liegt ein unerklärbares Etwas tief in uns, was uns zwingt, gern von Dingen zu hören, die mit Grauſen erfüllen. Ein ähnliches Gefühl treibt uns, von vergangnen Schreckniſſen und jammervollen Tagen zu ſprechen, deren Erinnerung uns dennoch jedesmal mit neuem Schmerz ergreift. So kam es denn, daß auch unſre Freunde und Bekannte in Bourdeaux uns oft mit Erzählungen ihres damaligen Elendes unterhielten, und wir aufmerkſam, wenn auch ſchaudernd, ihren Erzählungen zuhörten. Viele von ihnen waren beim erſten Ausbruch des Sturms glücklich in's Ausland entflohen. Wie durch ein Wunder entkamen dieſe oft der Gefahr, auf der Flucht entdeckt zu werden; der ſchmählichſte Tod wäre dann die ſichre Folge davon geweſen. Die Unglücklichen aber, welche, gezwungen von häuslichen Verhältniſſen, dableiben mußten, litten, nach ihren eignen Geſtändniſſen, zehnfach den Tod durch die grauenvollſte Erwartung deſſen, was ihnen die nächſte Stunde bringen konnte. Morgens früh, wenn eben der Tag zu dämmern begann, horchten ſie in ihren dichtverſchloßnen Zimmern auf die weit durch die öde Stille ſchallenden Fußtritte der Todesboten, die allmählig ſich ihrer Hausthüre näherten. Jetzt waren ſie ganz nahe, ſchon erwarteten die Opfer das entſetzliche Klopfen an ihrer Thür, es ging vorüber. Aber der furchtbare Schlag dröhnte an das des Nachbars, des Freundes, des Verwandten, des Bruders. Sie hörten die Thüren ſprengen, das Weinen und Klagen der bekannten

Stimmen der Frauen und Kinder, hörten das Opfer wegführen, zum ſichern Tode noch ehe die nächſte Sonne ſank, und erwarteten morgen das gleiche Schickſal. Dieſe entſetzlichen Scenen wiederholten ſich täglich mehrere Male und immer in der Morgenſtunde, beſonders auf dem Charteron, wo die Wohlhabenheit der Bewohner die Mörder unwiderſtehlich anzog. Freiwillig folgten die Frauen ihren Männern in's Gefängniß, oft in den Tod, wenn nicht die Sorge für die Kinder ſie zu Erhaltung des Lebens zwang. Alle Handlungsbücher und Papiere der Verhafteten wurden, oft aus zehn verſchiednen Häuſern zugleich, mitgenommen, ohne Unterſchied auf Wagen geworfen, um dann in großen Haufen bald hier bald dort aufgeſchüttet zu werden, ſo daß es hernach unmöglich war, ſie wieder aufzufinden. Der Schaden, welchen allein dies ganz unnütze Verfahren den Handelshäuſern brachte, iſt unermeßlich. Der Urheber aller dieſer Gräuel in Bourdeaux war ein einziger, ſonſt ganz unbedeutender Menſch, ein abgeſetzter Schulmeiſter, der die Gunſt Robespierre's zu gewinnen gewußt hatte, und dann mit unerſättlicher Mordluſt die Gewalt benutzte, die ihm gegeben war. Robespierre's Fall zog auch den ſeinen nach, er endete fürchterlich auf dem nämlichen Platz, wo er das Blut ſo

Vieler vergoſſen hatte. Unter dem mordluſtigen Geſchrei des wüthenden Pöbels mußte er auf einem Karren den Weg zur Guillotine antreten. Steinwürfe trafen ihn von allen Seiten, die furchtbaren Poiſſarden, in wirkliche Furien verwandelt, drängten ſich um den Karren mit wüthendem Geſchrei, die Nationalgarden konnten, oder wollten ihnen nicht mehr widerſtehen. Das Ungeheuer wäre lebendig zerriſſen worden, hätte ſich der Karren nicht in dieſem Augenblick der Guillotine genähert. Da nahm aber der Verbrecher einen günſtigen Moment wahr, und ſprang mit einem Satze auf das Gerüſte, in den Tod, als ſey dort für ihn eine Freiſtatt.

Einen angenehmern Eindruck, als die öden, blutbefleckten Mauern von St. Saurin, machte auf uns der Anblick der großen, im gothiſchen Geſchmack erbauten, uralten Kathedral-Kirche. Auch hier ſind zerſtörende Hände geſchäftig geweſen, doch iſt Vieles noch erhalten. Das hohe, wunderbar ſich durchkreuzende Gewölbe wird noch von der Pracht der alten gemalten Fenſter beleuchtet. Vieles alte, künſtliche Schnitzwerk, viele Gemälde und die marmorne Kanzel, ſind noch unbeſchädigt vorhanden. Man arbeitete fleißig daran, die Kirche wieder ganz herzuſtellen, und dies verhinderte uns, alles genauer zu betrachten.

Der ehemalige Pallaſt des Biſchofs ſteht unfern der Kathedral-Kirche. Dieſes große, ſtattliche Gebäude war jetzt dem Präfect zur Wohnung eingeräumt, und der Biſchof mußte ſich mit einer demüthigern begnügen. Ein großer Seitenflügel des Pallaſtes, mit einem beſondern Eingang von der Straße her, war für die Gerichtspflege beſtimmt, wir traten einen Augenblick hinein. Mit großer, heftig geſtikulirender Beredſamkeit von Seiten der Advokaten, ward eben ein Kriminal-Proceß öffentlich verhandelt. Dem Platz der Richter gegenüber ſaßen eine Menge Zuſchauer, größtentheils aus den niedern Ständen, ſehr aufmerkſam da. Wir konnten gar nicht vernehmen, wovon eigentlich die Rede war, denn die Advokaten ſprachen ſo ſchnell, ſo heftig, dazu in ziemlich gascogniſchem Dialekt, daß es uns Ausländern unmöglich ward, dem Strom ihrer Worte zu folgen. Dieſes und der von den Zuhörern ausſtrömende Knoblauchsduft vertrieb uns bald wieder. Draußen im Vorſaal ſtanden auch viele Leute und eine Menge von Advokaten lief geſchäftig durch ihre Reihen, und ſprach bald mit dieſen bald mit jenen, vermuthlich mit ihren Klienten, die ungeduldig erwarteten, daß auch an ſie die Reihe komme, einzutreten. Die Advokaten waren ganz wie vor der Revolution gekleidet, ſo wie man ſie noch auf dem Theater ſieht, ſchwarz, mit langen, fliegenden, ſchneeweißgepuderten Haaren, die ſich tief auf dem Rücken in Locken ſchlagen; dazu einen ſchmalen, von den Schultern herabhängenden Mantel.

Die Ruinen eines alten römiſchen Amphitheaters in dieſem Theil der Stadt würden ſehr intereſſant ſeyn, wären ſie nur beſſer erhalten, und wäre es nur möglich, ſie gehörig zu überſchauen. Aber man bekümmert ſich wenig darum, und viele Einwohner von Bourdeaux kennen nicht einmal ihre Exiſtenz. In den Zeiten der Revolution brach das Volk große Lücken in die alten Mauern, um die Steine zur Erbauung elender Hütten, mitten im Bezirk des Amphitheaters, zu benutzen. Dieſe ſtehen noch da, es dürfen aber keine mehr hinzugebaut werden, und auch dem fernern Abbrechen iſt einigermaßen geſteuert. Moderne, größtentheils ſehr unanſehnliche Gebäude, umgeben rings dieſe ehrwürdigen Ueberbleibſel des Alterthums, lehnen ſich zum Theil an ſie, und benutzen ſie als Umgebung ihrer Höfe. Sehr wünſchenswerth iſt es, daß dieſe häßliche Nachbarſchaft entfernt werde, denn gewiß iſt weit mehr von dieſen Ruinen vorhanden, als man in dieſer Entſtellung derſelben bemerken kann. Ein großes Thor ſteht noch faſt unverſehrt; wir glaubten ſogar Spuren einer Inſchrift daran zu entdecken, auch von den felſenfeſten Mauern und großen Schwibbogen iſt noch vieles ſichtbar, ſo wie einige Ueberbleibſel der für das römiſche Volk beſtimmten Sitze. Das Volk in Bourdeaux nennt dieſe Ruine den Pallaſt des Kaiſers Gallienus, es iſt aber augenſcheinlich, daß ſie die Ueberreſte eines Amphitheaters ſind.

Promenaden.

Ausgezeichnet ſchöne öffentliche Spaziergänge findet man weder in Bourdeaux ſelbſt, noch in der Nähe der Stadt, obgleich die Einwohner eben ſo viel und ſo gern ſpazieren gehen, als alle Franzoſen überhaupt. Eine franzöſiſche Promenade aber, und ein deutſcher Spaziergang, ſind zwei himmelweit von einander verſchiedene Dinge. Wir ſuchen dabei freie, friſche Luft, und den Genuß der Natur in einer angenehmen Gegend, ihnen iſt es nur darum zu thun, ſich unter vielen Menſchen umherzutreiben, alte Bekannte zu finden, neue Bekanntſchaften anzuknüpfen, kurz ſo viel als möglich zu ſehen, und geſehen zu werden. Das Lokal, in welchem die Mode ſie an beſtimmten Tagen und zu beſtimmten Stunden zu dieſem Zweck zuſammentreibt, gilt ihnen daher völlig gleich, die Promenade iſt doch deliciös, wenn auch kein Grashalm darin ſproßt, kein Baum Schatten bietet, ſobald nur recht viel elegante Welt ſich dort verſammelt. Deshalb genügt auch den Einwohnern von Bourdeaux des Morgens ihre Allee Tourny, zur Jahrmarktszeit der Platz vor der Börſe, und zu andern, ebenfalls beſtimmten Stunden und Tagen der öffentliche Garten in der Stadt. Dieſer beſchreibt eine ziemlich große, ebne Fläche, deren ganze Schönheit in ein paar recht großen Grasplätzen und einigen ſchattigen Alleen beſteht. Jetzt wurde er auch zum Exercierplatz benutzt, und hieß deshalb das Marsfeld, le Champ de Mars. Die recht ſchöne Reitbahn ſtößt dicht an dieſen Garten, und wird auch von bloßen Zuſchauern fleißig beſucht, beſonders in den Stunden, wo die ſchönen Bordelaiſerinnen ihre equeſtriſchen Uebungen halten. Landpartien außer der Stadt werden ſelten angeſtellt, die Gegend iſt nicht einladend dazu.

So wie man das Ufer der Garonne verläßt, findet man lauter meiſt ſchattenarme Ebenen, deren ewige Weingärten das Auge ermüden. Einige wohlhabende Kaufleute beſitzen in nicht zu großer Entfernung von der Stadt bequeme, oft recht ſchöne Landhäuſer, beſonders folgen die deutſchen Familien der vaterländiſchen Sitte, und bringen einen Theil des Sommers, vor allem aber die Zeit der Weinleſe dort zu. Das gibt denn Anlaß zu mancher frohen Landpartie, gewöhnlich aber nur an Sonntagen, denn in der Woche ſind die Männer an ihre Geſchäfte gefeſſelt, und können nur an Feyertagen ihre auf dem Lande wohnende Familie in Geſellſchaft mehrerer Freunde beſuchen.

Ein bedeutender Verluſt für die lebensluſtigen Bewohner von Bourdeaux iſt die Verödung der großen, etwa eine Viertelſtunde von der eigentlichen Stadt entfernten Karthauſe. Dort bewohnten ſonſt die ehrwürdigen Väter ein pallaſtähnliches Gebäude, lebten in Herrlichkeit und Freuden, und öffneten gaſtfrei ihre Thore den ſie beſuchenden Freunden, zu welchen ſich alle Gutſchmecker von Bourdeaux geſellten. Obgleich die Geiſtlichen dieſes Ordens ſich nur von Fiſchen nähren dürfen, ſo war doch ihre Tafel weit und breit berühmt. Höchſt tolerant zählten ſie alle Arten wilden Geflügels, das auf dem

Waſſer ſchwimmt, mit zu den Fiſchen, dazu alle eßbare Schnecken, Muſcheln und Auſtern. Eigentliche Fiſche gibt es ohnehin hier in Menge, und von allen Gattungen, ſo vortreflich als irgendwo in der Welt. Die ehrwürdigen Pater Küchenmeiſter wußten alle dieſe Gaben Gottes ganz vorzüglich zu bereiten, denn die Archive des Kloſters enthielten ſeltne von alter Zeit vererbte Küchengeheimniſſe, die den Augen der profanen Welt ewig verborgen blieben. Leider aber brachte die Revolution auch das Ende dieſer Herrlichkeit herbei, die frommen Väter mußten in die weite Welt auswandern, und ihre Verehrer betrachten ſeufzend das jetzt freudenarme große Kloſter, in deſſen Zellen und Sälen nun eine Kolonie rabenſchwarzer, aus Sanct Domingo ausgewanderter Neger hauſt, denen es Bonaparte zur Freiſtatt einräumte.

Nirgends weiter in Europa gibt es deshalb wohl ſo viele Neger, als in Bourdeaux; ſie leben dort in vollkommner Freiheit von dem, was ſie durch Fleiß und Induſtrie erwerben können, und ſcheinen die, wie man ſagt, ihnen angebohrne Trägheit ziemlich abgelegt zu haben. Die Negerinnen zeigen ſich in Behandlung der Wäſche ſehr geſchickt, ſie plätten und nähen vorzüglich gut, und finden deshalb in vielen Häuſern freundliche Aufnahme, ſogar als Ammen und Wärterinnen ſcheut man ſich nicht, ihnen ganz junge Kinder zu vertrauen, die ſie mit Liebe und Treue pflegen und warten. Die Neger thun jede Arbeit mit ausgezeichneter Geſchicklichkeit, und viele von ihnen finden deshalb als Hausknechte und Bedienten, ſogar als Kutſcher, in angeſehenen Häuſern leicht ihr Unterkommen. Andere verfertigen allerhand Kleinigkeiten für ihre eigene Rechnung, einer unter ihnen war damals der geſchickteſte Damenfriſeur in Bourdeaux. Er übte ſeine Kunſt mit wahrem Kunſtſinn, und ordnete die Haare und Turbans der Damen mit vielem Geſchmack nach Büſten, Medaillen, Kupferſtichen, die er in den Kunſtläden oft Stundenlang für ſich allein ſtudirte. Auf den Bällen fehlte er nie, um mit Haarnadeln und Kamme bereit zu ſeyn, und jeder ſinkenden Locke aufzuhelfen, die er früher aufgebaut hatte. Der arme pechſchwarze Dominik war wirklich der Friſeur, wie er ſeyn ſollte; und da es wohl wenigen Menſchen ſo ganz Ernſt mit ihrem Geſchäfte iſt, als es ihm war, ſo wird es uns hoffentlich niemand verargen, daß wir hier in Ehren ſeiner gedenken.

Die Einwohner von Bourdeaux.

Aus allen Provinzen Frankreichs, allen Ländern Europens, ja der ganzen kultivirten Welt, kamen die Bewohner von Bourdeaux dort zuſammen, und leben neben einander in recht behaglicher, geſelliger Häuslichkeit, als wäre es immer ſo geweſen. Der mächtige Reiz des Erwerbens, das ſchönſte Klima der Welt, vereint mit dem Ueberfluß an allem, was zum frohen Genuß des Lebens gehört, zog alle die Tauſende auf dieſem einen Punct zuſammen, und hält ſie dort feſt. Deshalb gefällt es auch dem blos Durchreiſenden ſo wohl in dieſer Stadt. Aus welchem Lande er auch ſey, er findet in ihr Landsleute, die ihm freundlich entgegen kommen, und in ihren Häuſern die Spuren ſeiner eignen vaterländiſchen Sitte. Jede in Bourdeaux anſäſſige fremde Familie hat aus dem Vaterlande doch irgend eine alte, liebe Gewohnheit mitgebracht, die ſie heilig hält; dieſes bringt Mannigfaltigkeit in das geſellige Leben, dagegen aber verbindet ein alles beherrſchender Geiſt der Freude und manche auf die Eigenthümlichkeit des Landes gegründete Sitte alle dieſe Einzelnen zu einem erfreulichen, zuſammen ſtimmenden Ganzen.

Die Bewohner von Bourdeaux theilen ſich in drei Klaſſen. Die vornehmſte, aber nicht glänzendſte, beſteht aus dem ziemlich zahlreichen Adel und denen, welche bedeutende öffentliche Aemter zu verwalten haben. Zu erſterm gehören viele, durch Alter und Namen ehrwürdig gewordne Familien, die theils aus Wahl, theils aus Familien-Rückſichten, theils aus Oekonomie, dieſen ſtilleren Aufenthalt dem großen, glänzenden Schauplatz von Paris vorziehen. — Bei dieſen findet man noch die, ſpäter aus der ſogenannten guten Geſellſchaft von den Emporkömmlingen verdrängte, alt franzöſiſche Sitte, ihren Anſtand, ihren Geiſt, ihre Urbanität, aber auch ihre feierliche Etikette. Alle dieſe Familien bewohnen die ſchönſten Häuſer in der inneren, eigentlichen Stadt, ſie leben größtentheils unter ſich in abgeſonderten Kotterieen, zu denen Fremde ſelten gezogen werden, weil ſie nicht leicht ihre Bekanntſchaft machen. Denn gewöhnlich bringt man Empfehlungen an bedeutende Handelshäuſer mit, aber nicht an dieſe, vom Verkehr mit dem Auslande abgetrennten Familien. Auch in Bourdeaux, wie überall in einer großen Handelsſtadt, muß der Adel ſich durch Reichthum und durch den daher entſpringenden Luxus vom Kaufmannsſtande übertroffen ſehen; deshalb meidet er es auch hier gern, mit jenem in geſellige Verbindungen zu treten. Nur bei ſeltnen feierlichen Gelegenheiten und großen öffentlichen Feſten treffen beide Theile zuſammen, und in ihrem Benehmen gegeneinander iſt dann eine gewiſſe feierlich abgemeßne, gegenſeitige Höflichkeit vorherrſchend.

Die Kaufleute bewohnen faſt ausſchließend den Charteren, den Quai und die an beide zunächſt grenzenden Straßen und Plätze. Beſonders iſt der Charteron beinahe als wie eine deutſche Kolonie zu betrachten. Faſt die Hälfte der hieſigen bedeutenden Handelsherren beſteht aus Ausländern, und von dieſen wieder die Hälfte aus Deutſchen, oder doch von deutſchen Eltern Abſtammenden. Wir bemerkten nur bei ſehr wenigen dieſer unſerer Landsleute eine Sehnſucht nach der Rückkehr in das Vaterland; der ſchöne Himmel, die tauſendfachen Annehmlichkeiten von Bourdeaux, üben eine gar zu anziehende Kraft. Wenn daher auch Manche durch Geſchäfte, Familienverhältniſſe oder Reiſeluſt in die angeborne Heimath zurück geführt werden, ſo geſchieht dies doch nur auf kurze Zeit, und faſt alle kehren gern bald wieder an die reizenden Ufer der Garonne zurück. Obgleich viele dieſer Familien ſchon ſeit mehreren Generationen in Bourdeaux exiſtiren, ſo haben ſie doch neben der franzöſiſchen auch ihre Mutterſprache beibehalten, und oft befanden wir uns in Zirkeln von zwanzig, dreißig Perſonen wie mitten in Deutſchland. Auch deutſche Sitte herrſcht noch in ihren Häuſern, aber verflüchtigt, möchten wir ſagen. Der Geiſt des Frohſinns, die Luſt am Genuſſe des Lebens werden hier mit der Luft eingeathmet, und mildern höchſt angenehm den angebornen Ernſt der Deutſchen. Der Kaufmann ſitzt in Bourdeaux nicht vom Morgen bis in die ſinkende Nacht am Schreibepult, wie es wohl in Deutſchland der Fall iſt; er arbeitet den Morgen hindurch, und das warme Klima zwingt ihn, den Tag früh zu beginnen; den Abend aber weiht er den Freuden der Tafel und der Geſelligkeit. Schon die Art des hier vorzüglich betriebnen Geſchäfts trägt zum heitern Leben bei. Bourdeaux iſt der Weinkeller der halben Welt. Dies veranlaßt kleine Reiſen in die benachbarten Weinberge und bringt unzählige fröhliche Epiſoden in das ſonſt ſo trockne Komtoirleben.

Vom Kaufmanns-Stande ſollten wir jetzt eigentlich zu dem der Künſtler und Gelehrten übergehen, aber leider wiſſen wir wenig von dieſen zu ſagen, denn weder die Kunſt, noch die Literatur blühen in dieſer Gegend, wo ſonſt doch alles gedeiht. In der ganzen großen Stadt konnten wir, trotz aller Nachforſchungen, nur einen einzigen, einigermaßen bedeutenden Maler erfragen. Er hieß Le Court, und iſt der nämliche, der den früher erwähnten Saal über der Börſe recht hübſch gemalt hat. Wir fanden bei ihm mehrere Portraite, die er malen mußte, um zu leben, und konnten keines davon gelungen nennen. Einige Hiſtorien-Stücke von ſeiner Erfindung waren beſſer, obgleich ganz in franzöſiſcher Manier. Landſchaften ſchienen ſein Hauptfach zu ſeyn, und Berghem ſein Vorbild dabei. Mehrere, die er uns zeigte, waren gut erfunden, gut ausgeführt, und ſowohl in Hinſicht des Farbentons als der Beleuchtung lobenswerth; er arbeitete eben an einer ſehr großen Anſicht des Hafens von Bourdeaux. Sein Sohn würde unter guter Leitung gewiß ein recht vorzüglicher Zeichner werden; er zeichnete mit ſchwarzer Kreide nach Oelgemälden; eine dieſer Kopien, nach einem guten Original der italieniſchen Schule, war mit faſt übermenſchlichem Fleiße ausgeführt; ſie ſtellte den Tod des Holofernes vor. Der junge Künſtler hatte auch verſucht, ſich ſelbſt in Oel zu malen; das Bild war richtig gezeichnet, ſprechend ähnlich, aber der Ton zu grau und kalt. Talente dieſer Art finden hier keine Gelegenheit, ſich zu bilden, und überhaupt wenig

Aufmunterung, auch mögen wohl das warme, milde Klima und alle die Aufforderungen zur Freude außer dem Hauſe die ſtille Thätigkeit hemmen, welche zu Erlernung einer Kunſt ſo unentbehrlich iſt. Der größre und müheloſere Gewinnſt des Handels iſt dabei hier ſo lockend, daß nur ein unwiderſtehlicher innerer Trieb zur Kunſt den Jüngling bewegen kann, ſich ihr zu weihen. Selbſt das Handwerk, im höhern Sinn des Wortes, gedeiht hier nicht; es gibt hier keine vorzüglich geſchickten Tiſchler, Ebeniſten, Goldarbeiter und dergleichen. Nur das ganz Gewöhnliche für den häuslichen Bedarf wird in Bourdeaux verfertigt; macht man höhere Anſprüche, ſo muß man die gewünſchte Sache aus Paris verſchreiben.

Mit der Literatur geht es nicht beſſer, und die nicht zahlreichen Buchhandlungen ſind nicht ſehr bedeutend. Vielleicht wohnt dennoch mancher verdienſtvolle Gelehrte in Bourdeaux, und arbeitet ſtill für ſich, aber niemand kennt ihn und ſeine Werke, man lebt zu wohlgemuth, als daß man vor aller Luſt Zeit hätte, an etwas Höheres zu denken. Unſere Landsleute machen auch hierin eine ehrenvolle Ausnahme, denn in ihren Häuſern fanden wir nicht allein die beſten früheren Werke der deutſchen Literatur, ſondern auch viele der neuern vorzüglichen Erzeugniſſe unſerer Zeit.

Die eigentliche Volksklaſſe trägt auch hier am deutlichſten das Gepräge des Charakters der Nation zur Schau; hier findet man den ächten, wahren Gaskogner. Dem Vergnügen bis zur wildeſten Ausgelaſſenheit ergeben, iſt er doch nicht arbeitsſcheu, alles kann er ertragen, nur nicht ruhige Stille; er muß toben, lachen, ſchreien dürfen, dann thut er unermüdet, was er ſoll. Armuth oder Wohlhabenheit gilt ihm ziemlich gleich, nur Tanz und Spiel darf nicht fehlen, eher das tägliche Brod. Wohnliche Bequemlichkeit, Reinlichkeit, Ordnung ſind Dinge, welche dieſe Menſchen kaum dem Namen nach kennen. Von der Heftigkeit der Gaskogner in Ton und Bewegung, beim kleinſten Anlaß, kann ſich kein Nordländer einen Begriff machen, der nicht Augenzeuge war. Wenn man Mehrere von ihnen über irgend eine Angelegenheit mit einander ſprechen ſieht, ſey es im Böſen oder Guten, ſo muß man jeden Augenblick erwarten, Mord und Todſchlag entſtehen zu ſehen, und ehe man es ſich verſieht, ſtiebt unvermuthet alles mit lautem Gelächter plötzlich auseinander. Der gemeine Gaskogner iſt ſtark, groß und gut gewachſen, aber nie und nirgends ſahen wir häßlichere, abſchreckendere Geſichter, verzerrtere Züge, als bei dieſem leidenſchaftlichen Volk; beſonders übertreffen die Weiber in dieſer Hinſicht alle Einbildungskraft. Die ſie umgebende Unreinlichkeit und ihre unordentliche, entſtellende Kleidung tragen auch viel zu dieſem widrigen Ausſehen bei. Nichts iſt häßlicher, als die dormeuſenartigen, von beiden Seiten tief in's Geſicht hängenden, leinwandenen Hauben der gemeinen Weiber, ihre unförmlichen Jakken und die um ſie her ſchlotternden Röcke, deren urſprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen iſt. Die Sprache des Volks, das gaskogniſche Patois, hat einen ſingenden, unangenehmen Naſenton, den ihre rauhen Kehlen noch widriger machen; Fremde verſtehen wenig davon, ſelbſt wenn ſie der franzöſiſchen Sprache ſehr mächtig ſind. Aber auch in den höheren Ständen hört man die den Gaskogner auszeichnende Accentuation des ſogenannten ſtummen e, überdies manches nur in dieſer Provinz verſtändliche Wort, und die faſt italieniſche Ausſprache zweier neben einander ſtehender Vocale, jeden für ſich allein, zum Beiſpiel je t'aïme, ſtatt je t'aime. Dieſe Abweichung vom Gewöhnlichen klingt aber im Munde der hübſchen Bordelaiſerinnen gar nicht unangenehm, ſie gibt ihnen eine ganz eigne, angenehme Naivität, und nimmt ſich beſonders artig aus, wenn ſie ſingen, was ſie oft und gern in Geſellſchaft thun. Die Phyſiognomie der höhern Stände in Bourdeaux iſt überdem von der des Volkes ſo ganz verſchieden, als wären jene von ganz anderem Urſprunge. Nirgends findet man in der Geſellſchaft mehr auffallend hübſche Mädchen und Frauen, als dort, zwar ſelten regelmäßig ſchön, aber doch unendlich reizend und anmuthig. Blaue Augen und hellbraunes oder blondes Haar bezeugen zwar die germaniſche Abkunft vieler unter ihnen, aber auch die ächten Bordelaiſerinnen mit ihren ſchwarzen Locken, ihren ſchön geſpaltnen, blitzenden, dunkeln Augen geben dieſen an Liebenswürdigkeit nichts nach.

Das Leben in Bourdeaux.

Das Straßenpflaſter in Bourdeaux gehört zu den ſchlechteſten in der Welt. Dieſe für den Anfang einer Beſchreibung des dortigen geſelligen Lebens etwas wunderlich ſcheinende Bemerkung iſt dennoch näher damit verwandt, als man es auf den erſten Anblick glauben möchte. Vor der Revolution wimmelte Bourdeaux von eignen Equipagen; jedes angeſehene Handelshaus hielt mehrere Kutſchen und Kabriolets, in welchen die Herren und ihre Gehülfen täglich zur Börſe fuhren. Beſonders konnten die Bewohner des Charteron ihrer nicht entbehren, denn ihr Weg dorthin iſt weit, gerade um die Mittagszeit den brennendſten Strahlen der Sonne ausgeſetzt; ein Sonnenſtich aber iſt in dieſem heißen Klima keine Seltenheit, und von gefährlicher, oft tödtlicher Wirkung. Außer der Börſenzeit benutzten die Frauen die Pferde und Wagen zu eignem Vergnügen. Jetzt iſt das anders. Der Handel und mit ihm der Erwerb wurden auch hier ſehr beeinträchtigt; mancherlei Einſchränkungen im Hausweſen waren die Folgen davon, vor allem die Abſchaffung der eignen Equipagen; zu unſrer Zeit zählte man deren kaum ein Dutzend mehr. Man fährt jetzt in Miethwagen zur Börſe, wenn die Witterung dies nöthig macht, übrigens geht alle Welt zu Fuße, denn die Fiakers ſind hier bei weitem nicht ſo gut eingerichtet, als in andern Städten. Sie ſehen zwar elegant genug aus, aber ihre Anzahl iſt klein, ſie haben keine angewieſenen Plätze, man muß ſie in ihren Wohnungen aufſuchen; auch ſind ſie, eben des böſen, Pferde und Wagen zu Grunde richtenden Pflaſters wegen, keiner Taxe unterworfen. Aus allen dieſen Schwierigkeiten, welche der Verkehr in die Weite hat, entſpringt wahrſcheinlich der Gebrauch, ſich im Umgange auf die zunächſt Wohnenden zu beſchränken, und aus dieſem wieder die böſe Folge, daß die große Stadt dadurch von ſelbſt in eine Menge kleiner Städte gleichſam zerfällt. Alle, die in einem gewiſſen Bezirk neben einander wohnen, beſuchen ſich, gegenſeitige Gaſtlichkeit bringt ſie in freundſchaftliche Verhältniſſe, aber die Schranken dieſer Bezirke ſind gar ſcharf gezogen; das jenſeits der Grenze nächſt liegende Haus iſt ſchon völlig in der fremden. Wehe den Bewohnern, doppelt wehe den Bewohnerinnen eines andern Stadtviertels, wenn ſie der Zufall in einen Zirkel wirft, in welchem ſie nicht einheimiſch ſind! Die Männer wiſſen ſich in ſolchen Fällen immer eher zu helfen, aber die armen Frauen ſind dann in einem wahrhaft bejammernswürdigen Zuſtande. Alles ſieht ſie an, niemand ſpricht ein freundliches Wort zu ihnen, und am allgemeinen Geſpräch können ſie auch nur wenigen Antheil nehmen, weil jede Kotterie ihre eigne, nur den Eingeweihten verſtändliche Sprache, ihre eignen Anſpielungen, ihre eignen Späße hat. Wir Fremdlinge waren oft der einzige Troſt ſolcher, mitten in der Geſellſchaft ihrer eignen Vaterſtadt verlaßnen, einſamen Damen, denn eben weil wir ganz fremd waren, kannte uns alle Welt und kam uns freundlich entgegen. Verändert eine Familie ihre Wohnung, treibt das Schickſal ſie etwa vom Charteron in die Stadt, ſo hat ſie mit dem Tage alle ihre ehemaligen Bekannte verloren; es iſt eine Trennung, als zöge ſie in ein weit entferntes Land. Was eine ſolche Familie aber mit dem verlaßnen Quartier verliert, findet ſie in der neuen Wohnung wieder, freilich in veränderter Geſtalt. Auf die erſte Nachricht von der Ankunft der neuen Nachbarn eilt Alles herbei, ſie zu begrüßen, Viſiten werden mit Gegenviſiten erwiedert und ſo die Grundlage zu neuen Verbindungen gebildet.

Sehr auffallend war es uns, daß man es den Damen auch von außen anſieht, in welchem Viertel der Stadt ſie wohnen. Jedes derſelben hat ſeine eignen Moden, ſeine eignen Putzmacherinnen und Schneiderinnen, welche nur für die arbeiten, ſo zu ihrem Bezirk gehören, und ſie alle ſo nach einem Zuſchnitt kleiden, daß es faſt am Ende auf eine Art von Uniform hinausläuft. Im Theater, wo alles zuſammen kommt, machte es uns oft Vergnügen, die Damen gewiſſermaßen mit den Augen zu ordnen und zuſammen zu ſuchen, was ſichtlich zu einander gehörte. Die Damen vom Charteron ſind die eleganteſten. Auch erwiederte uns ihre erſte Modiſtin, Madame Bernos, in der Allee Tourny, mit hohem Blick und vieler Würde, „j'habille les Dames du Charteron!“ als wir es uns einmal beikommen ließen, eine ihrer Schöpfungen meiſtern zu wollen. Der Laden der guten Madame Vernos würde indeſſen weder in Leipzig, noch in Hamburg, noch in Frankfurt am Mayn großes Aufſehen erregen. Dort hat man die Moden, ſelbſt aus Paris, weit früher als in Bourdeaux. Der Luxus in der Kleidung iſt hier im gewöhnlichen Leben nicht groß, nur bei Bällen und großen Fêten wird hierin eine Ausnahme gemacht. Man liebt grelle, bunte Farben, wie überall im Süden, wo der dunkelblaue Himmel dieſe zu fordern ſcheint. Das wiſſen die Kaufleute in Paris recht gut, und ſchicken deshalb alles, aus vielen abſtechenden Farben, oft wider den guten Geſchmack, Zuſammengeſetzte in die ſüdlichen Provinzen, wo es nie verfehlt, Abſatz zu finden.

Eines aus der Zerſtückelung der großen Stadt in viele kleine wahrſcheinlich entſtehenden Uebels müſſen wir noch erwähnen, nämlich der nirgends allgemeiner, als hier, herrſchenden Sucht, ſich um das Thun und Laſſen ſeiner Bekannten zu bekümmern, Anekdoten zu ſammlen, und mit dieſen dann die Unterhaltung zu ſchmücken. Alle häuslichen Zuſtände der eben in der Geſellſchaft Gegenwärtigen oder zu ihr Gehörigen, alle geheime Nachrichten aus ihrem Leben mußten wir wider Willen erfahren, denn jedermann beeiferte ſich, uns davon zu unterrichten.

An Entkommen war dabei gar nicht zu denken, wir gingen aus einer Hand in die andere, und oft erwiſchte uns die nämliche Perſon, von der eben die Rede geweſen war, um uns nun auch ihrerſeits von der zu unterhalten, die wir vor zwei Minuten, wohlunterrichtet, verlaſſen hatten. Da alle dieſe geheimen Anekdoten faſt immer in das Gebiet der ſkandalöſen Chronik gehörten, ſo empörte es unſer Gefühl, daß man uns, den ganz Fremden, ſolche Dinge von anſcheinenden Freunden vertrauen mochte, und dieſes Benehmen hätte uns beinahe den Beſuch der hieſigen Geſellſchaften gänzlich verleidet, wenn wir nicht bald inne geworden wären, daß es damit lange nicht ſo böſe gemeint iſt, als der Anſchein es gibt.

Der Franzoſe muß nun einmal immer ſchwatzen, wenn er auch nichts zu ſagen weiß; er glaubt ſogar, in der Geſellſchaft gegen den Anſtand zu ſündigen, wenn er einige Minuten ſchweigt, und ſelbſt ein Sterbender hält es für ſeine Pflicht, die ihn Beſuchenden zu unterhalten, bis ihm unter der Hand des Todes die Zunge erſtarrt. Nun denke man ſich vollends die Gaskogner, dieſe Franzoſen im Superlativ! Dieſes ewig mobile Volk, das keine Ruhe kennt, als den Tod und ſeinen Zwillingsbruder, den Schlaf! Sie müſſen ſprechen, ſo lange ſie leben und wach ſind. Und was kann ihnen denn Stoff zum Geſpräch liefern, als die Außenwelt, die einzige, ſo ſie kennen? Das Beobachten des Nachbars, dieſer Grundzug ächter Kleinſtädterei, iſt in allen dieſen kleinen, eine einzige große Stadt ausmachenden Städten nicht zu vermeiden; man muß dem Nachbar in die Fenſter ſehen, denn der Kreis, der jeden Einzelnen umgibt, iſt gar zu eng. Der Umſtand, daß auch die hier einheimiſch gewordnen Ausländer ſich von der allgemeinen Art und Weiſe nicht ausſchließen, erklärt ſich eben daraus, daß ſie einheimiſch geworden ſind, und daß man, zufolge des alten bekannten Sprichworts, unter den Wölfen heulen lernt. Uebrigens hat alle dieſes Geſchwätz in der Geſellſchaft weiter keine Folgen für den Gegenſtand deſſelben, man ziſchelt es einander zu und das iſt es Alles; der, den es angeht, wird darum nicht weniger geachtet, gerade weil niemand dem Aehnlichen entgehen kann.

Die Frauen in Bourdeaux führen, trotz alle den Beobachtern, ein gar leichtes, luſtiges Leben, und denken wenig daran, ſich vor dem Schein zu bewahren; manche würden es vielleicht ſogar übelnehmen, wenn in der Welt, das heißt hier im Hauſe des Nachbars, von ihnen nicht geſprochen würde. Verhältniſſe, die man ſonſt wohl in den dickſten Schleier des Geheimniſſes zu verhüllen pflegt, werden hier öffentlich zur Schau geſtellt; oft ſchien es uns ſogar, als wären dieſe Verhältniſſe nur des Scheinens wegen da, weil es die Mode ſo will, wie ein Putzhütchen, das doch keinen Schatten gibt. Und doch, wer mag es wagen, über dieſe leichten, luſtigen, immer fröhlichen Weiber abzuurtheln? Wahr iſt es, ſie thun ungern einen Schritt, ohne wenigſtens einen ſie bewundernden Verehrer hinter ſich zu wiſſen, aber deshalb ſind ſie vielleicht nicht weniger tugendhaft, als ihre ernſtern häuslichen Schweſtern im Norden. Landesſitte, allgemeines Beiſpiel entſchuldigen Vieles, und daß ſie die echte Würde der Frauen wohl fühlen, beweiſt der Heldenmuth und die feſte Treue, mit der viele Hunderte von ihnen während der Revolution ihren Gatten in's Gefängniß, ja in den Tod freiwillig folgten.

So luſtig und frei die Frauen in Bourdeaux leben, ſo eingezogen werden die Mädchen gehalten, bis der Trauring ſie von allem Zwang befreit. Schauſpiele, Geſellſchaften, Bälle, Concerte dürfen ſie nie anders, als in Begleitung ihrer Mütter beſuchen, ohne deren Beiſeyn darf kein Beſuch gegeben oder angenommen werden, ſelbſt nicht von und bei vertrauten Freundinnen und Verwandten des Hauſes. Sogar bei jeder Lehrſtunde muß die Mutter zugegen ſeyn, oder doch wenigſtens ihre Stelle durch eine, ſeit vielen Jahren treu bewährte alte Bonne erſetzen laſſen. Ein Mädchen würde um keinen Preis es wagen, ohne die Mutter nur zehn Schritte über die Straße zu gehen, oder ſich von einem andern Mann, als ihrem Vater, begleiten laſſen, ſelbſt nicht von ihrem Bruder. So nachſichtig man gegen den Ruf der Frauen iſt, ſo ſorgſam wird der eines Mädchens bewacht, und die kleinſte Uebertretung der angenommnen Sitte würde nie vergeben oder vergeſſen werden. Auf den Bällen ſitzt jede Mutter neben ihrer Tochter, und keine entfernt ſich auch nur auf Minuten aus dem Saal oder nimmt am Spieltiſch Platz. Die Tänzer bringen nach jedem Tanz die Tochter der Mutter wieder zurück, und kein Mädchen wandelt während der Pauſen am Arm ihrer Geſpielinnen oder eines Herrn im Saal umher. Eine Gewohnheit, welche gewiß von unendlichem Nutzen für die Geſundheit der jungen Mädchen iſt, denn ſie werden von der mütterlichen Sorge vor unmäßigem Tanzen, Zugluft, Erkältung bewahrt, und vor all' den traurigen Folgen jeder Unvorſichtigkeit nach ſtarker Erhitzung.

Dieſe anſcheinende Strenge der Sitten verurſacht indeſſen in der Geſellſchaft nicht den mindeſten Zwang. Die Töchter tanzen, lachen, ſingen um ſo unbefangener unter dem Schutze und der unmittelbaren Aufſicht ihrer Mütter; ihre Fröhlichkeit zeigt ſich nur um ſo natürlicher und furchtloſer. Die Mütter ihrerſeits nehmen freundlichen Antheil an Allem, was ihre Töchter erfreut, erleben in deren ſchöner Blüthe ihre eigne zum zweiten Male, wiſſen recht gut, daß auch ſie einſt jung waren und ſind es zum Theil noch, oder ſcheinen es wenigſtens; denn vom Alter iſt in Frankreich nie die Rede. Nur das lange, müſſige Daſitzen auf den Bällen, die oft der anbrechende Tag erſt endigt, ſchien uns äußerſt ermüdend, und wir bewunderten die mütterliche Geduld dabei. „Unſre Mütter „thaten das Nämliche für uns, nun ſind wir an der „Reihe,“ war die allgemeine Antwort, die man uns lächelnd auf jede ſolche Aeußerung erwiederte.

Geſellſchaften.

Geſund ſeyn, keinen Beſuch haben, und zu Hauſe bleiben, iſt etwas in Bourdeaux ganz Unerhörtes, denn nirgend in der Welt iſt man geſelliger. An jedem freien Abend werden daher Viſiten gemacht, die ſind hier der Zweck des Daſeyns, die Grundpfeiler der Geſelligkeit, und ſie verſäumen, wird faſt wie eine Sünde betrachtet, für die man ſchwerlich Abſolution erhält. Der Anläſſe zu Viſiten gibt es unzählige; jede Geſellſchaft, zu der man geladen war, erfordert hinterher eine Viſite zum Dank; jede Reiſe, und währte ſie nur drei Tage, wird mit Viſiten angetreten und beſchloſſen; jeder Trauerfall in bekannten Familien, jede freudige Begebenheit, Namenstage, hohe kirchliche Feſte, Krankheit, Geneſung, Alles wird mit Viſiten gefeiert. Hat man einander in mehreren Tagen nicht geſehen, traf man ſich geſtern unverhofft an, ſo erfordert das Ereigniß Viſiten. Jede dieſer Viſiten wird vom Empfänger pünktlich wieder gegeben, und ſo dreht ſich der Kreis ewig herum, ſchwindelerregend für den, der an dieſe Lebensweiſe nicht gewöhnt iſt. Da nun auf dieſe Art alle Welt immer in Bewegung iſt, ſo findet ſich bald in einem oder dem andern Hauſe ein kleiner Kreis Bekannter zuſammen, der dann den Abend ohne weitre Umſtände dort zubringt, mit Muſik, Tanz, Spiel, oder fröhlichem Geſchwätz, wie es eben die Gelegenheit gibt. Unerachtet des Viſitenweſens wird hier doch wenig auf beengende Etikette im geſelligen Leben gehalten, weil nicht ſie, ſondern das Bedürfniß der Geſelligkeit die Leute zu einander führt.

Außer dieſen Viſiten aber füllen auch noch Thees die Abende aus, zu denen man von den Damen des Hauſes förmlich eingeladen wird. Da man ſich aber gewöhnlich erſt um acht oder neun Uhr zu dieſen Geſellſchaften verſammelt, ſo bleiben immer noch vorher ein Paar Stündchen übrig, welche die oben belobten Viſiten ausfüllen. Einige Damen haben auch beſtimmte Abende in der Woche, an denen ſie immer zu Hauſe bleiben und ihre einmal für allemal eingeladenen Bekannten bei ſich empfangen. Das Spiel iſt in dieſen Zirkeln die vorzüglichſte Unterhaltung, doch wird auch viel geſchwatzt, Muſik gemacht, und auch wohl nach einer Violine, die einer der Gäſte ergreift, luſtig getanzt. Um eilf Uhr wird Thee, Kaffee und Gebacknes herumgereicht, und eine oder zwei Stunden ſpäter trennt ſich die Geſellſchaft, um ſich morgen in einem andern Hauſe wieder zu finden. Kleine Privatbälle ſind auch nichts Ungewöhnliches, und ſie erfordern hier weder ein bedeutend großes Lokal, noch ſonſt viel Umſtände. Ein oder zwei mäßig große Zimmer, ein Paar Violinen und ein Flageolet, etwas Thee, Limonade und Zuckerwerk, mehr braucht es in dieſem Lande nicht, um recht fröhlich mit einander zu tanzen, bis die Sonne aufgeht. Im Karneval werden die Damen oft gebeten, bei dieſen kleinen Feſten in Maskenkleidern zu erſcheinen, aber ohne Larve. In einfacher, ländlicher Tracht, oder in der niedlichen Kleidung der ſogenannten Griſetten, ſind ſie dann nur um ſo reizender. Dieſe Griſetten-Kleidung beſteht aus einem ziemlich kurzen Rock von weißem Taffent, einem knapp anſchließenden Korſett von heller, abſtechender Farbe, einem dreizipflichen Halstuch von Spitzen, und einer hohen Spitzenhaube mit Flügeln, aus welcher hinten ein dicker, aufgeſchlagner Chignon hervorquillt; eigentlich iſt es die veredelte gewöhnliche Tracht der hieſigen Bürgermädchen.

Seitdem man des Abends zu Mittage ißt, ſind die Abendeſſen verbannt, deſto häufiger wird man in Bourdeaux zum Mittagseſſen geladen. An der Tafel, umringt von ſeinen Freunden, iſt der gaſtfreie Bordelaiſe in ſeinem Element. Nirgends wird beſſer gegeſſen und getrunken, als in Bourdeaux, und doch darf man dabei nicht auf den Luxus ſchelten; er findet ſich ungeſucht, denn dies glückliche Klima bringt Alles ſelbſt hervor, was der raffinirte Geſchmack nur wünſchen kann. Die Lebensmittel ſind hier, in Vergleich mit andern großen Städten, wohlfeil zu nennen;

Land und Strom und Meer gewähren in der größten Mannigfaltigkeit und im Ueberfluß Alles, was bei uns nur als Seltenheit auf großen Tafeln erſcheint. Nirgends findet man beſſere Auſtern, ſie werden lange, ehe man ſie zu Markte bringt, in eignen Gruben am Meeresſtrande mit Kleien und Trebern gemäſtet. Sie ſcheinen von einer ganz eignen Gattung zu ſeyn, das Thier iſt ſehr groß, hat einen grünen Bart und füllt die kleine, dünne, etwas gewölbte Schaale ganz aus. Mit den Auſtern fängt die Mahlzeit immer, noch vor der Suppe, an; eine Gewohnheit, die uns zuerſt nicht recht behagen wollte. Das Rindfleiſch iſt vortrefflich, Geflügel, Wild, beſonders rothe Rebhühner und Ortolanen im Ueberfluß und großer Vollkommenheit, ſo auch das Gemüſe, die Trüffeln, vor allem aber das Obſt, Weintrauben, Pfirſiche und Feigen ſollen hier Alles übertreffen, leider aber fiel unſer Aufenthalt nicht in die Zeit ihrer Reife. Die größte Mannigfaltigkeit bieten der Strom und das Meer. Der Bewohner des innern Landes findet hier mit Erſtaunen alle die Fiſche auf den Tafeln, welche er ſonſt nur in Naturalien-Kabinetten ſah. Rieſengroße Hummer, Taſchenkrebſe, Meerſpinnen, Krabben, Kabeljaue, alle Gattungen Plattfiſche, beſonders die köſtlichen Steinbütten und Zungen, faſt armsdicke Lampreten, von denen die bei uns bekannten Neunaugen oder Pricken Miniaturabbildungen zu ſeyn ſcheinen. Des Rochen gräuliche Ungeſtalt iſt hier auch tafelfähig und ſchmeckt eben ſo gut, als furchtbar ſie ausſieht. Große Störe und eine unzählbare Menge andere Bewohner der dunckeln Tiefe erſcheinen alle im mannigfaltigſten Wechſel. Bourdeaux wäre in dieſer Hinſicht das Paradies einer deutſchen Hausfrau, der es oft viel Kopfbrechens koſtet, um Abwechſelung in ihren Küchenzettel zu bringen; hier würde nur die Wahl ihr Sorge machen. Die franzöſiſchen Damen bekümmern ſich aber wenig darum, ſie haben ſehr geſchickte Köchinnen, die Alles auf's trefflichſte zu bereiten wiſſen, und die Auswahl ſcheint oft den Männern überlaſſen zu bleiben, die an der Tafel, wie die Frauen am Theetiſch, gewöhnlich auch die Sorge für die Gäſte übernehmen. Leider aber verfolgte unſer alter Feind, der Knoblauch, uns auch hier, beſonders in der Faſtenzeit, wo ein aus klein geſchnittnem Stockfiſch mit Oel und Knoblauch ſtark gewürztes Gericht auf allen Tiſchen erſcheint. Sie nennen es morüe a la provençale. Knoblauch iſt einmal die Lieblingswürze aller Bewohner des ſüdlichen Frankreichs; Hohe und Niedere, die eleganteſten Damen genießen ihn ſchon zum Frühſtück, auch ſpürt man ſeinen Duft auf Bällen, im Theater, und überall, wo Viele verſammelt ſind, und keine Roſeneſſenzen und wohlriechende Waſſer vermögen es, dem Uebel zu ſteuren.

Bei allem dieſem Ueberfluß an Lebensmitteln artet der Genuß ſelten in Schwelgereien aus, nur ein einziges Mal wohnten wir einem Gaſtmahl von zwei Gängen bei, von denen jeder aus zwanzig Schüſſeln beſtand. Bei dem letzten erſchien ein Truthahn, der nach der Verſicherung des Wirths nicht nur mit Trüffeln gefüllt, ſondern ſeit vier Wochen auch mit Trüffeln gemäſtet worden war. Ein Nachtiſch aus beinahe hundert Tellern mit Eis und Zuckerwerk folgte alsdann, die Bedienten ſtellten ihn mit eigen dazu gemachten Stäben in Reih' und Glied, die Gäſte zahlten an der Uhr vierzig Minuten, ehe dies Kunſtwerk vollendet war, ſtanden dann ermüdet auf, und dies ſybaritiſche Mahl diente noch mehrere Tage dem Witz der dazu Geladenen zur Zielſcheibe, weil es etwas Unerhörtes war. Gewöhnlich verſammelt man zehn oder zwölf Gäſte um einen reichlich, eben nicht koſtbar beſetzten Tiſch; was man ihnen bietet, iſt immer vollkommen gut, wie es eben die Jahreszeit bringt, an Oſtentation wird dabei nie gedacht, man wählt das Beſte und nicht das Theuerſt. Auch im Tiſchgeräth wird keine Pracht zur Schau geſtellt, das Silberwerk iſt ſolid, und zum Gebrauch in Menge vorhanden, aber die Mode hat wenig Einfluß dabei. Im Trinken iſt der Franzoſe überhaupt mäßig, und trinkt nicht leicht Wein, ohne ihn mit Waſſer zu miſchen. Daß man in Bourdeaux, wo die beſten, geſündeſten Weine ein Erzeugniß des Landes ſind, keine fremden Weine auf die Tafel bringt, iſt natürlich. Nur ein Glas Malaga wird zuweilen geboten, auch wohl ein paar Flaſchen Champagner für die Damen, die Männer ziehen zum Nachtiſch die edleren Gewächſe ihres Landes vor, château margot, St. Julien, la Filte, und andere, von denen aber die Flaſche ſelbſt im Lande oft über einen Thaler koſtet, und die wir in Deutſchland faſt nie echt erhalten.

Auch in Hinſicht des Hausgeräthes läßt ſich der Luxus in Bourdeaux auf keine Weiſe mit der üppigen Pracht vergleichen, die man in Paris und in den größern deutſchen Städten findet. Die Wohnungen ſind auch nicht dazu eingerichtet, denn eine lange Reihe vieler aneinander ſtoßender Zimmer iſt hier äußerſt ſelten. Die Stuben ſind hoch, mit großen, bis zum Fußboden hinabreichenden Fenſtern, welche von außen ein kleiner Balkon umgibt. Die anderswo üblichen reichen Fenſter = Drapperien ſind hier nicht gewöhnlich, obgleich Gardinen zum Gebrauch nicht fehlen. Die Fußböden ſind, wie überall im Süden, mit glaſirten, bunten Backſteinen in mancherlei Formen belegt, ein Gebrauch, der in dieſem warmen Klima im Sommer eine höchſt angenehme Kühlung hervorbringt. Fußteppige ſind ſelten, häufiger große Spiegel, doch wird auch mit ihnen nicht ſo verſchwenderiſch umgegangen, als in Paris. Die Tapeten ſind einfach, von Seide oder Papier. In keinem guten Hauſe vermißt man das bequeme Nothwendige; aber höchſt ſelten findet man Ueberfluß und ſich zur Schau ſtellenden Luxus. Man ſieht aus Allem, daß wirklicher Genuß des Lebens das Ziel iſt, wonach Alles hinſtrebt, und daß das glückliche, milde Klima die Leute verhindert, ſich um den bloßen Schmuck ihrer Häuſer ſonderlich zu kümmern.

Ungern erwähnen wir jetzt noch eines Fleckens, der den ſo angenehmen Ton des geſelligen Lebens in Bourdeaux entſtellt, der unermeßlichen Spielwuth, die hier leider in allen Geſellſchaften herrſcht. Es iſt nicht blos der Wunſch, einige Stunden bei einem angenehmen Zeitvertreibe hinzubringen, der die Spieltiſche von Bourdeaux bevölkert, man will Geld ge=

winnen. Dieſe Gewinnſucht ſpricht ſich deutlich in den Mienen und Bewegungen der Spielenden aus, gleichviel ob es Silbermünzen oder Goldſtücken gilt, und jede freie Minute wird von Männern und Frauen zu dieſem Zweck verwendet. Schon vor Tiſche, wenn ſich die Geſellſchaft vielleicht eine halbe Stunde zu früh eingefunden hat, kommt das edle Ecartée an die Tagesordnung, und wird gleich nach Tiſche wieder vorgenommen, ein Spiel, welches ſelbſt deſſen eifrigſte Verehrer für ein Schuhputzer-Spiel (jeu de decrotteur) erklären. Es gleicht dem in allen deutſchen Bierhäuſern wohlbekannten Spiel, das man an einigen Orten Bettelmann nennt. Nur zwei Perſonen ſpielen es, ſey die Geſellſchaft auch noch ſo groß, aber alle nehmen durch oft ziemlich bedeutende Wetten Theil daran. In dicht gedrängten Reihen ſtehen die parirenden Herren und Damen hinter den Stühlen der beiden Spieler; jeder der Wettenden hat das Recht, das Spiel deſſen, für den er ſich intereſſirt, durch ſeinen Rath zu unterſtützen. Dies Recht wird von Allen eifrig benutzt, und keine Karte darf den Tiſch berühren, über welche nicht eifrig geſtritten wird, ſo lange ſie noch in der Schwebe war. Die Rathgeber ſind natürlicherweiſe unter ſich nie einig, die Spieler, die ſich ſo für das Allgemeine abarbeiten, erheben ihre Stimmen ebenfalls, es wird ein Geſchrei durcheinander, eine Verwirrung, ein Streiten, das uns unerträglich erſchien, hier aber den eigentlichen Reiz, die Würze des Vergnügens ausmacht. Abends ſpielt man ebenfalls, aber die ſonſt üblichen ſogenannten Kommerz-Spiele, l'hombre, Whist, Reversi, kommen ſelten vor, höchſtens geben ſich noch ein Paar alte Herren und Damen damit ab. Man liebt nur Spiele, in welchen der Zufall entſcheidet, die in einer Minute arm und reich machen. Dieſe betreibt man mit einem Eifer, als gälte es das ganze Wohl und Weh jedes einzelnen Theilnehmers daran. Der Bouillotte-Tiſch mit ſeinem verhängnißvollen Leuchter iſt alſo der Mittelpunkt der Abendgeſellſchaften, dieſes widerliche Hazardſpiel, in welchem nicht nur der Zufall, ſondern auch an feinen Betrug gränzende Liſt entſcheiden, und das deshalb, zu unſrer Ehre ſey es geſagt, in Deutſchland nie rechten Eingang fand, ſo ſehr man es auch in Frankreich liebt. Selten werden in großen Zirkeln mehr als zwei ſolcher Tiſche hingeſetzt, und da jeder nur fünf Perſonen beſchäftigt, ſo bleibt der größte Theil der Geſellſchaft dabei müßig. Dieſer wartet dann ängſtlich hinter den Stühlen der Spielenden, bis einer von ihnen ſeinen ganzen Einſatz verloren hat. Déconfit heißt es in der Kunſtſprache, und jeder drängt ſich dann herbei, um den dadurch leer gewordnen Platz einzunehmen. Da nur einer dieſer Glückliche ſeyn kann, ſo machen die Zurückbleibenden oft recht lange Geſichter, ehe ſie ſich entſchließen, einen zweiten ähnlichen Glücksfall abzuwarten. Der ſo eben verlor, ſtellt ſich gewöhnlich gleich wieder in die Reihen, denn nur die einmal hier angenommene Regel der Höflichkeit zwang ihn, das Feld zu räumen. Würfel, Roulette, Vingt un und ähnliche Spiele werden zwar in Privathäuſern nicht geſpielt, deſto mehr aber in öffentlichen. Auch Damen nehmen thätigen Antheil an ſolchen Spielzirkeln, doch ſucht man dieſen dann wenigſtens das Anſehen einer geſchloßnen Geſellſchaft zu geben.

Theater.

Mit Recht gilt das große Schauſpielhaus in Bourdeaux für eines der ſchönſten in Europa. Der prächtigen Hauptfaſade in der Allee Tourny haben wir früher ſchon erwähnt; die große, mit Säulen, Büſten und Statuen geſchmückte Eintrittshalle, ſo wie auch die ſchöne Doppeltreppe, welche in die Logen hinaufführet, ſind faſt in einem zu großen, ernſten Stil für den Zweck des Gebäudes; es iſt als ob man einen Tempel beträte. Die darin ſpielende Truppe ſtand leider mit dieſer Pracht in keinem Verhältniß; ſie gehörte zu den mittelmäßigſten in ganz Frankreich. Auch die Ballete, welche der Franzoſe ſo ungern auf den Bühnen vermißt, haben wir in weit kleinern Städten viel vorzüglicher gefunden. Dennoch ward das Theater ſehr fleißig von aller Welt beſucht, denn dies Vergnügen gehört einmal zu den unentbehrlichſten Bedürfniſſen der Nation, die viel lieber Alles entbehrt, als das Schauſpiel.

Große Trauerſpiele kommen in Bourdeaux ſelten an die Reihe, das Klima iſt ihnen nicht günſtig. Kleine Komödien werden auf jeder franzöſiſchen Bühne immer wenigſtens ſo dargeſtellt, daß man ſie ein paar Mal mit Vergnügen ſehen kann, und ſo war es auch hier. Die kürzlich in Frankreich Mode gewordnen, unſern Familiengemälden ähnlichen, ſentimentalen Stücke, voll Edelmuth und häuslichen Herzeleids, fanden in Bourdeaux wenig Beifall, und da die Polizei eben das Pfeifen verboten hatte, ſo erlebten wir es einmal, daß ein ſolches klägliches Drama vom Theater wegadmirirt ward. Bei den rührendſten Scenen ſchrie das Parterre ſo laut und lange mit dem Ausdruck der höchſten Bewunderung: ah! ah! bis die Schauſpieler verſtummen und der Vorhang unter lautem Gelächter der Zuſchauer fallen mußte.

Einer Vorſtellung, die wir ſahen, müſſen wir indeſſen, ihrer ungemeinen Abſurdität wegen, hier beſonders erwähnen. Es war die der Andrienne des Terenz. Die Veranlaſſung dazu hatte der wirklich ſehr gute Komiker Paulin gegeben. Er war mit Recht ein Liebling des Publicums, ſchraubte aber nach und nach ſeine Forderungen an die Direction ſo hoch hinauf, daß dieſe ſich endlich entſchloß, ihm im Ernſt den Abſchied zu gewähren, um welchen er oft ſchon zum Schein angehalten hatte. Es kam alſo wirklich dazu, daß er zum leztenmal die Bühne beſteigen ſollte; er hoffte, das Parterre werde, wie ſonſt ſchon geſchehen, am Ende des Stücks auf ſein Dableiben mit Gewährung aller ſeiner Wünſche beſtehen, deshalb wählte er dies Stück, um in der Rolle des die ganze Intrigue leitenden Sklaven ſein Talent im größten Glanz zu zeigen. Das Haus war zum Erdrücken voll, denn Alle wollten der Entſcheidung von Paulins Schickſal beiwohnen. Der Vorhang ging auf, und zu unſerm Erſtaunen ſahen wir die alten Athenienſer Simo und Chremes mit geſtickten Gala-Röcken, weißgepuderten Haarbeutel-Perücken, Hut, Stock und Degen, als Monsieur Thrénès und Monsieur Cliton einherſchreiten. Wir glaubten erſt, man wolle den Terenz traveſtiren, aber es war den Leuten ein Ernſt damit. Monsieur Thrénès und Monsieur Cliton ſprachen immer von den alten Göttern als ächte Heiden, und gebehrdeten ſich in der franzöſiſchen Kleidung nach der Sitte der alten Athener; dazwiſchen lief der Sclave Davus im griechiſchen Sclavenkoſtüm herum, während ſeine Kameraden hübſche Livreen anhatten. Die in eine Soubrette verwandelte Sklavin Myſis kehrte ſich nicht daran, ſondern kokettirte dennoch mit ihm, als ſey er ein Jasmin oder Lafleur; auch hatte ſie das franzöſiſche Schürzchen, mit kleinen Taſchen zur Aufbewahrung der Hände, nicht vergeſſen umzuthun. Glycerion, ihre nach der neueſten Mode geputzte Dame, erſchien am Ende des Stückes, und gebehrdete ſich ſehr vornehm. Es war das tollſte Gemiſch von Alt und Neu, dem der Umſtand, daß das Publicum nichts davon merkte, etwas ungemein Komiſches gab; denn dieſem kam es vor, als ſey das Stück von Moliere, oder doch wenigſtens von einem ſeiner Zeitgenoſſen. Paulin machte, trotz des Sklavengewandes, aus dem griechiſchen Davus einen franzöſiſchen Scapin, zeigte aber viel ächtkomiſches Talent und theatraliſche Gewandtheit in ſeinem Spiel. Am Schluſſe ward er ſehr applaudirt aber dabei blieb es, und er mußte nun ſeinem Stern oder Unſtern in Zukunft folgen, wohin ihn dieſer führen wollte.

Dieſelbe Truppe, welche auf dem großen Theater ſpielt, gibt auch an beſtimmten Tagen Vorſtellungen auf einem kleinern, im Innern der Stadt. Außer dieſen aber ſtehen noch mehrere kleine Schauſpielhäuſer dem Schauluſtigen offen. Auf dem Theater de la gaieté ſpielte man kleine Operetten und Vaudevilles, in einem ſehr elenden Lokal, recht artig und ergötzlich. Für dieſe Truppe war ein ſehr hübſches Haus an der Allee Tourny noch im Entſtehen. Auch gibt es noch ein ſehr unbedeutendes Théatre Moliere und noch ein Paar namenloſe Tempel Thaliens, die aber alle ihre Verehrer in den niedern Klaſſen finden. Eine Geſellſchaft von Dilettanten, größtentheils aus dem Mittelſtande, ſpielte auf dem Théatre Maffei ſo ziemlich Alles, was ihr vor die Hand kam, große und kleine Tragödien und Schauſpiele. Da dies Theater eigentlich für optiſche Vorſtellungen erbaut iſt, ſo kann man ſich denken, wie beſchränkt der Raum darauf war. Durchreiſende Schauſpieler geben zuweilen hier Gaſtrollen, bei ſolchen ſeltnen Fällen wird dann auch in dieſem Theater die entrée bezahlt, und dadurch dem größern Publicum der Zutritt eröffnet. Wir ſahen auf dieſer Miniatur-Bühne den früher in Hamburg geweſenen Schauſpieler Maſſin den Cid ſpielen. Sowohl das Lokal als die Mitſpielenden machten ein Luſtſpiel aus der ernſten Tragödie.

Den Bewohnern der guten Stadt Bourdeaux fehlt es alſo nicht an Schaubühnen zur Auswahl, wenn gleich keine derſelben als vorzüglich zu loben iſt. Dies aber gilt dem gewöhnlichen Franzoſen ziemlich gleich, er bekümmert ſich wenig um höhere Anſprüche an die Kunſt, nur etwas muß er ſehen, und dann die Freude haben, die Damen zu lorgniren, aus einer Loge in die andere zu laufen, zu ſchwatzen, zu lachen, vor allen Dingen aber mit der Menge hinaus zu gehen. Zu dieſem letztern Vergnügen drängt ſich mancher, der gar nicht im Theater war, um doch das Anſehen zu haben, als ſey er darinne geweſen. Schöne Geiſter wie in Paris, die im Parterre ſich das Richteramt anmaßen und nach Belieben loben und verdammen, gibt es in Bourdeaux wenige oder vielleicht keinen. Der Bordelaiſe will ſich nur amüſiren. Ob es regelrecht geſchehe? kümmert ihn nicht, und Alles, was nicht langweilig iſt, wird von ihm freundlich aufgenommen.

Das Karneval.

Die überall der lauten Freude geweihte Zeit des Karnevals wird wohl nirgends luſtiger verlebt, als in Bourdeaux. Jung und alt, Reiche und Arme drehen ſich, ſo lange ſie währt, in einem ewigen Kreis von Luſtbarkeiten herum, ſo daß in der letzten Woche niemand mehr recht bei Verſtande bleibt. Selbſt ſonſt ſehr thätige Geſchäftsmänner, die weit über die Jahre der Jugend hinaus ſind, weiſen dann gern jede Arbeit von ſich ab, und geſtehen, daß ſie nicht begreifen, wie man ohne die äußerſte Nothwendigkeit nur von irgend etwas Ernſterem ſprechen könne.

Die ſonſt hier üblich geweſenen öffentlichen Maskenzüge auf den Straßen ſieht man nicht mehr, nur der Pöbel hält die alte Sitte noch einigermaßen aufrecht und läuft zuweilen maskirt auf der Straße herum; doch auch dieſes geſchieht nur von wenigen, die ſich dabei immer eines ſtarken Gefolgs von Straßenbuben zu erfreuen haben. Die eigentliche Luſt des Karnevals beginnt jetzt erſt gegen Mitternacht, und währt dafür bis an den hellen Tag.

Sechs bis acht maskirte Bälle werden wenigſtens jeden Abend in Bourdeaux gegeben, alle ſind gedrängt voll Menſchen jedes Alters und Standes; Spiel und Intrigue locken die Vornehmern zu dieſen Verſammlungen, wüthende Tanzluſt den Mittelſtand, vom ehrbaren Bürger bis hinunter zu den niedrigſten Klaſſen des Volks. Niemand beinahe läßt freiwillig eine Nacht vorüber gehen, ohne wenigſtens einen dieſer Maskenſäle beſucht zu haben, und viele Herren und Damen machen gewöhnlich die Runde durch die glänzendſten derſelben, um ja nicht den zu verſäumen, der für dieſen Abend der beſuchteſte iſt. Das Reſultat dieſer Streifereien iſt dann natürlicherweiſe, daß man dieſelben Bekannten, dieſelben Masken an drei vier verſchiedenen Orten wieder findet.

Um Alles zu ſehen, beſuchten auch wir ein Paar der berühmteſten Maskenbälle und übergingen die andern, mit der vollen Ueberzeugung, nichts dadurch zu verſäumen, indem nur die Anordnung des Lokals, die mehr oder minder gute Beleuchtung und Muſik ſie von einander unterſcheiden.

Der Ball im großen Schauſpielhauſe iſt der beſuchteſte. Hier fanden wir die ganze Stadt auf einen Punkt zuſammen gedrängt, im bunteſten Gewühl aller Klaſſen durch einander. Die prächtige Eintrittshalle, deren wir ſchon früher erwähnten, war mit gefärbten, zierlich geordneten Glaslampen recht glänzend und geſchmackvoll erleuchtet, und gewährte einen wirklich impoſanten, ſchönen Anblick. Mit Mühe drängten wir uns durch die vielen Masken auf der Treppe, um zu den Logen zu gelangen, und fanden zu unſrer großen Freude noch in einer derſelben Platz genug, um das Ganze mit einem Blick zu überſehen. Das Parterre war dem Theater gleich gemacht, und beide zuſammen bildeten einen faſt unabſehbar großen Saal, in welchem die bunte, zuſammengedrängte Menſchenmaſſe wie ein Meer auf und ab wogte. Der bei weitem größte Theil der Verſammlung ſchien nicht zur eleganten Welt zu gehören; wir bemerkten keine einzige ſchöne oder glänzende Maske. Einige Charaktermasken waren zwar da, aber alle von ganz gewöhnlicher Art, und keine bemühte ſich, den angenommenen Charakter mit Geiſt und Laune durchzuführen. Die Damen maskirt, im Domino, oder in die beliebte Tracht der Griſetten gekleidet, drängten ſich, am Arm ihrer größtentheils unmaskirten Führer auf und abwandelnd, durch das Gewühl der Tanzenden hin. Bei letzteren aber war die rechte Freude des Karnevals zu Hauſe. Zwar ſchien keiner derſelben zu der ſogenannten guten Geſellſchaft zu gehören, aber nie ſahen wir ſo ganz mit Herzensluſt tanzen, als hier. Die Poiſſarde und der Laſtträger, die Köchin und der Hausknecht, der Friſeur und das Kammermädchen, Alles drehte ſich in den künſtlichſten Wendungen des franzöſiſchen Cotillons unermüdet herum, machte ſeine Pas, ſtrebte nach Grazie, that galant, kurz es waren Franzoſen im guten, fröhlichen Sinn des Worts. Die faſt unerträgliche Hitze, der noch unerträglichere Staub, nichts von alle dem ſtörte ihre Freude; unermüdet benutzten ſie jedes vom Gedränge frei gebliebne Plätzchen, und kein Menſch ſchien nur an Ausruhen zu denken. So treiben ſie es die ganze Nacht, bis die helle Sonne ſie heimſendet, niemand gedenkt dabei der Arbeit des vergangnen oder des kommenden Tages. Sie ſcheinen keine Ermüdung zu kennen. Ein Dienſtmädchen in unſerm Gaſthofe tanzte ſo vier Nächte nach einander, that am Tage ihre Arbeit wie gewöhnlich, und klagte uns am fünften Tage halb weinend, daß ſie für heute zu Hauſe bleiben müſſe, weil ihr die Herrſchaft die Erlaubniß, wieder auf den Ball zu gehen, verſagt habe.

Nachdem wir unten im Theater dem luſtigen Getümmel lange genug zugeſehen hatten, ſtiegen wir eine Treppe hinauf in den ebenfalls im Schauſpielhauſe befindlichen großen Concert-Saal, in welchem wir Alles genau ſo wieder fanden, als wir es eben verlaſſen hatten, man tanzte und drängte ſich herum, wie unten im großen Saal. Der Concertſaal iſt ebenfalls von Logen umgeben und eine bedeutende Reihe größerer und kleinerer Zimmer ſchließt ſich an ihn an. In einigen derſelben wurden Erfriſchungen verkauft, mehrere waren von kleinern, abgeſchloßnen Geſellſchaften eingenommen, die größeren dienten den Spielern zum Tummelplatz, und dieſe boten uns einen für uns ganz neuen Anblick. Noch ehe wir dieſe Zimmer betraten, hörten wir aus der Ferne ein wunderlich dumpfes, tacktmäßig ſich wiederholendes Geräuſch, welches uns faſt auf die Idee brachte, eine Kattundruckerei, eine Spinnmaſchine, oder etwas dem Aehnliches, ſey in der Nähe. In dem erſten Spielzimmer wurde Roulette geſpielt, das Gedränge um die Tafel her war ſehr groß, doch Aehnliches hatten wir in Bädern ſchon geſehen, und gingen alſo weiter, dem wunderlichen Geräuſche nach, das ſich immer vernehmlicher hören ließ, bis wir in einen ſehr langen, hell erleuchteten Saal traten. Funfzig und mehr gewöhnliche Spieltiſche ſtanden hier neben einander in langer Reihe. An jedem ſaß eine ganz maskirte Dame im Domino, hinter ihr ſtand ein eben ſo maskirter Herr, als ihr Beſchützer, vor ihr auf dem Tiſch lagen Würfel und ein großer, glänzender Haufen Geld. Jede Dame hielt einen kleinen Becher von Horn zum Würfeln in der Hand, mit dem ſie unaufhörlich auf den Tiſch klopfte, ſo lange ſie müſſig war, um die Spielenden herbei zu locken. Daraus entſtand das Geräuſch, welches uns auf die hier ganz abſurde Idee einer Kattundruckerei brachte. In dem von den Spieltiſchen frei gelaßnen Raum drängte ſich ſchweigend eine Menge von Masken herum, einzeln traten ſie zu den Tiſchen, warfen ein Goldſtück hin, würfelten, und giengen wieder fort, indem ſie ihr Gold entweder da ließen oder verdoppelt einſteckten, um an einem andern Tiſch ihr Heil zu verſuchen. Kein Laut war in dieſem Saale zu hören, als das Klirren des Geldes, das Klappern der Würfel und Becher, nur ganz von fern ſchallte die Tanzmuſick herüber. Kein menſchliches Geſicht war zu ſehen, lauter Larven, die ſchweigend mit großem Ernſt ihr Geſchäft betrieben und mit unſäglicher Gier das gewonnene Geld einſtrichen. Uns ward hier unheimlich zu Muthe; fratzenhaft erſchien uns Alles, was uns umgab, und grauenvoll zugleich. Noch durch zwei ganz ähnliche Säle gingen wir hindurch, ehe wir den Vorplatz erreichten, in beiden fanden wir das nämliche Schauſpiel, das nämliche Schweigen der nur mit Gewinn und Verluſt beſchäftigten Masken, das Klappern und Klirren des Geldes, der Würfel und der Becher.

Draußen athmeten wir freier und äußerten gegen unſern hier einheimiſchen Begleiter unſre Verwunderung über daß Geſchehene und zugleich die Meinung, daß jene Damen mit dem Würfelbecher wohl zu einer ſehr verworfnen Klaſſe gehören möchten. Wie ſehr ſtieg unſer Erſtaunen, als wir von ihm erfuhren, daß ſie faſt alle aus dem vornehmſten, angeſehenſten Kreiſe der Frauen in Bourdeaux waren, Gattinnen bedeutender Männer, denen wir täglich in der Geſellſchaft begegneten! Dieſe Tiſche hatten ſie für die Zeit des Karnevals vom Unternehmer des Ball's gemiethet.

Daß hier nicht Alles Gold ſey, was da glänzt, davon machte ein Fremder unſrer Bekanntſchaft an dem nämlichen Abende die Erfahrung. Er war mit zehn Louisdoren in den Saal getreten, hatte zehn andere damit gewonnen, und doch ergab ſich am andern Morgen, daß er eigentlich verloren habe, denn alle zwanzig Goldſtücke, welche über mehrere Tiſche die Wanderung gemacht hatten, waren unächt, das Stück ungefähr neun Franken werth.

Dem Einheimiſchen kann dergleichen nicht widerfahren, denn dieſer weiß, daß man auf den hieſigen Maskenbällen nie mit gutem Golde ſpielt. Unten am Eingange iſt ein etwas ſeitwärts gelegener, beſonderer Laden, in welchem ſich jeder, der oben zu ſpielen gedenkt, mit Gold verſieht. Die Louisdore werden in dieſem Laden ganz öffentlich, das Stück zu neun Franken verkauft, und man kann beim Zuhauſegehen ſie dort auch wieder gegen echtes Gold für den gegebnen Preis vertauſchen. Worin der eigentliche Vortheil des Verkäufers dieſer falſchen Münzen liegt, konnten wir nie recht ergründen; man ſagte uns, derſelbe beſtünde hauptſächlich darin, daß beim zweiten Wechſel manches gute Goldſtück unter den falſchen mit liefe, denn letztere ſind ſo gut gemacht, daß ſie nur ein ſehr geübtes Auge erkennen kann. Dagegen aber bleibt auch manche falſche Münze unter den echten, und man thut wohl, ſich an den Bouillotten-Tiſchen, ſelbſt in der beſten Geſellſchaft, davor zu hüten. Uebrigens iſt das Würfel-Spielen um falſches Gold hier ſo allgemeine Sitte, daß man den, der es nicht thut, als einen Neuling in der Welt verſpottet.

Der zweite Maskenball, den wir beſuchten, bei Ormond, iſt der eigentliche Sammelplatz der eleganten Welt. Wir fanden hier nicht jene unermüdeten Tänzer des großen Theaters, dennoch ging es in der feenhaft geſchmückten Rotunde ſehr fröhlich her, und Anſtand und Zierlichkeit der Tanzenden bezeugten, daß dieſe nur zu den höheren Ständen gehörten. Das Lokal kann ſich in Hinſicht der Größe mit dem Theater bei weitem nicht meſſen, doch iſt es weit angenehmer und eleganter dekorirt. Eine Gallerie, bedeckt mit transparenter Leinwand, auf welcher Bäume, Blumen und Sträuche gemalt ſind, vereinigt die vielen verſchiednen Säle und Zimmer. Durch die hinter dieſer Leinwand angebrachten Lampen ward in dieſer Gallerie ein liebliches, den Masken ſehr vortheilhaftes Dämmerlicht verbreitet, in welchem eine Menge der liebenswürdigſten, eleganteſten Griſetten herumſchwebte. Viele recht gut erſonnene und durchgeführte Charakter-Masken trugen hier zum allgemeinen Vergnügen bei, beſonders eine Geſellſchaft junger Männer, in der Kleidung und dem Charakter der Poiſſarden. Einer von ihnen führte mit einem Gaskogniſchen Friſeur mehrere höchſt komiſche Auftritte zum Ergötzen aller Umſtehenden herbei.

In den Spielſälen bei Ormond ſahen wir das Würfelſpiel faſt noch eifriger treiben, als im Schauſpielhauſe. Die hier übliche Art deſſelben heißt Krips oder Kraps. Der Spielende würfelt zuerſt, dann der, ſo die Bank hält, und wer von Beiden die zuerſt geworfne Zahl wieder trifft, hat gewonnen.

Außer den Maskenbällen werden auch viele Subſcriptionsbälle in öffentlichen Häuſern gegeben, bei welchen man ohne Maske in Balltracht erſcheint. Der Ball à la maison de l' Intendance iſt der Verſammlungsort der Bewohner der innern Stadt, doch trafen wir dort auch mehrere Familien vom Charteron. Das Lokal iſt nicht ſchön, der Tanzſaal niedrig, ſchlecht erleuchtet, und mehrere an ihn ſtoßende Zimmer, zum Spiel und zur Konverſation, zeichnen ſich auch nicht durch elegante Einrichtung aus. Wir ſahen an den anweſenden Damen wenig Luxus in der Kleidung, wenig glänzenden Schmuck; ſie ſchienen ſogar um einige Monate in der Mode zurück geblieben zu ſeyn; aber der Ton dieſer Geſellſchaft, ihr leichtes, anſtändiges Benehmen, das liebenswürdige Entgegenkommen, mit dem ſie uns Fremdlinge empfingen, erfreute uns um ſo mehr. Den mehreſten Mitgliedern dieſer Geſellſchaft ſah man es an, daß ſie gewohnt waren, ſich in den ausgeſuchteſten Zirkeln des ehemaligen Paris zu bewegen. Getanzt ward viel, recht fröhlich, recht anſtändig und zierlich, obgleich mit weit weniger Prätenſion, als in Paris. Dort kommen auf ſolchen Bällen nur wenige Tänzer zuſammen, die Tanzenden bereiten ſich Monate zuvor darauf, und man ſieht es ihnen an, daß es nur um den Beifall der im dichten Kreiſe ſie umgebenden Zuſchauer zu thun iſt, nicht um die Freude. Hier iſt das anders. Leicht und fröhlich, wie junge Grazien, folgten die zierlichen Tänzerinnen den mannigfaltigen Figuren ihres vaterländiſchen Tanzes; die Mädchen eilten nach jedem Tanze ſogleich wieder zu ihren freundlichen Müttern, der gewohnten Sitte des Landes gemäß, die jungen Frauen zu ihren Bekannten in die Reihen der Zuſchauerinnen. Die Schritte waren weniger künſtlich als in Paris, die Attitüden weniger theatraliſch, aber auch weniger manierirt, und der Ausdruck des Vergnügens auf allen Geſichtern erſetzte reichlich jene mühſam erlernte Tanzmeiſter-Grazie.

Die ſogenannten engliſchen Bälle im Hôtel Franclin, einem Gaſthofe, ſind weit glänzender. Die Geſellſchaft des Charteron verſammelt ſich dort; viele Damen ſtrahlten im blendendſten Glanz der Juwelen, mehrere noch in dem der Jugend und Schönheit, Alles ſchien Jubel und Freude. Der Tanzſaal iſt größer, ſchöner, beſſer erleuchtet; ein großer Speiſeſaal ſtößt daran, in welchem um ein Uhr zur Nacht gegeſſen wird; nach dem Eſſen fängt der Tanz wieder an und währt, wie hier gewöhnlich, bis zum Anbruch des Tages. Franzöſiſche Kontretänze und Walzer ſind die einzigen in Bourdeaux üblichen Tänze, die erſten werden mit großer Anmuth und Leichtigkeit durchgeführt, das Walzen aber geht nicht ſonderlich von Statten, man ſieht es, der Tanz iſt hier fremd. Ein gereiſter Herr wollte verſuchen, eine gewöhnliche Ekoſſaiſe aufzuführen, aber weder die Muſiker noch die Tanzenden konnten damit fertig werden, und der Tanz endete unter lautem Gelächter ehe er noch recht angefangen war. Die Aſchermittwoch, welche ſonſt in katholiſchen Ländern das Ende aller dieſer Freuden plötzlich herbeiführt, ging hier unbemerkt vorüber, denn das Volk war zu ſehr im Taumel befangen, um gleich ſtille ſtehen zu können, und es beſuchte die Maskeraden nach wie vor bis gegen die Mitte der Faſten. Die höheren Stände aber zogen ſich zurück, bei ihnen war eben Devotion Mode geworden, die wohl von echter Frömmigkeit zu unterſcheiden iſt.

Viele moderne Frommen eiferten gewaltig über das, durch eine lange Reihe der größten Zügelloſigkeit geweihter Jahre, verwilderte Volk. Dieſes hingegen wußte ſich in die längſt vergeßnen kirchlichen Gebräuche und Einſchränkungen nicht mehr zu fügen, und der Biſchof hatte noch zu wenig Gewalt, um kräftig durchzudringen und die alte Ordnung wieder herzuſtellen. Sehr weislich aber arbeitete er im Stillen daran, ſein altes Anſehen wieder zu gewinnen; die Meſſe ward, Dank ſeinen Bemühungen, ſchon wieder eifrig beſucht, es wurde ſogar Mode hinzugehen, und damit iſt in dieſem Lande Alles gewonnen.

Eine große glänzende Proceſſion zog an einem Sonntag der Faſten durch mehrere Straßen bis zur Kathedralkirche, wo ein feierliches Hochamt gehalten ward, um Gott für die Wiederherſtellung der katholiſchen Kirche zu danken. Leute aus allen Ständen folgten dem Zuge, und dieſe in die Augen fallende Feierlichkeit hat gewiß damals der Kirche viele Herzen wieder zugewendet. Die hier wohnenden Fremden ſind größtentheils der proteſtantiſchen Religion zugethan; ſie haben ihre eigne Kirche, die aber, ohne alle äußere Zeichen eines Gotteshauſes, tief verſteckt in einem Winkel liegt. Die Thüre, welche hineinführt, iſt die engſte und niedrigſte, ſo man ſich denken kann.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der Jahrmarkt.

Ein ächtes ſüdliches Volksfeſt iſt dieſer Jahrmarkt, der gerade auf die Zeit des erſten erwachenden Frühlings, zu Anfange des Märzmonats fällt. Reiche und Arme, Vornehme und Geringe freuen ſich ſchon Wochen vorher auf dieſe fröhliche Zeit. In Hinſicht des Kaufens und Verkaufens iſt der Jahrmarkt zwar nicht bedeutend, wohl aber in Hinſicht des allgemeinen Jubels, deſſen Haupttummelplatz der große Raum vor der Börſe iſt. Ihn theilt eine Reihe Buden in zwei ungleiche Theile, ſo lange der Jahrmarkt währt. Die kleinere Hälfte deſſelben, dicht vor dem Börſengebäude, iſt während der Zeit die Lieblings-Promenade der feineren Welt; die größere, die ſich bis an den Strom erſtreckt, bleibt dem Volk und ſeinen Freuden überlaſſen.

In dem innern Raum der eigentlichen Börſe, in der ihn umgebenden Gallerie und dem daran ſtoßenden großen Saal ſtehen lange Reihen unzähliger Buden, in welchen allerhand Waaren feil geboten werden. An Auersbachshof, überhaupt an die Leipziger Meſſe darf hiebei freilich nicht gedacht werden, denn Alles, was man hier zum Verkauf ausgeſtellt ſieht, iſt ſelten von hohem Werth, aber die Mode treibt dennoch alle Welt dorthin, beſonders Vormittags von ein bis drei Uhr. Man ſtößt, man drängt einander, man athmet Knoblauchsduft; hundert zugleich ſchreiende Stimmen betäuben das Ohr; man arbeitet ſich mühſam durch das Gewühl zu Bekannten, und wird durch die zuſtrömende Menge im Moment, da man ſie anreden will, wieder von ihnen getrennt. Das iſt die ganze Freude, aber dennoch geht alle Welt hin, eben weil jedermann hingeht, und niemand zu Hauſe bleiben mag.

Iſt man dieſes Vergnügens endlich müde, ſo begibt man ſich hinaus auf den Platz dicht vor dem Gebäude, zu einer Art Revüe der ganzen Geſellſchaft. Freilich brennt dort die Frühlingsſonne ganz umbarmherzig, und Düngerhaufen umgeben, ſtatt Bäume und Blumen, die Promenade, auf der kein Grashalm keimt. Auch der Staub iſt entſetzlich, doch niemand achtet aller dieſer Unbequemlichkeiten, denn eine ſchönere Gelegenheit, elegante Morgenanzüge zu ſehen und zu zeigen, gibt es in der Welt nicht. Wer müde iſt, miethet für einen Sous einen der unzähligen Strohſeſſel, welche eine Menge alter Weiber zu dieſem Zweck mit gellender Stimme ausbieten. Eine lange, bunte Reihe von Beobachtenden bildet ſich ſehr bald; die Andern wandeln umher, ſtellen ſich in kleine Gruppen, die ſchnell wieder zerſtieben, nicken hier einem Bekannten, und rufen dort einem ihr Adieu! aus der Ferne zu. Denn Adieu iſt in Bourdeaux die Begrüßungsformel beim Kommen oder beim Wiederſehen, nicht beim Scheiden. So dreht man ſich im bunten Wirrwarr herum, bis die Stunde ſchlägt, die alle Welt nach Hauſe zum Mittagseſſen ruft.

Anders geht es auf der zweiten, dem Volk überlaßnen Hälfte des Platzes her. Dort währet die Freude ununterbrochen fort bis zum Abend. Matroſen aus allen Weltgegenden, wild ausſehende, in Schaffelle gehüllte Bewohner der Steppen um Bourdeaux, der ſogenannten Landes, Poiſſarden, Weingärtner, Mädchen und Weiber vom Lande und aus der Stadt, in der bunteſten Sonntagstracht, kurz Alles, was nur in und um Bourdeaux athmet und lebt, treibt ſich dort im wildeſten, luſtigſten, bunteſten Gewimmel umher. Man ißt und trinkt, man ſchreit und lacht und tanzt nach dem Tambourin und der Pfeife oder dem Schall einer verſtimmten Geige, daß der Staub hoch in die Luft wirbelt. Dazwiſchen dudeln die vielen Drehorgeln, ſchreien die Guckkaſten-Männer ihre Wunder aus. Im Ganzen überſehen, iſt dieſer Anblick der tollſte und luſtigſte, der ſich erdenken läßt, im Einzelnen gewährt er unendliche Abwechſelung. In einem Winkel ſpielen Hunde eine Komödie, Poliſchinello in ſeinem Häuschen quikt dazwiſchen. In einem andern Winkel tanzen abgerichtete Ziegen ein Ballet, in einem dritten exerciren Affen auf's Kommando, und ziehen vor der ſchönſten Demoiſelle den Hut ab, und ein Paar ganz erſtaunte Bären drehen ſich mitten unter alle dem Spektakel nach dem Schall des polniſchen Dudelſacks ſchwerfällig herum.

Alles wird geſehen, bewundert, belacht. Da ertönen auf einmal ein Paar ganz erſchreckliche Geigen, Pfeifen, Trompeten und das beliebte Tambourin; ſie künden etwas Ungemeines an, das Volk macht Platz, und hoch auf einem mit bunten Bändern geſchmückten Maulthiere kommt eine ſchöne, roth und weiß geſchminkte, halb türkiſch, halb bäuriſch gekleidete Dame angeritten. Glänzende Flitterblumen und blitzende Zitternadeln von Glas ſchmücken ihr hochfriſirtes, ſchneeweißgepudertes Haupt. Sie hält, die ſie begleitende Muſik ſchweigt, und nun preiſt ſie mit ſonorer Stimme ihre unſchätzbaren Medikamente an, beſonders die köſtlichſten Schönheitsmittel, welche allen Zerſtörungen der Zeit Trotz bieten und die älteſte Matrone in wenigen Stunden zum jüngſten Mädchen umwandeln. Ein gewaltiges Drängen entſteht nach vollendeter Rede um ſie her; Alles will kaufen, man ſchreit, man ſtößt einander, und die weiſe Frau hat kaum Hände genug, um alle ihre Kunden zu befriedigen. Von ſeinem nahen, aus einem großen Tiſch beſtehenden Theater macht der Wunderdoktor, im prächtig mit Gold beſetzten Scharlachkleide, einen langen Hals, und ſchießt wüthende Blicke auf die Frau Kollegin. Weiter hin flattern auf langen Stangen bunte Bilder von Zwergen, Rieſen, fremden Thieren hoch in die Luft. Die Eigenthümer dieſer Seltenheiten ſchreien vor ihren Buden wie beſeſſen, entrez, mesdames, entrez, l'on va justement commencer! Kleine Savoyardenbuben laufen wie die Wieſel zwiſchen dem Getümmel, und preiſen ihre marmotte en vie mit lauter Stimme an, andere hocken vor cylinderförmigen Kaſten, auf welchen ein beweglicher Zeiger die Zahl der Makaronen, Zukerplätzchen, überzognen Mandeln beſtimmt, die der gewinnen kann, welcher ein paar Sous daran wagen will. Dieſe Knaben haben immer einen großen Kreis von Gewinnluſtigen um ſich her, nicht etwa nur von Kindern; große, bärtige Bauern, Laſtträger, Baſken ſitzen halbe Stunden da und verſuchen ihr Heil mit dem nämlichen Eifer, wie die Würfelſpieler der höheren Klaſſen. Die braunen, ſüdlichen Geſichter, die blitzenden Augen, die Herkules-Geſtalten der Bauern und Schiffer, dazwiſchen die friſchen Landmädchen mit ihren platten Hüten von Stroh oder Filz auf dem einen Ohr, geſchmückt mit bunten Bändern, die Stadtmädchen mit ihren hohen Dormeuſen, kurz das ganze Gewirre voll Leben gibt ein Bild, dem keine Beſchreibung genügen kann. Die mannigfaltigſten Gruppen bilden und zerſtreuen ſich in einem Augenblick, das Gedränge, der betäubende Lärm erlaubte uns nie, lange auf dieſem Platz zu verweilen, aber unwillkürlich kehrten wir doch immer wieder zurück zu dem uns Nordländern ganz fremden Anblick des ächt ſüdlichen Lebens.

◆

Reiſe von Bourdeaux nach Montpellier.

Nach einem Aufenthalt von beinahe zwei Monaten ward es uns ſchwer, unſre freundliche Wohnung in Bourdeaux und ſo manche uns in der Zeit werth gewordne Bekannte zu verlaſſen. Trennungen dieſer Art ſind indeſſen das Loos des Reiſenden, die öftre Wiederkehr derſelben gewöhnt ihn allmählig daran, ſo daß er jedesmal mit leichterem Herzen ſcheidet. Ob dies aber ächter Gewinn für ihn ſey? iſt eine Frage, die ſich wohl nicht leicht entſcheiden läßt.

Unſre Abreiſe von Bourdeaux fiel in die letzten Tage des Märzmonats. Die Luft war warm, wie bei uns im Juni, Alles grünte und blühte rings umher in üppiger Frühlingspracht; die Weinreben allein ſahen noch winterlich aus. Durch eine ſehr angenehme, fruchtbare Gegend, auf guten, obgleich ein wenig ſandigen Wegen erreichten wir noch in der Abenddämmerung das am Ufer der Garonne liegende Städtchen Langon. Da wir uns indeſſen hier in einer Fähre überſetzen laſſen mußten, ſo beſchloſſen wir, die Nacht dort zu bleiben, und wählten einen dicht am Strom gelegnen Gaſthof zum Nachtquartier, um morgen bei der Ueberfahrt gleich am Ufer zu ſeyn. Man nahm uns ſehr bereitwillig auf, und führte uns gleich in unſer Zimmer. Feſtons von Blumenkohl, Zwiebeln und Knoblauch mit geräucherten Schinken befeſtigt, dekorirten hier die Wände; naſſe, zum Trocknen aufgehängte Wäſche diente ſtatt der Tapeten, und große Haufen von türkiſchem Waizen befanden ſich in den Ecken ſtatt des Sofas. Das war uns denn doch zu idylliſch häuslich; wir eilten davon, ſo ſchnell wir konnten, und fanden noch zum Glück ein anſtändigeres Quartier im obern Theil der Stadt.

Feſtlich gekleidet ſahen wir am nächſten Morgen in aller Frühe die Bewohner des Städtchens zur Kirche gehen. Es war Palmſonntag; alle trugen grüne Zweige in den Händen, um ſie, dem kirchlichen Gebrauch des Tages gemäß, vom Prieſter weihen zu laſſen. Eine ächte Frühlingsfeier an dieſem wunderſchönen Morgen. Auf dem Markte ſtanden große Körbe voll der herrlichſten Blumen zum Verkaufe ausgeſtellt. Hyazinthen, Tazetten, Jonquillen von ſeltner Schönheit, in höchſter Farbenpracht, dufteten und glänzten uns entgegen. Für wenige Sous erhielten wir einen großen Strauß der auserleſenſten Blumen, an denen wir uns den ganzen Tag erfreuten. Von der Fahre entzückte uns die Ausſicht auf das maleriſch am Abhange eines ſanft ſich erhebenden Hügels gebaute Städtchen und auf die wie ein fruchtbarer großer Garten es rings umgebenden Anhöhen. Blühende Obſtbäume und Hecken, Kornfelder, die faſt ſchon Aehren trieben, prangten von allen Seiten zwiſchen eben knospenden Weinreben. Aus fernen und nahen Dörfern tönte feierliches Glockengeläute durch das unaufhörliche Singen und Zwitſchern der Vögel, die ſich luſtig im Sonnenſchein herum tummelten und ihre Neſter beſchickten. Alles feierte das ſchöne Erwachen der Natur, ſtilles Glück, beſcheidner Ueberfluß lächelten uns aus jedem Winkel dieſes grünenden, duftenden Edens entgegen, und nie fühlten wir uns ſo rein beſeligt durch den bloßen Anblick der uns umgebenden Gegenſtände, als an dieſem herrlichen Morgen.

Das zufällige Zuſammentreffen mit einigen Bekannten aus Bourdeaux im freundlichen Städtchen Tonneins war uns in dieſer glücklichen Gemüthsſtimmung doppelt erfreulich. Nach Tiſche ſetzten wir unſern Weg weiter fort durch das an mannigfaltigem

Reiz ſich immer gleichbleibende, herrliche Land. Die edelſten Arten des Bourdeauer Weines wachſen in der Gegend, durch welche wir an dieſem Tage kamen, und gewähren den Bewohnern die auf dem Lande ſo erfreulich anzuſehende Wohlhabenheit, die wir bis jezt in Frankreich oft vermißten. Der Abend war ſchön, wie der Morgen, und damit nichts die Freude dieſes Tags uns ſtöre, ſo fanden wir auch in der kleinen Stadt Agen, im Gaſthofe der Madame Caſtain, alles ſo bequem und gut, als wir es nur immer wünſchen konnten, obgleich die Stadt und das Haus von Fremden wimmelten, die der morgen dort beginnende Jahrmarkt hingezogen hatte.

Agen liegt höchſt reizend. Schöne Alleen ziehen ſich rings um die Stadt, welche die wohlhabenden Bewohner des Orts, nach franzöſiſcher Sitte, fleißig zum Spazierengehen benutzen. Dieſen Abend nahm das fröhliche Treiben und Leben und Singen auf den Straßen und in den Alleen kein Ende, bis tief in die mondhelle Nacht hinein. Madame Caſtain ließ ſich indeſſen von dem Gewühl in ihrem Hauſe nicht abhalten, uns bei Tiſche ſelbſt ſehr aufmerkſam und gefällig zu bedienen. Die gute Frau erinnerte uns bei ihrem Eintritt auf komiſche Weiſe an Iphigeniens

Ausruf: „wohl dem, der ſeiner Ahnen gern gedenkt!“ denn ihr erſtes Wort war die Verſicherung, ſie ſey die einzige Tochter des berühmten Tavernier von Nerac.

Sie hätte auf viele Reiſende aus unſerm Vaterlande ſtoßen können, denen dieſer große Name, trotz ſeiner Berühmtheit, unbekannt blieb, und wäre dadurch in die peinliche Verlegenheit gekommen, etwas erläutern zu müſſen, was ſie für weltbekannt hielt. Wir aber kannten zum Glück den großen Mann, wir hatten ſeinen Namen oft auf den Monumenten ſeiner Thaten mit unauslöſchlichen Zügen eingebrannt geleſen, auf den Terrinen nämlich, welche die köſtlichen Trüffelpaſteten umgeben, die unter dem Namen der Pâtés de Perigueux ſelbſt bis Rußland und Amerika verſendet werden. Daß wir durch dieſe unſre Kenntniß das Herz ſeiner Tochter ſogleich gewannen, iſt natürlich. Mit holdſeliger Beredſamkeit erwiederte ſie das ertheilte, gerechte Lob mit der Verſicherung, ſie ſey die einzige Erbin des großen Geheimniſſes ihres Vaters, warnte uns vor ihrem, in der Nähe, aber von ihr getrennt lebenden Mann, der ihr die Paſteten nachpfuſchen wolle, obgleich ſie ihm nie die Art ihrer Bereitung vertraut habe, und bewog uns zuletzt, eins ihrer Kunſtprodukte mit auf die Reiſe zu nehmen. Wir befanden uns in der Folge ſehr wohl bei dieſem Entſchluß und rathen jedem uns nachfolgenden Reiſenden, ein Gleiches zu thun.

Die Gegend hinter Agen verſchönert ſich beinahe mit jedem Schritt. Wir bemerkten jetzt weniger Weinberge, dafür aber die herrlichſten Waizenfelder und eine unglaubliche Menge prächtiger Obſtbäume. Große Pfirſich- und Aprikoſen-Bäume ſtehen hier am Wege, gleich den Apfelbäumen an der Bergſtraße. Wie betrunken ſummten taumelnde Bienen in dem Meer von Blütenduft, uns ging es faſt nicht beſſer, denn die reiche Fülle, der liebliche Reiz dieſer himmliſchſchönen Gegend iſt unbeſchreiblich.

Ein Haupterzeugniß dieſes Theils von Frankreich ſind die hier in ungeheurer Menge wachſenden Pflaumen, die, getrocknet in kleine, längliche Kiſten gepackt, in alle Welt bis in den fernſten Norden verſendet werden. Man kennt ſie überall unter dem Namen der Katherinen- oder auch der franzöſiſchen Pflaumen. Die deutſchen getrockneten Zwetſchen geben keine Idee von der ſaftigen Größe und Süße dieſer köſtlichen Frucht.

Croquelardit, ein kleines Dörfchen, iſt die erſte Station von Agen aus. Es hat eine entzückende Lage am Ufer der hier weit ſchmälern, lieblich ſich windenden Garonne. Fruchtbar angebaute Hügel, über welche höhere Felſen ihr ſtolzes Haupt kühner erheben, umgeben den kleinen Ort, und die Gegend gewinnt, bei aller Fruchtbarkeit, einen ernſten Charakter. Nie ſahen wir idylliſchen Reiz und romantiſche Größe in ſo innigem Verein; dunkle Ruinen uralter Schlöſſer drohen von den Gipfeln ſteiler Felſen herab, und friedliche, von blühenden Gärten umgebene Hütten ſchmiegen ſich an die Abhänge derſelben, bis hinunter an's Ufer des ſilberhellen Stromes.

Alles verkündete uns hier ſchon die Nähe der ſpaniſchen Grenze. Von den Anhöhen, über welche der Weg uns führte, erblickten wir oft die den Horizont kränzenden Pyrenäen in blauer, duftiger Ferne. Selbſt die Kleidung der Bewohner des Landes hat ein fremdes, ſpaniſches Anſehen. Die Männer tragen viel weite, runde Mäntel, große, vorn aufgeſchlagne Hüte, und darunter ein farbiges Netz; ſo begegneten ſie uns oft auf hohen Maulthieren reitend. Die Volks-Sprache in Languedoc nähert ſich auch mehr der ſpaniſchen, ſie hat einen ſchönen, volltönenden Klang, war uns aber leider ganz unverſtändlich und iſt es auch jedem in dieſer Provinz nicht einheimiſchen Franzoſen. Je weiter wir kamen, je herrlicher wurden die Umgebungen, ſo daß wir bei Malanze nicht länger im Wagen ausdauern mochten und zu Fuße eine Strecke vorausgingen, während die Pferde gewechſelt wurden. Zwiſchen hohen Weinbergen zieht ſich der Weg beträchtlich in die Höhe, wir verließen ihn und verfolgten einen ſeitwärts hinaufführenden Fußſteig, auf dem wir, zu unſrer großen Freude, vielleicht den intereſſanteſten Punct dieſer Gegend erreichten. Wir ſtanden auf einem Rebenhügel und blickten hinab in eins der lieblichſten, blühendſten Thäler voll zerſtreut liegender, kleiner Hütten, durchſtrömt von einem ſilberhellen, ziemlich bedeutenden Fluß. Es war wieder unſere alte Freundin, die Garonne, welche auch dies ſtille Plätzchen verſchönte, wie wir ſpäterhin erfuhren. An der andern Seite des Thales, uns gegenüber, erhebt ein ſteiler Felſen drohend das Haupt, das die dunkle Ruine eines Schloſſes oder eines Kloſters wie eine Krone ziert. Gern hätten wir von einer alten, freundlichen Frau, die neben uns ihre Reben aufband, etwas über die Gegend und die Ruine erfragt, aber es war unmöglich, uns mit ihr zu verſtändigen; nicht einmal den Namen des Stromes konnten wir in ihrem Munde verſtehen, ſo durchaus unähnlich war ihre Sprache der franzöſiſchen.

Ein ſchnell aufſteigendes Gewitter nöthigte uns, früher, als wir es wünſchten, den Wagen aufzuſuchen, den wir in einiger Entfernung auf der Chauſſée haltend erblickten. Doch zog der Regen bald vorüber und Alles ſtrahlte und duftete, von ihm erfriſcht, nur um ſo herrlicher.

Bei Moiſſac mußten wir uns abermals in einer Fähre über den Strom ſetzen laſſen. Die Gegend hier herum erinnerte uns durch ihre Aehnlichkeit mit den ſchönen Elbgegenden bei Meißen ſehr lebhaft an unſer deutſches Vaterland. Bei Moiſſac und auch ſchon früher auf dem ganzen Wege begegneten uns mehrere Male zehn bis zwölf Menſchen, die immer zu zwei und zwei, mit einer Kette um den Hals an einander geſchmiedet, einhergingen, und von einigen bewaffneten Reitern vorwärts getrieben wurden. Wir hielten ſie für Verbrecher, wunderten uns nur über ihre große Anzahl und daß ſie von Marſeille zu kommen ſchienen, anſtatt dorthin auf die Galeeren gebracht zu werden. In Caſtel-Sarraſin aber bemerkten wir wieder einen ſolchen Transport, und fragten. Man antwortete uns: „Ce sont des Volontaires.“ Wir ſtaunten und erfuhren endlich, daß dieſe Gefeſſelten Conſcribirte ſeyen, welche man auf dieſe Weiſe der Bahn der Ehre zuführte. Das waren alſo die jungen Helden, die Blüthe des Landes, von denen die franzöſiſchen Zeitungen rühmten, daß ihr kriegeriſches Feuer, ihr Eifer, dem Vaterlande zu dienen, kaum zu mäßigen ſeyen! Im Sommer des Jahres 1814 gedachten wir oft dieſer Armee, wenn wir die jeune Garde mit blutenden Füßen und von den Riemen der Torniſter wund geriebnen Schultern durch das Thor von Weimar einziehen ſahen.

Caſtel-Sarraſin iſt ein kleiner Ort, wahrſcheinlich ehemals eine Feſtung geweſen, denn man ſieht noch die Spuren alter Mauern und Thürme. Das ſehr heftig gewordne Gewitter nöthigte uns, mehrere Stunden dort zu verweilen; zum Glück trafen wir einen Mann, der verſtändliches Franzöſiſch ſprach, und wir benutzten die Gelegenheit, uns nach manchen Dingen zu erkundigen, über die uns unterweges niemand hatte Auskunft geben können, da wir die Sprache des Landes nicht verſtanden.

Unſre erſte Frage war die nach den Gefeſſelten geweſen; unſre zweite betraf die vielen Ruinen alter Schlöſſer, die wir in dieſen Tagen erblickt hatten. Mit Entſetzen vernahmen wir, daß dieſe Trümmer nicht Ueberbleibſel längſt vorübergegangner Jahrhunderte wären, wofür wir ſie gehalten. Noch vor wenigen Jahren ſtanden dieſe Schlöſſer unverſehrt, von den angeſehenſten und edelſten Familien des Landes bewohnt, die hier auf den durch viele Jahrhunderte hindurch auf ſie vererbten Stammhäuſern ihrer Ahnen in Glück und Freude lebten. In den erſten furchtbaren Zeiten der Revolution fielen die ſtolzen Gebäude als Opfer der zügelloſen Volkswuth. Rauchflammen und der dieſer Nation vor allen andern eigne, muthwillige Zerſtörungsgeiſt gaben den noch vor kurzem weit in's Land hinein hell ſchimmernden Mauern das uralte, ſchwarze Anſehen, welches uns täuſchte. Wir freuten uns jetzt dieſer Täuſchung; denn der Gedanke an die hier von zum Theil noch lebenden Menſchen begangenen Gräuelthaten, in dem von der Natur ſo hoch begünſtigten Lande, hätte uns den Genuß dieſer ſchönen Tage gewiß getrübt und verkümmert. Von den unglücklichen Eigenthümern der Schlöſſer konnte man uns nichts Beſtimmtes ſagen. Viele ſind an ihrem eignen Heerde von ihren Bauern ermordet, andre zum Richtplatz geſchleppt worden, die übrigen in's Ausland entflohen und wahrſcheinlich im tiefſten Elend zu Grunde gegangen.

Es war ſpät Abend geworden, ehe wir Caſtel-Sarraſin verlaſſen konnten, und erſt in tiefer Dunkelheit erreichten wir unſer Nachtquartier in Montauban. Die Gegend bis dahin iſt zwar ſehr fruchtbar, beſonders reich an Kornfeldern, aber flach und weniger intereſſant; deshalb tröſteten wir uns leicht darüber, daß wir einen großen Theil des Weges bei Nacht zurücklegen mußten. Im Hôtel des Ambassadeurs in Montauban wären wir recht gut aufgehoben geweſen, denn an die hier, wie überall im Süden, vorherrſchende Unreinlichkeit fingen wir allgemach an uns zu gewöhnen; nur das Geräthe in unſern Zimmern erregte in uns eine peinliche Empfindung. Faſt jedes Stück deſſelben ſah aus, als wäre es aus jenen zerſtörten Schlöſſern geraubt; keines paßte zum andern; vieles trug Spuren ehemaliger Pracht, und manches dagegen war nur zum nothdürftigen Behelf bäuriſch zuſammen gezimmert. Vergoldete, mit künſtlichem Schnitzwerk reich verzierte Bettgeſtelle ſtanden in unſern Zimmern, die aber ſichtliche Spuren gewaltſamer Zerſtörung trugen, beſonders an den ehemals reich vergoldet geweſenen, halb weggeſchnittnen adeligen Wappen, deren Ueberreſte noch am Kopfende des Bettes ſichtbar waren. Schwere ſeidne Gardinen, mit großen goldnen Blumen durchwirkt, hingen zerriſſen und voller Flecken unordentlich um ſie her. Die Flecken waren vielleicht Blut der in dieſen Betten Ermorbeten; ein Gedanke, der uns ſo grauſend ergriff, daß wir hier keine Ruhe finden konnten. Die Bilder der ehemaligen Eigenthümer dieſer geſunkenen Pracht verfolgten uns unabläſſig. Wo waren ſie, die ſonſt hier ruhten, in dieſer noch immer gewitterſchweren, ſtürmiſchen Nacht? Vielleicht im Grabe, vielleicht in einer elenden Hütte auf einem Lager von Stroh! Wie wandelbar iſt irdiſches Glück! wie vergänglich menſchliche Größe!

Wir freuten uns des anbrechenden Tages, um ſobald als möglich einen Ort zu verlaſſen, der ſo peinliche Empfindungen in uns rege machte; überdies wünſchten wir ſehr, Toulouſe noch vor Mittag zu erreichen. Die in dieſen Gegenden ſehr bedeutende Stadt Montauban ſchien uns beim Durchfahren recht groß, und nach ſüdlicher Art wohlgebaut; wir kamen an mehreren großen Gebäuden und recht anſehnlichen hohen Häuſern vorbei. Das Land rings umher iſt zwar ſehr fruchtbar und angebaut, aber flach. Näher an Toulouſe erheben ſich wieder fruchtbare Hügel, Alles wird ſchöner, reizender; und herrliche große Bäume, wie wir von Caſtel-Sarraſin bis hieher nur wenige ſahen, ſchmückten die unausſprechlich freundliche Gegend, welche der ſchiffbare Kanal von Languedoc und die in maleriſchen Krümmungen nahe an der Stadt hinſtrömende Garonne noch verſchönern.

Die ziemlich große Stadt Toulouſe iſt ſehr volkreich und lebhaft. Viele ſchöne Häuſer zeugen von der Wohlhabenheit ihrer Einwohner, aber die Straßen ſind auch hier ſehr enge und winklig, und der dem Lande eigne Haß gegen alle Ordnung und Reinlichkeit ſcheint in dieſer Stadt auf's höchſte geſtiegen. Wir bemerkten nur wenige große freie Plätze, die ſonſt das Uebel einigermaßen mildern. Eine breite, mit hohen Bäumen beſetzte, ſchöne Allee führt an den Kanal, der hier das mittelländiſche Meer mit der Garonne, und durch ſie mit dem Ocean vereinigt. Toulouſe wird dadurch in den Rang bedeutender Handelsſtädte erhoben, beſonders für den innern Verkehr des Landes, und man ſieht die glücklichen Folgen davon an dem augenſcheinlichen Wohlſtande, der hier in allen Klaſſen zu herrſchen ſcheint. In den Straßen ſahen wir viel Leben, viel wohlgekleidete Leute, und beſonders viele ſchöne, auffallend geſchmackvoll gekleidete Frauen und Mädchen mit der den Franzöſinnen eignen Grazie und Leichtigkeit über die ſchlüpfrigen Steine hinſchweben. Auch bemerkten wir glänzende Läden und Magazine, angefüllt mit Allem, was Luxus und Mode erheiſchen, und zu unſerm großen Erſtaunen eine Menge von Buchläden, die alle, wenigſtens mit der Litteratur ihres Landes, reich verſehen ſchienen. Der geſellige Umgang in Toulouſe wird allgemein gelobt, unſer Aufenthalt in dieſer Stadt war indeſſen zu kurz, um Bekanntſchaften zu machen, die hier dem Fremden, wie man ſagt, nicht ſchwer zu finden ſind. Wir begnügten uns alſo mit der bloßen Außenſeite und können über das inn're Leben nicht urtheilen.

Toulouſe iſt reich an ſchönen Spaziergängen und Alleen, aber das Gewitter hatte die Luft nur zu ſehr gekühlt, der Wind wehte eiskalt, wir froren, durch die nächſtvergangnen warmen Tage verwöhnt, vielleicht etwas mehr als billig war, und wunderten uns ſehr, jetzt auf einmal wieder das Kaminfeuer nicht entbehren zu können. Indeſſen beſuchten wir doch eine ſehr ſchöne Promenade an der Seite der Stadt, welche der zum Kanal führenden Allee gegenüber liegt. Ueber eine lange prächtige Brücke, die ſich hier über die Garonne hinwölbt, gelangten wir zu einer zweiten großen Allee. Am Ende derſelben liegt die ganze Stadt, der darin längs dem Strom ſich hinziehende, vom Gewühl des Handels belebte Quai, der Kanal, und die reiche Ebene, ſo die Stadt umgibt, wie ein Pan=

orama ausgebreitet vor dem entzückten Blick. Blaue Gebirge begrenzen ganz in der Ferne die wunderſchöne Ausſicht, und an den vielen umherſtehenden Sitzen bemerkten wir, daß dieſer unbeſchreiblich liebliche Platz den Toulouſern an warmen Sommerabenden wohl oft zum Vereinigungspunkt dienen mag. Der Languedoker Kanal zog hier beſonders unſre Aufmerkſamkeit auf ſich. Mit Recht iſt er der Stolz der Bewohner dieſes Landes; er hat unermeßliche Summen und Arbeit gekoſtet, und obgleich er nur kleine Schiffe auf ſeinem Rücken trägt, ſo iſt er doch von unſchätzbarem Nutzen, beſonders für die Verbindung des ſüdlichen Frankreichs mit dem nördlichen. In dieſem von Bergen durchſchnittnen Lande ſtellten ſich ſeiner Ausführung Schwierigkeiten entgegen, die man in einem flachen Lande, wie Holland iſt, nicht kennt. An einigen Stellen führen ihn Waſſerleitungen von einem Berge zum andern; zuweilen mußte er durch das Inn're der durchgehauenen Felſen geführt werden, und ſelbſt ihm das nöthige Waſſer zu verſchaffen, grenzte oft an das Unmögliche.

Toulouſe beſitzt auch ein Muſeum, oder beſaß es wenigſtens damals, wie Paris mit geraubten Kunſt-Schätzen ſo überfüllt war, daß jede bedeutende franzöſiſche Stadt zum Ableiter dienen und das weniger Vortreffliche annehmen mußte, um nur in der Hauptſtadt für das Auserleſenſte Raum zu machen.

Wir verſäumten nicht, uns wenigſtens durch einen Beſuch eine allgemeine Ueberſicht dieſes Muſeums zu verſchaffen. Das Lokal beſteht aus einem einzigen ſehr großen langen Saal, in welchem viele Bilder, ohne ſonderliche Wahl noch Hinſicht auf Beleuchtung, an den Wänden hingen. Mehrere junge Künſtler, unter ihnen auch Damen, beſchäftigten ſich darin ſehr ernſtlich mit Kopiren und Zeichnen. Unter den Gemälden waren viele zum Theil gute Kopien der berühmteſten Werke der italieniſchen Schulen und einige ganz vortreffliche kleine niederländiſche Originale zwiſchen einer Menge zuſammengerafften Wuſtes. Handzeichnungen von ſehr verſchiednem Werth hingen hier und da zwiſchen den Gemälden, unter andern der Kopf des Cenci, ſehr ſchön in ſchwarzer Kreide gezeichnet, angeblich von Mengs. Eine Tafel, die faſt die ganze Länge des Saals einnahm, war mit dem bunteſten Allerlei gedrängt voll überladen. Da ſtanden Gipsabgüſſe der berühmteſten Büſten der Antike neben egyptiſchen Alterthümern, Aſchenkrügen, Vaſen aus dem Herkulaneum, und einer Anzahl Lampen, Hausgöttern und dergleichen kleinern Ueberreſten vergangner Zeiten. Auch bemerkten wir mehrere kleine Statuen und Büſten von Marmor und Bronze, antike und moderne, darunter manches Gute, ja ſogar Vortreffliche. Nur eine ordnende, leitende Hand, ein mit verſtändigem Blick wählendes Auge ſchien hier zu fehlen, um Alles zu einem zweckmäßigen Ganzen zu ordnen. So glich der Saal einer großen Rumpelkammer, die einer Reinigung gar ſehr bedurfte.

Abends beſuchten wir das Theater. Das Schauſpielhaus iſt nicht groß, nicht ſchön und dabei ſo ſchmuzig, daß wir beinahe gleich wieder umgekehrt wären, beſonders da uns beim Eintritt in die Loge der fürchterlichſte Knoblauchsgeruch entgegen ſtrömte und uns faſt den Athem benahm. Wir lebten eben in der Zeit der ſtrengſten Faſten, in der Charwoche, in welcher alle dieſe frommen Chriſten noch einmal ſo viel von ihrer Lieblingswürze zu ſich nehmen, als gewöhnlich. Indeſſen verſuchten wir doch, unſern Widerwillen gegen den uns überall verfolgenden Feind zu überwinden, und blieben da. Wir thaten ſehr wohl daran, denn das Theater von Toulouſe ſteht mit dem von Bourdeaux gerade in umgekehrtem Verhältniß. Dort fanden wir das Schauſpielhaus ſehr prächtig, und die Schauſpieler kaum mittelmäßig, hier ſchaffte uns in einem ſehr uneleganten Lokal eine alle unſre Erwartungen übertreffende Vorſtellung einen ſehr angenehmen Abend. Nur der Anfang derſelben war nicht ſehr erfreulich, denn halb ärgerlich, halb lachend über unſer eignes Mißgeſchick, mußten wir auch hier ein albernes, langweiliges Ding von einer kleinen Oper ſehen, das uns ſchon auf der ganzen Reiſe mit ſeiner jämmerlichen Muſik und faden Sentimentalität verfolgt hatte. Es heißt la Jambe de bois, und überall wie hier, in Bremen, in Holland, in England, in Brüſſel, war auf allen Theatern dies verwünſchte hölzerne Bein das erſte, was uns entgegen kam. Zum Glück nimmt es nicht viel Zeit weg, und dieſe benutzten wir, die ſehr zahlreich verſammelten Zuſchauer zu betrachten, wobei uns abermals die große Anzahl hübſcher Frauen und ihre einfache geſchmackvolle Kleidung auffallend war. Dem hölzernen Bein folgten die Erben, ein auch in Deutſchland bekanntes, ſehr unterhaltendes Luſtſpiel von Dumouſtier. Es ward außerordentlich gut geſpielt, vor allen beſtätigte der Schauſpieler, welcher den Bedienten darſtellte, unſern Glauben an das komiſche Talent der Franzoſen und die ihnen faſt angebohrne theatraliſche Gewandheit. Les Prétendus, eine große komiſche Oper in einem Akt, mit Muſik von Paeſiello, machte den Beſchluß. Dieſe Oper erhält ſich ſchon ſeit vielen Jahren mit großem Beifall auf allen franzöſiſchen Theatern. In Deutſchland iſt ſie, unſers Wiſſens, nie auf die Bühne gebracht worden, würde auch, ohnerachtet der ſehr ſchönen Muſik, wohl ſchwerlich gefallen. Der gar zu franzöſiſche, triviale Inhalt des Stücks kann nur durch das leichte, ſchnelle Spiel gehoben werden, in welchem die Franzoſen Meiſter ſind, und das bei uns ſo ſelten ſich findet, am wenigſten bei Sängern, wie dieſe Muſik ſie erfordert. Das Recitativ würde uns auch zu einer ſo alltäglichen Intrigue unpaſſend ſcheinen, und ohne dasſelbe ſänke der Dialog zum Nichts herab. Ein Mädchen hat drei Verehrer, die um ihre Hand werben; der eine unter ihnen iſt der Liebling des Vaters, der andre der Mutter, der dritte ihr eigner. Alle drei ſind in einem Tage geladen, ihre Anſprüche geltend zu machen; ſie verlangt mit jedem eine beſondere Unterredung, und weiß, mit Hülfe ihres Kammermädchens, in dieſen einzelnen Zuſammenkünften die beiden ihr verhaßten Liebhaber dermaßen in Angſt und Schrecken zu verſetzen, daß ſie freiwillig ihre Anſprüche aufgeben, und ihre Eltern dadurch bewogen werden, in ihre Verbindung mit dem von ihr Erwählten einzuwilligen. Dies iſt der Inhalt des

Stücks; die Rolle des ſehr koketten Kammermädchens iſt gewöhnlich der Triumph der franzöſiſchen Sängerinnen in dieſem Fache. In höchſter Vollkommenheit haben wir ſie oft von der einſt berühmten Madame Chevalier in Hamburg geben ſehen. Auch hier ſpielte und ſang die erſte Sängerin ſie mit vieler Grazie und ächtem Kunſttalent, und die ganze, gar nicht leichte Oper ward von allen Mitſpielenden vorzüglich gut gegeben. Dieſe drei Stücke würden in Deutſchland bei weitem die zu einer Vorſtellung beſtimmte Zeit überſchreiten, in Frankreich aber geht das Spiel auf guten Theatern ſo raſch vorwärts, die Zwiſchenakte ſind ſo kurz, oft kaum Minuten lang, daß dieſer Uebelſtand nicht ſo leicht eintritt. Beim Herausgehen aus dem Theater befanden wir uns in nicht geringer Verlegenheit; unſer Miethbediente war nicht gekommen, uns abzuholen, Fiakers gibt es in Toulouſe nicht, Sänften, von denen man uns verſichert hatte, daß ſie in Menge vor dem Theater ſtänden, waren dennoch nicht zu finden, und wir wußten nicht den Weg zu unſerm Gaſthofe. Wir mußten uns entſchließen, in der tiefſten Dunkelheit durch das verworrene Labyrinth der Straßen auf gut Glück fortzuwandern. Hin und wieder trafen wir zwar eine Reverbere mitten in der Straße, dieſe aber blenden nur, ſtatt zu erleuchten, weil ſie ſo weit von einander entfernt ſind, daß man immer aus der dickſten Finſterniß in ihren glänzenden Lichtkreis tritt. Unſer Gaſthof, der größte in der Stadt, mußte allbekannt ſeyn, aber vergebens fragten wir die wenigen Leute, denen wir zuletzt begegneten, nach der großen goldnen Sonne. Viele ſtanden uns nicht Rede, andre lachten uns aus, und einige ſchickten uns abſichtlich noch mehr in die Irre. Die in ſolchen Fällen hülfreichen Nachtwächter gibt es leider in Frankreich nicht. So irrten wir alſo über eine Stunde umher, bis wir durch einen glücklichen Zufall, herzlich müde, vor unſ'rer Wohnung anlangten, mit dem feſten Vorſatz, nie wieder in einer fremden Stadt uns auf unſern Ortſinn zu verlaſſen, und recht erzürnt über die ungefälligen Einwohner von Toulouſe, die uns nicht hatten zurechtweiſen wollen.

Es war unſere Abſicht, ſehr früh am Morgen abzureiſen, um noch denſelben Tag den merkwürdigen Waſſerbehälter bei St. Ferioles zu ſehen, welcher dem Kanal den größten Theil ſeines Waſſers zuführt. Beim Aufſtehen vernahmen wir zu unſerm Verdruſſe, daß die Thore der Stadt geſperrt und keine Pferde zu haben wären. Pichegru's und George's Verſchwörung gegen Bonaparte beſchäftigte damals ganz Frankreich, vor allen aber den neuen Kaiſer. In allen Städten wurden Mitverſchworne aufgeſucht, und auch in Toulouſe glaubte man wenigſtens Verdächtigen auf die Spur gekommen zu ſeyn. Deshalb waren ſchon am Abend vorher die genaueſten Hausſuchungen angeſtellt, die Thore geſchloſſen, und ſtrenge verboten worden, ſie zu öffnen. Wir hatten von alle dieſem nichts erfahren, da wir den Abend im Theater zubrachten; und ſo gern wir auch noch freiwillig einen Tag in Toulouſe geblieben wären, ſo verdrießlich war uns dennoch dieſer gezwungene Aufenthalt. Zu unſrer Freude wurden wir indeſſen ſchon um neun Uhr davon erlöſt. Die Diligencen rollten, mit Gefangnen und ihren Wächtern beſetzt, zum Thor hinaus nach Paris zu, und wir fuhren, ſo ſchnell wir konnten, den entgegengeſetzten Weg über das ebene Land bis Caſtel-Naudary, wo wir noch zeitig genug anlangten, um gleich mit andern Pferden und Wagen nach St. Feriolles zu eilen.

Wir hatten bis dahin noch drei Poſten vor uns. Der Wind wehte kalt, und graue Regenwolken hingen ſchwer vom Himmel herab, aber der Weg war, wie hier überall, vortrefflich, und die Gegend, durch die wir kamen, zuerſt ſehr angenehm. Gegen das Ende der Fahrt ſahen wir uns von hohen Bergen umgeben, der Weg ging ſteil hinauf, dann hinab, und nun waren wir in einem engen öden Thal, rings umſchloſſen von kahlen, ſteilen Felſen, an deren Südſeite aber doch noch Wein gebaut wird. Wir verließen hier unſern Wagen und baten einen Bauer, der dort in ſeinem zwiſchen Felſen eingeklemmten Weingärtchen arbeitete, unſer Führer zu werden. Der Mann ſprach zum Glück Franzöſiſch, und führte uns willig durch die engen Windungen des immer ſchauerlicher werdenden Felſenthals, zu der netten kleinen Wohnung des Aufſehers der Waſſerleitung. Dieſer kam uns freundlich entgegen, ein eisgrauer Invalid, der ſelbſt nicht mehr wußte, wie alt er war. Schon unter Ludwig dem Funfzehnten hatte er manchen Feldzug mitgemacht, manche Schlacht gefochten, viele Länder und Menſchen geſehen; er war ſogar im ſiebenjährigen Kriege in Deutſchland geweſen, und hatte bei Roßbach die Deutſchen kennen gelernt. Alles dies erzählte uns der gute freundliche Greis, mit aller Redſeligkeit eines alten Franzoſen und eines gewöhnlich einſam Lebenden, während er die Fackeln zuſammen ſuchte, die uns auf unterirdiſchen Wegen leuchten ſollten. Wir ſahen uns indeſſen in ſeiner Wohnung um, in der er ganz allein mit einem jungen Mädchen, ſeiner Enkelin, in der abgeſchiedenſten Einſamkeit, nach einem ſo unruhvollen Leben, das Ende deſſelben erwartete. Die kleine, recht reinlich gehaltene Hütte liegt in einem tiefen Keſſel, rings umſchloſſen von öden Felſen, über welche noch höhere, nackte Felſenſpitzen ſich emporthürmen. Kein Baum, kein Strauch grünt in dieſer Einöde, die nur in den längſten Tagen ein kurze Zeit verweilender Sonnenſtrahl begrüßt, und die uns an Schottlands wildeſte Thäler lebhaft erinnerte. Der graue Himmel, die matt ihn durchblickenden Strahlen der zum Untergang ſich neigenden Sonne, welche die fernen hohen Felſenſpitzen färbte, und das Heulen des Nordwindes, der, ſchauerlich pfeifend, durch Klüfte und Felsſpalten tobte, machten die Aehnlichkeit mit jenen wilden Gegenden noch treffender, und verſetzten uns plötzlich hier mitten aus dem lachenden Süden in des fernen Nordens düſtre Gebirge.

Wir ſtiegen auf einem ſehr ſteilen Fußwege eine kleine, ganz nah am Hauſe gelegne Anhöhe hinauf, bis an eine in den Felſen gehauene Thüre. Der Greis öffnete ſie, zündete dann ſeine Fackeln an und führte uns eine lange, tief in's Inn're der Felſen gehauene Treppe, vorleuchtend, hinab. Nun befanden wir uns in einem nicht hohen, langen, kellerartigen Gewölbe, in deſſen Hintergrund wir beim Schein der

Fackeln drei koloſſale Krahne von Meſſing neben einander erblickten. Unſer Führer drehte den einen davon um, und das den heftigſten Donner übertreffende Toſen des von uns ungeſehen in den Grund der Erde hinabſtürzenden Waſſers erfüllte uns plötzlich mit unausſprechlichem, alle Sinne betäubendem Grauſen. Es war als krache der Felſen über uns und drohe den Einſturz des Gewölbes; der Felſengrund unter unſern Füßen ſchien zu beben. Der Wiederhall in dem engen, niedrigen Gewölbe, das ungewiſſe Flimmern des Fackelſcheins an dem grauen Geſtein in dieſem Grabesdunkel erhöhten unausſprechlich das Schauerliche der Scene, ſo daß wir feſt überzeugt ſind, auch die ſtärkſten Nerven könnten nicht ausdauern, wenn alle drei Krahne zugleich geöffnet würden, was auch faſt nie geſchieht. Selbſt das mächtige Sieden und Brauſen des gewaltigen Rheinfalls machte auf uns nicht dieſen fürchterlichen Eindruck. Dort, unter dem hohen Gewölbe des Himmels, ſieht man den mächtigen Strom ſchäumend am Geſtein zerſtieben, ſein Toben gleicht dem Donner Gottes und erhebt die Seele zu Gott in ehrfurchtsvoller Anbetung. Hier in dem einem Grabe ähnlichen Gewölbe gleicht dies ungeheure, durch den Wiederhall in's Unendliche verſtärkte, unſichtbare Toſen dem Wüthen der Hölle; es beängſtigte uns ſo, daß wir beim Hinaustreten im Freien tief aufathmen mußten, mit dem Gefühl, als wären wir einer großen Gefahr entgangen. Draußen zeigte uns unſer Führer, wenige Schritte höher hinauf, die Entſtehung jenes entſetzlichen Brauſens. Ein in den Felſen gehauenes, nicht ſehr großes Becken verſammelt hier das Waſſer mehrerer, von höheren Felſen hinabgleitender Quellen. Das Gewölbe, aus welchem wir kamen, liegt gerade unter demſelben, die Krahne ſchließen tief in's Inn're des Felſen gearbeitete Waſſerleitungen, durch welche, wenn ſie geöffnet werden, das Waſſer hinabſtrömt in ein noch tiefer liegendes zweites Gewölbe, und aus dieſem fließet es zuletzt im Freien dem Kanal zu.

Wir beſuchten nun auch dieſes, dem untern Thale näher liegende zweite Gewölbe. Es iſt ſehr lang und ſchmal, und im Hintergrunde deſſelben ſahen wir das Waſſer aus dem obern Gewölbe ſchäumend hinabſtürzen. Brauſend und wild ſtrömt es in einem ſteinernen Kanal, der faſt die ganze Breite der Höhle einnimmt, durch dieſelbe hindurch, hinaus in's Freie, hinab in's Thal, über das Geſtein hin, und fließt tief unten ſeiner Beſtimmung zu. Auf den ſchlüpfrigen Steinplatten, welche dieſen Kanal einfaſſen, ſchlichen wir, dicht an die Felſenwand gedrückt, bis zu dem unterirdiſchen Waſſerfall im Hintergrunde des Gewölbes. Das Brauſen im Kanal vermehrte ſein mächtiges Donnern; es war noch tobender als oben, aber es machte bei weitem nicht jenen mächtigen Eindruck auf uns, da wir hier die Urſache deſſelben vor unſern Augen ſahen; denn nur das Unſichtbare vermag es, die Seele mit ſo tiefem Grauen zu erfüllen; was der Menſch ſieht, hört er bald auf zu fürchten. Der Abend dämmerte ſchon, ehe wir von unſerm guten, invaliden Eremiten ſchieden und wieder unſern Wagen beſtiegen. Spät in der Nacht kamen wir nach Caſtel-Naudary zurück und fanden dort Alles zu unſerm Empfange und unſrer Erholung bereitet. Ein großer, ſtarker Mann, der ſich ſchon Vormittags als Nachbar und Hausfreund unſrer etwas ältlichen, ſonſt gar nicht übeln Frau Wirthin bei der Einrichtung unſerer Fahrt nach St. Feriolles ſehr geſchäftig bewieſen hatte, kam jetzt, während unſers Abendeſſens herauf, zu fragen, wie es uns dort gefallen habe. Er ſchwatzte lang und breit, meinte, es ſey eine belle horreur und dergleichen. Uns machte der Herr Nachbar Langeweile und wir fingen an, unter einander deutſch zu ſprechen. Zu unſerm Erſtaunen aber begann er nun auch, ſich in dieſer Sprache recht geläuſig vernehmen zu laſſen und behauptete mit ächt öſterreichſchem Accent: er habe „unſ're Gnoden" halter oft in Warſchau geſehen, und kenne uns recht gut. Es kam heraus, daß er dort und in Wien ſieben und zwanzig Jahre gelebt habe. In welcher Qualität? das verſchwieg er beſcheidentlich. Wir machten, daß wir ihn bald los wurden, und nahmen uns vor, in Zukunft uns nie darauf zu verlaſſen, daß man im fremden Lande unſ're Sprache nicht verſtehe; denn wer hätte wohl vermuthet, in Caſtel-Naudary einen Einwohner des Orts zu finden, der unſ'rer Mutterſprache ſo kundig wäre.

Bei noch immer trübem, rauhem Wetter fuhren wir am andern Morgen weiter, auf der herrlichſten Chauſſee, die es nur geben kann. Um das viele Bergauf- und Bergabfahren zu vermeiden, ſind ganze Strecken brückenartig gewölbt, kein Stein liegt im Wege, und der kleinſte Abhang iſt mit feſten Bruſtwehren von Quaderſteinen verſehen. Wir kamen mehreren alten Wartthürmen und manchen verödet liegenden Burgruinen vorbei; übrigens bot die Gegend wenig Abwechſelung, bis wir Carcaſſonne vor uns liegen ſahen.

Dieſe gewiß uralte Stadt gewährt einen ganz eignen alterthümlichen Anblick. Sie iſt umgeben von wunderlich gezackten mit Wachtthürmen verſehenen Mauern, welche, wie die ganze Stadt, das Gepräge längſt vergangner Zeiten tragen. Aus Quaderſteinen für eine Ewigkeit zuſammen gethürmt, ſtehen die vom Laufe mehrerer Jahrhunderte geſchwärzten Häuſer in den engen, verworren durch einander ſich ſchlingenden Straßen. Die wenigen trüben Fenſter liegen in den dicken Mauern tief verborgen, die Fenſterläden daran ſind von außen angebracht und werden der Hitze wegen faſt immer verſchloſſen gehalten. So finſter und trübſelig ſehen alle Städte in dieſem Theil von Frankreich aus. Auf den Straßen ſieht man wie in einem tiefen Keller; kaum daß ein ſchmaler Streif des blauen Himmels ſichtbar wird, wenn man den Kopf ganz hinten über biegt. Des hier ſo nothwendigen Schattens wegen baute man die Häuſer ſo nahe einander gegenüber, aber die Luft wird dadurch dumpf, drückend und der gänzliche Mangel der Reinlichkeit um ſo empfindlicher.

Das Leben in dieſen Gegenden iſt unglaublich wohlfeil; in dem Gaſthofe, vor welchem wir in Carcaſſonne abſtiegen, ſahen wir unten im Hauſe die Knechte und Mägde um einen großen Napf voll geſalzner Oliven und einen großen Krug mit Wein zum Frühſtück verſammelt. Dieſer Anblick erregte in uns den Wunſch, ein Gleiches zu thun; die Wirthin brachte uns eine große, weiße Flaſche, die wenigſtens ſo viel als drei unſerer gewöhnlichen Bouteillen hielt, voll des lieblichen, ſüßen Weins, der zwiſchen Carcaſſonne und Béziéres wächſt; ſie hatte ihn für uns eine Viertelſtunde weit holen laſſen, und forderte dennoch für die Flaſche nur acht Sous, ungefähr drei gute Groſchen, obendrein ſah die gute Frau bei der Forderung aus, als habe ſie uns ihrer Meinung nach recht theuer zahlen laſſen. Die Einheimiſchen geben nur drei Sous für eine ſolche Flaſche Wein, und alle andre Lebensmittel ſtehen damit in gleichem Verhältniß. Wir wunderten uns nur, daß die Leute hier nicht immer alle betrunken ſind; unſer Bediente kam nie recht zu ſeinen fünf Sinnen, ſo lange wir uns in dieſen Gegenden aufhielten, und wir konnten es ihm kaum verargen.

Hinter Carcaſſonne wird die Gegend ſehr gebirgig; der Weg windet ſich durch öde, enge Thäler, zwiſchen kahlen, zackigen Felſen hin, die oft den Ausgang zu verſperren ſcheinen. Hinter Cruscades ſchwindet faſt jede Spur von Vegetation, und nur Lavendel, Thymian und ähnliche Kräuter ſproſſen ärmlich und halb vertrocknet aus den Felſenritzen.

Gegen Narbonne zu erwacht neues Leben in der Natur. Dicht vor der Stadt bemerkten wir die erſten Olivenbäume, freilich nicht von ſo üppigem Wuchs, wie wir ſie ſpäter bei Marſeille und Toulon ſahen, aber ihr Anblick freute uns doch ſehr; denn wir ſahen in ihnen Verkündiger des mildeſten, ſchönſten Himmelſtrichs in Europa.

Uns ſchien der Olivenbaum bei weitem nicht ſo häßlich, als einige neuere Reiſende ihn beſchreiben. Wahr iſt es, er gleicht ſehr den gemeinen Weiden, aber er bildet ſchönere, runde Kronen; ſein immer grünes Laub iſt ſchöner geformt, die blaugrünen Blätter ſind an der untern Seite ganz weiß, und es ſieht ſehr artig aus, wenn det Wind die Zweige durchrauſcht, und dieſe weiße Seite bald ſchillernd das Grün durchblitzt, bald ſich darunter verbirgt.

Narbonne iſt eine alte düſtre Stadt, wie Carcaſſonne, nur ſchien ſie uns etwas kleiner und ihre Umgebungen weniger pittoresk. Wir hätten uns gern in der Stadt umgeſehen, aber die engen, dunkeln Straßen ſahen ſo wenig einladend aus, daß wir keinen Spaziergang darinnen unternehmen mochten, ohne einen eigentlichen Zweck dabei vor Augen zu haben. Wir erkundigten uns alſo in unſerm Gaſthofe nach den Merkwürdigkeiten des Orts. Man nannte uns deren zwei, einen ſehr berühmten Arzt, zu dem in bedenklichen Fällen viele Kranke aus weiter Ferne ihre Zuflucht nahmen, und einen noch berühmtern Advokaten. Von andern Merkwürdigkeiten an Gebäuden und dergleichen wollte niemand etwas wiſſen, und da wir glücklicherweiſe der Kunſt jener beiden Herren nicht bedurften, ſo beſchloſſen wir, zu Hauſe zu bleiben und der Ruhe zu pflegen.

Hinter Narbonne wird das Land ſehr fruchtbar, ein wahrer Garten, der blonden Ceres geweiht; überall auf der weiten Ebene, zwiſchen unabſehlichen Walzenfeldern wächſt hier Oel und Wein im reichſten Ueberfluß. Leider erfuhren wir es zu ſpät, daß wir auf dem Wege von Narbonne nach Béziéres einer der merkwürdigſten Stellen des Languedoker Kanals ganz nahe vorbei gekommen waren, ohne es zu ahnen. Auf einem ganz kleinen Umwege von vielleicht einer Stunde hätten wir den durchbrochnen Berg, (la montagne percée) ſehen können. Der Kanal geht dort durch ein, in den Fels gehauenes, großes Gewölbe. Von beiden Seiten deſſelben iſt nur eben Raum genug für die Schiffer, die hier ausſteigen und ihr Schiff an Seilen hindurch ziehen, wie man es auch in Holland auf den Kanälen oder ſtromaufwärts am Rhein ſieht. Die Perſpektive durch den dunklen

Rahmen der Oeffnung des Gewölbes hindurch auf die weite fruchtbare Ebene, und dazu das auf dämmerndem Wege langſam hinwogende Menſchenſchifflein müſſen einen in ſeiner Art einzigen Anblick gewähren.

Von Béziéres ſagt ein hier zu Lande allbekanntes Sprichwort, daß der liebe Gott dieſe Stadt zum Wohnplatz erwählen würde, wenn er einmal zu uns herabſteigen wollte. Sie liegt am Abhange eines Hügels, der auf der höchſten Spitze eine der reichſten, weiteſten Ausſichten gewährt. Dort oben erblickten wir zum erſten Mal aus der Ferne das mittelländiſche Meer ſeitwärts, wie dunkelblaue Wolkengebilde, die Pyrenäen am Horizont. Vor uns breitete ſich im Frühlingsglanz und aller Pracht ſüdlicher Vegetation die reich angebaute Ebene aus, durchſchlungen von einem ſilberhellen Strom, den man uns la Riviére d'Or, den goldnen Fluß, nannte. Friedliche Dörfer, eine Menge zerſtreut liegender, weißſchimmernder Landhäuſer, im Schatten dunkler Cypreſſen und unzähliger Obſtbäume, bringen Leben in die wunderherrliche Landſchaft.

In der Stadt bemerkten wir viele recht ſchöne, große Häuſer, übrigens iſt ſie gebaut wie alle Städte dieſes Landes. Es war viel Leben in den engen Straßen, viele auffallend ſchöne Weiber, mit dunkeln, blitzenden Augen, wandelten hin und wieder, Alles ſchien fröhlich und guter Dinge, wie es ſich in dieſem ſchönen Lande gebührt. Der Anblick des Markts bewies uns augenſcheinlich, daß wir den glücklichen Süden nun wirklich erreicht hatten. Große Körbe voll Orangen, Mandeln, Feigen und großer Roſinentrauben ſtanden in Menge zum Verkauf, wie bei uns die Kartoffeln; Sardellen, Oliven, Kapern in ſolchem Ueberfluß, daß man ſieht, wie alles dies hier zu den gemeinſten Lebensmitteln gezählt wird.

Eine rings um die Stadt ſich ziehende, ſchöne Allee bietet mehrere, ſehr angenehm wechſelnde Ausſichten, am ſchönſten aber iſt die von der nah am Markt gelegnen Terraſſe. Obgleich weniger ausgebreitet als oben auf dem Berge, erfreute ſie uns faſt noch mehr; denn das reichgeſegnete Land lag wie ein großer Garten dicht vor uns in aller ſeiner Pracht. Der Kanal zieht ſich ſilbern hindurch und verbreitet Leben und Wohlhabenheit unter die Einwohner. Deutlich überblickt man von hier aus die mit großen Koſten erbauten ſieben Schleuſen, welche das Waſſer in die Höhe treiben, wenn Schiffe hier durch den Kanal wollen. Mit wahrem Herzeleid ſahen wir auch den durchbohrten Fels etwas entfernter liegen.

Die von der unſern ſo ganz verſchiedne Pflanzenwelt ſetzt uns unter dieſem glücklichen Himmelsſtrich in immer wiederkehrendes, fröhliches Erſtaunen. Was wir in Treibhäuſern und in unſern Zimmern mühſam pflegen, um es in kümmerlicher Exiſtenz zu erhalten, das wächſt hier in üppiger Pracht, ungepflegt, im Freien, und wird nicht geachtet. Goldlack, die ſchönſten Iris-Arten und unzählige andre Gartenblumen werden wie Unkraut angeſehen; die herrlichſten Tazetten ſahen wir auf Feldern und Wieſen zwiſchen Waizen und Gras wild wachſen. Die Leute treten darauf herum, als wären es Gänſeblümchen, ſetzen ſich am Rande eines Bachs unter einem großen Myrtenſtrauch im Schatten nieder, als müßte das ſo ſeyn, und faſſen ihr Küchengärtchen mit Aloën ein, weil die ſteifen, ſpitzen Blätter Haaſen und Kaninchen nicht durchlaſſen. Der köſtlich duftende Jasmin (Iasminum officinale), der Oleander, die Myrthe und unzählige ähnliche Sträuche bilden die Hecken und blühen aus allen Winkeln; dunkle, herrliche Cypreſſen ſtehen rieſengroß vor allen Hütten. Pfirſiche, Aprikoſen, Maulbeeren, Johannisbrod, Mandeln, Oliven wachſen an den Straßen und in jedem Bauerngarten. Wir Fremdlinge ſtehen dabei, ſtaunen fröhlich alle die Wunder an, und können gar nicht begreifen, wie die hier lebenden Menſchen dieſer Herrlichkeit ſo gewohnt ſind, daß ſie ſich deren gar nicht mehr freuen. Und dennoch ſehen wir nur erſt die Blüthe. Was muß ein Herbſt in dieſem ſegenreichen Lande ſeyn!

Die Natur übertraf hier unſre geſpannteſten Erwartungen, aber die Menſchen ſind anders, als wir ſie uns dachten. Unter dem Landmann herrſcht nicht die ewige Freude, die kindlich reine Luſt am Leben, welche Yorik und von Thümmel uns als hier einheimiſch malten. Das glückliche Klima, die leichtere Nahrung, der Ueberfluß an lieblichem Wein ſtimmen freilich die Menſchen hier eher zur Luſt, ihr leichteres Blut fließt hüpfender durch ihre Adern. Manche Sorgen für Kleidung, Vorrath an Lebensmitteln und Wärme für den Winter, die den armen Nordländer drücken, kennen ſie nicht. Um die Zukunft kümmern ſie ſich etwas weniger als wir; ſie lachen mehr, ſingen mehr, und raſchere Freude belebt ihren Tanz an Feſttagen. Aber in der Woche ſahen wir auch hier beim Landmann, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht, nur ſaure Arbeit und Abends Sehnſucht nach Ruhe, wie bei uns.

Keine Margot, keine Nannette wurden wir gewahr; von der Sonne verbrannte Bäuerinnen, die ſchwere Laſten auf den Köpfen tragen und ſchon auf zehn Schritte weit nach Knoblauch riechen, das ſind die geprieſenen Arkadierinnen dieſes Landes. Ihr Koſtüm verſchönert ſie nicht; keine niedlichen Strohhüte, keine zierlich geflochtnen Zöpfe ſchmücken ſie, wie die Bauernmädchen in der Schweiz. Sie tragen ſehr häßliche Hauben von Leinwand, unten daran ſind lange, mehr als handbreite Streifen befeſtigt, welche unter dem Kinn gekreuzt und oben auf dem Kopfe zuſammen geſteckt werden, ſo daß die Enden, wie die Ohren eines Hühnerhundes, an beiden Seiten herabhängen. Runde, flache Hüte von ſchwarzem Filz binden ſie auf eine beſondere Art über dieſe Hauben, vorn ſchließen ſie eng an die Stirn und hinten ſtehen ſie hoch in die Höhe. Vor etwa vierzig Jahren trugen die engliſchen Damen ihre Hüte ſo, wie man es noch auf engliſchen Kupferſtichen aus jener Zeit ſieht. Den dunkelblitzenden Augen und ſcharf gezeichneten ſchwarzen Augenbraunen der Languedoker Bäuerinnen ſteht indeſſen dieſer Hut bisweilen ſehr gut. Ein Rock von rothem, groben Wollenzeuge, ein ſehr häßliches Kamiſol mit langen Schößen und engen, bis über die Ellenbogen reichenden Aermeln, dazu plumpe hölzerne Schuhe mit kleinen

Abſätzen, inwendig Stroh darin, damit ſie den Fuß nicht wund reiben, vollenden den Anzug, in welchem wohl niemand eine Margot ſich denken wird.

Gegen Abend verließen wir Bézières. In einiger Entfernung von der Stadt wurde die Gegend weniger intereſſant, wir waren ſehr ermüdet, der Schlaf überwältigte uns, und wir mochten wohl eine ziemliche Weile ſo geſchlummert haben, als wir beim plötzlichen Erwachen uns, wie in's Feenland verſetzt, mit großen Augen umſahen. Ein köſtlicher Duft umſchwebte uns; der Wagen hielt auf einem ganz runden grünen Platz, in deſſen Mitte ſich ein kleines Waſſerbaſſin befand, in dieſem ein Delphin aus Stein gehauen, der ſilberne Strahlen hoch gen Himmel ſprühte, die, in Diamanten gleich funkelnde Tropfen verwandelt, wieder zurückfielen. Herrliche hohe Bäume ſchloſſen einen dichten Kreis um dieſen lieblichen Platz, die eben ſinkende Sonne ſtreute blitzende Lichter auf das dunkle Grün der Cypreſſen, und verklärte die tief herab ſich ſenkenden Zweige der großen Trauerweiden zu hellen, grünlich goldnen Strahlen. Die duftendſten Sträuche blüheten zwiſchen den Bäumen und bildeten eine Art von Hecke; ein artiges weißes Landhaus ſchimmerte, hinter den grünen Zweigen verſteckt, hervor. Vor uns im Wagen lag ein ſehr großer Straus von Veilchen, die an Duft, an Farbenpracht, an Größe alle, die wir bis jetzt geſehen hatten, ſo weit übertrafen, daß wir ſie auf den erſten Blick gar nicht für Veilchen erkannten. Gegen die unſrigen gehalten, waren ſie, was die vollaufgeblühte Centifolie gegen die blühende Hagebutte iſt. Alles war ſtill umher, nur Vögel zwitſcherten in das Geplätſcher des kleinen Springbrunnens, kein Menſch ließ ſich erblicken, ſelbſt der freundliche Geber des Strauſes nicht, unſer Poſtillon ſpannte aus und ging, andre Pferde zu holen. Le Begude de Jordy heißt dieſer wunderliebliche Ort, der wohl von unſrer Seite eines längeren Verweilens werth geweſen wäre; aber das Schöne erblicken und dann es ungenoſſen verlaſſen, das iſt das Schickſal des Reiſenden. Das Uebelſte iſt nur, daß er ſich dieſes Schickſal gewöhnlich ſelbſt macht; denn was hinderte uns eigentlich, in dieſem zauberiſch ſchönen, ſtillen Winkel der Welt die Sterne auf- und untergehen zu ſehen, und es zu erwarten, daß die Morgenſonne dieſe hohen Wipfel wieder vergolde?

An le Begude de Jordy ſchließt ſich ein kleines Gehölz von Birken, Akazien und ähnlichen Bäumen, eine wahre Seltenheit in dieſem Lande und das erſte, durch welches wir auf der ganzen Reiſe von Paris bis hieher kamen. Wir ſchwelgten wie berauſcht in dem Meere von Wohlgeruch, das uns hier umwallte. Auch wie wir wieder in's Freie gelangten, blieb ſich die Gegend gleich an entzückender Schönheit. Raſch ging es fort über Thal und Hügel, durch das, wegen ſeiner Bonbons in ganz Frankreich berühmte Städtchen Pézenas hindurch, bis wir bei Sternenlicht am Hôtel du midi in Montpellier anlangten.

Montpellier.

Müde und hungrig, wie man es nach einem ſeit Sonnenaufgang benutzten Tage iſt, hatten wir uns um Mitternacht zu einem recht einladenden Abendeſſen eben niedergeſetzt, als man uns meldete, daß draußen jemand unſern Paß zu ſehen verlange. Dieſe Störung war uns in dieſem Moment ſehr unwillkommen, wir erwiederten alſo kurz weg: das habe wohl bis Morgen Zeit, und meinten, die Sache damit für's erſte abgethan zu haben, weil ſich weiter nichts darüber hören ließ. Ehe wir es uns aber verſahen, wurden beide Flügelthüren geöffnet, fünf Mann Wache, bewaffnet bis an die Zähne, an ihrer Spitze ein ſehr martialiſch um ſich blickender Korporal, marſchierten herein, und im Nu ſah unſer Zimmer aus, wie der letzte Akt einer modernen, weinerlich komiſchen Oper im Theatre feydeau zu Paris. Der Paß mußte nun wohl freilich gleich hervorgeſucht werden, er ward in beſter Ordnung befunden, aber unſer Korporal hatte es, vor lauter Tapferkeit vermuthlich, im Leſen nicht weit gebracht. Er buchſtabirte ſo laut und ſo lange an dem Paß, unſre Namen klangen von ſeinen bärtigen Lippen ſo barbariſch, daß wir einſtimmig darüber in lautes Gelächter ausbrachen. Einer der Krieger nahm dieſes ſehr übel und ermahnte uns, nicht über Leute zu lachen, die nur thäten, was ihres Amtes ſey. Mit der holdſeligſten Freundlichkeit, doch immer lachend, erwiederte ihm eine von uns: „lieben Freunde, ihr thut gut, zu vollbringen was eures Amtes iſt, laßt euch aber das Nämliche von uns gefallen; unſer Amt als Reiſende iſt, uns zu divertiren und zu lachen, wo und ſo viel wir können.“ Madame a raison, donnerte des Korporals Baßſtimme mit gutmüthigem Ernſt, kommandirte: links um! und die Armee defilirte wieder zur Thüre hinaus. Dieſes kleine militariſche Intermezzo beluſtigte uns gar ſehr, wir tranken die Geſundheit des humanen Korporals, und wünſchten allen Armeen Viele ſeines gleichen.

Den andern Morgen fingen wir an, uns in der Stadt ein wenig zu orientiren, ſuchten alte Bekannte auf, wurden von ihnen aufgeſucht und trafen alle mögliche Vorkehrungen, um die wenigen Tage unſers Aufenthalts in Montpellier ſo genußreich als möglich zu machen.

Die Stadt liegt ſehr ſchön auf einer Anhöhe, mitten in einer nur hier und da zu ſanften Hügeln anſchwellenden, höchſt fruchtbaren und bebauten Ebene. Sie iſt ziemlich groß, es gibt darin viele anſehnliche, aus Quaderſteinen ſehr maſſiv erbaute Häuſer, die Straßen aber ſind auch hier ſehr enge, winklig, dumpfig und durch die nah einander gegenüber ſtehenden hohen Gebäude verdunkelt. Dazu iſt das Straßenpflaſter hier eben ſo ſchlecht als in Bourdeaux. Da wir bisher faſt auf allen Flaſchen mit wohlriechendem Waſſer immer Montpellier geleſen hatten, ſo glaubten wir in unſrer Einfalt, die ganze Stadt müſſe wie der Laden eines Parfümeurs riechen; wir fanden aber leider hievon das Gegentheil. Von der hier herrſchenden Unreinlichkeit iſt es unmöglich, ſich einen Begriff zu machen. Auf den Straßen weiß man oft beim trockenſten Wetter nicht, wohin man treten ſoll, und das Auge wird eben ſo beleidigt als die Naſe. Dem mächtigen Gefühl des Ekels muß man im ſüdlichen Frankreich widerſtehen lernen, wenn man nicht jede Freude ſich verbittern will, und Montpellier wäre wahrlich der beſte Ort dazu, um ſich dagegen recht abzuhärten.

Die Eſplanade, eine lange ſchöne Allee, iſt der ſchönſte und reinlichſte Theil der Stadt, und die an ſie grenzenden Häuſer ſind großen Theils zur Aufnahme der vielen Fremden eingerichtet, die hier bald längere bald kürzere Zeit ihrer Geſundheit wegen zu verweilen pflegen. Auch unſer Hotel gewährte uns die Ausſicht auf dieſe allgemein beſuchte Promenade. Da wir eben zu Oſtern anlangten, ſo hatten wir am erſten Feiertage Nachmittags die Freude, von unſerm Balkon herab Alles, was zum Mittelſtande und zum Volke gehört, dort luſtwandeln zu ſehen. Die feinere Welt ließ ſich nicht blicken, denn ihr Spaziertag iſt der zweite Oſtertag. Die lange breite Allee wimmelte von fröhlichen Menſchen, welche ſich langſam auf und ab bewegten, bis die einbrechende Dämmerung ſie alle nach Hauſe ſchickte, um dort den Salat, das gewöhnliche Abendeſſen der niedern Klaſſen in Frankreich, mit den Ihrigen zu verzehren. Mäßiger iſt keine Nation als die franzöſiſche bei ſich zu Hauſe; im Auslande zeigten ſie ſich freilich anders. In Deutſchland braucht der gemeine Mann doch wenigſtens Bier, Taback und eine Kegelbahn, um zu wiſſen, daß es Feiertag iſt; in Frankreich hat er das Alles nicht nöthig. Unter der Menge feſtlich geſchmückt einherwandeln mit Frau und Kindern, oder auch mit der petite amie; ſehen und geſehen werden; Bekannte begrüßen; galant ſeyn gegen die Damen, denn Dame iſt hier Alles, was zum weiblichen Geſchlecht gehört, auch wohl der Erwählten ſeines Herzens einen Blumenſtraus gratiös überreichen und dafür einen freundlichen Blick und einen kleinen Knix erhalten; das iſt es Alles, was der gemeine Franzoſe braucht, um eine Fête zu haben, und dabei glücklich zu ſeyn wie ein Gott. Auch Abends auf ihren Tanzſälen herrſcht Höflichkeit gegen die Damen, und eine feinere Sitte unter den Männern, die faſt nie in wilde Trunkenheit und Schlägereien ausartet. Wir erinnern uns nicht einen recht betrunknen Menſchen in Frankreich geſehen zu haben. Das wärmere Klima iſt wohl großen Theils die Urſache dieſer Mäßigkeit, weil Eis und kühlende Getränke dadurch ein größres Bedürfniß werden als erhitzende Magenſtärkungen.

Am folgenden Morgen ſpazierte die ſchöne Welt eben ſo am nämlichen Platze einher; wir bemerkten mehrere Bekannte darunter, ſuchten dieſe auf und genoſſen einen recht angenehmen Tag. Das Ende der Allee bietet eine ſehr reiche Ausſicht auf die, Montpellier umgebende, herrliche Gegend, noch ſchöner aber iſt der Blick vom Waſſerſchloß (Château d'Eau) am Ende des großen, im franzöſiſchen Geſchmack angelegten Gartens, den man wunderlich genug le Peyrou nennt, eine Benennung, die niemand uns erklären konnte.

Das Waſſerſchloß, ein gewölbtes, von allen Seiten offnes, tempelartiges Gebäude, grenzt hier an den neuen großen Aquädukt, der das Trinkwaſſer aus einer Entfernung von zwei Stunden nach Montpellier führt, und macht eigentlich einen Theil desſelben aus, denn ein in der Mitte des Gebäudes ſich befindendes großes Becken dient ihm zum Ausfluß, und von dort wird das Waſſer erſt durch mehrere Röhren in der Stadt vertheilt. Es iſt das reinſte, durchſichtigſte, ſo wir jemals geſehen; das Gepräge einer Münze, die auf dem Boden dieſes Beckens läge, würde man deutlich erkennen können. Der Aquädukt iſt bei aller Modernität ein Werk, der alten Römerzeiten würdig. Vom Waſſerſchloß überſieht man ihn in ſeiner ganzen Länge, ſoweit das Auge reicht; er gewährt hier einen unbeſchreiblich prächtigen Anblick. Bis zur Quelle hin erſtreckt ſich eine lange Reihe großer, herrlich gewölbter Bogen von weißem Steine weit in das Land hinein, bald einfach, bald zweifach, auch dreifach übereinander ruhend, je nachdem die Erhöhung oder Vertiefung des Bodens es erforderte. Das Waſſer fließt in verdeckten, ſteinernen Kanälen, die oben auf den höchſten Bogen ruhen, bis zu dem Baſſin, in welches es ſich ergießt. Dieſes wunderbar große Meiſterſtück der Architektur, die reiche, weit ausgebreitete Landſchaft, die mit Schnee bedeckten Sevennen-Gebirge, ſeitwärts in blauer Ferne die Alpen und die Pyrenäen, gewähren von dieſer Anhöhe eine Ausſicht, die wir mit keiner andern zu vergleichen wiſſen, beſonders Abends, wenn die ſinkende Sonne alle die großen, mannigfaltigen Gegenſtände verklärt.

Montpellier wird ſeit langer Zeit für den Sitz der Heilkunde in Frankreich gehalten, und mehrere berühmte Aerzte, beſonders Wundärzte bewohnen immer dieſe Stadt, deren Luft in dem Ruf ſteht, vorzüglich geſund zu ſeyn. Aus allen Ländern Europens, beſonders aus England, wallfahrten in Friedenszeiten wohlhabende Kranke hieher und hoffen Geneſung.

Dadurch tritt dieſe Stadt beinahe in die Reihe der Brunnenorte, obgleich hier keine heilende Quelle fließt. Zwei Meilen weiter finden ſich zwar heiße Quellen, doch glauben wir nicht, daß ſie viel benutzt werden, da wir nur wenig darüber erfahren konnten. Die Fremden, welche um ihrer Geſundheit willen nach Montpellier kommen, verweilen immer mehrere Monate, oft Jahre lang dort, ſie werden gewiſſermaßen einheimiſch, und tragen viel dazu bei, das Einſeitige aus dem geſelligen Ton zu verbannen. Viele Häuſer in der Stadt und den nächſten Umgebungen ſind zu ihrem Empfange auf's bequemſte eingerichtet und ihre Beſitzer beeifern ſich, den ſehr gern geſehenen Gäſten den Aufenthalt ſo angenehm zu machen als möglich. Am wunderbarſten ſchien es uns, daß oft ſelbſt aus Rußland vornehme Frauen nach Montpellier kommen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten; dieſe Vorſicht iſt denn doch ſoweit getrieben als möglich.

Das Klima iſt indeſſen in Montpellier lange nicht ſo mild, als der Ruf es verkündet, die Stadt liegt hoch, die Luft iſt daher ſo fein und ſcharf, daß ſie den an der Bruſt Leidenden durchaus ſchädlich, oft tödtlich wird. Selbſt die hieſigen Aerzte läugnen das nicht, und viele traurige Erfahrungen beſtätigen dieſe Behauptung. Das ganze Jahr hindurch weht oft Wochen lang der Miſtral, ein eiskalter, bis in's innerſte Mark dringender, austrocknender Nordoſtwind, deſſen Daſeyn man auch in den Gebäuden empfindlich bemerkt. Selbſt die geſündeſten Menſchen leiden durch ihn, und den Bruſtkranken wird er zur peinlichſten Quaal. Auch wir machten ſeine Bekanntſchaft, mußten deßhalb mehrere Tage lang am Kaminfeuer Schutz gegen ihn ſuchen, und empfanden ſelbſt dort den Einfluß ſeines, alle Lebenskraft lähmenden, alle Nerven ſchmerzlich anſpannenden Hauches. Im Winter iſt die Kälte, der ſcharfen, trocknen Luft wegen, hier ſehr empfindlich, obgleich es ſelten Eis friert und noch ſeltner ſchneiet. Der Mangel an Holz macht das Einheizen koſtbar und beſchwerlich, doch hilft man ſich wie man kann, mit allerhand Holzſurrogaten. Die langen Gebinde der abgeſchnittnen Weinreben, die man immer in den Kamin nachſchieben muß, während ſie an dem einen Ende brennen, geben eine helle, luſtige Flamme, die aber, ſo wie die von ihr ausſtrömende Wärme, nur Minuten lang währt. Die ſchon gebrauchte Gerberlohe, auch die Hülſen und Kerne der ausgepreßten Oliven werden in viereckige, dem Holländiſchen Torf ähnliche Formen getrocknet, und ſo als Brennmaterial benutzt. Die letzteren ſollen vortrefflich brennen, viel Wärme und keinen Geruch geben; wir ſelbſt aber haben es nicht verſucht, damit Feuer zu machen.

Der Winter übt zum Glück hier nicht lange ſeine feindliche Gewalt, ſchon im Februar muß er unter dieſem glücklichen Himmelsſtrich dem Frühlinge weichen; dieſem folgt ein, aller Beſchreibung nach, beinahe unerträglich heißer Sommer. Daß er dies ſeyn müſſe, bewieſen uns ſchon die Vorkehrungen, die wir in den Häuſern wohlhabender Familien gegen die große Hitze getroffen ſahen. Der Herbſt iſt auch hier des Jahres Krone, und waltet bis tief im November, ja oft bis gegen Weihnachten mit heit'rer Milde. Der Ueberfluß, die Mannigfaltigkeit und Vortrefflichkeit der Früchte, ſo er bringt, vor allem der Feigen, Trauben, Melonen und Pfirſiche, ſollen alle Beſchreibung übertreffen. Es kann auch nicht anders ſeyn, denn das ganze Land iſt ein ungeheurer Garten voll der herrlichſten Pflanzen und Bäume. Wir ſahen große Felder mit Centifolien-Roſen dicht bepflanzt, die hier zu köſtlichen Eſſenzen in unglaublicher Menge von den Deſtillirern verbraucht werden, andre Felder mit Tuberoſen, Heliotropen und andern ſtark duftenden Blumen, zu gleichem Zweck. Viele andere Blumen, die Zierde unſrer Gärten, wachſen zum Theil hier wild, oder brauchen doch wenig Pflege. Außer den vielen Obſtbäumen ſieht man auch überall Gruppen anderer ſchöner Bäume. Viele von dieſen tragen ihr grünes Kleid im Winter, wie im Sommer. Zu dieſen gehören vorzüglich die Myrte, die hier zum baumähnlichen Strauche heranwächſt, der Olivenbaum, der Lorbeer, die Zipreſſe und die immer grüne Eiche, die Krone von allen. Dieſer herrliche Baum gleicht an Wuchs unſern deutſchen Eichen mittlerer Größe, trägt eben ſolche Früchte, nur die Blätter ſind kleiner und haben eine anders gezackte Form. Er liefert den größten Theil des wenigen Brennholzes, und es ſieht ſonderbar aus, wenn die ſtarken, mit nie welkenden Blättern bedeckten Zweige in Flammen auflodern.

Der hieſige botaniſche Garten enthält eine Menge ſeltner, ſchöner Pflanzen aus fremden Zonen, die aber alle hier trefflich gedeihen und zum großen Theil bald einheimiſch werden. Er iſt nicht groß, aber ſeine inn're Einrichtung wird in wiſſenſchaftlicher Hinſicht geprieſen.

In dieſem Garten ſchläft Youngs früh verblühte, ſchmerzlich beweinte Tochter Narciſſa den langen Schlaf, weil damals mönchiſcher Aberglaube der Proteſtantin kein Grab in geweihter Erde vergönnen wollte. Wie Petrarcas Lieder der Liebe den Namen Laura, ſo bringen ihres Vaters nächtliche Trauergeſänge den Namen Narciſſa auf die Nachwelt, ſie heiligten den Ort, wo ſie ruht, und weihten ihn der Unſterblichkeit.

Der Gedanke, daß hier die früh gebrochne Blume unter Blumen ruht, erſchien uns ſo lange rührend und ſchön, bis wir ihr Grab beſucht hatten. Ein enges, niedriges Gewölbe, ungern möchten wir ſagen ein Loch in der Gartenmauer, dient zum Aufbewahren des Gartengeräths; verdorrtes Geſträuch, vermodertes Laub und was ſonſt noch beim Aufräumen eines Gartens zum gelegentlichen Verbrennen als nutzlos über Seite geſchafft wird, erfüllt dieſes Behältniß, und unter dieſem Kehrichthaufen bettete damals der Fanatism die ſchöne liebenswürdige Narciſſa im Schoos der Erde. Noch immer dient das Behältniß ſeiner vorigen Beſtimmung, die Einwohner Montpelliers denken nicht daran, es wenigſtens aufräumen zu laſſen. Dies iſt nicht recht; aber weit mehr noch empörte uns die Gleichgültigkeit der vielen reichen Engländer, die von jeher Montpellier beſuchten, lange dort verweilten und zum Theil ihre Geſundheit wiederfanden.

Das Lob ihres berühmten Poeten führen ſie ewig im Munde, prahlen damit oft, ohne ihn zu verſtehen, aber Keiner nahm ſich des heiligen Staubes der einzig geliebten Tochter an, Keiner war großmüthig genug, ihm die Ehre eines einfachen Grabſteins zu verſchaffen, der ihren Namen dem Fremden ſagte, welcher jetzt mit verletztem Gefühl von der unwürdigen Stätte ſich wegwendet, wo ſie ruht, und dabei überlegt, welche Summen ihre Landsleute jährlich wohl an Pferde oder Jagdhunde wenden. —

Doch kehren wir von der Todten zu den Lebenden zurück, unter denen wir uns in dieſer Stadt recht wohl befanden. Der geſellige Ton in Montpellier iſt angenehm; viele der angeſehenſten Kaufleute der Stadt brachten mehrere Jahre in fremden Ländern, beſonders in Deutſchland zu, lernten fremde Sprachen, fremde Sitten kennen, und erwarben ſich ſo eine Liberalität im Urtheil, eine allgemeinere Kultur des Geiſtes, die man in andern Städten Frankreichs in dieſem Stande oft vermißt. Dieſes und die Anweſenheit der vielen Fremden, verbunden mit dem Beſtreben der Einheimiſchen, jenen ihren Aufenthalt angenehm zu machen, bringt ein erhöhtes Leben in den geſelligen Verein dieſer fröhlichen, aufgeweckten

Menſchen. Auch in Montpellier iſt niemand gern zu Hauſe allein. Das Viſitenweſen wird daher nicht minder angelegentlich betrieben als in Bourdeaux; kleine freundſchaftliche Geſellſchaften an einer nicht ſchwelgeriſch, aber wohlbeſetzten Mittagstafel, Abendzirkel, Thees und kleine Tanzparthien in Privathäuſern wechſeln täglich. Alle dieſe Zirkel ſind mehr auf Freude als auf Oſtentation berechnet; man macht ſich das Leben ſo leicht und froh wie man kann, aber man wendet wenig auf den äußern Glanz, ſowohl in der Kleidung als der Bewirthung ſeiner Gäſte, doch ohne es dabei an Anſtand und allem irgend Nöthigen fehlen zu laſſen. Auch bemerkten wir in Privatzirkeln keine Spur der grenzenloſen Spielſucht, die in Bourdeaux in allen Geſellſchaften vorherrſcht.

Außer den Privatzirkeln gewährt auch der Klub einen angenehmen Vereinigungspunkt. Für zwei Carolin Abonnement hat man darin den ganzen Winter über wöchentlich ein Concert und zwei ſehr hübſche Bälle. Der zu dieſen Verſammlungen beſtimmte, große, hübſch dekorirte Saal hat nur den Fehler, im Verhältniß zu ſeiner Länge etwas zu niedrig zu ſeyn. Dieſen Uebelſtand wenigſtens für das Auge zu mildern, ſind an beiden Enden transportable

Säulen von Holz angebracht, die bei Tanzgeſellſchaften weggenommen werden, um den Raum nicht zu verengen. Wir wohnten einem Concert in dieſem Saale bei, welches in einem andern Lande vielleicht recht langweilig geworden wäre, oder wohl gar auf eine für den Unternehmer verdrießliche Weiſe geendet hätte, hier aber gab ihm der hier ſo einheimiſche Frohſinn eine luſtigere Wendung. Ein deutſcher Muſiker war es leider, der ſich auf dem Pianoforte hören laſſen wollte. Die ganze elegante Geſellſchaft der Stadt hatte ſich zahlreich verſammelt und harrte des verſprochnen Genuſſes. Da ergab es ſich, das faſt alle, welche den Künſtler ſeiner Verſicherung nach mit ihrem Spiel zu unterſtützen verſprochen hatten, nicht erſchienen waren; daß er ſelbſt auf ſeinem Inſtrument eben kein Hexenmeiſter war, zeigte ſich auch bald; die Muſik ſtockte, eine Dame, welche den Künſtler begleitete, fing zwar an, eine Arie zu ſingen, hörte aber gleich wieder auf, mit der in ſchlechtem Franzöſiſch ausgeſprochnen Erklärung, ihr ſey zu bange, ſie könne nicht ſingen. Das ganze Auditorium brach hier in lautes Gelächter aus, lachte noch auf der Straße beim Zuhauſegehen, und der verunglückte Klavierſpieler ſchlich indeſſen mit der ganz anſehnlichen Einnahme in der Stille davon.

Ein ſehr artiges Theater trägt viel zum frohen Lebensgenuß in Montpellier bei. Das Haus iſt ſchön, groß und bequem eingerichtet, und die Truppe gehörte wenigſtens damals zu den beſten in den Provinzen Frankreichs. Ausgezeichnet gut war beſonders das Ballet, die erſten der hieſigen Tänzer und Tänzerinnen würden ſich ſelbſt auf den größten Theatern mit Beifall haben zeigen können. Das Schauſpiel iſt ebenfalls hier unerhört wohlfeil; alle Einwohner der Stadt und die dort ſich länger aufhaltenden Fremden ſind dazu abonnirt; dadurch koſtet der erſte Platz in jeder Vorſtellung ungefähr fünf Sous, oder zwei Groſchen die Perſon. Mit dieſem Abonnement hat aber noch niemand einen beſtimmten Platz in den Logen, jeder nimmt ihn wo er ihn findet. Die angeſehenſten Familien miethen ſich daher, außer dem gewöhnlichen Abonnement, noch eigne Logen, die etwa das Jahr über auf fünfhundert Franken zu ſtehen kommen. Dieſe Logen ſind indeſſen ſo geräumig, ſo bequem zum Sehen eingerichtet, daß immer mehrere Familien in Gemeinſchaft eine miethen, ſo daß dadurch auch dieſe Erhöhung des Eintrittpreiſes für den Einzelnen höchſt unbedeutend wird. Das Schauſpielhaus iſt bei dieſer Einrichtung immer mit Zuſchauern angefüllt, aber man betrachtet es deshalb auch mehr als einen geſellſchaftlichen Verſammlungsort, und bekümmert ſich nur bei außerordentlichen Anläſſen um das, was auf der Bühne vorgeht. In den Logen ſtattet man Beſuche ab, nimmt und präſentirt Erfriſchungen, lacht, plaudert, oft ſo laut, daß die Converſation in den Logen die auf dem Theater überſtimmt.

Nicht nur die Vergnügungen, auch das Leben überhaupt iſt in Montpellier ſehr wohlfeil. Nach Allem, was wir darüber von unſern hieſigen Bekannten erfuhren, braucht eine Familie von ſechs Perſonen kaum acht tauſend Franken, um anſtändig und bequem zu leben, die nöthigen Bedienten zu halten, und ſich keine geſellige Freude zu verſagen. Viele erkünſtelte Bedürfniſſe der vornehmen Welt kennt man in Montpellier nur dem Namen nach, weil ſie dort überflüſſig und nicht gebräuchlich ſind. Dahin gehören prachtvolle Kleidung und Hausgeräth, Equipage und hohes Spiel. Mit Allem, was zum eigentlichen Bedürfniß des Lebens gehört, hat die Natur dies ſchöne Land überſchwenglich reich begabt. Leichte ſeidene Zeuge, welche die Wärme hier zum bequemſten Stoff für die Kleidung macht, ſind wohlfeil, denn der Seidenwurm iſt in dieſem Lande zu Hauſe; Wein, Oel, Waizen, die auserleſenſten Früchte wachſen im Ueber=

fluß, und Seefiſche, Auſtern, Wild, Geflügel und vortreffliches Rindfleiſch ſind hier ebenfalls zu wohlfeilen Preiſen in Menge zu haben.

In der wärmſten Jahreszeit flüchten die angeſehenſten Familien auf's Land in ihre nahe an der Stadt gelegnen, zum Theil ſehr hübſchen Landhäuſer, und entgehen dadurch der alsdann ſehr unangenehmen Atmoſphäre, ſo wie der drückenden Hitze ihrer engen, ſchmuzigen Straßen. Dieſe freundlichen, zum Theil blendend weißen Landhäuſer, welche überall, von Gärten umgeben, zerſtreut liegen, tragen viel zur Belebung und Verſchönerung der nächſten Umgebungen Montpelliers bei. In einem der ſchönſten unter ihnen, Château bon genannt, verlebten wir bei den Beſitzern deſſelben einige ſehr angenehme Stunden. Von der breiten Terraſſe vor dem Hauſe überſieht man die fruchtbare Ebene, in der Ferne das mittelländiſche Meer, und ſeitwärts dunkelblaue Gebirge. Mit Früchten und Blüthen beladne, hohe Orangenbäume ſtanden jetzt ſchon, zu Anfange des Monats April, im Freien. Im Winter müſſen die geräumigen Gewölbe unter dem Hauſe ihnen einige Monate lang Schutz gegen die Kälte gewähren; denn ſie ganz im Freien zu laſſen, erlaubt das hieſige Klima noch nicht. Neben dem Hauſe, unter hohen, dicht belaubten, immer grünen Eichen ruht auf dieſer Terraſſe ein beweinenswerthes Opfer der Unwiſſenheit der Aerzte, welche die an der Bruſt leidende Kranke von Riga nach Montpellier ſchickten, wo die ſcharfe, feine Luft ihr tödtlich werden mußte, und auch nach kurzem Aufenthalt ſie in ihrem zwei und zwanzigſten Jahre in's Grab legte. Ueberall in Montpellier gedachte man noch der Schönheit und Liebenswürdigkeit, aber auch der Leiden dieſer allgemein geachteten jungen Frau von E... mit inniger Theilnahme. Auf Bitten einer ſie begleitenden Freundin gewährte der Beſitzer von Château bon ihrem entſeelten Staube dies ſtille Ruheplätzchen unter grünem Raſen, und ihr Andenken tritt nie ſtörend in die geſellige Freude, die oft auf dieſem ſchönen Platze herrſcht.

Auf dem Kirchhofe in Montpellier iſt nicht gut ruhen; die Todten werden nicht lange in ihren Gräbern gelaſſen, am wenigſten die Proteſtanten, wenn ja der Fanatismus aus beſondrer Nachſicht ihnen ein abgelegnes Winkelchen an der Mauer einräumt. Darum lebt ſich's zwar recht gut in dieſer Stadt, aber vor dem Sterben muß man ſich hüten, oder doch wenigſtens bei Zeiten ſich für den Nothfall ein einſames Ruheplätzchen, fern vom Gebiete der Mönche in irgend einem Garten auszumitteln ſuchen.

Die ſehr geräumigen, zur größten Hälfte unter der Erde gebauten Souterrains von Château bon bewieſen uns auf's Neue, wie ſehr man hier die Hitze im Sommer ſcheut, und wie groß ſie deshalb ſeyn muß. Sie ſind alle zu Wohnzimmern eingerichtet und werden im Sommer als ſolche benutzt. Im größten dieſer Zimmer ſprudelt eine ſilberreine kühle Quelle aus der Mauer hervor und fällt, freundlich plätſchernd, in ein darunter angebrachtes artiges ſteinernes Becken.

Ausflucht nach Cette.

Montpellier nimmt zwar unter den franzöſiſchen Handelsſtädten einen nicht unbedeutenden Rang ein, dennoch findet man dort faſt keine Spur von dem geſchäftigen Treiben und Gewühl, welches der Handel ſonſt um ſich her zu verbreiten pflegt. Eigentlich iſt aber auch dieſe Stadt nur der Wohnplatz der Handelsherren, die in dem nicht weit entfernten Cette dicht am Hafen, ihre Komtoire, ihre Magazine, ihre Fabriken haben, und nur von Zeit zu Zeit herüber fahren, um nachzuſehen, wie ihre Aſſociés oder Diener dort Alles beſorgen. Wir hielten es wohl der Mühe werth, auch dieſe Stadt und das Meer in der Nähe zu ſehen, und nahmen alſo gern den Antrag eines Bekannten aus Montpellier an, mit ihm an einem frühen Morgen herüber zu fahren.

Der Weg nach Cette läßt ſich bequem in drei Stunden zurücklegen; in Montpellier hält man ihn für ſehr unangenehm; wir fanden ihn nicht ſo, freilich wohl vom Reiz der Neuheit ergriffen. Bis zu einer gewiſſen Entfernung von der Stadt bleibt die Gegend noch immer höchſt angenehm. An einer der ſchönſten Stellen kamen wir den maleriſchen Trümmern eines uralten Schloſſes vorbei. Im Munde des Volks geht die Sage, daß ein alter König von Majorka dies Schloß erbaute, um es während der heißeſten Sommerszeit zu bewohnen. Nicht weit davon, auf einer hohen, nackten Felſenſpitze, auf welcher kein Grashalm keimt, erblickt man altes Gemäuer, die Ueberbleibſel einer Einſiedelei, welche zur Zeit der Kreuzzüge der heilige Mönch Peter bewohnte. Bald darauf beginnt eine traurige Einöde; Felſentrümmer und unfruchtbare Steine bedecken das Land rings umher; ſo weit das Auge reicht, breitet ſich eine graue Wüſte aus, in der jede Spur des Lebens verſchwindet. Der Weg geht am Ufer eines todtenſtillen Sees hin, über den hinaus zuweilen das offne Meer ſich zeiget. Ein ferner Punkt im Meer ward uns als die kleine Inſel bezeichnet, auf welcher Peter von Provence die ſchöne Magellone wiederfand. Die romantiſche Geſchichte dieſer Liebenden lebt noch immer in alten provençaliſchen Balladen im Munde des Volkes.

Nach anderthalb, auf dieſem düſtern Steinhaufen mühſam hingebrachten Stunden, tritt plötzlich das Städtchen Frontignac hervor. Mitten in ſeinen Weingärten, welche ſich bis dicht an die Mauern hinziehen, liegt es gar freundlich, wie in einem ruhigen grünen Laubneſte, umringt vom Graus der Zerſtörung. Der ſüße, liebliche Wein, der hier wächſt, iſt allbekannt und wird von Cette aus weit und breit verführt. Gleich hinter Frontignac fängt die Steinwüſte wieder an, doch währt es jetzt nicht lange, bis man Cette erreicht hat.

Zwiſchen einem Landſee und dem weiten mittelländiſchen Meer, deſſen Wogen ihre Mauern beſpülen, liegt dieſe Stadt, hingeſchmiegt am Fuße eines ſchwarzen Marmorfelſen, der ſteil und wunderbar geformt, ſein dunkles, mit einer Citadelle bekröntes Haupt hoch in die Lüfte hebt. Rings umher iſt kein einziger Baum und überhaupt wenig Spur von Vegetation zu erblicken. Der Kanal von Languedoc fließt beträchtlich breit durch die Stadt und vereinigt ſich hier mit dem Meere. Er und einige an ſeinem Ufer erbaute Windmühlen geben der Gegend etwas Holländiſches, das mit dem hohen Felſen und den übrigen durchaus ſüdlichen Umgebungen ſonderbar kontraſtirt.

Die Stadt Cette iſt klein, ihre Straßen ſind enge und dumpfig, die Häuſer hoch und düſter, Alles ſieht öde und unbeſchreiblich ſchmuzig darin aus, nur auf dem am Kanal ſich hinziehenden Quai iſt Leben und Bewegung. Dort wimmelt es von Matroſen und Laſtträgern, die geſchäftig hin und her laufen, um die Waaren in und aus den am Quai vor Anker liegenden Schiffen zu laden. In der Stadt ſcheint wenig Freude zu wohnen; die größten Häuſer gehören den Einwohnern von Montpellier; ſie ſtehen faſt alle öde da und ſind mehr zu Magazinen als zum Bewohnen eingerichtet. Alle die es können, fliehen dieſe graue Steinwüſte, und eilen dem freundlichen Montpellier zu, ſobald die Geſchäfte es erlauben, um dort zu genießen, was ſie durch ämſigen Fleiß in Cette erworben, und nur die ärmere Klaſſe der Einwohner lebt für beſtändig hier. Eine unglaubliche Menge Branntwein wird in Cette gebrannt und deſtillirt, denn dieſer Ort verſorgt die halbe Welt mit allen Gattungen Liqueurs.

Nachdem wir uns in der Stadt hinlänglich umgeſehen hatten, gingen wir an den Hafen. Geboren am Strande der Oſtſee, gewöhnt an den Anblick des Nordmeers, war uns dennoch hier, als ſähen wir zum erſten Male dieſes mächtigſte der Elemente. Noch gewaltiger ward der Eindruck, als wir auf der langen, ſchmalen Felſenzunge hingingen, die den Hafen vom offnen Meere trennt, bis zu der auf ihrer Spitze erbauten kleinen Citadelle. Bis jetzt erſchien uns immer das dunkle Grün der Wogen auf den Seeſtücken Vernets und andrer berühmten Maler als unnatürlich und übertrieben; hier ſahen wir es in der Wirklichkeit, reiner, glänzender, ſmaragdner, als irgend ein Maler es auszudrücken vermag. Die gleich Bergen gewaltig ſich thürmenden Wellen ſchienen uns nicht nur in der Farbe, auch in der Form weit herrlicher und größer, als wir je die der Oſtſee oder des Nordmeers erblickten. Der Wind wehte heftig, das Meer brauſte laut tobend in majeſtätiſch wilder Bewegung. Schäumend, wie mit glänzenden Perlen gekrönt, ſtieg die Brandung zu Bergeshöhe hinan, und brach dann zuſammen an dem felſigen Ufer, gegen welches ſie immer mit neuen Wogen heran ſtürmte, als wolle ſie es in ſeiner Grundfeſte zerſtören. Noch tobender brauſten die Wellen an einem, den Schiffen höchſt gefährlichen, quer vor dem Eingang des Hafens liegenden Felſenriff.

Erhabneres hat die Natur nichts aufzuweiſen, als dieſen Anblick des in ſeinen tiefſten Tiefen empörten Meers. Wir ſtaunten in ſtiller Betrachtung, und hatten keine Worte für das Gefühl, das mächtig uns ergriff. Dann blickten wir auf die im Hafen vor Anker liegenden, und dennoch wild hin und her geworfnen Schiffe; ſie kamen uns ſo klein, ſo armſelig vor, daß wir nur mit Schaudern daran denken konnten, wie wir uns noch vor wenig Monaten auf eben ſo zerbrechlichen Bretern dieſem furchtbaren Elemente zu vertrauen gewagt hatten.

Der Hafen von Cette iſt ſehr geräumig und tief, bei ſtillem Wetter ſieht man oft Delphine, von der Sonne beglänzt, in ſeinen klaren, grünen Fluten ſpielen, aber auch der Tiger des Meeres, der furchtbare Hayfiſch ſchleicht ſich oft hier ein, und bringt den Badenden Gefahr, die ſich dennoch dadurch nicht abſchrecken laſſen. Vor mehreren Jahren badete ein engliſcher Matroſe in dem ſtillen, klaren Waſſer, da gewahrten ſeine Cameraden am Schiffsbord mit unausſprechlicher Angſt, wie ein großer Hayfiſch dicht unter ihm daher geſchwommen kam, ſie riefen ihm zu, in einer immerwährenden heftigen Bewegung zu bleiben, als das einzige mögliche Mittel ſeiner Rettung, und warfen ihm ſchnell ein Seil zu, um ihn daran hinauf zu ziehen. Schon war der Unglückliche über das Waſſer gehoben, da ſprang das Ungeheuer hoch auf aus der Flut, ſchnappte nach ihm, und die Rettung ſeines Lebens war mit dem Verluſte eines Beines erkauft.

Auf dem Rückwege von der Citadelle traten wir in das etwas in den Hafen hinein gebaute Geſundheits-Amt, an welchem die Schiffer bei ihrer Ankunft in einer Schaluppe anfahren und ihre Päſſe vorzeigen müſſen, ehe ſie landen dürfen. Jedes Schiff, welches aus einer, der Geſundheit wegen verdächtigen Gegend kommt, oder auch nur auf der See mit einem aus ſolchen Gegenden kommenden auf irgend eine Weiſe in Berührung gerathen iſt, muß vierzig Tage lang an einer dazu beſtimmten, entfernten Gegend des Hafens vor Anker liegen bleiben. Bei Lebensſtrafe darf niemand von den Paſſagieren oder der Mannſchaft vor Ablauf dieſer Zeit an's Land kommen, und wer vom

Lande aus es beſucht, der muß am Bord bleiben und die Quarantaine mit aushalten. Stirbt in dieſer Zeit ein Menſch auf ſolch einem Schiffe, und wäre es am vierzigſten Tage, ſo fängt die Quarantaine von neuem an, und es muß abermals vierzig Tage lang an der Stelle liegen bleiben. Friſche Lebensmittel werden auf Verlangen vom Geſundheits-Amte hinunter in die Böte geworfen, Briefe mittelſt einer langen Stange abgenommen, gleich durchſtochen und in ſtarken Eſſig getaucht, ehe man es wagt, ſie zu öffnen oder abzugeben.

Wir ſahen aus der Ferne ein türkiſches Schiff auf dem Quarantaine-Platz vor Anker liegen. Dieſe und die Algierer, welche oft hier einlaufen, um Proviant zu holen, dürfen nie landen, ſie würden ohne Weiteres von der Citadelle aus in den Grund geſchoſſen werden, wenn ſie einen ſolchen Verſuch wagen wollten.

Die auf das heimliche Landen der Schiffsleute geſetzte Strafe wird ſtreng und ſchnell vollzogen. Vor mehreren Jahren ſchlich ſich ein Schiffer vor Ablauf der Quarantaine an's Land, um ſeine Frau einige Tage früher zu ſehen; er ward entdeckt, mußte mit ſeiner Schaluppe vor dem Geſundheits-Amte erſcheinen, und ward von dort aus ohne weiteren Proceß auf der Stelle erſchoſſen. Seitdem hat es keiner gewagt, ein Aehnliches zu unternehmen. Dieſe Strenge, ſo furchtbar ſie erſcheint, iſt hier, in der gefährlichen Nähe des Orients, höchſt nothwendig; ſogar menſchenfreundlich wird man ſie finden, unerachtet der anſcheinenden Grauſamkeit, wenn man die ganze Gräßlichkeit des Unglücks überdenkt, welches weichliche Nachſicht hier über Millionen Menſchen bringen könnte.

Vom Hafen folgten wir unſerm freundlichen Führer in das Haus, welches er auch in Cette beſitzt, und wurden dort von ihm mit wenigſtens zwanzig Arten Muſcheln, Auſtern und Fiſchen bewirthet, von denen die größte Anzahl uns bis jetzt noch unbekannt geblieben war. Friſch aus dem Meer gezogene und in Oel gebratene Sardellen erſchienen uns als etwas Neues und gefielen uns auch in dieſer Geſtalt recht wohl, aber mit wahrem Bedauern ſahen wir die ſchönen, kleinen goldnen Fiſche in der Schüſſel geſotten liegen, die wir ſonſt nur, luſtig ſpielend, in kriſtallnen Kugeln, als freundlich gepflegte Lieblinge und Hausgenoſſen zu ſehen gewohnt waren.

Am nämlichen Abend erreichten wir Montpellier noch früh genug, um im Schauſpielhauſe die Wiederkehr des Frühlings in einem recht artigen Ballet gefeiert zu ſehen. Wenige Tage darauf verließen wir dieſe Stadt, in der es uns ſo wohl gegangen war, um unſre Reiſe nach Marſeille fortzuſetzen.

Nismes.

Unſer Weg führte uns zuerſt nach Nismes, durch ein warhaft gelobtes Land. Ueppig grünt und blüht die ganze Natur, nirgends iſt ein verkrüppelter Baum, eine ärmlich vegetirende Pflanze zu erblicken, und mitten in dieſer Herrlichkeit liegt das Städtchen Lunel, im Kranze ſeiner Weinberge, deren Nektar, ſo wie wir ihn hier an der Urquelle vom beſten Gewächs erhielten, allen Blumenduft und allen Honig dieſes herrlichen Landes in ſich vereinigt.

Noch bei guter Tageszeit langten wir in Nismes an und ſtiegen an der Esplanade im Hôtel de Luxembourg ab. Die eigentliche Stadt iſt traurig, eng und dunkel, aber die von ſchönen Alleen durchſchnittnen Vorſtädte ſind um ſo freundlicher, voll hübſcher, moderner Häuſer, die in Friedenszeiten von vielen fremden, größtentheils engliſchen Familien bewohnt werden.

Die vielen römiſchen Alterthümer, welche dieſe Stadt vor allen andern außer Italien belegnen Städten auszeichnen, zogen hier vorzugsweiſe unſre Aufmerkſamkeit an. Kaum konnten wir es erwarten, zum erſten Mal bedeutende Ueberreſte jenes Volkes zu erblikken, das einſt mit mächtigem Scepter die Welt beherrſchte und jezt im Wechſel der Zeiten ſo tief geſunken iſt. Mit hoher Erwartung eilten wir hin zum Amphitheater, und fanden dieſe durch den wirklichen Anblick weit übertroffen.

Ganz fremd der jezigen Welt und ihrem kleinlichen Treiben, ſteht dunkel und ehrwürdig das koloſſale Denkmal menſchlicher Größe und ihrer Vergänglichkeit, aus Felſenſtücken zuſammen gethürmt, deren Größe uns die Kräfte unbegreiflich macht, welche hier walteten, und die ohne Mörtel und Kitt, ſeit vielen Jahrhunderten, blos durch eigne Schwere auf einander ruhen. Lange ſtaunten wir dieſe großen Trümmer an, ohne ein eigentliches Bild davon in uns aufſaſſen zu können. Wir durchirrten die alten gewölbten Gänge, erſtiegen die Treppen, die zu den Stufen führen, auf welchen, genauer Berechnung nach, ſiebzehntauſend Zuſchauer ihre Pläze fanden. Von der höchſten dieſer Stufen blickten wir ſinnend herab in den weiten, länglich runden Raum, den dieſes Rieſengebäude umſchließt. Dort, wo ſonſt Löwen und Tiger kämpften, wo Gladiatoren, wilder noch als dieſe, ihr eignes und fremdes Leben dem augenblicklichen Beifall der gedankenloſen Menge, freudig blutend, opferten, dort treiben jetzt funfzig Familien in kleinen ſchmuzigen Hütten ihren ärmlichen Haushalt, neben und unter den Trümmern einer gewaltigen Vorwelt. Kinder, die hier geboren wurden, ſpielen unter den hohen Säulen, jagen einander in den verödeten, von ihren Tritten ſchauerlich wiederhallenden Gängen, und pflücken für ihre Ziegen Gras und Blumen, die aus verwittertem Mooſe hervorblühn, zwiſchen zerfallenen Kapitälern, welche einſt der Stolz des Baukünſtlers waren. So keimt überall im ewigen Kreislauf der Welt das Leben aus dem Tode, blühende Gegenwart aus grauer Vergangenheit.

Endlich gewannen wir es über uns, den Gegenſtand unſrer Bewunderung auch in ſeinen einzelnen Theilen zu betrachten, um uns einen deutlichen, feſten Begriff davon anzueignen. Im Ganzen ſteht das Amphitheater noch wohl erhalten da, obgleich einzelne Stellen deſſelben ſehr gelitten haben, theils durch die Macht der Zeit, mehr noch durch muthwillige Zerſtörungsluſt und elenden Eigennutz der Bewohner von Nismes, die ſich nicht ſcheuten, Steine aus dieſen ehrwürdigen Mauern zu brechen, um ſich jämmerliche Hütten daraus zuſammen zu flicken. Es umfaßt einen länglich runden, ungefähr vierhundert Fuß langen und dreihundert Fuß breiten Raum. Vom Boden bis zur Attika hinauf iſt es gegen fünf und ſechzig Fuß hoch, aber wenigſtens zwölf Fuß ſeiner urſprünglichen Höhe wurden im Lauf der Jahrhunderte durch Schutt, Trümmer und aus ihnen neu erſtandenes Erdreich verſchüttet. Das Amphitheater iſt in unregelmäßigem, dem Doriſchen ſich nähernden Stil erbaut, der ganze untre Stock deſſelben bildet einen großen Portikus, in welchem ſechzig hochgewölbte Bogen den Eingang zu den Sitzen gewähren. Von dieſen Bogen bildeten die gegen die vier Himmelsgegenden gerichteten die vier Haupteingänge, und waren mit Frontons geſchmückt; eines derſelben ſteht noch wohl erhalten da, und die hervorſpringende Abbildung zweier Stiere iſt noch darauf ſichtbar. Auf einem nahe an dieſem Haupteingange ſich befindenden Pilaſter ſieht man noch ein Basrelief, auf welchem Romulus, Remus und die beide Kinder ſäugende Wölfin abgebildet ſind. Zwiſchen dieſem und den Stieren erblickt man auf einem Basrelief über einem der obern Bogen die

Abbildung zweier Fechter, als Zeichen der Beſtimmung des ganzen Gebäudes. Gewiß war es auf ähnliche Weiſe überall reich verziert, denn an den Bogen und den zwiſchen ihnen ſtehenden Pfeilern ſind noch viele Spuren von Basreliefs und andern architektoniſchem Schmuck vorhanden, bald mehr, bald minder gut erhalten.

Der zweite Stock des Amphitheaters beſteht ebenfalls aus ſechzig Bogen, über welche eine Attika hinläuft. Auf dieſer Attika ſtehen hundert und zwanzig hervorragende Kragſteine, in gleichen Entfernungen vertheilt; in jedem derſelben bemerkt man ein tiefes rundes Loch, in welchem Stangen befeſtigt wurden, an denen man Zelte ausbreitete, um die darunter ſitzenden Zuſchauer gegen Witterung und Sonnenſchein zu ſchützen.

Zwei und dreißig ſich übereinander allmählig erhebende Reihen von Stufen umringten das Amphitheater, auf dieſen ſaßen die Zuſchauer und konnten überall den Schauplatz bequem überſehen. Dieſe Stufen ſind hin und wieder ſehr verfallen; wo ſie noch am beſten erhalten ſind, zählt man ihrer noch ſiebenzehn. Drei Reihen gewölbter, im Innern des Mauerbezirks angebrachter Gänge leiteten zu den

Sitzen; die Treppen, welche aus den Portiken zu dieſen Gängen hinaufführten, beſtehen zum Theil noch.

Das ganze Gebäude hat eine bräunlich graue Farbe, welche die Abbildungen von Kork, ſo man in Kunſtkabinetten findet, ſehr getreu nachahmen; auch Form und Anſicht dieſer und ähnlicher Ueberreſte des Alterthums gibt keine Zeichnung, kein Kupferſtich ſo deutlich wieder, als ſie. Nur die Größe, den impoſanten Anblick dieſes Amphitheaters, vermögen weder Worte noch bildende Kunſt darzuſtellen; man muß es geſehen haben, um es ſich denken zu können. Uns ſchwindelte ſelbſt hier an Ort und Stelle vor dem Gedanken an das, was dieſes koloſſale Gebäude geweſen ſeyn muß, als es noch in urſprünglicher Pracht daſtand; wenn alle die vielen Tauſende, in der ſchönen maleriſchen Tracht ihrer Zeit, dieſen weiten Raum mit einem Kreis umſchloſſen, gebildet aus zwei und dreißig Reihen über einander ſich erhebender Köpfe, wenn alle dieſe verſchiednen ausdrucksvollen Geſichter mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit auf das blutige Schauſpiel in der Mitte hinſtarrten! Wie donnernd ertönte hier ehemals der Beifall der Menge, vermiſcht mit dem Brüllen der Löwen, der Tiger, und dem Angſt- und Wuth-Geſchrei der von den Beſtien zerriſſenen Sclaven und Kriegsgefangenen, oder der von wilder Kampfesluſt entmenſchten Gladiatoren, hier, wo durch die öde Stille jetzt nur noch zuweilen ein Ton des ärmſten Lebens verhallt. Die Erbauung dieſes Prachtgebäudes wird von einigen dem Agrippa, von der Mehrzahl der Alterthumsforſcher dem Antoninus Pius zugeſchrieben. So hätten denn dieſe Mauern ſiebenzehn Jahrhunderte hindurch dem Wechſel der Zeiten widerſtanden.

Einen von dem des Amphitheaters ganz verſchiednen Eindruck machte auf uns der Anblick des ſchönen, den Söhnen des Auguſtus geweihten Tempels, der unter dem Namen la Maison quarrée allbekannt iſt. Dort ergriff uns nicht nur ſtaunende Bewunderung, auch Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Großen und Schönen der Erde. Hier erfüllte uns die reinſte Freude, welche nur der Anblick eines vollendeten Kunſtwerks gewähren kann, und hier erfuhren wir zuerſt, daß die höchſte Harmonie architektoniſcher Verhältniſſe eben ſo ſeelenerhebend rühren und erfreuen könne, als die Schöpfungen eigentlich bildender Kunſt. Wie vor dem Apoll von Belvedere hätten wir auch hier vor dieſem Tempel Stunden lang zu verweilen gewunſcht, um uns an den ſchlanken Säulen, ihren ſchönen Kapitalern, der ganzen einfachen edeln Schönheit dieſes Tempels mit immer neuer Freude zu ergötzen. Im Morgenlicht, im Abendroth, in der wechſelnden Beleuchtung jeder Stunde des Tages, im Mondenſchein hätten wir ihn ſehen mögen, immer zu ihm wiederkehrend, ohne zu ermüden. Und doch ſind alle Regeln, die hier vorwalteten, uns völlig unbekannt, aber das wahrhaft Schöne iſt ein vom Himmel Stammendes; um es zu empfinden, braucht es keiner mühſam erlernten Gelehrſamkeit; wie die Sonne erfreut, erwärmt, beglückt es alle ohne Ausnahme, die es nur recht betrachten.

Beſſer erhalten in allen ſeinen Theilen iſt vielleicht kein Denkmal antiker Baukunſt, als dieſer gar nicht große Tempel; man vergißt bei ſeinem Anblick ganz der vielen Jahrhunderte zu gedenken, die ſchonend an ſeiner hohen Schönheit vorübergingen. Darum erfüllte er uns auch mit ſo reiner, durch keine Trauer um ihn getrübter Freude.

Dreißig wunderſchöne kannelirte korinthiſche Säulen umgeben den innern Tempel, der ein längliches Viereck bildet. Die zierlichen Kapitäler dieſer Säulen ſind aus Olivenblättern zuſammengeſetzt und, ſo wie auch die geſchmackvollen Verzierungen am Fries und am Geſims, mit unendlicher Sorgfalt gearbeitet. Sechs von dieſen Säulen bilden die Façade des Tempels, indem ſie das vorſpringende Fronton deſſelben unterſtützen; vier Säulen ſtehen an der hintern Wand, die übrigen an den Seitenwänden des innern Tempels, in abgemeßner Entfernung vertheilt; ein ſchmaler Gang, doch breit genug, um hindurch gehen zu können, iſt zwiſchen ihnen und den innern Mauern gelaſſen.

Das innre Gebäude des eigentlichen Tempels beginnt erſt an der vierten der Säulen, welche die Seitenwände deſſelben ſchmücken, dadurch entſteht unter denen das Fronton tragenden ſechs Säulen eine oben bedeckte, ringsum offne Halle vor dem Eingang in den innern Tempel. Zwölf breite Stufen führten ſonſt zu dieſer Halle hinauf, jetzt ſind ihrer weniger, weil das Erdreich mit der Zeit höher ward. Der innre Tempel iſt bald zur Capelle, bald zum Magazin, bald gar zu einem Büreau mißbraucht worden, jetzt iſt er verſchloſſen und man benutzt ihn zu unſrer großen Freude zu gar nichts. Der große Platz, in deſſen Mitte dieſer Tempel ſteht, gewährt von allen Seiten eine freie Anſicht deſſelben, die den Genuß des Anſchauens nicht wenig erhöht. Ungern wandten wir uns endlich von ihm ab und gingen durch eine breite

Allee, in deren Mitte ſich ein ſchöner mit Quaderſteinen eingefaßter Kanal befindet, zum Jardin de la Fontaine.

Dieſer Garten, mit dem die Einwohner von Nismes ſich nicht wenig wiſſen, iſt, wie alle ächtfranzöſiſche Gärten, ſo angelegt, daß man ihn und die vollkommne Symmetrie aller ſeiner Theile mit einem Blick faſt ganz umfaſſen kann. Er eignet ſich deshalb vortrefflich zu einem öffentlichen Spaziergang nach franzöſiſcher Sitte, und wird an heitern Sommerabenden auch fleißig als ſolcher benutzt. Oben am äußerſten Ende dieſes Gartens ſtrömt eine ſehr reichhaltige Quelle, welche die ganze Stadt mit Waſſer verſorgt. Um dieſe Quelle zu faſſen, wurden Nachgrabungen angeſtellt, bei welchen man bald auf Spuren und Grundlagen alter römiſcher Bäder ſtieß. Dies alte Gemäuer benutzte man beim neuen Bau wieder als Grundlage, ging aber dabei ganz von der frühern Einrichtung ab und jede Spur derſelben iſt verſchwunden. Einige treue Kopien der antiken Ornamente ſind zwar hin und wieder angebracht, ſie machen aber neben dem Neuern keinen guten Effekt, indem ſie zu grell gegen die Geſchmackloſigkeit deſſelben abſtechen. An die Stelle der alten Bäder iſt jetzt ein ſehr großes Waſſerbaſſin getreten, nebſt einigen kleinern, welche etwas tiefer liegen. Alles iſt mit Terraſſen, Treppen, Baluſtraden und ähnlichem Schmuck dermaßen überladen und verputzt, daß es wie ein großer altmodiſcher von einem Konfektbäcker verfertigter Tafel-Aufſatz ausſieht, doch nimmt es ſich, in einiger Entfernung wenigſtens, recht reich aus. In der Mitte des großen Baſſins erhebt ſich ein gewaltig hohes Piedeſtal, die Ornamente davon ſind genau nach der Antike copirt, und zum Kontraſt mit dieſen ſteht eine ſehr verzerrte, manierirte Nymphe auf demſelben, ganz im Geſchmack des Bernini gearbeitet. Vier geſchwollne, dickköpfige Genien hocken auf den vier Ecken der ſehr maſſiven Baluſtrade, welche dieſes Waſſerbaſſin rings umgibt, und in dieſem Geſchmack iſt das ganze, gewiß ſehr koſtſpielige Werk eingerichtet. Wie es möglich war, daß etwas ſo durchaus Widerſprechendes in der Nähe der herrlichſten antiken Vorbilder entſtehen konnte, läßt ſich nur aus der den Franzoſen eignen Art von Kunſtſinn erklären.

Ein antiker, halb verfallner Tempel, in einem abgelegnen Winkel des nämlichen Gartens, läßt jene moderne Schnörkelei nur um ſo widerwärtiger erſcheinen. Das Volk nennt ihn den Dianentempel, doch erhellt aus deſſen ganzer innerer Einrichtung, daß er ein mehrern Göttern geweihtes Pantheon war.

Die Außenſeite dieſes Tempels iſt ſehr zerſtört, abgebrochne Säulen, zertrümmerte Statuen und Basreliefs ſtehen und liegen in trauriger Verwüſtung umher. Beim Eintritt in das Innre deſſelben bemächtigte ſich unſrer ein unnennbares Gefühl von Wehmuth und Bewunderung dieſer alten, der Gewalt der Zeit hingeopferten Pracht. Auch im Innern iſt wenig Ganzes mehr zu ſehen, doch dieſe Trümmer erſtehen aus dem Staube wieder, wenn man mit Ernſt ſie betrachtet. Ein Bild von dem, was ſie waren, umſchwebt unſern Geiſt, ergänzt das Zerſtörte, verbindet das Getrennte. Mehr als die Hälfte der gewölbten Decke liegt zwar zertrümmert im Staube, doch wunderſchöne Roſetten und andre höchſt elegante Ornamente von der feinſten Bildhauerarbeit ſchmücken den noch wohlerhaltenen Theil derſelben. Sechzehn herrliche Säulen trugen dies Gewölbe; ein zierlich gearbeiteter Fries lief über ſie hin. Nur vier dieſer Säulen ſtehen, dem Eingange gegenüber, noch wohl erhalten, vor der Niſche, welche dem Bilde der vornehmſten Gottheit dieſes Tempels zum Standorte diente. In den Seitenwänden bemerkt man an jeder Seite fünf ähnliche Niſchen und eine an jeder Seite des Eingangs zum Tempel; alle ſind zum Theil noch wie die Decke mit Bildhauerarbeit geſchmückt; auch von dem ſchönen Fries über den Säulen erblickt man hier und da noch Fragmente. Ein dunkler, gewölbter Gang umgibt das Innre des Tempels von beiden Seiten und hat neben der Niſche der Hauptgottheit zwei in denſelben führende Thüren. Dieſe innern heiligen Gänge betraten wahrſcheinlich nur die Prieſter und ihre Opfer. Der Fußboden des Tempels war Moſaik, wildes Geſträuch wächſt jetzt darauf, und ein ziemlich großer Baum beſchattet die unzähligen, in wilder Verworrenheit umherliegenden Trümmer von Säulenſchäften, Kapitälern, Frieſen und Ornamenten.

Aus dem Jardin de la Fontaine erblickt man auch die pittoresken Trümmer eines uralten Thurms auf einem gegenüber liegenden hohen Berge. Das Volk nennt ihn la Tour magne, und hält ihn für das Grabmahl alter Könige, die vor grauen Zeiten hier geherrſcht haben ſollen; aber der Augenſchein lehrt, daß er von den Römern im Doriſchen Style erbaut ward. Aus den Trümmern iſt es ſichtbar, daß er ſich in Pyramidenform zu einer beträchtlichen Höhe erhob und unten viel breiter als oben war. Er iſt zu verfallen, um noch als Werk der Baukunſt Eindruck zu machen, aber ſein Daſeyn auf der Stelle, wo er ſteht, trägt zur romantiſchen Schönheit der Gegend unbeſchreiblich viel bei.

Nismes wimmelt noch von andern Ueberbleibſeln aus den Zeiten der Römer. Grundmauern großer Gebäude, antike Brunnen, Trümmer aller Arten architektoniſcher Verzierungen deuten auf das ehemalige Daſeyn großer, herrlicher Gebäude, die mit dem Volk, das ſie erbaute, verſanken. So wie irgend eines Baues wegen etwas tief gegraben wird, ſtößt man auf Spuren davon. Ein Tempel des Auguſtus ſtand wahrſcheinlich an der Stelle der jetzigen Kathedralkirche; auch von einem Tempel, der Iſis und dem Serapis geweiht, und von einem Tempel des Apollo fand man bei Gründung großer neuerer Gebäude noch Trümmer, welche deren ehemaliges Daſeyn verkünden. Von zehn, durch die Römer hier erbauten Thoren iſt noch eines einigermaßen erhalten, wenn gleich durch mancherlei Neuerungen entſtellt. Was muß dieſe enge, ſchmuzige Stadt in den Tagen ihres Glanzes geweſen ſeyn? wie groß, wie herrlich! wie verſchieden von der Gegenwart! Adler, halbverloſchene Inſchriften, Basreliefs, Ueberbleibſel herrlicher Säulen ſieht man in allen Straßen, ihrem alten Standort entriſſen, ohne Zweck und Geſchmack, bald hie bald da, oft verkehrt eingemauert zum Nothbehelf, weil ſie eben zur Hand waren. Mehrere treffliche Fußböden von Moſaik wurden bei verſchiednen Anläſſen wieder zu Tage gefördert.

Einige von ihnen ſind in's Ausland verkauft, die mehreſten zerſtörte aus höchſt nichtigen oder gar keinen Gründen der Vandalismus dieſer Franzoſen, die ſich für das gebildetſte Volk der Erde halten, gewöhnlich weil es den Eigenern läſtig ward, ſie den Fremden zu zeigen. Zwei von dieſen Fußböden ſind indeſſen noch vollkommen erhalten. Den einen davon ſahen wir in einem Tuchladen, und die Beſitzer deſſelben waren ſo gefällig, ihn unſertwegen mit einem naſſen Tuche überfahren zu laſſen. In dieſem verklärten Zuſtande erſchienen die Farben der Steine recht glänzend, aus denen er nach einem ſehr hübſchen Muſter zuſammengeſetzt iſt, ungefähr wie ein ſchöner engliſcher Teppich. Noch vorzüglicher iſt der zweite, in einem Garten der Stadt; ſeine Farben ſind noch lebhafter, eine Bordüre, wie aus rothen, gelben und weißen Bändern zuſammengeflochten, umgibt ein Viereck von grünem Stein; Abbildungen von Vögeln, Fiſchen und einer römiſchen Galeere zieren die Ecken deſſelben; mehrere verſchlungene, aus ſchwarzen und weißen Steinen zuſammengeſetzte Kreiſe bilden ein höchſt zierlich gezeichnetes Medaillon in der Mitte deſſelben. Man kann in dieſer Art nichts Hübſcheres ſehen, aber es gehört eine Zeichnung dazu, um einen deutlichen Begriff davon zu geben.

Von allen den kleinen Alterthümern, die täglich in und um Nismes ausgegraben werden, hat der dortige Buchhändler, Herr Buchet, eine ſehr intereſſante Sammlung zuſammengebracht, die er uns mit großer Gefälligkeit zeigte. Wir ſahen bei ihm eine Menge antiker Lampen, zwei darunter von Bronze, die andern von Thon, zum Theil ſehr ſchön geformt und mit kleinen Basreliefs geſchmückt. Auch beſitzt er eine große Anzahl kleiner Hausgötter, Damen-Schmuck, viele Aſchenkrüge, unter denen einige recht merkwürdig ſind, und ähnliche Dinge mehr, die wir hier nicht einzeln anführen können.

Geblendet vom Glanze der Vorzeit, vergaßen wir ganz der dürftigen Gegenwart, die ſich uns aber bald entgegen drängte. In der Mitte eines großen freien Platzes ſahen wir mehrere Frauen um einen Brunnen ſitzen, ſie ſpannen Seide auf langen Spindeln; die feinen, eben dem Kokon entwickelten Fäden glänzten in urſprünglicher Schönheit wie reines Gold. Dieſe von der unſrigen ſo ganz verſchiedne, wirklich antike Art zu ſpinnen, und das ſchöne Material, ſo dieſe Frauen verarbeiteten, reizten uns, ihnen neugierig näher zu treten; da ſchalten ſie uns aus in ihrer uns unverſtändlichen Sprache, und glaubten, wir wollten ſie necken, weil ſie ſich durchaus nicht denken konnten, daß wir nie Seide auf Spindeln hätten ſpinnen ſehen. Etwas beſchämt gingen wir weiter; ein Geräuſch in einem Hauſe erinnerte uns auf's neue an unſre Modernität; wir ſtanden vor einer der vielen hieſigen Fabriken, in welcher ſeidne Strümpfe gewebt werden. Hier empfing man uns freundlicher; wir ſahen dem Weſen eine Weile zu, und dachten dabei an Friedrich den Großen, welcher behauptet hat, es gäbe in der Welt nur zwei Dinge, die er nie würde begreifen, nämlich wie die Gobelin-Tapeten verfertigt werden, und wie man einen Strumpf webe. Endlich verließen wir Nismes und nahmen einen Umweg von etwa drei Stunden, um den Pont du Gard zu beſuchen; den Reſt des Tages und die Nacht gedachten wir in der nicht weit davon entfernten Stadt Tarascon zuzubringen.

Der Pont du Gard.

Die Gegend, durch welche wir von Nismes aus bis an den Pont du Gard kamen, gehört zu den ſchönſten und fruchtbarſten dieſes Landes; aber der impoſante, einzige Anblick, der unſrer dort wartete, hätte uns auch für die mühſeligſte Reiſe überſchwenglich reich belohnt.

In der tiefſten Einſamkeit einer wildromantiſchen Berggegend ſtand, ehe wir es vermutheten, dies Wunder der alten Zeit vor uns. Kaum trauten wir unſern Augen, da wir es erſt aus der Ferne erblickten, ſo ganz fremd unſern Tagen erhebt ſich majeſtätiſch hoch der uralte Aquädukt zwiſchen Felſen und Bäumen, fern von menſchlichen Wohnungen, ein Rieſenwerk der Vergangenheit.

Wir ſahen drei Reihen übereinander gebauter, ſchön gewölbter Bogen, gelehnt an beiden Enden auf das mit ihnen gleich hohe Felſen-Ufer des unter ihnen hinſtrömenden Fluſſes Gardon. Das Gebäude iſt toskaniſcher Ordnung, aus Quaderſteinen erbaut, ebenfalls ohne Mörtel und Kitt, blos auf ſich ſelbſt beruhend. Sechs große Bogen bilden die untere Reihe zwiſchen den beiden Felſen, auf dieſen iſt eine zweite längere Reihe von eilf eben ſo großen Bogen erbaut, denn die Felſen nehmen höher hinauf beträchtlich an Breite ab. Ueber dieſe zweite thürmt ſich eine noch längere Reihe von ſechs und dreißig kleinen Bogen, die mit den beiden Felſenufern, zwiſchen denen ſie ſich über den Strom hinziehen, von völlig gleicher Höhe ſind. Auf dieſer letzten Bogenreihe ruht der Kanal, durch welchen das Waſſer einer nah entſpringenden Quelle bis Nismes geleitet ward. Dieſer Aquädukt verdankt wahrſcheinlich dem Agrippa ſeine Entſtehung; das ganze Gebäude iſt ungefähr einhundert vier und vierzig Fuß hoch, die untere kürzeſte Bogenreihe fünfhundert Fuß lang, die obere längſte über achthundert Fuß. Aus dieſen Verhältniſſen kann man ſich einigermaßen die impoſante Größe dieſes ungeheuren Werkes denken, aber keine Beſchreibung, ſelbſt keine Zeichnung vermag es, die hohe einfache Schönheit deſſelben würdig darzuſtellen. Unendlich erhöht wird dieſe noch durch die romantiſch wilden, höchſt pittoresken Umgebungen, durch die ſtarren Felſen und üppig wachſenden Bäume, und den wild über Felſenſtücke ſich durch die untern Bogen hinſtürzenden Gardon. Himmliſch ſchön iſt der Blick durch die untern Bogen hindurch in das jenſeits des Aquädukts liegende ſtille grünende Thal. Hohe waldige Berge umſchließen ringsum dieſe liebliche Einſamkeit, als wollten ſie ſie vor jedem Eindringen des gewühlvollen Lebens beſchützen. Silberhell rauſcht der Fluß hindurch, nur ſein Brauſen und das Wehen in den Bäumen unterbricht die tiefe heilige Stille.

Zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts kam der kleinliche Geiſt der Zeit auf den unſeligen Einfall, den Aquädukt als Brücke über den Gardon für Wagen und Pferde zu benutzen. Man fing zu dieſem Zwecke an, die Pfeiler über der zweiten Reihe Bogen auszuhöhlen und mit Bruſtwehren verſehene Vertiefungen in die alten Steine hinein zu arbeiten. Zum Glücke zeigte es ſich bei Zeiten, daß dieſe öconomiſche Anſtalt den baldigen gänzlichen Untergang des ganzen herrlichen Gebäudes nach ſich ziehen würde, der Plan davon ward alſo aufgeben und das ſchon Verdorbene ſo gut als möglich wieder hergeſtellt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde eine ganz neue Brücke über den Strom erbaut, ſie lehnt ſich an die erſte Reihe der Bogen und iſt in ihrer Art recht zweckmäßig und ſchön, verſchwindet aber ſo ganz gegen die alte Pracht, daß man ſie kaum bemerkt.

Beaucaire.

Dankbar prieſen wir das Andenken des hoffentlich ſchon lange ſeligen Agrippa, deſſen Aquädukt uns zu dem Umwege bewog, welcher uns hieher führte.

Zuerſt fuhren wir durch eine reiche Ebene, durchſtrömt vom Gardon, der unter Blüthenbäumen der Rhone zueilt. Allmählig erhebt ſich die Ebene zu Hügeln, die Hügel werden Berge, und nun geht der Weg, dicht an einer ſteilen Felſenwand, neben der breiten wildbrauſenden Rhone hin, aus deren ſilbernen Fluten ſich blüthenbekränzte Inſeln erheben. Vom entgegengeſetzten Ufer dufteten blumige Wieſen, neu belaubte Pappeln zu uns herüber. Dunkle Pinien mit ihren breiten, maleriſchen Kronen und himmelanſtrebende Cypreſſen erhöhten den Glanz des jungen Grüns. Pfeilſchnell jagte der Strom eine Welle über die andre, der eben ſehr heftig gewordne Wind kräuſelte die dunkelblauen, muthwillig hüpfenden Wogen, und bekränzte ſie ſchneeweiß, wie die blühenden Hecken, die ihnen vom Ufer freundliche Grüße zuzunicken ſchienen. Die untergehende Sonne goß ein Meer von Gold über den fliehenden Strom, über die bräutlich geſchmückte Erde, und röthete die dunkeln Zinnen einer uralten Ruine, welche finſter und drohend vom Gipfel eines der maleriſchen Felſen herabſchaute, als zurne ſie dem jungen friſchen Leben, das ihr nie wiederkehrt.

In einem wahren Freudentaumel erreichten wir den Flecken Beaucaire und eilten ſo ſchnell als möglich durch die engſten dunkelſten Straßen, ſo wir je ſahen, an's Ufer der Rhône, um dort auf der Schiffsbrücke nach Taraſcon hinüber zu fahren. Denn zwiſchen den himmelhohen Häuſern von Beaucaire war uns zu Muth, als ſeyen wir plötzlich aus dem Paradieſe in ein dunkles Gefängniß verſetzt.

Da ſtanden wir nun wieder am Ufer des unbändig wüthenden Stroms, zählten die Fenſterſcheiben in Taraſcon, und konnten nicht hinüber. Schon um Mittag hatten die tobenden Wellen vier Kähne aus der Schiffsbrücke geriſſen. Sie wieder habhaft zu werden, vollends ſie anzuketten, war bei dieſem Sturm unmöglich, die Rhône ſchlug Wellen wie das aufgeregte Meer, kein Schiffer wollte ſich hinauswagen, und jede Hoffnung in einem Nachen überzufahren, verſchwand, je länger wir dem Toben zuſahen.

Nach langem Deliberiren beſchloſſen wir, die Nacht in Beaucaire zu bleiben. Es war gewiß die klügſte Partie, die wir ergriffen, denn ſie war die einzige, welche uns übrig blieb; aber eine Kneipe dicht am Ufer, die uns als der einzige Gaſthof im Orte gezeigt ward, ſah ſo abſchreckend aus, daß wir immer zögernd auf anderweitige Rettung dachten, ehe wir uns entſchließen konnten, dieſe dunkle Schwelle zu überſchreiten.

Während wir ſo rathſchlagten, hatte ſich aber unſer Bediente ganz in der Stille auf's Recognoſciren gelegt und glücklich am andern Ende der Stadt ein Hôtel des quatre Rois entdeckt. Triumphirend kam er zurück, da wir eben in die dunkle Behauſung eintreten wollten, und führte uns durch ein Gewinde ſo enger Straßen, daß wir immer fürchteten, mit unſerm Wagen ein paar Häuſer an beiden Seiten mitzunehmen, bis zu ſeinen vier Königen, welche uns, im Vergleich mit jenem Neſte, wie ein Feenpallaſt vorkamen. Das Haus war mit fluchenden Fremden angefüllt, welche gleich uns hier wider Willen Raſttag halten mußten. Wir fluchten nicht, ſondern waren ſehr froh, noch ein paar erträgliche Zimmer mit Betten zu finden.

Den Abend gab es noch manche luſtige Scene, ehe wir Alles erhielten, was wir bedurften, denn außer der Meſſe halten ſich die Fremden nie hier auf, und der Wirth war auf ſo ſtarken Zuſpruch nicht eingerichtet. Beim Abendeſſen beluſtigte uns ſeine Angſt über unſern guten Apetit, weil er auf den Abhub unſrer Tafel gerechnet hatte, um damit die übrige Geſellſchaft zu bedienen. Und dennoch kämpfte auch wieder die franzöſiſche Höflichkeit ſichtbar mit dieſer

Angſt; jeder Schnitt in den Braten war ihm ein Schnitt in's Herz, das ſahen wir deutlich, während er uns immer beim Serviren ſeine Freude darüber ausdrückte, daß wir ſeine Kochkunſt nicht verachteten.

Am folgenden Morgen hatten wir Zeit, Beaucaire mit aller Gemächlichkeit zu beſehen, der Sturm hielt an, und die Brücke konnte auf's früheſte erſt gegen Mittag wieder in Ordnung gebracht werden. Der Ort hat viele große, mitunter ziemlich verfallne Häuſer, iſt aber ſo öde und menſchenleer, als wären die Einwohner ausgewandert oder an der Peſt geſtorben. Nirgends erblickten wir eine Spur von thätiger Induſtrie, kaum hie und da das Zeichen eines Handwerkers. Die Einwohner leben einzig von dem, was ihnen der Zufluß unzähliger Fremden während der großen Meſſe im Julius einbringt. Dann vermiethen ſie jeden Winkel ihrer Häuſer, ihrer Höfe, ihrer Scheuern, ſogar die ſteinernen Bänke vor den Hausthüren zu unerhört hohem Preiſe, und kriechen mit ihren Familien in die elendeſten Dachkammern. In dieſer Zeit kaufen ſie auch Alles, was ſie das ganze Jahr über brauchen, ſogar Schuh und Kleider laſſen ſie ſich von den Fremden verfertigen, denn ſo wie der Tumult vorbei iſt, kehren Alle zur vollkommenſten Unthätigkeit zurück und niemand mag die Nadel oder die Pfrieme führen. Sie haben ein ſolches innres Grauen gegen alle Arbeit, daß ſie ſich kaum entſchließen können, ihre Olivenpflanzungen und Weingärten in leidlicher Ordnung zu erhalten; ein Handwerk oder eine Art von Handel zu treiben, fällt ihnen gar nicht ein, denn ſie wiſſen, daß ſie jedes Jahr ohne alle Mühe in wenigen Wochen ſo viel erwerben können, als ſie brauchen, um ſich nothdürftig durchzuhelfen, bis jene Zeit wieder erſcheint. Und höher gehen ihre Wünſche nicht.

Wie es alſo während des größten Theils des Jahres in Beaucaire ausſieht, iſt leicht zu ermeſſen; aber kommt der Julius herbei, dann gewinnt das düſtre, abgeſtorbne Neſt eine gar andre Geſtalt. Aus allen franzöſiſchen Provinzen, aus der Schweiz und den ſie begränzenden deutſchen Ländern, von der ſpaniſchen und italieniſchen Meereskuͤſte, eilen viele tauſend Fremde herbei. Die eigentliche Stadt wird zu klein, Alle zu faſſen, und eine zweite, aus breternen Hütten, wird dicht vor dem Thor auf einer Wieſe erbaut, die aber auch ordentlich ihre Straßen und Plätze hat; ſogar eine Capelle, vor welcher der größte Theil der Gemeine, wahrend die Meſſe geleſen wird, weithin im

Freien knieen muß, weil bei weitem nicht Alle Platz darin finden können.

Mehrere Arten von Waaren haben in der Stadt ihre feſten, angewieſenen Plätze, wo man alle Kaufleute, die mit den nämlichen Artikeln handeln, neben einander findet; auch draußen auf der Wieſe herrſcht dieſelbe Einrichtung. Da ſtehen in langen Reihen die Marſeiller mit ihrer Seife und ihren Korallen, die von Montpellier mit Liqueuren und wohlriechenden Waſſern. In vielen Straßen werden nur getrocknete Früchte, als Feigen, Datteln, Roſinen verkauft, ſogar von einer langen Straße erzählte man uns, in der man nichts ſieht, als Knoblauch und Zwiebeln, die ſo künſtlich aufgethürmt werden, daß es den Anſchein gewinnt, als wären die Hütten daraus erbaut. Seiltänzer, Bereiter, fremde Thiere, Schauſpiele aller Art, vom Trauerſpiel an bis zur Hundecomödie herab, finden ebenfalls auf der Wieſe ihren Platz.

Nicht nur das Land, auch der Strom wird während der Meſſe zum Marktplatz. Große Floſſe, mit Brennholz und Balken, mit Faßdauben, Reifen und Böttchern beladen, bilden ſchwimmende Inſeln. Bunt gemalte genueſiſche Feluken, ſpaniſche Pinken, Schaluppen aus Marſeille kommen über Meer die

Rhône herauf. Nachen aus Bourdeaux benutzen den Kanal, unzählige Barken aus Lion, aus der Schweitz kommen die Rhône herunter, alle legen ſich in gedrängten Reihen auf dem wilden Strom vor Anker; ihre Eigner hauſen in dieſen ihren mitgebrachten Wohnungen, haben ihre Magazine, ihre Aushängeſchilder dort, und betreiben ihren Handel eben ſo gut, als wären ſie auf dem feſten Lande.

Außer Kaufleuten verſammeln ſich auch faſt alle andre Stände während dieſer Zeit in Beaucaire und finden Beſchäftigung und reichlichen Erwerb, Handwerker, Künſtler, Aerzte, Apotheker, Advokaten ſogar; wären die Philoſophen in Frankreich ſo häufig als in Deutſchland, auch ſie würden kommen, um der Menſchheit mit ihrem Lichte zu dienen. Daß es an allem Troß, der gewöhnlich die Märkte beſucht, dort auch nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt; ganze Horden von Beutelſchneidern, Spielern und ähnlichem Volk ziehen bei Zeiten ein. An allen Ecken wird gekocht, gebraten, geſchrien, geſungen, geprügelt; alle Sprachen tönen durcheinander, wie beim Thurmbau zu Babel; alle Arten von Volkstrachten, vom luſtig gekleideten Katalonier bis zum polniſchen Juden, bilden das bunteſte Schauſpiel. So währt der

Tumult, das Stoßen, Drängen, Feilſchen, den ganzen Tag. Abends wird Ruhe, die Menge verliert ſich zu den Sehenswürdigkeiten, zu den Eisbuden, den Kaffeehäuſern, bis zur Nacht. Dann verſammelt ſich wieder Alles auf den Tanzplätzen; jede Landsmannſchaft hat ihren eignen Ort, wo ſie beim Schall der vaterländiſchen Muſik die Tänze ihres Landes aufführt. Den luſtigſten Anblick ſollen die Katalonier gewähren. Die Männer tanzen mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit ihre Nationaltänze ganz unter ſich, ohne Frauen, nach der Melodie der Romanzen ihres Landes, welche ſie ſingen, indem ſie ſich mit Kaſtagnetten dazu akkompagniren.

Der Handelsverkehr dieſer Meſſe iſt nicht minder groß als der Lärm dabei. Sehr bedeutende Summen werden umgeſetzt und alle nur erdenkliche Waaren ſind zu haben, vom bedeutenden Kunſtwerk an bis zum rohen Material, das noch Bearbeitung erwartet. Sechs bis acht Tage lang währt der größte Tumult, dann wimmeln der Strom, die Brücke, die Chauſſeen von Heimkehrenden; die Einwohner von Beaucaire brechen die Hütten ab, ſchließen ihre Häuſer und Zimmer zu, und kehren mit vollen Taſchen zurück zu ihrem gewöhnlichen Hamſterleben, bis der nächſte Julius ſie wieder aus dem trägen Schlummer rüttelt. Wir wußten nicht, ſollten wir uns darüber freuen oder betrüben, daß wir dieſen ganzen ungeheuren Wirrwarr nur aus Erzählungen und Beſchreibungen kennen lernen konnten. Wenn wir das enge, dunkle Lokal betrachteten, ſo freuten wir uns, hier nicht in das furchtbare Gewühl gerathen zu ſeyn, und doch konnten wir es uns nicht verhehlen, daß dieſes rege Leben, mitten im Süden, einen ganz einzigen Anblick gewähren muß. Am beſten wäre es, wenn man einen Tag lang wie ein Vogel darüber hinſchweben könnte, um Alles zu ſehen, ohne die Püffe, die Taſchendiebe, den Lärmen, den Knoblauch fürchten zu müſſen.

Tarascon und St. Remi.

Gegen Mittag endlich war die Brücke wieder hergeſtellt, wir zogen hinüber, mit uns eine ganze Karavane zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß. Wir wählten weislich auch die letztere Art, denn der Miſtral tobte noch immer, die Wellen brachen ſich gegen die krachenden, ſchwankenden Kähne der Schiffsbrücke, die kein Geländer hat. Bei ſolchem Sturm iſt die Fahrt darüber nicht ohne Gefahr, ſchon oft wurden mit vier Pferden beſpannte Wagen auf derſelben vom Winde umgeworfen und in die Rhône geweht. Der unbeſchreiblich reißende, wilde Strom hat zwiſchen Taraſcon und Beaucaire eine beträchtliche Breite. Ein ſteinerner Damm, der einzige Ueberreſt einer altrömiſchen Brücke an dieſem Ort, bildet ungefähr in der Mitte deſſelben eine Inſel. An dieſe ſtützt ſich die erſte Hälfte der jetzigen Schiffsbrücke; die zweite geht dann in ſchiefer Richtung zum andern Ufer, ſo daß die ganze Brücke einen ziemlich ſpitzen Winkel bildet, um den Wellen beſſer zu widerſtehen, die dennoch ſehr oft, ſo wie am vorigen Tage, die Ketten ſprengen, welche die Kähne verbinden, und dann dieſe weit wegtreiben.

Das alte, nahe am Ufer auf einem hohen Felſen erbaute große Schloß von Taraſcon und ein ähnliches dicht an Beaucaire gewähren von der Brücke eine ſehr maleriſche Ausſicht; bei ſtillem Wetter muß der Anblick der nur durch den Strom getrennten Städte, der Ruinen, der angebauten Ebene und der ewig wildrollenden Rhône entzückend ſeyn.

Obgleich beide Städte nur wie eine ausſehen, ſo iſt der Unterſchied zwiſchen ihnen dennoch ſehr groß.

So wie wir das Ufer von Tarascon betraten, wurde uns wohl zu Muthe; die Stadt iſt weit größer, heller, lebendiger. Mehrere Fabriken und ein beträchtlicher Getraidehandel verbreiten Leben und Wohlhabenheit unter den Bewohnern, während ihre Nachbarn jenſeit des Waſſers in Trägheit und daraus entſtehender Armuth verſinken. Sonſt war Tarascon der Sitz provençaliſcher Chevalerie und Poeſie; König René gab hier oft Turniere und hielt nach Schiller ſeinen Liebeshof,

Wo zarte Minne herrſchte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte ſaßen,
Mit zartem Sinne alles Feine ſchlichtend.

Der Nachhall jener Zeiten tönt noch wieder im Geſange des Volks, und mancher uralte Gebrauch ruft bis zum heutigen Tage jene alten Feſte zurück, aber der Alles belebende Geiſt iſt entwichen und das Volk weiß nicht mehr, was es thut, indem es dem Beiſpiel der Väter folgt, die es auch nicht beſſer wußten.

Noch bei guter Tageszeit erreichten wir St. Remi, und ſahen hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge auf dem Wege dorthin ſeitwärts liegen, deren blendend weiße Häupter mit den grünenden Frühlings-Gefilden um uns her ſehr reizend kontraſtirten. Rings um den jetzt unbedeutenden Flecken St. Remi, der ſonſt eine bedeutende römiſche Pflanzſtadt war, ziehen ſich Küchengärten wohl eine Stunde weit in's Land hinein. Bei keinem Ort im ſüdlichen Frankreich bemerkten wir noch ſo viel Gemüſebau als hier; große Olivenbäume und Weinreben ſtehen in dicht gedrängten Reihen am Abhange der Hügel, und Alles zeuget vom Fleiß der Bewohner und dem innern Reichthum des Landes. Wir eilten durch St. Remi hindurch dem Hügel zu, der in einiger Entfernung von der Stadt noch Ueberreſte altrömiſcher Denkmäler bewahrt. Schon von ferne ſahen wir ſie am Fuße hoher zackiger Felſen, die hier im Halbkreiſe ein ſehr wildes pittoreskes Thal umſchließen; düſter ſtehen ſie auf einer Anhöhe wie in ewiger Trauer mitten im blühendſten Leben.

Wir näherten uns zuerſt einem großen prächtigen Grabmal, das aber dennoch nicht den Namen des Helden, dem zu Ehren es erbaut ward, der Vergeſſenheit entreißt, denn keine Spur einer Inſchrift iſt daran zu entdecken. Es beſteht aus drei Stockwerken oder Abtheilungen. Das untere, mit Pilaſtern an allen vier Ecken geſchmückte, trägt das ganze, höchſt elegante Gebäude, und dient ihm gleichſam zum Piedeſtal. Ziemlich gut erhaltne Basreliefs bilden die Seitenwände desſelben, drei davon ſtellen Gefechte zu Pferde und zu Fuß vor, wahrſcheinlich die Siege, die der Held erkämpfte; auf dem vierten iſt ein großer Triumphzug abgebildet; ein ſchönes Geſims, aus Laub, Masken und Genien zuſammengeſetzt, zieht ſich oben darum her.

Den zweiten, ebenfalls viereckigen Stock des Gebäudes ſchmücken an den Ecken kannelirte Säulen mit korinthiſchen Kapitälern; große offne Bogen zwiſchen denſelben bilden die Seitenwände; ein aus geflügelten Seepferden zuſammengeſetzter Fries läuft oben darum her; zwei geflügelte Sirenen ſind in der Mitte dieſes Frieſes abgebildet. Ueber ihn erheben ſich ſechs ebenfalls kannelirte Säulen mit korinthiſchen Kapitälern, die das Ganze krönen, ſie ſtehen im Kreiſe und tragen eine Kuppel, ſo daß ſie wie ein kleiner Tempel anzuſehen ſind. Zwei in der Mitte deſſelben befindliche Statuen ſind leider bis zum Unkenntlichen verſtümmelt. Das ganze Prachtgebäude macht bei aller anſcheinenden Leichtigkeit einen höchſt impoſanten Eindruck, der durch die tiefe Einſamkeit des Ortes und den wenige Schritte davon ſich erhebenden Triumphbogen noch erhöht wird.

Leider iſt dieſer ſehr verfallen und wem er erbaut ward, ebenfalls unbekannt; vielleicht dem, der unter dem Grabmal ruht, vielleicht ſeinem Sieger; gewiß aber haben beide in dieſer Nähe errichtete Monumente auf einander Bezug. Er bildet einen einzigen, nicht ſehr großen Bogen, deſſen inneres Gewölbe mit Roſetten, Trauben, Laubgewinden und Oelzweigen von Bildhauerarbeit ſehr reich und geſchmackvoll verziert iſt. Die Pilaſter, welche den Bogen tragen, ſind doriſcher Ordnung. Von außen ſtehen an jeder Seite deſſelben zwei kannelirte Säulen und zwiſchen dieſen zwei aus der Wand hervorſpringende Figuren. Sie haben von der Zeit viel gelitten, kaum konnten wir noch entdecken, daß ſie gebundne Krieger vorſtellen. Auch durch dieſen Bogen iſt der Blick auf die St. Remi umgebende Gegend bezaubernd ſchön; jede Ausſicht gewinnt unendlich, wenn man ſie ſo vom Ganzen abgeſchnitten, wie mit einem dunkeln Rahmen eingefaßt, betrachtet, und hier iſt die Natur überſchwenglich reich.

Der Miſtral trieb uns leider früher, als wir wollten, in den Wagen zurück, allmählig ward die Gegend, durch die wir nun kamen, ſo traurig öde, daß wir die Provence gar nicht wieder erkannten. So weit das Auge reicht, erblickt es nur dürre Kalkfelſen; der Weg, auf dem es ſich indeſſen doch ſehr bequem hinrollt, iſt in ſie eingehauen. Das Städchen Orgon, wo wir die Pferde wechſelten, hat die traurigſte Lage, die ſich nur denken läßt, auf dem Gipfel eines ſolchen öden Felſens, wo kein Baum ſchattet, kein Grashalm dem dürren Boden entſpringt, und jede Spur des grünenden lachenden Edens, das wir vor wenigen Stunden verließen, rings umher verſchwunden iſt. Nur das mächtigſte Band, das der Gewohnheit, vermag es, die Menſchen an dieſe traurige Wüſte zu feſſeln, während ihnen das herrlichſte Land ſo nahe liegt. Mit wenig Abwechſelung blieb die Gegend in ihrer traurigen Einförmigkeit ſich gleich, bis zu dem kleinen Dörfchen St. Cannat. Hier beſchloſſen wir zu übernachten, wenn es nur möglich wäre, ein leidliches Obdach zu finden. Der kleine Gaſthof, vor welchem der Wagen hielt, ſah ziemlich freundlich aus, das ſehr verblichne Schild zeigte die Abbildung einer Frau in etwas ausländiſcher Kleidung, darunter ſtand mit großen Buchſtaben à la belle Suédoise. Wir ſtiegen aus, und auch das Innre des Hauſes war zwar ärmlich, aber von einer Reinlichkeit, die wir in dieſem Lande längſt nicht mehr zu finden erwarteten. Wir waren wirklich im Hauſe einer Schwedin, eigentlich einer Stralſunderin. Mit einigen achtzig Jahren auf dem Rücken, ſchlich unſre Wirthin die Treppe zu uns herauf, hocherfreut, einmal deutſch ſprechen zu können, was ſie indeſſen ziemlich verlernt hatte, und uns ihre Sehnſucht nach dem geliebten Vaterlande auszudrücken. In Schwediſch-Pommern, meinte ſie, ſey doch ein ganz ander Leben als hier in der Provence, dort gäbe es doch gute, ehrliche, treue Menſchen, hier wären alle ſchlecht, falſch, böſe, und Kartoffeln wüchſen nun vollends gar nicht, lauter Oliven und Feigen und Wein, aus denen ſie ſich gar nichts machte. Im ſiebenjährigen Kriege war ſie einem jetzt lange verſtorbnen Franzoſen hieher gefolgt, der aus Liebe ihr Porträt zum Schilde ſeines Gaſthofs erhoben und die ihrer Verſicherung nach damals ſehr wahre Inſchrift darunter geſetzt hatte. Mitleidig betrachteten wir die Trümmer der ſchwediſchen Schönheit, die, neubelebt durch den Beſuch von Landsleuten, ſich alle Mühe gab, uns gut zu bewirthen. Wie wirft uns das Schickſal herum, vom Geſtade des baltiſchen Meers bis in den glühenden Süden! Und was iſt das Ende von dem allen? Ein Grab! Ob unter Pinien oder nordiſchen Tannen, gleichviel.

Aix.

Von St. Cannat bis Aix hatten wir nur noch zwei Meilen vor uns. In der Nähe der Stadt wird die Gegend ſehr angenehm, viele hundert artige, blendend weiße Landhäuſer liegen zerſtreut umher, umringt von Myrthen, Granatbäumen und aller ſüdlichen Herrlichkeit. Die Olivenbäume ſahen wir noch nirgends von ſo üppigem Wuchs, hin und wieder geben die Pinien der Gegend etwas ungemein Maleriſches, übrigens aber fehlt es durchaus an großen ſchattenden Bäumen, die Sonne brennt, und im Sommer erhält das ganze Land ein ödes vertrocknetes Anſehen.

Aix iſt eine bedeutende Stadt. Am Cours, einer der ſchönſten Straßen, ſo wir jemals ſahen, ſtehen zu beiden Seiten pallaſtähnliche Häuſer in langen Reihen zu beiden Seiten, und drei, durch vierfache Reihen ſchöner Lindenbäume gebildete, breite Alleen erinnerten uns hier auf das lebhafteſte an Berlin. Das Ende des Cours gewährt eine weite Ausſicht auf die umliegende Gegend, und drei herrliche Springbrunnen in der mittelſten Allee erfriſchen mit freundlichem Geplätſcher die Luft. Das Waſſer im mittelſten dieſer Brunnen iſt heiß, und wird von denen, die in der Nähe wohnen, zum häuslichen Gebrauch als ſolches verwendet; ob man ihm aber auch Heilkräfte zuſchreibt? konnten wir nicht erfahren. Doch gibt es hier andre, noch heißere Quellen, die in frühern Zeiten Aix als Badeort berühmt machten, und zu denen noch immer Kranke wallfahrten. Die Einrichtung des zum Baden beſtimmten Hauſes fanden wir indeſſen nicht nur ſehr unelegant, ſondern ſogar widerwärtig ſchmuzig und ſchlecht. Die Badezimmer ſind dunkele, unangenehme Winkel; das Waſſer läuft darin aus einem Krahn in die ſehr abſchreckend ausſehenden kleinen Badewannen; es iſt ſehr heiß, doch lange nicht ſo, als der Sprudel in Karlsbad. In Aix läßt man das Waſſer nur kurze Zeit ſtehen, ehe man darin badet, in Karlsbad hingegen bedarf es vieler Stunden, ehe es dazu nur einigermaßen genugſam abkühlt.

Den Cours und noch ein paar hübſche Straßen ausgenommen, iſt der übrige Theil von Aix winkelig und dunkel, wie die andern Städte, und die darin vorherrſchende Unreinlichkeit überſteigt allen Glauben. Zwar trifft man in allen Straßen ſchöne große Gebäude, aber zwiſchen ihnen auch die jämmerlichſten Hütten; es iſt, als ob die Häuſer nicht recht in Reihe und Glied ſtänden, überall ſcheint etwas zu fehlen und die ganze Stadt hat etwas Unordentliches, wir möchten ſagen, Unheimliches. Nur auf dem Cours ſind alle Gebäude an Größe und Pracht einander gleich. Ueberhaupt nennt man in der ganzen Provence und den mehreſten großen Städten des ſüdlichen Frankreichs die ſchönſte Straße Cours; ſie iſt mit Bäumen beſetzt und das, was die Italiäner unter dem Namen Corſo verſtehen. Die ſchönen, überall vertheilten Springbrunnen in Aix ſind die größte Zierde dieſer Stadt. Der Ueberfluß an friſchem, kühlem Waſſer, welchen ſie gewähren, iſt unter dieſem heißen Himmelsſtrich eine unſchätzbare Wohlthat der Natur. Man zeigte uns einen hohen Thurm mit einem Glockenſpiel und einem künſtlichen Uhrwerk, welches die Einwohner als eine ganz beſondre Merkwürdigkeit betrachten. In Deutſchland und in Holland findet man deren unzählige, auch hatte dies Uhrwerk das Schickſal faſt aller dieſer Art; es iſt verdorben, und der Thürmer ſetzt alle Vierteljahr eigenhändig die Gottheit der eben beginnenden Jahreszeit hinaus, die der urſprunglichen Einrichtung nach zur rechten Zeit von ſelbſt hinaus und herein ſpazieren müßte.

Der große Place de la Justice gewährt einen ganz ſonderbaren Anblick; denn der Bau eines großen, der Gerechtigkeit gewidmeten Gebäudes in deſſen

Mitte war eben ſo weit fortgerückt, daß er über der Erde beginnen ſollte, als er unterbrochen ward, und, wie man glaubt, auf immer. Nun iſt der Grund ganz vollendet, und alle die unterirdiſchen Kerker, Gänge und Keller nehmen ſich wunderlich aus, wenn man von oben hinein ſieht. Der ganze ſchöne Platz iſt dadurch verdorben und faſt unwegſam gemacht; bei Nacht wenigſtens wird es gefährlich, hier zu gehen; kein Geländer umgibt die einem Steinbruch ähnlichen, oben zum Theil ganz offenen Gewölbe, ſo daß man im Dunkeln leicht hinabſtürzen und vielleicht den Tod darin finden könnte. Die große Kirche, St. Sauveur, iſt ein im vierzehnten Jahrhundert erbautes, dem gothiſchen Styl ſich näherndes Gebäude, mit einem runden, hohen Glockenthurme, der aber nicht leicht und luftig durchbrochen in die Lüfte ſteigt, ſondern ſchwerfällig ausſieht. Mehrere ziemlich plump und ſchlecht gearbeitete Statuen ſtehen über dem Portale; alle tragen deutliche Spuren des während der Revolution auch des Heiligſten nicht ſchonenden Zerſtörungsgeiſtes; viele davon ſind muthwilliger Weiſe verſtümmelt, andere von ihrem Standorte ganz herabgeſtürzt; nur die großen uralten Thüren von Cedernholz mit ihrem, zum Theil recht zierlich gearbeiteten Schnitzwerk ſind noch leidlich wohl erhalten. Wir traten in's Inn're der Kirche; düſtere, feierliche Dämmerung herrſchte darin, und vor der zahlreich knieenden Gemeine ward eben am Hochaltar die Meſſe geleſen. Dies verhinderte uns, Alles genau zu betrachten; denn obgleich die durch den Beſuch ſchauluſtiger Fremden verurſachte Störung des Gottesdienſtes in katholiſchen Kirchen nichts Seltenes iſt, ſo ſcheuen wir uns doch immer, ſie zu veranlaſſen, und opfern lieber den Genuß, ſie zu betrachten, auf. Dennoch bemerkten wir im Vorübergehen einige ſchöne Marmorſäulen am Taufſteine und mehrere alte Denkmäler. Merkwürdige Gemälde, die uns zu einem zweiten, bequemern Beſuch derſelben hätten anreizen können, enthält dieſe Kirche nicht. Im Ganzen iſt wenig Freude bei dem Beſuch der alten Kirchen in Frankreich; faſt alle alte Monumente vernichtete die zügelloſe Wuth des Volks; Kunſtwerke von Bedeutung wurden geraubt, und was übrig blieb, ſteht gewöhnlich in unerfreulichem, zerſtörtem Zuſtande, ein Denkmal ſchrecklicher Zeiten, da.

Aix hat mehrere auffallende Wechſel des Schickſals erlebt. Früh, unter der Regierung des ſeiner Phantaſie ſich ganz hingebenden, ein wunderbar-poëtiſches Leben führenden Königs René, war es der Sitz der provenzaliſchen Dichter, der Künſte und des romantiſchen Ritterthums. Hier gab dieſer König ſeine ewig wechſelnden Feſte, verſammelte die erſten Künſtler, die erſten Sänger des Landes und des nahen Italiens, rief die edelſten, ſchönſten Frauen herbei, ergriff mit ihnen und ſeiner vielgeliebten Gemahlin, Iſabelle von Lothringen, zuweilen in kindlicher Luſt den Schäferſtab, und hieß die edelſten Ritter, zu Ehren der ſchönen Schäferinnen, in feierlichen Turnieren ihre Lanzen gegen einander verſuchen. Später verſammelte das hier ſeinen Sitz habende Parlament die vornehmſten Familien von Frankreich. Sie erbauten alle die herrlichen Paläſte, welche jetzt verödet daſtehen; ihre Pracht verbreitete Wohlſtand unter den Bewohnern, Alles war lebendig und die Straßen wimmelten von fröhlichen Menſchen und ſchönen Equipagen. Die Revolution trieb ſie alle hinweg; menſchenleer und öde ſteht die einſt ſo blühende Stadt, und alle Freude, alles Glück ſcheint mit dem alten Glanz derſelben entwichen. Wir brachten einen Sonntag in Aix zu, und ſahen die Einwohner, wie gewöhnlich an dieſem Tage, auf dem Cours ſpazieren gehen. Faſt alle trugen den Stempel der Armſeligkeit in der Kleidung und wilden Mißmuths in den düſtern, von der Sonne verbrannten Zügen. Eine Menge katholiſcher Geiſtlicher in den verſchiedenſten

Ordenstrachten wandelte in allen Straßen. Kirchliche Feierlichkeiten und aus alten Zeiten ſtammende, oft ſehr barocke Proceſſionen ſind das einzige, was noch zuweilen einiges Leben unter dieſe in bittere Armuth verſinkende Menſchen bringt. Zwar iſt der Boden rings umher ergiebig; das ſchönſte Oel wächſt hier im Ueberfluß, auch Wein und Korn gerathen wohl; doch iſt dies nicht genug, um den Einwohnern von Aix den alten Wohlſtand wieder zu geben, da es ihnen an Induſtrie und Thätigkeit fehlt, um durch Handel und bedeutende Fabriken das zu erſetzen, was ſie in der Revolution und durch die Entfernung der reichen Familien verloren.

Zwiſchen Aix und Marſeille liegt nur eine Station, denn beide Städte ſind nur etwa zwei Meilen von einander entfernt. In der Nähe von Aix iſt die Gegend zuerſt ſehr angebaut und freundlich, dann kommen wieder dürre, öde Felſen bis gegen Marſeille, wo Alles in blühendem Leben aufſproßt, weil die hohe Kultur des Landes den ſonſt unfruchtbaren Kalkſtein beſiegt. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt hielt der Poſtillion auf einer Anhöhe und machte uns auf die Viſta aufmerkſam. So heißt dieſer Platz vorzugsweiſe mit vollem Recht, denn eine ſchönere

Ausſicht, als die, welche jetzt im funkelnden Abendſtrahl der Sonne vor uns lag, ſahen wir nie. Zur rechten Hand erblickten wir das weite mittelländiſche Meer, belebt durch unzählige Segel, die hellglänzend zu uns herüber ſchimmerten; wunderbar gezackte Felſen bilden das Ufer; gerade aus liegt die große Stadt tief im Grunde, umgeben von einem Halbzirkel eben ſo ſchöner Felſen, und linker Hand eine weite Ebene, beſät mit mehreren Tauſenden weißer, zerſtreut liegender Landhäuſer, die berühmten Baſtiden der Einwohner von Marſeille.

Marſeille.

Der erſte Eintritt in Marſeille von Aix aus iſt wirklich impoſant. Gleich am Thore beginnt der herrliche, breite Cours, welcher die ganze neue Stadt vom Thore von Aix an bis zum römiſchen Thor durchſchneidet. Er iſt eine gute Viertelmeile lang, und da er an beiden äußern Enden höher liegt und gegen die Mitte ſich allmählig hinabſenkt, ſo kann man ihn an beiden Thoren ſeiner ganzen Länge nach bequem überſehen; hohe ſchattige Bäume bilden eine breite Allee in der Mitte, und anſehnliche Häuſer umgeben ihn an beiden

Seiten, deren unterer Stock faſt durchgängig zierlich aufgeputzte Waaren-Magazine enthält, wie wir ſie in London und Paris ſahen. Die zum Hafen führende, mit ſchönen, ganz gleichförmig erbauten Häuſern beſetzte Straße Cannebière durchſchneidet den Cours in der Mitte, und ſchon von hier aus erblickt man den Wald von Maſtbäumen der im Hafen liegenden Schiffe. Noch ſchöner beinah iſt die nahe liegende Straße Beauvau mit ihren paläſtähnlichen Gaſthöfen und prächtigen Wohnhäuſern. Wir wohnten dort im Hôtel des Ambassadeurs und hatten alle Urſache, ſowohl mit der Bedienung als mit der Billigkeit des Wirthes zufrieden zu ſeyn. Das große Theater liegt am Ende dieſer Straße auf einem ganz freien Platze, mit der Hauptfronte gegen jene gewendet. Die Säulen und der übrige architektoniſche Schmuck daran machen einen ſehr ſchönen Effekt. Im Ganzen iſt der neuere Theil von Marſeille mit den ſchönſten Straßen und Plätzen des beſten Theiles von London zu vergleichen, und übertrifft ſie wohl noch durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig maſſiv aus Quaderſteinen erbauten Häuſer. Das Straßenpflaſter iſt ganz vortrefflich, und die zu beiden Seiten ſich hinziehenden, breiten, mit Steinplatten belegten Fußpfade machen das Gehen in der Stadt ſehr angenehm. Klares, friſches Waſſer ſtrömt in ſchmalen ſteinernen Kanälen durch alle Straßen; zwar muß man oft über ſie wegſteigen, und dies macht ſie ein wenig unbequem, ſie tragen indeſſen ſehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung bei, beſonders aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne ſie in den heißen Sommermonaten, wo faſt kein Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen iſt vortrefflich, auch hält die Polizei ſehr ſtreng auf Reinlichkeit derſelben, ſo daß die Damen mit weißen Schuhen zu Fuße gehen können. Dieſe Reinlichkeit fiel uns beſonders auf, und die ſchöne zierliche Stadt, in welcher ſogar die Fenſter zuweilen gewaſchen werden, gefiel uns um ſo beſſer, je länger wir die Freude entbehrt hatten, Alles um uns her ſauber zu ſehen.

Ganz von dem neueren Theil der Stadt verſchieden iſt der auf einer beträchtlichen Felſenhöhe erbaute ältere Theil derſelben, und der Kontraſt zwiſchen beiden erinnerte uns auf's lebhafteſte an Edinburgh, wo man auch nur über eine Brücke zu gehen braucht, um in einem ganz andern Ort, unter ganz andern Menſchen zu ſeyn. Im alten Marſeille fanden wir die hier zu Lande gewöhnlichen, engen, winkligen Straßen, die alten, hohen, düſtern Häuſer wieder, und eine durch die furchtbarſte Unreinlichkeit verpeſtete, kaum zu athmende Luft. Das Pflaſter der bald auf- bald abwärts führenden Straßen iſt abſcheulich, und nicht ohne Gefahr, den Hals darauf zu brechen, kletterten wir herab, dem Hafen zu, zwiſchen elenden, mit Einſturz drohenden Hütten. Die Menſchen, welche dieſen Theil der alten Stadt, ſo an den Hafen grenzt, bewohnen, ſind die ärmſten in Marſeille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eignen Kaſte, welche ſich ſowohl in der Sprache als in Sitten, Gebräuchen und Kleidung von allen andern Franzoſen unterſcheidet. Die groben Lumpen, welche ſie kaum verhüllen, und ihre kümmerliche Nahrung erwerben ſie einzig mit ihren Fiſchernetzen. Von allen andern Bewohnern Marſeilles wegen ſeiner Wildheit gemieden, die oft in Raub und Mord ausartet, lebt dies wunderliche Volk blos unter ſich, und verlangt von ſelbſt nach keiner Gemeinſchaft mit ſeinen Nachbarn. Die dunkeln, düſtern Geſichtszüge zeichnen es auf eine unverkennbare Weiſe aus. Manche wohnen, um dort zu fiſchen, den größten Theil des Jahres hindurch faſt ganz in den Höhlen und Klüften der Felſen, die den Hafen an dieſer Seite begrenzen. In Marſeille glaubt man, dieſe Leute wären Abkömmlinge der erſten Bewohner, der Phokier, die hier in grauer Vorzeit eine Art Kolonie anlegten, welche das Gepräge ihres Urſprungs durch alle Jahrhunderte hindurch rein und ächt erhalten haben, da ſie blos Töchter ihres eignen Stammes heurathen.

Der Hafen von Marſeille iſt einer der ſchönſten in der Welt, neunhundert Schiffe können darinnen, vor Sturm geſichert, liegen; hohe, ſchützende Felſen umgeben ihn und die Rheede, auf welcher mehrere Inſeln den Eingang in das weite Meer zu bewachen ſcheinen. Täglich wandelten wir auf den, den Hafen umgebenden Quais und ergetzten uns an der köſtlichen Ausſicht und dem fröhlich lebendigen Gewühl zu Waſſer und zu Lande, ohne deſſen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpel der verſchiedenſten Nationen flattern hier luſtig gegen den dunkelblauen Aether hinauf; kleine ſonderbar geſtaltete Schiffe von der Küſte des mittelländiſchen Meers, beladen mit Orangen, Kaſtanien, ſogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen großen Kauffahrtei-Schiffen des fernen Nordens und den ganz fremdartig ausſehenden Fahrzeugen der levantiſchen Küſten. Viele hundert Böte, Schaluppen und Fiſchernachen kreuzen luſtig dazwiſchen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Luſtfahrt auf den ſmaragdnen, oft kaum ſich kräuſelnden Wogen am Ufer bereit liegt.

Auf den mit anſehnlichen Häuſern umgebnen Quai's herrſcht das mannigfaltigſte Leben, wie auf dem Waſſer daneben; alle europäiſche Nationen verſammeln ſich hier neben den Bewohnern von Aſien und Afrika; alle Sprachen ertönen, und die mannigfaltigſten Trachten und Nationalphyſiognomien aller gebildeten Völker ſieht man vielleicht nirgends ſo auf einem Punkte vereint. Oft glaubten wir uns auf einer großen Maskerade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben, maskenartigen Geſichtern, jeden in der Tracht ſeines Vaterlandes, unter den ſchönen geputzten Marſeillerinnen umherwandeln ſahen, dazwiſchen die ſchwarzen Geſichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, welchen man überall begegnet. Dieſe ſtimmten indeſſen unſern Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes gewaltig herab; Aſpaſia, Lais und die übrigen berühmten Frauen Griechenlands müſſen denn doch ganz anders ausgeſehen haben, als dieſe orangegelben, langnaſigen Damen, deren geſchmacklos bunte, mit Schmuck und Verzierungen überladne Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit in's grellſte Licht ſtellt.

Der Quai an der Seite der alten Stadt ſieht zum Theil wie ein orientaliſcher Bazar aus; er iſt viel ſchmäler, als der ihm gegenüber liegende an der andern Seite des Hafens, aber auch weit lebhafter, denn der untre Stock der ihn umgebenden Häuſer enthält Magazine, in welchen ſowohl die ſeltenſten, theuerſten Waaren, als auch die unbedeutendſten zum Verkauf zierlich aufgeſtellt ſind. Türken und Griechen halten hier die koſtbarſten Erzeugniſſe des Orients feil, reiche Teppiche, prächtige orientaliſche Stoffe, wunderherrliche Shawls in den glänzendſten Farben, mit ſo grellen, wunderlichen Blumen, Palmen und Streifen, als man ſie ſich nur wünſchen kann, damit jederman von weitem ſehe, daß dieſe geſchmacklos bunte Hülle viel Geld koſten muß. Roſenduft ſtrömt ſchon von weitem aus andern, mit den köſtlichſten Eſſenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Magazin daneben ſchauen Papageien, Kakadus und andere Vögel ſüdlicherer Zonen in ihrer Federn bunter Pracht gar fremd in die Welt hinein, während poſſierliche Affen neben ihnen den Vorübergehenden Geſichter ſchneiden. Alles iſt hier zu haben, Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferſtiche; die herrlichſten Früchte des Südens, Orangen, Granatäpfel, Kokosnüſſe, Piſtazien, faſt friſche Datteln, in langen Trauben noch aneinander hängend, und die köſtlichſten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen.

An dem entgegengeſetzten Quai nehmen große, verſchloſſene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie ſind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz, Hanf und Allem, was zum Schiffsbau gehört, angefüllt; deshalb verirren ſich die bloßen Spaziergänger ſeltener hieher, obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit ſchöner iſt, als der andre. Zwei Citadellen, welche auf den Spitzen der den Hafen umgebenden Felſen ſich höchſt pittoresk ausnehmen, beſchützen den Eingang deſſelben. Die an dem breitern Quai iſt zwar viel neuer, aber weit verfallner, als die an der Seite der alten Stadt. Dieſer gegenüber müſſen alle der Geſundheit wegen verdächtige Schiffe während der Zeit der Quarantaine vor Anker liegen, und das Verbot, vor Ablauf derſelben nicht an's Land zu kommen, wird hier eben ſo ſtrenge, als in Cette, gehalten. Die Paſſagiere ſowohl, als die Schiffsmannſchaft haben die Wahl, am Bord zu bleiben, oder ſich in die, in einiger Entfernung von der Stadt am Ufer der Rheede erbaute Quarantaine-Anſtalt zu begeben; die Paſſagiere wählen gewöhnlich den Aufenthalt auf den Schiffen; oft ſahen wir ſie auf dem Verdeck, wenn wir fröhlich durch den Hafen ſchifften, wie ſie mit langen Fernröhren ſehnſuchtsvoll die Ufer und die glücklichen Menſchen, die dort frank und frei herumwandeln durften, anblickten. Die Langeweile eines ſolchen gezwungenen Aufenthalts, dem lange erwünſchten Hafen gegenüber, muß entſetzlich ſeyn, beſonders nach einer Seereiſe von mehreren Monaten, mit der Sehnſucht nach dem Wiederſehn von Verwandten und Freunden im Herzen, die am nahen Ufer Monden lang harren. Dennoch hat er vor dem in den Quarantainehäuſern viele Vorzüge. In dieſen herrſcht eine an peinlichen Zwang grenzende Ordnung, um jeder möglichen Gefahr einer Anſteckung in der Anſtalt ſelbſt vorzubeugen. Und doch verſicherte man uns, daß faſt immer Peſtkranke in einem Theil dieſer Gebäude ſich befänden. Selbſt aus der Ferne war uns der Anblick dieſer Gebäude immer grauenvoll, obgleich ſie am Fuße hoher Felſen, dicht am Meere, recht angenehm zu liegen ſcheinen. Sie nehmen ſich faſt wie eine kleine Stadt aus, ſo viel Wohnhäuſer, Magazine für die Waaren und Ställe für die mit ankommenden Thiere ſind dort neben einander erbaut.

Außer den vielen ſchönen Häuſern ſchmücken auch noch zwei anſehnliche öffentliche Gebäude den Quai, das Rathhaus und die Conſigne. Die Fronte des Rathhauſes war urſprünglich recht ſchön, nur vielleicht mit Verzierungen, Basreliefs und dergleichen etwas überladen. Dieſe wurden in der Revolution größtentheils herunter geſchlagen, und Jacobiner-Mützen, ſchlechte Freiheitsbilder, republikaniſche Inſchriften im Geiſt jener Zeit kamen an ihre Stelle. Den untern Stock des Gebäudes nimmt die Börſe ein, den obern ein großer Saal, zu Rechtsverſammlungen beſtimmt, und mehrere Büreau's für öffentliche Angelegenheiten. Die zu ihm führende Treppe iſt dicht neben dem Rathhauſe in einem andern Gebäude angebracht, ob aus Mangel an Raum im Hauptgebäude, oder weil man ſie auf gut ſchöppenſtädtiſch beim erſten Grundriß vergaß. Sie wäre eine der ſchönſten, wenn nicht ein elendes hölzernes Geländer die breiten, kühn gewundenen Stufen entſtellte; denn das eiſerne, welches ſonſt ſie ſchmückte, ward während der Revolution ebenfalls weggeriſſen und verkauft; auch dient ihr die marmorne Bildſäule eines in früheren Zeiten um Marſeille hochverdienten Mannes, Pierre Libertal mit Namen, zu keiner beſondern Zierde. Etwas Ungeſtalteteres und Geſchmackloſeres gibt es nicht viel im Gebiete der plaſtiſchen Kunſt; zum Ueberfluß hält Herr Libertal auch noch einen wirklichen Degen von Stahl in den marmornen Händen.

Auf dem Vorzimmer vor dem Rathsſaal zogen zwei ſehr große Gemälde unſre Aufmerkſamkeit an. Sie ſind von Serres gemalt, einem außer Marſeille wenig bekannten Schüler Pugets, und enthalten eine gräßlich wahre Darſtellung der Peſt, die im Jahr ſiebzehnhundert und zwanzig Marſeille zur Todtengruft machte. Serres erlebte jenes fürchterliche Elend dort ſelbſt und wagte mit wahrem Heldenmuth und äußerſter Aufopferung ſein Leben, um zu retten, zu helfen, zu tröſten, wo es irgend möglich war. Und weil eben dieſe Gemälde treue Kopien deſſen ſind, was er ſah und erlebte, deshalb ergreift ihre ſchauderhafte Wahrheit Jeden, der ſie erblickt, mit unausſprechlichem Grauſen, obgleich ſie als Kunſtwerke keinesweges vorzüglich genannt werden dürfen. Eines davon ſtellt den Cours, das andre den Hafen vor, beide angefüllt mit Kindern, Müttern, Greiſen in wilder Verzweiflung; überall erblickt man darauf das unausweichbarſte, entſetzlichſte Elend in tauſend verſchiedenen Geſtaltungen, überall das furchtbarſte Sterben in aller ſeiner Gräßlichkeit; dazwiſchen Aerzte und Geiſtliche gleich tröſtenden, rettenden Engeln, die heldenmüthig den Kranken beiſtehen. Die Köpfe ſind alle Portrate von edeln, zu jener Zeit lebenden Männern, beſonders von Aerzten, welche in der allgemeinen Noth ihr Leben daran ſetzten, dem Elend zu ſteuern; auch der Kopf des Erzbiſchofs, der ſich damals beſonders hülfreich erwies, iſt Porträt.

Noch voll von ſchauderhaften Phantaſiegebilden, welche dieſe Gemälde in uns aufriefen, gingen wir zu der nahen Conſigne. So heißt das Gebäude, vor welchem die Geſundheitspäſſe der Schiffe genau unterſucht werden, ehe ihnen vergönnt iſt, im Hafen vor Anker zu gehen und auszuladen. Dieſe wohlthätige Einrichtung, welche hier allein das Wiederkehren jener gräßlichen Scenen vielleicht von einer halben Welt abwendet, iſt mit wenig Abänderungen dieſelbe wie in Cette, nur das Gebäude hier iſt größer und prächtiger, als dort das Geſundheitsamt. Es enthält mehrere Säle, Archive, Magazine, welche die weit bedeutendere Anzahl der im Hafen von Marſeille einlaufenden Schiffe nothwendig macht. Von dem einen der beiden großen Balkone über dem Hafen werden die Schiffer examinirt, von dem andern ihnen friſche Lebensmittel in die Schaluppen geworfen; ein Brunnen unter den Balkonen iſt ſo eingerichtet, daß das friſche Waſſer gleich in ihre mitgebrachten Fäſſer geleitet werden kann. In einem Saal der Conſigne ſahen wir das berühmte Gemälde, welches der bekannte Künſtler David, ein geborner Marſeiller, in Rom zum Andenken jener, ſeine Vaterſtadt zerſtörenden, furchtbaren Peſt malte. Es iſt eine ſeiner frühern Arbeiten, noch frei von der theatraliſchen Manier, der er ſich nachher ergeben hat. Der Farbenton iſt weniger grell, die Beleuchtung weniger geſucht, die ganze Compoſition einfach und natürlicher, als an allen ſeinen ſpätern uns bekannten Werken. Auf glänzenden Wolken thront die heilige Jungfrau als Himmelskönigin, der heilige Rochus kniet vor ihr, Erbarmen flehend für die leidende Stadt; ein Sterbender liegt im Vorgrunde, ſeitwärts, etwas höher, ſieht man zwei Jünglinge eben verſcheiden, der Kopf des heiligen Rochus iſt beſonders edel und ausdrucksvoll.

Ein ſchönes Basrelief in karariſchem Marmor von Puget gearbeitet, würde eine wahre Zierde dieſes Saales ſeyn, wenn es ſo angebracht wäre, daß man es recht ſehen könnte; dies iſt aber leider nicht der Fall. Es ſtellt die Peſt in Mailand vor; der fromme Erzbiſchof kniet betend in der Mitte, neben ihm zwei andre Geiſtliche; Engel in den Wolken verheißen ihm die erflehte Hülfe, indem ſie ihm das Kreuz zeigen. Dieſe ganze Gruppe iſt vortrefflich, beſonders der ausdrucksvolle ſchöne Kopf des Erzbiſchofs; den übrigen weiten Raum erfüllen Bilder der

Verzweiflung und des Todes, wie auf den Gemälden ſeines Schülers Serres. Pugets unerwarteter Tod verhinderte ihn, die letzte Hand an dieſes Werk zu legen, welches daher in einigen Nebenpartien noch unvollendet geblieben iſt. Er war ein ausgezeichneter Künſtler, aber die Franzoſen nennen ihn mit ihrer gewohnten Beſcheidenheit den zweiten Leonardo da Vinci, eine Ehrenbezeugung, über die er wohl in jener Welt noch zürnen müßte, wenn er etwas davon erführe, denn echtes Talent nimmt lieber bittern Tadel, als übertriebnes Lob an. In der alten Stadt iſt das Lyceum ein ſehenswerthes Gebäude. Es war ehemals das ſehr prächtige und weitläuftige Kloſter der Bernhardiner-Nonnen, jetzt werden in einem Theil deſſelben etwa hundert und funfzig Knaben erzogen. Die Anſtalt iſt auf öffentliche Koſten, wie es uns ſchien, recht zweckmäßig eingerichtet, zwar etwas klöſterlich der Form nach, aber dies pflegt auf die Jugend ſelten nachtheilig zu wirken, beſonders unter dieſem heißen Himmelsſtrich, wo Menſchen wie Pflanzen ſich früher entfalten, und die Luſt zum Vergnügen mit der Luft eingeathmet wird. Die Knaben erhalten in ihr den Anfang einer gelehrten Bildung; ſie wohnen, eſſen und ſchlafen unter immerwährender Aufſicht ihrer Lehrer. Die vielen großen Gärten und

Höfe des Gebäudes gewähren ihnen Raum und Gelegenheit, ſich im Freien zu bewegen; die großen Speiſeſäle, die Schlafſäle, die zum Unterricht beſtimmten Zimmer ſind alle reinlich und luftig; auch ſehen die Knaben ſehr fröhlich und geſund aus.

Ein anderer Theil dieſes ehemaligen Kloſters iſt zu einer öffentlichen Zeichenſchule eingerichtet, in welcher wir manche wohlgerathne, viel für die Zukunft verſprechende Arbeiten mehrerer Zöglinge mit Vergnügen ſahen. Die. öffentliche Bibliothek und ein ziemlich unbedeutendes Naturalien-Kabinet ſind in einigen Sälen aufgeſtellt, andre dienen zur Verſammlung der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften und einiger zum allgemeinen Beſten, beſonders zu wohlthätigen Zwecken, eingerichteter Geſellſchaften. Mehrere waren für das Muſeum beſtimmt, welches eben, zum großen Herzeleid der die Kunſt nicht ſonderlich liebenden Marſeiller, eingerichtet werden ſollte.

Vergebens hatte die gute Stadt ſich lange gegen das von Paris aus an ſie gelangte Anſinnen geſträubt, einen Theil der geraubten Kunſtſchätze in ihren Mauern aufzunehmen und daraus ein Muſeum zu bilden, wie ſie in allen bedeutenden Städten Frankreichs exiſtiren; nicht eben aus Widerwillen gegen irgend einen Antheil an unrechtmäßig erworbenem Gute, ſondern weil für den Transport und das Einpacken zwanzigtauſend Franken bezahlt werden ſollten. Vergebens hatte ſie vielfältig erklärt, ſie wiſſe dergleichen gar nicht zu ſchätzen, ſondern bäte, andre Stadte damit zu beglücken, die mehr Sinn für die Kunſt hätten, als die einzig dem Handel ergebnen Einwohner von Marſeille. Da half kein Remonſtriren, die zwanzigtauſend Franken mußten gezahlt werden, die Gemälde wurden eingepackt und kamen während der Zeit unſers Aufenthalts in Marſeille richtig an. Wir ſahen ſie gleich nach dem Auspacken und erſtarrten faſt über den traurigen Anblick derſelben. Die Pariſer waren beim Emballiren mit beiſpielloſem Leichtſinn und Unwiſſenheit zu Werke gegangen, faſt keines der Gemälde war unbeſchädigt angekommen, in viele große, bedeutende Stücke waren Löcher geriſſen, an andern die Farbe dermaßen herunter gerieben, daß es faſt unmöglich wurde, zu erkennen, was ſie geweſen waren. Zum Glück ſind die großen Namen, mit welchen dieſe Sammlung prangt, größtentheils nur titular. So ſahen wir zum Beiſpiel einen die Apokalypſe ſchreibenden Johannes, angeblich von Raphael, welchen der unſterbliche Meiſter wohl noch nie erblickt hat. Doch iſt auch manches Gute mit zu Grunde gegangen. Einer vortrefflich gemalten, ſonſt höchſt widerwärtigen Geißelung von Rubens ward gar arg mitgeſpielt, ſo wie auch zwei herrlichen Gemälden von Perugino, einer heiligen Familie und einer Grablegung. Der tief empfundne Ausdruck und die hohe Einfachheit der Compoſition dieſer letztern zog uns beſonders an. Die Mutter hält mit dem edelſten Ausdruck des innigſten Schmerzes den todten Chriſtus auf ihren Knieen; ſein Liebling, Johannes, unterſtützt, tief gebeugt, das ſinkende Haupt; gegen ihm über weint Magdalena knieend zu den Füßen des Erlöſers; Nikodemus und Joſeph von Arimathia ſtehen zu beiden Seiten; den Hintergrund des Gemäldes bildet ein offner Portikus, durch welchen man hinaus in eine weite Gegend blickt. Es iſt ein herrliches Bild, welches uns ſpäter von den Gemälden aus der deutſchen Schule lebhaft zurückgerufen wurde, die wir bei den Herren von Boiſſerée in Heidelberg ſahen. Alle ſeine Fehler und alle ſeine Vorzüge fanden wir bei dieſen alten deutſchen Künſtlern wieder, welche uns, Dank ſey jenen ächten Kunſtfreunden, jetzt aus dem Grabe der Vergeſſenheit neu erſtehen; dieſelbe einfache Anordnung, denſelben Ausdruck des wahren innern Lebens, nur nicht die Farbenpracht der alten deutſchen Kunſt.

In einer Darſtellung im Tempel hat le Sueur den großen Gedanken in Correggios Nacht zu benutzen geſucht; das Licht, welches den Tempel erleuchtet, ſtrömt vom Kinde aus. Mehrere von Paris geſandte Gemälde aus der franzöſiſchen Schule, und einige in Marſeille ſchon vorhanden geweſene von Puget und Serres ſollen wenigſtens der Zahl nach dieſe Sammlung vollſtändig machen. Die bedeutenden Beſchädigungen, welche die von Paris geſandten Gemälde erlitten hatten, machten der guten Stadt Marſeille große Noth; reſtaurirt mußten ſie werden, darüber waren alle Stimmen einig, nur das Wie war ſchwer zu entſcheiden. Am Ende entſchloß man ſich, den Maler dazu zu nehmen, der ſich in ſeinen Forderungen am billigſten bewies; es fand ſich auch einer, welcher nur einen Laubthaler den Tag verlangte, und dabei verſprach, recht fleißig zu ſeyn, damit er bald fertig würde. Armer Perugino! wie mag es dir unter ſolchen Händen ergangen ſeyn!

In der umliegenden Gegend ausgegrabne antike Fragmente von Grabſteinen, Inſchriften und Basreliefs, nebſt einigen aus Kirchen geraubten Grabmälern und Monumenten ſtanden noch ungeordnet in den Höfen und mehreren Sälen umher, und erwarteten die Zeit, wo ſie, in Reih und Glied geſtellt, das ihrige beitragen ſollen, um das Muſeum von Marſeille zu verherrlichen.

In einem Zimmer des Lyceums vollendete eben ein junger, geſchickter Dekorationsmaler einen Theatervorhang von großem Effekt. Grazien und Muſen umtanzen den Wagen des Phöbus, — denn ohne Phöbus thun die Franzoſen nichts, — Minerva führt den Zug an, und Friede und Ueberfluß ſchreiten vor ihr her. Dieſer brillante Vorhang fiel uns um ſo mehr auf, da man ſie in Frankreich gewöhnlich nur ſehr einfach ſieht; er war für ein ſehr hübſches, in der Altſtadt neu erbautes Theater beſtimmt, das bis auf einige Dekorationen ſchon völlig vollendet daſtand, und nur noch die Schauſpieler erwartete, welche ihr Weſen oder Unweſen darin treiben ſollten.

Spaziergänge und nächſte Umgebungen von Marſeille.

Einen Spaziergang kann man es wohl nicht nennen, wenn man ſich in eine Gondel ſetzt, und durch den gewühlvollen Hafen hindurch hinaus auf die Rheede fährt; aber das Herrlichſte bleibt es immer, was

Marſeille's Umgebungen bieten können. Die Ausſicht von der oft ſpiegelglatten ſmaragdnen Fläche der Rheede auf die Inſeln, die an ihrem Eingang liegen, und über dieſe hinaus auf das ewig bewegte Meer, iſt eine der erhabenſten. Nicht minder herrlich iſt es, wenn man ſich rückwärts wendet. Da liegt der lebensreiche, große Hafen vor uns, die ihn umgebenden maleriſchen Felſen mit ihren Citadellen, die ſchöne Stadt, welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umſchirmt von den weiter hinaus ſich erhebenden zackigen Felſen, die Biſta mit ihren Baſtiden, und überall der reichſte Ueberfluß aller Gaben des günſtigen Himmels. Marſeille gewährt, von dieſem Standpunkt aus, einen Anblick, den wohl nicht leicht eine Seeſtadt ſchöner aufzuweiſen hat, auch benutzen die Einwohner die vielen Gondeln recht fleißig, um ſich ſeiner zu erfreuen, und dann nach einer der Inſeln zu fahren, wo ſie Meerfrüchte friſch aus den Wellen kaufen, fruits de mer, ſo nennen ſie alle die verſchiednen eßbaren Muſcheln, Auſtern und ſonſtigen Schaalthiere, die hier im größten Ueberfluß von den Fiſchern gefangen werden.

Dem Hafen am nächſten liegt die maleriſche Felſeninſel, auf deren Gipfel das bekannte traurige

Château d'If erbaut iſt, dieſes faſt unzugänglich fürchterliche Staatsgefängniß, in welchem die unglückliche eiſerne Maske mehrere Jahre lang im engen Verwahrſam gehalten ward. Auch jetzt noch war es nicht leer von ähnlichen Opfern des grauſamſten Deſpotism, die dort, aller Welt verborgen und unbekannt, vielleicht von ihren Freunden als Todte beweint, in dunkeln Kerkern ſchmachteten.

Mehr ſeitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Inſel Ratonneau. Die Ueberbleiſel eines alten, verödeten Schloſſes und eine kleine Citadelle, in welcher ein Paar Invaliden die Wache haben, ſind die einzigen Gebäude; arme Fiſcher, die zuweilen in Felſenklüften und elenden Baracken dort hauſen, die einzigen Bewohner dieſes ganz unfruchtbaren Felſenklumpens, der dennoch einem ehrgeizigen Menſchen den Kopf in ſo weit verrückte, daß er ſich einbildete, als König deſſelben zu den mächtigſten Monarchen ſich zählen zu dürfen. Ein alter Korporal, der vor mehreren Jahren dort die aus vier Invaliden beſtehende Beſatzung commandirte, kam nämlich auf die ſublime Idee, ſich von ihnen als König von Ratonneau huldigen zu laſſen; die Unterthanen bezeigten ſich indeſſen widerſpenſtig, da beſchloß der König, ſie ſammt und ſonders zu verbannen, und da ſie einmal alle viere nach Marſeille gefahren waren, um Lebensmittel zu holen, ließ er ſie bei ihrer Rückkunft nicht wieder landen, trieb ſie fort, ſchoß nach ihnen und blieb auf dieſe Weiſe ganz allein unumſchränkter Herr in ſeinem Gebiet. In Marſeille nahm man die Sache nicht ernſtlich, ſondern lachte über den neuen Monarchen, und ließ ihn im ruhigen Beſitz ſeiner Staaten, bis die Fiſcher ſeiner ewigen Requiſitionen von Lebensmitteln überdrüßig wurden. Einige von ihnen erſannen eine Liſt, um ſeiner habhaft zu werden. Sie kamen als Unzufriedne vom feſten Lande zu ihm, und verlangten, ihm als ihrem Fürſten zu huldigen, was er denn auch, hocherfreut, ihnen in Gnaden gewährte; aber im Schlaf überfielen die Treuloſen ihren Monarchen und brachten ihn gebunden nach Marſeille, wo er noch einige Jahre, in der feſten Ueberzeugung ſeiner hohen Würde, als entthronte Majeſtät im Irrenhauſe lebte.

Die Inſel Pomègue iſt die größte, und von Marſeille am weiteſten entfernt. Sie begrüßt der Schiffer als den letzten Punkt Landes, ehe er in das grenzenloſe Meer hinausſegelt; ihrem Hafen naht er ſich wieder zuerſt bei der Heimkehr; denn die Quarantaine=Anſtalten beginnen ſchon hier. Jedes von der Levante kommende Schiff muß zuerſt auf der Inſel Pomègue ſeine Päſſe zeigen, dort wird ihm die Stelle, wo es auf der Rheede oder im Hafen von Marſeille ankern darf, bezeichnet; deshalb darf auch kein Boot, das nicht in der Quarantaine begriffen iſt, dem Hafen von Pomègue ſich nähern. Fiſcher und wer die Inſel ſehen will, müſſen ſie umfahren, an der entgegengeſetzten Seite landen, und dürfen nicht tiefer in's Land, nicht in die Gegend des Hafens gehen, ſelbſt die Soldaten nicht, die hier auf einem Wachtthurm Wache halten. Die ganze Inſel beſteht aus einem einzigen großen Felſen, öde und unwirthbar, voll tiefer Spalten und Klüfte. Mehrere kleine namenloſe Inſeln liegen noch um ſie her. Alle dieſe im Meere zerſtreuten Felſenmaſſen gewähren bei ihrer Oede doch einen höchſt maleriſchen, die weite Meeresfläche belebenden Anblick; ſie gleichen ſchwimmenden Feſtungen, von der mächtigen Hand der Natur mitten im wildeſten Elemente erbaut.

Die Spaziergänge in und um Marſeille ſind ſehr angenehm, obgleich wir die eben erwähnte Waſſerfahrt ihnen allen vorziehen möchten. Rings um die Stadt läuft der an die Stelle der abgetragnen Wälle angelegte Boulevard, und gewährt manche erfreuliche

Ausſicht auf ihre nächſten Umgebungen. Die jungen Platanen und Sykamoren, welche ihn einfaſſen, wachſen luſtig empor und werden ihn mit der Zeit zu einem der ſchattigſten Spaziergänge machen, die in dieſem heißen Lande eine wahre Wohlthat ſind. Abends wird der Cours in der Stadt von unzähligen Spaziergängern beſucht, ſo auch die an die Straße Cannebière grenzende, mit zwölf Reihen Bäumen bepflanzte und mit ſchönen Gebäuden umgebene Allee Meillan. Ganz nahe an der Stadt liegt die montée de Bonaparte, welche jetzt wohl einen andern Namen erhalten haben wird. Ein ſehr bequemer Weg windet ſich zum Gipfel des Felſen hinauf, von welchem man die Stadt, ihre Umgebungen und das Meer überſieht.

Intereſſanter, aber auch beſchwerlicher, iſt der Weg nach notre Dame de la Garde, einem ſteilen Felſen, ebenfalls nahe an der Stadt, der ſich fünfhundert Fuß hoch über die Fläche des Meeres erhebt. Eine Citadelle und eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle krönen die Spitze deſſelben; von letzterer trägt er den Namen.

Die über allen Ausdruck erhabene, herrliche Ausſicht lohnte uns oben auf's reichlichſte für alle Mühſeligkeit des Steigens auf dem mit ſpitzigen Kieſeln beſäeten Pfade. Die ganze Stadt liegt zu unſern Füßen; die breiten, regelmäßigen Straßen und großen Plätze der Neuſtadt ſehen wie das mit bunten Steinen und Muſcheln ausgelegte Parterre eines holländiſchen Gartens aus; in dem höher liegenden Häuſerklumpen der Altſtadt erkennt man jedes einzelne größere Gebäude; man könnte faſt die Fenſter darin zählen. Weit hinaus liegen alle die tauſend, auf Höhen und in Thälern zerſtreuten Baſtiden mitten in ihren Gärten vor uns, die pittoresken Felſenufer mit ihren Citadellen, die Quarantaine-Gebäude, der Hafen, die Rheede mit ihren Inſeln und das weite Meer, deſſen blaue Ferne einem Blicke in die Ewigkeit gleicht. Ganz klein erſchien uns die Inſel, auf welcher das Château d'If ſteht, noch kleiner die vielen Eilande, welche um ſie her zu ſchwimmen ſcheinen. Auf der Inſel Pomègue konnten wir deutlich die von der Abendſonne gerötheten Gebäude erkennen. Das Meer war ſtill; glatt wie ein Spiegel und dunkelblau; unzählige Fiſcherböte kreuzten darauf umher und erſchienen uns auf dieſer Höhe wie kleine glänzende Punkte; großen majeſtätiſchen Schwänen ähnlich, ſchwammen mächtige, dem erſehnten Hafen ſich nähernde Schiffe mit vollen Segeln zwiſchen ihnen hindurch. Am herrlichſten iſt der Blick von der Terraſſe vor der Citadelle. Ein Wächter ſitzt hier, ſo lange der Tag währt, vor einem großen Fernglaſe, um jedes am Horizont erſcheinende Schiff zu beobachten und durch Signale deſſen Ankunft und Flagge der Stadt kund zu thun. Ganz in der Ferne zeigte er uns ein engliſches Kriegsſchiff, oft ſah er die ganze engliſche Flotte dicht vor der Rheede kreuzen und hatte nur noch am geſtrigen Abend dreizehn ihrer Segel gezählt.

Die Citadelle iſt nicht bedeutend. Ihre Gewölbe umſchloſſen ſonſt viele unterirdiſche Gefängniſſe, und noch vor wenigen Jahren mußte Orleans Egalité eines derſelben mehrere Monate lang bewohnen, ehe er zum wohlverdienten Lohne ſeiner Unthaten nach Paris abgeführt ward. Durch eine kleine Oeffnung in der Thüre blickten wir in den hochgewölbten, engen, feuchten Kerker, den nur ein matter Lichtſtrahl durch eine ganz oben angebrachte, kleine, vergitterte Oeffnung erhellt. Es iſt ein furchtbar ſchwarzer, entſetzlicher Aufenthalt, und ſelbſt für dieſen großen Verbrecher dünkte er uns zu arg, der hier wohl oft in düſt'rer Verzweiflung an ſein vormaliges üppiges Leben, an ſeine vergoldeten Säle und alle die Tauſende, die jeder ſeiner Launen fröhnten, zurück dachte!

Nahe an dieſem Kerker iſt die uralte, der Mutter Gottes geweihte Kapelle erbaut. Klein und dunkel ſteht das fromme Gebäude da, welches ſonſt ein wunderthätiges Marienbild von gediegenem Silber enthielt, das aber die Karmagnolen in die Münze trugen, um ſeine Wunderkraft recht gemeinnützig zu machen. Das Bild iſt fort, der Glaube iſt geblieben; noch immer befehlen ſich die Schiffer dem mächtigen Schutz der notre Dame de la Garde, die ihnen hoch vom Felſen noch lange entgegen leuchtet, wenn ſie ihre gefahrvollen Reiſen antreten, und die Kapelle hängt voll kleiner Dankopfer derer, die im Sturm, Schiffbruch und Sclaverei von ihr gerettet zu ſeyn glauben.

Die Baſtiden.

Alle Einwohner von Marſeille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfniß, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, oder doch wenigſtens vom Sonnabend bis zum Montag ſich im Freien von der Arbeit der andern Tage zu erholen und friſche Luft zu athmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt zerſtreut liegenden Landhäuſer, hier Baſtiden genannt, welche das Land umher beleben und ihm einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren.

Man gab uns die Zahl derſelben auf zehntauſend an; ſie ſchien uns zuerſt unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umherſchaut, und rings, ſo weit das Auge reicht, alle dieſe großen und kleinen blendend-weißen Häuſer zwiſchen Myrten, Granaten und Pinien hervorſchimmern ſieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwiſchen Felſen und Klüften, von der Viſta an bis hinab an das Geſtade des Meers; ſo fängt man an, dieſe große Anzahl derſelben wenigſtens wahrſcheinlich zu finden. Sie ſind freilich an Größe und Schönheit ſehr von einander verſchieden, nur in der weißen Farbe ſtimmen alle überein; doch darf man auch bei den bedeutendſten derſelben nicht an die ſchönen Landhäuſer bei Hamburg, Amſterdam und andern großen deutſchen und holländiſchen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren ſtolzen Villa's Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden iſt das ganz anders, da braucht man im Sommer nur die friſche Seeluft, kühlen Schatten, und höchſtens eine Quelle; die Wohnung iſt das Letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum

Schlafen und zum Schutz gegen den ſengenden Mittagsſtrahl, nicht gegen Näſſe und Kälte, die in unſerm Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, ſchönes Haus unentbehrlich machen, aus deſſen Fenſtern man wenigſtens in's Grüne blicken kann, wenn es draußen recht unfreundlich regnet und ſtürmt. Der größte Theil der Baſtiden iſt daher ſehr klein, und enthält höchſtens eine Küche und ein paar Wohnzimmer; die wenigen größern könnten freilich überall für recht artige Landhäuſer gelten, aber auch unter dieſen würde man vergeblich das Feenſchloß ſuchen, welches Herrn von Thümmels reiche Phantaſie in dieſer Gegend erbaute; keins iſt zu finden, welches nur die entfernteſte Aehnlichkeit damit hätte. Jede Baſtide hat ihren eignen Garten um ſich her liegen, der aber nie von bedeutendem Umfang, noch weniger mit künſtlichen Anlagen geſchmückt iſt. Man baut Gemüſe und Obſt und begnügt ſich übrigens mit dem ſo unendlich reichen Schmuck, welchen die Natur über Felder und Wieſen verbreitet. Die edelſten Bäume, die köſtlichſten Pflanzen wachſen ja beinahe wild; da braucht es nicht der Kunſt des Gärtners, um mühſam ſie zu pflegen, wie bei uns. Blendend weiße, lange Mauern trennen die Gärten von den Landſtraßen, und geben dieſen ein langweiliges Anſehen, wie die Weinbergsmauern in der Gegend von Meißen; aber viele dieſer Gärten ſtoßen im Innern an einander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigenthums; die ganze Nachbarſchaft benutzt ſie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrags bleibt dem Eigner, alles übrige iſt gemeinſchaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhöhen erbaute Baſtiden gewähren eine ausgebreitete, herrliche Ausſicht auf Land und Meer; bei vielen ſcheint man einzig auf dieſen Genuß bedacht geweſen zu ſeyn, da man ſie auf ſteilen, unwirthbaren Felſen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andre ſtarkduftende Kräuter wachſen, die faſt keiner Nahrung bedürfen. Andre in Thälern erbaute erfreuen ſich des Schattens der Felſen in dieſer von großen Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obſtbäume, Reben, Maulbeerbäume und die im Sommer faſt grauen Olivenbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichſt blühenden Blumen und Sträuche erfüllen die Luft mit einem Balſamduft, der Abends, wenn der Thau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weitſchattenden Linden unſers Vaterlandes können hier nicht fortkommen, weil der ſengende Mittagsſtrahl ſie ſchon im Keimen zu Staub brennt.

Die provençaliſche Sonne iſt ganz etwas andres als die unſrige. Hoch ſteht ſie am dunkelblauen Himmel, und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren faſt ſenkrecht herabblitzenden, Alles verſengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es faſt nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendthau ſie wieder einigermaßen erfriſcht. In der Mitte des Sommers iſt kein grüner Grashalm mehr zu erblicken und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon zu Ende des Monats April fanden wir es in Marſeille ſo heiß, als bei uns in den wärmſten Sommertagen, aber die Hitze iſt weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünſten bleibt. Im Mai begann man ſchon die Fußpfade um den Hafen, den Cours und denen beſuchteſten Straßen mit Dächern von Leinewand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagsſonne ſind hier im Sommer ſehr gefährlich, oft tödtlich. Eine in Neapel geborne Dame, die Gattin eines ſehr angeſehenen Kaufmanns, deren freundlicher Aufnahme wir unſre ſchönſten geſelligen Stunden in Marſeille verdanken, beweinte noch den Tod eines ihrer Kinder, das in der Mittagsſtunde in den Garten hinaus lief, getroffen vom Sonnenſtich ſogleich hinſank, und wenig Stunden darauf ſtarb, ein Opfer der Pfeile des zürnenden Helios. Dieſe Dame verſicherte uns auch, daß ſelbſt in Neapel die Mittagsſtunden des Sommers nicht heißer ſind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erſchlafft und Alles entnervt und ermattet hinſinkt. Zwar erhebt ſich alle Tage ein ſanfter Seewind, der regelmäßig von zehn Uhr Morgens bis gegen Abend anhält, aber in der Stadt wird man ſeinen erfriſchenden Hauch kaum gewahr, darum flüchten die Marſeiller zu ihren Baſtiden, wo die Luft ſie freier umweht, wenn gleich ſie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte iſt dagegen unbeſchreiblich, beſonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe ſchwarzblauen Himmel hernieder ſtrahlt, mit einer Pracht, von der nur unſre kälteſten Winternächte einen Begriff geben können. Auch eilt dann Alles hinaus, und ſelbſt angeſehne Familien ſieht man in den Straßen vor den Hausthüren ſitzen, um der köſtlichen Kühlung der wunderſchöner Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, ſo iſt auch der Abend des Jahres, der Herbſt, die ſchönſte Zeit desſelben. Mild und ſeegensreich herrſcht er vom October an bis ſpät im December; oft braucht man erſt im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derſelben bleibt die Luft mild und ſelten merkt man Morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee ſind die größte Seltenheit. Der wunderſchöne Frühling ſchließt ſich ſo enge an den Winter, daß man kaum ſeinen Anfang, wohl aber ſein Fortſchreiten bemerkt; er wäre der herrlichſte in der Welt, wenn nicht der ſchneidendkalte, Alles austrocknende Miſtral gerade in dieſer Jahreszeit am heftigſten und anhaltendſten wehte.

Die hohe, pittoreſke Schönheit des Landes um Marſeille entzückte uns jeden Tag auf's Neue. Obgleich es ihr ganz am ländlichen Reize friſcher Wieſen und ſchattender großer Bäume fehlt, ſo wurden wir es doch nicht müde, uns der prächtigen Felſen, des Meeres, der wunderbaren Pflanzenwelt zu erfreuen; die Marſeiller hingegen konnten gar nicht begreifen, was uns an dem nackten Geſtein entzückte. Ihr Ideal von Schönheit der Natur iſt gerade das, was ihnen als das Seltenſte erſcheint. Wo ſie nur ein friſches grünes Plätzchen, von ein paar großen Platanen oder

Ulmen beſchattet, und eine kühle Quelle wiſſen, da wallfahrten ſie hin, betrachten es als ein Wunder, freuen ſich darüber ohne Ende, und lachten über uns, die wir in der Begeiſterung über ihre große Natur uns oft faſt zu Aſche verbrennen ließen.

„Schloß Borelly, Eygalades müſſen Sie ſehen, wenn Sie unſre Gegend in der höchſten Schönheit kennen lernen wollen", war das ewige Lied unſrer Marſeiller Freunde, auch ruhten ſie nicht, bis ſie uns hingebracht hatten. Beide Orte ſind in nicht ſehr weiter Entfernung von der Stadt, wir kamen zuerſt nach Eygalades, und fanden zu unſerm Erſtaunen eine ganz deutſche Gegend. Eine kleine grüne Wieſe, durch welche ſich ein luſtiges Strömchen windet, ein kleines Waizenfeld, deſſen Aehren aber ſo groß waren, daß wir es kaum dafür erkannten, und einige herrliche Platanenbäume von ausgezeichneter Größe und Schönheit, daneben ein recht hübſches Landhaus, um das wir uns aber nicht weiter bekümmerten.

Im Schloß Borelly fanden wir es ungefähr eben ſo; das Gebäude iſt viel weitläuftiger und in größerem, vornehmerem Stil erbaut, nach Art aller franzöſiſchen Schlöſſer auf dem Lande. Es enthält ſogar eine der Zahl nach ziemlich anſehnliche Gemäldeſammlung, durch welche wir aber von dem uns herumführenden Bedienten dermaßen gejagt wurden, daß wir wenig davon ſahen. Der Schloßgarten iſt unbedeutend, deſto reizender aber ein von Weiden und Erlen dunkel beſchatteter Fußpfad, der längs dem kleinen Fluß Huveaune hinführt, bis dahin, wo dieſer in's Meer fällt, welches beim Austritt aus dem Schatten der Bäume plötzlich in aller ſeiner Herrlichkeit vor uns liegt, ohne daß man es früher erblickt. Schloß Borelly gewährt übrigens gar keine Ausſicht; hohe Felſen umgeben es von der einen Seite, an der andern iſt die Gegend zu flach, um weit ſehen zu können, aber die friſche Kühlung der hohen ſchattenden Bäume, die vom ſilberhellen Waſſer durchſtrömten Grasplätze erheben es in den Augen der Marſeiller zu einem paradieſiſchen Aufenthalt, und wir ſtimmten ihnen gern an dieſem heißen Tage bei. Einen Sommer hier zu verleben, muß freilich etwas köſtliches ſeyn.

Das Leben in Marſeille.

Man lebt in Marſeille weit theurer als in Montpellier und andern Städten des ſüdlichen Frankreichs, wahrſcheinlich wegen der größern, auf einem Punkt hier verſammelten Anzahl von Menſchen; denn das Land umher iſt reich an Allem, was man zum Leben eigentlich bedarf. Wir nehmen das Brod aus, da auf dieſem felſigen Boden kein Waizen fortkommt. Dieſer muß aus der Ferne herbei geſchafft werden, was indeſſen durch die Schiffahrt wieder ſehr erleichtert wird. Gemüſe iſt das ganze Jahr hindurch im Ueberfluß zu haben, beſonders mehrere Arten Blumenkohl, die in Deutſchland nicht wachſen und ganz vortreffliche Artiſchocken. Die köſtlichſten Früchte ſtehen überall zum Verkauf; die Marſeiller Feigen ſind berühmt, aber auch alle andere Gattungen des ausgeſuchteſten Obſtes, Melonen, Trauben, Pfirſiche, Aprikoſen, Granatäpfel und Mandeln bringt das Land im Ueberfluß. Kaſtanien wachſen nicht viel hier, aber ſie werden aus benachbarten Provinzen und Ländern in ſolcher Menge eingeführt, daß ſie beim Volk die Stelle der Kartoffeln vertreten. Hieres und die ſpaniſchen und italieniſchen Küſten ſchicken Orangen, Citronen und Arbuſen; die Levante Datteln, Piſtaziennüſſe und viele andre Früchte; alle werden zu unglaublich wohlfeilen Preiſen verkauft, und es iſt eine wahre Freude, ſie überall in großen Körben, maleriſch gruppirt, in der höchſten Vollkommenheit zu erblicken. Bei der Nachbarſchaft des Meeres fehlt es auch nicht an vortrefflichen Fiſchen aller Art; ſie ſind im Ueberfluß vorhanden; ſo auch Auſtern, Muſcheln und alle Gattungen eßbarer Schalthiere. Die wunderbare Form, die glänzenden Schalen vieler dieſer uns bis jetzt unbekannt gebliebenen Thiere, die uns einſt ſammt und ſonders am Tiſche eines Freundes vorgeſtellt wurden, machten die ganze Tafel einem Conchylien-Kabinette ähnlich, aber die unſcheinbare Auſter behielt doch den Preis. Einige Mollusken-Arten, die auch gegeſſen werden, mochten wir gar nicht berühren, ſo ſehr ſie uns auch angeprieſen wurden; ſie ſehen gar zu widerwärtig aus; deſto beſſer aber behagten uns die Krabben, die Taſchenkrebſe und die rieſengroßen Hummer.

An wildem und zahmem Geflügel aller Art iſt ebenfalls kein Mangel, aber Rindfleiſch ſelten zu haben, noch ſeltener Kalbfleiſch, weil dieſe Thiere in der Nähe von Marſeille kein Futter finden. Man muß ſich mit dem Fleiſche von jungen Ziegen, Lämmern und Hammeln begnügen, welche aber auf den mit würzigen Kräutern bewachſenen Felſen trefflich gedeihen. Viele Menſchen in Marſeille haben vielleicht in ihrem Leben keine Kuh geſehen, und in der Nähe der Stadt leben kaum zehn dieſer nützlichen Thiere, die als eine Seltenheit mit großen Koſten erhalten werden müſſen, da es keine Wieſen gibt. Eine Schweizerin, die Gattin eines Marſeiller Kaufmanns, beſchenkte uns zuweilen mit friſchem Rahm und Butter von den zwei Kühen, die ſie auf ihrer Baſtide mit großer Mühe hielt; ſonſt hätten wir beides ganz entbehren müſſen. Die Marſeiller kennen nur die Milch von Ziegen und Schafen; es wird auch Butter davon bereitet, die aber ſehr widrig riecht und ekelhaft weiß iſt. Man macht faſt gar keinen Gebrauch davon, die Speiſen werden alle mit dem hier in Ueberfluß vorhandenen trefflichen Oliven-Oel bereitet. Sie ſchmecken deshalb nicht ſchlechter, und wir gewöhnten uns ſehr bald daran; zum Braten, Backen, zur Bereitung des Gemüſes und der Fiſche fanden wir das Oel ſogar vortrefflich.

Große Kleiderpracht wird in Marſeille nicht getrieben, obgleich die Damen ſich ſehr geſchmackvoll und vortheilhaft anzuziehen wiſſen. Der Hitze wegen werden viele leichte ſeidene Zeuge getragen, die als Produkte des Landes nicht theuer ſind; viele Verzierungen daran würden die Wärme des Klima's ohnehin beſchwerlich machen, da man ſich oft umkleiden muß und durchaus nichts Beengendes ertragen kann. Der Orient liefert ſchöne Shawls und leichte gedruckte Mouſſeline, die man ſehr ſchätzt; Italien die feinen

Strohhüte, und damit iſt gewöhnlich der ganze Putz vollendet. Auch die Männer tragen im Sommer ſeidene Kleider und leichte, überzogene Strohhüte.

Bei der Einrichtung der Häuſer ſtrebt man vor Allem nach möglichſter Kühlung. Tiſche und ähnliche Meublen haben gewöhnlich marmorne Platten; die Stühle ſind häufig von geflochtenem Rohr, die Fußböden der ſehr hohen, geräumigen Zimmer mit zierlich glaſurten Backſteinen belegt, ſeltener mit Marmor oder Stein, weil dieſe in der Wärme oft feucht werden. Die Treppen beſtehen alle aus Stein, mit eiſernen Geländern verſehen, und die bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenſter haben, außer den innern Jalouſieen, noch von außen angebrachte leinene Schirme, um jeden Sonnenſtrahl ſo viel möglich abzuhalten. Die breiten, mit Matratzen belegten Bettgeſtelle ſind immer mit leichten Vorhängen verſehen, zum Schutz gegen Mücken und ähnliche Ruheſtörer. Dieſe ſind hier ſehr grimmig und blutdürſtig, auch ſchleichen ſich zuweilen Scorpione ein; doch hält man gegen dieſe gefährlichen Feinde ſtrenge Wacht, eben ſo gegen die Schlangen, die wohl zuweilen in den Baſtiden ſich einfinden, aber doch nicht ſehr giftiger Art ſind. Ueberhaupt bringt hier die Sonne allerhand wunderbares Gewürme hervor; es iſt ein ewiges Rauſchen und Ziſchen und Raſcheln in den Kräutern und Gebüſchen, beſonders während der Mittagszeit; ungeheuer große Eidechſen fahren oft plötzlich hervor und erſchrecken durch ihre Ungeſtalt, und ewig zirpen die Cikaden und klingeln wie mit ſilbernen Glöckchen.

Eine eigene Equipage iſt in Marſeille ein faſt unbekannter Luxus; kaum mögen in der ganzen Stadt ihrer zwanzig gezählt werden können. Kein einziger der vielen angeſehenen, reichen Kaufleute hält ſich Wagen und Pferde, und außer denen des Präfekten, der dort den kleinen Kaiſer ſpielte, und einiger reichen ruſſiſchen Familien, die ſich eben in Marſeille aufhielten, haben wir während der ganzen Zeit, die wir dort zubrachten, keine geſehen. Selbſt die wenigen Fiakers, die an einigen Plätzen halten, ſtehen ewig müſſig da, denn es geht ſich ſo angenehm auf den bequemen Steinplatten der reinlichen Straßen, daß niemand fahren mag. Auch den gewöhnlich ſehr kurzen Weg zu den Baſtiden legt man gern zu Fuß zurück, da kein Regen im Sommer das Gehen unangenehm macht, und man ohnehin nur Abends und in den ganz frühen Morgenſtunden ſich hinaus wagt. Bei vielen Baſtiden wäre es ſogar ihrer Lage wegen unmöglich, bis an die Thüre derſelben zu fahren. Zu weiten Landpartien nimmt die Hitze allen Muth; auch kann man recht gute Pferde und Wagen billig zur Miethe haben, wenn man in einzelnen, ſeltenen Fällen ihrer bedarf.

Zum geſelligen Leben wäre in Marſeille eine Equipage ſehr überflüſſig, denn es gibt dort eigentlich keine Geſellſchaft. Alle die vielen angeſehenen Kaufleute, welche dieſe dem Handel ſo günſtig gelegene Stadt bewohnen, ſo wie auch alle andere bedeutende Familien leben für ſich allein. Höchſtens beſchränkt ſich ihr Umgang auf zehn oder zwölf Perſonen, die zuweilen des Abends einander auf eine Stunde beſuchen. Das im übrigen Frankreich übliche Viſitengeben findet in Marſeille nur bei ſehr ſeltenen Anläſſen Statt; Geſellſchaften zu Mittag oder zu Abend, Thees, Soirées wie in Paris, in Bourdeaux und im übrigen Frankreich exiſtiren gar nicht; nur der damalige Präfekt machte hiervon eine Ausnahme, und lud ſeine Erwählten zuweilen zu ſich ein. Als Fremde hatten wir mancherlei Empfehlungen an angeſehene Familien, wurden von allen freundlich empfangen und mehreremale bald in der Stadt, bald auf der Baſtide von ihnen eingeladen, aber immer fanden wir ſie allein, höchſtens mit ein paar Hausfreunden oder Fremden, wie wir, und ſahen aus Allem, daß dies die allgemeine Lebensweiſe ſey. Unſere Abende brachten wir deshalb nicht minder angenehm im Hauſe der früher erwähnten Dame aus Neapel zu, und fanden bei dieſer liebenswürdigen Frau immer einen zwar ſehr kleinen, aber deſto anziehenderen Kreis ihrer gewählten Freunde. Ihr ausgezeichnetes muſikaliſches Talent, ihre Portefeuilles, angefüllt mit Zeichnungen von ihr ſelbſt, auf ihren vielen Reiſen geiſtvoll entworfen, das immer lebendige Geſpräch gaben den Stunden Flügel, und es fiel uns nie dabei ein, größre Geſellſchaften herbei zu wünſchen.

Nicht Vorliebe für ſtilles, häusliches Glück iſt der Grund dieſes Mangels an Geſelligkeit in Marſeille, ſondern der größte Hang zu rauſchenden Vergnügen und zum niedrigſt ausſchweifenden Leben. Hohes Spiel, wilder Tanz und die auf's höchſte getriebene Sittenloſigkeit ſind Freuden, welche den Männern jede Geſellſchaft verleiden, die ihnen den mindeſten Zwang auferlegt. Die wenigen, welche hierin eine Ausnahme machen, ſind größtentheils Ausländer, und leben mit den Ihrigen ganz in der Stille, wie ſie es müſſen, wenn ſie nicht mit dem Strome fort wollen.

Jeder Mann, verheirathet oder nicht, unterhält eine Geliebte, in deren Wohnung er alle Stunden zubringt, welche die Geſchäfte oder anderweitige Vergnügungen ihm frei laſſen. Dieſes iſt ſo allgemein anerkannte Sitte, daß es niemandem einfällt ein Geheimniß daraus zu machen. Seit wenig Wochen verheirathete Männer und ältere Hausväter führen ihre ſogenannte Freundin öffentlich in's Theater und bleiben bei ihr, oft der Loge gegenüber, in welcher ihre Frauen, ihre erwachſnen Söhne und Töchter ſich befinden, als wenn es ſo ſeyn müßte, und die Frau, welche es wagte, die mindeſte Unzufriedenheit darüber zu äußern, würde, ſelbſt unter den andern Frauen, ſich lächerlich machen. Nirgends tritt das Laſter öffentlicher und ohne Scheu auf, als in Marſeille, die Stadt wimmelt von ganz berüchtigten Mädchen aller Klaſſen, man begegnet ihnen bei jedem Schritt, und im Theater, in Concerten, auf Bällen kann es die unbeſcholtenſte Frau nicht vermeiden, in ihrer Geſellſchaft zu ſeyn und ihre Töchter mit ihnen in einer Reihe zu ſehen, ja ſie muß es anhören, wie ihre Söhne und ihr Mann mit ſolchen Bekanntſchaften groß thun. Viele unter ihnen machen ein Haus und ſehen alle Abende große Männergeſellſchaften bei ſich, in welchen Hazardſpiele die Hauptunterhaltung ausmachen.

Das Spiel zerſtört vollends jedes angenehme häusliche Verhältniß; in allen Straßen ſind mehrere von der Regierung privilegirte Spielhäuſer, die jährlich oft zwanzig bis dreißigtauſend Franken Pacht geben. Man kann daraus ſchließen, wie beſucht ſie ſind und welche große Summen dort umgeſetzt werden. Selten gehen Frauen hin, die nicht zu der ganz verrufnen Klaſſe gehören, außer im Karneval, und dann nur maskirt, aber manche ſetzen ſich doch auch darüber hinaus, und beſuchen dieſe Orte öffentlich und zu jeder Zeit.

Daß bei dieſer ausſchweifenden, alle Rückſichten vernachläſſigenden Lebensweiſe der Männer auch nicht alle Frauen makellos bleiben, läßt ſich denken, um ſo mehr, da ſie von der frühſten Kindheit an ſehr ſchlechte Beiſpiele ſehen, und niemand hier die ſtrengen Geſetze des Anſtandes kennt, die in andern franzöſiſchen Städten wenigſtens den Schein der Tugend erhalten, welchen hier niemand achtet. Verworfne Geſchöpfe, die man in Paris oder Bourdeaux in keiner guten Geſellſchaft dulden würde, erſcheinen hier überall, und gelingt es einer von ihnen, einen ihrer Anbeter ſo zu feſſeln, daß er ſie heirathet, ſo tritt ſie ohne Widerſpruch in die Reihe der unbeſcholtenſten Frauen und genießt in der Geſellſchaft gleiche Ehre mit ihnen.

Die Folgen dieſes zügelloſen abſcheulichen, Lebens erblickt man ſowohl in den höhern als geringern Klaſſen, und begegnet bei jedem Schritt fürchterlich entſtellten Geſichtern, die die Geſchichte ihres Lebens zur Schau tragen, ohne ſich übrigens ſonderlich darum zu kümmern.

Unter ſolchen Umſtänden bleibt alſo denen, welche ſich dieſem ſittenloſen Leben nicht hingeben wollen, keine Wahl, als ſtill in ihrem Hauſe oder ihrer Baſtide zu leben, und kein Vergnügen außer denſelben, als der Beſuch des Theaters.

Das große Schauſpielhaus in der Straße Beauvau iſt ein ſchönes Gebäude, obgleich die Säulen an der Faſade desſelben im Verhältniß mit ihrer Höhe etwas zu ſtark ſind. Auf dem großen, freien Platz, in deſſen Mitte es ſteht, nimmt es ſich dennoch recht impoſant aus. Die innere Einrichtung desſelben iſt lobenswerth in jeder Hinſicht, die Bühne ſehr geräumig und die Dekorationen ſind vortrefflich. Die Schauſpieler entfernten ſich freilich nur wenig von der goldnen Regel des Mittelmäßigen; aber man hoffte auf Verbeſſerung derſelben wie überall. Im Grunde bekümmert ſich aber auch das Marſeiller Publikum wenig um das, was auf der Bühne geſprochen wird; ihm iſt der Tanz die Hauptſache, auch fanden wir hier das Ballet in einer Vollkommenheit, wie nirgends außer Paris. Mehrere der erſten Tänzer waren ehemals mit bedeutendem Gehalt bei der italieniſchen Oper in London engagirt, und die Ausführung des großen berühmten Ballets, Pſyche, ſetzte uns durch ihre Vortrefflichkeit in Erſtaunen, obgleich wir das nämliche Ballet in ganz erneuter Pracht in Paris hatten geben ſehen, wo Mad. Gardel, Clotilde und du Port die Hauptrollen hatten.

Der für die Zuſchauer beſtimmte Theil des Theaters bildet einen großen Halbzirkel, ſo daß man nirgends zu weit von der Bühne entfernt iſt, um Alles zu hören, und zugleich die ganze Verſammlung überſieht. Die Logen ſind alle von Abonennten eingenommen, Fremden und Nicht = Abonennten bleibt eine weite, offne Gallerie, die etwas niedriger als der erſte Rang Logen ſich an dieſe lehnt, und vor ihnen rings um das ganze Haus hinläuft. Dort ſieht und hört man freilich am beſten, aber in ſehr ſchlechter Geſellſchaft; es ſcheint indeſſen eine Art ſtillſchweigender Konvenienz zu ſeyn, daß dieſe ſich gewöhnlich zur linken Seite des Theaters hält. Da jeder Abonnent ſeine Loge wie er will dekorirt, ſo erhalten dieſe ein buntſcheckiges, die Harmonie des Ganzen ſtörendes Anſehen, denn jede iſt mit einer andern Farbe tapezirt, einige ſind offen, andre haben Vorhänge, andre Gitter, andre Rouleaux von Gaze, manche ſehen wie aufgeputzte Gardinenbetten aus, andre wie Schiffskajüten. Hinter der Muſik im Orcheſter nehmen viele Frauenzimmer mit ihren Führern Platz, im Parterre aber ſieht man, wie überall in Frankreich, nur Männer. Von der baldigen Eröffnung des ſehr hübſchen, in der Altſtadt neu erbauten Theaters hoffte man viel Schönes. Außer dieſen beiden großen Schauſpielhäuſern exiſtiren auch noch drei oder vier kleinere in Marſeille. In das größte derſelben, au Pavillon, wagten wir uns einmal hinein, aber ſowohl die Vorſtellung, als die Geſellſchaft, die wir dort fanden, bewogen uns, noch vor Ende des Stücks wieder hinaus zu gehen, und benahmen uns den Muth, auch die übrigen kleinen Tempel Thaliens zu beſuchen.

So wenig Reiz das geſellige Leben in Marſeille auch bieten mag, der Aufenthalt in der ſchönen Stadt machte uns dennoch viel Freude. Ueberall iſt frohes, munteres Leben zu ſchauen, deſſen Details man nur vermeiden muß, um ſich an deſſen Außenſeite erfreuen zu können. Abends iſt es ein Wogen und Leben in den Straßen, viele Leute ſitzen vor den Häuſern, die Läden ſind erleuchtet, überhaupt wird das Leben im Süden weit öffentlicher betrieben als bei uns. Man ißt und trinkt im Freien, man geht in den Straßen ſpazieren, ohne Furcht damit etwas Unſchickliches zu begehen, und manche Handwerker arbeiten in offnen Läden dicht an der Straße.

Die Menſchen ſehen in Marſeille ganz anders aus als in der Gascogne; ſo häßlich das Volk dort iſt, ſo ſchön iſt es hier. In allen Klaſſen bemerkten wir im Durchſchnitt große herrliche Geſtalten mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Geſichtern, ſchwarzen, blitzenden Augen, und weit weniger braun von Farbe, als man es in dieſem Klima vermuthen ſollte. Unter den Frauen der höhern Stände ſahen wir ſogar viele blendend weiße Blondinen mit goldnen Locken und ſchwarzen Augen, überhaupt viele auffallend ſchöne Weiber, denen die dem Süden eigne Lebhaftigkeit etwas unwiderſtehlich Reizendes gibt. Dieſe Lebhaftigkeit des Volks in Sprache und Bewegung iſt hier nicht minder groß als in der Gascogne, nur weniger unangenehm; die Leute ſehen nicht immer aus, als ob ſie einander todtſchlagen, eher, als ob ſie mit einander tanzen wollten. Der volle ſchöne Klang des provençaliſchen Dialekts trägt auch viel dazu bei, ihr Thun und Treiben angenehmer zu machen. Doch darf man dem gemeinen Volk nicht ſehr trauen; im Zorn iſt es zu jeder Unthat fähig, und die Jahre der Revolution, in welche faſt die Jugend der ganzen gegenwärtigen Generation fiel, haben wenig Keime des Guten in ihr aufkommen laſſen, welche die allgemeine Sittenloſigkeit vollends zerſtört.

Fabriken.

Bei dem allgemein herrſchenden Streben, ſich zu vergnügen, vernachläſſigen die Einwohner von Marſeille doch keinesweges ihr Intereſſe, und ſuchen durch Thätigkeit und Induſtrie ſich die Mittel zu verſchaffen, jeden Tag nach gethaner Arbeit auf ihre beliebte Weiſe zu beſchließen. Handel und Fabriken blühen und werden eifrig betrieben, Spiel aber und ein ausſchweifendes Leben thun dem Kredit des Kaufmanns hier keinen Abbruch, weil faſt keiner in dieſer Hinſicht eine Ausnahme macht, und die mehreſten ſich einbilden, daß man anders gar nicht leben könne, da ſie es von Jugend auf ſo ſehen.

Einer der bedeutendſten Erwerbzweige ſind hier die Seifenfabriken. Lange widerſtrebten wir dem Anſinnen unſrer Freunde, eine der größten derſelben zu beſuchen, weil wir ihre unangenehme Atmoſphäre fürchteten, und willigten zuletzt nur halb gezwungen darein. Wir bereuten es jedoch nicht, denn da man nur Oliven-Oel in dieſen Fabriken anwendet, und der Mangel an Viehzucht die bei uns übliche Benutzung der Knochen und des Talgs unmöglich macht, ſo war der Geruch in der Fabrik lange nicht ſo unangenehm als wir erwartet hatten. Immer erfreute uns der Anblick einer Werkſtatt, in welcher ein allen unentbehrliches Bedürfniß in großen Maſſen hervorgebracht wird, und Alles, wohl berechnet, vom Größten bis zum Kleinſten in einander greift, was doch gewöhnlich nur ein Einziger leitet.

Der Proceß der Hervorbringung dieſes für Marſeille höchſt wichtigen Handels-Artikels erſchien uns ſehr einfach. In einem ſehr großen Gebäude ſahen wir lange Reihen großer eingemauerter Keſſel, in welchen die Miſchung von Oel, Kalk und Wedaſche kocht. Das Feuer, das ſie im Kochen erhält, brennt in einem unter dem Gebäude liegenden feuerfeſten Keller, in dem eben ſo viel Oefen als oben Keſſel ſtehen, welche alle mit Steinkohlen geheizt werden. Acht Tage und Nächte lang muß die Maſſe in unaufhörlich ſtarkem Kochen erhalten werden, dann wird ſie in große gemauerte viereckige Formen gegoßen, in welchen ſie zehn Tage lang abkühlt und hart wird, zuletzt mit einem ſchwertförmigen Meſſer in Blöcke geſchnitten, und iſt dann zum Verkauf und zum Verſenden bereit. Die ſchwerſte Arbeit dabei iſt, die Wedaſche vor dem Gebrauch in kleine Stücke zu zerſchlagen. Dieſe gleicht einem lockern, ſchwärzlichen Stein, und wird in Spanien aus einer dort häufig wachſenden Pflanze gebrannt. Die Marſeiller Seife verſendet man überall hin in ſehr großen Quantitäten; es gibt deren weiße und blaue; erſtere iſt die beſte, aber die blaue, zu welcher mehr Wedaſche kommt, wird theure bezahlt, weil der Abſatz davon bedeutender iſt, da ſie beſonders zum Waſchen gröberer Leinwand für vortrefflich gilt.

Auch die Korallenſchleiferei der Herren Megi, Garambois und Augienne beſuchten wir. Sie iſt die einzige in Frankreich. In Italien ſind auch einige, vielleicht auch in Spanien, und die Seltenheit ſolcher Fabriken iſt wohl die Urſache der Koſtbarkeit dieſes in ſeiner Vollkommenheit ſo glänzenden

Schmucks, denn die Korallen ſelbſt werden in großer Menge aus den Tiefen des Meeres herauf gebracht. Die, welche man in Marſeille verarbeitet, kommen größtentheils von den provençaliſchen Küſten, viele auch von den afrikaniſchen und ſpaniſchen. Die ſchönſten und merkwürdigſten Zweige dieſes wunderbaren Geſchenks Amphitritens hatten die Eigner in einem kleinen Kabinett geſammelt und auf Sokeln geſtellt; es waren Stücke von ungeheurer Größe und wunderſchöner Farbe darunter, die jedem Conchylien-Kabinette zur größten Zierde dienen würden. Die Korallenzweige reinigt man zuerſt mit einer Feile und befreit ſie von ihrer Rinde; dann werden ſie in kleine Stücke zertheilt und der Farbe und Schönheit nach ſortirt, dann gebohrt; darauf gibt man ihren auf einem Schleifſtein die gehörige Rundung; nur die allerſchönſten werden zuletzt wie Diamanten in Facetten geſchliffen. Die Preiſe einer ſolchen Korallenſchnur ſind ſehr verſchieden. Blos gebrochne, von der Rinde befreite und durchbohrte Stücke Korallen werden in langen Schnüren aufgereiht und nach den von Negern bewohnten Küſten zum Schmuck für dieſe pechſchwarzen Herren und Damen geſendet. Der Handel mit dieſer geringeren Sorte iſt der bedeutendſte, obgleich jede einzelne Schnur ſehr wohlfeil verkauft wird.

Rund geſchliffne Korallen, wie ſie gewöhnlich in allen europäiſchen Ländern, beſonders vom Volke getragen werden, ſind weit theurer. Von dieſen gehen viele nach Rußland; auch gibt es deren eine Gattung von ganz blaßrother Farbe, die in China ſehr beliebt iſt. Die ſchönſten Korallen werden brillantirt und ſind am theuerſten, beſonders wenn ſie eine recht dunkelrothe Farbe haben. Eine gar nicht lange Schnur dieſer Art koſtet in der Fabrik ſelbſt wenigſtens hundert und funfzig Franken, oft weit mehr, wenn die Korallen von ungewöhnlicher Größe ſind; denn das Schleifen iſt ſehr mühſam, und Stücke von der zu dieſer Gattung erforderlichen Schönheit werden nicht häufig gefunden. Seitdem dieſer Schmuck von neuem Mode ward, iſt er auch im Preiſe geſtiegen.

Es gibt noch viele Fabriken anderer Art in Marſeille, beſonders Zuckerraffinerien, die wir aber nicht beſuchten, weil man ſie überall findet. Nur eine fiel uns noch ihrer Seltenheit wegen auf, in welcher man ſcharlachrothe, geſtrickte, kalottenartige Mützen verfertigt, die beſonders nach der Levante und ſelbſt nach Indien in großer Menge verſchickt werden.

Reiſe nach Toulon.

Nach Toulon, nach Hieres, in's ſchöne Land, wo die Citronen blühen, mußten wir, in dieſer Nähe deſſelben, doch eine Wallfahrt unternehmen. Eine junge, im nämlichen Hauſe wohnende Engländerin hörte von dieſem unſern Vorſatz, und bat, uns begleiten zu dürfen. Da ſie in ihrem eignen Wagen mitfahren wollte, ſo willigten wir gern ein. Sie war ein zartes, kränkelndes Weſen, wie ſo viele ihrer Landsmänninnen, unbehülflich in dem fremden Lande, und voll nationeller Eigenheiten und Gewohnheiten, die ſie nicht ablegen konnte, und die ihr unter dieſen damit unbekannten Menſchen jeden Schritt erſchwerten. Während des Krieges war ſie, ihrer zerrütteten Geſundheit wegen, mit ihrem Vater, einem Parlamentsgliede, und ihrer Schweſter nach Frankreich gekommen. Bei dem unerwartet ſchnell ausgebrochenen Kriege wurde dieſe Familie, wie alle damals in Frankreich anweſende Engländer, auf höchſt widerrechtliche Weiſe für Kriegsgefangen erklärt, der Vater nach

Verdün geſchleppt, und die arme kranke Lucy blieb des wärmern Klima's wegen bei ihrer Schweſter in Toulouſe, die ſich indeſſen dort mit einem angeſehenen Mann verheirathet hatte. Mit hohem Erröthen, faſt weinend über das Gefühl der in ihren Augen damit verknüpften Schande, geſtand uns Lucy das Unglück, einen Franzoſen zum Schwager zu haben, ſo daß wir nicht wußten, ob wir mit ihr darüber weinen oder über den komiſch-ernſten Ausdruck ihres gekränkten Patriotiſm lachen ſollten. Jetzt war ſie auf dem Wege nach Verdün zu ihrem Vater, und glaubte, nur einen ganz kleinen Umweg zu machen, indem ſie von Toulouſe über Marſeille, Toulon und Hieres hinging. Denn obgleich alle engliſche Damen in ihren Penſionen Geographie lernen, ſo haben ſie doch keinen Begriff von der Größe der Welt, beſonders des feſten Landes, indem ſie immer ihre kleine Inſel, die ihnen das Größte dünkt, zum Maaßſtab nehmen.

Da ſtand nun das wirklich liebenswürdige, junge Mädchen ganz allein in der wildfremden Stadt, mit einem engliſchen Kutſcher, ein Paar engliſchen Pferden und einer franzöſiſchen femme de chambre von der ſchlimmſten Art, die ſie ganz treuherzig unterwegs in einem Gaſthofe angenommen hatte, weil die von ihrer Schweſter ihr mitgegebene Engländerin wieder umgekehrt war, da ſie der Provence keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Der Kutſcher behauptete, ſeine Pferde wären die klügſten Perſonen im ganzen Lande, weil ſie doch wenigſtens Engliſch verſtänden, und Miß Lucy hätte bald aus dem nämlichen Grunde daſſelbe von uns behauptet; wenigſtens erſchienen wir ihr höchſt tröſtlich in dieſer peinlichen Lage.

An einem ſehr ſchönen Morgen machten wir uns alſo in zwei Wagen auf den Weg. Miß Lucy, mit Yoricks empfindſamen Reiſen in der Hand, die ihr unterwegs zum Leitſtern dienen ſollten, behauptete: ſie müßte überall hin, wo Yorick geweſen wäre, an deſſen ſtrenger Wahrheit in Beſchreibung des Landes ſie nicht den mindeſten Zweifel dulden wollte. Wir durchfuhren die mit Baſtiden beſäete Umgegend von Marſeille, und kamen bald an's Ufer des Huveaune, der jetzt ſtill und ſilbern unter grünen Bäumen dahin floß, oft aber zum reißenden Bergſtrom wird und großen Unfug anrichtet. Bei la Renarde, einer der ſchönſten Baſtiden, ſtiegen wir aus. Hier iſt eins der lieblichſten Fleckchen auf Gottes Erdboden, wo man gleich hätte Hütten bauen mögen. Das artige Wohnhaus liegt auf einer kleinen Höhe, an deren Fuß der Strom durch ein liebliches, grünes Thal voll herrlicher Bäume ſich windet, und zuletzt, wild brauſend, vom Felſen in die Tiefe ſtürzt. Hohe, theils nackte, theils mit Cypreſſen und Fichten bewachſene Felſen ſchützen den freundlichen Ort gegen die ſengenden Strahlen der Sonne und den alles Leben ausſaugenden Miſtral; daher grünt und blüht hier Alles in unbeſchreiblicher Pracht. Nur ein beſcheidener Küchengarten liegt dem Wohnhaus zur Seite, und die franzöſiſche Gartenkunſt thut unſtreitig ſehr wohl daran, hier keine Verſchönerung zu wagen.

Hinter la Renarde wird die Gegend wilder; zuletzt ziehen ſich die ſteilen Felſen um eine enge Kluft zuſammen, durch die der Weg ſich windet. Lucy war außer ſich vor Freude über den ſchönen Gräuel (beautiful horror), und recitirte eine Menge Beſchreibungen ähnlicher Gegenden, von Thompſon, Shakſpeare und allen möglichen engliſchen Dichtern, die jeder gebildete Engländer bei ſolchen Gelegenheiten zur Hand hat. So traurig die Natur hier eigentlich iſt, ſo beſitzt ſie für Nordländer in der That einen ganz eigenen Reiz. Die Vegetation zwiſchen den wunderbar gezackten Felſen hat nur eine Art von geiſtigem Leben; nichts iſt grün; die Olivenbäume, welche zwiſchen den Steinklüften wachſen, der Lavendel und ähnliche Kräuter, die überall ſproſſen, ſehen alle grau aus, aber ein ſüßberauſchender Duft ſteigt aus ihnen empor, die Felſen glühen im Abendſchein, und tauſend Cikaden klingeln ihr einfaches Lied unaufhörlich.

Wir übernachteten in dem tief im Grunde liegenden, von Felſen umgebenen Städtchen Cuges. Ringsum bedeckt wildwachſendes Kaperngeſträuch die Felſenwände. Dieſe klimmende Pflanze wird dadurch zum Hauptnahrungszweig der Einwohner, welche die eben ſich zeigenden Blüthenknospen mit großer Sorgfalt ſammeln, ſie auf der Stelle in Eſſig einmachen, und dann, zur Verſendung in alle Welt, verkaufen. Ein ſehr angenehmer Duft, faſt wie von Cedernholz, kam uns beim Einfahren in den Ort entgegen, deſſen Urſache wir bald in dem Kaminfeuer entdeckten, welches unſ're Engländerin, nach ihrer Landesſitte, im Gaſthofe anmachen hieß, um die Luft im Zimmer zu trocknen. Die Leute brennen nämlich in Cuges nur Rosmarinholz. Dieſe bei uns ſo zarte Pflanze wächſt hier in ihrer Heimath zu einem Strauch von anſehnlicher Größe heran, mit mehr als armsdicken Zweigen, und die Wurzeln davon, welche man vorzüglich gern brennt, ſind noch weit ſtärker.

Hinter Cuges führt der Weg eine ſehr ſteile Anhöhe hinauf. Zwar iſt er breit genug, dennoch grauſete uns vor dem Abgrunde, der ſeitwärts ſchwarz und fürchterlich den Reiſenden angähnte. Oben empfing uns ein wunderſchönes Thal, von noch höheren Felſen umgeben, durchrauſcht von einem wilden, ſchäumenden Bergſtrom, zu welchen mehrere ſilberhelle Quellen von den Felſengipfeln pfeilſchnell hinab eilen. Reben, Mandeln, Olivenbäume und Maulbeerbäume wachſen zwiſchen dem Geſtein üppig hervor; an einigen Stellen erheben die maleriſchen Felſen ihre zackigen Häupter hoch gen Himmel und ſtehen ſchroff und zürnend da; aber wo nur irgend ein fruchtbares Plätzchen ſich zeigt, hat auch der fleißige Menſch gebaut, und die Miſchung von Kultur und widerſtrebender Natur in dieſem Thal gibt der Gegend einen unnennbaren Reiz. Der ſteinige Weg zwang uns, viel zu Fuße zu gehen. Miß Lucy war damit beſonders zufrieden, denn hier und nirgends anders wollte ſie durchaus den Schauplatz von Yoricks empfindſamen Abenteuern entdecken, vor allen den Berg, auf welchem er eine Pachtersfamilie zum Abend gebet tanzen ſah. Leider war keine Spur von dem Alten zu finden, gar nichts, das nur von ferne einen ſentimentalen Anſtrich hatte, wollte uns begegnen, und zu Miß Lucy's Herzeleid ging in dieſer poetiſchen Gegend Alles ganz proſaiſch ſeinen Gang. Allmählig ziehen ſich die Felſen von beiden Seiten zuſammen, ſo daß der Strom und der Weg das immer enger werdende Thal ganz einnehmen; die Olivenbäume und alle Kultur verſchwinden, die Felſen erheben ſich höher in immer kühnern Formen, und wir betreten das wilde Thal von Oliulles, in welchem in frühern Zeiten und auch während der Revolution große Räuberbanden hauſten. Im wild verworrenen Labyrinthe dieſer Grauſen erregenden Klüfte ward es ihnen leicht, Verfolgern zu entgehen oder ſich gegen ſie zu vertheidigen, und ſelbſt jetzt noch betritt der einſame Wanderer dieſe Gegend nur mit Schaudern, als eine der unſicherſten. Alles Leben verſtummt hier in der wildeſten Einöde, kein Vogel ſingt, ſelbſt die Cikaden meiden den Ort, wo auch kein einziger Halm dem harten Stein entkeimt. Wild brauſt der Strom neben dem ſteil in die fürchterliche Tiefe hinabführenden Wege, der ſich durch enge Klüfte krümmt; drohend blicken die unerſteiglichen Felſen auf ihn herab, oft neigen ſie ſich gegen einander über den Weg hin, einem ungeheuren Gewölbe ähnlich, durch deſſen Spalte nur ein ſchmaler Streif des Himmels ſichtbar wird; oft treten ſie ſo vor, daß wir nicht begreifen konnten, wo wir hergekommen waren und wo wir wieder hinaus wollten. Seitwärts blickt man in noch engere Thäler, in finſtere Höhlen und ſchwarze, furchtbare Abgründe und Steinklüfte. Alles iſt öde, verworren, wie beſtimmt zum Schauplatz dunkler Thaten, die das Licht der Sonne ſcheuen. Große Felſenblöcke liegen überall zerſtreut umher, als wären ſie in grauer Vorzeit von Rieſenhänden herum geſchleudert. Im heißen Sommer, wenn die Strahlen der Sonne von dieſen Felſenwänden zurückprallen, verſchmachten Menſchen und Thiere in der glühenden Hitze, und oft verunglücken ſie, wenn bei Gewitterregen der Strom wild anſchwillt und plötzlich das ganze Thal überſchwemmt.

Eine gute Stunde lang durchzogen wir dieſe ſteinerne Wüſte, bis ſich wieder die erſten Olivenbäume zeigten, als freundliche Boten des wieder erſtehenden Lebens der Natur. Wir erblickten von ferne das Dörfchen Oliulles in dem immer weiter und freundlicher werdenden Thale. Wir kamen näher, und ſahen mit unausſprechlicher Freude die erſten Orangenbäume in den Bauerngärten, ſich beugend unter der

Laſt der goldenen Früchte, und dabei mit Blüthen beſäet. So plötzlich waren wir aus dem, dem Eingange der Hölle ähnlichen Felſenſchlunde in das Eliſium ähnliche Land unſerer ſchönſten Träume verſetzt, ſo daß uns Alles wie Feenzauber erſchien. Jubelnd vor Freude legten wir den uns jetzt zu kurz dünkenden Weg von Oliulles bis Toulon zurück, durch eine paradieſiſche, in der üppigſten Vegetation blühende und grünende Ebene, von vielen hundert Baſtiden der Einwohner von Toulon belebt, bis zu dieſer Stadt, wo wir im Maltheſerkreuz ein ſehr gutes Abſteigequartier fanden.

Toulon.

Die Stadt Toulon iſt nicht groß, wenn man das berühmte Arſenal nicht dazu rechnet, das mehr Raum einnimmt, als ſie. Der ältere Theil derſelben iſt enge, ſchmuzig und winklig, nicht ſo der neuere. In dieſem führt eine lange, breite, durchgängig mit ſchönen, großen Häuſern beſetzte Straße zu dem für die Kauffahrteiſchiffe beſtimmten Hafen der Stadt; der der Kriegsſchiffe iſt im Arſenal. Den erſtern haben mit unſäglichem Aufwande an Kraft und Geld Menſchenhände ausgegraben, und müſſen jährlich daran arbeiten, ihn im Stande zu erhalten. Er iſt weit kleiner, als der von Marſeille, aber breite Quai's umgeben auch ihn; das fröhliche Leben auf dieſem, der Anblick der vielen verſchiedenen Schiffe, und über ihn hinaus die Ausſicht auf das Meer, machen ihn zum intereſſanteſten Punkt in der Stadt und zum Lieblingsſpaziergang der Einwohner. Das Rathhaus, ein großes, anſehnliches Gebäude, ſchmückt den Quai; zwei koloſſale Karyatiden, die den Balkon deſſelben unterſtützen, ſind von Puget gearbeitet; ſie werden gewöhnlich, beſonders von den Franzoſen, als Meiſterwerke bewundert, und ſind auch in der That vortrefflich in der Ausführung, erregten uns aber ein peinliches Gefühl beim Anſchauen, denn der Ausdruck der beiden Rieſen iſt von ſo gemeiner Natur, daß man immer fürchten muß, ſie werden die ſchwere Steinlaſt fallen laſſen, die ſie mit der mühſeligſten Anſtrengung aller Kräfte zu tragen ſcheinen. Nahe am Rathhauſe ſteht die ſehr hübſche, mit Säulen geſchmückte Wohnung, die Puget hier ſich ſelbſt erbaute. Außer dieſen ſind wenig beſonders merkwürdige oder ſchöne Gebäude in der Stadt; der weitläuftige, ſtattliche Pallaſt, welchen ehemals der Erzbiſchof bewohnte, ſteht verödet da, und der großen, halb im chriſtlichen, halb im heidniſchen Styl erbauten Kathedralkirche konnten wir auch nicht viel Geſchmack abgewinnen.

Eine Miniatur-Kopie vom Cours in Marſeille wird leider in Toulon zum Trödelmarkt mißbraucht, aber doch Abends von der eleganten Welt als Spaziergang benutzt, ſo wie auch die ſchönen Wälle, welche die Stadt umgeben. Ein großer viereckiger, mit Bäumen beſetzter Platz heißt das Champ de bataille, weil er zum Exercierplatz dienen muß. Er iſt an zwei Seiten mit großen, anſehnlichen Häuſern umgeben, an der dritten beſchränkt ihn eine hohe Mauer, die den Bezirk des Arſenals einſchließt; die vierte nimmt ein großes, nicht im beſten Geſchmack, aber doch reich verziertes Gebäude ein, welches damals vom Präfekten bewohnt ward. So wie in Marſeille, tragen auch hier Kanale mit friſchem Waſſer zur Reinlichkeit der Straßen bei. Die Stadt ſchien uns ſehr volkreich zu ſeyn; überall war ein luſtiges Gewimmel fröhlicher, wohlgebildeter Menſchen, durch welches aber die Ketten ſchwerbelaſteter, unglücklicher Galeerenſclaven ſchauderhaft klirrten, die eben von der ſauren Arbeit am Hafen in ihre ſchreckliche Heimath zurückkehrten.

Die nächſten Umgebungen von Toulon ſind wunderſchön. Hohe, kahle Felſen ſchützen die Stadt an der Nordſeite; deshalb iſt hier das Klima noch wärmer, als in Marſeille, und die ſüdliche Pracht der Vegetation üppiger und reicher. Viele Sträuche und ganz ſüdliche Pflanzen, die ſelbſt in der Gegend von Marſeille nicht ganz einheimiſch werden, gedeihen hier auf's beſte; doch ſieht man nur wenige Orangenbäume als Seltenheit in einzelnen Gärten im freien Lande wachſen, nicht, wie bei Oliulles, in allen Bauerngärten, vielleicht weil das Erdreich ihnen nicht günſtig iſt. Dattelpalmen, ſagt man, würden hier ſehr wohl gedeihen, wenn man ſie nur pflanzte; aber bei dieſer Freigebigkeit der Natur werden die Menſchen zu träge, um ihr noch mehr abzugewinnen. Wie die Bewohner von Marſeille, ſo haben auch die von Toulon alle ihre Baſtiden in der Nähe der Stadt.

* * *

Das Arſenal von Toulon.

Die Umgebungen des Arſenals, die Flotte, die überall rege Thätigkeit, ſelbſt die Galeeren machen es zu einem der intereſſanteſten Punkte unſ'rer Reiſe. Doch wären wir ſchwerlich zum Anblick desſelben gelangt, wenn unſere Freunde in Marſeille uns nicht mit Addreſſen an Herrn Baſtionelli verſehen hätten. Dieſer bei den dortigen hydrauliſchen Arbeiten angeſtellte Neapolitaner wußte ſehr gefällig alle Schwierigkeiten zu beſeitigen, die ſich uns entgegenſtellten; da doch ſonſt ſelbſt in Friedenszeiten Fremde um eine beſondere Erlaubniß nachſuchen müſſen, um den Bezirk des Arſenals betreten zu dürfen, welche nicht immer leicht ertheilt wird, und vollends im Kriege ſehr ſchwer zu erhalten iſt.

Ein mit Säulen, Statuen und Basreliefs reich verziertes Portal öffnete uns unter Herrn Baſtionelli's Schutz den Eingang in dieſe Wohnung immer reger Arbeitſamkeit, tiefen Jammers und entſetzlicher Verbrechen. Wir gedachten dabei an Dante's Beſchreibung der Pforten der Hölle; denn auch hier mußten Tauſende, welche durch ſie hinſchritten, jeder Hoffnung auf ewig entſagen. Das erſte, was wir erblickten, war ein zum Marinehafen führender großer Kanal und die an ſeinem Ufer errichteten Schiffswerfte. Zwei große Linienſchiffe lagen eben auf dem Stapel; Tag und Nacht ward unabläſſig daran gearbeitet, ſelbſt an Sonn- und Feiertagen; denn Bonaparte ſtrebte damals beſonders, ſeine Flotte wieder herzuſtellen. Eine große Anzahl Galeerenſclaven mußte hier den Schiffszimmerleuten und Baumeiſtern die Balken, das Eiſenwerk und Alles, was ſie bedurften, herbei tragen. Tief gebückt, wie Laſtthiere, keuchten ſie unter der ſchweren Bürde, während der Stock der Aufſeher immer über ihnen ſchwebte, und das Klirren ihrer Ketten tönte gräßlich durch das Hämmern und Rufen der Arbeiter.

Vom Kanal gelangten wir zu den verſchiedenen Werkſtätten, in welchen Alles verfertigt wird, was die Flotte braucht, vom großen Maſt und centnerſchweren Anker an bis zum blechernen Leuchter jedes einzelnen Matroſen. Wir ſahen im Vorübergehen die vielen großen Magazine, theils mit Hanf, mit Schiff- und Brennholz, mit Eiſen, Kupfer, Getraide angefüllt, theils mit ſchon fertigen Arbeiten; dann die ungeheuere Bäckerei, in der, außer dem Schiffsproviant, noch das tägliche Brod für mehr als ſechstauſend Menſchen bereitet wird. In einem großen Gebäude waren Bildhauer mit Verfertigung der Figuren und Verzierungen beſchäftigt, die das Vordertheil der Schiffe ſchmücken und ihnen den Namen geben. Mehrere koloſſale Figuren von Puget werden darin aufbewahrt, nachdem die Schiffe, zu denen ſie gehörten, unbrauchbar wurden. Sie ſind in ihrer Art geiſtreich und vollendet, und dienen den neueren Bildhauern in dieſem Fache zum Vorbild.

Beim Tiſchler ſahen wir ſchaudernd eine große Anzahl auf Vorrath verfertigter hölzerner Beine und Krücken. Seine Werkſtatt enthielt noch außerdem eine Menge großen und kleinen Hausgeräths für die Kajüten und Schiffsräume. Man denkt nicht daran, was der Menſch im kultivirten Zuſtande alles braucht, ſelbſt wenn er ſich auf's Nothwendigſte beſchränkt, wie es auf Schiffen der Fall iſt. Die Menge und Verſchiedenheit aller hier befindlichen Gegenſtände iſt faſt unglaublich, freilich aber auch für kleine ſchwimmende Welten berechnet, auf denen viele hundert Menſchen wohnen, abgeſchnitten von allem Uebrigen.

In der ſehr großen Nagelſchmiede werden in ungeheurer Menge und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit alle die vielen verſchiednen Nägel gemacht, deren ein Schiff bedarf; rieſengroße, die das Steuerruder befeſtigen, und ganz kleine, an die der Schiffer ſeine Seekarten und ſeinen Calender hängt. Bei der ewig ſchwankenden Bewegung der Schiffe muß jedes Ding befeſtigt werden, wenn nicht Alles durch einander fallen und die größte Unordnung entſtehen ſoll; die Menge der Nägel, welche alſo ein

Linienſchiff, außer denen zum Bau nothwendigen, noch braucht, iſt daher faſt unzählbar.

Neben der Nagelſchmiede arbeitet der Meſſerſchmied, der jedem Matroſen ſein Meſſer ſchaffen muß; nicht weit von dieſem ſahen wir die ungeheuere Schmiede, in welcher die Anker und alles größre Eiſenwerk zum Schiffsbau geſchmiedet werden. Vier und zwanzig große Oefen ſprühen darin Feuer; lange Reihen von Amboßen ſtöhnen unter den gewaltigen Hammerſchlägen rüſtiger Cyklopen, deren ſchwarzberuſte Rieſengeſtalt in der Flammenbeleuchtung recht gut zu Fouqué's gewaltigen Schmieden des Nordens paſſen würde.

In einer andern Werkſtatt werden die Kupferplatten gehämmert, mit denen man den Kiel der Linienſchiffe belegt, um ſie dauerhafter zu machen und gegen die Beſchädigungen der Seewürmer zu ſichern, die das Holz zernagen. Auch den Blechſchläger beſuchten wir und bewunderten die Geſchicklichkeit, mit der er unendlich viele Dinge aus Blech verfertigt, die wir in unſern Häuſern von Porzellan oder Steingut zu beſitzen gewohnt ſind, was aber freilich auf einem Schiffe, der Zerbrechlichkeit wegen, nicht angeht.

Ein neues Gebäude zur Richtung der Maſtbäume ward eben vollendet, um das alte zu erſetzen, welches die Engländer bei ihrem Beſuch in Toulon verbrannten. Solch ein großer Maſt beſteht nicht aus einem einzigen Baum, wie wir geglaubt hatten, denn ganz geſunde Bäume von der Größe und Dicke, wie ſie dazu erforderlich wären, gibt es in der Welt nur wenige. Daher wird ein Maſtbaum ſehr mühſam der Länge nach aus künſtlich dazu behauenen, in einander paſſenden Stücken Holz zuſammen geſetzt, welche große eiſerne Ringe feſt verbinden. Man behauptet, daß ein ſolcher Maſt dem Sturme weit beſſer widerſteht und nicht ſo leicht bricht, als wenn er aus einem einzigen Stück beſtünde.

Die Seilerbahn iſt eins der merkwürdigſten Gebäude der ganzen Anſtalt, und nie ſahen wir eines, das wir damit vergleichen könnten. Man denke ſich einen unabſehbaren, über neunzehnhundert Fuß langen, gewölbten Saal, durch Pfeiler in drei gleich breite Gänge getheilt, welche die, die Decke unterſtützenden Bogen tragen. Zu einer Illumination, zu einem großen Volksfeſt, läßt ſich kein herrlicheres Lokal erdenken. Gemeßnen Schrittes wandelt eine ganze Armee Seiler darin auf und ab, und dreht den Hanf zum feinſten Bindfaden und zum ſtärkſten Ankertau, welches ſelbſt nichts anders iſt als eine große Anzahl Bindfäden, die, zu einem Ganzen vereinigt, Kraft haben, den mächtigſten Elementen zu widerſtehen. Nahe an der Seilerbahn werden in einem großen Gebäude Segel gewoben, zuſammengenäht, ausgebeſſert; weiterhin treiben eine Menge Faßbinder ihre lärmende Handthierung; überall reicht hier eines dem andern die Hand, Alles wird vorbereitet, und nichts vergeſſen, was zum Ganzen gehört. Wir haben bei weitem nicht aller der Anſtalten gedacht, welche ſich in dieſem Arſenal befinden, und nur der hauptſächlichſten erwähnt, um nicht durch eine zu genaue Beſchreibung ermüdend zu werden.

In allen den verſchiednen Werkſtätten müſſen die Galeerenſclaven Handreichung thun und die beſchwerlichſten Arbeiten verrichten, oft ſogar an die Stelle von Laſtthieren treten. Der Anblick dieſer mit Ketten belaſteten Unglücklichen, die wir überall antrafen, verleidete uns die Freude an dem der wohlberechneten Kräfte, die hier vereint zu einem großen Ganzen ſtreben, beſonders da man uns ſagte, daß nur vorzüglich Begünſtigten das Glück würde, hier unter der ſchweren Arbeit faſt zu erliegen, und daß das Loos von tauſend andern noch unendlich härter ſey.

Die eigentlichen Zeughäuſer, in welchen Kanonen und Waffen aller Art aufbewahrt werden, beſuchten wir nicht; theils weil wir dergleichen ſchon oft in großer Vollkommenheit ſahen, theils weil dieſe wirklich wenig Sehenswerthes aufzuzeigen haben. Sie ſtehen faſt leer, denn was die Engländer bei ihrem Beſuch an brauchbaren Waffen übrig ließen, wurde in den langen Kriegen zur Ausrüſtung der Armeen verwendet. Aber in das Modellhaus führte uns Herr Baſtionelli und erklärte uns mit großer Sachkenntniß die vielen, recht künſtlich ausgeführten Modelle einiger durch ihren Bau ſich auszeichnenden Schiffe, großer Schleuſen und andrer hydrauliſchen Werke. Das merkwürdigſte darunter iſt das von dem großen Baſſin im Hafen. Im letzteren kann man durch Ableiten des Waſſers die größten Linienſchiffe ganz auf's Trockne legen und bequem ausbeſſern, wenn ſie beſchadigt ſind. Ganz neu erbaute Schiffe werden ebenfalls vermittelſt dieſer Anſtalt in das für ſie beſtimmte Element gebracht, ohne daß man nöthig hat, ſie auf die gewöhnliche, beſonders bei großen Schiffen höchſt gefahrvolle Weiſe dadurch vom Stapel laufen zu laſſen, daß man den letzten ſtützenden Balken weghaut. Hier kommt das Meer zum Schiffe, hebt es ſanft auf und trägt es fort, ſtatt daß ſonſt das Schiff mit einem gewaltſamen

Stoß, der durch Reibung die hölzerne Unterlage in Flammen ſetzt, zum Meere hinabgleiten mußte. Ein großer hölzerner Kaſten von der Größe des ſelbſt einem kleinen Hafen gleichenden Baſſins mußte erſt vermittelſt ungeheurer Steinlaſten tief in den Meeresgrund verſenkt werden; auf dieſen ſo künſtlich gelegten feſten Grund baute man hernach alle die Schleuſen, Pumpen und Leitungen, durch die das Waſſer ein- und ausgelaſſen wird. Es war ein Rieſenunternehmen, aber der Menſch kann Alles, und macht ſich zum Herrn einer Welt, wenn er nur Viele zu einem Zwecke zu verbinden verſteht. Und doch iſt dieſer mächtige Herrſcher höchſt beſchränkt, wenn er allein ſteht, und ſein Daſeyn umfaßt eine Spanne, aber Jahrhunderte nach ihm ſteht noch das Lebloſe, was er ſchuf, während er ſelbſt in wenig Tagen ſpurlos verſchwindet.

Wir fuhren in einem Boote durch den zum Hafen führenden Kanal; das Meer tobte draußen, wild aufgeregt, im Hafen war es ſtille. Mehrere große Linienſchiffe lagen am Ufer vor Anker. Nie zuvor ergriff uns ſolche ſtaunende Bewunderung bei Betrachtung dieſer ſchwimmenden, aus Holz zuſammengethürmten Berge, als hier auf dem ruhigen Waſſer, wo wir ihre Rieſengröße mit den Gebäuden des ganz nahen Landes vergleichen konnten. Aus unſerm kleinen Boote blickten wir ſchwindelnd zu ihrer gewaltigen Höhe hinauf, und ſelbſt da, als wir früher in andern Gegenden ein ſolches Schiff auf der Rheede beſtiegen und überall darauf herum wanderten, war der Begriff ſeines Umfangs uns nicht ſo lebendig geworden.

Die verhängnißvolle Fregatte, auf welcher Bonaparte zum Unheil einer halben Welt aus Aegypten herüber ſchiffte, liegt auch, in Ruheſtand verſetzt, in dieſem Hafen. Dort ſtand der Verwüſter alle Tage ſtundenlang an den großen Maſtbaum gelehnt, blickte ſtarr und ſtumm in die ihn und ſein Glück tragenden Wogen, und dachte wohl nicht an das Ende der Pläne, die jetzt nur noch in verworrenen Geſtalten vor ſeinem Geiſte ſchweben konnten. Die Fregatte iſt nicht von den größten, dennoch hat ſie ſechs und dreißig Kanonen, und iſt alſo ein ganz anſehnliches Schiff, welches damals die Zeitungsſchreiber freilich faſt bis zur Schaluppe verkleinerten, um ihren hochgefeierten Helden, durch den Schein eines Wunders für ſeine Erhaltung, zu einer Art von Halbgott zu erheben.

Auch die Galeeren liegen dicht am Ufer im Hafen; ſie ſind eigentlich unbrauchbar gewordne Kriegsſchiffe, ohne Maſtbäume, mit roth angeſtrichnen hölzernen Dächern bedeckt; jedes derſelben dient fünfhundert Gefangnen zur traurigen Wohnung. Die, ſo hier nicht Platz finden, werden in großen, dunkeln und feuchten Kerkern eingeſperrt, welche noch fürchterlicher ſeyn ſollen, als die Galeeren. Den leiſe geäußerten Wunſch, eine dieſer Galeeren zu beſuchen, ſchlug Herr Baſtionelli gleich durch die Verſicherung nieder, daß wir den Anblick ſowohl, als die verpeſtete Luft kaum Sekunden lang ertragen und dennoch das Bild davon nie wieder vergeſſen würden. Männer, die im Kriege und in Lazarethen das Schrecklichſte muthig betrachten lernten, beben dennoch vor dieſem höchſten Jammer verſunkner Menſchheit ſchaudernd zurück; und die, welche ihr Beruf zuweilen die Gefangnen zu beſuchen zwingt, betreten immer mit bleichem Entſetzen die unheilvollen Schwellen.

Eben ſchlug die Glocke, welche die Gefangnen nach dem mühſeligen Tagewerk zum betäubenden Schlaf in ihr ſchreckliches Nachtlager ruft. Von allen Seiten raſſelten ſie in ihren ſchweren Ketten herbei, immer zwei und zwei zuſammen geſchmiedet. Der Anblick war kaum auszuhalten, aber wir konnten ihm nicht entgehen, wenn wir uns nicht mitten durch die fürchterlichen Reihen der Elenden drängen wollten. Alle ſind in grobe, rothbraune Kleider gehüllt, die an Vielen alß halbvermoderte Lumpen herumflattern. Auf den ganz kahl geſchornen Köpfen tragen ſie glatt anſchließende rothe Kappen. An Vielen bemerkten wir wild verzerrte Geſichter, wahre Teufelslarven, mit dem vollen Ausdruck der tiefſten Verworfenheit, wilder Mordluſt und grimmiger Verzweiflung. Andere ſchienen durch das lange Elend zu dumpfer Thierheit herabgeſunken; Vielen ſah man den herzzerreißenden Gram an, das Gefühl der entſetzlichen Schande. Die ſchrecklichſten waren uns die, welche mit frecher Luſtigkeit ihre innere Wuth in wilden Liedern und noch entſetzlicherem Lachen austobten. So ſahen wir Einen, dem eben die Feſſel an den Fuß geſchmiedet wurde; er pfiff und ſang und lachte dazu ſo ſchallend laut, in ſo grauſenden Tönen, daß es uns das Haar emporſträubte. Menſchen jeden Standes ſind hier Gefährten des Elends in dem der Hölle ähnlichen Aufenthalt; furchtbare Verbrecher, die den Tod, aber nicht dieſe gegen jedes menſchliche Gefühl ſündigende Strafe verdienten, und Unglückliche, die wohl vor Gott weit reiner daſtehen, als ihre Richter, Conſcribirte, die den Fahnen des großen Räubers nicht folgen wollten, mitleidige Menſchen, die ihnen zur Flucht behülflich waren, Jünglinge, die in dem ihnen nicht genug bekannten Kriegsdienſt ſich Vergehen gegen die Subordination zu Schulden kommen ließen, wohnen hier mit Räubern und Mördern. Mit inniger Wehmuth ſahen wir Menſchen von noch nicht zwanzig Jahren mit dem Gepräge vergangner beſſerer Tage an greiſe Verbrecher geſchmiedet, aus deren verſteinerten Zügen die tiefſte Verworfenheit ſprach.

Wie entſetzlich muß die Nacht für die Beſſeren ſeyn, in der alle die Verbrecher, welche nichts als dies elende Leben zu verlieren haben, ſich ſchamlos ihrer Unthaten rühmen, laut und frech dem Geſchick und jedem beſſern Gefühle Hohn ſprechen, ohne der Peitſche zu achten, die alle ſchonungslos trifft, wenn der Lärm zu arg wird.

Unbegreiflich iſt es, wie ſo manche, die auf Lebenszeit oder doch auf zwanzig, dreißig Jahre hieher verurtheilt wurden, bei dem Mangel an Allem dennoch ein Greiſenalter erreichen; noch unbegreiflicher, daß nicht alle in den erſten Monaten ihrer Gefangenſchaft der unglaublich harten Lebensweiſe erliegen. Ihre Nahrung iſt trocknes Brod und Waſſer; nur zum Frühſtück erhalten ſie eine elende Waſſerſuppe mit einigen gekochten Bohnen darin. Die, welche

Arbeiten thun müſſen, denen jede menſchliche Kraft erliegt, erhalten täglich ein Bierglas voll Wein zur Stärkung, und einigen Auserwählten von beſonderm Fleiß und auszeichnender Geſchicklichkeit gibt man auch wohl ein paar Sous den Tag, mit denen ſie ihr jammervolles Daſeyn ſich erleichtern können. Ihr Lager ſind hölzerne Bänke, auf denen ſie ſich nicht ausſtrecken können; ihre Kleider tragen ſie, bis dieſe in Fetzen herabfallen. Die größten Verbrecher ſind an ihre Bänke neben einander geſchmiedet, die ihnen zum Sitz, zur Lagerſtatt, zur Aufbewahrung erſparter Biſſen dienen, und von denen ſie ſich nur wenige Schritte entfernen können, ſo weit es nämlich die nicht lange Kette erlaubt. Im Kerker müſſen ſie arbeiten, verlaſſen ihn nie, athmen nie reine Luft, ſehen die Sonne nie, und leben doch oft viele, lange Jahre hindurch. Die minder Schuldigen ſind die, welche wir in den Werkſtätten des Arſenals die ſchwerſten Arbeiten thun ſahen; die Glücklichſten werden zuweilen in die Stadt geſchickt, wenn es dort etwas zu thun gibt, was niemand anders unternehmen mag; über Allen aber ſchwebt immer der Stock der Aufſeher und fällt beim kleinſten Verſehen in unbarmherzigen Schlägen auf ſie nieder. So ſahen wir ſie zählen wie eine Heerde Vieh und eintreiben zu ihrem entſetzlichen

Nachtlager ſechstauſend Menſchen, denn ſo groß iſt die Anzahl der jammerbelaſteten Elenden, die hier zum Theil in verzweifelnder Wuth ihre Tage verleben, um am Abend eine noch weit ſchrecklichere Nacht einbrechen zu ſehen. Um keinen Preis der Welt möchten wir in dieſer grauſenvollen Nachbarſchaft in Toulon leben, obgleich die Natur ihr reichſtes Füllhorn hier ausſchüttete. Wenn nun einmal Flammen das Arſenal ergriffen, die Riegel, die Ketten ſprengten, und nun die Einwohner der Stadt der Wuth dieſer ſechstauſend Verzweifelnden Preis gegeben wären! Der Gedanke iſt einer der fürchterlichſten, und doch bei weitem nicht außer dem Gebiet der Möglichkeit.

Beim Ausgange aus dem Arſenal kamen wir noch dem Baſſin vorbei, deſſen Modell uns früher gezeigt ward; wir ſahen die Schleuße, durch die es hoch genug angefüllt wird, um Linienſchiffe zu tragen, und die große Anzahl Pumpen, vermittelſt welcher es die Galeerenſclaven wieder leeren müſſen, wenn das beſchädigte Schiff hineingelaſſen iſt. Es lag eben eines da, an welchem gearbeitet ward. Ganz außer ſeinem Element war ſeine Größe noch weit auffallender als im Hafen.

Zum Umfallen ermüdet, kehrten wir in unſer Maltheſerkreuz zurück, und hielten noch den Abend großen Rath wegen der morgenden Reiſe nach Hieres. Der Weg dahin beträgt nur zwei deutſche Meilen, wurde uns aber als einer der fürchterlichſten beſchrieben; beſonders an einer Stelle desſelben, welche die Fuhrleute pièce de toile nennen, ſollte es faſt unmöglich ſeyn, ohne Halsbrechen davon zu kommen. Wir waren mit unſerm Entſchluß in dieſer großen Gefahr bald fertig, denn wir wollten fahren, wo der Weg erträglich wäre, und an böſen Stellen ausſteigen, im Nothfall auch wohl die ganze kleine Strecke zu Fuße zurücklegen, aber unſre Engländerin befand ſich in großer Noth. Sie behauptete in vollem Ernſt, daß Angſt und Schrecken ſie im Wagen wahnſinnig machen würden, und zum Gehen war ihr der Weg zu weit. Endlich kam einer von uns auf den luminöſen Gedanken, ihr das Reiten vorzuſchlagen, was ſie denn mit großer Freude ergriff. Ein gutes Reitpferd ward ſchon beſtellt, als es ihr auf einmal einfiel, daß ſie gar nicht reiten könne, und ſo waren wir wieder in der vorigen Verlegenheit. Beſcheiden und halb ängſtlich wagte es nun der Wirth, ihr einen Eſel vorzuſchlagen, das war das Rechte! Miß Lucy war vor Vergnügen über dieſen Vorſchlag außer ſich, und bat, ihr ja gleich ein ſolches, von ihrem verehrten Yorick ſo hochgeſchätztes Thier zu beſorgen. Aber der Eſel, der des Glücks theilhaftig werden ſollte, die ſchöne Bürde zu tragen, mußte auch die Krone ſeines Geſchlechts ſeyn, das ward dabei ausbedungen; ſanftmüthig, von gutem Betragen, vernünftigen Sitten, und hauptſächlich mit einem bequemen Damenſattel nach engliſcher Weiſe verſehen. Der Wirth machte bei jeder neuen, ihm genannten Eſelsqualität einen tiefen Bückling, und verpfändete ſein Ehrenwort, die ganze Stadt Toulon noch dieſen Abend zu durchſtöbern, um dieſen Phönix unter den Eſeln aufzufinden, und damit wurden wir denn alle beruhigt. Miß Lucy war vor Freude außer ſich, wenn ſie an ihren morgenden Ritterzug dachte; als wir aber am andern Morgen früh um fünf Uhr in den Hof traten, um beim herrlichſten Wetter abzufahren, ſahen wir mit Erſtaunen auch ihren Wagen angeſpannt. Ihr war beſſerer Rath über Nacht gekommen, die Furcht vor dem Tollwerden war von ihr gewichen, ſie hatte beſchloſſen, wie andre Leute zu fahren, und alle Gedanken an den Eſel aufgegeben, der indeſſen völlig gerüſtet zu ihrem Befehl daſtand. Unterweges aber ergriff ſie auf's Neue die Reue, da wir ohngefähr in der Mitte des Weges einer wahrſcheinlich kranken Dame begegneten, die in einer ordentlichen Portechaiſe von Menſchen getragen ward. Schmerzlich bedauerte

Lucy, nicht auf dieſen Einfall gekommen zu ſeyn, und wenig fehlte, ſo wäre ſie wieder umgekehrt, um in Toulon eine Sänfte zu nehmen.

Hieres.

Unſer Weg führte uns zuerſt über eine weite, herrlich angebaute Ebne; die Felſen von Toulon blieben ſeitwärts liegen, Der Weg iſt zwar mit Steinen beſäet, die uns manchen unangenehmen Rippenſtoß verſetzten, hin und wieder auch voll tiefer Löcher, wo der Fuhrmann Vorſicht brauchen mußte, aber durchaus nicht ſo gefährlich als er uns beſchrieben war, und auf keinen Fall dem zu vergleichen, den wir zwiſchen Paris und Bourdeaux zu unſrer eignen Verwunderung glücklich überſtanden. Selbſt die ſo grauſend beſchriebne pièce de toile iſt nur ein großer, etwas ſumpſiger Fleck, auf welchem freilich ein Wagen umwerfen könnte, wenn der Fuhrmann ſich nicht in Acht nimmt, den man aber mit wenigen Schritten zu Fuße umgeht. Näher an Hieres wird das ganze Land ein köſtlicher Garten; Goldlack, Tazetten, Narciſſen, tauſend wunderſchöne Blumen, die wir ſorgſam pflegen müſſen, bedecken die Wieſen und Felder, Balſamduft von Lavendel und unendlich vielen Kräutern erfüllt die Luft, überall glänzen die Hecken von wilden, einfachen Granaten, blühenden Centifolien, Myrten, Oleander, Laurus Tinus, Aloen und den ſchönſten Jasminarten. Breitblättrige Feigenbäume, hohe Granatbäume, Mandeln, Pinien, Cypreſſen, Lorbeerbäume, alle Arten der edelſten Obſtbäume beſchatten die Landſtraße. Auch beim beſten Wege wäre es unmöglich, die Pracht nur aus den Wagenfenſtern anzuſchauen. Kurz vor der Stadt öffnet ſich eine herrliche Ausſicht auf das Meer und über alle Gartenmauern ragen mit Früchten beladne Orangenbäume hervor.

Hieres ſelbſt liegt auf einem ſteilen Felſen und iſt ein enges, ſchmuziges Neſt, aber am Abhange des Berges ſind ſehr artige Wohnungen zur Aufnahme der Fremden erbaut. Wir fanden unter letztern einen ſehr gut eingerichteten Gaſthof, er heißt auch l' hôtel des Ambassadeurs wie der in Marſeille, die Wirthin führte uns eine Treppe hoch in ein Zimmer mit verſchloßnen Jalouſien, und da ſie dieſe öffnete, ſtanden wir alle ſprachlos da vor überraſchendem Entzücken. Der Abhang des Berges, auf dem das Haus ſteht, ſenkt ſich ſanft hinab bis an's Geſtade des Meeres, welches weit ausgebreitet vor uns lag, gekräuſelt von kleinen blüthenweißen Wellen. Gerade vor uns erhoben ſich aus der Fluth, ſchwimmenden Gärten gleich, die drei mit Wäldern gekrönten Hieriſchen Inſeln, etwas entfernt ſeitwärts hohe Felſen, einen Wald von Olivenbäumen ſchirmend, der zu ihren Füßen liegt. Nie ſahen wir dieſe Bäume ſo friſch und groß; der Wind durchwühlte ihre mächtigen Zweige und funkelnd blitzte die weiße Seite der Blätter durch das bläuliche Grün. Orangen- und Citronenbäume bedecken den ganzen Abhang des Ufers, vom Hauſe an, ſo weit das Auge reicht; berauſchend ſtieg der Blüthenduft zu uns herauf, und tauſend Nachtigallen flöteten im dunkeln, glänzenden Laube der von der Laſt ſchöner Früchte tief geſenkten Zweige.

So iſt es in dieſem glücklichen Lande das ganze Jahr hindurch, ewig herrſchen hier Frühling und Herbſt im herrlichſten Verein, die Bäume blühen immer und tragen zugleich Früchte, und kein Winter entlaubt ihre Zweige. Alte Leute erzählen ihren Kindern von Schnee und Eis als einer ſeltnen, furchtbaren Naturerſcheinung, die etwa alle dreißig Jahre einmal auf kurze Zeit die Einwohner erſchreckt. Im Sommer mildert die Nähe des Meeres die drückende Hitze, doch ſoll die Luft dann weniger geſund ſeyn, weil nahe Sümpfe ſie mit ihrer ſchädlichen Ausdünſtung verderben, ohne daß man es ſpürt, aber im Frühling, im Herbſt, und vor allem im Winter iſt ſie die reinſte und mildeſte in der Welt. Ihren wohlthätigen Einfluß bewieſen uns augenſcheinlich die vielen ſchönen, blühenden Geſtalten unter den Einwohnern; die Mädchen beſonders waren auch recht reinlich und zierlich gekleidet. Der ihnen Vortheil bringende Umgang mit Fremden hat die eigentlichen Bewohner von Hieres ſehr humaniſirt, doch iſt beſonders dem Landvolk dieſer Gegenden nicht zu trauen. Man ſagt, ſie ſeyen wild, falſch und raubſüchtig; beim kleinſten Anlaß wallt ihr ſchnell rollendes Blut im heftigſten Zorn auf, und verleitet ſie oft zu Unthaten, die ſie nicht leicht bereuen, und dann, um den Folgen zu entgehen, zur Flucht in die nahen Felſen, beſonders in das zum Räuberhandwerk ſo wohl geeignete Thal von Oliulles, wo ſie dann oft in Geſellſchaft morden und rauben, bis die Hand der Gerechtigkeit ſie erfaſſen kann.

Jeder Einwohner von Hieres hat ſeinen Orangengarten. Nicht nur die Früchte, auch die Blüthen deſſelben werden in großen Quantitäten zu wohlriechenden Eſſenzen und Konfituren verkauft, denn die das ganze Jahr hindurch blühenden Bäume können kaum den vierten Theil ihrer Blüthen bis zur Frucht bringen; auch von dieſen fallen viele in unvollkommnem Zuſtande ab, und werden ebenfalls in Zucker eingemacht. Die vollkommen reifen Früchte müſſen immer einige Tage liegen, ehe ſie ganz ſüß werden; zum Verſchicken in ferne Länder pflückt man ſie, wenn ſie eben anfangen ſich gelb zu färben, beſonders im Herbſt; ſie reifen unterwegs. Der Beſitz eines ſolchen Gartens iſt ſehr einträglich und erfordert dabei wenig Mühe. Zwei oder drei Mal im Jahre wird das Erdreich ein wenig aufgelockert; dies und das Begießen der Bäume iſt die ganze dabei nöthige Arbeit. Freilich hat letzteres bei dem Mangel an friſchem Waſſer einige Schwierigkeit. Die Eigner der beiden größten Gärten haben die auf einem nahen Felſen entſpringende Quelle in ihre Gärten geleitet; um jeden Baum ſind kleine Waſſerleitungen geführt, die jeden Abend angelaſſen werden, und allen Bäumen in wenig Minuten die nöthige Feuchtigkeit geben. Dies iſt ſehr bequem, aber bei der großen Menge von Bäumen auch nothwendig; wer deren weniger hat, hilft ſich mit Begießen ſo gut er kann. Wir beſuchten beide berühmte Gärten, zuerſt den des Herrn Fille, als den bedeutendſten wegen der Menge Orangenbäume, die er enthält und deren Anzahl man uns auf zwanzigtauſend angab. Sie bringen ihm, wie man ſagt, jährlich ſechzigtauſend Franken ein, obgleich das Hundert der Früchte nur mit etwa vier bis fünf Groſchen bezahlt wird. Unmöglich iſt es, die unendliche Pracht und Schönheit dieſes Orangenhaines zu beſchreiben, den Duft der von Millionen Bienen umſchwirrten Blüthen, den Glanz der goldnen Früchte, deren Laſt die Zweige kaum tragen, in denen Hunderte von Nachtigallen unaufhörlich laut ſchmetterten, als wollten ſie die Herrlichkeit, die ſie umgab, aller Welt verkünden. Kein Schatten irgend eines Waldes gleicht der dichten Dämmerung dieſes in alle Nuancen von Grün ſpielenden, glänzenden Laubes; immer ſproſſen junge Blätter neben den ältern, Knoſpen neben völlig entfalteten Blüthen, kleine grüne Früchte neben ganz goldenen, an Farbe und Größe bei weitem die übertreffend, welche halb unreif für uns arme Nordländer gepflückt werden. Die Bäume ſtehen alle neben einander in ziemlich dichte Reihen gepflanzt; ihre Zweige verſchlingen ſich und bilden ein faſt undurchdringliches Dickicht, durch welches man nur auf den ſchmalen Fußſteigen ſich winden kann.

Im natürlichen Zuſtande hat der Orangenbaum eine ganz andere Geſtalt als in unſern Orangerien.

Ihm fehlt der hohe Stamm; die Zweige wachſen nur wenige Fuß über der Erde heraus, ſie breiten ſich gewaltig aus und erreichen eine bedeutende Höhe, ungefähr wie ein mittelmäßiger Apfelbaum. Unten am Stamm ſind die Bäume von großem Umfang, und die ſtarken, gewaltſam in's Weite ſtrebenden Zweige geben ihnen ein ſchönes, kräftiges Anſehen. Ein ſehr hübſches, einfaches Landhaus, die beneidenswerthe Wohnung des Herrn Fille, liegt mitten in dieſem Götterhain. Mit den ſeltenſten Blumen geſchmückt, breitet ſich ein wunderſchönes Parterre vor dem Eingange deſſelben aus. Der Menge von Heliotropen und Tuberoſen mögen wir kaum erwähnen, die findet man bei jeder Bauernhütte, aber neben ihnen funkelte hier die Amarillis im Purpurkleide und die köſtlichſten Liliaceen in bunter Farbenpracht. Die Yucca gloriosa, die Fuchsia coccinea, die Datura arborea und viele andre von unſern Treibhausblumen ſtehen hier immer in der mütterlichen Erde im Freien, beſchattet von der Mimosa Farnesiana, dem Jasminum sambac, die wir kaum erkannt hätten, ſo üppig grünten und blühten ſie. Die auserleſenſten Bäume umgeben dieſes Blumenland und das Haus, beſonders herrliche gefüllte Granatbäume. Staunend betrachteten wir die Citronen, die Orangen, die Pompelmuſen von einer nie zuvor geſehnen Größe, und noch viele uns bis jetzt unbekannt geblieb ne Arten der Hesperidenfrüchte, unter deren Gewicht die ſchlanken Zweige tief ſich beugten. Muntre goldne und ſilberne Fiſchchen plätſcherten in einem kleinen kriſtallhellen Waſſerbecken, mitten unter den Blumen, und vollendeten den Feenzauber um uns her. Miß Lucy vergaß hier zum erſtenmal ihren Yorick und alle Citationen ihrer Dichter; ſie hüpfte unter den Blumen herum wie ein fröhliches Kind und wurde uns in dieſer natürlichen Art ſich zu freuen um vieles lieber.

Im zweiten Garten kam uns Herr Beauregard, der Eigner davon, ſelbſt entgegen, um uns in ſeinem Paradieſe herum zu führen; ein ſchlanker, freundlicher Greis, dem achtzig Jahre die Locken bleichten, aber ſeine hohe Geſtalt nicht beugen konnten. Unſer Entzücken über Alles, was wir ſahen, ſchien ihm große Freude zu gewähren, und recht väterlich ſorgſam bemühte er ſich, uns auf alles Merkwürdige aufmerkſam zu machen. Sein Garten ſchien uns noch größer als der des Herrn Fille, aber die Orangenbäume nehmen nur ungefähr zwei Drittel des Raumes ein; die edelſten Fruchtbäume und viele andre aus dem Auslande, die hier aber einheimiſch wurden, wachſen in üppiger Pracht im übrigen Theile des Gartens. Ein großer Mahagonybaum und eine prächtige, hoch hinauf in den dunkelblauen Aether ſtrebende Dattelpalme zogen, als zuvor nie geſehen, beſonders uns an. Keine Zeichnung, kein Gemälde gibt nur eine Idee von dem Eindruck, welchen die hohe, dem Süden ſo ganz eigen angehörende Geſtalt der Palme in der Wirklichkeit macht. Traurig iſt es, daß man in dieſem ſchönen Lande nicht mehrere pflanzt; ſie gedeihen herrlich und lohnen jedes Jahr zwei Mal mit ihrer ſüßen Frucht. Herr Beauregard beſaß ſonſt zwei dieſer edlen Bäume, ſie ſtanden dicht neben einander; aber der eine davon iſt abgeſtorben und ſeitdem bringt der zweite keine reifen Früchte mehr, mit denen er ſonſt, ehe er einſam ſtand, im Ueberfluß ſeinen Pfleger lohnte.

Außer den ſeltenſten Früchten baut Herr Beauregard auch die herrlichſten Blumen und unglaublich viel Gemüſe von allen Gattungen. Er ſagte uns ſelbſt, daß er jährlich allein aus den Artiſchocken über tauſend Franken löſt, obgleich dies Gemüſe hier ſehr wohlfeil iſt. Es war für uns etwas rührend Erfreuliches im Anblick dieſes Greiſes, der hier unter mächtigen Bäumen wandelte, die er ſelbſt gepflanzt hatte, und der mit ſo inniger Liebe an ſeiner Schöpſung hing. Ungern verließen wir ihn; jetzt ruht er wohl ſchon unter ſeinen Blumen, nach einem langen glücklich = thätigen Leben. Leicht ſey ihm die Erde, die er ſchmückte!

Irre geführt durch die Berichte einiger Reiſenden, wollten wir zu den Hieriſchen Inſeln herüber ſchiffen, und hofften dort auf neue Orangenhaine; doch gaben wir den Plan auf, da alle Welt in Hieres uns verſicherte, daß wir dort nur wilde waldbewachſene Felſen, aber durchaus keine Kultur, noch weniger einen Orangenbaum finden würden. Uns genügte alſo an dem unbeſchreiblich ſchönen Anblick dieſer Inſeln vom feſten Lande aus. Die größte derſelben heißt Porquerolles; eine kleine Citadelle ſteht darauf, übrigens iſt ſie durchaus mit wildem Gehölz bewachſen, beſonders mit immer grünen Eichen und Korkbäumen; einige arme Fiſcherfamilien ſind ihre einzigen Bewohner. Die von den Inſeln welche in der Mitte liegt, heißt Port = cros; auch dieſe hat eine Citadelle, iſt fruchtbarer, aber noch weniger bewohnt als Porquerolles. Die dritte Inſel liegt vom Lande am entfernteſten; ſie iſt ganz öde und unbewohnt, nur die Algierer Schiffer landen zuweilen auf ihr, um ſich mit friſchem Waſſer an einer kleinen Quelle zu verſehen, die dort dem Felſen entquillt.

So hatten wir alſo den ſchönſten und weiteſten Punkt unſrer Reiſe erreicht, wir hatten Hieres geſehen. Erde und Himmel, Luft und Meer machen es zum Paradieſe der Welt, und doch läßt ſich ſo wenig davon ſagen, wie von allem wahrhaft Schönen und Großen; man muß es geſehen haben, um es ſich denken zu können oder auch nur daran zu glauben. Gibt es einen Aufenthalt auf Erden, wo der Anblick der Natur ein durch bittre Erfahrungen zerrüttetes Gemüth heilen, wo milde Luft eine zerſtörte Bruſt wieder ſtärken kann, ſo iſt es Hieres. Dieſer ewige Frühling, dieſer reine dunkelblaue Aether, dieſe Sonne, dieſe Düfte, dieſe Nachtigallenlieder müſſen den zerrüttetſten Nerven wieder Spannkraft geben, in dieſen Orangenhainen muß jeder herbe Schmerz zur ſüßen Wehmuth werden, wenn es auf dieſer Welt noch irgend möglich iſt.

Der Ort iſt zur Aufnahme von Fremden eingerichtet, deren in Friedenszeiten ſich immer viele einſinden; dann gibt es auch Bälle, Concerte, Geſellſchaften wie überall. Kranke, wie wir ſie meinen, würden wohl wenig Freude daran finden, uns ſelbſt, in der Fülle der Geſundheit, ſchien der Gedanke unerträglich, das unruhige Treiben der großen Welt oder vollends eines Brunnenorts hier im ſchönſten Tempel der Natur ſehen zu müſſen, wo jeder Schritt, jeder Blick den Geiſt erhebt und Genüſſe beut, die ſich mit jenem lärmenden Weſen nicht vereinen können.

Mit Tagesanbruch machten wir uns den Morgen nach unſrer Rückkunft in Toulon auf den Weg, um noch den Abend Marſeille zu erreichen. Miß Lucy hatte in Hieres dieſen Plan vortrefflich gefunden, aber ſo wie ſie die Orangenhaine nicht mehr ſah, kehrte ſie auch wieder zu ihrem gewohnten Weſen zurück. Sie ließ uns ſagen, ſie müßte durchaus bis zehn Uhr im Bette bleiben und dann noch hartgekochte Eier eſſen, ehe ſie ſich neuen Ermüdungen ausſetzen könne, daher möchten wir ihr nur jemanden zum Schutz da laſſen und ſelbſt für uns nach unſerm Willen handeln. Das thaten wir denn auch, und ſahen ſie wirklich erſt den andern Abend in Marſeille anlangen. Die armen Pferde hatten am mehreſten dabei gelitten, weil ihre Herrin beide Tage erſt um eilf Uhr ausfuhr, alſo gerade in den heißeſten Stunden unterwegs geweſen war, und John fluchte nach Herzensluſt über die Provence, wo die Sonne ſo unverſchämt heiß iſt, und pries das milde Klima von Altengland.

Unſre Rückreiſe von Toulon nach Marſeille fiel gerade auf einen Feiertag, die ganze Gegend, durch welche wir kamen, glich einem großen ländlichen Feſt, überall ertönte die luſtige Pfeiſe und das Tambourin, nur im dunkeln Thale von Ollioules war Alles öde und ſtill. Das junge provençaliſche Volk tanzte im Freien, umgeben von einem großen Kreis von Zuſchauern, die allem Anſehen nach längſt ausgetanzt hatten. Die bunten Tücher flatterten von den Locken der ſehr hübſchen Mädchen, andre trugen weiße Mützen oder runde ſchwarze Hüte, alle waren im Sonntagsſchmuck, bewegten ſich recht grazienhaft zum Takt des Rondelay und ſahen allerliebſt aus mit ihren großen ſchwarzen Augen; viele waren ſogar recht weiß von Farbe; Alles blüht, Alles gedeiht unter dieſem ſchönen Himmel. Wir bedauerten Miß Lucy, daß ſie dies allgemeine Feſt nicht ſah, das war denn doch einmal ihres Yoricks: „viva la joya, fi donc la tristessa!“

Wenige Tage nach unſrer Rückkunft in Marſeille mußten wir leider zur Abreiſe Anſtalt machen. Ungern verließen wir die ſchöne Stadt, ihre herrlichen Umgebungen, in denen es uns ſo wohl geweſen war, den kleinen freundlichen, geiſtreichen Kreis, der uns gaſtlich aufnahm, und uns zum einzigen Zufluchtsort gegen die übrige, ſo wenig zuſagende Geſellſchaft in Marſeille ward. Den ſüdlichſten Punkt unſrer Reiſe hatten wir erreicht, die Deichſel unſers Wagens ward wieder dem Norden zugewendet, wir ſahen dies nicht ohne ein trübes Gefühl, obgleich wir wohl wußten, daß unſrer noch viel Schönes harrte, ehe wir die Heimath wieder erreichten.

Wenige Tage vor der Abreiſe weckte uns um drei Uhr des Morgens ein gewaltiges Hin- und Her-Laufen und Streiten vieler Stimmen im Hauſe. Der Lärmen näherte ſich unſern Zimmern, wir hörten unſern Bedienten wecken und vernahmen durch die Thüre: die Polizei ſey da, um unſre Papiere zu ſehen. Die Päſſe waren ihr ſchon zwei Mal vorgezeigt, die konnte ſie doch wohl nicht wieder verlangen, und was ſie mit unſerm unſchuldigen Tagebuch und unſern Briefen anfangen wollte, war uns unbegreiflich, doch nahmen wir im Stillen unſre Maaßregeln, ſie ihren Späherblicken zu entziehen und bereiteten uns, die Thüre zu öffnen, ſo bald es verlangt würde. In einem großen Gaſthofe uns gegenüber war auch Alles in Bewegung, wir ſahen Lichter in allen Zimmern und emſiges Hin- und Wieder-Laufen vieler Leute. Der Lärm entfernte ſich indeß von unſrer Thüre, währte aber im Hauſe noch lange fort, alle Thüren wurden geöffnet, ſelbſt die der unbewohnten Zimmer über uns, nur wir, Miß Lucy und eine kranke deutſche Dame blieben von allen im Hauſe Wohnenden allein verſchont, weil der Wirth ſich verbürgt hatte, daß wir am Morgen noch dort zu finden ſeyn würden.

Beim Frühſtück erfuhren wir denn, daß zur nämlichen Stunde in allen Gaſthöfen der Stadt eine allgemeine Hausſuchung von Polizei wegen vorgenommen worden war. Gott weiß, wen die Herren ſuchten und auch wohl fanden, denn alle Diligencen nach Paris waren an dieſem Tage wieder mit Gefangnen und ihren Wächtern beſetzt. Aus dem Gaſthofe uns gegenüber wurden mehrere Fremde mitgenommen, aus unſerm wollte man doch auch nicht ganz leer gehen und bemächtigte ſich daher eines ganz friſch ausgeflognen jungen Straßburgers, der bei der Ankunft vergeſſen hatte, ſeinen Paß der Polizei zu präſentiren, und es ſich nun dafür gefallen laſſen mußte, den Reſt der Nacht auf der Hauptwache zu verſchlafen. Doch wurde er in Marſeille zurückgelaſſen und der Wirth hoffte, ihm ſeine Freiheit bald wieder auszuwirken. Zu uns kam die Polizei, ſo wie wir außer dem Bette waren; ſtillſchweigend legten wir ihr unſern Paß hin, ſtillſchweigend ſah ſie ihn an, und ging wieder; nach andern Papieren ward weder bei uns noch den übrigen Fremden gefragt. Dieſe an ſich unbedeutende Begebenheit trug aber doch dazu bei, uns den Abſchied von Marſeille zu erleichtern, und machte auch auf die übrigen Fremden einen ſo unangenehmen Eindruck, daß die mehreſten bald abreiſeten wie wir.

Reiſe von Marſeille nach Lyon.

Bis Orgon blieb unſer Weg der nämliche, den wir gekommen waren; hinter Orgon wird das Land ebner, die Felſen weichen zurück, die Olivenbäume verſchwinden allmählig und große Maulbeerbäume nehmen ihre Stelle ein. Dieſe ſind ſehr ſchön und würden herrlichen Schatten gewähren, wenn man ſie nicht ihrer jungen Blätter beraubte, um Seidenwürmer damit zu ernähren, die hier in unendlicher Anzahl gepflegt werden. So ſind ſie oft ganz kahl und traurig anzuſehen, ein Bild des Winters mitten im Sommer, und es nimmt ſich ſonderbar aus, wenn Bäume der nämlichen Gattung, zum Theil friſch belaubt, zum Theil mit ganz entblätterten Zweigen, dicht neben einander ſtehen. Weiterhin kamen wir durch ein höchſt fruchtbares, bebautes Land, in welchem Wein und Korn im Ueberfluß wächſt. Nur die Cypreſſen, die Feigen und Maulbeerbäume, die warme, ſüdliche Luft und der dunkelblaue, reine Himmel erinnerten uns daran, daß wir nicht in Deutſchland waren; denn am Ufer luſtiger Bäche üppig wachſende, himmelhohe

Buchen, Linden, Pappeln und flüſternde Weidenbäume begrüßten uns recht heimathlich, wie mitten im Vaterlande. Wir kamen durch den kleinen, ganz unſcheinbaren Flecken Novés, in welchem Petrarca'n die Sonne ſeines Dichterlebens aufging, denn hier ward Laura geboren. In der Ferne erheben ſich die düſtern Kalkfelſen von Vaucluſe; näher um Avignon wird die Gegend immer lieblicher, nicht fern von der Stadt mußten wir in einer Fähre über die Durance ſetzen. Sie iſt nicht breit, aber ein tückiſcher, reißender Bergſtrom, der oft, wenn der Schnee in den Piemonteſiſchen Alpen ſchmilzt, viel Unheil anrichtet, das Land umher überſchwemmt und durch ſein fürchterliches Toben oft viele Tage lang die Ueberfahrt unmöglich macht. Jetzt war er ziemlich artig, aber doch dabei unbändig genug, ſo daß wir herzlich froh waren, wie wir aus unſerm mächtig hin und her ſchwankenden Schifflein am andern Ufer ausſtiegen.

Der erſte Anblick von Avignon entzückte uns; wir fuhren durch den Cours, eine ſehr reizende Promenade, die zwiſchen dem Ufer der Rhône und der Außenſeite der nicht bedeutenden, aber zierlich gehaltnen Wälle, rings um die Stadt führt. Es war Sonntag Nachmittag, die Einwohner von Avignon erfüllten die Pflicht jedes rechtlichen Franzoſen an dieſem Tage, und ſpazierten im beſten Putz gar gemüthlich im Schatten der dreifachen Reihen hoher Platanen. Luſtig hin und her kreuzende Bote belebten die ſilberne Fläche des breiten Stroms, den hier drei große waldige Inſeln verſchönern, ferne blaue Berge kränzen den Horizont des entgegengeſetzten reichen Ufers.

Lange erfreuten wir uns des ungemein reizenden Anblicks, denn unſer Poſtillon fuhr uns faſt um die ganze Stadt herum, deſto abſchreckender aber erſchien uns dieſe, als wir durch ein dunkles Thor hineinfuhren. Schmuziger, enger und düſterer kann keine erdacht werden. Zwar erblickten wir hin und wieder einige große, palaſtähnliche Gebäude, Ueberbleibſel aus den Zeiten, wo die Päpſte in Avigon reſidirten, aber ſie ſehen verfallen und unbewohnt aus, von elenden dunklen Häuſern umgeben. Auch der ehemalige päpſtliche Palaſt iſt jetzt nicht viel mehr als eine große Ruine, deren viele Thürmchen, große Portale und mit zackigen Zinnen gekrönte Mauern ſich indeſſen recht maleriſch ausnehmen. Ueberhaupt trägt Alles in Avignon ein unheimliches, zerſtörtes Anſehen. Die wilden Geſichtszüge des Volks, ſeine heftige, einem ewigen Zürnen ähnliche Sprache und Geberde haben etwas unbeſchreiblich Widerwärtiges. Alles erinnert nur zu lebhaft daran, welch ein Schauplatz jeder möglichen Laſter und Gräuelthaten dieſe Stadt ſowohl früher zu den Zeiten der Päpſte, als ſpäter während der Revolution war. In den letzten furchtbaren Schreckenstagen ſtieg die Wuth des Volks hier auf's Höchſte, alle Einwohner ſchienen in blutdürſtige Tiger verwandelt, und mordeten und raubten ohne Scheu und Schonung ſelbſt des dem Menſchen Heiligſten.

Nichts konnte uns ſonach zu einem längern Aufenthalt in Avignon reizen, als nur nöthig war, um auszuruhen. Doch überlegten wir den Abend, ob wir nicht am folgenden Morgen zur Quelle von Vaucluſe wallfahrten wollten. Reiſende, die dort geweſen waren, verſicherten uns, daß nur Petrarca's Name der Gegend einigen Reiz verleihen könne; der Waſſerfall ſey als ſolcher unbedeutend, beſonders in dieſer trocknen Jahreszeit, und das Thal gleiche vollkommen der öden Steinwüſte von Oliulles. Unſer Gaſtwirth, den wir zu Rathe zogen, machte eine höchſt abſchreckende Beſchreibung von dem entſetzlichen, in fünf Stunden kaum zu fahrenden Wege, dennoch verſprach er uns am folgenden frühen Morgen einen guten Wagen mit zwei Pferden zu verſchaffen, weil wir mit dem unſrigen dort nicht fahren könnten. Wir nahmen ſeinen Vorſchlag an, und ſahen am andern Tage nach langem Warten einen elenden zweirädrigen Karren ankommen, dem man die Ehre anthat ihn ein Kabriolet zu nennen, beſpannt mit einem blinden Karrengaul und einem lebensſatten Maulesel; der Führer, ein großer, ſehr wild ausſehender Kerl, wollte zu Fuße nebenher gehen. Nur zwei von uns hätten auf dem ſchönen Fuhrwerk zur Noth Platz gehabt, und gerade den beiden, die des Schutzes am bedürftigſten waren, lag am mehreſten daran, den Quell von Vaucluſe zu ſehen. So ganz allein, ohne einen Bedienten mitnehmen zu können, uns dieſem Menſchen, deſſen Sprache wir nicht verſtanden, anzuvertrauen, zehn Stunden lang von dem elenden Geſpann uns durch eine wilde Gegend ſchleppen zu laſſen, deren Einwohner allgemein für Räuber gelten, und dabei vor der Nacht nicht wieder zurückkommen zu können, vielleicht gar erſt am andern Tage, ſchien uns dennoch nicht rathſam. Ueber das Hin- und Herreden war wieder viel Zeit verſtrichen, ein andres Fuhrwerk, den Verſicherungen des Wirths zufolge, nicht zu haben. Alles dieſes bewog uns, obgleich mit ſchweren Herzen, den ganzen Plan aufzugeben, und ſo verließen wir Avignon, ohne die Quelle von Vaucluſe geſehen zu haben, nachdem wir noch, die Stadt in nähern Augenſchein genommen hatten.

An den ſchönen Ufern der Rhône vergaßen wir bald unſre getäuſchte Erwartung. In Sorgue, dem erſten Ort, wo wir die Pferde wechſelten, trat ein Mann an unſern Wagen, um uns ſeine Dienſte anzubieten, welcher jetzt bei der neuen Mode des um die Wette Gehens in England reich werden könnte, denn als Botengänger gibt es in Hinſicht auf Schnelligkeit und Ausdauer vielleicht nicht ſeines Gleichen. Er überreichte uns ſeine gedruckte Adreſſe, die ihn als einen bekannten Einwohner von Avignon bezeichnete und viele Zeugniſſe ſeiner Treue und Ehrlichkeit, von bekannten und bedeutenden Männern unterzeichnet, die ſich ſeiner bedient und ihm anſehnliche Summen anvertraut hatten. Es war ein langer, hagrer Mann von ſehr rechtlichem Anſehen, der in gutem Franzöſiſch recht vernünftig ſprach. Wir bedauerten, ihn nicht am Morgen bei uns gehabt zu haben, denn unter ſeinem Schutz hätten wir das gefahrvolle Abentheuer von Vaucluſe wohl beſtanden. Seine Schnelligkeit übertrifft auf die Dauer bei weitem die eines Pferdes, denn von Avignon bis Marſeille, ja bis Toulon geht er in vier und zwanzig Stunden, bis Montpellier in zwei Tagen, bis Paris in ſechſen, und überall iſt er bekannt. Sein Sohn, damals ein Knabe von neun Jahren, ging ſogar ſchon zwei deutſche Meilen in einer Stunde, ſo ſehr kann frühe Gewöhnung jede körperliche Kraft ſtärken und ausbilden. Mit mehr als tauſend Louisd'oren in Gold belaſtet dieſer Bote ſich nie, weil er dann noch einen Karabiner und Piſtolen mitnimmt, um ſich im Nothfall ſeiner Haut zu wehren, auch zieht er ſich dann ganz ſchlecht an, um der Aufmerkſamkeit der Räuber zu entgehen, von denen, ſeiner Ausſage nach, dieſe Gegenden nicht frei ſind.

Zwiſchen Sorgue und Courtezon bedeckt eine ungeheure Menge von Maulbeerbäumen das ganze Land, dazwiſchen erblickten wir wieder unſre lieben Olivenbäume und athmeten balſamiſchen Kräuterduft der Provence. Eine am Wagen nöthig gewordne Reparatur hielt uns in Courtezon eine kleine Stunde auf, während der wir uns auf einer wunderſchönen Wieſe im Schatten großer Maulbeerbäume ergingen. Eine freundliche Frau, die auch gut franzöſiſch ſprach, redete uns an; ſie trug ein allerliebſtes Mädchen von zwei Jahren auf dem Arm und einige zwanzig Kinder, die ihrer Obhut vertraut ſchienen, ſpielten luſtig um ſie her im blumigen Graſe. Allen dieſen Kindern waren eben die Schutzblattern eingeimpft, und daß geſchieht alle Jahre in der ganzen Gegend auf Befehl der Regierung, hier, wo noch vor wenig Jahren der Aberglaube in dieſer wohlthätigen Vorſichtsmaaßregel einen Eingriff in die Rechte Gottes ſah, und eine Todſünde damit zu begehen glaubte. Die Frau erzählte uns viel von der Pflege der Seidenwürmer, wie viel Sorgfalt dieſe erfordert, wie ſorgſam die Blätter gewählt werden müſſen, daß ſie nicht zu alt, nicht zu jung und ja nicht feucht oder welk ſind, aber auch von der Einträglichkeit des Seidenbaues, der die Bewohner dieſer Gegend, die ſich hauptſächlich damit beſchäftigen, alle wohlhabend macht. Touchés là, ſagte die Frau, da der Wagen fertig war, und ſchüttelte uns recht treuherzig die Hand, wir erwiederten gern dieſe ächt deutſche Begrüßung und rollten dann fröhlich fort durch ganze Wälder von Maulbeerbäumen, bis wir zum Städtchen Orange gelangten.

Orange.

Unter dem Namen Arauſia war dieſer Ort einſt zu den Zeiten der römiſchen Herrſchaft eine beträchtliche, ſchöne Stadt, jetzt iſt er ein ſo ſchmuziges, winkliges Neſt, als nur irgend ein Städtchen im ſüdlichen

Frankreich es ſeyn kann. Doch finden ſich darin noch hin und wieder Spuren antiker Herrlichkeit in verſtümmelten Inſchriften, Basreliefs und Ornamenten an Mauern und Häuſern. Die Ueberreſte eines römiſchen Theaters verbergen jetzt zum Theil die dunkeln Mauern eines Gefängniſſes für gemeine Verbrecher, theils liegen ſie verſteckt zwiſchen ekelhaft ſchmuzigen Hütten. Nur große Vorliebe für die Geſchichte der Kunſt könnte einen Antiquar bewegen, ſich in dieſe widerlichen Labyrinthe ihretwegen zu wagen. Wir entſagten ihrem Anblick, und begnügten uns mit dem des einzigen Wohlerhaltnen, des Triumphbogens des Marius, der ſich ganz nahe vor der Stadt auf einer Ebne ſtolz erhebt, und, obgleich hin und wieder verfallen und dem Untergange ſich nahend, dennoch einen höchſt impoſanten Effekt ſchon aus der Ferne macht.

Das ganze Prachtgebäude iſt ſechs und ſechzig Fuß lang, ſechzig Fuß hoch, und bildet drei dicht neben einander ſtehende Bogen, von denen der mittlere beträchtlich größer iſt als die beiden ihm zur Seite ſtehenden. Das Innere des Gewölbes bedecken bei allen dreien, in höchſt zierlichen Muſtern zuſammengeſetzte Roſetten von Bilhauerarbeit, und Gewinde von Epheu, Trauben, Blumen und Früchten umfaſſen die Oeffnungen der Bogen; Alles daran iſt mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet und höchſt vollendet. Die der Stadt zugekehrte Seite des Gebäudes hat am wenigſten von der Zeit und der Witterung gelitten; vier korinthiſche Säulen ſchmücken ſie, zwei davon an den Ecken, und zwei in dem Zwiſchenraum, welcher den größern Bogen von den kleinern trennt. Dieſe beiden Säulen unterſtützen einen dreieckigen Giebel, welcher ſich über den mittleren Bogen erhebt. Eine mit einem ſchönen Geſims und einem Basrelief reich geſchmückte Attika ragt über den Giebel und krönt das ganze Gebäude. Das Basrelief über dem mittleren Bogen ſtellt ein ſehr wildes Gefecht zwiſchen Reitern und Fußvolk vor; an der einen Seite desſelben ſind einige alte Opfergeräthe abgebildet, die Mauer an der andern Seite iſt ganz eingefallen. Ueber den beiden kleinern Bogen, unter der Attika neben dem Giebel, ſind aus Schiffsſchnäbeln, Ankern, Dreizacken, Rudern und andern die Schifffahrt bezeichnenden Attributen zuſammengeſetzte Trophäen angebracht, und darunter, dicht über den Bogen zwiſchen den Säulen andre Trophäen von Fahnen, Helmen, Schilden und Schwertern.

Die der Stadt abgewandte Seite des Gebäudes gleicht ganz der eben beſchriebnen, nur haben Wind und Wetter ſie weit mehr zerſtört. Von den vier korinthiſchen Säulen ſtehen nur noch zwei und die Basreliefs ſind zum Theil ganz vernichtet, zum Theil faſt unkenntlich geworden. Das große Basrelief in der Mitte iſt ziemlich wohl erhalten, es ſtellt, wie das auf der andern Seite, ein Gefecht vor. Von der einen Trophäe neben dem Giebel ſind nur wenige Spuren noch ſichtbar, die darunter über dem einen kleinen Bogen fehlt ganz, hingegen iſt die über dem zweiten beinahe unverletzt geblieben. Auf einem der Schilde, die mit mehreren Waffenſtücken ſie bilden, laſen wir das Wort „Mario“ ganz deutlich, auch auf noch mehreren Schilden in den Trophäen ſind Namen eingegraben, die aber ſo verwittert daſtehen, daß es uns unmöglich war, ſie zu erkennen.

Die Verzierungen der einen ſchmalen Seite des Gebäudes ſind gänzlich zerſtört, die andern ſchmücken vier kannelirte korinthiſche Säulen und theilen ſie in drei gleich große Zwiſchenräume; in jedem derſelben ſind Trophäen von Fahnen, Küraſſen, Schildern, Helmen und andern Waffenſtücken angebracht, und unter jeder von dieſen zwei faſt unkenntlich gewordne

Figuren, die uns wie gebundne Kriegsgefangne vorkamen. Auf einem Fries über den Säulen iſt eine Reihe neben einander ſtehender Fechter abgebildet. Ueber die beiden mittelſten Säulen erhebt ſich ebenfalls ein dreieckiger Giebel, in deſſen Mitte befindet ſich ein halber Kreis, in welchem eine Figur ſichtbar iſt, die uns wie ein altes Heiligenbild erſchien, wahrſcheinlich alſo neuern Urſprungs iſt als das übrige Gebäude. Auf jeder Seite des Halbkreiſes, noch innerhalb des Giebelraums, iſt ein faſt unkenntlich gewordnes Füllhorn angebracht, und zwei Nereiden lehnen ſich an die oben ſpitz zuſammenlaufenden Seiten des Dreieckes, ſo er bildet; die über ihn ſich erhebende Attika ſchmückt ein zierlicher Fries.

Nach langem und vielem Streiten ſind die Alterthumskenner übereingekommen, dem Marius diß Ehre dieſes Triumphbogens zuzuſchreiben, weil er in dieſer Gegend einen großen Sieg über die Cimbrer und Teutonen erfochten hat.

Mag der Held übrigens auch ein andrer geweſen ſeyn, deſſen Andenken dies Prachtgebäude verewigen ſoll, uns genügte die hohe Schönheit ſeines Anblicks ohne weiteres Grübeln über die Geſchichte deſſelben, und doch fuhren wir mit Schaudern zurück, als wir vernahmen, daß gerade an dieſer Stelle das Blut vieler Hundert Unglücklicher vor wenigen Jahren vergoſſen ward. Mit ausgeſuchter Grauſamkeit hatten die Tiger von Avignon die Guillotine neben dieſem Bogen errichtet; die angeſehenſten, achtungswertheſten Einwohner jener Stadt wurden den langen Weg hieher unter bittrer Verhöhnung geſchleppt und fanden nur Ruhe unter dem mörderiſchen Beil. So bezeichnen die ſchrecklichſten Unthaten faſt jeden Schritt in dieſem, vom Himmel mit Allem, was der Menſch zum ruhigen Glück bedarf, reich ausgeſtattete Lande.

Raſch ging es nun vorwärts längs den ſchönen Ufern der Rhône durch ein ſehr kultivirtes Land. Im Städtchen Donzère begegneten wir einer großen Proceſſion. Wohlbeleibte Prieſter ließen ſich von Chorknaben die langen Schleppen nachtragen, weiß verſchleierte Devoten pipten lateiniſche Geſänge, von denen ſie kein Wort verſtanden, hinter ihnen drein zogen die Männer in weißen Weiberröcken und zu engen Hemden über ihre Kleider; in den Händen trugen ſie große brennende Wachskerzen, mit denen ſie ſich ängſtlich hin- und herdrehten, damit der Wind ſie nicht ausblaſe. Der ganze Aufzug kam uns nicht beſonders erbaulich vor, und manche komiſche Gruppe erregte unſre Lachluſt auf's unwiderſtehlichſte, ſo daß wir froh waren, die Schaar der Frommen bald hinter uns zu wiſſen. Man ſah es zu deutlich, Prieſter und Layen waren in der langen Reihe von Jahren, in denen dergleichen nicht geſtattet wurde, aus der Uebung gekommen, und wußten nicht mehr recht, wie ſie ſich dabei zu benehmen hatten.

Die Nacht blieben wir in dem ziemlich großen Landſtädtchen Montelimart. Die Lage dieſes Orts iſt himmliſch ſchön, dicht vor den Mauern deſſelben vereinen ſich zwei kleine Flüſſe und ſtrömen dann, luſtig eilend, der mächtigen Rhône zu. Auch am folgenden Morgen kamen wir durch ein herrliches Land, denn die Dauphiné iſt eine der ſchönſten Provinzen Frankreichs; nirgend ſahen wir reichere Kornfelder und eine üppigere Vegetation. Allmählig verſchwinden die Oliven- und Feigenbäume der Provence, auch die Maulbeerbäume werden ſeltner, aber unzählige große Wallnußbäume treten an ihre Stelle, aus deren Früchten man ſehr gutes Oel preßt, welches in dieſen Gegenden, wie das Olivenoel in der Provence, im Haushalt allgemein benutzt wird. Die ſchneebedeckten Häupter ferner hoher Gebirge leuchteten zu uns vom fernſten Horizont herüber, die Luft war Wohlgeruch, und tauſend Nachtigallenlieder ertönten freudig aus jedem Buſch, jedem Baum, denen wir vorüber kamen.

Wir ſahen manches freundliche Dorf, manches artige Städtchen an dieſem Tage. Alle ſind weit reinlicher und heller als im eigentlichen Süden von Frankreich. Häuſer und Mauern baut man in dieſen Gegenden häufig von Piſai, ſo nennt man hier die aus geſtampfter Erde geformten Quadern. Schon in dem nahe an Paris belegnen Charenton hatten wir Gelegenheit gehabt, dieſe Bauart näher kennen zu lernen. Die zu dieſem Zweck von Natur dienliche oder durch Kunſt dazu bereitete Erde wird beinahe trocken in hölzernen Formen von der Größe beträchtlicher Quaderſteine feſt geſtampft. In einem Tage trocknen dieſe künſtlichen Steine genug, ſo daß man ſie, von der Form befreit, umwenden kann, in ein paar Tagen ſind ſie ganz hart und können wie andre Steine mit Mörtel vermauert werden. Nur den Grund ſolcher Gebäude baut man auf gewöhnliche Weiſe aus Ziegeln oder Steinen; mit Kalk beworfen, ſahen ſie wie andre Häuſer aus, auch kann man darauf mit Leimfarben malen wie auf jede andere Mauer. Die Wände in den Zimmern erſcheinen ungewöhnlich ſtark, das gibt einen kleinen Uebelſtand, übrigens aber ſind dieſe Häuſer ſehr trocken und warm, man kann ſie zwei, auch wohl drei Stockwerk hoch bauen, und ſie koſten nur etwa den achten Theil deſſen, was ein auf gewöhnliche Art aufgeführtes Gebäude von der nämlichen Größe koſten würde. Zur Umfaſſung von Gärten, Weinbergen und andern großen Plätzen, die einer Ringmauer bedürfen, iſt dieſe Art von Mauern als zweckmäßig und wohlfeil beſonders zu empfehlen. In Charenton machte man aus der Bereitung der dazu brauchbaren Erde ein Geheimniß, in der Dauphiné aber würde man ſie leicht erfahren, da dort der größte Theil der neueren Gebäude aus Piſai aufgeführt wird.

In der ziemlich beträchtlichen Fabrikſtadt Valence fanden wir unſre Miß Lucy wieder; zwar war ſie ein paar Tage früher als wir von Marſeille ausgereiſt, aber mit eignen Pferden geht die Reiſe weit langſamer als mit franzöſiſcher Extrapoſt, beſonders wenn man nicht früh aufſtehen kann. Wir freuten uns gegenſeitig über dieß Wiederſehn, und nahmen Abrede, in Lyon wieder zuſammen zu treffen. Nicht weit hinter Valence ſetzten wir in einer Fähre über die Iſère. Sie iſt, wie die Durance, nicht breit, aber ein wilder, tückiſcher Bergſtrom, der oft weit umher das Land durch Ueberſchwemmungen verwüſtet. Dennoch ſind die Umgebungen dieſes wilden Gewäſſers höchſt reizend und mannichfaltig, ſowohl in der Nähe als in der Ferne, aus welcher hohe, blaue Berge auf die das Ufer kränzenden Rebenhügel und blühenden Gärten herüber blicken.

Nicht lange währte es, ſo waren wir wieder ganz nahe der uns ſo lieb gewordnen Rhône. Wir kamen durch das freundliche, von ihren Wellen beſpülte Städtchen Tain; es liegt zwiſchen dem Strome und hohen maleriſchen Felſen, die ſich dicht dahinter erheben, wie eingeklemmt, mitten in Reben und Blüthen. Am andern Ende des Städtchens windet ſich der Weg durch ein wunderſchönes Thal, immer längs dem Strom bis St. Vallier; die Felſenreihe, an deren Fuß er hinführt, heißt mit Recht Côte rôtie, den ganzen Tag erglüht ſie im Strahl der Sonne, die hier den berühmten Eremitagewein kocht, und ihm ſeine, ihn vor allen franzöſiſchen Weinen auszeichnende, feurige Kraft gibt; auch ranken ſich die Reben in üppigem Gedeihen bis zu den höchſten Felſengipfeln hinauf.

St. Vallier liegt faſt noch ſchöner als Tain; wir blieben die Nacht im Poſthauſe und weilten in dem dazu gehörigen kleinen Garten, bis uns tiefere

Dunkelheit und das Geſchnatter einiger Comödiantinnen, die eben mit ihrern Verehrern auf der Diligence angelangt waren, daraus vertrieben. Alle Nachtigallen der ganzen Gegend ſchienen auf dieſem lieblichen Fleck verſammelt; dumpf brauſte der Strom in ihre Lieder, und die milde Abendluft wehte uns den Duft aller Blüthen und Kräuter zu, welche die maleriſchen, einem Garten gleich angebauten Felſenufer bekränzen.

Am andern Morgen langten wir ziemlich frühe in Vienne an, die Rhône blieb uns auf dem Wege dahin immer zur Seite, und durchſtrömt ein paradieſiſches Land. Gegen Vienne zu erheben ſich höhere Felſen, wir mußten über Berg und Thal, aber Getraidefelder, herrliche Bäume, blühende Wieſen und Gärten kleiden die fruchtbaren Felſen bis hoch zum Gipfel hinauf; überall iſt das Land angebaut wie in England oder den ſchönſten Gegenden des fruchtbaren Holſteins.

Vienne.

Dieſe zu den Zeiten der Römer bedeutende Stadt, deren Urſprung ſich in das graueſte Alterthum verliert, iſt jetzt ein enges, ſchmuziges Neſt, ein wahrer Knäuel von dunkeln, verworrnen, durch einander ſich windenden, ſchmalen Straßen; doch bringen viele Tuchfabriken, Drahtziehereien, Seidenſpinnereien und Kupferhämmer einiges Leben und anſcheinenden Wohlſtand unter die Bewohner. Ein kleiner Bergſtrom, die Gère, ſetzt viele hundert dazu gehöriger Räder in Bewegung, theils in der Stadt ſelbſt, theils dicht vor ihren Thoren. Die Gère entſpringt auf einem nahen Felſen, an deſſen Abhang mehrere künſtlich angelegte kleine Kaskaden ſie zu verweilen und dem Menſchen bei ſeiner Arbeit zu helfen zwingen. Nach ſo vollbrachtem Tagewerk eilt ſie dann der an den Mauern der Stadt vorüberſtrömenden Rhône zu, die ſich nicht zwingen läßt, und ſetzt, mit ihr vereint, den fröhlichen Lauf weiter fort. In Vienne bemerkten wir wieder viele aus Piſai erbaute, recht hübſche Häuſer, doch ſind alle im Verhältniß niedriger als die ſonſt in Frankreich gewöhnlichen Häuſerkoloſſe von ſieben bis acht Stockwerken; es ſcheint, als ob man es nicht wage, viel höher als etwa dreißig Fuß aus Piſai zu bauen.

Wie Nismes, könnte auch Vienne auf viele wohlerhaltne Denkmäler vergangner Pracht und Herrlichkeit ſtolz ſeyn, wenn nicht die Barbarei ſpäterer Jahrhunderte hier noch vernichtender gewaltet hätte. Schon beim Hereinfahren zog ein altes römiſches Grabmal unſre Aufmerkſamkeit an, nicht unähnlich dem von St. Remi. Auf einer Wieſe, ganz nahe vor der Stadt, erhebt es ſich in Pyramidalform, etwa gegen ſiebenzig Fuß hoch. Das Fußgeſtell bildet ein großes viereckiges Gebäude, an den Ecken mit vier angelehnten Säulen geſchmückt, die Seitenwände desſelben haben große bogenförmige Oeffnungen, wie Thore, die den freien Eingang in das Gebäude verſtatten, ſo daß man darin unter dem platten Dach, womit es bedeckt iſt, wie in einem kleinen offnen Tempel herumgehen kann. Auf dieſem platten Dach ſteht die aus Quaderſteinen erbaute Pyramide; merkwürdig ſchien es uns, daß ſie ganz allein auf der Bedachung des eben beſchriebnen Piedeſtals ruht, ohne die Seitenwände desſelben zu berühren, weil ihre Baſis nach allen Seiten beträchtlich kleiner iſt, als das Viereck, welches jenes bildet. Keine Inſchrift, kein Bildwerk ziert dieſes Monument, aber die ſchlank in den blauen Aether ſich erhebende, edle, ſchmuckloſe Geſtalt desſelben macht, bei aller Einfachheit, einen ſehr impoſanten und ſchönen Effect. Leider bemerkt man bei genauerer Betrachtung viele Spuren früher und ſpäter daran verübter Gewaltthat. In den Zeiten der Revolution ließ das entartete Volk auch an dieſer Pyramide ſeinen zerſtörenden Muthwillen aus; und beinahe wäre ſie gänzlich vom Eigner des Feldes, auf welchem ſie ſteht, vernichtet worden, zum Glück verhinderte ihn noch ein Verbot der Polizei bei Zeiten daran, dieſen Vorſatz auszuführen.

Wem zu Ehren dieſe Pyramide errichtet ward, iſt ſchwer auszumitteln, da keine Spur einer Inſchrift hier zum Leitfaden dient. Alterthumskenner weihen ſie dem Kaiſer Auguſt, das Volk aber nennt ſie l' Aiguillo, die Nadel, und glaubt ſteif und feſt, Pontius Pilatus liege darunter begraben. Dieſer alte Landpfleger ſpukt in dieſen Gegenden noch immer herum und ſpielt eine große Rolle in den hieſigen Volksſagen. Nahe an Vienne ſtehen am Ufer der Rhône noch die Trümmer eines alten, wahrſcheinlich von den Römern erbauten Thurms, den das Volk auch den Pilatusthurm nennt, weil, wie behauptet wird, der Kaiſer Caligula den Pilatus dort einſperren ließ; aus Verzweiflung erhängte ſich dieſer im Thurm, ſein Körper ward in die Rhône geworfen, und dieſe wirbelt und ſchäumt noch immer an der Stelle, wo dies geſchah, obgleich der Todte wieder herausgezogen, und von einem hohen, nahen Berge, der auch ſeinen

Namen trägt, in einen tiefen Abgrund geſtürzt ward, wo er noch immer in furchtbarer Geiſtergeſtalt umhergeht. Viele aber glauben, er ſey unter der Aiguille ehrenvoll begraben, finde indeſſen doch keine Ruhe.

In allen Straßen der Stadt ſind noch alte Inſchriften, Ueberbleibſel antiker Grabmäler, Trümmer von Säulen und Basreliefs in den Mauern dunkler, ſchmuziger Gebäude und Ställe. Schlechte ſteinerne Bänke vor elenden Hütten werden von ſchönen antiken Kapitälen getragen, überall iſt die gegenwärtige Zeit mit der längſt vergangnen im grellſten Kontraſt. In einer der ſchmuzigſten Straßen ſteht ein alter Triumphbogen eingemauert, an deſſen innrer Wölbung noch Spuren zerſtörter Ornamente von Bildhauerarbeit ſichtbar ſind. Die Trümmer eines großen Amphitheaters liegen jetzt faſt ganz zerſtört mitten in Weinbergen dicht an der Stadt, und auf einem hohen Berge ſieht man alte Mauern, welche der Sage nach einſt ein römiſches Kaſtell waren. Die ſehr große Hitze des Tages verhinderuns, dieſen Berg zu erſteigen, die Ausſicht oben wird aber als entzückend ſchön geprieſen, und iſt es gewiß auch.

Ein Tempel des Auguſtus iſt das einzige leidlich erhaltne antike Gebäude in Vienne; ſo viel man noch davon urtheilen kann, muß er der maison carrée in Nismes sehr ähnlich geweſen ſeyn. Er bildet wie jenes ein längliches Viereck, und Säulen korinthiſcher Ordnung umgeben ihn an allen Seiten. Mehrere von dieſen ſind noch beinahe unverletzt und zeichnen ſich durch trefflich gearbeitete Kapitäle aus, nur die Riefen in den Säulenſchäften, welche ihnen ein ſo elegantes Anſehen geben, ſind faſt durchgängig muthwilliger Weiſe zerſtört. Der Tempel war in ſeiner urſprünglichen Schönheit ringsum offen, bis auf die ſchmälere Hinterwand; die ſchlanken Säulen trugen das mit einem Giebel und trefflich gearbeiteten zierlichen Geſimſen und Frieſen geſchmückte Dach. Mönchiſche Unwiſſenheit führte Mauern zwiſchen den Säulen auf, und machte aus dem Göttertempel einen geſchmackloſen viereckigen Kaſten, um ihn als Capelle der Verehrung irgend eines Heiligen zu weihen. Durch dies allen Kunſtſinn empörende Verfahren ſind die Säulen weit über die Hälfte in dicken Mauern verſteckt, kaum daß man noch errathen kann, was der Tempel ehemals geweſen ſeyn muß.

Wir bekennen, es ward uns beim Anblick dieſer in einem barbariſchen Zeitalter vom Aberglauben verübten Verſündigung gegen das Schöne ganz heidniſch zu Muthe, und Schillers Götter Griechenlands wollten uns gar nicht aus dem Sinn. Der Tempel iſt übrigens keine Kapelle mehr, aber etwas noch ärgeres, eine Gerichtsſtube.

Nur von einem Miethbedienten begleitet, gingen wir, das Muſeum zu beſehen, und fanden einen ſehr unterrichteten Mann an dem Aufſeher desſelben, der zugleich Lehrer der Zeichenkunſt in einer damit verbundnen öffentlichen Erziehungsanſtalt iſt. Obgleich wir ohne alle Empfehlung zu ihm kamen, empfing er uns dennoch ſehr freundlich, und zeigte uns mit unermüdender Gefälligkeit ſowohl die im Muſeum als in ſeiner eignen Wohnung aufbewahrten beträchtlichen Sammlungen von Alterthümern. Von Geburt iſt er ein Deutſcher, mit Namen Schneyder, hat aber während ſeines vieljährigen Aufenthalts in Frankreich die Leichtigkeit verloren, ſich in ſeiner Mutterſprache gut auszudrücken oder auch ſie ſchnell im Geſpräch zu verſtehen. Seit einer langen Reihe von Jahren macht er es ſich zum Hauptgeſchäft, Alles zuſammen zu tragen und zu retten, was er von Ueberreſten alter Kunſt, in Vienne und der umliegenden Gegend, habhaft werden kann. In den nahen Weinbergen, beſonders in dem, der das alte Amphitheater umſchließt, auch in Feldern und Gärten finden die Landleute täglich mitunter recht ſchöne Fragmente von Statuen, Basreliefs und Säulen, ſobald ſie etwas tief graben, auch Moſaikpflaſter, Lampen, Münzen, Urnen, architektoniſche Verzierungen und kleine Hausgeräthe und Schmuck der Alten. Herr Schneyder hat die Leute ſo zu gewinnen gewußt, daß ſie ihm von jedem Fund dieſer Art ſogleich Nachricht geben, kann er ihn dann für Geld und gute Worte habhaft werden, ſo verſäumt er die Gelegenheit nicht; was ſich nicht transportiren läßt, zeichnet er wenigſtens ab, und erwirbt ſich ſo ganz in der Stille ein unſterbliches Verdienſt um die Alterthumskunde. Die Freude daran iſt die einzige ſeines Lebens und auch die einzige Belohnung ſeiner unbeſchreiblichen Mühe und Geduld. Seine Bekanntſchaft machte uns großes Vergnügen; glückliche Menſchen zu ſehen, iſt der erfreulichſte Anblick, und es gibt vielleicht in der Welt keine glücklichern, als dieſe Sammler, beſonders wenn ſie an einem Ort wie Vienne leben, wo ihnen täglich neue Ausbeute wird, die ohne ſie ſpurlos verſchwände. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß in allen den vielen, in dieſer Hinſicht merkwürdigen Städten des ſüdlichen Frankreichs ſolche Herren Schneyder lebten, noch beſſer, wenn alle die zerſtörenden Jahrhunderte hindurch dort immer ſolche Männer gelebt hätten.

Die Sammlung, welche Herr Schneyder auf dieſe Weiſe zuſammengebracht hat, iſt unglaublich groß, wenn man den kleinen Kreis betrachtet, auf den er ſich beſchränken mußte, leider aber beſteht ſie faſt nur aus Fragmenten. Mehrere große Stücke antiker Fußböden von Moſaik zogen uns beſonders an, da ſie hiſtoriſche Darſtellungen enthalten, wie wir ſie bis jetzt noch nicht geſehen hatten. Seine faſt unzählbaren Zeichnungen, die er in großen Mappen aufbewahrt, ſind alle von ſeiner eignen Hand bis in's kleinſte Detaile höchſt ſauber und zierlich ausgeführt. Was ſich an Mauern, in Häuſern, in Kirchen, in Ställen, ja in den abgelegenſten Winkeln in und um Vienne von römiſchen Alterthümern noch erhalten hat, griff er mit kunſtreicher Hand auf und bewahrte wenigſtens den Schatten davon vor gänzlichem Untergang. Nur ſah er dabei zu viel in die Vergangenheit, und ſuchte die Zerſtörungen der Zeit durch ſeine Phantaſie zu erſetzen. Wohl mag Alles noch weit herrlicher geweſen ſeyn, als er es darſtellte, aber im gegenwärtigen Zuſtande hätten wir viele ſeiner Originale in der Zeichnung nicht wieder erkannt. Die Barbarei des Fanatismus, die hier ſo viel Schönes theils vernichtete, theils durch mißverſtandne Heiligung entheiligte, iſt ſein größter Kummer. Schmerzlich beklagte er eine ſchöne Säule von verde antico, die vernichtet ward, um den Altar einer Kirche mit dem koſtbaren Material zu bekleiden; dann ein prächtig gearbeitetes Kapital einer korinthiſchen Säule, das jetzt, ausgehöhlt, zum Taufbecken dienen muß, und unzählige Inſchriften und Basreliefs, die von den Marmortafeln herunter gehauen wurden, damit dieſe hernach zu Leichenſteinen verbraucht werden könnten.

Bei einer armen Bauerfrau nahe an der Stadt, zu welcher Herr Schneyder uns wies, ſahen wir die lieblichſte Kindergruppe von Marmor, die man ſich nur erdenken kann, und dazu bis auf einige unbedeutende Kleinigkeiten ganz vollkommen wohl erhalten; was um ſo mehr zu bewundern iſt, da die Frau ſie vor etwa anderthalb Jahren beim Graben in ihrem Weinberge, kaum zwei Fuß tief unter der Erde fand. Sehr bereitwillig holte ſie ihre Engelein, wie ſie ſie nannte, aus ihrem Kaſten hervor, wo ſie in grünen Flor gewickelt auf ihren Sonntagskleidern recht weich gebettet lagen. Die Gruppe ſtellt ein paar Knaben von ein- bis zweijährigem Alter, faſt in Lebensgröße vor, der ältere hält mit der linken Hand einen Vogel feſt an die Bruſt gedrückt, und wehrt mit vorgehaltnem Arm den kleinern Bruder ab, der ihm den Vogel entreißen will, und ihn im kindiſchen Grimme in den Arm beiſt, da er deſſen nicht habhaft werden kann. Der ältre Knabe ſcheint bei dem Biß des ſchwachen Säuglings keinen Schmerz zu fühlen, ſondern ſieht, halblächelnd, dem ohnmächtigen Zürnen zu; die Körperchen, die Köpfchen, Ausdruck und Stellung kann man ſich nicht lieblich genug vorſtellen. Ein Baumſtamm ſteht jedem der Kinder zur Seite, neben dem älteren windet eine Schlange ſich daran herauf, neben dem kleineren kriecht eine Eidechſe in die Höhe, welche nach einem Schmetterling ſchnappt. Nur der eine Flügel des Vogels und ein Finger des kleineren Knaben fehlen dieſem unbeſchreiblich reizenden, antiken Kunſtwerk, übrigens iſt es ganz unverſehrt.

Mehrere, welche dieſe Gruppe ſahen, haben allerlei Allegorien darin finden wollen, Herr Schneyder hält ſie, wahrſcheinlich mit Recht; für Porträts zweier Kinder irgend eines reichen, vornehmen Römers, der ſie vielleicht zufällig in dieſer Stellung ſah und ſie ſo von einer Meiſterhand abbilden ließ; die Schlange, die Eidechſe, den Schmetterling erklärt er für unbedeutende, willkürliche Verzierungen des Künſtlers. Die Eignerin dieſer Gruppe ſah mit einigem Wohlbehagen unſrer Freude darüber zu, dann küßte ſie ihre

Engelein, wickelte ſie wieder in den grünen Schleier und legte ſie ſorgſam in ihr Bette. Arm, wie ſie iſt, will ſie ſie jetzt doch nicht verkaufen, obgleich der Präfekt ihr eine für ſie bedeutende Summe dafür geboten hat, um ſie nach Paris ins Muſeum zu ſchicken. Wenn einmal die Milords Anglois mit großen Beuteln voll Guineen wieder in's Land kämen, dann, meinte ſie, könnte ſie ſich vielleicht entſchließen, ihre Engelein wegzugeben, obgleich es ihr ſehr ſchwer fallen würde; ſogar von Reiſenden und auch von uns etwas für die Mühe des Vorzeigens anzunehmen, weigerte ſie ſich, und es koſtet wirklich Ueberredung, ſie dazu zu bewegen.

Nachdem wir uns in Vienne lange genug bei den Ueberreſten des Heidenthums aufgehalten hatten, beſuchten wir auch die große alte Kirche, St. Maurice, eine der ſchönſten in Frankreich. Schon die Höhe, auf welcher dieſe prächtige Kirche ſteht, gibt ihr ein impoſantes und feierliches Anſehen; acht und zwanzig breite ſteinerne Stufen führen zu ihr hinauf, die reichen Verzierungen des Portals, die Statuen, welche die Façade ſchmückten, wurden in der Revolution zerſtört und verſtümmelt, ohne daß der majeſtätiſch große Eindruck des Ganzen darunter litt. Lange ward ſie als Fouragemagazin mißbraucht, jetzt war man eifrig damit beſchäftigt, ſie wieder, wenigſtens im Innern, herzuſtellen, um ſie auf's Neue zum Gottesdienſt weihen zu können. Die prächtigen gemalten Fenſter, einige Altäre, vieles ſchön gearbeitetes altes Schnitzwerk und einige Monumente ſind, wie durch ein Wunder, dem allgemein herrſchenden Zerſtörungsgeiſt entgangen. Das marmorne Denkmal, welches hier zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts dem Kardinal Armand de Montmorin errichtet ward, gehört gewiß zu den beſten plaſtiſchen Kunſtwerken jener Zeit, und ſteht faſt unverletzt da. Es iſt die Arbeit eines, dem Namen nach deutſchen Künſtlers, Slodtz, der damals in Rom lebte und es dort ausführte. Auf einem Sarkophage ruht der Kardinal in halb liegender Stellung, im prieſterlichen Ornat; mit der Linken hält er die Rechte ſeines neben ihm ſtehenden Nachfolgers, der dies Monument errichten ließ, mit der Rechten deutet er auf den Biſchofsſtab und die Mitra, welche beide neben dem Sarkophage auf einem Kiſſen ruhen; ein Genius hält das Wapenſchild des Nachfolgers, das des Hauſes Montmorin iſt an dem Sarkophage angebracht. Die Köpfe der beiden Kardinäle ſind edel und ausdrucksvoll, beſonders der des Sterbenden, die Ausführung des Ganzen höchſt vollendet, vorzüglich in den gut gehaltnen Draperien. Die Spitzenkanten unten an den Chorröcken ſind faſt bis zur Täuſchung fein gearbeitet.

Gegen Abend verließen wir Vienne, um die wenigen Meilen bis Lyon vollends zurück zu legen. Zuerſt empfing uns ein von der Rhône durchſtrömtes Felſenthal, dann kamen wir reichen Kornfeldern, blumigen Wieſen und ſchönen Weinbergen vorüber, bald nahe, bald entfernter vom breiten, mit grünen waldigen Inſeln geſchmückten Strome, bald über die Felſenreihen am Ufer, bald tief unten in ſchattigen Thälern, bis wir noch vor gänzlichem Einbruch der Nacht die große, einſt vor allen andern blühende Stadt erreichten, deren gänzliche Vernichtung in den Tagen der Schreckenszeit geſetzlich ausgeſprochen ward, und die jetzt anfing, ſich von überſtandnem Elend langſam zu erholen.

Lyon.

Lyon iſt eine der häßlichſten, der ſchönſten, der größten Städte in Frankreich, auch wohl in Europa, wenn man einige Reſidenzen abrechnet. Dicht vor ihren Mauern vereinigen ſich zwei große ſchiffbare

Ströme, und dieſe günſtige Lage beſtimmt ſie zur bedeutenden Handelsſtadt. Die Saone ſtrömt mitten durch die Stadt und trennt den ältern Theil derſelben von dem neuern, der auf einer Halbinſel oder vielmehr Erdzunge zwiſchen ihr und der Rhône erbaut iſt. Dieſe begränzt die Stadt von der Mittagsſeite, an dem andern Ufer derſelben liegt eine ſpäter erbaute kleine Vorſtadt. Mit ſchönen großen Gebäuden beſetzte breite Quais ſchmücken die Ufer beider Ströme, und bilden den ſchönſten und volkreichſten Theil der Stadt. Beide wurden eben mit Reihen von jungen Bäumen beſetzt, weil die, welche ſonſt hier reichen Schatten gaben, in der Revolution gefällt wurden.

Die Straßen mitten in der Stadt ſind beinahe alle ſehr enge, ſchmal, winklig und krumm, doch ſieht man in ihnen viele ſchöne, oft ſieben bis acht Stockwerk hohe Häuſer, auch gibt es hier mehrere freie Plätze, zum Theil mit anſehnlichen Gebäuden umgeben, dieſe aber tragen beſonders die Spuren, theils abſichtlicher, theils in der fürchterlichen Belagerung der Stadt entſtandner Verwüſtung.

Wir wohnten im Hôtel de l' Europe am großen Platz Bellecour, dem ſchönſten der Stadt, der zugleich ein Lieblingsſpaziergang der Einwohner war, als die vielen Reihen prächtiger Bäume hier noch ſtanden, die ebenfalls in der Revolution fielen, und an deren Stelle man jetzt anfing neue zu pflanzen. Mehr als zwanzig, vor wenigen Jahren noch große, prächtige Häuſer lagen jetzt hier völlig zerſtört als Schutthaufen da, ſie wurden in der Schreckenszeit demolirt, als die Majeſtät des Volks, Lyon ſpurlos zu vertilgen, förmlich dekretirte, weil dieſe Stadt allein dem Schwarm der wüthenden Republikaner widerſtand und der alten Ordnung ſo wie dem König treu bleiben wollte. Jetzt fing man an, auf Befehl des Kaiſers die Häuſer ganz langſam wieder aufzubauen, die in wenig Tagen vernichtet worden waren. Auch im übrigen Theil der Stadt, beſonders an großen Plätzen, iſt die Anzahl der auf dieſe Weiſe niedergerißnen Häuſer nicht klein, aber noch größer die Zerſtörung, welche die Kugeln der Karmagnolen während der Belagerung anrichteten; überall findet man noch traurige Spuren davon, beſonders an dem Quai längs der Rhône. Hier liegt das ſehr große, prächtige Hôtel Dieu; es gleicht von außen mehr einem fürſtlichen Palaſt als einem Hoſpital. Zweitauſend Kranke und ſchwache Arme werden in dieſer der Wohlthätigkeit geweihten Anſtalt, größtentheils von barmherzigen Schweſtern verpflegt, aber leider ſtimmt die innere Einrichtung derſelben nicht zu dem prachtvollen Aeußern und macht noch manche Verbeſſerung wünſchenswerth. Auf Erhaltung der Reinigkeit der Luft wird wenig darin geſehen, hundertweiſe liegen die Kranken in großen Sälen zuſammen, oft zwei in einem Bette, Sterbende und Geneſende, und jeder muß neben ſeinem eignen Jammer auch noch den der Andern ertragen.

Auf dieſes Gebäude richteten die Republikaner mit tigerartiger Grauſamkeit recht abſichtlich ihre mörderiſchen Feuerſchlünde, und beſchoſſen es mit glühenden Kugeln; die ſchöne Façade trägt noch die Spuren davon. Sie wollten die Verwundeten, die hier herein gebracht wurden, vollends tödten und leider wurden auch viele das Opfer ihres unerſättlichen Blutdurſts.

Eine lange, mit ſchönen Pappeln beſetzte Allee endet den Quai und geht längs der Erdzunge bis zu dem ſchönſten und intereſſanteſten Punkte in Lyon, da, wo die Saone ſich mit der Rhône vereinigt. Die große Waſſermaſſe beider Ströme, der Anblick der Stadt, die mit ſchönen Landhäuſern geſchmückten hohen maleriſchen Felſenufer der Saone, die reich bebauten, hier flächeren Ufer der Rhône, die Vorſtadt auf dieſen, Alles bildet hier eine entzückend-mannigfaltige Ausſicht, die ſich mit keiner andern vergleichen läßt.

Der jenſeits der Saone auf einer beträchtlichen Anhöhe erbaute ältere Theil der Stadt verdankt ſeine erſte Entſtehung den Römern, die hier das alte Lugdunum gründeten, eine reiche, herrlich-blühende Pflanzſtadt, zu einer Zeit, wo das jetzige Paris noch als Lutetia in ſeinen Sümpfen halb begraben lag. Sehr zerſtörte Trümmer eines Aquädukts in der Nähe, Grundmauern eines Theaters, einiger Palläſte und Tempel zeigen dem Alterthumskenner noch Spuren verſunkner Herrlichkeit, können aber auch nur ihn intereſſiren, denn kaum läßt ſich aus hin und wieder, zwiſchen elenden Hütten verſtecktem, altem Gemäuer die ehemalige Geſtalt der einſt hier ſtehenden Gebäude einigermaßen errathen. Der Weg zu ihnen iſt höchſt beſchwerlich und ihr Anblick im jetzigen Zuſtande nicht lohnend für den, welcher ohne andern Zweck, als dem der Schauluſt, ſie aufſucht.

Jetzt iſt dieſer unbeſchreiblich ſchmuzige und dunkle Theil von Lyon der Wohnplatz ſeiner ärmſten Bewohner. Hier, wie in allen Fabrikſtädten, ſtieg das Elend und die Anzahl der Armen zu großer Höhe, obgleich die Wohlthätigkeit der Reichen viel für ſie thut. An öffentlichen Anſtalten zu ihrer Verpflegung mangelt es nicht, auch für Findelkinder und Waiſen iſt geſorgt, doch kann dem Uebel dadurch nicht geſteuert werden, denn die immer kümmerliche Exiſtenz dieſer ſehr fleißigen, arbeitſamen Menſchen hängt hier mehr als irgendwo vom Gedeihen des Seidenbaus ab, und vor allem von den ewig ſchwankenden Geſetzen der Mode. Letztere waren ihnen ſeit längerer Zeit bei der allgemeineren Einführung baumwollner Zeuge nicht günſtig, und das Unheil, welches die Revolution ſtiftete, zerſtörte in Frankreich vollends allen bürgerlichen Wohlſtand. Neues Erblühen des Handels und der Gewerbe können nur allmählig die Wunden alle heilen, die eine lange Reihe unglücklicher Jahre ſchlug. Napoleon ſuchte jetzt freilich durch große Beſtellungen für ſeine ungemeſſene Prachtliebe die Fabriken wieder zu beleben, aber auch dieſe konnten doch verhältnißmäßig nur Wenigen Brod und Beſchäftigung geben.

Die wohlthätigen Stiftungen, einige Kirchen und öffentliche Gebäude ausgenommen, findet der Fremde in Lyon wenig ſogenannte Sehenswürdigkeiten. Bedeutende Kunſtſammlungen exiſtiren hier nicht, die Stadtbibliothek war ſonſt, als die zahlreichſte in Frankreich, nächſt der in Paris ſehr merkwürdig, aber die Karmagnolen quartirten nach der Einnahme der Stadt eine große Anzahl Soldaten in dem Gebäude ein, welche ſechs Monate hindurch die Bücher zum Einheizen benutzte. In welchem Zuſtande alſo dieſe Bücherſammlung jetzt iſt, läßt ſich denken.

Das dermalige Lyceum war ſonſt ein großes prächtiges Jeſuitenkloſter, liegt am Quai der Rhône, hat aber auch während der Belagerung viel gelitten. Die Ausſicht aus den Fenſtern deſſelben auf den Strom und den gewühlvollen Quai iſt wunderſchön, am ſchönſten aber von der Terraſſe, welche das Lyceum mit dem dazu gehörigen Bibliothekgebäude verbindet. Die reiche Façade des Rathhauſes, eines der ſchönſten Gebäude in Lyon, ſteht jetzt ebenfalls verwüſtet da, und zeigt nur noch Spuren ihrer ehemaligen Schönheit, denn die ſie ſchmückenden Statuen und Verzierungen wurden alle herunter geriſſen oder verſtümmelt. Der Hof eines nahe am Rathhauſe liegenden ehemaligen Nonnenkloſters iſt jetzt als Börſe der Verſammlungsort der Kaufleute. Ob die frommen Schweſtern, die ſonſt hier hauſeten, es im Grabe ruhig anſehen, daß ſo viel Männer an dem heiligen Ort jetzt Handel und Wandel treiben, und nicht zuweilen geſpenſtiſch dazwiſchen fahren, wiſſen wir nicht, wohl aber, daß der große Raum und die ihn umgebenden, oben bedeckten Säulengänge ihrer jetzigen Beſtimmung recht angemeſſen ſind.

Die nah an der Börſe auf einer Anhöhe erbaute große alte Johanniskirche beſuchten wir auch. Das Aeußre derſelben iſt ſchmuckloſer und weniger impoſant, als das der Moritzkirche in Vienne, aber der Eintritt in das Innere machte auf uns einen höchſt feierlichen Eindruck. Ein röthliches Dämmerlicht erfüllte das hohe, wunderbar in einander verſchlungne Gewölbe, die hohen, gemalten Fenſter erglänzten wie farbige Juwelen im Strahl der gemildert durch ſie hindurch ſchimmernden Sonne, und bildeten wunderbare Reflexe an den kühn emporſtrebenden Pfeilern, welche das Gewölbe unterſtützen. Ueberall herrſchte feierliche Stille in dem großen, der Andacht geweihten Tempel.

Ein ſehr künſtliches Uhrwerk in dieſer Kirche war ſonſt berühmt, es zeigte nicht nur Tage, Stunden, Minuten und Sekunden, auch die hohen Feſttage, den Mondwechſel, die Jahreszahl und Alles, was auf die Zeit Bezug hat, in der man eben lebt. Die Dreifaltigkeit, die heilge Jungfrau, alle Apoſtel, viele Heilige, auch der Hahn des Petrus ſpazierten zu beſtimmten Stunden heraus und hinein, und machten allerhand Künſte. In der Belagerung ward auch dies Kunſtſtück verdorben und wird wohl ſchwerlich wieder in den vorigen Zuſtand verſetzt werden können.

Vom Thurm der Kirche, den wir beſtiegen, überblickten wir die ganze große Stadt zu unſern Füßen und ihre von zwei großen Flüßen durchſtrömte, wunderſchöne Umgegend. Am fernen Horizonte ſchimmerten die ſchneebedeckten hohen Alpen der Schweiz und Savoyens uns entgegen, ein weißliches, glänzendes Wölkchen in der fernſten Ferne ward uns als der Montblanc bezeichnet, den wir hier voll froher Erwartung zum erſtenmal begrüßten.

Lyons Umgebungen.

Miß Lucy hatte ihrem Verſprechen gemäß ſich wenig Tage nach unſrer Ankunft wieder bei uns eingefunden, und war uns eine recht liebe Begleiterin bei allen unſern kleinen Exkurſionen, indem Yorick hier wenig zur Sprache kommen konnte, und auch weder von frühem Aufſtehen noch böſen Wegen die Rede war. Die von England ſo ganz verſchiedne und doch ſo ſchöne Gegend um Lyon entzückte ſie beſonders, auch iſt deren erſter Anblick wahrhaft bezaubernd, beſonders an den Ufern der Saone. Hohe, dicht aneinander gereihte Felſen umgeben hier den Strom an beiden Seiten, und freundliche, mitunter ſehr anſehnliche Landſitze der reichen Bewohner Lyons liegen in langen Reihen am Abhange der bis oben hinauf mit Reben und Geſträuch bedeckten Berge, aus deren reichem Blätterſchmuck nur an einzelnen Stellen eine Felſenſpitze ſchroff und kahl in maleriſch-gezackter Form emporſteigt. Still und ſilbern fließt der breite, von Booten lebendige Strom, und nur die ſehr ſchöne Chauſſée trennt ihn von den Gärten, welche die Landhäuſer an beiden Ufern rings umgeben.

Wie ein Smaragd in Silber gefaßt, liegt, nicht ſehr entfernt von der Stadt, die Inſel Barbe mitten in der ſich an dieſer Stelle ſehr ausbreitenden Saone. Sie iſt der Lieblingsort der Lionaiſer, welche keine eignen Landhäuſer beſitzen, das heißt, faſt aller aus dem Mittelſtande, denn hier hat nicht jeder Schuſter oder Schneider ſeine Baſtide, wie in Marſeille. Sonntags und an Feiertagen wimmelt es auf dieſer Inſel von fröhlichen Menſchen, die dort Alles finden, was beſonders dem Franzoſen zum Leben unentbehrlich iſt;

dahin gehört ein hübſcher Garten an dem wohleingerichteten Gaſthofe, vorzüglich Muſik, Tanz, Erfriſchungen, und vor allem Gelegenheit zu ſchwatzen, zu ſehen und geſehen zu werden.

Das Landhaus und der Garten, welche man für die ſchönſten um Lyon hält, gehören einem ſehr angeſehenen Kaufmann, dem wir addreſſirt waren. Der Eigner hatte die Güte, uns ſelbſt in ſeiner ſchönen Beſitzung herum zu führen, dabei erwähnte er wiederholentlich und mit großem Behagen, daß das Haus genau nach dem Plan des Schloſſes zu Verſailles erbaut, und dabei hier auf jeden dortigen Fuß ein Zoll gerechnet ſey. Einem Franzoſen iſt bekanntlich Verſailles das erſte Wunder der Welt, wir aber konnten nur die Idee etwas wunderlich finden, ein ſolches großes Modell zum bürgerlichen Wohnhauſe zu machen. Unerachtet des ſehr verkleinerten Maaßſtabes hat dies Gebäude noch immer ein ſchloſſartiges, grandioſes Anſehen, aber ihm mangelt die zierliche häusliche Bequemlichkeit, die bei einem ländlichen Aufenthalt uns vor allem wünſchenswerth erſcheint, und welche den kleinern engliſchen Landhäuſern einen ſo unbeſchreiblichen Reiz gibt. Ein hübſches Blumenparterre vor dem Hauſe mit zwei ziemlich hohen Springbrunnen, und an beiden Seiten mit ſchattenden Alleen umgeben, kam uns zwar auch ein wenig à la mode de Versailles vor; iſt aber doch recht angenehm. Auch ſind hier ein Paar Kaskaden, die indeſſen nur bei feſtlichen Gelegenheiten angelaſſen werden, und dann, vom Felſen herabſtrömend, ſich recht hübſch machen. Dicht hinter dem Hauſe erhebt ſich ein ſteiler, mit Bäumen und Geſträuch bewachſener Fels, mannigfaltige, oft etwas unbequeme Fußwege ſchlängeln ſich dort durch die dichten Schatten, und gewähren an einzelnen Stellen ſehr reizende Ausſichten auf den Strom, auf das entgegengeſetzte Ufer und die Inſel Barbe. Dieſem Theil der Anlagen erzeigt man die Ehre, ihn einen engliſchen Park zu nennen, denn die Franzoſen haben, wie auch hin und wieder die Deutſchen, gar ſonderbare Begriffe von dem, was ein ſolcher Park eigentlich iſt.

Die übrigen Landſitze um Lyon ſind, bei weniger Prätenſion, von minder vornehmen Anſehen, mitunter aber auch recht groß und ſchön. Alle haben eine herrliche Lage und köſtliche Umgebungen, aus denen ſich viel Schönes machen ließ, doch konnten wir nun einmal den kleineren franzöſiſchen Gärten im neuern Stil wenig Geſchmack abgewinnen, da wir die engliſchen kannten, wo man bei beſchränktem

Raum es ſelten verſucht, etwas Großes machen zu wollen, ſondern ſich mit einem einfachen, mit Blumen geſchmückten Grasplatz, und einigen, von blühendem Geſträuch umgebenen, ſchattenden Baumgruppen gern begnügt.

Die großen altfranzöſiſchen Gartenanlagen, welche in alterthümlicher Pracht die königlichen Schlöſſer umgeben, ſind in ihrer Art wahrhaft ſchön und imponirend, ſo lange ſie bleiben, was ſie ſeyn ſollen, eine Fortſetzung der großen Gallerien und Säle des Palaſts, wo ſich der ſtattlich geſchmückte Hof im Freien ergehen kann. So wie ſich dieſes Volk aber der Natur nähern will, wird es kleinlich und manierirt, und in ſeinen ländlich ſeyn ſollenden Gärten mußten wir immer bei jedem Schritt an die in Roſa-Atlas gekleideten, zierliche Schäferſtäbe in den Händen haltenden, Schäfer und Schäferinnen ſeiner Bühnen und ſeiner Idyllen denken, als die einzige zu dieſen Landſchaften paſſende Staffage.

So reizend uns die Lage aller dieſer Landhäuſer an der Saone auf den erſten Anblick erſchien, ſo fühlten wir doch, daß dieſe Gegend uns auf die Länge zu einförmig erſcheinen würde. Den Ausſichten mangelt nämlich alle Ferne, alle Mittelgründe; man ſieht ewig nur den Strom, die Inſel, das gegenüber liegende, freilich herrlich bebaute Ufer und ſeine waldbekrönten Felſen. Wer nicht wie eine Gemſe klettern kann oder mag, iſt einzig auf das lange, ſchmale Thal beſchränkt, hat keinen andern Spaziergang, als den längs dem Ufer des Stroms auf der Heerſtraße, und muß immer wieder umkehren, um denſelben Weg zurück zu gehen, den er hinwärts nahm. An den Ufern der Rhône iſt es hier eben ſo, dieſe ſind indeſſen weniger mit Gartenhäuſern angebaut, weil ſie weniger ſchön und flächer ſind, und werden deshalb ſeltner beſucht.

Lyoner Fabriken.

Unzählige Bedürfniſſe des Luxus und der Mode, die nirgend beſſer und wohlfeiler als in Lyon befriedigt werden können, machen dieſe Stadt merkwürdig und berühmt. Unmöglich iſt es, nur alle die einzelnen Artikel aufzuzählen, welche fleißige Hände hier in großer Menge hervorbringen; ſie kleiden und putzen halb Europa. Alles wird hier gewoben und gearbeitet. Seidne Stoffe, Bänder, Stickereien, die ſchönſten, die man ſich nur denken kann, in Gold, Seide und Baumwolle, goldne und ſilberne Treſſen und Verzierungen aller Art, Knöpfe, Petinet, Gaze, Sammet. Das lange Regiſter von allem, was hier in den vielen Manufakturen entſteht, würde leicht ermüdend und doch nie vollſtändig werden, weil jeder Tag neue Erfindungen hervorbringt. Wir wünſchten ſehr, die Entſtehung einiger Hauptfabrikate vom Anfange an zu ſehen, aber das iſt in Lyon unmöglich. Die nach engliſcher Art eingerichteten Maſchinen, auf welchen die Seide geſponnen wird, ſind alle theils auf dem Lande, theils in kleineren Städten, und die Seide ſelbſt wird daher ſchon zum Weben bereitet eingeführt. Die Arbeiter der Fabriken betreiben ihr Geſchäft einzeln in ihren Wohnungen; das rohe Material wird ihnen vom Fabrikherrn geliefert, das Muſter vorgeſchrieben, und die Arbeit nach dem Staab bezahlt. Daher muß man einen in Lyon wohl bewanderten Führer haben, wie wir ihn auch glücklicher Weiſe gefunden hatten, der die einzelnen Wohnungen der vorzüglichſten Arbeiter kennt, wenn man nur etwas davon ſehen will. Dennoch iſt der Anblick bei weitem nicht ſo belehrend und intereſſant als der, welchen die großen Fabriken in England gewähren, wo alle Arbeiter, in einem großen Gebäude verſammelt, einander in die Hand arbeiten, und jeder Einzelne nur den Theil des Ganzen liefert, den er in größter Vollkommenheit hervor zu bringen verſteht.

Unangenehm iſt es zwar, in den ſchmuzig-engen Straßen oft ſieben bis acht Treppen hoch zu ſteigen, bis zur ärmlichen Wohnung einer fleißigen Familie, welcher der unerwartete Beſuch oft ſtörend erſcheint, dennoch machten wir mehrere ſolche Beſuche. Wir erſtaunten bei jedem über die bewundernswerthe Geſchicklichkeit und Geſchwindigkeit, mit der hier das Schönſte und anſcheinend Schwierigſte hervorgebracht wird, während uns die augenſcheinlich große Armuth dieſer fleißigen, durchgängig rechtlichen Menſchen mit ſtiller Wehmuth ergriff. Nichts kann ſchneidender kontraſtiren, als ihre kümmerliche, faſt nur auf das Unentbehrlichſte beſchränkte Exiſtenz mit der Pracht der unter ihren Händen entſtehenden glänzenden Stoffe. Alles, womit wir unſer Daſeyn ſchmücken, entſpringt leider in den Hütten der Armen, oft unter Seufzern und bittern Thränen; wir denken in unſrer Freude nicht daran, und dürfen es auch nicht, wenn wir nicht jeden Genuß uns zwecklos verbittern wollen, aber doch iſt es uns gut, wenn wir in einzelnen Momenten daran erinnert werden, und das wurden wir hier. Die große Anzahl von Arbeitern, bei verhältnißmäßig wenig bedeutenden Beſtellungen, hat den Preis ihrer Arbeit ſo herabgeſetzt, daß ſie, mit aller Anſtrengung, kaum das Nothdürftigſte erwerben können. So fanden wir eines Tages in einem reinlichen, aber ärmlichen Zimmer eine ganze Familie bei ihrem kargen Mittagsbrod vereint; nur die älteſte Tochter, ein ſchönes blaſſes Mädchen von achtzehn Jahren, ſaß am Weberſtuhl, und arbeitete ämſig an einem reichen Stoff mit wunderſchönen Blumen, der in St. Cloud die Zimmer der Kaiſerin zu ſchmücken beſtimmt war; ſie webte, während ihr Vater aß, damit die Arbeit ununterbrochen fortgeſetzt würde, und der einzige Weberſtuhl, den ſie beſaßen, keine Minute ruhe, ſelbſt in den Stunden des Schlafes wechſelte ſie ſo mit dem Vater, und doch ſahen wir deutlich, daß dieſer angeſtrengte Fleiß die noch aus der Mutter und ein paar kleinen Kindern beſtehende Familie nur dürftig ernähre, obgleich dieſer Arbeiter gewiß einer der vorzüglichſten war, da man ihm die Ausführung einer ſo bedeutenden Beſtellung anvertraut hatte.

Alſo trafen wir es durchgehends bei mehreren ähnlichen Beſuchen, überall Armuth, und dennoch knattert der Webſtuhl in allen dieſen Wohnungen beinahe Tag und Nacht. Die Farbenpracht, die Schönheit der geſchmackvollen Muſter, welche auf ihm entſtehen, übertreffen in dieſer Hinſicht oft ſelbſt die Zaubereien des Pinſels. Auch die Stickerinnen betreiben hier ihre Arbeit fabrikmäßig, ſie wirken Wunder mit ihrer Nadel, müſſen aber leider faſt immer dieſe mühſam erworbne Kunſt mit dem frühern Verluſt ihrer Sehkraft bezahlen.

Das Sammetweben intereſſirte uns beſonders, weil wir es nie vorher geſehen hatten. Die andern Stoffe werden doch immer wie Leinwand gewoben, und das Hervorbringen der Muſter hat die größte Aehnlichkeit mit dem Weben des damaſtnen Tiſchzeugs, anders iſt es mit dem Sammet. Eine platte meſſingne Nadel, oben mit einem feinen, faſt unſichtbaren Einſchnitt der Länge nach verſehen, wird blitzſchnell zwiſchen die doppelten Fäden des Einſchlags geſchoben, und dann mit einem Faden feſtgewebt, jedem Faden folgt eine Nadel, jeder Nadel ein Faden, bis der Webeſtuhl angefüllt iſt. Mit einem eignen, haarſcharfen Inſtrument von Stahl, das genau in den Einſchnitt der Nadel paßt, ſchneidet der Weber zuletzt die die Nadel bedeckenden Fäden auf, und das geſchieht mit ſo unbegreiflicher Schnelle und Sicherheit, daß wir kaum mit den Augen folgen konnten. Beim ungeriſſenen Sammet werden die Nadeln nur herausgezogen, und das Schneiden unterbleibt.

Die übrigen Fabriken übergehen wir mit Stillſchweigen, um nicht zu weitläuftig zu erſcheinen, alle beſchäftigen mehrere Tauſend fleißiger Hände; ſelbſt das Erfinden und Ausmalen der Muſter iſt ein Haupterwerb für viele, die in beſſern Verhältniſſen vielleicht bedeutende Künſtler geworden wären.

Die Bewohner von Lyon und ihr geſelliges Leben.

Aus allem dieſem geht hervor, daß das Lyoner Volk ſehr arbeitſam und fleißig iſt, und dieſe Tugend iſt bei ihm der Quell vieler andern, beſonders im häuslichen Leben, die man im übrigen Frankreich weit ſeltner antrifft. Ihre treue Anhänglichkeit an den König, an ihren Glauben, an die Geſetze, mußten die Lyonaiſer mit Strömen des edelſten Bluts, mit faſt gänzlicher Zerſtörung ihres ehemaligen Wohlſtandes büßen, und daß nicht die ganze Stadt von der Erde vertilgt ward, rechnete man ihnen noch obendrein als unverdiente Gnade an. Achttauſend der geachtetſten Einwohner wurden nach dem endlichen Einrücken der Karmagnolen in dieſer Stadt hingerichtet; die Frauen fielen unter dem Mordbeil der Guillotine, die Männer wurden in Maſſe dicht vor der Stadt erſchoſſen, weil das Guillotiniren den Mördern zu langſam dünkte. Die Kanonen, mit denen man ſie mordete, waren mit gehacktem Eiſen geladen, nach mehreren Schüſſen, als alle niedergeſunken waren, rief man den nur Verwundeten zu, ſich aufzurichten, weil man ſie begnadigen wolle, viele folgten dem Ruf und wurden im nämlichen Moment von neuen Schüſſen zu Boden geſtreckt. Niemand durfte den Sterbenden nahen, alle lagen hülflos verlaſſen, bis der Tod ihrer Qual ein Ende machte.

Der Sohn eines dieſer Gemordeten erzählte uns dieſe grauſenvolle Geſchichte an dem Orte, wo ſie geſchah, auf einer großen Wieſe vor dem Thor; er ſelbſt war damals noch nicht dem Knabenalter entwachſen geweſen, nur ſeine Jugend hatte ihn vor einem ähnlichen Schickſal bewahrt. Es lebt keine angeſehene Familie in Lyon, die nicht an dieſem verhängnißvollen Tage durch den Verluſt naher Verwandten und Freunde in tiefe Trauer verſetzt ward; der größte Theil dieſer Schlachtopfer waren Hausväter, die ſonſt in Ehre und Anſehen lebten, alle ausgezeichnet rechtliche Männer aus dem Bürgerſtande.

Unfern der Wieſe, auf welcher die Väter langſam verbluteten, fielen wenig Tage vorher ihre Söhne in einer Pappelallée, dreitauſend blühende Jünglinge, faſt alle aus den erſten Familien der Stadt, die ſich muthig den eindringenden Tigern entgegen ſtellten, und nicht wankten und wichen bis in den Tod. Sie waren die Glücklichen, ſie ſtarben, den Degen in der Hand, im gerechten Kampf, vor ihrer Eltern ſchmachvoller Ermordung, deren Anblick ihr ehrenvoller Tod ihnen erſparte.

Wenn wir alle dieſe blutigen Gräuel hier auf dem Schauplatz derſelben von Augenzeugen erzählen hörten, von jungen Männern, deren Väter, deren Freunde und Verwandte zum Opfer wurden, ſo ſtaunten wir, daß noch ein Menſch in Lyon fröhlich ſeyn oder gar lachen kann. Wir begriffen die Möglichkeit nicht, hier zu leben, davon ſprechen zu können, ohne vor Schmerz zu vergehen. Die vielen Blumen auf der unſeligen Wieſe ſahen wir mit Blut befleckt blühen, die hohen Pappeln flüſterten uns ſchauerlich wie Seufzer der unſchuldig Gemordeten, aber der dieſem Volke angebohrne Leichtſinn weiß nichts von alle dem. Daß die Franzoſen keine Sehnſucht kennen, iſt eben ſo bekannt, als daß ihre arme Sprache kein Wort für dies Gefühl hat; indeſſen auch Erinnerung ſcheint ihnen zu mangeln, ſie haben es nicht nöthig, ein unglücksvolles Geſchick allmählig zu verſchmerzen, ſie vergeſſen es, ſo wie es überſtanden iſt. Das Geſchichtliche davon bleibt ihnen zwar, aber der Eindruck davon verfliegt; wie wäre es ſonſt möglich, daß wir hieher geführt wurden, als zu einer Merkwürdigkeit!

Doch iſt der Charakter der Bewohner von Lyon ernſter, ſittlicher, als es in Frankreich ſonſt gewöhnlich iſt, faſt möchten wir ſagen, ſie haben etwas Deutſches in ihrer Art zu ſeyn, was wohl aus ihrem thätigen, arbeitſamen Leben entſpringt, vielleicht auch mit der Nähe der Schweiz zuſammenhängt. Sie tanzen, ſie ſingen zwar auch, und während der Carnevalszeit geht es ebenfalls in Lyon unter Armen und Reichen gar luſtig her, aber ihre Freude iſt geregelter, als in andern franzöſiſchen großen Städten, und artet ſeltner in niedre Ausſchweifung aus. Der Luxus iſt geringer und die Alles verwüſtende Spielſucht ein hier faſt unbekanntes Laſter, das wenig Gelegenheit zur Befriedigung findet. Der ehemalige Wohlſtand, welchen der ſonſt blühende Handel in dieſer großen Stadt verbreitete, iſt mit ſeiner Quelle in der Schreckensperiode ganz geſunken. Zwar fängt man an, ſich allmählig zu erholen, und die großen Manufakturen und Handelshäuſer erheben ihre Häupter wieder, aber die ärmere Klaſſe wird noch lange mühſelig arbeiten müſſen, ehe ihr die vergangnen guten Zeiten wiederkehren.

Den geſelligen Ton in den Häuſern bedeutender Kaufleute fanden wir ſehr angenehm, es liegt etwas Herzliches, etwas Familienhaftes darin, das uns oft an unſer Deutſchland mahnte. In den Häuſern herrſcht Ordnung und Reinlichkeit, aber wenig Prunk, und Alles deutet darin auf freundliche, ruhige Häuslichkeit, auf trauliches Zuſammenleben der Mitglieder der Familie unter ſich, bei ſehr zuvorkommender Gaſtlichkeit gegen Fremde. In Lyon fällt es niemandem ein, ein zweites Paris daraus zu machen, obgleich die Stadt nicht minder groß und volkreich iſt, als Bourdeaux und Marſeille. Kleidung und Sitte der Frauen ſind beſcheiden, den Tag über gehen die Männer ihren Geſchäften nach, ſpäter ſuchen ſie Erholung im Kreiſe ihrer Familie und ihrer Freunde. Das Viſitenweſen wird weniger eifrig betrieben, aber Abends um ſieben oder acht Uhr verſammeln ſich gute Bekannte ungeladen, bald in dieſem, bald in jenem Hauſe. Der ältere Theil der Geſellſchaft ſpielt ein ſehr niedriges Spiel, die jüngere Welt beluſtigt ſich auf ihre Weiſe, oft mit Muſik und Tanz, zuletzt wird ohne viele Umſtände ein leichtes Abendeſſen aufgetragen, wie es eben vorhanden iſt. Denn da man hier durchgängig ſchon zwiſchen zwei und drei Uhr zu Mittage ißt, ſo gibt es auch einen Nachmittag und Abend, und die gute alte fröhliche Sitte, mit einander zu Abend zu eſſen, iſt nicht in Lyon, wie ſonſt faſt überall, verſchwunden.

Bei größern dazu eingeladnen Geſellſchaften, deren es viele gibt, ſind dieſe Abendeſſen recht gewählt und reichlich ohne Ueberfluß, doch bleibt auch bei ihnen der Ton der Geſellſchaft leicht und fröhlich. Hohes Spiel ſahen wir nie, ſelten eine Bouillotte, und nirgends hört man, wie in Bourdeaux, das ewige Klappern der Würfel.

In's Theater zu öffentlichen Concerten und Bällen darf jede rechtliche Frau ihre erwachſenen Töchter führen, ohne Furcht, ſie in ſchlechte Geſellſchaft zu bringen, denn das Laſter wandelt hier nicht öffentlich mit frecher Stirn, wie in Marſeille. Das Schauſpielhaus iſt weder von innen noch außen elegant, und ſteht in dieſer Hinſicht weit hinter denen andrer großer Städte zurück, aber die Truppe gehört zu den beſten in Frankreich, auch wird das Theater fleißig beſucht, und wir wohnten mehreren Vorſtellungen, beſonders von Luſtſpielen bei, die bei vollem aufmerkſamen Hauſe recht vorzüglich gut gegeben wurden. Ballette fehlten noch jetzt, doch ſprach man davon, daß auch dieſe für die Zukunft eingerichtet werden ſollten. Von kleinen Nebenſchauſpielhäuſern vernahmen wir nichts, dieſe mußten alſo hier wenigſtens nicht vorzüglich ſeyn, auch hat die minder begüterte Klaſſe der Einwohner wohl ſchwerlich viel Zeit oder Geld darauf zu verwenden übrig.

Alle Gebräuche der katholiſchen Kirche werden von den Einwohnern Lyons ſtrenge beobachtet, und niemand verſäumt leicht die Meſſe. Wir ſahen eine große Proceſſion durch alle Straßen ziehen, von mehrern Tauſenden der Einwohner begleitet, welche den Himmel um gedeihliches Wetter für die Seidenwürmer anflehte. Die vielen Prieſter, welche ſie anführten, waren faſt alle hochbejahrte Greiſe, die während der Schreckenszeit, welche ihnen den Tod drohte, von den Frommen mit eigner Lebensgefahr geborgen wurden. Einem wunderthätigen Marienbilde, in einer Kapelle oben auf dem Berge, an deſſen Abhang die Johanniskirche liegt, war vor's erſte noch das Wunderthun unterſagt, dafür aber hatte ſich ſeit kurzer Zeit in der Kirche ſelbſt ein anderes, bis dahin wenig geachtetes, mit allerlei Mirakeln hervorgethan. Die Gläubigen ſtrömten in großer Zahl jetzt dieſem zu, und eine bedeutende Anzahl ganz neuer wächſerner Ex voto's vor deſſen Altar bezeugten, wie wohlthätig es ſich an ihren kranken Armen, Beinen, Augen und andern Gliedmaßen bewieſen hatte und noch täglich bewies.

Der Tag unſers Abſchiedes von Lyon war auch der von Miß Lucy, die nun mit ſchnelleren Schritten ihrem Vater in Verdun zuzueilen beſchloß, und ſo wandten wir uns auf verſchiednen Wegen von einander, wahrſcheinlich für immer.

Reiſe von Lyon nach Genf.

Noch eine gute Strecke weit begleitete uns die Rhône durch eine entzückende Gegend, die hohen Alpen Savoyens und der Schweiz winkten uns aus der Ferne, jede Krümmung des breiten, wild brauſenden Stroms gewährte eine neue lachende Ausſicht, und ſo wie wir weiter kamen, ſo ſchien uns immer die, welche eben vor uns lag, noch ſchöner als die, welche wir eben bewundernd verlaſſen hatten. Hinter der erſten Station verloren wir die Rhône aus dem Geſicht, aber die Gegend blieb ſich gleich an mannigfaltigem Reichthum. Bald kamen wir an großen Kornfeldern vorbei, bald an Weingärten, an grünenden Höhen und großen ſchattenden Baumgruppen. In mannigfaltigen Krümmungen windet ſich der nicht breite, ſilberklare Strom Ain, durch ein blühendes Thal, das uns lebhaft an das ſchöne Thal von Richmond bei London erinnerte. Die prächtigen Villas, die dort die Ufer der reichen Themſe verſchönen, fehlen hier freilich, aber deren Stelle erſetzen rebenumſchattete Bauerhäuſer und freundliche Dörfer, deren Bauart und Reinlichkeit ſchon die Nähe der Schweiz verkünden. Alles hat hier ein wohlhabiges, ländliches Anſehen.

Vier große Poſtſtraßen ſtoßen in Pont d'Ain zuſammen, daher wimmelt es in dem kleinen Ort immer von Fremden aus allen Gegenden. Das Poſthaus iſt hier der einzige gute Gaſthof, auch diesmal waren beinahe alle Zimmer darin beſetzt, und wir mußten uns glücklich preiſen, noch leidlich für die Nacht unterkommen zu können. Am folgenden Morgen fuhren wir ſchon um fünf Uhr ab. Wir hatten freilich nur noch zwölf Poſten oder deutſche Meilen vor uns, die man ſonſt auf den herrlichen Chauſſéen in acht oder zehn Stunden bequem zurück legen kann, aber die vielen Berge ſind hier dem ſchnellen Fahren nicht günſtig. Gleich hinter Pont d'Ain geht es ſchon bergauf, und bald waren wir mitten im Gebirge, aber im ſchönſten, freundlichſten der Welt. Selbſt die höchſten Felſen ſchmückt das herrlichſte Grün, jedes der Kultur fähige Fleckchen iſt ſorgfältig benutzt, und ſelbſt in England ſahen wir kein beſſer angebautes Land. Alle Nachtigallen aus Hieres ſchienen uns hieher gefolgt zu ſeyn, und die friſche Morgenluft umwehte uns mit dem Duft der blühenden Hecken und tauſend würziger Bergkräuter.

Hinter Cerdon gelangten wir an den höchſten Berg, den wir für heute zu überſteigen hatten; er heißt Mont Cerdon und gehört ſchon zu der großen Bergkette des Jura, welche Savoyen von Frankreich ſcheidet. Hin und wieder iſt der Weg ziemlich ſteil, aber die breite vortreffliche Kunſtſtraße und die an dieſe Berge gewöhnten Pferde ließen keinen Gedanken an Gefahr aufkommen, obgleich der Abgrund zur Seite uns oft fürchterlich genug angähnte. Denn in dieſer ſonſt ſo ſchönen Straße fehlen die ſteinernen Bruſtwehren, welche man in England an jedem Abhange und hin und wieder auch in der Provence trifft. Wir kamen jetzt durch eine der romantiſch ſchönſten Gegenden, ſo wir kennen. Bald fuhren wir hoch auf den Bergen, dann tief unten in einem von Bergſtrömen durchrauſchten Thal, dann am Ufer eines ſtillen Sees, immer im Schatten duftender Wälder, umgeben von maleriſchen, reich bewachſenen Felſen. Roſen blühen in den Gärtchen, welche die freundlichen Hütten des Landmanns umgeben, und von den Bergen ſchimmern Wieſen und Kornfelder in's Thal herab, die aus der Tiefe wie einzelne Gartenbeete ſich ausnehmen. An einer der ſchönſten Stellen dieſes romantiſchen Weges ſtehen auf zwei hohen, aus einer tief zwiſchen ihnen liegenden engen Kluft ſenkrecht ſteil empor ſteigenden Felſengipfeln die grauen Ruinen zweier uralten Schlöſſer einander gegenüber. Brauſend und ſchäumend ſtürzt ſich ein wilder Waldſtrom dicht daneben hinunter in's tiefe Thal, und nur ſein Toſen und das Singen der Vögel im Walde unterbricht die feierliche Stille dieſer herrlichen Einſamkeit.

Im kleinen Dörfchen Bellezarde, das mitten in einer wilden Felſengegend einſam liegt, verließen wir unſern Wagen, um uns zum perte du Rhône führen zu laſſen, während die Pferde gewechſelt wurden. Wir ſtiegen hinab in ein nahes, von hohen waldigen Felſen eingeſchloſſenes, enges Thal. Unten in ihrem Felſenbett eingepreßt, brauſ'te, zürnender als je, die hier ſehr ſchmale, aber unergründlich tiefe Rhône. Bald ſtanden wir an der Brücke, welche die mächtige Natur über ſie aus Felſen wölbte. Donnernd ſtürzt der Fluß hinab in einen unſichtbaren Abgrund, deſſen Tiefe noch niemand ermeſſen konnte, und verſchwindet. Die Felſendecke, welche den Strom völlig verbirgt, indem ſie ſich über ihn wölbt, iſt hohl und gedoppelt, wie die Einwohner der Gegend behaupten. Man kann, freilich wohl mit Lebensgefahr, hinabſteigen, unter ihr, wie in einer Höhle, trocknen Fußes eine ziemliche Strecke fortgehen, und hört das Brauſen der Rhône noch weit tiefer unter der Erde. Etwa funfzig Schritte vom Fall bringt der Strom aus ſeinem dunkeln Gefängniß wieder ans Sonnenlicht hervor, und ſetzt, noch immer wild aufgeregt, ſeinen ſtürmiſchen Lauf über große Felſenblöcke ſchäumend fort. Wir ſtanden lange auf einer ſchwankenden hölzernen Brücke nahe am Fall, und ſahen dem Toſen der widerſtrebend in das Innere der Erde ſtürzenden Waſſermaſſe zu. Die Wellen brechen ſich an den Seitenwänden des Abgrundes und ſprühen ſchäumend hoch empor, als ſcheuten ſie die furchtbare ewige Nacht da unten; ſie überſtrömen beim Zurückprallen einen Theil der Felſendecke, die dadurch weit kleiner erſcheint, als ſie wirklich iſt. Die Umgebungen dieſes furchtbar-ſchönen Schauſpiels ſind von hoher romantiſcher Schönheit, aber die gar nicht zu befriedigende Zudringlichkeit einer Unzahl von Bettlern, die mit unerträglichem Geſchrei allen Genuß zerſtörten, vertrieb uns nur zu bald. Sie müſſen eigne Wachen ausſtellen, die ſie von der Ankunft der Fremden gleich benachrichtigen, denn aus allen Klüften, über alle Felſenwege ſtrömten ſie herbei und keine Gabe konnte uns von ihrer widrigen Gegenwart befreien.

Von Bellegarde aus wird das Gebirge immer wilder. Das kleine pittoreſke Fort d' Ecluse liegt hinter dem Städtchen Colonge auf einem ſteilen Felſen wie ein Schwalbenneſt. Dort mußten wir noch einmal unſern Paß viſiren laſſen; während dies geſchah, ergetzten wir uns an der romantiſch wilden Umgegend, die wir von dieſer Höhe überſehen konnten. Tief im Thal fließt die hier einem Mühlenbach ähnliche Rhône, jenſeits derſelben beſchränken die Savoyer Berge die Ausſicht, und in der Ferne kränzen die ſchneeigen Gipfel des Jura den Horizont. Alles funkelte im Strahl der ſinkenden Abendſonne, wie in einem Goldmeer; der Anblick war in dieſer Beleuchtung bezaubernd ſchön, und wir mußten in laute Bewunderung desſelben ausbrechen. Ein kleiner, kaum zwanzigjähriger Unterofficier, der unſer Entzücken belauſchte, riß uns aus der Begeiſterung, mit der Verſicherung: „Ecluſe ſey ein ganz erbärmliches Neſt, in welchem er nächſtens aus purer Langerweile verſcheiden müſſe; wir möchten uns nur einmal ein paar Wochen darin aufhalten, „dann,“ meinte er, „würde unſre Bewundrung der ſchönen Gegend wohl von ſelbſt ſich geben.“ Wir lachten zwar über den tragikomiſchen Eifer, bei welchem dem armen jungen Menſchen faſt die Thränen in die Augen traten, doch konnten wir nicht umhin, ihm Recht zu geben; wir wünſchten ihm Geduld und baldige Ablöſung, und fuhren dann mit dem zum letztenmal in Frankreich unterzeichneten Paſſe weiter, auf jetzt ganz ebnem Wege.

Die Gebirge des Jura vermiſchten ſich bald mit den Wolkengebilden, die neblig und grau ſich erhoben, bald wich die Dämmerung der Nacht, und ſpät erreichten wir Genf, den Punkt, wo wir meinen, vom Leſer ſcheiden zu müſſen. Zwar lernten wir auf unſerm ferneren Wege auch die Schweiz kennen, aber dieſe zu beſchreiben, wäre ein unſern Kräften unangemeſſenes Wagniß. Was über dies wunderbare Land geſagt und geſchrieben werden kann, iſt ſchon vielfältig und oft meiſterhaft geſchrieben und geſagt; wir wiſſen dieſen frühern Beſchreibungen nichts hinzuzufügen als: „Komm und ſieh!“ Denn nach unſrem Gefühl iſt es eben ſo ſchwer, dem, der dieſes Land nie ſah, mit Worten oder ſelbſt Farben einen anſchaulichen Begriff davon zu geben, als einem Blindgebornen die Sonne und das Licht des Tages durch Beſchreibungen denkbar zu machen.

Bayerische [illegible]

Verbeſſerungen.

S. 26 Zeile 9 v. unt. ſtatt hôtel de Jumel, lies: hôtel de Fumel
— 53 — 5 — oben: — hôtel Jumel l. hôtel de Fumel
— 41 — 3 — unt. — des l. der
— 61 — 6 — oben: — in der fremden l. in der Fremde
— 75 — 13 — — — la Filte l. la Fitte
— 78 letzte Zeile: — Déconfit l. dekavirt
— 111 Zeile 3 v. oben: — Malanze l. Malauze
— 114 — 8 — — — Rauchflammen l. Rauch, Flammen ꝛc.
— 218 — 2 — unt. — Phokier l. Phocäer
— 224 — 2 und 5 v. unt. ſtatt: Libertal l. Libertat
— 250 — 2 v. unten muß das Wort: „noch“ geſtrichen werden.
— 252 — 5 — — ſtatt: würden, l. würde
— 262 — 5 — — — dieſe l. die

Rudolſtadt,
gedruckt in Dr. C. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Die Tante.

Ein Roman

von

Johanna Schopenhauer.

> Even so it was with me, when I was young:
> It is the show and seal of nature's truth,
> Where love's strong passion is impress'd in youth:
> By our remembrances of days foregone,
> Such were our faults; — or then we thougt them none.
>
> *SHAKESPEARES All's well that ends well.*
> *Act I. Scene III.*

Erſter Band.

Frankfurt am Main 1823.
Verlag von Heinrich Wilmans.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Babet und Agathe, zwei ſehr hübſche Mädchen von ſechszehn und ſiebenzehn Jahren, ſaßen an einem rauhen Herbſtabende, in der trübſeligſten Stimmung von der Welt, ganz allein bei einander. Draußen peitſchte der Sturm mit lautem Gepraſſel Regen und Hagel gegen das Fenſter des Kabinets, und im Nebenzimmer lag ihre todtkranke Verwandte Wicktorine, die einzige Tochter des reichen Handelsherrn Kleeborn, der ſeit dem frühen Tode ihrer Eltern ſich als der Bruder ihrer Mutter der armen verwaiſeten Kinder väterlich annahm.

Wenn ſie auch der Kranken wegen ſich nicht hätten Zwang anthun müſſen, ſo war doch ohnehin den beiden Mädchen nicht ſo zu Muthe, daß ſie wie ſonſt hätten mit einander um die Wette plaudern mögen; denn ſeit Jahr und Tag, das heißt, ſeit ſie aus der Penſionsanſtalt in das Haus ihres Oheims kamen, waren ihnen zum erſtenmale zwei tödtlich lange Wochen ohne Ball, ohne Theater, ohne irgend eine Art von Geſellſchaft, langſam vorüber geſchlichen. Daher wußten ſie auch gar nichts ordentliches zu reden; am liebſten wären ſie aus lauter Langerweile gleich zu Bette gegangen, obgleich es eben erſt Abend ward; aber das ging auch nicht an, denn es war an ihnen die Reihe, dieſe Nacht bei der kranken Kuſine zu wachen. Es ſchämte ſich nur eine vor der andern, ſonſt hätte jede ſich gern in einen Winkel hingeſetzt, und nach Herzensluſt drauf los geweint, ſo beklommen war ihnen zu Muthe.

Nachdem ſie eine feine Weile ſo trübſeelig da geſeſſen hatten, begannen ſie ſo leiſe als möglich auf den Fußſpitzen nebeneinander in dem kleinen Zimmer umher zu ſchleichen, bis Babet ſehr nachdenklich am Fenſter ſtehen blieb, den zierlichen Finger an die hübſche Naſe legte, und nach einer kleinen Pauſe mit faſt heroiſchem Anſtande ausrief: »richtig! der Schwarze!« ſo daß Agathe darüber, der drauſſen herrſchenden Dunkelheit vergeſſend, mit dem Köpfchen neugierig gegen das Fenſter fuhr. Die Scheiben klirrten, Agathe klagte weinerlich: »Das war recht maliziös von dir!« und rieb ſich die ſchmerzende Stirn. »Ich weis gar nicht was du darunter ſuchſt,« ſetzte ſie hinzu. »Und ich weis gar nicht was es dich angeht,« erwiederte Babet. »So? und haſt du mir nicht geſagt?« eiferte Agathe. Babet meinte, das hätte ſie eben nicht, und nun gieng der Zwiſt wieder los, gerade wie geſtern Abend, da ſich beide blos für die Langeweile recht tüchtig mit einander herumgeſtritten hatten.

Manch heiſſes Thränchen war ſchon von beiden Seiten gefloſſen, als Babet endlich heraus ſchluchzte: »es iſt doch zu arg, daß man nun nicht einmal mehr überlegen darf, was man morgen in der Kirche für einen Huth aufſetzen will« »Was? Huth aufſetzen?« fragte, ſchnell ſich erheiternd, Agathe, »liebſte Babet! ich meinte wahrhaftig, du ſäheſt drauſſen den Schwarzen, ach du weiſt ja, wen wir ſo nennen: den hübſchen Lieutenant meinte ich!«

Die unwiederſtehlichſte Luſt zum Lachen hemmte jetzt aufs ſchnellſte den Erguß der Thränen bei beiden Mädchen; vergebens tönte gleich einem nahenden Gewitter, das warnende Huſten der alten franzöſiſchen Mamſell aus dem Krankenzimmer zu ihnen herüber; ſie waren nicht im Stande ſich zu faſſen. Das Lachen hörte nicht auf, ſelbſt als die Mamſell ein ſehr ernſthaftes: »fi donc, mes enfants!« zur halbgeöffneten Thüre hereinflüſterte; ſie ſtopften ſich zwar die kleinen Batiſttücher in den niedlichen Mund, aber es half wenig. Endlich ſchmiegten ſich alle beide in des Onkels großen Lehnſtuhl hinein, und legten, noch immer kichernd, die Lockenköpfchen dicht aneinander.

Nach und nach war es jetzt im Zimmer beinah ganz dunkel geworden, denn man hatte vergeſſen ihnen Licht zu bringen; dazu orgelte der Wind im Kamin, und pfiff in ſchneidenden Tönen durch die langen Gänge des weitläuftigen Hauſes, ſo daß den Mädchen, trotz dem Lachen, ein kleines Grauen anwandelte. Sie mochten ſich weder regen, noch einander loslaſſen, und fiengen daher lieber an von ihren Herzensangelegenheiten mit einander zu plaudern; denn dieſes war ſo recht ein Stündchen dazu.

»Sage einmal,« flüſterte Agathe, »geht er denn in die Kirche, wenn du den ſchwarzen Huth aufſetzeſt?« »Ei bewahre!« antwortete Babet, »aber er wartet ja alle Sonntage mit den Andern an der Kirchthüre, um die Damen zu ſehen, die hineingehen; mich grüßt er dann immer ganz abſonderlich, den ſchwarzen Huth kennt er aber noch gar nicht an mir, weil der noch neu iſt, und er kleidet mich doch am beſten, wie du weißt.« »Ach Gott! nun habe ich den armen Theodor ſchon ſeit acht Tagen nicht geſehen!« ſetzte Babet mit einem recht kläglichen Seufzer hinzu, »wären nur die Ferien nicht ſo ſchnell vorüber! wie lange wird es währen, ſo muß er wieder nach Göttingen! Das alberne Studiren! Ach und nun iſt Montag die neue große Oper und Dinſtag Ball im Kaſſino! Was hilft es mir nun, daß ich zum erſten Walzer, zur zwoten

Quadrille und zum Kotillion mit ihm engagirt bin? Da haben ſie nun alle mich ſo beneidet! und nun bin ich doch ſo unglücklich!«

»Ach ja! es iſt eine rechte Noth,« ſeufzte Agathe, »und darum will ich mich auch niemals verlieben, all' mein Lebtage nicht.« »Ich dächte gar!« rief lachend Babet, »willſt du eine alte Jungfer werden wie die Tante?« »Ach die adliche Tante, ſprich mir nicht von der!« erwiederte Agathe ganz ärgerlich. »Ich wollte die ſäße wo der Pfeffer wächſt, oder wo ſie bis jezt geſeſſen hat. Der Onkel hätte auch nicht nöthig gehabt, ſie Wicktorinen wegen zu verſchreiben, die hätten wir wohl ohne ihre Hülfe gepflegt, und wäre auch wohl ſo geſund geworden. Ich kenne zwar die Tante noch gar nicht.« »Ich auch nicht,« fiel Babet ein, »aber ſie iſt mir doch auch eben ſo fatal als dir. Gieb nur Acht, wie die uns wird behofmeiſtern wollen, als wenn wir nicht ſchon mit der Mamſell Roth genug hätten. Und eigentlich iſt ſie nicht einmal unſere rechte Tante, denn unſere Mutter war doch die leibliche Schweſter des Onkels Kleeborn, ſie aber iſt nur die Schweſter ſeiner ſeeligen Frau, und obendrein eine Nonne oder ſo etwas.«

»Stiftsdame iſt ſie,« fiel Agathe belehrend ein, »doch wir wollen ſchon ſehen, wie wir mit ihr fertig werden,« fuhr ſie fort, »laß uns jezt nur wieder auf den Schwarzen kommen. Siehſt du, ich thue nur ſo, als ob ich Theil an ihm nähme, denn man muß in der Welt alles mitmachen, aber ich heurathe ihn nicht, wenn er auch um mich anhält, das kann ich dir auf Ehre verſichern.« Hiermit lehnte ſich Agathe ſehr gravitätiſch in den Lehnſtuhl zurück, und that dabei ſo ernſthaft, daß Babet wieder laut auflachen mußte. »Kennſt du ihn denn ſo gut?« fragte dieſe. »Bewahre!« war die Antwort, »ich meinte nur, wenn ich ihn kennte, und eigentlich kenne ich ihn doch. Du weißt, wie oft wir mit einander getanzt haben, und er iſt auch ſchon zweimal hier nebenan bei Obriſtens zum Beſuch geweſen, da habe ich jedes Wort gehört was er geſagt hat, und ich kann dich verſichern, es war alles ſehr vernünftig, du kannſt es mir glauben.« »Warſt du denn bei Obriſtens zum Beſuch? Das haſt du mir ja noch gar nicht erzählt,« fragte Babet. »Ach nein,« antwortete Agathe, »ich hatte nur wegen des Geldbeutels, den ich dem Onkel zu Weihnachten häkeln will, mit Amelie nothwendig zu ſprechen, und da ſtand ich ein wenig hinter der Thüre.« »Ja ſo!« erwiederte Babet bedächtig, »nun ich wollte, mein Theodor machte jezt nur auch bald ein Ende, und ſpräche mit dem Onkel. Eigentlich hat er auf Oſtern ausſtudirt, Pfingſten kann er ſich examiniren laſſen, dann wird er auf Johanni angeſtellt« — »und heurathet dich auf Michaeli, das geht ja alles Quartalweiſe bei dir,« fiel Babet lachend ein.

»Das Fräulein Tante kommt!« rief jezt ein vorübereilender Bediente ins Kabinet hinein, und beide Mädchen nahmen ſich ſchnell zuſammen, um der Gefürchteten entgegen zu gehen.

Sie fanden die Ankommende noch auf der, mit Marmor getäfelten Hausflur, von vorleuchtenden Bedienten umgeben, welche ſie in die für ſie bereiteten Zimmer führen wollten. Es war eine hohe, ſchlanke, Ehrfurcht gebietende Geſtalt, die in dem ſchwarzen, knapp anſchließenden Reiſekleide, mit dem ſchwarzen Spitzenſchleier über dem dicht anliegenden, weiſſen Häubchen wirklich ein ziemlich nonnenartiges Anſehen hatte. Die edlen, etwas ſcharf gezeichneten Züge des blaſſen Geſichts trugen noch unverkennbare Spuren ehemaliger ſeltner Schönheit; die leicht beweglichen feinen Lippen des noch immer ſchönen Mundes bezeichneten, wie bei Andern das Auge, jede vorübergehende Empfindung mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke. Die großen hellblauen Augen hingegen ſchienen auf den erſten Anblick beinahe farblos und unbedeutend, doch wenn ſie, während die Tante ſprach, ſich belebten, ſo drang eine ſolche innere Lebensgluth aus ihnen hervor, daß man ſie für ungewöhnlich ſchön anerkennen mußte. Es lag etwas Südlich-ſchwärmendes im Aufſchlage dieſer, noch immer von langen dunkeln Wimpern beſchatteten Augen, das an jene herrlichen Darſtellungen der

Mater doloroſa erinnerte, wie wir ſie noch in alten Kirchen zuweilen ſehen.

Uebrigens ſchien die Tante kaum funfzig Jahre zu zählen, obgleich ſie faſt zehn Jahre älter war. Die Hand der Zeit hatte die etwas ſtolze Haltung des hohen Wuchſes nicht gebeugt, und das noch immer weiche blonde Haar zeigte nur faſt unmerkbare Spuren von Reife des Alters. Die ganze Erſcheinung dieſer Dame ſtellte ſich als eine jener begünſtigten Ausnahmen dar, welche die Zeit zuweilen nur mit mildem ſchonenden Hauche zu berühren wagt, um ein ſeltenes Meiſterwerk der Natur ſo ſpät als möglich verblühen zu laſſen.

So hatten weder Agathe noch Babet ſich die Tante gedacht. Sie begrüßten ſie ängſtlich verlegen, und zogen dann ſo ehrfurchtsvoll hinter ihr drein, um ſie in ihre Zimmer zu begleiten, als wäre ſie eine Königin. Obgleich Beide nur noch vor wenigen Minuten ſehr vorlaut über ſie abgeſprochen hatten, ſo waren ſie jetzt doch ſo befangen, daß ſie nur verſtohlen es wagten, den prüfenden Blick zu ihr und zu einem ſehr jungen, ſehr ſchönen und ſehr bleichen Mädchen zu erheben, das, ſichtbar ermattet, auf ihren Arm ſich ſtüzte.

»Der Onkel iſt nicht zu Hauſe, wir wollen ihn aber gleich holen laſſen,« ſtotterte Agathe. »Er iſt im Kaſſino, wo er alle Abend ſein Parthiechen macht und gewöhnlich erſt nach Mitternacht zu Hauſe kommt,« ſetzte Babet, ſich ermuthigend, hinzu. »Dort laßt ihn in Ruhe, ich bitte, ich werde morgen ihn ſehen«, ſprach die Tante ſehr freundlich, »für jezt wünſche ich nun Mamſell Virnet zu ſprechen, um genau zu erfahren, wie es mit unſrer Vicktorine ſteht. Euch aber, liebe Nichten — denn das ſeid ihr doch, denke ich?« »Ach ja, Babet und Agathe,« riefen beide Mädchen im Chor. »Nun denn, liebe Babet und liebe Agathe, euch beiden empfehle ich hier meine Pflegetochter, ſie heißt Angelika. Ich bitte euch nicht, ſie zu lieben, denn das findet ſich gewiß von ſelbſt, nehmt euch nur fürs erſte ihrer freundlich an, und helft dem armen, reiſemüden Kinde zur Ruhe zu kommen.«

Mitternacht war längſt vorüber; Wicktorine lag leiſe athmend im tiefen Schlummer, von dem der noch ſpät ſie beſuchende Arzt die heilſamſten Folgen gehofft hatte. Auch Agathe und Babet waren ſchon vor ein paar Stunden zu Bette geſchickt worden, denn die Tante, welche ſich von der heutigen ſehr kurzen Tagereiſe gar nicht ermüdet fühlte, hatte darauf beſtanden, an ihrer Stelle bei der Kranken zu wachen. Die Jugend, ſprach ſie zu ihrer alten Freundin Wirnot, indem ſie für die beiden ſchläfrigen Kinder vorbat, die Jugend bedarf zum Gedeihen des Schlafes, wie die erblühende Pflanze den erquickenden Thau. Anders iſt es mit uns, deren Lebenstag ſich ſchon dem Untergange zuneigt, da wird die Natur ſelbſt genügſamer, und lehrt uns, mit den Stunden haushalten, die uns vielleicht nur noch ſehr ſparſam zugezählt ſind.

So ſaß ſie denn jezt in dem, an das Krankenzimmer ſtoßenden Kabinette, in dem nehmlichen Lehnſtuhle, in welchem vor ein paar Stunden Babet und Agathe einander ihren Liebeskummer geklagt hatten, und ihr gegenüber, die beim Schein der verdüſterten Lampe emſig ſtrickende Franzöſin. Die Thüre des Nebenzimmers ſtand offen, keine Bewegung der Kranken konnte ihren Wächterinnen entgehen, doch ſie ſchlief feſt und ruhig.

»Gute Virnot,« hob die Tante das leiſe flüſternde Geſpräch an, »liebe alte treue Freundin, ich muß dieſe erſten Augenblicke ungeſtörten Beiſammenſeyns benutzen, um Ihnen für die unſägliche Liebe zu danken, mit der Sie meiner armen Vicktorine ſich annehmen.«

»Ach das liebe Kind!« erwiederte freudig die Franzöſin, »es iſt ja, als wäre es das meine. Je l'ai vu naitre; dieſe Arme haben ſie von ihrer Kindheit an getragen; wie ſollte ich ſie nicht lieben? c'est un coeur excellent, ein wenig heftig, ein wenig hochfahrend zuweilen, doch das macht die Jugend; der Grund iſt vortrefflich, c'est le vrai portrait de feu Madame sa mère. Wenn ich dagegen Babet und Agathe mit ihr vergleiche! ach Ihre Hochwürden! ces chers Enfants ſind ein paar maliziöſe kleine Kreaturen.«

»Nicht doch, gute Virnot,« fiel die Tante lächelnd ein, »unartig mögen ſie wohl zuweilen ſeyn, das gebe ich zu, aber nicht boshaft, denn die Jugend iſt dies ſelten oder nie. Doch laſſen Sie uns jezt lieber von unſrer Vicktorine ſprechen. Es ſind nun zwölf Jahre, daß ich weder ſie noch ihren Vater geſehen habe, und ich ſtehe da mitten unter den Meinen, gleich einer Fremden. Dennoch hängt jezt mein ganzes Herz an dem theuern Ebenbilde meiner früh zur Ruhe gegangenen Schweſter, das ich als ſechsjähriges Kind verlaſſen habe, und jezt als achtzehnjährige Jungfrau wieder finde.«

»Und wie ſie ſich entwickelt hat, cette chère petite Victorine, rief die Guvernante. Belle comme le jour, Madame, je vous assure. In geſunden Tagen war keine von unſern jungen Demoiſelles ihr zu vergleichen, ſie war die Krone von allen, und jezt, helas!«

»Sie wird es wieder, gute Virnot,« tröſtete die Tante; doch dieſe ſeufzte, »ah Madame! ich fürchte, der Arzt wird für unſre Vicktorine nur wenig thun können, denn was ſie heilen ſoll, iſt in keiner Apotheke zu finden. Hätte ſie mir nur vertraut, aber da hat ſie geſchwiegen und geweint, und geweint und geſchwiegen, und nun liegt ſie da.«

»Liebe Virnot, wie Sie mich erſchrecken!« rief die Tante, »ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir alles, was Sie von dem geliebten Kinde wiſſen oder vermuthen, es ſei noch ſo wenig, noch ſo unbeſtimmt. Es iſt durchaus nothwendig, daß ich einigermaßen vorbereitet ſei, ehe ich es verſuche, Vicktorinens Vertrauen mir zu gewinnen. Ich hoffe, ſie wird zu mir ein Herz faſſen, ſie wird mich um ihrer Mutter willen lieben, obgleich ſie mich nur aus den Briefen kennt, die wir bisher, ſelten genug, mit einander gewechſelt haben. Leider war ich ſtets mit Vicktorinens Umgebungen zu wenig bekannt, um auf das Gemüth meiner Nichte entſcheidend wirken zu können. Nur Sie kenne ich in dieſem Hauſe, liebe Virnot, und die Treue, welche Sie ſo viele Jahre hindurch meiner Schweſter und ihrem Kinde bewieſen, alle andern ſind mir fremd, ſogar Vicktorinens Vater; wir ſind in geiſtiger Hinſicht einander nie näher gekommen. Liebe zu dem einzigen Kinde meiner Schweſter konnte allein mich bewegen, ſeinen dringenden Bitten nachzugeben und die geliebte Einſamkeit meines Stiftes mit dem Leben in dieſer geräuſchvollen Stadt auf einige Zeit zu vertauſchen.«

»Et Dieu en soit loué mille fois,« rief die ehrliche Virnot; »denn dieſes Haus bedarf jezt mehr als je an ſeiner Spitze einer Dame, wie Ihro-Hochwürden Gnaden ſind, und unſre junge Demoiſelle einer Leitung, wie Sie allein ihr gewähren können. Ich war ja von jeher nur ihre Bonne. Zwar obgleich ich nicht in Frankreich ſelbſt, ſondern nur in der franzöſiſchen Kolonie zu Berlin geboren bin, franzöſiſch hat ſie dennoch von mir gelernt. Madame, elle parle comme une petite parisienne, ſie hat ſo ganz den ächten Accent in ihrer Gewalt, eh bien, das ſind Gaben von Gott. Dabei hat ſie ein gewiſſes maintien, gewiſſe Manieren, wie eine kleine Prinzeſſin. Das alles iſt aber doch nicht genug, maintenant qu'elle est une grande Demoiselle, kann ich das liebe Kind doch nicht mehr überall hinbegleiten, überdem liegt die ganze Haushaltung auf mir, und ſo iſt es allerdings ein großes Glück, daß Jhro Hochwürden Gnaden ſich der Noth annehmen wollen.«

»Laſſen Sie mich vor allen Dingen Sie bitten, liebe Virnot, mich mit dem Titel zu verſchonen, den ich außerhalb meines Stiftes, und beſonders hier, übel angebracht finde; und nun machen Sie mich mit der Noth bekannt, welcher abzuhelfen, hier meine einzige Sorge ſein ſoll;« ſprach die Tante.

»Eh bien donc, Madame, vous le voulez,« erwiederte die Franzöſin, nahm die Brille ab, legte ihr Strickzeug zuſammen, und rückte im Seſſel ſich zurecht, dann fuhr ſie folgendermaßen fort. »Au fond, glaube ich, liegt die Schuld wohl größtentheils am cher Papa. Herr Kleeborn iſt zwar ein ſehr braver Mann, der ſein Kind liebt, wie ein rechtlicher Vater ſoll und muß. Er läßt es Wicktorinen an nichts fehlen, er hält ihr die theuerſten maitres, in allem, was eine ſolche junge Demoiſelle zu lernen hat, ſein Haus iſt das brillianteſte in der Stadt. Ach Jhro Gnaden können gar nicht glauben, wie ich mich tummeln muß, bei den ewigen Feten, die wir geben; denn obgleich wir Bedienten die

Menge haben, liegt doch alles auf der alten Virnot, mais je le fais de bon coeur. Ja, was ich ſagen wollte, um wieder auf unſern Text zu kommen, ja, und eine Garderobe hat unſre jeune Demoiselle, comme une petite Reine, je vous assure, Schmuck und alles, was dazu gehört.«

»Nun das alles will indeſſen nicht viel ſagen, Herr Kleeborn beſitzt ein fürſtliches Vermögen, Alle an der Börſe ziehen den Huth vor ihm ab, und ſo kann er den Aufwand wohl ertragen. Mais, Madame, entre nous soit dit, das iſt nicht immer ſo geweſen. Es kam einmal eine Zeit, nicht lange vor dem Ableben unſrer ſeligen Dame, es mögen zehn Jahre und drüber ſein, das war eine ſehr böſe Zeit, in der die Stützen von Europa wankten, wie Herr Kleeborn zu ſagen pflegt, wenn jetzt die Rede darauf kommt. Ein eigener Unglücksſtern muß damals über der Handelswelt aufgegangen ſein, denn, figurez vous, Madame, in Amſterdam, in London, überall in den bedeutendſten Handelsſtädten fielen die größten Häuſer. Ueberall herrſchte Mistrauen, plus de confiance, plus de crédit, nulle part. Jeder Tag brachte neue Hiobspoſten, und Herr Kleeborn ward immer ſo bleich, wie hier mein Tuch, ehe er die Briefe, welche an ihn einliefen, im Zimmer von Madame erbrach; denn da trug er ſie damals immer hin, weil er ſich nicht mehr getraute, ſie im Komtoir im Beiſein ſeiner Leute zu eröffnen. Wahrſcheinlich fürchtete er, ſich zur Unzeit zu verrathen, wenn etwa böſe Nachrichten kämen. Nun die blieben denn auch nicht aus, und Herr Kleeborn ſah ſich au bord d'un précipice, wie man zu ſagen pflegt. Er war zwar nicht ruinirt, aber er gerieth doch, pour le moment, in ſehr dringende Verlegenheit, und nur baares Geld konnte ihn retten, wenn er nicht, wie damals ſo viele andere, ſeine Zahlungen ſuspendiren wollte. Le pauvre homme! Der bloße Gedanke an einen ſolchen Schritt ſetzte ihn in Verzweiflung. Meine arme Dame hat in jenen Tagen recht viel mit ihm ausgeſtanden, denn nur ihr allein vertraute er alles. Ah! comme elle en a pleuré!«

»Meine arme Schweſter! mir hat ſie das alles verſchwiegen!« ſeufzte die Tante. »Das glaube ich,«

erwiederte die Bonne, »denn ſie klagte nie; aber ſie hat ſeitdem wenig frohe Stunden mehr gehabt. Um den Herrn zu tröſten, bat ſie ihn mit Thränen, ſich an ihre reiche Verwandte zu wenden, die ſollten ihm helfen. Sie ſchrieb ſelbſt an den Herrn Grosonkel, der die weitläuftigen Herrſchaften in Schleſien beſitzt. Auch an alle andere begüterte Mitglieder der Hochadeligen Familie wandten ſich beide in dieſer Noth, Herr Kleeborn ſowohl als Madame; Namen und Reichthümer der hohen Herrſchaften ſind Ihro Gnaden gewis beſſer bekannt als mir, mais — hier ſtockte die gutmüthige Erzählerin, als ſcheue ſie ſich weiter zu ſprechen, doch ihre Zuhörerin lies nicht ab mit Bitten, bis ſie ſich entſchloß weiter fortzufahren.

»Enfin, Madame, vous le voulez ainsi,« fieng ſie abermals an, »und ſo muß ich denn leider bekennen, daß eine abſchlägige Antwort der andern folgte, und waren ſie auch nicht alle mit dem feinſten ménagement abgefaßt. Den Zuſtand meiner beklagenswerthen Dame unter dieſen Umſtänden, mag ich Ihro Gnaden nicht beſchreiben, die Verzweiflung ihres Gemals blieb indeſſen immer ihr größter Kummer, an ſich dachte ſie wenig. Leider aber verſchonte ſie auch Herr Kleeborn nicht mit Vorwürfen über das Benehmen ihrer Verwandten, et cependant, Dieu le sait, la pauvre chère femme n'en pouvait rien! Sie trug alles mit der größten Freundlichkeit, aber ich denke immer, jeder Tag in jener Zeit war ein Nagel zu ihrem Sarg.«

Die gute Alte brach bei dieſen Worten in Thränen aus, auch ihre Zuhörerin weinte, endlich nahm die Bonne wieder das Wort. »Ah, Madame,« ſeufzte ſie, »nous avons bien souffert. Endlich kam Hülfe, wo es der Herr am wenigſten erwartet hätte; ein reiches Amſterdammer Haus, welches ſchon mit ſeinem Vater in groſſen Verbindungen geſtanden hatte, an das er ſich aber nicht hatte wenden mögen, weil es ebenfalls bei allen dieſen Schlägen nicht verſchont geblieben war, ſchickte Herrn Kleeborn aus eignem Antriebe groſſe Summen ein, gab ihm offnen Kredit, zu einer Zeit da der Bruder dem Bruder nicht mehr vertrauen durfte. Herr Kleeborn war nun durch den Edelmuth ſeiner Handelsfreunde gerettet, er blieb ein wohlbehaltner Mann, und gieng wie ein König, mit erhobnem Haupte an der Börſe einher, doch meine arme Dame litt darum nicht weniger, denn er warf von dieſem Augenblick an einen gewaltigen Haß, nicht nur auf ihre Familie, ſondern auf die ganze Nobleſſe. Er ſprach unabläſſig davon, wie thöricht die Bürgerlichen wären, die ſich mit Adelichen verbänden, und verſicherte, daß er ſeine Vicktorine — lieber Gott, la pauvre petite war damals kaum ſieben Jahre alt! — daß er ſie, ſage ich, nie einem andern als einem Kaufmann geben würde. »Der wahre Kaufmann,« pflegte er zu ſagen, »hat den achtungswertheſten, nützlichſten und darum ehrenvollſten Stand erwählt. Er allein verbindet beide Hemiſphären, ſein ſcharfer Blick entdeckt jeden Mangel in den entfernteſten Ländern, und auf ſeinen Wink eilen reichbeladene Schiffe von einem Pole zum andern, um dieſem Bedürfnis abzuhelfen. Sein Wort, ſein Befehl gelten in der neuen Welt wie in der alten, und ein Federzug von ihm ſezt hundert Meilen von ihm Millionen Goldes und tauſend fleiſſige Hände in Bewegung.« Ne vous étonnez pas, Madame, daß ich dies alles Ihnen ſo herſagen kann, ich habe die ganze Tirade ſo viel Hundertmal, faſt immer in den nehmlichen Worten wiederholen gehört, daß ich ſie endlich wohl auswendig behalten mußte. Am Ende dieſer Rede ſetzte Herr Kleeborn gewöhnlich hinzu, »laſſen Sie einmal einen Reichsgrafen, einen Freiherrn, oder welchen Ihrer edlen Verwandten Sie wollen, es verſuchen, Madame, was im Auslande mehr gilt, Ihr uralter Name, Ihr tauſendjähriger Stammbaum, oder meine ſimple keine funfzig Jahre alte Firma, Martin Nikolaus Kleeborn, von meiner eignen Hand geſchrieben. Kaiſer und Könige nehmen zu uns ihre Zuflucht, wir müſſen allen helfen, aber wenn wir Hülfe brauchen, und ſie thörichter Weiſe bei andern als bei unſers gleichen ſuchen....« Damit ging denn das alte Lied wieder los, et Madame pleurait! Freilich kam es mir vor, als ob der Herr in der Hauptſache nicht ganz Unrecht haben mochte, aber wozu dieſe ewigen kränkenden Répétitions gegen meine unſchuldige Dame? Aussi en avait elle le coeur navré, obgleich ſie nie litt, daß ich nur ein Wort darüber ſprach. Sie ward endlich dabei des Lebens immer müder und müder, bis ſie nach etwa ſechs Monaten ſich hinlegte und entſchlief. Dieu aye pitié de son ame!«

»Eh bien,« nahm nach kurzer Pauſe mit, vor innerer Rührung noch bebender Stimme, die Bonne wieder das Wort, »eh bien, nun war es an dem Herrn zu weinen, und das hat er denn auch redlich gethan, denn er liebte meine ſeelige Dame demohnerachtet. Sein Gewiſſen mochte ihm anfangs wohl manch böſes Stündlein machen, wenn er der lezten Zeit gedachte die ſie mit ihm verlebt hatte. Doch im Gewühle der Geſchäfte gieng das bald vorüber. Einige glückliche Handelsconjuncturen traten bald darauf ein; ſo nennen ſie es nehmlich an der Börſe, wenn ſie mit ihren Spekulationen viel Geld verdienen. Herr Kleeborn ward mit jedem Jahre immer reicher und reicher, und zulezt der Millionär der er jezt iſt. Wärend Herr Kleeborn ſein Hausweſen immer prächtiger einrichtete, wuchs ebenfalls unſre Wicktorine, ſeine einzige Erbin, zur ſchönſten Demoiſelle in der Stadt heran. Da gab es bei uns Bälle, Concerts, Assemblées, Théatres de Société; alle angeſehenen Fremde, von jedem Range und Stande, sans distinction, fanden dabei Zutritt, et notre chère petite Victorine war wie eine kleine Königin, au beau milieu de tout cela.»

»Armes Kind!« ſeufzte die Tante. »Ja wohl! ſtimmte die Bonne mit ein, ſo ganz allein, dans ce tourbillon, ohne eine chère Maman ſie zu ſouteniren! Indeſſen muß ich ihr zum Ruhm nachſagen, daß tauſend andre junge Demoiſelles ſich an ihrem Platz ganz anders benommen haben würden; da iſt Mademoiselle Babet par exemple, mais passons là-dessus. Unſre Vicktorine war immer artig und freundlich gegen jedermann, immer sans prétentions. Die Freier blieben denn auch nicht lange aus; manche mochten wohl les beaux yeux de la Cassette de son père mit in Anſchlag bringen, enfin, das iſt ſo der Welt Lauf. Genug Grafen und Barone haben ſich um unſre petite Demoiselle beworben, man ſpricht ſogar von einem nahen Verwandten der apanagirten Linie eines regierenden fürſtlichen Hauſes, mais cela reste entre nous.«

«Daß Herr Kleeborn an dem Succès ſeiner ſchönen Tochter ungemeine Freude hatte, war wohl ganz natürlich, indeſſen wies er doch alle die vornehmen Parthien, die ſich ihr darboten, zwar ſehr höflich, aber doch auch zugleich ſehr beſtimmt zurück. «

«Er blieb dabei, ihre Hand nur einem Kaufmanne, wie er ſelbſt einer iſt, geben zu wollen, und jezt Ihro Gnaden, nous voilà arrivé au point, jezt ſind wir an dem Punkte, will ich ſagen — »wie denn?« fragte ein wenig ungeduldig die Tante, »an welchem Punkte?« — »Nun an dem Punkte,« war die Antwort, »von welchem, wie ich glaube die Krankheit Vicktorinens ausgeht. Und gebe Gott, daß ich irre, daß meine Ahnung nicht in Erfüllung gehe, mais j'ai un pressentiment bien triste au fond du coeur. Ich fürchte, ſie fühlt eine unglückliche Paſſion für einen der großen vornehmen Herrn, die ſich vergeblich um ihre Hand bewarben. Und wenn der cher papa ſo fortfährt wie er angefangen hat, ſo kann ſie wie ihre pauvre chère maman …« »Faſſen Sie Muth, gute Virnot, fiel die Tante ein, »fürchten Sie nicht gleich das Aergſte; ein junges Herz bricht nicht ſo leicht, weil es immer und gern an der Hofnung hält, und die läßt uns ſo nicht untergehen. Sagen Sie mir nur vor allen Dingen, kennen Sie den Mann, von dem Sie glauben könnten« — »Hélas non! ich kenne niemand,« ſeufzte die Bonne. »Wenn Société da iſt,« fuhr ſie nach einem kleinen Bedenken mit ihrer gewohnten Redſeeligkeit fort, »ſo komme ich nie in den Salon, da habe ich im Hauſe genug zu thun, c'est la mer à boire. Wahrhaftig, Ihro Gnaden, es thäte Noth, daß ich hundert Augen hätte und Flügel dazu. Ich glaube es wohl, liebe Virnot,« erwiederte die Tante, »doch ſprechen wir von Vicktorinen.«

Ah Madame,« fieng die Bonne wieder an, »que voulez vous, que je vous en dise? Ich weis nichts weiter, als daß der Papa vor einiger Zeit ſie in ſein Kabinet rufen ließ. Das wunderte mich eben nicht, denn es iſt ſo ſeine Gewohnheit, wenn er einen neuen Freyer abgewieſen hat, damit

Wicktorine doch wiſſe, wie ſie in Zukunft ihr Benehmen gegen den Monsieur en question einrichten ſoll. Sie blieben wohl eine Stunde bei einander, das war noch nie geſchehen. Endlich kam ſie zurück in ihr Zimmer, mais grand Dieu! dans quel état! Bleich wie eine Sterbende, ſag' ich Ihnen, hélas! ſie ſah in dem Augenblick ihrer pauvre maman ſo ähnlich! Sie ſchlang ihre beiden lieben ſchönen Arme um meinen alten Nacken, und weinte ſo kläglich, wie noch nie ſeit dem Tode ihrer Mutter. Ich weinte mit, ich wußte zwar nicht, worüber? aber wie konnte ich anders? la pauvre petite me perçoit le coeur. Ich verſuchte endlich ihr zuzureden, ſo gut ich es konnte in meiner Unwiſſenheit von dem, was zwiſchen ihr und ihrem Vater vorgegangen war, mais, du lieber Gott, was konnte das helfen? Sie hörte nicht einmal auf mich. Dabei war ſie ſo heftig, ihre Augen blitzten ſo wild, ihre Bewegungen waren ſo égarés, ich vergieng bald vor Angſt, und wußte nicht, quoi faire. Bald weinte ſie, bald ſtieß ſie Klagen und Reden aus, die ich zwar nicht verſtand, die ich aber doch nicht anders auslegen kann, que comme j'ai eu l'honneur de le dire à Madame. Das währte einige Zeit, ſie wankte gleich einem Schatten umher, ſchrieb viel, weinte noch mehr, bis ein heftiges Fieber ihr Kraft und Beſinnung raubte. Seitdem liegt ſie da, comme Madame l'a trouvée.«

»Heute war ein entſcheidender Tag, und der Arzt zufrieden; le bon Dieu en soit béni mille fois. Ich denke, die Gegenwart der chère Tante wird das beſte Cordial für die arme Kranke ſein. Wenn ſie nur reden wollte! Reden bleibt doch immer der beſte Troſt!«

Unerachtet der großen Theilnahme, mit welcher die Tante der guten alten ſprachſeeligen Franzöſin zugehört hatte, konnte ſie dennoch bei dieſer ihrer lezten Bemerkung ein leichtes Lächeln kaum unterdrücken. Indeſſen brach der Tag an, die Tante gieng um auszuruhen, und Vicktorine erwachte bald darauf mit allen Anzeigen einer nahen Geneſung.

Von nun an verlies die Tante Vicktorinen ſo wenig als möglich. Denn obgleich der Arzt dieſe für völlig auſſer aller Gefahr erklärt hatte, ſo bedurfte die arme Kranke jezt dennoch einer weit aufmerkſamern Pflege als damals, wo ſie in dumpfer Bewußtloſigkeit am Scheidewege zwiſchen Tod und Leben dalag. Nach der Verſicherung des Arztes konnte jede, ſelbſt die freudigſte Gemüthsbewegung ihr einen, wahrſcheinlich tödtlichen Rückfall zuziehen; daher war es der Tante angelegentlichſte Sorge, die ununterbrochendſte Ruhe in ihrer Nähe zu erhalten und ſogar jedes einigermaſſen intereſſante, oder auch nur anhaltende Geſpräch mit ihr zu vermeiden.

Auch Angelika umſchwebte faſt unhörbar, gleich einem freundlichen Schutzgeiſt, das Lager der Kranken, und ohne dabei jemals durch ſich übereilende polternde Haſt läſtig zu werden, ſuchte ſie jeden Wunſch in ihren Augen zu leſen, um ihn gelaſſen und zuvorkommend zu erfüllen, ehe er noch ausgeſprochen ward. Lieben und athmen waren gleichbedeutend für dieſes, nur zu zart beſaitete

Weſen, aus deſſen tiefſter Bruſt jeder Ton des Schmerzes einen wehmüthig verhallenden Nachklang hervor rief, und der Name Angelika hätte für ſie erfunden werden müſſen, wenn er nicht ſchon da geweſen wäre, ſo genau ſtimmte er zu ihrem Aeuſſern wie zu ihrem Innern.

Von ihrer frühſten Kindheit an hatte der armen Angelika die Freude faſt nie anders als in fremden Augen gelächelt. An ihrer Wiege wachte nicht mütterliche Liebe, denn ihr Eintritt in das Leben gab der Mutter den Tod und vereinigte dieſe wieder mit dem geliebten, ihr einige Wochen früher vorangegangenen Gatten. Die erſte Sorge für das ganz verwaiſte Kind fiel alſo bezahlten Aufſehern zu. Denn Angelika ward, weit entfernt von allen ihren Verwandten, in einer kleinen Stadt, in der Nähe des Rheins geboren, wo ihre Eltern ſich erſt wenige Monate vorher niedergelaſſen hatten. Niemand beinahe hatte dieſe dort anders als dem Namen nach gekannt, ſelbſt der Vormund des armen Kindes wußte wenig von ihnen, und nur der allgemeine Ruf, der dieſem braven Manne das Zeugniß ſtrenger Rechtlichkeit gab, hatte Angelikas ſterbende Mutter bewogen, ihr ganz verlaſſnes Neugebohrnes ſeinem Schutz zu empfehlen. Mit dem beſten Willen von der Welt wußte er indeſſen für ſein armes Mündel nichts beſſeres zu thun, als es für ein geringes Koſtgeld der Pflege einer, ihm als redlich bekannten Frau zu übergeben, und indeſſen den nicht ſehr bedeutenden Nachlaß der Eltern Angelikas ſo vortheilhaft als möglich für ſie zu verwalten.

Angelika erreichte ihr achtes Jahr, ohne daß es ihr bei der Frau, der ſie anvertraut war, beſonders wohl oder übel ergangen wäre, und nun beſchloß ihr Vormund, ſie nach Frankreich in eine Erziehungsanſtalt zu bringen. Denn er fühlte eine unendliche Vorliebe für dieſes Land, in welchem er ſeine eigene Jugend verlebt hatte, und war feſt überzeugt, daß ein mittelloſes Fräulein wie Angelika ſich nur dort die nöthigen Talente erwerben könne, um einſt als Guvernante fürſtlicher Kinder, oder als Geſellſchafterin einer Dame von hohem Stande ihr Fortkommen in der Welt zu finden.

Die weltberühmten Erziehungsanſtalten in und um Paris waren freilich für die ſehr beſchränkten Vermögensumſtände Angelikas viel zu koſtbar, doch ein in Angouleme wohnender Jugendfreund ihres Vormundes empfahl dieſem ein in jener Stadt beſtehendes Inſtitut dieſer Art nicht nur als ſehr wohlfeil, ſondern auch als ganz vorzüglich. Der Vormund freute ſich hier einen ſo vortreflichen Ausweg für ſein Mündel gefunden zu haben, und entſchloß ſich um ſo eher, es dorthin zu ſchicken, da ſich zufälliger Weiſe eine vorzüglich gute Gelegenheit ihm darbot, die Kleine in ſicherer Begleitung hinzuſchaffen.

So mußte denn die arme Waiſe fern vom Vaterlande, in einer der abſchreckend ſchmuzigſten, traurigſten Städte des ſüdlichen Frankreichs den ſchönen, nie wiederkehrenden Frühling ihres Lebens unter Menſchen verleben, denen ſie fremd blieb, ſelbſt nachdem ſie es gelernt hatte, deren Sprache zu verſtehen. In dem Hauſe, dem ſie anvertraut wurde, war alles klöſterlicher Zwang, ſogar das Vergnügen. Ueber eine ziemlich bedeutende Anzahl aus allen Ecken der Welt, ſogar aus Amerika dort zuſammengekommner junger Mädchen, herrſchten drei bis vier Untergouvernantinnen, gleich ſtrengen Zuchtmeiſterinnen, und dieſe ſelbſt ſtanden wiederum unter dem gewaltigen Scepter einer Vorgeſetzten, die ſich faſt wie eine Gottheit von ihren Untergebenen ſclaviſch verehren lies. Die Zöglinge waren mehrentheils alle durch Alter, Vaterland, Sprache, Talent und Gemüthsart weſentlich von einander verſchieden, und wurden dennoch vollkommen gleich behandelt; alle waren ſtrengen, ängſtlichen Formen unterworfen, die einzig erdacht zu ſein ſchienen, jede frohe Regung eines jugendlichen Gemüths zu erſticken.

Die arme Angelika glich hier vollkommen dem Epheu, der, in einen engen Scherben verpflanzt, mühſeelig fortvegetirt, und vergebens die ſchlanken Zweige nach allen Seiten hinſtreckt, um einen Gegenſtand zu finden, den er liebend umfaſſen könnte. Ein einziges, ihr namenlos bleibendes Gefühl unendlicher Sehnſucht bemächtigte ſich ihres ganzen Weſens, aber ſie fand nicht einmal eine Seele, die es der Mühe werth gehalten hätte, ſich von ihr lieben zu laſſen. Sie hatte Jugendgenoſſen, aber keine Jugendfreundin, und überhaupt niemanden in der weiten Welt, zu dem ſie hätte ſagen können: Dir gehöre ich an; oder der auch nur theilnehmend ſich ihr zugeneigt hätte.

Die Zeit vergeht indeſſen dem Glücklichen wie dem Unglücklichen, und ſo flog ſie denn auch an Angelika vorüber, und nahm deren freudenarme Kindheit mit ſich fort. Wie auf einſamer Alpe die, im nakten Felſen dürftig wurzelnde Pflanze oft ſchöner ihr Haupt erhebt, als ihre im Garten ſorgſam gepflegte, glücklichere Schweſter, ſo wuchs auch die Verlaſſne unter Entbehrungen aller Art und Uebung ſehr herber Pflichten, mit ihrem vereinſamten Herzen, nicht minder ſchön zur Jungfrau heran als eine Glückliche. Sie hatte das Wort Liebe nie anders als im religiöſen Sinn gehört, nie einen Roman geſehen, viel weniger geleſen; ſie war nie im Theater geweſen, ſah keinen Mann auſſer den Lehrern in ihrem Inſtitut, und dieſe waren alle in ihrem mühſeeligen Berufe grau geworden, dankten Gott, wenn die Stunde ſchlug, die ihnen das Ende ihres peinlichen Tagewerks verkündete. Und dennoch ſchwebte vor dem innern Sinne der armen Angelika ein namenloſes Ideal, das ihre ſtille Fantaſie mit den herrlichſten Eigenſchaften zu ſchmücken wußte. Es verſchönte, im Wachen wie im Schlummer ihren Traum, es lieh der ihr ganz unbekannten Welt einen zauberiſchen Glanz und lehrete dem einſamen Mädchen mitten im Zwange ſeiner verarmten Jugend, alles Entzücken der ungemeſſenſten Aufopferung, der zarteſten Anhänglichkeit, ja die ganze unendliche Seeligkeit zweier, Liebe um Liebe hingebender Weſen vorahnend empfinden.

Als Angelika ihr ſechzehntes Jahr erreicht hatte, entſchloß ſich ihr Vormund, ſie ſelbſt aus Angouleme abzuholen, um ſie nach dem nördlichen Deutſchland, in das Haus eines nahen Verwandten ihres verſtorbenen Vaters zu geleiten, der es endlich für gut gefunden hatte, der Exiſtenz ſeiner Nichte ſich zu erinnern. In der Familie deſſelben ſollte ſie denn noch ein Jahr lang verweilen, um deutſche

Sprache und Sitte zu lernen, ehe ſie eine Hofdamenſtelle bei einer einſam lebenden verwittweten Fürſtin anträte, zu welcher ihre Verwandten ihr indeſſen die Anwartſchaft zu verſchaffen bemüht geweſen waren. Angelika zitterte vor banger Freude als ſie das Haus betrat, in welchem ſie zum erſtenmal in ihrem Leben Perſonen finden ſollte, die ihren Namen trugen, und an deren Theilnahme ſie Anſpruch zu haben glaubte. Sie war ſo feſt entſchloſſen, ſie innigſt zu lieben; doch auch hier kam gleich beim Empfange ihrem, von heiſſer Sehnſucht erfüllten Gemüthe, die kälteſte Berechnung ſteifer Förmlichkeiten entgegen, ſo daß ſie davor zuſammenſchrack, wie die Senſitive wenn der kalte Hauch des Nordwindes über ſie hinfährt.

Angelika empfand gleich in der erſten Stunde, welche ſie unter ihren Verwandten verlebte, daß ſie durch Sprache und Anſtand, ſogar durch ihre Kleidung ihnen höchſtens ein Gegenſtand der Duldung, doch nie der Liebe werden könne. Sie ſtand mitten unter ihnen wie eine Fremde, denn ſie ſchien durch dieſe Aeuſſerlichkeiten einem Volke anzugehören, gegen deſſen, alles zertretenden Uebermuth gerade in jenem Momente ſich jedes deutſche Herz empörte, jeder waffenfähige Arm ſich erhob.

Indeſſen war Angelika trotz dem äuſſern Scheine, den man ihr ohne ihr Zuthun aufgedrungen hatte, dennoch ſehr weit davon entfernt, Frankreich zu lieben, von dem ſie nichts weiter kannte, als die alte düſtre Stadt, und in dieſer das Haus, wo ſie ihre erſte Jugendzeit in trübſeeliger Beſchränktheit hingeſchmachtet hatte. Denn alles übrige war ihr ſogar bis auf den Namen davon fremd geblieben.

Sie hatte immer mit heiſſer Sehnſucht, dieſem Grundtone ihres Daſeins, an ihrem Vaterlande feſtgehalten, deſſen Bild ihr noch aus ihren Kinderjahren vorſchwebte, verherrlicht durch jenen Zauberglanz, mit welchem Entfernung und Entbehren jeden Gegenſtand ſchmücken.

Sie war ſogar heimlich bemüht geweſen, ihre Mutterſprache nicht ganz zu vergeſſen, und hatte, gleich einem werthen Heiligthume, ein paar kleine Kinderbüchelchen ſorgfältig aufbewahrt, die ſie aus ihrer Geburtsſtadt mit ſich nach Frankreich gebracht.

So lange ſie in dem Erziehungsinſtitute war, las ſie in mancher einſamen Viertelſtunde ſich ſelbſt aus dieſen Büchern laut vor, um nur die ſüſſen vaterländiſchen Töne zu hören, und ſezte dieſes ſogar dann noch fort, als der Inhalt ihrer ärmlichen Bibliothek ihrem höher entwickelten Geiſte ſchon längſt nicht mehr zuſagen konnte.

So vorbereitet war es ihr nicht ſchwer, ihrer Mutterſprache bald wieder ganz mächtig zu werden. Das ihr bis jezt unbekannte Familienleben im Hauſe ihrer Verwandten, die herzlichere Sitte ihres Volkes, der Genuß der Natur in einer ſchönen Gegend, den ſie ſeit ihrer erſten Kindheit entbehren mußte, alles dieſes vereint, machte ihr Vaterland ihr unendlich theuer, aber ſie mußte es auch lieben wie ſie es liebte, um mit ihrem ſanften weichen Gemüthe das Gefühl des Nazionalhaſſes zu ertragen, welches damals, unzertrennlich von der Vaterlandsliebe, neben dieſer herzog, und ſich in allen ihren Umgebungen auf das deutlichſte ausſprach.

Angelikas Rückkehr ins Vaterland fiel in jene unvergeßliche Zeit, in der ein neu erwachter Heldengeiſt jede deutſche Bruſt beſeelte. Ein friſcher Jugendhauch wehte durch die neu belebte Welt, die ſo lange unter dem Druck eines Einzigen geſeufzet hatte; jedes Herz klopfte in frommer Hoffnung und von allen Seiten eilte Deutſchlands ſtreitbare Jugend herbei, und fand bei der gaſtlichſten Aufnahme in jedem Hauſe die eben verlaſſne Heimath wieder.

Auf dieſe Weiſe kam auch Ferdinand von Klarenau in das Haus des Barons Sternwald, — ſo hieß Angelikas Oheim, bei welchem dieſe jezt lebte, — und in dem einzigen Weſen, das ihr jemals beim erſten Anblicke liebend und vertrauend entgegengetreten war, glaubte das ſehnſuchtsvolle Gemüth des ſo lange vereinſamten Mädchens jezt das Urbild ihres Jugendideals gefunden zu haben. Alles zeigte ſich ihr von nun an in verſchönerndem Lichte, und die Welt erblühte ihr in nie geſehener Pracht an Ferdinands Hand, denn er war Jüngling, Dichter, und Krieger für Vaterland und Recht. Der freudige Enthuſiasmus, der ihn beſeelte, theilte auch ihr ſich mit; ihr Leben ſchien ihr jezt erſt zu beginnen, und jeder ihrer Athemzüge war ein ſtilles

Dankgebet für die unendliche Seeligkeit, welche ihr, der Freude ungewohntes Herz kaum zu tragen vermochte.

Da auch die äuſſern Verhältniſſe die Liebenden begünſtigten, ſo ſchied Ferdinand aus der geliebten Nähe ſeiner Angelika als ihr, von ihren Verwandten anerkannter, verlobter Bräutigam. Bei ſeiner Zurückkunft aus dem Felde ſollte ihre Hand den Lohn der Tapferkeit ihm reichen, und die hohe, ſchöne Siegeshoffnung, die aus ſeinen Augen ihr entgegen ſtralte, erhob auch ſie über den Schmerz der Scheideſtunde, und führte dieſe linde und leiſe an Beiden vorüber. Ferdinand gieng nun für die Geliebte zu ſtreiten, Angelika blieb, um für ihn zu beten.

Als er gieng, kam kein Gedanke daran in das Herz der Armen, daß er gegangen ſein könne, um nie wiederzukehren, und doch war es ſo. Er hatte den Lützowſchen Jägern ſich zugeſellt, und fand mit dieſen ſeinen tapfern Geſellen im ſchändlichſten Verrathe den Untergang. Wie er geendet hatte? wußte keiner genau zu berichten; aber er war verſchwunden, ſpurlos, rettungslos, wie ſo Viele, die mit ihm kämpften und fielen.

Gleich einer verſtummten Nachtigall, wenn der Frühling dahin iſt, ſo klagelos, ſo einſam blieb Angelika zurück. Ihr ganzes Daſein war von nun an nur ein leiſes Ach; ſie gieng ganz ſtill umher, ſie war unendlich freundlich gegen Alle, ſie athmete wie ſonſt, doch jeder Schlag ihres Herzens war ein nie endendes Sterben. Oft dünkte ihr, als müſſe ſie gegen einen bangen Traum ankämpfen, dann bat ſie Gott mit Thränen: er möge ſie erwachen laſſen; denn ſie konnte an die Wahrheit ihres Elends nicht glauben, bis das heftiger wiederkehrende Weh im Innerſten ihrer Bruſt, ſie von neuem fühlen ließ, daß es dennoch ſo ſei, wie es war.

Ihre im Grunde gutmüthigen Verwandten thaten zwar nach ihrer Art alles, was ſie vermochten um die Arme zu tröſten, doch mit dem beſten Willen von der Welt verwundeten ſie oft, wo ſie zu heilen gedachten. Sie führten ſie endlich nach Pyrmont in der Hoffnung, daß das Gewühl des Badelebens ſie zerſtreuen würde, aber ſie verflochten ſich bald ſelbſt ſo gewaltig in das allgemeine Treiben der Geſellſchaft, daß ſie gar nicht bemerken konnten, wie Angelika immer bleicher und ſtiller ward, je lauter und bunter es in ihrer Nähe zugieng.

Doch gerade hier erbarmte ſich endlich ein guter Engel der Leidenden, und führte ihr in Vicktorinens Tante, der Stiftsdame Anna von Falkenhayn, den einzigen Troſt zu, der auf Erden für ſie noch zu finden war, den Troſt einer weiſen, wahrhaft theilnehmenden Freundin. Das allgemeine Mitleid, welches die intereſſante Erſcheinung des bleichen trauernden Mädchens jedem einflößte, der es ſah, löſete ſich in Annas edlem Gemüthe gar bald in wahrhaft mütterliche Zuneigung auf, und Angelika erwiederte dieſe Liebe mit all der Innigkeit, welche von jeher die Luſt und die Qual ihres Lebens geweſen war.

Obgleich Angelika in ihrer ſtillen Demuth ſich nie die leiſeſte Andeutung von Unzufriedenheit mit ihrer äuſſern Lage erlaubte, ſo ſah das Fräulein Anna von Falkenhayn doch nur zu bald ein, daß die Umgebungen, in welchen ihre junge Freundin leben mußte, einem gebrochenen Herzen durchaus nicht wohlthun konnten. Schon die Art bewies dies, mit der Angelikas Verwandte ſich über das harte Geſchick auslieſſen, welches dieſe zarte Pflanze ſo tief gebeugt hatte. Die Bereitwilligkeit, mit der ſie nicht nur das Fräulein, ſondern ſonſt auch noch jedermann, der darnach fragte, zum Vertrauten in dieſer Angelegenheit machten, hatte in der That etwas beleidigendes, obgleich ſie ſelbſt dieſes weder fühlten, noch wollten; denn ſie waren wirklich wohlmeinend und wünſchten der armen Angelika zu helfen, nur war ſie ihnen von jeher zu ferne geblieben, um von ihnen verſtanden zu werden. Endlich entſchloß ſich Anna von Falkenhayn, vom innigſten Mitleid durchdrungen, zu erbitten, was Angelikas Verwandte ihr mit tauſend Freuden gewährten, um ſo mehr, da bei der Gemüthsſtimmung des armen Mädchens und deſſen mit jedem Tage tiefer ſinkenden Lebenskraft, ohnehin an die Hofdamenſtelle nicht mehr gedacht werden durfte. Und ſo zog ſie denn mit ihrer älteren Freundin in deren Heimath, und ward von Letzterer als die Tochter ihres Herzens mit unausſprechlicher Zartheit gepflegt und gewartet wie eine kranke Blume, die man gern wieder aufrichten möchte.

Anna gewann, nach Art aller edlen Frauen, die Leidende immer lieber, je mehr ſie für ſie that, und Angelikas Leben hieng dagegen einzig an der wohlthuenden Gegenwart ihrer Beſchützerin. Die Möglichkeit, auch nur wenige Monate fern von dieſer leben zu können, war ihr undenkbar, und ſo wurde denn das geliebte Kind bei dem Beſuch im Kleeborniſchen Hauſe Annas Begleiterin, und theilte freudig mit ihr die liebende Sorge für Vicktorinen.

Nicht nur Vicktorine, deren Geneſung mit jedem neuen Tage neue erfreuliche Fortſchritte machte, ſondern auch alle übrige Mitglieder der Hausgenoſſenſchaft, empfanden das Wohlthuende der, Ruhe und Ordnung wieder herſtellenden Gegenwart der Tante. Die gute alte Virnot wanderte wieder ganz wohlgemuth in gewohnter Geſchäftigkeit Trepp' auf, Treppe nieder, ihr Schlüſſelkörbchen in der

Hand, und führte in Küche und Speiſekammer das Regiment über die zahlreiche, weibliche Dienerſchaft.

Auch Babet und Agathe ſeegneten ihres Theils die Tante und Angelika, weil dieſe beiden ſie der ſteten Gegenwart in der beengenden Luft des Krankenzimmers überhoben. Die guten Kinder durften jezt doch wenigſtens am Fenſter die Vorübergehenden muſtern, und da gab es denn einſtweilen manches zu beſprechen, mitunter auch manchen intereſſanten Gruß zu erwiedern, denn der ſchwarze Lieutnant und der blonde Theodor ſchienen täglich in der Nähe des Kleebornſchen Hauſes viel zu thun zu haben. Dieſer Umſtand und die Ueberlegungen, welche man in Hoffnung auf nahe beſſre Zeiten, hinſichtlich der Wintergarderobe anzuſtellen für nöthig fand, gaben unverſiegbaren Stoff zur Unterhaltung, ſo daß fürs erſte unter den Beiden von Streit oder übler Laune nicht mehr die Rede ſein durfte.

Nur Herr Kleeborn ſelbſt, der alles angewendet hatte, ſeiner Schwägerin Gegenwart ſich zu gewinnen, nur er allein fühlte ſich jezt durch dieſelbe einigermaßen gedrückt, ohne dieſes jedoch jemals ſich ſelbſt geſtehen zu wollen. Die faſt übertriebne Zartheit, mit der ſie die größte Anſpruchsloſigkeit, die ſtrengſte Diskrezion in allen häuslichen Verhältniſſen beobachtete, ihre mitunter ein wenig altmodiſch ſich äuſſernde Vorliebe für Schicklichkeit und Anſtand ſelbſt im engſten Familienleben, machten ihn oft etwas beklommen und verlegen, wenn er der Tante gegenüber ſich befand. Es entgieng ihm nicht, wie ſie allein durch ihre Perſönlichkeit nicht nur das ganze Haus, ſondern ſogar ihn ſelbſt beherrſchte, ohne doch jemals irgend etwas, einem Befehl Aehnliches auszuſprechen. Alles richtete ſich nach ihren Blicken, und jedem, vom Herrn an bis zu dem Geringſten der Dienenden, war es ſo zu Muthe, als dürfte dieſes gar nicht anders ſein.

« Es iſt das verfluchte adlige Vornehmthun, « dachte Herr Kleeborn, oder gab ſich vielmehr Mühe es zu denken und im Ganzen half ihm dies wenig, denn er gewann dennoch nicht den Muth, mit ihr von Dingen zu reden, über die ſie noch nicht Luſt hatte ihn zu hören. Ihr Wunſch war, Vicktorinen erſt genauer kennen zu lernen, ehe ſie ſich auf die Abſichten einließ, welche ihr Vater mit dieſer etwa haben mochte; Herr Kleeborn hingegen, der die Krankheit ſeiner Tochter für gar nicht ſo bedeutend hielt, hatte Vicktorinens Pflege eigentlich nur als Vorwand zur dringenden Einladung ſeiner Schwägerin gebraucht; ſeine eigentliche Abſicht dabei war aber, durch die Tante auf Vicktorinen zu wirken, und ſie in Güte ſeinem Willen geneigter zu ſtimmen. Indeſſen hielt er ihre Gegenwart nebenher für höchſt nöthig, um durch dieſelbe den Glanz und die Würde der vielen Feſte zu erhöhen, welche Vicktorinens Geneſung ſowohl, als die zu hoffende Erfüllung ſeiner Pläne mit ihr, bald herbeiführen mußten. Denn nächſt dem Gelderwerb liebte Herr Kleeborn nichts ſo ſehr als Glanz und Pracht in ſeinen Umgebungen; gern wetteiferte er hierin mit den Vornehmſten, und unerachtet ſeiner laut erklärten Geringſchätzung des angebornen Adels, that er ſich dennoch in ſeinem Innern nicht wenig darauf zu gute, eine Dame von dem Range und Anſehen des

Fräuleins von Falkenhayn unter ſeine nächſten Verwandten zählen zu dürfen. Er betrachtete oft mit innerm Behagen ihre majeſtätiſche Geſtalt, den, jede ihrer Bewegungen bezeichnenden vornehmen Anſtand und freute ſich im voraus auf den Augenblick, wo ſie in dem ſchönen Ordenskleide ihres Stiftes mit dem groſſen diamantnen Kreuze, das ſie als Pröbſtin deſſelben trug, in ſeinem Hauſe die Honneurs machen würde. Uebrigens tröſtete er ſich mit dem Glauben, daß aufgeſchoben nicht aufgehoben ſei, er hoffte, daß nach Vicktorinens völliger Geneſung ſich ſchon ein günſtiger Augenblick finden würde, um die Tante für ſich zu gewinnen, und überließ ſich täglich in vollkommner Gemüthsruhe den gewohnten Erholungen nach vollbrachter Arbeit, die er jezt auſſer ſeinem Hauſe aufſuchen mußte, da ihm das Innere deſſelben in ſeinem durch Vicktorinens Krankheit verödeten Zuſtande wenig Freuden darbieten konnte.

Der helle Sonnenſchein eines heitern klaren Herbſtmorgens, an welchem Vicktorine ſich auffallend wohl befand, hatte die Tante mit ihrer Angelika hinaus ins Freie gelockt. Müller, der alte Buchhalter, ſtand eben in der Hausthüre, als beide von ihrem Spaziergange zurückkehrten, und die Tante beeilte ihre Schritte, um dem Greiſe, den ſie ſeit ihrer Ankunft im Kleeborniſchen Hauſe noch nicht geſehen, ein paar freundliche Worte ſagen zu können. Sie kannte ihn ſchon lange und ehrte ihn als einen treuen vieljährigen Diener des Hauſes ihres Schwagers, bei deſſen Vater er ſchon in Ehre und Anſehen geſtanden hatte. Als die Damen näher traten, gieng ein junger Mann mit ehrerbietigem Grüßen an ihnen vorüber, der bis dahin mit Herrn Müller in anſcheinend eifrigem Geſpräch begriffen geweſen war. Sein Anblick ſchien der Tante auf eigne Weiſe aufzufallen, ſie ſah ſichtbar befangen, ihm eine Weile nach, und war ſogar etwas bleicher als gewöhnlich, als ſie die zum Hauſe führenden Stufen hinauf ſtieg, ſo daß Herr Müller ſie von einem plötzlichen Unwohlſein ergriffen glaubte, und ihr entgegen eilte, um ſie in das zum Empfange der Fremden beſtimmte Eintrittszimmer neben dem Komtoir zu führen. Dort ſezte ſich die Tante zwar gleich, erklärte aber dabei, daß ſie ſich vollkommen wohl befinde, nur habe ſie am Krankenbette ihrer Nichte ſich der freien Luft entwöhnt, die heut, unerachtet des hellen Sonnenſcheins, ungewöhnlich ſcharf ſei. Beruhigt gieng Angelika zu Vicktorinen hinauf, während die Tante noch unten blieb, um mit Herrn Müller ein paar Minuten zu plaudern.

Wer war der junge Mann? fragte ſie einigermaſſen eifrig, ſo wie Angelika die Thüre hinter ſich angezogen hatte. Herr Müller beſann ſich eine Weile, denn er verſtand ſie nicht gleich. Der junge Holm, der eben bei mir war, meinen Ihro Gnaden den?« erwiederte er ihr endlich, »ja das iſt ein recht lieber, gutherziger junger Menſch. Seit unſer Fräulein Vicktorine krank iſt, verſäumt er nie, alle Tage zweimal zu mir in mein Kabinet zu kommen, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, denn von mir erhält er doch immer umſtändlichern

Bericht als von den Bedienten. Nun gottlob heute konnte ich ihm recht viel Gutes ſagen, er war auch darüber recht erfreut.«

»Alſo wohl ein ſehr genauer Freund des Hauſes?« fragte die Tante.

»Das nun wohl nicht,« war die Antwort, »denn der junge Herr Holm iſt noch gar nicht ſelbſt etablirt, und auch ſonſt eben nicht von Familie, Ihro Gnaden. Niemand wußte, was man aus ſeinem ſeeligen Vater machen ſollte, denn der war zwar ein Gelehrter, aber weder Juriſt noch Mediziner. Er wohnte mit dieſem ſeinem einzigen Sohne lange Jahre hindurch in der Vorſtadt, niemand hat ihn ſonderlich gekannt, denn er führte ein ſehr eingezogenes Leben. Ja du lieber Gott, es iſt hier ein ſehr theuer Pflaſter, und wer nicht reich iſt, thut am beſten ſich ganz ſtill zu verhalten.«

»Iſt der Vater lange tod?« fragte die Tante wieder, mit ſichtbarem Antheil.

»Seit drei Jahren ungefähr,« erwiederte Herr Müller. »Der alte Holm ſoll aber übrigens ein recht grundgelehrter Mann geweſen ſein,« ſezte er hinzu, »ſehr bewandert in der Mathematik und in fremden Sprachen, auch ſoll er ein Lexicon oder ſo etwas im Druck herausgegeben haben. Nun, der Sohn artet dem Vater nach, man ſagt, er habe auf der Univerſität ſeine Zeit ſehr gewiſſenhaft angewendet. Das wird ihm denn nun auch freilich in ſeinem jetzigen Stande recht gut zu ſtatten kommen, denn in unſern Tagen kann der Kaufmann nie zu viel wiſſen, und das Gelehrtſein, oder wenigſtens Gelehrtthun iſt unter unſern jungen Herrn obendrein Mode.«

»Der junge Mann war alſo nicht von jeher zum Kaufmann beſtimmt?« fragte die Tante mit ſteigendem Intereſſe.

»Ei was wollte er!« erwiederte der Buchhalter, »nein Ihro Gnaden, der junge Holm iſt Doctor Juris, er hat ordentlich ſtudirt. Erſt vor kaum anderthalb Jahren hat er umgeſattelt, und was das ſonderbarſte iſt, niemand hat früher die mindeſte Neigung zum Kaufmannsſtande an ihm bemerkt, das iſt ſo ganz mit einemmal von ſelbſt gekommen. Aber da ſieht man recht, wie der Menſch alles kann, was er ernſtlich will. Vor zwei Jahren wußte der junge Holm noch keinen Kurs zu berechnen, nicht einmal einen Wechſel ordentlich auszuſtellen, von Waarenkenntnis war bei ihm vollends gar nicht die Rede, und jezt iſt er der Herren Fiſcher et Compagnie rechte Hand. Geben Jhro Gnaden nur Acht, der macht gewis noch ſein Glück in der Welt.« Die Tante, in immer tieferes Nachdenken verſinkend, ſchien auf die lezten Worte des freundlichen Greiſes kaum zu hören, weshalb dieſer denn auch mit gewohnter Ehrerbietung ſtille ſchwieg, bis ſie, wie aus einem Traume erwachend, die Bemerkung hinwarf, daß der junge Holm doch wohl öfters an den Geſellſchaften hier im Hauſe Antheil nehmen müſſe, da ihn die Ereigniſſe in demſelben ſo zu intereſſiren ſchienen.

»Jns Komtoir kommt er zwar oft in Geſchäften, ſeit er den Kaufmannsſtand erwählt hat,« erwiederte Herr Müller, »ſonſt aber nie ins Haus, daß ich wüßte, auſſer ein paarmal bei Konzerten, denn er ſingt einen herrlichen Tenor. Daß er ſich aber ſo fleiſſig nach der Geſundheit unſers Fräuleins erkundigt, iſt dennoch ganz natürlich, da er ſie doch einigermaſſen kennt, die halbe Stadt thut ja daſſelbe. Sehen, Ihro Gnaden, hier liegt der Zettel, mit den Namen derer, die nur dieſen Morgen nachgefragt haben. Zwei volle Bogen, man kann die Hälfte kaum leſen, denn die Bedienten ſchreiben meiſtens ſo ſchlecht, daß es eine Schande iſt. Aber hier ſind doch einige zierliche Handſchriften, denn die jungen Herren haben faſt alle eigenhändig ihre Namen angeſchrieben, weil ſie gewöhnlich ſelbſt kommen, ſich nach des Fräuleins Befinden zu erkundigen. Sehen Ihro Gnaden, Sir Robert Beverley, John Simpſon Esquire, Comte de Beauchamp, Graf Nordhauſen, Baron Engeſtröm, lauter Fremde die an uns addreſſirt ſind.«

Angelikas blondes Lockenköpfchen, das dieſe, über dem langen Ausbleiben der Tante beſorgt, zur Thüre herein ſteckte, machte jezt der Unterhaltung ein Ende.

Anna begab ſich zu Vicktorinen, ſie fand dieſe auf ihrem Sopha, von einer Schaar junger, ſie beſuchender Mädchen umlagert, unter denen auch

Babet und Agathe nicht ſehlten. Alle ſprachen zugleich, denn es war von gar intereſſanten Gegenſtänden die Rede, denen aber die Tante keinen Antheil abzugewinnen wußte. Sie ſezte ſich daher in ihren Lehnſtuhl in der fernſten Ecke des Zimmers. Ihre Gedanken flogen zurück in eine längſt dahin geſchwundene Vergangenheit, deren Abglanz in dieſem Augenblick in ungewohnter Klarheit ſie umſchwebte. So zaubert ein einziger heller Sonnenblick uns oft mitten im Winter den Frühling mit allen ſeinen längſt in Staub verſunknen Blüthen herbei. Anna gab dem ſchmerzlich-ſchönen Traume mit ganzer Seele ſich hin; ſie forſchte nicht weiter, was gerade jezt ihn herbeigerufen haben könne? ſie verſank immer tiefer in ſich ſelbſt, und achtete wenig auf das, was in dem jugendlichen Kreiſe, in ihrer Nähe laut genug abgehandelt ward.

Die Mädchen zählten indeſſen die Bälle, welche ſie in den nächſten Wochen zu hoffen hatten, und jezt waren die Tänzer an der Reihe. »Mit denen ſieht es windig aus,« ſeufzte Babet, »wenn nicht etwa der Himmel ein Einſehen hat und friſche

Zufuhr uns einſendet.« »Leider ja,« ſtimmte Amelie, die Tochter des benachbarten Obriſten, in dieſe Klage ein, Theodor geht morgen fort, und auch Baron Sillborn reiſt nach Wien.« «Und Lieutenant Herſten hat nur noch vierzehn Tage Urlaub,« rief Lilli dazwiſchen. So währte das Herüber und Hinüberſprechen noch eine ſeine Weile fort, der Gegenſtand des Geſprächs beſchäftigte alle, ſo daß keine dabei auf Vickterinen Acht gab, bis die eben ins Zimmer tretende Angelika durch einen Schrei des Entſezens ſie darauf aufmerkſam machte, daß die Arme bleich und ſtarr gleich einer Todten in ihre Kißen zurück geſunken dalag.

Der Aufruhr, der jezt entſtand, iſt nicht zu beſchreiben. Die Mädchen liefen vor Angſt wie ſinnlos durch einander, der Schellenzug riß von dem gewaltigen Sturmläuten; laut ſchreiend, »bon Dieu! qu'est il donc arrivé à ma pauvre petite,« ſtürzte die Bonne herein, und dieſer folgte, zum Glück bald, der ſchnell herbeigeruſne Arzt. Vicktorinens bewußtloſer Zuſtand, den die vielen, ohne Wahl und Zweck angewandten Mittel nur verſchlimmerten, ohne daß die vor Schrecken ſelbſt halb todte Tante dem Unheil hatte ſteuern können, wich endlich ſeinen vernünftigern Anordnungen. Jezt aber hob der wackre Mann auch eine tüchtige Strafpredigt an, während welcher ſich indeſſen die fremden Mädchen ganz in der Stille fortſchlichen; er ſchrieb Vicktorinens Zufall einzig dem lärmenden Beſuche zu, und empfahl nochmals die ungeſtörteſte Ruhe und Stille in der Nähe der Kranken. Babet und Agathe wurden gänzlich aus dem Zimmer derſelben verbannt, jeder fremde Beſuch doch verpönt, und nur Angelika, für deren ſtilles Betragen ſich die Tante verbürgte, erhielt die Erlaubniß nach wie vor die Sorge für Vicktorinens Pflege mit ihrer geliebten Wohlthäterin zu theilen.

Es war ſchon ſpäter Abend, und die Tante ſaß ganz allein an Vicktorinens Bette, als dieſe aus ihrem unruhigen Schlummer auffahrend, die Verhänge zurückſchlug, und mit ängſtlicher Haſt im ganzen Zimmer umher ſah.

»Tante!« flüſterte ſie leiſe und beklommen, »Tante, ſind wir allein? werden wir es bleiben?« Die Tante verſicherte ſie deſſen, und bat ſie, nur ruhig ſich zu verhalten. »Ruhig! ruhig!« erwiederte Vicktorine mit ungewohnter Heftigkeit, »gebieten ſie doch auch dem Sturm, der eben heulend das Haus umtobt, daß er ruhig ſei, oder dem Meere, oder der Flamme, die verzehrend wüthet.« »Kind, geliebtes Kind,« unterbrach die Tante ſie, »du richteſt dich und mich und uns alle zu Grunde, wenn du ſo fortfährſt! komm, ſei mein gutes Mädchen, lege dich wieder, ſei geduldig und ich verſpreche dir — —« »Was? —« rief Vicktorine, »was können ſie mir verſprechen für mein Leben, Tante, für die Ruhe meines Lebens, für all' mein Glück auf Erden, und vielleicht auch dort! Nein Sie müſſen mich hören, Sie müſſen jezt mich hören, in dieſer Minute, wenn Sie mich nicht wollen wahnſinnig werden laſſen. Sie werden mich hören, Sie werden mich retten, denn Sie ſind ja die einzige Schweſter meiner lieben, lieben Mutter!« Schwer und einzeln rollten große Thränen aus Vickterinens weit offnen ſtarren Augen über die glühenden Wangen, auf die krampfhaft zitternde Bruſt hinab, die Tante hielt ſchmeichelnd ſie umfaßt und bat ſie in den zärtlichſten Worten nur jezt ſich zu ſchonen. »Ich will dich ja hören, ich will ja alles thun, ich will dich retten, dir helfen, für dich nur leben« ſprach ſie, »ich bin ja nur deinetwegen hier, aber halte dich jezt nur ruhig, damit du Kräfte gewinnſt, ſpäterhin, Morgen vielleicht« — — »Späterhin iſt zu ſpät,« rief Vicktorine mit immer ſteigender Heftigkeit, »ſpäterhin, wenn alles vorüber iſt, was für Troſt, was für Hülfe können Sie mir dann gewähren, wenn Gott ſelbſt das Geſchehene nicht mehr ungeſchehen machen kann. Nein jezt, jezt in dieſer Stunde.« Vergebens ſuchte die Tante durch Erinnerung an das Verbot des Arztes ſie zum Schweigen, zur Schonung ihrer Kräfte, zu bewegen. »Was weis der Arzt, der überkluge Thor! was wiſſen ſie Alle,« rief Vicktorine, »Sie ſehen es ja Tante, ſie müſſen es ſehen, ich habe Kraft, aber Schweigen in dieſer Stunde vernichtet mich; dieſe gränzenloſe Angſt kann ich nicht verſchlieſſen, ſie zerſprengt mir die Bruſt; Sie müſſen mich hören, wenn Sie vom Untergange mich retten wollen.«

Vicktorinens immer heißeres Bitten, die zunehmende Fieberglut, die aus ihren Augen blizte, bewogen endlich die Tante, ſich mit ihr auf Bedingungen einzulaſſen, um ſie nur einigermaſſen zu beruhigen. »So ſprich denn, meine Vicktorine,« bat ſie ſchmeichelnd, »ſage mir, was ich in dieſem Augenblick thun ſoll um dich zu beruhigen. Ich will es vollbringen, wenn es zu vollbringen iſt, doch was ich nicht jezt gleich wiſſen muß, das ſpare für eine beſſre Stunde auf, wenn du ruhiger, kräftiger biſt, nur unter dieſer Bedingung will ich es wagen, des Arztes Gebot zu überſchreiten und dich reden zu laſſen.«

»Wohlan denn,« rief Vicktorine, »laſſen Sie den alten Müller herauf kommen, hier herauf, ins Nebenzimmer dort, und die Thüre muß offen ſtehen, und flüſtern Sie nicht etwa mit ihm, ich muß alles hören, jedes Wort, das Sie miteinander ſprechen; ich will nicht getäuſcht ſein.« »Was denn Vicktorine, was willſt du wiſſen?« fragte die Tante. »Ob er nach Odeſſa geht, o Gott! o Gott! er iſt vielleicht ſchon fort!« rief laut jammernd Vicktorine.

Die Tante erſchrack heftig, denn ſie glaubte jezt in der That, zum wenigſten eine in fieberhaften Träumen Verlorne vor ſich zu haben. »So beſinne dich doch, ſo faſſe dich doch, Liebe,« redete ſie Vicktorinen begütigend zu; »was willſt du mit Odeſſa? was ſoll der gute alte Müller dort?« —

»Wer ſpricht von dem!« rief zürnend Vicktorine, »Raimund, Tante, Raimund Holm geht nach Odeſſa, iſt vielleicht ſchon dort! hörten Sie es denn nicht? Es klang doch ſo laut! ſo furchtbar! mir war, als ob die Decke des Zimmers ſich in dem Momente zuſammen brechend über mich herabſenkte, und Sie hörten es nicht? Luzie ſprach es aus, als die Mädchen ihre Tänzer aufzählten; »der beſte von allen,« ſprach ſie, »Helm geht heut oder morgen nach Odeſſa ab.«

Die Tante blickte jezt mit unbeſchreiblicher Wehmuth auf das arme Mädchen hin, das in wilder Angſt ſie anſtarrte, dann das Geſicht verhüllend, »er iſt fort! er iſt fort! auf ewig fort!« in herzzerſchneidenden Klagetönen wimmerte. »Helm iſt nicht fort,« ſprach jezt die Tante, nachdem ſie mühſam ihre gewohnte heitre Faſſung wieder errungen hatte, »ich habe ihn kurz vor deiner Ohnmacht heut Vormittags geſehen, als er bei Müllern ſich nach deinem Befinden erkundigte. Der gute Alte hat mich nachher lange von ihm unterhalten, von ſeinen lobenswerthen Eigenſchaften, von ſeinen Ausſichten in die Zukunft. Odeſſa ward dabei gar nicht erwähnt und Müller hätte nicht davon geſchwiegen, wenn die ganze Reiſe nicht ein Mährchen wäre. Wer wird auch in dieſer Jahreszeit, bei einbrechendem Winter nur daran denken ſo etwas zu unternehmen!« Vicktorine richtete ſich im Bette auf, ſie ſah der Tante lange und forſchend ins Geſicht, dann ergriff ſie ihre Hände und drückte ſie feſt an ihr hörbar klopfendes Herz, an ihre heiſſen Augen, ſie bewegte die zitternden Lippen, aber, von ihrem Gefühl überwältigt, vermochte ſie es nicht, nur einen Laut hervor zu bringen.

»Du liebes Ebenbild meiner Schweſter,« ſprach die Tante ſehr bewegt, »du ſollſt mich immer nicht nur mild und theilnehmend, ſondern auch wahr finden. Armes, armes, Kind! Beruhige dich für jezt, ich will es auch. Wir wollen Kräfte ſammeln, denn wir werden beide ſie brauchen.«

»Ich weis es Tante,« erwiederte ihr die jezt zwar minder heftige, aber doch noch immer ſehr aufgeregte Vicktorine, »ich weis es. Auch was Ihnen ſelbſt vielleicht noch unbekannt blieb, iſt mir es nicht mehr, denn ich weis, warum man Sie, gerade Sie zu mir gerufen hat. Ich kenne Sie nur wenig, liebe Tante, doch weit ich mehr, als ich es ſagen kann, mich hingezogen fühle, Sie gleich einer zweiten Mutter zu ehren und zu lieben, ſo wage ich es, Sie, bittend, zu warnen. Unternehmen Sie es nicht, zu verſuchen, was man von Ihnen fordern wird, denn, ich ſage es Ihnen im voraus, Sie und mein Vater können zwar das Herz mir brechen, aber nie mich verleiten, der treuen, alles opfernden Liebe unwürdig zu lohnen. Wollen Sie mir nicht glauben, meine Bitte nicht erfüllen, nun wohlan, dann verſuchen Sie Ihre Ueberredungskünſte, die ganze wunderbare Macht, die Ihnen gegeben ward über die Gemüther Anderer zu herrſchen. Mich ſollen Sie ſtandhaft finden, nie ſollen Sie mich verleiten, die Stimme zu erſticken, die in mir laut über Recht und Unrecht entſcheidet.

Die Tante erwiederte der noch immer unnatürlich Aufgeregten nur wenig, und in den mildeſten Ausdrücken, und ſo gelang es ihr endlich, ſie nach und nach einigermaſſen zu beſänftigen. Was ihr indeſſen Vicktorine an dieſem

Abend und in den nächſt folgenden Tagen nur ſtückweiſe, oft von Gefühlsergieſſungen der Erzählerin, zuweilen von Gegenbemerkungen der Tante unterbrochen, mittheilen konnte, findet der Leſer im folgenden Abſchnitt in zuſammenhängender Form.

Raimund Holm war der Sohn eines Mannes dem wohl anzuſehen war, daß während eines nicht ſehr langen Lebens die Welt ihm oft und vielfach wehe gethan haben mochte. Mehr noch als ſein früh ergrautes Haar und ſeine augenſcheinlich, durch langen und herben Gram verdüſterten Züge, bezeigte dies die tiefe Abgeſchiedenheit, welche er mit einer Art Aengſtlichkeit aufſuchte, und die Scheu, mit der er alles floh, was nur von ferne dahin abzwecken konnte, ihn aus ſeiner Verborgenheit ans Licht zu ziehen.

Der Vielerfahrne kannte das Leben zu gut, um nicht zu wiſſen, daß man in einer groſſen volkreichen Stadt weit unbemerkter und einſamer nach eigenem Plane ſein Daſein hinbringen kann, als in einem kleinen Orte, oder ſelbſt auf dem Lande. Denn in Städtchen und Dörfern zieht jeder neue Ankömmling die Aufmerkſamkeit der Nachbarn auf ſich, und jeder gilt für einen bemerkenswerthen Sonderling, der nicht genau ſo leben mag, wie alle Uebrige um ihn her. Raimunds Vater wählte deshalb lieber eine groſſe berühmte Handelsſtadt zu ſeinem Wohnorte, wo er einige zwanzig Jahre hindurch bis an ſeinen Tod, ein von aller Geſellſchaft, faſt von aller Bekanntſchaft abgeſondertes Leben führte, gleich weit entfernt von Dürftigkeit und Ueberfluß. Seine feinern Sitten und Lebensgewohnheiten, eine gewiſſe Eleganz in ſeinem Aeuſſern, — die niemand, auch in der tiefſten Einſamkeit ablegen kann, der ſie von Jugend auf ſich aneignete, — verriethen indeſſen, daß er die Welt kannte die er floh, und daß er ſogar in ihrem Umgange ſeine erſte Bildung erhalten haben mußte.

Durch frühe Gewöhnung theilte er auch ſeinem Sohn dieſe Eigenſchaften mit, und gab ihm dadurch gewiſſermaſſen einen Freibrief für den künftigen Eintritt in die Geſellſchaft, den viele entbehren, die in der Einſamkeit aufwuchſen, und deſſen Mangel dennoch, ſelbſt bei ſonſt ausgezeichneten und hochbegabten Menſchen, die in dieſer Hinſicht meiſtens unerbittliche Welt ſelten zu überſehen pflegt.

Des Knaben Erziehung, den er als ganz unmündiges Kind mit ſich gebracht hatte, war das einzige Geſchäft des Vaters; Kunſt und Litteratur die Freude und der Schmuck ſeines Lebens. Raimund wuchs heran, unter fröhlichen muthigen Spielgeſellen der fröhlichſte und muthigſte von allen, denn ſein Vater, der kein Glück der Jugend ihn entbehren laſſen mochte, verſäumte es nicht, neben dem häuslichen Unterrichte, den er ihm ſelbſt ertheilte, ihn auch die öffentliche Schule beſuchen zu laſſen. Ueberhaupt war er weit entfernt von dem Gedanken, ſeinen Sohn nur für ein kontemplatives Leben, in ſteter Entfernung von der Welt, erziehen zu wollen, obgleich er ein ſolches am früh einbrechenden Abend ſeines Lebens für ſich ſelbſt erwählt hatte. Er wünſchte vielmehr, ein nützliches und thätiges Mitglied der Geſellſchaft aus ihm zu bilden. Denn wie man erſt nach vollbrachter Arbeit den vollen Genuß der Ruhe lernen kann, ſo lernt man auch nur nach langem Treiben im Gewirre der Welt den hohen Werth der Einſamkeit erſt recht empfinden. Dies wußte Raimunds Vater aus eigner Erfahrung.

Des Knaben beglückte Kindheit zog, gleich einem Frühlingstraum, an ihm vorüber und unvermerkt kam ſo die Zeit herbei, in welcher er zum erſtenmale ſeinen Vater verlaſſen ſollte, um die Univerſität zu beziehen.

Nichts ſtellt den Jüngling am Anfang ſeines erſten Ausflugs in die Welt ſo feſt, ſo ſicher, ſo kräftig in dieſe hin, als die frühere Erziehung an der Seite eines edlen, durch Geiſt und Gemüth ausgezeichneten Vaters, der, ohne berühmt zu ſein, dennoch durch Lehre und Beiſpiel ihm ſtets gegenwärtig bleibt, und zu deſſen Bilde er ſich flüchtet, wenn er im Gedränge der ihm neuen Verhältniſſe des Lebens Rath und Hülfe bedarf. Ein durch den Vater berühmt gewordner Name iſt hingegen beim erſten Eintritte in die Welt wohl eher ein Hindernis zu nennen, denn dieſe hängt ſtets am Klange des Worts. Und ſo wie der ſchuldloſe Sohn eines als unwürdig bekannten Mannes, unerachtet ſeines eignen Werths und ſeiner Unſchuld, dennoch ſtets mit tauſend Vorurtheilen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, die einzig um ſeines Namens willen ſich überall ihm entgegen ſtellen, ſo tritt auch dem, der ſein Leben einem groſſen berühmten Vater verdankt, ein Vorurtheil andrer Art in den Weg. Man verlangt von einem ſolchen, daß er beſſer und geiſtreicher ſei, als alle andere ſeines Gleichen, und zwingt dadurch oft eine gewiſſe Unſicherheit in ſein Weſen hinein, die ihm, mit einem andern Namen geboren, ſtets ferne geblieben wäre.

Raimund hatte das Glück, auch in dieſer Hinſicht ganz frei und ungehindert da zu ſtehen.

Mit der von ſeinem Vater ihm mitgetheilten Ruhe alter Erfahrung zog er in blühender rüſtiger Jugend aus, ein reiner Jüngling an Seele und Leib, und kehrte zur beſtimmten Zeit eben ſo ins Vaterhaus wieder zurück. Im klaren Bewußtſein ſeines Zwecks hatte er die Univerſitätsjahre wohl angewendet, doch der Rath ſeines Vaters bewog ihn, ſich einſtweilen noch ernſtlicher auf das thätige Leben vorzubereiten, theils durch ſtille Fortſetzung ſeines Strebens in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, theils indem er mit der geſelligen Welt ſich näher bekannt zu machen ſuchte, ehe er es wagte, in ihr als Geſchäftsmann öffentlich aufzutreten. Er knüpfte auf den Rath ſeines Vaters manche erfreuliche Bekanntſchaft in der Stadt an, beſuchte Geſellſchaften, Bälle, das Theater, kehrte aber jeden Abend mit gewohnter Liebe und Treue zu ſeinem Vater zurück. So ſtrebte er, deſſen kränkelndes Alter durch Erzählungen aus jenem bunten Treiben zu erheitern, das der Greis ſeit mehr als fünf und zwanzig Jahren nicht mehr ſah, und das er dennoch in den Beſchreibungen des Jünglings als wenig verändert wieder erkannte. Anfangs ſchien es, als ob Raimunds Vater in dieſem genußreichen Beiſammenleben mit ſeinem Sohne gewiſſermaſſen begënne, neue Jugendkraft wieder zu gewinnen; doch leider war dieſer freudenverkündende Schein nur das lezte Aufflackern der Lampe vor dem völligen Erlöſchen. Die längſt in den Stürmen des Lebens erſchöpften Kräfte brachen in dieſer heitern Stille bald gänzlich zuſammen, und Raimund blieb verwaiſet und verlaſſen am Grabe ſeines Vaters zurück, ehe noch das zu ſeiner völligen Ausbildung beſtimmte Jahr vorüber war.

Dieſer Verluſt hatte in Raimunds äuſſrer Lage nichts verändert, denn bei gewohnter Mäſſigkeit ſicherte ihm das hinterlaſſne väterliche Vermögen zwar keine glänzende, aber dennoch eine völlig unabhängige Exiſtenz. Dagegen fühlte er in ſeinem Innern nun die ſchmerzlichſte Oede. Er hatte für niemanden mehr zu ſorgen, niemanden mehr zu erfreuen, keinen einzigen Vertrauten ſeiner Gedanken und Empfindungen. Und gerade in jener weichen ſehnſüchtigen Stimmung, in die uns ein Verluſt, wie der ſeine, ſo leicht verſezt, und der wir ſo gern nachgeben, trat Vicktorinens glänzend ſchöne Erſcheinung zuerſt ihm entgegen.

Der berühmteſte Muſicklehrer der Stadt hatte nach Zelters preiswürdigem Beiſpiel einen Singverein errichtet, der ſich wöchentlich ein paarmal verſammlete, und in dem faſt alle, die ſich dazu eigneten, eifrig Theil nahmen. Raimund, deſſen ſchöne Tenor-Stimme dem Stifter der Geſellſchaft längſt bekannt war, durfte nicht dabei fehlen, und auch Vicktorine behauptete mit Recht den Rang der erſten Sängerin unter den Damen. Daß der erſte Tenor und der erſte Sopran durch ihr Talent einander näher gebracht wurden, war wohl ganz natürlich; es fehlte Beiden nicht an Anläſſen, ſich gegenſeitig, auch über andere als blos muſikaliſche Gegenſtände auszuſprechen, und dabei den inneren Reichthum ihres Geiſtes vor einander zu entfalten. Raimund hatte ſchon früher Vicktorinen zuweilen geſehen und ihre ſeltene Schönheit bewundert, doch der im Kleebornſchen Hauſe herrſchende groſſe Ton hielt bis dahin den ſtolzbeſcheidenen Jüngling davon ab, Zutritt in demſelben zu ſuchen. Und auch jezt, bei näherer Bekanntſchaft mit Vicktorinen, vermied er es noch immer, den Schein von Zudringlichkeit dadurch auf ſich fallen zu laſſen, obgleich Vicktorinens jugendlich ſchöne Geſtalt, der dunkle Feuerſtrahl ihrer Augen ihm öfter als ſonſt in wachen Träumen vorſchwebte, und der ſeelenvolle Ton ihrer hellen, glockenreinen Stimme hallte immer noch lange in ſeiner tiefſten Bruſt wieder, wenn er ſchon längſt den Singverein verlaſſen hatte.

Ein glänzender Ball, zu dem auch Raimund geladen war, bot dieſem indeſſen einige Zeit nach Errichtung des Singvereins Gelegenheit, Vicktorinen zum erſtenmal im vollen Glanze zu erblicken. Schon bei ihrem Eintritte in den Saal hörte er jenes leiſe Flüſtern der Bewunderung, den höchſten Triumph der Schönheit, ihr entgegen rauſchen, ſo wie die Wipfel des Waldes ſich flüſternd regen wenn die Sonne aufgehen will. Dieſer ſchmeichelhafte Ton begleitete ſie durch die lange Reihe der größtentheils ſchon verſammelten Geſellſchaft, ſo wie ſie durch den Saal hingieng und verkündete in ihr ſchon im Voraus die Königin des Feſtes.

Raimunds Blick hieng unabwendbar an ihr und belauſchte jede ihrer Bewegungen. Noch nie war ihm ein weibliches Weſen von ſo blendendem Reitze erſchienen; ja er glaubte Vicktorinen ſelbſt ſo zauberiſch ſchön noch nie geſehen zu haben. Ihr ſehr reicher Anzug trug, bei aller darin herrſchender Pracht, dennoch das Gepräge edler kunſtloſer Einfachheit. Jugendliche Freude leuchtete aus ihren Augen, aus dem ſüſſen Lächeln des lieblichen Mundes und verſchönte ſie unbeſchreiblich. So ſtand ſie in höchſter Unbefangenheit da, mitten im dichten Kreiſe ihrer Bewunderer, lachte mit Dieſem, ſcherzte mit Jenem, und betrug ſich völlig wie Jemand welcher der Huldigungen zu gewohnt iſt, um darauf noch groſſen Werth legen zu können. Alle, die ſich durch nähere Bekanntſchaft nur einigermaſſen dazu berechtiget glaubten, drängten ſich in ihre Nähe; die eleganteſten jungen Herren nahten ſich ihr ehrerbietig, als wäre ſie eine Fürſtin, um einen Tanz von ihr zu erbitten, und jeder beneidete den Glücklichen, dem ſie einen zuſagte. Sogar die andern Mädchen ſuchten eine Ehre darin, mit Vicktorinen vertraut zu erſcheinen, denn es fiel keiner ein, mit ihr wetteifern zu wollen, und alle liebten ſie wegen ihrer anſpruchsloſen, immer gleichen Freundlichkeit.

Raimund ſah aus einiger Entfernung dem Gedränge um Vicktorinen zu, und das Herz that ihm dabei weh, er wußte nicht warum? Er verſuchte es, dieſes bange Gefühl ſich als Mitleid mit dem holden Weſen auszudeuten, das, ſo umgaukelt, am Ende doch wohl zu Grunde gehen müſſe; doch fühlte er bei alle dem auch die Unmöglichkeit, ihr den ihr gebührenden Tribut der Bewunderung zu verſagen.

Der Tanz begann, und gleich einer Göttin, von ihren Nymfen gefolgt, ſchwebte Vicktorine am Arm eines fremden Prinzen, der ſich unter den anweſenden Gäſten befand, dem glänzenden Reigen voran. Alle tanzten, nur ein einziges Mädchen blieb unaufgefordert an ihrem Platze; ein junges blödes Kind, das niemand kannte, und deſſen beinahe zu einfacher, etwas altmodiſcher Putz ſchon von Manchen beſpöttelt worden war, weil er gegen die Eleganz der übrigen Tänzerinnen gar zu auffallend abſtach. In der peinlichſten Stellung, mit hochglühenden Wangen, ſaß die Verlaſſene da, mit der noch niemand eine Silbe geſprochen hatte; aus den unſchuldigen Augen ſtrahlte das glühendſte Verlangen, an der allgemeinen Jugendluſt ebenfalls Antheil nehmen zu können, und zugleich zuckte ängſtliche Verlegenheit um den kindlichen Mund, als ob die Arme ſich bemühe Thränen zurück zu drängen, die das Gefühl des Zurückgeſetztwerdens ihr eben auszupreſſen im Begriff war.

Raimund nahm an dieſen und einigen folgenden Tänzen nicht Theil. In eine Ecke des Zimmers hingelehnt, verfolgte er jede Bewegung Vicktorinens mit ſeinen Blicken, und ſah zu ſeinem Erſtaunen, wie dieſe gleich in der erſten Pauſe dem unbekannten Mädchen ſich nahte, ein Geſpräch mit der augenſcheinlich Verlegnen anknüpfte, ſich eine kleine Weile zu ihr hinſezte, dann, wieder aufſtehend, ihren Arm ergriff, und einigemal mit ihr im Saal' auf und abgieng. Im Gewühle der Geſellſchaft verlor er indeſſen beide bald aus dem Geſicht, und ſchon begann der böſe Argwohn ſich in ſeinem Gemüthe zu regen: als ob Vicktorine, im Übermuthe des Bewuſtſeins ihrer alles beſiegenden Schönheit, mit dem unſcheinbaren Mädchen vielleicht ein unwürdiges Spiel treibe und es als Folie mit ſich herumführe, um dadurch den Glanz ihrer eignen Erſcheinung zu erhöhen. Da rief plötzlich eine ſanfte Stimme ſeinen Namen und weckte ihn aus ſeinen Träumereien. Er fuhr auf, blickte um ſich und dicht neben ihm ſtand Vicktorine und ſah ihn freundlich bittend an.

»Ich möchte Sie wohl um einen Ritterdienſt anſprechen, denn Sie ſehen mir ganz darnach aus, als ob Sie mir ihn nicht abſchlagen würden,« ſagte ſie mit unbeſchreiblicher Anmuth, aber doch ein wenig erröthend. »Ich möchte Sie bitten,« fuhr ſie fort, »den nächſten Tanz mit jener jungen Dame zu tanzen, die eben mit mir durch den

Saal gieng. Sie iſt der Geſellſchaft unbekannt, und unſere jungen Herren ſind ſämmtlich unartig genug, ſie dies empfinden zu laſſen.«

Raimunds frohes Erſtaunen bei dieſer unerwarteten Anrede erlaubte ihm nicht viel Worte zu machen. Er eilte, vor allen Vicktorinens Wunſch zu erfüllen, und nahte ſich ihr dann wieder, um von ihr zu erfahren, wer das junge Mädchen ſei, deſſen ſie ſo eifrig ſich annahm.

»Ich kenne ſie eben ſo wenig als Sie ſie kennen,« gab Vicktorine ihm ruhig und einfach zur Antwort. »Indeſſen ſie iſt hier fremd, und da ich ſie ſo ganz verlaſſen da ſitzen ſah, kam mir der Gedanke: wie mir zu Muthe ſein würde, wenn mir einmal etwas ähnliches wiederführe. Da war es denn doch natürlich, daß ich nicht eher ruhen konnte, bis ich ſie tanzen ſah.«

»Aber wie war es möglich, daß Sie, gerade Sie mein Fräulein, ſich eine ſolche Möglichkeit nur denken konnten?« fragte Raimund.

»Und warum ſollte ich dies nicht können?« erwiederte ihm Vicktorine. »Jene alte menſchliche Sitte, dem Fremdling freundlich entgegen zu treten, weil Fremdſein doch wenigſtens für den Moment eine Art Unglück iſt, kam längſt aus der Mode, und da könnte es doch geſchehen, daß ich an einem Orte, wo ich ganz unbekannt wäre, eben ſo verlaſſen da ſitzen müßte als dieſes arme Kind. Zu meiner groſſen Freude werde ich indeſſen eben gewahr, daß man ſie zum nächſten Tanze wieder auffordert, und nun tanze ich ſelbſt mit verdoppelter Luſt, da der Anblick der kleinen Verlaſſenen mich nicht mehr quält.« »Die Sie gar nicht kennen?« fragte Holm. »Die ich gar nicht kenne. Muß man denn alle Leute kennen?« erwiederte Vicktorine lachend, und hüpfte mit ihrem Tänzer davon, der in dieſem Augenblick herantrat, um ſie zum eben beginnenden Tanze abzuholen.

Nachdem letzterer vollendet war, ſetzte ſich Vicktorine hin um auszuruhen, und Raimund nahte ihr von neuem. »Ich möchte wohl einmal, und wäre es auch nur für eine einzige Stunde, Sie ſein, mein Fräulein,« ſprach er lächelnd, »es iſt wohl ein verwegner Wunſch, aber ich kann ihn nicht unterdrücken. Ich möchte wiſſen, wie jemanden zu Muthe iſt, der in der Gewisheit auftritt, mit jedem Lächeln, jedem Blick, Freude und Bewunderung um ſich her zu verbreiten.«

»Sind Sie nicht kindiſch!« rief Vicktorine, recht herzlich lachend. »Das wäre ja ein Bewuſtſein, wie es höchſtens eine Prinzeſſin haben könnte, der man von Jugend auf ſolch albernes Zeug in den Kopf geſezt hat. Unſer einem fällt ſo etwas gar nicht ein.«

»Fräulein, Sie ſind zu beſcheiden, und wenn ich dürfte, ſo ſezte ich gerne hinzu: Sie ſind auch in dieſem Augenblicke nicht recht aufrichtig gegen ſich ſelbſt. Denn wie könnte Ihnen der Eindruck entgehen, den Sie durch ihr bloſſes Erſcheinen überall hervorbringen!« ſprach Raimund.

»Ich bin nicht halb ſo beſcheiden als Sie es vielleicht denken,« erwiederte Vicktorine mit einer ſehr gefälligen Zutraulichkeit in ihrem Weſen. »Ich wäre aber doch eine gar zu alberne Thörin,« fuhr ſie fort, »wenn ich nicht merkte, wie viel, oder eigentlich wie wenig von dem, was Sie die allgemeine Bewunderung nennen, ich mir ſelbſt zuzuſchreiben habe. Ich weis recht gut daß ich ziemlich häßlich und ſogar etwas unangenehm ſein könnte, ohne daß das Betragen der Geſellſchaft gegen mich ſonderlich dadurch abgeändert würde, wenn alles übrige meiner Exiſtenz, was nicht Ich iſt, nur ſo bliebe wie es iſt. Dies ſage ich mir recht oft, um hübſch in der Demuth zu bleiben,“ ſezte ſie mit einem angenehmen Lächeln hinzu, und eilte mit ihrem ſich nahenden Tänzer wieder fort.

Raimund blickte mit einem nie zuvor gekannten Gefühl ihr nach. Ihre Schönheit, ihr Geiſt, ihr muſikaliſches Talent hatten ihn ſchon oft zu lebhafter Bewunderung hingeriſſen; doch die Güte, die ächte Beſcheidenheit, die liebenswürdige Offenheit und Einfachheit ihres Weſens, die er gerade an dieſem Abend an ihr entdeckte, wo ſie einen Triumph feierte, der tauſend andre ſchwindlich gemacht hätte, zeigten ſie ihm im faſt überirdiſchen Lichte. Den ganzen übrigen Abend hindurch blieb er in ihrer Nähe, er bat ſie um einen Tanz, den ſie ihm gleich und gern gewährte, und ſchwebte an ihrer Seite, wie von Himmelsflügeln getragen, in nie gekannter Seeligkeit durch den Saal. Bei Tiſche, wo nur die Damen ſaßen und die Herren ſie bedienten, blieb er ihr gegenüber hinter dem Stuhle des jungen Mädchens ſtehen, das ſie in Schutz genommen hatte. Durch Vicktorinens Beiſpiel dazu bewegen, ſuchte er das noch immer von der übrigen Geſellſchaft ziemlich vernachläſſigte Weſen durch die feinſte Aufmerkſamkeit über deſſen Verlaſſenheit zu tröſten. Vicktorine lohnte ihm dies von Zeit zu Zeit mit einem freundlichen Lächeln, oder durch ein paar queer über den Tiſch hin ihm zugeſprochne Worte, während ſie mit unabänderlichem, an Stolz gränzenden Gleichmuthe die Huldigungen der jungen Herren hinnahm, die den fremden Prinzen in ihrer Mitte, ſich ſchaarenweiſe hinter ihrem Stuhle drängten, mit einander wetteifernd um die Ehre, ihr zuweilen einen Teller oder ein Glaß Waſſer reichen zu dürfen.

Im ſeeligſten Taumel kehrte Raimund vom Balle nach Hauſe; ihm war die ganze Nacht hindurch, als ſchwebe er noch immer in einer bezauberten Welt. Er ſah Vicktorinen wieder und wieder, ſie behandelte ihn von nun an gleich einem alten Bekannten, dem man ohne ängſtlichen Rückhalt ſich zeigt wie man iſt. Jedes Wiederſehen ließ ihn tief in das Innere eines reinen Gemüths voll Liebe und Milde blicken, jedes enthüllte ihm neue Beweiſe eines von Natur hellen lebhaften Geiſtes, reich begabt mit den günſtigſten Anlagen, ſtets bereit, alles Gute, Hohe und Treffliche in ſich aufzunehmen. Die Heftigkeit, zu welcher das Ungewohntſein jedes Widerſpruchs ſie zuweilen hinriß, die an Eigenſinn gränzende Feſtigkeit, mit der ſie hielt was ſie einmal ergriffen, und achtlos durchzuſetzen ſuchte, was ſie für recht und gut anerkannte, konnte er freilich an ihr nicht entdecken, weil ſich ihm dazu keine Gelegenheit bot.

Raimund ſah nun in Vicktorinen das Weſen in entzückend blühender Jugendfülle, lebend und athmend vor ſich ſtehen, das bis jetzt nur, gleich einem unerreichbaren Traumbilde, ſeiner jugendlichen Fantaſie vorgeſchwebt hatte. Er fühlte ſich ihr zu eigen fürs ganze Leben, um ſo mehr, da er, ohne zu geckenhafter Einbildung herabzuſinken, es ſich nach wenigen Tagen nicht mehr verbergen konnte, daß auch Vicktorine ihn ebenfalls vor allen Andern auszeichnete. Ihr ſüſſes Erröthen, das freudige Aufſtrahlen ihrer Augen, wenn er ſich nahte, das ihr ganz ungewohnte weiche Beben der Stimme, wenn ſie ihn anredete, tauſend kleine Züge in ihrem Benehmen, viel zu zart für jede Beſchreibung, verkündeten ihm ſein Glück lange ehe es ausgeſprochen ward. Doch auch dieſe Stunde, die höchſte Blüthe des Lebens, blieb nicht aus; aber wie ſie herbeigeführt ward, was er ſprach, was Vicktorine antwortete, mußte dieſe der Tante ſelbſt nicht ausführlich zu vertrauen. Die Glücklichen hatten faſt wortlos einander verſtanden, faſt wortlos hatten ſie den Bund der Treue fürs ganze Leben geſchloſſen.

Das höchſte ihm denkbare Ziel des Glückes ſo nahe vor Augen, beſchloß Raimund jezt, ohne Aufſchub die Kenntniſſe, die er ſich erworben, im bürgerlichen Leben thätig geltend zu machen, und dann bei Vicktorinens Vater um ihre Hand zu werben. Freilich war Kleeborns Abneigung, ſie einem andern, als einem Kaufmanne zu geben, zu ſtadtkundig geworden, als daß Raimund nichts davon hätte erfahren ſollen; doch Vicktorine war überzeugt, oder wollte es ſein, daß ihr Vater unter dieſem Vorwande nur die Anträge ihrer adlichen Verehrer zu entfernen geſucht habe, weil er nur gegen dieſe ſtets einen unbeſiegbaren Widerwillen laut ausſprach, ohne dabei der andern bürgerlichen Stände zu erwähnen. Raimund glaubte Vicktorinen gerne, denn was glaubt hoffende Liebe nicht? In der freien Reichsſtadt, in welcher ſie lebten, konnte Raimund auf dem Wege, den er einzuſchlagen gedachte, zu den höchſten Ehrenſtellen gelangen, und er durfte um ſo eher hoffen alles zu erreichen, was er in dieſer Hinſicht wünſchen konnte, da er keine bedeutende Mitbewerber um ſich ſah, die ihm den Preis ſtreitig gemacht hätten. Freilich ſtand das Ziel, das er zu erreichen ſtreben wollte, ihm noch fern, doch beide, er und Vicktorine, waren nicht nur jung genug um die Zeit ihrer völligen Vereinigung ruhig abwarten zu können, ſondern auch zu ſeelig in der Gegenwart, um über dieſe nicht gern die Zukunft zu vergeſſen. Und überdem, welcher Glückliche gieng nicht jedem Wechſel ſeines Zuſtandes mit einem heimlichen Bangen entgegen, ſelbſt wenn dieſe Veränderung zu noch Höherem zu führen verheißt!

Bei alle dem verhehlte Raimund es ſich nicht, daß ſein kleines Vermögen gegen den fürſtlichen Reichthum, der Vicktorinen einſt zufallen ſollte, durchaus nicht in Anſchlag gebracht werden könne; doch ſein heller reiner Sinn war weit über jene edelmüthig ſein wollende Armſeeligkeit erhaben, die nicht minder ängſtlich berechnend als der Eigennutz, das Geld der Geliebten wägt und zählt, und es höher ſtellt als ihre Liebe, um nur, wäre es auch auf Koſten ihres Glückes, mit romanhaft grosmüthiger Entſagung prunken zu können.

Vicktorine war ſein, ſie ſelbſt hatte ſich ihm gegeben; auch arm hätte er ſie nicht weniger geliebt, und ſo konnte die Goldmaſſe, die einſt als Eigenthum ihr zufallen ſollte, den Werth dieſes Geſchenks in ſeinen Augen weder erhöhen noch ſein Recht daran vermindern. Auch fühlte er in ſich Kraft, Muth und Talent mehr als hinlänglich, um die Geliebte ſeines Herzens in jedem Falle nicht nur vor Mangel zu ſchützen, ſondern ihr auch alles zu verſchaffen, was man zu einem bequemen, ehrenvollen Leben bedarf. Wie die Welt ihn beurtheilen könne? kam ihm dabei gar nicht in den Sinn, und wenn er auch daran gedacht hätte, ſein Vater hatte ihm gelehrt, auf das Geſpräch der Leute nicht mehr Werth zu legen, als es verdient, ihm durchaus nie ein entſcheidendes Urtheil über ſeine Handlungen einzuräumen, wenn es das Glück eines ganzen Lebens galt.

Während Raimund zum Eintritt in das thätige Leben eines Geſchäftsmannes die ernſtlichſten Vorkehrungen traf, faßte Vicktorine ihrer Seits den Entſchluß, ihm dieſen Schritt dadurch zu erleichtern, daß ſie ihrer Beider Hoffnung ſo ſicher zu ſtellen ſuchte als möglich. Niemand wußte bis jezt um ihre Liebe, denn ſie hatte keine einzige jener Vertrauten, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge in der Mädchenwelt eben ſo unentbehrlich ſind, als auf dem franzöſiſchen Theater. Vicktorine hatte nie jenes Bedürfniß gekannt, von ſich und ihren Gefühlen unabläſſig zu reden oder gar lange Briefe darüber zu ſchreiben, welches ſo Viele verlockt, wahre oder eingebildete Liebesgeſchichten an- und auszuſpinnen, um nur in den Augen ihrer Vertrauten als die Heldin eines kleinen Romans zu glänzen. Hingegen war aber auch ihrem offnen Gemüth alles Heimlichthun durchaus verhaßt, und ſie beſchloß daher, die erſte ſchickliche Gelegenheit zu ergreifen, um ihrem Vater das ſtille Geheimniß ihres Herzens zu entdecken, und ihn im Voraus durch Bitten und Gründe für ihre Liebe zu gewinnen.

Der ihr für dieſes Geſtändniß günſtig ſcheinende Moment blieb nicht lange aus. Sie war mit ihrem Vater allein, und fand ihn in einer ſehr freundlichen Stimmung, doch ihr Vertrauen ward leider ganz gegen ihre Erwartung erwiedert.

»So! du haſt Romane geleſen, mein Kind, und ſie ſind dir, wie ich ſehe, ſchlecht bekommen.«

antwortete ihr Herr Kleeborn, ſobald er nur erſt begriff was ſie meinte, und dies mit einer Art ironiſcher Gelaſſenheit, die Vicktorinen, gleich einem Dolchſtiche, wehe that. »Doch das thut nichts, es wird ſich ſchon wieder geben, denn du biſt noch jung und kannſt noch vieles lernen,« fuhr er im nemlichen Tone fort. »Du wirſt ſchon mit der Zeit einſehen,« ſezte er hinzu, »daß die Welt anders ausſieht, als es in deinen Büchern ſteht. Indeſſen du magſt dies bald begreifen, oder ſpät, oder auch gar nicht, ſo präge dir wenigſtens feſt in den Sinn, daß dein Vater nie auf den thörichten Einfall kommen kann, ſeine der ganzen Welt rühmlichſt bekannte Firma mit ſeinem Tode erlöſchen zu laſſen, und ſein einziges Kind nebſt allem, was er mit Mühe und Sorge erworben hat, einem Federhelden zu übergeben, der ein ſo beträchtliches Vermögen weder zu verwalten noch zuſammen zu halten weis.«

Vicktorine wollte hier das Wort nehmen, doch ihr Vater lies ſie nicht dazu kommen. »Schlage dir dieſe und ähnliche Grillen gänzlich aus dem

Sinne, Vicktorine,« rief er mit zornfunkelndem Blick, vor dem die Erſchrockene verſtummen mußte. »Ich warne dich, auf nichts eigenſinnig zu beſtehen,« fuhr er fort, »denn es hilft dir nichts, ich fordre Gehorſam. Es ſteht feſt wie die Sonne, daß kein Baron, kein Graf, ſelbſt kein Prinz mein Schwiegerſohn wird, aber auch kein Schulfuchs, ſondern ein tüchtiger Mann meines Standes, des erſten glücklichſten und ehrenvollſten in der Welt, weil er der nützlichſte iſt. Uebrigens haſt du vergeſſen, mir den Namen deines Seladons zu nennen. Schweige, ich verlange auch nicht, ihn zu erfahren, weil es mir gleichgültig iſt, wie ein arroganter Thor heiſſen mag. Du weißt jezt meinen Willen; geh' und richte dich darnach.«

Die eiſige Kälte, mit welcher Herr Kleeborn dieſes Urtheil ausſprach, und die vollkommenſte Gleichgültigkeit gegen deſſen ſichtbaren Eindruck auf das Gemüth ſeiner Tochter, mit welcher er dieſer ſich zu entfernen winkte, überzeugten Vicktorinen nur zu ſehr von dem Vergeblichen jedes

Verſuches, den ſtrengen Richter zu erweichen. Ueberdem war es ihr in dieſem Augenblick unmöglich, noch länger in ſeiner Gegenwart zu verweilen, ſo ergriffen fühlte ſie ſich von der ganz unerwarteten Aufnahme, die ihr herzliches Vertrauen gefunden hatte.

Mit unbeſchreiblich-ſchmerzhaftem Erſchrecken ward ſie jezt den von ihr nie zuvor geahneten Ernſt des Schickſals der Menſchen gewahr, das nie vergißt, auch ſeinen Günſtlingen Dornen unter die Roſen zu ſtreuen, die ſcheinbar den Weg bedecken. Bis jezt war jeder Wunſch, ſelbſt jede ſchnell vorübergehende Mädchenlaune der Verwöhnten in Erfüllung gegangen, nichts war ihr jemals verwehrt oder abgeſchlagen worden, und nun preßten Schmerz, Zorn und bange Furcht vor der Zukunft ihr heißbrennende Thränen aus den Augen, die bis dieſe Stunde nur freudiges Lächeln oder Thränen des Mitleids gekannt hatten.

Jezt erſt fühlte ſie ganz, was Raimund ihr war; ſie hatte ihn ſogar nie zuvor ſo innig geliebt, als in dieſem Moment, wo ſie zum erſtenmale die Möglichkeit ſich dachte, von ihm getrennt werden zu können. Ihre Thränen trockneten, indem ſie ſich gelobte, der unbeugſamen Gewalt ihr ſtarkes Herz voll Liebe und ihren feſten feurigen Muth entgegen zu ſtellen. Endlich ergriff ſie ohne weiteres Bedenken die Feder, um dem Geliebten das zwiſchen ihr und ihrem Vater Vorgegangene umſtändlich und offen darzuſtellen. Ihre Worte trugen das Gepräge einer leidenſchaftlichen Gluth, welche ihr bis jezt ſtets fremd geblieben war, und die ein zuvor von ihr nie gekanntes Gefühl erlittnen Unrechts in ihr entzündet hatte. Sie dachte nicht daran, ihre Worte zu wählen, ſie ward immer begeiſterter, je länger ſie ſchrieb, und zulezt ſchien ihr nichts ausdrucksvoll und glühend genug, um nur dem Freunde ihres Herzens Vertrauen in ihre Liebe und Treue einzuflöſſen, ihn im voraus über alles das zu tröſten, was ihrem Glücke ſich entgegen ſtellen könnte und ihm den ſtarken Muth mitzutheilen, von dem ſie ſich ſelbſt in dieſem Momente durchdrungen fühlte.

»Ich bin dein, Raimund,« ſchrieb ſie nach vollendeter Erzählung des Vorgangs zwiſchen ihr und ihrem Vater; »ich bin dein und bleibe es und wärſt du weit über dem Meer, und leuchteten dir in einem andern Welttheil andre Sterne als mir, und gienge dir in dem Augenblick fern von mir die Sonne auf, in welchem ich ſie ſinken ſehe. Die Mitternacht würde dann auch mein Morgen ſein, den Tag würde ich verträumen, und nur in der Nacht leben, wenn ich wüßte daß du des Lichtes dich freuteſt und deiner Vicktorine liebend gedächteſt. Habe nur Vertrauen zu mir, denn nichts kann von dir mich wenden, nicht Bitten, nicht Drohen, nicht die Macht der Zeit, viel weniger die ſterbliche Gewalt.«

»O könnte ich dieſe goldnen Ketten abſtreifen, die ich jezt ſo herzlich verachte. Könnte ich mit dir in verborgener Mittelmäſſigkeit leben, für dich arbeiten und entbehren! Du denkſt vielleicht, deine vom Glück verwöhnte Vicktorine ſpreche nur ſo leichthin von Entbehrungen, die ſie nicht kennt, ohne einen Begriff damit zu verbinden; aber glaube mir, mein Freund, ich weis was ich damit ſage. Ich weis wohl, daß anfangs mir verzognem Kinde Dürftigkeit ſcheinen würde, was Andre als ſeltnen Ueberfluß hoch halten; ich weis, daß meine Erziehung mir leider ſchwere Feſſeln angelegt hat, und daß ich gewiſſermaſſen von neuem leben lernen müßte, wenn ich aus dem Gleiſe hinausträte, an welches ich von meiner Geburt an gewohnt bin. Ich leugne das Opfer nicht ab, das ich damit brächte, aber bedenke auch, welches unnennbare Wonnegefühl es ſein müßte, durch irgend ein Opfer und wäre es das höchſte, die Seeligkeit zu erringen, an der Hand des Geliebten durchs Leben zu gehen! Durch dich, mit dir immer höher zu ſtreben zum Urquell alles Guten und Wahren und Schönen!«

»Ich bin nicht für den Schmerz gebohren, das weis ich ſeit heute, da ich zuerſt ihn empfand; er erdrückt mich, er vernichtet mich, und nur im Sonnenſcheine des Glücks kann alles das Gute, welches in mir, wie in jedem lebenden Geſchöpfe liegt, zur vollen Blüthe ſich entfalten. Und wo iſt Glück für mich als bei dir?«

»Doch fahre hin, ſchöner Traum vor dem was ſein könnte, ich muß dir entſagen, denn ich darf meinen Vater nicht ohne ſeine Einwilligung verlaſſen, wenn ich Raimunds und des Glückes werth bleiben will, dem ich ſo nah zu ſein hoffte, und das jezt in ſo ungemeſſner Ferne vor mir ſteht. Ich werde meinem Vater gehorchen wie ich that ſeit ich lebe, mit heiſſen, bittern Thränen ſchreibe ich dies nieder, doch ohne Kampf mit mir ſelbſt. Ich werde ſeinen Wünſchen entgegen eilen, und jeder ſeiner Winke ſei mir Befehl, in allem, wo er mir gebieten darf. Ach alles, alles will ich thun, alles, alles leiden, hingeben, entbehren, nur dich zu lieben, wolle er mir nicht verwehren, er darf es nicht, er kann es nicht, ſo wenig als er mir verbiethen kann zu athmen. Die Hand, die meines Herzens Schlag ſchuf und erhalt, legte auch den Keim dieſer Liebe gleich bei ſeinem Entſtehen in dies nehmliche Herz; mein Daſein iſt mit dem deinen innigſt verflochten, es läßt ſich nicht losreiſſen, dies nur verſuchen, hieß ſündigen, es wäre geiſtiger Selbſtmord, darum bin und bleibe ich dein, nahe oder ferne, gleich viel.«

»Während ich Dir ſchreibe, Geliebter! kam Troſt in meine Seele. Wie konnte es anders ſein, Du warſt ja bei mir und ich fühlte Deine liebende Nähe! Raimund, noch blüht uns die Gegenwart, wir werden uns ſehen, uns ſprechen wie zuvor, und ſind durch gemeinſchaftliche Sorge nur noch inniger vereint. Mein Vater hat mir nicht geboten, den Umgang mit Dir aufzuheben, er kennt nicht einmal den Namen des Mannes, dem ſeine Tochter auf ewig angehört, anfangs lies er mir nicht Zeit ihn zu nennen, ſpäter hielt er es nicht der Mühe werth, darnach zu fragen. So leichthin behandelt er das Herz, das Glück ſeines Kindes! Doch auch hierin liegt Troſt; ich darf den Vater nun noch nicht grauſam ſchelten, denn er weis ja nicht, was er mir thut; vielleicht wäre er ſonſt milder, er hat mich ja immer geliebt?«

Es war der erſte Brief, den Vicktorine jemals an Raimund geſchrieben hatte, und ſie ſendete ihn verborgen in einem Pakete Muſikalien an ihn ab, ohne dadurch Argwohn zu erregen; denn der Singverein veranlaßte oft ſolche Sendungen.

Daß Raimund das Schreiben erhalten habe, war nicht zu bezweifeln, doch viele Tage vergiengen, ohne daß er ihr antwortete. Vergebens hoffte Vicktorine im Singverein ihn zu treffen, vergebens ſuchte ihr Auge ihn auf der Promenade, im Konzert, im Theater, er fehlte überall, wo ſie ſonſt gewohnt war, wenigſtens aus der Ferne ſeinen Gruß zu erwiedern. Sie vergieng beinahe vor innrer Unruhe; tauſend, immer abentheuerlicher werdende Beſorgniſſe drängten ſich ihr auf und füllten ihre Fantaſie mit Schreckbildern. Und doch war jeder Verſuch, aus dieſer beängſtigten Lage zu kommen, ihr unmöglich, denn es fehlte ihr der Muth, nur Raimunds Namen zu nennen, vielweniger mochte ſie es wagen, bei Bekannten nach ihm ſich zu erkundigen. Endlich nach mehreren, in unausſprechlicher Bangigkeit verlebten Tagen erhielt auch ſie ein Paket Muſikalien, ſie erbrach es mit zitternder Hand, es enthielt das, wonach ſie ſo lange ſich geſehnt, einen Brief des Geliebten. Raimund ſchrieb:

»Du, meine Vicktorine! Du, deren ſchöne Seele ſo wahr, ſo glühend es empfindet, welche Seeligkeit es ſei, der Liebe alles zu opfern, freue Dich mit Deinem Freunde, daß er der Glückliche iſt, dem die ſtrenge Pflicht erlaubt, was ſie Dir verbietet.«

»Ja, ich habe im feſten, heiligen Vertrauen auf Dich alles von mir geworfen; meine Ausſichten für die Zukunft, meine Pläne, die ganze bisherige Tendenz meines Lebens; ſogar meiner Unabhängigkeit habe ich, für einige Zeit wenigſtens, entſagt, um nur die Hoffnung mir zu gewinnen, Dich mir einſt erwerben zu können; denn — ſeit zwei Tagen arbeite ich im Komtoir des Kommerzienraths Fiſcher, deſſen Sohn, wie Du weiſt, einer meiner Univerſitätsfreunde iſt.«

»Du erbleichſt, Dein ſchönes Auge füllen Thränen und bange Furcht bemeiſtert ſich Deiner, indem Du dieſes lieſeſt .Faſſe Muth, meine Vicktorine, zage nicht, zweifle auch nicht; ich habe den Schritt, den ich that, wohl überlegt. Um dieſes zu können, vermied ich es ſogar in dieſen Tagen, Dich zu ſehen, denn ich wollte den wichtigen Kampf mit mir ganz allein in ungeſtörter Stille auskämpfen; ich ſchrieb Dir nicht, bis ich, mit mir ſelbſt völlig einig, Dir ſagen konnte: das habe ich gethan, ſtatt Dir zu melden: das gedenke ich zu thun. Ich bin nicht minder offen als Du; ich werde es gegen Dich immer ſo ſein, und darum will ich nicht einmal das Dir verhehlen, daß auch ich nicht ohne Schmerz von allem Gewohnten mich losreiſſen und die von meinem Vater für mich gewählte Bahn verlaſſen konnte, um mich in das Gewirre und Getreibe einer Welt zu werfen, die nie die meine war. Doch glaube mir: ich bin unfähig, je zu bereuen, was ich nur nach vielfacher Ueberlegung unternahm, und werde gewiß von nun an alle Pflichten des an ſich ehrenwerthen Standes erfüllen, den ich ſelbſt mir erwählte, ja den ich mir erwählen mußte, um gegen mich ſelbſt gerecht zu ſein.«

»Theure Vicktorine, ich habe mich in dieſer Zeit ſehr ſtrenge geprüft, ich bin mit mir ſelbſt offen zu Werke gegangen, was ſo ſchwer iſt; denn wen täuſcht man lieber und leichter, als ſich ſelbſt? Auch Dich will ich nicht täuſchen, und ſo geſtehe ich Dir offen, daß ich jezt weis: ich könnte ohne Dich das Leben zwar tragen, aber ich fühle auch, daß ich mich alsdann dazu anſchicken müßte, wie zu einer nächtlichen Winterreiſe ohne Wärme und Licht, denn Du, Vicktorine, biſt die Sonne meines Daſeins, das ich ohne Dich kraftlos, in Dunkelheit hinſchleppen müßte. Darum ſchilt mich nicht, daß ich that was ich mußte; beneide mich auch nicht, daß ich durfte was Du nicht darfſt, und vor allem, tadle Deinen Vater nicht, deſſen wohlgemeinter, und im rechten Lichte geſehen, auch wohl motivirter Wille mir es möglich machte, Dir durch mehr als Worte zu zeigen was Du mir biſt.«

»Kann es Dich beruhigen, und ich hoffe es wird es, ſo vernimm, daß ich ſchon jezt einſehe, wie ich zu meinem jezigen Berufe, bei meinen, freilich zu anderm Zwecke erworbnen Kenntniſſen nicht viel mehr brauchen werde als Gewöhnung und dabei Aneignung des ihm eigenthümlichen, mechaniſchen Theils deſſelben, den gewöhnlich Knaben in früher

Jugend ſchon erlernen. Alles dies dünkt mir indeſſen zum Theil nicht ſchwer zu begreifen, zum Theil werde ich deſſen überhoben. Was dem Knaben als Zentnerlaſt erſcheint, iſt ja überdem dem reifen Manne ein Spiel. Und wäre es auch anders, was kann mir läſtig dünken, wenn ich den Blick dem Ziele zuwende, zu dem ich ſtrebe.«

Leidvoll und Freudvoll verſank Vicktorine in ſich ſelbſt, als ſie dieſes las. Das Opfer, welches Raimund ihr gebracht, erfüllte ihr Gemüth nicht mit Liebe, nicht mit Bewunderung, aber mit einem aus beiden zuſammengeſezten namenloſen Gefühl: als ſie ihr Weſen ſo ganz mit dem ſeinen verſchlungen, daß nur Tod ſie von ihm reiſſen könne. Die Liebenden ſahen ſich wieder; ihr erſtes Wiederſehen war ein ſchmerzlich-entzückender Augenblick; auch ward ihnen von nun an nur ſelten das Glück, mehr, als Blicke oder ein paar flüchtig hingeworfene Worte mit einander wechſeln zu können; denn Beide fühlten jezt mehr wie je die Nothwendigkeit, ihr Geheimniß den Augen der neugierigen Welt zu verbergen. Sie vermieden deshalb auf das gewiſſenhafteſte jede Unvorſichtigkeit in ihrem Betragen, durch die das Heiligthum ihrer Herzen unberufnen Beobachtern hätte verrathen werden können.

So vergieng ihnen ein Jahr und drüber in der Seeligkeit des reinſten Bewuſtſeins vertrauensvoller inniger Liebe. Des jungen Holm raſch ausgeführter Entſchluß war bei ſeinem Alter, bei ſeinen Kenntniſſen in einem andern Fache, bei ſeinen Ausſichten in eine ihm offen ſtehende ehrenvolle Zukunft zu beiſpiellos, als daß er nicht ſelbſt in dieſer großen Stadt dadurch hätte Aufſehen erregen ſollen. Anfangs war darüber, als über eine große Thorheit viel geſprochen und geſpöttelt worden, ſpäterhin aber begann Raimund, ſich ganz auf eine entgegengeſezte Weiſe bemerkbar zu machen. Man fühlte ſich gezwungen, die Leichtigkeit zu bewundern, mit welcher der Neuling Schwierigkeiten überwand, die denen unüberwindlich geſchienen hatten, welche, von Jugend auf zum Kaufmannsſtande erzogen, es für unmöglich hielten, ſich ohne dieſen Vortheil in Geſchäften ſolcher Art zurecht finden zu können. Raimunds ſehr ausgebreitete Kenntnis fremder

Sprachen, die Geſchicklichkeit, mit der er den bedeutendſten Theil der Korreſpondenz ſeines Hauſes zu führen wußte, und mehr noch als alles dies, der Scharfblick und die Berechnung der Umſtände, durch welche er daſſelbe zu einigen ſehr vortheilhaft ausfallenden Spekulazionen veranlaßt hatte, erwarben ihm allgemeine Achtung an der Börſe. Man wußte, daß er ohne alle Belohnung an Gelde im Fiſcherſchen Komtoir arbeite, aber die angeſehnſten Häuſer hätten gern um jeden Preis einen ſolchen Gehülfen ſich erworben, der, ohne die Lehrjahre überſtanden zu haben, gleich als Meiſter auftrat. Jeder profezeyete in ihm einen künftigen Stern erſter Größe in der handelnden Welt, wenn das Glück ihn nur ſo begünſtigen wolle, als ſeine Kenntniſſe und ſein Fleiß es verdienten. Sogar Herr Kleeborn erwähnte ſeiner einigemal über Tiſche, und mit groſſem Lobe. Wicktorine getraute ſich dabei kaum, die Augen von ihrem Teller zu erheben, und ihr laut pochendes Herz wollte vor banger Freude zerſpringen, denn ein ganz eignes ſchlaues Lächeln ihres

Vaters, indem er den Namen Helm auffallend betonte, verrieth ihr nicht nur ſeine Bekanntſchaft mit ihrem Geheimniß, ſondern ſie glaubte auch mit Sicherheit, Pläne zu ihrem künftigen Glück darin leſen zu dürfen.

Ganz unbefangen und ahnungslos folgte ſie daher dem Ruf ihres Vaters, als dieſer ſie, wie er zuweilen that, zu ſich in ſein Kabinet beſchied. Höchſtens erwartete ſie wieder einmal von einem abgewieſenen Heurathsantrage hören zu müſſen, und ſie erſchrack daher ſchon ein wenig, als Herr Kleeborn mit ganz ſonderbarer, etwas feierlicher Freundlichkeit ihr entgegen trat, ihre Hand ergriff, und ſie nöthigte, ſich zu ihm auf das Sofa zu ſetzen.

»Vicktorine,« begann er nach einer kleinen Pauſe, ſeine wahrſcheinlich vorher einſtudirte Rede, »Vicktorine, Du biſt mein einziges Kind, und Du weiſt, wie es von jeher mein höchſter Wunſch war, Dein wahres Glück nach beſter Einſicht und Kraft zu begründen. Viele Jahre hindurch habe ich Tag und Nacht für Dich geſorgt und gearbeitet, darum iſt es jezt an Dir, mich für alle meine Sorge und Mühe zu belohnen. Nun, ich muß es Dir zum Ruhm nachſagen, Du warſt ein folgſames Kind, und haſt Dir nie die mindeſte Einwendung gegen meinen Willen erlaubt, wenn ich Anträge abwies, die ich für Dich als unpaſſend erkannte, indem ich mit meinem wohlerworbnen Gelde weder alte Adelsbriefe auffriſchen, noch verſchuldete Güter einlöſen laſſen mag. Nun! des Vaters Seegen erbaut den Kindern Häuſer, und auch meiner hat Dir eins gebaut, denn ich habe Dich rufen laſſen, um Dir anzukündigen, daß Du endlich die Braut eines würdigen Mannes meines Standes biſt, eines Kaufmanns recht nach meinem Herzen, der» — — —

»Herr Helm iſt im Komtoir,« rief jezt Jemand zur Thür herein. »Herr Helm!« wiederholte Kleeborn nachdenklich für ſich hin. Vicktorine bebte an allen Gliedern. »Es iſt gut ſo, und vielleicht um ſo beſſer,« ſezte jezt Kleeborn nach kurzem Ueberlegen halblaut hinzu; dann wandte er ſich zu Vicktorinen: »Geſchäfte gehen allem vor, mein

Kind wie Du weiſt, doch Du bleibſt hier, es iſt gleich abgethan, und wir ſprechen hernach weiter.« »Laſſen Sie den jungen Helm nur herein treten,« ſagte er zu dem, der ihn gemeldet hatte. Dieſer gieng ſogleich, den Befehl zu vollſtrecken und nach wenig Sekunden ſtand Raimund vor Vicktorinen. Sein erſter Blick fiel auf ſie, er ſah ſie faſt beſinnungslos da ſitzen und erröthete ſichtbar, doch ſuchte er ſich ſchnell wieder zu faſſen, und richtete wirklich ſeinen Auftrag an Herrn Kleebern mit möglichſter Klarheit aus; anfangs freilich mit etwas unſicherer, nach und nach aber mit immer feſter werdender Stimme. Es war von einer ſehr bedeutenden Unternehmung die Rede, zu welcher Helm den Plan entworfen hatte, und zu deren Ausführung Herr Kleeborn mit dem Herrn Fiſcher zuſammentreten wollte. Er gieng darüber mit Raimunden in ſehr weitläuftige Unterhandlungen ein, lobte mehrmals die helle, beſtimmte Anſicht des jungen Mannes, und betrug ſich im Ganzen ſo freundlich und höflich gegen ihn, daß Vicktorine ſich nicht nur allmählig von ihrer Ueberraſchung erholte, ſondern ſogar begann, in ihrem Gemüthe den kühnſten Hoffnungen Raum zu geben.

Der Gegenſtand des Geſprächs der Beiden war nun erſchöpft und Helm machte Miene ſich entfernen zu wollen, doch Kleeborn hielt ihn feſt. »Ehe Sie gehen, lieber Herr Helm,« ſprach er, »will ich Ihnen doch einen Beweis meiner Achtung für Ihre Perſon geben; Sie ſollen der erſte ſein, der meiner Tochter als der Braut des Sir Charles Wiſſmann ſeinen Glückwunſch bringt. Ihr Bräutigam iſt holländiſcher Konſul in London und der Sohn des berühmten Amſterdammer Hauſes dieſes Namens, das Ihnen gewis rühmlichſt bekannt ſein wird. Seit mehr als zehn Jahren bin ich dieſem Hauſe ſo hoch verpflichtet, daß ich nur auf dieſe Weiſe meine Schuld einigermaßen abtragen kann.«

Raimund ſtand jezt unbeweglich und bleich gleich einer Marmorbüſte da. Es war ihm als ob bei dieſer unerwarteten Anrede die Sinne ihm vergiengen; auch Wicktorine ſtarrte mit gefalteten bebenden Händen und mit weit offnen Augen athemlos vor ſich hin. Sie ſprang vom Sofa auf.

»Vater!« rief ſie, »Vater, was ſoll dieſer grauſame Scherz?« Die Stimme verſagte ihr, ſie verſtummte, ſichtbarlich zitternd vor innerer ängſtlicher Bewegung.

»Scherz, mein Kind?« erwiederte Kleeborn mit erzwungnem Gleichmuth, »ei! ei! Vicktorine, ſeit wenn kennſt Du mich denn von dieſer ſpaßhaften Seite? Daß ich mit ernſten Dingen nicht gewohnt bin zu ſcherzen, könnteſt Du doch wiſſen. Frage nur hier Herrn Holm, das Haus Deines Schwiegervaters in Amſterdam iſt ihm gewis bekannt.«

»Sie ſcherzen nicht? Vater,« rief jezt Vicktorine, ſich und alles in ihrer Verzweiflung vergeſſend. »Sie ſcherzen nicht? Und dieſer fürchterliche Hohn — o Vater! ich habe Ihnen ja nichts verſchwiegen, Sie kennten mein Herz« — — Kleeborn unterbrach ſie. »Mädchenherzen ſind Modeartikel, auf die kein vernünftiger und gewis kein ſolider Mann ſich einläßt,« erwiederte er ihr, noch immer ſehr gleichmüthig. »Uebrigens,« ſezte er hinzu, »will ich hoffen, daß Dein Herz kein rebelliſches, ſondern ein gehorſames Herz iſt, wie es ſich für meine Tochter ziemt. Von Deinen Geſtändniſſen aber, die Du mir gemacht haben willſt, weis ich kein Wort, und auch Du thuſt am beſten; ſie ebenfalls zu vergeſſen«.

»Vater, o mein Vater,« rief Vicktorine ängſtlich flehend, »Sie wußten um meine Liebe. Hören Sie auf, mich auf dieſe Weiſe zu ängſtigen, ich habe Ihnen ja nichts verborgen, und wenn Sie auch Gründe vielleicht hatten, den Namen des Mannes, den ich liebe, nicht von mir nennen hören zu wollen, ſo konnten Sie ihn aus Raimunds ſeltnem Entſchluß doch errathen; ja Sie haben ihn errathen; beſinnen Sie ſich doch, lieber Vater, Sie haben ihn errathen« — — »Das ich nicht wüßte,« fiel Kleeborn, noch immer ſehr kalt und gelaſſen ein, »ich gab mich nie ſonderlich mit Räthſeln ab, doch weis ich lange, daß junge Mädchen ſich mit eingebildeten Liebesgeſchichten die Zeit vertreiben, wenn es mit den Puppen nicht mehr recht fort will, denn jedes Alter will ſein Spielwerk. Doch, Du Vicktorine, ſollteſt die Kinderſchuhe endlich ausgetreten haben, und ich bitte, daß es von heute an geſchehe, wenns nicht ſchon geſchehen iſt.«

Mit hochfliegender Bruſt, bleich und ſtumm vor Entſetzen, ſtand Vicktorine im gewaltſamen Kampfe ihres Innern da, während ihr Vater ſich jezt vornehm höflich an Raimund wandte. »Von Ihnen, Herr Holm,« ſprach er zu dieſem, »und von Ihrem Verſtande hege ich eine zu gute Meinung, als daß ich nicht glauben dürfte, daß Sie von jeher eingeſehen haben werden wie weder Ihre jetzige Lage, noch Ihre derzeitigen Vermögensumſtände Sie für jezt berechtigen können, auf die Hand eines Mädchens, wie die einzige Tochter von Martin Nicolaus Kleeborn eines iſt, Anſprüche zu machen.« Hier wollte Raimund antworten, doch der Alte lies ihn nicht zum Worte. »Ich will Sie mit dieſer meiner Aeuſſerung keinesweges zurückſetzen, lieber Herr Holm,« ſprach er noch immer in ziemlich höflichem Tone; »im Gegentheil, ich kenne Sie als einen ſehr ſoliden und geſchickten jungen Mann, der einſt gewis noch in der Welt ſein Glück machen wird. Viele haben mit weit Wenigerm angefangen als Sie und ſind jezt Millionäre. Ihr Glück blüht noch, und wenn ich in Zukunft Ihnen irgendwo dienen kann, ſoll es gern geſchehen, denn ich helfe gern jungen Leuten fort. Aber für jezt — nun Sie wiſſen es ja auch, künftig iſt nicht heut, und man pflückt nicht Blüthen ſondern Früchte.«

Raimund hatte allmählig während dieſes Vorganges ſeine Faſſung wieder errungen.« Je länger Kleeborn ſprach, je höher richtete er ſich aus ſeiner vorigen, durch Schrecken und Verlegenheit gebeugten Stellung wieder empor, ſo daß er zulezt mit faſt königlichem Anſtande vor ſeinem Widerſacher ſtand, und ihm ſo feſt ins Auge ſah, daß Kleeborn jezt ſeinerſeits dadurch in einige Verlegenheit gerieth und unwillkührlich das Geſicht von ihm abwandte.

»Ich weis, wer und was ich bin, und es bedarf keiner Erinnerung von Ihnen, Herr Kleeborn, um mich in den mir gebührenden Schranken zu halten,« erwiederte Raimund jezt, zwar mit gemäſſigtem, aber dennoch ſehr feſtem, ernſten

Tone. »Ja, ich geſtehe es,« fuhr er fort, »und ich bin ſtolz darauf, es Ihnen und der ganzen Welt zu bekennen, daß ich Vicktorinen mehr liebe als mich, als mein Glück, als mein Leben. Doch verſtehen Sie mich recht, nur ſie liebe ich, nur nach ihrem Beſitze ſtrebe ich, nicht nach dem Vermögen ihres Vaters, deſſen ich Gottlob nicht zu meinem Glücke bedarf.«

»Ich habe Sie ausreden laſſen, und erbitte mir die nämliche Gefälligkeit jezt von Ihnen,« ſetzte Raimund hinzu, da er bemerkte, daß der Alte ihm etwas erwiedern wollte. »Es kann Ihnen nicht unbekannt ſein,« fuhr er fort, »daß, wäre ich dem Stande getreu geblieben, zu dem ich erzogen ward, ich die ſichre Ausſicht hatte, Ihrer Tochter mit meiner Hand ein vielleicht glänzendes, oder doch gewis ein unabhängiges und ehrenvolles Loos bieten zu können. Doch ich verlies dieſe Bahn, um auf eine Weiſe zu dem höchſten Ziele meiner Wünſche zu gelangen, die auch Ihnen gefallen, und ſogar mit der Zeit Ihnen nützlich werden könnte. Ich wünſchte, dem Vater Vicktorinens durch ein nicht unbedeutendes Opfer meine Liebe zu ſeiner Tochter zu beweiſen, und zugleich durch meinen angeſtrengteſten Fleiß ihm ſpäterhin ein ſorgloſes, mühloſes Alter. . . .

»So? Ey das iſt ja recht ſchön und lebenswerth,« fiel Kleeborn jezt noch immer ein wenig verlegen ein, — denn das edle feſte Benehmen des jungen Mannes imponirte ihm doch einigermaſſen, und überdem mochten auch Rückſichten auf das eben geſprochene, wichtige Geſchäft ihn bewegen, denſelben mit einiger Schonung zu behandeln. »Ja ſehen Sie« fuhr er daher ziemlich freundlich fort, »das iſt wie geſagt recht lebenswerth und ſchön. Nun Sie werden es mir gewis noch ſelbſt einſt verdanken, daß ich ſe gleichſam die unſchuldige Urſache war, Sie auf den rechten Weg zu bringen, denn Sie ſind zum Kaufmann geboren. Und wie geſagt, wenn ich gleich Ihre Offerte wegen meiner Tochter diesmal nicht annehmen kann, ſo bin ich doch ſtets geneigt, Ihnen in Zukunft mit meinem guten Rath' oder auch ſonſt zu dienen, denn wir bleiben doch gute

Freunde, da ich von Ihrer Rechtſchaffenheit hoffe, daß Sie nicht hinter meinem Rücken etwas unternehmen werden, um mein einziges Kind zum Ungehorſam zu verleiten.«

Holm, ohne ihm zu antworten, wandte ſich Vicktorinen zu, die, einer Sterbenden ähnlich, in der leidenſchaftlichſten Bewegung vergebens nach Athem rang. »Theures, unausſprechlich geliebtes Weſen,« ſprach er, und drückte ihre Hand an ſein hochſchlagendes Herz, Vicktorine, Du Licht meiner Augen, Du Leben meines Lebens, zürne mir nicht, daß ich jezt Deine Freiheit Dir wieder gebe; ich wollte Dich verdienen, doch erſchleichen will ich Dich nicht; entſcheide über Dich ſelbſt und, wenn Du es vermagſt, ſo folge dem Willen Deines Vaters; laß den Gedanken an mein künftiges Geſchick auf Deinen Entſchluß keinen Einfluß haben. Dein Glück iſt das meine, Dein Bild kann mir niemand rauben, und eine Zukunft giebt es nicht mehr für dieſes Herz, das hinfort nur in der Vergangenheit lebt. Ich bleibe Dein, denn ich kann nicht anders, doch Du — — —

»Raimund! Raimund!« ſchrie Vicktorine mit konvulſiviſcher Heftigkeit laut auf; ſie ſtürzte zum erſtenmal ſich in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, ſie umſchlang ſeinen Nacken mit furchtbarer Angſtgeberde, und ſank dann vor ihrem Vater nieder, deſſen Knie ſie feſt umklammerte. »Vater!« rief ſie, »können Sie mich, Ihr einziges Kind ſo ſehen und nicht ſich erbarmen! können Sie dieſen edelſten der Menſchen hören und nicht an Ihre Bruſt ihn ſchließen, und nicht Gott danken, daß er ihr Sohn ſein will!«

»Romanenheldin! Komediantin! ſolche Theaterpoſſen gehen an mir verloren,« rief der Vater bleich vor Zorn, mit bebenden Lippen, indem er ſich los zu machen ſtrebte. »Alſo auf du und du? bei Gott das geht weit! Steh' auf! Sieh' auf Vicktorine, Du biſt und bleibſt Charles Wiſſmanns Braut, denn ich gab mein Wort, und werde es Deiner Narrheit zu gefallen nicht zum erſtenmal in meinem Leben brechen. Und Sie junger Herr — —«

»Vollenden Sie nicht, was Sie ſagen wollen!

Hören Sie erſt meine Erklärung auch,« ſprach Raimund mit ſo feſtem männlichen Ton, daß Kleeborn ſich bewogen fühlte, ihm nachzugeben. »Daß ich nach dieſem nicht mehr daran denken kann, Sie durch Bitten erweichen zu wollen, werden Sie mir zutrauen, daß ich mein Glück nicht erſchleichen will, wiederhole ich Ihnen nochmals.«

»Sie werden alſo hinfort nicht ſuchen, meine Tochter heimlich zu ſehen? Sie wollen ihr nicht ſchreiben? in Summa, Sie geben alle Ihre Anſprüche auf?«

»Ich habe keine Anſprüche als an ihr Herz, und nur Vicktorine darf hier entſcheiden,« erwiederte Raimund.

»Ich bin Du, Du biſt ich,« rief Vicktorine überlaut und umſchlang ihn nochmals. »Laſſen Sie mich, mein Vater,« ſprach ſie mit ſo wild blitzenden Augen, als dieſer eine Bewegung machte, ſie von Raimund los zu reiſſen, daß er erſchrocken von ihrer Heftigkeit, zurück fuhr. »Höre mich, Gott, was ich in Gegenwart meines Vaters gelobe,« rief ſie, und hob wie zu einem Eidſchwur ihre rechte Hand empor. »Ich ſchwöre Treue, unverbrüchliche Treue dieſem Mann. So wie nichts ihn je aus meinem Herzen reiſſen kann, ſo ſoll nichts je mich bewegen, meine Hand einem Andern zu geben. Und nun lebe wohl,« ſprach ſie, in die höchſte Weichheit übergehend, »lebe wohl, mein Glück, meine Jugend, meine Seeligkeit auf Erden! Raimund ich bin Dein und bleibe es, darum verſprich für mich was Du willſt, ich werde es halten, denn Du biſt meine Seele, meine Tugend, Du biſt alles! Meineid wirſt Du auf mich nicht laden wollen,« hauchte ſie noch in gebrochenen Tönen hin, und ſank wie aufgelöſt, in ſeinen Armen zuſammen.

»Vicktorine, o meine Vicktorine!« war alles, was Raimund aus gepreßter Bruſt hervor ſeufzen konnte, und Thränen glänzten in ſeinen Augen, indem er ſie aus ſeinen Armen auf das Sofa niederſinken lies, ihre Hand behielt er feſt in der ſeinen, indem er ihrem Vater ſich zuwandte, der jezt, ſchäumend beinah, in unthätigem Zorn, dabei ſtand.

»Sie hörten die Erklärung Ihrer Tochter,« ſprach Raimund mit edlem Anſtand' und gemäſſigtem Ton; »Ich habe hier nach Vicktorinens Willen für uns beide zu handeln, und ſo nehmen Sie denn unſer beider heiliges Verſprechen, daß wir nicht ſuchen wollen, uns heimlich weder zu ſehen noch zu ſchreiben, ſo lange Sie es uns verbieten, denn ich hoffe, daß Ihre Behandlung Vicktorinens mir nicht zur Pflicht machen wird, der Geliebten zu Hülfe zu eilen. Wollen Sie noch mehr?« »Ihr ſollt euch trennen,« ſchrie Kleeborn, faſt unverſtändlich vor Wuth.

»Wir trennen uns, bis ein günſtigeres Geſchick uns vereint, hier oder dort!« ſprach Raimund mit glänzenden Augen. Feſt, aber wehmüthig ſetzte er noch hinzu. »Sein Sie ruhig, alter Mann, wir ſind beide nicht fähig Sie zu betrügen.« Dann küßte er noch einmal Vicktorinens lebloſe Hand. »Lebe wohl, lebe wohl, auf lange Zeit!« rief er aus, und verließ das Zimmer.

»Und ſo iſt es noch in dieſem Augenblick, Tante,« ſprach Vicktorine am Ende ihrer Erzählung. »Wir haben Wort gehalten, wir ſehen uns nicht, wir ſchreiben uns nicht, aber die Luft, die mich umweht, bringt mir ſeinen Gruß, und die Sterne am Himmel ſind unſre Vertrauten, denn ſie leuchten mir und ihm, ich leſe in ihnen, daß er meiner gedenkt, der Abglanz ſeiner Blicke ſtralt mir aus ihnen entgegen, das kann mein Vater doch nicht hindern? Nein ſo weit reicht nicht ſeine Gewalt; aber auch eben ſo wenig ſoll ſie dahin reichen, mich zwingen zu können, jenem Verhaßten meine Hand zu geben, und ſo auf mein bis jezt ſchuldloſes Gemüth die Sünde des Meineids zu laden. O Tante, ſagen Sie ihm nur dieſes, wenden Sie Ihre Ueberredungskraft nur dazu an, ihn hiervon zu überzeugen, damit er aufhöre, mich zu zwingen, ihm widerſpenſtig und pflichtvergeſſen zu erſcheinen, während ich doch nur thue, was ich muß. O nehmen Sie gütig uns Verlaſſene in Ihren Schutz!« ſetzte Vicktorine kindlich flehend hinzu.

»Glaubſt Du wirklich, es bedürfe Deiner Bitten, damit ich alles, was in meinen Kräften ſteht, zu Deinem Beſten verſuche?« erwiederte freundlich die Tante. »Das Nöthigſte wäre freilich erſt, auszumitteln, was eigentlich Dein Beſtes erfordert, und vor allen Dir beizuſtehen, damit Du Gewalt genug über Dich gewinnſt, um jene Heftigkeit zu mäſſigen, die ſpät oder früh Dich ins Verderben ſtürzen muß.«

»Tante, liebe Tante,« fiel Vicktorine ihr ein, »ich bin von Natur nicht heftig, ich war in Raimunds Nähe ſtets ſanft und mild und lenkſam wie ein Kind. Aber hier gilt es mehr als mein Leben! Gewis wenn wir nicht früherem Untergange beſtimmt ſind, ſo kommt einſt die Zeit, die mich und Raimund hier noch vereint, denn wir beide ſind nur zuſammen, nur eins durch das andere, alles was wir ſein können! Nehmen Sie mir ihn, und Sie rauben mir nicht nur mein ganzes Erdenglück, Sie rauben mir das Gefühl des Rechts, der Tugend, Sie machen mich zu einem Nichts, und in mir, o mein Gott!« rief ſie mit unendlicher ſchmerzhafter Geberde, »o mein Gott, in meinem armen unbedeutenden Ich zerſtört ihr das groſſe ſchöne Herz meines Freundes! Wer könnte dieſen Mord euch vergeben!« ſetzte ſie mit ſtrömenden Augen hinzu und verbarg laut weinend ihr Geſicht.

In dieſem Moment trat Angelika hinein, doch da ſie die Beiden ſo bewegt ſah, entfernte ſie ſich ſogleich wieder, um durch ihre Gegenwart nicht ſtörend zu werden. Die Tante ſah ſchweigend ihr nach. »Und wie willſt Du denn dieſe milde liebliche Erſcheinung Dir erklären, Vicktorine,« fragte ſie endlich;« darfſt Du Deinen Schmerz dem Ihren gleich ſtellen? und lebt ſie nicht? lächelt ſie nicht zuweilen!? und ſiehſt Du nicht ſogar in allen ihrem Thun zarte Keime eines neuen, nur anders geſtellten Lebens erblühen? Ach liebes Kind, Glück und Unglück gehen an uns vorüber, nur das Recht, die Pflicht beſtehen, und was dieſe uns gebieten, läßt ſich erfüllen. Die Kraft dazu kommt uns, wir wiſſen nicht wie, obgleich wir es ahnen, und die Beſſern unter uns hebt

Univ. Bibl.
München

der Schmerz über ſich ſelbſt: und veredelt ſie, ſtatt ſie nieder zu drücken.«

»Tante« rief Victorine, »um Gotteswillen, nennen Sie Angelikas armes Daſein Leben? ſind denn die Keime neuen Lebens, wie Sie ſie nennen, etwas anders, als nimmer aufblühende Knoſpen, die zu einer Todtenkrone ſich flechten wollen? Können Sie ſo irren? Haben Sie nie gelebt? nie geliebt?«

»Doch wohl vielleicht!« erwiederte die Tante mit einem leiſen Seufzer, und brach für dieſen Abend das Geſpräch ab.

Zu aller ihrer Freunde höchſten Erſtaunen, erholte ſich Victorine unglaublich ſchnell von dem letzten Stoß, den ihre Geſundheit erlitten hatte.

Man ſchrieb dieſes halbe Wunder zwar dem Arzte zu, doch eigentlich war es die Tante, die den Grund dazu legte, theils indem ſie der Kranken durch Herrn Müller die beruhigende Gewißheit zu verſchaffen wußte, daß von Raimunds Reiſe nach Odeſſa nie ernſtlich die Rede geweſen ſei, theils indem ſie den ſchweren Druck gewaltſam erzwungnen Schweigens von ihr nahm, und ihr erlaubte, alle Gefühle ihres, von Angſt und Liebe überſtrömenden Herzens vor ihr auszuſchütten. Im Genuß ihrer freudigen Jugend hatte Vicktorine bis jezt keiner Vertrauten bedurft, und folglich auch keine gefunden, aber ſie war auch dabei vom Schickſal zu verwöhnt worden, um den Schmerz ebenfalls allein tragen zu können. So hatte einzig das gewaltſame Zurückdrängen des ſie allmächtig beherrſchenden Gefühls des Kummers, der Sorge um den Geliebten, ſie an den Rand des Grabes gebracht. Jezt aber fand ſie in der Tante, was weder die gute, doch beſchränkte Virnot, noch eine ihrer Jugendgeſpielen ihr hatten ſein können: eine weiſe, theilnehmende Freundin, die zwar weit davon entfernt blieb, ihr Benehmen durchaus zu billigen, und dieſes ſogar mit eindringendem Ernſt zuweilen äuſſerte, die aber doch gern und gelaſſen ſie anhörte. Und für dieſes leidenſchaftliche Gemüth war das ſchon eine groſſe Erleichterung.

Uebrigens übte die Tante durch ihre bloße Gegenwart eine Art magnetiſcher Kraft an Vicktorinen, die in der That wunderbar und ſeltſam genug war. Sie widerſprach ihr wenig, ſie fragte noch weniger, ſie hörte ſie meiſtens nur an. Aber der ernſte, durchdringende Blick ihres klaren Auges entflammte Vicktorinen zu immer feſteren Beſchlüſſen; dem ſtummen Widerſpruch, den ſie oft in den Zügen ihrer Vertrauten zu leſen glaubte, ſtellte ſie ihre geheimſten Gedanken, ihr verborgenſtes Empfinden laut entgegen und ſo lernte ſie erſt durch dieſes, mit unſichtbarer Gewalt erpreßte Vertrauen ſich und ihr Herz klar erkennen, indem ſie dadurch über vieles erſt zum deutlichen Bewußtſein gelangte, was bis dahin nur wortlos ihrem innern Sinne vorgeſchwebt hatte.

So kehrte denn nach und nach das gewohnte Leben in den häuslichen Kreis des Kleebornſchen Hauſes wieder zurück, und der Herr deſſelben begann ſchon, dem Zeitpunct freudig entgegen zu ſehen, in welchem Ueberfluß, Pracht und rauſchende Geſellſchaften ſeine weiten Säle wieder füllen würden. Er kam jezt jeden Abend auf eine Stunde in das Wohnzimmer, wo die Tante mit anmuthiger Sitte und gewohnter Heiterkeit am Theetiſche waltete, um welchen ſich ſchon zuweilen einige vertraute Freunde verſammeln durften; er ſah mit Vergnügen, wie auf Vicktorinens bleichen Wangen die Farbe der Geneſung allmählig wieder erblühte, und ihr ſo lange verdunkeltes Auge wieder im helleren Glanze zu ſtrahlen begann. »Nun, nun, murmelte er dann für ſich hin, es geht wie ich dachte, mit der Zeit wird ſich alles geben,« und eilte ſeelenvergnügt dem Spieltiſche zu, an welchem ſeine Freunde ihn erwarteten.

Eines Abends, an welchem Vicktorine ſich auffallend wohl befand, ſprach er kurz ehe er fortgieng ſehr viel von einem glänzenden Feſte, mit welchem er nächſtens die völlige Geneſung ſeiner Tochter zu feiern gedachte, und Babet und Agathe arbeiteten dabei wie nach dem Tackt' an einem neuen Ballputze, den ſie nach Angabe der Tante für ſich verfertigten. Der Himmel hieng ihnen dabei voll, lauter Walzer ſpielenden Geigen, und ſie ſahen ſchon im Geiſte die kleinen Füſchen unter der dicken blumenreichen Garnirung des kurzen Kleidchens zierliche Triller ſchlagen.

Angelika ging indeſſen in liebenswürdiger Geſchäftigkeit ab und zu, und ſuchte jedem, beſonders der Tante, nach ihrer Weiſe etwas Angenehmes zu erzeigen. Der ſtille Schmerz verklärte dies holdſeelige Weſen immer mehr und mehr, und machte es immer freundlicher. Jeder, ſogar Herr Kleeborn, fühlte ſich von dem eigenthümlichen Wohlwollen, das Angelika Allen bezeigte, zu ihr gezogen, und empfand gleichſam die Verpflichtung, ihr verlornes Glück durch verdoppelte Liebe ihr zu erſetzen, ſo weit dies möglich war. Das dankbare Gemüth des ſtillen, freundlichen Mädchens öffnete ſich natürlicherweiſe gern dem tröſtenden Einfluße dieſer überall ihm entgegen kommenden Neigung, und es faßte wieder Freude am Leben, doch nicht am eignen. In dieſes ſah

Angelika vollkommen, wie in ein fremdes hinein, es war ihr, als gienge ſie ſich ſelbſt nichts mehr an; nur im Schmerz oder in der Freude Anderer fühlte ſie noch ihr irdiſches Daſein und daher war es ihr ſehnlichſter Wunſch, nur Vicktorinen wieder froh und glücklich zu ſehen, deren lebensreiche Natur weder Schmerz noch Entſagung zu tragen wußte.

Bald nach Herrn Kleeborns Entfernung ergriff die Tante ein Buch, wie ſie jeden Abend zu thun pflegte, um mit ihrer wohlthuenden ſonoren Stimme den jungen Mädchen etwas vorzuleſen. Sie war Meiſterin in dieſer Kunſt, und die Wahl, die ſie unter den vorzüglichſten Dichtern unſerer Zeit zu treffen wußte, bezweckte vor allem, das Gemüth ihrer beiden Lieblinge zu beſchwichtigen, indem ſie den eignen Schmerz im verklärten Lichte der Poeſie ihnen zeigte. So öffnete ſie zugleich die jungen Herzen jenem beſeeligenden Einfluße der Kunſt, der ihre Lieblinge weit über irdiſches Geſchick erhebt, und allein uns lehrt, in ſtiller Thätigkeit und dennoch duldend, es zu beſiegen, und in der eignen Bruſt einen Himmel uns zu erbauen, den keine Erdenmacht verhüllen darf.

Agathe und Babet, die nur den Augenblick mit Ungeduld erwartet hatten, in welchem die Tante ermüdet das Buch wieder hinlegen würde, benutzten jezt dieſen, um in ihr Zimmer zu eilen, und ſich dort für das erzwungne beſchwerliche Schweigen während der Lektüre zu entſchädigen, Angelika hingegen holte auf der Tante bittenden Wink ihre Harfe herbei, und hauchte mit ſüſſer leiſer Stimme folgendes Lied in den Klang der goldenen Saiten. Sie hatte in einer ſchönen wehmüthigen Stunde, bald nachdem Ferdinand zur Armee gegangen war, es ſelbſt gedichtet, und Worte und Melodie waren zugleich entſtanden.

Angelikas Lied.

Bricht an der Tag mit ſeinen hellen Lichtern,
So flücht' ich meiner Liebe heil'gen Schein
Vor all' der bunten, lauten Menge ſchüchtern
In meines Herzens tief verſchloßnen Schrein;
Dort ruht er ungeſehen, glüht verborgen,
Bis daß der Abend kommt; dies iſt ſein Morgen.

Denn, wenn nun dichter zieht die grauen Schatten,
Das Licht ſich nach und nach in Dunkel bricht
Bis es im letzten Strahle muß vermatten,
Wenn Nacht ſich um die weiten Himmel flicht,
Dann zünde ich im allertiefſten Herzen
Ganz ſtill mir an der ſtillen Liebe Kerzen.

Sie leuchten freudig mir in meiner Zelle,
Aus herrlicher Vergangenheit herauf;
Sie zeigen auch im Dunkel hoffnungshelle
Mir meiner Zukunft unenthüllten Lauf;
Sie glänzen — gehn die müden Augen ſchlafen —
Als Pharus in des Traumes Wunderhafen.

Und dieſe lichten Träume ſollen blühen
So lang des Lebens Traum mich noch umfängt;
Sie ſollen treu auch dahin mit mir ziehen
Wo man zum langen Schlaf mich eingeſenkt.
Nein! Dieſe Flammen können nicht verrauchen;
An ihnen zündet ſich das Auferſtehen

Thränen glänzten in den Augen der Zuhörerinnen, als die Sängerin verſtummte, doch ihre Augen blieben klar, ihre Züge heiter, indem ſie aufſtand und ſchweigend die Harfe wieder hinaus trug.

Sobald ſie das Zimmer verlaſſen hatte, warf ſich Vicktorine mit überſtrömendem Gefühl' in Annas

Arme. »Tante,« rief ſie, »glauben Sie es nur, ich fühle die ſtille Lehre, die Sie durch die Gegenwart dieſes ſchon halbverklärten Engels mir geben wollen, aber kann denn die junge Tanne ſich ſchmiegen und beugen wie der Epheu? liebe, gütige Frau, ich leide in Ihrer Seele wenn ich Ihre Zukunft mir denke, denn ich ſehe es, Sie wollen zu der Höhe mich führen, auf welcher Angelika, erhaben in ihrer Demuth, ſchon ſteht, und Sie werden zu meinem frühen Grabe mich hinleiten!«

In Thränen ſchwimmend, verbarg ſie jezt ihr Geſicht am Buſen der Tante, die, ſchmeichelnd und liebkoſend, ſie aufzurichten ſtrebte. »Meine Vicktorine,« ſprach ſie, »mein geliebtes Kind, glaubſt Du denn, ich wiſſe nicht, wie Schmerz oder Freude auf Jeden, ſeiner eignen Natur nach, verſchieden wirken muß? oder denkſt Du, ich wäre ungerecht genug, Allen Alles zuzumuthen? da doch das Maaß und die Art unſrer Kraft ſo verſchieden ſind? Nur können wir dieſes Maaß nicht eher erkennen, bis wir erprobt haben, wie weit es reicht. Und deshalb thut es mir immer weh, und macht mich ſogar zuweilen unmuthig, was es nicht ſollte, wenn ich ſagen höre: das kann ich nicht, das iſt mir unmöglich. Ach, wir können tauſendmal mehr, als unſre feigherzige Trägheit uns eingeſtehen mag, wenn es uns nur mit dem Wollen ein rechter Ernſt iſt! Ich ſpreche aus Erfahrung, liebes Kind! oder denkſt Du wirklich, weil ich jetzt alt bin, ich habe nie jugendlich gefühlt, nie jugendlich gelitten, wie Du oder Angelika.?«

»Ach Tante, ich glaube es wohl,« erwiederte ſeufzend Vickterine, »aber Ihre Jugendzeit war anders und beſſer als die unſere, und auch das Mädchenleben, in allen ſeinen Anforderungen und Begebniſſen, war gewiß himmelweit von dem unſern verſchieden. Daher kann ich mir recht wohl denken, daß auch Sie fühlten wie wir, aber ich kann nimmermehr glauben, daß der Schmerz ſo gewaltſam zerſtörend Ihnen nah getreten ſei. Seit Sie jung waren, hat ſich alles anders geſtaltet, und auch wir ſind ganz anders ins Leben hingeſtellt als Sie es waren. Bei Ihnen war Ruhe und Ordnung; wir aber ſchiffen auf bewegtem Meer, jauchzend werden wir von der hohen Brandung zum Hafen getragen, oder finden, von ihr zerſchmettert, am nächſten Felſenriff unſer und unſrer Hoffnungen Grab. Jedes Lebensſchiff iſt jezt das Spiel der Windesbraut der Zeit, jede Bewegung iſt Kampf.«

»Die Form mag ſich freilich, ſeit ich jung war, ſehr verändert haben,« erwiederte die Tante, »aber das innere Weſen der Dinge verändert ſich nie, und der Glaube iſt kindiſch, wenn gleich ziemlich allgemein, daß die Welt, weil wir ſie betreten, ſich durchaus umgeſtalten mußte.« Victorine ſchwieg erröthend, und jene fuhr, ſehr ernſt werdend zu reden fort, indem ſie auch Angelikas Hand ergriff, welche inzwiſchen wieder in das Zimmer gekommen war. »Kinder,« ſprach Tante Anna, »ich bin nicht daran gewöhnt, viel von mir ſelbſt zu reden, aber ich liebe Euch mütterlich und habe es in dieſen Tagen recht ernſtlich bei mir ſelbſt überlegt: ob ich nicht wohl daran thäte wenn ich Euch auch meine Jugend erzählte. Ich glaube, daß Dein Muth, meine Angelika, vielleicht geſtärkt und erhöht wird, wenn Du an meinem Beiſpiele ſiehſt, daß es ein noch herberes Leid geben kann als das Deine, und daß es dennoch möglich ſei es zu tragen und dabei zu leben. Und Du, meine Vicktorine, kannſt vielleicht lernen, daß die Liebe in Deinem jungen Herzen noch nicht das höchſte Werk des alten Meiſters iſt, nicht die einzige Axe, um die für Dich die Welt ſich drehen muß, und daß das, was Du dein Unglück nennſt, nicht eine Art von Adelsbrief iſt, der vor Andern Dich auszeichnet; denn wir alle wurden geboren zu lieben, zu leiden, und am Ende in ſtiller, frommer Ergebung unſer wahres Glück zu finden. Den erſten Abend, an welchem wir Drei ruhig und allein bei einander ſind, denke ich dieſer ernſten Unterhaltung zu weihen, obgleich ich vielleicht nicht ganz gleichgültig und ohne Schmerz daran gehen werde, ſo manchen längſt beſiegten böſen Tag noch einmal in der Erinnerung zu durchleben.«

»Höre Babet,« fragte Agathe ihre Schweſter, Abends beim Auskleiden, »wie gefällt dir Angelika?« »Ach, geh' mir mit der, die iſt mir viel zu mattherzig,« erwiederte Babet verdrüslich. »Ja es iſt wohl wahr, viel Leben hat das arme Ding freilich nicht,« erwiederte Agathe mit einem kleinen Achſelzucken, aber gut muß man ihr doch ſein. Sieh nur, was für ein großes Stück ſie mir, während dem Vorleſen, an meiner Garnirung weiter half.«

»Die Tante hat doch wirklich viel Geſchmack,« ſetzte Agathe nach einer kleinen Pauſe hinzu, während welcher ſie das neue Kleid wohlgefällig betrachtete; »und ſie iſt dir auch noch ſonſt gar nicht ſo übel als wir anfangs meinten. Denk nur, ſie weis alles von mir und dem Lieutnant, und dabei iſt das das wunderlichſte, daß ich ihr das meiſte ſelbſt erzählt habe; ich begreife noch bis dieſe Stunde nicht, wie ich dazu gekommen bin.«

»So? und was ſagte ſie denn dazu?« fragte Babet ganz trübſeelig, denn ſie überlas eben zum dreiſſigſten male des blonden Theodors Abſchiedskarte, die ſie vorhin im Wohnzimmer heimlich vom Spiegel mit weggenommen hatte.

»Ach, es war recht wunderlich,« erwiederte Agathe, ſie lachte und ſagte: »nun mit dieſem Herzchen hat es wohl fürs erſte keine Noth, das nimmt es wohl noch mit einem ganzen Dutzend hübſcher Blond- und Schwarz-Köpfe auf. War das nicht recht frivol geſprochen von einer ſo alten Perſon? Hernach aber ward ſie auch wieder mit einemmale ganz ernſthaft, und gab mir gute Lehren, und ſagte mir allerlei darüber, wie ich mich gegen den Schwarzen zu benehmen habe.«

»So hat ſie Dich doch am Ende recht ausgeſcholten;« murmelte Babet vor ſich hin.

»Geſcholten? Ach nein, nicht ſehr, nur ein ganz klein bischen,« antwortete Agathe, »und Du wirſt es kaum glauben, aber es iſt doch wahr, ſie hat mir ganz von ſelbſt verſprochen, daß er zu der erſten Geſellſchaft gebeten werden ſoll die wir geben, und das geht auch recht gut an, denn Viſite hat er beim Onkel gemacht, ich habe ſelbſt die Karte geſehen. Und dann ſoll er auch mich zu Tiſche führen und neben mir ſitzen dürfen, aber dafür mußte ich ihr auch verſprechen, ihr nichts von dem zu verheimlichen was unter uns vorgeht.«

»Und das haſt Du auch gethan?« fragte Babet. »Das wohl nicht,« war die Antwort, »ich habe ihr natürlicherweiſe geſagt, daß ich ihr unmöglich ein jedes Wort wiederklatſchen könne, was wir beide miteinander reden, und damit war ſie denn auch zufrieden. Sie lachte wieder recht von Herzen, und meinte denn, daß ſie das auch gar nicht zu wiſſen verlange. Ich ſoll ihr nur nichts vorſätzlich verſchweigen, und vor allen Dingen ihr gerade das ſagen, wobei mir einfiele, daß ich es nicht gern ſagen will. Das habe ich ihr denn endlich auch verſprochen, denn ich denke, das kann mir doch einmal nützlich ſein, da ſie es doch ſo gut mit mir meint. Es iſt mir auch ſelbſt ſogar lieb, daß ich doch jezt jemand Vernünftiges habe, mit dem ich alles überlegen kann, und der mir guten Rath giebt.«

»O du dummes Kind, dann iſt ja bei der

ganzen Geſchichte keine Freude mehr!« ſeufzte die trauernde Babet, ſetzte ſich verdrüslich mit ihrer Karte in eine Ecke, Theodor und die Seeligkeit des letzten Kottillions fielen ihr wieder ein, und ſie weinte bitterlich wohl eine Viertelſtunde lang, bis ſie zulezt darüber vor Betrübnis einſchlief.

Wenige Tage ſpäter wurde eine neue berühmte Oper gegeben, und Babet und Agathe erhielten die Erlaubnis, der erſten Vorſtellung derſelben unter dem Schutze der Mamſell Virnot beizuwohnen. Seit Vicktorinens Krankheit hatten ſie dieſer Freude entbehrt, alſo lange genug, um ihr jezt mit Entzücken entgegen zu gehen, und ſo war denn der einſam ruhige Abend für die verſprochne Lebensgeſchichte der Tante gewonnen.

Im Zimmer herrſchte mehrere Minuten lang eine faſt andächtige Stille, welche weder Angelika, noch Vicktorine unterbrechen mochte; die Tante ſah ſo wehmüthig feierlich aus, indem ſie ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, in ihren Armſtuhl niederlies. Deshalb verſtummten auch beide Mädchen, und mochten aus Zartgefühl es gar nicht wagen, ſie durch Worte oder Blicke an ein Verſprechen zu erinnern, deſſen Erfüllung ihr, wie ſie ſelbſt geſtanden hatte, ſchmerzlich ſein mußte. Doch es bedurfte bei ihr keiner Mahnung, denn nach einer kleinen Pauſe nahm ſie, wenn gleich ſichtbar beglommen, von ſelbſt das Wort.

»Das ruhige Beieinanderſein des heutigen Abends wollen wir benutzen, wie ich es Euch verheiſſen habe,« ſprach ſie; »aber mir iſt doch ſonderbar dabei zu Muthe, wahrſcheinlich, weil ich nie gewohnt war, von mir ſelbſt viel zu reden.«

»Ich wußte von jeher zu viel von der Welt, als daß ich hätte wünſchen können daß ſie viel von mir wiſſen möge und ſo ſeid Ihr denn die erſten, denen ich je von mir und der Geſchichte meines Lebens Rechenſchaft ablege. Meine Erzählung wird indeſſen doch lang ſein, denn mein Leben war's. Es war doch auch mitunter recht öde, recht ſchmerzenvoll, recht arm!« ſezte die Tante, von ihrer Erinnerung unwillkührlich fortgeriſſen, hinzu, und ſah dabei ſo trübe und ſchweigend vor ſich hin, wie man einem bei ſinkender Dämmerung ſich entfernenden Gegenſtande nachblickt.

Angelika rückte ihr leiſe näher, Vicktorine, heftig wie gewöhnlich, ſchloß ſie in ihre Arme und rief, indem ſie mit beſorgter Theilnahme ihr ins Geſicht ſah: »Tante, liebe Tante, wenn es Sie ſchmerzt« — doch dieſe wehrte ſie freundlich von ſich ab.

»Nicht doch,« ſprach ſie, »und wäre es auch! Ihr beide ſeid ja meine geliebten Töchter, und Mutterliebe achtet keiner Schmerzen. Es liegt doch auch wieder gewiſſermaſſen etwas Erfreuliches in dem Gefühle, mit welchem wir am Ende einer langen gefahrvollen Bahn den zurückgelegten Weg noch einmal überſchauen, und die, welche ihn erſt antreten wollen, durch unſre mühſam erworbne Erfahrung zu leiten ſuchen,« ſezte die Tante nach einer kleinen Pauſe mit gefälligem, wenn gleich anfangs etwas erzwungnem Lächeln hinzu. »Was ich Euch erzählen will, iſt übrigens kein erheiterndes Mährchen, wie es für Euern jugendlichen Sinn ſich paſſen möchte, aber mährchenhaft wird es Euch doch wohl zuweilen vorkommen, wenn Ihr die verfallne Geſtalt der alten Tante anſeht und ſie dabei von jenem Zauber ſprechen hört, deſſen Nachhall ihr noch immer nicht verklungen iſt. Von jenem Zauber,« fuhr die Tante mit feuriger Beredſamkeit fort, »von jenem Zauber, der bis in mein ſpätes Alter im Innern mich jung, im Aeuſſern mich kräftig erhielt; der alle Hyroglifen des Lebens am Ende mir herrlich auflöſte, der, wenn gleich erſt ſpät, im Schmerz, wie in der Freude, das hohe Geſchenk eines Lebens mich recht würdigen lehrte, in welchem Gott uns die Liebe zur Begleiterin gab, die am Ende unſers Tagewerks freundlich mild, wie der Abendſtern bei ſinkender Nacht, uns zur Ruheſtätte leuchtet, um uns beim Erwachen wieder zu empfangen.«

Wicktorine und Angelika blickten gerührt auf die Tante. Indem dieſe ſo ſprach, ſchien ſie vor ihren Augen höher, ſchöner, jugendlicher zu werden, denn der erhebende Ausdruck vollkommner, ſeeliger Ruhe nach langer mühvoller Pilgerfahrt, verbreitete ſeinen verklärenden Zauberſchein über ihre ganze Geſtalt, ſo daß die Mädchen ſie kaum wieder erkannten. Wie ſie damals, mag vielleicht ein ſeeliger Geiſt die eben verlaſſne Erde und die geliebten Menſchen auf ihr, noch einmal überſchauen, eh' er den höhern Flug vollends aufwärts, der ewigen Heimath zuwendet.

»Es iſt wunderbar, wie groß und breit und gewaltig die Kluft zwiſchen ehmals und jezt ſich in dieſem Momente vor mir ausbreitet, indem ich zurückblicke in meine Vergangenheit,« fuhr die Tante nach einer kleinen Pauſe ſehr ernſthaft und nachſinnend fort. »Es wird in der That faſt nöthig, daß ich einen Anlauf nehme, wie jeder gern thut, der im Begriffe ſteht einen groſſen Sprung zu wagen; denn wahrlich! es iſt ein Rieſenſatz von dieſer Stunde an, bis zu der, in welcher ich mein funfzehntes Jahr antrat. Daß ich auch einmal will funfzehn Jahre alt geweſen ſein, kommt Euch wahrſcheinlich ſchon ein wenig ſonderbar und unglaublich vor,« ſezte ſie lächelnd hinzu, »aber gewiß, ich war es doch wirklich, obgleich mir dies ſelbſt jezt wie ein Traum dünken will. Euch wird es einſt nicht beſſer gehn, liebe Kinder, freilich wird dann der Hügel, unter dem ich ruhen werde, ſchon ſeit langen Jahren eingeſunken ſein, aber die Zeit kommt doch, und es wird euch auch dann ebenfalls ſcheinen, als habe ſie dennoch Euch übereilt. Deshalb wollen wir aber für jezt der Eilenden nicht weiter vorgreifen, denn ſie holt uns ohnedem ſchnell genug ein.«

»Seid ruhig, Kinder,« ſprach die Tante, als beide Mädchen mit einem unendlich wehmüthigen Gefühl' ihre Hände ergriffen, und ſie küßten; »ſeid ruhig, und laßt Euch nicht ſo von Andeutungen und Bildern erſchrecken, welchen man in meinem Alter nur gar zu gern nachhängt, und denen man auch in dem Eurigen nie, wenigſtens nicht gefliſſentlich, aus dem Wege gehen ſollte. Und nun bitte ich Euch, ſtört mich im Verfolg meiner Erzählung ſo wenig als möglich durch Einreden jeder Art, und laßt mich fürs erſte den bewußten Anlauf zum Anfange derſelben nehmen, indem ich Euch ein Bild unſers häuslichen und geſelligen Lebens leicht hinſkizzire, ſo wie es damals beſtand, als ich vor einigen und vierzig Jahren aus der Kinderſtube in die Mädchenwelt eingeführt wurde.«

»In jener, Euch ſo ferne liegenden Zeit war das Leben von Euresgleichen beides, reicher, und ärmer als das Eure. Aermer, unendlich ärmer an Willkühr und Freiheit; an Ueberfluß und Mannigfaltigkeit der Vergnügungen reicher; viel reicher an wahrem reinen Genuß; denn eben jener Ueberfluß, deſſen Ihr Euch rühmt, ermüdet am Ende, und die Seltenheit war ja von jeher die beſte Würze unſrer Freuden.«

»Dieſes Lob meiner Zeit kommt Euch etwas ſofiſtiſch vor? nun ſo werdet Ihr doch wenigſtens gewiß einen zweiten Vorzug für voll gelten laſſen, den Eure Grosmütter vor Euch voraus hatten, und von dem, wie die Welt jezt ſteht, faſt keine Spur übrig geblieben iſt; ich meine hiermit jene allgemeine, zarte Aufmerkſamkeit, jene an Ehrfurcht gränzende Hochachtung, jene, an die Zeiten alter Chevallerie erinnernde und aus dieſen abſtammende, ehrerbietige Galanterie, welche damals von allen gebildeten Männern unſerem Geſchlechte gezollt ward. Wenn wir einmal in der Geſellſchaft erſchienen, was freilich weit ſeltner geſchah als jezt, ſo traten wir gleich kleinen Fürſtinnen einher, von einem Gefolge umgeben, das jedem unſrer Wünſche mit zuvorkommendem Eifer entgegen flog. Mit Euch, Ihr guten Kinder, dünken ſich die jetzigen Männer wenigſtens auf gleichem Fuß, und glauben damit ſchon ein Uebriges für Euch gethan zu haben. Daran aber ſeid Ihr ſelbſt ſchuld, denn Ihr habt Euch auf glattem Boden neben ſie hingeſtellt. Ich möchte uns, in unſerem damaligen Verhältniß zur männlichen Welt am liebſten mit ſeltnen Blumen vergleichen, die mit Sorgfalt in einem verſchloſſnen

Gewächshauſ' aufbewahrt werden, zu denen man deshalb gern Zutritt zu erhalten ſucht, und ſie in der Nähe zu bewundern wünſcht. Ihr aber wachſt und blüht in der Freiheit, vielleicht nur um ſo üppiger und ſchöner, aber Ihr ſteht in einem, aller Welt offnen, luſtigen Garten, in welchem man ohne Rückhalt Euch nahen darf. Was man aber täglich mühelos ſehen kann, verliert am Ende den höchſten Reitz, den der Neuheit; man gewöhnt ſich bald genug, achtlos daran vorüber zu wandeln, und leider geht darüber manche köſtliche Pflanze unbemerkt zu Grunde, oder wird wohl gar im Gedränge zerknickt und zertreten.«

»Indeſſen will ich nicht ableugnen, daß wir Euch um eure jetzige größere Freiheit wahrſcheinlich würden beneidet haben, wenn wir uns eine ſolche nur recht lebhaft hätten denken können. Das war aber bei unſern beſchränkteren Begriffen vom Leben und unſrer, durch unſer Verhältniß herbeigeführten furchtſamen Beſcheidenheit nicht wohl möglich. Auch muß ich geſtehen, daß wir einen großen Theil unſrer damaligen vornehmen Grandezza mit unſäglichem ſchmerzlichem Zwange, mit hohen Abſätzen an den Schuhen, mit breiten ſteifen Fiſchbeinröcken, mit Harniſch ähnlichen Schnürbrüſten theuer genug erkaufen mußten. Im vollkommenſten Gegenſatze mit dem jezt üblichen, war unſer Anzug hauptſächlich darauf berechnet, unſre Geſtalt bis zum unkenntlichen zu maskiren. Jede von uns war ein wandelndes Räthſel, von der Spitze des kleinen, mit Flittern geſtickten Atlas-Kothurns, welchen blitzende Steinſchnallen noch verherrlichten, bis zu dem Wipfel des hochaufgethürmten Haarſchmucks, der obendrein den ganzen Tag über unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, weil jeder Luftzug, jede zu raſche Bewegung des Kopfes dem zarten Puderreif' Untergang drohte. Der zärtlichſte Liebhaber konnte nicht einmal in jener Zeit über die Farbe der Haare ſeiner Schönen zu einiger Gewisheit gelangen, denn der gelbe Puder machte die Braune der Blonden ganz ähnlich. Die Kleine hob ſich vermittelſt höherer Abſätze an den Schuhen zur mittleren Grösse hinauf, und die Weſpenartig zuſammengeſchnürte Taille, die in unbegreifliche Breite ausgehenden Fiſchbein Röcke gaben Allen die nämliche Form, aus welcher kein ſterbliches Auge die wahre menſchliche Geſtalt heraus finden konnte.«

»Ihr lacht über die wunderliche Figur, die wir ſpielten? Ich glaube, ich müßte ſelbſt lachen, wenn ich mich noch einmal in meinem damaligen Putz' erblicken ſollte, und doch galten die Schönen unter uns deshalb nicht für minder ſchön, und die Häslichen gewannen noch bei dieſer allgemeinen Vermummung, denn ſie giengen in der Maske mit durch, die ſich obendrein auf das vollkommenſte dazu eignete, kleine Mängel zu verbergen.«

»Ein ſehr karackteriſtiſches Unterſcheidungszeichen jener Zeit beſtand auch darin, daß wir Alle damals Zeit hatten, zu Allem was uns oblag oder was wir unternehmen wollten zu vollbringen. Die jezt ſo allgemeine Klage über Mangel derſelben hörte ich in meiner Jugend faſt nie, und der ganz einfache Grund hiervon war der, daß wir viel mehr zu Hauſe blieben als die jezige Generazion. Morgenbeſuche und Morgenpromenaden waren etwas ſo Ungewöhnliches, daß ich wohl darauf wetten möchte, meine Mutter ſei nicht dreimal in ihrem Leben Vormittags ausgegangen, auſſer in die Kirche. Indeſſen möchte ich dieſe gröſſre Häuslichkeit meinem Zeitalter nicht ganz zur Tugend anrechnen, eine gewiſſe unbeholfne Steifheit der Sitten und Gewohnheiten hatte auch Theil daran. Man ſcheute nichts ſo ſehr, als Bekannten, ſogar Freunden ſich und ſein Haus anders als im vollen Putze zu zeigen. Ein unerwarteter Beſuch, der uns im Hauskleide oder bei häuslichen Beſchäftigungen überraſchte, erregte gewöhnlich eben ſo viel Verwunderung als Unmuth, und nur eine ſehr wichtige Veranlaſſung konnte einem ſolchen Ueberfalle zur Entſchuldigung dienen.«

»Daß wir, ohne gegen alle Regeln des Anſtandes zu ſündigen, weder im Theater, noch auf der Promenade, noch überhaupt an einem öffentlichen Orte ohne einen männlichen Begleiter erſcheinen durften, diente auch gar ſehr dazu, uns das Ausgehen zu erſchweren. Denn obgleich zu dieſer Gewohnheit die zum Dienſte der Damen allzeit bereitwillige Galanterie der Männer wahrſcheinlich den erſten Anlaß gegeben haben mochte, ſo waren doch die unter ihnen, von welchen wir uns anſtändigerweiſe eskortiren laſſen konnten, nicht immer müſſig, zuweilen auch nicht gefällig genug, um ſtets zur Hand zu ſein, wenn wir ihrer bedurften. Uebrigens ſpreche ich hier nur von den Frauen; junge Mädchen ſezten keinen Fuß auf die Straſſe, als unter dem Schutz' ihrer Mütter.«

»Alles, alles, was uns umgab, Lebloſes und Belebtes, ſtrebte damals zu einem gewiſſen formellen Weſen hin, welches gegen die jetzige zwangloſe Lebensweiſe ſehr wunderſam abſticht. Bei den fein geſchnitzten und à quatre couleurs vergoldeten ſehr zerbrechlichen Stühlen unſrer Putzzimmer, war an kein Anlehnen zu denken; die zu den Stühlen paſſenden ſchmalen Kanapees hatten nur die Aehnlichkeit mit unſern jezigen damals noch ganz unbekannten Sofas, daß ſie, wie dieſe, als Ehrenplatz manchen Rangſtreit unter den Damen veranlaßten, übrigens boten ſie durchaus keine Bequemlichkeit für die jezt ſo beliebte liegende Stellung, die damals in geſunden Tagen etwas Unerhörtes war.«

»Auch weis ich nicht, wie man dieſe mit dem ganzen damaligen Anzuge, dem Reifrocke der gepuderten Friſur hätte vereinigen können; wir hielten uns gerade, wie ich noch immer aus alter Gewohnheit thue, und ohne es weiter unbequem zu finden.«

»Mit dieſer körperlich geraden Haltung hieng aber auch, ſogar im engſten Familienkreiſe, ein ſehr genaues Beobachten der einmal angenommenen Höflichkeitsregeln gegen ſeines Gleichen, und der abgemeſſenſten Ehrfurcht gegen Höhere zuſammen, die ich jezt, ich mag es nicht leugnen, zuweilen recht ſchmerzlich vermiſſe, weil die jetzige Welt dergleichen als ſteifes überflüſſiges Zeremoniell heut zu Tage verachtet. Die zierliche, vom Tanzmeiſter zu dieſem Zweck erlernte Verneigung an der Thüre, mit der ich täglich meine Eltern zuerſt begrüßte, ehe ich näher trat und jedem von ihnen beſonders mit feierlicher Ehrerbietung den guten Morgen bot, würde jezt freilich lächerlich erſcheinen; doch der Menſch iſt ein Kind der Gewohnheit, und wem man am Morgen ſo ehrfurchtsvoll ſich nähert, gegen den wird man ſchwerlich im Laufe des Tages bis zum heftigſten Widerſpruch oder zu andern Unziemlichkeiten ſich vergeſſen, wie doch jezt von Kindern gegen ihre Eltern nur zu oft geſchieht. Die Eltern nach jetziger Art Du zu nennen, hätte damals gewiß für eine Art von Blasphemie gegolten, nur bei ganz kleinen Kindern höchſtens ward dieſes geduldet, und doch wurden Vater und Mutter gewis nicht weniger geliebt, als jezt. Ich hieng an den meinigen mit ſo liebevollem reinem Vertrauen, daß ich unmöglich glauben kann, der jezt zwiſchen Eltern und Kindern herrſchende Ton vollkommener Gleichheit hätte dieſes Gefühl erhöhen können; wohl aber kann ich es nicht ableugnen, daß er in einigen Fällen und mit gewiſſen Modulazionen mich jezt oft verletzt.«

»Mein Vater lebte eine lange Reihe von Jahren hindurch in dieſer freien Reichsſtadt als königlich ***ſcher Reſident in Ehre und Anſehen. Als der jüngere Sohn einer ſehr alten Familie, in welcher das Majoratsrecht galt, war er nicht reich, um ſo weniger, da auch meine Mutter ihm kein bedeutendes Vermögen zugebracht hatte. Die Einkünfte meiner Eltern, verbunden mit der Beſoldung meines Vaters, reichten daher nur eben hin, um bei Sparſamkeit und Ordnung mit Anſtand davon leben zu können; freilich aber gehörte vor funfzig bis ſechzig Jahren weit weniger dazu als heut zu Tage. Damals herrſchte, ſelbſt in den reichſten Häuſern dieſer Stadt eine gewiſſe frugale Mäſſigkeit, die man jezt vielleicht Geitz und Mesquinerie ſchelten würde; tauſend Erfindungen des Luxus, welche wir ohne Bedenken dem Unentbehrlichen zuzählen, waren in jener Zeit völlig unbekannt; man wohnte weit enger zuſammengedrängt, man brauchte viel weniger

Bedienung und hatte durchaus keine koſtſpieligen Fantaſien zu befriedigen.«

»Bei alle dem aber hielt man dennoch viel auf eine gewiſſe ſolide, wenn gleich etwas ſchwerfällige Pracht, in der Kleidung ſowohl, als in allen übrigen Umgebungen. Wenigſtens zweimal im Jahre mußte der im alltäglichen Leben ſehr mäßig beſetzte Tiſch unter der Laſt des ſchweren Silbergeſchirres, der koſtbarſten Weine, der ausgeſuchteſten Speiſen, ſich ſeufzend beugen, und ſo viele Gäſte, als der Saal nur zu faſſen vermochte, ſaßen im feierlichſten Putze, ſtarrend von Gold und Edelſteinen, um ihn her, alle von dem ſorgſamen Herrn des Hauſes nach Rang und Würden auf das gewiſſenhafteſte geordnet. Dieſer ſowohl, als ſeine Frau ſahen bei einem ſolchen Feſte wie Leute aus, die einer an ſich ehrenvollen, aber doch nicht ganz leichten Pflicht ſich ſo gut als möglich zu entledigen ſuchen, und auch die Geſichter der Gäſte zeigten im Ganzen mehr den Ausdruck einer höflichen Reſignazion, als den des Vergnügens; denn an einer dreiſtündigen

Sitzung an der Tafel vermochten doch nur ſehr wenige ſich wirklich zu erfreuen. Eigentlich war aber auch von geſelligen Vergnügungen bei einer ſolchen formellen Abſpeiſung nie ſonderlich die Rede; niemand machte Anſprüche daran und im Ganzen gieng es ſehr ſtill dabei her. Die Frauen beobachteten alles, zählten Schüſſeln und Aſſietten, und überlegten, wie ſie bei ihrem eignen nächſten Gaſtmahle deren noch ein paar mehr anbringen könnten; die Männer aßen, tranken, und ließen gegen das Ende der Mahlzeit ihren Witz in Ausbringung ſchalkhafter Geſundheiten leuchten. Alle aber, die Wirthe wie die Gäſte, dankten Gott, wenn wieder einmal ein ſolches Vergnügen überſtanden war.«

»So ſah es zu jener Zeit mit dem geſelligen Vergnügen bei uns aus. Freilich hatte mein Vater im Auslande, beſonders in Frankreich, eine leichtere und genußreichere Lebensweiſe kennen gelernt, doch er fühlte die Verpflichtung, ſich nach den Gebräuchen des Ortes zu richten, in welchem er eine gaſtlich-freundliche Aufnahme ſand; überdem war er auch zu vernünftig, um gegen den Strom ſchwimmen zu wollen, was damals noch mit ganz beſonderer Schwierigkeit verbunden war. Die Welt war gegen Sonderlinge und Neuerungsſüchtige bei weitem nicht ſo tolerant als jezt, wo in jedem Winkel und auf jeder Schulbank Weltverbeſſerer mit grandioſen Anſichten ſitzen, die alle ihr gläubiges Publikum finden. Jener Ausſpruch: »Du Narr willſt klüger ſein als wir!« mit welchem die ungebildeten Brüder von Gellerts tanzenden Bären dieſen aus ihrer Mitte vertrieben, war damals noch in voller Kraft und ganz an der Tagesordnung.«

»Mein Vater ließ es ſich alſo gar nicht beikommen, an der Lebensweiſe ſeiner Freunde und Bekannten das mindeſte abändern zu wollen; er nahm an ihren Feſten willigen Antheil, aber er hüthete ſich zugleich gar ſehr davor, ſich mit den reichen Handelsherren, in deren Mitte er lebte, in einen Wettſtreit einzulaſſen, bei dem er entweder mit Schande beſtehen, oder ſich und die Seinen zu Grunde richten mußte. Daher verſammelte er in ſeinem Hauſe und an ſeinem mit anſtändiger Mäſſigkeit beſezten Tiſche nur immer eine kleine Anzahl mit Auswahl zuſammengebetener Gäſte und das ſeltne Talent meiner Mutter, mit ſehr Wenigem viel hervorzubringen, machte es uns leicht, dieſe kleinen Gaſtmahle ziemlich oft zu wiederholen. Die Ordnungsliebe der theuren Frau, der Scharfblick mit dem ſie Alles von ihr mit Sorgfalt Aufbewahrte ſtets am rechten Orte zu benutzen verſtand, gaben bei möglichſter Erſparniß unſerem Haushalte das Anſehen einer damals hier noch unbekannten Eleganz. Zwar nannte man unſre Lebensweiſe wohl zuweilen vornehm, aber man verzieh ſie uns doch, weil man das Bewußtſein dabei behielt, uns an Reichthum und Pracht zu übertreffen. Man lebte ſogar recht gern mit uns, weil meine Eltern mit dem Ausdrucke des herzlichſten Wohlwollens ächte Höflichkeit und jenen feinen geſelligen Tackt verbanden, der uns lehrt, alles zu meiden, was auch den Geringſten in der Geſellſchaft verletzen könnte und jedes ſo zu verſtehen wie es gemeint ward.

Mein Vater hatte ſich dieſe Eigenſchaften früher im Leben mit der Welt erworben, meiner wahrhaft liebenswürdigen anſpruchsloſen Mutter waren ſie angeboren, und ſo erfreuten ſich beide lange Jahre hindurch der Achtung und Liebe eines, aus ziemlich heterogenen Geſtalten zuſammengeſetzten Kreiſes, deſſen Mittelpunct ſie waren, ohne je nach dieſer Ehre geſtrebt zu haben.«

»Zwölf Jahre hindurch blieb ich das einzige Kind meiner Eltern, und genoß im Uebermaaße alles Glück und Unglück eines ſolchen, bis deine Mutter, liebe Vicktorine, geboren ward. Ich war von der Natur, ſowohl geiſtig als körperlich mit den glücklichſten Anlagen ausgeſtattet, und meine Eltern ſorgten auf das angelegentlichſte für die fernere Ausbildung derſelben; ja ich darf wohl ſagen, daß mein Vater, ganz gegen ſeine ſonſtige Art, verſchwenderiſch wurde, ſobald es darauf ankam, irgend ein in mir ſchlummerndes Talent an das Licht zu rufen. So ſorgſam er ſonſt alle neue fortlaufende Ausgaben vorher berechnete, ſo ernſtlich er jede nicht durchaus nothwendige vermied, ſo ſparte er doch nichts, um mir die erſten Lehrer in allem zu verſchaffen wozu ich Luſt oder Anlagen zeigte. Man hielt mir ganz gegen die damalige Gewohnheit, keine franzöſiſche Gouvernante, ich ward auch in keiner Penſionsanſtalt erzogen, denn meine Mutter hatte gegen beide Erziehungsmethoden einen unüberwindlichen Widerwillen, doch meine Eltern erſetzten dies überſchwenglich durch die treue Aufmerkſamkeit, mit der ſie ſelbſt über den Unterricht ihres Lieblings wachten.«

»So machte ich denn in früher Jugend nicht ganz unbedeutende Fortſchritte in der Muſik, im Zeichnen und Miniaturmalen, in allem, worin nach der Meinung der jetzigen Zeit ein Mädchen unterrichtet werden muß, und ſchritt damit weit über die Gränze der damals gewöhnlichen Begriffe von weiblicher Erziehung hinaus. Dieſe drehte ſich in einem weit engern Kreiſe herum, und die Kunſtübungen eines Mädchens jener Zeit beſchränkten ſich gewöhnlich auf ein paar leidlich hergeklimperte Polonaiſen, ein paar mühſeelig durchgezeichnete Stickmuſter höchſtens auf ein ängſtlich getuſchtes Landſchäftchen nach irgend einem Kupferſtiche. Die mir angeborne Leichtigkeit, mit der ich fremde Sprachen erlernte, bewog unter andern meinen Vater, mir auch in der engliſchen und italieniſchen Sprache ſelbſt Unterricht zu ertheilen. Franzöſiſch war ohnehin unſre tägliche Hausſprache; ſobald wir unter uns allein waren, ſprachen wir keine andere, denn dies war damals faſt in allen adlichen Familien ſo der Gebrauch. Mein Vater zog dieſe Sprache jeder andern vor, weil von ihr zu ſeiner Zeit nicht nur ſeine, ſondern auch die geiſtige Bildung aller derer ausgieng, die ſich nicht geradezu dem eigentlichen Gelehrtenſtande widmen wollten, und die klaſſiſchen Schriftſteller der Franzoſen blieben ihm zeitlebens die liebſten, ich könnte wohl ſagen, die einzigen, die er las. Von der deutſchen ſchönen Litteratur hatte er in ſeiner Jugend nur wenig kennen gelernt, und dies wenige war ihm nicht erfreulich geweſen, wie es denn auch in jener, trüben Gottſchediſchen Zeit einem Geiſte wie dem ſeinigen nicht zuſagen konnte. Daher blieb ihm ein unüberwindliches Vorurtheil gegen alle deutſche Schriftſteller, beſonders gegen die deutſchen Poeten, welches er mit faſt allen damals lebenden, gebildeten Männern theilte, die darin dem Beiſpiele Königs Friedrichs des zweiten folgten. Auch ich lernte deshalb erſt ſpät die Schätze meines eigenen Volcks kennen, obgleich um die Zeit, da ich geboren ward, ſchon die hellſtrahlende Morgenröthe am deutſchen Kunſthimmel den glorreichen Tag verkündete, der jezt uns leuchtet.«

»Mehr als aller meiner übrigen guten Anlagen erfreute ſich mein Vater jenes unſerm Geſchlechte eignen leichten Auffaſſungsvermögens, mit deſſen Hülfe wir ſpielend errathen, was die Männer mühſam erlernen, und durch welches ich beſonders mich auszeichnete.«

»Dieſe den Frauen ganz eigenthümliche Gabe könnte uns faſt verleiten, an gute, oder doch wenigſtens gut gelaunte Feen zu glauben, die ihren Lieblingen ſchon in der Wiege eine ganz eigne Gewandtheit verleihen, welche ſie fähig macht, von allem für ſie paſſenden Wiſſenswerthen ſich wenigſtens die ſchimmernde Oberfläche anzueignen. Ohne tiefer ins Reich der Wiſſenſchaften einzudringen, oder auch nur eindringen zu wollen, umſchwärmen dieſe vor andern Begünſtigten auf leichtem Fittig die Blüthen und laſſen den Männern gern das mühſame Geſchäft, im Schweiſe ihres Angeſichts den Wurzeln nachzugraben. Auch ſind ſie nicht nur fähig, ſich zu freuen, wenn kluge Männer reden, weil ſie verſtehen wie ſie's meinen, ſondern ſie wagen es zuweilen im ſcherzenden Uebermuth, mit glücklicher Keckheit ſich neben dieſe klugen Männer hinzuſtellen, und ſie durch die ihnen beiwohnende Zauberkraft mitunter ſelbſt ein wenig irre zu machen.«

»Dieſe geiſtige Geſchmeidigkeit iſt aber dennoch für die, welche ſie beſitzen, beiweitem nicht gefahrlos, und ſollte nach meiner jetzigen Anſicht wohl eher in Schranken gehalten, als geübt und bewundert werden. Doch mein Vater war hierin andrer Meinung. Ihm galt anſpruchsloſe, heitre Liebenswürdigkeit zu Hauſe wie in der Welt für eine der erſten Eigenſchaften meines Geſchlechts; er hielt dafür, daß wir, um zu dieſer zu gelangen, wohl einer höheren Geiſtesbildung, aber durchaus keiner Gelehrſamkeit bedürften, die er geneigt war, eher für ein Hindernis anzuſehen. Daher belächelte er mit wahrer Luſt meine kleinen wiſſenſchaftlichen Scharlatanerien und lies mich gewähren.«

»Während meine geiſtige Entwickelung auf dieſe Weiſe meinen Vater ergözte und beſchäftigte, ſorgte meine gute trefliche Mutter auf ſeinen Antrieb dafür, mir durch frühe Gewöhnung die möglichſte Unabhängigkeit von allen jenen unbedeutenden Kleinigkeiten zu verſchaffen, die ſo oft den ausgezeichnetſten Frauen quälende Feſſeln anlegen. So wie ich heranwuchs, brachte ſie durch Lehre und Beiſpiel mich dahin, daß ich weder des Schneiders, noch der Putzmacherin bedurfte. Selbſt die Kammerjungfer und den Friſeur lernte ich im Fall der Noth entbehren, und das war damals keine Kleinigkeit.«

»Auf dieſe Weiſe glaubte mein Vater, geiſtig und körperlich am beſten für meine Zukunft mich auszuſtatten, möge dieſe mich nun in die Welt führen, oder in die Einſamkeit meines Stiftes. Denn ſchon damals trug ich dieſes Ordenskreuz, als Geſchenk einer fürſtlichen Pathe, bei welcher meine Grosmutter einſt Hofdame geweſen war, und es gab meinem Vater keine geringe Beruhigung, mich dadurch gegen die Stürme des Lebens einigermaſſen geſichert zu wiſſen.«

»So blühte ich denn allmählig heran, im ſchönſten Verhältniſſe zu meinen Eltern, gleich glücklich in der äuſſern, wie in meiner mir ſelbſt geſchaffnen innern Welt; denn auch dieſe fehlte mir nicht. Leſen war damals zwar nicht das unentbehrliche Bedürfnis jedes Alters, jedes Geſchlechts und jedes Standes, was es jezt iſt. Die Mütter mußten ſogar noch zuweilen ihre Töchter ermahnen, endlich einmal ein Buch in die Hand zu nehmen, ſtatt daß ſie in unſern jetzigen Tagen über das viele Leſen ſich ereifern, und es nicht ganz mit Unrecht einen geſchäftigen Müſſiggang ſchelten. Indeſſen habe ich doch ziemlich früh angefangen, Romane zu leſen. Mein Vater verbot es mir nicht, wie er denn überhaupt vom Verbieten nicht viel hielt, aber er bewachte doch die Wahl meiner Lektüre, und hüthete mich beſonders vor den franzöſiſchen Romanen jener Zeit, deren verderbliche Tendenz, unerachtet ſeiner Vorliebe für ihre Verfaſſer, er ſich dennoch nicht verbarg.«

»Indeſſen war es in meiner Jugend weit ſchwerer als jezt, ſich eine unterhaltende Lektüre zu verſchaffen. Lesbare, deutſche Romane fanden ſich faſt eben ſo ſelten, als Leihbibliotheken, die man kaum dem Namen nach kannte. Man behalf ſich damals aus Noth wie jezt aus Wahl mit Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, und ich erinnere mich noch lebhaft des Entzückens, mit welchem ich im Schranke der Mutter einer meiner Geſpielinnen eine lange Reihe Bücher entdeckte, die unter dem Titel einer Landbibliothek eine Anzahl ſolcher überſetzten Romane vereinigte.«

»Hier lernte ich denn unzählige Lords und Ladies, Sirs und Miſſes kennen, deren Thaten und Leiden mit der, den Romanſchreibern jener Nazion noch bis dieſe Stunde eignen Breite und Weitſchweifigkeit uns bis auf die geringſten Details vorgeführt wurden, ſogar bis auf die Farbe des Kleides, welches die Heldin oder der Held bei wichtigen Gelegenheiten trugen. Vor allem aber wurden die Hochzeitkleider nicht nur des endlich beglückten Brautpaars, ſondern auch die der vornehmſten anweſenden Gäſte nie vergeſſen. Ich las das alles mit einer Wonne, von der ihr Ueberſättigten keinen Begriff haben könnt, denn ich war nicht unbeſchränkt wie ihr im Gebrauch meiner Zeit. Hatte ich ein ſolches bändereiches Werk vollendet, ſo war mir ſo einſam zu Muthe, als ſei ein ſehr lieber intereſſanter, lange da geweſener Beſuch wieder abgereiſt.«

»Ich freute mich die ganze Woche hindurch auf den Sonntag Nachmittag, wo ich meinem Lieblingsgenuſſe mich am ungeſtörteſten hingeben durfte, und obgleich ich vor Ungeduld nach der

Entwicklung brannte, ſo las ich doch immer langſamer, wenn ich ſah, daß der Band zum Ende ſich neigte, um mir dadurch die Freude zu verlängern.«

»Richardſons Romane entzückten mich ganz unbeſchreiblich, gerade wegen ihrer Weitſchweifigkeit, obgleich ich dem Tugendſpiegel Sir Charles Grandiſon keinen ſonderlichen Geſchmack abgewinnen konnte und der brillante Böſewicht Lovelace mir tauſendmal beſſer gefiel. Jetzt ſehe ich wohl ein, daß gerade die Werke dieſes berühmten Schriftſtellers ſich ſehr ſchlecht dazu eigneten, einem kaum zwölfjährigen Mädchen in die Hände gegeben zu werden, aber ſie hatten einmal die allgemeine Stimme für ſich. War doch ſogar in England die mehr als zweideutige Pamela dem Volke von der Kanzel als Erbauungsbuch angeprieſen worden. Ueberdem verlies mein Vater ſich auf meine Unſchuld, und das mit Recht; er war überzeugt, daß ich in meiner glücklichen Unbefangenheit das für mich Unpaſſende entweder überſehen, oder nicht verſtehen würde, und ſeine Erwartung trog ihn nicht.«

»Meine jugendliche, oder vielmehr kindiſche Fantaſie blieb indeſſen bei alle dieſem nicht müſſig. Mein Kopf war voll von Entführungen, Maskeraden, gewaltſam erzwungner Trauungen, dieſen Apparat der damaligen engliſchen Romanſchreiber, die eben wie jezt ihre jüngern Brüder, ſich immer gern wiederholten und alles ſo ziemlich über einen Leiſten formten. Das alles ſuchte ich nun in Gedanken mir ſelbſt anzupaſſen; mein Held war ein Ungeheuer von Tugend, Tapferkeit, Edelmuth und Liebenswürdigkeit, Grandiſon und Lovelace in einer Perſon. Ich ſelbſt war eine höchſt gefährliche Schönheit, die in ſteter Angſt vor den Verfolgungen ihrer wüthenden Anbeter lebte. Bei alle dem aber blieb ich ein gutes Kind, lernte meine Lexionen, ſtrickte meine Strümpfe, nähte meine Wäſche, half meiner Mutter im Hausweſen, und niemand ſah mir an, welche Wunder in meinem Köpfchen herumſpuckten.«

»Jenes fantaſtiſche Spielwerk war nur eine Ergötzlichkeit in müſſigen Stunden; mein Held hatte noch gar keine Geſtalt und konnte keine haben, denn ich wußte keine ihm zu geben. Da ich noch nicht confirmirt war, ſo durfte ich noch nicht in der Welt erſcheinen und kannte daher nur wenige junge Männer, die aber, welche ich kannte, gefielen mir nicht, hauptſächlich wohl, weil ſie von mir noch keine Notiz nahmen.«

»Die empfindſame Siegwarts-Periode, die bald darauf eintrat, gieng ziemlich ſpurlos an mir vorüber. Zwar verſuchte ich es ebenfalls, Vergißmeinnicht zu pflücken, und mit dem bleichen Monde einen Verkehr anzuſpinnen, und das gieng auch in ſo weit recht gut von ſtatten; nur die Leiden machten mir Noth. Ich wußte dem blaſſen Freunde nichts zu klagen und war zu geſund und ehrlich, um mit Glück dergleichen erfinden zu können. Daher gab ich die ganze Sache bald auf und ward aus einer pinſelnden deutſchen Romanheldin wieder eine ſtolze, engliſche Schönheit.«

»Einen weit gröſſern Eindruck als Siegwart machten auf mich Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen, die auch um jene Zeit erſchienen. Die theologiſchen Abhandlungen und Contraverſen, welche dieſes Buch enthielt, überſchlug ich, das verſteht ſich von ſelbſt; aber es beluſtigte mich ſehr, zum erſtenmal in meinem Leben gute alte Bekannte in meinen Büchern zu finden. Die engliſchen Lords und Ladies waren mir niemals wie recht lebendige Perſonen vorgekommen, obgleich ich es nicht ableugnen mag, daß ſie mir vielleicht nur deshalb um ſo intereſſanter erſchienen, weil meine Fantaſie um ſo freier mit ihnen ſchalten und walten durfte. Die Herren Puff und Conſorten hingegen ſah ich zuweilen am Tiſche meiner Eltern, und gleich Oelenſchlägers Correggio, da er das erſte niederländiſche Bild erblickt, gerieth ich darüber in freudige Verwunderung, daß man auch ſo etwas malen könne.«

»Endlich ſtand ich in meinem vierzehnten Jahre, nahe an der Gränze des jungfräulichen Alters; da trübte zum erſtenmal die ſchwere Hand des

Unglücks mein fröhliches ſorgloſes Daſein. Ich verlor meine gute, liebe, herrliche Mutter, gerade in dem Zeitpuncte, da ich ihrer milden leitenden Hand am nöthigſten bedurft hätte. Sie entſchlief ſanft und ſtill wie ſie lebte. Es raubte ſie uns ein ſchleichendes Uebel, das ſeit der Geburt meiner Schweſter langſam und faſt unmerkbar verzehrend, an ihrem Leben genagt hatte, bis ſie ohne Klage in ſich zuſammenſank, während wir uns mit den ſchönſten Hoffnungen ihrer nahen vollkommnen Geneſung ſchmeichelten. Auſſer mir vor Schrecken und Schmerz ſtand ich, ein halbes Kind noch, an ihrem Sarge, in dem nehmlichen Saale, wo wir vor wenig Tagen noch ſo froh mit ihr geweſen waren, und deſſen ringsum ſchwarzbekleidete Wände ich jezt kaum wieder erkannte. Ich hielt mein armes kleines Schweſterchen auf dem Arme, das in kindlicher Unſchuld die vielen Lichter anlächelte, welche zum leztenmal die theure bleiche verſtummte Geſtalt beleuchteten. Neben mir ſtand mein troſtloſer Vater; zum erſtenmale ſah ich die Thränen eines Mannes, es war mir unbeſchreiblich furchtbar, ihn laut weinen zu ſehen; wie ein unnatürliches Wunder kam es mir vor und all' mein Blut erſtarrte mir in den Adern. Ohnehin eignete ſich der ganze Trauerapparat jener Zeit auf das vollkommenſte dazu, den innern zerreiſſenden Schmerz durch die äuſſere Erſcheinung bis zum Unerträglichen zu ſteigern. Nicht nur der Vater und wir Kinder, auch alle Bedienten des Hauſes waren in ſchwarzen Krepp gehüllt, den langnachſchleppenden Schleier, die breite ſchwarze Schneppenbinde, die nur das Geſicht frei lies, durfte ich während der erſten Wochen ſogar nicht im Hauſe ablegen. Bis nach dem Begräbnistage waren alle Fenſter des Hauſes dicht verſchloſſen, Wohnzimmer, Treppen und Vorſaal ſchwarz umhangen, und die ſchwarz gekleideten Leute alle ſchlichen mit unhörbarem Tritt, Geſpenſtern gleich, durch die düſtre Dämmerung. So wollte es nicht nur unſer Schmerz, ſo wollte es auch die damalige Sitte.«

»Ach und wenn ich mitten in dieſer düſtern Pracht das bleiche liebe Geſicht meiner Mutter im

Sarge anſah! wie war das Bild des Todes ſo furchtbar vor meine junge Seele getreten, ich wollte vor Schmerz und Grauen dabei vergehen, ich meinte, nie wieder froh werden zu können und ward es doch; denn die Macht der Zeit überwindet alles, beſonders wenn Jugend ſie unterſtüzt. Ich muß ſogar bekennen, daß ich früher wieder ruhig und heiter ward, als ich mir ſelbſt es geſtehen mochte: ich ſei es.«

»Auch mein Vater gewann bald Faſſung genug, um ſeinen Verluſt zu ertragen, obgleich er nie lernte ihn zu verſchmerzen, denn er hatte meine Mutter unendlich lieb gehabt. Sie ſelbſt mit ihrem reinen weichen Herzen, mit ihrem klaren beſcheidnen Sinne war, nach Art der beſſern Frauen jener Zeit, ſtets nur der anmuthigſte Nachhall ſeines freieren kräftigeren Weſens. Ihr Gemal war ihre ſichtbare Gottheit auf Erden. Mein Mann hat es geſagt, oder: der Herr hat es befohlen, galten ihr, erſteres in der Geſellſchaft, das zweite im Hauſe, für Gründe und Ausſprüche gegen die, ihrer Meinung nach, kein Vernünftiger etwas einwenden konnte. Und dennoch war ſie fern von jeder ſklaviſchen Unterwürfigkeit; es war nur ihrem liebenden Herzen unmöglich, ſich etwas Höheres und Beſſeres zu denken, als ihren Gatten.«

»Alle Sorgfalt und Liebe meines Vaters ward von nun an mir doppelt und dreifach zugewendet. Mein kleines Schweſterchen konnte er nur mit ſtiller Wehmuth betrachten. Es blieb im Hauſe unter der Aufſicht einer alten Wärterin. Dieſe hatte auch meine hülfloſe Kindheit einſt gepflegt, und ſich durch vierundzwanzig jährige treue Dienſte das Recht erworben, als ein Mitglied unſerer Familie betrachtet zu werden, dem es zuweilen erlaubt wurde, bei bedeutenden Angelegenheiten derſelben ein Wort mit zu reden.«

»Meine Konfirmazion war durch den Tod meiner Mutter auf einige Monate hinausgeſchoben worden und dieſer bedeutende Schritt ins Leben wurde, abgeſehen von jeder andern höheren Anſicht deſſelben, in meinem jetzigen verlaſſnen und verwaiſeten Zuſtande doppelt wichtig für mich. Denn von jenem Moment an ward ich nicht nur als ein ſelbſtſtändiges Mitglied der Geſellſchaft betrachtet, ich trat auch zugleich an die Spitze unſeres nicht unbedeutenden Haushalts und nahm die Verpflichtung auf mich, hier nach Kräften die Stelle meiner verewigten Mutter zu erſetzen.«

»Seit ich die Heftigkeit des erſten Schmerzes über den Verluſt meiner Mutter überwunden hatte, war mir das Unerſetzliche derſelben nie wieder ſo herzzerreiſſend aufgefallen, als in dem Augenblick, da ich nach jener religiöſen Feierlichkeit zuerſt wieder unſer vereinſamtes Haus betrat. Ich ſehnte mich ganz unbeſchreiblich nach einem Paar mich umfangender Arme, nach einem Herzen, an das ich mit vollem Vertrauen das meine legen könnte, aber ich blieb einſam. Ich befand mich in einer ganz eignen nie zuvor gekannten Stimmung des Gemüths. Dieſes war bewegt von der heiligen Handlung, von der ich eben zurück kam, aber es war nicht in ſeinen Tiefen ergriffen, es war nicht erwärmt. Der flüchtige, wenn gleich heftige Eindruck, den der heutige Tag auf mich gemacht hatte, mußte ſogar bald einer eignen

Art von Eitelkeit Raum geben, denn ich begann ſehr ſelbſtgefällig das eben überſtandne öffentliche Examen mir wieder zurück zu rufen, bei dem ich allen Andern mich überlegen gezeigt hatte. Denn bei keinem einzigen der bibliſchen Sprüche, die ich auswendig lernen mußte, um durch ſie die Glaubenslehren zu beweiſen, welche meine Lippen bekennten, hatte mir mein Gedächtnis den Dienſt verſagt; doch leider war auch kein einziger von ihnen bis in mein Herz gedrungen, denn ächte Frömmigkeit war mir von Jugend auf, ſelbſt dem Begriffe nach, fremd geblieben. Als bloßes Gedächtnißwerk hatte ich Religion gelernt, wie ich auch Geographie und Geſchichte lernte; ihr Geiſt hatte nie mich durchdrungen, und nie, ſo lange ich lebte, hatte ich, auſſer der Kirche die man zuweilen aus Gewohnheit noch beſuchte, von Gott reden gehört.«

»Liebe Kinder, wundert Euch nicht über dieſes Bekenntnis, ſondern beklagt mich, daß meine Jugend leider in jene kalte troſtloſe Zeit fiel, in der man begann ſich der Religion zu ſchämen.

Von jeher bahnte ja Uebertreibung einer andern Uebertreibung ganz entgegengeſezter Art den Weg, und ſo drang denn auch plözlich aus der düſtern Nacht des kurz zuvor herrſchenden kraſſeſten Aberglaubens, das grelle Flackerlicht des troſtloſeſten Unglaubens hervor, den man damals Aufklärung nannte. Was war dabei wohl natürlicher, als daß die vom ſchnellen Uebergange aus dem Dunkel zu jenem kalten Nordſchein geblendete Menge einen andern Irrweg einſchlug, als den eben verlaſſnen, ohne zu ahnen, daß es einen richtigern Pfad geben könne?«

»Die geiſtreichſten Männer jener Zeit, mit ihnen mein Vater, ließen von Voltaires kaltem, aber glänzendem Witze ſich hinreißen, der das Heiligſte mit dem Unheiligſten zugleich ſchonungslos verſpottete. Eine furchtbare Erkältung der Gemüther nahm immer mehr und mehr überhand, und Voltaires Anhänger rühmten ſich laut: keine Religion, als die eines rechtlichen Mannes anzuerkennen; la religion d'un honnête homme, wie ſie es nannten. Leider gehörte auch mein Vater zu dieſen.«

»Meine wahrhaft fromme, in ſtiller Einfachheit erzogene Mutter ſchwieg zu alle dem aus Ergebenheit gegen meinen Vater, deſſen Anſichten ſie nie widerſprach; ſie konnte dies um ſo eher, da man ſie ungeſtört ihren ſtillen Weg gehen ließ. Denn es war Grundſatz jener Aufgeklärten, die Weiber und das Volk bei dem, was ſie Irrthümer nannten, ſo lange zu laſſen, als dieſe darin verharren wollten. In Hinſicht auf mich, tröſtete ſich meine Mutter damit, daß ich den gehörigen Religionsunterricht täglich von einem Kandidaten erhielt, und für ihre Perſon begnügte ſie ſich mit der ihr gelaſſenen Freiheit, ſich ganz ſtill zu entfernen, wenn der franzöſirende Witz der Geſellſchafter meines Vaters gegen Dinge, die ihr heilig waren, zu hoch aufſprudelte.«

»So trat ich denn als ein recht armes verlaſſnes Kind ins erweiterte Leben, ohne die Leitung einer verehrten Mutter und ohne den Troſt jenes, über das Irdiſche und jeden Schmerz helſelben uns erhebenden Gefühls, den das Bewußtſein uns gewährt, daß wir unter dem Schutze und der Leitung eines mächtigen, gütigen, unbegreiflichen Weſens ſtehen, an welches ich leider nie dachte, obwohl ich im Herzen daran glauben mußte. Denn ich war nicht irreligiös, ich war nur gar nichts, weil kein Ton um mich her mein armes erſtarrtes Herz erweckte und das darin ſchlummernde Gute ins Leben rief.«

»Jetzt, da ich eine faſt ſechzigjährige Matrone bin, werdet Ihr es mir hoffentlich nicht als Eitelkeit auslegen, wenn ich unumwunden geſtehe, daß ich vor undenklich langer Zeit ſehr ſchön war. Der Form nach zeigſt Du, meine Vicktorine, mir im Spiegel der Erinnerung einigermaßen mein Bild; nur zürne nicht, wenn ich behaupte, daß mein langes weiches blondes Haar noch reicher und ſeidner war, als dein braunes; mein milderſtrahlendes blaues Auge vielleicht noch ausdrucksvoller als Dein dunkles, meine Farbe noch blendender als die Deine, mein Wuchs voller und höher. Genug, ich zeichnete mich, trotz aller

Verkrüppelungen der damaligen Mode, vor allen meinen Jugendgeſpielinnen ſehr auffallend aus. Seht mich nur recht darauf an, lieben Kinder: ſo vergeht Glanz und Ehre der Welt.«

»Mein gütiger Vater fieng jezt an, nicht nur ſein Kind mit einiger Eitelkeit zu betrachten, ſondern auch mit einem gewiſſen Stolze, deſſen kleine Vorzüge an das Licht zu ziehen, dem nur die väterliche Liebe zur Entſchuldigung dienen konnte. Er hatte meine ſanfte anſpruchsloſe Mutter unendlich lieb gehabt, er war an ihrer Seite und durch ſie unbeſchreiblich glücklich geweſen, und doch ließ er von jener Eitelkeit ſich verleiten, mich ganz zum Widerſpiele deſſen ausbilden zu wollen, was ſie geweſen war. In ſeiner Erinnerung wachte wiederum der Frühling ſeines Lebens auf, den er in Paris, zum Theil in den Salons jener geiſtreichen Frauen zugebracht hatte, welche zu ſeiner Zeit als Ton angebende Regentinnen von ihrem Lehnſtuhl' aus, in halb Europa die Geiſter beherrſchten. Madame du Deffant, die geiſtreiche L'Eſpinaſſe, Madame de Tencin, und ſo viele andere, die damals durch Geiſt, Wiz, Talent und Liebenswürdigkeit ein eignes geiſtiges Reich mitten im frivolſten Treiben eines immer tiefer ſinkenden Volkes errichteten, wer kennt nicht jezt noch ihre Namen? Mein Vater hatte an den Strahlen ihres Geiſtes gerade in der Zeit ſich geſonnt, in der die von jugendlichem Enthuſiasm erfüllte Bruſt ſo leicht und gern jedem ſchmeichelnden Eindruck ſich hingiebt; er hatte ſich in den tiefſten Tiefen ſeines Gemüths ſo manche herrliche Erinnerung an ſie aufbewahrt, welche die väterliche Liebe ihn jezt mit dem Weſen ſeiner Tochter verwechſeln lies, und ſo verführte er ſich ſelbſt zu dem Plan', alles daran zu ſetzen, um mich zu einer, jenen berühmten Damen ähnlichen Erſcheinung umzubilden, wenn ich gleich beſtimmt ſchien, in einem weit beſchränkteren Kreiſe zu glänzen. Wenigſtens wollte er mir durch Lektüre und mündlichen Unterricht eine über jedes Vorurtheil erhabene Richtung geben, und machte dies von nun an zum Hauptgeſchäfte ſeines Lebens.

Meine natürlichen Anlagen, vereint mit einer Eitelkeit, welche durch die meines Vaters neu belebt ward und die man in meiner Lage verzeihlich finden wird, unterſtüzten ihn bei dieſem Unternehmen ſo kräftig, daß ich in der That nach wenigen Jahren als eine ſehr blendende Erſcheinung da ſtand, und durch alle glänzende Eigenſchaften eines für die groſſe Welt gebildeten Geiſtes, durch Witz und ſchnelle Urtheilskraft nicht minderes Aufſehen erregte, als durch meine, zu immer höherer Schönheit erblühende äuſſere Geſtalt.«

»Mädchen und Frauen, mit denen ich bis dahin noch Umgang gehabt hatte, ſuchten zwar jezt meine Nähe weniger, mieden ſie vielleicht gar, weil ſie anfiengen ſie drückend zu empfinden; doch ich achtete dies wenig, denn auch mir war das Beiſammenſein im gewohnten Kreiſe nach und nach langweilig geworden. Nach dem Tode meiner Mutter hatte ohnedem unſre Lebensweiſe ſich, ganz unmerklich, völlig anders geſtaltet. Unſer Umgang mit ſo vielen der erſten und angeſehenſten Familien der Stadt, den ich Euch ſo eben beſchrieben habe, hatte ganz allmählig von ſelbſt aufgehört, ungefähr wie die Schwingungen des Perpendikels einer ins Stecken gerathenen Uhr, die doch nie ſo ganz mit einemmal' abbrechen.«

»Wenn viel Zuhauſebleiben häuslich leben heißt, ſo lebten wir in der That weit häuslicher als da meine Mutter noch mit uns war, denn wir giengen faſt nie aus, dafür aber verſammelten wir täglich einen, zwar nicht ſehr ausgedehnten, aber erwählten Kreis geiſtreicher Männer in unſerm Hauſe. Eine nicht ganz unbedeutende Erbſchaft, die meinem Vater unerwartet zugefallen war, machte es uns möglich, dies mit zierlicher Eleganz thun zu können, gleich weit entfernt von Ueberfluß und ängſtlicher Sparſamkeit. Künſtler, Gelehrte, intereſſante Männer aus jedem Fach, deren dieſe Stadt noch in dieſem Augenblick weit mehrere verbirgt, als man gewöhnlich glaubt, waren als tägliche Gäſte uns ſtets willkommen. Viele Fremde ſchloſſen ſich dieſem Kreiſe an, ja es hielt ſich faſt kein Einziger von einiger Bedeutung länger als einen Tag in der Stadt auf, ohne bei uns Zutritt zu ſuchen. Auch an fremden Künſtlern faſt von allen Nazionen fehlte es nicht, die zum Theil durch uns bekannter zu werden hofften, und gern und willig unſeren geſelligen Abenden durch ihr Talent einen neuen Reiz gewährten.«

»Ich hatte mich unterdeſſen dabei gewöhnt, die Honneurs von meines Vaters Hauſe mit einer Leichtigkeit, einem Anſtande zu machen, welche dieſen über allen Ausdruck erfreuten. Alle unſere Gäſte lobten mich um die Wette, viele behaupteten geradezu, daß ich an jedem Hofe, ſogar in Paris, Aufſehen und Bewunderung erregen müſſe. Mir ſchwindelte das junge Köpfchen bei dieſem Lobe, doch vor allem beglückte es mich um meines Vaters willen, an dem ich jezt mit ungemeſſner Liebe hieng. Sein ſtilles Entzücken über mein ſeltnes Gelingen in der Geſellſchaft entgieng meinem Scharfblicke nicht, und ich bemerkte recht wohl, wie ſein freudig-glänzendes Auge heimlich-triumfirend jede meiner

Bewegungen verfolgte. Wenn ich, was oft genug geſchah, furchtlos die Stimme erhob, und in gewählten ſchön geordneten Phraſen meine entſcheidende Meinung über irgend einen eben beſprochenen Gegenſtand der ſchönen Litteratur an den Tag legte, ſo war es mein Vater allemal, der zuerſt die Aufmerkſamkeit der Anweſenden mir zuzuwenden ſuchte. Er hörte mir theilnehmender zu, als alle Andere, wenn ich über irgend einen Satz der damals herrſchenden philoſophirenden Moral, oder gar der Politik aburtheilte, welche letztere ſchon damals Freiheit und Gleichheit zu predigen anſieng. Mit beifälligem Lächeln lohnte er es mir, wenn ich mit leichtem ſtechendem Witz Ungereimtheiten ſchonungslos verfolgte, oder mich in einen geiſtreichen Wettkampf einlies, bei dem ich gewöhnlich den Sieg davon trug. Meine ſeltne Gewandheit des Geiſtes gab mir in ſolchen Fällen zwar oft eine Art von Ueberlegenheit, doch öfterer noch mochte ich wohl dieſen Sieg der damals noch üblichen Höflichkeit meiner Gegner verdanken, die nach alter Art zu galant waren, um ihn im Ernſt' einer Dame ſtreitig machen zu wollen.«

»So ſah ich denn in blühender, unerfahrner Jugend von einer Schaar von Männern mich umgeben, die mir alle, ohne Unterſchied des Standes oder der Jahre, den Hof machten, jeglicher nach ſeiner Weiſe. Ich thronte, gleich einer kleinen Königin, ohne Nebenbuhlerinnen in ihrer Mitte, denn meine Schweſter war noch zu jung, um in unſern Abendgeſellſchaften zu erſcheinen, und meine weiblichen Bekannten hatten ſich nach und nach alle gänzlich von mir zurückgezogen. Ich vermißte ſie eben ſo wenig als ihr Wegbleiben aus unſerm Hauſe mich befremdete, denn ich wußte von meinem Vater, daß meine Vorbilder, die tonangebenden Damen in Paris, zu ihrer Zeit eben ſo allein mitten in dem Männerkreiſe da geſtanden als ich jezt.«

»Die Stelle, welche mein Vater unter den Diplomaten dieſer Stadt einnahm, machte es mir freilich bei ſeltnen feſtlichen Gelegenheiten zuweilen zur Pflicht, in gröſſern, aus beiden Geſchlechtern zuſammengeſetzten Geſellſchaften zu erſcheinen, aber auch in dieſer behauptete ich meinen Platz. Ich war hier zu laut und zu allgemein als die Erſte in jeder Hinſicht anerkannt, als daß es einer andern hätte einfallen können, mir dieſen Rang ſtreitig machen zu wollen. Sobald ich auſſer dem Hauſe erſchien, umgaben mich die vornehmſten meiner Verehrer gleich einer Wagenburg, und die, welche nicht bis zu mir hindurchdringen konnten, ſonnten ſich von ferne in meinen Strahlen.«

»In aller Unſchuld ward ich auf dieſe Weiſe recht kokett, wenn nehmlich Kokettſein ſo viel heißt, als ohne Unterſchied allen gefallen wollen. Ich wollte dies in der That, aber doch nur, weil ich keinen Mann geſehen hatte, dem ich in meinem Herzen vor allen ſeines Gleichen hätte den Vorrang einräumen können. Alle, die ich kannte, galten mir gleich, aber ich betrachtete ſie auch alle wie Unterthanen, von denen mir keiner rebelliſch werden, oder gar einer andern Fahne ſich zuwenden durfte. Mein eigentlichſtes Streben war doch nur, meinem Vater zu gefallen, nicht nur weil er mein Vater, ſondern weil er zugleich der edelſte geiſtreichſte Mann war, den ich kannte. Ihm anzugehören, die Freude dieſes Greiſes zu ſein, war mein Stolz, und ſeine mit jedem Tage zunehmende Liebe zu mir mein einziges Glück. Das Bild ſeiner Jugend, wie ich mir es dachte, wurde mein Ideal, und ich ſchlug mehrere Heirathsanträge aus, weil alle dieſe Männer, die ſich um mich bewarben, meinem Vater zu unähnlich waren, als daß ich einen von ihnen hätte der Ehre werth halten können, ſein Sohn zu heiſſen. Dieſe jungen Herren, welche ſich um mich her drängten, erſchienen mir eigentlich alle in einem etwas kläglichen Lichte. Es entgieng mir nicht, daß nur eine noch ungemeſſenere Eitelkeit als meine eigne ſie an den Stufen meines Thrones verſammle; deshalb achtete ich ſie im Grunde zu wenig, um auf ihre Huldigungen groſſen Werth legen zu können; aber es beluſtigte mich, wenn ich ihre Thorheit zu meiner Unterhaltung benutzte, und ſie wie Marionetten behandelte, denen ich nach Belieben Leben und Bewegung verlieh.«

»Die Zeit vergieng, aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monate, aus Monaten Jahre, ohne daß ich es ſonderlich gewahr ward, und ſo hatte ich eben mein zwei und zwanzigſtes Jahr vollendet, als mitten in der ſchönſten Frühlingszeit alle Welt hier in eine halb ängſtliche, halb freudige Spannung gerieth, deren unſchuldige Urſache die regierende Herzogin von P. war. Dieſe Fürſtin ſollte auf ihrer Durchreiſe nach einem Bade mit ihren beiden Prinzeſſinnen in kurzem bei uns eintreffen, und hatte beſchloſſen, einige Tage in unſerer Stadt zu verweilen, um die Merkwürdigkeiten und vor allem die ſchönen Umgebungen derſelben kennen zu lernen.«

»Vor vierzig Jahren war das Reiſen mit weit gröſſern Beſchwerden verbunden als jezt, wo es einer luſtigen Spazierfarth immer ähnlicher wird. Gute Gaſthöfe waren ſelten, leidliche Wege noch ſeltner und Kunſtſtraſſen am allerſeltenſten. Daher blieb faſt jeder, der nicht reiſen mußte, gern zu Hauſe, und beſonders waren reiſende Könige und Fürſten damals eine ſeltene Erſcheinung.«

»Alle Fenſter in den Straſſen, durch welche ein gekröntes Haupt fahren ſollte, wurden deshalb lange im voraus in Beſchlag genommen, die neugierige Menge drängte ſich Kopf an Kopf in dichten Reihen um die fürſtlichen Wagen her, und alte Leute, denen in ihrer Jugend das Glück zum Theil worden war, einen Kaiſer oder König von ferne zu ſehen, erzählten noch Kindern und Kindeskindern davon als von einem merkwürdigen Ereigniſſe ihres Lebens.«

»Die bloſſe Durchreiſe der Herzogin wäre alſo ſchon hinreichend geweſen um die ganze Stadt in Bewegung zu bringen, aber nun wollte ſie ſogar drei Tage in unſrer Mitte verweilen, und glänzende Feſte ſollten dieſe Zeit ausfüllen, deren Erfindung denen, welche ſie anzuordnen hatten, nicht wenig Kopfbrechens verurſachte. Der überall immer ſteigende Luxus hatte freilich ſeit den letzten zehn Jahren auch in dieſer Stadt ſehr zugenommen, und nach und nach war manche bedeutende Abänderung in der früher gewohnt geweſenen Lebensweiſe der Einwohner derſelben entſtanden; doch die Idee von Hoffeſten lag den freien Reichsſtädtern noch immer zu fern, als daß ſie ſich ſogleich darin hätten finden können.«

»Während die Männer mit Zuziehung meines Vaters darüber rathſchlagten, wie ſie die Fürſtin gehörig empfangen und unterhalten könnten, waren die Damen ihrer Seits mit Vorbereitung ihres Putzes zu dieſer feierlichen Gelegenheit nicht minder beſchäftigt. Ich allein blieb vielleicht die Müſſigſte in der ganzen Stadt, denn die Sucht auf dieſe Weiſe glänzen zu wollen, gehörte nie zu meinen Fehlern. Im ſtolzen Bewußtſein meiner Vorzüge ſuchte ich vielmehr ſtets etwas darin, meine von Silberflor, Flittern und Edelſteinen ſtrahlenden Nebenbuhlerinnen im einfach zierlichen Gewande dennoch zu verdunkeln, und ich nahm mir vor, auch diesmal meiner alten Gewohnheit treu zu bleiben. Bei alle dem aber klopfte mir doch das Herz bei dem Gedanken, einer Fürſtin vorgeſtellt zu werden. Wäre es ein König. oder ſelbſt ein Kaiſer geweſen, ich hatte zwar auch noch keinen geſehen, aber ich wäre wahrſcheinlich ruhiger dabei geblieben, denn Kaiſer und Könige ſind Männer und gegen ſolche wußte ich mich zu benehmen. Ich durfte ſogar hoffen, ihnen eben ſo wenig zu mißfallen, als andern Männern; aber eine Fürſtin, und vollends gar eine junge Prinzeſſin! Der bloſſe Gedanke an ein ſolches, mir ſo ähnliches, und doch wieder auch ſo unähnliches Weſen flößte, wie etwas Uebernatürliches, mir eine Art ängſtlicher Scheu ein. Ich zerbrach mir vergebens den Kopf um zu erſinnen, wie einer ſo von Jugend auf in einer ganz andern Sphäre und mit ganz verſchiedenen Anſichten aufgewachſenen Prinzeſſin die Welt und die Verhältniſſe des Lebens, erſcheinen könnten, zu denen eine ſolche Fürſtin eigentlich gar nicht gehört, und denen ſie denn doch auch wieder in gewiſſer Hinſicht eben ſo unterworfen iſt als jedes andre Mädchen.«

»Der groſſe Tag kam endlich heran, die Fürſtin auch, und ich ward in der Reihe der erſten Damen der Stadt ihr vorgeſtellt. Ich fühlte mich bei dieſer ganz einfachen Zeremonie ſo befangen wie nie zuvor in meinem Leben, und ärgerte mich dabei innerlich über mich ſelbſt, weil es mir durchaus nicht gelingen wollte, dieſes ängſtliche Gefühl abzuſchütteln. Die Herzogin, eine ſchöne hohe Frau von mütterlichem Anſehen, war die Huld und Freundlichkeit ſelbſt; ſie war weit einfacher gekleidet als wir alle und weder Schmuck noch Orden verriethen ihren hohen Stand. Mit jener Leichtigkeit, welche von Jugend an den Fürſtinnen eingelehrt wird, wandte ſie ſich an alle Damen der Reihe nach und wußte jeder etwas angenehmes zu ſagen. Mich beehrte ſie beſonders mit freundlichen Fragen nach einigen meiner Verwandten, die ſie in frühern Zeiten gekannt hatte, und ich antwortete ihr ſo gut ich es konnte; doch meine Stimme bebte dabei, meine Wangen glühten und meine Augen hafteten unabwendbar am Boden. Unerachtet aller möglichen fürſtlichen Herablaſſung, imponirte mir die hohe, über das ganze Weſen der Herzogin verbreitete, ihr ganz eigenthümliche Würde, und ihre Kornblumenfarbenen Augen, ſo mild ſie ſtralten, ſchienen mir bis in das Innerſte meiner Bruſt dringen zu wollen. Es mochten wohl ſchon oft ſolche verlegne Figuren wie ich damals eine war, vor ihr geſtanden haben, denn ſie ſchien meinen Zuſtand zu begreifen und ſuchte, mitleidig, ihm dadurch abzuhelfen, daß ſie mich ihren beiden Töchtern, zwei ätheriſch-zarten Geſtalten zuführte. Beſonders war die jüngſte, Prinzeſſin Mathilde, ein Kind von zwölf Jahren, beinahe unkörperlich wie eine Silphide.«

»Ich fühlte die Abſicht der Fürſtin und ſchämte mich innerlich meines albernen Betragens nur noch mehr, indeſſen gelangte ich nach und nach durch das Geſpräch mit den jungen Damen doch wieder zu leidlicher Faſſung, obgleich ich von meiner gewohnten Sicherheit noch immer weit entfernt blieb.«

»Ich wagte es doch wenigſtens, wieder aufzuſehen, fuhr aber gleich wieder erſchrocken zuſammen, denn mein erſter Blick fiel in das mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf mich gerichtete Auge eines dicht hinter der Herzogin ſtehenden jungen Mannes. Er wandte, faſt unmerklich erröthend, den Blick von mir ab, ſo wie der meinige ihn traf, und auch ich ſchlug die Augen wieder nieder, aber ich fühlte, wie meine Wangen vor dem Strahle ſeines Blicks in dunkelem Purpur erglühten. Als ich mich nach einer kleinen Weile unbemerkt wußte, ſah ich doch verſtohlen wieder hin; es war eine hohe edle Geſtalt mit einem ſehr ausdrucksvollen ſchönen ernſten Geſichte. Sein durchaus ruhiger, beſcheidener und doch vornehmer Anſtand verkündeten in ihm den Mann von Welt und feiner Bildung; ich ſah von ihm auf meine zahlreichen, den Saal füllenden Bewunderer, nie hatten ſie mir weniger gefallen; alle ſtanden in ehrerbietiger Ferne, einige, noch verlegener als ich, drückten ſich an den Wänden herum. Ich wünſchte in dieſem Augenblick nichts ſehnlicher. als zu erfahren, wer der intereſſante Fremde ſei. Aber wo hätte ich den Muth hernehmen wollen darnach zu fragen; ich war mit einemmal ein blödes beſcheidnes Kind geworden, und ich kannte mich ſelbſt nicht wieder in dieſer Umwandlung.«

»Der Nachmittag war beſtimmt, die Herzogin an einige der ſchönſten Puncte der Umgegend zu führen und ſie ſelbſt hatte die Gnade, mich zur Begleitung ihrer Töchter einzuladen. Ich fuhr mit den Prinzeſſinnen und ihrer Hofmeiſterin in einem offenen Wagen, der Fremde ritt neben dem der Herzogin her. Er ſchien ſo an ihre Nähe gefeſſelt, daß er ſich von ihr durchaus nicht entfernen durfte, indeſſen hatte ich doch das Vergnügen, ihn von weitem zu beobachten. Seine ſchöne Geſtalt zeigte ſich mir zu Pferde auf das allervortheilhafteſte, denn es iſt ja eine ſehr alte Bemerkung, daß für die Männer das Pferd das iſt, was für uns der Tanzſaal, um darauf körperliche Vorzüge im günſtigſten Lichte geltend zu machen. Mit ſtiller Freude wurde ich gewahr, daß er ſich nach uns umſah, ſo oft ſich die Gelegenheit dazu bot. Ich bemerkte es jedesmal, wenn es geſchah, mochte aber um ſo weniger es wagen, nach ſeinem Namen zu fragen.«

»Eine elegante und ausgeſuchte Kollazien erwartete die Herzogin nach vollendeter Spazierfahrt, in einem der ſchönſten Gärten in der Nähe der Stadt, und ein brillantes, von einem in dieſem Fache berühmten Künſtler dirigirtes Feuerwerk ſollte mit ſinkender Nacht die Freuden dieſes Tages beſchlieſſen. Für die Herzogin war zu dieſem Zweck dicht am Hauſe eine groſſe, mit einem ſeidnen Baldachin bedeckte Eſtrade erbaut worden. Einige Stufen führten von dieſer Eſtrade in den Garten hinunter, und vom Hauſe aus gelangte man, ebenfalls einige Stufen hinab, durch drei der groſſen, bis an den Fußboden reichenden Fenſter des in der erſten Etage befindlichen Speiſeſaals, auf die für die Herzogin und die Damen beſtimmten Plätze. Ich fand den meinigen unfern den Prinzeſſinnen, am Ende der zweiten Reihe von Stühlen. Das Feuerwerk begann, die laue Sommernacht ſchien für ein Vergnügen dieſer Art eigends geſchaffen zu ſein. Dunkle Wolken bedeckten den Horizont, ohne doch mit wahrem Regen zu drohen, und das in bunten feurigen Farben ſtets wechſelnde luſtige Strahlenſpiel zeigte ſich auf dieſem dunkeln Hintergrunde, in feenhafter Zauberpracht. Der Anblick der zahlloſen geputzten Zuſchauer, welche im Garten, um die Eſtrade her gruppirt, theils ſaſſen, theils ſtanden, erhöhte den Reitz des magiſchen Schauſpiels, indem alle die vielen Köpfe ſich bald im hellſten Lichte zeigten, bald zurücktretend in das geheimnißvolle Dunkel der Nacht, wieder verſchwanden. Das ganze Feuerwerk gieng zur Freude aller Anweſenden ganz vortrefflich von ſtatten; ſchon zeigte ſich die letzte glänzendſte Dekorazion, ein im hellſten Brillantfeuer ſtrahlender Säulentempel. Ein feuriger Adler flog zu einem der obern Fenſter des Hauſes hinaus über die Eſtrade weg, um die an dem Tempel angebrachten Namenzüge der hohen Herrſchaften anzuzünden, alles war in geſpannter froher Erwartung. Doch ehe der Adler noch die Mitte ſeiner Bahn erreichte, riß einer der Drähte entzwei, an welchen er ſchwebte, der feurige Klumpen prallte ſinkend zurück, gerade auf den Platz zu, wo die

Herzogin ſaß. Er ſetzte die ſeidene Drapperie des Baldachins in Brand, verwundete ein paar Damen und fiel dann mitten in der Eſtrade zu Boden, wo er, dampfend und ziſchend und praſſelnd, Angſt und Gefahr um ſich her verbreitete.«

»Von dem Tumulte, dem Geſchrei, dem Entſetzen der Unordnung, worin ſich jezt alles auflöſte, kann Euch keine menſchliche Zunge einen Begriff geben. Man muß ſo etwas mit erlebt haben, um es ſich vorſtellen zu können. Alle Rückſichten waren im Moment vergeſſen, jeder dachte nur an ſich und die Seinen. Die, welche auf der Eſtrade ſich befanden, ſtürmten ſchreiend durcheinander, den in den Speiſeſaal führenden Zugängen zu. Jeder rief mit überlauter Stimme die Namen der Seinen, die er im Gedränge zu verlieren fürchtete, und alle vermehrten im paniſchen Schrecken die allgemeine Unordnung und die erſt aus dieſer hervorgehende Gefahr, welcher ein einziger beſonnener Mann hätte zuvorkommen können. Mit einem Griffe, der die glimmenden

Drapperien herunter geriſſen, mit einem Fußtritt, der den Funken ſprühenden Adler in den Garten hinab geſchleudert hätte, wäre alles gethan geweſen. doch daran war jezt nicht mehr zu denken. Die leichten Latten, welche rings um die Eſtrade eine Art Baluſtrade gebildet hatten, wurden von denen zertrümmert, die aus dem Garten hinauf dieſe erkletterten, um ihren oben befindlichen Frauen und Töchtern zu Hülfe zu kommen; die Stühle wurden umgeworfen, einige der Fliehenden fielen über dieſe, oder über die zu dem Hauſe hinaufführenden Stufen, andere ſtiegen über die Gefallenen weg. Die Herzogin war zum Glück gleich im erſten Augenblick ins Haus geflüchtet, zwei Sekunden ſpäter waren ſchon alle drei Eingänge zu dieſem von der ihr nachdringenden Menge verſtopft, niemand konnte weder rückwärts, noch vorwärts, und alles das geſchah unter durchdringendem betäubendem Geſchrei, innerhalb weniger Minuten, ich möchte ſagen, in weit kürzerer Zeit, als ich gebraucht habe, Euch von dieſem Unfalle zu erzählen.«

»Ich ſelbſt behielt zum Glücke kaltes Blut genug, um das Nichtige der gefürchteten und das Bedeutende der aus dieſer Furcht entſtehenden Gefahr einzuſehen, und war deshalb auch ſo beſonnen, daß ich mich nicht, wie die Uebrigen, dem Hauſe zu zuflüchtete. Ich wollte lieber durch einen raſchen Sprung ſeitwärts von der gar nicht hohen Eſtrade, in das weiche Gras, mich in den dunkeln menſchenleeren Theil des mir aus früherer Zeit ſehr wohl bekannten Gartens flüchten, um dort das Ende alles dieſes Lärmens ruhig abzuwarten. Indem ich aber mein Kleid zuſammennahm und mich anſchickte herunter zu ſpringen, fühlte ich mit ſanfter Gewalt meine Knie umfaßt; erſchrocken ſah ich nieder und traute meinen eigenen Augen kaum, als ich die arme kleine Prinzeſſin Mathilde erblickte, die, unfähig ſich zu helfen, zwiſchen den umgeworfenen Stühlen, auf dem Fußboden der Eſtrade lag, und, krampfhaft zitternd, mich feſt umſchlungen hielt. Das arme Kind war gleich anfangs im erſten Schrecke von ſeiner Mutter abgekommen, es war über die Stühle hingefallen, niemand hatte dies geſehen, und da mehreren Perſonen oblag, für die Prinzeſſin zu ſorgen, ſo hatte ſich eigentlich in der Verwirrung niemand um ſie bekümmert, indem jedes ſie bei den Andern in Sicherheit glaubte. So war ſie denn wirklich der Gefahr ausgeſetzt geblieben, im Gedränge erſtickt oder ertreten werden zu können.«

»Ohne langes Bedenken nahm ich die zarte Kleine auf, kniete am Rande der Eſtrade hin, und ließ ſie mit möglichſter Behutſamkeit langſam hinunter in das Gras ſinken, dann ſprang ich ſelbſt ihr nach; das Getümmel und Geſchrei eben nahm zu und das Kind lag wie beſinnungslos zu meinen Füßen. Eben wollte ich verſuchen, es mit Hülfe meines Flakons mit Eau de Luce wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, als ein fürchterliches, lange anhaltendes Knallen mich ſelbſt jetzt auf das heftigſte erſchreckte. Ein Feuerregen umſprühte mich im Nu, Hunderte von feurigen Schlangen flogen ziſchend und praſſelnd nach allen Richtungen durch die Luft, und verbreiteten eine höchſt ängſtliche Helle, die momentan wieder mit dicker Finſternis abwechſelte. Eine große Menge zerſtreut liegender Raketen, welche zu einer gewaltigen Girandole vereint, den Schluß des Feuerwerks hatten verherrlichen ſollen, war durch ein Verſehen in Brand gerathen. Vermuthlich hatte der Feuerwerker ſelbſt über die, wahrſcheinlich nicht ohne ſeine Schuld entſtandene Verwirrung den Kopf verloren, und ſo konnte denn dieſes zweite Unglück durch die vielen, mit Fackeln zum Aufſuchen ihrer Herrſchaften herumlaufenden Bedienten leicht entſtehen. Durch das immer wilder werdende Geſchrei über mir, durch das Knallen der Raketen, durch den fortwährenden Funkenregen, und die rings um uns niederfallenden brennenden Raketenſtöcke, war ich jezt ſelbſt ſo ängſtlich geworden, daß ich in Gefahr ſtand, ebenfalls die Beſinnung zu verlieren; doch ſuchte ich mich zu faſſen ſo gut ich konnte. Ich nahm das noch immer halb ohnmächtige Kind in meine Arme, es ſchien mir in der Angſt federleicht. Mir kam der Gedanke, in einen, vom Schauplatze der

Verwirrung ziemlich entfernten, mir wohl bekannten Gartenſaal und beide einſtweilen in Sicherheit zu bringen; denn ſchon fielen kalte einzelne Regentropfen herab und der nächtliche Himmel hüllte ſich in immer ſchwärzeres Dunkel. Selbſt zitternd vor Furcht, trat ich daher jezt mit meiner Bürde den Weg nach jenem Gartenſaal an, und beeilte meine Schritte ſo gut ich es konnte. Ich hatte das Kind ſchon eine ziemliche Strecke weit fortgetragen, als Angſt und Eile mich ein paar Stufen vergeſſen ließen, die auf meinem Wege lagen und zu einer niedriger liegenden Terraſſe hinabführten, über die ich mußte. Ich glitt aus, fiel, mit dem Kinde auf meinen Armen, die kleine Treppe hinab, und fühlte, nach wenigen Minuten, zu meinem unausſprechlichen Schrecken, die Unmöglichkeit aufzuſtehen und weiter zu gehen.«

»Im Garten war es jezt ſehr dunkel und todtenſtill. Das Feuerwerk hatte ausgetobt, und nur wie aus weiter Ferne tönte das die Eſtrade noch immer umwogende Getöſe zu mir herüber.

Der Regen begann mächtiger hernieder zu rauſchen und weckte die kleine Prinzeſſin aus ihrer Ohnmacht. Sie zitterte an allen Gliedern wie ein Eſpenlaub, doch freute es ſie, ſich in meinen Armen zu finden. »Fräulein,« bat ſie unter heißen Thränen, »liebes Fräulein, ſo ſtehen Sie doch auf, daß wir zu meiner Mutter kommen,« und da ſie ſah, daß ich nicht aufzuſtehen vermochte, erhob ſie ein lautes klägliches Geſchrei nach Hülfe.«

»Vergebens verſuchte ich alles, ſie zu beſchwichtigen, ſie ließ ſich nicht beruhigen und zitterte dabei immer ſtärker mit konvulſiviſcher Heftigkeit. Ich verſicherte ſie, daß alle Gefahr vorüber ſei, daß der Schmerz in meinem Fuße ſich bald geben würde, daß ich den Weg kenne und ſie ſicher nach Hauſe bringen würde, alles war vergebens. Sie ſchrie immer lauter und ängſtlicher, und ich hörte dabei die Zähne des armen Kindes vor Angſt und Furcht an einander ſchlagen. Der traurige Zuſtand der Kleinen gieng mir durch die Seele. Eure Shawls kannte man damals noch nicht, ſo riß ich dann meine Zirkaſſienne, eine Art Oberkleid, das damals Mode war, herunter, um das arme Prinzeßchen in den ſtarken ſeidenen Stoff zu hüllen und es nur einigermaſſen vor dem immer dichter fallenden Regen zu ſchützen. Dankbar ſchlang das Kind die zarten ſchwachen Aermchen um meinen Hals, verbarg leiſe weinend und ſchluchzend das Köpfchen an meine Schulter, und ſchrie dann wieder überlaut mit verdoppelter Heftigkeit nach Hülfe. Jezt fieng ich an, um uns Beide recht ernſtlich beſorgt zu werden. Die unnatürliche Heftigkeit der Prinzeſſin Mathilde ängſtigte mich unbeſchreiblich, die Schmerzen in meinen Füßen nahmen mit jeder Minute zu und wurden faſt unleidlich; dazu durchnäßte der immer dichter fallende Regen uns beide, beſonders aber mich bis auf die Haut. Ihr könnt alſo denken, wie froh ich war, als ich endlich an der Taxusecke, welche die Terraſſe einfaßte, auf welcher ich lag, den Wiederſchein eines Lichtes erblickte. Auch die Prinzeſſin ward mit mir zugleich dieſen Hoffnungsſtrahl gewahr, ſie ſtand auf, wandte ſich nach der Richtung, von wo das Licht zu kommen ſchien, und rief mit einemmal laut jubelnd: »Leuen, lieber Leuen, hieher, hier unten iſt Mathilde, hier iſt auch das Fräulein, geſchwind' uns zu Hülfe, hieher!«

»Das Gebüſch über mir rauſchte, ein Mann ſprang von der obern Terraſſe zu uns hinab, und beim Schein einer Laterne, die er trug, und die er augenſcheinlich irgendwo an einem Hauſe heruntergeriſſen haben mußte, erkannte ich den Begleiter der Herzogin.«

»Gottlob, daß ich Sie finde, Prinzeſſin!« ſprach er ganz auſſer Athem; »wir glaubten alle, Sie ſchon zu Hauſe zu finden, und die Herzogin iſt jezt Ihretwegen in der quälendſten Todesangſt. Kommen Sie, wir müſſen eilen, erlauben Sie, daß ich Sie bis an den Wagen trage, damit wir ſchneller fortkommen.«

»Nein, nein, nein, nein,« rief abwehrend die Kleine, »ſehen Sie doch nur hier, das arme liebe Fräulein Falkenhayn. Sie hat den Fuß gebrochen, weil ſie mich forttrug. Ach Gott! ach Gott, ſie ſtirbt; ſehen Sie, wie ſie mit einemmal bleich wird; ſie ſtirbt ganz gewiß, wenn ſie nicht gleich Hülfe bekommt.« Das arme Kind brach von neuem in Thränen aus, warf ſich mir, wie ich ſo da lag, um den Hals; der Fremde aber, der jezt erſt meiner gewahr ward, ſtand, ſichtbar erſchrocken, dabei, und ſchien in der erſten Ueberraſchung vergebens nach Worten zu ſuchen.«

»Es iſt lange nicht ſo arg, als die Prinzeſſin es glaubt,« erwiederte ich, und ſuchte, unerachtet des ungeheuern Schmerzes in meinem Fuße, ein Lächeln zu erzwingen. »Ich bin ausgeglitten, ich habe mir den Fuß verſtaucht, vielleicht ein wenig verrenkt, aber gebrochen nicht, hoffe ich. Die paar Schritte bis zum Wagen denk' ich recht gut gehen zu können,« ſprach ich, und bemühte mich, vom Boden aufzuſtehen. Herr von Leuen unterſtüzte mich, auch die arme kleine Mathilde ſtrengte mitleidig alle ihre ſchwachen Kräfte an, mir zu helfen; doch der Schmerz ward zu heftig, und ich ſank mit einem kaum zu unterdrückenden Wehelaut zurück in das Gras.«

»Es geht nicht,« ſprach ich, meinen Schmerz möglichſt verbergend, »es geht nicht. Haben Sie nur die Güte, Herr von Leuen, die Prinzeſſin an den Wagen zu bringen, und mir dann Hülfe zu ſenden.«

»Nein, nein, nein,« rief Mathilde abermals, und umſchlang mich, mich feſt umklammernd, als wolle man mit Gewalt ſie von mir reiſſen. »Nein, Leuen, ich thue es nicht, mag werden was da will, ich kann ja meine gute liebe Beſchützerin hier nicht ſo allein liegen laſſen.«

»Auch ich kann mich nicht dazu entſchlieſſen,» erwiederte von Leuen mit bewegter Stimme. »Aber was fangen wir an, der Regen wird immer heftiger; was ſollen wir thun?«

»In dieſem Augenblick erblickte er durch das Gebüſch in ziemlicher Ferne Leute mit Fackeln, welche vermuthlich noch immer die Prinzeſſin ſuchten. Er rief ſo laut er es konnte ihnen zu, doch Wind und Regen rauſchten, niemand hörte ihn, die Lichter entfernten ſich wieder und verloren ſich zuletzt ganz. Sie aufzuſuchen erlaubte die Prinzeſſin Herrn von Leuen nicht; ſie hielt ihn unter Thränen und Bitten feſt, und niemand kam zu uns, da man nicht vermuthen konnte, uns in dieſem ganz abgelegenen Theile des Gartens zu finden.«

»Wenn die Prinzeſſin gehen könnte, es ſind kaum hundert Schritte bis dahin, wo ich den Wagen errufen kann,« fieng Leuen jetzt ein wenig verlegen an.«

»O ich kann! ich kann!« rief das zitternde Kind, »mir fehlt nichts, gar nichts, helfen Sie nur, lieber Leuen, helfen Sie nur dem Fräulein. Geben Sie mir die Laterne, ich will ſie ſchon tragen, und nehmen Sie das Fräulein und tragen Sie ſie auf den Armen, wie ſie mich getragen hat.«

»Die Prinzeſſin hat Recht; ich bitte, vertrauen Sie ſich mir,« ſprach jetzt Leuen, und obgleich ſeine merklich zitternde Stimme dabei von innerer Verlegenheit zeugte, ſo hob er doch, ohne meine Antwort abzuwarten, und ehe ich mich deſſen verſehen konnte, mit ſtarkem Arme mich empor. Mir vergiengen dabei faſt die Sinne, aber was konnte ich thun? Wie ein Kind lag ich in ſeinen Armen, an ſeine Bruſt gedrückt; ſein Athem wehte an meiner Wange, ich hörte jeden Schlag ſeines Herzens. Ein unnennbares nie gefühltes Vertrauen zu dem fremden Manne, deſſen Namen ich kaum kannte, kam in dem Augenblick' in meine Seele, und Thränen entquollen meinen Augen, ſüſſe Thränen, die ich weinte, ich wußte nicht warum. Er bemerkte mein ſtilles Weinen. »Sie leiden ſehr!« flüſterte er mit unbeſchreiblich ſanfter wohlthuender Stimme mir zu, und ich ſah beim Schein der Laterne, welche die Prinzeſſin trug, daß ein feuchter Schimmer auch ſein ſchönes Auge verklärte. Ich vermochte es nicht, ſeine Frage zu beantworten.«

»Wir kamen nur ſehr langſam vorwärts, denn die arme kleine Mathilde konnte kaum fort, und auch Herr von Leuen eilte nicht, und konnte es auch wohl nicht unter der ſchweren Laſt, die er trug.«

»Endlich ward aber doch der Wagen erreicht, unſer Beſchützer ſetzte ſich neben mich, um mich zu unterſtützen und, ſo viel dies möglich war, die Stöſſe des Wagens zu mindern, der, ſeinem Befehl zu Folge, meinetwegen ſehr langſam fahren mußte. Mathilde ſetzte ſich mir gegenüber, und beſtand darauf, meinen kranken Fuß auf ihrem Schooße zu halten. Dabei plapperte ſie in einem fort mit der frohen Geſchwätzigkeit eines Kindes, das ſich freut, einer groſſen Gefahr entronnen zu ſein, und überzeugt iſt, etwas höchſt Merkwürdiges erlebt zu haben. Sie war bei dem ganzen Vorgange nicht ſo bewuſtlos geweſen als ich gedacht hatte, denn ſie erzählte ſehr umſtändlich, wie ich ſie von der Eſtrade hinunter gelaſſen habe, und dann ihr nachgeſprungen ſei, wie ich ſie dann weiter getragen, und wie ich zuletzt mein eignes Kleid mir abgeriſſen habe, um ſie in die Schleppe deſſelben einzuhüllen. Als ſie dieſen Umſtand erwähnte, ward ich erſt beim

Scheine der, den Wagen umgebenden Fackeln den zerſtörten Zuſtand meiner Kleidung gewahr, und alles Blut meines Herzens ſtieg mir ins Geſicht. Leuen, deſſen glänzende Augen bis jezt in einem fort auf mir geruht hatten, bemerkte mein Erröthen, auch er wurde roth, wandte den Blick und vermied es von nun an, mich wieder anzuſehen bis der Wagen vor dem Hauſe der Herzogin hielt.«

»Leicht wie ein Vogel, mit hellem Freudengeſchrei flog Prinzeſſin Mathilde zum Wagen hinaus, die Treppe hinauf in die Arme ihrer Mutter. Ich verlangte zu meinem Vater gebracht zu werden, doch in demſelben Augenblicke kam er ſelbſt an den Wagen, und ſchloß mit liebender Sorge mich in ſeine Arme. Seine Geſundheit erlaubte ihm nicht mehr, ſich der Abendluft auszuſetzen, deshalb war er bei dem Feuerwerke nicht gegenwärtig geweſen; doch als das ins Fabelhafte vergröſſerte Gerücht von dem dabei vorgefallenen Unheil ihm zu Ohren kam, und ich noch immer fort ausblieb, trieb ihn Beſorgniß um mich zur Herzogin, wo er mich zu finden hoffte. Beide theilten nun mit einander die Angst um das Schickſal ihrer Kinder und die Sorge für deren Rettung. Alle Leute, deren ſie habhaft werden konnten, wurden ausgeſchickt uns zu ſuchen, doch keiner von allen kam auf den Einfall, uns da zu vermuthen, wo wir uns befanden. Nur Herr von Leuen, der übrigens die Lokalität des Gartens gar nicht kannte, ward durch ein glückliches Ungefähr zu unſerer Hülfe herbei geführt. Das ſonderbarſte war, daß niemand begreifen wollte, wie die Prinzeſſin Mathilde in dieſe Verlegenheit hätte gerathen können. Und doch war nichts natürlicher. Es iſt ja das Schickſal aller, für deren Bedienung Viele zu ſorgen haben, daß ſie bei wichtigen unerwarteten Ereigniſſen gerade am erſten vernachläſſigt werden, weil ſich ſtets einer ihrer Diener auf die Pünktlichkeit des andern verläßt.«

»Während die Herzogin ſich des Wiederſehens ihres vermißten Kindes erfreute, ward ich in einem ihrer Zimmer auf ein Ruhebette getragen, denn ſie wollte es durchaus nicht erlauben, daß ich in dieſem leidenden Zuſtande in die, von der ihrigen ziemlich weit entfernten Wohnung meines Vaters gebracht würde. Gleich darauf kam ſie ſelbſt zu mir, um unter heiſſen Thränen des Dankes mich für die Rettung ihrer Tochter zu umarmen. Sie übertrieb ſowohl die Gefahr, in welcher die Prinzeſſin geſchwebt, als die Bewunderung deſſen, was ich für ſie gethan hatte, nach der gewohnten Art aller Groſſen, die ſich nur ſelten in die kleineren Unfälle des Lebens zu finden wiſſen, obgleich ſie ſchweres Unglück oft mit einem Muthe ertragen, der den unſern beſchämt. Die Herzogin nannte mich einen, von Gott zu ihrem Schutze geſendeten Engel, und war ſo unerſchöpflich im Lobe meines Muthes, meiner Beſonnenheit, meiner Selbſtopferung, daß ich zuletzt anfieng, mich recht herzlich vor mir ſelbſt zu ſchämen. Denn was war es denn am Ende, was man ſo bis in die Wolken erhob? Was hatte ich denn Groſſes gethan? Ich hatte Beſonnenheit genug gehabt, einigermaſſen mit

Verſtand für meine eigene Perſon zu ſorgen, und war dabei nicht unmenſchlich genug geweſen, ein ſchwaches liebenswürdiges Kind hülflos zu verlaſſen.«

»So wie die Herzogin hinaus gieng, fiengen alle im Zimmer Gegenwärtige, von der Hofmeiſterin der Prinzeſſin bis zum Garderobenmädchen hinab, an, auch ihren Theils meinen Edelmuth in noch übertriebneren Ausdrücken als ihre Fürſtin bis in die Wolken zu erheben. Alle erzählten einander zugleich die Wunder, die ich gethan, ſo daß ich der Sache endlich recht überdrüſſig ward, und es verſuchte, ihnen meine eigne Anſicht des Vorganges mitzutheilen. Allein ich predigte tauben Ohren. Man ergoß ſich jezt ſogar in überlaute Bewunderung meiner Beſcheidenheit. Ich ſchwieg zuletzt, lies geduldig alles über mich ergehen, und fand bald, daß dies der beſte Weg ſei, die ungeſtümen Nachbeter ihrer Fürſtin endlich zum Schweigen zu bringen.«

»Inzwiſchen unterſuchte der Leibarzt der Herzogin meinen beſchädigten Fuß. Er war, wie ich es vermuthet hatte, nicht gebrochen, aber verrenkt und ſtark geſchwollen. Der Arzt verſprach meine völlige Wiederherſtellung innerhalb weniger Tage, nur machte er dabei das vollkommenſt-ruhige Verhalten zur unabläßlichen Bedingung. So war denn um ſo weniger an meine Rückkehr in das Haus meines Vaters zu denken, da obendrein die Herzogin ſehr ernſtlich darauf beſtand, mich unter ihren Augen verpflegen zu laſſen.«

»Ein leichtes Erkältungsfieber, welches Prinzeſſin Mathilde von unſerem nächtlichen Abentheuer davon getragen, zwang ohnehin die Herzogin, ihren hieſigen Aufenthalt auf unbeſtimmte Zeit zu verlängern, beſonders da auch ihre eigne Geſundheit von der heftigen Gemüthsbewegung jenes Abends gelitten hatte. Sie fühlte ſich matt und erſchöpft, oder brauchte dies auch vielleicht nur zum Vorwande, um allen anderweitigen Feſten auszuweichen, die man ihretwegen noch anordnen wollte.«

»Auch meine eigne Geneſung machte weit langſamere Fortſchritte, als der Arzt anfangs gehofft hatte; ſo blieb ich denn zwei volle Wochen hindurch in der Nähe der Herzogin, und dieſe Zeit ward zu einem Lichtpunct in meinem Leben, deſſen Abglanz noch jezt das Dunkel meiner alten Tage erhellt. Wie durch einen Zauberſchlag ſah ich mich in eine, mir ganz neue Exiſtenz verſezt, alle meine Begriffe von mir und vom Leben erhielten eine andere Richtung, alles, was mich bis dahin theils ergözt, theils geblendet hatte, war, für den Moment wenigſtens, wie vor meinen Augen verſchwunden. Ohnerachtet der herablaſſenden Güte der Fürſtin, fühlte ich mich doch in jeder Hinſicht ihr viel zu untergeordnet, als daß es mir hätte einfallen können, meine gewöhnliche glänzende Rolle in ihrem Beiſein fortſpielen zu wollen. Auch die ernſte ſtille, beinahe furchtſame Beſcheidenheit der ältern Prinzeſſin Ludovika, die nur wenige Jahre jünger als ich war, flößte mir eine Zurückhaltung ein, die ich ſonſt nicht kannte. Nicht etwa, daß ich ein verſtelltes Betragen angenommen hätte, um in dieſen Umgebungen anders zu erſcheinen wie ich war, nein! ich blieb offen und unverſtellt wie immer, aus Charakter, nicht aus Tugend; aber ich folgte nur meiner gewohnten Art, mich vom Augenblicke und von meinen Umgebungen hinreiſſen zu laſſen. Mit der kleinen Mathilde, die leidenſchaftlich an mir hieng, ward ich eben ſowohl zum ſpielenden jauchzenden Kinde, als ich in Gegenwart der Herzogin und der Prinzeſſin Ludovika mir die beſcheidne Haltung und das anſpruchsloſe Betragen aneignete, durch welches dieſe Damen ſich auszeichneten. Kein einziger meiner Verehrer hätte in dieſer Umwandlung mich als Die wieder erkannt, die ich noch am Morgen vor dem Feuerwerke war, und doch bin ich überzeugt, nie wahrhaft liebenswürdiger geweſen zu ſein, als während meines Aufenthalts in dieſem Hauſe. Ich fühlte das wohl und freute mich darüber, aber ich war leider noch nicht klug genug, um mir daraus für mein künftiges Leben eine Lehre zu nehmen.«

»Das Reiſegefolge der Herzogin war ſo klein als der hohe Rang dieſer Fürſtin es nur immer erlauben mochte. Auſſer dem, zur Bedienung nothwendigen Perſonal, beſtand es nur aus einer Hofdame, die mit der Herzogin von Jugend auf zuſammen gelebt hatte, aus der Hofmeiſterin der Prinzeſſinnen, einem Kavalier und dem Leibarzte. Erſterer, Baron Reineck, ein Mann von mittlerem Alter, langte erſt am Morgen nach dem Feuerwerke bei ſeiner Fürſtin an. Ein ganz unerwarteter Zufall hatte ihm unterwegs eine geliebte, ſeit vielen Jahren nicht geſehene Schweſter entgegen geführt, und die Herzogin erlaubte ihm gern, ein paar Tage mit dieſer zuzubringen, um ſo eher, da Herr von Leuen, den ſie zufällig an dem nehmlichen Orte traf, ſich erbot, den Dienſt ſeines Freundes Reineck während deſſen Abweſenheit zu verſehen. Dieſen jungen Mann führte ſein Weg ohnehin dem nehmlichen Ziele zu, da er Geſchäfte halber einige Zeit in unſrer Stadt zu verweilen gedachte; die Fürſtin hatte ihn ſchon während des vergangenen Winters, den er zum Theil in ihrer Reſidenz verlebte, als einen ſehr angenehmen Geſellſchafter kennen gelernt, und ſie war mit der Ausſicht, ihn einige Tage zum Begleiter zu haben, vollkommen zufrieden. Auch jezt nach der Rückkehr des Barons Reineck erlaubte ſie ihm nicht, eine andere Wohnung als die ihrige zu beziehen, und er mußte, ihrer Einladung zufolge, nach wie vor, zu den unſrigen gehören. Ich darf mich dieſes Ausdrucks wohl bedienen, denn auch ich ward in jener glücklichen Zeit dem kleinen Kreiſe der Herzogin zugezählt.«

»Wir alle, die wir zu dieſem gehörten, verſammelten uns jeden Abend im Zimmer der Fürſtin, das um dieſe Zeit unter dem Vorwande des Unwohlſeins der kleinen Prinzeſſin Mathilde, allen andern Beſuchen verſchloſſen blieb. Welche Abende waren das! Wie ungeduldig erwartete ich jedesmal die Stunde, wo die Herzogin von der Tafel zurückkam, zu der ſie täglich einige der Erſten der Stadt einladen ließ. Mit welcher Freude ſah ich jedesmal die beiden himmellangen Heiducken in ihrer damals üblichen theatraliſch-bunten Tracht in meinem Zimmer erſcheinen, um mich in meinem Ruhebette zu ihrer Herrin herüber zu tragen.«

»Die feinſte Sitte war in dieſem kleinen Abendzirkel vorherrſchend, und dennoch blieb aller Zwang, jede von den Groſſen dieſer Erde ſonſt unzertrennlich geglaubte Etikette daraus verbannt. Es war der ſchönſte Kommentar zu Taſſo's freilich damals noch nicht niedergeſchriebenem Ausſpruch: »Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt, ſo frage nur bei edlen Frauen an.« Jeder von uns trug nach ſeiner Weiſe durch Scherz und Ernſt, durch Kunſt und Talent zur Unterhaltung bei, die Herzogin ſelbſt aber ſchwebte über dem Ganzen gleich einem milden, alles belebenden Genius. Nie, weder früher noch ſpäter, ſah ich eine Frau, die mit ſo anſpruchsloſer Grazie das Geſpräch ſtets ſo zu lenken wußte, daß Alle Freude daran hatten; nie ſah ich eine, welche die ſchwere Kunſt zuzuhören ſo verſtanden hätte, wie ſie. Sie war die erklärteſte Feindin aller jener geſelligen Neckereien, die ſo leicht in bittere Perſönlichkeiten ausarten, und doch hatte der ungefeſſeltеſte Witz freies Spiel, ſo lange er nur ergötzen und nicht verwunden wollte. Niemand durfte in ihrer Nähe ſich zurückgeſetzt fühlen, niemand bedrückt, niemand in ſeinen Rechten oder auch nur in ſeinen Empfindungen gekränkt.«

»Ich ſtaunte meine hohe Meiſterin an; ſie war ſo himmelweit von jenen berühmten Frauen in Paris verſchieden, die mein Vater als Muſter aller weiblichen Vollkommenheit mir ſo oft beſchrieben und angeprieſen hatte. Zum erſtenmal kam eine Ahnung davon in meine Seele, daß Jugend, Schönheit, Geiſt, blendender Witz und die Gabe, über jeden Stoff intereſſant reden zu können, noch lange nicht alles ſind, was wir bedürfen, um liebenswürdig und allgeliebt zu ſeyn, und daß man mit weit weniger brillantnen Eigenſchaften dennoch weit ſicherer und dauernder dieſes Ziel erreiche, wenn Herzensgüte, ächtes Wohlwollen und anſpruchloſe Natürlichkeit aus unſerm ganzen Weſen denen entgegen leuchten, die uns nahen.«

„Bernhard von Leuen ſtand in unſerem kleinen geſelligen Verein', als Seele deſſelben, der Herzogin würdig zur Seite. Man ſah, er war ein Mann, der, unerachtet ſeiner Jugend, feſt und ſicher ſeinen Weg gieng, ohne je, gleich einem Irrenden, bald nach dieſem, bald nach jenem zu greifen. Unerachtet ſeiner ſehr vortheilhaften äuſſern Bildung und übrigen bedeutenden Vorzügen, lag in ſeinem Benehmen nicht die leiſeſte Spur eines Beſtrebens, auffallen oder glänzen zu wollen. Der Grundton ſeines Weſens ſchien vielmehr eine gewiſſe ernſte Ruhe zu ſein, die ihm nie erlaubte, ſich irgendwo vorzudrängen; er ließ lieber alles an ſich kommen, und gieng niemals, auch nur um einen halben Schritt, der Bewunderung entgegen. Höflich gegen alle, beſonders gegen Damen, blieb er doch ſtets von dem mitunter etwas faden Tone der damaligen jungen und alten Herren entfernt, und erzeugte uns die Ehre oder die Gerechtigkeit, uns wie vernünftige Weſen und nicht wie Kinder zu behandeln. Ohne geradezu witzig zu ſein, war er die Zierde jeder bedeutenden Unterhaltung, denn er beſaß die herrlichſte Gabe des Worts, die mir je vorgekommen. So oft irgend ein hohes den Menſchen ehrendes Gefühl ihn dazu begeiſterte, riß der ihm eigne Zauber ſeiner Ueberredungskraft auch den Kälteſten hin. Jeder fühlte, daß das Unwiderſtehliche derſelben nicht allein in der ſorgſamen Wahl ſeiner Worte, und nicht in der eigenthümlichen Schönheit des vollen reinen Tons ſeiner Stimme lag; es lag weit tiefer, denn was er ſagte, war nicht blos das Erzeugniß ſeines hellen Verſtandes, es kam recht aus dem Grunde ſeines ſchönen Herzens und mußte darum wieder zum Herzen gehen. Er war viel gereiſt; das Schönſte und Erhabenſte, was dieſe Erde trägt, hatte er geſehen; ein guter Genius hatte ihn gelehrt, es ſich anzueignen für die Erweiterung ſeiner Kenntniſſe ſowohl, als fürs praktiſche Leben, und man ſah es ihm an, daß er wohl wußte, was die Welt von ihm und er von der Welt zu fordern habe.«

„Scheltet mich nicht, daß mein altes Herz ſich noch jugendlich warm im Lobe meines Freundes, vielleicht zu wortreich, ergießt. Er war ſo wie ich ihn Euch beſchreibe, ich ſah nie ſeinesgleichen und werde es nie wieder ſehen. Wenn er uns vorlas, was, dem Wunſch der Herzogin gemäs, täglich wenigſtens eine Stunde lang geſchah, wie hieng ich und wie hiengen wir alle dann mit ganzer Seele an ſeinen Lippen, an dem Ausdrucke ſeines edlen Geſichts. Durch ihn zuerſt lernte ich deutſche Poeſie und jenen hohen Wohllaut kennen, deſſen unſere, von mir ſo lange verkannte Sprache fähig iſt. Ihr habt nicht vergeſſen, daß ich bis dahin durch meinen Vater, außer einigen italieniſchen und engliſchen Klaſſikern, nur hauptſächlich die franzöſiſche Litteratur kennen gelernt hatte. Faſt alle unſere deutſchen Schriftſteller waren mir fremd geblieben, vor allen, die damals aus langer tiefer Nacht glorreich entſtehende Poeſie meines Vaterlandes. Die Herzogin ſowohl, als Bernhard von Lenen, genoſſen meine freudige Ueberraſchung mit jener wohlwollenden und wohlthuenden Empfindung, mit der wir einen Freund zum erſtenmal' an den ſchönſten Punct einer uns längſt bekannten reitzenden Gegend führen, oder ihn vor ein ihm noch unbekannt gebliebenes herrliches Kunſtwerk hinſtellen, und in ſeinem Entzücken den Moment noch einmal durchleben, in welchem auch wir zum erſtenmal' an der Stelle ſtanden, wo er jezt ſteht.«

»Das alles iſt dahin! und mit einem ſehr trüben Gefühle der Wandelbarkeit, des menſchlichen Sinnes und aller Gröſſe und alles Ruhms auf Erden, muß ich es erleben, daß das Wirken jener Männer, deren Namen ewig unſer Stolz ſein ſollte, eigentlich ſchon jezt an ihren undankbaren Enkeln verloren geht. Wie lange wird es dauern, ſo iſt es ganz vergeſſen und verſchollen, während wir aus Modeſucht und Misverſtand Handwerksburſchen-Lieder aufſuchen und ſie als Meiſterwerke bewundern und ſammeln. Wer in der jezigen leſeluſtigen jungen Welt kennt noch Kleiſts Frühling anders, als höchſtens vom Hörenſagen, während jeder nur halb gebildete Engländer ſeinen Thomſen beinahe auswendig weis, deſſen Andenken neue Auflagen ſeiner Werke alljährlich erneuern. Sinkt nicht ſogar Klopſtock, der vor wenigen Jahren noch unter uns lebte, allmählig der Vergeſſenheit zu? Man nennt ihn noch zuweilen aus Gewohnheit, oder aus einer Art von Pietät, aber wie Viele in der jungen Welt kennen mehr von ihm als den Namen? So iſts mit Hagedorn, mit Uz, mit Cronegk, mit Haller, mit Hölty, mit ſo vielen, die der Ausländer zu unſrer Schande bald beſſer kennen wird, als wir, während wir mit wahrem Heißhunger auf die neuen Erzeugniſſe der Zeit, auf Tageblätter und Taſchenbücher uns werfen, die ſchon beim Entſtehen den Keim der Vergänglichkeit in ſich tragen, und auch nicht einmal verlangen, länger zu leben als der Augenblick, durch den und für den ſie entſtanden.«

»Mit einem ganz unnennbaren Gefühle hörte ich einzelne Geſänge aus Klopſtocks damals unlängſt zuerſt erſchienenem Meſſias vorleſen, und die Bemerkungen von Lenen und der Herzogin über das eben Gehörte ergriffen mich nicht weniger wunderbar. So war ich es nicht gewohnt, dieſer heiligen Gegenſtände erwähnen zu hören; vieles ſchien mir ſogar unverſtändlich, ſowohl was ſie ſagten, als was vorgeleſen ward, und doch ergriff mich dabei eine mir ſelbſt unerklärliche, nie zuvor von mir gekannte Rührung. Oft fühlte ich mich über mich ſelbſt erhoben, und zum erſtenmale drang ein erwärmender Strahl jenes Lichtes in mein Gemüth, das jezt der Troſt meines Alters iſt; indem es die dunkle Bahn ſanft erleuchtet, die ich bald werde zu wandeln haben.«

»So ſehr mein Geiſt und mein Gemüth durch alles dieſes angeregt und angeſprochen wurde, ſo muß ich indeſſen doch geſtehen, daß ich nach Mädchenart es dennoch nicht unterlaſſen konnte, das innige Wohlgefallen zu bemerken, mit dem Bernhards Auge auf mir ruhte, ſo oft er ſich unbeachtet glaubte. Ich ſah es recht gut, wie er alle die ſchönſten, zarteſten, ergreifendſten Stellen der Poeten, welche er beſonders liebte und deshalb auswendig wußte, gerade mir allein durch Blick und Ton zuzueignen ſchien. Wäre mir hiebei noch irgend ein Zweifel übrig geblieben, ſo hätte manch heimliches Lächeln der Anweſenden, manche leicht hingeworfene Bemerkung mich in meinen Beobachtungen beſtärken müſſen. Er war durchaus kein homme aux petits soins, und doch konnte nichts Zarteres erdacht werden, als die tauſend kleinen, faſt unmerklichen Aufmerkſamkeiten, welche er mir ſtündlich erwies. Wie oft ſah ich ihn erbleichen, wenn zuweilen der Schmerz in meinem Fuße plötzlich auf ein paar Minuten wiederkehrte, und ich mit einem nicht zu unterdrückenden Wehelaut zuſammenzuckte! Jene wahrſagende Stimme, die ſchon ſeit Anbeginn der Welt in jedem Mädchenherzen wohnt und bis ans Ende der Tage darin wohnen wird, ſagte auch mir: ich ſei geliebt, heiß geliebt von dem ſeltenſten edelſten Manne, vor welchem alle meine übrigen Anbeter und Bewunderer ſammt und ſonders in traurige Unbedeutenheit zuſammenſanken. Auch Bernhard las in meinem Herzen, und ich verſuchte es zwar nicht, ihm dieſes zu wehren, aber ich geſtand mir auch nicht, daß ich es ihm erlaube; ſondern ich lies es gleichſam wie achtlos geſchehen. Beide waren wir nun überglücklich im ſeeligſten Empfinden des erſten, leiſen, zarten Verſtehens zweier in eins zerflieſſender Gemüther. Wir fühlten es wohl, wir wußten es wohl, was wir eins dem andern waren, aber um die Welt hätten wir es noch nicht ausſprechen mögen, denn die erſte Liebe lernt nicht ſobald Worte finden und kann ſie auch entbehren.«

»O wär' ich länger in dieſem Verhältniſſe geblieben. Wie ganz anders hätte mein Leben ſich gewendet. Doch die Prinzeſſin Mathilde genas wieder, die Herzogin ſetzte ihre Reiſe weiter fort und ich kehrte nach zwei kurzen, mit Flügelſchnelle an mir vorüber geeilten Wochen, völlig hergeſtellt, in das Haus meines Vaters, zu meinen alten Umgebungen, zu meiner gewohnten Lebensweiſe zurück.«

»Mir war, als erwache ich aus einem langen ſchönen Traume, doch auch dies Erwachen hatte ſein Angenehmes, und ich weinte nicht wie Kaliban, um wieder einzuſchlafen. Hatte ich doch auch in manchen Stunden die Trennung von meinem Vater und vielleicht auch eine gewiſſe Abhängigkeit vom Willen Anderer, deren ich nicht gewohnt war, wenn nicht ſchmerzlich, doch wenigſtens unbequem gefühlt; und war Er doch zurück geblieben, um, wie er gleich anfangs es angekündigt hatte, einige Geſchäfte hier abzumachen. Bernhard von Leuen lies ſich bei meinem Vater einführen, deſſen Bekanntſchaft er ſchon früher bei der Herzogin gemacht hatte, und von nun an beſuchte er faſt täglich unſer Haus.«

»Der gewohnte Kreis unſrer Hausfreunde und Bekannten empfieng mich mit lautem Jubel und tiefer Verehrung in ſeiner Mitte, als wäre ich eine Königin, die nach langer Abweſenheit in ihre Staaten wieder zurückkehrt. Der Ton in unſerem Hauſe hatte ſich während meiner kurzen Entfernung aus demſelben nicht im mindeſten verändert. Franzöſtrende Witzeleien, dreiſtes, oft zugleich auch unbefugtes Abſprechen über jeden Gegenſtand, rückſichtloſes, unbarmherziges Verſpotten, wenn nicht des Heiligſten ſelbſt, doch deſſen, was vielen für heilig gilt, war bei uns, nach wie vor, an der Tagesordnung. Stundenlang konnte die lebhafteſte Unterhaltung ſich um ein Nichts herumdrehen, hingegen beſprachen auch zuweilen beſſer unterrichtete Männer, an deren Spitze mein Vater ſtand, ſich klar und verſtändig, belehrend und gründlich über viele der bedeutendſten Gegenſtände des Lebens, der Kunſt, der Wiſſenſchaft. Die mehreſten unter dem jüngern Theile der Geſellſchaft zogen ſich von dieſen Geſprächen verſtummend zurück, nur Bernhard nahm ſtets mit höherem Intereſſe Theil daran. Ich hingegen miſchte nach alter Gewohnheit mich in alles, es mochte Ernſt ſein oder Scherz, und fand oft ein ganz eignes Vergnügen darin, alles launenhaft durch einander zu wirren. Denn leider trat die alte Gewohnheit des Lebens bald wieder in ihre Rechte; jeder Tag drängte die Erinnerung an jene beſſere, nur zu kurze Zeit, die ich bei der Herzogin verlebt hatte, mehr in den Schatten zurück, und in den alten Umgebungen ward ich ſelbſt wieder nur zu ſchnell, was ich früher geweſen war.«

»Es wird Euch unglaublich dünken, wenn ich Euch ſage, daß ich mit heimlicher Freude das Erſchrecken bemerkte, mit welchem von Leuen mich im väterlichen Hauſe ſo ganz verſchieden von dem fand, was ich in der Nähe und den Umgebungen der Fürſtin geweſen war. Doch leider war ich der Fürſtin geweſen war. Doch leider war ich thöricht und verwöhnt genug, die ſichtbare Be- wegung, in die er bei dieſer Entdeckung gerieth, für ein Zeichen bewundernder Ueberraſchung an- zuſehen, und mein Betragen ward von nun an mit jedem Tage übermüthiger und kecker. Neben der Freude an meines Vaters Beifall riß theils die überlaute Bewunderung unſers Kreiſes mich hin, theils wollte ich vor Bernhards Augen recht glänzend und liebenswürdig mich zeigen, und ſo überbot ich denn mit jedem Tage mich ſelbſt bis zur höchſten Anſtrengung meiner geiſtigen Kräfte.

Ich witzelte mit Jenem, neckte mich mit dieſem, entſchied überall, oft über Dinge, von denen ich nichts wiſſen konnte, und lachte mich ſelbſt zuerſt aus, wenn ich dabei in grobe Irrthümer verfiel, was wohl zuweilen vorkam.«

»Ich war nicht verblendet genug, den tiefen leidenſchaftlichen Schmerz zu überſehen, der jezt Bernhards ſchöne Züge nur zu oft umdüſterte, doch ein paar an ihn gerichtete freundliche Worte, wenn er ſich deſſen am wenigſten verſah, ein unbedeutender Vorzug, den ich unerbeten und zuvorkommend ihm vor den Uebrigen einräumte, verfehlten es nie, dieſen ſchmerzlichen Ausdruck ſeines Geſichts in den der innigſten Liebe umzuwandeln. So glaubte ich, in ſeinem momentanen Trübſinne nur die Wirkung einer Eiferſucht zu ſehen, die mir nicht anders als ſchmeichelhaft ſein konnte. Ich fühlte, wie er mit ganzer Seele an mir hieng, und hatte eine wahrhaft kindiſche Freude daran, ihn nach Belieben an einem ſeidenen Faden flattern zu laſſen. Ich glaubte weder, daß er dieſe leichte Feſſel zerreiſſen, noch daß ſie ihm drückend werden könne, denn er ſchien ſie ſo gern zu tragen, und ich hatte keine Mutter, keinen Freund; gütig und weiſe genug, um mich aufmerkſam darauf zu machen, wie ſehr dieſer Misbrauch der Gewalt, die ein freundliches Geſchick mir über das edelſte Gemüth gegeben, ſeiner und meiner unwürdig ſei.«

»Indeſſen verband ich mit dieſem wunderlichen Betragen auch noch ganz insgeheim die Abſicht, meinem Freunde dadurch mehr geſellige Leichtigkeit anzubilden, das Einzige, was ihm in meinen Augen noch zur Vollkommenheit fehlte. Bei dem grosartigeren, ernſter gehaltenen Tone, der in den Umgebungen der Herzogin vorherrſchend war, hatte ich an ihm nicht das geringſte auszuſetzen gefunden; doch in meinem eigenen Kreiſe erſchien er mir jezt oft nicht gewandt genug, und ich war zuweilen in meinem Herzen recht troſtlos darüber, wenn ich ihn in dieſer Hinſicht von übrigens ganz unbedeutenden Geſellen übertroffen zu ſehen glaubte. Ich ſelbſt war ja vor allen Dingen brillant, und alles, was zu mir gehören wollte, mußte es auch ſein.«

»Bernhard ſchien indeſſen wenig geneigt, ſich hierin meinen Wünſchen zu fügen, und dem weſenloſen Schimmer nachzujagen, den ich an ihm vermißte. Wie er von jeher geweſen, ſo blieb er, und wenn die Gecken um ihn her ihr loſes Spiel ihm ein wenig zu nahe trieben, ſo wußte er, ſchroff und imponirend genug, ſich vor ihren Augen zu erheben, um ſie in gehöriger Entfernung von ſich abzuhalten. Dies war es nun wohl nicht, was ich eigentlich gewollt hatte, doch konnte es mich nicht verdrieſſen; ich ward nur heimlich um ſo ſtolzer auf meinen Freund. Bernhard bemerkte meine Zufriedenheit in ſolchen Augenblicken, wenn gleich ich ſie mir ſelbſt kaum geſtand, und dieſe Entdeckung gab ihm ſogar einſt den Muth, einen günſtigen Augenblick zu benutzen, um mir über das Schaale und Zweckloſe unſers Treibens recht ernſtliche und eindringende Vorſtellungen zu machen. »Wie können Sie, theures Fräulein,« ſprach er zu mir, »wie können Sie, die Sie ſo reich begabt ſind, an der geiſtigen Armuth dieſer Leute Freude finden? Wie iſt es möglich, daß der Wirbel dieſer Geſelligkeit Sie ſo hinreißt? Ich ſelbſt, glauben Sie es nur, ich ſelbſt könnte in dieſem nichtigen Treiben, dem Sie viel zu nachſichtig ſich hingeben, Sie verkennen, wenn jene erſten ſchönen Tage, die ich in Ihrer Nähe verlebte, mir nicht noch in zu heller Glorie vorſchwebten. Nie werde ich jener Zeit vergeſſen, laſſen Sie ſie wiederkehren, Sie können es, ſobald Sie es wollen, ſein Sie nur wieder Sie ſelbſt!«

»Das bin ich allemal,« erwiederte ich ihm lachend, »ein fröhliches Geſchöpf, das wohl zuweilen recht ernſthaft ſein mag, das ſich aber auch herzlich gerne amüſirt, und zum Amüſiren ſchicken die Thoren ſich am beſten.«

»Sich amüſirt,« wiederholte Leuen, ein ganz klein wenig erbittert, »was heißt denn amüſiren? Das Leben zu vergeſſen ſuchen, von den Tagen einen dem andern, in nichts ſagendem und nichts wollendem Spiel ſo raſch als möglich nachjagen, damit nur von Keinem eine Spur übrig bleibe, damit man nur gar nicht zur Beſinnung komme. O Fräulein, Sie, die Sie ſo glücklich ſein könnten, indem Sie andere beglücken,« rief er mit hohem Erröthen; hingeriſſen von ſeinem Gefühl, und ergriff dabei meine Hand. »Theure, theure Anna, mögen Sie des Lebens immer, immer ſich freuen, das Köſtlichſte, das es bieten kann, möge es zu Ihrem Ergötzen ſtets bereit ſein; möchten alle Ihre Tage eine ununterbrochene Kette Ihrer würdigen Freuden werden und« — hier ſtockte er ein wenig, dann ſezte er in gelaſſenem Tone hinzu: »doch amüſiren? Liebes Fräulein, überlaſſen Sie dieſen nüchternen Rauſch allen denen, die nicht minder tief unter Ihnen ſtehen, als jene Menſchen, denen Sie es erlauben, Sie, ihrer Unbedeutenheit unerachtet, zu umflattern.«

»Sehen Sie, von Leuen,« erwiederte ich freundlich, wenn gleich innerlich nicht ganz zufrieden, »ſehen Sie, indem Sie auf das unſchuldige Amüſiren ſchelten, ſind Sie ſelbſt höchſt amüſant, denn Sie nehmen für Ernſt, was gar nicht ſo gemeint iſt, und eben das iſt ja erſt der rechte Spaß. Werden Sie denn nie lernen, Ihre Freunde auch unter der Maske zu erkennen?«

»Aber wenn ſie tagtäglich immer und ewig in der Maske einher gehen?« erwiederte er.

»Ich fiel ihm raſch ein. »Im Karneval thut man das, und die Jugend iſt das Karneval des Lebens. Sein Sie doch zufrieden, daß Sie zu den ſehr Wenigen gezählt werden, in deren Nähe man die Maske gern und recht oft ein wenig lüftet. Und nun, Herr Griesgram, kommen Sie an den Flügel, mir Amiets Klagen von unſerem Lieblinge Kleiſt zu akkompagniren. Ich verſpreche Ihnen dagegen, den ganzen Abend recht artig zu ſein, wenn nehmlich nichts dazwiſchen kommt, das mich anderes Sinnes machen könnte. Bernhard folgte mir willig, mit jenen aus Liebe und Zorn zuſammengeſeztem Ausdrucke in ſeinen Zügen, den wir ſo gern als den ſicherſten Beweis unſerer unumſchränkten Herrſchaft anzuſehen uns gewöhnen, und ich ſang heimlich triumphirend ihm vor: »Sie fliehet fort, es iſt um mich geſchehen, ein weiter Raum trennt Lalage von mir.«

»Von nun an fielen beinahe alle Tage ähnliche Scenen zwiſchen uns beiden vor, die von Leuen oft ziemlich künſtlich herbeizuführen wußte. Oft ſah ich das offne Geſtändnis ſeiner Liebe auf ſeinen Lippen ſchweben, mein Herz klopfte ihm entgegen, aber ein ganz eignes Gemiſch von Stolz, Verlegenheit und mädchenhafter Scheu, verbunden mit dem lebendigſten Bewußtſein deſſen, was ich ſelbſt für ihn empfand, bewogen mich jedesmal, ihm auf irgend eine Art zu entgehen, und wäre es auch nur durch die erſte beſte Poſſe geweſen, die mir eben durch den Sinn fuhr. Mein Vater freute ſich unſerer gegenſeitigen, täglich wachſenden Neigung zu einander, die ſeinem Scharfblicke nicht entgieng; doch hielt er es für das Gerathenſte, nichts, weder dafür noch dagegen, zu unternehmen.«

»In unſerem geſelligen Kreiſe begann man um dieſe Zeit ebenfalls, mich als die Braut des Herrn von Leuen zu betrachten, obgleich ich jede darauf hinzielende Anſpielung nur mit einem ſtolzen Lächeln beantwortete. Uebrigens hörte ich alles an, was man über dieſen Gegenſtand ſagen mochte, ohne ſonderlich weiter darüber zu denken.«

»Meine Zukunft breitete ſich unabſehbar vor mir aus, ich war glücklich in der Gegenwart, der Augenblick erfüllte mich ſo ganz, daß ich alles gehen lies, wie es gieng, ohne Sorge und ohne Vorbedacht.«

»Bernhards mit jedem Tage zunehmender Ernſt, verbunden mit manchem andern Zuge in ſeinem Benehmen hätte bei einzelnen Gelegenheiten mir wohl einen groſſen Kampf in ſeinem Gemüthe andeuten können, doch ich bemerkte nichts davon, oder glaubte nicht daran, und ſo kam dann der verhängnisvolle Abend herbei, der über meine Zukunft entſchied, ohne daß ich Verblendete ſeine Nähe vorahnend empfunden hätte.«

»Iſt es denn nicht immer ſo? Spielen wir nicht immer, achtlos wie Kinder, am Rande eines Abgrundes, während wir der Hand ausweichen oder ſie wohl gar unſanft zurückſtoſſen, die uns vor dem Fall bewahren möchte, weil ſie nicht vermeiden kann, uns zuweilen etwas unſanft zu ergreifen.«

»Unſre gewohnte Geſellſchaft war eben eines Abends zahlreicher als gewöhnlich verſammelt, und das ſehr animirte Geſpräch drehte ſich raſch um einen Gegenſtand, welcher damals die ganze hieſige elegante Welt auf das allerlebhafteſte beſchäftigte. Es galt einem, nach mehrjährigem Aufenthalte im Auslande eben wieder in der Heimath friſch angelangten jungen Manne. Er hatte ſich lange in Paris, ſogar auch ein paar Monate in Rom aufgehalten, und eignete ſich folglich auf das vollkommenſte dazu, in ſeiner Vaterſtadt den Ton anzugeben, was damals für Seinesgleichen weit leichter war als jezt. In unſeren Tagen geht alle Welt auf Reiſen, und dies macht uns gegen Weitgereiſte viel gleichgültiger, die in meiner Jugend weit mehr galten. Wer Paris, dieſe damals allgemein anerkannte Königin aller Städte, geſehen hatte, erhielt ſchon allein dadurch ein gewaltiges Uebergewicht in der Geſellſchaft, und wer nun vollends in Rom geweſen war und vom Pantoffel des Papſtes etwas zu erzählen wußte, den betrachtete man ſogar mit einer eignen Art von ehrfurchtsvoller Scheu als Einen, der Groſſes unternommen und vollbracht hatte.«

»Der junge Wieſenau, ſo hieß der Vielgereiſte, benuzte im vollſten Maße den Vorzug, den dieſes Vorurtheil ſeiner Zeitgenoſſen ihm gewährte. Nichts von allem, was er bei uns antraf, konnte, ſo wie es eben war, vor ſeinen Augen Gnade finden; er verdammte alles, nannte alles lächerlich, zum Erbarmen, Ekipagen und Hausgeräth, Kleidung und Friſur. Dafür aber war er auch eben ſo unerſchöpflich als bereitwillig im Angeben der neueſten Pariſer Moden, und gieng dabei in die kleinſten Details ein, ohne zu ermüden. Unſre ſämmtlichen jungen Herren wollten verzweifeln, weil die, Tag und Nacht arbeitenden Handwerker mit aller möglichen Anſtrengung dennoch nicht im Stande waren, alles gleich ſo herbei zu zaubern, wie Wieſenau es hatte; denn der Scepter der Mode regierte vor dreißig bis vierzig Jahren weit despotiſcher als jezt, und wer im Schnitte der Kleidung oder in der Form ſeiner Umgebungen nur im geringſten von ihrem neueſten Geſetze abwich, der durfte kaum es wagen, ſich ſehen zu laſſen, wenn er nicht ſchon früher auf Eleganz und Modernität Verzicht geleiſtet hatte.«

»Daß auch unter den Damen dies gereiſte Wunder gewaltiges Aufſehen erregen mußte, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Glückſeelig war die, mit der Herr von Wieſenau ſich unterhielt, noch glückſeeliger die, welche auf einige Stunden den leichten Schmetterling zu feſſeln wußte. Am allerglückſeeligſten aber achtete man einige wenige Beneidenswerthe, denen er eine von ihm mitgebrachte groſſe, mit mehreren Anzügen verſehene Pariſer Modepuppe mittheilte, von der Art, wie ſie damals alle Monate von Paris aus an die bedeutendſten Höfe von Europa verſendet wurden, und nach deren Muſter die von Wieſenau dazu Auserwählten ſich durch Anzug und Kopfputz faſt bis zum Unkenntlichen umgeſtalteten.«

»Uebrigens galt dieſer junge Mann nicht nur im Aeuſſern für die Krone aller eleganten Modernität, er wurde auch allgemein als der witzigſte, liebenswürdigſte, zierlichſte Petitmaitre bewundert, den man ſeit wenigſtens funſzig Jahren geſehen. Jedermann trug ſich mit allerliebſten Anekdoten und witzigen Einfällen von ihm herum; nur von Leuen, der ihn früher im Auslande angetroffen hatte, wollte mit dem allgemeinen Chor der Bewunderer des jungen Herrn nicht recht übereinſtimmen. Er erklärte ihn für einen faden, dreiſten Gecken, den man ſelbſt in den groſſen Städten, welche er beſucht hatte, ſehr oft zur Zielſcheibe des Witzes misbraucht habe, und der nichts weiter verſtehe, als auswendig gelernte Melodien Dompfaffenartig abzuleiern.«

»Ich ſelbſt, die ich den Helden des Tages noch gar nicht geſehen hatte, war in Hinſicht auf ihn ziemlich unpartheyiſch geſinnt. Da mir an ſeiner Modepuppe nichts lag, ſo hatte er für mich weit weniger Anziehendes, als für andere meines Gleichen. Nach allem, was ich von ihm hörte, und da ich ohnehin immer gern eine Oppoſitionsparthey bildete, war ich in meinem Herzen vielmehr geneigt, die Meinung des Herrn von Leuen in Hinſicht auf ihn anzunehmen. Doch er war in dem Augenblick Mode, er war brillant, das lies ſich nicht abſtreiten, und ſo beſchloß ich denn, ihn fürs erſte an meinen Siegeswagen ein wenig mitziehen zu laſſen, ſobald ſich nur die Gelegenheit dazu fände. Dieſe fand ſich, noch ehe ich es erwarten konnte, am nehmlichen Abend, denn einer unſrer Hausfreunde führte an demſelben den Vielbeſprochnen bei uns ein.«

»Nur vom Theater aus könnt Ihr, lieben Kinder, jezt eine Idee, und noch dazu nur eine höchſt unvollkommene, von dem bekommen, was ein Stutzer jener Zeit eigentlich war; denn, Gottlob, in der Wirklichkeit iſt dieſe Art gänzlich bei uns ausgegangen. Ich wünſche meiner Nachwelt Glück zu dieſem Verluſte, denn, obgleich ich das, was an die Stelle jener Karikaturen getreten iſt, eben ſo wenig unbedingt loben mag, ſo iſt doch die Thorheit der jezigen Zeit weniger erniedrigend, wenn gleich vielleicht nicht minder groß. Kaum konnte ich ſelbſt des Lachens mich enthalten, als die verdrehte, gezierte parfümirte Figur des Allbewunderten zuerſt, mit unnachahmlicher Grazie tief ſich bückend, mir die Hand küßte und dabei mit ſeinen à la Maréchal gepuderten ailes de pigeon nahe an meinem Knie vorüber ſtreifte; denn in dieſer Uebertreibung hatte ich noch keinen geſehen. Doch das Männchen hatte in Paris ſchwatzen gelernt, es hatte mitunter Einfälle, die gar nicht übel waren, und beſaß obendrein jenen übermüthigen Ton oberflächlicher, keine Schonung kennender Perſiflage, in die ich nur allzugut einzugehen wußte. So kam es an jenem Abende nur zu bald dahin, daß wir beide in der Geſellſchaft die Wortführer machten, denen der Chor der übrigen in abgemeſſnen Pauſen Beifall zuzurufen und zuzulachen ſich begnügte.«

»Das Geſpräch nahm bald eine Wendung, die, wie ich ſelbſt es mir nicht verbergen konnte, meinem Freunde durchaus verhaßt war; doch in meinem Uebermuthe lies ich darum nicht davon ab, ſondern wetteiferte mit dem neuen Ankömmling in unbarmherziger Verſpottung alles deſſen, was zufolge der damaligen modernen Aufklärung, die franzöſirenden Schöngeiſter Vorurtheil nannten; daneben aber ward auch manches abweſende Mitglied der Geſellſchaft bei dieſer Gelegenheit von unſern Pfeilen nicht verſchont.«

»Erlaßt es mir, meine Lieben, Euch die näheren Details eines Geſprächs zu geben, das ich noch immer nur mit tiefem Schmerz Euch wiederholen könnte und das ich ſo gern vergäſſe, ohne daß es mir bis dieſen Augenblick hätte gelingen wollen, es aus meinem Gedächtniſſe zu tilgen.«

»Die geſpannteſte Aufmerkſamkeit unſerer Zuhörer, nur dann und wann von ſchallendem Gelächter unterbrochen, lohnte unſer Beſtreben zu glänzen; ſelbſt mein Vater hörte lächelnd und wohlgefällig uns zu, während Bernhard immer ernſter und ſchweigſamer ward. Ich ſah den verhaltnen Unwillen in ſeinen dunklen Augen blitzen, ich las den ſtummen Schmerz über mein Betragen in ſeinen Zügen, aber es fiel mir nicht ein, ihn deshalb zu ſchonen. Meine unſeelige Eitelkeit verleitete mich zu dem Verſuche, trotz ſeiner Unzufriedenheit mit mir, ſeine Bewunderung durch eben das zu ertrotzen, was dieſe Unzufriedenheit in ihm rege machte, und ſo trieb ich es immer ärger, bis er nicht mehr im Stande war es zu ertragen.«

»Ich ſaß in einer Ecke neben dem Kamin, dieſes, der Kaminſchirm und ein kleiner Tiſch, der ſeitwärts vor mir ſtand, ſonderten mich ein wenig von der Geſellſchaft ab, die mir gegenüber einen Halbkreis bildete. Bernhard fand indeſſen doch einen Weg, ziemlich unbemerkt hinter meinen Armſtuhl zu gelangen, und über die Rücklehne deſſelben gebeugt, mir die Bitte zuzuflüſtern, dieſe wunderliche Unterhaltung doch endlich abzubrechen. Doch vergebens! ich gab mir im Gegentheil das Anſehen, ihn gar nicht zu verſtehen. Jezt wurden ſeine Bitten immer dringender, ſie geſtalteten ſich endlich zu Warnungen um, und hingeriſſen von der Gluth der Leidenſchaft, von ſeinem empörten Gemüthe und dem Schmerze des Augenblicks, miſchte er endlich, ganz ohne es zu wollen, das ſo lange zurückgehaltne Geſtändnis der glühendſten innigſten Liebe in das dringendſte Flehen um Rückkehr zu mir ſelbſt und meiner beſſern Natur.«

»Dieſer Moment war der höchſte Triumph meines Lebens. Jezt hatte ich, was zu erhalten, meine kühnſten Einbildungen kaum erträumen konnten. Er, Bernhard von Leuen, mußte, mitten im Zorn' über mich, den ſtolzen Sinn vor mir beugen, und meine Siegergewalt anerkennen. Doch auch mein Herz wallte in heiſſer Liebe ihm entgegen, ich hätte die Welt darum hingeben mögen, um in dieſem Moment unbelauſcht ihm alles geſtehen zu dürfen, was ich dachte und empfand, und doch trieb mich ein unüberwindlicher Uebermuth, eine wirklich dämoniſche Luſt an ſeiner Qual, das verhaßte Spiel noch immer nicht aufzugeben. Ich war mir ja bewußt, dieſe Qualen jeden Augenblick in Entzücken umwandeln zu können.«

»Innerlich zu aufgeregt, um genau zu wiſſen, was ich that, erſchien ich jezt wirklich glänzender, an geiſtreichen Einfällen unerſchöpflicher, als je, und Bernhard ſtand da, bleich und ſtumm. Kein guter Engel gab es mir in die Seele, aufzuhören, weil es noch Zeit ſei; es war vielmehr, als ſei ich, zur Strafe meines Uebermuthes, den dunkeln, unheilbrütenden Mächten anheim gefallen, von denen man glauben könnte, daß ſie jene kleine Zufälligkeiten leiten, die oft eben ſo unerwartet als zerſtörend in unſer Leben treten.«

»Solch ein Zufall war es gewiß, der, ich weiß bis dieſe Stunde nicht wie es geſchah, die Pfeile unſeres Witzes gegen Bernhard ſelbſt wendete. In der Art von Bewußtloſigkeit, in die mein Benehmen ihn verſezt hatte, gaben vielleicht ein paar unbedachte Worte, die er hinwarf, den erſten, wirklich nicht geſuchten Anlaß dazu. Doch er war zu erſchüttert, zu aufgeregt in den tiefſten Tiefen ſeines Gemüthes, als daß er es vermocht hätte, wie ſonſt wohl geſchah, den Angriff auf ſeine Gegner zurückprallen zu laſſen. Das kalte Spiel widerte ſeinem glühenden Herzen zu ſehr an, als daß er mit Glück daran hätte Antheil nehmen können. Er verſuchte zwar, ſich zu vertheidigen, aber er verwirrte ſich in dem Verſuch, und fand zum erſtenmale nicht das paſſende Wort für das, was er ſagen wollte. Ich ſah es, ſeine Verwirrung erhöhte das Gefühl meines Triumphes, hingeriſſen von der übermüthigſten Freude, war ich unbeſonnen genug, einen ſeiner Ausdrücke aufzunehmen, dem eine lächerliche Seite ſich abgewinnen lies.«

»Bernhard ſah mich an und ſchwieg ganz faſſungslos. Den Blick vergeſſe ich nie.«

»Jezt entſtand plötzlich eine allgemeine, unendlich peinliche Stille um mich her. Ich glaubte zu fühlen, daß man in ihm mich ſchonen wolle, ich vergaß, daß wahrſcheinlich keiner der Anweſenden Luſt haben konnte, den Scherz gegen den ſo oft Beneideten fortzuſetzen, deſſen Ueberlegenheit ein jeder von ihnen oft genug erfahren hatte, um ſie zu ſcheuen. Ich blickte auf und mein böſer Dämon zeigte mir, wie ein heimlich triumphirendes Lächeln auf allen dieſen Geſichtern mir entgegen grinſte, und er allein ſtand, der gewohnten Waffen beraubt, mitten unter dem, mir in dieſem Moment unbeſchreiblich verhaßten Haufen, der ſich das Anſehen gab, ihn mitleidig ſchonen zu wollen.«

»Jezt begann ich in meinem Gemüthe ſeinetwegen ganz entſetzlich zu leiden; in dieſem furchtbaren Moment, da mir war, als müſſe ich mich ſeiner ſchämen, fühlte ich zuerſt recht tief und eindringend, was er mir war, und mit welch' unbegränzter Liebe ich an ihm hieng.«

»In bodenloſer Verwirrung, in namenloſer Qual, übermüthig und gedemüthiget zugleich, raſtlos getrieben von einer ganz unerklärlichen, an Verzweiflung gränzenden grauſamen Luſt — ſprach ich noch ein paar Worte.«

»Lautſchallendes, nicht zu unterdrückendes Gelächter aller Umſtehenden folgte dieſen Worten, und mit unbeſchreiblichem Schmerze traf der ſchneidend-gellende Ton dieſes Lachens mein Ohr — denn es galt meinem einzigen, in dieſem Augenblicke mit faſt wahnſinniger Leidenſchaft geliebten Freunde, und ich ſelbſt hatte ihn dem Spotte dieſer Menſchen blosgeſtellt.«

»Bernhard ſtand auf und plötzlich verſtummte alles wieder. Er trat vor mir hin, blickte noch einmal mir ins Auge, ergriff meine Hand, die er küßte, und ſchied ohne ein Wort zu ſagen, aus dem Kreiſe, in welchem mit einemmale eine Todtenſtille entſtand. Mit vernichtender Gewalt trat jezt der Schmerz in meine Seele; meine Beſinnung war hin; ich könnte ſagen: mein Leben ſtand einen Augenblick ſtill. Dann klopften alle meine Pulſe mir zu, »du haſt ihn verloren, ihn und dich, auf ewig, durch eigne Schuld.«

»Angelika, Wicktorine, kennt ihr einen Schmerz, der dieſem gleichen mag?«

»Ich wußte nicht mehr, was ich that; mechaniſch ergriff ich eine kleine, aber ſehr ſchöne Potpourri-Vaſe von Porzellan, die auf einem kleinen Tiſche neben mir ſtand, ſie entglitt meinen Händen, ob durch mein Verſehen, ob ich ſie, vom dumpfen Inſtinct getrieben, fallen ließ, um ſo die allgemeine Aufmerkſamkeit von mir abzulenken, iſt mir nie recht klar geweſen. Letzteres war wenigſtens die ſcheinbare Folge davon, denn über alle Anweſende mußte eine dunkle Ahnung des vorgefallenen Unheils gekommen ſein, und deshalb waren alle froh, die Gedanken davon abzuziehen.«

»Mein Erbleichen, mein zitterndes Schwanken, hatte nun doch eine ſichtbare Urſache gewonnen, und die Geſellſchaft war aus der ſtummen Verlegenheit, in der ſie bis jetzt dageſtanden, glücklich wieder gerettet. Das Betrachten des zu meinen Füſſen zerſchmettert daliegenden Amors, der auf der Vaſe gemalt geweſen war, das Bedauern über ſeine Vernichtung gab zu unzähligen galanten Bemerkungen und witzigen Einfällen Anlaß, von denen manches Einzelne, trotz ſeiner Albernheit, mir tief in das Herz ſchnitt. Indeſſen hatte durch dieſen halben Zufall die Unterhaltung doch eine andere Wendung genommen und ich ward dadurch in den Stand geſetzt, mir für den übrigen Theil dieſes entſetzlichen Abends die nöthige Faſſung wieder zu erringen.«

»Jezt laßt es für heute genug ſein!« ſezte die Tante mit leiſerer Stimme hinzu, indem ſie aus ihrem Armſtuhl ſich langſam erhob. Sie küßte die in Thränen zerfließenden Mädchen auf die Stirn und heftete lange und bedeutend den ſeelenvollen Blick ihrer hellen Augen auf beide; man ſah, ſie wollte noch etwas ſagen, wozu die [illegible]e verſagte; dann wandte ſie ſich freundlich, gieng langſam hinaus, winkte, ihr nicht zu folgen, und kam den Abend nicht wieder zum Vorſchein.

Anna von Falkenhayn, treu ihrer vieljährigen Gewohnheit, ſaß am Morgen nach dieſem Abend ſchon um ſieben Uhr völlig angekleidet in ihrem Armſtuhl, obgleich es im Kleebornſchen Hauſe, das in dieſer Hinſicht von andern groſſen Häuſern der Stadt keine Ausnahme machte, kaum anfieng, Tag zu werden.

Ihr Auge war trübe, ihr Herz war ſchwer von tauſend wehmüthigen und ſchmerzlichen Erinnerungen. Das blaſſe Geſicht auf die durchſichtig zarte Hand geſtützt, ſtrebte ſie ſchon lange vergebens ihre Aufmerkſamkeit dem vor ihr aufgeſchlagen da liegenden Buche zuzuwenden, um mit deſſen Hülfe den Nachhall aller der trüben und ſchönen Stunden endlich wieder verklingen zu laſſen, den ſie ſelbſt am geſtrigen Abend aufs neue in ihrem Gemüthe hervorgerufen. Daher war es ihr zwar eine unerwartete, aber durchaus keine angenehme Ueberraſchung, als ihr Kammermädchen ihr einen draußen ſtehenden Fremden meldete, der dringend um Zutritt bei ihr bat. Sie fühlte ſich um ſo mehr abgeneigt, den ihr zu ſo ungewöhnlicher Zeit zugedachten Beſuch zu empfangen, da ſie das Mädchen vergebens um ſeinen Namen befragte. »Der junge Herr,« erwiederte dieſes, »ſieht ſo vornehm in die Welt hinein, daß ich unmöglich zu ihm ſagen konnte, mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?«

Mismuthig und verſtimmt, war Anna von Falkenhayn ſchon im Begriff, den ihr etwas überläſtig ſcheinenden Fremden um einen Beſuch zu gelegenerer Zeit bitten zu laſſen; doch der plötzliche Gedanke, daß es gerade wegen der ſo ungewöhnlich gewählten Stunde hier wohl auf mehr als auf eine bloße Viſite abgeſehen ſei, hielt ſie davon ab, und um nicht einer Laune zu gefallen, vielleicht eine Gelegenheit zu verlieren, andern hülfreich erſcheinen zu können, ſo befahl ſie den Fremden hereinzuführen. Er trat ein, und mit einem ihr ſelbſt unerklärlichen Erſchrecken erkannte ſie in ihm gleich auf den erſten Anblick den Geliebten ihrer Vicktorine.

So ſonderbar verlegen und erröthend, als dieſe Beide, mag wohl nicht leicht beim erſten

Zuſammentreffen ein Paar einander gegenüber geſtanden haben, von dem die Dame wenigſtens zweimal ſo alt war als der Herr. Indeſſen währte dieſe wunderliche Befangenheit nicht lange; Tante Anna hatte zu viel Gewalt über ſich ſelbſt, um ſich nicht ſchnell von ihr loswinden zu können, und nach wenigen Minuten ſaßen daher ſie und Raimund wie ein Paar alte Bekannte ganz traulich einander gegenüber.

Raimund entſchuldigte ſeinen, gegen alle Regeln der Konvenienz ſtreitenden frühen Beſuch, zuvörderſt mit ſeines alten Freundes Müller Verſicherung, daß es bei der Hochwürdigen Frau wenigſtens zwei Stunden eher Tag werde, als im übrigen Hauſe; nächſtdem aber mit dem nicht zu unterdrückenden Wunſch ſie ungeſtört, und wo möglich auch unbemerkt ſehen zu dürfen. Ziemlich verlegen wollte er jezt es verſuchen, zur Erklärung ſeines eigentlichen Anliegens zu ſchreiten, doch die zuvorkommende Güte ſeiner Zuhörerin erleichterte ihm dieſes dadurch ungemein, daß ſie ihm deutlich merken ließ, wie Vicktorine ſie ſchon längſt zur Vertrauten des ſtillen Geheimniſſes ihrer Liebe eingeweiht habe. So ward denn das Geſpräch zwiſchen beiden ſehr bald von jeder beengenden Rückſicht befreit, und ſie unterhielten ſich ohne weitern Zwang, mit gegenſeitigem Vertrauen, von dem was in dieſem Augenblick ihrem Herzen am nächſten lag.

Vollkommen ermuthiget durch ihre würdevolle Freundlichkeit, erklärte Raimund jezt der Tante, wie ein Antrag der Herren Fiſcher, den er ohne Vicktorinens Beiſtimmung weder ablehnen noch annehmen könne, ihn hauptſächlich bewogen habe ſie um ihre Vermittelung zu erſuchen. Es war von einer langen, mit manchen bedeutenden Gefahren verbundnen Seereiſe die Rede, die er nach dem Wunſch jener Herren unternehmen ſollte, um in einem fremden Welttheile eine ſehr wichtige, großen Gewinn verſprechende Unternehmung perſönlich zu leiten. Unter den vortheilhafteſten Bedingungen ſollte bei ſeiner hoffentlich glücklichen Heimkehr ein bedeutender Antheil an der Handlung dieſes ſehr geachteten Hauſes der Lohn ſeiner

Bemühungen werden. »Sobald ich den erſten Zorn überwunden hatte, den Herrn Kleeborns Benehmen in mir aufregen mußte,« ſezte Raimund hinzu, nachdem er der Tante ſowohl die Gefahren als den Vortheil erklärt hatte, welche bei dieſer Unternehmung für ihn perſönlich zu erwarten ſtanden; »ſobald ich den erſten Zorn überwunden hatte, das heißt, ſobald ich wieder meiner Sinne mächtig war, denn mehr bedurfte es nicht, ſo ſtand auch der Entſchluß felſenfeſt in mir, unerachtet des erſten Fehlſchlagens aller meiner Wünſche, dennoch auf der einmal angetretnen Bahn zu beharren. Der Mann darf ja nicht ſich ſelbſt zum Spiel des Zufalls machen, er ſoll ja nicht blindlings umhertappen, bald ergreifen, bald wieder loslaſſen, wie Luſt und Laune ihn treiben. Er ſoll vielmehr feſthalten an dem was er einmal unternommen, um ſo doch wenigſtens die nie wiederkehrende Zeit aus dem Schiffbruch ſeiner Hoffnungen zu retten.«

»Es freut mich herzlich, Sie ſo feſten Sinnes zu finden,« erwiederte Tante Anna, »denn auch

Vicktorine,« — »o gewiß,« unterbrach Raimund ſie, »ich kenne meine Vicktorine, und nie kann der Schatten eines Zweifels an dieſes edle Weſen meinen Blick umdüſtern. Ich weiß es, Vicktorine hält unabwendbar feſt an mir, und jener Fremde, den Herr Kleeborn ihr aufdringen möchte, wird nie ihre Hand erhalten. Aber auch mir wird ſie nie angehören, ſo lange ihr Vater lebt, um es zu verbieten; denn ſie bleibt ihrer Pflicht nicht minder treu als ihrer Liebe. Und ſo werden wir beide wahrſcheinlich in langer nie erfüllter Sehnſucht unſer Leben vertrauern, wenn nicht ein guter Engel unſer Geſchick freundlicher wendet. Wie das geſchehen könnte, ſehe ich Blödſichtiger freilich noch nicht ab,« ſetzte Raimund mit einem leiſen Seufzer und getrübten Blicke hinzu.

Anna von Falkenhayn ſchien nun einmal zur milden Tröſterin aller, die ihr nahten, auserſehen zu ſeyn, und ſo verſuchte ſie es denn auch gern, und nicht ohne Gelingen, ihren neuen jungen Freund mit dem Leben und insbeſondere mit ſeinem eignen Geſchick zu verſöhnen. Es mußte indeſſen noch manches ſehr ernſtlich beleuchtet und erwogen werden, ehe man zu einem feſten Entſchluß in Hinſicht auf die ihm vorgeſchlagene Reiſe kommen konnte, und Raimund kehrte deshalb noch mehreremal, und immer in der Frühſtunde, zur Tante zurück. Ihre Nähe ſowohl als ihre Perſönlichkeit übten auf ihn einen ganz wunderbaren Zauber. Er fühlte ſich unwiderſtehlich zu der ſeltnen Frau hingezogen, die wie das verbindende Element des Lebens zwiſchen ihm und Vicktorinen ſtand. Wenn ſie ſo freundlich ihm zuſprach, mußte er dabei ſtets an ſeinen Vater denken, denn ſo wie ſie, hatte, ſeit er dieſen verloren, nie wieder jemand zu ihm geſprochen.

Vor Allem aber erfüllte ihn ein ganz eignes Gefühl ſüßer faſt ſchauerlicher Wehmuth, wenn er ſie dabei anſah, und nun in den alternden Zügen des bleichen ernſten Geſichtes die unverkennbarſte Aehnlichkeit mit ſeiner reizenden in voller Jugendpracht blühenden Geliebten entdeckte. Ihm war dann als lüfte die Zukunft den dunkeln

Schleier und blicke ernſt und geheimnißvoll ihn an, während der eilende vernichtende Schritt der Zeit hörbar ihn umrauſchte, und ihn ermahnte, das Leben und die Jugend feſtzuhalten, ehe ſie auf immer entſchwinden.

Auch der Tante ward der junge Mann immer lieber und lieber, je öfter ſie ihn ſah, doch nicht etwa weil ſie das Innere ſeines Gemüths dabei näher kennen lernte. Man möchte ſagen, ſie empfand dies nur, gleich dem Eigenen, und ſie beurtheilte ihn daher wie Frauen gewöhnlich zu urtheilen pflegen, mit dem Herzen und nicht mit dem Kopf; was bei der ungemeinen Klarheit ihres Geiſtes freilich ein ſeltner Fall war. Alles an ihm, ſeine ganze Art zu ſein, ſeine Sprache, ſein Benehmen, Alles erſchien ihr wie der begleitende Ton zu der Melodie ihres innerſten Lebens, und war ihr deshalb befreundet und kam ihr wie längſt bekannt vor.

»Endlich, meine edle theure Beſchützerin, endlich muß ich doch dazu kommen, einen Entſchluß in Hinſicht auf meine Reiſe zu faſſen,« ſchrieb

Raimund der Tante eines Morgens, an welchem er abgehalten worden zu ihr zu gehen. »Die Zeit drängt mich,« fuhr er fort, »und ich kann es nicht länger auf eine ehrenvolle Art vermeiden, meinen Freunden, die mir zu meinem künftigen Fortkommen ſo wohlwollend die Hand bieten, eine genügende Antwort zu ertheilen. Ich habe die ruhige Stille dieſer Nacht darauf verwendet, Alles nochmals ernſtlich durchzudenken. Der Antrag der Herren Fiſcher öffnet mir die Ausſicht auf ein völlig unabhängiges, ſogar auf ein glänzendes Loos, das ich wenigſtens nach dem Ableben ihres Vaters Vicktorinen werde bieten können, ſelbſt wenn dieſer den Entſchluß faßte, ſie, im Fall ſie die Meine wird, völlig zu enterben. Vielleicht wird er auch jezt weniger eigenſinnig auf die Verbindung mit dem Sohne ſeines Handelsfreundes beſtehen, ſobald er mich in der Ferne weiß, und Vicktorinen glückt es wahrſcheinlich um ſo eher, ſich von den Feſſeln loszuwinden, mit denen ihr Vater ſie umſtricken möchte. Für meine perſönliche Wohlfahrt bangt mir übrigens nicht, Vicktorinens Gebet wird mir ein ſchützender Engel werden, der jede Gefahr von mir wendet, mit der Menſchen oder die Elemente mir drohen könnten.«

»Und ſo bitte ich Sie denn nur, Hochwürdige Frau, bringen Sie mir Vicktorinens Erlaubnis zu gehen, und das bald! Der erſte Tag der Reiſe iſt ja auch der erſte, der uns der Heimkehr näher führt. Und wer kann wiſſen, ob es nicht während meiner Abweſenheit dem ſchützenden Genius unſrer Liebe in Ihrer würdigen Geſtalt gelingt, Alles indeſſen zu unſerm Beſten zu wenden.«

Unerachtet ſie den Gründen ihres jungen Freundes nichts entgegenzuſtellen wußte, unternahm es die Tante doch nur mit innerem Widerſtreben Raimunds Wunſch zu erfüllen; ſie erſchrack beinahe, als Vicktorine weit leichter und gefaßter, als ſie es hätte erwarten können, zu der Entfernung des Geliebten ihre Einwilligung gab. Eigentlich war Vicktorinens lebhafter Geiſt das ganz Einförmige ihres Unglücks, das Quälende des Gefühls dem

Geliebten zugleich ſo nahe und ſo fern zu ſein, allmählig ſo unerträglich geworden, daß jede Abänderung ihrer Lage ihr dagegen wie Gewinn erſcheinen mußte. Ihre glühende ſtets vorwärts ſtrebende Fantaſie fand in dem Alltagsleben eines Geſchäftsmannes keinen einzigen Punct, von dem aus ſie das Bild des Geliebten, der ihr nicht nahen durfte, feſthalten konnte. Wo ſollten ihre Gedanken ihn ſuchen? an der Börſe? am Schreibepult? im alltäglichen Verkehr mit der handelnden Welt und ihren Gehülfen? »Nein, Tante,« rief Vicktorine, »er mag gehen! Mein Seegen, mein Gebet, meine Wünſche begleiten ihn überall und unabläſſig. Es iſt jezt nicht wie damals, da ich glaubte, daß er aus überſpanntem Edelmuth auf immer nach Odeſſa fliehen wolle. Er ſcheidet zwar, doch er entflieht mir nicht. Er geht, wohin die Pflicht die er auf ſich genommen ihn ruft, aber er geht um vielleicht glücklicher wiederzukehren. Tauſend Meilen oder tauſend Schritte ſind in unſerer Lage das nemliche. Raimund wird in der Ferne mir ſogar näher gerückt erſcheinen, denn lieber will ich ihn mir doch vorſtellen, wie er auf dem Verdeck ſeines die mächtigen Wogen durchſchneidenden Schiffes, unter dem tiefblauen Sternenhimmel des Südens meiner gedenkt, lieber ſoll mein Geiſt in fremden Städten, im Gewühl des Ankommens oder der Abreiſe ihn ſuchen, als hier in der weiten farb- und formloſen Oede des aller-alltäglichſten Lebens, in welcher Alles vor meinen Blicken verſchwimmt.«

Nur Eines forderte Vicktorine mit ihrer gewohnten Feſtigkeit noch, und Raimund ſtimmte mit ihr überein, ſobald er ihre Entſcheidung vernommen, und dieſes Eine war eine Abſchiedsſtunde mit Bewilligung des Vaters, unter den Augen der Tante, dieſes milden Schutzgeiſtes ihres Lebens wie ihrer Liebe. Vergebens erſchöpfte ſich Anna in Gründen und Bitten, um die Liebenden zu bewegen, ſich ſelbſt dieſe bittre Stunde zu erſparen. Sie wurde nicht nur überſtimmt, ſie mußte ſogar unternehmen, Herrn Kleeborns Erlaubniß zu dieſer Zuſammenkunft zu erhalten, denn Raimunds Beredſamkeit übte eine unwiderſtehliche Gewalt über ſie aus.

»Zwingen Sie mich nicht,« bat er, »zwingen Sie mich ja nicht, dem Schmerz wie ein Feiger aus dem Wege zu gehen, denn alles Umgehen iſt meiner Natur durchaus zuwider und mir im Innerſten der Seele verhaßt. Was mir auch begegnen mag, ich will ihm feſt und gerade ins Auge ſehen, und wär' es mein Untergang. So viele wünſchen ſich einen ſchnellen Tod, ich habe von Kindheit auf ihn geſcheut. Wenn ich einſt vom Leben ſcheide, ſo wünſche ich, daß es mit Bewußtſein geſchehe, mein brechendes Auge ſoll ſich noch einmal dankend zu der Sonne, zu den Sternen erheben, die ſo lange mir leuchteten. Und ſo will ich auch jezt, ehe ich gehe, um vielleicht nie wiederzukehren, ſo will ich auch jezt noch einmal in Vicktorinens liebetreue Augen blicken, in dieſe Sonnen meines beſſern Daſeins. Wer weis denn, ob ſie je mir wieder leuchten werden, denn meine Reiſe iſt weit, und mancherlei Gefahren werden Unheil drohend mir entgegen treten.«

»Der junge Holm geht in dieſen Tagen nach England und von dort nach Weſtindien, wie ich für gewis höre,« ſprach die Tante zu Herrn Kleeborn im gleichgültigſten Ton, den ſie nur bei dieſer Gelegenheit aufzubringen vermochte. Eigentlich dachte ſie nur auf dieſe Weiſe ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, das zur Erfüllung ihres Verſprechens leiten konnte, um deſſen Vollbringung ſie ſich eben in nicht geringer Verlegenheit befand, doch Kleeborn fuhr ſichtbar erſchrocken zuſammen, als er ſie ſo ganz gelaſſen den Namen nennen hörte, den er bis jezt noch gar nicht den Muth gehabt hatte, in ihrer Gegenwart auszuſprechen. Er ſtarrte in ſprachloſer Verwunderung ſie an, und veranlaßte ſie dadurch das Geſagte nochmals zu wiederholen. »Holm!« rief er jezt faſt jauchzend vor Freuden, »der junge Holm aus dem Hauſe der Herren Fiſcher et Compagnie? Nun Glück auf die Reiſe! Nein, Fräulein Schweſter, eine beßre Nachricht konnten Sie mir im Leben nicht bringen; und wenn Sie mir geſagt hätten, daß ich das große Loos in der engliſchen Lotterie gewonnen habe, es könnte mehr mich nicht erfreuen! Denn über häuslichen Frieden und das Glück meines einzigen Kindes geht mir doch nichts in der Welt. Aber was ſind Sie eine kluge Dame! Ja ja, ich habe es immer geſagt und gedacht, Sie ſind eine Dame, die die Welt kennt. Ich zerbreche mir den Kopf wie ich die verfluchte Geſchichte Ihnen ſchicklich beibringen will, Sie verſtehen ja wohl was ich meine, nun und inzwiſchen gehen Sie ſo ganz in der Stille hin, wiſſen Alles, lenken Alles, und führen Alles zum Beſten. Nun nun, jezt wird ſich Alles ja wohl mit der Zeit geben, wenn erſt dieſer Stein des Anſtoſſes aus dem Wege kommt. Vicktorine wird ja Vernunft annehmen, beſonders wenn Sie, Fräulein Schweſter« — Die Tante unterbrach ihn, um nicht mehr hören zu müſſen als ihr lieb war. »Ich habe Herrn Holm erlaubt, in meiner Gegenwart von Vicktorinen Abſchied zu nehmen,« ſprach ſie in dem nehmlichen gleichgültigen Ton als vorher, und zugleich mit ſo gelaßner feſter Zuverſicht, daß Herr Kleeborn darüber ganz ſtutzig ward, und nicht gleich wußte, was er ihr antworten könne. Die Sicherheit, mit der ſie ſprach, als könne das gar nicht anders ſein, verbunden mit der ehrerbietigen Zurückhaltung, welche ihre Gegenwart ihm einflößte, erlaubten ihm nicht ihr geradezu zu widerſprechen, beſonders da ſie ihm eben eine ſo gute Nachricht mitgetheilt hatte. Und doch fühlte er auch eine groſſe Abneigung, ſeine Einwilligung zu dieſer Zuſammenkunft der Liebenden ausdrücklich zu geben, wenn er gleich innerlich gewiß war, daß es die lezte ſein würde.

Nach kurzem Bedenken fand er indeſſen einen Mittelweg, indem er that als habe er die lezten Worte der Tante völlig überhört. »Ende gut alles gut und Einmal iſt keinmal,« brummte er endlich halb leiſe vor ſich hin, als er nach einer kleinen Pauſe gewahr ward, daß ſeine Schwägerin nicht für gut fand, noch einige Bewegungsgründe hinzuzuſetzen, die er denn Gelegenheit gehabt hätte zu beſtreiten; und damit gieng er ohne weiteres zum Zimmer hinaus in ſein Komtoir.

Anna freute ſich des leichten Sieges, und war dabei billig genug, nicht mehr zu fordern als ſie eben bedurfte, denn ſie glaubte, mit dieſer ſtummen Bewilligung könne ſie völlig zufrieden ſein, und ſie ohne alles Bedenken benutzen.

Der Morgen des zu Raimunds Abreiſe beſtimmten Tages brach endlich an, und die Liebenden ſahen in den lezten Minuten vor dieſer ſich wieder, denn ſo hatten beide es gewollt. Doch welch ein Wiederſehen war das! Wiederfinden und Trennung, Seeligkeit des Himmels und unausſprechlich tiefes Leiden, drängten auf der Spitze eines einzigen kurzen Augenblicks ſich zuſammen. So gränzen in dem Stunden-Daſein der Ephemere die erſte Regung des Lebens und das Erſtarren des Todes enge an einander.

Seelig und troſtlos, ohne Worte und doch unendlich beredt, hielten Raimund und Vicktorine ſich umfangen bis die Stunde der Trennung ſchlug. Die Tante hörte den Ton der Glocke, die ſie verkündete, ſie hatte ſo lange in ſich verſunken da geſeſſen, jezt richtete ſie ſich auf und ihr Blick fiel zuerſt auf Raimund. Ein die Wolken durchbrechender ſchwacher Sonnenſtrahl verklärte in dieſem Augenblick die ſchmerzlich bewegten Züge ſeines edeln Geſichts; Anna fuhr wie von einem gewaltſamen Schmerz plötzlich ergriffen ſchaudernd zuſammen, und ihre Hand zuckte unwillkührlich nach ihrem Herzen, während ihr Auge mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck an Raimunds trüber Geſtalt hieng. Ein halb unterdrückter Schmerzenslaut drängte ſich ihr aus tiefſter Bruſt herauf, ſie ſchwankte erbleichend und drohte zu ſinken. Erſchrocken eilten Vicktorine und Raimund ſie zu unterſtützen und ſie aufs Sofa zu geleiten, doch ſie erholte ſich noch früher, indem ein Strom von Thränen ihrem bangebeklommnen Herzen Erleichterung zu gewähren ſchien.

Jezt drückte Raimund noch einmal die vereinten Hände beider ihm ſo theuren Weſen an ſeine brennenden Lippen, an ſeine hochſchlagende Bruſt, und entfernte ſich dann ſchnell. Sie ſahen die geliebte Geſtalt durch die Thüre verſchwinden, die ſich in langer Zeit nicht, vielleicht nie wieder, ihr öffnen ſollte. Raimunds Schritte tönten den langen Corridor entlang, immer ſchwächer, immer mehr aus der Ferne. Vicktorine ohne einen Laut von ſich zu geben, horchte dem Ton bis er ſich ganz verlor, dann warf ſie ſich in die geöffneten Arme, an die treue Bruſt, die faſt eben ſo bewegt als ihre eigene, mit nicht minder heftigem Schmerz zu ringen ſchien.

Das Schreckbild einer weiten gefahrvollen Reiſe des Geliebten, das vor wenigen Wochen Vicktorinen faſt zu Tode geängſtigt hatte, war jezt zur Wirklichkeit geworden. So, ſagt man, glauben die Perſer, daß jedes ausgeſprochne Wort zu einem geiſterartigen Weſen ſich umwandle, welches unabläßig ſo lange die Welt bis an die Pforten des Paradieſes durchſtreife, bis es zur That ſich geſtaltet habe.

Indeſſen war es doch merkwürdig, wie Vicktorine dieſen wahrhaften Schmerz mit weit größerer Faſſung ertrug, als jenen erträumten, der ſein Vorbild geweſen war. Daß ſie mit Bewußtſein, aus freiem Willen, ihn auf ſich genommen, erleichterte ihn ihr vielleicht nicht minder, als die innige Theilnahme ihrer mütterlichen Freundin; vor allem aber erhob die Hoffnung einer aus dieſem Opfer entſpringenden glücklicheren Zukunft ſie über ſich ſelbſt, und wiegte die oft bis zur Ungeduld ſich ſteigernde Sehnſucht wieder zur Ruhe ein, von der ſie in einſamen Stunden nur gar zu oft ſich ergriffen fühlte. Ihr körperliches Befinden bedurfte jetzt keiner beſonderen Pflege mehr, doch ihr Gemüth bedurfte der zarteſten Schonung, und dieſe fand ſie nur bei der Tante und ihrer Angelika.

In den ſtillen geräuſchloſen Abendſtunden, welche Babet und Agathe jezt öftrer als ſonſt außer dem Hauſe, bei ihren Freundinnen, zubringen durften, gab die Tante den Bitten ihrer beiden Lieblinge gerne nach, und nahm den Faden der Geſchichte ihres Lebens dort wieder auf, wo ſie am erſten Abende ihn hatte fallen laſſen. Wir geben ihre Erzählung ſo viel möglich mit ihren eignen Worten, doch ohne der Zwiſchenreden ihrer Zuhörerinnen oder der mitunter eintretenden Störungen und Pauſen weiter zu erwähnen.

Fortſetzung der früheren Lebensgeſchichte der Tante.

»Schwer und undurchdringlich in ihrer Finſternis laſtete die Nacht nach jenem furchtbaren Abende auf mir,« ſprach Anna von Falkenhayn im Verfolg ihrer Erzählung. »Sie ſchien nimmer enden zu wollen und meine brennend heißen thränenloſen Augen erſtarrten an ihrer von keinem Stern erhellſten Dunkelheit, ohne daß es mir möglich geweſen wäre auch nur Minuten lang in tröſtendem Selbſtvergeſſen ſie zu ſchließen. Es war die erſte Nacht, die ich gefoltert von inneren Vorwürfen durchwachte, ihr düſterer Schatten hat ſich über mein ganzes Leben verbreitet und iſt nie wieder ganz aus demſelben verſchwunden. Unzählige trübe ſchlafloſe Nächte ſind ſeitdem dieſer erſten gefolgt, doch gottlob keine ſo ganz troſtloſe als dieſe, denn nie war ich wieder ſo durchaus mit mir ſelbſt zerfallen wie damals.«

»Vergebens ſtrebte ich an dem ſonſt mir eignen Stolz mich wieder aufzurichten, vergebens wollte ich eine Thörin mich ſchelten und die Laſt leicht zu nehmen ſuchen, die mich zu erdrücken drohte. Die glühendſte Liebe ſprach laut in meinem Herzen, jeder Schlag deſſelben erhöhte das Gefühl der bitterſten, an Selbſtverachtung gränzenden Reue, und mein ehemaliges eitles Bewußtſein verſchwand unter der angeſtrengteſten Bemühung es feſt zu halten.«

»Endlich kam der Tag; jedem auch dem unglücklichſten Weſen pflegt er wenigſtens für einen kurzen Moment Muth und Troſt zu bringen, und auch ich begann jezt zu hoffen, Bernhard könne ſo nicht auf immer von mir geſchieden ſein, oder ich ſuchte es vielmehr mir ſelbſt wahrſcheinlich zu machen, daß ich dieſe Hoffnung noch hege.«

»Ich ſtand auf um nur ſo ſchnell als möglich jedes nächtliche Grauen abzuſtreifen, doch der erſte Blick in meinen Spiegel flößte mir neues Entſetzen ein, ſo ſchattenähnlich, ſo bleich und zerſtört trat mein Bild aus ihm mir entgegen. Zum erſtenmal in meinem Leben ſah ich mich gezwungen, jene kleinen Toilettenkünſte zu üben, die ich bis jezt immer mit Verachtung verſchmäht hatte, denn ich war zwar feſt entſchloſſen, dem Mann, den ich liebte, mit edler Freimüthigkeit entgegen zu treten, ich wollte ohne Rückhalt und wahr mein ganzes Herz ihm eröffnen, ſogar, im Fall dies nöthig würde, zum Bekenntnis des Gefühls meiner übermüthigen Thorheit mich herablaſſen; aber zu deutlich in meinem Geſichte leſen, was in meinem Gemüth indeſſen vorgegangen war, das ſollte Bernhard denn doch auch nicht.«

»Der Morgen vergieng größtentheils über dieſer Beſchäftigung, die ich um mich ſelbſt zu täuſchen ſo zögernd als möglich betrieb. Auch ſpäterhin noch wandte ich alles an, um nur nicht zu bemerken, wie weit der Tag ſchon vorgerückt, und daß die Stunde längſt vorüber ſei, in der Bernhard ſonſt zu kommen pflegte, mein armes Herz ſchlug aber immer voller und ſchwerer. Endlich brachte man mir eine nur mit ſeinem Namen bezeichnete Abſchiedskarte, und meinem Vater ein verſiegeltes Billet, in welchem Bernhard in ziemlich allgemeinen Ausdrücken für alle bisher ihm gewährte Beweiſe ſeines Wohlwollens dankte, und auf unbeſtimmte Zeit Abſchied nahm, ohne jedoch das Ziel ſeiner Reiſe dabei zu erwähnen. Mein Vater vermied es mich anzuſehen, indem er das Billet, ſo wie er es ſtill für ſich geleſen, mir hinreichte, und nie hat mich etwas tiefer und demüthigender gekränkt.«

»Ich zog mich bald darauf unter dem gewiß nicht ganz erſonnenen Vorwande körperlichen Uebelbefindens in mein Zimmer zurück, und verlebte dort ganz allein ein paar ſtille einſame Tage; denn ich bedurfte dieſer gar ſehr, um nur einigermaßen mich mit mir ſelbſt zu berathen. Nur fort von hier! war das einzige Ziel meiner Gedanken; denn die Geſellſchaft wieder zu ſehen, in der ich Bernhard vermiſſen ſollte, ſchien mir unmöglich zu ſein. Doch wohin ſollte ich mich wenden? ich hatte keine Freundin, ſogar nicht einmal eine Bekannte meines Geſchlechts, die mir in dieſer Verlegenheit Schutz und Obdach hätte gewähren können oder wollen; ſie waren alle vor dem blendenden Glanz entwichen, mit dem meine Eitelkeit mich bis dahin umgab. Einen Augenblick dachte ich zwar daran, zur Herzogin von P** zu reiſen, die beim Abſchiede mich mit einer Einladung auf unbeſtimmte Zeit beehrt hatte; aber wer konnte mir dafür ſtehen, daß nicht auch Bernhard mit ſeinem wunden Herzen zu ihr geflohen ſei? War es in dieſem Fall ſchicklich, oder auch nur verſtändig, den Verdacht auf mich zu laden, als ſei ich abſichtlich ihm gefolgt? Und geſezt ich fände alles dort wie ſonſt, nur ihn nicht, wie wollte ich das ertragen! wie alle die Fragen nach ihm! wie ſollte ich täglich und ſtündlich von ihm reden, ihn preiſen hören, ohne zu verzweifeln.«

»Je länger ich über meine Lage nachdachte, je hoffnungsloſer erſchien ſie mir, ſo daß ich zulezt wahres Mitleid mit mir ſelbſt empfand. Ich konnte nicht fortleben wie ich bis jezt es gethan, das allein war mir deutlich. Das gewohnte ſchaale Treiben, das ihn, das Bernhard mir verſcheucht hatte, widerte jezt mich unbeſchreiblich an, doch wie ſollte ich hinaustreten ohne lächerlich zu werden, was mir herber dünkte als ſelbſt der Tod? Meinem Vater, meinem geliebten Vater konnte ich es doch unmöglich zumuthen, meinetwegen Geſellſchaften und Gewohnheiten zu entſagen, die Jahre lang ſeine einzige Freude geweſen waren.«

»So war denn jeder Ausweg mir verſchloſſen und ich verzehrte mich vergeblich in fruchtloſem

Nachſinnen, wie ich es anfangen könne, die Welt zu verlaſſen, die noch vor wenigen Tagen, als der Schauplatz meines Triumphs, mir unentbehrlich ſchien und die mir jezt ſo fürchterlich war. Wahrſcheinlich wäre meine Geſundheit dieſem Zuſtande endlich unterlegen, wenn er länger gedauert hätte, doch ganz unvermuthet, wie ein vom Himmel geſendeter Bote des Friedens, kam jezt ein Brief, der aller meiner Verlegenheit ein Ende machte. Ich las ihn mit Entzücken und wäre doch nur noch vor wenig Tagen troſtlos geweſen, wenn ich damals ihn empfangen hätte. Er enthielt nichts anders als eine auf Befehl der Pröbſtin meines Stiftes an mich gerichtete Aufforderung, doch endlich das von mir ſchon zu lange umgangene Geſez zu erfüllen, das mir ſeit ich mündig war die Verbindlichkeit auferlegte, jährlich wenigſtens einige Monate im Stifte zu verleben; dabei verſicherte man mich, daß man mir keine fernere Verzögerung dieſer Verpflichtung nachſehen könne, indem dieſes ſchon zu lange geſchehen ſei.«

»Mit kaum zu unterdrückender Freude theilte ich dieſes Schreiben meinem Vater mit, und zugleich meinen Entſchluß, die Verbindlichkeit, zu der man mich aufforderte, ſobald als möglich zu erfüllen. Der gute Vater widerſprach mir nicht, er eilte ſogar, alle nöthigen Anſtalten zu meiner ſchnellen Abreiſe zu treffen, aber er war dabei ſo ſtill, ſo recht im Herzen traurig, daß es mir durch die Seele gieng. In jedem ſeiner Blicke, aus ſeinem ganzen Benehmen gegen mich, ſah ich deutlich, daß er nicht nur alles, was in mir vorgieng, errathen hatte, ſondern daß auch bange Zweifel in ihm aufſtiegen, ob er denn auch wirklich, durch die ausgezeichnete Erziehung, die er mir gegeben, mein wahres Glück begründet habe. Dieſe Beſorgnis, die denn doch wohl in jedem Fall zu ſpät kam, beugte ſichtlich ihn nieder, denn wenige ſind ſtark genug, wenn ein Lieblingsplan mislingt, nur die Abſicht, nicht den Erfolg, ſich zuzurechnen, und nicht zu vergeſſen, daß wir in unſrer Beſchränkung uns damit beruhigen ſollten, nur das Beſte gewollt zu haben, wenn gleich die Freude des Gelingens uns verſagt blieb.«

»Froh, als entrönne ich einem Gefängnis, verlies ich endlich an einem trüben Herbſtmorgen zum erſtenmal das väterliche Haus, um mich mit meinem Schmerz in die Einſamkeit eines mir ganz fremden Aufenthaltes zu flüchten. Karoline, meine damals zwölfjährige Schweſter, war nach dem Wunſch meines Vaters meine liebe Begleiterin auf der Reiſe. Unſer Weg gieng durch eine reiche üppig-fruchtbare Gegend, die aber wie ſo manche reizende Mädchengeſtalt durchaus der Jugend des Jahres bedurfte, um zu gefallen. Jezt im Spätherbſt, wo der Wind kalt und ſchneidend über Stoppelfelder wehte, und im ſpärlichen gelben Laub der Bäume ſchauerlich rauſchte, jezt hatte alles, was ich erblickte, ein düſtres unfreundliches Anſehen, ohne die kleinſte Spur früherer Anmuth. Mit nicht zu unterdrückender Aengſtlichkeit klammerte meine arme kleine Karoline ſich an mich an, als wir endlich mit einbrechendem Abend durch das dunkle niedrige Gewölbe des

Thores fuhren, welches den Eingang zu einem ehemaligen Kloſter bildete, das jetzt einem Theil der Stifsdamen zur Wohnung diente. Mich ſelbſt ſogar kam ein kleiner Schauder an, als wir durch den ſchon halbdunkeln langen Kreuzgang wanderten an deſſen äußerſtem Ende die mir beſtimmten Zimmer lagen.«

»Wir kamen auf dieſem Wege an mehreren niedrig gewölbten Thüren vorbei, die in die ehemaligen Kloſterzellen zu führen ſchienen. Hinter einer derſelben hörte ich im Vorbeigehen laute weibliche Stimmen, wie im heftigen Streit; hinter andern ſchmetterten Kanarienvögel, heiſere Möpschen bellten, und Kakadus und Papageien kreiſchten dazwiſchen mit widrigem Geſchrei.«

»Karoline hielt mich immer ängſtlicher am Arm, auch unſer Kammermädchen drängte ſich ſo nahe als möglich an uns an, und blickte ganz verſchüttert in alle Ecken, bis eine Thüre ganz ähnlich denen, an welchen wir vorbeigekommen, aufgeſchloſſen ward. Wir ſtanden jetzt vor meinem geöffneten Wohnzimmer; die Abendſonne, ſchon ganz unten am Rande des Horizonts, durchbrach in dieſem Moment die ſchwere graue Wolkendecke, welche den ganzen Tag über ſie verhüllt hatte, und leuchtete uns durch die purpurrothen Blätter der das Fenſter umrankenden wilden Rebe freundlich ins Geſicht; die hüpfenden Schatten der Zweige ſpielten luſtig auf der blaßgrünen Wand, alles ſah freundlich und bequem aus, ſo daß wir mit neuem Muth den erquickenden Sonnenſtrahl wie ein Zeichen von guter Vorbedeutung annahmen.«

»Die kleine Wohnung war für uns geräumig genug; mit ſehr wenigem konnte ſie recht wohnlich und behaglich eingerichtet werden, und Karoline gieng mit unſerm Mädchen ſo eifrig an das Auspacken und Anordnen, als käme es darauf an, uns gleich auf der Stelle hier für eine ganze Lebenszeit häuslich niederzulaſſen. Ich aber ſuchte indeſſen den einſamſten Winkel auf, um mich ungeſtört in mich ſelbſt zu verſenken.«

»Die Einſamkeit, in der ich von nun an mehrere Monate zubrachte, war in der That klöſterlich zu nennen, und ſtach faſt gewaltſam gegen mein ehemaliges Leben ab. Mein Gefühl glich in der erſten Zeit jenem beklemmenden Streben nach Beſinnung, wie es uns nach einer überſtandnen großen Gefahr oft noch lange beängſtigt; doch nach und nach ward mein Gemüth wieder ruhiger und ich blickte mit klarerem Sinn um mich her.«

»Mit dem aufrichtigſten Willen auch gegen mich ſelbſt nicht nur wahr, ſondern auch gerecht zu ſein, überſchaute ich meine Vergangenheit wie meine Zukunft, und wandte Alles daran, um aus dieſem, einem Stillſtand ähnlichen Ruhepunct meines Lebens die erſprieslichſten Folgen zu ziehen.«

»Daß keine Zeit, keine Macht der Umſtände Bernhards Bild je aus meinem Herzen reißen könne, fühlte ich ſchon damals mit voller Ueberzeugung, es mußte von nun an ewig darin wohnen wie in einem ſtillen Heiligthum. Je deutlicher ich das Unrecht einſah, das ich frevelnd an mir ſelbſt uns beiden zugefügt hatte, deſto inniger wandte all mein Trachten und Sinnen ſich dem ſchwer beleidigten Freunde zu, um ſo feſter nahm ich mir vor, mich über mich ſelbſt zu erheben, um ſeiner würdiger zu werden. Ich gelobte mir, mich als ihm allein angehörig zu betrachten, ſelbſt wenn ich nie ihn wieder ſehen ſollte, alles übrige wollte ich dem Schickſal getroſt überlaſſen. Heimlich und ſtille lebte indeſſen doch die Hoffnung in mir, daß ein günſtiger Stern, oder vielmehr ſein eignes Herz, ihn mir wieder zuführen müſſe — und dann — ach ich wagte es nicht über dieſes dann hinaus zu denken.«

»Meine nächſten Umgebungen überließen mich in ziemlich ungeſtörter Ruhe mir ſelbſt.«

»Ich widmete regelmäßig dem Unterricht meiner Karoline einige Stunden des Tages; die übrige Zeit brachte das liebenswürdige Kind größtentheils bei einer benachbarten Familie zu, in welcher ſie nicht nur an den Töchtern des Hauſes Geſpielinnen ihres Alters fand, ſondern auch noch außerdem alle Annehmlichkeiten eines in ruhiger

Häuslichkeit hingebrachten ſtillen Familienlebens kennen und lieben lernte. Ich ſelbſt blieb beinah immer allein in meinem Zimmer, die jüngern Stiftsdamen waren faſt alle abweſend, um den nahenden Winter bei ihren Verwandten zuzubringen, die zurückgebliebenen von den ältern Damen bekümmerten ſich wenig um mich. Sobald nur die erſte Neubegier mich zu ſehen geſtillt war, welche meine unerwartet ſchnelle Ankunft erregt hatte, ſo kehrten alle recht gern zu ihren gewohnten Vergnügungen, zu ihren Kaffeeviſiten, Trißett und l'Hombreparthien wieder zurück, ohne mir es weiter zu verargen, daß ich keine Luſt bezeigte, daran Theil zu nehmen.«

»So beſchränkte ſich denn zuletzt mein Umgang im Stifte faſt einzig auf die Pröbſtin, einer gebornen Stiftsgräfin von * * *. Sie war aus einem der älteſten und edelſten Häuſer in Deutſchland, aber ihr innerer Adel hob ſie noch weit über den ihr angebornen Rang und Stand. Ein unheilbares langſam und ſchmerzlich ſie verzehrendes Uebel hielt ſie ſchon Jahre lang faſt immer an ihr Lager gefeſſelt. Ihr ſchweres Leiden zog mich zuerſt zu ihr hin, doch ihre ächt-chriſtliche Demuth, die fromme Ergebung in den Willen Gottes, mit der ſie ohne Klage, ja faſt freudig alles trug, was ihr auferlegt ward, erweckten, wie ich ſie näher kennen lernte, mein innigſtes bewunderndes Mitgefühl. Auch ich war ſo glücklich, mir ſehr bald ihre herzlichſte Zuneigung zu erwerben, daß ſie in jeder ſchmerzensfreien Stunde mich um ſich zu haben wünſchte. Ihr Geſpräch, die Bücher, größtentheils religiöſen Inhalts, die ich ihr vorlas, vor allem aber das wahrhaft große Beiſpiel dieſer Frommen, ihr feſtes kindliches Vertrauen auf Gott gewann den wohlthuendſten Einfluß auf mein Gemüth, in eben dem Grade wie früher die kurze Bekanntſchaft mit der Herzogin von P*** auf die höhere und angemeſſenere Bildung meines Geiſtes eingewirkt hatte.«

»Nie kann ich es dankbar genug erkennen, daß die Hand, die mein Leben leitete, mich ſo zur rechten Zeit dieſen beiden edlen Frauen zuführte; von denen die eine in gewiſſer Hinſicht vollendete, was die andere begonnen hatte, denn alles, was ich ſpäter geworden bin, alles, was mir in dem Labyrinthe des Lebens Troſt und Licht verlieh, verdanke ich hauptſächlich ihnen.«

»Leidende erkennen einander ſchnell, und auch meine neuerworbne edle Freundin fühlte gar bald, daß auch ich nicht glücklich ſei, obgleich ich mir eben ſo wenig eine Klage als ſie ſich eine Frage erlaubte. Der eigne Schmerz machte ſie ſcharfſichtig genug, um in meinem Herzen wie in einem offnen Buche zu leſen, und ſie benutzte den Einfluß, den ſie auf daſſelbe gewonnen, um mit leiſer linder Hand und wahrhaft mütterlicher Sorge dem vom Himmel geſandten Lichte mich zuzuführen, das auch die Nacht ihrer eignen Leiden zu erhellen vermochte. Ich lernte von ihr Glauben und Hoffen, ſelbſt wenn jeder irdiſche Troſt und jedes irdiſche Glück vor unſerm enttäuſchten Blicke im Nichts zerflattern.«

»Mit bereichertem erhobnen Gemüth, mit mühſam erworbnem aber deſto feſterem Mutt, und mit dem treu gemeinten Vorſatz, dem Schein nie wieder das kleinſte Opfer zu bringen, verließ ich endlich nach einem Aufenthalte von acht Monaten die mir ſo lieb gewordne Einſamkeit. Ich eilte zu meinem Vater zurück, deſſen ſehr ſchwankender Geſundheitszuſtand jezt mehr als jemals der Pflege ſeiner Kinder bedurfte.«

»Nächſt der Sorge für die Erhaltung und Erheiterung des ehrwürdigen Greiſes, den ich leider weit ſchwächer wieder fand, als ich gefürchtet hatte, war jezt Karolinens fernere Bildung das Hauptgeſchäft meines Lebens. Ihre ſchöne Jugendblüthe drang jezt immer lieblicher ſich entfaltend aus der Knospe der Kindheit mächtig hervor, und ihr Anblick erfreute nicht nur ihren Vater, ſondern auch jeden, der ihr nahte. Ich fand zu meiner großen Beruhigung, daß während meiner Abweſenheit, in der Lebensweiſe unſers Hauſes, eine bedeutende Veränderung vorgegangen ſei. Mein Vater hatte bei ſeiner zunehmenden Kränklichkeit den großen Kreis, der ſich ſonſt bei uns zu verſammeln pflegte, unmöglich zuſammenhalten können, da in mir die Wirthin des Hauſes ihm fehlte, um die Honneurs deſſelben zu machen. Die Geſellſchaft hatte ſich alſo bis auf wenige unſerer ältern Freunde allmählig von ſelbſt aufgelöſt; ein kleinerer gewählter Kreis, der ſich ebenfalls alle Abende um meinen Vater verſammelte, war an ihre Stelle getreten; denn dieſer war von Jugend auf der Geſelligkeit zu gewohnt, um ihr, ſelbſt in ſeinem jetzigen hohen Alter, gänzlich entſagen zu können.«

»Die Unterhaltung in dieſen kleinen Abendgeſellſchaften war freilich von dem vormals bei uns herrſchenden brillanten Ton himmelweit verſchieden, doch ich ſelbſt war ja auch in der Zwiſchenzeit ein anderes Weſen geworden, und daher ſehr damit zufrieden, auch ein anderes Leben führen zu können. Der Gedanke an meinen hoffentlich nicht auf immer verlornen Freund füllte jede Lücke in meinem jetzigen Daſein; oft erweckte ich mich ſelbſt, aus ſchönen Träumen von einer glücklichern Zeit, in der ich uns beiden alles zu vergüten hoffte, was wir durch meine Schuld erlitten; nur ſah ich freilich noch nicht ein, welcher glückliche Zufall dieſe Zeit herbeiführen dürfe, und verlor mich dann wieder aufs neue im Reich der Möglichkeiten.«

»Meine gänzliche Unwiſſenheit in Hinſicht auf alles, was auf Bernhards gegenwärtigen Aufenthalt und ſein Ergehen Bezug hatte, begann indeſſen doch mit jedem Tage ſchmerzlicher mich zu betrüben. Seit er uns verließ, war er für mich wie von der Erde weggehaucht und nie hatte ich nur ſeinen Namen wieder nennen hören. Mir ſelbſt band ein ſehr natürliches Gefühl die Zunge, wenn ich es einmal unternehmen wollte, nach ihm zu fragen; aber auch mein Vater erwähnte ſeiner ſo wenig, als ob er nie ihn gekannt hätte; theils wohl aus Schonung für mich, doch mehr vielleicht noch aus Verdruß über uns beide.«

»Obgleich wir die Zahl der uns täglich Beſuchenden ſehr beſchränkt hatten, ſo ſtand doch unſer Haus nach wie vor durchreiſenden Fremden noch immer gaſtfreundlich offen. Meines Vaters große und vielfältige Verbindungen im Auslande ſchickten uns ſehr oft Reiſende aus fernen Gegenden zu, und ſo empfingen wir faſt täglich manchen mitunter recht intereſſanten Beſuch, deſſen flüchtige Gegenwart unſrer einförmigen Häuslichkeit Leben und Wechſel verlieh.«

»Eines Abends, es mochte wohl beinahe ein Jahr ſeit Bernhards Entfernung vergangen ſein, hatte auf dieſe Weiſe der Zufall mehrere Fremde bei uns verſammelt, von denen einige durch ihre angenehme Unterhaltungsgabe dem Geſpräch einen raſcheren Umſchwung zu geben wußten. Beſonders zeichnete ſich einer unter ihnen durch die etwas kurz abſprechende Art aus, mit der er Paradoxen einzig deshalb nachzujagen ſchien, um durch deren Behauptung, wenn nicht die ganze Welt, doch wenigſtens den kleinen Theil derſelben, der ihm eben zuhörte, in Erſtaunen und Bewunderung zu verſetzen. Dieſer ſtreitbare Held war aber bei alle dem weit weniger unangenehm und überläſtig, als man nach dieſer Beſchreibung glauben könnte. Er ſchien nicht bösartig, er hatte das Wort in ſeiner Gewalt, er zeigte mitunter recht viel Witz und Humor, und war dabei gewandt genug, ſobald er gewahr ward, daß er es zu weit getrieben, ſich gleich auf der Stelle abmerken zu laſſen, wie es ihm mit ſeinen Behauptungen eigentlich gar kein rechter Ernſt ſei. Man ſah deutlich, daß es hauptſächlich ihm nur um den Lärm zu thun war, den ſeine Redensarten herbei führten; er glich hierin einem Kinde, das mit dem Munde den Trommelſchlag überlaut nachzuahmen ſucht, ohne ſich weiter etwas dabei zu denken, und ſo war es denn unmöglich, ihm zu zürnen, obgleich er es mitunter recht arg machte.«

»Ich weis nicht, wie es zugieng, daß gegen das Ende des Abends das Geſpräch ſich zulezt um ausgezeichnet edle, mit bedeutenden Aufopferungen vollbrachte Handlungen drehte, von denen beinahe jeder der Anweſenden ein paar Beiſpiele, zum Theil mit großem Wortaufwande, der Geſellſchaft zum Beſten gab. Nichts iſt anſteckender, und zugleich dem guten Geiſt der Konverſazion verderblicher, als dieſe Luſt zu erzählen, die gewöhnlich alle ergreift, ſobald nur einer den Ton dazu angiebt; und doch iſt auch nichts ſeltner als die Gabe, eine gute Geſchichte gut vortragen zu können. Auch an jenem Abende hatten wir nur zu oft Gelegenheit, die Wahrheit dieſer Bemerkung beſtätigt zu finden, und zulezt kam ſogar einer der unbarmherzigſten Erzähler an die Reihe; einer von der Art, die nie das Ende der Geſchichte finden kann, weil ſie bei jedem Wort immer ſich ſelbſt wiederholt, um das ſchon Geſagte noch zu verbeſſern.«

»Lothario, ſo laßt mich den ſtreitſüchtigen Fremden nennen, deſſen eigentlichen Namen ich nie recht erfahren habe, weil ich nur dies einemal ihn ſah, Lothario ließ eine Weile den gewaltigen Wortſchwall ziemlich gelaſſen an ſich vorüber gehen, in welchem jener Großmuth und Dankbarkeit und Edelmuth durcheinander wirrte; doch endlich riß ihm die Geduld, beſonders da er in unſer Aller verlängerten Geſichtern Ueberdruß und Langeweile in deutlichen Zügen leſen mochte. Er ſprang auf; ›geht mir,‹ rief er, in faſt kläglichem Ton, indem er auf eine höchſt komiſche Weiſe die Hände faltete, ›geht mir, ich bitte euch um Gotteswillen! geht mir mit euern verwünſchten Tugenden, die beim Lichte beſehen nichts ſind als Affektazion, Eitelkeit oder wohl gar Ungerechtigkeit, denn die kann man auch an ſich ſelbſt üben. Der Menſch trachte doch nur ja vor allen Dingen fürs erſte gegen ſich, wie gegen andere gerecht zu ſein, ehe er es ſich beikommen läßt, Grosmuth üben zu wollen,« ſezte Lothario ſehr ernſthaft hinzu. »Was wir Grosmuth nennen, iſt gewöhnlich nur verkleideter Uebermuth, gerecht ſein aber iſt jedem unerläßliche Pflicht, und wem es ein rechter Ernſt iſt, dieſe vollkommen und überall auszuüben, der wird wahrſcheinlich lange vorher zu ſeinen Vätern verſammelt werden, ehe er bis zur Erlaubnis grosmüthig ſein zu dürfen ſich durchgearbeitet hat.«

»Mit der Dankbarkeit kommt mir nur vollends gar nicht,« rief Lothario faſt überlaut, als mehrere Stimmen dieſes Wort nannten, indem ſie gegen ihn ſich erhoben. »Die Dankbarkeit iſt eigentlich nichts weiter, als eine ſchlechte Gewohnheit,« fuhr er fort, »eigentlich und unter gewiſſen Modifikazionen könnte man ſogar ein Laſter ſie nennen. Wer von andern ſie fordert, iſt, um ihn nicht noch jemanden ſchlimmern zu vergleichen, wenigſtens eine Art Sklavenhändler, der mit einer miſerablen Gefälligkeit oder mit ein wenig lumpigen Goldes, die Seele deſſen, dem er nach ſeiner Meinung wohlthat, ſich auf ewig erkauft zu haben meint; der aber, der ſich einem andern auf immer zu eigen giebt, weil dieſer ihm einmal irgendwo aus der Flamme half, der iſt aufs höflichſte benannt, wenigſtens ein Schwachkopf, weil er nicht fühlt, daß jeder, der eine honette That vollbringt, ſchon in der Freude daran ſeinen Lohn dahin nahm.«

»Lothario's Worte machten einen unbeſchreiblich traurigen Eindruck auf mich, denn ſie erinnerten mich lebhaft an eine Zeit, an welche ich jezt nur mit ſehr bitterer Empfindung denken konnte, in der auch ich, um genial zu erſcheinen, ähnliche aus Wahrheit und Trug zuſammengeſezte Meinungen aufſtellte und eifrig vertheidigte. Indeſſen erhob ſich faſt alle Welt gegen ihn, und er hatte alle Hände voll zu thun, um jedem, der ihn angriff, gebührend Rede zu ſtehen. Ohne eigentlich in beleidigende Heftigkeit auszuarten, ward das Disputiren immer lauter und lebhafter, zuletzt blieb man bei dem Satz ſtehen, den alle bekämpften und den Lothario gewandt genug zu behaupten ſuchte: daß es eben ſo ſträflich und unrecht ſei, aus Partheilichkeit für andere das eigne Glück zum Opfer zu bringen, als wenn man um des eignen Nutzens willen andre zu bevortheilen ſuche.«

»Wohlan denn!« rief Lothario endlich aus, da er in Gefahr ſtand, mit ſeiner Stimme durch den immer mehr überhand nehmenden Lärmen nicht mehr durchdringen zu können. »Wohlan, ich fordre das Wort! Beinahe ein jeder hat ein Geſchichtchen erzählt, nur ich nicht. Ich bitte um die Erlaubnis, ein einziges Beiſpiel aufſtellen zu dürfen, welches meine Behauptung erläutern ſoll; denn es ſcheint mir, als wolle man nicht recht verſtehen, wie ich es meine. Das Fräulein hier mag dann den Streit entſcheiden, in ſchwierigen Fällen vertraue ich immer gern dem reinen Sinn der Frauen, die ohne viel zu grübeln recht gut wiſſen, was Recht, was Unrecht ſei, weil ſie es fühlen.«

»Es war einmal,« fieng Lothario jezt an, da alle ſchwiegen um ihn anzuhören, »es war einmal ein junger Mann, geſund an Leib und Seele, dabei gut, verſtändig unterrichtet, durch das Geräuſch der großen Welt nicht verwöhnt, und doch bekannt genug damit, um ſich nicht wieder darnach zu ſehnen. Genug, ein Mann, wie er ſein muß, um den durch lange Vernachläßigung tief geſunknen Zuſtand ziemlich weitläuftiger Familiengüter wieder zu heben, die ihm als dem älteſten Sohn ſeines Vaters, nach deſſen unlängſt erfolgtem Ableben zugefallen waren.«

»Der junge Majorats-Herr ward zwar bisher von Familienverhältniſſen und mancherlei andern Rückſichten abgehalten ſich viel um ſein Eigenthum zu bekümmern, doch endlich langt er, nach vieljähriger Abweſenheit und mannichfachen Reiſen, ganz unvermuthet auf ſeinem ziemlich verfallnen

Stammſchloſſe an, mit dem Vorſatz von nun an der Verbeſſerung des Zuſtandes ſeiner armen verwilderten Bauern, und ſeiner eigenen nicht weniger vernachläßigten Beſitzungen, ſich ausſchließend zu weihen. Sehr überraſcht durch deſſen Gegenwart, trifft er dort ſeinen einzigen um mehrere Jahre jüngern Bruder an, den er wunderlicher Weiſe noch gar nicht kannte, und mit dem er bis jezt auch faſt in keiner Verbindung geſtanden hatte.«

»Dieſer junge eben mündig gewordne Mann hatte einzig deshalb ſeinen bisherigen Aufenthalt verlaſſen, um ſich in ſeines ältern Bruders Arme zu werfen. Er war der Sohn einer zweiten Gemalin, des Vaters der beiden Brüder, von der ſich dieſer nach einer ſehr kurzen unzufriednen Ehe getrennt hatte, und lebte von ſeiner früheſten Kindheit an in Rom, dem Geburtsorte ſeiner Mutter, wo er in einem Kloſter in ihrer Nähe zum geiſtlichen Stande erzogen ward.«

»Durch die Bemühungen eines ſehr mächtigen Oheims mütterlicher Seite, der als Prälat vom erſten Range, und Liebling des heiligen Vaters, faſt alles erreichen konnte, was er wollte, erhielt er indeſſen ſchon in ſeiner Kindheit, ganz gegen Geſetz und Regel, die Anwartſchaft auf eine Komthurei des Maltheſerordens, und war jezt im Begriff dieſe anzutreten und zugleich das Ordensgelübde abzulegen.«

»Die Lage des jungen Herrn war alſo nichts weniger als beklagenswerth, indem er ſtatt der Tonſur das Maltheſerkreuz erhalten ſollte, und eigentlich hätte er ſich glücklich preiſen können, aber unglücklicherweiſe war er verliebt, zum Sterben verliebt! oder bildete ſich vielleicht nur ein es zu ſein. Ein wunderſchönes zum Reichſein erzognes und dabei blutarmes Fräulein war die Dame ſeines Herzens, deren Eltern ihrer Schönheit wegen gewaltig hoch mit ihr hinaus wollten, ſo wie ſie ſelbſt auch, und mit der folglich an ein glückliches Hüttenleben gar nicht zu denken war. Ueberhaupt ſollten Verliebte an dergleichen nie denken, wenn ſie nicht von Jugend auf daran gewöhnt ſind. Doch dies nebenher.«

»Daß der junge Herr alſo lieber heurathen als Maltheſer werden wollte, war wohl natürlich, und daß er ſeinem Bruder Tag und Nacht ſeine Liebesklagen vorjammerte, war es auch. Was thut nun der ältere Bruder? ſtatt dem jungen angehenden Ritter vernünftig zuzureden, läßt er ſich durch die Pinſeleien deſſelben ſo weichherzig machen, daß er gar nicht einmal recht unterſucht, ob dieſe Liebe ächt und vernünftig ſei. Er ſpielt lieber den Großmüthigen; er tritt alle Rechte ſeiner Erſtgeburt und mit dieſen alle ſeine Beſitzungen dem jüngern Bruder ab, um ihm dadurch ſein Liebchen zu erkaufen, und nimmt an deſſen Stelle das Maltheſerkreuz und die Komthurei, wozu ihm des Jüngern geiſtlicher Oheim in Rom mit tauſend Freuden behülflich iſt; freilich fand dieſer, aus tauſend Gründen, ſeine Rechnung dabei, wenn er auf dieſe Weiſe dem Sohn ſeiner Schweſter zu den reichen Beſitzungen verhalf. Die Welt nun nennt dieſe Handlung großmüthig, ich nenne ſie nicht nur verrückt, ſondern auch höchſt ungerecht gegen ſich und die armen Unterthanen, die von der Natur an den ältern Bruder gewieſen waren, um aus ihrem jetzigen unglückſeeligen Zuſtand zu kommen. In ſeinem großmüthigen Paroxiſmus überantwortete dieſer ſie nun einem verliebten Knaben, deſſen mönchiſche Erziehung ihn unfähig gemacht hat, für die armen Leute zu ſorgen, und der ſich vermuthlich eben ſo wenig um das bekümmern wird, was hier Noth iſt, als ſeine Vorfahren es ſeit den lezten hundert Jahren gethan haben.«

»Entſcheiden Sie nun, mein Fräulein, ob meine Anſicht die rechte ſei,« ſezte Lothario jezt mit einer Verbeugung gegen mich hinzu. »Uebrigens habe ich die Geſchichte nicht etwa erſonnen; vor einigen Monaten wohnte ich als Zeuge der feierlichen Uebergabe der Güter bei. Vielleicht kennen ſogar einige in der Geſellſchaft den Großmuths-Helden. Er heißt Bernhard von Leuen, und hat ſich wie ich höre auch hier eine Zeitlang aufgehalten. Um das Maaß ſeiner Thorheit voll zu machen, gieng er, da ich ihn verließ, nach Venedig, um ſich von da nach Valetta einzuſchiffen; dort muß er jezt längſt angelangt ſein; er war Willens, wenigſtens einige

Jahre in jenem Hauptſitz ſeines Ordens zu verweilen.«

»Alle Anweſenden beinahe hatten Bernhard von Leuen gekannt, und der Antheil, den Lothario's Erzählung erregte, war ſo groß und ſtürmiſch, daß die Streitfrage, welche dieſelbe herbeigeführt hatte, zum Glück darüber nicht weiter zur Sprache kam.«

»Wie dankte ich Gott, als ich nach dieſer Scene mit mir und meinem Schmerz mich endlich ohne Zeugen befand! Alles, woran ich ſeit Bernhard mich verließ unabläſſig gearbeitet hatte, das ganze aus Sehnſucht und Hoffnung künſtlich zuſammengeſetzte Gebäude meiner Ruhe war nun mit einem Schlage zerſtört. Mir war, als bräche erſt jetzt der Schmerz mit allen ſeinen vernichtenden Folgen gewaltſam auf mich ein, und ich war von neuem unglücklicher, als ich es je zuvor geweſen. Deutlich ſah ich ein, wie nun jede Hoffnung möglicher Verſöhnung, möglicher Vergütung meines Unrechts, ſogar die des Wiederſehens, mir auf immer verloren ſei. Ich ſchauderte vor mir ſelbſt, als hätte ich ein Verbrechen begangen, denn ich war es ja, die jene unſeelige Reiſe veranlaßte, auf der er den Bruder kennen lernte. Der Schmerz um mich hatte die ſchöne Klarheit ſeines Geiſtes zerſtört, und ihn zu jenem raſchen, vielleicht für das Glück ſeines Bruders nicht einmal nothwendigen Schritte getrieben, der ihn nun aus ſeinem Vaterlande verbannte, der ſeine ganze Zukunft umgeſtaltete, ihn ſeines Eigenthums beraubte, und ihn ohne Frieden und ohne Freude hinaus in die Irre ſandte.«

»O laßt mich nicht weiter davon ſprechen, damit nicht der Geiſt jener quaalvollen Zeit von neuem über mich komme! Laßt mich euch nicht vorrechnen, wie viele endloſe Tage, Wochen, Jahre, einander folgten, ohne daß ein einziger Tag mir tröſtlichere Kunde von ihm gebracht hätte!«

»Die Zeit vergieng unter dem Bemühen ruhig und glücklich zu ſcheinen, um meines Vaters willen. Der ehrwürdige Greis neigte ſich immer tiefer dem Grabe zu, während meine ſchöne blühende Schweſter immer liebenswürdiger ſich entwickelte. Sein Blick ruhte oft mit dem Ausdruck tiefer Sorge auf dem holden Weſen, das in jugendlicher Freudigkeit ihn umflatterte, und wandte ſich dann gleichſam bittend mir zu. Es ſchmerzte mich tief, aber ich durfte dieſe bittenden Blicke nicht verſtehen. Denn wie wäre es mir möglich geweſen, unter den zum Theil ſehr achtungswerthen Männern, die ſich damals um meine Hand bewarben, einen zu wählen, während die Erinnerung an Bernhard, die Sorge um ihn, die Reue über eine nie wiederkehrende Vergangenheit, noch immer meine ganze Seele erfüllten! Mein gütiger Vater ſchonte mich deshalb nicht minder, weil wir nie über dieſen Gegenſtand ein Wort mit einander gewechſelt hatten; er las deshalb nicht minder deutlich in meinem Herzen und erlaubte ſich auch nicht die kleinſte Andeutung ſeines Wunſches, mich vor ſeinem Tode an der Seite eines edlen Gatten verſorgt, und dadurch auch die Zukunft meiner Schweſter geſichert zu ſehen. Nie kam ein hierauf Bezug habendes Wort über ſeine Lippen, aber auch ich wußte, was in ſeinem Gemüthe vorgieng, und die Qual meines Daſeins ward dadurch noch erhöht, daß ich nicht gewähren konnte, was er ſo innig zum Beſten ſeiner Kinder wünſchte.«

»Die ganz unerwartet ſich erklärende Neigung Deines Vaters, Vicktorine, zu meiner damals kaum funfzehnjährigen Schweſter, machte wider alles Verhoffen unſerer Sorge um das liebe Kind ein plötzliches fröhliches Ende.«

»Kleeborn war der einzige Sohn eines der angeſehenſten Handelsherren der Stadt, welcher von jeher der treueſte geliebteſte Freund meines Vaters geweſen war. Er hatte ſo eben die ſogenannte große Tour durch beinahe ganz Europa zurückgelegt, welche man damals zur Vollendung der Erziehung eines jungen Mannes ſeiner Art für unentbehrlich hielt, und er kehrte jezt heim, um eine Gattin zu wählen und ſich dann in ſeinem Geburtsorte häuslich niederzulaſſen. Meiner ſehr ſchönen Schweſter fröhliches einfaches Weſen zog auch ihn an, wie jeden, der ſie ſah, und beſtimmte ihn vielleicht um ſo mehr in ſeiner Wahl, da ſeine Bekanntſchaft mit den Damen des Auslandes wahrſcheinlich von der Art geweſen war, daß er den Werth einer ſolchen

Gefährtin des Lebens durch den Kontraſt mit jenen um ſo höher zu ſchätzen gelernt hatte. Karolinens bis jezt ganz frei gebliebenes Herz war ſtets bereit, Liebe um Liebe zu geben. Sie war noch bei weitem zu jung, um das Wichtige des Schrittes, den ſie zu thun aufgefordert ward, in ſeinem ganzen Umfange zu fühlen, und ſo gab ſie ohne Widerſtreben ſogar fröhlich ihr Jawort zu dieſer Verbindung, da ſie ſah, welche Freude ſie dadurch ihrem Vater bereitete.«

»Dieſem ſowohl als dem alten Kleeborn war die Ausſicht, das Band der zwiſchen beiden ſo lange beſtandenen Freundſchaft durch die Verbindung ihrer Kinder noch enger knüpfen zu können, zu erwünſcht, als daß irgend ein auf Geburt oder Vermögen Bezug habendes Vorurtheil bei einem von beiden hätten zur Sprache kommen können. Beide führten voll der freudigſten Ausſichten auf eine glückliche Zukunft die Verlobten ſobald als möglich am Altar einander zu. Die Augen meines Vaters ſtrahlten während der feierlichen Handlung in ungewohntem Glanz; ſeine ganze Geſtalt glich der eines ſeeligen

Verklärten; ach nur zu bald ſollte er wirklich zu ihnen gezählt werden und in das Land einziehen, wo die Sorgen verſtummen und keine Thränen mehr ſind! Wir alle weinten drei Tage ſpäter an ſeinem Sarge. Schonend und freundlich hatte der milde Genius des Todes die Fackel umgekehrt, und den geliebten Greis ſchmerzlos im ruhigen Schlummer ſeiner Vollendung zugeführt.«

»Ich eilte vom Grabe des Vaters in die mir im Schmerz ſo lieb gewordene Einſamkeit meines Stiftes zurück, wo das ſchwache Lebenslicht meiner edlen Freundin, noch immer kämpfend mit dem völligen Erlöſchen, trübe und ſchwankend fortbrannte. Ich wollte nicht mit meinem Gram zwiſchen dem neuvermählten Paar und dem fröhlich leuchtenden Glücksſtern ihrer jugendlichen Liebe verdüſternd eintreten, und war auch überdem der Ruhe höchſt bedürftig. Ohne daß man mich im eigentlichſten Sinne krank nennen konnte, ward doch das leiſe Hinſinken meiner durch den Schmerz um meinen Vater noch mehr untergrabenen körperlichen Kräfte jezt ſo ſichtbar, daß ſelbſt unſer Arzt eine einfachere Lebensweiſe in ländlicher Ruhe auf das Dringendſte anempfehlen zu müſſen glaubte.«

»Aeußern Frieden fand ich in meiner ſtillen Wohnung, auch frommen wohlgemeinten Troſt an der Seite meiner jezt faſt ganz verklärten Freundin. Doch der Schmerz, dem ich nirgend entfliehen konnte, wohnte in meinem Herzen und nagte leiſe und heimlich an meinem Leben.«

»Einige Wochen nach meiner Ankunft ſaß ich in früher Morgenſtunde allein mit mir ſelbſt, verſunken in ſchmerzlichem Nachdenken, aus welchem Rebecke, meine alte Wärterin, durch die ihr ungewohnte Haſt, mit welcher ſie die Thüre aufriß, mich aufſchreckte. Die treue Seele hieng mit mütterlicher Liebe an mir ſowohl als an meiner Schweſter, weil ſie von unſerer Geburt an uns gewartet und gepflegt hatte. Deshalb hatte ſie auch, ungeachtet ihres weit vorgerückten Alters, es ſich nicht nehmen laſſen, mich in meine Einſamkeit zu begleiten, weil ich, wie ſie behauptete, wieder gepflegt werden müſſe, und niemand das beſſer verſtünde als ſie. »Fräulein Annettchen,« rief ſie jezt ganz athemlos, denn ſo nannte ſie mich noch immer von meiner Kindheit her, »Fräulein Annettchen, wen denken Sie, daß ich eben geſprochen habe, er gieng im Kloſtergarten ſpazieren. Herr von Leuen! Er kannte mich gleich wieder, und hatte eine Freude! er hat mich recht über Sie und Ihr Befinden ausgefragt, ich mußte Ihre Fenſter ihm zeigen. Die wilde Rebe mit den ſchönen rothen Blättern hat ihm recht gefallen, er hat ſie in eins weg betrachtet und gelobt.«

»Guter Gott! wie vermöchte ich das Gefühl Euch zu ſchildern, mit dem ich gleich einer aus bangem Todesſchlaf Erwachenden dieſe Botſchaft vernahm! Ich drückte die gute Alte an meine Bruſt, ich lachte und weinte in beinahe wahnſinniger Freude. Ich kniete hin und dankte Gott mit lauter Stimme, daß Bernhard noch mein gedenke.«

»Dann verſank ich aufs neue in tödtliche Sorge, und ermahnte die gute Rebecke, ſich doch ja recht zu bedenken, ob ſie ſich nicht in der Perſon geirrt haben könne. Ich ließ aufs genaueſte mir beſchreiben wie er ausſah; ich fragte hundertmal, ob er auch gewiß kommen werde; ich konnte es mir noch immer nicht denken, daß er da ſei, meinetwegen da ſei, daß ich ihn wiederſehen ſolle.«

»Rebecke war unermüdlich in Wiederholung des mir ſchon tauſendmal Geſagten. Nie, nie habe ich ſeitdem die treue wieder von mir gelaſſen; dankbar habe ich kindlich ſie Jahre lang gepflegt, bis ſie lebensmüde in einem ſehr hohen Alter in meinen Armen entſchlief. Stets dachte ich daran, daß ſie es war, die zuerſt mir ſagte, Bernhard von Leuen iſt wieder da.«

»Nach wenigen Stunden kam er ſelbſt. Ich ſah ihn wirklich wieder. Lieben Kinder, ich bin ſehr alt und viele viele Jahre liegen zwiſchen dieſer Stunde und jenem Augenblick; doch wenn ich ſeiner gedenke, ſo iſt mir noch als lege ſich mein ergrautes Haar wieder in hellſchimmernden Locken um meine Stirn, als berühre mich ein Lebensſtrahl von dort oben, und gebe meine Jugend mir wieder. Wie ſchön ſtand ihm die Freude, mich ſo blühend wieder zu finden, denn in dieſem ſeeligen Moment lieh das Entzücken meiner ſonſt verfallnen Geſtalt aufs neue den Anſchein der Geſundheit und färbte meine bleichen Wangen mit ihrem roſigen Schein.«

»Bernhard ſagte mir, er habe in meiner Vaterſtadt vernommen, daß ich an einer wahrſcheinlich unheilbaren Auszehrung leide; er geſtand mir, daß er die Sorge um mich nicht länger habe tragen können, daß er einzig gekommen ſei, mich zu ſehen, wäre es auch nur aus der Ferne. Alles dieſes ſagte er mir abgebrochen in möglichſt kurzen Worten, ſeine Seele war in ſeinen Augen. Wir beide ſprachen überhaupt nur wenig bei dieſer erſten Zuſammenkunft, wir konnten nicht reden, wir konnten nichts als uns freuen, uns beiden war in dieſem Moment als ſei nie eine betrübende Vergangenheit da geweſen.«

»Am folgenden Morgen kam er wieder, doch neue Zweifel ſchienen in ihm erwacht, denn trübe und verſchloſſen ſtand er vor mir. Ich ertrug dieſe Veränderung in ſeinem Betragen mit Gelaſſenheit und ſtiller Ergebung, denn ich wußte, ich hatte dies verdient, ich hatte muthwillig ſein Zutrauen verſcherzt. Doch ich blieb mir gleich, ich dachte und wollte nichts, als offen und unverſtellt, ohne Liſt und ohne Hinterhalt mich ihm zeigen wie ich war, ſo viel ich dies konnte, ohne der Würde meines Geſchlechts etwas zu vergeben, und dadurch ſeine Achtung aufs neue, wenn gleich auf andre Weiſe, zu verſcherzen.«

»Am dritten Tage kam er um Abſchied zu nehmen. Ich führte ihn zur Pröbſtin, die durch ungewöhnliches Leiden entkräftet nicht im Stande geweſen war, ihn früher zu ſehen. Auch jezt fühlte ſie ſich noch ſehr unwohl, und nur meine dringenden Bitten hatten ſie vermocht, meinen Freund bei ſich zu empfangen.«

»Mir lag unendlich viel daran, mir auf dieſe Weiſe wenigſtens den Troſt zu erwerben, zuweilen, wenn er nun ganz von mir geſchieden ſein würde, ſeinen Namen nennen, von ihm reden zu hören, wäre es auch im gleichgültigſten Ton; ach und ganz gleichgültig konnte niemand von ihm ſprechen, der ihn kannte, das wußte ich wohl.«

»Ein unerwartetes Geſchäft, welches die Pröbſtin, krank wie ſie war, nicht ſelbſt berichtigen konnte, und das ſie mir deshalb auftrug, zwang mich faſt in derſelben Minute, ihr Zimmer wieder zu verlaſſen, in welcher ich Bernhard bei ihr einführte. Es hielt beinah eine Stunde lang mich feſt, bei meiner Zurückkunft fand ich Bernhard wider mein Erwarten noch bei meiner Freundin, doch ſein ganzes Weſen erſchien mir auffallend anders als zuvor. Eine ihm ſonſt fremde Haſtigkeit in ſeinen Bewegungen, das ungewohnte Feuer ſeiner Augen, der mir nur zu wohl bekannte Zug ſchmerzlicher Rührung um ſeine Lippen, alles ſagte mir, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorgegangen ſein müſſe, ſeit ich das Zimmer verließ. Die Pröbſtin lag zwar bleich und erſchöpft auf ihrem Ruhebette, aber ſie lächelte wie eine Seelige mir entgegen, indem ſie mich zu ſich winkte, mit leiſer Stimme mich bat, den Herrn von Leuen fortzuführen, und ſie deshalb mit ihrer krankhaften Schwäche bei ihm zu entſchuldigen.«

»Bernhard folgte mir mit auffallender Eile, da ich ihm zum Fortgehen winkte. Sein Arm zitterte, indem er mich die Treppe hinab führte, er war augenſcheinlich in heftiger innerer Bewegung, doch ob in einer ſchmerzlichen oder freudigen, konnte ich noch immer nicht entſcheiden.«

»Kaum war ich mit ihm in meinem Zimmer allein, als der ſo lange in ſeiner Bruſt mühſam verhaltne Sturm losbrach. »Anna, theure wiedergefundne Anna!« rief er, und betrachtete mich, wie man ein lange ſchmerzlich vermißtes Kleinod betrachtet, mit zuſammengeſchlagnen Händen und mit Augen, aus denen das reinſte Entzücken leuchtete. »Ja, Sie ſind es,« fuhr er mit tief bewegter Stimme fort, »Sie ſind, was ſie immer waren, edel und rein und gut wie ein Engel des Himmels. Ohne zu wiſſen, was ſie that, hat Ihre Freundin den Schleier zerriſſen, der Sie ſo lange mir verhüllte, indem ſie mit alle der dankbaren innigen Liebe von Ihnen ſprach, die ſie mit ſo hohem Rechte für Sie empfindet. Anna, ich kenne jezt Ihr ganzes engelreines Leben, von dem Augenblick an, da ich Unſeeliger aus Ihrer Nähe entfloh. Ich kann faſt ſagen, ich weiß wie Sie jede Viertelſtunde jener langen, langen Zeit zugebracht haben. Was Ihr erſtes Wiederſehen in dieſen Tagen mich ahnen ließ, wogegen ich Verblendeter ſo lange mich ſträubte, alles das iſt in dieſer Stunde zur klarſten Gewißheit mir geworden und ich bin zugleich der Seeligſte und Unſeeligſte auf Erden!«

»Lieben Kinder, was ſoll ich euch noch viel von dem Geſpräch zweier in Wonne und Schmerz Verlorner erzählen. Bernhard bekannte mir wie er mit tief verwundetem Gemüth, ohne Plan, unfähig ſogar einen zu ergreifen, auf ſeinem Schloſſe angelangt ſei, wo er ſeinen Bruder ringend mit wilder Verzweifelung antraf. Alles was Lothario grell und widerwärtig dargeſtellt hatte, ſah ich jetzt durch tauſend Umſtände gemildert, im ſchönen Licht der edelſten Aufopferung, durch die er einem liebenden Paar das Glück, das ihm ſelbſt auf ewig hoffnungslos aus ſeinem Leben geriſſen ſchien, erkaufen wollte. In Maltha konnte ich nicht länger weilen, ſprach er zu mir, eine nicht zu bekämpfende Sehnſucht, ähnlich dem Heimweh der Schweitzer, hatte mich ergriffen. Ich mußte wieder fort, ich vermochte es nicht, dieſes Daſein, in welchem kein Ton aus Ihrem Leben mein Ohr erreichte, länger zu ertragen. Ich nahm Urlaub und ging nach Deutſchland zurück, um mir nur die Gewißheit zu verſchaffen, daß Sie lebten, daß Sie glücklich wären. So meinte ich es wenigſtens, doch als ich nun wieder mit Ihnen dieſelbe Luft athmete, genügte mir dieſes nicht mehr; ich mußte Sie auch ſehen. Anna, wie habe ich Sie wieder gefunden! wie ſo ganz gleich dem, was Sie in meinen glücklichſten Träumen immer waren!«

»Leider war auch das Entzücken des gegenwärtigen Augenblicks nichts weiter, als ein flüchtiger Traum von Seeligkeit des Himmels, der nur zu früh der herben Wirklichkeit weichen mußte; denn ſo wie der erſte freudige Rauſch nachlies, kam auch die Ahnung über uns, daß wir uns nur gefunden hätten um uns wieder zu verlieren, daß nichts uns bleiben könne, als der feſte Glauben, einander ſtets werth geweſen zu ſein und es von neuem ewig zu bleiben. Meine Liebe hatte mein Herz groß gemacht und meinen Muth erhöht, ich vermochte es über mich, dem Geliebten alles zu geſtehen und jedes Unrecht ihm abzubitten. Mein ganzes Herz, alle Tiefen meines Gemüths enthüllte ich ſeinem liebenden Blick. Auch er klagte ſich an, und ich genoß die Seeligkeit ihm ebenfalls vergeben zu können, wie er mir vergab.«

»Als wir gelaſſner wurden, ſuchten wir unſre Zukunft und unſre jetzige Lage ſo klar als möglich zu überſchauen, um zu entdecken ob nirgend Rettung für uns ſei, ob denn auch gewiß jede Hoffnung verloren wäre das einmal verſcherzte Glück uns wieder zu gewinnen; doch ach! wir mußten, wenn gleich mit tiefem Schmerz, einander geſtehen daß wir beide, jeder auf ſeine Weiſe, alle Möglichkeit einer nähern Verbindung auf immer von uns gewieſen hatten. Bernhard war katholiſch, ich hatte dies früher nicht gewußt, obgleich er nie ein Geheimniß daraus machte; denn in meiner damaligen gränzenloſen Gleichgültigkeit gegen alles was auf Religion Bezug hatte, hielt ich es nie der Mühe werth, mich um dergleichen zu bekümmern.«

»Als Katholik hatte ſich Bernhard lebenslänglich dem eheloſen Stande geweiht, indem er das Maltheſer Kreuz annahm. Zwar konnte der Pabſt ſein Ordensgelübde löſen, und es wäre vielleicht nicht ſchwer geworden dieſe Gunſt von ihm zu erhalten, doch dann verlor Bernhard auch die Einkünfte ſeiner Komthurey und war, bis auf eine nicht ſehr bedeutende Leibrente, die er ſich vorbehalten hatte, ganz arm. Sein Bruder, dem er alles übrige was er einſt beſaß, abgetreten, war ſelbſt beim beſten Willen nicht fähig, ihm Beiſtand zu gewähren, denn bei der verſchwenderiſchen Lebensweiſe zu der ſeine junge, an Pracht und Wohlleben gewöhnte Gemalin ihn verführte, war er ſelbſt oft in Verlegenheit und genöthigt Schulden zu machen, indem er die Einkünfte ſeiner ohnehin ſehr geſunknen Beſitzungen auf Jahre hinaus verpfändete.«

»Mich, die proteſtantiſche Stiftsdame, band zwar kein Gelübde, aber auch mir hatte mein Vater wenig hinterlaſſen, obgleich die Einkünfte meines kleinen Kapitals, verbunden mit denen meiner Präbende, für mich hinreichend waren um anſtändig davon leben zu können. Bernhard ſchauderte vor dem Gedanken, an ſeiner Hand mich, die Heißgeliebte, vielleicht in einen bodenloſen Abgrund von Sorgen und Mangel hinabzuziehen, und ſo blieb uns denn nichts übrig, als Entſagung. Mein Freund war darüber der Verzweiflung nahe, denn er betrachtete unſer trauriges Loos als die Folge einer ſonſt ganz gegen ſeinen Karakter ſtreitenden Uebereilung, zu der ſein damals von allen Seiten ſchmerzlich beſtürmtes Gefühl ihn hingeriſſen hatte, und die traurige Gewißheit, daß ſein Bruder an der Seite der ſo theuer erkauften Gattin das gehoffte Glück bei weitem nicht gefunden habe, raubte ihm vollends jeden Troſt. Doch ich, die ich einen weit herbern Schmerz gekannt, ich war beglückt, wenn gleich unter Thränen. Ich wandte alles an, um auch meinem Freunde die wehmüthige Ruhe mitzutheilen, die ſeit dieſer unvergeßlichen Stunde mich nie wieder ganz verlaſſen hat; doch leider widerſtand ſein Kummer lange Zeit allen meinen Bitten und Vorſtellungen.«

»Bernhard, ſprach ich zu ihm, glauben Sie mir, von heute an trage ich nicht nur reſignirt, ſondern auch mit ſtiller Freude dieſe Strafe meines früheren Leichtſinns. Von nun an iſt mein ganzes Leben einzig dem beſeeligenden Bewußtſein geweiht, Ihnen anzugehören, und wie auch unſer Schickſal ſich wenden mag, und wenn wir auch nie wieder wie heute neben einander ſtehen, wenn ich nach der ſchmerzlichen Trennung, die uns ſo nahe bevorſteht, auch nie wieder die geliebte Geſtalt meines Freundes wiederſehen ſoll, ſo bin und bleibe ich doch in unwandelbarer Treue Ihnen zu eigen und werde nie eines andern ſein. Denn wir ſind eins auf ewig, und das Gelübde das Sie bindet, feſſelt auch mich.«

»Bernhard erſchrack auf das Heftigſte, da er dieſen Entſchluß von mir vernahm; beinahe kniend flehte er mich an, davon abzuſtehen. Sie wiſſen nicht Anna, rief er, Sie wiſſen nicht zu welchem Opfer Ihr Edelmuth Sie verleiten will. Noch blüht Ihnen das Leben und die nie wiederkehrende Jugend, o verſchleudern Sie nicht beide um eines Unglücklichen willen, der geſtraft werden muß, weil er an Sie nicht glauben wollte und im blinden Wahn ſich ſelbſt Feſſeln ſchmiedete, die er jezt nicht mehr zerreißen darf. Theure Anna, denken Sie von heute an ich ſei geſtorben, tragen Sie mein Andenken wie das eines einſt geliebten Todten in Ihrem reinen treuen Gemüth, erinnern Sie ſich meiner mit ſtiller Wehmuth wenn Sie glücklich ſind, mehr darf und kann ich nicht wollen, aber verſprechen Sie mir wenigſtens, das Glück um meinetwillen nicht von ſich zu ſtoßen, wenn es in einer Ihrer würdigen Geſtalt ſich Ihnen naht, und das wird es gewiß und bald. Ich bin ja der Welt und dem Glück ſchon abgeſtorben, ich bin ja eigentlich nichts weiter mehr als der Leichenſtein deſſen, was ich einſt war.«

»Sein inniges Flehen, die Thräne die ſein ſchönes Auge umdunkelte, rührten mich tief in der Seele, weil er es war der ſo bat, nicht weil die Gründe die er anführte meinen Vorſatz erſchüttert hätten. Ich weinte mit ihm, aber ich blieb feſt auf meinem Sinn. Und ſo ſchieden wir wieder noch am nämlichen Abende von einander, auf lange, lange Zeit. Denn Bernhards Rückkehr nach Maltha ſtand unabänderlich feſt.«

»Ich blieb wieder einſam zurück, doch wie ganz anders war alles gegen ehedem. Bernhards Briefe, obgleich die weite Entfernung ſie ſelten genug machte, wurden von nun an das eigentliche Element meines Lebens, meine ganze Exiſtenz drehte ſich einzig um ihren Empfang und um die Freude ſie zu beantworten. Jeder neue Jahrestag, den wir ſo weit von einander entfernt erlebten, fand uns feſter verbunden, denn unſer ganzes Daſein verzweigte ſich, durch die ſchriftliche Mittheilung aller unſrer innern und äußern Begebniſſe auf das wunderbarſte in einander, und wenn je zwei Menſchen eins genannt zu werden verdienten, ſo waren wir es.«

»Zuweilen trennte ich mich auf einige Monate von der mir ſo lieb gewordnen Einſamkeit, um meine im Gewühl der Welt lebende Schweſter zu beſuchen, doch immer kehrte ich voll heißer Sehnſucht zu ihr wieder zurück, ſobald ich dies nur konnte ohne Karolinen wehe zu thun. Wenn ich dann bei meiner Heimkehr die alten Thürme meiner klöſterlichen Wohnung wieder von Ferne erblickte, ſo klopfte mir das Herz in ungeſtümer Freude, beinahe als wäre ich gewiß, ihn dort wieder zu finden, für den und in dem ich einzig noch lebte; denn ich kannte keine Freude als die Beſchäftigung mit ihm, der ich mich nirgend ſo ungeſtört ergeben konnte. Die Welt vergaß mich allmählig wie ſie alles bald vergißt, und ſo führte ich ein paar Jahre hindurch ein ernſtes ruhiges, ich könnte ſogar ſagen, ein glückliches Leben, von wenigen gekannt, von keinem beneidet.«

»In wilden Kämpfen wogte indeſſen die Welt. Die franzöſiſche Revolution war ausgebrochen, und alles, alles, ſowohl im Reich der Ideen als der Wirklichkeit, näherte ſich einer furchtbar gewaltſamen Umwälzung, welcher nur wenige ſich ganz zu entziehen vermochten. Auch mein Freund hielt es nicht länger aus, dem allen nur aus der Ferne zuzuſehen, er konnte das ruhige ſtille Leben nicht weiter fortführen, das bei dem gewaltigen Treiben im übrigen Theil von Europa, ihm wie Unthätigkeit vorkam, und er wandte alles an, um ſich wenigſtens auf einige Zeit davon loszumachen.«

»Er kam zurück ins Vaterland; vor allem eilte er mich wieder in meiner Einſamkeit aufzuſuchen, und wir feierten zum zweitenmal mit entzückender, wenn gleich wehmüthiger Freude, das Feſt des Wiederſehens. Dann zog er wieder fort, hinaus in die wildbewegte Welt, um ihr Treiben mit eigenen Augen und in der Nähe zu beobachten. Der trügeriſche Schimmer ächter Freiheit und hoher Bürgertugend, den anfangs die Revolution um ſich verbreitete, hatte bei ihrem erſten Erſcheinen die edelſte Jugend aller Länder verblendet, und auch Bernhard fühlte ſich in der Ferne vom allgemeinen Taumel ergriffen; doch in der Nähe verſchwand das Truggebilde gar bald, vor dem richtigen Scharfblick, mit dem die Natur ihn reichlich begabt hatte.

»Die verbündeten Mächte ſtanden jezt auf, um mit vereinter Kraft die vielköpfige Hyder der wildeſten Anarchie in der Geburt zu erſticken, und auch mein Freund geſellte ihrem Heere ſich zu, und theilte mit edlen Genoſſen alles Unheil jener trüben verhängnißvollen Zeit.«

»Tief betrübt eilte er nach dem ſo traurig beendeten Feldzuge zu mir zurück. Er ſuchte und fand Troſt und Beruhigung bei mir, dem einzigen Weſen dem er in der Welt noch angehörte; dann wandte er ſich wieder ab, um in einen ausgebreiteteren Wirkungskreis zu treten, den die Gnade eines großen Monarchen ihm bot, welchem er wärend jenes merkwürdigen Krieges glücklich genug geweſen war, näher bekannt zu werden. Seine Ordenspflicht, wenn gleich nicht ſein Gelübde, wurden in der Zeit ſo gut wie vernichtet oder doch aufgehoben, denn auch Maltha fiel durch Feigheit und ſchändlichen Verrath in die Hände der allgemeinen Welträuber. Völlig frei von dieſer Seite begann jezt Bernhard ein ſehr bedeutendes, ich darf wohl ſagen, ein gewaltiges großes

Leben zu führen, zu deſſen Förderung er ſeine vielfachen Verbindungen mit ausgezeichneten und mächtigen Zeitgenoſſen ſehr glücklich zu benutzen wußte. Uebrigens bahnten auch ſein Geiſt, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, ſeine Lebenserfahrung, das Einnehmende ſeiner perſönlichen Erſcheinung überall ihm den Weg.«

»Auch in meiner äußern Lage war indeſſen eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Nach langem Kampfe endlich von ſeinen irdiſchen ſchmerzlichen Banden entfeſſelt, hatte der edle reine Geiſt meiner Freundin der ewigen Heimath ſich zugeſchwungen. Seit Jahren mußte ich unter ihrer Aufſicht alle Pflichten, die ihr als Pröbſtin des Stiftes oblagen, für ſie verwalten, indem ihre große Kränklichkeit ihr nicht mehr erlaubte, dies ſelbſt zu thun. Gegen mein Erwarten und ohne mein Zuthun, ward ich nach ihrem Tode erwählt, als ihre Nachfolgerin ganz an ihre Stelle zu treten und der mir dadurch zufallende Antheil an der Verwaltung der dem Stift angehörenden weitläuftigen Güter, öffnete mir ein weites Feld zur Uebung aller meiner geiſtigen Kraft, und bot mir tauſendfache Gelegenheit, Gutes zu wirken.«

»Mein Freund lebte indeſſen als auswärtiger Geſandte ſeines Monarchen, abwechſelnd an mehreren, zum Theil weit entfernten Höfen, und der blendende Glanz der ihn in ſeinem jezigen Wirkungskreis umgab, verhüllte ihn mir oft. Doch immer blieb er mein auch in der Ferne, immer war ich, und nur ich, die Vertraute ſeiner Pläne, ſeiner Anſichten, ſeiner Handlungen, ich darf ſagen jedes Gedankens ſeiner Seele, und zuweilen gelang es mir ſogar durch meinen Rath ſowohl als auch auf andere Weiſe ihm nüzlich zu werden.«

»Die ſtete, mitunter thätige Theilnahme an Dingen, die gewöhnlich weit außer dem Bereich des Frauenkreiſes liegen, gab mir mit der Zeit eine bei meinem Geſchlechte ungewöhnliche Feſtigkeit des Sinnes, und eine ganz andre Art von Bildung, als es die meiner Umgebungen war. Mit meiner innern Kraft wuchs auch meine Gewalt über das Gemüth der meiſten die mit mir in irgend eine Art von Berührung kamen;

ich führte ein ſehr thätiges Leben, das den heilſamſten Einfluß auf meine Geſundheit hatte, und ich darf ſagen, ich habe in der langen Zeit manches Gute zu Stande gebracht. Und warum ſollte ich es nicht auch euch geſtehen, daß ich Viele und zu ihrem Beſten beherrſcht habe, die angezogen von meiner Art das Leben zu nehmen ſich vertrauungsvoll mir ergaben? Doch mein Freund bewahrte mich vor jedem Uebermuth, denn ich war und blieb ſtets nur das Echo ſeines Weſens wie ſeines Lebens.«

»Nach einigen Jahren kehrte Bernhard aus dem Auslande zurück, um in der Nähe des Monarchen dem er diente, eine ſehr bedeutende Stelle zu bekleiden. Wir ſahen uns wieder, wir trennten uns von neuem und kehrten wieder zu einander zurück, oft und vielfach im Laufe des Lebens; doch immer fanden wir einander in unveränderter alter Treue wieder, genau ſo wie wir uns verlaſſen hatten. Auch brachte ich jezt zuweilen mehrere Monate in Bernhards glänzender Nähe zu, wenn ſeine Geſchäfte ihm nicht erlaubten, mich zur gewohnten Zeit in meiner Einſamkeit aufzuſuchen.«

»Bernhard war jezt wieder reich, es lag in ſeiner Gewalt ſein Gelübde löſen zu laſſen, um mir für den Reſt unſers Lebens die Hand zu bieten, und gerne hätte er auch vor der Welt bekannt, daß ſein Daſein in allem Wechſel ſeines Geſchicks ſtets einzig mir geweiht geweſen ſei. Doch wir beide waren indeſſen alt geworden; es fehlte uns der Muth zu einem raſchen Entſchluß, und eine ſeltſame Scheu, von welcher keines von uns ſich genaue Rechenſchaft abzulegen vermochte, hinderte uns an unſerm ſo lange beſtandnen, ſo lange uns beglückenden Verhältniß, etwas abzuändern. So vergieng uns wieder ein Jahr nach dem andern, indeſſen hätten wir wahrſcheinlich doch noch dem bei jeder neuen Trennung lebhafter gefühlten Wunſch nachgegeben, in ungeſtörtem Beiſammenſein das Ende unſrer Tage vereint abzuwarten — da trat der Tod zwiſchen uns.«

»Bernhard ſtarb ferne von mir, in der Schweiz, wohin Geſchäfte ſeines Herrn ihn gerufen hatten.

Mein tiefer Schmerz zog mich hin an ſein Grab, dort fand ich Thränen und in dieſen die erſte Erleichterung für meine im bitterſten Weh erſtarrte Bruſt.«

»Der Anblick der unbeſchreiblich großen Natur in jenem wundervollen Lande, löſte zuerſt das eiſerne Band, welches mir bis zum Erdrücken das Herz zuſammenpreßte, und ich glaubte unaufhaltſam mein Leben auf dem Hügel ausweinen zu müſſen, der die geliebte Geſtalt mir auf immer entzog. Mein erſtarrtes Herz ward wieder weich, mein Auge hob ſich wieder fromm hoffend mit Ergebung, zu dem Allwaltenden hinauf, der dort auf ſeinen ewigen Bergen im rieſengroßen Bilde der Natur ſich den Sterblichen näher offenbaret. Ich blieb lange genug in der Schweiz, um noch Bernhards Todestag an ſeinem Grabe zu feiern; das ſind nun acht Jahre — eben heute.«

Vite! vite mes enfants, geſchwinde ans Fenſter! Ciel de Dieu quel train! rief Mamſell Virnot, indem ſie den Kopf zur halbgeöffneten Thüre des

Wohnzimmers hinein ſteckte, ihn aber auch ſogleich wieder zurückzog und davon eilte. Babet und Agathe ſaßen eben ganz allein am Kamin, mit ihrer Näharbeit emſig beſchäftigt. Agathe nach ihrer haſtigen Art, warf im Aufſpringen den großen Stickrahmen über den Haufen, verwickelte ſich in die Fäden der weit über den Fußboden ſich verbreitenden Seidenrollen, zerriß alles ohne ſich weiter darum zu kümmern, und eilte das Fenſter aufzumachen; denn der immer näher ſchmetternde Klang vieler unter einander wetteifernder Poſthörner lockte ſie unwiderſtehlich. Auch Babet geſellte ſich zu ihr, und beide Mädchen ſahen nun mit fröhlicher Neubegier und weit vorgeſtrecktem Halſe dem nahenden Zuge von Reiſenden in geſpannter Erwartung entgegen.

»Fenſter zu!« donnerte Herr Kleeborn, der eben ins Zimmer trat. »Seid ihr von Sinnen, bei dieſer Kälte? wollt ihr die Straße heitzen? und da liegen auch alle eure Siebenſachen auf dem Fußboden umher! Das iſt mir eine feine Wirthſchaft.«

»Ach Onkelchen,« rief Babet, ohne den Kopf nach ihm umzuwenden, »machen Sie nur geſchwinde die

Thüre zu, damit es nicht ſo gräßlich zieht.« »Und ſchelten Sie nicht ſo,« ſezte Agathe hinzu, indem ſie lächelnd ihm winkte. »Kommen Sie lieber ſelbſt und helfen uns zuſehen, es langen Bereuter an!« »Warum nicht gar Bereuter,« ſprach Babet mit verächtlichem Achſelzucken, »die werden auch im Hotel d'Angleterre logiren! Vornehme Herrſchaften ſind's!«

Der durch das Geplapper der Mädchen wirklich ſelbſt ſchauluſtig gewordne Onkel trat indeſſen hinter ſie, um ſelbſt über ihre Köpfe wegzuſehen, und auch die Tante, mit Vicktorinen und Angelika, die Herrn Kleeborn ins Zimmer gefolgt waren, ließen von dem zunehmenden Getöſe auf der Straße ſich in das zweite Fenſter locken.

Sie erblickten das ganze dem Kleebornſchen Hauſe ſchräge gegenüber liegende Hotel d'Angleterre in der allergeſchäftigſten Bewegung. Von dem Heere ſeiner Kellner umgeben, ſtand ſogar der ſonſt ſehr vornehm geſinnte Gaſtwirth in der dritten Poſizion vor der Thüre ſeines Hauſes, zu den allertiefſten Bücklingen bereit, und das ſämmtliche Perſonal ſchaute mit erwartungsvollen Geſichtern nach der Seite der Straße hin, von wo der Klang der Poſthörner immer lauter und luſtiger näher kam. Zur Freude der zahlreich verſammelten Straßenjugend führte ein eben vom Pferde geſtiegener fantaſtiſch bunt gekleideter Jokey ſein dampfendes Thier mit der größten Gelaſſenheit in der engen volkreichen Straße auf und ab, um es verkühlen zu laſſen, während die Hausknechte ſich gewaltig abarbeiteten, um einen mit vier Poſtpferden beſpannten, und mit allerlei wunderlich geformten Koffern und Mantelſäcken hochbeladnen Packwagen in die Remiſe zu ſchaffen. Dieſer Packwagen ſchien augenſcheinlich zu einem ſehr eleganten ebenfalls vierſpännigen Reiſewagen zu gehören, der durch deſſen Entfernung erſt Platz gewann, vor dem Hotel anzufahren. Zwei junge elegant gekleidete Männer ſaßen darin, hinten auf einem zu dieſem Zweck eingerichteten bequemen Sitz ein Bedienter, vorn auf dem Bock ein glänzender Jäger und ein in grellen Farben geputzter Negerknabe. »Das ſind ſie,« flüſterten die Mädchen einander zu, und ſtießen ſich nur mit dem Ellenbogen an, ohne einander anzuſehen; denn die Fremden, denen der Wirth ſelbſt in tiefſter Unterthänigkeit aus dem Wagen half, nahmen alle ihre Aufmerkſamkeit in Beſchlag. »Ce sont des Mylords anglais,« rief die alte Virnot von unten zum Fenſter hinauf, denn auch ſie hatte ſich von der Neugier in die Hausthüre locken laſſen.

»Ein junger reiſender Prinz oder Graf mit ſeinem Hofmeiſter,« ſprach hingegen Herr Kleeborn mit großer Zuverſicht und war ſchon im Begriff die Mädchen vom Fenſter wegzujagen und dieſes zuzumachen; doch unterließ er es noch einſtweilen, da er zu ſeiner Verwunderung gewahr ward, daß die eben ausgeſtiegnen Fremden ſich nicht ins Haus führen ließen, ſondern nebſt dem Wirth, den Kellnern und den Bedienten vor demſelben ſtehen blieben, als ob ſie auf noch jemanden warten müßten. Zugleich ragten in einiger Entfernung mehrere Pferdeköpfe und Reuter über die zahlreichen Häupter der Zuſchauer empor, die im Vorbeigehen, wie das bei ſolchen Gelegenheiten in großen und in kleinen Städten immer geſchieht, auf der Straße ſtehen geblieben waren.

»Höre der Rechte kommt noch, glaube ich,« flüſterte Babet Agathen zu, »wohl gar ein König, und das ſind nur ſeine Miniſter.« »Ach laß mich!« erwiederte Agathe, »ſieh lieber auf die Pferde, die dort kommen. Die haben ordentlich Mützen mit Ohren auf, und Ueberröcke an, und rothe Brillen auf der Naſe.« »Gewiß ſind's am Ende doch Bereuter,« jubelte die Kleine, und klatſchte vor Freuden in die Hände. »Das wäre nun ganz herrlich! es ſind ſo lange keine da geweſen.«

Drei in grauen roth verbrämten Ueberzügen von oben bis unten dicht verhüllte Pferde nahten jetzt von zwei reitenden Stallbedienten geführt, ein ſtattlicher in einem modernen dunkelfarbigen Ueberrock gekleideter Mann ritt nebenher. »Siehſt du, daß ich Recht habe?« frohlockte Agathe, »das iſt der Herr der Truppe, und dort im letzten Wagen ſitzen wohl die Damen, die zu ihr gehören. Nicht wahr, Onkelchen, es ſind Bereuter?« fragte ſie, indem ſie ſich dieſem lächelnd zuwendete. »Faſt ſieht es mir ſelbſt ſo aus,« erwiederte Kleeborn. »Dann iſt es wahrſcheinlich Tourniaire, der Mann iſt reich, wie man ſagt, aber wundern thut es mich doch, daß er hier im erſten Hotel der Stadt abſteigt, mit all' den Leuten und Pferden. Das wird ein ſchönes Geld koſten.«

»Nun? wer hat nun Recht?« rief jetzt Babet, und bog ſich ſo weit als möglich zum Fenſter hinaus. »Wo ſiehſt Du Damen? Der König oder der Prinz kommt dort erſt ſelbſt in dem wunderſchönen großen Wagen.« »Nein, es iſt eine Dame in Herrenkleidern, eiferte Agathe, die Bereuterinnen reiſen immer ſo; Du ſiehſt es ja, ſie hat den Hund bei ſich, und den Affen; die ſollen gewiß im Feuerwerk ihre Künſte machen, wie ich das in der Zeitung beſchrieben geleſen habe. Die zahmen Hirſche ſehe ich noch nicht, die kommen gewiß noch nach, mit dem Uebrigen. Allerliebſter beſter Onkel, den erſten Tag, wenn die Leute ſpielen, müſſen wir hin! und wie glücklich! nun ſehen wir ſie alle Tage zweimal mit Muſik Parade reiten, wenn ſie ausziehen, und wenn ſie wiederkommen.«

Langſam, wegen der ziemlich engen mit Fußgängern erfüllten Straße, obgleich mit ſechs Poſtpferden beſpannt, nahte jetzt ein wirklich ſehr ſchöner zurückgeſchlagener Landauer Wagen, ohne alle Bedienten darauf. Ein einziger junger Mann ſaß oder lag vielmehr in der allernachläſſigſten Stellung in einer Ecke deſſelben ſo bequem hingeſtreckt, als befände er ſich zu Hauſe auf ſeinem Sofa. Ein prächtiger Pelz von ſonderbarem Schnitt verhüllte ihn bis an die Ohren, und eine grüne Staubbrille, die er trug, lieh ſeinem blaſſen, doch nicht unangenehmen Geſicht etwas grauenhaft-geſpenſterartiges; dabei ſtudirte er mit der größten Aufmerkſamkeit ein Zeitungsblatt, das er in der Hand hielt, ohne nur einmal den Blick davon zu wenden. Neben ihm hatte ein großer ſchöner getiegerter Hund ſeinen Platz, und indem dieſer die Vorderpfoten auf die Schultern ſeines Herrn gelegt hatte, kuckte er ſo emſig und ehrbar mit in die Zeitung hinein, als ob er etwas davon verſtände. Auf dem Rückſitz des Wagens ſtand ein zierliches mit vergoldetem Gitterwerk geſchmücktes Häuschen, doch ſein an einer langen

Kette in demſelben befeſtigter Bewohner, ein kleiner langgeſchwänzter Affe, ſaß oben auf dem Dache ſeiner Wohnung, wies den mit lautem Jubel den Wagen umſchwärmenden Straßenbuben die Zähne, und warf ihnen alle Ueberbleibſel ſeiner unterweges gehaltnen Mahlzeiten an die Köpfe, ohne daß ſich ſein Herr dadurch im mindeſten in der Lektüre ſtören lies, bis der Wagen vor dem Hotel d'Angleterre hielt.

Langſam, als erwache er eben vom ſüßen Schlummer, ſtieg der Reiſende jetzt aus dem Wagen, pfiff ſeinem Hunde, der ihm auf den Ferſen nachfolgte, winkte dem Neger, ihm den Affen nachzutragen, und ging mit ſtolzem Schritt in den Gaſthof hinein, ohne den Wirth und deſſen Komplimente nur eines Blickes zu würdigen. Alle folgten ihm ehrerbietigſt, der Wirth, die Bedienten, die Kellner, zuletzt auch die beiden kurz zuvor angekommnen Fremden. Die Pferde wurden fortgeführt, die Zuſchauer zerſtreuten ſich, Herr Kleeborn ſchloß ſorgfältig das Fenſter, und das ganze Schauſpiel hatte einſtweilen ſein Ende erreicht.

»Wie Du Dich nun einmal wieder blamirt haſt mit Deinen Bereutern,« ſprach Babet jezt zu Agathen; »das kommt davon, daß Du immer alles beſſer wiſſen willſt als andre Leute.« »Aber wer ſagt uns denn gewiß, daß es keine ſind,« erwiederte ziemlich kleinlaut Agathe, »es können doch noch Bereuter ſein, aber recht vornehme, die gradezu aus London hergeritten kommen. »Quer über das mittelländiſche Meer zu Pferde? nun Du weißt es recht,« rief ſpöttiſch lächelnd Babet. »Stille, ſtille, um Gotteswillen,« ſprach Herr Kleeborn dazwiſchen, »euer Herr Kandidat möchte auch an Deinen geografiſchen Kenntniſſen wenig Freude haben, wenn er ſo Dich reden hörte. So viel iſt indeſſen gewiß, Bereuter ſind das nun einmal nicht. Sollte einer von den engliſchen Prinzen? — Doch die ſind ja alle viel älter. Ich weiß was ich thue, ich ſchicke den Johann hinüber.«

Der von ſeinem Herrn aufs Recognosciren ſogleich ausgeſandte Bediente kehrte indeſſen erſt zurück, als Kleeborn und die Seinen ſich ſchon eine ziemliche Weile um den reich beſetzten Frühſtücktiſch verſammelt hatten, den in großen Handelsſtädten das bis in den ſpäten Abend hinausgeſchobne Mittagsmahl zu einer Stunde einführte, die in andern Orten ſchon längſt dem Nachmittage angehört. Man hatte ſchon lange dem Abgeſandten ungeduldig entgegen geſehen, denn die Neugier plagte eigentlich den guten Onkel nicht weniger ſtark als ſeine Nichten, doch die Nachrichten, welche Johann mitbrachte, waren bei weitem nicht befriedigend. Etwas ſehr *vornehmes müſſe es ſein*, ſo viel hatte der Wirth geſagt, weiter aber wußte dieſer noch von nichts, als daß die ganze Bel-Etage ſeines Hauſes auf mehrere Wochen in Beſchlag genommen worden ſei, und daß die in derſelben bereits wohnenden Fremden alle über Hals und Kopf andere Zimmer beziehen müßten, was denn natürlicher Weiſe ohne großen Moleſt nicht abgehe. »Uebrigens,« erzählte Johann weiter, »übrigens gienge alles im Hotel drunter und drüber, und Koch, Kellner und Stubenmädchen liefen insgeſammt mit den Köpfen gegeneinander, um die Fremden nebſt ihrer Dienerſchaft zu befriedigen, indem alle tauſenderlei auf einmal verlangten, und jeder etwas anderes.

Agathe und Babet hatten ſich indeſſen dem Fenſter wieder genähert, denn der Affe ſaß drüben auch auf der Fenſterbank, und eine Menge Leute war aufs neue vor dem Hauſe verſammelt, um die Grimaſſen des poſſierlichen kleinen Thieres zu belachen. »Du!« flüſterte Agathe, indem ſie halb auf den Knien, halb auf einem umgeſtülpten Fußſchemelchen ſitzend, ihren Stickrahmen wieder in Ordnung zu bringen ſuchte, »Du! höre! vielleicht iſt es der König von Heidi oder wie er heißt, der die ſächſiſche Mamſell heurathen ſoll, wie man ſagt, und der jetzt kommt, um ſeine Braut abzuholen. Ach wenn er doch den Grafen Limonade oder Schokolade bei ſich hätte!« »Dummes Kind, die ſind ja alle geſtorben,« belehrte ſie Babet. »Ach wie kann ich von allen Leuten wiſſen, ob ſie leben oder todt ſind,« erwiederte Agathe, und ſetzte ergrimmt einer ihr entfliehenden Seidenrolle nach.

»Soviel iſt gewiß,« ſprach nun Babet mit großer Ueberlegung, nachdem Agathe ſich wieder zu ihr geſetzt hatte, »ſoviel iſt gewiß, der Fremde hat zuverläſſig und auf jeden Fall Addreſſen an uns, und denn muß doch der Onkel ihm zu Ehren einen Ball geben, das iſt wohl das wenigſte, was er für einen ſolchen Herrn thun kann.« »Nun Gottlob!« rief Agathe und klopfte freudig in die kleinen Hände, »Gottlob, dann kommt doch wieder einmal Leben ins Haus.« »Ja,« ſprach Babet, »aber das ſage ich Dir, den roſenfarbnen Crepon zieh ich nicht an, die lange Schmidt hat wieder gerade ſo ein Kleid. Mein neuer Blonden-Tüll muß dazu fertig werden und Du mußt mir dabei helfen.«

»Wenn es ein Prinz wäre, ſo recht ein wirklicher Prinz!« ſprach Agathe ſehr bedenklich; »mein Lebtage habe ich noch keinen ſo recht in der Nähe geſehen. Und wenn er nun gar mit mir tanzte!« »Freilich muß er mit uns tanzen, wir ſind ja die Damen vom Hauſe,« verbeſſerte Babet ſie. »Schade nur, daß mein Theodor nicht dabei iſt, der käme gewiß vor Eiferſucht von Sinnen, wenn er anſehen müßte, wie mir der Prinz die Cour macht!« »Ich ängſtige mich todt, wenn er mit mir tanzt,« rief Agathe, »der tanzt gewiß nichts als Françaiſen, wäre nur Monſieur Michaud wieder da, daß man die Pas ein wenig einüben könnte. »Iſt's ein Engländer, ſo tanzt er nur Ecoſſaiſen, aber walzen wird er leider nicht können,« ſetzte Babet hinzu.

»Pas de Zéphyr,« rief jezt Agathe, indem ſie vor dem großen Spiegel mit hochaufgenommenen Röckchen ihre Pas einzuüben verſuchte, »tour de bras, en avant! Tournez! rigadon,« rief die ſich zu ihr geſellende Babet, »allons, tour de poule.«

»Tour de Gans, die paßt für euch am beſten,« rief Herr Kleeborn lachend dazwiſchen, indem er den beiden Kindern mit Vergnügen zuſah; denn ſie waren in dieſem Augenblick wirklich allerliebſt. »Herr Gott, Onkel, der Fremde kommt gerade ins Haus!« rief jetzt Agathe, die eben einen Blick aufs Fenſter geworfen hatte. »Es iſt ja der Rechte nicht,« eiferte Babet. »Wie kannſt Du das ſo genau wiſſen,« erwiederte Agathe. »Allerliebſtes, beſtes Onkelchen,« ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, »thun Sie mir den allereinzigſten Gefallen und laſſen ihn hier hereinkommen, ich möchte ihn gar zu gerne in der Nähe ſehen. Babet vereinigte ihr Bitten mit dem ihrer Schweſter, und der Onkel, der ſich eben bei ſeltner guter Laune befand, that was die Kinder von ihm verlangten.

Herr Wilkinſon aus London, ſo hatte der Fremde ſich melden laſſen, Herr Wilkinſon trat herein, und alle erkannten in ihm ſogleich einen der beiden Fremden, die in dem erſten Wagen angelangt waren. Es war ein hübſcher nach der allerneueſten engliſchen Mode gekleideter junger Mann, der in der geöffneten Thüre ſich ſehr zierlich mit allen fünf Fingern der linken Hand in das Himmelanſträubende Haar fuhr, während er mit der rechten den Huth abnahm, erſt die Damen, dann den Herrn des Hauſes mit einem ſehr graziöſen Kopfnicken begrüßte und zuletzt zwar mit etwas ausländiſchem Accent, aber doch in ſehr verſtändlichem Deutſch ſeine Rede anhob.

»Sir Charles Wißmann trug mir auf ihn den Damen und Herren Kleebern hochachtungsvoll zu empfehlen« — »Wißmann,« rief Kleebern ganz entzückt, und ſchüttelte dem Neuangekommnen recht kräftig die Hand. — »Wißmann, ei lieber Herr Wilkinſon ſo ſein Sie mir doch tauſendmal willkommen! Warum iſt er denn nicht gleich bei mir abgeſtiegen, ich habe ihn doch eingeladen und ſeine Zimmer ſtehen bereit. Babet, geh mein Kind, Mamſell Virnot ſoll aufſchließen und einheizen laſſen.« — Babet ſtieß Agathen an daß dieſe gehen ſolle, doch keine von beiden bewegte ſich von der Stelle, denn keine hatte Luſt den Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit aus den Augen zu verlieren.

»Bemühen Sie das Fräulein ja nicht,« bat Wilkinſon indeſſen, »Sir Charles wünſcht die Familie nicht zu derangiren, und da wir ziemlich viel Platz brauchen« — »Ich habe Raum genug für alles,« erwiederte Kleeborn; »wahrſcheinlich ſind Sie des jungen Wißmanns Reiſegefährte. Nun auch für Sie iſt Platz genug da, und Sie ſollen mir ebenfalls ein recht werther Gaſt ſein, lieber Herr Wilkinſon. Vier Zimmer ſtehen bereit, damit werden die beiden jungen Herren ſchon auskommen. Alſo der junge Mann, der neben Ihnen ſaß — denn wir ſahen Sie vor dem Hotel ausſteigen, müſſen Sie wiſſen, — der junge Mann alſo iſt der Sohn meines alten Freundes? Ey, ey, wer hätte das denken können! Nun, nun, und Sie? wahrſcheinlich ebenfalls Kaufmann? Sie haben Recht, das iſt der erſte Stand der Welt.«

»Verzeihen Sie,« erwiederte der Fremde mit ſehr gemeßnem Ton, »verzeihen Sie, mein Herr, ich habe das Vergnügen, dem Sir Charles in der Qualität eines Sekretärs attaſchirt zu ſein, der junge Menſch aber, den ich neben mir im Wagen hatte, dient ihm als ſein Homme de Chambre. Eigentlich gehörte auch er auf den Bock, doch auf Reiſen, das wiſſen Sie gewiß, darf man dergleichen ſo genau nicht nehmen, und überdem iſt Marcellin ſeinem Herrn ſo treu ergeben, daß ihm ſchon deshalb manches nachgeſehen wird.« Ein halb gepfiffnes, halb geſeufztes ſehr gedehntes So war Kleeborns erſte Antwort, dann ſetzte er nach einer ziemlichen Pauſe mit etwas verlängertem Geſicht hinzu, »alſo iſt Wißmann nicht da? kommt auch vielleicht heute nicht?« »Verzeihen Sie,« erwiederte Wilkinſon abermals, »Sie erwähnten vorhin, daß Sie uns vor dem Hotel ausſteigen geſehen haben, nun Sir Charles Landauer folgte dicht hinter meiner Batarde.« »Wie? das alſo? hm hm,« erwiederte Kleebern mit ſteigender aber nicht ſehr fröhlicher Verwunderung; »und die Pferde« — »Beim Himmel es ſind herrliche Thiere!« fiel Wilkinſon ein, »wie Sie gewiß unerachtet der Decken bemerkt haben werden. Vor allem der Lichtbraune, Sir Charles eignes Leibpferd. Das muthige Thier läßt ſich aber auch von keinem regieren, ausgenommen von ſeinem Herrn und unſerm Stallmeiſter. Es ſtammt in gerader Linie von des Herzogs von Bedford berühmten Hector ab. Orien war ſein Vater, der fünfmal in Newmarket den Sieg davon trug; die Mutter war Lord Ashfords Melly, die beim letzten Pferderennen in Epſom« — »Sehen Sie einmal!« Mit dieſem Ausruf unterbrach Kleebern in ziemlicher Verwirrung den plötzlich beredt gewordnen Sekretär, der eben im beſten Zuge war ihn auf das umſtändlichſte mit den Stammbäumen und allen Heldenthaten der Pferde ſeines künftigen Schwiegerſohnes bekannt zu machen. »Ey, ey, ſehen Sie einmal — nun und Herr Wißmann?« »Sir Charles,« erwiederte Wilkinſon, »Sir Charles hat mir aufgetragen Ihnen und der Familie ſeine glückliche Ankunft zu melden. Durch eine eigenhändige Note von ihm wäre dies freilich beſſer und ſchicklicher geſchehen. Doch Domingo hat den Schlüſſel zu ſeines Herrn Schreibekaſſette verlegt, und ſo ſieht dieſer ſich genöthigt, Sie durch mich zu bitten, daß Sie den ihm aufgezwungnen großen Verſtoß gegen die Regel freundlich entſchuldigen mögen; gewiß nur die Noth konnte ihn dazu veranlaſſen, denn die Schreibmaterialien, welche der Wirth herbeibrachte, wurden leider ſämmtlich total unbrauchbar befunden.« »Das wundert mich, der Mann iſt doch ſonſt ſo ordentlich,« erwiederte Kleeborn. »Total unbrauchbar, auf Ehre,« wiederholte Wilkinſon.

»Uebrigens,« ſezte er hinzu, »übrigens bittet Sir Charles um die Erlaubniß ſich Ihnen und den Damen noch heute Abend nach dem Mittagseſſen vorſtellen zu dürfen. Er wünſcht nur zuvor die Reiſekleider abzuwerfen und ſich von der Ermüdung ein wenig zu erholen. Denn wir ſind gewohnt ſehr ſchnell zu reiſen und die Wege hier herum ſind fürchterlich ſchlecht.«

Beladen mit Höflichkeitsbezeugungen aller Art verlies der Sekretär endlich das Zimmer und Herr Kleeborn gewann nun Zeit, ſich von dem Erſtaunen über alles was er vernommen ein wenig zu erholen. Sein Geſicht glich einem Apriltage; in dieſem Augenblick glänzte es im hellſten Sonnenſchein der Freude, im nächſten ſchwebten dunkle nahen Sturm verkündende Wolken des Unmuths darüber hin. Leiſe pfeifend ſchritt er aus einer Ecke des Zimmers in die andere, wie er immer zu thun pflegte, wenn irgend etwas ihn aus der Faſſung gebracht hatte. Alle übrigen im Zimmer ſchienen ebenfalls mehr oder weniger geſpannt zu ſeyn. Babet und Agathe ſtanden wie verſteinert da, denn der Prinz und der Sekretär, Sir Charles und die Bereuter, wogten mit großem Tumult in ihren Köpfen herum. Angelika, die an allem bisher Vergegangenen wenig Theilnahme bezeigte, ſchlich ſich jezt leiſe zu Vicktorinen hin, und über die Lehne ihres

Stuhls gebeugt, betrachtete ſie die geliebte Freundin mit dem Ausdruck inniger und zugleich ſorgenvoller Liebe; hingegen Vicktorine ſelbſt, obgleich auffallend bleicher als ſonſt, ſaß mit ſtolz erhabnem Nacken und blitzenden Augen neben der Tante, wie jemand der einem nahen ſchweren Kampf muthig entgegenſieht. Um Anna's feine Lippen ſchwebte indeſſen ein faſt unmerkliches ein wenig ſpöttiſches Lächeln, während ihr klares Auge jede Bewegung von Vicktorinens Vater verfolgte. Dieſer maß noch ein paarmal mit großen Schritten das Zimmer, blieb dann plötzlich vor Vicktorinen ſtehen als ob er etwas ſagen wollte, kehrte eben ſo plötzlich wieder um, und begann von neuem ſeine Promenade. Dabei herrſchte eine Todtenſtille, die niemand der Anweſenden zu unterbrechen wagen mochte.

»Hm, ja,« fing Kleeborn endlich halb für ſich, halb zu den andern an, »hm, ja einen Sekretär braucht er als holländiſcher Konſul in London, obgleich auf Reiſen ſollte ich meynen — nun die Zeiten haben ſich ſehr geändert ſeit ich jung war. Freilich ich bin ſo nicht gereiſt, doch wie geſagt, andre

Zeiten andre Sitten, und wer einen Rückhalt hat wie dieſer junge Mann, der kann — hm.« Nun folgte wieder eine neue Pauſe und eine neue Promenade, dann blieb der Alte abermals vor ſeiner Tochter ſtehen. »Vicktorine,« begann er, »Du haſt vernommen wer angekommen iſt, wen wir erwarten wollte ich ſagen. Darum dächte ich, mein Kind, Du benutzteſt noch die Zeit vor Tiſche um dich ein wenig zu putzen.« »Onkelchen, das ſollten wir ja wohl auch,« rief Babet mit ihrem hellen Stimmchen dazwiſchen. »Seid Ihr auch noch da?« fuhr Kleeborn ſie an, »das könnt Ihr halten wie Ihr wollt, wer denkt an Euch!« Leiſe wie eine Maus ſchlich Babet jetzt über den Teppich weg der Thüre zu, winkte Agathen und beide Mädchen verſchwanden. Auch Angelika folgte ihnen, zufolge einem von der Tante erhaltenen Wink ſich ebenfalls zu entfernen.

»Fräulein Schweſter,« hob Kleeborn jetzt an, indem er ſich zu der Tante ſetzte und ihre Hand ergriff, »liebes Fräulein Schweſter, Sie ſind eine ſehr kluge Dame, das weiß ich, und Sie werden mich daher verſtehen wie billig. Dieſer junge Mann, den wir vor einer Stunde, freilich mit ziemlich auffallendem Prunk, dort drüben ankommen ſahen, iſt wie ich nun weiß der Sohn eines der erſten Häuſer in Amſterdam, deſſen Reichthümer ihn allerdings berechtigen mehr Aufwand zu machen als tauſend andere nicht dürfen. Und ich muß es in einiger Hinſicht ſogar loben, daß er befliſſen iſt gerade hier ſich recht glänzend zu zeigen. Ihrer bekannten großen Einſicht wird es nicht entgehen wie ich dieſes meyne, doch zur Sache. Der alte Wißmann hat vor zehn Jahren, da alle Welt mich verlies, Freunde und Verwandte — ja Fräulein Schweſter, Verwandte, auf die ich rechnen zu dürfen wohl befugt war, mein Blut kocht noch wenn ich daran gedenke, doch Sie ſind unſchuldig daran, Sie können nichts dafür — Genug Fräulein Schweſter, der Vater dieſes jungen Mannes hat mir damals mehr als das Leben gerettet — ſelbſt du Vicktorine verdankſt ihm — doch Baſta, es iſt gottleb alles vorüber und mit Ehren überſtanden. So viel iſt indeſſen gewiß, ohne meinen alten Amſterdammer Freund wären wir alle nicht wo wir ſind, und ich ſelbſt vielleicht längſt — doch wie geſagt das iſt vorbei. Was aber der Vater an mir that will ich dem Sohne vergelten, das ſteht ſo feſt wie das Wort eines ehrlichen Mannes es ſtellen kann, und daß es die Pflicht meines einzigen Kindes ſey mir dabei zu helfen, wird wohl niemand mir abſtreiten — und darum geh, Vicktorine, dich umzukleiden.«

»Ich will es thun, wenn Sie durchaus es verlangen,« erwiederte Vicktorine, mit bewegterer Stimme als dieſer Befehl ihres Vaters es zu erfordern ſchien, »ich will es thun, aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich die Ueberzeugung habe, gerade ſo wie ich hier bin jeden Beſuch mit Anſtand annehmen zu dürfen. Und obgleich ich bereit bin den Sohn eines Freundes, den Sie ſo hoch ſtellen, mit aller der Zuvorkommenheit zu empfangen, die mir als Ihre Tochter ziemt, ſo ſehe ich doch nicht recht ein warum ich gerade mit ihm in dieſem Punkt eine Ausnahme machen ſoll.«

»Eine Ausnahme!« zürnte Kleeborn. »Ja mein Vater, eine Ausnahme,« erwiederte Vicktorine beſcheiden, aber feſt. »Ich bitte Sie recht kindlich, vergeſſen Sie eben ſo wenig die Vergangenheit, als ich meine Pflicht gegen Sie je vergeſſen werde. Mein Wort muß mir nicht minder heilig ſeyn als Ihnen das Ihre, denn ich bin Ihre Tochter, und ich werde dem Sohne Ihres Freundes die Achtung, die ich als ſolchem ihm ſchuldig bin, hauptſächlich dadurch beweiſen, daß ich ihn keinen Augenblick über mich ſelbſt, über mein Herz, über meine Lage, über meinen unabänderlichen Entſchluß in Zweifel laſſe, ſobald er mich in den Fall ſetzt, mich gegen ihn erklären zu müſſen. Ihnen, mein Vater, iſt alles dies kein Geheimniß mehr, daher bitte ich Sie« — »Vicktorine,« ſchrie Kleeborn, und ſprang mit von Wuth entſtellten Zügen auf — da trat die Tante beſchwichtigend zwiſchen Vater und Tochter. »Seid Ihr nicht wunderliche Leute!« rief ſie lächelnd. »Ich ſehe jetzt ſehr wohl ein, wovon unter Euch beiden eigentlich die Rede iſt; aber denkſt Du denn, Vicktorine, daß ein junger Mann von Welt wie dieſer, ſich gleich in der erſten Stunde wie ein Hochzeitbitter vom Dorfe vor Dich hinſtellen und ſeinen Spruch anheben wird? Und Sie lieber Herr Bruder, Sie ſehen es wohl ein, daß Vicktorine noch wie eine kaum vom Tode Geneſene betrachtet werden muß. Kranke Kinder werden überdem immer ein wenig verzogen und brauchen hinterher viele Nachſicht. Daher bitte ich, laſſen Sie der Zeit doch ihre Rechte, wir werden ja ſehen« — »Ja, ja, Sie ſprechen ſehr vernünftig Fräulein Schweſter,« erwiederte Kleeborn, augenſcheinlich von ihren Worten beruhigt, »Sie haben recht, die Zeit, die Zeit allein wirkt Wunder, und mit der Zeit giebt ſich alles, alles, alles findet ſich mit der Zeit.«

Mit dieſem ſeinem liebſten und gewöhnlichſten Troſt verlies der alte Herr das Zimmer, und eilte der Börſe zu, welche er über die Begebenheiten dieſes Vormittages zum erſtenmal in ſeinem Leben faſt vergeſſen hätte.

Schon war das ſpäte, diesmal ziemlich ſtumm eingenommene Mittagsmahl im Kleebornſchen Hauſe längſt vorüber und der Abend rückte mit ſtarken Schritten der Nacht entgegen. Die lange Reihe der Fenſter des erſten Stocks im Hotel d' Angleterre ſchimmerte in faſt blendender Erleuchtung, als würde dort ein großes Feſt gefeiert, während Kleeborn in ſeinem Hauſe noch immer und mit ſteigender Ungeduld in dem zum Empfange der Fremden beſtimmten Zimmer auf und abgehend, den ihm angekündigten Beſuch vergebens erwartete. »So wollte ich doch!« rief er mit dem Fuße ſtampfend, als die Glocke zehn ſchlug, doch in dieſem Augenblick ward die Thüre aufgeriſſen, Sir Charles, wie aus dem allerneueſten Modejournal heraus geſchnitten, trat ein und die Freude über ſeine Gegenwart verſcheuchte blitzſchnell von der Stirne des alten Herrn jede Spur des vorigen Unmuthes.

Ein halbes Stündchen verging beiden unter gegenſeitigen Mittheilungen, ehe ſie ſich deſſen verſahen. Doch nun ergriff Herr Kleeborn den

Arm ſeines jungen Freundes, um ihn in das Wohnzimmer ſeiner Familie zu führen. Schon waren ſie oben auf dem Vorſaal angelangt, da ſtürmte der alte Müller hinter ihnen drein die Treppe hinauf, »Herr Kleeborn ein Wort!« rief er athemlos, »eben kommt eine Stafette an Sie; vermuthlich die lange erwartete Nachricht von« — »Ey der Tauſend!« rief Kleeborn ganz entzückt, indem er ſtille ſtand. »Beſter Herr Wißmann,« ſprach er nach kurzem Bedenken, »Sie verzeihen mir gewiß; in zehn Minuten bin ich wieder bei Ihnen. Nur hier herein unterdeſſen, Sie finden hier meine Tochter.« Mit dieſen Worten öffnete er eine Thüre, ſchob ohne ſich viel umzuſehen den jungen Mann ins Wohnzimmer hinein, und eilte, den Kopf voll von dem ihn unten erwartenden Geſchäft, zurück in ſein Komtoir.

Ohnerachtet der möglichſt großen, aus der vortheilhafteſten Meinung von ſich ſelbſt entſpringenden Sicherheit, die ihm eigen war, fühlte Sir Charles ſich, wenn gleich vielleicht nicht verlegen, dennoch wenigſtens etwas genirt, als er auf ſo ſeltſame Weiſe der ihm beſtimmten Braut entgegen geſchoben ward. Doch die junge Dame, die er ganz allein im Zimmer antraf, empfing ihn mit ſo überraſchender Freundlichkeit, daß davor jede Anwandlung dieſes ihm ſonſt ganz fremden Gefühls, wie Nebel vor der Sonne zerrann. Die Art, mit der man durch zwei ſchnell auf einander folgende Knixe ſeinen erſten Gruß erwiederte, die beiden Grübchen mitten in den Pfirſichwangen des etwas verſchämt ihn anlächelnden Geſichtchens, und vollends die zuvorkommende Pantomime, mit der man ihn, ohne ein verſtändliches Wort hervorbringen zu können, zum Sitzen im Sopha nöthigte; alles dieſes war weit mehr, als es bedurfte, um einen jungen Mann ſeiner Art wieder zum gewohnten Selbſtgefühle zu verhelfen. Mit aller graziöſen Nachläſſigkeit eines ächt engliſchen Dandys im größten Styl warf er ſich daher auf den erſten Wink der Schönen neben ihr in eine Sophaecke hin, und betrachtete ſie, ohne ſich dabei den mindeſten Zwang anzuthun, durch ſeine Brille vom Schildkrotenem Kamme, der auf ihren Scheitel die reiche Fülle der lichtbraunen glänzenden Zöpfe und Lokken zuſammenhielt, bis zu der Spitze des netten, verlegen ſpielenden Füßchens, das die Konturen der großen Roſen auf dem Fußteppich nachzuzeichnen verſuchte. Die zwiſchen den friſchen, etwas aufgeworfnen Lippen hervorglänzenden Perlzähnchen, die ſchelmiſch-lächelnden Augen, das allerliebſte Stumpfnäschen, der ſchwanenweiße Hals, die runden Aermchen mit den kleinen Händen voller Grübchen, kurz das ganze, wie aus Roſen und Schnee zuſammengeſetzte, runde und dabei doch zierliche Figürchen, gefiel ihm ausnehmend wohl, und immer beſſer, je länger er hinſah. Endlich wagte es auch ſeine Nachbarin, den ſcheuen Blick, dann und wann zu ihm zu erheben. Freilich lies ſie ihn anfangs gleich wieder ſinken, doch das gab ſich allmählig; ſie gewann ſogar bald Muth genug um mit naiver Koketterie alle ihre kleinen Künſte vor ihm ſpielen zu laſſen, und that alles mögliche, um ſich ihm im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Da ſie inſtinctartig fühlen mochte, daß dieſes nicht ohne Erfolg geſchah, ſo waren beide in kurzer Zeit mit ſich ſowohl, als miteinander, auf das Vollkommenſte zufrieden, und vermißten nicht im mindeſten die Gegenwart des Herrn Kleeborn, der ſie eigentlich einander hätte vorſtellen ſollen. Freilich drehte ſich anfangs das Geſpräch nur ſchneckenartig-langſam um Wege und Wetter und um das Ermüdende einer langen Reiſe im Winter, doch fühlten beide durchaus keine Langeweile dabei. Als nun vollends die herrlichen Pferde des Sir Charles erwähnt wurden, ſo gewann auch die Unterhaltung einen lebhafteren Gang, denn man kam auf die natürlichſte Weiſe von der Welt von dieſen zu dem allerliebſten Affen, dem intereſſanten Reiſegefährten ſeines Herrn. Sir Charles erzählte einige luſtige Anekdoten, in welchen ſein Koko die Hauptrolle ſpielte; das hübſche Kind mußte über dieſe Geſchichtchen lachen, und da ihr das ganz allerliebſt ſtand, ſo erzählte Sir Charles immer mehr, und ſeine Zuhörerin lachte immer herzlicher. Beide dachten gar nicht daran, dieſer Unterhaltung müde zu werden, und Sir Charles würde gewiß, wer weiß wie lange, noch da geblieben ſeyn, ohne daß es ihm eingefallen wäre, fortgehen zu wollen. Doch nach einem halben Stündchen ſchickte Herr Kleeborn hinauf, lies ſein Nichtwiedererſcheinen für dieſen Abend durch unerwartete wichtige Geſchäfte entſchuldigen, die ihn bis tief in die Nacht hinein in ſeinem Komtoir feſtzuhalten drohten, und dies war nun freilich ein Zeichen zum Aufbruch, dem Sir Charles, wenn gleich ungern, dennoch Folge zu leiſten, nicht umhin konnte.

Schön iſt ſie eigentlich nicht, meine Braut, aber verteufelt hübſch, murmelte er vor ſich hin, als er höchſt zufrieden, ohne eine Ahnung davon, daß er ſich in der Perſon geirrt haben könne, quer über die Straße hinging, um ſich in ſeine Wohnung zu begeben. Nach engliſcher Sitte hatte er im Laufe des Geſprächs Herrn Kleeborn ſtets nur bei ſeinem Namen genannt und ihn nie als den Vater der jungen Dame, zu der er ſprach, näher bezeichnet. In Babets Plan — denn daß es dieſe und nicht Vicktorine war, die er im Wohnzimmer antraf, hat man gewiß längſt errathen — in Babets Plan alſo, konnte dieſe Verwechſelung freilich nicht liegen, als ſie ganz allein im Wohnzimmer blieb, nachdem Anna, Agathe und Vicktorine des langen Wartens müde, ſich aus demſelben zurückzogen. Es war ihr nur verdrüßlich geweſen, ſich ſo um nichts und wieder nichts geputzt zu haben, deshalb beſchloß ſie bei ſich ſelbſt und ohne ein Wort davon zu ſagen, es doch noch ein wenig abzuwarten, ob der Fremde nicht noch kommen ſollte, deſſen Ankunft am Morgen ihre ganze Neubegier bis zum Peinlichen erregt hatte. Als er nun wirklich da war, und vollends ſie für Vicktorinen hielt, was ſie ſehr bald bemerkte, ſchwieg ſie anfangs, weil ſie in der Verlegenheit nicht wußte wie ſie ſich ihm zu erkennen geben ſollte; doch dieſes verlegene Schweigen verwandelte ſich mit der Zeit in ein abſichtliches, da ſie das Wohlgefallen entdeckte, mit welchem der junge Mann ſie betrachtete. »Hat er mich doch nicht nach meinem Namen gefragt«, dachte ſie, und wenn ich ihm nun beſſer gefalle als Vicktorine, iſts meine Schuld? Es wäre doch albern von mir, wenn ich ihn gleich zurückwieſe, und am Ende thue ich wohl noch gar Vicktorinen einen Gefallen, denn die ſcheint ganz etwas anderes im Kopfe zu haben als dieſen Sir Charles, den Papa ihr gern zuweiſen möchte, wie ich wohl merke.

Voll von der Eroberung, die ſie ſo ganz unverhofft noch am ſpäten Abend gemacht zu haben glaubte, eilte Babet, gleich nachdem Sir Charles fortgegangen war, zu ihrer Schweſter, um ihr dies wichtige Ereigniß mitzutheilen; doch Agathe war ſchon im Einſchlafen begriffen, und bezeigte wenig Theilnahme. »Geh' mir,« ſprach ſie endlich, da Babet gar nicht aufhören wollte davon zu reden, »geh' mir mit deinem Engländer. Wenn es kein Prinz und kein Bereuter iſt, ſo verlange ich gar nichts von ihm zu wiſſen. Und nimm es mir nicht übel, aber ich kann es von Dir auch nicht loben, daß Du Dich gleich ſo mit dem wildfremden Manne einläßt, ohne auch nur ein bischen an deinen Theodor zu denken. Ich könnte ſo nicht ſeyn, und wenn er ſich ſechs Brillen übereinander aufſetzte. Und nun gute Nacht.«

In Babets Köpfchen, wie in ihrem Herzen, wogte es indeſſen viel zu bunt durch einander, als daß ſie ſich ſo hätte zufrieden geben können. Sie bedurfte durchaus gleich auf der Stelle einer Vertrauten, und ſchlich ſich alſo, ſpät wie es war, zu Vicktorinen, die ſie freilich noch wachend fand. Aber zu ihrem großen Schrecken traf ſie auch die Tante noch bei ihr an. Indeſſen faßte ſie ſich ſchnell und war obendrein liſtig genug, ihr Zuſammentreffen mit Sir Charles und daß er ſie für Vicktorinen angeſehen habe, als einen luſtigen Scherz jetzt zu erzählen; doch ſtatt des gehofften Beifalls erhielt ſie von der Tante nur einen ſehr ernſten Verweis über ihren unvorſichtigen Leichtſinn, und wurde noch obendrein gefragt: was ſie denn morgen anzufangen gedenke, wenn Sir Charles die wirkliche Vicktorine ſehen und ſo den ihm geſpielten Betrug entdecken würde? Babet machte ſich ohne Antwort ganz trübſelig wieder davon, denn dieſes war ihr in der Freude ihres Herzens noch gar nicht eingefallen.

Halb ärgerlich, halb ängſtlich, denn der Tante letzte Bemerkung hatte ſie ſchwer getroffen, wollte Babet eben wieder den Weg nach ihrem Zimmer eingeſchlagen, da hörte ſie auf dem Gange Angelikas Harfentöne durch die ſtille Nacht. Das Bedürfniß, von dem zu reden, was ihr in dieſem Augenblick auf dem Herzen laſtete, war zu groß, es trieb ſie daher auch noch zu dieſer hin, ſo wenig ſie übrigens auch ſonſt gewohnt war mit der ernſten Angelika nach Mädchenart vertraulich zu verkehren. Im Grunde, dachte ſie, iſt Angelika doch ein gutes Kind und auch verſtändig, vielleicht kann ſie mir rathen, was ich morgen anfangen ſoll, um nicht vor allen Leuten gar zu beſchämt da zu ſtehen. Doch die arme Babet war einmal dazu beſtimmt, an dieſem Abend durchaus keine Theilnahme finden zu können. Das blaſſe Geſicht auf die Harfe gelehnt, ſchien Angelika dem raſchen Plaudern zwar mit ihrer gewohnten ſtillen Freundlichkeit zuzuhören; aber es ging beinahe ganz unverſtändlich an ihr vorüber. Mühſam und vergebens ſuchte ſie ihren ſchwermüthigen Träumen ſich zu entreißen, denen ſie in der Einſamkeit der Nacht ſich ſo gerne überließ; ſie vermochte es nicht einmal, den Sinn von Babets Worten zu faſſen, und antwortete ihr ſo unpaſſend und abgebrochen, daß dieſe die Geduld dabei verler und endlich fortging, um mit ihrem Kopfkiſſen, dem einzigen Vertrauten, der ihr noch blieb, ſich beſſer zu berathen.

Babet verband eigentlich mit einer ſehr lebendigen Phantaſie ein eiskaltes Gemüth, wie ſich denn das im Leben oft genug zuſammen findet. Noch nie war ein wahrhaft ernſter Gedanke in ihr aufgekommen, aber ſie hatte in ihrer Penſionsanſtalt ſchon ganze Leihbibliotheken erſchöpft. Langeweile und das Bedürfniß einer Abwechſelung in ihrem einförmigen Leben hatten damals die Luſt, Romane zu leſen, bis zu einer Art von Leidenſchaft in ihr geſteigert, und die kleinen Ränke, welche ſie anwenden mußte, um dieſe ihre Lieblingsneigung ganz unbemerkt zu befriedigen, erhöhte ihre Freude beträchtlich daran. So kam ſie denn, den Kopf voll von den abentheuerlichſten Geſchichten, als ein nun erwachſenes Mädchen, in das glänzende Haus ihres Oheims, und da aus der Sucht, Romane und nichts als Romane leſen zu wollen, gewöhnlich auch die, dergleichen zu ſpielen, entſpringt, ſo ſehnte ſich Babet jetzt nur vor allem darnach, recht bald zu erleben, was ſie oft mit dem innigſten Antheile geleſen hatte. All' ihr Sinnen und Trachten ging nur darauf hin, als die Heldin einer Liebesgeſchichte zu glänzen. Der Student Theodor war zufälliger Weiſe der Erſte, der ihr beim Eintritt in die Welt mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit bezeigte, und was war daher natürlicher, als daß ſie ſogleich in dieſem ihren Helden gefunden zu haben wähnte. Es fiel ihr gar nicht ein, daß der ebenfalls ſehr junge Mann, um nicht ganz müſſig zu ſeyn, nach Art der Mehrſten ſeines Alters, ſie während ſeines Aufenthaltes in ihrer Nähe zur Dame ſeines Herzens erwählt haben könne; ſie dachte weiter gar nicht darüber nach, ſondern begann im Gegentheil ſogleich, einen Roman mit ihm zu ſpielen, der, ſo viel Redens ſie davon auch gegen Agathen machte, dennoch nur in ihrem Köpfchen ſeine Exiſtenz fand. Alles ging vortrefflich, ſo lange die Ferien dauerten, doch dieſe zogen vorüber, Theodor kehrte nach Göttingen zurück, und der Roman hatte ein Ende. Babet wußte nicht einmal, ob ſie den Geliebten jemals wieder ſehen würde, aber er hatte ihr eine noch aufgeregtere Phantaſie und eine ſehr fühlbare Oede in ihrem Leben hinterlaſſen, die ſie mit jedem Tage mißmuthiger ſtimmten. Sie ſuchte zwar noch eine Zeit lang ſich mit einer eingebildeten Trauer um den Entfernten hinzuhalten, doch dieſes ermüdete ſie ſehr bald; ſie bedurfte eines neuen Gegenſtandes, um wieder zu einiger Zufriedenheit zu gelangen, und ſo war ihr Sir Charles in dieſem Augenblick eine höchſt willkommene Erſcheinung. Auch trugen der ihn umgebende Glanz und die Hoffnung, als Siegerin neben der ihr ſonſt überall weit vorgezogenen Vicktorine in die Schranken zu treten, nicht wenig dazu bei, ihrer Eitelkeit zu ſchmeicheln, indem zugleich das Fremdartige ſeiner Umgebungen ſowohl, als ſeiner Perſönlichkeit, ihre Phantaſie auf alle Weiſe in Anſpruch nahm.

Sir Charles Geſtalt eignete ſich übrigens ganz vortrefflich dazu, auf ein Mädchen wie Babet den angenehmſten Eindruck zu machen. Man konnte ihn eigentlich einen ſchönen Mann nennen, obgleich ſein ganzes Weſen auf jenen Ueberdruß am Leben hindeutete, den wir in unſern Tagen aus dem frühen, keine Mäßigung kennenden Genuß aller Freuden deſſelben nur zu oft in der blühendſten Jugendzeit entſtehen ſehen. Das Erſchlaffte in den regelmäßigen Zügen ſeines wirklich angenehmen Geſichts, das unnatürlich-Matte in ſeiner Haltung, dem er durch angenommene modiſche Gleichgültigkeit gegen Alles außer ſich noch nachzuhelfen ſtrebte, gaben ihm in Babets Augen ein höchſt intereſſantes Anſehen, und machten ihn den Helden aus ihren Romanen vollkommen ähnlich.

In dieſer erſten ſchlafloſen Nacht ihres Lebens dachte ſie ſo lange an ihn und wiederholte ſich ſo lange jedes ſeiner Worte, jeden ſeiner Blicke, deren Unbeſcheidenheit ſie nicht gefühlt hatte, bis ſie überzeugt war, nicht nur ihn zu lieben, ſondern auch auf ihn den tiefſten günſtigſten Eindruck gemacht zu haben. Daß er, nicht ohne ihr Zuthun, ſie für Vicktorinen gehalten habe, erſchien ihr zuletzt in einem ſo romantiſchen Lichte, daß ſie ſich alle Bemerkungen der Tante darüber aus dem Sinne ſchlug, die ſie kurz vorher ſo ängſtlich gemacht hatten. Sie überzeugte ſich zuletzt ſogar, bei der morgen zu erwartenden Entdeckung in ſeinen Augen nur gewinnen zu können, und wandte ſich nun ihrer Garderobe zu, die ſie in Gedanken eine vollſtändige Revüe paſſiren ließ, um für den kommenden großen Tag das Schicklichſte daraus zu wählen, bis ſie endlich bei faſt anbrechenden Morgen ruhig einſchlief, um von Sir Charles und dem neuen Roſa-Kleide zu träumen.

Ende des erſten Bandes.

Die Tante.

Ein Roman

von

Johanna Schopenhauer.

Even so it was with me, when I was young:
It is the show and seal of nature's truth,
Where love's strong passion is impress'd in youth:
By our remembrances of days foregone,
Such were our faults; — or then we thougt them none.

SHAKESPEARES All's well that ends well.
Act I. Scene III.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main 1823.
Verlag von Heinrich Wilmans.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Schon ſeit wenigſtens einer Stunde erwartete die zahlreich verſammelte Geſellſchaft, welche Herr Kleeborn am folgenden Tage zu einem glänzenden Mittagsmahle eingeladen, einzig nur noch den Helden des Feſtes, Sir Charles, der immer noch ausblieb. Die alte Birnot wandelte unabläſſig in jener, allen guten Hausfrauen bei ähnlichen Fällen wohlbekannten Verzweiflung, zwiſchen Speiſeſaal und Küche auf und ab, und war nahe daran, bittere Thränen zu vergießen über das Mißlingen, welches durch dieſe Verzögerung ihren herrlichſten Vorbereitungen drohte. Herr Kleeborn ſah alle fünf Minuten nach der Uhr, und die Tante erſchöpfte vergebens ihre Unterhaltungsgabe, um den Gäſten dieſes peinliche Erwarten minder auffallend zu machen. Endlich ſchlug es ſieben Uhr, die Flügelthüren flogen auf und Sir Charles trat, gefolgt von ſeinem Secretär, mit ſo vornehm-nachläſſigem Anſtande in den Saal, daß Herr Kleeborn wirklich den Muth verlor, ihm, wie er es ſich doch vorgenommen, ſeinen Verdruß über die verſpätete Erſcheinung merken zu laſſen. Sir Charles begrüßte den Herrn des Hauſes nur mit einer ſtummen Verbeugung, und ging dann, die ganze übrige Geſellſchaft überſehend, gerade auf Babet los, die, ſchön geputzt, aber doch ziemlich verlegen, am entgegengeſetzten Ende des Saales ſtand.

Doch Herr Kleeborn ergriff auf halbem Wege ſeinen Arm. »Hier, Herr Wißmann,« ſprach er, »hier ſteht meine Tochter, neben ihrer Tante der hochwürdigen Frau Pröbſtin von Falkenhayn.« Sir Charles ſtutzte, wie Jeder, dem etwas ganz Unerwartetes entgegen kommt; die würdige Geſtalt der Tante machte indeſſen auch auf ihn den Eindruck, den ſie Allen gab; begrüßte ſie ehrerbietig, und wandte ſich dann zu Vicktorinen, die im reichſten

Schmucke, wie ihr Vater es verlangt hatte, ſtolz und hoch, gleich einer Königin, daſtand, und ihn vornehm kalt mit einer ſehr abgemeßnen Verneigung empfing. Sir Charles Verwunderung ſtieg ſichtbar.

»Ihr älteſtes Fräulein Tochter?« fragte er endlich Herrn Kleebern. »Meine einzige,« war die Antwort. »Sie wiſſen es ja, ich habe nur dies eine Kind, und Sie haben ja auch meine Vicktorine ſchon geſtern Abend geſehen. Oder etwa nicht?«

Sir Charles war wirklich für den Augenblick um eine Antwort verlegen, doch ein Blick auf Babet, die ſich indeſſen dicht hinter die Tante zu ſchleichen gewußt hatte, ſetzte den geübten Weltmann ſchnell ins Klare: denn Babet hob, wie in höchſter Angſt, ihr Auge bittend zu ihm auf, ſchlug es aber auch gleich wieder nieder, während die glühendſte Purpurröthe ihren Hals und Geſicht übergoß.

Zwar glitt bei dieſer Entdeckung ein leichtes, halb ſpöttiſches Lächeln über Sir Charles Züge hin, aber er fühlte dennoch, daß er hier etwas zuſchonen habe, und murmelte daher nur einige unverſtändliche Worte, die Herr Kleeborn zum Glück nicht beachtete, weil eben die Thüre des Speiſeſaals aufging, und die Geſellſchaft ſich hineinbegab.

»Ich vergaß es geſtern, daß Aurora immer der Sonne voranzuſchreiten pflegt,« flüſterte Sir Charles Vicktorinen zu, indem er ihr den Arm bot; doch Vicktorine erwiederte ihm keine Sylbe, ſtumm und kalt ließ ſie ſich von ihm an die Tafel führen, und ſo verlor auch er die Luſt, das Geſpräch fortzuſetzen und ſchwieg halbbeleidigt, während Babet Gott dankte, daß die Sache noch ſo leidlich abgelaufen war.

Bei feſtlichen Mahlzeiten, wie dieſe, pflegt gewöhnlich anfangs in der Geſellſchaft eine allgemeine Stille einzutreten, und Sir Charles benutzte dieſe Zeit, um die ihm wirklich beſtimmte Braut, die in aller der graziöſen Schroffheit, deren ſie, ſobald ſie es wollte, fähig war, an ſeiner Seite ſaß, mit der gleich einer jungen Roſe blühenden Babet zu vergleichen. Letztere hatte es künſtlich genug ſo einzurichten gewußt, daß ſie ihm ſchräg gegenüber ihren Platz fand. Er konnte es ſich zwar nicht verhehlen, daß dieſe neben Vicktorinens blendender Schönheit zu einem artigen Zöſchen herabſank, aber ſie gefiel ihm darum nicht minder. Ja, es wandelte ihn ſogar eine Art von innerlichem Aerger darüber an, daß ſie die Rechte nicht ſey, beſonders da ſeine Nachbarin alles, was er ſagte, nur mit höflicher, aber deſto zurückſtoßender Kälte aufnahm, während jene nicht nur mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit jedes ſeiner Worte belauſchte und mit der holdſeeligſten Freundlichkeit belächelte, ſondern es auch übrigens an ſchmachtenden Blicken, bedeutendem Erröthen und ähnlichen Zeichen der Theilnahme nicht fehlen ließ.

Gegen die Mitte der Mahlzeit belebte ſich das Geſpräch und ward allgemeiner; zugleich begann auch Herr Kleeborn, ſich queer über den Tiſch hin bei Sir Charles nach mehreren ſeiner alten Freunde in London zu erkundigen, und ihn über ihr perſönliches Befinden und ihre häuslichen Zuſtände zu befragen. Doch er erhielt nur wenige und ſehr unbefriedigende Antworten, zuletzt gar die mit vornehmer Kälte ſehr lakoniſch hingeworfene Verſicherung, daß Sir Charles alle dieſe Herren zwar im Geſchäftswege dem Namen nach kenne, aber keinesweges ſonſt noch mit einem von ihnen in perſönlicher Verbindung ſtehe.

Herr Kleeborn ſchwieg, ſichtbar verſtimmt, und auch Sir Charles blieb von nun an ſtumm und verſchloſſen, bis einer der anweſenden Fremden ſeiner ſchönen Pferde erwähnte, die dieſer mit Bewunderung im Stalle geſehen hatte. Nun ward er mit einemmal nicht minder lebendig, als geſtern ſein treuer Wilkinſon bei der nehmlichen Veranlaſſung es geworden war. Er unterhielt die ganze Tafel mit Erzählungen von engliſchen Wettrennen und von den bei dieſen, auf unglaubliche Weiſe gewonnenen oder verlornen, bedeutenden Summen. Dazwiſchen berief er ſich immer auf Wilkinſon, der nie ermangelte, der Geſchichte noch irgend etwas zuzuſetzen, um ſie noch wunderbarer und merkwürdiger erſcheinen zu laſſen. Von den Pferden ging er zu den Feſten und Aſſembleen der vornehmen

Welt in London über. Von dieſen kam er auf die dortige italieniſche Oper, und den beſondern Verdienſt der berühmteſten Sängerinnen und Tänzerinnen. Ein unaufhaltſamer Strom von Beredſamkeit floß von ſeinen Lippen, indem er ſeiner vertrauteſten Freunde in London dabei erwähnte, lauter Lords, Counts und Viscounts. Kein einziger plebejer Name entſchlüpfte ihm, vor allem aber pries er die Herrlichkeiten von Brighton, und ſprach mit wahrer Begeiſterung von den Freuden, die er dort in der unmittelbaren Nähe des Prinz Regenten ſelbſt wollte genoſſen haben.

Kleeborns Unmuth ſtieg ſichtbarlich bei den Rodomontaden des jungen Mannes; man ſah es ihm an, daß er auf irgend eine Weiſe ihm Luft machen mußte, und ein eignes Gefühl von Unbehaglichkeit bemächtigte ſich dabei allmählig der ganzen Geſellſchaft. »Erlauben Sie mir eine Frage,« fing er endlich an, »Sie ſprechen immer, als wären Sie ein geborner Engländer, und doch als der Sohn meines ſehr verehrten Freundes, Jan Peter Wißmann in Amſterdam, ſind Sie ſo viel ich weiß ein Holländer.«

»Ei freilich, iſt der alte Herr mein Papa,« fiel Sir Charles halb lachend ihm ein, denn das viele Reden und der dazwiſchen reichlich genoſſne Burgunder ſchien ihn jetzt ungewöhnlich belebt zu haben. »freilich iſt der alte Herr mein Papa, den die halbe Welt als eine der bedeutendſten Figuren an der Amſterdamer Börſe kennt. Deshalb aber habe ich dennoch die Ehre ein ſo ächter Britte zu ſeyn als irgend einer, der innerhalb des Glockenſchalles von Bowchurch geboren ward. Ich könnte ſogar mit der Zeit Lordmajor von London werden, ſo gut als der Beſte in der City, wenn es mir nur möglich wäre, im Kohlendampfe dieſes ſchmutzigen, ſchachernden Theils von London zu leben. Aber ich ziehe es vor, unter meines Gleichen im Weſtende der Stadt zu wohnen, obgleich ich freilich mein Comptoir in der Nähe der Börſe haben muß. Ich ſcheue den weiten Weg nicht, wenn meine Gegenwart dort nöthig iſt. In ein paar Stunden läßt ſich bekanntlich vieles abthun, und meine braven

Pferde bringen mich ſo ſchnell hin und zurück, daß ich oft ſchon wieder zu Hauſe bin, noch ehe es bei meinen eleganten Nachbaren Tag wird.«

Des Alten Geſicht legte ſich in immer ernſtere Falten, ſo daß die Tante anfing, einen förmlichen Ausbruch des in ihm aufſteigenden Gewitters zu befürchten, was ihrem feinen Gefühl für Schicklichkeit unerträglich geweſen wäre, ſelbſt wenn dadurch Vicktorine von Sir Charles Anſprüchen auf immer hätte befreit werden können. Denn alles, was die feinſte Grenze des Anſtandes im mindeſten verletzen konnte, war ihr durch lange Gewohnheit ſo widerwärtig, daß ſie ſich oft wie von einem Fieber ergriffen fühlte, ſobald ſie nur ahnete: es könne ſo etwas, ſelbſt von ihr übrigens völlig gleichgültigen Perſonen, in ihrem Beiſeyn geſchehen. Daher trat ſie auch hier gleich ins Mittel, und um nur den alten Herrn nicht zum Wort kommen zu laſſen, bat ſie Sir Charles, ihr doch zu erklären, wie man zugleich ein Engländer und ein Holländer ſeyn könne?

»Das kann in der That niemand ſeyn, und ich bin es auch nicht,« erwiederte Sir Charles, »denn wie geſagt, ich habe die Ehre einzig Großbrittanien anzugehören, und dieſes verdanke ich meiner Mutter, die aber dennoch auch nur eine ächte, in Rotterdam geborne Holländerin war. Die gute Dame hatte aber die Gefälligkeit mich auf einem engliſchen Weſtindienfahrer das Licht der Welt zum erſtenmal erblicken zu laſſen; und ſie wiſſen gewiß alle, daß ich dadurch ſo vollkommen nazionaliſirt bin, als wäre ich von engliſchen Eltern mitten in London geboren.«

»Das war ja für Sie ein ungemein günſtiger Zufall.« erwiederte ein alter Herr aus der Geſellſchaft, den Sir Charles wunderſame Erſcheinung höchlich zu amuſiren ſchien.

»Freilich, freilich,« erwiederte dieſer, »aber es hat auch ſeine melancholiſche Seite, denn meine Mutter mußte das Geſchenk, das ſie mir machte, mit dem eignen Leben bezahlen. Sie war eben auf der Rückreiſe von Jamaika begriffen, wohin ſie meinen Vater begleitet hatte, und dieſe war durch tauſend ungünſtige Zufälligkeiten beinah bis ins Unglaubliche verlängert worden. Seit ſechs und zwanzig Jahren ruht ſie nun unter Korallenfelſen im Grunde des atlantiſchen Meeres, und es war meinem Vater ſo ſchmerzlich, ſie hinabſenken zu ſehen, daß er mich in meiner Kindheit gar nicht um ſich haben mochte und mich deshalb in England lies, als er nach Amſterdam zurückkehrte.« »Doch erlauben Sie mir, Madame,« ſetzte Sir Charles, zur Tante gewendet hinzu, »erlauben Sie mir nach engliſcher Sitte ein Glas Champagner mit Ihnen zu trinken, um dieſe trübſeligen Erinnerungen wieder hinunter zu ſpülen, die man bei der Tafel am wenigſten aufkommen laſſen ſollte.«

Die Tante verſicherte ſehr kalt, ſie tränke niemals Champagner, Sir Charles leerte ſein Glas, und nahm, noch aufgeregter als zuvor, abermals das Wort. »Der ſicherſte Beweis, daß ich in meinem Vaterlande als ächter Engländer anerkannt werde,« ſprach er, »iſt der, daß ich im vorigen Jahre in Brighton die Ehre hatte, die ritterliche Würde zu empfangen, deren in Altengland kein Ausländer fähig iſt. And now, um mit Sir John Falstaff witzigen Andenkens zu reden, can make any Jane a Lady*), die ihre Hand mir reichen mag.« Eine allgemeine Pauſe entſtand jetzt, denn viele mochten ſchon das Verhältniß ahnen, in welchem Sir Charles zu dem gaſtlichen Hauſe ſtand, das alle ehrten. Seine letzte Ungezogenheit, neben dem herzloſen Uebermuth, mit welchem er ſeiner verſtorbenen Mutter erwähnt hatte, berührte Jedermann auf eine höchſt unangenehme Weiſe, und dieſe allgemeine Verſtimmung führte bald darauf das Aufheben der Tafel herbei.

Nur ein einziges Paar hatte nichts von allem Vorgegangenen bemerkt, und dies war Agathe und der neben ihr ſitzende uns ſchon bekannte Schwarze. Ihr ſelbſt kam ſeine ganz unverhoffte Gegenwart ſo unglaublich vor, daß ſie oft zu träumen fürchtete. Sie hatte weder von ſeiner ebenfalls am geſtrigen Abend erfolgten Ankunft, noch von der Viſite, die er am Morgen dem Onkel abſtattete, das Mindeſte vernommen, und freute ſich nur, ungemein vernünftig geweſen zu ſeyn, da ſie ihn unter den Gäſten ihres Oheims fand; denn ſie hatte bei ſeinem Anblick nicht laut aufgeſchrien.

---

*) Ich kann jede Hanne zur Lady erheben.

Der junge Mann war indeſſen vom Lieutenant zum Rittmeiſter emporgeſtiegen und lag nun mit ſeiner Schwadron in einem nahen Städtchen in Garniſon. Er mußte ſeiner jungen Nachbarin unendlich viel zu berichten haben, denn während der ganzen Mahlzeit flüſterte er unaufhörlich mit ihr, doch führte er ganz allein nur das Wort, indem Agathe mit niedergeſchlagenen Augen und glühenden Wangen, ganz gegen ihre ſonſtige Gewohnheit, nur eine aufmerkſame Zuhörerin abgab. Zuweilen wagte ſie es ganz heimlich und ſchüchtern, zur Tante hinüber zu ſehen, wandte ſich aber noch tiefer erröthend gleich wieder ab, wenn ſie dem klaren ſcharfſehenden Auge derſelben auf halbem Wege begegnete.

Während der Kaffee herumgereicht ward, wagte ſie es aber endlich doch, ſich in Annas Nähe zu drängen. »Ach Tante!« flüſterte ſie ihr zu, »ach Tante, was hab' ich Ihnen alles zu ſagen!« »Wirklich?« erwiederte dieſe lächelnd, »und wenn ich dir nun ſage, daß ich ohnehin ſchon alles weiß?« »Herr Gott! Sie haben's gehört, und folglich die andern alle auch!« rief Agathe gewaltig erſchrocken. »Das habe ich wohl gedacht, das kommt von der Unbeſonnenheit her.« »Beruhige Dich, meine beſonnene Agathe,« erwiederte freundlich die Tante, und ſtreichelte ihr die glühende Wange, »beruhige Dich, denn ich hörte mit den Augen, und die Kunſt verſteht nicht jedermann.«

Die Geſellſchaft hatte ſich zu ſpät verſammelt, um nicht auch ſehr ſpät wieder auseinander zu gehen, daher war für dieſen Abend unter den Mitgliedern der Kleebornſchen Familie an keine vertrauliche Mittheilung über alles Vergegangene zu denken. Doch am folgenden Vormittage ſuchte der alte Kleeborn die Tante in ihrem eignen Zimmer auf, was ſeit dem Tage ihrer Ankunft nicht wieder der Fall geweſen war, und alſo auf Ungewöhnliches deutete. »Fräulein Schweſter,« rief er noch in der Thüre mit einem ſehr heitern Geſicht ihr entgegen, »Fräulein Schweſter, wenns Glück gut iſt, und Sie es ſo meynen wie ich, ſo haben wir zwei Bräute im Hauſe, und können an einem Tage zwei Hochzeiten ausrichten. So eben hat der Rittmeiſter Horſt um Agathen bei mir angehalten. Der junge Soldat geht raſch zu Werke wie Sie ſehen, aber dabei auch rechtlich, nach der alten Art, wie ſichs gehört, und das muß ich loben. Er hat nicht erſt, wie ein gewiſſer Andrer, den ich nicht nennen mag, und von dem auch hoffentlich nie wieder die Rede ſeyn wird, mit dem Mädchen hinter meinem Rücken einen Liebeshandel angeſponnen, ſondern geht gleich vor die rechte Thüre. Ich liebe freilich das Militair eben nicht beſonders, ich würde auch Vicktorinen an keine Uniform weggeben, und ſteckte ſelbſt ein General darin. Doch mit Agathen iſt das ein Anderes, obgleich das Kind ein hübſches Vermögen beſitzt.«

Die Tante erwähnte Agathens große Jugend.

»Freilich iſt das Mädchen noch blut jung, kaum ſiebzehn Jahr alt, doch jung gefreit hat keinem gereut,« erwiederte Kleeborn. »Auch iſt der junge Horſt nichts weniger als arm, er iſt der Sohn eines wohlhabenden, mir wohl bekannten Kaufmanns in Stettin, und ſein älteſter Bruder ſetzt die Handlung fort; ſo wäre denn von dieſer Seite die Parthie gar nicht ungleich. In ſeinem Stande kann er es auch noch einmal hoch genug bringen, denn daß er ſich brav gehalten, beweiſt nicht nur ſein eiſernes Kreuz, ſondern auch ſein ſchnelles Avancement. Ich habe ihn alſo in Gottes Namen auf morgen früh wiederbeſtellt, denn er muß den Abend wieder fort, und wenn Agathe übrigens nicht abgeneigt wäre, ſo dächte ich — doch thue ich nichts ohne Ihren Rath, denn Sie ſind eine ungemein kluge Dame, daher bitte ich Sie jetzt, mir dieſen zu ertheilen, und mir zu ſagen, was ich den jungen Menſchen morgen antworten ſoll.«

Die Tante fand dieſes alles zwar ungemein übereilt, um ſo mehr da Agathens künftiges Glück ihr ſehr am Herzen lag, denn ſie hatte dieſes natürliche, gutmüthige Weſen recht mütterlich lieb gewonnen, aber ſie ſah auch ein, wie wünſchenswerth es ſey, die Kleine ſobald als möglich von Babets verlockender Geſellſchaft und zugleich aus dem Hauſe des Oheims zu entfernen, wo ſie ohne alle Aufſicht, mitten im Geräuſche eines ſehr glänzenden Lebens, tauſend Gefahren ausgeſetzt bleiben mußte. Dem alten Herrn zu rathen, unternahm ſie aber deshalb doch nicht; denn ſie wußte wohl, daß er wie faſt Alle, nur um Rath frug, um dennoch ſeiner eigenen Anſicht zu folgen; aber ſie verſprach, was er eigentlich nur von ihr gewollt hatte, nehmlich Agathens Herz zu erforſchen. Doch verlangte ſie noch zuvor eine Unterredung unter vier Augen mit dem jungen Horſt, die Herr Kleeborn auch einzuleiten ſuchen wollte. Sie hoffte, in dieſer doch den Mann etwas näher kennen zu lernen, an deſſen Hand ſie nicht ohne Bangen ein unverdorbenes liebes Kind dem Ernſte des Lebens in ſo früher Jugend entgegen gehen ſehen konnte.

Kleeborn brachte das Geſpräch jetzt auf den jungen Wißmann, und zu Annas Erſtaunen ſchien ſeine geſtrige Unzufriedenheit mit dieſem über Nacht völlig verſchwunden zu ſeyn. »Freilich iſt er nicht ganz ſo, wie ich es erwartete, und es wäre mir auch recht lieb, wenn manches anders wäre,« ſprach er. »Das fürſtliche Anſehen, das er ſich zu geben ſucht, gefällt mir eben ſo wenig, als ſein ewiges Prahlen mit vornehmen Freunden. Wir ſind denn doch auch was wir ſind. Auch kann ich es nicht loben, daß er ſich gewiſſermaßen ſchämt, ein Kaufmann zu heißen, und der Aufwand, den er treibt, iſt denn doch etwas zu auffallend. Aber er iſt noch jung, und Verſtand kommt nicht vor Jahren. Ich war auch einmal ſo ein Springinsfeld. Freilich trieb ich es nicht ſo arg, aber Sie wiſſen es ſelbſt, Fräulein Schweſter, vor dreißig Jahren waren auch andere Zeiten und andere Sitten, und wenn man Hausvater wird, ſo legen ſich die ſtolzen Wellen gewöhnlich von ſelbſt.«

»Ich mag es nicht verhehlen,« erwiederte Anna, »der ungemeſſene Uebermuth des jungen Mannes hat mich tief empört. Obendrein ſcheint er mir völlig gemüthlos, und ich gebe es Ihnen recht ernſtlich zu bedenken, ob Vicktorine an der Seite eines ſolchen Mannes je hoffen kann, ein frohes Leben zu führen, und ob ſie je mit ihm die Unfälle wird heitern Muths ertragen können, die auch dem Glücklichſten drohen.«

»Das giebt ſich alles, Fräulein Schweſter«, fiel Kleeborn ein. »Was Sie von ſeinem Uebermuth erwähnen, gebe ich zu. Sie ſehen, ich bin billig, was wahr iſt, laſſe ich gelten. Das iſt aber Jugendart und vergeht, wenn man älter wird, beſonders bei den Holländern, denn ein ſolcher iſt er doch, trotz ſeines engliſchen Ritterthums. In Holland frägt man ſogar ſprichwörtlich von jedem jungen Manne: »»hat er geraſet oder will er erſt raſen?«« Das wird dort wie die Kinderblattern angeſehen, die auch ein jeder gehabt haben muß, und ein verſtändiger Vater wählt immer lieber Einen, der ſchon einige tolle Streiche gemacht hat, als Einen, der von Jugend auf ſtill und vernünftig war; denn bei letzterem ſteht zu befürchten, daß der Paroxismus in der Ehe nachkommen könnte. Wißmann iſt jetzt mitten in demſelben begriffen, wir wollen das abwarten. Ich will darum auch auf keine Weiſe die Erklärung zwiſchen ihm und Vicktorinen zu beſchleunigen ſuchen; mag er ſich erſt die Hörner noch ein wenig ablaufen. Sie bleiben einander doch gewiß, das läßt ſich nicht ändern, denn die Parthie iſt für beide zu vortheilhaft, und wir Väter gaben einander unſer Wort darauf, das noch keiner von uns jemals gebrochen hat.«

In dieſem Augenblick trat Vicktorine ins Zimmer, und ihr Vater wandte ſich ſogleich an ſie. »Höre, Vicktorinchen,« ſprach er, »thue mir den Gefallen und laß das Geſichterſchneiden, es hilft Dir zu nichts, und Du weißt, ich kann es nicht leiden. Du thuſt am beſten, wenn Du Dich mit guter Art in Dinge fügſt, die ſich nicht abändern laſſen. Ich frage nicht einmal, ob Kißmann Dir gefällt? aber ich rathe Dir freundſchaftlich, ihn Dir gefallen zu laſſen, denn er wird Dein Mann, das iſt nun einmal gewiß. Wir Väter werden unſer Wort nicht brechen, weil unſere Kinder beide, jedes auf ſeine Weiſe, vor der Hand noch ein Paar Narren ſind, die nicht wiſſen, was ſie wollen.« »Lieber Vater,« fing Vicktorine bittend an; doch dieſer ließ ſie nicht weiter reden.

»Hilft nichts! hilft nichts!« rief er, »was ſeyn muß, muß ſeyn, und Du biſt deshalb doch Wißmanns Braut. Indeſſen braucht das vor der Hand noch Niemand zu wiſſen als wir. Daher verlange ich einſtweilen auch nur, daß Du es bloß im Herzen ſeyn ſollſt, ohne den äußern Schein davon anzunehmen, der kommt zeitig genug. Für jetzt betrage Dich nur freundlich und anſtändig gegen Deinen Bräutigam, das kommt Dir hernach in der Ehe zu gut. Uebrigens warte alles in Gelaſſenheit ab, gieb Dir weder durch zu große Freundſchaft, noch auf andere Weiſe das Anſehen, als ob Du Dir von ihm eine Erklärung vermutheteſt, denn das ſchickt ſich nicht für eine Tochter von mir. Die Erklärung wird nicht ausbleiben, das verſichre ich Dir. Nun, bis auf einen Punkt, der hoffentlich jetzt auf ewig vergeſſen ſeyn ſoll, bin ich ja immer mit Dir zufrieden geweſen, Du haſt Dich ja ſtets ſo betragen, daß ich Ehre und Freude davon hatte, Du wirſt auch jetzt Deinen alten Vater nicht kränken wollen; ich habe ja ſonſt nichts in der Welt, das mir recht am Herzen läge als Dich. Glaube mir, mein Kind, ich bin nur auf Dein Glück bedacht und Du wirſt es mir gewiß noch einmal danken, wenn Du dies jetzt auch noch nicht einſiehſt. Die Jugend iſt blind, aber wir Alten ſind dafür da, um ſie zum Beſten zu leiten. Und nicht wahr, Du wirſt nicht ferner widerſtreben? Meine gute dankbare Vicktorine wird mir auf meine alten Tage dafür Freude machen wollen, daß ich in meinen jungen Tagen ſtets nur für ſie arbeitete und ſorgte?« Der plötzlich ganz ungewöhnlich weich gewordne Alte ſtreichelte bei dieſen Worten Vicktorinens erbleichende Wange, und verließ dann in ſichtbarer Bewegung das Zimmer, während Vicktorine in Thränen ausbrach.

»Tante!« rief ſie, »gütige liebe Tante, dieſes iſt härter als alles! Ich kann, ich kann in der Treue nie wanken noch weichen, aber wie ſoll ich feſt bleiben, wenn mein Vater ſo zu mir ſpricht! Wohin ich auch blicken mag, ich ſehe nur meinen Untergang.«

»Raimund erliegt vielleicht in dieſem Augenblick dem Kampf mit dem wilden Elemente, auf dem er ſchwebt, um einem Lande entgegen zu eilen, in welchem der Tod, in Blumenduft verhüllt, ihn erwartet! einem Lande, wo Tauſende vor ihm ſchon beim erſten Schritte Vernichtung einathmeten! Doch bewahrt ihn auch ſein Engel mitten in allen Gefahren und führt ihn ſicher in die Heimath zurück, mich findet er nicht mehr, dies ſagt mir ein Gefühl, dem ich umſonſt zu widerſtreben verſuche.«

»Vicktorine, wie biſt Du plötzlich ſo muthlos, und gerade jetzt, wo alles ſich vereint, um Deinem Hoffen neues Leben zu gewähren?« ſprach Tante Anna.

»Ach liebe, liebe Tante,« erwiederte Vicktorine, »meine Kraft iſt erſchöpft, und mir wäre wahrlich am beſten, wenn ich zur Ruhe ging, wo aller Kampf ein Ende hat. So lange mein Vater mich hart und ſtreng ſeinem Willen beugen wollte, ſo lange hatte ich den Muth, ihm zu widerſtehen und der Stimme meines Herzens zu folgen, die hier laut über Recht und Unrecht entſcheidet. Und warlich, ſeit ich den herzloſen, kindiſch eitlen, eingebildeten Thoren ſah, dem ich beſtimmt bin, ſeitdem fühle ich noch tiefer als zuvor, daß ich ſogar um meines Vaters willen hier nicht nachgeben darf; ich dürfte es nicht, ſelbſt wenn ich Raimund nie zuvor erblickt hätte, denn mein Vater müßte ja ſeine grauen Haare in Kummer und Reue dereinſt zu Grabe tragen, wenn er ſpäterhin das unausbleibliche Elend mit anſäh', das er jetzt, freilich in der beſten Abſicht, ſeinem Kinde an der Seite dieſes Mannes bereiten möchte. Tante, ich flehe Sie an, reizen Sie den Vater wieder zum Zorne gegen mich auf, ſo entſetzlich mir dieſer auch einſt erſchien, er allein hat mich aufrecht erhalten, das fühle ich jetzt. Dem gütigen, dem bittenden Vater kann ich nur mit verſchloſſener, auf ewig verſtummter Lippe widerſtreben.«

Anna fühlte unausſprechliches Mitleid für die arme Victorine, deren gegenwärtige Stimmung ihr bei dieſem Charakter ſehr begreiflich war. Sie wandte alles an, um die Klagende wieder zu beruhigen. »Glaube mir,« ſprach ſie, »Dein Zuſtand iſt nicht halb ſo hoffnungslos, als er es in Deiner jezzigen trüben Stimmung Dir erſcheint. Halte Dich nur aufrecht, und erſchöpfe nicht Deine Kraft in nutzloſer Klage und ungeſtümer Heftigkeit. Der letzte Befehl Deines Vaters ſtellt es Dir ja frei, die zu erwartende Erklärung des Dir beſtimmten Bräutigams durch kluges Benehmen ſo lange als möglich zu verzögern, denn Dein Vater ſelbſt wünſcht nicht ſie für jetzt zu beſchleunigen. Du kannſt es, ohne dabei im mindeſten den äußern Anſtand gegen Sir Charles zu verletzen, wenn Du nur klug und vorſichtig zu Werke gehſt, und ich wette, daß der Eigendünkel des wunderlichen Menſchen Dir die Rolle, die Du zu ſpielen haſt, noch obendrein ſehr erleichtern wird. Mich hat lange nichts ſo herzlich gefreut als ſeine abgeſchmackte Erſcheinung, die ſo ganz das Widerſpiel von dem iſt, was Dein Vater erwartete. Ich will Dein Hoffen von der Zukunft nicht zu hoch ſteigern, ich will für jetzt Dich nur darauf aufmerkſam machen, daß Du Zeit gewonnen haſt, und daß es nur von Dir abhängen wird, dieſe mit Verſtand zu benutzen. Laß Dich von ihrem Strome treiben, mein Kind, er führt Dich ſicher zum Hafen.«

»Zum Hafen! zum Hafen der ewigen Ruhe!« rief Wicktorine mit überſtrömenden Augen.

»Dort landen wir einſt Alle!« erwiederte die Tante und trocknete ihr liebkoſend die Thränen ab. »Dort landen wir einſt Alle, aber bis dahin, meine Vicktorine, ſollen wir dem Beiſpiele des erfahrnen Schiffers folgen, der beim Wüthen des Sturmes nicht klagend den tobenden Abgrund anſtarrt, der ihn zu verſchlingen droht, ſondern mit frommem Muth und weiſer Thätigkeit ſich an das Steuerruder ſtellt, jeden günſtigen Umſtand mit Klugheit benutzt, um ſich durch Klippen und Brandung zu winden, und ſo zuletzt dennoch die Fahrt glücklich beendet. Darum bitte ich Dich, meine Vicktorine, grüble nicht über das, was Du dein Unglück nennſt, wende lieber den Blick davon ab, denn es wächſt vor unſern Augen beängſtigend zur Rieſengeſtalt an, je länger wir es betrachten.«

»Ich weiß es wohl,« ſetzte die Tante lächelnd hinzu, als Vicktorine durch ihr mildes Zureden wieder ruhiger ward, »ich weiß es wohl, ſo lange wir jung ſind, lieben wir alle den Schmerz und geben uns gern mit einer Art von Wolluſt ihm hin. Aber das ſollten wir nicht, denn er gewinnt dadurch die Macht, ſeine jede Lebenskraft lähmende Gewalt an uns zu üben. Ihr aber, weit davon entfernt, ihm widerſtehen zu wollen, Ihr habt ja nicht einmal an der groſſen oder kleinen Plage genug, die ohnehin jeder Tag mit ſich bringt, ſondern Ihr bewahrt Euch ſogar das Andenken alter verjährter Schmerzen haushälteriſch auf, um es zu beſtimmten Zeiten wieder hervorzuholen, und Euch an ſolch' ein marinirtes Unglück zu halten, wenn eben kein friſches vorhanden iſt.«

Der wunderliche Vergleich zwang Vicktorinen, ohnerachtet ihrer naſſen Augen, ein Lächeln ab, doch wandte ſie nichts dagegen ein, und die Tante fuhr fort zu reden. »Wenn wir älter werden,« ſprach ſie, »geben wir gewöhnlich dieſes gefährliche Spiel mit unſerm innern Frieden von ſelbſt auf. Darum aber ſind wir Alten auch heut zu Tage gewöhnlich weit heiterer als unſere jungen Töchter. Wir ertragen Schmerz und Verluſt mit einer ruhigen Ergebung, welche die Jugend ſich gewöhnt hat als eine durch die Jahre herbeigeführte Stumpfheit des Gefühles zu verſchmähen. Doch auch hierin pflegt ſie oft zu irren. Was Ihr an uns Gefühlloſigkeit ſcheltet, iſt meiſtens die Frucht gereifter Erfahrung. Dieſe lehrt uns glauben und hoffen, daß wir alle nur verlieren, um Höheres zu gewinnen, und daß jedes, auch das bitterſte Scheiden, auf Wiederfinden deutet, ſey es nun hier oder dort.«

Vicktorine und die Tante wurden bald darauf in das Wohnzimmer abgerufen, wo Sir Charles den Damen einen Morgenbeſuch abzuſtatten wünſchte; und ſo wenig ſie auch in dieſem Augenblicke zur Fröhlichkeit geſtimmt ſeyn mochten, ſo konnten ſie ſich dennoch kaum enthalten, laut auf zu lachen, als ſie die wunderliche Gruppe erblickten, die ſie dort vorfanden.

Mit einem völlig nichtsſagenden Geſicht, wie zwiſchen Schlafen und Wachen, ſaß, oder lag vielmehr Sir Charles in einem Armſtuhle nachläſſig hingeſtreckt; neben ihm aufrecht ſitzend ſein großer Hund, dem er mit der rechten Hand die Ohren kraute, und auf ſeiner linken Schulter ſaß Koko, der Affe. Dazu hatte er einen hellblauen leinenen Kittel an, zwar von etwas feinerem Stoffe, doch übrigens ganz ſo, wie ihn die franzöſiſchen Bauern oder auch die brabanter Fuhrleute tragen. Damals verſuchten erſt wenige tonangebende Elegants in Paris dieſe Mode als Morgennegligée der Herren aufzubringen, aber bis nach Deutſchland war ſie bis dahin noch nicht durchgedrungen, und mußte daher doppelt auffallend erſcheinen. Domingo, der Negerknabe, ſtand auf das Schönſte geputzt in einem feuerfarbnen Gewande, das mit ſeinem ſchwarzen Geſicht den ſeltſamſten Kontraſt bildete, in ehrerbietigſter Stellung an der Thüre, und hielt eine lange Kette von fein polirtem glänzenden Stahl, deren anderes Ende an Kokos Halsband befeſtigt war.

Dicht vor Sir Charles ſtand Babet und reichte mit gezierter Aengſtlichkeit dem Affen einzelne in Papier gewickelte Bonbons, die dieſer unter tauſend Grimaſſen verzehrte, und jedesmal der Geberin, zum Dank dafür, das Papier an den Kopf warf, worüber dieſe, laut kichernd, ſich halb tod lachen zu müſſen verſicherte. Sir Charles ſah dem kindiſchen Spiel mit ungemeiner Leutſeligkeit gelaſſen zu, doch nicht ſo Herr Kleeborn. Dieſer ſtand mit dem Rücken an das Fenſter gelehnt und blickte mit einem ſehr finſtern Geſicht, auf welchem Ärger und Höflichkeit ſichtbar miteinander im Kampfe lagen, auf das ſeltſame Trio, während die neben ihm ſitzende Agathe, ganz verſchüchtert und kleinlaut, es kaum wagen mochte, die Augen von ihrer Arbeit aufzuſchlagen. Man ſah deutlich, ſie hatte etwas auf dem Herzen, das ſie verhinderte, Babets und Kokos luſtigem Treiben die Theilnahme zu ſchenken, die ſie in einer andern Stimmung gewiß nicht ermangelt hätte, dabei zu bezeigen.

»Verzeihung,« ſprach Sir Charles, indem er die Tante und Vicktorinen hereintreten ſah, und ſich langſam von ſeinem Armſtuhl erhob, »Verzeihung meine Damen, daß ich es wagte dieſe meine Reiſegefährten hier einzuführen, aber Fräulein Babet äußerte geſtern den lebhaften Wunſch, deren nähere Bekanntſchaft zu machen.« »Ach und Koko iſt ſo allerliebſt!« rief Babet dazwiſchen, und verſuchte es, den noch immer auf der Schulter ſeines Herrn ſitzenden Affen zu ſtreicheln. Doch dieſer war eben nicht aufgelegt, Spaß zu verſtehen, er wies ihr Nägel und Zähne, und ſtieß dabei ein ſo unangenehmes gellendes Geſchrei aus, daß Babet ſehr erſchrocken zurückfuhr.

»Fi-donc. Koko,« lallte lächelnd Sir Charles mit großer Gelaſſenheit. »Domingo, bringe den unartigen Kleinen nach Hauſe.« Doch der Kleine hatte noch keine Luſt hiezu, er biß um ſich, zerraufte ſeinem Herrn die Haare und ſprang zuletzt auf Kleeborn los, ſo ſchnell, daß Domingo kaum Zeit gewann, ihn von dieſem abzuhalten, indem er die Kette kürzer faßte. Der arme Neger hatte wirklich viel Mühe, ſich des aufgebrachten Thieres zu bemächtigen, und mußte es ſich gefallen laſſen, tüchtig zerkratzt zu werden, während er es in einem ſehr zierlichen Pelzmantel von blauem Sammet einwickelte, um es darin über die Straße zu tragen. Der große Hund folgte auf Sir Charles Wink ihm von ſelbſt aus dem Zimmer, und dieſer ſank nun, als wäre er von der kleinen Anſtrengung höchſt ermüdet, in ſeine vorige bequeme Stellung zurück. »Solche wilde Beſtien!« rief jetzt Herr Kleeborn, ſehr erfreut, dem ſo lange mühſam verhaltenen Aerger endlich Luft machen zu können, »ſolche wilde Beſtien! den Hals ſollte man ihnen umdrehen. Was für Freude kann man davon haben, ſie um ſich zu dulden! Hunde laß ich allenfalls noch gelten, Pferde auch, denn die ſind doch nützlich, aber wilde Thiere aus den afrikaniſchen Wäldern« —

»Ach, die Welt iſt ſo zahm!« fiel Sir Charles ihm ſehr gelaſſen ein; »das Leben iſt ſo einſchläfernd!« ſetzte er mit gedehntem, halb gähnenden Tone hinzu, »wahrhaftig, ohne meinen kleinen Freund aus den afrikaniſchen Wäldern, wie Sie ihn nennen, wüßte ich kaum, wie ich es ertragen ſollte. Was man ſieht, was man hört, was man genießt, hat man ſchon ſo viele Tauſendmal gehört, geſehen und genoſſen! Koko iſt noch der Einzige unter allen meinen Bekannten, der mich zuweilen durch ſeine Genialität überraſcht; denn er thut gewöhnlich, was ich nicht will, oder wenigſtens doch nicht von ihm erwarte. Mungo, mein Hund, iſt ſchon ein halber Menſch und daher viel langweiliger; er iſt ehrlich, niederträchtig, und nach ſeiner Art auch höflich; ich dulde ihn nur wegen ſeiner Anhänglichkeit und weil ich mich nicht damit bemühen mag, ihn wegzugeben. Ich wollte, er würde mir einmal geſtohlen, aber er käme doch wieder.«

Die Tante ſah deutlich, wie Kleeborn durch dieſes Geſchwätz immer verdrüßlicher gemacht wurde, und um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, ſuchte ſie es auf des jungen Mannes Reiſen, beſonders in Frankreich und Italien zu leiten. Dieſer, von ihr dazu aufgemuntert, begann jetzt zu erzählen, und zwar nicht ohne Geiſt, aber er gähnte dabei oft durch die Naſe, machte lange Pauſen, verlor den Faden, ſo daß er nicht mehr wußte, wovon er zuletzt geſprochen hatte und betrug ſich vollkommen wie einer, der nur ſpricht, um nicht vollends einzuſchlafen. Alles Sehenswerthe, alles bedeutend Merkwürdige hatte er in den Ländern geſehen, die er durchreiſt war. Nichts war ihm entgangen, aber auch nichts hatte ſeine

Erwartung befriedigt, am wenigſten das, was alle andere Reiſende mit Bewunderung erfüllte. Dabei ſprach er viel von antiken und anderen Kunſtwerken, die er in Italien an ſich gekauft hatte; vieles, das den Transport nicht gar zu ſehr erſchwerte, verſicherte er mit ſich zu führen, und erbat ſich zugleich die Erlaubniß, es den Damen gelegentlich zeigen zu dürfen.

»Es wird mir einigermaßen ſelbſt lieb ſeyn, alle dieſe Dinge einmal wieder zu ſehen, denn ſeit ich ſie acquirirte, habe ich mich nicht wieder darum bekümmert,« ſprach er; »mein Secretair hat ſie unter ſeiner Aufſicht. Mich intereſſirten ſie nur, ſo lange ich ſie nicht beſaß, wegen der Freude, ſie andern wegkaufen zu können, die ebenfalls nach ihrem Beſitze ſtrebten. Ich betrachte das wie eine Art von Entſchädigung für die Freuden der Jagd, die ich in jenem Lande entbehren mußte und die langnaſigen römiſchen Cicerones kamen mir dabei wie treffliche Spürhunde vor. Übrigens mögen dieſe Herren mich wohl mitunter ziemlich ruchlos betrogen haben, aber ich ſcheute die Mühe dieſes zu merken, und ließ ſie lieber machen was ſie wollten. Im Grunde iſt es doch ein thörigtes Beginnen, ſein ſchönes Geld für altes roſtiges Eiſenwerk und zerbrochenen Marmor wegzugeben, doch was thut man nicht aus Langeweile! und die athmet man in Italien, beſonders in Rom, mit der Luft ein.«

Das Geſpräch wandte ſich zufälligerweiſe auf Manufakturen und ihre Erzeugniſſe. Sir Charles gab auch hier, wie überall, ſeinem angeblichen Vaterlande, England, den Vorzug, aber er wußte doch auch über manches von dieſer Art, was er in andern Ländern geſehen, ziemlich beſtimmte Auskunft zu geben und beantwortete einige Fragen des alten Kleeborn zu deſſen großer Zufriedenheit, ſo daß dieſer allmählig wieder völlig mit ihm ausgeſöhnt ſchien, und die afrikaniſchen Thiere darüber vergaß. Unter andern rühmte er die Korallenſchleiferei in Marſeille, und zog dabei ein Schmuckkaſtchen unter ſeinem Kittel hervor, welches er als Beweis der hohen Vollkommenheit ihrer Produkte Vicktorinen überreichte, die bis jetzt an dem Geſpräch nur ſchweigenden Antheil genommen hatte. Es enthielt einen ſehr vollſtändigen Damenſchmuck von ausgeſucht ſchönen geſchliffenen Korallen, deſſen größter Werth aber in der außerordentlich eleganten Faſſung derſelben beſtand.

Vicktorine und die Tante betrachteten und lobten den ſchimmernden Putz mehr aus Höflichkeit, als aus wirklichem Wohlgefallen daran, doch Babet, die ſich gleich ſehr geſchäftig herbeidrängte, wurde nicht müde, jedes einzelne Stück deſſelben überlaut bis in die Wolken zu erheben. »Der herrliche Kamm!« rief ſie, »ach und das ganz einzige allerliebſte Jeannetten-Kreuz! und nun vollends die köſtlichen Ohrringe! Nein, darüber geht doch nichts in der Welt!« Sie trieb dieſes ſo lange und ſo laut, bis Vicktorine ſich ihrer ſchämte und alles wieder in das Käſtchen hineinpackte.

Sir Charles ergriff gerade dieſen Moment, um aufzuſtehen und Vicktorine, da ſie ihn im Begriffe ſah ſich fortzubewegen, bat ihn, ſeinen Schmuck nicht zu vergeſſen. »Meinen Schmuck?« fragte er mit dem unbefangenſten Geſichte von der Welt, und da ſie ihm das jetzt wieder geordnete Käſtchen hinreichte, ging er ſo weit, zu behaupten, es ſey nicht das ſeine, ſondern Vicktorinens.

»Nun, in der That,« erwiederte Vicktorine mit etwas ſpöttiſchem Lächeln, »Sie ſind für einen ſo jungen Herrn entweder ſehr zerſtreut, oder Sie verſtehen die ſchwere Kunſt aus dem Grunde, mit einem ſehr ernſthaftem Geſicht zu ſcherzen, indem Sie ſich ſtellen, als ob Sie Ihr Eigenthum nicht anerkennen wollten.« —

»Ich verſichre Sie mein Fräulein —« fing Sir Charles an, doch Vicktorine unterbrach ihn.

»Ich bitte,« ſprach ſie ſehr ſtolz, ſehr ernſt, aber zugleich auch ſehr höflich, »ich bitte Sie, geben Sie ſich nicht weiter Mühe, das kleine Verſehen zu entſchuldigen; ich bin ohnehin vollkommen überzeugt, daß Sie nur zerſtreut waren, denn es kann mir doch unmöglich in den Sinn kommen, daß Sie fähig wären, in dieſem Hauſe, auf dieſe Art Scherz treiben zu wollen, und noch weniger, daß es Ihnen einfallen könnte, einem Mädchen wie ich bin, ein Geſchenk anzubieten.«

Sir Charles nahm jetzt anſcheinend gleichgültig ſein Käſtchen zurück, doch innerlich kochte der Zorn, den Vicktorinens ſtolzes Benehmen in ihm aufregte.

»Vater, ich berufe mich auf Sie ſelbſt, konnte ich anders? ich, Ihre Tochter?« ſprach Vicktorine, ſobald Sir Charles zur Thüre hinaus war, und ehe noch Kleeborn das zornige Wort ausſprechen konnte, das auf ſeinen Lippen ſchwebte.

Der Alte mochte auf dieſe Frage nicht gefaßt ſeyn, die ihn an die Verhaltungsregeln erinnerte, welche er ſelbſt Vicktorinen eben gegeben, und wußte daher nicht gleich, was er ihr antworten ſolle; er ſchüttelte daher nur den Kopf und begab ſich fort, ohne eine Silbe zu erwiedern; aber zufrieden war er weder mit Vicktorinen, noch mit Sir Charles.

Sir Charles lief indeſſen, gleich einem Wüthenden, in ſeinem eignen Zimmer auf und ab, und zwar weit ſchneller, als man es ihm zutrauen konnte, wenn man ihm nur im gewöhnlichen Leben ſah. »Die ſtolze Thörin!« rief er aus, »geberdet ſie ſich nicht, als wäre ſie Königin von Spanien, und es thäte Noth, daß man auf den Knien zu ihr heranrutſchte? Wäre ſie nur nicht Kleeborns Tochter.« Der Kammerdiener Marcellin, ſein Vertrauter, verſuchte es zwar, ſeinen Herrn zu beſänftigen, doch lange umſonſt. Endlich gab er ihm zu bedenken, ob es denn zur Abwechſelung ſo übel wäre, auch einmal eine Spröde zur Vernunft zu bringen, beſonders wenn man ſie zu heurathen denke, und Sir Charles, der indeſſen ausgetobt hatte, fing an, ſeinen Gründen Gehör zu geben.

»Freilich,« erwiederte er, »es liegt etwas pikantes in ihrem Benehmen und überdem iſt ſie wunderſchön, und der Hochmuth ſteht ihr nicht übel, das muß ich ihr laſſen. Nun, wir wollen unſer Heil verſuchen, es wäre ſchade, wenn die Weisheit unſrer Papas bei dieſer Gelegenheit zur Thorheit würde; die alten Knaben haben diesmal zu klug ſpeculirt. Es ſey! Dieſe Donna Diana verlangt einen Don Ceſar, wie ich merke. Ja! ſie ſoll ihn in mir finden. Wir wollen ſehen, ob das Trotzköpfchen ſich nicht bändigen läßt.«

Um dieſen Plan ſogleich zur Ausführung zu bringen, ging er noch am nämlichen Abende um die Theezeit in das Kleebornſche Haus hinüber und betrug ſich gegen Victorinen und gegen Alle, als wäre gar nichts vorgefallen, das ihm unangenehm berührt hätte. Er war ſogar ungewöhnlich aufmerkſam und geſprächig, beſonders gegen Babet, und ſuchte auf eine recht angenehme Art zur Unterhaltung des zahlreichen Kreiſes junger Mädchen beizutragen, welche als Babets und Agathens Freundinnen ſich dort verſammelt hatten, eigentlich wohl nur, um den Fremden zu ſehen, deſſen ſeltſames Weſen ſchon anfing, Aufſehen zu erregen.

Der Abend neigte ſich bereits zum Ende, als Sir Charles noch eine neue Art von Lottoſpiel in Vorſchlag brachte, welchem die Tante ſich nicht wohl entgegenſetzen konnte, indem alle Übrigen, außer Victorinen, ihm mit lauter Freude ihren Beifall ſchenkten. Um nicht wunderlich zu erſcheinen, mußte ſie es daher geſchehen laſſen, daß Domingo einen großen Korb voll jener unbedeutenden, bunt bemalten Spielereien herbeibrachte, die jedermann unter dem Namen von Attrappen kennt, welche bei Weihnachts-

oder Geburtstags-Geſchenken ſehr oft zur Verhüllung irgend einer artigen Kleinigkeit dienen müſſen.

Das Spiel ging vor ſich, Sir Charles wußte es mit großer Feinheit zu leiten, und benahm ſich ſehr artig dabei; am Ende hatte jede der Anweſenden ein Körbchen, eine Frucht, ein Vogelneſt, oder eine ähnliche, aus Pappe gebildete zierliche Kleinigkeit gewonnen, deren Inhalt warſcheinlich bedeutender war, als ihre Außenſeite. Doch da die Tante und Vicktorine ihren Gewinnſt weglegten, ohne ihn näher zu unterſuchen, ſo folgten auch die Uebrigen dieſem Beiſpiel, weil ſie meynten, es ſchickte ſich nicht anders. Nur Babet konnte ihre Neubegier nicht zähmen, und verſuchte es, den großen Ananas, der ihr zu Theil worden war, ein klein wenig zu öffnen, ein faſt unſichtbarer Wink von Seiten des Sir Charles, der ihr bei ihrer ſteten Aufmerkſamkeit auf dieſen nicht entgehen konnte, bewog ſie indeſſen, ſogleich wieder davon abzuſtehen.

Der ganze Korallenſchmuck nebſt einer beträchtlichen Anzahl ähnlicher zum Theil koſtbarer Kleinigkeiten war auf dieſe Weiſe ganz unmerklich in der Geſellſchaft vertheilt worden; nur Vicktorine fand das

Käſtchen ſo ſie gewonnen mit Bonbons gefüllt, was ſie als einen Vorzug betrachtete, obgleich Sir Charles ſie dadurch zu kränken gemeint hatte; der Tante aber war eine kleine, von einem italieniſchen Künſtler ſehr brav in Waſſerfarben gemalte Anſicht des Veſuvs zugetheilt, mit der ſie ebenfalls vollkommen zufrieden war, und dabei bemerkte, daß Sir Charles es ſehr wohl verſtände, die Linie des Schicklichen nicht zu verletzen, ſobald er ſich nur die Mühe geben wollte, ſie zu berückſichtigen.

Doch nichts glich Babets ſtürmiſchem Entzücken, als ſie Abends in ihrem Zimmer nicht nur den Kamm, ſondern auch die Ohrringe und ſogar auch das Kreuzchen, die ſie am Morgen ſo ſehnſüchtig betrachtet hatte, in ihrer Ananas fand. Sie ſchrie vor Freuden laut auf, und hohlte dann ſogleich alle Lichter herbei, deren ſie habhaft werden konnte, um ſich im Spiegel, mit dieſen Herrlichkeiten geſchmückt, von allen Seiten und nach allen Richtungen hin zu bewundern. Sie erzählte dabei ſo ausführlich und mit ſo großem Triumph, wie geſchickt Sir Charles es angefangen habe, um ihr abſichtlich dieſen gewiß größten Gewinnſt in die Hände zu ſpielen, daß Agathe ſie zuletzt bitten mußte, doch endlich einmal davon aufzuhören.

»Ich habe ganz andere wichtigere Dinge zu überlegen,« ſeufzte die Kleine, und ſtützte dabei ſehr nachdenklich das ſorgenſchwere Lockenköpfchen auf die runde weiße Hand; »ich mag nicht einmal nachſehen was in dem Spargelbunde ſteckt, das ich gewonnen habe, da liegt es noch unberührt, denn ach! Babet, denke Dir um Gotteswillen, morgen um dieſe Zeit ſoll ich ſchon eine Braut ſeyn!«

»Du?« fragte Babet voller Erſtaunen, »Du ſchläfſt wohl ſchon und ſprichſt halb im Traum?«

»Ach nein, bewahre,« erwiederte Agathe, »ich denke nicht an Schlafen. Stell' Dir nur vor, Horſt hat heute früh beim Onkel ordentlich um mich angehalten, er hat es mir geſtern über Tiſche ſchon geſagt, daß er es wollte, und er hat auch dem Onkel recht wohl gefallen. Hernach iſt er wohl anderthalb Stunden lang mit der Tante allein in ihrem Zimmer geblieben, und er hat auch ihr recht wohl gefallen, beſonders, ſagt ſie, wegen ſeines ehrlichen und aufrichtigen Weſens, und weil er mich ſo lieb hat. Nun und hernach hat die Tante auch mich ins Verhör genommen, und dabei ging es ſcharf her, das kannſt Du nur glauben, nun und hernach — ach Gott!« rief ſie halbweinend, »und hernach ſoll ich morgen früh das Jawort geben; der Onkel will es nicht anders, und der Schwarze will auch nicht länger warten, und ich habe noch in meinem Leben keinen Menſchen ein Jawort gegeben, und ich weiß gar nicht wie ich das anfangen werde. Ach wäre morgen doch erſt vorüber; ich ängſtige mich ſo, Du kannſt es gar nicht glauben!«

»Höre,« erwiederte Babet mit einem ſehr altklugen Geſicht, »wäre ich wie Du, und fürchtete ich mich ſo, ich gäbe das Jawort nicht und ließe ihn ohne ſolches abziehen. Solch' eine förmliche Heurathsgeſchichte könnte mir nun gar nicht gefallen. Das iſt ja wie, als der Großvater die Großmutter nahm. Es iſt viel hübſcher, wenn die Leute ſagen, die iſt noch ſo jung, und hat doch ſchon einem Rittmeiſter den Korb gegeben, denn bekannt muß ſo etwas doch werden —«

»Das wäre doch recht ſchlecht von mir,« fiel Agathe ein, »und ich müßte mich doch ſchämen, wenn ich ihn dafür, daß er mich lieb hat, ins Gerede bringen wollte. Und dann, Du weiſt es ja, mir hat der Schwarze ſchon lange viel beſſer als alle Andere gefallen. Wenn ich nur das Jawort nicht geben müßte! Nun, der liebe Gott wird mir helfen, und der Menſch kann viel überſtehen.«

»Meinetwegen thu' was Du willſt,« erwiederte jetzt Babet, etwas pikirt, »und denke nur nicht etwa, daß ich mich ärgre, weil Du eher Braut wirſt als ich, obgleich ich dreizehn und einen halben Monat älter bin als Du. Glück zu, Frau Rittmeiſterin, ich denke höher hinaus, und wer weiß, ob ich Dich dennoch nicht einhole. Man kann zwar nicht im Voraus ſo genau beſtimmen, wie alle Dinge kommen werden, aber ich weiß was ich weiß, und gieb nur Acht, es wird ſich noch alles ganz anders machen, als die Leute es ſich jetzt denken.«

Dem mit altreichsſtädtiſcher Förmlichkeit in Gegenwart des Onkels und der Tante ausgeſprochnen Jawort, mit welchem am folgenden Morgen Agathe unter gewaltigem Herzklopfen den Rittmeiſter beglückte, folgte bald die feierliche Verlobung des jungen Paares, und Agathe ward die allerreizendſte kleine Braut, die man ſich denken kann. Anfangs war ſie freilich noch ſehr ſchüchtern und ängſtlich, ſie kam ſogar ganz von ſelbſt auf den Gedanken, daß ſie den Mann doch eigentlich ſehr wenig kenne, mit dem ſie ihr ganzes Leben hindurch Freude und Leid theilen wollte. Doch Horſts treue herzliche Liebe gab ihr bald die jugendliche Fröhlichkeit wieder, die ihr zuerſt das Herz des junges Kriegers gewonnen hatte. Der ihr angeborne Muthwille kam wieder auf, und ſie verſtand es in kurzer Zeit vortrefflich, ihren Rittmeiſter, der ſich dies mit tauſend Freuden gefallen ließ, auf gut militäriſch zu kommandiren. Nebenher trieb ſie den ganzen Tag über ihre gewohnten Kinderpoſſen, obgleich ſie auch wieder dazwiſchen die zahlreichen Gratulationsviſiten von Freunden und Verwandten mit unendlicher Gravität anzunehmen wußte. Das ganze Kleebornſche Haus erhielt durch ſie einen Anſtrich von heiterer Fröhlichkeit, die ſonſt nicht immer darin einheimiſch geweſen war, aber die Nähe einer jungen glücklichen Braut beſitzt eine eigne, alles belebende Kraft, und ſelbſt die Aelteſten fühlen ſich in ihr gleichſam verjüngt; ſie gleicht dem Frühlinge, bei deſſen erſten Erſcheinen ſogar die alte halb abgeſtorbne Eiche mit jugendlichem Grün ſich kleidet und ſich ihren Sprößlingen gleichſtellt.

Von nun an wandte die Tante alle Liebe und Sorge, deren ſie in ſo hohem Grade fähig war, der jungen Braut in verdoppeltem Maaße zu, indem ſie in dieſer bei tauſend Anläſſen, welche ihr neues Verhältniß herbeiführte, ein höchſt glückliches Naturell entdeckte, das nur geringer Nachhülfe und einer Leitung bedurfte, um ſich ſchnell recht erfreulich zu entwickeln. Horſt war in ſeinen Anforderungen an die künftige Gefährtin ſeines Lebens ſehr mäßig; er ſelbſt machte bei einem geſunden hellen Verſtande dennoch nur wenig Anſprüche an höhere geiſtige Bildung, und forderte deshalb auch nichts weiter von ſeiner jungen Braut, als ein treues liebendes Gemüth, heitern Sinn und nie wankendes Vertrauen. Dieſes alles fand er in ihr, er war der Mann dazu, es ſich zu erhalten, und ſo ſchien denn die glückliche Zukunft des neuverlobten Paares ſich mit jedem Tage feſter zu ſtellen.

In dem alten Kleeborn war indeſſen die Luſt an dem ehemaligen Glanz ſeines gaſtfreien Hauſes von neuem erwacht, und die weiten Säle deſſelben mußten von neuem faſt täglich von rauſchenden Feſten widerhallen, denen das junge Brautpaar zum Vorwande diente, obgleich es dabei eigentlich darauf abgeſehen war, Vicktorinen und Sir Charles einander näher zu bringen.

Horſts einfacher Sinn hätte ihn dem allen zwar gern aus dem Wege geführt, doch da man ihn jetzt ſchon als einen nahen Verwandten betrachten konnte, ſo entdeckte ihm Herr Kleeborn das Verhältniß, in welchem ſeiner Meynung nach jene Beiden zu einander ſtanden, und er war dafür gefällig genug, ſich einſtweilen eine Lebensweiſe gefallen zu laſſen, die ihm eigentlich wenig zuſagte. Zum Glück gewann er dabei ſeine Agathe nur um ſo lieber, da er ſah, wie ſie mitten im glänzendſten Gewühle dennoch mit ganzer Seele nur an ihn hing, und ſobald ſich die Gelegenheit dazu bot, für eine einſame Stunde an ſeiner Seite gern andern Freuden entſagte.

In dieſem nur ſelten unterbrochenen Taumel des Vergnügens verging der größte Theil des Winters und der Frühling nahte bereits, ohne daß ſich Kleeborn dennoch durch alle ſeine koſtbaren Anſtalten der Vollendung ſeiner Wünſche nur um einen Schritt näher gebracht ſah. Obendrein ward mit der Zeit die halbe Stadt in ſeine Pläne eingeweiht, ſo gern er dieſe noch eine Weile verborgen gehalten hätte, und es fehlte nicht an Anſpielung darauf, die er freilich nur ſchweigend, höchſtens durch ein ſchlaues Lächeln beantwortete, die ihm aber doch eigentlich ſehr unangenehm waren.

In bedeutenden Handelsſtädten wird freilich das Leben etwas liberaler betrieben, als ſelbſt in mancher großen Reſidenz, denn in letzterer ſind gewöhnlich die Stände viel ſtrenger von einander geſondert, und die große Stadt zerfällt dadurch in unzählige kleine. In großen Handelsſtädten hingegen, wo Alle einander mehr oder weniger gleich ſtehen, und nur der größere oder geringere Reichthum der Familien einigen Unterſchied bildet, iſt dieſes weit weniger der Fall, beſonders wenn ſie zugleich Seeſtädte ſind. Selbſt das ganz vom Gewöhnlichen Abweichende fällt dort ſchon darum weit weniger auf, weil die aus allen Ecken der Welt zuſtrömenden Fremden den Augenpunkt der Bewohner einer ſolchen Stadt erweitern und das Fremdartige ihnen dadurch zum Bekannten wird, weil es beinahe täglich vorkommt. Da es indeſſen aber wohl keinen Ort in der Welt giebt, aus welchem die Luſt, über Andere zu reden, völlig verbannt wäre, ſo machte auch Wicktorinens Geburtsſtadt von dieſer Regel keine Ausnahme, und man muß geſtehen, daß Sir Charles ihren Bewohnern überreichen Stoff zur Unterhaltung freiwillig lieferte.

Sein langer Aufenthalt im theuerſten Gaſthofe, in welchem er mit ſeiner zahlreichen Dienerſchaft fürſtlichen Aufwand trieb, konnte ſchon an und für ſich unmöglich ganz unbemerkt bleiben; er wandte aber auch überdem gefliſſentlich alle Mittel an, die ihm zu Gebote ſtanden, um die allgemeine Aufmerkſamkeit täglich von neuem auf ſich zu richten, nicht nur durch ſeine und ſeiner Dienerſchaft auffallende Kleidung, ſondern auch durch ſein ganzes übriges Betragen.

Bald ſtellte er mit ſeinen ſchönen Pferden ein öffentliches Wettrennen nach engliſcher Art an, welches die halbe Stadt herbeizog; bald regierte er als ein ächter Pferdebändiger, mit eigener Hand, und auch im Äußern einem Kutſcher ähnlich gekleidet, ſeine vier muthigen Roſſe vom Kutſchbock aus, und fuhr ſo ſeinen im Wagen ſitzenden Kammerdiener auf den beſuchteſten Promenaden ſpazieren. Ein Paar Mal ließ ſogar Babet ſich von ihm auf dieſe Weiſe im Triumph herumfahren, und neben ihr ſaß denn in Todesangſt mit kaum zu unterdrückendem Angſtgeſchrei die arme alte Virnot. Denn Victorine weigerte ſich, unter dem Vorwande unüberwindlicher Furcht, Babet auf ſolchen Fahrten zu begleiten, und ihr Vater, dem bei dem wilden Treiben ſelbſt nicht wohl zu Muthe war, mochte ſie nicht zwingen, dieſe Furcht zu beſiegen. Ein andermal lud Sir Charles alle Welt zu einem Tanz-Frühſtück ein, das um drei Uhr Nachmittags anfing und gegen Mitternacht endete, oder gab um acht Uhr Abends ein großes Mittagseſſen, zu welchem die ſeltenſten Leckerbiſſen aus fernen Landen verſchrieben und alle Treibhäuſer mehrere Meilen in der Runde geplündert werden mußten, um den Speiſeſaal mitten im Winter zu einem blühenden Frühlingsgarten umzuſchaffen. So brachte faſt jeder Tag etwas Neues und bot zur Unterhaltung auf Koſten des Fremden friſchen Stoff dar. Am wenigſten war man aber geneigt, ihm ſein Benehmen in der Geſellſchaft zu verzeihen. Die Trägheit und Gleichgültigkeit, die er ſo gern zur Schau trug, die anſcheinend gefliſſentliche Verletzung der allergewöhnlichſten Regeln der Höflichkeit, die er ſich gelegentlich zu Schulden kommen ließ, machten ihn durchaus nicht beliebt, oft aber zum Gegenſtand des Spottes, ohne daß ſeine gewohnte Apathie ihm erlaubt hätte, Notiz davon zu nehmen. So ſah man ihn zum Beiſpiel einſt in einem ſehr beſuchten öffentlichen Concert, wo es durchaus an Platz fehlte, in einer der vorderſten Reihen ſeine gewohnte Lieblingsſtellung über zwei Stühle hingelehnt beibehalten, obgleich mehrere Damen um und neben ihn ſtanden, bis es ihm endlich nach einer halben Stunde beliebte, mitten in einer Cadenz des Virtuoſen, während man bei der allgemeinen Stille eine Stecknadel hätte fallen hören können, ſich mit ziemlichen Geräuſche in die Höhe zu richten, den Damen ſeine Plätze zu überlaſſen und dabei auszuſehen, als erwache er eben aus einem tiefen Traume.

Alles dieſes mißfiel dem alten Kleeborn gar ſehr und machte ihn zuweilen recht mißmuthig, vor allem aber verdroß es ihm, daß es noch immer zwiſchen Sir Charles und Vicktorinen zu keiner förmlichen Erklärung kommen wollte. Es ſah ſogar zuweilen aus, als erwarte jener, daß der erſte Antrag zu einer nähern Verbindung von Seiten des Vaters ſeiner Braut an ihn gelangen ſolle; doch dagegen ſträubte ſich deſſen Stolz, und ſo blieb Alles wie es war. Zwar meynte Kleeborn, Sir Charles förmliches Anhalten um Vicktorinens Hand ſey eigentlich nur eine bloße Formalität, da zwiſchen ihm und dem alten Wißmann, was ihm die Hauptſache war, ſchon längſt verabredet wurde, aber er ſah dieſe Formalität doch als durchaus nothwendig an. Auch würde er ihre Verzögerung kaum ſo lange ertragen haben, wenn nicht zuweilen der Gedanke ihn getröſtet hätte, daß Sir Charles ſie abſichtlich verſchiebe, um Vicktorinen mit der Zeit ſeinen Wünſchen geneigter zu ſtimmen, als ſie jetzt es zu ſeyn bezeigte. So wartete er denn in wunderlicher Selbſttäuſchung von einem Tage zum andern, ohne eigentlich recht gewahr zu werden, wie aus dieſen Tagen Wochen und zuletzt ſogar Monate entſtanden, die dennoch nicht die geringſte Veränderung in der Lage der Dinge herbeiführten.

Inzwiſchen erwartete aber auch Babet täglich, und mit nicht minderer Gewißheit als ihr Oheim, eine Erklärung ähnlicher Art von Seiten des Sir Charles, die gewiß allen Hoffnungen des alten Herrn mit einemmal ein Ende gemacht hatte; und die Nachgiebigkeit, mit der dieſer die Launen ſeines erwählten Schwiegerſohnes ertrug, war in der That nicht weniger zu bewundern, als ſeine Verblendung gegen Dinge, die dicht unter ſeinen Augen vorgingen.

Babets Einbildung war freilig ſehr geſchäftig, doch muß man auch geſtehen, daß Sir Charles ſich gegen ſie auf eine Weiſe betrug, welche ſich ganz dazu eignete, in dem eitlen unerfahrenen Mädchen die ſchmeichelhafteſten Erwartungen zu erregen; beſonders war dies der Fall, wenn er ſich von Andern unbemerkt glauben konnte. Der Eindruck, den ihre friſche Jugendblüthe im erſten Augenblick ihres Zuſammentreffens auf ihn gemacht hatte, war nicht ſo ganz oberflächlich, daß nicht ihre zuvorkommende Freundlichkeit und ihre, ihm oft ganz unbegreifliche Naivetät dieſen täglich hätten erneuern und ihn bewegen ſollen, ihr gegenüber, alle jene kleinen Künſte männlicher Koketterie zu üben, die ſeinesgleichen ſtets zu Gebote ſtehen. Er bildete ſich ſogar ein, nach einem ſehr wohldurchdachten Plane dabei zu handeln, indem er glaubte, Vicktorinens Eiferſucht erregen und die Stolze demüthigen zu wollen, während es doch eigentlich nur Langeweile und das Bedürfniß einer kleinen Intrike war, die ihn zu dieſem Benehmen bewogen. Demohngeachtet ſtand aber der Vorſatz in ihm feſt, ſich hier auf keinem Fall zu einer Unvorſichtigkeit hinreißen zu laſſen, die für ihn die unangenehmſten Folgen nach ſich ziehen konnte. Daher ſuchte er vor allem ſich ſtets ſo unbeſtimmt als möglich gegen Babet zu äußern und trachtete hauptſächlich darnach, das Spiel ſo in ſeiner Hand zu behalten, daß er es aufgeben könne, ſobald er wolle. Er ſprach ſich daher ſelten in Worten aus, weit öfter durch Blicke, und hütete ſich ſorgſam vor allem, was ihn vor der Welt ernſtlich kompromittiren könnte. Babet hingegen benahm ſich auf ganz entgegengeſetzte Weiſe, und ſetzte ihn dadurch oft in nicht geringe

Verlegenheit. Ihr lag vor allen Dingen daran, der Welt zu zeigen, welch' eine Eroberung ſie auf Vicktorinens Koſten gemacht habe. Der ſtille Triumph war ihr nicht genug, ſie verlangte einen öffentlichen, und beging dabei unzählige, oft recht künſtlich berechnete Unvorſichtigkeiten, durch die ſie weit mehr errathen ließ, als ſie eigentlich zu verbergen hatte. Denn ſie ſtrebte hauptſächlich nur nach dem Vergnügen, ſich von ihren zahlreichen Freundinnen necken, mitunter auch wohl ein wenig beneiden zu laſſen, und beides gelang ihr. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte ſie dann Vicktorinen mit wirklich beleidigendem Mitleide zu betrachten, während dieſe nichts ſehnlicher wünſchte, als das Spiel ſich in Ernſt verwandeln zu ſehen. Ihre edlere, aller Hinterliſt abgeneigte Natur und auch Babets mitunter recht unartiges Betragen, hielten ſie freilich davon zurück, hier die Mittlerin machen zu wollen, aber ſie that wenigſtens alles, was in ihren Kräften ſtand, um nichts von dem zu ſehen, worauf Babet ſie aufmerkſam machen wollte, und ſo wenigſtens auf keine Weiſe dem anſcheinenden Verſtändniſſe jener Beiden in den Weg zu treten.

Übrigens war Babet ſo überzeugt, daß Sir Charles bis zum Sterben in ſie verliebt ſey, daß ſein bisheriges Vermeiden einer förmlichen Erklärung dieſer Leidenſchaft ihr auch nicht die mindeſte Unruhe verurſachte; ſie war im Gegentheil unerſchöpflich im Bemühen, täglich neue Gründe dafür zu erſinnen. Hatte er ihr doch geſagt, daß ſie unbeſchreiblich ſchön und reizend ſey, und was noch mehr war, hatte er ſie ſogar nicht einigemal ſeine bezaubernde Lady Betty genannt? was konnte das anders heißen, als daß er ſie liebe, und ſie folglich durch eine Heirath mit ihm zu einer engliſchen Lady erheben wolle. Eine Lady! ſie wußte ſelbſt nicht, was ſie ſich darunter dachte, aber es kam ihr doch über alle Maßen romantiſch vor, eine engliſche Lady zu ſeyn.

Daß dem im langen Leben mit der Welt geübten Scharfblick der Tante von allem dieſen nichts entgehen konnte, war wohl natürlich, aber ſie kannte auch Babet genau genug, um zu wiſſen, daß hier jede, ſelbſt eine mit der größten Schonung ausgeſprochene Warnung, wohl manches verſchlimmern, jedoch nichts verbeſſern könnte. Deshalb begnügte ſie ſich damit, jeden ihrer Schritte treulich zu beobachten, und ſie übrigens ihren Weg gehen zu laſſen. Sie ſtellte ſie einer Nachtwandlerin gleich, die man nicht anrufen darf, wenn man ſie nicht dem Abgrunde zu treiben will, aber ſie verſäumte es deshalb dennoch nicht, den Abgrund ſorgſam zu umſtellen, um ſie im Falle der Noth gewaltſam zurückhalten zu können. Daß übrigens der Schmerz getäuſchter Liebe der künftigen Ruhe eines Mädchens, wie Babet, nie gefährlich werden könne, davon war ſie ebenfalls auf das Vollkommenſte überzeugt; indeſſen hoffte ſie viel für ſie von der heilſamen Erſchütterung des gewiß nicht fernen Moments ihres Erwachens aus dem ſelbſt geſchaffnen Traume, und nahm ſich feſt vor, dieſen alsdann recht kräftig zum Beſten des verblendeten eitlen Kindes zu benutzen.

In dieſem von mehreren Seiten höchſt geſpannten Verhältniſſe war ſchon eine ziemliche Zeit vergangen, während welcher Allen, die nur die äußere Seite des Lebens in dieſer Familie kannten, ſie für höchſt glücklich halten mußten, als Vicktorine eines Morgens die Tante in einem ganz ungewohnten Zuſtande in ihrem Zimmer allein fand. Ihre Hand hielt einen Brief oder vielmehr ein Packet, deſſen noch verſiegelter Umſchlag ſie mit tiefen Schmerz, ja faſt mit dem Ausdruck geheimen Grauens betrachtete, und alles an ihr deutete auf eine gewaltſame Bewegung in ihrem Innern, über welche ſie nicht Herr zu werden vermochte. Erſchrocken eilte Vicktorine auf ſie zu, doch der erſte Blick auf den Brief in Annas Händen machte auch auf ſie den tiefſten Eindruck.

»Tante!« rief ſie faſt athemlos, »öffnen ſie den Brief, öffnen ſie ihn ſchnell, mein Gott! wie konnte ſein Anblick Sie ſo erſchrecken! er iſt ja von ihm.«

»Von ihm!« wiederholte Anna mit bebender, klangloſer Stimme und immer noch hielt ſie den Brief feſt in ihrer Hand und ſtarrte ihn regungslos mit erloſchnen Augen an, bis Vicktorine ihn ihr ſanft entzog, das Siegel erbrach und ihn offen wieder in ihre Hände zurück gab.

»Der Brief iſt von Raimund!« rief ſie »kennen Sie denn ſeine Schriftzüge nicht mehr? er iſt von ihm, ich darf ihn nicht leſen, doch Sie — um Gotteswillen welche ſchwarze, furchtbare Ahnung hat bei ſeinem Anblicke ſich Ihrer bemeiſtert! ſie ergreift auch mich; mir bebt das Herz in unbeſtimmter entſetzlicher Angſt. Leſen Sie, o leſen Sie! damit ich nur dieſer bangen Quaal entriſſen werde. Laſſen Sie das Unheil über mich hereinbrechen, es kann in der Nähe ſo furchtbar nicht ſeyn als es jetzt ſchwarz und drohend vor meiner Seele ſteht. Denn Raimund lebt ja — oder wäre dieſer Brief nach ſeinem —« Vicktorine erbleichte vor dem Gedanken, der ſich jetzt ihr aufdrang, und den ſie auszuſprechen nicht wagte.

Anna hatte ſich indeſſen mit ſichtbarer Anſtrengung in ſo weit wieder gefaßt, um den Innhalt des aus mehreren engbeſchriebnen Bogen beſtehenden Packets flüchtig überſchauen zu können, und jeßt war es an ihr, die bleiche zitternde Vicktorine zu beruhigen.

»Der Brief iſt von Raimund,« ſprach ſie hochaufathmend, »jeßt erkenne ich die Hand. Auf der Adreſſe konnte ich es nicht, die iſt franzöſiſch geſchrieben, das ſah ich von ihm nie. Sieh her Vicktorine, ſchrieb er auch das?« ſeßte ſie hinzu, indem ſie Vicktorinen den Umſchlag hinreichte, »und iſt auch dieſes ſein gewohntes Siegel?«

»Gewiß! gewiß!« rief Vicktorine, »aber der Brief? lebt Raimund? iſt er geſund?«

Die Tante las jeßt die leßte Seite des Briefes mit mehr Aufmerckſamkeit, als die gewaltſame Bewegung, in der ſie ſich befunden, es ihr vorhin erlaubt hatte, während Vicktorine, neben ihr hinknieend, den ſtarren Blick auf ſie richtete, als wollte ſie den Abglanz von Raimunds Worten in ihren Zügen leſen. »Er lebt, er iſt geſund, er war im Begriff ſich zu ſeiner fernen Reiſe einzuſchiffen; der Brief ward von ihm vor etwa vierzehn Tagen in Toulon auf die Poſt gegeben. Jeßt ſchwimmt Raimund wahrſcheinlich ſchon dem

Ziele ſeiner Beſtimmung zu. Darf ich mehr Dir ſagen?« fragte Anna, indem ſie die Blätter des Briefs wieder ordnete.

»Nein, o nein!« rief Viktorine, von den Knien ſich erhebend, »nein, das Wort, welches Raimund in meinem Namen meinem Vater gab, iſt mir heilig, ich darf es auf keine Weiſe umgehen. Auch nicht mittelbar will ich mich mit ihm in ſchriftliche Verbindung ſetzen. Und was brauch ich mehr zu wiſſen, als daß er lebt. Dieſes kleine Wort ſagt mir ja alles. Tante! ich laſſe Sie mit ſeinem Briefe allein, ich gehe, um jeder Verſuchung zu entfliehen. Ach, Tante! mir iſt jetzt wie damals, wenn er am frühen Morgen zu Ihnen ging; wiſſen Sie es noch? Wie horchte ich dann auf ſeine Schritte; unter tauſenden hätte ich ſie wieder erkannt. Ich horchte und horchte, bis am Ende der langen Gallerie Ihre Thüre ſich ihm öffnete. Wie ſehnlich trieb es mich dann oft auch die meinige nur einmal zu öffnen, nur einmal einen kurzen Augenblick ihn zu ſehen! aber ich widerſtand der Verſuchung, wie ich auch jetzt ihr widerſtehe. Ich gehe, liebe Tante,« ſprach ſie, indem ſie der Thüre ſich zuwandte, »ich gehe und laſſe Sie mit ihm allein. Doch in Ihren lieben Augen darf ich hernach doch leſen?« ſetzte ſie wieder umkehrend hinzu, »das darf ich doch? Fragen erlaube ich mir nicht, aber das darf ich doch? und mich freuen, wenn ich lauter Gutes und Liebes darin leſe? Ich kann ja nicht anders, liebe Tante. Und nun nehmen Sie Ihren Brief, leſen Sie ihn ja recht, alles was darin ſteht, er iſt ſo lang, aber ich bitte, leſen Sie ihn zweimal, zweimal wenigſtens. Ach ich lernte ihn ſo gern auswendig.«

Die Tante mußte endlich die Schwätzerin mit ſanfter Gewalt von ſich treiben, die immer gehen zu wollen verſicherte, und immer blieb. Dann ſchloß ſie ſich in ihrem Zimmer ein, ließ niemanden vor ſich, und, was noch nie geſchehen war, ſie erſchien ſogar Mittags nicht bei Tiſche. So blieb ſie den größten Theil des Tages für ſich allein, den ſie mit emſigem Durchſuchen und Ordnen vieler Briefe und Papiere hinbrachte, bis ſie gegen Abend Vicktorinen und Angelika zu ſich beſchied.

Heftig wie immer, mit nicht unterdrückender Angſt, ſtürzte Vicktorine auf den erſten Ruf in das Zimmer der Tante, und da ihr dieſe mit freundlichem Blick entgegen lächelte, ſo ging ſie auch eben ſo lebhaft von der bängſten Sorge, welche ſie den ganzen Tag über gequält hatte, zur berauſchendſten Freude über.

Wie ein glückliches Kind ſich an den Buſen der Mutter wirft, wenn es am Weinachtsabende durch die noch verſchloſſene Thüre ſchon die Lichterchen des lang erſehnten Baums blinken ſieht, ſo warf ſich Vicktorine in die Arme der Tante.

»Nicht wahr?« flüſterte ſie ſchmeichelnd, »alles iſt gut, alles iſt recht gut, und Ihre bange Ahnung beim erſten Anblicke des Briefs beſtätigt ſich nicht?«

»Alles iſt gut!« erwiederte die Tante merklich bewegt, »alles iſt gut, und wird hoffentlich noch ſehr gut werden.« Damit drückte ſie das geliebte

Kind feſt an ihr Herz, und zog auch Angelika in ihre Arme, die jetzt ebenfalls dicht neben ihr ſtand und ſie mit leuchtendem Blicke betrachtete.

»Anna!« rief Angelika aus, »Anna, wie ſchön ſind Sie in dieſem Augenblick! es iſt als ob ein eigner Strahl himmliſcher Verklärung Sie umleuchtete; Sie ſehen aus wie an jenem unvergeßlichen Abende, da Sie zuerſt den Namen Bernhard uns nannten. Sieh' ſie doch nur an, Vicktorine, iſt es nicht, als ob unſer Schutzengel in ſichtbarer Geſtalt vor uns ſtände?«

»Es iſt ſo,« erwiederte Vicktorine, indem ſie tief und forſchend in Annas helle Augen ſah, »es iſt ſo, aber ich ſehe hier eine große Thräne blinken, ich ſehe um ihren Mund das Zucken innerer Rührung, die ſie umſonſt hinwegzulächeln ſich bemüht. Angelika, unſer Schutzengel trauert über uns! und ſo iſt denn doch nicht alles gut. Liebe, liebe Tante, o reden Sie, was wollen Sie uns verkünden?«

»Nichts Unglückliches, wahrlich nicht!« erwiederte Anna, »es wird ſogar hoffentlich zum Guten führen, doch für den Augenblick wird es auch Euch betrüben, wie es mich betrübt, denn ich muß Euch verlaſſen, wenn gleich nicht auf lange.«

Die Mädchen ſtarrten ſie erbleichend an, und vermochten keine Sylbe zu erwiedern. »Ungern, ſehr ungern, meine Vicktorine, laſſe ich Dich in der drückenden Lage allein, in der Du ſo ſehr meines Troſtes bedarfſt,« fuhr Anna fort, »und auch von Dir, meine Angelika,« ſetzte ſie, noch weicher werdend, hinzu, »auch von Dir mich zu trennen, iſt mir ſehr ſchmerzlich; ich werde Deine gewohnte liebe Nähe ſehr, ſehr vermiſſen, mein Kind, mein Liebes!« Sie ſchloß Angelika in ihre Arme, und die Thräne, die ſchon lange in ihrem Auge gezittert hatte, ſchimmerte jetzt wie ein Diamant in den blonden Locken des immer bleicher werdenden Mädchens. Alle ſchwiegen.

»Nein! es iſt nicht, es darf nicht ſeyn!« rief endlich Vicktorine. »Es iſt ſo, es muß ſo ſeyn!« erwiederte Anna, ſanft, aber beſtimmt. »Doch fragt mich nicht, warum? denn dieſe Frage darf ich Euch noch nicht beantworten, ergebt Euch drein, wie ich mich drein ergebe, in wenigen Monaten, vielleicht in wenigen Wochen ſchon, kehre ich wieder.«

»Und ich bleibe verlaſſen zurück und mag untergehen; wen kümmert das?« rief faſt zürnend Wicktorine.

»Dir bleibt Raimunds Angedenken und Deine Liebe; iſt das nicht genug? Dir bleibt auch Angelika, wie Du ihr bleibſt,« erwiederte die Tante mit mildem Ernſt. »Und bliebe ſie Dir auch nicht; nur der iſt verlaſſen, der ſich ſelbſt verläßt. Die Bahn liegt klar und beſtimmt vor Dir, die Du zu gehen haſt, es iſt Deine Schuld, wenn Du von ihr abweichſt. Mich ruft ein wichtiges Geſchäft, das Niemand ausführen kann, als ich allein. Ich kehre mit gewohnter Liebe zu Euch zurück, ſobald ich vollendet habe, was mir jetzt obliegt, und unſer Wiederſehen wird freudig und glücklich ſeyn, dies ſagt mir eine innere Stimme, die im Laufe meines Lebens mich ſelten irre führte.«

»Und ſo darf ich denn nicht wiſſen, was Sie abruft, in einer Zeit, da nur Ihre Gegenwart mich aufrecht erhält! Es muß durchaus auch mir verborgen bleiben!« rief die immer noch ſehr aufgeregte Vicktorine. »Liebe Tante, ich bin kein Kind mehr, dem man die bittere Arznei in Zucker einwickeln muß, ich kann das Herbſte mit Faſſung tragen, ich habe dies bewieſen, aber wenn ich es ſoll, ſo muß ich aber auch überzeugt ſeyn, daß —«

»Und welcher Uberzeugung bedarfſt Du denn noch, um mir zu vertrauen?« erwiederte Anna jetzt ſehr ernſthaft; »bin ich noch nicht weiter mit Dir? bedarf es, damit Du mir Glauben ſchenkſt, noch weitläuftigere Erklärungen unter uns, die ich vermeiden will, wie Du ſiehſt? Glaubſt Du, ich handle nur aus Eigenſinn ſo, und nicht weil ich überzeugt bin, ſo handeln zu müſſen?«

»O Tante! Sie ſind ſtrenge aber auch gerecht!« rief jetzt Vicktorine mit überſtrömenden Augen. »Ja, theure Frau, ich will, ich muß unbedingt Ihnen vertrauen, ich thue es mit reinem feſten Glauben. Doch iſt es meine Schuld, wenn eine finſtere Ahnung mich empfinden läßt, wie tief Raimund in alles dieſes verflochten iſt? Nur jener Brief, der auch Sie dieſen Morgen durch ſeinen bloßen Anblick ſchaudern machte, nur er kann Sie zu dieſem unerwarteten Entſchluſſe bewogen haben. Raimund droht irgend ein Unheil, das Sie abwehren wollen, oder er iſt vielleicht dem Unglück ſchon verfallen, und Sie wollen retten, wo vielleicht keine Rettung mehr iſt.«

»Vicktorine!« rief wehmüthig lächelnd die Tante, und drohte ihr mit aufgehobenen Fingern.

Vicktorine verſtummte erröthend.

»Nicht wahr, Du und Raimund und eure Liebe ſind alles,« fuhr Anna fort, »und Niemand als Euch Beiden kann etwas begegnen, das der Rede werth wäre? Gutes, liebes Kind, ich möchte nie Dir wehe thun, am wenigſten in dieſer Stunde, doch der Jugend-Dünkel, der Dich wie alle Deinesgleichen verleitete, Euch weit entfernt von allen Ubrigen auf eine ganz beſondere Stufe zu ſtellen, und alles auf Euch zu beziehen, kann ich ſelbſt jetzt nicht loben; er zieht ja zu traurige Folgen nach ſich für Euer künftiges Leben. Du weinſt, Vicktorine? weine nicht, und nimm wenigſtens den Troſt von mir an, den einzigen, den ich Dir geben kann, daß, täuſchte ich mich auch in der Hoffnung des glücklichen Erfolgs deſſen, was ich jetzt zu unternehmen im Begriffe bin, dennoch Deine und Raimunds Lage dadurch nicht im mindeſten anders geſtellt werden kann, als ſie jetzt ſteht. Und nun laß Dir meine Angelika noch einmal empfohlen ſeyn; Du liebſt ſie wie eine Schweſter, pflege und ſchone ihrer, wie Du ſie liebſt. Auch Dir meine Angelika empfehle ich meine Viktorine, bleibe ihr mit Deinen ſtill ergebenen frommen Sinn ſtets zur Seite, verlaſſe ſie nie. Und wenn der Geiſt des Unmuths ſich in ihr zu regen beginnt, was, während ich nicht da bin ihn zu bannen, wohl öfters noch als ſonſt geſchehen möchte, dann, meine Angelika, dann ſuche Deine milde Liebe ihn zu beſänftigen. Laßt mich ſo Euch wieder finden,« ſetzte ſie mit in Thränen glänzenden Augen hinzu, indem ſie beide Mädchen eines in des andern Arme legte. »Denkt meiner in Liebe, doch nicht in Sorge. Schreiben werde ich ſelten, nur wenn es nöthig werden ſollte. Eure Briefe ſendet unter meiner Adreſſe mir in mein Stift, ich werde ſie ſicher erhalten, aber ich bitte Euch, ſchreibt auch Ihr mir nur, wenn Ihr mir wirklich etwas zu ſagen habt, das ich wiſſen muß. Wenn ich nichts von Euch höre, werde ich denken, es gehe Euch gut, thut Ihr ein Gleiches, wenn Ihr von mir nichts vernehmt.« Vicktorine ſchwamm in Thränen bei dieſem feierlichen Abſchiede, doch Angelikas Auge blieb trocken, denn ſie weinte ſchon lange nicht mehr. Sie warf ſich nur mit flehender Geberde an den Buſen der Tante, und hob ſchüchtern den bittenden Blick zu ihr empor.

»Mein theures Kind, mein geliebtes holdes Leben,« ſprach Anna ſehr gerührt, »ich verſtehe Deine ſtumme Sprache, ſie trifft mir ſchmerzlich in das Herz. Aber ich kann auch Dir nur erwiedern, was ich auf Vicktorinens laute Klagen antwortete; es muß ſo ſeyn, ich muß auch von Dir auf einige Zeit mich trennen. Ich darf Dich nicht mit mir nehmen. Wollen wir denn beide zugleich die arme Vicktorine verlaſſen?«

Angelika richtete ſich auf, und reichte in ſchweigender Wehmuth, mit einem unendlich ſchmerzlichen Lächeln, Vicktorinen die Hand.

»Ich werde ſchnell reiſen, weit ſchneller als

Deine der ungeſtörteſten Ruhe bedürfende Geſundheit es ertragen könnte,« ſetzte Anna jetzt gefaßter hinzu, ich werde ſogar die mondhellen Nächte benutzen. Das Geſchäft, dem ich zueile, wird alle meine Zeit in Anſpruch nehmen, Deine mir ſonſt ſo liebe Gegenwart, meine Angelika, würde mir nur quälend werden, weil ich Dich durchaus vernachläſſigen müßte. So denke ich Dich geſünder und geſtärkter hier wieder zu finden, als ich Dich zurückzubringen hoffen dürfte, wenn ich mir es erlaubte, meinem Wunſche zu folgen und Dich mit mir zu nehmen.«

Angelika beugte ſich ſchweigend über die Hand ihrer geliebten Wohlthäterin, und nur ein leiſer Seufzer drängte ſich unhörbar aus der tiefſten Tiefe ihrer Bruſt herauf.

Sobald die Mädchen ſie verlaſſen hatten, befahl Anna, auch den Rittmeiſter Horſt zu rufen, um den während ihrer Abweſenheit auf das Betragen der Schweſter ſeiner Braut aufmerkſam zu machen, denn auch dieſe hielt ſie ihrer liebenden

Vorſorge nicht unwerth, ſo weit Babet auch für jetzt davon entfernt ſeyn mochte, es dankbar zu erkennen und durch kindliches Vertrauen zu erwiedern. Daher wünſchte ſie wenigſtens, in Agathens künftigen Gatten dem leichtſinnigen Mädchen einen brüderlichen Freund zu hinterlaſſen, der an ihrer Stelle über die Unvorſichtige wachte, um ſie vor großen Fehltritten zu bewahren.

Die Nachricht von der Tante nahen Abreiſe betrübte auch den wackern jungen Mann, der ſie nicht minder liebte und ehrte als alle, die ihr nahten. Er hörte ſehr aufmerkſam, was ſie in Hinſicht auf Sir Charles und Babet ihm zu ſagen für gut fand, gab ihr aber zugleich zu erkennen, daß auch ihm das Betragen dieſer Beiden längſt ſehr unangenehm aufgefallen ſey, und daß er, wie wohl vergebens, es ſogar verſucht habe, Babet zu warnen.

»Ich mochte wohl freilich dabei,« ſprach er, »meine Worte nicht ganz genau abgewogen haben, denn das iſt nun einmal nicht meine Sache, aber ich bin dafür auch ſchlecht genug angekommen.

Herr Gott, wie hat Sie mich abgeführt! Am liebſten hätte ich den jungen Herrn in die Lehre genommen, doch aus Schonung für eine Familie, deren Güte ich ſo viel verdanke, wollte ich es vermeiden, Zwieſpalt zu ſtiften; denn ich weiß ja, auf welchem Fuße der Fremde hier im Hauſe eigentlich ſteht. Ich verließ mich deshalb lieber auf Sie, gnädige Tante! denn ich ſah wohl, wie Sie überall ein wachſames Auge hielten. Jetzt aber wollen Sie leider fort; nun reiſen Sie mit Gott, hochwürdige Frau! wenn es denn nicht anders ſeyn kann. Ich will ihr Gebot erfüllen ſo gut ich es vermag, und was mir vielleicht an welterfahrner Klugheit dazu abgeht, ſoll meine treue Wachſamkeit erſetzen. Warnen werde ich nicht mehr, das beſtärkt Babet nur in ihrem Eigenſinne und wäre auf jeden Fall in den Wind geſprochen, aber finden ſoll ſie mich überall, wo ſie mich nicht gern ſehen wird, und ſie müßte es weit klüger anfangen, als es in ihren Kräften ſtehen mag, wenn ſie mich hinter das Licht führen wollte.«

»Babet iſt ſehr ſchlau,« erwiederte die Tante.

»Thut nichts, ſie findet in mir ihren Mann,« fiel der Rittmeiſter ihr lächelnd ein. »Sie haben mir da freilich einen etwas gefährlichen Vorpoſten anvertraut, hochwürdige Frau, aber das iſt nun einmal Huſarendienſt, und ich will ihn ſchon mit Ehren behaupten, ſorgen Sie nicht.«

»Ich traue Ihnen das Beſte zu,« ſprach Anna, »aber Eines bitte ich nur nicht zu vergeſſen; Sie dürfen weder drein hauen noch drein ſchießen nach Huſarenart.«

»Ei Gott bewahre, wo denken die gnädige Tante hin,« erwiederte Horſt, recht herzlich lachend, »ich werde ja nicht. Dem Sir Charles ſoll kein einziges ſeiner parfümirten Härchen gekrümmt werden, wenn er es nicht ſelbſt mit Gewalt an mich bringt, und darnach ſieht er mir nicht aus. Aber gnädige Tante, da wir doch nun einmal ſo vertraulich mit einander ſprechen, ſo möchte ich nur Eines noch Sie fragen, was mir ſchon lange recht ſchwer auf dem Herzen liegt. Iſt es denn wahr, und iſt es denn wirklich Herrn Kleeborns und auch Ihr Wille, daß unſre engelſchöne und engelgute Vicktorine dieſem Strohmanne, dieſem engliſirten Seekalbe, das mir im Grunde der Seele ſo zuwider iſt wie ich es auszudrücken nicht vermag, daß ſie, ſage ich, dieſem Menſchen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert werden ſoll? Und können Sie es vor Gott und Ihrem Gewiſſen verantworten, wenn Sie das leiden?«

Horſt war während dieſer Rede ganz roth im Geſichte geworden, und die Tante freute ſich herzlich an dem wohlgemeynten Eifer des jungen Mannes, deſſen redliches Gemüth ſie längſt erkannte, und den ſie gern als ein ſehr achtbares Mitglied der Familie betrachtete. Ohne jedoch zuviel von Vicktorinens Geheimniß zu verrathen, ließ ſie ihm daher jetzt deutlich merken, daß dieſe ſchon längſt eine andere, würdigere Wahl getroffen habe, und gewiß durch offenen Widerſtand ſich dem Elend entziehen würde, welches ihr an Sir Charles Hand drohe, wenn nicht früher vielleicht noch irgend ein glücklicher Zufall ſie von ihm befreie.

Die höchſte Zufriedenheit leuchtete aus des Rittmeiſters ehrlichen Augen, während Anna ihm noch auf das Eindringendſte die ſtrengſte Verſchwiegenheit über dieſe Angelegenheit gebot. »Laſſen Sie auch meine arme Vicktorine während meiner Abweſenheit Ihrem Schutz empfohlen ſeyn,« ſetzte ſie noch hinzu. »So wie ich Sir Charles Betragen anſehe, hoffe ich, daß nichts geſchehen ſoll, was Vicktorinen auf's Äußerſte treiben könnte, während ich nicht da bin, um mich ihrer anzunehmen. Doch würde Vicktorine gezwungen, der offnen Gewalt ihren feſten Muth entgegen zu ſtellen, dann, lieber Horſt, dann ſtehen Sie ihr bei an meiner Statt. Kleeborn iſt nicht bösartiger Natur, doch ſein Eigenſinn macht ihn in der erſten Hitze zu allem fähig, beſonders wenn ſein eigenes Intereſſe dabei mit ins Spiel kommt, wie eben hier. Er liebt ſeine Tochter von Herzen, doch Reichthum iſt in ſeinen Augen das Höchſte auf Erden, und ſo könnte er wohl dahin kommen, Vicktorinens wahres Glück ohne Schonung zu vernichten, und dabei dennoch überzeugt zu bleiben, er handle als ein redlicher Vater, der ſein verblendetes widerſpenſtiges Kind ſogar mit Gewalt glücklich zu machen ſuche.«

»Laſſen Sie mich vor allen Dingen Ihre liebe ſchöne Hand küſſen, daß Sie mich jetzt durch Ihr Vertrauen erſt recht zu Ihrem Verwandten eingeweiht haben,« erwiederte der Rittmeiſter, »und ſeyn Sie übrigens unbeſorgt, Vicktorine iſt von heute an meine Schweſter. Mir iſt das Herz jetzt federleicht, denn nun weiß ich gewiß und möchte mit Leib und Leben mich dafür verbürgen, daß der Hans Haſenfuß mein Vetter nicht wird, und hoffentlich auch nicht mein Schwager. Laſſen Sie mich nur machen, ich will erſt meiner Sache ganz ſicher ſeyn, ehe ich etwas verrathe, aber Sie ſollen Freude an mir erleben.«

»Horſt, wenn Sie eine Unvorſichtigkeit begingen!« rief die einigermaßen ängſtlich gewordene Tante. »Ei bewahre,« erwiederte dieſer, »doch eine honette Kriegsliſt iſt nicht verboten, und die verlangt ja an und für ſich ſchon, daß man Vorſicht übt. Verlaſſen Sie ſich in Gottes Namen auf einen ehrlichen Huſaren, der Ihr Zutrauen zu ſchätzen weiß, und es deshalb auch verdienen will, und reiſen Sie ohne weitere Sorge. Vicktorine hat in jedem Fall einen Beiſtand an mir, der ſelbſt in Noth und Tod zur Seite bleibt, das Übrige findet ſich. Geben Sie Acht, ſie wird erlöſt und ich bin ihr Ritter.«

»So?« ſprach Agathe, welche in dieſem Augenblick den Kopf zur Thür hineinſteckte, um ſich nach ihrem Rittmeiſter umzuſehen, den ſie ungern lange vermißte. »Nun, da muß ich mich ja auch wohl nach einem andern Ritter umſehen?« ſetzte ſie hinzu, indem ſie vollends hineintrat. »Denn Niemand kann, wie bekannt, zweien Herren dienen, und vollends zweien Damen, das geht nun gar nicht an.«

Die Luſtigkeit, mit der ſie dieſe Worte ſprach, ging indeſſen ſehr bald in tiefe Betrübniß über, da ſie von der nahen Abreiſe der Tante Kunde erhielt. »Ach laß mich,« ſprach ſie zu Horſt, der es verſuchen wollte, ſie zu tröſten, »laß mich, Du weißt nicht, was wir alle Beide an ihr verlieren. Mich verläßt mein guter Engel, wenn ſie von mir geht. Wer ſoll mir dann nun zum Guten rathen, und wer mich ſchelten, wenn ich dummes Zeug mache? Ach! und wer wird mich nun am Hochzeitstage ſo hübſch anziehen, wie ſie es allein nur kann. Sehen Sie, Tante, Sie haben es mir von Anfang an verſprochen, und nun laſſen Sie mich doch im Stich, und das ſage ich Ihnen, wenn Sie mir den Brautkranz nicht aufſetzen, ſo mag ich lieber gar nicht getraut werden.« Die hellen Thränen liefen ihr bei dieſen Worten über das kindlich-roſige Geſicht.

Anna tröſtete ſie liebkoſend, ſo gut ſie es vermochte. »Ich laſſe Dich auf keinem Fall im Stich', liebe Agathe,« ſprach ſie lächelnd, »trockne nur Deine Thränen. Ich verſpreche es Dir, ich putze Dich auf das Schönſte am Hochzeitstage, ich ſetze Dir mit eigener Hand den Kranz auf, und ſollte ich in der letzten Stunde vor der Trauung erſt ankommen, ich komme, darauf gebe ich Dir mein Wort, Du kennſt mich ja, und weißt, ich pflege es nicht zu brechen.« Doch alles Zureden half nur wenig, Agathe küßte zwar ſchmeichelnd die Hände der Tante, aber ſie ward den ganzen Abend über nicht wieder froh, und die Thränen traten ihr in die Augen, ſo wie ſie die geliebte Frau nur anſah.

Kleeborn wendete wenig ein, als die nahe Abreiſe der Tante auch ihm angekündigt ward, obgleich er ſie nicht gern ſah, denn das Wort »wichtige Geſchäfte« war eine Zauberformel für ihn, die unwiderſtehliche Gewalt an ihm übte, daher ließ er ſie willig gehen, und bat ſie, nur recht bald wieder zu kommen.

Anna hatte ſich jeden weitern Abſchied ernſtlich verbeten, und ſo regte ſich, außer den Bedienten, Niemand im Hauſe, als am folgenden Morgen ihr Reiſewagen in der früheſten Dämmerung vorfuhr, den ſie allein mit ihrer Kammerjungfer beſtieg. Wicktorine barg, laut weinend, ihr Geſicht in ihre Decke, als ſie ihn fortrollen hörte, und fühlte mit unnennbarer Angſt ſich ſo einſam und verlaſſen, wie nie zuvor in ihrem Leben. Auch Angelika ehrte das Gebot ihrer Wohlthäterin und blieb in der letzten Stunde von ihr entfernt, aber ſie war doch aufgeſtanden, und lauſchte durch die Fenſtervorhänge, um die theure Geſtalt nur noch einmal zu ſehen.

»Du gehſt,« ſprach ſie leiſe, mit gefaltenen Händen und zum Himmel gewandtem Blicke, »Du gehſt und mein Auge ſieht Dich wohl nie wieder; möge Gottes Seegen Dich begleiten, wohin Du Dich wendeſt, und möge keine Ahnung davon in Deine Seele kommen, wie leicht und wie ſchnell, indeſſen Du fern von mir biſt, die Nacht hereinbrechen kann, die mich Dir auf immer verbirgt! Finde bald wieder ein Weſen, dem Du ſo wohlthätig erſcheinen kannſt, als Du mir es warſt, damit Dir keine Lücke in Deinem ſchönen Leben fühlbar werde, wenn ich nun dahin bin, und mögen nur ſanfte, keine bitteren Thränen um die arme Angelika Deine lieben Augen füllen, wenn Du am Morgen, wo Du heimkehrſt, mich ſucheſt und nicht mehr findeſt!«

Raimund deutete der Tante in ſeinem Briefe zuerſt nur ganz in der Kürze die Städte und Länder an, welche er beſucht hatte, ſeit er von ihr und Vicktorinen ſcheiden mußte. Er meldete ihr, wie er in London nur wenige Wochen verweilte und dann von Dower nach Calais überſchiffte. Das ganze ſchöne Frankreich, das wohl mit Recht der Garten von Europa genannt zu werden verdient, durchzog er beinahe der Länge nach, um von dort nach Marſeille zu gelangen.

In den bedeutendſten franzöſiſchen Städten, durch welche ihn ſein Weg führte, mußte er bald längere, bald kürzere Zeit verweilen, um manches verworrene, mitunter auch wohl bedeutenden Verluſt drohende Geſchäft ſeines Hauſes zu ordnen. Das Glück war ihm dabei günſtig geweſen, er hatte zugleich einige neue, ſeinem Hauſe Vortheil verſprechende Verbindungen anzuknüpfen gewußt, und ſo war der, unter dieſem glücklichen Himmelsſtrich ohnehin ſo kurze Winter an ihm endlich vorüber gezogen.

»Stille, ſtille mein Herz,« ſchrieb Raimund weiter, »ſtille mein Herz, ſprach ich oft ganz leiſe zu mir ſelbſt, wenn die Ungeduld über das unruhige, mitunter auch ziemlich ſchlechte Treiben der Leute um mich her ſich gar zu ungeſtüm in mir regen wollte; warte nur bis es Nacht wird und die Welt zur Ruhe geht, dann kömmt Deine Zeit. Und war denn nun endlich mein mühſeliges Tagewerk vollbracht, dann, hochwürdige Frau, dann eilte ich meinen einſamen vier Wänden mit einer Sehnſucht zu, als erwarte ich dort mit Gewißheit einen recht lieben Beſuch zu finden, der mich für den ganzen langen Tag entſchädigen ſollte.«

»Ich kann Ihnen das freudige Gefühl nicht beſchreiben, mit dem ich an meinen Schreibtiſch flog, wenn es nun endlich ſtill um mich geworden war, wenn ich nun Ihnen und Vicktorinen alles erzählte, was mich den Tag über erfreut, alles was ich gedacht, alles was ich geſehen hatte. Die ſchönen Gegenden, durch die mein Weg mich führte, die großen Überbleibſel einer gigantiſchen Vorwelt, deren man in dem ſüdlichen Theile von Frankreich ſo viele noch antrifft; alles zeichnete ich auf, regellos, ungeordnet, aber treu; und wenn ich endlich aus Ermüdung die Feder niederlegen mußte, ſo war mir zu Muthe, als ſey ich bei Ihnen geweſen, bei Ihnen und bei dem Leben meines Lebens, das ich an Ihrer Seite ſo ſicher mir denke, als es das Kind im Arme der Mutter iſt.«

»Und doch, warum ſollte ich es Ihnen verhehlen wollen? es ergreift mich zuweilen ein Gefühl des Verlaſſenſeyns, wie es nur der arme Verbannte empfinden mag, der in Sibiriens eiſigen Wüſten ſein troſtloſes Daſeyn zwiſchen Leben und Erſtarren kümmerlich friſten muß, weit geſchieden von der ſchönen Sonne, die in beſſern Tagen und glücklichern Zonen ihm leuchtete. Warum ſoll ich Ihnen nicht bekennen, es ſteht oft ſo ſchmerzlich klar und lebendig vor meinem Geiſte, daß ich es kaum zu ertragen weiß, wie unbegreiflich lange ich nun ſchon von Ihnen und Vicktorinen geſchieden bin; ſo ganz getrennt, daß auch nicht das leiſeſte Zeichen ihres Andenkens, kaum Ihres Daſeyns mich erreicht. Und dennoch kann ich es nicht laſſen, immer von neuem den trüben Blick der noch trübern Zukunft zuzuwenden, und, zerriſſen von Sehnſucht und Ungeduld, zur Erhöhung meiner eigenen Qual, die Zahl der langen, unabſehbar langen Reihe von Tagen im Voraus zu berechnen, die ich alle noch in dieſer fürchterlichen Abgeſchiedenheit werde durchleben müſſen.«

»Sie ſind ſo mild, Sie zürnen gewiß keinem, der Ihnen vertrauend naht, und ſo will ich dieſem Geſtändniſſe auch noch das hinzufügen: es geſellt ſich zu jenen Qualen oft ein ſehr herbes Gefühl der Reue, der bitterſten Reue darüber, daß ich es nie wagte eine Bitte auszuſprechen, welche mir in Ihrer Nähe ſtets auf den Lippen ſchwebte, die heiße innige Bitte: doch zuweilen, ſey es auch noch ſo ſelten, in noch ſo wenigen Zeilen, mir von Sich und Vicktorinen Nachricht zu ertheilen. Ich durfte dieſe Bitte nicht wagen, weil ich Vicktorinens erzürnten Vater einſt verſprach, jeder Mittheilung zwiſchen uns beiden auf unbeſtimmte Zeit zu entſagen. Die Überzeugung, daß auch Vicktorine mich ermahnen würde, dieſes Verſprechen in keiner Art zu verletzen, beſtärkte mich in meinem Schweigen. Denn ſind wir nicht Eins? Muß nicht jedes Gefühl, das in mir laut wird, auch in ihrem Herzen wiederhallen. Wenn ich aber indeſſen wieder bedachte, daß mich dennoch in Hinſicht auf Sie, hochwürdige Frau! kein Verſprechen binde, dann freilich, dann verlor ich doch zuweilen die fein gezogene Linie aus dem Geſichte, die einzig beſtimmen konnte, was hier erlaubt ſey? was nicht? Sie ſoll entſcheiden, beſchloß ich endlich, ſie ſelbſt, Anna von Falkenhayn.

Hält ſie es für erlaubt, ſo wird ſie gewiß aus eigenem Antriebe mich auffordern, ihr zu ſchreiben, und ſich auch erbieten, mir von Victorinen Nachricht zu geben.«

»Wie oft, hochwürdige Frau, wie oft lauſchte ich damals, als ich noch an jedem Morgen Ihrer wohlthuenden Nähe mich erfreuen durfte, der Erfüllung dieſes ſehnlichſten Wunſches, mit banglbewegtem Herzensſchlag entgegen! Wie oft glaubte ich ihr ganz nahe zu ſeyn, wenn Sie ſo mütterlich theilnehmend über die nahe lange Trennung mit mir ſprachen! Irrte ich wirklich, wenn ich in jener Zeit auch in Ihren Augen zuweilen den Wunſch zu leſen glaubte, dem armen Scheidenden, der all' ſein Hoffen einzig auf Sie geſtellt hatte, auch aus der Ferne ein Wort des Troſtes ſagen zu dürfen? Doch Sie ſchwiegen immer, unabänderlich! Und ſo ergab ich mich endlich nicht nur darein, den einzigen Troſt zu entbehren, welchen nur Sie mir gewähren konnten, ſondern ich beſchloß auch ſogar, Ihnen ſelbſt nie zu ſchreiben, um mir die hoffnungsloſe Qual des Erwartens einer Antwort zu erſparen.«

»Ohnerachtet dieſes feſten Entſchluſſes wage ich es aber doch heute nicht nur freien Muthes Ihnen zu ſchreiben, ſondern auch ſchon jetzt mein Tagebuch Ihren Händen zu übergeben, was ich eigentlich erſt ſpäter in einer glücklichern Zeit zu thun gedachte, denn ein über allen Ausdruck erhabenes, aber zugleich auch höchſt ſchauerliches Ereigniß, hat vor kurzem mich von der Nothwendigkeit überzeugt, vorher mein Haus zu beſtellen, ehe ich den Weg betrete, den ich zu wandeln habe. Und ſo übergebe ich denn, hochwürdige Frau, im reinſten Vertrauen auf Ihre nachſichtige Milde meinen letzten Willen Ihren Händen, ehe ich Europa verlaſſe; oder vielmehr, ich geſtehe Ihnen, daß ich dieſes zum Theil ſchon früher gethan habe, ohne daß Sie darum wußten.«

»Sie erinnern ſich unſtreitig einer kleinen Schatulle, die ich kurz vor meiner Abreiſe Ihnen mit der Bitte übergab, ſie mir aufzubewahren; ich füge dieſem Briefe den Schlüſſel zu derſelben bei, den ich, überwältigt vom Schmerze der Abſchiedsſtunde, Ihnen zu überreichen vergaß. Das kleine Behältniß verſchließt in ſicheren Papieren mein ganzes väterliches Erbtheil und zugleich auch eine Abſchrift meines gerichtlich niedergelegten Teſtamentes, durch welches alles, was ich beſitze, nach meinem Tode Vicktorinens Eigenthum wird. Gegen die Reichthümer, welche das theure Weſen dereinſt von ſeinem Vater zu erwarten hat, muß zwar alles, was ich geben kann, nur als höchſt unbedeutend erſcheinen, aber es iſt dennoch genug, um Vicktorinen über den Zwang des Lebens zu erheben, der auf ihrem Geſchlechte weit ſchwerer laſtet als auf dem unſern. Mein kleines Vermächtniß kann ſie vielleicht einſt von der harten Nothwendigkeit retten, ihre Neigung jenem Zwange opfern, ſich Pflichten aufbürden laſſen zu müſſen, deren Erfüllung ſie ſtets als ein ſtilles Unrecht empfinden würde, und der Gedanke iſt mir unbeſchreiblich tröſtlich, ſelbſt wenn ich nicht mehr bin, der Geliebten das höchſte Gut, die Freiheit ihres Gemüths, auf dieſe Weiſe ſichern zu können. Meine letzte Bitte, bis wir uns wiederſehen, iſt für jetzt, daß Sie, hochwürdige Frau, dieſes Käſtchen eröffnen und mein

Tagebuch denen darin ſchon befindlichen Papieren beilegen.«

»Sollte ich nicht wieder kehren, ſo wird Herr Kleebern hoffentlich nichts dagegen haben, daß dieſes letzte Denkmahl des trüben Daſeyns eines Menſchen, der dann ſeinen Plänen nicht weiter hinderlich ſeyn kann, in Vicktorinens Händen komme. Ich war bei ihr, als ich es niederſchrieb, und vielleicht wird es mir vergönnt, ſie tröſtend zu umſchweben, wenn ſie einſam, oder an Ihrer Seite mit trübem Blicke dieſe Ergießungen des treuliebenden Herzens überſchaut, das nur ihr zu eigen war, ſo lange der warme Strom des Lebens Regung ihm lieb.«

»Auch das Käſtchen, in welchem ich meine ganze Habe niederlegte, gehört Vicktorinen, wenn ich nicht mehr bin, und ich bitte die Geliebte, es beyzuhalten, um meines Vaters willen, denn es war ihm werth. So lange der theure Greis noch unter uns wandelte, durfte keine fremde Hand es berühren und ſein brechendes Auge erſtarrte in deſſen Anblick. Noch denke ich mit tiefem Schmerze daran, wie ich es ihm zum letztenmal hinreichen mußte; ich ſah deutlich, wie er mit ſichtbar peinlicher Anſtrengung ſich bemühte, mir etwas darüber zu ſagen, doch der Schlagfluß, deſſen Wiederholung ihm tödlich ward, hatte gleich im erſten Anfange ſeines plötzlichen Erkrankens ihn der Sprache und zugleich der Kraft zum Schreiben beraubt.

Nach ſeinem Ableben fand ich bei der ſorgfältigſten Unterſuchung nichts weiter in der Schatulle, als die, unſer Vermögen betreffenden Dokumente, welche bis dieſen Augenblick noch darin aufbewahrt liegen. Und ſo muß ich denn glauben, daß nur das Käſtchen ſelbſt für ihn als Andenken einer früheren Zeit hohen Werth hatte, denn der Gedanke an Geld und irdiſche Habe konnte unmöglich dieſen reinen edlen Geiſt noch in der letzten Scheideſtunde bis zu dieſem Grade beunruhigen. So lange ich denken kann, ſah ich den geliebten Vater ſehr oft im ſchmerzlichen Kampfe mit wahrſcheinlich recht trüben Erinnerungen aus ſeinem früheren Leben, und dieſes beſtärkt mich in meinen Muthmaßungen von dem Käſtchen. Indeſſen mochte ich es nie wagen, die ſeltnen Augenblicke, in denen er eines kurzen Vergeſſens ſich erfreute, durch unzeitiges Forſchen zu unterbrechen, und ſo iſt mir alles fremd geblieben, was auf ſeine Jugendgeſchichte Bezug haben mochte. Mein eignes Daſeyn iſt mir ſogar gewiſſermaßen ein Räthſel, deſſen Auflöſung mir indeſſen wenig Sorge macht. Seit mein Vater nicht mehr iſt, kenne ich niemand, der durch Bande des Bluts mir verwandt wäre, und ſogar das Land, aus dem ich eigentlich ſtamme, iſt mir unbekannt. Denn aus einzelnen Äußerungen, die zuweilen meinem Vater entſchlüpften, mußte ich beinahe vermuthen, daß er kein Deutſcher ſey, obgleich er der Sitte und Sprache dieſes Landes vollkommen mächtig war, und auch mich darin erzog.«

»Die Bitte: Victorinen einſtweilen ſowohl die Verfügungen, die ich einer ungewiſſen Zukunft wegen treffen zu müſſen glaubte, als überhaupt den ganzen Inhalt dieſes Briefes zu verſchweigen, wäre gewiß überflüſſig.«

»Sagen Sie dem geliebten Weſen nur, daß ich lebe, und der Erfüllung meiner Pflicht freudigen

Muthes entgegen gehe. Dieſes iſt erlaubt, und mehr braucht es zwiſchen uns beiden nicht. Und nun vergönnen Sie mir, noch ehe ich von Ihnen ſcheide, mein Tagebuch zu ergänzen, indem ich Ihnen die Ereigniſſe dieſer letzten Tage mittheile. Ich weiß, daß dieſe auf vielfache Weiſe Ihr Mitgefühl in Anſpruch nehmen werden, um ſo mehr, da in Ihnen die Veranlaſſung zu dieſem Schreiben und meiner früher ausgeſprochenen Bitte liegt.«

»Ich will mich, hochwürdige Frau! nicht weitläuftig darüber verbreiten, wie wenig erfreulich und unter welchem Drange, mitunter recht unangenehmer Geſchäfte, ich meine Zeit in Marſeille hinbringen mußte. Meine einzige Erholung nach jedem mühſam durchkämpften Tagewerk war Abends ein Spaziergang, ſobald die Sonne ſich dem Untergange zuneigte, und am liebſten wallfahrtete ich dann auf ziemlich ſteilem Pfade dem Gipfel eines, nicht zu weit von der Stadt entfernten Berges zu, um mich dort an der, um dieſe Stunde vom Meer herrüberwehenden Kühle und der herrlichen Ausſicht zu erquicken. Gleich einer Mauerkrone ſchmückte hier eine alte Zitadelle mit ihren von Wind und Wetter gebräunten Zinnen und Thürmen den nackten Scheitel des fünfhundert Fuß hoch über dem Meer ſtolz und kühn ſich erhebenden Felſens, und bildet mit dem dunkeln Blau des darüber ſich hinwölbenden Himmels den wunderbarſten Contraſt, den ich täglich mit neuer Luſt betrachtete. Ganz in ihrer Nähe hat frommer Glaube ſchon ſeit undenklicher Zeit eine Kapelle hingebaut, in welcher die heilige Jungfrau unter dem Namen notre Dame de la Garde verehrt wird, und ſowohl die Feſtung als der Felſen ſelbſt werden in der Umgegend nach dieſem kleinen Tempel benannt. Wenn ich dieſe Kapelle beſuchte, ſo ergriff mich ſowohl ihre Beſtimmung als ihre Lage auf unbeſchreiblich rührende Weiſe. Von der hervorragendſten Stelle des Felſens winkt ſie dem ſcheidenden Schiffe den letzten Gruß aus der Heimath noch lange nach, wenn der übrige Theil der Küſte ſeinem Auge ſchon entſchwunden iſt, und dem Wiederkehrenden leuchtet ſie zuerſt entgegen, wie ein aus den Wogen auftauchender, Freude und Wiederſehen verkündender Stern, ehe noch das Land ſelbſt ſeinem Auge ſichtbar werden kann. Das ſonſt als wunderthätig hier verehrte Gnadenbild von gediegenem Silber ward freilich ſchon damals, als frevelnde Hände jedes Heiligthum ungeſtraft antaſten durften, von den Kürmagnolen entführt; aber der alte fromme Glaube haftet doch noch an der Stelle, die es einſt heiligte. Die Seefahrer empfehlen ſich vertrauensvoll dem Schutz der notre Dame de la Garde, wenn ſie den Hafen verlaſſen, und rings umher an den Wänden hängen zahlloſe Dankopfer von denen, die ihrem Beiſtande Errettung aus der Sklaverei der Barbaren, oder Erhaltung mitten in der drohendſten Gefahr ſchuldig zu ſeyn glauben. Morgens und Abends eilen Frauen und Mädchen aus der Umgegend hieher die für ein geliebtes Leben zittern, das im Kampf mit dem wilden Elemente begriffen iſt, welches ſich hier unabſehbar wie die Ewigkeit vor dem geblendeten Auge ausbreitet. Sie ſchmücken den kleinen Altar mit friſchen Blumen und geweihten Kerzen, und kehren hoffnungsvoll und beruhigt zu ihrem Tagewerk zurück, wenn ſie im brünſtigen Gebet den geliebten Mann der mächtigen notre Dame de la Garde empfohlen haben. Wie oft ſtand ich da, gedachte Vicktorinens und ſuchte in den ländlichen Geſtalten irgend eine Ähnlichkeit mit dem geliebten Weſen aufzufinden, deſſen reines inniges Gebet vielleicht in der nehmlichen Stunde für mich zum Himmel aufſtieg, bis auch mich mein Gefühl neben die Beterinnen am Fuße des kleinen ärmlichen Altares hinzog, wenn gleich mein Glaube keiner heiligen Vermittler zwiſchen mir und Gott bedarf.

Am längſten und liebſten aber pflegte ich hier auf der Terraſſe dicht vor der kleinen Zitadelle zu verweilen, von welcher aus ſich eine wahrhaft unermeßliche Ausſicht vor mir ausbreitete, die ich bis jetzt noch keiner andern zu vergleichen weis. Land und Meer, die große lebensreiche Stadt mit ihrem Gewühl, von dem kein Ton bis hier hinaufgelangt, die maleriſch geformten Felſen, der Hafen mit ſeinen vielen fremdartigen, in ihrer Bauart ſo verſchiedenen Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die viel tauſend kleinen Baſtiden ringsumher, welche gleich leuchtenden weißen Punkten hervorglänzen aus ihrem Myrthengeſträuch, ihren Olivenbäumen, ihren Pinien; alles dieſes zuſammen gewährt hier beim Untergange der Sonne ein Bild, deſſen Darſtellung weder Pinſel noch Feder unternehmen darf. Und doch fühlt ſich Jeder zu dem Verſuche hingeriſſen und ich ſelbſt muß jetzt gewaltſam mich davon abwenden.«

»Hieher, hochwürdige Frau! wallfahrtete ich auch noch am letzten Abende, den ich vor meiner Abreiſe nach Toulon in Marſeille zuzubringen gedachte. Arbeitsmüde, geiſtig erſchöpft von tauſend kleinen neckenden Widerwärtigkeiten, die ich des Tages über zu bekämpfen gehabt hatte, machte ich mich etwas ſpäter als gewöhnlich auf den Weg. Die Sonne war ſchon dem Untergange nahe, und ich bemerkte es kaum, daß ein dünner durchſichtiger Schleier den ſonſt ewig heitern Himmel wie mit einem Flor zu bedecken begann. Der Weg kam mir ungewöhnlich lang vor, der Felſen ſchien mir ſteiler als je, kein Lüftchen wehte mir Kühlung zu, wie ſonſt immer um dieſe Stunde, wo der Seewind ſich aus dem Meere erhebt; eine für dieſe Jahreszeit ſehr drükkende Schwüle erſchwerte mir das Athmen, und ich empfand eine ſo ungewohnte lähmende Mattigkeit, daß ich recht froh war, den Felſen endlich erſtiegen zu haben.«

»Ich eilte ſogleich der Terraſſe zu, um noch einmal an der köſtlichen Ausſicht mich zu erfreuen, ehe es dunkel ward, denn unter dieſem Himmelsſtrich iſt die Zeit der Dämmerung ſo kurz, daß die Nacht gleich nach dem Sinken der Sonne ihre Rechte geltend zu machen beginnt. Zugleich wollte ich von dem alten Invaliden Abſchied nehmen, der hier oben als Wächter angeſtellt iſt und ſo lange der Tag währt, jedes am Horizonte auftauchende Seegel vermittelſt eines großen Fernrohrs beobachtet, um deſſen Ankunft ſogleich der Stadt durch Signale kund zu thun, ſobald ſich nur die Flagge des ankommenden Schiffes erkennen läßt.«

»Zwiſchen mir und dem alten wackern Graukopfe war während meiner öftern Beſuche hier oben eine Art freundlichen Verkehrs entſtanden, von dem ich ihm ein kleines Andenken zurückzulaſſen wünſchte. Ich hatte gewiſſermaßen ſein Herz gewonnen, weil ich ihm freundlich zuhörte, wenn er mir mit der, alten Franzoſen ſo eignen Redſeligkeit, von ſeiner Jugendzeit erzählte, die er gleich allen Greiſen der jetzigen weit vorzog, von der vormals unter dem unglücklichen Ludwig in Verſailles herrſchenden Pracht und von der Schönheit und Huld ſeiner noch unglücklicheren Königin, die er ſogar einmal geſprochen zu haben verſicherte, als er eben im Park von Verſailles Schildwache ſtand.«

»Der gute Alte pflegte mich ſonſt immer mit ſo lauter Freude zu empfangen, als es die alt franzöſiſche Höflichkeit ihm nur erlauben mochte, doch heute war auch dieſes anders wie ſonſt. »Kehrt um Herr!« rief er mir ſchon von weitem zu, ſobald er mich anſichtig ward, »geht zurück, um Gotteswillen was wollt Ihr heute hier oben? Ein fürchterliches Unwetter zieht herauf, und Ihr habt von Glück zu ſagen, wenn Ihr noch vor deſſen völligem Ausbruche die Stadt erreicht.«

»Ich begriff den alten Regnaud anfangs nicht, die Luft war vollkommen ſtill, kein Hälmchen regte ſich; nur der Schleier, der jetzt den ganzen Himmel bedeckte, verdichtete ſich unmerklich, aber ſchnell, und über dem Meere hin ſtiegen weißgraue, zackige Wolkengebilde auf. Doch plötzlich veränderte ſich alles. Mit wildem ängſtlichem Geſchrei flog jetzt auf einmal ein unzählbares Heer großer und kleiner Waſſervögel von allen Seiten dem Ufer zu, und ſuchte mit bangem Geflatter ſich in die Höhlen und Spalten der Felſen zu verbergen. Nahe am Strande war das Meer noch ſtill, es war, als ob ſeine helle, jetzt blaßgraue Fläche nur innerlich erzitterte, ohne jedoch eigentlich Wellen zu bilden, doch weiterhin in der offnen See thürmte es ſich ſchon Haus hoch, und ein dumpfes ſchauerliches Getöſe ſtieg immer lauter und grauſenvoller aus der entſetzlichen Tiefe zu uns herauf.«

»Wie kurz vorher die Möven und das übrige Geflügel dem ſchützenden Strande zugeeilt waren, ſo ſah ich jetzt auf den Wogen unzähliche kleine ſchwarze Punkte in ängſtlicher Eile ihm zuſtreben, lauter Fiſchernachen, die mit Anſtrengung aller Kräfte das

Land zu erreichen ſuchten. Einer davon ſchlug nahe am Ufer um, aber die rüſtigen Fiſcher retteten ſich ſchwimmend. In einiger Entfernung wandten ſich ein Paar große Schiffe mit vollen Seegeln durch die kleinen Nachen durch; wie ein Paar Schwäne theilten ſie in ſtiller Majeſtät die ſchäumenden Wogen und erreichten glücklich den nahen Hafen, ehe der Sturm mit ſeinem vernichtenden Fittig ſie ereilen konnte.«

»Die Luft war am Ufer ſtill, aber das bange Grauſen, das auf der ganzen Natur ruhte, hatte auch mich ergriffen, und ich ſtand da und blickte, unfähig mich abzuwenden, den kommenden Schrecken entgegen. Mein alter Freund ſaß indeſſen unbeweglich, wie feſt gebannt, vor ſeinem Fernrohr, und obgleich die hereinbrechende Dunkelheit ihm nicht mehr erlauben mochte, weit zu ſehen, ſo ſtarrte er dennoch mit unverkennbarer Angſt in die Waſſerwüſte hinaus, wo der Kampf der Elemente ſich immer wilder erhob. Von mir nahm er dabei keine Notiz, nur daß er, ohne es vielleicht ſelbſt zu wiſſen, daß er es that, mich dann und wann ermahnte, heimzukehren ſo lange es noch Zeit ſey.«

»Heulend, pfeifend, brüllend, mit gräßlichem Toſen brach jetzt der Sturm los, und das Meer antwortete ihm. Bergehoch, mit weißem, hell durch die Dämmerung leuchtenden Perlenſchaume gekrönt, thürmte ſich am Ufer die Brandung auf, brach am Felſen in ſich zuſammen, erhob im Momente ſich von neuem, und unabſehbar tief gähnte der ſchwarze furchtbare Abgrund zwiſchen den immer von neuem wieder erſtehenden Wogen. So weit das Auge reichte, ſiedete das Meer in unbeſchreiblicher Wuth, ſtürzten auf der unermeßlichen Fläche Berge über Berge ineinander. Blitze fuhren daher und die ganze Atmoſphäre ſtand in Flammen, Donner und Meer brüllten um die Wette. Der jetzt ganz ſchwarze Himmel ſchien ſich in das Meer verſenken zu wollen, die gewaltigen Wogen thürmten gegen ihn ſich an, als wollten ſie, gleich ergrimmten Titanen, mit ihm kämpfen, und der Fels, auf dem ich ſtand, ſchien in ſeiner Grundfeſte zu erbeben.«

»Dichte Finſterniß bedeckte die grauſenvolle Scene und erhöhte ihre Schrecken. Jetzt zerriſſen Blitze von allen Seiten die ſchwarze Wolkendecke, und bei der, einige Sekunden lang anhaltenden und nach jedesmaligem Verſchwinden ſchnell wiederkehrenden blendenden Helle, entdeckte mein ſcharfes Auge in nicht zu großer Entfernung einen dunklern Gegenſtand, den eine Woge der andern im gräßlichen Spiele zuwarf, der uns bald näher gerollt ward, bald weiter ſich entfernte, bald auf drohender Höhe ſchwebte, bald tief hinab dem entſetzlichen Abgrund zugeſchleudert wurde. Es war ein Schiff, allmächtiger Gott! ein Schiff! Wie klein iſt alles Menſchenwerk gegen die unermeßliche Natur! Und; was ſind wir, die wir uns rühmen, die Elemente unſerem Dienſte zu unterjochen!«

»Jetzt begann der Regen in großen ſchweren einzelnen Tropfen niederzufallen; beim Scheine der Blitze glänzten dieſe wie Feuerfunken. Mir kam es nicht in den Sinn, ein ſchützendes Dach aufzuſuchen, es war mir als gäbe es keinen Schutz mehr in der Welt vor dieſer vernichtenden Gewalt der

Natur. Von Ehrfurcht durchſchauert in den tiefſten Tiefen meines Gemüths fühlte ich mich in der unmittelbaren Gegenwart des Herrn der Welt und ich vermochte es nicht einen andern Gedanken zu faſſen, als ſeine unbegreifliche Größe und die arme Endlichkeit alles irdiſchen Beginnens.«

»Kommt herein, Herr, verſchmäht meine arme Hütte nicht, Ihr werdet unter meinem Dache wenigſtens im Trocknen ſeyn,« ſprach jetzt mein alter Invalide, und zog mich mit höflicher Gewalt ſeiner kleinen, ganz in der Nähe befindlichen Wohnung zu. »Ich ſage es Euch vorher, ich habe Euch gewarnt, Herr, aber da war kein Gehör, ſchalt er recht väterlich, während er in ſeinem ärmlichen Stübchen den durchnäßten Rock mir auszog und ihn an das Kamin hing, in welchem er mit einigen Bündeln trockner Weinreben und ein Paar dicht belaubten Zweige der immergrünen Eiche, die hier einheimiſch iſt, ein hellaufloderndes Feuer anzündete.«

»Ich bin das gewohnt,« brummte er während dieſer Beſchäftigung nach ſeiner gutmüthigen Weiſe fort; »einem alten Soldaten ſchadet ſo etwas nicht leicht, aber Ihr, junger Herr, ich ſage Euch, ihr könnt eine Bruſtentzündung davon tragen. Folgt mir nur wenigſtens dießmal, und nehmt einen Tropfen von meinem guten Curaçao, das wird Euch wohl thun.«

»Ich that alles, was der Alte wollte, ließ ihn ungeſtört um mich herum ſein Weſen treiben, und horchte nur auf den Sturm, der immer furchtbarer die Hütte umtobte. Plötzlich vernahm ich, mitten durch den wilden Aufruhr der Elemente, einen von dieſen ſich unterſcheidenden Schall wie von einer, in nicht gar zu weiter Entfernung gelöſten Kanone, gleich darauf noch einen, und wieder einen. »Notre Dame de la Garde nehme der armen Seelen ſich in Gnaden an! die werden den Morgen ſchwerlich wiederſehen,« ſeufzte, recht innerlich betrübt, der Alte. »Habt Ihr es gehört, Herr? das waren Nothſchüſſe. Wohl mag das arme Schiff in großer Noth ſchweben, aber da iſt bei Menſchen keine Hülfe. Bei dieſem Wetter wagt kein Lootſe ſich hinaus.«

»Ich will hin! rief ich, und griff nach meinem am Feuer hängenden Rock, ich will hinunter, ſagt mir wo finde ich die Lootſen, ich will ihnen Gold bieten, vielleicht —«

»Bleibt, ſage ich Euch, bleibt!« erwiederte der Greis, indem er mich feſt hielt, »ich ſage Euch, bötet Ihr auch Millionen, hier iſt nichts zu thun. Die Lootſen wohnen weit von hier, nahe am Hafen, es ſind brave Leute darunter, die ihr Leben nicht achten, wenn Hülfe möglich iſt. In dieſer Nacht aber wäre jeder Verſuch an das Schiff zu gelangen wirklich Tollheit, und könnte nur zum Untergange führen. Solchen Sturm hat niemand ſeit Menſchengedenken erlebt! Ich kenne das Schiff wohl, ich glaube daß es ſogar Lootſen am Bord hat, denn ſeit mehreren Stunden ſah ich unter großer Beſorgniß zu, wie es auf der Höhe lavirte. Es iſt der Phönix, ein braves Schiff, eines der ſchönſten und größten von Marſeille. Aber ſo viel ich durch das Fernrohr ſehen konnte, hat es während dieſer Reiſe durch frühere Stürme ſchweren Schaden erlitten, denn es konnte ſich nicht recht regieren. Sonſt hätte es wohl eben ſo gut noch den Hafen erreicht, wie die Syrene und der Merkur, die Ihr vorhin kurz vor dem vollen Ausbruche des Unwetters einlaufen ſaht. Horch! ſie ſchießen wieder — und wieder — arme Leute! arme Leute! mögen Gott und die Heiligen ſie tröſten. So dicht vor dem Hafen! es iſt ein grauſames Geſchick.«

»Die Thüre flog jezt weit auf, und hereinſtürzte mit der Geberde einer Verzweiſlenden ein junges Mädchen, von dem ich mich erinnerte, es ſehr oft in der Kapelle beten geſehen zu haben. Wild flog ihr langes rabenſchwarzes Haar um das todtenbleiche Geſicht, ihre Kleider waren durchnäßt, ſie wollte reden, aber der Athem fehlte ihr.«

»Suzon, Mamſell Suzon, barmherziger Gott wo kommt Ihr her in dieſer Schreckensnacht!« rief der Alte und ſchlug voller Entſetzen beide Hände zuſammen.«

»Die Lampe, die Leuchte, Eure Laterne Vater Regnaud —» ſtammelte das arme Mädchen, »ich muß hinab an den Strand, hört Ihr das ängſtliche

Nothſchießen denn nicht? — ich will hin, ihnen muß Hülfe werden — ſie müſſen gerettet —« ihre Knie brachen bei dieſen Worten unter ihr zuſammen. Vater Regnaud hielt ſie im Fallen auf, ſie zitterte konvulſiviſch, aber ſie verlor nicht das Bewußtſeyn. Wir ſtanden ihr bei, ſo gut wir es vermochten, der Alte trug ſie in ſeinen gepolſterten Sorgſtuhl neben dem Kamin, rieb ihr die Schläfe mit gebranntem Waſſer und verſuchte es, ihr ein Paar Tropfen davon einzuflößen. »Armes, armes Kind! ſeufzte er dazwiſchen, und eine Thräne zitterte in ſeinen grauen Wimpern. »Die Unglückſelige! in dieſer Nacht den Felſen zu erklimmen, es iſt unglaublich! Betet, Mamſell Suzon, betet zu Gott und unſrer lieben Frau für die armen Leute, ſie ſind in Gotteshand, hofft auf ihn.«

»Gebt mir die Laterne, erwiederte Suzon mit wildem, faſt wahnſinnigem Blick, ich ſage Euch, ich muß hinab an den Strand! Sie wollte aufſtehen, doch ſie vermochte es nicht, ſie ſank halb ohnmächtig zurück in den Stuhl, und ihre Augen fielen von ſelbſt zu, wie die einer Todmüden.

»Ich habe gebetet, ſo betet niemand wieder,« ſprach ſie leiſe und immer leiſer, »notre Dame de la Garde — ich wußte, er käme heut, Euer Signal — ſie ſagtens mir in der Stadt — ſechs Stunden lag ich am Fuße ihres Altars, ſie hat mein Gelübde angenommen, ſie winkte mir — ich muß hinab, ich rette ihn, notre Dame de la Garde —«

»Die arme Suzon ſprach die letzten Worte halb im Traume, ihr Köpfchen ſank zurück, ein eignes Lächeln glitt über das bleiche Geſicht hin, die an das Stuhlkiſſen gedrückte Wange röthete ſich ein wenig, ſie athmete leiſer und ohnerachtet der innern furchtbaren Angſt machte die erſchöpfte Natur ihre Rechte geltend, indem ſie dem armen Kinde kurzes Vergeſſen aller Noth gewährte.«

»Sie ſchläft,« flüſterte der Alte, und ſchlug ein Kreuz über die Schlummernde, dann wollte er auf die Terraſſe hinaus, ſich umzuſehen und ich begleitete ihn. ›Der Regen hatte aufgehört, der Sturm tobte fürchterlicher als zuvor, kaum daß ich ſeiner Macht widerſtehen konnte und mich aufrecht erhielt. Unaufhörliche Blitze goſſen noch immer Ströme von Feuer über das ſiedende Meer aus und noch deutlicher als zuvor erblickten wir bei ihrem Leuchten das unglückliche Schiff, ringend mit dem Untergange. Dunkle undurchdringliche Grabesnacht umgab uns gleich darauf wieder, und durch die dichte Finſterniß leuchteten einzelne kleine ſchnell wieder verſchwindende Funken zu uns auf; es war das Aufblitzen der Kanonen, durch deren unaufhörliches Abfeuern die verzweifelnde Mannſchaft des Phönix noch immer menſchliche Hülfe herbeizurufen ſtrebte, aber der Schall verſchwand unhörbar und ungehört in dem furchtbaren Aufruhr der Natur.«

»Ich konnte mich nicht entſchließen, zurück in die Hütte zu gehen, und auch der Alte blieb draußen, wahrſcheinlich um Suzons herzzerreißenden Anblick auszuweichen. Noch immer beſtürmte ich ihn mit Bitten und Fragen, um Mittel und Wege, dem augenſcheinlich dem Untergange geweihten Schiffe zur Hülfe zu kommen, aber er wies mich unabänderlich ab, wie man ein Kind abweiſt, das Unmögliches verlangt, obſchon das Herz des mit allen dieſen Schrecken längſt vertrauten Greiſes für die unglückliche Suzon blutete.«

»Er ſagte mir, ſie ſey ſeine Pathe, die Tochter eines armen Fiſchers, aus einem kleinen Dörfchen nahe am Fuße des Felſens von notre Dame de la Garde; das ſchönſte, ſittſamſte, anmuthigſte Mädchen weit und breit umher, von Jugend auf bei Alt und Jung beliebt. Antoine, ſeit langer Zeit ihr Verlobter, war als Matroſe mit dem Phönix ausgegangen, ſobald er heimkehrte, ſollte die Hochzeit ſeyn und nun — dem alten Mann brach die Stimme vor innerer Bewegung, er vermochte nichts weiter hinzuzuſetzen.«

»Ich dachte an Victorinen und — ach! hochwürdige Frau! laſſen Sie mich, was ferner ſich mit der Unglücklichen begab, was mir das Herz zerriß, indem es mit einem Entſetzen mich erfüllte, das immer von neuem wiederkehrt, ſo oft ich daran denke — laſſen Sie mich das alles nur noch mit wenigen kurzen Worten andeuten, um Ihrer und meiner zu ſchonen.

»Wir kehrten in die Hütte zurück und — fanden Suzon nicht mehr. Sie war erwacht, und hatte ſich hinter unſerem Rücken hinausgeſchlichen. Das furchtbare Brauſen des Sturms, das wilde Toben der Wogen, bei dem wir nur mühſam, dicht zuſammen gedrängt, uns einander verſtändlich machen konnten — wir hatten ihr Fortgehen nicht bemerkt!«

»Wir riefen Hülfe herbei, die wenigen Invaliden, welche die Zitadelle bewohnen, vereinten ſich mit uns, der Fels, der Weg zur Stadt, die Kapelle, alles ward durchſucht, obgleich die Schreckniſſe dieſer entſetzlichen Nacht die Nachforſchungen eben ſo gefährlich als mühſam machten, — alles war umſonſt und Suzon blieb verloren!«

»Der Morgen graute, das Gewitter verzog, der Sturm legte ſich, doch das erzürnte Meer ſiedete noch immer in innerlicher entſetzlicher Wuth, und die ſchäumende Brandung tobte weit über ihre ſonſt gewohnte Gränze am Ufer hin. Da ging endlich die Sonne auf, hell und heiter, als leuchte ihr Strahl nur Glücklichen, die ſmaragdnen Wellen erglänzten, ſie hoben wie im feyerlichen Tanz die ſchaumgekrönten Häupter in unbeſchreiblicher Pracht, und warfen im wilden Spiele die dunkeln Trümmer des geſcheiterten Schiffes einander zu, ein trauriges Zeichen ihres Triumphs über zerbrechliches Menſchenwerk.«

»Wie ich zurück nach Marſeille und in meine Wohnung gelangt bin, weiß ich kaum. Das in allen ſeinem Schrecken über allen Ausdruck erhabene große Schauſpiel dieſer unvergeßlichen Nacht, Suzon, Victorine, alles dieſes vereint, drängte ſich auf dem Wege in meiner Phantaſie zu einem einzigen gewaltigen Bilde zuſammen.«

»Es war mir unmöglich, Marſeille, wie ich es mir früher vorgenommen hatte, ſchon an dieſem Tage zu verlaſſen, ohne vorher über das Geſchick der armen Suzon und der Mannſchaft des ſo nah' am Hafen geſcheiterten Schiffes zu einiger Gewißheit gelangt zu ſeyn. Alle, alle hatten wahrſcheinlich im Zorn des empörten Elements den Untergang gefunden.«

»Als am zweiten Morgen nach jener Schrecklenznacht das wieder beruhigte Meer ſich in ſeine alten Schranken zurückzog und die wilde Brandung ſich legte, fanden die Fiſcher mehrere Todte, welche die Wogen dem mütterlichen Boden wieder zugeworfen hatten. Antoine war der erſte unter dieſen: unfern dem Wohnorte ſeiner Braut lag er auf einer kleinen Erhöhung, halb bedeckt noch von den Wellen, die einzeln über ihn hinſchlugen, und neben ihm ſeine bis in den Tod getreue Suzon. Kalt, erſtarrt, durchnäßt, als hätte ſie mit ihm die Gefahren des Schiffbruchs getheilt, hielt ſie ihn noch immer feſt umſchlungen, und keine Gewalt vermochte die Liebenden im Tode zu trennen, denen Vereinigung im Leben nicht beſchieden war.«

»Die Unglückliche! Nachdem ſie aus der Hütte des guten Regnaud entfloh, ſtieg ſie, wie man jetzt vermuthet, einen Fußpfad hinab, der ſchnurgerade ans Ufer führt. Niemand begreift, wie dieſes Wageſtück ihr in dieſer entſetzlichen Nacht gelungen ſeyn kann, denn nur ſelten mag einer der kühnſten Bewohner dieſer Küſte den faſt ſenkrecht ſteilen Weg bei hellem Sonnenſcheine zu erklimmen. Wahrſcheinlich fand ſie zuerſt beim grauenden Morgen den geliebten Todten, noch umſpült von der Brandung, die ihn ans Ufer warf, und ihn wieder mit hinabzureißen drohete. Die erſchöpften Kräfte der Armen vermochten nicht, ihn vollends an das Ufer zu ziehen, und ſo ſank ſie neben ihm hin und fand ſelbſt den Tod in dem Beſtreben, ihren Geliebten wieder ins Leben zurückzurufen. Es iſt ein Geſchick, über das ſich weiter nichts ſagen läßt; hier bleibt nichts übrig, als ſchweigend in Ehrfurcht zu verſtummen.«

»Am zweiten Tage, ehe ich den Weg nach Toulon antrat, ging ich hinaus, um das Meer noch einmal zu ſehen, doch den Felſen von notre Dame de la Garde mochte ich nicht wieder beſteigen. Glänzend wie ein Spiegel, kaum gekräuſelt von leicht dahin tanzenden Wellen, lag es vor mir, keine Spur mehr von der furchtbaren Empörung, in der ich es vor kaum acht und vierzig Stunden geſehen hatte. Sinnend verweilte ich lange in ſeinem Anſchauen, alle Schreckniſſe jener Nacht gingen nochmals an meinem Geiſte vorüber, und ich faßte hier zuerſt den Entſchluß, welchen ich jetzt ausführe, indem ich dieſe Blätter und den Schlüſſel zu dem Käſtchen Ihnen, hochwürdige Frau, überſende.«

»Mein Muth blieb indeſſen ungebeugt, und ich darf ſagen, was ich ſah und erlebte, hat ihn vielmehr neu geſtärkt, obgleich das harte Geſchick der armen Suzon und ihres Geliebten mich noch immer mit tiefer wehmüthiger Trauer erfüllt! Drohen doch überall tauſend Gefahren dem armen Leben des Sterblichen, ſelbſt mitten im Kreiſe der Seinen, auf feſtem Boden, im ſichern Hauſe. Iſt doch die Erde ein weites Grab wie das Meer und jeder Athemzug ein unerforſchtes Wunder, das unſer Leben von einer Secunde zur andern friſtet. Wahrlich, wir müßten entweder immer verzagen, oder immer vertrauen, und ich wähle mir das letztere.«

»Am nämlichen Tage noch trat ich meine kleine Reiſe nach Toulon an; ich ſuchte und fand neue

Lebenskraft im Betrachten dieſer, von allem mir Gewohnten ſo ganz abweichenden Pracht der Natur und es gelang mir nach und nach, mich von den düſtern Bildern loszureißen, die noch immer auf meine Phantaſie eindrangen.«

»Alles iſt hier anders wie bei uns und doch unendlich reizend; keine Spur jener anmuthigen Friſche, die in den ſchönen Thälern am Ufer der Elbe, des Rheins, der Donau, uns mit ſo unbeſchreiblichem Wohlbehagen erfüllt. Weit und breit iſt nur wenig Grünes zu entdecken, die Olivenbäume, die in den Steinklüften wurzeln, der Tymian, der Lavendel, alle die viel tauſende Kräuter, die, wie ein Teppig, ſich über die Felſen hinbreiten, zeigen meiſtens nur ein einförmiges Graublau, welches das dunkle, ans Schwarze gränzende Grün der maleriſchen Pinie nur ſelten unterbricht, aber ein ſüßberauſchender Duft ſteigt Abends und Morgens aus ihnen auf. Der Oleander, der Rosmarin wachſen hier, mit der Myrthe vereint, zum hohen baumartigen Strauch heran. Die Tazette, der Goldlack, alle die vielen Blumen, die wir im Norden mühſam pflegen, gedeihen hier in der Wildniß weit üppiger als in unſern Treibhäuſern. Myriaden von Cikaden klingeln wie mit Silberglöckchen vom Morgen zum Abend ihr eintöniges Lied und die maleriſch geſtalteten Felſen erglühen im Sonnenſchein in einer Farbenpracht, die wir im Norden nicht kennen.«

»Da ich erſt ſpät gegen Mittag ausgereiſt war, ſo konnte ich Toulon nicht in Einem Tage erreichen, ſondern mußte in Cajes, einem kleinen, mitten in einem Felſenkeſſel liegenden Orte übernachten; dafür ritt ich aber auch ſchon mit Sonnenaufgang wieder aus, von meinem Bedienten und einem Poſtillon begleitet, der uns zum Wegweiſer diente. Unſere Straße führte uns anfangs durch ein wunderſchönes Felſenthal, am Ufer eines luſtig rauſchenden Bergwaſſers hin, dem von den Höhen eine Menge kleiner ſilberhellen Quellen zuſtürzten, als eilten ſie, ſich mit ihm zum fröhlichen Tanz durch das ſchöne Land hin zu vereinen. Wo nur ein urbares Plätzchen ſich findet, wachſen hier Mandelbäume, Maulbeerbäume und Reben zwiſchen dem Geſtein; unzählige Blumen biegen ſich neugierig vor, als wollten ſie in dem klaren Gewäſſer ſich ſpiegeln und alles grünt und blüht in üppiger Frühlingskraft. Doch dieſes währte nicht lange, die Felſen erhoben ſich kühner, das klare Strömchen verwandelte ſich in einen ſcheltend und ſtürmend, zwiſchen engen Ufern daher rollenden Giesbach, und alles um uns gewann einen düſteren, wilderen Charakter, bis zuletzt jede Spur von Vegetation hinter uns zurückblieb und das enge ſchauerliche Thal von Oliulles uns aufnahm. In früheren Zeiten, ſelbſt während der Revolution, war es als der Aufenthalt gefährlicher Räuberhorden berüchtigt, und auch jetzt hatte man uns ermahnt, es nicht unbewaffnet zu durchziehen. Denn der vieljährige Krieg hat die Menſchen verwildert, und viele, die während deſſelben heranwuchſen und kein anderes Handwerk als Raub und Plünderung in fernen Ländern erlernten, üben dieſes jetzt nothgedrungen im eigenen Vaterlande aus, beſonders wo ſie, gerade wie in dieſem Thal, einen Ort finden, der von der Natur ſelbſt zum Schauplatz dunkler Thaten beſtimmt ſcheint.«

»Nie ſah ich eine furchtbarere Einöde! Ein wild verworrenes Labyrinth grauſenerregender Klüfte und Höhlen öffnet ſich zu beiden Seiten der dicht am Bergſtrom ſich hinwindenden Straße und bietet dem Räuber überall ſichere Zuflucht und Mittel zu entkommen. Zuweilen treten die überhangenden Felſen ſo nahe zuſammen, daß kaum ein ſchmaler Himmelsſtreif dem Wandrer ſichtbar bleibt, und kein belebender Sonnenſtrahl in die ſchauerliche Dämmerung hinabzudringen vermag. Hier verſtummt alles Leben, kein Vogel ſingt in dieſer furchtbaren Wüſte, aus der ſelbſt die genügſame Cikade entflieht, weil auch kein armes Hälmchen dem trocknen harten Steine mehr entſprießt.«

»Tief in mich ſelbſt verſunken, ritt ich eine kleine Strecke voraus, dem einſamen dunkeln Pfad' entlang, während mein Bedienter mit dem Poſtillion etwas zurückblieb, um ſich von dieſen Mordgeſchichten erzählen zu laſſen, deren Schauplatz er gerade in die Gegend hin verlegte, in welcher wir uns befanden. Meinem ehrlichen Dubois ſträubte ſich dabei das Haar himmelan, aber er horchte dennoch mit einem Intereſſe darauf, welches auch gebildetere Naturen, als die ſeine, nie ganz zu verläugnen vermögen, und verlangte immer nach einer zweiten furchterregenden Erzählung, wenn die erſte eben zum Schluſſe gekommen war.«

»So gelangte ich, anſcheinend ganz allein, zu einer Stelle im Thal, wo ſich die Felſen dem Auge ſo wunderbar in einander ſchieben, daß der rückwärts Schauende eben ſo wenig begreift, wo er hergekommen iſt, als man abſehen kann, wo es hinaus will, wenn man den Blick vorwärts wendet. Und gerade in dieſem ringsum von ſteilen Felſenwänden eingeſchloſſenen Platze ſah ich plötzlich in geringer Entfernung aus einer der Seitenklüfte zwei mit ſtarken Knütteln bewaffnete Männer hervorſpringen, deren verwildertes Anſehen das traurige Gewerbe nur zu deutlich bezeichnete, welches ſie hier treiben mochten.«

Univ. Bib
München

»Wo hinaus?« rief mir der Eine zu, der mir am nächſten ſtand, und ſuchte meinem Pferde in den Zügel zu fallen, während der Andere im geſtreckten Laufe herbei eilte. Ich hatte indeſſen im Augenblicke, als ich ihrer anſichtig ward, eines meiner Terzerole hervorgezogen, und feuerte es nur über ihre Köpfe ab, denn warum ſollte ich die armen Teufel zu verletzen ſuchen? Der Schall vertauſendfältigte ſich bis ins Unendliche zwiſchen dieſen Felſenmaſſen, und was ich dadurch beabſichtigte, war auch im nächſten Augenblick erreicht, denn der Poſtillion und Dubois bogen um die Ecke; die Räuber flohen in ihre Schlupfwinkel zurück, ſobald ſie dieſer Beiden gewahr wurden, und verſchwanden blitzſchnell vor unſern Augen.«

»Herr, das waren böſe Gäſte!« rief der Poſtillion, »laßt uns eilen, damit wir dieſe verwünſchten Räuberwinkel in den Rücken bekommen. Ich ließ mir den Rath gefallen und nun ging es eine Weile ſo ſchnell vorwärts, als der, bald ſteil ſich erhebende, bald dem Abgrunde ſich zuſenkende

Weg es nur erlauben wollte. Die Felſen zogen ſich in immer wunderbarer ſich geſtaltende, düſtere Klüfte zuſammen. Plötzlich ſprang mein Pferd um die Seite; ich ſuchte die Urſache ſeines Scheuwerdens und ward mit Entſetzen einen faſt ganz entkleideten wahrſcheinlich ermordeten Menſchen gewahr, der, halb verborgen, in einer Felſenſchlucht unfern dem Wege lag. Schnell ſprang ich vom Pferde, um zu unterſuchen, ob noch Leben in ihm ſey? Dubois Angſt ſtieg zwar bis zum Lächerlichen bei dieſem Verweilen an einem ſo berüchtigten Orte, und auch der Poſtillion wäre gern vorwärts geeilt, doch ich achtete nicht darauf, und da ich beiden in der nächſten Minute die Verſicherung ertheilen konnte, daß der Beraubte nicht todt, ſondern nur von einem Schlage auf den Kopf betäubt ſey, ſo waren ſie auch ſogleich bereit, mir in dem Bemühen, ihn wieder ins Leben zu bringen, beizuſtehen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war der Unglückliche den nehmlichen Räubern in die Hände gefallen, denen wir kurz vorher begegneten; Dubois und der

Poſtillion beſprachen dieſes mit einander ſehr weitläuftig, indem ſie ſich um ihn beſchäftigten und zogen daraus den tröſtlichen Schluß, daß die Räuber deshalb wohl ſchwerlich ſobald ſich wieder hieher zurückwagen würden.«

»Mit welcher Freude ich endlich die erſte Regung des wiederkehrenden Lebens in dem Verwundeten wahrnahm, vermag ich nicht zu beſchreiben. Nie zuvor hatte ich gefühlt, was es heißt, ein Menſchenleben gerettet zu haben, und ich ſchrie beinahe laut auf vor Entzücken, als ſein Auge ſich dem Lichte öffnete. Freilich ſank er bald darauf, halb ohnmächtig wieder zurück, doch gelang es uns deshalb vielleicht um ſo beſſer, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um ihn mit uns zu führen, ohne ihm zu große Schmerzen zu verurſachen.«

»Langſam ſchritt unſer kleine Zug jetzt vorwärts, bis wir den nicht mehr ſehr entfernten Ausgang des Thals erreichten. Tauſend Gedanken und Empfindungen wogten indeſſen in meinem Gemüth; Suzon und ihr ſchmerzliches Geſchick ſtanden von neuem vor meinem Geiſt, und die Ueberzeugung daß nur der Untergang jenes holden liebenden Weſens mich in der rechten Stunde zur Rettung dieſes jungen Mannes herbeigeführt habe, erfüllte mich mit unausſprechlich tiefer Wehmuth. Denn nur um von Suzon noch Kunde zu erhalten, war ich ſpäter von Marſeille ausgereiſt, als ich zuerſt es mir vorgeſetzt hatte.«

»So geht das Leben durch Nacht zum Licht! aus Untergang erwächſt neues Entſtehen, wie am Horizonte des geſtirnten Himmels ein neues Sternbild glorreich ſich erhebt, wenn andere nach vollbrachtem Laufe hinabſinken. Die anſcheinend unbedeutendſte unſrer Handlungen zieht oft eine Kette von Folgen nach ſich, bei deren Betrachtung uns, wenn wir den Blick rückwärts wenden, geheimnißvolle Schauer aus einer unſichtbaren Welt entgegen wehen. Daß ich zu übelgewählter Zeit einen Spaziergang unternahm, daran hing, allem menſchlichen Abſehen nach, das Leben dieſes jungen Mannes, nebſt allen den nicht zu berechnenden Folgen, die aus ſeiner Erhaltung, nicht nur für ihn, ſondern für alle die entſtehen können, welche mit ihm ſchon in Verbindung ſind oder noch im Laufe der Jahre mit ihm in Verbindung kommen werden. Wie ernſt iſt das Leben und wie wichtig zugleich, wie abhängig von allem was wir Zufall zu nennen wagen! Man darf darüber nicht zuviel grübeln, aber wie ſoll man es anfangen, ſich dieſer Gedanken zu entſchlagen, wenn die Veranlaſſung dazu ſich auf ſolche Weiſe uns entgegen drängt!«

»Der Anblick der unausſprechlich reizenden Gegend, welche dicht vor jenem Felſenthal mir überraſchend entgegen leuchtete, entriß mich jenen vielleicht zu ernſten Betrachtungen.«

»Ich gebe zu, daß der Kontraſt mit der eben verlaſſenen Wüſte nicht wenig dazu beigetragen haben mag, mir alles, was ich nun erblickte, in feenartigen Zauberglanze zu zeigen, doch für den Moment war mir wirklich, als ſey ich plötzlich aus den Schlünden des Tartarus in Eliſium verſetzt, da ich im Dörfchen Oliulles zum erſtenmal in meinem Leben die ländlichen Hütten von Orangenbäumen umgeben ſah, aus denen Hunderte von

Nachtigallen uns entgegen ſangen, und deren immer grüne, im herrlichſten Blüthenſchmucke prangende Zweige zugleich unter der ſchweren Laſt goldner Früchte ſich beugten.«

»Unſer Poſtillion war glücklicher Weiſe aus dieſem Dörfchen gebürtig, und ſo ward es uns nicht ſchwer, unſern Verwundeten hier einſtweilen auf leidliche Weiſe unterzubringen, bis für deſſen fernere Verpflegung beſſer geſorgt werden konnte. Ich ließ meinen Dubois bei ihm zurück, und ritt ſo ſchnell als möglich dem jetzt nicht mehr weit entfernten Toulon zu, von wo ich ſogleich einen Wundarzt und eine Sänfte nach Oliulles abſandte. Am nächſten Tage hatte ich ſchon die Freude, den Unglücklichen in meinem Gaſthofe anlangen zu ſehen, wo ich für ſeine Verpflegung ſelbſt Sorge tragen kann. Bis jetzt liegt er äußerſt ſchwach, beinahe regungslos da, doch ſeine Wunden ſind an ſich nicht gefährlicher Art, und der Arzt hofft mit Gewißheit, er werde geneſen. Dieſe Hoffnung ſtützt ſich hauptſächlich auf die innere Kraft einer jugendlichen unverdorbenen Natur, welche freilich durch mannigfaches Leiden, vielleicht ſogar durch harte ſchwere Arbeit, untergraben zu ſeyn ſcheint, bei ſorgſamer Pflege ſteht aber zu erwarten, daß ſie bald wieder die Oberhand über Fieber und Schmerz gewinnen werde.«

»Im Ganzem iſt mir dieſer noch ſehr junge Mann eine höchſt räthſelhafte Erſcheinung. Seine verfallne abgemagerte Geſtalt, ſeine, wenn gleich fein geformten, dennoch hart gewordnen Hände voller Schwülen ſcheinen freilich zu beweiſen, daß ihm bis jetzt das Leben nicht ſanft bettete, und doch liegt ein gewiſſes unbeſchreibliches Etwas in ſeiner ſehr edlen Geſtalt und mehr noch in ſeinem Benehmen, ſobald er nur einen Augenblick ſeiner Beſinnung mächtig wird, welches darauf hindeutet, daß er den gebildeten Ständen angehört, die wir die Höheren zu nennen gewohnt ſind.«

»Der Arzt verbietet ihm zu ſprechen, was ſeine eigne Schwäche ihm ohnehin kaum erlauben möchte; er liegt die größte Zeit des Tages in einem, an Bewußtloſigkeit gränzenden Hinbrüten faſt ohne ein Zeichen des Lebens, und da die Räuber ihm alles, was er bei ſich führen mochte, nahmen, ſo blieb mir nichts, was mich in meinen Vermuthungen über ſeine früheren Verhältniſſe leiten könnte. Gleichwohl ahnet mir zuweilen, er ſey vielleicht ein Deutſcher und dieſer Gedanke erhöht meine Freude über ſeine Rettung um ein Großes. Freilich haben Luft und Sonne ſein Geſicht gebräunt, ſo, daß er ſich in dieſer Hinſicht durchaus nicht von den Eingebornen des Landes unterſcheidet, doch ſeine Locken ſind blond, und einigemal glaubte ich deutlich zu hören, wie er, o mein Gott! ſeufzte, wenn ſeine Wunden ihm ſtärker ſchmerzen mochten.«

»Morgen kehre ich nach Marſeille zurück, denn die Geſchäfte, welche mich dort erwarten, erlauben mir nicht, nur noch einen Tag länger in Toulon zu verweilen. Der Unfall meines Unbekannten hat indeſſen die Wachſamkeit der hieſigen Polizei nun belebt, Gensd'armes durchſtreifen das Thal von Oliulles nach allen Richtungen hin, und die große Straße wenigſtens iſt in dieſem Augenblick vollkommen ſicher.«

»Mein Unbekannter bleibt indeſſen unter dem

Schütze eines wackern Deutſchen, Namens Weiler, dem Chef eines hieſigen bedeutenden Handelshauſes zurück. Denn wo wäre eine bedeutende Stadt in Europa, in der man nicht Deutſche anträfe? Auch der Arzt iſt einer, wie ſo viele der geachtetſten Aerzte in Frankreich. Beide ahnen mit mir in dem Unbekannten einen Landsmann, und pflegen deshalb ſeiner um ſo mehr mit wahrhaft brüderlicher Theilnahme. Weiler iſt ſogar entſchloſſen, ihn in ſein Haus aufzunehmen, ſobald der Geſundheitszuſtand des Kranken dieſes erlaubt. So weis ich ihn denn gut verſorgt und kann leichten Muthes von ihm ſcheiden; ich laſſe ihm meine Adreſſe und die meines Hauſes zurück und Herr Weiler will ſich mit mir vereinen, um ihm die Heimkehr zu den Seinen auf jede Weiſe zu erleichtern. Und nun leben Sie wohl, hochwürdige Frau, Sie werden jetzt in langer, langer Zeit nicht wieder von mir hören, aber ich weis, Sie vergeſſen meiner dennoch nicht. Lebe wohl, Geliebte! Vicktorine! Du ſchönes holdes Licht meines Lebens! Lebe wohl mein Vaterland! Europa, lebe wohl! Mein Schiff liegt im Hafen vor Marſeille zur Abfahrt bereit. Es iſt ein trefflicher Seegler, der Kapitain ein erfahrner verſtändiger Seemann. Die Stürme der Tag- und Nachtgleiche ſind vorüber, und alles weiſſagt mir eine ſchnelle glückliche Fahrt.«

»Mein Herz ſchlägt hoch in Freude, daß ich nun endlich dem mir geſetzten Ziele zueilen darf; die Hoffnung des ſchönſten Wiederſehens winkt mir durch den Schleier, der die ferne Zukunft verhüllt; was ich auf Erden noch zu ordnen hatte, iſt jetzt geordnet, und ſo rufe ich friſchen Muthes aus voller Bruſt: Glück auf!«

Schon das wohlbekannte Wappen, mit welchem dieſer Brief geſiegelt war, hatte wahrſcheinlich nicht wenig dazu beigetragen, in den Augen der Tante die Aehnlichkeit der Schriftzüge auf der Adreſſe, mit den ihr unvergeßlichen, einer längſt zu Staub eingeſunknen geliebten Hand zu erhöhen. Als ſie nun vollends auch den kleinen goldnen Schlüſſel aus ſeiner Verhüllung wickelte, welcher in dem Briefe lag, ſtrahlte ihr ein zweiter heller Lichtſchein aus ihrer fernſten Vergangenheit ſo blendend entgegen, daß ſie darüber das Bewußtſeyn der Gegenwart verlor. Ihre zitternde Hand vermochte es kaum, den Schlüſſel feſt zu halten; ſie betrachtete ihn genauer; er war es, unverkennbar derſelbe! Sie drückte beinahe unwillkührlich auf eine oben am Griffe angebrachte Roſette, dieſe wich noch wie ehemals dem leiſen Drucke und ſchob ſich zurück. Anna glaubte zu träumen.

In unbeſchreiblicher Bewegung brachte ſie jetzt auch das Käſtchen herbei, welches Raimund ihrer Bewahrung anvertraut hatte. Ohne es genauer zu betrachten, hatte ſie es damals weggeſtellt, und hätte nicht Raimund jetzt durch ſein Schreiben ſie dazu berechtiget, ſo würde ſie es ihm gewiß bei ſeiner Rückkunft ganz unberührt wieder gegeben haben, ohne daß es ihr je eingefallen wäre, die Chatulle aus der Verhüllung zu ziehen, die ſolche von allen Seiten dicht umgab. Mit ſtrahlenden Augen, mit einem Gefühle ohne Namen, erkannte Anna auf den erſten Blick jetzt das aus ſeinem Futterale gehobene

Käſtchen für das nämliche, welches einſt Bernhard von Leuen als ein von ſeiner Mutter ererbtes Familienkleinod mit der größten Sorgfalt aufbewahrte, Wie oft hatte ſie die alte, mit Gold künſtlich eingelegte Arbeit, alle die unendlich' feinen Blumen und in einander verſchlungnen Züge mit ihm bewundert, die das Elfenbein ſchmückten, aus welchem die Auſſenſeite dieſes koſtbaren Behältniſſes beſtand! Sie verſuchte es, mit dem zierlichen Schlüſſel zu öffnen, das Schloß wich, das Käſtchen ſprang auf und leuchtend wie ſonſt, glänzte die Silberplatte ihr entgegen, welche das Innere deſſelben oben und unten und von allen Seiten bedeckte.

Alle die ſeeligen Stunden, welche ſie im entzückenden Gefühle des erſten Aufkeimens reiner jugendlicher Liebe bei der Herzogin von P*** mit Bernhard durchlebte, gingen bei dieſem Anblick wieder an ihr vorüber, und weit drängten ſie die Gegenwart zurück. Anna glaubte wieder Bernhards leiſen Tritt zu hören, als ſchliche er herbei, als wolle er, wie er einſt im fröhlichen Scherz gethan, über ihre Schulter blicken, um in dem kleinen Raume der hellſpiegelnden Fläche ſein Bild mit dem ihrigen zu vereinen.

Wunderbar durch ſich ſelbſt getäuſcht, glaubte ſie das Weben ſeiner Nähe zu empfinden, unwillkürlich warf ſie einen Blick in das Innere des Käſtchens — doch ach! nicht das Bild des Geliebten, nicht das ihrer eignen längſt entſchwundnen Jugendblüthe lächelte ihr daraus entgegen — ſie erblickte nichts weiter als ihre jetzige gealterte Geſtalt. Ergriffen von der unnennbaren und doch ſo menſchlichen Trauer um den verſunknen Frühling ihres Lebens, bedeckte ſie bei dieſem Anblick ihr Geſicht mit beiden Händen, und ſank mit einem kaum zu unterdrückenden Schrei des Entſetzens in ihren Armſtuhl zurück, als habe erſt in dieſem Moment eine feindliche Gewalt ihre Jugendherrlichkeit mit einem Schlage zerſtört. Was ſie gelitten, was ſie verloren, alle längſt verjährten Schmerzen, die ſie im Laufe ihres Lebens gefühlt und überwunden, drangen jetzt mit unſäglicher, neubelebter Gewalt auf ſie ein; das Gefühl des Alters überwältigte ſie plötzlich mit ſeiner ganzen Troſtloſigkeit, ihr ſtarkes Gemüth unterlag dem Schmerze über den entſetzlichen Unterſchied zwiſchen jetzt und damals, als dieſe nämliche Platte das leztemal ihr Bild ihr gezeigt hatte, und ſie brach in bittre heiße Thränen aus, wie ſie nie wieder ſie weinen zu müſſen gehofft hatte.

Wir alle, Männer und Frauen, würden fühlen, wie Anna damals empfand, dürfte das Alter uns ſo plötzlich nahen, als der Tod, zu unſerem Heile es darf; aber die, ihre Kinder immer ſchonende Natur führt uns glücklicherweiſe in leiſen Uebergängen, von Stufe zu Stufe dem Ziele unmerklich näher, das der blühendſten Schönheit, wie der unverwüſtlichſten Jugendkraft, unvermeidlich, wenn gleich meiſtens unbeachtet gegenüber ſteht.

Annas lang geübte Gewalt über ſich ſelbſt gab ihr indeſſen bald wieder Kraft genug, um den Inhalt des Käſtchens näher zu unterſuchen. Sie fand darin alles wie Raimund es ihr geſchrieben hatte, eine verſiegelte Abſchrift ſeines letzten Willens, und die, ſein nicht ganz unbeträchtliches Vermögen betreffenden Documente. Sie nahm alles dieſes heraus und bereitete ſich nun, die verborgenen Fächer des Käſtchens zu öffnen, von deren Daſeyn Raimund nichts wußte, und die auch ihr verborgen geblieben wären, wenn nicht Bernhard von Leuen ſie einſt zufälliger Weiſe damit bekannt gemacht hätte. Dabei war ſie überzeugt, daß Raimunds Vater ſeinem Sohne das Daſeyn dieſer Fächer noch zu entdecken gewünſcht hatte und daß nur das ſchmerzliche Gefühl, dieſes nicht mehr zu vermögen, die letzten Stunden des ſterbenden Greiſes beunruhigt haben mochte. Uebrigens konnte in dem kleinen Behältniſſe dieſe verborgenen Fächer niemand ahnen, der nicht in das Geheimniß eingeweiht war. Denn die mit Gold eingelegte Arbeit, welche die elfenbeinerne Auſſenſeite faſt über und über bedeckte, nebſt den ſehr maſſiv ſcheinenden ſilbernen Platten im Innern deſſelben waren mehr als hinlänglich, um die Dicke und Schwere des Deckels und Bodens vollkommen zu motiviren.

Abermals ſchob jetzt Anna am Griff des Schlüſſels die Roſette zurück, welche einen kleinen Magnet verbarg, deſſen Kraft ein faſt unſichtbares, im Innern des Käſtchens angebrachtes ſtählernes Knöpfchen beſeitigte und beide, im Deckel und im Boden angebrachte Silberplatten ſprangen im nämlichen Momente auf, ſo wie ſie die dadurch jetzt ſichtbar gewordne Feder berührte.

Mehrere Papiere, größtentheils Briefe, füllten, zierlich zuſammengefaltet, beide, ſo lange verborgen gebliebene Fächer des Käſtchens aus.

Anna heftete den trüben Blick lange darauf, ohne daß ſie es wagte, die Papiere zu berühren, denn ihr ſcharfes Auge erkannte ſogleich in einigen von dieſen Bernhard von Leuens Schriftzüge, und ihr war, als wolle der bleiche, längſt geſchloſſene Mund des Todten noch einmal ſich öffnen um ihr freundlichen Gruß aus einem höheren Leben zu ſenden, und ihr wirklich zu entdecken, was ihrem ahnenden Gemüthe ſchon längſt, wenn gleich dunkel und unbeſtimmt, vorgeſchwebt hatte.

Mitten unter den Papieren ſchimmerte eine kleine Kapſel ihr entgegen; mit zitternder Hand ergriff und öffnete ſie dieſe, und fand darin einen Ring mit Bernhards Bildniß. Die edlen Züge, das ſeelenvolle Auge, im kleinſten Raum aufs treuſte wieder gegeben, ganz ſo, wie ſie zum erſtenmal ihn ſah, leuchteten ihr in blühender Jugendfriſche entgegen, von blitzenden Diamanten umgeben. Sogar das Kleid ſchien daſſelbe, welches Bernhard von Leuen bei jenem der Herzogin von P*** zu Ehren gegebnen Feuerwerk trug. Das dunkle Behältniß, welches das ſchöne Miniaturbild ſo lange aufbewahrte, hatte die Farben vor dem Verbleichen geſchützt, ſie ſtrahlten noch im urſprünglichem Glanze, und Anna erkannte mit erhöhter Wehmuth die Arbeit eines ehemals berühmten, jetzt ebenfalls ſchon längſt entſchlafnen Künſtlers darin, der vor langen Jahren zu den Hausfreunden ihres Vaters gehört hatte. Sie betrachtete das Kleinod genauer, und unwiderſtehlich drang ſich ihr die Ueberzeugung auf, daß dieſer Ring ihr zum Brautgeſchenk beſtimmt geweſen ſey, ehe ein unſeeliges Mißverſtehen Bernhard von ihr entfernte; denn ihr eigner Namenszug mit dem des Geliebten zierlich verſchlungen, war der innern Seite deſſelben eingegraben. Jener wilde Schmerz, den ſie ſo eben mühſam niedergekämpft hatte, erwachte bei dieſer Entdeckung nicht wieder, wohl aber bemeiſterte ſich ihrer ein tiefes Gefühl inniger Wehmuth, dem ſie ohne Widerſtand mit ſchmerzlicher Freude ſich hingab. Sie zog ein Gemälde Bernhards hervor, welches ſie nie von ſich lies, und das ihn ſo darſtellte, wie er war, als er zum letztenmal von ihr Abſchied nahm; ſie verglich die Greiſengeſtalt mit dem lebenathmenden Bilde ſeiner Jugend. Noch einmal mußte jener ſilberne Spiegel auch ihre eigne verblichne Geſtalt ihr zeigen, und tief ergriffen von der Flüchtigkeit des Traums, den wir Leben nennen, vermochte ſie es jetzt, die wohlthätige Hand dankend zu preiſen, die auch ſie dem Ziele ſo nahe geführt hatte, wo, wie ihr frommes Hoffen ihr verhieß, Bernhard ſchon lange ihrer harrte.

Endlich gewann Anna es auch über ſich, den Inhalt der ſo lange verborgen gebliebnen Papiere zu unterſuchen und dieſe wehmüthig ernſte Beſchäftigung gab ſie allmählig ſich ſelbſt ganz wieder zurück. Sie fühlte inniger als je zuvor die Verpflichtung, hier thätig zu werden für das künftige Wohl des abweſenden Raimund, den ſie von nun an, als von

Bernhard ſelbſt ihrer Vorſorge empfohlen, betrachten mußte. Deshalb las ſie alles, was ſie in den verborgenen Fächern vorfand, mit möglichſter Aufmerkſamkeit und wandte alle Kraft ihres Gemüthes daran, um die mannichfachen Empfindungen zu unterdrücken, welche bei dieſer Beſchäftigung aufs neue ihre gewohnte Faſſung zu zerſtöhren drohten.

Was ſie vorfand, überzeugte ſie von dem Berufe und der Möglichkeit, hier für Bernhard ſelbſt eintreten, und unſäglich viel Gutes, die geliebte Aſche und den theuren, ihr nie verklungnen Namen Ehrendes bewirken zu können. Von neuem erwachte in ihr die lange Gewohnheit, ſich des Wohles Andrer thätig anzunehmen; alles übrige von ſich weiſend, überließ ſie ſich einzig dem ernſten Ueberlegen, was hier am erſten zu ergreifen ſey, und kam auf dieſe Weiſe ſehr bald zu dem Entſchluſſe, die Reiſe zu unternehmen, welche ſie, wie früher erwähnt ward, am folgenden Morgen wirklich antrat.

Nach der Abreiſe der Tante blieb Anfangs im Kleebornſchen Hauſe alles ſo ziemlich unverändert, wenigſtens dem äußern Anſchein nach. Innerlich wurde der alte Herr freilich mit jedem Tage verdrüßlicher, und Angelika und Vicktorine empfanden die tiefe Sehnſucht nach der entfernten mütterlichen Freundin immer ſchmerzlicher. Feſte und Luſtbarkeiten gingen aber demohnerachtet nicht nur ihren gewohnten Gang, ſondern, wie das beim Schluß der Winterfreuden gewöhnlich der Fall iſt, ſie drängten ſich in und übereinander bis zum Ueberdruſſe der meiſten daran Theilnehmenden. Denn bekanntlich vermag es keiner, der in einem ſolchen Strudel von Geſelligkeit befangen iſt, ſich ihm in dem Augenblicke zu entziehen, da er ſeiner müde wird, ſondern jeder muß noch eine Weile im gewohnten Kreiſe ſich fortdrehen, wenn gleich ohne Luſt und ohne Freude daran, ſo wie zu raſche Tänzer noch einige Minuten, nachdem die Violinen verſtummten, unwillkührlich fortwalzen müſſen.

Nach einem glänzenden Balle, der bis zum Anbruch des Tages gewährt hatte, befand ſich die ganze Kleebornſche Familie eines Vormittags bei dem ſehr verſpäteten Frühſtück nach althergebrachter Gewohnheit verſammelt. Alle waren müde und lebensſatt, und jeder Einzelne, ſogar Babet, labte ſich mit ſtillem Wohlbehagen an der Hoffnung, daß heute wahrſcheinlich ein Ruhetag ſeyn und bleiben würde. Da trat wider alles Erwarten Sir Charles herein, um ſich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen und fragte zugleich an: ob er das Glück haben könne, ſie den Abend in das Theater zu begleiten, indem eine neue Oper zum erſtenmal gegeben werden ſolle, von der man große Erwartungen hege.

Alle blickten voll Erſtaunen auf ihn, denn ſeit langer Zeit hatte man ihn weder zu einer ſo frühen Tageszeit noch ſo auffallend zuvorkommend geſehen. Wicktorine erklärte ſich indeſſen doch für zu ermüdet, um nicht das Zuhauſebleiben der Oper vorzuziehen. Agathe ſtimmte ihr bei, und auf Babets Meynung, daß man gerade im Theater am aller beſten ausruhen könne, wurde gar nicht geachtet, denn auch der alte Kleeborn wollte von der neuen Oper nichts wiſſen, ſondern lud Sir Charles ein, den Abend lieber einmal mit ihm und den Seinen im engſten Familienkreiſe zuzubringen.

»Ich könnte einer ſo angenehmen Einladung nicht widerſtehen, und wenn ich auch ein weit größeres Vergnügen deshalb aufopfern müßte, als ich daran finde, deutſche Muſik, von deutſchen Kehlen abhaspeln zu hören,« erwiederte Sir Charles, der heut einmal durchaus ſeinen höflichen Tag zu haben ſchien. »Ich komme gewiß,« ſetzte er hinzu, »obgleich ich es eigentlich nicht ſollte; denn ich muß es nur geſtehen, daß ich alle dieſe Zeit her meine Geſchäfte ganz unerlaubt vernachläſſigt habe. Unter manchen andern üblen Gewohnheiten beſitze ich leider auch die, immer nur ruckweiſe arbeiten zu können. Mein Schreibtiſch ſeufzt unter der Laſt wichtiger Depeſchen, die ich längſt ausfertigen ſollte, der vielen Geſchäftsbriefe, die alle unbeantwortet daliegen, mag ich nicht einmal erwähnen. Wilkinſon ſitzt ſchon ſeit ſechs Stunden wie angemauert an ſeinem Pulte, denn ich muß Morgen vor Tagesanbruch zwei Staſetten abfertigen, des heutigen Poſttags nicht einmal zu gedenken. Indeſſen da ich ohnehin entſchloſſen war, die Nacht durch zu arbeiten, im Fall die Damen ſich heute für das Theater beſtimmt hätten, ſo kann ich nun um ſo eher dieſes kleine Opfer dem unweit größern Vergnügen darbringen mit Ihnen allein — — —

Kleeborn hielt es nicht länger aus, er mußte hier den Redner unterbrechen, und dabei leuchtete ihm die helle Freude aus den Augen, denn nie zuvor hatte er den jungen Mann ſo ernſthaft von Geſchäften reden hören. Außer ſich vor Vergnügen darüber, begann er jetzt auf das eifrigſte, ihn zu ermahnen und zu bitten, doch ja ſeiner koſtbaren Geſundheit zu ſchonen, und dieſe gefährlichen Nachtwachen zu meiden, welche jene ſicher und unwiederbringlich zerſtöhren müßten. Er verſicherte, daß er untröſtlich ſeyn würde, wenn Sir Charles darauf beſtände, ihm die Ruhe dieſer Nacht aufzuopfern, und ſo entſtand zwiſchen Beiden eine Art von edelmüthigem Wettſtreite, in welchem Sir Charles durchaus die Erlaubniß forderte, den Abend mit der Familie allein zu bringen zu dürfen, und der Alte eben ſo hartnäckig dabei blieb, ihm ſolche auf die freundlichſte Weiſe von der Welt zu verſagen. Es währte ziemlich lange bis Sir Charles endlich für gut fand, ſich für überwunden zu erklären. »Nun ſo ſey es denn!« ſeufzte er, und verbeugte ſich nicht ohne Anmuth, in komiſcher Troſtloſigkeit, gegen alle in die Runde; »ich gehe, ich armer Verbannter! Aber weil es denn nun einmal ſo ſeyn muß und ich Sie alle heute nicht ſehen darf, ſo will ich auch gar nichts ſehen, als den Wilkinſon und ſeine verwünſchten Schreibereien. Ich ſchließe mich von Stunde an in meinem Kabinette ein; bleibe darin bis Morgen früh, unzugänglich wie eine Auſter. Nichts ſoll mich herauslocken und käme die Catalani ſelbſt vor meine Thüre, um mit ihrer Syrenenſtimme dieſes Wunder zu bewirken.«

Sir Charles entfernte ſich und Horſt folgte ihm auf dem Fuße nach, denn ohne ein Wort darin zu reden, war dieſer ein Zeuge des ganzen Vorganges geweſen. Er entſchuldigte jetzt ebenfalls ſein Nichtwiedererſcheinen für dieſen Tag mit wichtigen Geſchäften; doch Kleeborn achtete kaum darauf, ſo entzückt war er von Sir Charles heutigem Betragen, er wurde nicht müde es zu preiſen und die erfreulichſten Schlüſſe für die Zukunft daraus zu ziehen, wodurch denn die Unterhaltung eine für Viktorinen durchaus nicht erfreuliche Wendung gewann.

Langweilig war der Tag an ihnen allen vorüber geſchlichen, wie ſolche Tage es gewöhnlich pflegen. Die Theaterſtunde nahte heran, und Kleeborn überlegte eben, ob es nicht dennoch klüger geweſen wäre, den für Arbeit und Vergnügen gleich verdorbnen Abend vollends im Schauſpiel gemächlich zu vergähnen, als der Rittmeiſter Horſt ganz unerwartet hereintrat, und mit ihm die Tochter ſeines Majors, eine Freundin Agathens. Dieſem neuen Ankömmling zu Ehren ward nun auf des Rittmeiſters beſonderem Antrieb ſogleich beſchloſſen, dennoch ins Theater zu fahren, obgleich die eigentliche Stunde dazu ſchon beinahe vorüber war. Der alte Kleeborn ſchien wahrhaft erfreut, einen Anlaß gefunden zu haben, der ihn beſtimmen konnte, ſeinen früher gefaßten Entſchluß abzuändern, beſonders da Horſt ihm vertraute, das Fräulein Natalie ſey nur wegen der neuen Oper und in Hoffnung auf einen Platz in der Kleebornſchen Loge zur Stadt gekommen; denn wie viele alte Herren ſeiner Art, bezeigte er ſich noch immer gerne galant gegen Damen. Babet und Agathe waren ebenfalls ſehr zufrieden damit, und nur Vicktorine äußerte den lebhaften Wunſch, bei ihrer Angelika bleiben zu dürfen, deren ſchwache Nerven ihr ein Vergnügen dieſer Art nur ſelten erlaubten. Horſt erſchrack ſichtbar da er dieſes vernahm, und fing an, mit ſolchem Ernſt auf ihr Mitgehen zu dringen, daß ſelbſt Angelika ſich dadurch bewegen fühlte, ihre Bitten mit den Seinen zu vereinen. Da Vicktorine ſich noch weigerte, ſtiegen dieſe Bitten beinahe bis zum ängſtlichen Flehen, und nahmen nach und nach einen ſo ſeltſamen Ton an, daß Vicktorine endlich, gezwungen, ihm nachgab. Der Werth, den er auf eine, ihr ſo unbedeutend ſcheinende Gefälligkeit von ihrer Seite zu legen ſchien, kam ihr indeſſen doch halb lächerlich vor, und ſie konnte es nicht unterlaſſen, ihn ein wenig damit zu necken: doch als ſie ihn dabei genauer ins Auge faßte, erſchrack ſie beinahe über den Ausdruck feierlichen Ernſtes in ſeinen Mienen, den er vergebens unter dem Scheine heitrer Unbefangenheit zu verbergen ſuchte. Es überlief ſie dabei ein heimliches Grauſen, das ſie ſich ſelbſt eben ſo wenig zu erklären wußte, als das ſonderbare Benehmen ihres ſonſt immer heitern Freundes, ſo daß ſie darüber endlich in eine Art ängſtlicher Befangenheit gerieth und nun mehr, als alle die Andern eilte, um nur recht bald in den Wagen und in ihre Loge zu gelangen.

Die Oper war angegangen und in dem faſt überfüllten Hauſe herrſchte die größte Stille unter den Zuſchauern. Daher war es wohl natürlich, daß die verſpätete, nicht ganz geräuſchloſe Ankunft ſo vieler Damen für den Augenblick einige Aufmerkſamkeit erregen mußte. Doch dieſe Aufmerkſamkeit ſchien ſich gar nicht wieder der Bühne zuwenden zu wollen, ſelbſt nachdem die unſchuldigen Stöhrerinnen der allgemeinen Ruhe ſchon längſt ihre Plätze eingenommen hatten. Aus allen Ecken waren bewaffnete und unbewaffnete, bekannte und unbekannte Augen auf ſie gerichtet, ein tauſendſtimmiges Ziſcheln und Flüſtern ging durch Logen und Parterre, und erfüllte das Haus mit einem ſeltſamen unheimlichen Geräuſch, bei dem faſt Niemand mehr das, was auf dem Theater vorging, zu beachten ſchien. Kleeborn ſelbſt wurde auf die unter den Zuſchauern herrſchende Unruhe aufmerkſam; er hatte ſich bis jetzt mit einem Bekannten im Hintergrunde der Loge aufgehalten, doch nun trat er vor, und beugte ſich weit über die Brüſtung derſelben hinaus, um die Veranlaſſung dieſer ſeltſamen Erſcheinung zu entdecken, die er weit entfernt war, in ſeiner Nähe zu ſuchen. Sorgfältig muſterte er die Logenreihen mit ſeinem Opernglaſe, während das Flüſtern und Lorgniren von allen Seiten zunahm. Doch wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als er in einer Loge ſich gerade gegenüber eine einzelne junge Dame gewahr wurde, welche durch ihren koſtbaren, aber etwas fantaſtiſch überladnen Anzug ſich nicht minder auszeichnete, als durch ihre wirklich blendende Schönheit, und dicht hinter ihr, in ſeiner gewohnten nachläſſigen Stellung über mehrere Stühle hingegoſſen, den Rücken dem Theater zugewendet — Sir Charles — der ohne weiter auf die Oper noch auf das Publikum zu achten, ſich einzig damit zu beſchäftigen ſchien, die Blumen in dem türkiſchen Shawl ſeiner ſchönen Nachbarin ſorgfältig zu zählen.

Ueber den Anblick dieſer Gruppe vergaß der alte Herr die noch immer nicht abnehmende Unruhe im Publikum, denn es fiel ihm nicht ein, dieſe mit jener in Verbindung zu ſetzen. Er bemühte ſich nur zu errathen: wer wohl die Dame ſeyn könne, die es heute vermocht hatte, ſeinen zukünftigen Schwiegerſohn aus dem wohlverſchloßnen Kabinette hervorzulocken. Eine Fremde mußte es ſeyn, davon war er feſt überzeugt, nicht nur wegen ihrer auffallenden Kleidung, ſondern hauptſächlich, weil keine Einheimiſche einen ſolchen Verſtoß gegen die allgemein angenommene Sitte begehen konnte, ſich ganz allein von einem jungen

Manne ins Theater begleiten zu laſſen. Es that ihm leid um die arme Perſon, die aus Unbekanntſchaft mit der Gewohnheit des Orts ſich vielleicht Unannehmlichkeiten ausſetzen konnte, und er war ſchon im Begriff hinüber zu gehen und ſie mit ihrem Begleiter in ſeine eigne Loge abzuholen, als er noch einmal im Hauſe ſich umſah, und nun erſt zu ſeinem großen Erſchrecken gewahr ward, wie alle ſeine näheren und entfernten Bekannten eigentlich nur ihn zum Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit machten. Einige ſahen mit beſorgter Theilnahme ihn an, andre trugen den hämiſchen Triumph der Schadenfreude im lächelnden Geſicht, die meiſten betrachteten ihn mit dem ſtarren Blick neugieriger Erwartung deſſen, was zunächſt geſchehen würde. Nur das Paar ihm gegenüber ſchien ſeiner nicht gewahr zu werden. Die ſchöne Dame hatte alle ihre Aufmerkſamkeit der Oper zugewendet, und von Sir Charles war es ſchwer zu entſcheiden, ob er ſchlafe oder wache.

Kleeborn trat ſogleich in den Hintergrund der Loge zurück, um mit dem Rittmeiſter Horſt, der, an eine Säule gelehnt, mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit den ernſten Blick auf jenes Paar geheftet hielt, über dieſe ſeltſame Erſcheinung zu ſprechen; doch indem klopfte ihm jemand auf die Schulter und eine bekannte Stimme bot ihm einen freundlichen guten Abend.

In großen Städten trifft man häufig auf Hageſtolze von mittleren Jahren, die in allen ſogenannten guten Häuſern Eingang finden und überall ſind, einzig, weil ſie den Leuten weiß zu machen wiſſen, daß ſie überall hingehören. Dieſe Herren reden über alles, ſind immer mit gutem Rathe bei der Hand, ſpielen hohes oder niedriges Spiel, wie man will um überall hinzupaſſen, und üben unter der Maske treuherzigen Freimuths eine Art von arroganter Vormundſchaft über Jung und Alt, indem ſie ſich bei allen Gelegenheiten zum Vertrauten aufdringen. Und alles dies nur um ſich ihren freien Platz am Tiſche, im Theater oder bei Landpartbien zu ſichern. Ein ſolcher war Doctor Erning, der eben den Vater Kleeborn begrüßt hatte.

»Nun was ſagen ſie zu dem neuen Kometen, der an unſerem Horizonte aufgeſtiegen iſt? Wie gefällt Ihnen die ſchöne Roſabelle?« fragte Erning, gleich nach der erſten Begrüßung.

Kleeborn war noch zu befangen, um des Doctors Meynung gleich zu verſtehen. »Roſabella,« wiederholte er ganz tonlos und unwillkührlich.

»Nun ja, Roſabella, oder auch Roſaſpina,« erwiederte Erning lachend, denn ſo viel iſt wohl gewiß, der alte Papa drüben in Holland wird ſie wenigſtens lieber für einen Dornenſtrauch als für eine Roſe erklären, denn das liebe Söhnchen mag bei ihr viel Wolle ſitzen laſſen. Aber ſchön iſt ſie doch, das muß man ihr laſſen, nicht wahr?«

»Ich verſtehe Sie nicht,« erwiederte Kleeborn mit erzwungner Kälte, obgleich auf ſeinem Geſichte deutlich zu leſen war, daß er eben anfange, alles recht gut zu verſtehen.

»Nun das muß ich ſagen!« rief Erning, »Sie allein ſollten nicht wiſſen, was die ganze Stadt ſeit drei Wochen weis! denn ſo lange iſt es, ſeit er ſie durch ſeinen Kammerdiener von Paris abholen ließ, weil er wahrſcheinlich nicht Luſt hatte, ſie dort länger auf ſeine Koſten leben zu laſſen. Er hat ſie in der Vorſtadt im Weißiſchen Gartenhauſe einlogirt, wo ſie ſich Frau Gräfin nennen läßt. Sie ſehen, ich bin von allem genau unterrichtet, alſo ſpielen Sie nicht länger den Geheimnißvollen gegen mich. Bei den kleinen Dejeunees, die er dort uns jungen Leuten en petite comité zuweilen giebt, können Sie Papachen freilich nicht ſeyn, aber exquiſit ſind ſie, deliziös auf Ehre. Er verſteht ſo etwas anzuordnen, das muß der Neid ihm laſſen. Wäre nur nicht immer auch der König Pharao mit dabei! das verdammte hohe Spiel, ich kann es nun einmal für den Tod nicht leiden. Doch mit den Wölfen muß man heulen, und er — —«

»Er! und er! und immer er! was für ein er?« fuhr Kleeborn jetzt im höchſten Aerger auf. Doch Erning, dem er zu laut ward, zog ihn ſchnell in den Logengang hinaus und wandte nun alles an, ihn zu beſchwichtigen, um dadurch noch größeres Aufſehen zu vermeiden.

»Zürnen Sie nicht ſo, lieber alter Freund, wenigſtens nicht auf mich, der es wahrhaft gut mit Ihnen meynt,« ſprach er, »was iſt es denn weiter? Jugendſtreiche, die haben wir alle gemacht.«

»Herr!« rief Kleeborn, immer aufgebrachter, »von was, von weſſen Jugendſtreichen iſt hier denn die Rede? — —«

»Wahrhaftig, Sie wiſſen von nichts?« fiel Erning ihm ein; »nein, wie konnte ich das vermuthen, da ich den jungen Mann täglich in Ihrem Hauſe ſah, in welchem er gewiſſermaßen zu Ihrer Familie zu gehören ſchien. Bis jetzt war ich feſt überzeugt, daß Sie alles abſichtlich ignorirten, da es aber ſo ſteht, und Sie die Sache ſo hoch nehmen — mit Klätſchereien befaſſe ich mich nicht, das weis jedermann, aber erfahren müſſen Sie es doch, es iſt einmal der Sohn Ihres beſten Freundes, und wer kann wiſſen, was für Sie ſonſt noch wichtiges darum und daran hängt. Nun ſo hören Sie denn, ich will Ihnen den ganzen Verlauf der Sache erzählen.«

Kleeborn mußte ſich gewaltſam zuſammennehmen, um dieſes, tropfenweiſe ihm zugetheilte Gift nur mit einiger Faſſung ſich aufdringen zu laſſen, doch zum Glück traten jetzt einige ſeiner bewährteren Freunde aus den benachbarten Logen hinzu, die das nicht ganz leiſe mit Erning gepflogene Geſpräch zum Theil mit angehört hatten, und dieſe bekräftigten durch ihr ganz unzweideutiges Zeugniß Ernings Erzählung, bei deren Anhören der alte Kleeborn ſich jetzt dem ungemeſſenſten Zorne überließ. Auch Horſt hatte ſich dem kleinen Kreiſe zugeſellt, und da der tief empörte, ſchwer beleidigte Alte darauf beſtand, ſogleich nach Hauſe zu eilen, nahm der Rittmeiſter ſich nur eben Zeit, die Damen, die ſeiner ſehr richtigen Anſicht nach, ruhig in der Loge verharren mußten, dem Schutze des Doctor Erning zu empfehlen, zu deſſen Ehrenämtern dergleichen Aufträge ohnehin gehörten. Dann eilte er dem alten Herrn nach, um ihn wo möglich von gewaltſamen Schritten zurückzuhalten.

Während dieſer Vorgänge wollte der Zufall, daß Sir Charles einmal die Augen der Kleebornſchen Loge zuwendete, und zu ſeiner Ehre müſſen wir bekennen, daß er wie vernichtet daſtand, als er die Geſellſchaft in derſelben erblickte, und zugleich das ſpöttiſche Lächeln gewahr wurde, welches auf ſeine Koſten die Geſichter ſeiner zahlreich verſammelten Bekannten verklärte. Mit einem Gefühle ohne Namen glaubte er ſich verhöhnt und abſichtlich belauſcht. Er ſah ſich ſchon zum Stadtmährchen geworden und zwar auf eine, derjenigen ganz entgegengeſetzte Weiſe, die ſeiner Eitelkeit ſonſt ſo ſchmeichelhaft gedünkt hatte. Sein erſter Entſchluß war, die Spötter mit eiſerner Stirne zu braviren, doch einem paar tauſend Menſchen gegenüber iſt das ein ſchwieriges Unternehmen. Er richtete ſich zwar hoch empor, und ſtellte ſich an den, am hellſten beleuchteten Platz in der Loge, aber nach einigen Augenblicken wurde ihm dieſe Lage doch ſo unerträglich, daß er ſeiner Dame den Arm bot und ohne auf ihren Wunſch, das Ende der Oper abzuwarten, zu achten, das Schauſpielhaus mit ihr verlies.

Vicktorine bewährte bei dieſer Gelegenheit abermals die oft gerühmte Kraft ihres Karakters, indem ſie, wenn gleich mit großer innerer Anſtrengung, im Aeußern ſo ruhig als möglich ſich zeigte. Beſorgniß, Freude, Mitleid mit der Kränkung, die ihr Vater erleiden mußte, Furcht vor der nächſten Stunde, in der ſie ihn wiederſehen ſollte, wogten in ihrem Gemüthe und regten die Ahnung einer nahen bedeutenden Wendung ihres Geſchicks in ihr auf. Die Art mit welcher der Rittmeiſter Horſt ſie dieſen Abend zum Beſuche des Theaters beinahe gezwungen hatte, machte ihr den Antheil, den er an dieſem ſeltſamen Zuſammentreffen haben mochte, nur zu deutlich, und ſie wußte nicht, ob ſie ihm denſelben verdanken, oder ihn darüber tadeln ſollte. Dazwiſchen quälte ſie Ernings Zudringlichkeit, mit der dieſer ein Geſpräch anzuknüpfen verſuchte, in welchem er zu erforſchen gedachte, welchen Eindruck Sir Charles Betragen auf ſie gemacht habe. Es ward ihr nicht leicht, den unverſchämten Frager auf würdige und doch nicht beleidigende Weiſe in den, ihm gebührenden

Schranken feſt zu halten. Um ihm zu entgehen, ſuchte ſie der Oper alle die Aufmerkſamkeit, wenigſtens ſcheinbar zuzuwenden, welche Agathe und das Fräulein Natalie ihr wirklich ſchenkten.

Die aus allen ihren Himmeln hinabgeſtürzte Babet zeigte bei weitem nicht ſo viel Faſſung, ſondern ſpielte eine ſehr trübſeelige Rolle. Unter dem Vorwande unleidlicher Kopfſchmerzen hatte ſie ſich in den Hintergrund der Loge zurückgezogen, wo ihrem feinem Ohr beinahe keine Silbe von dem Geſpräche ihres Oheims mit dem Doctor Erning entging. Helle Thränen, welche ſie umſonſt zu verhehlen ſuchte, rollten ihr dabei über die hochroth erglühenden Wangen herab, und fielen auf das Kreuzchen von Korallen, das ſie auf der Bruſt trug, das traurige Denkmal ſchöner Stunden.

Das Unternehmen, ſich eine Roſabella in die nämliche Stadt nachkommen zu laſſen, in welcher man die reiche, ſchöne, von Verehrern umlagerte

Erbin eines ſehr Ehrliebenden und dabei auf den Ruf ſeines Hauſes mit Recht ſtolzen Mannes zu heirathen gedenkt, gränzt ſo ſehr an das Abentheuerliche, daß man es ſelbſt einem ſo verſchrobnen Karakter, wie den des Sir Charles, kaum zutrauen kann, ohne ihn zugleich für wenigſtens halb wahnwitzig zu erklären. Und doch hatte ihn zu dieſem Schritte nur hauptſächlich die Langeweile verleitet, welche Vicktorinens abgemeſſenes Betragen und Babets, ihm aus tauſend Gründen täglich läſtiger werdendes Hingeben in ihm erregten. Daneben beleidigte die Verzögerung ſeiner Vermählung mit Vicktorinen ſeinen Stolz auf die empfindlichſte Weiſe, und doch erlaubte eben dieſer Stolz ihm nicht, die nöthigen Schritte zu thun, welche einzig dieſe Verbindung herbeiführen konnten. Auch das Leben in einem zwar glänzenden, aber doch ſittlich beſchränktem Kreiſe des höheren Mittelſtandes kam ſeinen verwöhnten Sinnen allmählig ſo ſchaal und abgeſtanden vor, daß er es ohne anderweitige Zerſtreuung nicht länger ertragen zu können glaubte. Und ſo lies er ſich wirklich von allen dieſen zu einer Handlung verleiten, welcher nicht einmal die heftigſte Leidenſchaft hätte zur Entſchuldigung dienen können. Dieſe war indeſſen durchaus nicht im Spiele, denn Sir Charles hatte Zeitlebens weder die ſchöne Roſabella, noch irgend ein ſterbliches Weſen außer ſich ſelbſt geliebt. Nur die unſeelige Neigung, ſich ſtets glänzend zu zeigen und durch Reichthum und perſönliche Vorzüge alle Andern zu überbieten, hatten ihn beſtimmt, um jeden Preis eine Verbindung mit einer Perſon anzuknüpfen, welche während ſeines langen Aufenthalts in Paris als eine ſeltſame und merkwürdige Erſcheinung großes Aufſehen erregte.

Vielleicht war noch nie ein Mädchen dieſer Art auf einen ſo ſonderbaren Standpunkt in ihrer Welt hingerathen, als eben Roſabella, in dem Augenblicke, da Sir Charles ihre Bekanntſchaft machte. Ihre wirklich blendende Schönheit erregte überall das größte Aufſehen; im gewöhnlichen Leben bezauberte ſie alle, die ihr nahten und war ſtets von Männern jedes Alters umgeben, welche ihr die höchſte Bewunderung zollten. Doch auf dem großen Operntheater, wo ſie unter den Tänzerinnen einen ſehr untergeordneten Rang einnahm, herrſchte ein ſeltnes Mißgeſchick über ſie. Sobald ſie die verhängnißvollen Bretter betrat, wollte ihr auch das Unbedeutendſte nicht gelingen, ſie ſtand, von aller der ihr ſonſt eignen Grazie verlaſſen, wie unkenntlich da, und troß der angeſtrengteſten Bemühungen war es ihr unmöglich, auf der Bühne ſich nur als den Schatten von dem zu zeigen, was ſie außer derſelben wirklich war. Daher wurde ihr jedesmaliges Auftreten gleichſam das Signal zu einem ganz eignen Kampf unter den Zuſchauern; die verhältnißmäßig doch immer nur kleine Zahl ihrer perſönlichen Verehrer ſuchte durch lauten Beifall ihren Muth zu erhöhn, während das große, durch die Leiſtungen der, in dieſem Fach bedeutendſten Künſtler verwöhnte Publikum jeden ihrer mißlungnen Verſuche unbarmherzig rügte. Der Partheigeiſt, der in Paris bei jeder Gelegenheit erwacht, verſäumte nicht, auch hier ſich thätig zu bezeigen, und unglücklicher Weiſe für die arme Roſabelle war ihre Parthei gewöhnlich die ſchwächſte und erlitt ſchmähliche Niederlagen.

Morgens vergöttert, Abends ausgepfiffen, führte Roſabella zwiſchen der ſtillen Bewunderung ihrer Verehrer im Hauſe und dem lauten Tadel des Publikums im Theater, ein wahrhaft troſtloſes Leben, und ſo nahm ſie Sir Charles Erbieten an, ſie in eine andere Lage zu verſetzen. Ein ihr von ihm ausgeſetztes bedeutendes Jahrgeld half ihr ſeine, bald darauf erfolgende Abreiſe nach Deutſchland mit großer Faſſung ertragen, aber ihr Herz ſehnte ſich ewig im Stillen nach den verhängnißvollen Brettern zurück, die an Allen, welche einmal ſie betraten, eine eigne, nie zu löſende Zauberkraft üben. Das magiſche Wort Kabale, dieſer mächtige Troſt aller ſchlechten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, tröſtete auch Roſabellen über ihr bisheriges Mislingen und ſie folgte daher mit Entzücken dem von Sir Charles an ſie abgeſchickten Kammerdiener nach Deutſchland, indem ſie hoffte, auf den vornehmſten Bühnen dieſes, ihr durchaus fremden Landes als Gaſtſpielerin zu glänzen, und in der Ferne als eine der erſten Tänzerinnen die Lorbeeren zu erndten, welche ihr undankbares Vaterland ihr verſagte, indem es, ihrer Meynung nach, ihren Werth abſichtlich verkenne.

Sir Charles dachte indeſſen gar nicht daran, dieſe ihre Hoffnung zu erfüllen und ſie öffentlich auftreten zu laſſen, im Gegentheil waren für ihn die tauſend kleinen Ränke und Künſte, die er anwenden mußte, um ihr Daſeyn zu verbergen, gerade das intereſſanteſte. Roſabella mußte es ſich daher gleich bei ihrer Ankunft gefallen laſſen, in einem ganz abgelegenen, wenn gleich ſehr elegant eingerichteten Gartenhauſe in tiefer Verborgenheit ein durchaus eingezognes Leben zu führen, welches ihr gleich in den erſten Tagen die peinlichſte Langeweile verurſachte. Es währte nicht lange, ſo gähnte ſie mit Sir Charles um die Wette, und dieſer wußte, um dem verdrüßlichen Zuſtande ein Ende zu machen, keinen beſſern Rath, als daß er nach und nach einige ſeiner näheren Bekannten bei ihr einführte. Roſabella wurde in dieſem kleinen Kreiſe freilich für eine polniſche

Gräfin ausgegeben, welche, durch Familienrückſichten dazu bewogen, eine Zeit lang in tiefer Verborgenheit zu leben wünſchte, aber ihr eigentliches Verhältniß zu Sir Charles blieb deshalb doch niemanden ein Geheimniß, um ſo weniger, als ſeine ungemeßne Eitelkeit ihn ſelbſt dazu brachte, es oft ſehr deutlich errathen zu laſſen. Ohne daß er etwas davon ahnete, ging die Geſchichte der ſchönen Roſabella gar bald wie ein Lauffeuer von Ohr zu Ohr, die halbe Stadt wußte darum, bewunderte die ſeltne Frechheit des jungen Mannes und war auf den Ausgang begierig; nur Kleeborn hörte nichts davon, weil niemand der Erſte ſeyn mochte, ihn davon zu unterrichten, und weil wir auch das, was uns zunächſt betrifft, gewöhnlich zuletzt zu erfahren pflegen.

Das hohe Spiel, welches Sir Charles in dieſem kleinen Kreiſe ſeiner Vertrauten einführte, gewährte zwar ihm einige Zerſtreuung, da aber Roſabella keinen Theil daran nahm, ſo gerieth ſie bald in die verdrüßlichſte Laune, in die ein ſo verwöhntes Weſen nur gerathen kann. Um doch einen Zeitvertreib zu haben, fing ſie an, ihren Beſchützer mit tauſend Eiferſüchteleien zu quälen, beſonders in Hinſicht auf ſeine Braut, die er immer, um ſie nur einigermaßen zu beruhigen, als ein wahres Fratzenbild ihr beſchrieb. Endlich verlangte ſie ſogar, durch den Augenſchein ſich zu überzeugen, daß jene wirklich ſo häßlich ſey, als man ſie ihr darſtellte, und es gelang ihr, Sir Charles zu dem Verſprechen zu bewegen, ſie einmal ins Theater zu führen, um ihr Vicktorinen von ferne zu zeigen.

Dieſer verhängnißvolle Abend, an welchem die neue Oper gegeben ward, ſchien Sir Charles zur Erfüllung eines Verſprechens, an welches er zu ſeinem großen Ueberdruſſe täglich gemahnt ward, ganz auserleſen zu ſeyn, denn das Geſpräch am Morgen hatte ihn feſt überzeugt, es werde niemand aus dem Kleebornſchen Hauſe das Theater beſuchen. Er führte alſo die Schöne wirklich hinein, bezeichnete ihr das häßlichſte junge Mädchen, deſſen er in den erſten Rang Logen anſichtig werden konnte, als die ihm beſtimmte Braut, und ergötzte ſich heimlich an der Wirkung ſeiner wohl ausgeſonnenen Liſt, bis der Anblick der wahren Vicktorine ihn in einen Abgrund von Zorn und Verlegenheit ſtürzte, in welchem er die ſonſt gewohnte Faſſung völlig verlor.

Er ſchäumte beinahe vor Wuth, indem er Roſabella den Arm bot und ſie, ohne auf ihre Gegenrede zu hören, die Logentreppe mehr hinabriß, als daß er ſie geführt hätte. Unten hob er ſie wie im Fluge in ſeinen Wagen und befahl, ſie in ihre Wohnung zurück zu führen. Im heftigſten Kampfe mit ſich ſelbſt lief er nun noch einigemale unter den Arkaden vor dem Schauſpielhauſe auf und ab, um zu überlegen, ob es rathſam ſey, den Erfolg dieſer Begebenheit ruhig abzuwarten, oder gleich jetzt zu dem alten Kleeborn zu gehen, ihm entweder wegen des niedrigen Belauerns ſeiner Schritte zur Rede zu ſtellen, oder auch, — nachdem nun die Stimmung wäre, in der er ihn treffen würde — zu ſuchen, auf eine gute Art allen Verdacht von ſich abzuwenden.

Roſabella fuhr inzwiſchen nach Hauſe, ohne recht zu wiſſen wie ihr geſchehen ſey, und ſuchte nur zu begreifen, warum ſie die Oper nicht hatte bis ans Ende ſehen dürfen, was ſie recht von Herzen bedauerte. Ihre Hoffnung, auf deutſchen Theatern als ein Stern erſter Größe zu glänzen, war durch den Anblick einiger Statiſtinnen ſehr hoch geſtiegen, welche an dieſem Abend auf ziemlich ungeſchickte Weiſe durch ganz gewöhnliche Tänze das fehlende Ballet zu erſetzen geſucht hatten, und Roſabella, feſt überzeugt, daß man in Deutſchland nichts beſſeres kenne, wiegte ſich eben in goldenen Träumen von ihrem künftigen theatraliſchen Glanz, als Sir Charles, noch immer wie ein Wüthender, zu ihr hineinſtürzte, ſie mit Vorwürfen und Drohungen überhäufte, ihr befahl, auf der Stelle zur Abreiſe ſich zu bereiten, und dann wieder in der nächſten Minute ihr verbot, ſich nur vom Platze zu bewegen.

Roſabella hörte und ſah ihm eine Weile ganz verſchüchtert zu und war dabei in nicht geringer Angſt, denn ſie fürchtete wirklich, daß ein plötzlicher Unfall ihn ſeines Verſtandes beraubt habe.

Doch als mitten im Zorne die Erklärung der Urſache deſſelben ihm entſchlüpfte, und er ſogar ihr verrieth, wie er ſie zu täuſchen gemeynt habe, da hielt die lebhafte Franzöſin ſich nicht länger. Die verzweiflungsvolle Lage ihres Geliebten erſchien ihr mit einemmal in einem ſo komiſchen Lichte, daß ſie darüber in lautes Gelächter ausbrach, welches immer unaufhaltſamer wurde, je mehr Sir Charles ſich darüber erzürnte. Selbſt nachdem er beim Fortgehen die Thüre ſo unſanft hinter ſich zugeſchlagen hatte, daß das ganze Haus davon erbebte, lachte Roſabella noch immer fort, und es währte ſehr lange, ehe ſie ſich wieder einigermaßen zu faſſen vermochte.

Der Rittmeiſter erwartete indeſſen Vicktorinen an der Thüre ihres väterlichen Hauſes und trug die Zitternde in der Freude ſeines ehrlichen Herzens beinahe die Treppe hinauf, ohne dieſesmal um ſeine Agathe ſich zu bekümmern. »Horſt!« flüſterte Vicktorine, athemlos vor Furcht, den erzürnten Vater unter die Augen zu treten, — »Horſt was haben ſie angeſtellt!«

»Befreit habe ich Sie, Kuſinchen, mein der Tante gegebenes Wort habe ich gelöſet,« erwiederte er ihr jubelnd, indem er ſie ins Wohnzimmer führte, wo ſie zu ihrer großen Beruhigung niemanden antraf als Angelika, die ihr freudig entgegeneilte.

»Du biſt befreit, meine Vicktorine, ich hoffe Du biſt es und wirſt es bleiben,« ſprach Angelika und drückte ſie liebevoll an ihr Herz. »Anna wird, wenn ſie heimkehrt, den Troſt haben, ihren Liebling fröhlicher, hoffnungsreicher wieder zu finden, als ſie ihn verließ, ihre Thränen werden ſchneller verſiegen wenn ſie — O Vicktorine,« ſetzte ſie ſchnell abbrechend hinzu, »ich ſelbſt bin in dieſem Augenblicke ſo ſeelig, ſo innig erfreut, vor allem darüber, daß die ſchwere Wahl von Dir genommen iſt, dem Vater widerſtreben zu müſſen, oder die heilige Treue zu verletzen.«

Vicktorinens Augen floſſen vor Wehmuth über, indem ſie die Freundin betrachtete, die jetzt plötzlich ſehr bleich werdend, in ihre Arme ſank, und mit dem Abglanz des Himmels im faſt brechenden Blick, zu ihr hinauf ſah. Die Arme war unglücklicher Weiſe Zeuge eines ſehr ſtürmiſchen Auftritts zwiſchen Horſt und dem alten Kleeborn geweſen, als beide aus dem Theater nach Hauſe kamen; Schrecken und Furcht hatten ſie dabei weit gewaltſamer ergriffen, als ihre ſchwachen Kräfte es zu tragen vermochten und obgleich Horſt die erſte freie Minute benutzte, um ſie zu beruhigen, ſo vermochte ſie es dennoch nur mit der größten Anſtrengung, bis zu Wicktorinens Heimkehr ſich aufrecht zu erhalten.

Freundlich wie immer eilte Agathe augenblicklich herbei, ſie zu unterſtützen. »Laß mich das müde Kind zur Ruhe bringen,« ſprach ſie, indem ſie ſorgſam ſie fortführte, »überlaßt ſie ruhig meiner Pflege, ich wanke und weiche die ganze Nacht nicht von ihr. Horſt mag indeſſen hier der Verkündiger ſeiner eignen Thaten ſeyn und den Dank der Dame ſich abfordern, der er ſich zum Ritter geweiht hat,« ſetzte ſie im Herausgehen mit dem ihr eignen ſchalkhaften Lächeln hinzu.

»Iſt es nicht, als ſähe man eine geknickte Lilie an eine vollblühende Zentifolie gelehnt?« ſprach Horſt, indem er den beiden Mädchen nachblickte. »Und Sie, Kuſinchen!« ſetzte er hinzu, indem er ſich zu Vicktorinen wandte, die ihrem ſo lange zuſammengepreßten Herzen noch immer in Thränen Luft machte, »Sie kommen mir auch gerade wie eine vom Platzregen durchnäßte Nachtigal vor, die es gar nicht glauben mag, daß die Sonne wieder ſcheinen wird, obgleich ſie ſchon durch die Wolken bricht. Gott mag wiſſen, wie ich heute zu poetiſchen Vergleichen komme, aber ein Wunder iſt es nicht, wenn ich am Ende ſelbſt, unter ſo ſeltſamen Leuten auch anfange, etwas ſeltſam zu werden. Habe ich mich doch wie ein Kind auf den Jubel gefreut, der heute Abend hier unter uns laut werden ſollte, und nun wird die Eine ohnmächtig und ich bekomme darüber meine Braut, die einzige recht vernünftige Perſon unter uns, dieſen Abend nicht wieder zu ſehen. Die Andre, die vor Allen Urſache hat froh zu ſeyn, will hier auf den Sopha in Thränen zerfließen, und unſre kleine Babet dort drüben ſitzt in einem Eckchen zuſammengedrückt und hat Migräne. Iſt das die neue gebildete Art ſich zu freuen, ſo bleibe ich bei der alten, die mir weit beſſer gefällt.«

Babet, welche bis jetzt ſchwer ſeufzend da ſaß und bald ihre Ohrringe anfühlte, bald den Kamm, den ſie aus ihren Locken gezogen hatte, mit trüben Blicken betrachtete, ſprang jetzt auf, ergriff ein Licht, ſchleuderte auf Horſt den wüthendſten Blick, den ihre hübſchen blauen Augen nur aufzubringen vermochten, und verließ mit einem halb trotzigen halb weinerlichen »Gute Nacht!« das Zimmer, Vicktorine aber reichte mit bittend freundlicher Gebehrde dem Rittmeiſter die ſchöne Hand hin, ohne vor innerer Bewegung ein Wort hervorbringen zu können.

»Gute, liebe Vicktorine!« ſprach Horſt, indem er freundlich ihre Hand ergriff, »ich weiß wohl, daß ein junges Mädchen die Ereigniſſe des Lebens mit ganz andern Augen anſieht als ein Huſar, ich habe alle mögliche Ehrfurcht vor dem feineren Gefühle der Frauen und werde es nie wiſſentlich verletzen, aber jetzt wollte ich doch, ſie ſprächen zu mir, denn mir wird wahrhaftig allmählig zu Muthe, als hätte ich ein böſes Gewiſſen, und ich habe es doch mit Allen, beſonders mit Ihnen recht gut gemeynt, obgleich es mir jetzt vorkommen will, als hätte ich es Ihnen nicht recht gemacht. Ich bitte Sie, mir zu vergeben, wenn es ſo iſt, obgleich ich nicht begreife wie es damit zugegangen ſeyn kann.«

»Glauben Sie mir,« erwiederte jetzt Vicktorine, indem ſie mit gewaltſamer Anſtrengung ſich zuſammennahm, »glauben Sie mir, ich fühle, was ich Ihnen ewig zu verdanken haben werde, aber, guter treuer Freund! verargen Sie es mir nicht, daß ich für jetzt mich noch nicht ſo freuen kann wie ich ſollte; laſſen Sie mir Zeit, mich ſelbſt wieder zu finden. Alles iſt mir wie ein Traum, Sie und Angelika ſagen: ich ſey befreit. Bin ich es denn? wirds mein Vater — Ach, mein Vater!

wie bangt mir vor ſeinem Wiederſehen! und doch ſehne ich mich darnach!«

»Heut,« erwiederte Horſt, »werden Sie ihn nicht ſehen, er wird die halbe Nacht hindurch auf ſeinem Comtoir vollauf zu thun haben, um den alten Müller, den Sie, liebe Vicktorine, weit mehr zu verdanken haben, als Sie wohl glauben, mit allen Nöthigen zu ſeiner Reiſe nach Amſterdam auszurüſten.«

»Müller reiſt nach Amſterdam!« rief die erſtaunte Vicktorine.

»Noch vor Tagesanbruch und obendrein mit Kurierpferden,« antwortete Horſt. »Er geht, um den alten Wißmann, dem er perſönlich bekannt iſt, über das Benehmen ſeines Sohnes weit beſſer mündlich ins Klare zu ſetzen, als dieſes durch Briefe geſchehen könnte. Der alte Herr, der ein ſehr wackrer Mann ſeyn ſoll, wird gewiß ſelbſt einſehen, daß man unter dieſen Umſtänden Herrn Kleeborn nicht beſchuldigen kann, er nähme ſein Wort zurück, wenn er die Verbindung zwiſchen Ihnen und Sir Charles wie aufgelöſet betrachtet, indem dieſer während ſeines langen Aufenthaltes bei uns noch nicht den geringſten Schritt gethan hat, um ihn an die Erfüllung deſſelben zu erinnern und ſich überdem ſo betragen, daß dieſer Bruch, als durchaus von ſeiner Seite herrührend, betrachtet werden muß. Glauben Sie nun, daß es mit Ihrer Befreiung Ernſt ſey?«

Vicktorine vermochte nur durch freudig bejahende Zeichen zu antworten und winkte ihm, fortzufahren.

»Auf dieſe Weiſe,« ſprach Horſt, »wird Ihr Vater der Sorge enthoben, ſeinem alten Freunde wortbrüchig zu erſcheinen, und hoffentlich wird auch keine Abänderung in ihrem, durch die Zeit geheiligten, Beiden Ehre und Vortheil bringenden Verhältniß entſtehen. Der gute alte Müller, der Ihnen wie Ihrem ganzen Hauſe mit unſäglicher Treue und Liebe ergeben iſt, war der Erſte, der dieſen Vorſchlag in Anregung brachte, als er den Zorn und zugleich die Verlegenheit Ihres Vaters ſah. Denn ich rief ihn mir zur Hülfe und durfte es, da ich wohl weis, in welchem Grade er das Vertrauen ſeines Herrn durch mehr als dreißigjährige Dienſte ſich erworben hat. Ich wünſche, Sie hätten geſehen, wie die Augen des alten Mannes glänzten, indem er verſicherte, daß er, trotz ſeiner Jahre, die Beſchwerden der Reiſe gern auf ſich nehmen und wenn es ſeyn müßte Leib und Leben daran ſetzen wolle, um nur das liebe Fräulein Wicktorine vor einer Verbindung zu bewahren, der er immer mit ſchweren Herzen entgegengeſehen habe. Sogar Herr Kleeborn ſelbſt drückte gerührt ihm die Hand. Ich kann Ihnen den Troſt geben, daß der Schmerz Ihres Vaters über das Fehlſchlagen eines lange gehegten Lieblingsplans ſich ſeit der Ausſicht, ſeinen alten Freund nicht dadurch zu verlieren, ſehr gemildert hat. Er hat mir ſogar gedankt, daß ich, wenn gleich, wie er glaubt ohne es zu ahnen, die Veranlaſſung gegeben habe, ihn von der Gegenwart eines Menſchen zu befreien, deſſen immer unleidlicher werdender Uebermuth ihm täglich unerträglicher wurde, und der nur heute Morgen durch die niedrigſte Heuchelei ſich ihm zum erſtenmal in einem günſtigeren Lichte zu zeigen wußte.«

»Alſo iſt es wirklich wahr, und ich bin aller Qual und Sorge, jeder Furcht vor der nächſten Stunde, die oft mich faſt zu Boden drückte, überhoben,« ſprach Vicktorine hochaufathmend. »Wie kann ich je dieſes Ihnen verdanken, denn daß Sie abſichtlich die Kataſtrophe dieſes Abends herbeiführten, werden Sie mir nicht ableugnen wollen. Und doch! ich ehre Ihren geraden Sinn zu ſehr, um auch gegen Sie nicht ganz offen zu ſeyn, ſelbſt mit Gefahr, Ihnen undankbar zu erſcheinen. Lieber guter Horſt, mußte es denn gerade auf dieſe Weiſe geſchehen? konnten Sie meinem Vater nicht dieſe Aufſehen erregende Scene erſparen, die ſein Stolz, und das mit Recht, ſehr kränkend empfinden muß; war es nicht möglich, ihm auf ſanftere Weiſe über den Unwerth dieſes Menſchen die Augen zu öffnen?«

»So ſind die Mädchen,« erwiederte Horſt lachend, »tragt ſie auf den Händen bis Rom, und ſetzt ſie am Thore etwas unſanft nieder, und ihr werdet geſcholten. Doch Sie ſind wenigſtens ſo billig, mich nicht wie einen Spion ungehört zu verdammen, ſondern wollen erſt ordentlich Kriegsrecht über mich halten. So hören Sie denn meine Vertheidigung.«

»Fürs erſte will ich nicht läugnen, daß ich heut jeden Schritt unſers gemeinſchaftlichen Feindes den ganzen Tag über bewachte, denn ſein gar zu ſchmiegſames Betragen an dieſem Morgen zeigte mir deutlich, daß er etwas im Schilde führe. Ich will nicht läugnen, daß Fräulein Natalie ohne mich an die heutige Oper ſchwerlich gedacht haben würde, und daß ich es für eine erlaubte Kriegsliſt hielt, durch ſie das Zuſammentreffen im Theater herbeizuführen, von dem ich feſt überzeugt war, daß es ſo enden mußte, wie, gottlob! geſchehen iſt. Schon lange wartete ich auf eine ſolche Gelegenheit, Herrn Kleeborn über das unſittliche Leben ſeines erkohrnen Schwiegerſohns die Augen zu öffnen. Die Ankunft der Tänzerin war mir ſchon einige Tage vor der Abreiſe der Tante bekannt geworden, und ich ſtand eben im Begriff, auch ſie davon zu benachrichtigen, als ihr plötzlicher Abſchied uns alle überraſchte. Warum ſollte ich die letzten Augenblicke, welche die würdige Dame in unſerem Kreiſe zubrachte, durch eine ſolche Nachricht beunruhigen, da ich überzeugt war, alles ohne ihre Hülfe an den Tag bringen zu können, beſonders da ſie mir noch in den letzten Stunden die Ehre erzeigte, mich zum Beſchützer ihrer geliebten Vicktorine zu ernennen?«

»Aber, lieber Freund, konnten Sie denn nicht — —«

»Ihrem Vater alles erzählen, nicht wahr?« fiel Horſt ein. »Für mein Leben gern hätte ich das gethan, aber wer ſtand mir denn dafür, daß Herr Kleeborn mir glauben, daß es jenem liſtigen Menſchen nicht gelingen würde, ſich weiß zu brennen, und dem alten Herrn ein X für ein U zu machen? Denn wer in der Welt zweifelt nicht gern ſo lange als möglich an einer Wahrheit, die ſeinen liebſten Wünſchen widerſpricht? Am Ende konnte dadurch vielleicht die öffentliche Erklärung Ihrer Verbindung nur noch beſchleunigt werden.

Solchen Kämpfen durfte ich Sie nicht ausſetzen, ich mußte den Augenſchein unwiderleglich für uns ſprechen laſſen, und den ſicherſten Weg wählen, wenn gleich er nicht der angenehmſte war.«

»Ich fühle wie ſehr Sie Recht haben, und doch kann ich nicht umhin, die Kränkung, die mein Vater erduldet hat, ſchmerzlich zu empfinden. Was ſagte er denn, wie benahm er ſich?« ſprach Vicktorine.

»Danken Sie Gott, daß Sie nichts davon geſehen und gehört haben, »erwiederte der Rittmeiſter, »und verlangen Sie nicht, es genauer zu erfahren. Daß der Papa anfangs ſehr wild war, können Sie ſich leicht denken; Sie kennen ſeine heftige, alles Widerſpruchs ungewohnte Natur. Es war ein Glück, daß ich ihn nicht aus den Augen lies, ſonſt wäre er hingegangen, den Sir Charles zur Rede zu ſtellen, und daraus hätte doch nur ſehr Unfreundliches entſtehen können. Es dauerte lange, ehe ich ihn bereden konnte davon abzuſtehen. Endlich willigte er ein, als ich ihm vorſtellte, daß Sie doch noch nicht förmlich verſprochen wären, und daher ein ſolcher Schritt von Seiten Ihres Vaters Sie nur erniedrigen könne. Am ſchwerſten wurde es mir, ihn über die öffentliche Beſchimpfung zu beruhigen die er erlitten zu haben glaubte, und ihm begreiflich zu machen, daß niemand beſchimpſt ſey, als Sir Charles ſelbſt. Zum Glück kam Müller bald dazu, und half mir den aufgebrachten alten Herrn nach und nach in einem Grade beſänftigen, wie ich es ſelbſt ſobald nicht erwartet hätte.«

»Was wird nun zunächſt geſchehen?« rief Vicktorine noch immer ſehr beklommen. »Wie werde ich morgen meinem Vater finden? - Wie wird Sir Charles ſich ferner gegen uns benehmen? Ach wäre die Tante mir zur Seite, ohne Sie irre ich wie verloren und weis nicht was ich ergreifen ſoll.«

»Ich wollte auch, ſie wäre bei uns, die würdige liebe Dame, erwiederte Horſt, wenn ich gleich vielleicht Ihnen diesmal in Ihrem Geiſte rathen kann. Geduld und Kurage, glauben Sie mir, Kuſinchen, damit kommt man in der Welt überall durch und die Tante ſelbſt vermöchte es nicht, Ihnen etwas beſſeres zu empfehlen. Von dem fremden Narren werden Sie hoffentlich nichts mehr hören oder ſehen, denn ich wüßte doch nicht, wie er, trotz ſeiner Frechheit es anfangen wollte, nach einem ſo öffentlichen Scandale ſich noch hier im Hauſe zu zeigen. Und im höchſten Nothfall iſt Herſt auch noch bei der Hand. Beim Papa wird wohl ſchlecht Wetter im Kalender ſtehen, aber wenn das nun auch einige Tage oder Wochen hindurch währte — —«

»Alles, alles will ich mit der kindlichſten Unterwerfung ertragen,« fiel Vicktorine lebhaft ein. »Ich weis ja, welch ein lang gehegter Lieblingsplan ihm zu Grunde gegangen iſt. Wie ſollte ich da nicht alles thun, um meinem Vater zu beweiſen, daß ich mit wahrem Schmerze mein Glück auf Koſten ſeiner Zufriedenheit erkauft ſehe.«

»So iſt's Recht,« ſprach Herſt, »die Tante ſelbſt könnte nicht vernünftiger Ihnen rathen. Bleiben Sie dabei, Kuſinchen, und laſſen Sie für das Uebrige den lieben Gott ſorgen.«

Alle Fenſter der Hauptetage im Hotel d'Angleterre ſtanden am folgenden Morgen weit offen, und man ſah deutlich das geſchäftige Walten der Beſen und Borſtwiſche im Innern der Zimmer, denn Sir Charles und ſein ganzes Gefolge waren über Nacht ſo vollkommen daraus verſchwunden, wie die bunten Bilder einer Laterna-Magika von einer weißen Wand, wenn Licht herein gebracht wird. Keine Spur war von dem ganzen luſtigen Treiben übrig geblieben, nur ein geſchäftiger Lohnbedienter galoppirte noch durch die Straßen, um in den angeſehenſten Häuſern der Stadt die zierlichſten mit Sir Charles Namen und p. p. c. bezeichneten Karten auszutheilen, und auch bei Herrn Kleeborn wurde eine ganze Hand voll derſelben abgegeben.

So hatte denn auch für dieſesmal der zweite Roman der ſchmerzlich betrübten Babet ſein Ende erreicht, ohne daß ihr weiter etwas davon übrig geblieben wäre, als ein ſolches buntpapiernes, mit goldnem Rande verziertes Denkmal ſeeliger Täuſchungen, und ſie unterlies auch dieſesmal nicht, es reichlich mit ihren Thränen zu benetzen, ehe ſie es zu Theodors Abſchiedskarte legte.

Nach reiflicher Ueberlegung hatte Sir Charles am vorigen Abend es denn doch aufgegeben, Herrn Kleeborn über ſein Erſcheinen im Theater zur Rede zu ſtellen, wie er es anfangs willens geweſen war. Wilkinſon und der Kammerdiener, ſeine beide Vertrauten, fühlten ſo gut als er ſelbſt, daß dabei wenig Ehre zu erlangen ſeyn würde; ſie riethen ihm daher nach Kräften davon ab, und brachten ihn lieber auf den Gedanken, plötzlich die Stadt zu verlaſſen, um ſich auf dieſe Weiſe in den Augen des Publikums das Anſehen zu geben, als habe er abſichtlich eine Verbindung auf eine ſo beleidigende Weiſe abgebrochen, die er, ihrer äußern Vortheile willen, doch im Grunde ſeines Herzens ſehr ungern aufgab und gern wieder angeknüpft hätte, wenn dieſes nur einigermaßen als möglich ihm erſchienen wäre.

Auch die ſogenannte polniſche Gräfin verſchwand mit ihm um die nämliche Stunde aus ihrer Wohnung, doch ſcheint ſie ſich bald darauf von ihm getrennt zu haben, denn nach wenigen Wochen las man in öffentlichen Blättern von ihrem Auftreten als Tänzerin auf einigen der größten Theater in Deutſchland, wo ſie indeſſen auch nicht die erwartete Anerkennung ihres Talents gefunden zu haben ſchien.

Vicktorine hatte freilich noch eine harte Scene mit ihrem Vater zu beſtehen, der ſie, was lange nicht geſchehen war, in ſein Kabinet rufen lies, um ihr anzukündigen, daß ihre Verbindung mit Sir Charles völlig aufgehoben ſey. Er unterlies es nicht, ſie dabei mit Vorwürfen über ihr wohlberechnetes kaltes Benehmen gegen dieſen zu überhäufen, welches, wie er ihr Schuld gab, den jungen Mann angereizt habe, ſie ſowohl als ihren Vater abſichtlich zu beleidigen. Vicktorine trug alles mit Geduld, wie ſie es ſich vorgenommen hatte, und wagte es ſogar nicht auch nur eine Silbe ihm entgegen zu ſtellen, als er ſie zuletzt warnte, ſich ja nicht durch dieſen Vorfall nur um einen halben Schritt einer Verbindung mit dem jungen Holm näher gebracht zu glauben. Er redete ſich ſelbſt immer tiefer in ſeinen Zorn hinein, je länger er ſprach und die demüthige Ergebenheit, mit der ſie alles über ſich ergehen ließ, brachte ihn immer mehr auf, bis er ſie endlich entließ, weil er nichts mehr zu ſagen wußte und ſich obendrein heiſer geſprochen hatte.

Die Art, mit der viele der geachtetſten Männer der Stadt gegen Herrn Kleebern Sir Charles letztes Betragen erwähnten, trug viel dazu bei, ihn heiterer zu ſtimmen, und wenigſtens den Wahn einer durch daſſelbe erlittenen Beſchimpfung ihm zu benehmen, aber dennoch vergingen viele Wochen, ehe er es über ſich gewinnen konnte, Vicktorinen mit gewohnter Freundlichkeit zu begegnen. Geſchah dieſes ja einmal in einem Augengenblicke des Vergeſſens, ſo ſuchte er gewiß im nächſten dieſes Verſehen durch verdoppelte Härte wieder zu verbeſſern.

Vicktorine blieb ſich in ihrem Betragen immer gleich, und ſuchte durch die kindlichſte Ergebung, und nie ermüdende Aufmerkſamkeit auf jeden ſeiner Wünſche, das Herz des Vaters ſich wieder zu gewinnen, aber es ſielen dennoch täglich neue unangenehme Scenen vor, bei denen niemand mehr litt als die arme Angelika. Liebe und Ruhe waren das Element ihres Daſeyns und der zarte Faden, an dem ihr Leben noch ſchwebte, erzitterte oft im allerſchmerzlichſten Mitgefühle bei jeder ſtillen Thräne, jedem leiſen Seufzer ihrer Vicktorine. Für den eignen Schmerz hatte ſie keine Thränen mehr, ſie liebte ihn ſogar, denn er erſchien ihr jetzt wie ein Engel des Lichts, der ſie der Vollendung immer näher führte, doch bei dem Anblicke des getrübten Frühlings ihrer in voller Jugendherrlichkeit blühenden Freundin öffnete ſich von neuem dieſe Quelle, und ſtieg oft mit ſtechendem Schmerze, wie aus der tiefſten Tiefe ihrer Bruſt, in das verklärte Auge, das lange ſchon im Vorgefühl der nahen Himmelsſeeligkeit nur zu lächeln gewohnt war.

Inhalt einiger der Papiere, welche Anna von Falkenhayn in den verborgenen Fächern des elfenbeinernen Käſtchens fand.

Bernhard von Leuen an ſeinen Bruder Albert von Leuen. Gleich nach des Erſtern Ankunft auf der Inſel Maltha geſchrieben.

Um Dir, guter Albert! meinen letzten Abſchiedsgruß zu ſenden, benutze ich die Rückkehr des Schiffes, das mich mit dem günſtigſten Winde wie im Fluge von Venedig hierher brachte. In dem freudigen Rauſche der jetzt Dich beſeeliget, haſt Du, Glücklicher! hoffentlich längſt ſchon die einzige Täuſchung verſchmerzt, welche ich mir jemals gegen Dich erlaubte, indem ich nicht, wie ich Dich glauben lies, von der kleinen Reiſe nach St*** nochmals zu Dir zurückkehrte. Warum ſollte auch meine ernſte, trübe Geſtalt ſich nochmals in das Paradies Eurer jungen Liebe ſtöhrend eindrängen wollen? Wer ſelbſt nicht glücklich iſt, meide ja die Geſellſchaft der Glücklichen, ſeine Gegenwart iſt unheilbringend, ſie wirft erkältende Schatten in die friſch aufgehende Blüthe des Lebens; denn wer dieſer ſich recht erfreuen ſoll, der darf nie daran erinnert werden, wie leicht alles anders ſeyn könnte, und wie oft zwiſchen Morgen und Abend eines einzigen Tages die unerwartete Entſcheidung eines ganzen Menſchenlebens liegt.

Die Kluft zwiſchen mir und meinem Vaterlande iſt jetzt ſehr bedeutend, und meine Ruhe, das einzige Gut nach welchem ich ſtreben kann, erfordert, daß ich alles meide, was jene Kluft mir auch nur ſcheinbar verkleinern könnte. Ich habe viel zu vergeſſen und wem es damit wahrer Ernſt iſt, der hüthe ſich vor dem Schreiben, denn die Feder iſt in dieſer Hinſicht die gefährlichſte Vertraute. Daher wirſt auch Du ſogar nur ſelten Nachricht von mir empfangen, und vielleicht gehen Jahre darüber hin. Was könnte ich Dir auch von mir zu melden haben? Die Geſchichte meines Lebens iſt hoffentlich abgeſchloſſen, und was ich über Dich und Deine Verhältniſſe Dir ſagen könnte, würde doch nichts anders ſeyn, als Wiederholung der ernſten Bitten und Ermahnungen, die ich Dir während unſers kurzen Beiſammenlebens unaufhörlich an das Herz legte. Selbſt ſchon dieſer Brief kann beinahe nichts anders als jene Wiederholungen enthalten; bewahre ihn wohl, lies ihn zuweilen wenn Du nach mir und meinem Rathe Dich ſehnſt, und möge Dir dann ſeyn, als hörteſt Du nochmals die warnende Stimme des von der Natur Dir zugegebenen Freundes, der Dich und Dein Glück im Herzen trägt und tragen wird, wenn gleich ſeine gegenwärtige Stimmung ihm nicht erlaubt, Dir aus der Ferne oft ein Zeichen davon zu ſenden.

Vor Allem laß mich die dringendſte meiner Bitten Dir nochmals vortragen, die Bitte: nie, unter keinen Umſtänden die ſtille Burg unſerer Väter mit einem andern Wohnorte zu vertauſchen. Wer, wie Du, das hohe Glück reiner Liebe, die Krone des Lebens errungen hat, der ſtrebe doch ja nach Einſamkeit mit der Geliebten; nur in dieſer kann es wachſen und dauernd beſtehen, ſo wie die Alpenroſe ſich auch nur im reinen Aether ihrer hohen einſamen Berge in all' ihrer Pracht entfalten kann. Albert! bange Sorge um Dich bewegt mein Gemüth. O fliehe die Welt, wenn Du Dein Glück Dir rein bewahren willſt! laß Dich von ihrem Flitterglanze nicht verlocken. Du kennſt ſie nicht, Du weißt nicht, Du ahneſt nicht, wie die edelſte Natur, das Meiſterwerk des hohen Schöpfers, in jenem glänzenden Gewühle hinabgezogen, entwürdigt werden kann. Ich aber habe es erfahren! Du und Luiſe, ihr einfachen, fröhlichen, harmloſen Kinder, was wolltet ihr dort? Wie könntet ihr beide in Eurer glücklichen Unbefangenheit jemals ungeſtraft es wagen, Euch jenem ſchlüpfrigen Pfade anzuvertrauen, der ſelbſt den Erfahrnen, von Jugend auf mit ihm Bekannten Verderben und Untergang droht.

Du wirſt auf der Burg unſerer Väter mit Deiner Luiſe Dich zwar einſam, doch nicht allein befinden, denn Hunderte gehören zu Euch, die durch Deine Geburt von der Natur an Dich gewieſen wurden und jetzt hoffend zu Dir hinaufblicken.

Du ſelbſt haſt freilich im Laufe Deines jungen Lebens noch nichts verbrochen, guter Albert, aber bei aller Deiner Schuldloſigkeit haſt Du dennoch vieles gut zu machen, was in frühern Zeiten Deine Verfahren verſchuldeten, ob gezwungen oder freiwillig? gilt hier gleich. Betrachte in den Dörfern, die zu Deinen Beſitzungen gehören, die armen verfallnen Hütten, den elenden Zuſtand ihrer mehr als zur Hälfte verwilderten Bewohner; dieſer Anblick wird Dich beſſer über das was Dir obliegt belehren, als Worte es vermöchten. Nie wird Langeweile Dir nahen, weil es Dir an Beſchäftigung nie fehlen kann, wenn Du mit redlichem Eifer die Pläne zur Verbeſſerung des Zuſtandes Deiner Güter auszuführen ſuchſt, die ich Dir vor meiner Abreiſe zum Theil ſchriftlich vorlegte; auch Luiſe wird in heiter verſtändiger Thätigkeit Dir zur Seite als Deine Gehülfin ſich beglückt fühlen, und ſich nach andern Freuden niemals ſehnen.

Ein Name wie der Deine, von Ahn zu Ahn Jahrhunderte hindurch ehrenvoll bis auf Dich herabgeführt, iſt ein Kleinod, deſſen Werth Du nie zu hoch anſchlagen kannſt, wenn Du dabei die heiligen Verpflichtungen nicht aus den Augen verlierſt, welche dieſe unverdiente Gunſt des Schickſals Dir auferlegt. Erinnerſt Du Dich noch, wie uns Beiden das Herz aufging, als wir Hand in Hand in der, dem Andenken unſrer Vorfahren gewidmeten Gallerie ſtanden und die lange Reihe ehrwürdiger Geſtalten betrachteten, welche vor uns in dieſen Räumen walteten? Und doch war der erſte unter ihnen, er, der einzige, welcher keine Ahnen aufzuzählen hatte, bei weitem der Gröſste. Denn viel ehrenvoller iſt es, der Gründer eines kraftvollen herrlichen Stammes zu ſeyn, als ſich, durch das Verdienſt edler Vorfahren gehoben, auf ſchon gebahntem Wege gemächlich durch die Welt helfen zu laſſen.

Doch Dir, mein Bruder! eröffnet ſich eine Ausſicht, die Ehrenkrone unſers Stammvaters mit ihm einſt theilen zu können. Zwar biſt Du der letzte unſers alten edlen Namens, doch hoffentlich wird er wieder neues Leben gewinnen, und Du ſtehſt einſt in der Mitte zwiſchen der langen

Reihe unſrer Vorfahren und einer zahlreich erblühenden, bis in die ſpäteſte Zeit hinab reichenden Nachkommenſchaft. Du kannſt es erringen, daß einſt Deine Urenkel und die Deiner Unterthanen, vorzüglich vor Deinem Bilde gern bewundernd verweilen und daß der Vater, indem er dem Sohne es zeigt, zu ihm ſpreche: neige dich ehrfurchtsvoll vor dieſem Albert, er verlieh dem zu ſeiner Zeit faſt ganz geſunknem Hauſe der von Leuen neues Leben, er allein erhob es wieder zu ſeinem urſprünglichen Glanze, indem er Freude und Wohlhabenheit bis in unſre Hütten verbreitete und durch Thätigkeit, Umſicht und weiſe Sparſamkeit wieder aufbaute, was eine verworrene, unheilbringende, kriegeriſche Zeit zerſtört hatte.

Doch glaube nicht, daß ich verkenne, auf welch' ein ſchweres Unternehmen ich hier hindeute; oft ſchon, mein theurer Bruder, wenn Du vergebens nach Dir genügenden Worten ſuchteſt, um Deine gränzenloſe Dankbarkeit mir auszudrücken, fiel es mir ſchwer aufs Herz, daß ich durch die Uebertragung der Rechte meiner Erſtgeburt Dir weniger als Nichts gewährte, wenn Du nicht ſelbſt mit raſtloſem Eifer Dein Leben daran ſetzen willſt, um Dein Beſitzthum wieder zu dem zu erheben, was es vor den Verwüſtungen des ſiebenjährigen Krieges, und der aus den langen Abweſenheiten ſeiner Eigenthümer entſtehenden Verwahrloſung geweſen iſt. Einem edlen freien Geiſte wird es unendlich leichter, Neues zu ſchaffen, als Verworrenes, Zerſtörtes wieder zu ordnen und aufzurichten. Es wollte mir daher oft unbillig erſcheinen, daß ich Dir, dem Knabenalter kaum Entwachſenen, eine ſo ſchwere Aufgabe aufbürden konnte, und einzig die Ueberzeugung, daß ich durch dieſe Handlung nur der Zeit um einige Jahre zuvoreile, konnte mich darüber beruhigen. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur wären Dir, dem um viele Jahre jüngern Bruder, dennoch die Verpflichtungen einſt zugefallen, die Du, von mir veranlaßt, ſchon jetzt übernimmſt. Als geiſtlicher Ritter hätteſt Du ihnen noch weniger genügen können, unſer alter edler Name wäre mit Dir erloſchen und das Eigenthum unſrer Väter, die Sorge für das Glück derer, die ſeit undenklicher Zeit vom Vater auf den Sohn gewohnt waren, dem Schutz eines von Leuen anvertraut zu ſeyn, wäre fremden Händen zugefallen. Da ſey Gott vor, daß ich dies zugeben ſolle, wenn ich es ändern kann.

Ich, mein Albert! ich bin vom Schickſal unabwendbar beſtimmt, einſam zu leben und zu ſterben, ich müßte es, und wärſt Du nie geboren. Sahſt Du niemals einen Baum, ſtark und feſt dem äußern Anſchein nach, aber an der eigentlichen Wurzel ſeines Lebens nagt ein heimlicher Wurm, er kann noch eine Weile fortgrünen, doch der Raum um ihn her bleibt ewig öde, und in ſeinem kalten Schatten ſproßt kein junges Leben wieder auf. Sahſt Du je einen ſolchen Baum? Er war das Bild Deines Bruders. Frage mich nicht weiter, ich kann und will keine Deiner Fragen über dieſen Punct beantworten, aber glaube mir, wenn ich mit dem tiefen Ernſt eines auf den Tod Verwundeten Dir ſage: es iſt ſo.

Laß dieſen Ausſpruch Dich nicht zu ſehr um meinetwillen betrüben, denn ich habe einſt auch gelebt, ein kurzes aber ſchönes, vom ſeeligſten Traume hochbeglücktes Leben, doch jetzt iſt es dahin. Für andere kann ich noch wirken, ſo lange die Sonne mir ſcheint, für mich nicht mehr, denn ich habe keinen Wunſch mehr auf Erden, alles, alles iſt vorbei. Daß ich aber, indem ich that, was ich für Recht und nöthig erkannte, zugleich Dein und Luiſens Glück erbauen durfte, das iſt die letzte Gunſt, welche das Geſchick mir gewährte; ich achte ſie um ſo höher, je weniger ich mir noch einer ſolchen im Laufe meines Lebens gewärtig war.

Sorge auch übrigens nicht um mich; zwar bin ich bis heut' hier völlig fremd geblieben und weiß Dir über die hieſige Zuſtände nichts mitzutheilen, doch Raum für Thätigkeit giebt es überall. Ich brauche nur dieſen noch, auch hier werde ich ihn entdecken und denke, ſo mich ganz leidlich von einem Tage zum andern hinüber zu helfen.

Zugleich mit dieſem Briefe wird das Dir wohlbekannte Käſtchen von Elfenbein Dir eingehändigt werden, welches lange Jahre hindurch in unſrer Familie hochgehalten und bewahrt wurde. Ich ſende es Dir zurück, weil es hier dereinſt ſehr leicht in fremde Hände fallen könnte; bewahre es wohl und laſſe es nie von Dir, behalte es zu meinem Andenken, wenn es Dir dadurch vielleicht lieber werden ſollte. Du findeſt [illegible] mit einigen Kleinigkeiten an Schmuck und Seltenheiten angefüllt, wie dieſes Land ſie bietet. Uebergieb dieſe Deiner Luiſe in meinem Namen; ſie ſind an ſich beinahe ohne Werth, doch ich hoffe, Luiſe wird um meinetwillen ſie nicht verſchmähen.

Den Ring mit meinem Bildniß, den Du jenen Dingen beigefügt findeſt, beſtimme ich Dir, denn ich weiß, es wird Dich freuen, eine ſo treue Kopie meiner Züge zu beſitzen, doch trage ihn nie an Deiner Hand, und laſſ' auch Deine Luiſe dieſes nie thun. Eine der ſchmerzlichſten Erinnerungen knüpft ſich für mich an den Anblick dieſes Ringes; er darf nie zum Schmucke dienen, da er die Hand nicht ſchmücken durfte, für die er urſprünglich beſtimmt war. Und nun lebe wohl! Gott erhalte Dir Dein jetziges Glück und ſegne Dich mit Kraft und Muth und Ausdauer für die Bahn, welche Du zu gehen haſt.

Albert von Leuen an ſeinen Bruder Bernhard, [illegible]zehn Jahre ſpäter geſchrieben.

Wenn Du dieſe Schriftzüge erblickſt, mein edler ſchwer beleidigter Bernhard, ſo hat die alles ausgleichende Hand des Todes den Müden wirklich zur Ruhe geleitet, den Du ſchon vor langen Jahren zu den Verſtorbenen zählteſt. Dem Lebenden mußteſt Du zürnen, weil er, ſchwach und verblendet, den Pfad nicht zu halten wußte, den Du ſo weiſe als liebevoll ihm bezeichnet hatteſt; dem Todtgeglaubten haſt Du vergeben, dies fühlte er wohl, darum mochte er Dir nie wieder nahen, im Laufe des trüben Daſeyns, das er in tiefer Verborgenheit auf Erden noch fortführte, und wahrſcheinlich einige Jahre hindurch noch fortführen wird.

Daß Du aber dem Bruder gern ein willig Ohr leihen wirſt, wenn er, gleichſam aus ſeinem Grabe herauf, Dir am Ende ſeiner Bahn Rechenſchaft ablegen will, davon bin ich eben ſo überzeugt, als daß dieſes Bekenntniß ſeiner Verirrungen wie ſeiner Leiden ein menſchliches Herz bei [illegible] finden wird; denn auch ſie waren menſchlich. Kein Verbrechen laſtet auf Deinem armen Albert, das glaube feſt; der immer wache innere Richter giebt ihm das Zeugniß, daß ſein Streben zum Beſſern ſtets redlich war, wenn er gleich leider weder von der Natur noch durch ſeine Erziehung ſich dazu eignete, das zu werden, was Deinem höheren Geiſte aus ihm zu bilden möglich ſchien.

Und nun laſſ' mich noch einmal in meinem Leben wie der Bruder zum Bruder aus vollem Herzen zu Dir reden. Der letzte Ruhepunkt, den ich auf Erden zu finden beſtimmt war, iſt erreicht. Mein Pilgerſtab hängt über dem kleinen Altar meiner Laren, und ſoll nicht wieder herabgenommen werden, bis er zur Gruft mich begleitet. Doch jetzt lebe ich noch, und ein unwiderſtehliches Gefühl drängt mich zu Dir. Ich, der Verwaiſte, Verlaſſene — durch Schuld oder Unglück, nenne es wie Du willſt — von allem was mir einſt lieb war Verbannte, ich werfe mich an Deine Bruſt, um Dir zu klagen, wie ich irrte und wie die Strafe jedem meiner Irrthümer auf der Ferſe folgte.

Ich muß Dir auch mittheilen was mir gelang, was mich erfreute, und welche Ausſicht auf eine, alles ausgleichende Zukunft ſich mir eröffnet, indem doch eine Hoffnung mir fröhlich erblüht, eine von den vielen, die ich in eitle Truggebilde ſich auflöſen ſah.

Es wird nöthig dieſen Brief hier zu unterbrechen, um dem, was Albert ſeinem Bruder aus ſeinem ſpätern Leben mittheilt, eine kurze Ueberſicht der frühern Ereigniſſe deſſelben einzuſchalten, die Albert, als Bernharden vollkommen bekannt, übergeben mußte. Zugleich wird dem Leſer einiges wieder ins Gedächtniß zurückgerufen, was ſchon vorläufig nur flüchtig erwähnt iſt.

Albert wurde bekanntlich in Rom, dem Geburtsorte ſeiner Mutter, zum geiſtlichen Stande erzogen, dem er bei den ſehr geſunkenen Verhältniſſen ſeines Hauſes ohnehin gewidmet worden wäre, ſelbſt wenn ſeine Eltern ſich nicht nach einer kurzen, höchſt unglücklichen Ehe wieder von einander getrennt hätten. Doch überdem öffnete der mächtige Schutz eines Oheims ſeiner Mutter dem Knaben eine der allerglänzendſten Ausſichten auf der für ihn gewählten Bahn, denn als Kardinal und erklärter Liebling des damaligen Pabſtes übte dieſer eine faſt unumſchränkte Gewalt in ſeinem Wirkungskreiſe aus. Zwar lies er als ein ſehr frommer, den Vorſchriften ſeiner Kirche ſtreng ergebener Geiſtliche ſich nur ſelten einen Mißbrauch ſeiner Macht zu ſchulden kommen, dem Nepotismus jedoch, dieſer allgemeinen Erbſünde der höheren römiſchen Geiſtlichkeit, vermochte er nicht zu widerſtehen und ſo benutzte er zu Gunſten ſeines

Großneffen dem ihm verliehenen Einfluß, indem er, mit Umgehung aller Ordensregeln, dem Knaben faſt noch in der Wiege die Anwartſchaft auf eine bedeutende Komthurey des Maltheſerordens zu verſchaffen wußte, welche Andre durch jahrelange Anſtrengung im Dienſte des Ordens ſich erſt erwerben müſſen.

Sobald der Knabe weiblicher Pflege einigermaßen entbehren konnte, ward er von ſeinem vornehmen Beſchützer der mütterlichen Aufſicht entzogen und dem Pater Jeronimo übergeben, einem ſehr gelehrten Benediktiner, der ſeine eigne Jugend ſtets in klöſterlicher Einſamkeit zugebracht hatte, und mit frommer Scheu die ihm ganz unbekannte Welt als einen Sündenpfuhl betrachtete. Letzterem nicht nahen zu müſſen, hielt er für das größte Glück auf Erden.

Albert wuchs an der Seite dieſes Greiſes in ſo tiefer Einſamkeit auf, als wäre er mit ihm durch einen Zauberſpruch in die Thebaiſche Wüſte verſetzt worden. Er ſah beinah nichts und kannte nichts als ſeinen Lehrer, ſeine Bücher und die vier engen Wände einer Zelle im Kloſter oder des kleinen Zimmers im Pallaſte ſeines Oheims, welche er gemeinſchaftlich mit ſeinem Lehrer bewohnte. Denn Pater Jeronimo theilte ſeine Zeit zwiſchen dem Kloſter und dem Kardinal, der ihn zu ſeinem Allmoſenier ernannt hatte und ihn hauptſächlich deshalb auch zu Alberts Erzieher erwählte, um den Knaben weniger aus den Augen verlieren zu müſſen.

Albert konnte ſich nicht nach Genüſſen und Freuden ſehnen, die er ſelbſt dem Namen nach nicht kannte, aber wie alle von der Natur nicht ganz verwahrloſete Kinder, dürſtete er nach Beſchäftigung, jemehr er heran wuchs, und Jeronimo benutzte dieſes, um ihn ſo früh als möglich in das Reich der Wiſſenſchaften einzuführen, dem er ſelbſt alles Glück ſeines ſtillen einförmigen Lebens verdankte. Das Talent und die unermüdliche Wißbegierde des Knaben entzückte ſeinen Lehrer; er brachte es bald dahin, die klaſſiſchen Schriftſteller Roms und Griechenlands mit ihm in ihrer Urſprache leſen zu können. Zu ihren

Dichtern ſogar ging er über, ohne daß es dem in kindlicher Unbefangenheit grau gewordnen Alten einfiel, mit welchen Ahnungen eines, von dem ſeinen ganz verſchiedenen, genußreichen Lebens dieſe den Knaben erfüllen mußten, welcher zum Jüngling heranreifte. Während Pater Jeronimo mit trockner Schulgelehrſamkeit ſeinem Zöglinge die techniſchen Schönheiten eines ſeiner Lieblingsdichter auseinander ſetzte, oder in Vergleichung der verſchiedenen Lesarten irgend einer dunklen Stelle ſich vertiefte, führte die jugendliche Phantaſie den ſcheinbar Aufmerkſamen auf Adlersflügeln weit weg in ein magiſches Land, wo alles ihn entzückte und nichts ihm deutlich war, am wenigſten ſeine Wünſche und Hoffnungen.

Indeſſen wurde Albert unter der Leitung ſeines Lehrers dennoch grundgelehrt. In Athen, im alten Rom, in der Geſchichte der Völker, unter den Sternbildern des nächtlichen Himmels, war er vollkommen zu Hauſe, doch von den Verhältniſſen des wirklichen praktiſchen Lebens wußte er in ſeinem zwanzigſten Lebensjahre weit weniger, als ein gewöhnlicher Knabe von acht Jahren. Der Kardinal war indeſſen mit der geiſtigen Ausbildung ſeines Großneffen vollkommen zufrieden, das übrige, meynte er, würde zu ſeiner Zeit ſchon von ſelbſt ſich finden, und er trug kein Bedenken, als Albert das dazu erforderliche Alter erreicht hatte, ihm anzukündigen, daß er zur Reiſe nach Maltha ſich bereit halten ſolle.

Alberts Mutter war während dieſer Zeit in einem Kloſter geſtorben, dem ſie, um den Himmel mit den Verirrungen ihres Lebens zu verſöhnen, ihr ganzes Vermögen hinterließ. Ihr Sohn war nun einzig auf die Großmuth des Kardinals angewieſen, der ihn auch ſehr freigebig mit allem verſah, was er zu ſeiner Reiſe bedurfte, ihm ſogar erlaubte, durch Deutſchland zu gehen und ſich in Trieſt einzuſchiffen, weil Albert ſehnlichſt darnach verlangte, ſeinen nie geſehenen Bruder kennen zu lernen.

Die Reiſe ſelbſt, auf die ſich Albert, wenn gleich nicht ohne heimliches Bangen, ſehr gefreut hatte, erfüllte in der Wirklichkeit durchaus nicht ſeine Erwartungen, beſonders nachdem er die Alpen im Rücken hatte. Das laute Treiben und Lärmen der im Schweiße ihres Angeſichts arbeitenden Menſchen, die Noth der Armen, beſonders aber die ihm barbariſch klingenden Töne einer ihm völlig unverſtändlichen Sprache, machten auf ihn den widrigſten Eindruck. Alles was er ſah und hörte, kontraſtirte ſo ſehr mit ſeinen goldenen Träumen, daß er einem vertrauten Kammerdiener ſeines Oheims, welchen ihn dieſer zum Begleiter mitgegeben hatte, alle Beſorgungen der Reiſe überließ, und nur aus dem Wagen ſtieg, um nächtlich zu ruhen.

Durch dieſe Art zu reiſen geſchah es denn, daß er auf ſeinem väterlichen Schloſſe eben ſo unbekannt mit der Welt und den Menſchen anlangte, wie er von Rom ausgegangen war. Wer ihn ſah und hörte hätte glauben können, es habe ihn ein Wolkenwagen durch die Lüfte geführt, ohne je die Erde zu berühren.

Er traf ſeinen Bruder nicht auf Leuenſtein, man wußte nicht einmal mit Gewißheit zu ſagen, wo ſich dieſer jetzt aufhielt, und der arme Albert fühlte ſich bei dieſer Nachricht ſo verlaſſen, wie nie zuvor in ſeinem Leben. Das einzige Erfreuliche für ihn war, daß er mit dem im Schloſſe wohnenden Juſtiziar ſich in franzöſiſcher Sprache leidlich verſtändigen konnte, und daß dieſer ſich ziemlich bereitwillig zeigte, einſtweilen für die Bequemlichkeit des jungen Herrn zu ſorgen, bis Bernhard von Leuen von der Ankunft ſeines Bruders benachrichtigt werden konnte.

Der alte Kammerdiener Giovanno eilte ſobald als möglich ſeiner ſchönen Heimath wieder zu, ohne auf Alberts Bitten zu achten, denn es ſchien dem verwöhnten Südländer unmöglich, zwiſchen den hohen, Waldbewachſenen Bergen länger zu verweilen, in deren Mitte Schloß Leuenſtein auf einer bedeutenden Anhöhe lag.

Albert war nun mit einemmale von allen ſeinen gewohnten Umgebungen getrennt, ohne auch nur den kleinſten Erſatz für dieſe gefunden zu haben. Die ſo lange erſehnte Freiheit, welche ihm jetzt im vollſten Maaße zutheil geworden war, beängſtigte den klöſterlich erzogenen Jüngling ſtatt ihn zu erfreuen, und ihm war ungefähr ſo zu Muthe, wie es einem Kanarienvogel ſeyn mag, der dem Käfig, in dem er aufwuchs, unbedachtſam entſchlüpfte, und nun wie verloren mit ungeübtem Flügelſchlage über Wieſen und Gärten ängſtlich flattert. Die Welt kam ihm ſo weit und ſo unheimlich vor, daß er einige Tage dazu brauchte, ehe er nur zu dem Entſchluſſe kommen konnte, das Schloß zu verlaſſen und einſame Wanderungen in den romantiſch ſchönen Umgebungen deſſelben anzuſtellen. Der Anblick der freien Natur, den er früher beinah nie genoſſen hatte, verfehlte indeſſen nicht, auf ihn den tiefſten Eindruck zu machen; er befreundete ſich gar bald mit ihr, denn in ihr fand er zuerſt ſeine Dichter wieder, und ſeine friſche Jugendphantaſie wußte beide zu einem entzückenden Ganzen zu vereinen. Liebeglühend drückte Albert Bäume und Blumen an ſeiner mit ſüßer, namenloſer Wehmuth erfüllten Bruſt, ward nicht müde die Nymphe Echo zu wecken, rief der Dryas, ihm aus den Wipfeln ihrer hohen Buchen nur einmal zu erſcheinen, und trieb dieſes phantaſtiſche Spiel bis die ſinkende Nacht ihn zwiſchen die alten dunkeln Mauern ſeiner väterlichen Burg wieder zurückbannte.

In ziemlich weiter Entfernung von dieſer war er eines Morgens nicht lange nach ſeiner Ankunft, ſeinen Virgil in der Hand, auf einem ihm noch unbekannten Pfad gerathen, der zwiſchen hohen Geſträuchen am Saume eines, von einem kleinen See begränzten Waldes hinführte, als ein ängſtliches Rufen um Hülfe ihn plötzlich aus ſeinen wachen Träumen aufſchreckte. Es ſchien vom See herzukommen, Albert theilte blitzſchnell das dieſen ihm verbergende Geſträuch, um an das Ufer zu gelangen, und ſtand im nächſten Momente geblendet vor einer Göttererſcheinung.

Galathea mit ihren Geſpielinnen! war ſein erſter Gedanke, als er vier ſchöne junge Mädchen kaum zwanzig Schritte vom Ufer in einem kleinen Kahne ſitzen ſah. Doch bald ward er von ihrer irdiſchen Natur überzeugt, denn ſo wie ſie ſeiner anſichtig wurden, ſtreckten ſie alle unter ängſtlichen

Klagetönen die runden weißen Arme ihm entgegen. Ihnen war das Ruder entglitten, das ſie ohnehin ſchwerlich zu führen wußten. Die armen Kinder glaubten wegen einer nicht weit davon liegenden Mühle ſich in der dringendſten Todesgefahr zu befinden, obgleich der ſpiegelhelle, von keinem Lüftchen gekräuſelte See gerade an dieſer Stelle ſehr flach war, und der Kahn eigentlich auf dem Sande ſchon feſt ſaß.

Albert hatte zwar noch nie Gelegenheit gehabt, den Umfang ſeiner phyſiſchen Kräfte kennen zu lernen, oder ſich durch Behendigkeit und Beſonnenheit aus irgend einer Verlegenheit zu ziehen, aber er bedachte ſich dennoch keinen Augenblick, ſich muthig den Fluthen anzuvertrauen, die ihm kaum bis über die Fußknöchel reichten. Dann ergriff er einen hinter dem Kahn herſchwimmenden Strick, der inwendig befeſtigt, dieſen am Ufer anzubinden wahrſcheinlich gedient hatte, und zog das Fahrzeug ſammt ſeiner reizenden Laſt etwas näher ans Land; endlich ſuchte er große Steine zuſammen, um den ſchönen Kindern eine Brücke zu bauen, und ſo gelang es ſeinem Bemühen, ſie alle ziemlich trocknen Fußes ans Land zu bringen.

Kaum fühlten ſie feſten Boden unter ſich, ſo begannen die vier Mädchen alle zugleich, ihrem Erretter mit vielem Wortaufwande und großem Eifer ihre Dankbarkeit bezeigen zu wollen, doch leider verſtand Albert keine Silbe von dem was ſie ſagten und er hätte dieſes auch nicht gekonnt, ſelbſt wenn er der deutſchen Sprache vollkommen mächtig geweſen wäre, denn ſeine Seele, alle ſeine Sinne waren in ſeinen dunkel flammenden Augen, und von der Hand aus, die zum erſtenmal in ſeinem Leben eine Mädchenhand berührt hatte, ſtrömte ein nie gekanntes verzehrendes Feuer durch ſein ganzes Weſen hin. Erglühend und erbleichend ſtammelte er einige italieniſche Worte und verging faſt in unerwartetem Entzücken, als Luiſe, die jüngſte unter den vier Schweſtern, ihm in der nämlichen Sprache antwortete. Zum erſtenmal, ſeit der alte Giovanno ihn verlaſſen hatte, trafen die ſüßen gewohnten Töne wieder ſein Ohr und von Lippen, die ſelbſt der fehlerhaften Ausſprache einen ganz eigenthümlichen Reiz zu verleihen wußten. Auch die übrigen Mädchen ſuchten nun in der Geſchwindigkeit das wenige Italieniſche zuſammen, das ſie hauptſächlich aus Opernarien erlernt hatten, um mit dem ſchönen ſchwarzgelockten Jüngling eine Art von Konverſation anzuknüpfen.

Albert befand ſich wie im Traume; ſo vielem Zauber vermochte er nicht zu widerſtehen, um ſo weniger, da es ihm gar nicht einmal in den Sinn kam, dieſes zu wollen. Entzückt, betäubt, kaum ſeiner ſelbſt ſich bewußt, wandelte er an Luiſens Seite durch die ſchattigen Sternalleen des parkähnlich ausgehauenen Waldes und ſtand, ehe er ſich deſſen verſah, vor einer zahlreichen, unter den Säulen eines ſehr ſchönen modernen Landhauſes verſammelten Geſellſchaft. Scheu wie ein Reh, wäre er gern zurück in das Gebüſch geflohen, aber da war an kein Entrinnen zu denken.

Die Mädchen hatten unterwegs ſeinen Namen von ihm erforſcht und ſtellten ihn unter dieſem ihren Eltern vor, indem ſie zugleich recht ausführlich die große Gefahr, aus welcher der junge Fremde ſie errettet hatte, erzählten, ſolche bis zum Schauderhaften vergrößerten und nicht unterließen, Alberts bei dieſer Gelegenheit bewieſenen Heldenmuth bis in die Wolken zu erheben. Dies mußte einigen der Anweſenden ein leichtes ſarkaſtiſches Lächeln entlocken, denn der ſehr verlegene Held dieſer großen Begebenheit ſtand, trotz der überſtandenen Waſſersnoth, in vollkommen trockner Kleidung da.

Baron Steinau und ſeine Gemalin, die Eigenthümer des Schloſſes, ermangelten indeß nicht, auf die freundlichſte Weiſe von der Welt über die große Verwegenheit ihrer Töchter zu ſchelten, und deren noch immer verſtummenden Erretter mit Dankſagungen und Lobſprüchen zu überhäufen, von denen dieſer in der Angſt ſeines Herzens keine Silbe verſtand. Da Baron Steinau ſchon früher von Alberts iſolirter Lage auf dem jetzt öden Leuenſtein gehört hatte, ſo lud er ihn in ſehr fließendem Italieniſch und auf die einnehmendſte Weiſe ein, bis zur Ankunft des ältern

Herrn von Leuen bei ihm als ſeinem nächſten Guthsnachbar zu verweilen, und ſich ohne allen Zwang als ein Mitglied ſeiner Familie zu betrachten.

Albert hätte aus Mangel an Bekanntſchaft mit den Formen des geſelligen Lebens gar nicht gewußt, wie er es anfangen könne, um eine ſolche Einladung von ſich zu weiſen, ſelbſt wenn er dazu geneigt geweſen wäre, aber er begriff ſchon jetzt gar nicht mehr die Möglichkeit zu leben, ohne die holde Luiſe zu ſehen. Tief erröthend verbeugte er ſich vor dem Baron, ohne weiter ein Wort hervorbringen zu können, und ſo wurden von dieſer Stunde an ſeine Umgebungen, ſein Empfinden, ſeine Gedanken, ja ſein ganzes Leben auf eine Weiſe umgeſtaltet, die ihm ſelbſt bis zum Unglaublichen wunderbar geſchienen hätte, wenn es ihm nur möglich geweſen wäre, auf einen einzigen Augenblick aus dem ewigen Freudentaumel, in welchem er ſchwebte, zur Rückkehr in ſich ſelbſt zu erwachen.

Das Haus des Barons Steinau war in der

ganzen Umgegend bei weitem das glänzendſte auf viele Meilen in der Runde; die Familie deſſelben beſtand außer den vier Töchtern noch aus zwei Söhnen, von denen der älteſte, ein vollkommen für die Welt gebildeter junger Mann, mit Albert in gleichem Alter war. Auch der verlobte Bräutigam der älteſten Tochter war zugegen, und nächſtdem vergrößerten noch mehrere für den ganzen Sommer eingeladene Gäſte beiderlei Geſchlechts die Geſellſchaft.

Die Unterhaltung, in welcher der feinſte geſellige Ton vorherrſchte, wurde gewöhnlich in franzöſiſcher Sprache geführt, in welcher auch Albert ſich auszudrücken verſtand, doch ſprachen Mehrere in dem Zirkel ſeine Mutterſprache und die Töchter des Hauſes, vor allen Luiſe, beeiferten ſich, ihm deutſch zu lehren, wobei er im kurzen die auffallendſten Fortſchritte machte. Alle, vom Herrn des Hauſes bis zum geringſten der Diener begegneten ihm mit der größten Aufmerkſamkeit, jedes Mitglied der Geſellſchaft ſuchte auf das freundlichſte, ſeinem Mangel an geſelliger Gewandheit zu Hülfe zu kommen. Die ältern Herrn und Damen nannten ihn lächelnd l'Ingénu, und die anmuthige Naivetät mit welcher der Jüngling in die ihm ſo neue Welt hinein ſah, flößte ihrer Seltenheit wegen Allen ein gewiſſes Intereſſe für ihn ein, und machte Jedermann ihm geneigt.

So von Allen begünſtigt, ſo freundlich angezogen von allen Seiten, lebte und athmete Albert doch nur in Luiſens Gegenwart allein. Der Funke der glühendſten Leidenſchaft, den ihr erſter Anblick in ſeinem Gemüthe geweckt hatte, ſchlug bald zur hell lodernden, nicht mehr zu erſtickenden Flamme auf. Alles um ihn her trug bei, ſie zu nähren und zu vergrößern, beſonders der ihm ganz neue Anblick des traulichen Verhältniſſes zwiſchen Konſtanzen, der älteſten Schweſter, und ihrem verlobten Bräutigam. Die mächtige Leidenſchaft, die aus Alberts Augen blitzte, in jeder ſeiner Handlungen, jedem ſeiner Worte unverkennbar ſich ausſprach, konnte nicht verfehlen, auf das junge Herz der kaum funfzehnjährigen Luiſe den tiefſten Eindruck zu machen und bald war ſie ſelbſt überzeugt, nicht minder heftig zu lieben, als ſie geliebt wurde. Ihre Eltern, denen dieſes unter ihren Augen ſich entſpinnende Verhältniß unmöglich entgehen konnte, thaten ihrerſeits wenigſtens keinen Schritt, um ſtörend dazwiſchen zu treten. Sie wußten wenig mehr von Alberts perſönlicher Lage, als daß es der jüngere Bruder ſey und alles, was der allgemeine Ruf von dem ältern verkündete, beſtärkte ſie in der Hoffnung, daß dieſer ſich gewiß geneigt finden laſſen würde, Alberts Glück auf jede Weiſe zu fördern. Da ſie ſich überdem die innere Zerrüttung ihres Vermögens nicht füglich länger ſelbſt verbergen konnten, die mit einer Lebensweiſe entſtanden war, welche die Kräfte ihres Vermögens weit überſtieg, ſo mußte jede Ausſicht zur Verſorgung einer ihrer Töchter ihnen unter dieſen Umſtänden doppelt willkommen ſeyn.

Nach mehreren Wochen, welche Albert im gaſtlichen Hauſe des Barons Steinau verlebt hatte, langte endlich Bernhard, gleich nach ſeiner Flucht von der verkannten Geliebten auf Leuenſtein an, ohne eine Ahnung von des Bruders Nähe zu haben; denn ſowohl die Briefe aus Rom, welche Alberten anmelden ſollten, als die Boten, welche von dem Juſtiziar zu Leuenſtein ausgeſchickt worden waren, hatten durch ein eigenes Zuſammentreffen mehrerer Zufälligkeiten ihn verfehlt.

Bernhards ſehr trübe Stimmung erlaubte ihm nicht, Alberten perſönlich in dem ihm ganz fremden Kreiſe des Barons Steinau aufzuſuchen; er begnügte ſich, ihm ſeinen Wagen zu ſchicken um ihn zu ſich holen zu laſſen, und dieſes war für den armen Albert ein allerdings ſehr günſtiger Zufall. Denn die Verzweiflung, mit welcher dieſer die früher ſehnlichſt herbei gewünſchte Nachricht von der Ankunft ſeines Bruders ſo anhörte, als würde ſein eigenes Todesurtheil ihm verkündet, hätte gewiß auf Bernhards, damals ohnehin ſehr hart verletztes Gemüth, den traurigſten Eindruck machen müſſen. Bleich, zitternd, verſtummend im tiefſten Schmerz beſtieg Albert endlich den Wagen, und ſein Zuſtand während der kurzen Fahrt war in der That bedauernswürdig zu nennen. Doch ſeine Quaal ſtieg bis zum Unerträglichen als er auf Leuenſtein angelangt war, und nun den Blick feſt an den Boden geheftet, vor dem hohen edlen Manne ſtand, dem er angehörte, ohne ihn je geſehen oder auch nur ſeine Perſönlichkeit ſich deutlich gedacht zu haben. Er fühlte ſich erdrückt von Bernhards Nähe, welche das Ende ſeines kurzen Glücks ihm verkündete; er konnte nicht reden, kaum athmen, und es bedurfte aller der milden Ueberredungskraft, die Bernhard in ſo hohem Grade beſaß, um den faſt Vernichteten anfangs nur einiges Vertrauen einzuflößen. Doch dieſes wuchs von Minute zu Minute, ſobald Albert es nur einmal über ſich gewann, die Augen zu dem Bruder aufzuſchlagen, der mit unendlicher Liebe und Milde im Blick und Herzen, ihm mit offenen Armen gegenüber ſtand, und der Bruſt voll eigener Quaalen vergaß, über dem Bemühen den Zagenden aufzurichten. Mit überſtrömenden Augen warf Albert ſich jetzt in dieſe Arme, an dieſe Bruſt, und das Geſtändniß ſeiner hoffnungsloſen Leiden, ſeiner

Verzweiflung, ergoß ſich unaufhaltſam über ſeine Lippen mit jener Gewalt der hinreißendſten Beredſamkeit, die unwiderſtehlich das Herz trifft, weil ſie tief und wahr aus dem Herzen kommt.

Nie konnte Bernhards Gemüth einem Bekenntniſſe dieſer Art empfänglicher ſeyn, als gerade in dieſem Augenblick, wo alle Hoffnung auf eigenes Lebensglück ihm verſchwunden war. Alberts und Luiſens traurige Lage erregte ſein inniges Mitgefühl und forderte ihn unwiderſtehlich zur Errettung des in der Blüthe der Jugend hoffnungslos untergehenden Paares auf. Was er nach einigen Tagen reiflicher Ueberlegung zu dieſem Zwecke mit der edelſten Aufopferung ſeiner ſelbſt beſchloß, iſt dem Leſer bekannt, und daß nicht bloßes, in Schwäche ausartendes Mitleid zu dieſem Entſchluſſe ihn bewog, daß andre ſehr ernſte Anſichten dabei mit vorwalteten, beweiſt ſein oben angeführtes Schreiben aus Maltha. Alberts reines Gemüth, ſein vielſeitig, wenn gleich noch nicht für das praktiſche Leben gebildeter Geiſt, wurden bald mit hoher Freude von ſeinem Bruder anerkannt; Bernhard benutzte jede Stunde, um, ſo viel es die Kürze der Zeit erlaubte, ſeinen Albert zu den Geſchäften vorzubereiten, welche künftig ihm obliegen würden; dieſen hingegen hob der innigſte Wunſch, dem edlen Bruder ſeine Dankbarkeit auszudrücken, weit über ſich ſelbſt empor und verlieh ihm eine früher nie gekannte kräftige Regſamkeit. Er gelobte mit Entzücken, ſein Leben zwiſchen ſeiner Luiſe und der Erfüllung der Wünſche ſeines Bruders zu theilen; er hörte mit nie ermüdender Aufmerkſamkeit auf deſſen belehrenden Rath, warf ſich mit dem ſchönen Eifer unverdorbener Jugend in die ihm vorgezeichnete Bahn, und begann mit ſo viel Ernſt, ſo vieler Anſtrengung ſie zu verfolgen, daß Bernhard die ſchönſten Hoffnungen einer ihn und Alle beglückenden Zukunft daraus ſchöpfen mußte. Auch das dankbare Gefühl, mit dem Luiſe in Bernhard den Gründer ihres ganzen Lebensglückes verehrte, läßt ſich nicht in Worte faſſen; ſie verſprach gleichfalls ſeinen Rath in allem ſo zu folgen, als wäre es der Befehl eines zu ihrem

Heile vom Himmel herabgeſtiegenen höheren Weſens. Bernhard war in ihren Augen ein Halbgott, zu dem ſie nur mit ſtaunender Bewunderung ſeiner Größe hinauf ſah, Albert ein Sterblicher; ſie fühlte, daß ſie ſich jenem nur mit ſcheuer Ehrfurcht nahen dürfe, dieſen liebte ſie herzlich mit allen ſeinen Mängeln; doch läßt ſich nicht ableugnen, daß ihr letztere nie ſichtbarer erſchienen, als wenn er der hohen edlen Geſtalt ſeines Bruder gegenüber ſtand.

Die Vermählung des jungen Paares ward in Luiſens väterlichem Hauſe ſehr glänzend gefeiert, doch Bernhard mochte mit ſeinem zerriſſenen Gemüth kein Zeuge davon ſeyn; ohne förmlichen Abſchied begab er ſich einige Tage früher auf den Weg zu ſeiner Beſtimmung, und Albert und Luiſe blieben ganz allein in ihrer weitläufigen alten Burg. Der in gebürgigen Gegenden gewöhnlich früher eintretende Herbſt ſcheuchte bald darauf alle Gutsnachbare in die Stadt; auch Baron Steinau mit den Seinen kehrte zum Schauplatz ſeiner gewohnten Winterfreuden zurück; Albert aber hielt ſtandhaft an das ſeinem Bruder geleiſtete Verſprechen, Leuenſtein nicht zu verlaſſen, und auch Luiſe, die im Rauſche der erſten jungen Liebe den Winteraufenthalt auf dem Lande ſehr romantiſch fand, ſtimmte freudig ihm bei. Monate vergingen und Albert ſchwebte noch immer wonnetrunken in einem Meer von Seeligkeit, nur in der Liebe ſeiner Luiſe war er ſeines Daſeyns ſich bewußt, jede Stunde ſchien ihm wie aus ſeinem Leben geriſſen, die er außer dem Bereich ihres ſeelenvollen Auges, ihres anmuthigen Lächelns zubringen mußte; er ſah, er dachte nichts als ſie, und alles andere rings um ihn her war für ihn ſo gut als verloren.

Bernhards Schreiben aus Maltha rüttelte ihn zuerſt aus ſeinen ſüßen Träumen wieder auf; ein leiſer Ausdruck der Unzufriedenheit ſchien ihm über die edlen ſchönen Züge ſeines Wohlthäters zu ſchweben, als er den Ring mit dem Porträt des Bruders betrachtete, und das dunkle Erröthen eines nicht ganz freien Bewußtſeyns glühte dabei auf Alberts Wangen. Gewaltſam nahm er ſich jetzt zuſammen, indem er nochmals ſich gelobte, jedes Bedingniß der ihm gewordenen Seeligkeit zu erfüllen, um die Erwartungen des edlen Schöpfers ſeines Glückes in keiner Hinſicht zu täuſchen; leider aber fand er jetzt bei dem erſten Verſuche, ſich der Verbeſſerung ſeines jetzigen Eigenthums anzunehmen, Schwierigkeiten, die er, durch Bernhards Nähe gehoben, ſich ſo groß nimmer gedacht hätte. Er verſtand es zwar, die Bahnen der Kometen zu berechnen und die Löſung keiner noch ſo verwickelten Aufgabe der höhern Mathematik war ihm zu ſchwer, aber ihn ſchwindelte vor den bogenlangen, wahrſcheinlich nicht ohne Abſicht verworrenen Rechnungen und Tabellen, welche ſeine Beamten ihm vorlegten, und die Unmöglichkeit ſich da hindurch zu finden, ſchlug ſeinen Muth fühlbar nieder.

Mit der praktiſchen Oeconomie ging es ihm nicht beſſer; er las mit unerhörtem Eifer alles, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben ward, der gerade in dieſer Zeit anfing viele der erſten Köpfe, beſonders in England zu beſchäftigen;

doch alle zum Theil ſehr koſtſpieligen Verſuche, die er nach jenen Vorſchriften anſtellte, fielen unglücklich aus, theils weil ſie am unrechten Platz angewendet wurden, theils weil man ſie nicht mit der gebührenden Aufmerkſamkeit auszuführen ſuchte.

Seine große Unerfahrenheit, verbunden mit ſeinem Mangel an Menſchenkenntniß, verleitete ihn auch zu unzähligen Mißgriffen anderer Art. Er wandte oft ſeine ganze Aufmerkſamkeit Gegenſtänden zu, die an ſich wenig bedeuteten und lies darüber das Wichtigere aus der Acht; er entdeckte und beſtrafte kleine Betrügereien und überſah die gröbſten Unterſchleiſe, welche dicht unter ſeinen Augen vorgingen. Weder ſein Mißgeſchick, noch ſeine eigene Unfähigkeit, am allerwenigſten das aus beiden hervorgehende traurige Reſultat, konnte ihm lange verborgen bleiben, und alles dieſes vereint beugte ihn tief. Sein ihm angeborner, durch die klöſterliche Erziehung noch mehr ausgebildeter Hang zur Schwermuth erwachte von neuem und er wurde mit jedem Tage trüber und mißmuthiger. Die arme Luiſe begann unter dieſen Umſtänden gar bald ſich heimlich nach dem fröhlichen Leben in dem heitern Hauſe ihrer Eltern zurück zu ſehnen, denn der Abſtand war gar zu groß. Sie ſeufzte oft recht ſchmerzlich aus tiefſter Bruſt, wenn ſie mit aller ihrer Liebenswürdigkeit dem armen Albert kein Lächeln mehr abzugewinnen vermochte, und ihr ſonſt immer klares Auge füllten Thränen, wenn er mit trübem Blick ſie an ſeine gramerfüllte Bruſt drückte, ſtatt, wie ſonſt, ſich mit ihr des Lebens in der ſchönen, ſonnenhellen Welt heiteren Sinnes zu freuen.

Albert ſah den Kummer der noch immer Heißgeliebten, und fühlte mit unnennbarem Weh, daß es nicht in ſeiner Macht ſtand, ihn völlig zu heben; indeſſen wollte er es doch verſuchen, ihn wenigſtens einigermaßen zu zerſtreuen. Er bemühte ſich ihre kleinen Wünſche zu erforſchen, um durch deren Erfüllung ihr Leben zu erheitern. Sie liebte die zierliche Eleganz der häuslichen Umgebungen, an die ſie in ihrer Eltern Hauſe von Jugend auf gewöhnt worden war, und Albert überraſchte ſie freudig mit manchem Geſchenk dieſer Art. Doch jedes von dieſen machte wieder andre Dinge nothwendig, weil es zu dem von alten Zeiten her vorhandenen Geräthe nicht paßte; Albert ſah ſich dadurch unmerklich zu ſehr bedeutenden Ausgaben verleitet, denn nach und nach wurde das ganze Schloß mit modernem Hausgeräthe verſehen, welches mit großen Koſten aus der ziemlich entfernten Reſidenz herbeigeſchaft werden mußte. Das neue Ameublement erforderte auch eine neue Einrichtung der Zimmer; Tapezirer, Maler, Handwerker aller Art wurden verſchrieben, überall ward gehämmert, vergoldet, gemalt, bis das von Außen noch immer uralte Schloß von innen einem Feenpallaſte glich, aus dem beinahe jede Spur ſeiner frühern ehrwürdigen Alterthümlichkeit verſchwunden war.

Alberts Blick trübte ſich oft und ſein Herz war ihm ſchwer, wenn er dieſe, ſo ganz außer Bernhards Plänen liegende Umwandlung betrachtete, doch Luiſe lächelte wieder, laut ſchallte ihr Geſang durch das Haus, wenn ſie in liebenswürdiger

Geſchäftigkeit von einem Zimmer zum andern eilte, um dieſes oder jenes Neue anzuordnen; es war ihm unmöglich, den Himmel dieſes geliebten Weſens von neuem zu trüben, er freute ſich ihrer Freude und trug Sorge und Kummer gern allein.

Die tiefe Einſamkeit, in der Luiſe an der Seite eines ſtets in Geſchäften ſich abmühenden Gatten lebte, machte es allerdings wünſchenswerth, ihr eine erheiternde Geſellſchaft gewähren zu können, und Albert ſelbſt fiel zuerſt auf den Gedanken, einige ihrer Jugendfreundinnen einzeln und abwechſelnd zu ihr einzuladen. Dieſen folgten bald mehrere Beſuche, Luiſens Eltern verſäumten nicht nach und nach alle ihre Bekannten in dem Hauſe ihrer Tochter einzuführen, und Albert ſah ſich bald von dem Geräuſche der großen Welt in ſeinem eignen Schloſſe umringt, das nie aufzuſuchen er ſeinem Bruder feierlich gelobt hatte. Jeder Gedanke an häusliche Stille verſchwand vor dem immer mehr ſich vergrößernden Schwarme von Beſuchenden, die oft wochenlang auf Leuenſtein verweilten; Luiſens Eltern trugen alles dazu bei, den Ton in Alberts Hauſe immer höher zu ſteigern, ohne daß Albert den Muth hatte, ſich dieſem Unheil zu widerſetzen. Er fürchtete Luiſen dadurch zu betrüben, die ihre Eltern zärtlich liebte und in deren Seele keine Ahnung davon kam, daß Baron Steinau es ſehr angenehm und bequem finde, bei ſeiner Tochter eine Lebensweiſe fortführen zu können, an welche er gewöhnt war und die er ſelbſt im eignen Hauſe nicht länger ausführbar zu machen vermochte.

Ein zahlloſes Heer franzöſiſcher Emigranten überſchwemmte um dieſe Zeit Deutſchland und wußte mit ſeiner tiefen Verdorbenheit, ſeiner Frivolität, ſeiner Anmaßung, aber auch mit ſeinem unübertrefflichen Talent für die feinſte Geſelligkeit ſich überall Eingang zu verſchaffen. Auch Alberts Schloß wurde von dieſer allgemeinen Landplage nicht verſchont, denn Baron Steinau hatte ſeinem unbeſonnenen Betragen dadurch die Krone aufgeſetzt, daß er einige dieſer gefährlichen Gäſte als ihm beſonders lieb gewordene Hausfreunde bei ſeinen Kindern einführte, und überall, wo es nur einem einzigen Emigranten gelungen war feſten Fuß zu faſſen, folgten bald mehrere nach, die mit unbeſchreiblicher Gewandtheit in kurzer Zeit dort unumſchränkt zu herrſchen wußten, wo ſie zuerſt als unglückliche Verbannte mitleidige Aufnahme fanden. Vom Morgen bis zum Abend mußte Albert jetzt ſeine junge ſchöne Luiſe von Marquis und Vicomtes umſchwärmt ſehen, welche das ganze Schloß umkehrten, um alles auf den Ton der eleganteſten Zirkel von Paris oder Verſailles umzuſtimmen. Ihn ſelbſt aber ſchienen ſie wie einen Fremden zu betrachten, deſſen düſtre Auſſenſeite freilich ſehr ſchlecht hieher paſſe, den man aber dulden müſſe und nicht ganz degoutiren dürfe, weil er doch einmal der Gemahl der Dame vom Hauſe ſey. Bei der ihm zur zweiten Natur gewordenen Anſpruchsloſigkeit verlor Albert in dieſen Umgebungen das wenige Selbſtvertrauen gänzlich, das er noch beſaß; er fühlte ſich ungewandt und unbeholfen in der Mitte dieſer glänzenden Fremdlinge, die nichts hatten und nichts achteten als den äußern Schein; er konnte es ſich nicht ableugnen, daß dieſe ihn ſelbſt in den Augen ſeiner Luiſe verdunkelten und verdunkeln müßten; er glaubte zu ſehen wie Luiſens Herz ſich immer mehr von ihm abwende, und ward leider immer weniger liebenswürdig, je mehr die Ueberzeugung, nicht mehr geliebt zu ſeyn, in ſeiner Seele ſich feſtſetzte, wie das leider immer zu geſchehen pflegt.

Es braucht wohl nicht beſonders erwähnt zu werden, daß Alberts häusliche Lage nicht urplötzlich, ſondern allmählig während dem Laufe mehrerer Jahre dieſe traurige Umwandlung erlitt. Luiſe hatte ihm während dieſer Zeit mehrere Kinder geboren, von denen nur das älteſte, ein Knabe von etwa fünf Jahren, am Leben blieb; ein jüngerer war erſt wenige Wochen alt, als Bernhard zum zweitenmal von Maltha nach Deutſchland zurückkehrte, um ſich zu der Armee der alliirten Mächte zu begeben, welche zu jener Zeit im Begriff ſtand, den Feldzug gegen die franzöſiſchen Demokraten zu eröffnen. Damals, wie Bernhard ein Jahr nach ſeiner Flucht nach Maltha zurück eilte, um ſeine heißgeliebte Anna noch einmal wieder zu ſehen, als ihm in ihrer Nähe die früher ungeahnete Größe des Opfers klar wurde, durch welches er, viel zu voreilig für die ganze Seeligkeit ſeines eignen Lebens, das Glück ſeines jüngern Bruders erkauft hatte, da vermochte er es nicht über ſich, durch den Anblick des jungen glücklichen Paares den eignen Schmerz noch zu erhöhen.

Die Zeit hatte dieſen Schmerz zwar nicht gemildert, aber Bernhard war durch ſie gewöhnt worden, ihn mit Faſſung zu tragen und ſo entſchloß er ſich, einen ziemlich bedeutenden Umweg nicht zu achten, um auf ſeinem Wege zur Armee den Bruder und die Burg ſeiner Väter noch einmal zu begrüßen, ehe er den großen Kampfplatz betrat, von welchem nicht wiederzukehren vielen Tauſenden beſtimmt war.

Als Bernhard die Gränze ſeiner ehemaligen Beſitzungen betrat, bemerkte er zuerſt mit ſteigendem Unmuthe, wie ſchonungslos die Art noch vor kurzem in den herrlichen Waldungen gewüthet hatte, welche von jeher den größten Schatz derſelben ausmachten. Jahrhunderte hindurch, mitten im wildeſten Drange der Zeiten, hatte keiner ſeiner Vorfahren es gewagt, ſie ſo frevelhaft anzutaſten, weil alle ſie als eine nie verſiegende Quelle von Wohlhabenheit betrachteten, die durchaus verlangte, ſorgſam gepflegt und verſtändig benutzt zu werden. Sein Unmuth vermehrte ſich, indem er weiter ritt und überall den fruchtbarſten Boden unverantwortlich vernachläſſigt ſah. Doch als Schaaren halb nackter, hungernder Kinder ihn in den Dörfern bettelnd verfolgten, als er aus den elendſten Hütten, die je ihm vorgekommen waren, bleiche Jammergeſtalten ſcheu hervorlauſchen ſah oder wilde zigeunerartige Geſichter, die, mit dem Gepräge dumpfer Rohheit bezeichnet, ihn anſtarrten, da hielt er ſich nicht mehr, der edelſte Zorn ſchwellte ſeine ſchmerzlich bewegte Bruſt und flammte aus ſeinen dunkel blitzenden Augen.

»Albert!« rief er beinahe laut, »Albert, leichtſinniger Knabe, hältſt du ſo dein Gelübde? lohnſt du mir ſo für ein Opfer, deſſen wahren

Werth niemand ermeſſen kann, und das von nun an durch deine Schuld wie ein entehrender Flecken auf meinem Leben haften muß!« Er ritt langſamer, um ſich nur einigermaßen wieder zu bemeiſtern, ehe er das Schloß erreichte; ſein Blick wurde immer düſtrer, je näher er ihm kam; doch wer beſchreibt ſein ſchmerzliches Erſtaunen, als er nun das Innere der Burg ſeiner Väter betrat. Er ſchritt durch die lange Gallerie hindurch, von deren Wänden die ehrwürdigen Geſtalten ſeiner Ahnen ſonſt auf ihn herabzublicken ſchienen. Dieſe waren nicht mehr dort, er ſah die ihm ſo unausſprechlich theuren Bilder durch Spiegel, Vergoldungen, blitzende Girandolen und allen Flitter der damaligen Mode verdrängt; ſie ſelbſt waren, wenn ſie noch exiſtirten, wahrſcheinlich in irgend einem düſtern abgelegenen Winkel des Schloſſes hin verbannt.

Glühend vom edelſten gerechteſten Zorn, der je in einer menſchlichen Bruſt entbrannte, nahte er dem kerzenhellen großen Saal, aus welchem eine luſtige Janitſcharen-Muſik ihm entgegen ſchallte.

Hoch und furchtbar wie ein zürnender Apoll blieb Bernhard am Eingange deſſelben ſtehen, ſein Auge flammte, ſeine Bruſt hob ſich gewaltſam, indem er die im Walzer ſich drehenden Tänzer überſchaute, um Albert und Luiſe unter ihnen aufzufinden. Niemand achtete auf ihn, niemand bemerkte ihn, denn er hatte ſeine Ankunft vorher nicht gemeldet, weil er ſeinen Bruder freudig zu überraſchen gehofft hatte. Da umſchlangen ihn plötzlich zwei zitternde Arme, als wolle jemand zu ſeinen Füßen in den Staub ſinken; es war Albert.

Bernhard heftete ſchweigend den finſtern Blick auf ihn, und die in gänzlicher Muthloſigkeit eingeſunkene Geſtalt des Armen, der Ausdruck tiefen unheilbaren Grams in ſeinen Zügen, entwaffneten Bernhards Zorn im Augenblick. Er drückte den unglücklichen Bruder an ſeine feſte männliche Bruſt. »Albert, mein armer Albert!« ſprach er mit dem weichen Ton des tiefſten Mitleids, »was iſt mit Dir geſchehen?« Albert vermochte nicht zu antworten.

Jetzt kam auch Luiſe herbei, um ihren Wohlthäter mit unverſtellter Freude zu begrüßen; ſie war ganz unbefangen, denn ſie hatte keine Ahnung davon, daß Bernhard hier irgend Grund zur Unzufriedenheit finden könne. Sie hatten ja ihr Wort gehalten, denn ſie waren, wie er es verlangt, auf Leuenſtein geblieben, und Albert mühte ſich Tag und Nacht bei ſeinen Geſchäften ab. So ging ihrer Meynung nach alles ganz vortrefflich, denn leider verband Albert mit ſeinen übrigen Schwächen auch noch die, Luiſen über die wahren Urſachen ſeines Kummers nie aufzuklären, um ſie in ihrer Freude nicht zu ſtören.

Bernhard war jetzt vollkommen Herr ſeines empörten Gefühles geworden; er erwiederte Luiſens Gruß ſo freundlich, als es ihm in dieſem Augenbicke möglich war, denn er wollte ſie nicht ohne Noth verwunden, und war billig genug, aus ihrer frohen Unbefangenheit zu ſchließen, daß ſie wenigſtens nicht abſichtlich die Zerſtörerin aller ſeiner Pläne für ihr und ſeines Bruder Glück geworden war. Er ſah ein, daß ſie einem Kinde glich, welches ſpielend den verzehrenden Feuerbrand in die vollen Scheuern ſeiner Eltern wirft, ohne zu wiſſen was es thut.

Am folgenden Tage beobachtete er Luiſen aufmerkſamer, und ſeinem im Leben geübten Blick ward es nicht ſchwer, dieſes offene jugendliche Weſen ganz zu durchſchauen. Er ſah, wie Luiſe als Gattin ihre Pflicht dadurch auf das vollkommenſte zu erfüllen glaubte, daß ſie ihrem Albert im alltäglichſten Sinne des Wortes die unverbrüchlichſte Treue bewahrte und übrigens ihm bei ſeiner Schwermuth, die ſie Verdrüßlichkeit nannte, gern ſo viel als möglich aus dem Wege ging, um ihn nicht durch ihr fröhliches Weſen zu reizen oder zu verletzen. Daß ſich in der ewigen Zerſtreuung, in der ſie jetzt lebte, ihr Herz von ihm gewendet habe, ſchien ſie ſelbſt kaum zu wiſſen. Uebrigens hielt ſie ſich in der Verwaltung ihres Hausweſens für eine treffliche Wirthin, weil ſie es an nichts fehlen lies, um ſelbſt die verwöhnteſten ihrer Gäſte zu befriedigen, und ein ſtiller Triumph ſtrahlte aus ihren Augen, wenn irgend einer derſelben überlaut verſicherte, bei ihr wäre alles deliziös, tout comme à Paris. Ihr alteſtes Kind, ein Knabe von etwa fünf Jahren, ward von ihr wie ein Spielzeug betrachtet, das ſie zu nicht geringer Unbequemlichkeit der Geſellſchaft faſt nie von ihrer Seite lies. Das ganze Haus fürchtete die Ungezogenheit des kleinen Plagegeiſtes, nur die Franzoſen nicht. Dieſe fütterten ihn mit Bonbon, nannten ihn un charmant petit Lutin, lachten über ſeine Unarten und halfen ihm neue erſinnen, alles pour faire rire Madame sa mère. Das jüngſte Kind kam noch gar nicht in Betracht, es war erſt wenige Wochen alt und im Grunde beſſer verſorgt, als alles Uebrige im Hauſe, denn es hatte eine ausgezeichnet gute Amme, die es recht mütterlich liebte und pflegte.

Bernhard vermochte nicht ohne den tiefſten Schmerz den faſt hoffnungsloſen Verfall des häuslichen Glücks zu überſchauen, das er ſo felſenfeſt gegründet zu haben vermeynte. Sein Zorn, der ſich bei manchen Anläſſen ſtets von neuem wieder in ihm regte, löſ'te ſich jedesmal in tiefes Mitleid auf, wenn er ſeinen Bruder ſah und hörte.

Unaufgefordert ergriff dieſer die erſte vertrauliche Stunde, um ihn ganz unumwunden zu geſtehen, wie er Leben und Glück in zweckloſer, keine Ruhe kennender Thätigkeit zerſplittern, und unerachtet ſeines angeſtrengteſten Bemühens die auf ſeinen Gütern ruhende Schuldenlaſt vermehrt habe, ſtatt ſie zu vermindern. »Ich weiß, Bernhard,« ſprach er, »Du biſt gerecht, Du wirſt meiner Verſicherung glauben, daß dieſes glänzende Elend, in welchem ich leben muß, mir noch nie auch nur einen genußreichen Augenblick gewährt hat. Aber durfte ich meiner Luiſe etwas verſagen, das ihr durch meine Schuld getrübtes Daſeyn erheitern kann? Ich fühle es, meine Liebe kann ſie nicht mehr beglücken, ich ſehe das liebliche Weſen an meiner Seite in Mißmuth vergehen, das, hingeriſſen von meiner wilden Leidenſchaftlichkeit, mich zu lieben glaubte und ſo in jugendlicher Unerfahrenheit ſich mir opferte. Täglich fühle ich, bitter bereuend, wie ſo ganz verſchieden ſich ihr Daſeyn an der Seite eines andern Mannes geſtaltet hätte. Luiſe bedarf einer feſten leitenden Hand, um ſich zum Vortrefflichſten zu erheben, und ich bin unfähig, ſie ihr zu reichen. Was bin ich? ein durch ſeine frühere mönchiſche Erziehung für das Leben auf ewig Verdorbener. Nie hätte ich es wagen ſollen, an mein von Grund aus verfehltes Daſeyn das Glück Anderer knüpfen zu wollen, nie hätte ich, von Liebe bethört, mich in Luiſens ſchönes Jugendleben eindrängen müſſen! ſchweigend und duldend hätte ich bleiben ſollen was ich halb ſchon war, ein dunkler, einſamer Mönch. Luiſe wäre dann glücklich und frei; das Erbtheil unſerer Väter, deſſen ich unwerth bin, wäre in Deinen Händen wieder geworden was es früher geweſen iſt und ich — unbeweint und vergeſſen in meiner ſtillen Gruft, ruhte ich ſchon längſt von aller der Sehnſucht, von allen den Schmerzen aus, die ich in meiner verſchwiegener Bruſt getragen hätte, bis ſie mich hinabzogen. Die Palme des ewigen Friedens wäre dort oben ſchon längſt der hohe Lohn meiner Entſagung auf Erden!«

Bernhard hörte ſeinen Bruder ohne alle Unterbrechung ſchweigend an; ſeine Klagen drangen bis in die tiefſten Tiefen ſeines Gemüths, denn ſie waren ihm nur der laut werdende Nachhall leiſer Vorwürfe, die ſchon ohnehin zu oft und zu ſchmerzlich in ſeinem Innern ſich regten. Indeſſen gewann er es doch über ſich, den Muth des tiefgebeugten Bruders durch ernſtes männliches Zureden fürs erſte wieder zu erheben und dann ernſtlich auf Mittel zu ſinnen, um wieder gut zu machen, was noch gut zu machen möglich ſey.

Vor allen Dingen ſuchte Bernhard jetzt Luiſens Eltern ohne große Umſchweiſe von der eigentlichen Lage Alberts zu unterrichten, und legte es ihnen ſehr feſt und beſtimmt ans Herz, wie es ihre Pflicht ſey, durch Rath und Beiſpiel ihre Kinder auf den rechten Weg zu ihrem Glücke zurückzuleiten, ſtatt ſie zu neuen größern Verirrungen zu veranlaſſen, die endlich ihren gänzlichen Untergang herbeiführen müßten. Doch er fand nur halbes Gehör.

Steinau und ſeine Frau waren von jeher gewohnt, über alles Unangenehme leicht hinweg zu ſchlüpfen, und Bernhards ſehr ernſte Vorſtellungen ſchienen ihnen deshalb, wenn nicht beleidigend, doch wenigſtens ſehr unbequem. Sie ſuchten ihnen daher für den Augenblick zu entgehen und erfanden noch am nämlichen Abend einen Vorwand, um zur Stadt zurückzukehren, wo ſie jetzt für immer ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten; denn ihr eigenes Gut war ſchon längſt in den Händen ihrer Gläubiger und wurde zu deren Beſten adminiſtrirt.

Einige der Gäſte, die mit ihnen gekommen waren, begleiteten ſie, die übrigen folgten ihnen am andern Tage; denn Allen war gleich beim erſten Anblick des ernſt umherblickenden Maltheſers unheimlich zur Muthe geworden. Selbſt die Emigranten bequemten ſich, Bernhards ziemlich deutlich ausgedrückte Wünſche zu verſtehen und ihm einige ruhige Tage in der Mitte der Seinen zu gewähren. Und ſo war denn die lange vermißte Ruhe auf Leuenſtein wieder eingekehrt und Bernhard hatte Raum gewonnen, den Schleier ſo ſchonend als möglich zu heben, der Luiſen gegen ihr eigenes und ihres Gatten Wohl verblendete.

Luiſe hörte den ernſten Warner mit größerer

Faſſung an als er es erwartet hätte, denn der Eindruck ſeines frühern Edelmuths war noch bei weitem nicht in ihrem Gemüthe erloſchen. Bernhards Bild ſchwebte ihr noch immer, ſelbſt während ſeiner Abweſenheit, als das Ideal aller männlichen Liebenswürdigkeit, Hoheit und Würde vor, ſie gedachte ſeiner nie ohne Bewunderung und Verehrung, und nur die ſtrahlende Höhe, auf welcher ihr dankbares Gefühl ihn ſtellte, hatte vielleicht früher das Aufkeimen einer weit zartern innigern Liebe in ihrem Herzen erſtickt, als ſie je für Albert empfunden hatte.

Ueberdem war Luiſe jetzt kaum ein und zwanzig Jahre alt, und in dieſem Alter pflegt eine an ſich gutgeartete Natur ſich nicht leicht gegen die warnende Stimme eines, als wohlwollend anerkannten Freundes zu verhärten.

Sanft weinend aber willig gelobte ſie daher, dem Rath ihres edlen und weiſen Beſchützers nach beſten Kräften zu folgen und von der ihr von ihm vorgezeichneten Bahn zum ſtillen häuslichen Glück ſich hinfort ſo wenig als möglich wieder abzuwenden. Bernhard wagte zwar nicht, dieſem Verſprechen unbedingten Glauben zu ſchenken, aber er war dennoch wenigſtens von ihrem guten Willen überzeugt. Zum zweitenmal legte er in dieſer Stunde ihre Hand in die ſeines Bruders, drückte beide mit glänzenden Augen an ſeine von tauſend verſchiedenen Empfindungen beſtürmte Bruſt, und wandte ſich dann von ihnen, um ſeine treue Sorge für ihre glücklichere Zukunft fortzuſetzen. Die unabänderlich vorher beſtimmte Kürze ſeines Aufenthalts hatte ihn gleich bei ſeiner Ankunft auf Leuenſtein abgehalten, den Zuſtand der höchſt verworrenen Angelegenheiten ſeines Bruders genauer zu unterſuchen, aber er hatte in ſeinem Herzen beſchloſſen, dieſem einen erfahrnen wohlgeſinnten Freund zuzuführen, der eben ſo geſchickt als willig ſey, ſich ſeiner anzunehmen.

Seine Wahl war dabei auf den Baron Meinau, einer ſeiner früheren Jugendfreunde gefallen, der ſeit wenigen Jahren ein mäßiges, nur wenige Stunden von Leuenſtein entferntes Landgut bewohnte, deſſen urſprünglichen Werth er, nach dem

Urtheil aller in dieſem Fache Erfahrnen, durch Fleiß und wohl angewandte ökonomiſche Kenntniſſe während der kurzen Zeit faſt verdoppelt hatte. Zu dieſem führte Bernhard am letzten Tage ſeines Aufenthalts in der Burg ſeiner Väter Albert und Luiſen, und ſchon auf dem Wege fielen ihm die blühenden Felder, die üppigen Wieſen, die freundlichen Dörfer auf, welche Meinaus Beſitzungen vor andern der Nachbarſchaft auszeichneten.

Sein alter Freund erkannte ihn ſogleich und empfing ihn mit offenen Armen und ungeheuchelter Freude; auch Albert und Luiſe fanden die freundlichſte Aufnahme, und während Frau von Meinau Luiſen mit jener anſpruchloſen Zuvorkommenheit zu unterhalten ſuchte, welche ſogleich die Herzen gewinnt, fand Bernhard Gelegenheit, dem Baron Meinau in Alberts Beiſeyn das wichtige Anliegen zu eröffnen, das ihm beſonders am Herzen lag. Er hatte früher Gelegenheit gehabt, dieſem ſehr bedeutende Dienſte zu leiſten, und obgleich er es ſelbſt längſt vergeſſen zu haben ſchien, ſo ergriff Meinau doch mit herzlicher Freude die Gelegenheit, die ſo ganz unerwartet ſich ihm bot, um Bernhard durch mehr als Worte zu beweiſen, daß er jener Vergangenheit noch immer dankbar gedächte. Er zeigte ſich daher ſehr bereitwillig, alle Zeit, die er von ſeinen eigenen Geſchäften abmüßigen könne, Alberten zu widmen, und verſprach dieſen überall durch Rath und That, ſo viel er dieſes vermöchte, zu unterſtützen.

Mit ſehr erleichtertem Herzen kehrte Bernhard, Albert und Luiſe nach Leuenſtein zurück und brachten noch einige Stunden im traulichen Geſpräche zu, bis der Morgen graute. Dann drückte Bernhard noch einmal ſeine Lieben an ſein Herz, entfernte ſich ſtumm und warf ſich auf ſein bereit ſtehendes Pferd, um nun endlich ſeiner ernſten Beſtimmung entgegen zu eilen.

Gleich nach Bernhards Abreiſe bemühte ſich Baron Meinau, das ſeinem Freunde gegebene Wort im vollſten Sinne deſſelben zu erfüllen, doch leider ſtellte ihm die überall in Alberts Angelegenheiten herrſchende Verwirrung Schwierigkeiten dabei entgegen, die er ſo groß ſich nimmer gedacht hatte. Er wandte jede ſeiner freien Stunden daran, nur fürs erſte den Betrag der auf den von Leuenſchen Gütern ruhenden Schuldenlaſt zu erforſchen, aber es währte ſehr lange, ehe er nur damit zu Stande kommen konnte, und endlich ward er mit Schrecken gewahr, daß die von Albert in der letzten Zeit aufgenommenen Summen deſſen eigne unvollkommene Angabe derſelben um mehr als die Hälfte überſtiegen. Ueberdem mußte dieſe Schuld ſich mit jedem Jahre beträchtlich vermehren, wenn man nicht bald Mittel und Wege fand, einige bösartige Wucherer zu befriedigen, denen Albert theils aus Unerfahrenheit, theils verleitet durch den Rath ſeines gewiſſenloſen Juſtiziars, in die Hände gefallen war.

Meinau ſah für den Augenblick keine Möglichkeit, die dazu nöthigen ſehr bedeutenden Summen aufzubringen; er konnte es nicht unterlaſſen, ſeine daraus entſtehende Beſorgniß gegen Albert zu äußern, und obgleich er dabei ſo ſchonend als möglich verfuhr, ſo drückte er damit doch den

Stachel der Reue immer tiefer in das Herz des Armen, das durch die täglich ſteigende Gewißheit von Luiſens Gleichgültigkeit ohnehin ſchmerzlich verwundet war, ſo daß Meinau alle Mühe hatte, ſeinen Muth nur etwas zu erheben und ihn durch freundliche Troſtgründe vor gänzlicher Hoffnungsloſigkeit zu bewahren.

Während der weiſe wohlmeynende Freund, welchen Bernhard ſeinen Bruder geſchenkt hatte, ſich ſo thätig für deſſen Wohl bemühte, fühlte auch ſeine Gattin ſich von ihrem Herzen gezogen ihm zu helfen: denn dieſe wirklich liebenswerthe Frau war zu gewohnt, ihrem Gatten in allem hülfreich zur Seite zu ſtehen, als daß ſie dieſes nicht auch in einer Angelegenheit hätte verſuchen ſollen, die ihm ſo ſehr am Herzen zu liegen ſchien. Sie begann daher ganz unvermerkt Luiſens ſich anzunehmen, gegen die ſie mit ihren acht und zwanzig bis dreißig Jahren ſich ohnehin recht matronenartig vorkam. Halb ſcherzend, halb im Ernſt ſuchte ſie die junge Frau zu bewegen, der Verwaltung des innern Hausſtandes ſich mehr als ſonſt anzunehmen, und da ſie ihr hierin überall mit dem beſten Beiſpiele voranging, ſo lernte Luiſe auch bald, wenigſtens in der Gegenwart ihrer neuen Freundin, ſich ihrer bisherigen Nachläſſigkeit zu ſchämen.

Luiſe konnte es ſich nicht verhehlen, daß Frau von Meinau mit nicht geringern Anſprüchen an das Leben in die Welt getreten ſey als ſie ſelbſt, auch ſie hatte vor ihrer Vermählung im Hauſe ihrer reichen angeſehenen Eltern in der Reſidenz und ſogar am Hofe mitten in den glänzendſten Zirkeln gelebt, deren ſchönſte Zierde ſie war; ſie hatte Talente und überhaupt eine weitumfaſſende geiſtige Bildung ſich erworben, welche Luiſe nicht beſaß und klagte dennoch nie über die Einſamkeit des Landlebens und ſtand dennoch mit nie ermüdender Thätigkeit ihrem Hausweſen und der Erziehung ihrer Kinder vor, ohne je damit prunken zu wollen. Wenn ſie Abends an ihrem ſchönen Wiener Pianoforte, dem einzigen glänzenden Hausgeräth das ſie beſaß, ihre Zuhörer bezauberte, oder im kleinen Kreiſe ihrer Bekannten am Theetiſch die Seele der Unterhaltung war, ſo merkte niemand es ihr an, wie ſie den Tag über in ihrem Haushalte ſich beſchäftigt hatte und oft ſelbſt mit Hand anlegte, wenn ihr dieſes nöthig zu werden ſchien.

Ein zweites Verdienſt um Luiſen, welches dieſe ihr noch inniger verdankte, erwarb Frau von Meinau ſich dadurch, daß auf ihre Veranlaſſung das Leben auf dem Lande ſich im Laufe der länger werdenden Abende weit freundlicher geſtaltete, als Luiſe erwartet hatte. Keine Woche verging, in der nicht beide Familien wechſelſeitig einander mehreremale beſuchten. Einige Prediger und Beamte aus der Nachbarſchaft, Leute von deren Exiſtenz Luiſe bis jetzt gar keine Notiz genommen hatte, vergrößerten zuweilen mit ihren, zum Theil recht gebildeten Frauen und Töchtern den kleinen Kreis. Muſik, gemeinſchaftliches Leſen oder erheiterndes Geſpräch füllten die langen Abende aus. Luiſe vergaß ſehr oft in dieſen anſpruchsloſen Umgebungen der früheren rauſchenden Freuden und entzückte Alle durch ihre jugendliche Heiterkeit. Doch leider kehrte freilich die alte Leere wieder in ihr Herz zurück, ſobald ſie einige Tage mit Albert allein ohne andre Geſellſchaft verleben mußte. Dann vermochte ſie es nicht über ſich, ihre Unzufriedenheit mit ihrer jetzigen Lage ihm zu verbergen, und der arme Albert flüchtete ſich gewöhnlich in ſein einſames Zimmer, um ſich dort ungeſtört und ohne Zeugen dem bittern Schmerze zu überlaſſen, der verzehrend und langſam an ſeinem Leben nagte.

So mochten denn, wechſelnd zwiſchen gute und böſe, einige Monate ſeit Bernhards Abreiſe hingegangen ſeyn, als eines Morgens einige Landleute ſich auf Leuenſtein meldeten, um über die Verwüſtungen zu klagen, die ein wilder Eber auf ihren Feldern anrichtete. Schon ſeit geraumer Zeit waren alle Thiere dieſer Art in jenen Gegenden ausgerottet worden, und die Erſcheinung eines einzelnen, das ſich wahrſcheinlich aus einem andern fernen Gebiete hinüber verirrt hatte, ſetzte gerade ihrer Seltenheit wegen die Leute in um ſo größere Angſt. Meinau war eben zugegen und rieth eine große allgemeine Jagd anzuſtellen; die ganze Nachbarſchaft ward aufgeboten, um das Thier zu erlegen. Alle zogen am frühſten Morgen des folgenden Tages mit Hunden und Jägern, begleitet von fröhlicher Jagdmuſik, von Leuenſtein aus in den herbſtlich gefärbten Wald, an deſſen Zweigen nur einzelne Blätter noch gelb und röthlich im Sonnenſchein ſpielten.

Der Mittag nahte heran; Luiſe hatte mit Hülfe ihrer Freundin alles zum Empfange der wahrſcheinlich ſehr ermüdeten Jäger vorbereitet, und beide Frauen ſaßen nun mit ihrer Arbeit an einem Fenſter, von welchem ſie die in den Wald ausgehauene lange Allee überſchauen konnten, durch die jene zurückkommen mußten. — »Horch!« rief Luiſe, »hörſt Du Hallali blaſen? die Jagd iſt aus, ſie müſſen bald hier ſeyn.«

Frau von Meinau öffnete das Fenſter. »In der That,« ſprach ſie, »ich höre Hörnergetöne aus der Ferne. Und wie mild und erquickend die Luft vom Tannenwalde herüberweht! komm

Luiſe, der Tag iſt zu ſchön um ihn ganz im Zimmer zu verleben; laſſ' uns den Männern bis zu dem runden Platze entgegen gehen, wo alle die Alleen ſich kreuzen; dort können wir ſie unmöglich verfehlen.«

Beide Frauen wandelten nun Arm in Arm durch den Garten dem Walde zu, und hatten den beſtimmten Platz bald erreicht, an welchem ſie zu verweilen beſchloſſen. Frau von Meinau vertiefte ſich rechts ins Geſträuch, um von den Zweigen einer jungen, noch mit allen ihren Blättern prangenden Eiche einen Kranz für den Sieger zu flechten; Luiſe blieb mitten auf dem Platz ſtehen, und ſah einem Eichhörnchen zu, das ſich mit luſtigen Sprüngen von einem der hohen, im Sonnenſtrahl erglühenden Tannenwipfel zum andern ſchwang. Hundegebell und Hörnergetön ſchallten aus der Ferne, die Jagd ſchien näher zu kommen, ein Schuß fiel und wenige Augenblicke darauf kniſterte und raſſelte es ungefähr dreißig Schritte vor Luiſen im Geſträuch zur linken Hand; der durch eine leichte Wunde zur entſetzlichſten Wuth aufgereizte Eber brach hervor und rannte, ſchäumend vor Schmerz und Zorn, gerade auf die Wehrloſe zu. Sie wollte ſeitwärts zu ihrer Freundin fliehen, ihr Fuß verwickelte ſich in Brombeerranken, die über ihren Weg ſich ausbreiteten, ſie fiel und verlor das Bewußtſeyn. Der Eber eilte noch immer auf ſie zu, ſchon war er nur wenige Schritte noch von ihr entfernt, ſie rettungslos dem greuelvollſten Tode verfallen, als ein Reuter im geſtreckteſten Galopp aus einer Seitenallee, welche nach Meinaus Beſitzungen führte, ſich zwiſchen ſie und das wüthende Thier warf.

Der Eber wandte nun ſeine Wuth gegen dieſen neuen Ankömmling, der nur, mit einer Reitgerte bewaffnet, ihr nichts entgegenſetzen konnte. Im Nu verwundeten die furchtbaren Hauer des Ungeheuers das edle durch gewaltiges Spornen ohnehin ſehr wild gewordene Pferd, dies bäumte und überſchlug ſich mit ſeinem Reiter, der unter daſſelbe zu liegen kam. Glücklicherweiſe war ein Theil der Jagd indeſſen herbeigekommen, zwei gewaltige Saufänger packten den Eber noch gerade im rechten Augenblick, da er ſeine Wuth an den Unglücklichen auslaſſen wollte; ſie zwangen ihn, ſich gegen ſie zu wenden, und ein glücklicher Stoß von Meinaus ſtarker Hand machte bald darauf dem Kampfe ein Ende.

Auch Albert kam jetzt herbei, und ſah mit unausſprechlichem Entſetzen ſein geliebtes Weib bleich und ſtarr wie eine Todte am Boden liegen; er rief tauſendmal überlaut Luiſens Namen, warf ſich neben ſie hin mit der Geberde an Wahnſinn gränzender Verzweiflung, und vor Schrecken völlig unfähig, ihr die kleinſte Hülfe zu leiſten, verlangte er nur mit ihr zu ſterben.

Indem eilte auch Frau von Meinau bleich und zitternd herbei. Sie hatte aus der Ferne in Todesangſt zugeſehen. Selbſt kaum im Stande, ſich aufrecht zu erhalten, wollte ſie die Freundin unterſtützen, welche eben anfing, ſich von ſelbſt zu erholen, doch indem ſie ſich zu ihr beugte, fiel ihr Blick auf Luiſens Befreier. Dieſen hatten die Jäger unterdeſſen unter ſeinem Pferde hervorgezogen und er ſaß mit Blut bedeckt geduldig da, den Rücken an einen Baum gelehnt, von ihm zu Hülfe Eilenden umringt.

»Oſkar,« ſchrie ſie mit dem tonloſen Schrei des höchſten Entſetzens. »Oſkar, o ſtirb nicht, ſtirb nicht mein Bruder ohne mich!« Sie warf ſich neben ihm in das mit ſeinem Blute benetzte Gras, zerriß ihr Kleid, um die Kopfwunde zu verbinden, aus der das Blut ſein Geſicht überſtrömte, umſchlang ihn mit ihren Armen und zuckte erſchrocken zuſammen, da ſie gewahrte, wie weh die leiſeſte Berührung ihm that, während er mit halberſtorbener Lippe ſie zu beruhigen ſuchte und ihr verſicherte, daß er ſich durchaus nicht gefährlich verwundet fühle.

Die Scene, welche jetzt erfolgte, läßt ſich nicht beſchreiben. Freude, Schmerz, Erſtaunen, Dankbarkeit, bewegten jede Bruſt und äußerten ſich auf tauſendfältige Weiſe. Luiſe hatte ſich indeſſen vollkommen wieder erholt, ſtumm und bleich wie eine Bildſäule kniete ſie mit gefaltenen Händen neben dem Verwundeten, den ſtarren Blick ſo feſt auf ihn geheftet, als wäre außer ihm die ganze Welt ihr verſchwunden. Albert lag zu ſeinen Füßen, Thränen überſtrömten ſein Geſicht. »Engel, zur Rettung eines Engels vom Himmel geſandt,« ſprach er, »wie ſoll ich Dir danken! wie Dich nur nennen, der, ſelbſt wehrlos, mit unerhörtem Heldenmuthe ſich für eine ihm ganz Unbekannte dem gräßlichſten Tode entgegenſtürzte!« — »Ich ſah Frauen in Gefahr, da galt kein Bedenken, ich konnte nicht anders,« erwiederte Oskar mit ſchmerzlichem Lächeln und kaum hörbarem Ton.

Die Jäger hatten indeſſen unter Meinaus Leitung aus Tannenzweigen eine Art von Trage zuſammengezimmert und mit weichem Mooſe bedeckt, auf welche der Verwundete freilich unter großen Schmerzen gelegt ward, um ihn nach Leuenſtein zu bringen. Alle Männer wetteiferten untereinander, ihn abwechſelnd auf den Schultern zu tragen, Luiſe und Frau von Meinau gingen neben her, ihn zu unterſtützen; ſo kam langſam, einem Leichenbegängniſſe ähnlich, der Zug im Schloſſe an, der am Morgen unter Hörnerſchall fröhlich ausgegangen war.

Zum Glück konnte Oskar ſogleich die nöthige ärztliche Hülfe erhalten, denn Meinau hatte Beſonnenheit genug gehabt, um gleich im erſten Augenblick einen reitenden Boten nach einem ziemlich geſchickten Wundarzte, der in der Nähe wohnte, auszuſchicken. Dieſen fanden die Ankommenden ſchon im Schloſſe vor und ſein Ausſpruch nach dem erſten Verbande gab wenigſtens Beruhigung. Weder die Kopfwunde noch die übrigen Verletzungen, die Oskar beim Sturze mit dem Pferde erlitten, drohten die mindeſte Gefahr für ſein Leben; doch freilich war der linke Arm zerbrochen, der rechte verrenkt, die Schmerzen welche er litt waren groß, und Monate mußten wahrſcheinlich darüber hingehen, ehe es ihm möglich werden durfte, das Schloß zu verlaſſen, um ſich zu ſeiner Schweſter zu begeben.

Dieſer, wenn gleich an ſich traurige, doch auch in andrer Hinſicht tröſtliche Ausſpruch eines als geſchickt anerkannten Arztes, beruhigte Alle; ſelbſt Frau von Meinau vergaß einigermaßen über die Erhaltung ihrer Freundin den Schmerz, den geliebten Bruder nach jahrelanger Trennung ſo wieder finden zu müſſen; nur Albert wollte es kaum wagen in ſeinem Herzen der Hoffnung Raum zu gewähren. Die Gräßlichkeit der Gefahr, in welcher er ſeine Luiſe geſehen hatte, ſchwebte unabläßlich in furchtbarer Deutlichkeit vor ſeiner aufgeregten Phantaſie, ſein eignes Leben ſchien ihm jetzt an dem ihres heldenmüthigen Befreiers zu hängen, und er wußte ſich vor den entſetzlichen Bildern, die ihn ſtündlich verfolgten, nicht anders zu retten, als daß er, ſtets bedacht für Oskars Erhaltung zu ſorgen, auch Luiſen ermahnte, der Erfüllung dieſer heiligen Pflicht ſich ausſchließlich zu weihen.

In Luiſens weicher Seele ſteigerte ſich nur zu leicht der Enthuſiasmus der Dankbarkeit bis zur Leidenſchaft hinauf, ja man könnte ſagen, daß dieſe die einzige Leidenſchaft ſey, welche ſie bis dahin wahr und wirklich empfunden hatte. Bernhard erweckte ſie zuerſt in ihr, aber ſeine höhere Natur hielt ſie ab, ihn anders als aus der Ferne zu verehren. Oskar hingegen ſtand ihr weit näher und daß er als Kranker ſtets ihres Beiſtandes bedurfte, machte ihn ihr mit jedem Tage noch werther. Sie verließ ihn ſo ſelten als möglich und wachte über ihn wie eine Mutter über den Liebling ihres Herzens. So lange er durch den Verband gehindert wurde, ſich ſeiner Hände bedienen zu können, ſuchte ſie mit unglaublicher Aufmerkſamkeit auch den kleinſten ſeiner Wünſche zuvorzukommen, und hiedurch ſowohl als durch tauſend andere Zufälligkeiten, wie ſie das häusliche Leben mit ſich führt, entſtand zwiſchen beiden ein zartes; namenloſes Verhältniß, dem ſie ſich hingaben, ohne weiter darüber zu denken. Ueberdem wurde Frau von Meinau durch ihre häuslichen Pflichten oft abgehalten, ſich der Pflege ihres Bruders ſo anzunehmen, wie ſie es wohl gewünſcht hätte, und ſo blieb dieſe Sorge Luiſen größtentheils allein überlaſſen.

Oskars ungeſchwächte Jugendkraft beförderte ſeine Geneſung; er durfte weit früher als man gehofft hatte es wagen, ſein Lager und bald auch ſein Zimmer zu verlaſſen und entwickelte nun auch im häuslichen Beiſammenſeyn die liebenswürdigſten Eigenſchaften. Schon ſeine männlich ſchöne Geſtalt mußte auf den erſten Anblick für ihn einnehmen. Die zwar nicht regelmäßig ſchönen, aber ausdrucksvollen Züge ſeines ſehr angenehmen Geſichts waren der treuſte Spiegel jeder Regung ſeines Gemüths, dabei trug ſein ganzes Weſen einen Anſtrich von Ritterlichkeit, der ihm außerordentlich gut ſtand, und ſich beſonders in der zarteſten Achtung gegen Frauen äußerte. Lebhaft und leicht erregbaren Geiſtes, riß er alles unwiderſtehlich mit ſich fort, wenn er in ſeiner ſchönen wohlklingenden Sprache über irgend einen Gegenſtand, der ihn innig ergriffen hatte, mit dem Enthuſiasmus eines Begeiſterten ſich äußerte. Mit einem ſehr angenehmen ſonoren Organ verband er das ſeltene Talent ein ausgezeichnet guter Vorleſer zu ſeyn, oft auch begleitete ſeine rührende, gerade ans Herz dringende Tenorſtimme Luiſens ziemlich mittelmäßiges Spiel auf der Guitarre, die er ſelbſt zwar meiſterhaft zu behandeln wußte, aber mit ſeinem noch immer gelähmten

Arme nicht zu berühren wagte. Abends erzählte er zuweilen Luiſens älteſtem Knaben wunderſame Mährchen, die den ſonſt ewig Unruhigen feſtbannten und denen ſelbſt die Mutter gern zuhörte.

So verſtand er es auf die verſchiedenſte Weiſe, ſich ſelbſt zu Andrer Freude zu vervielfältigen und allein durch ſeine Gegenwart den Geiſt innerer Unzufriedenheit und Langerweile aus dieſem Hauſe zu bannen, der bis dahin den Frieden deſſelben ſo oft getrübt hatte.

Mit immer ſteigender Zufriedenheit bemerkte Albert den wohlthätigen Einfluß der Gegenwart ſeines neuen Freundes auf die Gemüthsſtimmung ſeiner Luiſe. Nie fand er ſie mehr in ſtillen Thränen, wie wohl ſonſt oft geſchehen war, nie klagte ſie mehr über die in Leuenſtein herrſchende Einſamkeit, kein Zeichen der Unzufriedenheit entſchlüpfte ihr, wenn ihr arbeitsmüder Gatte Abends mit anſcheinendem Mangel an Theilnahme ihr zur Seite ſaß. Albert ſah ſie jetzt immer heiter, immer freundlich, mit Augen aus denen Jugend, Geſundheit und kindliche Freude am Leben ſtrahlten.

Sie erſchien ihrem Gatten völlig ſo, wie er zuerſt im Hauſe ihrer Eltern ſie ſah, auch ſein Herz ward ihm leichter und ein Nachgefühl der zu ſchnell entſchwundnen Seeligkeit der erſten Tage ihrer Vereinigung gab auch ihm einen Theil ſeiner entflohnen Heiterkeit wieder zurück.

Daß Oskar es war, der dieſe glückliche Veränderung ſeines häuslichen Zuſtandes herbeiführte, fand Albert eben ſo natürlich, als Luiſens Betragen gegen dieſen. Ihre grenzenloſe Dankbarkeit, ihre Art dieſe zu äußern, machten ihm die Geliebte nur noch werther, denn er war überzeugt, daß nie genug für den geſchehen könne, der ihm das höchſte Kleinod ſeines Daſeyns mit Gefahr des eignen Lebens erhalten hatte. Oskar ſtand neben Bernhard in Alberts Herzen; was dieſer ihm ſchenkte hatte jener ihm erhalten; er fühlte dabei, daß Oskars Liebenswürdigkeit ihn angezogen haben würde, ſelbſt wenn er ihm nicht alles zu verdanken hätte und war ſtolz darauf, ihn überall als den Mittelpunkt des Lebens in ſeinem Hauſe betrachtet zu wiſſen.

Nie kam dabei das niederdrückende Gefühl des Zurückgeſetztwerdens in Alberts Seele, das ihn ſo oft der Verzweiflung nahe gebracht hatte, als noch die Fremden in ſeinem Eigenthume herrſchten; denn niemals zeigte Oskar nur eine Spur des Uebermuths, durch welchem jene ſich auszeichneten; nie ſuchte er ſich hervorzudrängen und in ſeinem ganzen Weſen ward auch nicht die mindeſte Ahnung der ſeltnen Eigenſchaften ſichtbar, die ihn vor Tauſenden auszeichneten, ohne daß er den hohen Standpunkt zu bemerken ſchien, auf welchen Alle ihn ſtellten.

Der Winter hatte ſich indeſſen ſehr früh und mit faſt beiſpielloſer Härte eingeſtellt; kaum durften völlig Geſunde es ungeſtraft wagen, ſich im Freien der grimmigen Kälte auszuſetzen, und der Arzt wiederholte täglich, daß Oskar durchaus noch nicht daran denken könne Leuenſtein zu verlaſſen, ſo lange der ſcharfe Froſt anhielt. Wie groß mußte daher Alberts Erſtaunen ſeyn, als Oskar gerade am kälteſten Tage, den man bis dahin gehabt hatte, mit der Bitte in ſein Zimmer trat, ihn ſogleich zum Baron Meinau fahren zu laſſen, weil er bei dieſem einige Zeit zu verweilen Willens ſey.

Alberts erſter Gedanke war, daß bei ſeinen Freunden irgend ein Unglück vorgefallen ſeyn müſſe; er betrachtete Oskar genauer, während dieſer ihm verſicherte, daß dieſes keinesweges der Fall ſey; er ſah ihn ungewöhnlich bleich, alle Züge ſeines Geſichts deuteten auf eine heftige Bewegung in ſeinem Innern; ſein ſonſt immer heiteres Auge glänzte im feuchten Schimmer zurückgedrängter Thränen und ſeine Lippe zuckte ſchmerzlich, indem er in kaum verſtändlichen Worten die eben ausgeſprochene Bitte um Pferde und Wagen nochmals wiederholte.

Albert vermochte nicht, ihm zu antworten, er ſtrengte alle ſeine Geiſteskräfte an um zu errathen, was ſeinen Freund ſo heftig ergriffen und ihn zu dem Entſchluſſe bewogen haben könne, ſo plötzlich von Leuenſtein ſich zu entfernen. Er erinnerte ſich, daß Oskars ungewohnter Trübſinn ihm ſchon ſeit einigen Tagen aufgefallen ſey, daß er bemerkt habe, wie dieſer öfterer als ſonſt die Einſamkeit geſucht und beſonders Luiſen abſichtlich zu meiden ſchien, und nun glaubte er mit einemmal den Schlüſſel zu deſſen jetzigen räthſelhaften Benehmen gefunden zu haben.

»Ich ſehe wie es iſt, Freund Oskar, ich, der ich in meinem Leben nichts errathe, ich durchſchaue Sie dennoch dieſesmal,« rief Albert mit freundlichem Lächeln und ergriff Oskars Hand, die in der ſeinen zuckte. Daß Oskar immer bleicher ward und ſich kaum noch aufrecht zu halten vermochte, bemerkte Albert nicht, ſondern fuhr aus der Fülle ſeines liebenden argwohnloſen Gemüths zu reden fort. »Es darf nicht ſeyn,« ſprach er recht herzlich bittend, »Sie dürfen uns noch nicht verlaſſen und auf dieſe Weiſe nun vollends gar nicht. Was zwiſchen Ihnen und meiner Luiſe vorgefallen ſeyn mag, verlange ich nicht zu wiſſen, aber das weis ich, daß Sie es nicht auf dieſe Weiſe aufnehmen würden, wenn Sie das liebenswürdige Geſchöpf ſo kennten als ich. Ich möchte ſogar keine der kleinen Launen meiner

Luiſe an ihr vermiſſen, denn ſie iſt doch ein Engel der Güte. Ich gehe zu ihr, ſie ſelbſt wird eilen, alles wieder gut zu machen, ſie ſelbſt wird Sie bitten uns nicht zu verlaſſen, ich weis, da können Sie unmöglich widerſtehen.«

Albert eilte zu Luiſen, ehe Oskar ſo viel Faſſung gewann, ihn daran hindern zu können. Er fand ſie auf ihrem Sofa in Thränen. Bei ſeinem Eintritt verhüllte ſie ihr Geſicht und unterdrückte nur halb einen Schrei des ſchmerzlichſten Erſchreckens.

»Du weißt es alſo ſchon, ich ſehe es,« ſprach Albert, »er will fort, in dieſer entſetzlichen Kälte, die ihm den Tod geben kann. Das darf nicht ſeyn, nicht war Luiſe? Nur Du kannſt es hindern. Komm, liebe Luiſe, ſey gut, vergiß was zwiſchen Euch vorgefallen ſeyn mag, und hilf mir ihn erbitten. Bezwinge dieſe kleine Aufwallung, mein geliebtes Weib, denke: er iſt der Retter unſeres Lebens, ein freundliches Wort von Dir und alles iſt wieder gut; komm meine Luiſe.« Albert wollte ihre Hand faſſen, doch ſie entriß ſie ihm mit ungewohnter Heſtigkeit, drückte laut ſchluchzend das Geſicht noch tiefer in die Sofakiſſen hinein und winkte ihm, abwehrend, fortzugehen.

»O über die großen erwachſenen Kinder!« rief Albert halb entrüſtet, halb traurig, indem er Oskar wieder aufſuchte; er fand ihn vertieft in ſchmerzlicher Betrachtung vor Luiſens Büſte ſtehen und begann nun, ihn mit Bitten zu beſtürmen, ein Paar Menſchen nicht zu verlaſſen, die in ihm ihren Schutzengel entfliehen ſähen. Alles was unbegränzte Dankbarkeit, tiefgefühlte Hochachtung, innige Freundſchaft und der heißeſte Wunſch des Gelingens nur eingeben können, brachte er mit jener unwiderſtehlichen Beredſamkeit vor, die ihm ſtets eigen war, ſobald er von den Regungen ſeines tiefen Gemüthes ſich hinreißen lies. Er beſchwor Oskar bei allem, was ihm heilig ſey, Luiſens vorübergehenden, gewiß nur aus Kränklichkeit entſtandenen Unmuth nicht ſo ſchwer an ihm und ihr zu ahnden. Er verſicherte ihm, daß ſie gewiß mit Entzücken dem ſich ihr wieder zuwendenden

Freunde entgegen eilen und alles daran ſetzen würde, um nur den heldenmüthigen Retter ihres Lebens zum Verzeihen und zum Vergeſſen zu bewegen.

Was auch Oskar ihm einzuwenden verſuchte, alles war verloren. Albert hörte nicht darauf und ward immer wärmer, immer unwiderſtehlicher, je länger er ſprach, ſo daß Oskar endlich die Unmöglichkeit fühlte, ſich hier länger in den Schranken zu halten, die er ſich geſetzt hatte, um ſeinen edlen Freund zu ſchonen.

»Albert! laß ab von mir, ich beſchwöre Dich,« rief er zuletzt in höchſter Spannung, hingeriſſen von ſeinem Gefühl, »laß ab von mir, und höre auch mich, Du unerbittlicher Feind Deiner Selbſt. Edle, argwohnloſe, kindlich reine Seele!« ſetzte er unendlich weich hinzu, »höre mich endlich an. Ich kann Dich betrüben, aber betrügen kann ich Dich nicht. Und müßte ich Dein ſchönes Gemüth noch tiefer verwunden, ich kann gegen Dich dennoch nicht unwahr ſeyn. So erfahre denn durch mich, wovon kein Gedanke in Deine ahnungsfreie

Seele kam, ich liebe Luiſe, Deine Luiſe, Dein Weib! ich liebe ſie mit verzehrender Gluth, ich lebe, ich athme nur in dieſer Liebe, die ihr erſter Anblick in mir entflammte, und die ich dennoch zu ſpät mit unſäglichem Schrecken erkannte. Albert, ich kämpfe ſeit vier Tagen den fürchterlichſten Kampf mit mir ſelbſt, umſonſt, ich liebe nur ſie, ich kann nichts denken, nichts fühlen als dieſe Liebe. Trennung iſt Tod. Ich beſchloß zu bleiben, mein Geheimniß in tiefſter Bruſt zu begraben. Ich unſeeliger Thor, wie konnte ich ihr zu verbergen hoffen, was mir ſelbſt jetzt offenbar war! Ein unglückſeeliger Zufall entriß mir dieſen Morgen ein Geſtändniß, das mich — — Luiſe weiß alles! Albert, beſtehſt Du noch darauf mich hier feſt halten zu wollen?«

Albert ſtand regungslos wie eine Bildſäule. »Luiſe weiß Alles, ſagſt Du, Alles! — Und ſie?« hauchte er faſt unhörbar, mit kaum bewegter Lippe. »Und ſie?« wiederholte er dringender, und ſein Auge ſuchte mit dem Ausdruck unausſprechlicher Angſt in Oskars Zügen zu leſen.

»Laſſ' mich fliehen, dränge ſelbſt mich über Deine Schwelle,« rief Oskar in wilder Verzweiflung. »Verbanne mich! laſſ' mich elend ſeyn aber ſchuldlos; dränge mich mit Gewalt fort! fort! fort! um Luiſenswillen, um Deinetwillen, fort von hier, verſtoße mich, verbanne mich.« Seine noch nicht ganz wiederhergeſtellten Kräfte verließen ihn, er ſank in einen Seſſel und verhüllte mit beiden Händen ſein Geſicht.

Albert betrachtete ihn eine Weile ſchweigend und ging dann einigemal mit immer feſter werdendem Schritte im Zimmer auf und ab. Dann ſtand er wieder vor Oskar ſtill und ergriff deſſen faſt lebloſe Hand. Als ſey ein neuerer, höherer Geiſt über ihn gekommen, ſo verändert, ſo erhaben war in dieſem Augenblick Alberts Haltung, ſeine ganze Geſtalt; ſein Auge ſtrahlte in hoher Verklärung, wie das Auge eines Sterbenden im letzten Momente des ſcheidenden Lebens, welcher der Erde nicht mehr angehört. Nie zuvor ſah er ſeinem Bruder Bernhard ſo ähnlich.

»Oskar,« fing er mit kaum merklich bewegter

Stimme und ſehr gemäßigtem Tone an, »lieber Oskar, Sie hatten Recht, ich ſehe ein, es iſt gut daß Sie noch heute Ihre Schweſter beſuchen, und es ſoll meine angelegentlichſte Sorge ſeyn, daß dieſes ohne Gefahr für Ihre Geſundheit geſchehen könne. Mein edler, hochgeliebter Freund, wir brauchen beide Zeit, um uns ſelbſt wieder zu finden, aber glauben Sie mir nur, alles wird ſich ordnen, wir werden beide ruhiger werden und Sie kehren gewiß einſt und bald in froherer glücklicherer Stimmung nach Leuenſtein zurück. Oskar, Sie würdigten mich eines ungemeſſenen Vertrauens, wo Tauſende an Ihrer Stelle — doch es wäre Beleidigung Sie nur mit jenen zu vergleichen. Wir beide haben in dieſer ſchmerzlich ſchönen Stunde einander erkannt, auf ewig. Sie wiſſen jetzt, daß ich Ihres edlen Vertrauens nicht unwerth bin, geben Sie mir den letzten Beweis davon, daß Sie dies glauben, indem Sie nur eine Frage noch mir offen und ohne Rückhalt beantworten. Weiß außer mir noch jemand, weiß Meinau oder Ihre Schweſter — — —«

»Guter Gott, wie wäre dies möglich!« rief Oskar, »wie könnte ich Andern geſtehen was ich mir ſelbſt kaum geſtand!«

»Nun dann,« erwiederte Albert, indem er Oskars Hand an ſeine Bruſt drückte, »nun dann, ſo gewähre mir noch die Bitte, auch ferner gegen alle zu ſchweigen und Deiner Schweſter Haus nicht zu verlaſſen, bis wir beide in der Stimmung ſind, mit gefaßtem Muth zu überlegen, welch' ein Entſchluß hier zu faſſen ſteht, der uns allen die entwichene Ruhe wiederzugeben vermag. Wir alle drei ſind reines Herzens; es wird ein Ausweg ſich entdecken laſſen, wir haben nichts zu befürchten als in zweckloſer Uebereilung die, ſo uns lieb ſind, zu verwunden. Laſſ' dies uns vermeiden und mögen dann Gott, Zeit und der unbeſtechbare Richter, den jeder von uns im Buſen trägt, über alles Andere entſcheiden.«

Alberts ſeltene, wie durch höhere Eingebung über ihn gekommene Geiſtesſtärke, welche in des noch tiefer gebeugten Oskars Gegenwart ſeinen Muth erhob, und ihn in dieſer erſchütternden

Scene aufrecht erhielt, brach zuſammen, ſo wie er ſich wieder in ſeinem einſamen Zimmer allein ſah. Er hörte den Wagen aus dem Schloßhofe fortrollen, in welchem Oskar ſich entfernte, ohne Luiſen wieder geſehen zu haben, und ihm war, als gingen die Räder deſſelben zermalmend über ſeine Bruſt hinweg.

»Dort fährt er hin,« rief Albert, übermannt vom Schmerze des Augenblicks, »dort fährt er hin, er, deſſen Leben ich beraubte, noch eh' ich ihn ſah; und mit ihm verläßt das ganze Glück des geliebteſten Weſens auf Erden unſer verödetes Haus. Niemand bleibt der armen Luiſe als ich, den ſie ſchon lange nicht mehr liebt, den ſie nie lieben konnte, den ſie jetzt haſſen, verabſcheuen muß, ſeit ſie den Einzigen gefunden hat, der ohne mein unſeeliges Dazwiſchentreten ihr Leben zu einer Kette von Seeligkeit umgewandelt hätte! Ich bleibe, um täglich, ſtündlich den Vorwurf ihres Unglücks, ihr tiefes Leiden in ihren Augen zu leſen! Ich Unſeeliger habe zwei Weſen getrennt, die der Himmel ſelbſt für einander beſtimmte. Und was habe ich mir gewonnen? Unausſprechlichen Jammer, ewige Reue. Oskar und Luiſe! wo giebt es ein Paar, dieſem zu vergleichen? Sie hätten ſich gefunden, ſie mußten ſich finden. Ohne mich blühte jetzt Luiſe in unentweihter voller Jugendpracht ihm entgegen, doch ich, ſelbſtſüchtig und grauſam, benutzte die jugendliche Unerfahrenheit des kindlich lieblichen Geſchöpfs; ich zerſtörte in der Knospe die Blume, nun wird ſie an meiner Seite dahin welken! O, läge ich ruhig und ſtill in meinem Grabe! Noch wäre es nicht zu ſpät, beiden lacht noch das Leben im Jugendglanz, beide könnten vereint noch glücklich mit einander ſeyn. Bernhards edler Wille würde dennoch erfüllt, ich habe Söhne, unſer alter edler Name wird in ihnen fortblühen, und ſie würden unter Oskars Pflege den Unglücklichen nicht vermiſſen, der ihnen nichts geben konnte als das Leben.«

Ergriffen von dieſem Gedanken, gefoltert von unbeſchreiblichen Qualen, ſank Albert auf die Knie und betete mit Inbrunſt um augenblicklichen

Tod, den freiwillig zu wählen fromme Ueberzeugung ihn abhielt. So glühend, ſo ernſtlich wie er, hat vielleicht kein zum Sterben Verurtheilter jemals um Leben gefleht. Dann ſprang er wieder auf, tauſend Entſchlüſſe, tauſend Gedanken, tauſend Möglichkeiten durchkreuzten ſich verwirrend in ſeinem Gemüthe und brachten ihn dem Wahnſinn nah. Nichts ward ihm klar als die Nothwendigkeit, Luiſen ihre Freiheit wieder zu geben, und mit dieſer die Anwartſchaft auf eine glückliche Zukunft an Oskars Seite. Vergebens ſtrengte er ſich an, um eine Möglichkeit zu entdecken dieſes vollbringen zu können. Scheidung war hier kein Ausweg, denn Luiſe bekannte ſich ſo wie er ſelbſt zur katholiſchen Kirche, und dieſe geſtattet in einem ſolchen Falle keine zweite Verbindung, ſo lange der erſte Gatte noch lebt. Auch der ſelbſt verſchuldete traurige Zuſtand ſeines Vermögens und ſeiner von Bernharden ihm anvertrauten Güter fiel ihm ein und erhöhte ſeine Qual wie ſeine Unentſchloſſenheit. So verbrachte er die Stunden des Tages in nutzloſem fürchterlichem Kampfe mit ſich ſelbſt, bis die frühe Abenddämmerung hereinbrach. »Gott!« rief er endlich in wilder Verzweiflung aus und warf ſich mit gerungenen Händen abermals auf den Boden hin, »Gott, Du ſiehſt meinen Jammer! die Bahn liegt vor mir, die ich gehen muß, klar und deutlich überſchaue ich ſie, aber der Zugang zu ihr bleibt mir ein nie zu löſendes Räthſel. Erleuchte mich! ich habe niemand auf Erden, der in dieſer furchtbaren Nacht der Verwirrung die Hand mir bieten könnte, ich habe niemand als Dich! Erhöre das bange Flehen Deines verzweifelnden Geſchöpfs, rufe mich ab aus dieſem Labirinthe von Leiden, oder ſende mir ein ſichtbares Zeichen Deiner Gnade, das mir zum Führer diene in dieſer Wüſte des Lebens.«

In dieſem Moment öffnete ſich die Thüre, Albert ſprang erſchrocken auf. Es war nur einer ſeiner Diener, der Licht brachte und zugleich ein ſchwarzgeſiegeltes ziemlich ſtarkes Briefpacket ihm überreichte, welches ſo eben der Bote von der nächſten Poſt abgegeben hatte. Mechaniſch nahm

Albert es an und öffnete es, eigentlich nur, um dem Bedienten, der noch einige Augenblicke im Zimmer beſchäftigt blieb, ſeinen heftig bewegten Zuſtand zu verbergen. Doch einzelne Worte zogen dennoch ſeine Aufmerkſamkeit an, indem er die in dem Packet enthaltenen Papiere ohne eigentlich zu leſen nur flüchtig überſchaute. Er zwang ſich aufmerkſamer zu leſen, und der Inhalt derſelben feſſelte ihn endlich ganz. Als er vollendet hatte, rieſelte Todeskälte ihm den Nacken hinab, ſein Haar ſträubte ſich und die Hand zitterte konvulſiviſch, in welcher er die Papiere hoch empor hob. »Du haſt mich erhört!« rief er bleich wie ein Sterbender, den ſtarren Blick zum Himmel gerichtet, »Du haſt das Zeichen mir gegeben, das ich vielleicht an Deiner Gnade frevelnd mir erflehte. Ich beuge mich tief in den Staub vor Dir, ich folge zitternd aber willig dem Wink Deiner allmächtigen Hand. Nimm das Opfer gnädig an, ſeegne Luiſe und Oskar!«

Das Packet, welches Albert gerade in dieſem Moment erhielt und das ſeine aufgeregte Phantaſie ſo wunderbar ergriff, enthielt die Nachricht von dem im hohen Alter erfolgtem Abſterben des Kardinals, ſeines Großoheims und zugleich die Abſchrift von deſſen letzten Willen. Der fromme Greis hatte eine Hälfte ſeines wirklich fürſtlichen Vermögens der Kirche zu wohlthätigen Stiftungen hinterlaſſen, die zweite Hälfte deſſelben in reiche Legate unter ſeine Freunde, Verwandte und alte treue Diener vertheilt. Albert war mit einem reichen Vermächtniſſe bedacht worden, das beinahe dreimal ſo viel betrug als die Summe, welche nach Meinaus Berechnung nöthig war, um alle ſeine Schulden zu tilgen.

Eine Anweiſung war dem Briefe beigefügt, gegen welche er den vollen Betrag des Vermächtniſſes bei einem der erſten Handelshäuſer in St*** erheben konnte, ſobald er ſich als der, dem es beſtimmt war, legitimirte.

Mit jener an Todeskälte gränzenden Faſſung, die dem auf den Fluthen des Lebens Müdegetriebenen das Anſehen ſcheinbarer Ruhe gewährt, ſetzte Albert ſich hin, um an Luiſen zu ſchreiben, die unter dem Vorwande großer Nervenſchwäche an dieſem Tage niemanden vor ſich lies. Er meldete ihr, daß ein dringendes Geſchäft ihn zwinge, morgen in aller Frühe nach St*** zu reiſen. Sie lies ihm mündlich zurückſagen, daß ſie ſich zu ſchwach fühle, um ihn noch vor ſeiner Abreiſe zu ſehen, daß ſie hoffe, er würde nicht lange ausbleiben und ihn bitte, das jüngſte Kind nebſt ſeiner Wärterin bis B** mitzunehmen, wo ihre Eltern wohnten, indem eine ſehr bösartige Blatterepidemie anfange, unten im Dorfe und in der Umgegend Ueberhand zu gewinnen und ſie daher wünſche, den Kleinen bei den Großeltern in Sicherheit zu wiſſen. Albert hörte von dieſem allen nur, daß Luiſe ihn nicht wiederſehen wolle.

Die Nacht ward zum Theil unter dem Einpacken der zu ſeiner Legitimation nothwendigen Papiere hingebracht. Sein Herz lag tod und ſchwer in ſeiner Bruſt und keine Thräne kam in ſeine heißbrennenden Augen. Noch einmal zog er durch alle Zimmer ſeines Schloſſes, wie ein raſtloſer Geiſt, der weder im Himmel noch auf Erden eine bleibende Stätte findet. Der Morgen dämmerte, leiſe öffnete Albert die Thüre zu Luiſens Zimmer, ſie ſchlummerte ſanft und hörte ihn nicht. Noch einmal betrachtete er die holde Geſtalt, wie ſie in jugendlicher Anmuth, aufgelöſt in ſüßem Vergeſſen dalag. Tief und ſchmerzlich, in blutigen Zügen prägte das geliebte Bild ſich ihm ins gemarterte Herz für eine Ewigkeit ein. Er wagte es nur, eine ihrer Locken zu küſſen, um ſie nicht zu wecken und riß ſich dann von ihr los, wie ein Verzweifelnder vom Leben ſcheidet. Im Wagen verſank er anfangs in dumpfes ſtarres Hinbrüten und ward es gar nicht gewahr, daß die Wärterin, ſeinen ſchlummernden Knaben auf dem Schooß, ihm gegenüber ſaß. Doch als ein flammendes Lichtmeer ſich über Erde und Himmel ergoß, und die ſpät aufgehende Sonne in ihrer winterlichen Pracht Bäume und Felder mit blitzenden Rubinen überſäete, da wachte auch das Kind auf und ſtreckte, laut jauchzend für Freude, dem Vater die kleinen Arme liebkoſend entgegen. Ein Strom von Thränen ſtürzte jetzt aus Alberts Augen und erleichterte ſein bis zum zerſpringen zuſammengedrücktes Herz. Er nahm das zarte kleine Weſen in ſeine Arme, das ſich in dem, vor jedem Eindringen der Kälte ſorgfältig geſchützten Wagen ſehr behaglich fühlte, und in ſeiner wortloſen Sprache ſeine Freude auszudrücken ſtrebte.

»Dich habe ich noch!« rief Albert; »doch noch ein Weſen, das zu mir gehört! Dich gab ein Gott mir zum Troſte mit in die verödete Welt. Und willſt Du immer mir bleiben? Willſt Du mich niemals verlaſſen?« Das Kind ſchlang lächelnd ihm beide Aermchen um den Nacken. Es war zu viel für ſein Herz, er gab es der Wärterin zurück und weinte laut.

Ohne Plan für ſich ſelbſt war Albert in die Welt hinausgezogen, nur des Entſchluſſes ſich bewußt, von allem was ihm theuer war zu ſcheiden. Doch der Anblick ſeines Kindes gab ihn ſich ſelbſt wieder zurück. In dem raſtloſen kummervollen Leben das er bis jetzt geführt hatte, war ihm wenig Raum für die Beſchäftigung mit ſeinen Kindern geblieben und oft waren ganze Wochen vergangen, ohne daß er ſie zu Geſichte bekam. Doch jetzt beim Anblicke dieſes wirklich ſehr ſchönen muntern Knaben, der ſo ganz unerwartet ſein Reiſegefährte geworden war, regte ſich die Vaterliebe mächtig in ihm und erwärmte wohlthätig ſein faſt erſtorbenes Gemüth. Die Reiſe kam ihm nach dem heftigen Kampfe, der ihr voranging, wie Ausruhen vor und es gelang ihm, ſich im Laufe derſelben zu ſammeln und eine Anſicht deſſen zu gewinnen, was jetzt für ihn am nächſten zu ergreifen ſey.

So wie ſie B**, dem Wohnorte von Luiſens Eltern ſich näherten, kündigte er der treuen Renate an, daß er willens ſey durch dieſe Stadt gerade durchzufahren und ſie mit dem Knaben noch weiter mit ſich zu nehmen. Die gute Frau war damit außerordentlich zufrieden, indem die Reiſe dem Kleinen ſehr wohl zu bekommen ſchien und ſie ſich überdem von dem Aufenthalt bei der Frau Großmama nicht viel verſprach, die gerade gegen dieſen ihren jüngſten Enkel niemals große Liebe bezeigt hatte.

Nach wenigen Tagen langten die Reiſenden glücklich in St*** an, wo Albert zuerſt darauf bedacht war, das reiche Geſchenk ſeines erblichenen Wohlthäters ſich auszahlen zu laſſen, was ohne alle Schwierigkeiten vollbracht wurde. Dann ſetzte er unter den gehörigen Formalitäten ſeinen letzten Willen auf und legte ihn gerichtlich nieder, nachdem er eine Abſchrift davon nehmen lies, die er an ſeinen Freund Meinau zu ſenden Willens war. In dieſem Teſtamente übertrug er dem Baron Meinau die Vormundſchaft über ſeinen älteſten in Leuenſtein zurückgelaſſenen Sohn, und beſtimmte ein Drittheil der Einkünſte ſeiner Güter für die Erziehung deſſelben, zwei Drittheile aber, nebſt der Wohnung in Leuenſtein überlies er ſeiner Gattin auf Lebenslang, ſogar, wie er ausdrücklich hinzuſetzte, im Fall ſie ſich zum zweitenmale vermählen ſollte.

Dem Baron Meinau ſandte er, nebſt der Abſchrift dieſes Teſtaments, eine unumſchränkte Vollmacht für die Zeit in welcher er ſelbſt abweſend wäre; zugleich übermachte er ihm die Hälfte der von ſeinem Oheim ererbten Summe, bat ſeinen edlen Freund, dieſe nach beſtem Wiſſen zur Verbeſſerung ſeiner Beſitzungen anzuwenden, benachrichtigte ihn von dem Abſterben des Kardinals und trug ihm zugleich auf, Luiſen zu melden, daß er nach Italien zu gehen gedenke, um dort das Grab des väterlichen Beſchützers ſeiner Jugend zu beſuchen. Er bat ſie, ihm zu verzeihen, daß er ſeinen Sohn mit ſich auf die Reiſe nähme, indem das Kind ihm jetzt zu lieb geworden wäre, als daß es ihm unmöglich ſey, ſich von ihm zu trennen. Der zweiten Hälfte der ſo unverhofft ererbten Summe erwähnte Albert in dieſem Briefe nicht, denn dieſe glaubte er, mit Recht ausſchließend als ſein Eigenthum und als das künftige Erbtheil ſeines jüngern Sohnes betrachten zu können; aber er empfahl nochmals ſeine Luiſe in den dringendſten, rührendſten Ausdrücken dem Schutze ſeines Freundes und bat ihn zugleich, Oskar ſeiner unveränderten Liebe und Dankbarkeit zu verſichern und ihm zu ſagen, daß er feſt darauf rechne, ihn bei ſeiner Heimkehr noch in der Nachbarſchaft von Leuenſtein anzutreffen.

Der Brief ward verſiegelt und abgeſchickt, und Albert fühlte ſich von dieſem Augenblick an von ſeiner ganzen Exiſtenz, von allen ihren Freuden und Hoffnungen, von allen ihren Schmerzen und Sorgen auf ewig geſchieden, ein heimathloſer Wanderer auf Erden. Die Ueberzeugung, jetzt einzig an ſich ſelbſt gewieſen zu ſeyn, ohne eine Seele die ihm nahe genug geblieben wäre, um ihm auf ſeinem ferneren Wege eine leitende Hand zu reichen, gab ihm eine Selbſtſtändigkeit, die er ſich nie zugetrauet hätte. Er glich einem Kinde, welches gehen lernt und immer weniger ſchwankend vorwärts ſchreitet, ſobald es ſich nur einmal entſchließen konnte, die Gegenſtände loszulaſſen, an die es bis dahin ſich ängſtlich angeklammert hielt.

Alberts Hauptſorge war jetzt, ſein Daſeyn Allen, die früher ihn gekannt hatten, zu verbergen, um ſowohl vor den Augen der Welt als derer, die durch engere Bande an ihn gefeſſelt waren, ſpurlos zu verſchwinden. Unerachtet ſeiner bisherigen Unerfahrenheit in allem, was zum practiſchen Leben gehört, gelang es ihm, dieſes auf die zweckmäßigſte Weiſe auszuführen. Den einzigen Bedienten, der ihn von Leuenſtein aus begleitet hatte, ſchickte er in St*** unter einem wohl erſonnenen Vorwande zurück, ehe er noch ſelbſt dieſe Stadt verließ, um angeblich die Reiſe nach Rom anzutreten. Unterwegs wandte er ſich in gerad entgegengeſetzter Richtung von dem Wege ab, von dem man glauben mußte, daß er ihn genommen habe; mit großer Vorſicht verwandelte er ſeinen alten adlichen Namen, ſobald er dieſes ſicher und unbemerkt wagen durfte, in einem unbekannten bürgerlichen und eilte nun, ſo ſchnell er konnte, der von Leuenſtein entfernteſten Gegend in Deutſchland zu, das er nicht ohne Noth zu verlaſſen entſchloſſen war.

Die treue Renata, die er, ſo viel dies ſchicklich und möglich war, in einen Theil ſeines Geheimniſſes einweihte, ließ ſich leicht bewegen, durch einen heiligen Eid zum ewigen Verſchweigen ſeines wahren Namens und Standes ſich zu verbinden, da er ihr gelobte, ſie nie von dem Kinde zu trennen, an dem ſie mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit hing, und das von nun an für das ihre gelten ſollte.

Je weiter Albert von dem ehemaligen Schauplatz ſeines Wirkens und Lebens ſich entfernte, je beſſer gelang es ihm, ſeine Zukunft in ſeinem Gemüthe zu ordnen. Seine frühere, nie ganz erſtickte, Liebe zur Wiſſenſchaft erwachte wieder, überdem fühlte er, daß nur anhaltende ernſte Beſchäftigung ihn auf die Länge vor Wahnſinn und Verzweiflung bewahren könne, und ſo beſchloß er alles anzuwenden, um ſich noch ſo viel möglich die Kenntniſſe zu erwerben, die ihm mangelten, um ſpäterhin ſeinen Sohn zu einem würdigen, nützlichen Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft zu bilden und ihn vor den Fehltritten zu bewahren, zu denen ſeine Unerfahrenheit im Leben ihn ſelbſt verleitet hatte.

Sobald er weit genug ſich von Leuenſtein entfernt glaubte, miethete er daher Frau Renata in einem artigen, mitten in einer der reizendſten Gegenden belegenen Landhauſe ein, wo er ſie für eine ihm nah verwandte Wittwe ausgab, welche mit ihrem einzigen Kinde in ländlicher Stille zu leben wünſche. Er ſelbſt aber bezog eine damals ſehr berühmte, einige Meilen von jenem Landhauſe entfernte proteſtantiſche Univerſität, wo er förmlich ſeine Studien begann, die ihm durch die unter Pater Jeronimos Leitung erhaltene klaſſiſche Erziehung ſehr erleichtert wurden. Seine Erſcheinung fiel an dieſem Orte niemanden auf, denn man war es in jener Zeit mehr gewohnt als jetzt, Jünglinge erſt im reiferen Alter die Univerſität beziehen zu ſehen; überdem hatte Albert eben erſt ſein ſechs und zwanzigſtes Jahr zurückgelegt und ſah weit jünger aus, als er eigentlich war.

Da er beinahe alle Geſellſchaft und beſonders öffentliche Orte mied, ſo wurde ſeine Exiſtenz kaum bemerkt. Seine einzige Erholung nach wochenlanger Arbeit ſchränkte ſich auf einen Beſuch bei ſeinem Sohne ein, der unter Renatas treuer Pflege recht munter und kräftig heranwuchs.

In Leuenſtein hatte man indeſſen, wenige Monate nach Alberts Entfernung in der Zeitung die Nachricht geleſen, daß an der italieniſchen Küſte ein Schiff ſammt der ganzen Mannſchaft und allen darauf befindlich geweſenen Paſſagieren zu Grunde gegangen ſey. Dabei wurde beſonders das Schickſal eines Baron Albert von Leuen mit Bedauern erwähnt, der ſich mit ſeinem Sohne und deſſen Wärterin in Trieſt eingeſchifft hatte, um dem noch ſehr jungen unmündigen Kinde den Uebergang über die Alpen zu erſparen, und der nun ſammt dieſen auf ſo traurige Weiſe ebenfalls den Tod in den Wellen gefunden hatte.

Welchen ſchmerzlichen Eindruck dieſe Nachricht ſowohl auf Luiſen als Oſkar und den Baron Meinau machen mußte, iſt leicht zu erachten, doch nichts gleicht Alberts tiefem Seelenleiden, als er bald darauf ſich im Namen ſeiner Frau und ſeines Freundes Meinau in allen Zeitungen auf das dringendſte aufgefordert ſah, von ſeinem Leben und ſeinem jetzigen Aufenthalte Nachricht zu geben, indem man immer noch hoffe, daß jenes Gerücht von ſeinem Untergange ungegründet geweſen ſey. Dieſe Aufforderungen wurden mehrere Monate hindurch immer rührender und erſchütternder wöchentlich wiederholt, und der ſchwere Kampf zwiſchen Alberts noch immer unbeſiegten treuen Liebe und dem Glauben, daß die Heißgeliebte nur durch ſeinen anſcheinenden Tod das ihr von jeher beſtimmt geweſene Glück finden könne, erhob ſich denn jedesmal von neuem in ſeinem Gemüthe. Die Stimme der Gattin und des Freundes lockten ihn mit unausſprechlicher Lieblichkeit aus der Ferne, oft war er nahe daran, den Schritt zurückzuthun, durch welchen er Heimath, Namen, ja ſeine ganze Exiſtenz auf Erden freiwillig hingab, um nur Luiſe wahrhaft glücklich zu wiſſen, aber er hielt dennoch feſt an der einmal gewonnenen Ueberzeugung: hier ſtandhaft bleiben zu müſſen, um nicht aus ſchnöder Eigenliebe ſowohl an Luiſen als an dem edlen Retter ihres Lebens unwürdig zu handeln.

Dieſe quälenden Nachklänge aus ſeinem vergangenen Leben hörten endlich auf; doch nun erſchien ein volles Jahr nach ſeiner Abreiſe von Leuenſtein ein Aufruf andrer Art, der ihn von Gerichtswegen ermahnte, ſich binnen Jahresfriſt zu melden, widrigenfalls er für todt erklart und ſeiner Gattin die Erlaubniß ertheilt werden würde zur zweiten Ehe zu ſchreiten. Albert ſchwieg und meldete ſich nicht, aber noch ſchmerzlicher als zuvor fühlte er ſich tief in der Seele verwundet, obgleich er nichts anders bezweckt und erwartet hatte. Noch gewaltſamer traf ihn die, Freunden und Verwandten gewidmete Ankündigung von Oskars und Luiſens Vermählung, die er nach Ablauf des ihm geſetzten Termins ebenfalls in den Zeitungen las. Sie ſchien ihm der letzte Todesſtoß alles ſeines Hoffens auf Erden, und dennoch hatte er gewähnt, ſeine Rechnung mit dem Leben ganz abgeſchloſſen zu haben.

Tief erſchüttert ſank er aufs Krankenbette, wo er mehrere Wochen hindurch in wohlthätigen Fieberphantaſien alles vergaß, nur nicht ſeine Liebe. Als er endlich wieder zum Leben erwachte, ſchien es ihm ſelbſt, er gehöre ſchon zu den Todten.

Wie ein abgeſchiedener Geiſt überſchaute er noch einmal mit jener ſüßen wehmüthigen Ruhe, die jedes Geneſen nach ſchwerer Krankheit begleitet, den kurzen aber dornenvollen Pfad ſeiner Vergangenheit, und ſegnete nun das Geſchick, das, indem es ihn aus der Welt ſtieß, ihm dennoch einen geliebten theuren Zweck ſeines künftigen Daſeyns mit in die Verborgenheit gab, zu der er ſich von nun an verurtheilt ſah. Nochmals gelobte er ſich, denſelben mit treuem Eifer ſich zu weihen und in Zukunft nur dem Kinde zu leben, das lächelnd wie ein tröſtender Engel an ſeinem Lager ſtand; das letzte Band das ihn noch an das Leben feſſelte und ihn bewog, es muthig zu tragen.

Nachdem Albert vier Jahre auf der Univerſität verlebt hatte, ſah er die Nothwendigkeit ein, ernſtlich darauf zu denken ſich endlich einen bleibenden Wohnort zu wählen, als plötzlich Frau Renata erkrankte und durch ihren bald darauf erfolgten Tod ihn beſtimmte, dieſen Entſchluß zu beſchleunigen. Albert weinte ſchmerzlich bittre

Thränen am Grabe der treuen Pflegerin ſeines Sohnes; ſie war die Einzige, die noch zuweilen Luiſens Namen ihm nannte, und er fühlte ſich nun durch ihren Verluſt noch mehr verwaiſet, als je zuvor. Er ermannte ſich indeſſen wieder, nahm ſeinen Knaben, der jetzt beinahe fünf Jahre alt, der weiblichen Pflege allenfalls entbehren konnte, und trat mit ihm, von einem einzigen Diener begleitet eine Reiſe an, um irgendwo in Deutſchland einen Ort aufzufinden, in welchem er zwar in tiefer Verborgenheit, doch dem größern Wirkungskreiſe der Welt nahe genug leben könne, um ſeinen Sohn die Unbekanntſchaft mit ihr zu erſparen, die der einzige Grund ſeines verfehlten Daſeyns und aller ſeiner frühern Leiden geweſen war.

Beſchluß des oben abgebrochenen Briefes von Albert an ſeinen Bruder Bernhard.

In dieſer großen lebensreichen Handelsſtadt, in welcher ich nun ſchon ſeit zwölf Jahren einheimiſch bin, denke ich auch den Reſt meiner Tage vollends abzuſpinnen, ſo lange es Gott gefällt.

Wenn aber nun wirklich meine letzte Thräne geweint, mein letzter Seufzer verhallt iſt, und ich vom Fiebertraum des Lebens nun endlich unter dem Raſenhügel ausruhe, den ich unfern meiner beſcheidenen Wohnung im duftigen Schatten einer uralten Linde mir längſt zum letzten Aſyl erwählt habe, dann, mein Bruder, mein hochgeliebter Bernhard, dann wird ein Dir unbekannter Jüngling vor Dich hintreten und Du wirſt wähnen, Dich ſelbſt durch ein Wunder wieder in neu erblühter Jugend zu ſehen. Nimm ihn in Deine Arme, an Dein Herz, denn dieſer Jüngling iſt mein Sohn, iſt Dein Neffe Bernhard Raimund von Leuen. Vergönnt es die ewige Weisheit, welche das unſichtbare Reich dort drüben, wie hier unten das ſichtbare allmächtig beherrſcht, ſo umſchwebt in jener heiligen Stunde mein entfeſſelter Geiſt Euch, theure Beide! und Du fühlſt das Wehen ſeiner, unbegreifliche aber gewiſſe Seligkeit verkündenden Nähe. Von jenem Augenblicke an lege ich die Beſtimmung des künftigen Geſchicks meines Raimunds in Deine Hände, des einzigen Weſens, das mein ſonſt ſo freudenarmes Daſeyn durch einen Hoffnungsſtrahl zu erheitern vermochte. Raimund entwickelt ſchon jetzt mit jedem Tage die treffendſte Aehnlichkeit mit Dir, mein Bernhard, und täuſcht mich nicht die Liebe des Vaters zum Sohne, die ſo oft und gern unſern Blick verblendet, ſo iſt es nicht nur die edle ſchöne Geſtalt, die er von Dir ererbte, ſondern es glüht auch ein unſterblicher Funken Deines Geiſtes in ſeinem Innern und in ſeiner Bruſt ſchlägt ein Herz, dem Deinen gleich. Liebe mich in ihm, wie ich Dich in ihm immer geliebt habe. Ach ſein Anblick allein erleichterte mir den herben Schmerz unſerer hoffnungsloſen Trennung, und wenn er ſprach, drang mir in ſeiner Stimme der milde tröſtende Ton der Deinen tief ins Herz, der Stimme, die nie, nie wieder hören zu dürfen mein trauriges Loos auf Erden iſt.

Mein Sohn bringt das elfenbeinerne Käſtchen Dir wieder zurück, das Du von Maltha aus an mich ſandteſt. In den nur Dir und mir bekannten geheimen Fächern deſſelben lege ich dieſe letzten Bekenntniſſe eines ſchon längſt der Welt Abgeſtorbenen nieder, nebſt allem was einſt dazu dienen kann, meinem Sohne das Anrecht an den alten edlen Namen zu erhalten, den ſeine Geburt ihm verlieh. Er ſelbſt kennt ſich bis jetzt nur als Raimund Helm, und Dir mein Bruder bleibt es überlaſſen zu entſcheiden: ob er jemals erfahren ſoll, welch einem ehrwürdigen Stamme er entſproſſen iſt, oder ob er noch ferner nur auf ſich ſelbſt zurückgewieſen, als der Sohn eines unbekannten dunkeln Bürgers, für den er ſich hält, die Bahn verfolgen ſoll, für die ich ihn erzogen habe. Auch auf ihr kann er einſt als ein geachtetes, nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft ſich Ehre, Anſehn und alles, was man im gewöhnlichen Leben Glück nennt, erwerben; es wird ihm dieſes ſogar leichter gelingen können, als es dem nicht reichen, jüngſten Sohne eines alten adlichen Hauſes gelingen könnte.

Noch ein Bekenntniß bin ich Dir ſchuldig und warum ſollte ich länger anſtehen, es Dir freimüthig abzulegen? Ich habe meinen Sohn im Glauben der Kirche erzegen, die ſeines Vaters Hauſe jetzt am nächſten ſteht. Raimund iſt Proteſtant, ich ſelbſt bin es in meinem Herzen ſchon ſeit ich die Univerſität verließ, obgleich ich nie öffentlich zu jener Kirche überging. In meinem jetzigen Wohnorte konnte kein äußeres Bedingniß zu einem ſolchen Schritte mich zwingen, gegen den ich immer eine Abneigung fühlte, und warum ſollte der Menſch das Heiligſte was er hat, ſeinen Glauben, ohne Noth und ohne Beruf den Augen der Welt darlegen wollen? Dich aber, mein Bruder! und Deinen milden vorurtheilsfreien Sinn kenne ich zu gut, um zu fürchten daß Du mir zürnen könnteſt, weil ich hier von der Bahn unſrer Väter und auch von der Deinen abgewichen bin. Du trauſt mir gewiß zu, daß nur wahre innere Ueberzeugung mich beſtimmen konnte, und Du wirſt auch meinen Raimund nicht weniger lieben, weil ſein Vater bei deſſen Erziehung dieſer Ueberzeugung gefolgt iſt.

Ob Du aber aus Familienrückſichten es nun nicht gerathner finden wirſt, Raimund, den erſten Proteſtanten in unſerem Hauſe, in der Dunkelheit ſeines bürgerlichen Namens verharren zu laſſen, darüber vermag ich, aus Unbekanntſchaft mit den Gründen, die dabei vorwalten könnten, nicht zu entſcheiden. Du wirſt wie immer das Beſte zu wählen wiſſen und ich überlaſſe Dich hierin mit der vollkommenſten Ruhe Deiner freien Wahl, denn ich weiß, daß Raimunds wahres Glück nicht von der Veränderung ſeines Namens abhängig iſt. Nur Deiner Liebe bedarf er, wenn er nun ohne mich allein in der Welt ſteht, nur dieſe entziehe ihm nicht, und möge er immer, wenn Du es ſo willſt, dem ſüßen Wahn überlaſſen bleiben, daß er ſie nur Deinem Herzen verdanke und nie erfahren, daß in dieſem auch die Stimme des Bluts für ihn ſpreche.

Indeſſen könnten aber doch einſt Zuſtände eintreten, die Dich beſtimmten Raimund als den, der er ſeiner Geburt nach iſt, in der Welt auftreten zu laſſen. Iſt dieſes jemals der Fall, ſo beſchwöre ich Dich, mein Bruder, bei allem was Dir heilig iſt, bei Deiner künftigen Ruhe, bei Deiner Hoffnung auf eine ſeelige Zukunft: gieb nie zu, nie, unter keiner Bedingung, daß dies geſchehe ſo lange ſeine Mutter noch lebt. Was würde aus Luiſen, was aus Oskar werden, wenn ſie von der Verlängerung meines traurigen Daſeyns Kunde bekömen! und wie könnte dieſes ihnen dann noch verborgen bleiben, wenn Raimund wieder ans Licht träte? Nein, nein, laſſe ſie bis an ihr Ende in dem Wahne verharren der ſie beſeeligt, den ich mit meinem Leben ihnen erkaufte. Alles, alles was ich erſtrebte, Luiſens innrer Friede, das ganze Glück ihres Daſeyns wären bei einer ſolchen Entdeckung auf immer verloren. Raimunds Wiedererſtehen böte ſeiner Mutter keinen Erſatz, er war nie das Kind ihrer Liebe, die ſich einzig auf ihren Erſtgebornen beſchränkte und ihre Thränen um ihn, wie die um mich — ſind längſt ſchon getrocknet.

Ich habe vollendet und ſcheide jetzt von Dir. Bald, mir ſagt es ein unbezwingliches Vorgefühl meines nahen Scheidens aus dieſer Welt, bald, recht bald werden dieſe Blätter in Deinen Händen ſeyn. Laß keine bittre Thräne des Schmerzes ſie netzen, halte feſt an der tröſtenden Gewißheit: daß ſobald Dein Auge auf ihnen ruht, Dein armer lange verbannter Albert endlich durch Nacht und Dunkel zu der ewigen lichthellen Heimath den Weg fand, wo er freudig Deiner harret, um Dich nie wieder zu verlieren. Die Liebe aber, die dann in Deiner Bruſt aufs neue gewiß für ihn erwachen wird, beglücke ſeinen Sohn; ſie iſt das herrlichſte Erbtheil, das ſein Vater ihm hinterlaſſen konnte. Feire zuweilen mit ihm das Andenken Deines Bruders und freue Dich, daß dieſer endlich hinüber gelangt iſt, ins Land der ewigen Ruhe.

Albert von Leuen.

Alberts Hoffnung hatte ihn abermals getäuſcht, er mußte noch den großen Schmerz erfahren, ſeinen Bruder Bernhard zu überleben, ohne an deſſen Grabe weinen zu können. Alle verjährten Schmerzen ſeines verarmten Lebens erwachten in ihm von neuem bei dieſer Todesnachricht; jeder ſeiner Tage bildete von nun an ein Glied der langen Kette trüber Erinnerungen, die Muth und Athem raubend, ihn immer feſter umſchlang bis an ſein Grab.

Es iſt ſchwer zu errathen, was er während ſeiner übrigen Lebenszeit bei dieſer traurigen Veränderung der Dinge mit den Papieren beabſichtigte, welche er in den elfenbeinernen Käſtchen niedergelegt hatte! Sie zu vernichten verhinderte ihn wahrſcheinlich jenes heimliche Grauen, das wohl ein jeder bei ähnlichen, wenn gleich vielleicht minder wichtigen Gelegenheiten ſchon empfand. Denn das geſchriebene Wort ſteht außer uns und ſieht gar fremd und wunderſam uns an, als ob Geiſter die todten Züge bewachten und mit unſichtbarer Gewalt die Hand feſſelten, die ſchon zum Zerſtören gehoben ward. Aus einigen, in Alberts Nachlaß vorgefundenen Papieren ſcheint hervorzugehen, daß er zuweilen Willens war, ſich das Käſtchen mit ins Grab geben zu laſſen, aus andern aber, daß er mit dem Gedanken umging, es an einem ſicheren Orte zu deponiren und dabei einen weit entfernten Zeitpunct, den Luiſe aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht erleben konnte, zu beſtimmen, in welchem Raimund es zurücknehmen und eröffnen ſollte. So viel iſt indeſſen gewiß, daß der Tod ihn übereilte, eh' er hierüber mit ſich ſelbſt einig geworden war, und daß der für Raimund ſo wichtige Inhalt deſſelben dieſem wahrſcheinlich auf immer ein Geheimniß geblieben wäre, wenn nicht Anna zufälligerweiſe ihn entdeckt hätte.

Auch Luiſe überlebte Bernhard nicht lange, den ſie noch immer dankbar verehrte; ſie ſtarb wenige Monate ſpäter als ihr erſter Gemahl, an den Folgen einer heftigen Erkältung. Oskar, der jetzt an Leuenſtein keine Anſprüche mehr hatte, verließ dieſe Gegend, um in weiter Ferne Vergeſſenheit eines Glücks zu ſuchen, deſſen er ſich nie mit vollem Genuſſe und ganz reinem Bewußtſeyn hatte erfreuen können. Denn Alberts bleiche trübe Geſtalt ſtieg oft vor ſeinem innern Sinne auf, und der Gedanke, durch das unzeitige Bekenntniß ſeiner Liebe zu Luiſen den frühen Untergang dieſer edlen, nur zu weichen Natur herbeigeführt zu haben, drang ſich ihm bei jedem Anlaſſe auf und ließ nie ganz von ihm ab.

Leo Bernhard, Alberts älteſter Sohn und Meinaus Zögling, blieb alſo vor der Hand der einzige anerkannte Eigenthümer der weitläuftigen Beſitzungen, die unter der Aufſicht ſeines trefflichen Vormundes und mit Hülfe der beträchtlichen Summen, welche Albert dieſem übermacht hatte, wieder in den blühendſten Zuſtand verſetzt worden waren. Meinau hatte während ſeiner langen Vormundſchaft mit mehr als väterlicher Sorgfalt über die Erziehung des ihm anvertrauten Mündels gewacht, doch kein ganz glücklicher wenn gleich auch kein ganz niederſchlagender Erfolg lohnte ſein edles Bemühen. Leo war im Aeußern wie im Innern ganz das Ebenbild ſeiner Mutter, er beſaß die ihr eigene Liebenswürdigkeit und Grazie, aber auch die ihr eigene Indolenz, die es ihr von jeher unmöglich gemacht hatte, ſich ernſt und anhaltend zu beſchäftigen. Vergebens ſtrebte Meinau dieſem Characterzuge ſeines Mündels entgegen, Leo blieb wie er war, aber er ſchenkte wenigſtens ſeinem edlen Pflegevater das innigſte Vertrauen, und hing an ihm mit wahrhaft kindlicher Liebe.

Niemals, ſelbſt nachdem er ſchon ſeit mehreren Jahren mündig geworden war, konnte Leo zu dem Entſchluſſe kommen, ſich vom Baron Meinau unabhängig zu betrachten und die Verwaltung ſeines Eigenthums ſelbſt zu übernehmen. So oft dieſer nur Miene machte, ihm von der Führung ſeiner langen Vormundſchaft Rechnung ablegen zu wollen, ſtürmte Leo mit den dringendſten Bitten auf ihn ein, mit ſolch einer Zumuthung ihn zu verſchonen, wenigſtens bis dahin, wo er von einer großen Reiſe ins Ausland zurückgekehrt ſeyn würde, die er nächſtens zu unternehmen Willens ſey.

Dieſe Reiſe aber ward durch die übergroße Zärtlichkeit ſeiner Mutter von einem Jahre zum andern verſchoben, und Meinau fuhr indeſſen fort, ſich der Verwaltung der Güter anzunehmen, obgleich ſein zunehmendes Alter ihm dieſes Geſchäft ziemlich zu erſchweren begann.

Eigentlich mochte er wohl ſelbſt gewiſſermaßen ſich davor fürchten, daß, was er ſo mühſam erbaut und eben dieſer Mühe wegen lieb gewonnen hatte, unter der Leitung eines gutmüthigen Schwächlings wieder zu Grunde gehen ſehen zu müſſen.

Indeſſen ſchien ein vernichtender Geiſt über dem Hauſe der von Leuen zu walten und es dem Untergange zuführen zu wollen, denn auch Leo überlebte nicht lange den Tod ſeiner Mutter. Der Tag, an dem er ſeine immer aufgeſchobene Reiſe wirklich antreten wollte, war beſtimmt; eine große Jagd, zu der die ganze Nachbarſchaft eingeladen wurde, ſollte den Vorabend derſelben feiern. Hörnergetön und Hundegebell tönten luſtig durch den Wald, wie an jenem verhängnißvollen Tage, an welchem Oskar Luiſen von der Wuth des wilden Ebers errettet hatte; doch die allgemein herrſchende Freude ward auch dieſesmal, und auf noch ſchrecklichere Weiſe in Trauer und Angſt umgewandelt. Ein unglücklicher Fehlſchuß von der Hand eines ſeiner Jugendfreunde gab dem armen Leo augenblicklichen Tod; er fiel lautlos beinahe auf der nämlichen Stelle, wo ſeine Mutter einſt in Todesgefahr geſchwebt hatte.

So ſchien denn nun wirklich der traurige Fall eintreten zu wollen, den Bernhard vorahnend gefürchtet und durch die Vermählung ſeines Bruders abzuwenden gehofft hatte. Der Stamm der von Leuen war anſcheinend ausgeſtorben und die jetzt im blühendſten Zuſtande ſich befindenden großen Beſitzungen deſſelben ſtanden, in Folge uralter Familienverträge, im Begriff, einem weit entfernten Zweige deſſelben zuzufallen, der einen ganz andern Namen führte, in einem ganz andern Theile von Deutſchland wohnte und mit den ehemaligen Eigenthümern des Schloſſes Leuenſtein nie in perſönlicher Verbindung geſtanden hatte. Auch würde die Uebergabe der Güter in kurzem erfolgt ſeyn, wenn nicht Baron Meinau, dieſer treuſte Freund ſeiner Freunde, ſich dem kräftig entgegengeſetzt hätte.

Alberts Andenken war nie in Meinaus Herzen erloſchen; eine leiſe Ahnung hatte ſtets ihn davon abgehalten, der Nachricht von deſſem Untergange auf dem Meere unbedingten Glauben zu ſchenken.

Späterhin erreichten ihn dunkle Gerüchte von Leuten, die den Verlorengeglaubten bald hier bald da in fernen Städten begegnet ſeyn wollten und beſtärkten ihn in ſeinem Zweifel an Alberts Tode. Als Oskar, der Bruder ſeiner Frau, ihm in einer vertrauten Stunde den Inhalt ſeiner letzten Unterredung mit Albert entdeckte, als endlich Luiſens leidenſchaftliche Neigung für den Retter ihres Lebens ſich immer deutlicher offenbarte, da gerieth Meinau, bei ſeiner genauen Kenntniß von Alberts Character, ſogar auf Vermuthungen, die ihn das mehr als heldenmüthige Benehmen deſſelben und deſſen Beweggründe, beinahe ganz der Wahrheit gemäß errathen ließen. Er verſuchte daher in öffentlichen Blättern, dem einzigen Wege dazu der ihm offen ſtand, den allzu Großmüthigen durch dringendes Bitten zur Heimkehr zu bewegen. Alles blieb indeſſen vergebens, Albert ſchien durchaus bei ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe verharren zu wollen, und Meinau hielt ſich zuletzt in ſeinem Gewiſſen für verpflichtet, ihn nicht weiter auf ſeinem Wege zu ſtören. Er ſchwieg alſo ebenfalls und ſetzte ſich Oskars und Luiſens Vermählung nicht entgegen, weil er überzeugt war, dadurch am ſicherſten in dem hohen Sinn ſeines edlen Freundes einzugehen, den er bewundernd verehren mußte.

Jetzt aber waren die nun alle dahin, welche Albert durch ſein Verſchwinden zu beglücken gedacht hatte. Außer dem weit entfernten Oskar lebte niemand mehr, deſſen Ruhe durch das Wiedererſcheinen des Verſchwundenen hätte geſtört werden können, und keine Rückſichten waren noch vorhanden, welche den Baron Meinau abhalten konnten alles anzuwenden, um das von ihm redlich verwaltete Eigenthum ſeines Freundes ſo lange vor fremden Händen zu bewahren, als er ſelbſt nicht von dem Tode des rechtmäßigen Eigners überzeugt wäre. Die Zeitung, welche den Schiffbruch gemeldet, hatte nur höchſt unbeſtimmte Nachricht von dieſem gegeben, nicht einmal den Namen des Schiffes genannt; und obgleich Albert ſeit langen Jahren für todt geachtet wurde, ſo ließ ſich wenigſtens die Möglichkeit nicht abſtreiten, daß ſein damals unmündiger Sohn beim Schiffbruch gerettet und noch am Leben ſey. Meinau entſchloß ſich daher, gleich nach dem Tode ſeines unglücklichen Mündels zu einer Reiſe in die Reſidenz, um dort der höchſten Behörde ſeine Zweifel an dem völligen Erlöſchen dieſes Hauſes vorzulegen.

Meinau war perſönlich in jener Stadt ſehr geachtet, es fehlte ihm nicht an bedeutenden Verbindungen und auch das Haus der von Leuen ſtand dort von jeher im hohen Anſehen. Selbſt der Fürſt hatte nicht ohne Schmerz von deſſen Erlöſchen gehört. Meinau erhielt alſo ohne große Schwierigkeiten den Aufſchub der Uebergabe der Güter den er verlangte, bis er von dem Leben oder Sterben Alberts und ſeines Sohnes genügendere Beweiſe einziehen könne. Zugleich wurde ihm von hoher Hand die einſtweilige Verwaltung der von Leuenſchen Beſitzungen abermals übertragen, weil man bei ſeiner allgemein anerkannten Redlichkeit und Einſicht überzeugt war, daß ſich niemand beſſer dazu eigne.

Alberts Name erſchien jetzt abermals, vereint mit dem ſeines Sohnes, in allen öffentlichen Blättern, ſelbſt in denen des Auslandes. Raimund las unzähligemal die Nachricht von denen im Schloſſe Leuenſtein ſo ſchnell auf einander gefolgten Todesfällen, ohne zu ahnen, daß hier von ſeiner Mutter und ſeinem Bruder die Rede ſey. Noch weniger kam ein Gedanke daran in ſeine Seele, daß er ſelbſt der Bernhard Raimund von Leuen ſeyn könne, der ſo dringend aufgefordert wurde, von ſeinem Leben und Aufenthalte Nachricht zu ertheilen.

Auf Meinaus Veranlaſſung wurden indeſſen auch in Trieſt, wo Alberts Schiff ausgelaufen, und an der Küſte, wo es geſcheitert ſeyn ſollte, die genaueſte Nachfrage angeſtellt. Die weite Entfernung der Oertlichkeiten, die vielen Jahre, die verſtrichen waren, ſeit jenes Unglück ſich ereignet haben ſollte, erſchwerten jeden Schritt und es verging eine lange Zeit, ohne daß man nur irgend eine Auskunft erhalten konnte. Eben ſo wurde auch den Perſonen vergeblich nachgeforſcht, die bald nach Alberts Verſchwinden ihm im Auslande begegnet ſeyn wollten. Nirgends war eine Spur von dem zu finden, was man ſuchte, aber man ſtieß auch auf keinen neuen Beweis für Alberts und Raimunds Untergang. Undurchdringliches Dunkel ruhte über Beider Geſchick.

Durch ein ſonderbares Zuſammentreffen der Umſtände war aber auch der nächſte Agnat der von Leuen verſchollen und wurde ebenfalls allgemein für verſtorben gehalten, ohne daß ſeine Erben gültige Beweiſe ſeines Ablebens beibringen konnten. Er war während des Befreiungskrieges nach einem Gefechte vermißt worden, aber niemand hatte ihn fallen ſehen, niemand ihn auf der Wahlſtatt unter den Todten gefunden. Auch nach dieſem wurde daher in allen Zeitungen Nachfrage gehalten und auf das dringendſte um Nachricht von ſeinem Tode oder Leben gebeten, doch ſeine Erben waren in ihren Nachforſchungen um nichts glücklicher als Baron Meinau in den ſeinigen. So gingen ein paar Jahre hin, während denen in dieſer wichtigen und verwickelten Sache nichts entſchieden wurde. Baron Meinau freute ſich dieſes Aufſchubs und benutzte ihn nach beſten Kräften; doch als fortwährend keine Ausſicht für die Erfüllung ſeiner Wünſche ſich zeigen wollte, ſo begann freilich ſeine Hoffnung allgemach ſehr zu ſinken und Ahnungen ſtiegen in ſeinem Gemüthe auf, die ihn muthlos zu machen drohten.

Wie freudig mußte ihn daher ein Kurier überraſchen, der aus dem Stifte von Anna von Falkenhayn an ihn abgeſandt, ihm von ihr die Nachricht überbrachte, daß Bernhard Raimund von Leuen aufgefunden und noch am Leben ſey; daß er zwar für den Augenblick ſich in einem fremden Welttheile befinde, jedoch hoffentlich bald wieder nach Europa zurückkehren werde. Raſch wie ein Jüngling, trotz ſeiner ſiebenzig Jahre und ſeiner Silberlocken, warf ſich Baron Meinau augenblicklich in den Reiſewagen, um zu ihr, die ihm eine ſo frohe Botſchaft ſandte, hinzueilen und ſich von den nähern Umſtänden ihrer Entdeckung unterrichten zu laſſen. Zwar hatte er Anna noch nie geſehen, aber aus ſeines entſchlafenen Freundes Bernhards Briefen kannte er ſie genugſam, um ſie innig zu verehren und von ihrer Theilnahme an dem Hauſe von Leuen feſt überzeugt zu ſeyn. Auch Anna ehrte und liebte in ihm den treuen Freund ihres Verklärten, ſie wußte daß dieſer ihm bis an ſeinen Tod ſtets das unbedingteſte Vertrauen geſchenkt hatte, nnd ſah ihn und ſeine nähere Bekanntſchaft deßhalb mit verdoppelter Freude entgegen.

So wie Meinau in Annas Wohnorte angelangt war, eilte dieſe ihm den Inhalt des elfenbeinernen Käſtchens vorzulegen und zu ſeiner größten Freude fand er darin Beweiſe für Raimunds Anſprüche, welche ihm unwiderleglich ſcheinen mußten. Sogar das Taufzeugniß deſſelben fehlte nicht, denn Albert hatte in der Nacht, da er von Leuenſtein ſich auf immer entfernte, dieſes zufälliger Weiſe unter den Documenten mitgenommen, die er damals zu ſeiner Legitimation als Erbe des Kardinals brauchte. Der Baron und Anna brachten miteinander einige Tage in Berathſchlagungen zu über die Schritte, welche ſie während Raimunds Abweſenheit zur Vertheidigung ſeiner Rechte gemeinſchaftlich thun wollten. Auch die Beweiſe für ſeine Geburt wurden dabei nochmals ernſtlich erwogen und genau unterſucht. Meinau konnte nicht umhin, den ſeltnen Geiſt, den geübten Scharfblick zu bewundern, welchen Anna bei dieſer Gelegenheit an den Tag legte. Die Leichtigkeit, mit welcher ſie bei einem Geſchäfte, das ſo weit außer dem gewohnten Bereich der Frauen lag, das Verworrenſte zu durchſchauen vermochte, ſetzte ihn oft in Erſtaunen, doch noch weit inniger fühlte er ſich bewegt, wenn der Gedanke an Bernhard ſie lebhafter ergriff und ſie für den Augenblick weit weg von dem Gegenſtande, der Beide beſchäftigte, in das dämmernde Reich der Erinnerung zurückführte. Dann feierte er mit ihr in mancher ſchönen ernſten Stunde das Andenken des hochgeliebten Freundes, deſſen Bild auch er noch immer im treuen Herzen bewahrte. Beide tauſchten gegen einander manchen ſchönen Zug aus ſeinem Leben aus, und das Geſpräch ſchien nimmer enden zu wollen, bis ſie verſtummend, vom Gefühle inniger Wehmuth überwältigt, von einander ſcheiden mußten und Anna ſich in ihr einſames Kabinet zurückzog, um ungeſehen zu weinen.

Meinau rüſtete ſich endlich zur Abreiſe in die Reſidenz, wohin Anna ihm auf einige Tage zu folgen verſprach; denn für den Augenblick hielten ihre eignen Verpflichtungen ſie ab, ſich wieder auf lange Zeit von ihrem Stifte zu entfernen. Sie war bereit, ſobald dieſes nöthig würde, als Zeuge für Raimund aufzutreten und die wichtigen Verbindungen, in denen ſie ſelbſt mit dem regierenden Fürſtenhauſe ſtand, konnten allerdings, wenigſtens zur Beſchleunigung beitragen.

Uebrigens war ſie um ihre Lieben im Kleebornſchen Hauſe unbeſorgt. Angelikas Briefe zeugten von ungewohnter Heiterkeit, und Vicktorine, das wußte ſie, bedurfte ſeit der Entfernung des Sir Charles für den Augenblick ihrer Gegenwart nicht, obgleich dieſe über der Tante lange Abweſenheit die bitterſten Klagen führte und ſie auf das dringendſte beſchwor, bald wieder zu ihr zurückzukehren. Die Tante kannte die heftige Natur dieſes ihres Lieblings zu gut, um nicht den Entſchluß zu faſſen, die Entdeckung von Raimunds wahrem Stande und Namen Vicktorinen bis zur völligen Entſcheidung ſeiner Angelegenheiten zu verſchweigen. Und dieſes war ein Grund mehr, um fürs erſte deren Nähe zu meiden; denn ſie fühlte wohl, daß es ihr ſehr ſchwer fallen würde, den unabläſſigen Fragen und Bitten des geliebten Kindes zu widerſtehen.

»Faſt möchte ich auf meine alte Tage anfangen, recht modern abergläubig zu werden,« rief Meinau der Tante entgegen, als er in ihr Zimmer trat, um ſich vor ſeiner Abreiſe in die Reſidenz bei ihr zu beurlauben. »Ich kann es mir beinahe nicht aus dem Sinne bringen, daß es der Schutzgeiſt des von Leuenſchen Hauſes geweſen ſey, der mich inſpirirte die Rechte eines Unſichtbargewordenen zu verfechten, welcher, nach dem Urtheil faſt aller vernünftigen Leute, nur in meiner Einbildung noch exiſtiren konnte. Auch war es gewiß nur dieſer ſchützende Genius, der Ihnen zugleich ſo ganz zur rechten Zeit das elfenbeinerne Käſtchen in die Hände ſpielte. Ihre wichtige Entdeckung hätte nur um einige Wochen ſich verſpäten dürfen und ich befände mich jetzt in nicht geringer Verlegenheit. Denn wunderbarer Weiſe iſt auch Raimunds nächſter, lange vermißter Agnat in dieſen Tagen wieder von den Todten erſtanden. So eben erhielt ich die Nachricht davon, die zum Glück uns jetzt ziemlich gleichgültig ſeyn kann. Ich hoffe, er ſoll keinen Prozeß gegen uns anſtellen wollen, und thut er es ja — nun ſo iſt das jetzt deſto ſchlimmer für ihn.«

»Wir leben doch in einer wunderlichen Zeit,« erwiederte Anna. »Ich habe ſchon oft daran gedacht, daß es den Romanſchreibern in unſern Tagen gar nicht ſchwer fallen kann, die ſeltſamſten Verwickelungen zu erſinnen, ohne Furcht der Wahrſcheinlichkeit damit zu nahe zu treten. Denn Verlorengehen und Wiederkommen, für Tod gehalten werden und Wiederauferſtehen ſind vollkommen an der Tagesordnung in der jetzigen Welt.«

»Freilich,« antwortete Meinau, »freilich iſt die Zeit vorbei, in der man von Tauſenden nur mit Gellert ſagen durfte: er lebte, nahm ein Weib und ſtarb, um ihren ganzen Lebenslauf beſchrieben zu haben. Auch der Unbedeutendſte hat in den letzten Jahren etwas erlebt das des Erzählens werth iſt. Man muß leider nur zu viel davon hören und leſen.«

»Setzen Sie hinzu,« ſprach Anna, »daß auch die Meiſten mehr Städte und Länder geſehen haben, als ihre Großeltern nur recht zu benennen wußten. Wer ſelbſt nie auf Reiſen ging, hatte wenigſtens zwiſchen ſeinen vier Pfählen überflüſſige Gelegenheit, die Bewohner der entfernteſten Länder kennen zu lernen. Die Welt kommt mir darüber als recht enge geworden vor, denn Rom, Moskau, London, Paris, Petersburg ſcheinen uns beinahe dicht vor der Thüre zu liegen und wir haben uns gewöhnt, die Bewohner dieſer Städte faſt wie Gevattersleute und Nachbarskinder anzuſehen.«

»Jetzt wäre es die rechte Zeit für den Kosmopolitismus, der in unſrer Jugend ſo Mode war wie vor kurzem die deutſchen Röcke,« erwiederte Meinau, »aber von der großen Weltanſicht mag niemand mehr etwas wiſſen, auch ſie iſt aus der Mode gekommen. Jeder will ſich nur auf das Nächſte, nur auf ſeine Landsmannſchaft beſchränken! Doch laſſen wir die Welt zuſehen, wie ſie mit ſich ſelbſt fertig wird und erlauben Sie mir für jetzt, Ihnen ganz in der Kürze die Abentheuer des zuletzt Wiedererſtandenen mitzutheilen, von denen deſſen Oheim mir Nachricht giebt. Sie ſind an ſich ſeltſam genug, und können wohl einiges Intereſſe für den armen Klarenau erwecken, gegen dem wir alle beide doch einen kleinen Widerwillen fühlen, welchen er wahrſcheinlich nicht verdient.«

Die Tante willigte freundlich ein, indem ſie bemerkte, daß ſie ſich allerdings ein wenig geneigt fühle, es dem jungen Manne übel zu nehmen, daß er ſich beikommen laſſe noch am Leben zu ſeyn, und Meinau fing ſeine Erzählung an:

»Daß Klarenau,« ſprach er, »ſich den Lützowſchen Jägern zugeſellte, um gegen den allgemeinen Feind zu Felde zu ziehen, iſt Ihnen vielleicht bekannt. Gewiß aber haben Sie es eben ſo wenig wie ich ſelbſt vergeſſen, auf welche unwürdige und empörende Weiſe dieſe tapfern Verfechter des Vaterlands von deſſen Feinden für Räuberbanden erklärt, und mitten im Waffenſtillſtande überfallen, ja ſogar größten Theils vernichtet wurden. Klarenau wollte gleich beim erſten Allarm des Ueberfalls ſich auf ſein Pferd ſchwingen, der Sattel war in der Eile nicht recht befeſtigt worden, das ſehr muthige Thier bäumte ſich, er fiel, brach ein Bein, blieb in dem allgemeinen Tumult unbemerkt liegen und gerieth völlig wehrlos in die Gefangenſchaft der Feinde, ohne an der Seite ſeiner tapfern Kampfgenoſſen ſich einen ehrenvollen Tod oder Befreiung erfechten zu können.«

»Mehrere Monate hindurch wurde er als Kriegsgefangener von einem Lazarethe ins andere geſchleppt, ohne daß ſein Leben dem unbeſchreiblichen Elende erlegen wäre, das er dulden mußte. Er war zu noch größerem aufgeſpart. Sein Fuß heilte bei der ſchlechteſten Behandlung halb durch ein Wunder und er nebſt mehreren ſeiner Unglücksgefährten wurden zuletzt nach Frankreich in die Gefangenſchaft abgeführt. Von den Mißhandlungen, der Noth, dem gräßlichen Hohn, kurz von allem, was dieſe Beklagenswerthen auf dem langen Wege durch ein feindliches Land ertragen mußten, ſchweige ich, um Sie nicht zu wehmüthig zu ſtimmen, meine Geſchichte wird ohnedem noch traurig genug. Die mehrſten Gefangenen ſtarben unterwegs, wo ſie in Gefängniſſe, in Zuchthäuſern eingeſchloſſen wurden, ſo lange ſie nicht wandern mußten; nur einige wenige, und Klarenau unter dieſen, langten an ihrem fürchterlichen Beſtimmungsort, dem Arſenal von Toulon an, in welchem viele tauſende von Galeerenſclaven jeden Tag die Sonne anklagen, daß ſie über ſolche Gräuel aufgehen mag.«

»In dieſen Aufenthaltsort für ſchwere Verbrecher wurden damals mehrere deutſche Gefangene geſendet, denn man nannte ſie Räuber, Brigands, eben weil ſie ihr Vaterland von Räubern zu befreien aufgeſtanden waren.«

»Solch unermeßlich hartes Loos traf auch Klarenau. Gehüllt in elende Lumpen, den kahlgeſchornen Kopf mit der rothen platten Mütze bedeckt, die den Galeerenſclaven bezeichnet, wurde hier der unglückliche Jüngling von ſeinen Landsleuten ſogleich getrennt.«

»Alle Galeerenſclaven werden gewöhnlich zu zweien und zweien vermittelſt einer langen Kette aneinander geſchmiedet, und auch er erhielt einen abſcheuerregenden Miſſethäter auf dieſe Weiſe zum Gefährten, von dem er jetzt Tag und Nacht unzertrennlich blieb. Trocknes hartes Brod, Waſſer, höchſtens eine elende Waſſerſuppe, iſt die einzige Nahrung jener Unglücklichen, ſie war auch die ſeine und bei dieſer mußte er Arbeiten verrichten, wie man ſie kaum einem Laſtthiere aufbürden ſollte. Jedem ſeiner ſchrecklichen Tage folgte eine noch weit furchtbarere Nacht in dem untern Raume einer der Galeeren, denen alle dieſe Gefangene jeden Abend zugetrieben werden. In dieſem düſtern Aufenthalt, den die Hölle kaum an Gräßlichkeit übertreffen kann, mußte Klarenau, um nächtlich zu ruhen, mit ſeinem entſetzlichen Gefährten eine hölzerne enge Bank theilen, zuſammengeſchichtet mit mehreren Hunderten von Elenden, die hinabgeſunken zu dumpfer Thierheit oder ſchaamloſer Frechheit — — — hochwürdige Frau, es ſind beinahe vierzig Jahre daß ich in meiner Jugend als neugieriger Reiſender auch in dieſen Abgrund aller Greuel einen Blick geworfen habe, und noch ſteht das Bild davon unauslöſchlich in meiner Seele. Ihre Phantaſie mag ich nicht damit beflecken, genug ich bin überzeugt, daß die wegen der Behandlung ihrer Chriſtenſclaven ſo übel berüchtigten Raubneſter an der afrikaniſchen Küſte, nichts entſetzlicheres aufzuweiſen haben können.«

»Klarenau ſank eines Tages unter einer ſchweren Laſt, die ihm aufgebürdet worden war, ohnmächtig zuſammen, denn ſeine Kräfte waren völlig erſchöpft. Er wurde für krank erklärt und in eines der für die Galeerenſclaven beſtimmten Lazarethe abgeführt, einen dumpfen, düſtern, grabähnlichen Kerker. Monate lang ſchmachtete er hier zwiſchen Leben und Sterben. Paris wurde indeſſen erobert, Deutſchlands Befreiung war erfochten, die Kriegsgefangenen wurden losgegeben, er erfuhr nichts von alle dem und war vergeſſen. Die wenigen ſeiner Leidensgefährten, die in ihrem tiefen Elende dieſen großen Tag erlebten, gedachten bei ihrer Befreiung ſeiner nicht mehr, oder zählten auch ihn zu den Todten, den ſie ſeit ihrem erſten Eintritt in dieſen Schreckensort nicht wieder ſahen.«

»Abermals genas Klarenau, ungeachtet alles Mangels und Elends, in ſeinem traurigen Verpflegungsorte. Er wurde wieder an das Tageslicht gelaſſen, und mußte jetzt denen im Arſenal arbeitenden Handwerkern zur Hand gehen, da man ihn für ſchwere Arbeiten untauglich fand. Doch blieb er immer noch in Ketten und allnächtlich erwartete ihn noch immer die ſchreckliche Ruheſtätte in der Galeere. Wer er ſey, warum er hierher geführt worden, hatten ſeine durch den täglichen Anblick des höchſten menſchlichen Jammers bis zur vollkommenſten Gleichgültigkeit verhärteten Aufſeher längſt vergeſſen oder es nie erfahren. Keine Seele wandte theilnehmend ſich ihm zu, und ſo blieb alles Große und Herrliche ihm verborgen, was während ſeines Aufenthalts im Lazareth die halbe Welt in einen Taumel von freudigem Entzücken verſetzt hatte. Hoffnungslos ſchleppte er noch lange Zeit ſein trauriges Daſeyn und ſeine Ketten von einem Tage zum andern, ehe auch ihm die Stunde der Befreiung ſchlug.«

»Doch endlich kam ſie heran. Einer der angeſehenſten Beamten, der über die großen hydrauliſchen Arbeiten im Arſenal die Aufſicht führte, begegnete ihm eines Tages zufälliger Weiſe. Die Geſtalt des Unglücklichen fiel ihm auf, er redete ihn an und erfuhr mit wahrem Entſetzen, wer er ſey und wie ſchuldlos er leide. Der menſchenfreundliche Mann eilte ſogleich in die Stadt, um die Entdeckung anzuzeigen, daß noch ein Kriegsgefangener, vergeſſen, auf der Galeere ſchmachte, und er brachte es wirklich dahin, daß Klarenau ſchon am folgenden Tage die Jahrelang entbehrte Freiheit wieder erhielt. Sein gütiger Befreier verſah ihn nicht nur mit der nöthigen Kleidung, ſondern auch mit einer kleinen Summe Geldes, die Klarenau zu erſetzen verſprach, ſobald er die Heimath wieder erreicht habe. Schnell, als glühe der Weg ihm unter den Sohlen, floh er nun durch Toulon durch, hinaus ins Freie, um nur die Thürme dieſer ihm entſetzlichen Stadt nicht länger ſehen zu müſſen, zu denen er aus ſeinem tiefen Elende ſo oft hoffnungslos hinaufgeblickt hatte. Denn ehe er ſie aus dem Geſichte verlor, konnte er nicht mit voller Seele an ſeine wiedererlangte Freiheit glauben.«

»Seine Kräfte, die dem fürchterlichſten Unglücke widerſtanden hatten, erlagen dem freudigen Gefühle, mit dem er ſich endlich am Ufer des Meeres, frei wie ein Vogel in der Luft, wiederfand. Mitleidige Fiſcher nahmen den bis zum umſinken Ermatteten in ihre kleine, von Olivenbäume umſchattete Hütte auf, die unerachtet des darin vorherrſchenden ſüdlichen Schmutzes ihm ein Paradies zu ſeyn dünkte. Er ſah ſich genöthigt, mehrere Monate bei dieſen guten Leuten zu verweilen, ehe er ſich genugſam erholt hatte, um die weite Reiſe in das nun befreite Vaterland antreten zu können. In dieſer Zeit ſchrieb er mehrere Briefe an ſeine Verwandte in Deutſchland. Die Fiſcher nahmen ſie mit, wenn ſie ihre Fiſche nach Toulon zum Markte trugen, und verſprachen ſie dort auf die Poſt zu geben; denn ihn ſelbſt hielt ein unüberwindlicher Abſcheu davon zurück, ſich dem Schauplatze ſeines unvergeßlichen Elendes wieder zu nähern, das ſich noch immer, ſo wie er die Augen ſchloß, in den allergräßlichſten Traumbildern ihm erneuerte. Wahrſcheinlich aber müſſen ſeine Hausleute mit dem Beſtellen der Briefe nicht recht umzugehen gewußt haben, denn kein einziger hat je den Ort ſeiner Beſtimmung erreicht.«

»Klarenaus abgeſchorne Locken waren indeſſen wieder gewachſen, ſeine Geſundheit erſtarkte bei der geſünderen Koſt und in der alles belebenden Seeluft, die mit erquickenden Düften beladen ihn umwehte. Müde des Wartens, da noch immer keine Antwort auf ſeine Briefe kam, ergriff er endlich den Wanderſtab und machte ſich zu Fuß auf den Weg, ohne zu wiſſen wie er, ſelbſt bei dieſer wohlfeilen Art zu reiſen, mit den wenigen Franken auskommen werde, die er von dem durch ſeinen großmüthigen Befreier ihm vorgeſtreckten Gelde noch übrig behalten hatte. Er verließ ſich dabei auf das Glück, das ſeit kurzem ſich ihm wieder zuwenden zu wollen ſchien. Es war ihm auch günſtig, wenn gleich es ihm zuerſt dieſe Gunſt ein wenig unſanſt bewies.«

»Der Wanderer war noch nicht weit von Toulon auf dem Wege nach Marſeille fortgeſchritten, als er ſich plötzlich in einer als unſicher berüchtigten Gegend von Räubern umringt ſah; ein Schlag auf den Kopf ſtreckte ihn bewußtlos hin, rein ausgeplündert blieb er regungslos liegen, während die Räuber, die ihn für getödtet halten mußten, mit ſeiner wenigen Habe entflohen. Wahrſcheinlich wäre er nie wieder zum Leben erwacht, wenn nicht ein junger deutſcher Kaufmann, der zufällig des Weges reiſete — — —«

»Ihn mitleidig aufgenommen hätte,« fiel hier Anna ein, die ſo lange mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit zugehört hatte. »Dieſer Samariter,« fuhr ſie fort, ohne durch Meinaus Erſtaunen ſich ſtöhren zu laſſen, »dieſer mitleidige Samariter ließ den Verwundeten fürs erſte nach dem nahen Dörfchen Oliulles und dann nach Toulon ins Maltheſerkreuz tragen, wo er ſelbſt abgeſtiegen war. Dort pflegte er ſeiner mit großer Sorgfalt, bis er ſelbſt nach einigen Tagen wieder abreiſen mußte; bei ſeiner Abreiſe übergab er ihn einem ſehr angeſehenen wackern in Toulon etablirten deutſchen Kaufmann, Namens Weiler, in deſſen Familie der Arme ebenfalls mit Herzlichkeit aufgenommen und mit der größten Aufmerkſamkeit verpflegt wurde, bis er völlig geneſen, ausgerüſtet mit Geld und Empfehlungen — — —«

»Hochwürdige Frau!« unterbrach Meinau ſie jetzt, der ſich in ſeiner Verwunderung nicht länger mäßigen konnte.

»Raimund war es!« rief Anna, helle Freudenthränen im Auge und ohne ihm weiter zum Worte kommen zu laſſen. »Raimund Holm, Raimund Bernhard von Leuen!« Sie eilte jetzt, deſſen Brief herbeizuholen, und dem Baron die auf dieſes Ereigniß Bezug habende Stelle daraus mitzutheilen.

»Nun wahrhaftig, das kommt immer beſſer!« rief Meinau jetzt fröhlich aus, als Anna zu leſen aufgehört hatte. »So wäre denn der Roman völlig fertig, nur etwas Liebe muß noch hinein, die findet ſich. Der gehörige Edelmuth wird auch am Ende nicht ausbleiben, denn hoffentlich wird doch Klarenau nicht mit dem Erretter ſeines Lebens einen Proceß anfangen wollen, um dieſen um ſein rechtmäßig ererbtes Eigenthum zu bringen; und ſo wären wir ja mit einemmale aller Furcht vor Streit und Aerger entledigt.«

Der Aufenthalt in Kleeborns ſehr ſchönem Landhauſe, das er während der Sommerzeit mit den Seinen gewöhnlich zu bewohnen pflegte, gewährte den beiden Freundinnen Angelika und Vicktorine wenigſtens ein ruhigeres Daſeyn, als das Leben in der Stadt ihnen bieten konnte. An jedem ſchönen Abende wandelten ſie Arm in Arm auf der hohen Terraſſe vor dem Hauſe auf und nieder, bis die ſinkende Nacht die weite Ausſicht über Strom und Land und Meer mit ihrem dunkeln Schleier verhüllte.

Sehnſuchtsvoll blickte Vicktorine dem majeſtätiſchen Laufe der mächtigen Schiffe nach, wenn ſie auf dem prächtigen breiten Strome, der dicht am Garten vorüberfloß, mit geſchwellten, von Abendſchein gerötheten Seegeln dem lange erſehnten Hafen zueilten. Dann wandte ſie ſeufzend das umdüſterte Auge der dämmernden Ferne zu, wo der Strom dem Meere ſich vereint, bis es in Thränen überfloß und Himmel und Erde und Meer in eins ihr verſchwammen.

Angelika betrachtete vor allem gerne den tiefblauen Himmel, wenn an ihm ein Stern nach dem andern auftauchte. Auch ihrer müden Bruſt entrang ſich dann manch leiſer Seufzer, und ein trübes Lächeln ſchwebte um die bleiche Wange und den lieblichen feſtgeſchloſſenen Mund, der keiner Klage ſich mehr öffnete. Beide Freundinnen ſuchten die Heimath ihrer Liebe auf, die eine dort oben, im glänzenden geheimnißvollen Reiche, von Tauſenden im ewigen Sphärentanz einander umkreiſenden fernen Sonnen; die andere zwar noch auf der grünenden blühenden Erde, aber weit, weit weg, jenſeits der immer bewegten Wogen, die, wie der nächtliche Himmel, dem Sterblichen ein Bild der Unendlichkeit ſind.

Agathe umflatterte zuweilen die Beiden, ſo wie ein leichter luſtiger Schmetterling fröhlich die rothe und die weiße Roſe umtanzt, welche die Kunſt des Gärtners einem einzigen Stocke entblühen lies. Aber ſie wußte doch dabei die zu ſchonen, welche nicht ſo glücklich waren als ſie ſelbſt, und hüthete ſich ſorgſam davor, ſie durch unzeitig angebrachten Scherz zu verletzen. Ihr Lieblingsplätzchen im Garten war eine kleine Anhöhe, von der ſie den Weg überſehen konnte, welchen Herſt gewöhnlich kam, wenn er ſie beſuchen wollte. Mehr als zehnmal des Tages erſtieg ſie dieſe, ſogar wenn ſie wußte daß er heute unmöglich kommen könne, und war er nun da, ſo ſchalt ſie ihn tapfer aus, denn er fing gewöhnlich an, die Tage und Wochen zu berechnen, die bis zu dem im Herbſt angeſetzten Hochzeitstage noch vergehen mußten. Die Kleine pflegte bei ſolchen Gelegenheiten ſich gewaltig zu ereifern, was ihr indeſſen nach ihres Bräutigams Urtheil recht allerliebſt ſtand, der daher auch nie unterließ, ſie zum Zorne zu reizen.

»Ich habe es Dir ſchon tauſendmal geſagt,« ſprach ſie einſt, »daß das eine ganz alberne und unnütze Rechnung iſt. Wie kann ich denn heurathen ohne die Tante und wer kann vorher wiſſen, wenn die kommen wird. Daß ſie mir den Kranz aufſetzt und keine andere, das ſteht nun einmal feſt; doch wo ſie jetzt ſtecken mag, wiſſen die Götter. Sie ſchreibt ja nur alle Jubeljahre einmal. Kommen aber wird ſie und zur rechten Zeit auch, darauf verlaſſe Dich, denn ſie hat es mir verſprochen. Wir können ſchon warten bis ſie Zeit dazu hat, denke ich; ein Paar Wochen oder Monate ſind ja keine Ewigkeit.«

Während dieſes Streites hatte Vicktorine ein Zeitungsblatt ergriffen das zufällig dalag, und ſtudirte es ſehr emſig und zwar nach ächter Mädchenart nur die letzte Seite deſſelben, denn um politiſche Angelegenheiten bekümmerte ſie ſich nach geſchloſſenem Frieden nur wenig. Doch ſeit Raimunds Entfernung intereſſirten ſie die Schiffsnachrichten ungemein, die gewöhnlich am Ende der Zeitungen neben den übrigen Bekanntmachungen ihren Platz finden.

»Meine gute liebe Agathe,« ſprach Vicktorine jetzt, indem ſie das Blatt niederlegte und die kleine Braut recht herzlich umarmte, »liebes, liebes Kind, glaube mir, wir ſind beide vergeſſen. Ich weiß jetzt, daß wichtigere Dinge, Ereigniſſe, die ihr weit näher am Herzen liegen, die Tante ſo beſchäftigen, daß wir die Hoffnung aufgeben müſſen, ſie ſobald wiederzuſehen. Flechte Dir ſelbſt Deinen Kranz und drücke ihn Dir ſchnell in die Locken, ehe der Sturm ihn Dir entführt. Baue in Zukunft auf niemand als auf Gott und auf Dich ſelbſt.«

»Und das alles ſteht da in der Zeitung!« rief Agathe voller Erſtaunen.

»Und obendrein in einer uralten, ſieh' nur ſelbſt, vom ſiebenzehnten April,« ſetzte Horſt lächelnd hinzu, der indeſſen das Blatt aufgenommen hatte. Er fing nun an, es leiſe zu durchlaufen. »Schiffe angekommen — ausgelaufen — wir bitten um ſtille Theilnahme —« murmelte er leſend. »Unſre geſtern gefeierte Verbindung — ja wer erſt ſo weit wäre! — einem geſunden Mädchen beſchenkt — Hm! da finde ich doch auf Ehre nichts. Doch halt, da ganz unten ſteht noch etwas mit lateiniſchen Lettern, das wird es ſeyn.« Mit lauter Stimme las er nun eine jener an Albert und Raimund von Leuen gerichteten Aufforderungen, Nachricht von ihrem Leben und Aufenthalt zu geben, welche Baron Meinau in allen Zeitungen hatte einrücken laſſen. Der Inhalt derſelben ſchien ihm aufzufallen, denn er las ſie noch ein paar mal vor ſich mit großer Aufmerkſamkeit durch, ehe er das Blatt wieder hinlegte.

»Ich verſtehe Sie noch immer nicht, liebe Wicktorine,« ſprach er endlich. »Daß es mehr Leute in der Welt giebt, die Raimund getauft ſind, iſt längſt bekannt, das Einzige auffallende dabei iſt nur, daß auch der Vorname des Vaters zutrifft. Vor ein paar Tagen habe ich dieſen auf dem Denkmal geleſen, das ſein Sohn ihm auf ſeinem Grabe hat errichten laſſen, und deſſen ſchöne einfache Form mir im Vorübergehen auffiel. Die Leute ſagen: der alte Holm ſey ein ſonderbarer, ſehr ernſthafter Mann geweſen, der etwas eignes, geheimnißvolles in ſeinem Weſen gehabt habe. Aber mein Gott, Kuſinchen, wie bleich Sie werden! habe ich Ihre eignen Gedanken nicht getroffen, ſo iſt ja alles was ich ſagte nur ein wunderlicher Einfall, auf den Sie gewiſſermaßen mich ſelbſt gebracht haben.«

Vicktorine antwortete wenig, das Geſpräch nahm eine andere Wendung, Horſt entfernte ſich bald darauf, um nach Hauſe zu reiten, und Agathe begleitete ihn, um ihn zu Pferde ſteigen zu ſehen.

»Angelika,« rief Vicktorine, ſobald ſie mit dieſer allein war, »liebe Angelika, welchen Sturm hat dieſer Scherz in mir aufgeregt. Mehr als Scherz konnte Horſt mit dem, was er ſagte, nicht meynen; da er die Geſchichte der Tante nicht kennt, ſo fielen ihm nur die Vornamen derer, welche geſucht werden, und nicht der Name von Leuen auf. Und doch hat er, ohne es zu beabſichtigen, mich in ein Meer von Zweifeln geſtürzt. Ahnungen erſtehen in mir, denen meine Vernunft ſich vergebens widerſetzt. Dieſes Blatt iſt vom ſiebenzehnten April. Am nämlichen Tage erhielt die Tante Raimunds Brief, am nämlichen Tage kündigte ſie uns ihre ſchon auf den nächſten Morgen beſtimmte Abreiſe an. War es dieſes Blatt, in welchem die Verwandte Ihres Bernhard geſucht werden, oder war es der Brief, was ſie zu jenem ſchnellen Entſchluſſe bewog? oder errieth Horſt, ohne es zu ahnen, die Wahrheit, und Brief und Blatt wirkten vereint zum nämlichen Zwecke? Iſt Raimund der, den man ſucht, — und tauſend früher nicht beachtete Umſtände drängen ſich mir jetzt entgegen, um mich in dieſer Ahnung zu beſtärken, — iſt er ein Edelmann, ſo wird mein Vater bei ſeinen uns bekannten Grundſätzen um ſo weniger in unſre Verbindung einwilligen wollen, und iſt er es nicht, und kehrt er glücklich zu mir zurück, wer wird uns dann in Schutz nehmen, wenn Anna es nicht thut? wer bei meinem Vater uns ſo vertreten, wie ſie allein es kann? Sie bleibt uns fern, Anna wird den Bruder, den Neffen ihres Bernhards wiederfinden, die ihrem Herzen weit näher ſtehen als wir. Wir ſind vergeſſen!«

»Armes, liebes, unruhiges Herz, wie ſinnreich biſt Du, zu Deiner eigenen Quaal!« unterbrach ſie Angelika. »Anna vergißt Dich nicht, das glaube feſt. Wie konnte nur je in Deinem eignen treuen Gemüth ein ſo frevelhafter Gedanke aufkommen?«

Jeder Troſt, den Angelika aufbringen konnte, ging indeſſen an Vicktorinen verloren, denn zufolge ihrer ungeduldigen Natur konnte dieſe eher alles andere ertragen als Ungewißheit. Die Tante war ihr von jeher der ſichtbare Schutzgeiſt ihrer Liebe geweſen, von ihrer Gegenwart unterſtützt, war Vicktorine fähig zu hoffen; doch nun war nicht nur ſie, ſondern zugleich mit ihr jede Spur von Raimunds jetzigem Leben ihr verſchwunden, und ſie fand eine Art grauſamer Freude darin, ſich ihrem Kummer und jeder Beſorglichkeit ohne Schonung gegen ſich ſelbſt hinzugeben. Auch die gegenwärtige Stimmung ihres Vaters trug in dieſer Zeit nicht wenig dazu bei, ſie in Angſt und Unruhe zu verſetzen. Dieſer war freilich weit milder und freundlicher gegen ſie geworden, als er es bald nach der Auflöſung ihres Verhältniſſes zu Sir Charles geweſen war; die Liebe zu ſeinem einzigen Kinde ſchien nicht nur in dem Gemüthe des Alten wieder erwacht, ſondern ſie äußerte ſich zuweilen ganz eigen, auf eine Weiſe, die bei ſeiner gewohnten Heftigkeit um ſo rührender erſchien, je mehr ſie gegen die rauhe Behandlung abſtach, die Vicktorine früher von ihm zu erdulden gehabt hatte. Eben dieſe Veränderung in ſeinem Weſen, deren Grund ſie vergebens zu errathen ſuchte, erweckte aber in Vicktorinens, dem Vater kindlich ergebenem Gemüthe Beſorgniſſe, die nicht ganz ungegründet zu ſeyn ſchienen.

Kleeborn war viel bleicher und dabei viel ſtiller als ſonſt, auch oft in Gedanken verſunken und dabei recht von Herzen betrübt. Der alte Müller kehrte noch immer nicht von Amſterdam zurück und Vicktorine glaubte zu bemerken, daß ihres Vaters trübe Stimmung mit der verlängerten Abweſenheit deſſelben in Zuſammenhang ſtünde; doch aus leicht zu errathenden Gründen vermied ſie es, hierüber eine Frage zu wagen.

Die drückendſte Schwüle hatte einen ganzen langen Sommertag hindurch auf der Natur gelaſtet, ſchwere Ungewitter ſtiegen im Laufe deſſelben aus allen Himmelsgegenden auf und ſtanden, oft kämpfend, einander gegenüber. Die hohen Linden vor dem Hauſe beugten ſich krachend vor des Sturmes Gewalt, vom ſchwarzumzogenen Himmel ſtürzten Wolkenbrüchen ähnliche Regenſtröme herab, gelbe Blitze umſpielten die hohen Wipfel der uralten Bäume, und die Erde ſchien in ihren Veſten vor der lauten Stimme des Donners zu erzittern. Dann ward es wieder Friede in der Natur, die kämpfenden Elemente ſchienen verſöhnt bis neue Wolkengebürge ſich aufthürmten, neue Donner dieſe zerriſſen und der eben beendete Kampf ſich noch furchtbarer von neuem entflammte.

Doch die Strahlen der dem Untergange ſich nahenden Sonne zertheilten endlich den Wolkenſchleier, der ſie faſt den ganzen Tag über verhüllt hatte. Zurückgerollt zu beiden Seiten, bildete er ein hochgewölbtes, in den glühendſten

Farben prangendes Flammenthor, in deſſen Mitte die Siegerin ſich langſam dem Horizonte zuneigte. Jede einzelne Woge des breiten majeſtätiſch hinrollenden Stromes prangte in goldigem Purpur, Myriaden zerſtreuter Edelſteine blitzten auf der grünen Erde, jedes Blatt, jede Blume, jeder Grashalm glänzte in mehr als königlicher Pracht, berauſchende Düfte entſtrömten den blühenden Orangenbäumen auf der Terraſſe, den Levkoyenbeeten, den dunkeln Nachtviolen, und drüben im Oſten ſtrahlten drei Regenbogen dicht neben einander, in ſo hoher ſeltner Farbenpracht, daß man nicht unterſcheiden konnte, welcher der Abglanz des andern ſey. Es war als wollten ſie mit jenem weſtlichen, immer glühender ſich wölbenden Thore wetteifern, unter welchem die Sonne immer tiefer ſich ſenkte.

»O welch ein Abend!« ſprach tiefaufathmend Angelika, indem ſie, auf Vicktorinens Arm gelehnt, unter die hohen Säulen vor dem Hauſe hinaustrat. »Laß mich hier Luft ſchöpfen, ich habe den Tag über ihrer ſo wenig gehabt, die Bruſt war mir ſo enge. Laß mich jetzt in langen Zügen die balſamiſch erquickende Kühle trinken.«

Sorgſam führte Vicktorine die aetheriſch verklärte Geſtalt einem bequemen Sitze unter den Säulen zu und nahm ſchweigend ihr zur Seite Platz. In Andacht und ſtiller Bewunderung verſunken, blickten beide eine Weile hinaus in die wundervolle Pracht, welche ſie umgab.

»Siehſt Du im Oſten den Bogen des Friedens? der ewigen Hoffnung?« ſprach endlich Angelika, »und täuſcht mein Auge mich vielleicht — es thut es jetzt zuweilen — oder ſind es wirklich ihrer drei?«

»Es ſind ihrer drei,« erwiederte Vicktorine, die jetzt mit immer ſteigender Beſorgniß den ungewöhnlich ſtrahlenden Glanz der Augen ihrer Freundin gewahr wurde, welche den ganzen Tag über von der ſchwülen Luft ſehr bedrückt geweſen war.

»Es ſind wirklich ihrer drei,« wiederholte Anlika. »Wunderbar! nie zuvor habe ich dieſe ſeltne Pracht geſehen. Und dort die Sonne! Liebe Vicktorine, welch ein Bild meines kurzen Lebens war dieſer Tag. Immer mußte ich daran denken. Zuerſt der trübe beklemmende Morgen. Dann die kurzen Sonnenblicke, der Regen, das Ungewitter, und nun die köſtliche himmliſche Ruhe dieſes glanzerfüllten Abends! Sieh', Liebe, iſt es nicht als wolle dort im Weſten der Himmel ſich öffnen, und uns einen Blick in das Reich ſeiner Herrlichkeit gewähren? und die untergehende Sonne, will ſie uns nicht nach Oſten hinweiſen, wo ſie noch immer wieder aufgehen wird, wenn ſie mir ſchon lange nicht mehr leuchtet? Nach dem Oſten, den ſie jetzt, indem ſie von uns Abſchied nimmt, ſo überherrlich mit dem tröſtlichen Bilde ſchmückt, das Gott einſt der vor ſeinem Zorne zagenden Erde gab, und dem Menſchen dabei zu hoffen gebot. Und nun kommt bald die milde ernſte Nacht mit ihren Sternen am Himmel heraufgezogen. Dann ſchlummern wir in Frieden — und träumen auch wohl.«

»Sprich nicht ſo viel, meine Angelika,« bat

Vicktorine, »komm, Liebe, komm ins Haus, Du biſt matt und erſchöpft.«

»O nein! o nein!« rief Angelika mit ungewohnter Lebhaftigkeit. »Mir iſt wohl, unbeſchreiblich wohl, mir iſt wie noch nie in meinem Leben. Sey nicht beſorgt um mich,« ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, indem ſie Vicktorinens Aengſtlichkeit bemerkte. »Meynſt Du, ich ſehe nicht was jetzt Dein liebes Herz beklemmt? Aber laſſ' Dir nicht bangen, wenn nun jetzt wohl bald auch mein Abend kommt; bangt es mir doch auch nicht, und möge er nur dieſem Abende ſo gleichen, wie mein Leben dieſem Tage glich. Ich habe noch nie mit Dir davon geſprochen, doch heute geht mir in Wonne das Herz auf. Bringe der geliebten Anna meinen letzten Gruß und meine gute Nacht, wenn es ſo weit ſeyn wird. Sage ihr, daß ich mich nicht gefürchtet habe allein einzuſchlafen, ſage ihr, daß ich beim Entſchlummern mich nicht nach ihr geſehnt habe, denn ich kenne keine Sehnſucht mehr auf Erden. Aber ich freue mich, daß ihre Abweſenheit den einzigen Schmerz mildern wird, den ich mir bewußt bin, ihr jemals gegeben zu haben. Sage ihr auch noch, daß ich ſie dort jubelnd empfangen werde, denn wahrſcheinlich iſt ſie die erſte unter meinen Lieben, die mir nachfolgen wird.«

»Angelika, Du zerreißeſt mir das Herz,« rief Wicktorine, und ſank vor ihr hin, und verbarg das von Thränen überſtrömte Geſicht in ihrem Schooße.

»Liebes, liebes Herz, was bewegt Dich denn ſo?« ſprach Angelika und ſtrebte liebkoſend, Wicktorinen zum Wiederaufſtehen zu bewegen. »Was fürchteſt Du denn heut? Ich ſage Dir ja und gewiß es iſt ſo, mir iſt in dieſem Augenblick ſo unausſprechlich wohl, wie noch nie in meinem Leben. Ich fühle wie von Engelsflügeln mich gehoben, als wäre die Laſt des Lebens ſchon von mir genommen, als brauche ich gar nicht mehr zu athmen, ſo leicht iſt es mir in der Bruſt, die mir den ganzen Tag über ſo enge war. Kannſt Du denn wirklich mir nicht wünſchen, daß mir immer ſo ſeyn möge? kannſt Du, Du Herz voll

Liebe, Dich freuen, wenn ich noch lange jeden Athemzug mit ſtechendem Schmerz erringen muß, kannſt Du es mir mißgönnen daß ich nun bald dort, dort — — —«

Angelika verſtummte und ſah ſüß lächelnd mit träumeriſchen Blick in die goldene Abendpracht hinaus; Vicktorine weinte ſtill und von ihr unbemerkt, ihr zur Seite.

»Es iſt ſeltſam,« fing Angelika nach einer kleinen Pauſe wieder an, »oder iſt Dir vielleicht auch ſo? Mir iſt als müſte ich etwas hier erwarten — jemanden — als ſtände etwas Großes, Erfreuliches, mir ganz nahe bevor, als — Horch!« rief ſie, plötzlich von ihrem Sitze ſich erhebend, »horch! hörſt Du nicht? Hörſt Du die Stimme?«

»Ich höre nichts,« erwiederte Vicktorine, »aber Du machſt mir unausſprechlich bange; komm liebe Angelika, komm hinein, die Abendluft muß Dir ſchaden.«

»Wunderliches Kind,« rief Angelika ein wenig heftig, »ich ſage Dir ja, mir iſt wohl. Aber den Wagen hörſt Du doch?«

»Nein — doch ja —« antwortete Vicktorine, »es iſt als käme ein Wagen ganz von ferne den Hügel herab. Aber Du weißt, von hieraus können wir die Landſtraße nicht ſehen, ſo nahe ſie auch am Garten vorbeigeht. Jetzt höre ich das Fahren deutlicher, komm ins Haus, im vorderen Salon, da können wir — —«

»O nein, o nein,« rief Angelika ſie feſthaltend. »Wieder! — die Stimme! o mein Gott! Hörſt Du die Stimme denn nicht? ganz nahe. Die Stimme, die ich nie wieder zu hören meynte. Ganz deutlich — hörſt Du? hörſt Du?«

»Es iſt mein Vater,« erwiederte Vicktorine. »Jetzt höre ich es recht gut, der Wagen fährt in den Hof. Was kann ſo ſpät noch ihn aus der Stadt herführen? und heut' am Poſttage, da pflegt er nie zu kommen.«

»Hörſt Du die Tritte nicht? näher und immer näher — und wieder die Stimme!« flüſterte athemlos und zitternd Angelika. »Stille, ſtille, —

die Tritte — die Stimme — ſein Gang, ſeine Stimme!«

»Es iſt der Vater,« ſprach Vicktorine.

»Ich bringe Euch einen Fremden, der nach der Tante fragt,« ſagte Kleeborn, indem er aus dem Hauſe hervortrat. »Es ſchien ihm viel daran gelegen, ihren Aufenthalt auf der Stelle zu erfahren, er hat ſie in ihrem Stifte aufgeſucht und nicht gefunden. Du, Vicktorine, als ihre fleißige Correſpondentin, kannſt ihm die beſte Auskunft geben. Der Abend machte ſich ſchön, die Poſt hatte nicht viel gebracht, da entſchloß ich mich kurz, und fuhr noch mit ihm hinaus.«

Während Kleeborn ſo ſprach, trat eine ſchlanke blaſſe Geſtalt hinter den Säulen hervor. Des Fremden erſter Blick fiel auf Angelika. Weit vorgebogen erröthend, erbleichend, im ſchnellſten Wechſel, mit ſtarr auf ihm gehefteten Auge, hielt dieſe ſich zitternd an der Bank feſt, von der ſie eben aufgeſtanden war.

Alle Stufen die vom Hauſe hinabführten mit Blitzesſchnelle überſpringend, ſtand der Fremde im nächſten Momente dicht vor ihr. Ohne Laut, ohne ſich zu regen, betrachteten beide einander, all' ihr Leben war in dieſem Blick! »Angelika!« rief der Fremde, und, feſt umſchlungen, ſanken beide, eins in den Arm des andern auf die Knie. Angelika ſchien ohnmächtig zu werden. Der Fremde hielt ſie in ſeinen Armen, als wolle er nimmer und nimmer ſie laſſen.

»O tragt ſie hinein!« rief Vicktorine mit gerungenen Händen in tödlicher Angſt. »Sie ſtirbt! ſie ſtirbt! o tragt ſie ins Haus.«

Kleeborn trat jetzt hinzu und nahm die leichte Laſt in ſeine ſtarken Arme. Der Fremde erhob ſich mit ihr, aber er ließ ſie nicht los. Der ſehr bewegte Alte trug ſie mit der größten Sorgfalt ins Haus und legte ſie auf einen Sofa. Sie lag da wie ein ſchlafender Engel, keine Spur von Schmerz in den ſchönen Zügen. Ferdinand von Klarenau, er war der Fremde, kniete neben ihr, wechſelnd im Ausdruck furchtbarer Angſt und entzückender Freude hielt er ſprachlos den Blick auf ſie geheftet.

»Sie regt ſich, ſie ſchlägt die Augen auf!« rief Vicktorine.

Der letzte Strahl der ſinkenden Sonne umfloß in dieſem Augenblicke Ferdinanden und verklärte ihn wunderbar. Angelika betrachtete ihn mit feſtem ernſten Blick. »Todesengel,« flüſterte ſie, »ſchöner ernſter Bote, kommſt Du mich abzurufen in dieſer geliebten Geſtalt?«

»Angelika, Du lebſt! ich lebe! wir haben uns wieder und können glücklich noch ſeyn,« rief Ferdinand und drückte ſie an ſeine ungeſtüm wogende Bruſt.

»Ferdinand!« rief Angelika faſt überlaut. »Mein, mein Ferdinand, ja Du biſt es, ja Du lebſt. Sie richtete ſich auf, ſie legte das ſchöne todtenbleiche Geſicht auf ſeine Schulter, ſie umſchlang ſeinen Nacken, feſt, feſt, mit beiden Armen. Du lebſt Ferdinand, Du lebſt! Die Wonne — o nein ſie tödtet uns nicht — nein, nein, niemand ſtirbt vor Freude — nein man ſtirbt vor Freude nicht — Ferdinand!« hauchte ſie zuletzt faſt unhörbar. Ihr Haupt ſank tiefer, ihre Arme hielten ihn noch immer.

»Sie wird wieder ohnmächtig,« rief Vicktorine, und legte mit Hülfe ihres Vaters ſie in die Sofakiſſen zurück. Vicktorine verſuchte alle Mittel, die ihr zu Gebote ſtanden, um Angelika ins Leben zu rufen; Kleeborn eilte hinaus, um den Wagen nach einem Arzte auszuſchicken.

»Erwache, Angelika, erwache!« rief Ferdinand mit furchtbarem Tone in Todesangſt.

Angelika erwachte nie wieder.

Der unglückliche Klarenau war, ſo wie er Deutſchlands Gränze erreichte, zu Angelikas Oheim, dem Baron Sternwald hingeeilt, bei dem er die Geliebte noch zu finden hoffte. Die ſchlecht verhehlte Verlegenheit, mit der er dort empfangen ward, ſchien ihm gleich auf nichts Gutes zu deuten; ſie entſprang indeſſen doch nur aus dem beſchämenden Gefühle der Nachläſſigkeit, mit der man ſich ſeit langer Zeit um das Geſchick einer ſo nahen Verwandten gar nicht weiter bekümmert hatte. Es währte lange, ehe man unter einem

Haufen alter Papiere die Adreſſe der Pröbſtin von Falkenhayn auffinden konnte, bei der, wie man verſicherte, Angelika ſich in dieſem Augenblick nur zum Beſuche aufhielt. Klarenaus liebevolle Ungeduld ließ ihm nicht Zeit, das unwürdige Benehmen von Angelikas Verwandten weiter zu ahnden, er eilte unaufhaltſam den Wohnort der jetzigen Beſchützerin ſeiner Geliebten aufzuſuchen, doch leider fand er Anna nicht daheim, ſie war gerade in dieſer Zeit in der Reſidenz, um Raimunds Angelegenheiten zu fördern.

Der einzige Bediente, den Klarenau in ihrer Wohnung zu Geſicht bekam, wußte ihm den Ort nicht mit Beſtimmtheit zu nennen, wohin ſie gereiſt ſey. Er meinte ſie würde wohl nach ** zu ihrem Schwager, dem reichen Herrn Kleeborn gegangen ſeyn, denn ſein Kamerad, der lange mit ihr dort geweſen ſey, habe ihm geſagt, daß ſie verſprochen habe, im Sommer zur Hochzeit einer ihrer Nichten wiederzukommen. Von Angelika wußte der Bediente gar nichts zu ſagen, er war erſt ſeit kurzen in Annas Dienſt, und hatte jene weder geſehen noch von ihr gehört. Die Ungeduld, welche Klarenau immer vorwärts zu eilen trieb, ward heftiger; böſe Ahnungen kamen hinzu, und ſo hielt er ſich nicht damit auf, an einem Orte, mit deſſen Einrichtungen er völlig unbekannt war, nähere Nachrichten einziehen zu wollen. Er ſchrieb ſich Kleeborns Namen auf und reiſte Tag und Nacht bis er ** erreichte.

Der fernere traurige Erfolg ſeiner Nachforſchungen iſt dem Leſer bekannt. Nach Angelika hatte er Herrn Kleeborn gar nicht gefragt, denn die Möglichkeit, ſie hier zu finden, fiel ihm nicht ein, und Kleeborn war ſchon zu gewohnt, ſie als ein Mitglied ſeiner Familie zu betrachten, als daß es ihm hätte in den Sinn kommen können, ihrer beſonders zu erwähnen.

In unentweihter Schönheit, lächelnd wie ein ſchlummerndes Kind, mit dem die Engel ſpielen, lag Angelika von Roſen umgeben, in ihrem Sarge. Tag und Nacht blieb Ferdinand ihr zur Seite, ſo lange die holde Geſtalt noch die Erde ſchmückte. Er folgte ihr in ſtummer Trauer, als ſie endlich nach einem ihrer Lieblingsplätze, in einen abgelegenen Theil des Gartens, getragen ward. Unter jungem Roſengebüſch und uralten Cypreſſen hatte ihr Kleeborn hier, auf Vicktorinens inſtändiges Bitten, die letzte Ruheſtätte bereiten laſſen. Ferdinand blieb die Nacht hindurch allein an ihrem Hügel. Am folgenden Tage bezog er ein kleines Haus, dicht neben demſelben, das ſonſt wegen ſeiner herrlichen Ausſicht zuweilen zu ländlichen Feſten gedient hatte, und das Kleeborn ihm willig einräumte. Dort wohnte Klarenau von nun an in ungeſtörter Einſamkeit, er fühlte ſeine in den unerhörten Stürmen ſeines Lebens erſchöpften Kräfte mit jedem Morgen tiefer ſinken, und freute ſich der ihm immer näher tretenden Hoffnung, bald neben der Geliebten auszuruhen. Sein Schmerz gewann dadurch jenen ſtillen rührenden Ausdruck, der, weit entfernt von Bitterkeit und Hadern mit Gott und der Welt, auf ein fromm ergebenes Gemüth deutet. Er floh die Geſellſchaft, doch nicht die Menſchen; oft ſaß er Stundenlang mit Vicktorinen an Angelikas Hügel und ließ ſich von dem ſchönen Zuſammenleben der beiden Freundinnen erzählen, oder er ſprach zu Vicktorinen von Raimund und ſeiner Errettung durch dieſen, und von dem ſehnlichen Wunſche, ihn noch einmal im Leben zu ſehen, deſſen Geſtalt nur wie ein dunkles Traumbild aus ſeinen Fieberphantaſien ihm vorſchwebte. Den wackern Horſt und deſſen fröhliche Braut ſah er ebenfalls gern und freute ſich des friſch erblühenden Lebens dieſer Beiden; ſogar der alte Kleeborn war ihm lieb geworden, denn dieſer fühlte das tiefſte Mitleid für den Armen und trat immer ſo leiſe an ihn heran, als befände er ſich in einer Kirche.

So ward er allen ein lieber milder Gefährte, und jeder ehrte ſeinen Schmerz, weil er auf ſo edle Weiſe ihn zu tragen wußte und niemanden durch denſelben läſtig fiel. Sie beſuchten ihn gern an ſeinem ſtillen Hügel, zwiſchen deſſen dunklen Cypreſſen ſich unter ſeiner Leitung ein großes einfaches Kreuz von weißem Marmor erhob. Nur Babet ging ihm aus dem Wege, aber ſie ließ es dennoch an ſchönen rührenden Redensarten nicht fehlen, wenn ſie ſo glücklich war, durch Erzählung ſeiner traurigen Geſchichte die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft ſich zuwenden zu können.

Horſt hatte den ſchweren Auftrag erhalten, der Tante den Verluſt ihrer Angelika zu melden, denn Vicktorine vermochte es in den erſten Tagen nicht die Feder zu führen. Er ſuchte auf die ſchonendſte Weiſe ihr die traurige Nachricht zu verkünden, aber Annas Herz blutete dennoch bei dieſer Botſchaft aus tauſend Wunden.

Mein ſüßes Kind! meine holde weiße Roſe! ach warum mußte ich fern von Dir ſeyn, als Du das ſchöne Haupt zum ewigen Schlummer neigteſt, ſchrieb Anna in ihrer Antwort an den Rittmeiſter. Jetzt erſt verſtehe ich, was mich immer ſo vorahnend ergriff, wenn ich den Namen Klarenau nennen hörte. Immer mußte ich denn aufzufinden ſuchen, wo ich früher ihn gehört, was mir ihn merkwürdig gemacht haben könne, und doch kam ich nie darüber zum klaren Bewußtſeyn. Ganze Nächte hindurch hat dieſer Name mich verfolgt, jetzt weiß ich, daß Baron von Sternwald ihn mir einmal genannt hat, als er Angelikas hartes Geſchick mir vertraute. Sie ſelbſt nannte den Geliebten nie ſo, ſie ſprach immer nur von Ferdinand, und war von ſeinem Untergange ſo feſt überzeugt, daß auch in mir kein Zweifel daran aufkommen konnte. Hätte man mir in dieſer Zeit, da ich wegen einer Angelegenheit, in die auch ich verwickelt bin, ihn oft nennen hörte, nur ein einzigesmal als Ferdinand von Klarenau ihn bezeichnet, und dabei die lange Reihe ſeiner übrigen Vornamen weggelaſſen, die mich irre machten, ich glaube, daß mein Gedächtniß wieder erwacht wäre. Dann hätte ich die arme Angelika auf das Glück vorbereiten können, das ihr ſo nahe bevorſtand, und die überraſchende Freude hätte das weiche, nur an Leiden gewohnte Herz nicht gebrochen. Angelika lebte noch — ach wahrſcheinlich doch nur, um einige Wochen oder Monate ſpäter die Welt mit bangem Widerſtreben, im harten Kampfe zu verlaſſen, die Ferdinands Liebe ihr erſt zum Paradieſe umgewandelt hätte!

O meine Angelika! im höchſten Lichtpunkt Deines ſonſt immer trüben Lebens, dem kein zweiter in ſolcher Herrlichkeit folgen kann, ſchlang Dein reiner Geiſt ſich hinauf, Dein Herz brach in Wonne! Wer möchte nicht ſterben wie Du?

Nach dem, was Sie, lieber Horſt, von des armen Klarenau jetzigem Zuſtande mir ſchreiben, und dem, was ich ſonſt noch von ſeinem frühern Geſchicke erfuhr, darf er hoffen, nicht lange mehr über den Hügel zu trauern, unter dem das Leben ſeines Lebens ruht. Seine Leiden während der fürchterlichen Gefangenſchaft, in der er Jahre lang ſchmachtete, mußten ſeine Lebenskraft ohne Rettung untergraben.

Ach, ich weine um meine Angelika und dennoch fiel ihr auch in dieſer Hinſicht ein glückliches Loos.

Du weiche ſanfte Seele, wie hätteſt Du es tragen wollen, den Geliebten zweimal zu überleben.

Der Winter kam heran, doch weder Bitten noch Vorſtellungen vermochten es, den armen Klarenau zu bewegen, ſich von ſeinem Cypreſſenhügel und der kleinen Wohnung in der Nähe deſſelben zu trennen; ſeine Freunde mußten ſich entſchließen, ihn einſam zurückzulaſſen, als ſie ihr Haus in der Stadt wieder bezogen.

Agathens Hochzeit war durch den Tod der von allen betrauerten Angelika verſchoben worden, ſelbſt Horſt hatte ſich mit guter Art darin ergeben, denn die ihm eigne Gutmüthigkeit erlaubte ihm nicht, in der Nähe eines ſo Unglücklichen, wie Klarenau, ein fröhliches Feſt zu begehen. Jetzt aber wurde, zu Anfange des Winters, der feierliche Tag von Herrn Kleeborn unwiderruflich beſtimmt, ſo viel auch Agathe dagegen einwenden mochte, die durchaus erſt die Ankunft der Tante abwarten wollte.

Selbſt am Hochzeitsmorgen war indeſſen Agathe noch feſt überzeugt, daß Anna ſich zur rechten Zeit einſtellen werde; »denn,« ſagte ſie, »ſie hat es einmal verſprochen und den Tag weiß ſie auch. Glaubt mir nur, ſie kommt gewiß und daher könnt ihr es mit dem Anziehen noch immer anſtehen laſſen, ihr verſteht es doch alle nicht wie ſie, und wenn die Tante mich heute nicht anziehen ſoll, ſo braucht meinetwegen gar nichts daraus zu werden, heute.«

Jedoch die Zeit verging, die Stunde der Trauung rückte immer näher, das um Agathen verſammelte Heer der Jugendfreundinnen, das nicht minder zahlreiche der Kammerjungfern wurde immer dringender in ſeinen Ermahnungen. Schon griff Babet mit ſauerſüßer Miene zu den Myrthen, um den Kranz daraus zu flechten und Agathe wurde recht ängſtlich und betrübt, weil niemand mehr auf ſie hören wollte. Da erſcholl mit einemmal ein lautes Freudengeſchrei von allen Lippen, alles ſchwirrte im fröhlichſten Aufruhr durcheinander, denn die Tante ſtand plötzlich mitten unter ihnen. Sprachlos für Freude und Schmerz lag Vicktorine in ihren Armen, Agathe lachte und weinte in einem Athem und erdrückte die geliebte Frau beinahe mit ihren Liebkoſungen.

Anna war mild und freundlich wie immer, ſie begrüßte alle mit gewohnter Anmuth, doch ihr ſonſt helles Auge war von Wehmuth getrübt, ſie wollte Angelika nicht erwähnen, um die junge Braut nicht zur Traurigkeit zu ſtimmen, aber es wurde ihr ſehr ſchwer zu verbergen, wie ſchmerzlich ſie in dieſem frohen jugendlichen Kreiſe ihren ſtillen Liebling vermiſſe.

»Wer hatte nun Recht?« jubelte Agathe, als die Tante wirklich anfing, das ihr übertragene Amt zu verwalten; »aber da wollte niemand mir Glauben ſchenken, nicht einmal Vicktorine. Niemand hier kennt Sie ſo gut als ich, liebe Tante, denn Sie ſehen es ſelbſt, niemand baut ſo feſt auf Sie als Ihre Agathe. Könnte ich Ihnen nur ſagen wie lieb ich Sie habe, aber wo die Zeit dazu hernehmen? Erſt anziehen, dann getraut werden, dann Ball bis zum hellen lichten Morgen. Ich mache mir heute nicht viel aus dem Tanzen, aber der Onkel und Mamſell Virnot laſſen ſich das nun einmal nicht nehmen. Und hernach entführt mich der Schwarze auf der Stelle nach B**. Wie werde ich das alles nur überſtehen? Getraut werden iſt doch gar zu erſchrecklich,« ſchluchzte ſie zuletzt, und die hellen Thränen rollten ihr dabei aus den unſchuldigen Kinderaugen.

Anna ſprach ihr Muth ein und band ihr dabei ihr Hochzeitsgeſchenk, eine Schnur der ſchönſten Perlen, um den runden weißen Hals. Agathe war gleich wieder das fröhliche Kind, welches ſeiner Freude kein Ende wußte, weil die Tante ihr etwas mitgebracht hatte. »Die Perlen ſind köſtlich, aber meinetwegen könnten es römiſche Glasperlen ſeyn, ſie wären mir nicht minder lieb,« rief ſie einmal über das andere.

»Und ich Arme? was bringen Sie mir?« flüſterte leiſe ſchmeichelnd Vicktorine.

»Hoffnung und auch ſonſt noch Manches,« antwortete Anna ziemlich ernſthaft. »Du haſt aber an mir und meiner Liebe gezweifelt, Vicktorine, darfſt Du es läugnen?« Vicktorine küßte erröthend mit zitternder Lippe ihre Hand. »Darum mußt Du warten bis morgen, heut iſt Agathe die Königin des Tages,« ſetzte Anna freundlicher hinzu.

Das Feſt verging, wie ſolche Feſte es pflegen, unter Weinen und Lachen. Der Ball, von dem Kleeborn ſich wirklich nicht hatte abbringen laſſen wollen, währte, bis mit grauendem Morgen der Wagen vorfuhr, der das junge Paar nach Horſts jetzigem Wohnorte bringen ſollte. Anna, nebſt einem großen Theil der übrigen Geſellſchaft begleitete die in Thränen ſchwimmende Agathe und den hocherfreuten Bräutigam bis an denſelben.

»Ich bin recht froh darüber,« ſprach Anna zu Kleeborn, nachdem der Wagen fort war, »daß die jungen Leute den vernünftigen Entſchluß gefaßt haben, ſogleich in ihre Häuslichkeit einzuziehen, ſtatt nach der neueſten Mode, ſobald ſie getraut waren, auf Reiſen zu gehen. Die Freude am Wirthshausleben und die Sucht dem Glück auf der Poſtſtraße nachjagen zu wollen, gewinnt jetzt unter allen Ständen nur zu ſehr die Ueberhand; wenn das ſo fortgeht, ſo glaube ich, daß nach funfzig Jahren niemand mehr einer eigenen

Wohnung bedürfen wird, alles wird immer von Ort zu Ort ziehen, wie die wandernden Tartaren.«

»Ach, es geht doch nichts über das Reiſen,« rief ein junges Mädchen, welches dieſe Bemerkung mit anhörte und die Thürme ſeiner Vaterſtadt noch nie aus dem Geſichte verloren hatte.

»Nichts als die Freude ſich wieder zu Hauſe zu finden,« erwiederte Anna, »aber um dieſes zu fühlen muß man freilich erſt gereiſt ſeyn.«

Kleeborn benutzte die erſte ruhige Stunde des folgenden Tages zu einer ernſten vertrauten Unterredung mit der Tante, deren unerwartete Ankunft auch ihm ſehr willkommen war.

»Ich habe Sie immer als eine ungemein kluge verſtändige Dame verehrt,« hob er an, »jetzt aber muß ich mehr wie jemals Ihre tiefe Einſicht bewundern. Was wäre jetzt aus Vicktorinen geworden, wenn nicht nach Ihrem Rath die Verlobung meiner Tochter mit dem nichtswürdigen Sir

Charles ſich ſo verzögert hätte! Ich habe von unſerem Müller die traurigſten Nachrichten aus Amſterdam erhalten; mein alter würdiger Freund Wißmann iſt nicht mehr, er iſt vor Kummer geſtorben.« Dem Alten gingen bei dieſen Worten die Augen über, er nahm ſich aber zuſammen, um der Tante den Inhalt von Müllers Berichten mitzutheilen.

»Von jeher hatte Sir Charles ſeinen kaufmänniſchen Geſchäften mit der größten Nachläſſigkeit vorgeſtanden und ſie fremden Händen meiſtens übertragen. Da aber ſein Etabliſſement in London als ein Nebenzweig des ſehr geachteten Hauſes ſeines Vaters in Amſterdam galt, ſo war das eine Zeit lang ſo hingegangen, ohne ihm in der öffentlichen Meynung ſonderlich zu ſchaden. Während der letzten Jahre, die er auf dem feſten Lande zubrachte, hatte indeſſen ſein Hang zur Verſchwendung eine an Wahnſinn gränzende Höhe erreicht, er trieb mehr als fürſtlichen Aufwand, und forderte zu dieſem immer beträchtlichere Summen. Niemand konnte beſſer berechnen wohin dieſes am

Ende führen müſſe, als ſein erſter Handlungsdiener, und dieſer, um die gehoffte Erndte nicht zu verlieren, benutzte den erſten günſtigen Augenblick, und machte mit allem Gelde, deſſen er habhaft werden konnte, bei Zeiten ſich aus dem Staube, indem er zugleich alles übrige dem Zufall überließ. Die nächſte Folge davon war, daß Sir Charles Zahlungen plötzlich eingeſtellt werden mußten und ſein Vater, der dieſe Nachricht ganz unvorbereitet erhielt, ſank darüber, von einem Schlagfluß getroffen, auf das Sterbebette hin.«

»Müller fand ihn ſchon ſprachlos und ohne Bewußtſeyn, das er auch bis an ſeinen Tod nicht wieder erhielt.«

»Es war dem unglücklichen Alten zwar nicht verborgen geblieben, daß ſein Sohn ziemlich wild in die Welt hineinlebe und viel Geld brauche, aber er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß dieſes ſo weit gehen könne, um deſſen völligen Untergang und vielleicht auch den ſeines Vaters herbeizuführen. Sein plötzlicher Tod, die enge Verbindung, in der er mit dem Hauſe ſeines

Sohnes ſtand, führte in ſeinen eigenen Angelegenheiten eine Verwirrung herbei, deren vernichtende Folgen nur durch ſchleuniges Hinzutreten ſeiner Freunde abgewendet werden konnten, namentlich des alten Müller, der ſich hier ſogleich für Herrn Kleeborn thätig bewies. Sir Charles ließ während der Zeit nichts von ſich ſehen und hören, er ſchien von der Erde wie weggehaucht, aber es ging ein Gerücht, daß er während des Sommers in Spaa und Aachen, unter einem andern Namen, als Spieler von Handwerk aufgetreten ſey.«

»Ach, liebes Fräulein Schweſter,« ſetzte Kleeborn dieſer Erzählung hinzu, »ich bleibe zwar bei alle dem wohlbehalten, aber ich werde doch, von ſchweren Sorgen gedrückt, in mein Grab gehen. Auf meinem wohlerworbenen Gute muß nach dem Glauben unſrer Vorfahren der Seegen ruhen, denn kein unrecht gewonnener Thaler iſt dabei, aber wem ſoll man heut zu Tage noch vertrauen? Wem werde ich mein Kind und die Frucht meiner vieljährigen Arbeit einſt hinterlaſſen? Wer ſoll den Namen ehrenvoll fortführen, den ich mit Gottes Hülfe und redlichem Fleiße mir in der Handelswelt erworben habe, und auf den ich eben ſo viel halte, als ein Edelmann mit ſechzehn Ahnen nur auf den ſeinen halten kann?«

Die Tante wollte ihm einigen Troſt geben, aber er war nicht in der Stimmung, darauf zu hören.

»Seit ich alles dieſes erlebte,« fuhr er fort, »habe ich ſchon zuweilen daran gedacht, noch bei meinen Lebzeiten alles aufzugeben, mir Güter zu kaufen und auf dem Lande meine Tage zu beſchließen. Aber ich weiß, daß die Ruhe mich tödten würde. Mein Leben iſt Arbeit und Arbeit iſt mein Leben, Arbeit die ich verſtehe und liebe. Und ſoll ich denn ſelbſt einreißen was ich ſelbſt erbaute? ſoll ich mein eigner Leichenſtein werden? Es iſt unmöglich, ich kann es nicht. Wäre Vicktorine ein Sohn, ich hätte ihn anders erzogen, als der gute aber ſchwache Wißmann ſeinen Taugenichts, und mir wäre geholfen; doch auch ſo iſt und bleibt ſie meine einzige Hoffnung auf Erden.«

»Sie wird dieſe Hoffnung erfüllen, zweifeln Sie nicht daran,« erwiederte Anna. »Nur darf der Menſch dem Glücke die Geſtalt nie vorſchreiben wollen, in der es ihm erſcheinen ſoll, ſonſt ruft er leicht ſein Unglück herbei. Indeſſen habe auch ich etwas wichtiges Ihnen mitzutheilen, wozu ich mir Gehör von Ihnen erbitte. Doch zürnen Sie nicht, daß ich gleich anfangs einen Ihnen verhaßten Namen nennen muß, der junge Holm — — —«

»Weder er, noch ſein Name ſind mir verhaßt,« fiel Kleeborn ein. »Der junge Holm hat ſich in der kurzen Zeit zu einem außerordentlich geſchickten und ehrenwerthen Kaufmann ausgebildet. Er iſt vor einigen Tagen in Amſterdam eingetroffen, ſchreibt Müller mir, er tritt dort recht verſtändig für die Herren Fiſcher ein, die mit dem Wißmannſchen Hauſe faſt eben ſo tief verwickelt ſind als ich ſelbſt, und ſeiner Leitung verdanken wir es größtentheils, daß der Name meines alten Freundes nicht noch im Grabe mit Schande bedeckt wird. Wie es aber zugehet, daß er eher als ſein Schiff nach Europa zurückgekehrt iſt, weiß ich nicht.«

Anna gerieth bei der Nachricht, daß Raimund ſchon in Amſterdam wäre, in nicht geringes Erſtaunen, doch ſie barg dieſes ſo gut ſie konnte, und herzlich froh über die gute Meynung welche Kleeborn eben geäußert hatte, war ſie im Begriffe das angefangene Geſpräch fortzuſetzen.

»Verzeihen Sie, Fräulein Schweſter, daß ich Ihnen abermals in die Rede falle,« unterbrach Kleeborn ſie von neuem. »Aber ich glaube zu ſehen wo Sie hinaus wollen, und da muß ich Ihnen zuvorkommen. Der junge Holm kann nie mein Schwiegerſohn werden, das mußte ich Ihnen ſagen, ehe Sie weiter gehen. Ich geſtehe es ein, daß er ein junger Mann iſt, deſſen außerordentliche Geſchicklichkeit in ſeinem Fache den Mangel an hinreichendem Vermögen allenfalls aufwiegen könnte, aber er iſt der Aſſocié der Herren Fiſcher, ſobald er zu Hauſe wieder anlangt. Mein Schwiegerſohn muß meine Geſchäfte und meinen Namen nach meinem Tode fortführen.

Mit Wißmann war es ſo, der wäre mit der Zeit hier an meine Stelle getreten, für deſſen Londonner Etabliſſement war ſchon ein Andrer beſtimmt, ich und das Haus in Amſterdam — ach es war ein ſchöner großer Plan, ich darf gar nicht daran denken. Nun es iſt vorbei! — Daß ich aber einer kindiſchen Liebesgeſchichte zu Gefallen ſo unrechtlich handeln ſollte, den Herren Fiſcher ihren beſten Arbeiter abſpenſtig zu machen, der ſich obendrein in ihrem Hauſe gebildet hat, das werden Sie doch gewiß dem alten Kleeborn nicht zumuthen wollen, der Ihnen wohl zuweilen wie ein wunderlicher Kauz vorkommen mag, der aber doch dabei immer auf Ehre hält, trotz dem erſten Edelmann.«

»Hören Sie mich aber endlich einmal an, lieber Kleeborn, was ich Ihnen zu ſagen habe iſt ganz andrer Art als Sie wohl vermuthen,« ſprach Anna, indem ſie ein großes Packet Papiere vor ſich auf den Tiſch hinlegte. Kleeborns gewohnte Ehrfurcht vor allem, was einem Geſchäfte ähnlich ſah, bewog ihn, bei dieſem Anblicke ihr alle

Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die ſie nur verlangen konnte; er unterbrach ſie nicht ein einzigesmal, während ſie Alberts und deſſen Sohnes Geſchichte ihm theils erzählte, theils durch Vorleſung einzelner Stellen aus den vor ihr liegenden Papieren ihm deutlicher machte. Zuletzt legte ſie ihm noch eine Abſchrift der Anerkennungs-Urkunde des Lehnhofes vor, durch welche Raimund Helm als der letzte Zweig der von Leuen in den Beſitz des Erbtheils ſeiner Väter eingeſetzt ward, und einen Anſchlag ſeiner jetzt ganz ſchuldenfreien Güter.

»Sie ſehen wohl ein,« ſprach Anna lächelnd, während Kleeborn die ihm vorgelegten Documente ſehr aufmerkſam durchging. »Sie ſehen wohl ein, daß jetzt von des jungen von Leuen Verbindlichkeiten gegen Herrn Fiſcher nicht mehr die Rede ſeyn kann, und auch, daß bei deſſen noch immer beſtehender treuen Liebe zu Ihrer Tochter kein niedriger Eigennutz im Spiele iſt; um ſo weniger, da das von ſeinem Vater ererbte Vermögen des jungen Mannes bedeutender iſt, als Sie wohl glauben, und ich mich auch jetzt in meinem Gewiſſen für verpflichtet halte, ihn zum Erben des größten Theils meiner Habe einzuſetzen. Sie wiſſen, ich bin wohlhabend, aber ich verdanke dies einem Vermächtniſſe des ältern Herrn von Leuen, der damals nicht wußte, daß ſein Bruder, der Vater dieſes Raimunds, noch am Leben ſey, welcher ſonſt deſſen natürlicher Erbe geweſen wäre.«

»Ich ſehe, Fräulein Schweſter,« erwiederte Kleeborn recht freundlich, »daß Sie mir hier eine Parthie für meine Tochter anbieten, die alles weit übertrifft, was ich jemals für das Mädchen erwarten konnte. Und dennoch bin ich gezwungen, ſie zurückzuweiſen.«

Anna erſchrack gewaltig über dieſe deutlich ausgeſprochene Erklärung, doch Kleeborn fuhr ganz gelaſſen fort zu reden. »Von allem dem Merkwürdigen, was ich heute von Ihnen vernommen habe, hat nichts einen tiefern Eindruck auf mich gemacht, als der Brief jenes Herrn Bernhard von Leuen, der ein ſehr reſpektabler Mann geweſen ſeyn muß. Was er von den Verpflichtungen ſchreibt, die von ſolchen großen Beſitzungen unzertrennlich ſind, hat meinen vollkommenſten Beifall. Was indeſſen damals dem Vater galt, muß jetzt dem Sohne gelten, er kann nicht mehr daran denken, Kaufmann bleiben zu wollen. Wenn er rechtlich handeln will, darf er um Vicktorinens willen den ihn angebornen Pflichten nicht entſagen. Zwiſchen dem Gutsbeſitzer und dem Kaufmann darf er ſich nicht theilen wollen, denn dieſer beſonders erfordert einen ganzen Mann, namentlich in unſern Tagen, wo alles auf die Spitze geſtellt wird.«

»Aber, lieber Herr Bruder, ſo bedenken Sie doch das Glück Ihres einzigen Kindes!« rief Anna.

»Glauben Sie nicht,« fuhr Kleeborn fort, der einmal ins Reden gekommen war, »glauben Sie nicht, daß ich aus blinder Anhänglichkeit an meinen gewiß nicht ungegründeten Widerwillen gegen Verbindungen Adliger mit Bürgerlichen hier ſo entſcheidend ſpreche. Keine Regel ohne Ausnahme, pflege ich immer zu ſagen, und wäre Vicktorine nicht meine einzige Erbin, nun ſo — aber wie die Sache ſteht iſt es unmöglich. Was der alte Herr von Leuen in ſeinem Briefe über die Erhaltung ſeines alten edlen Namens ſchreibt, iſt mir ebenfalls wie aus der Seele geſprochen. Zwar habe ich keine Gallerie von Ahnenbildern aufzuweiſen, ich weiß kaum, wer der Vater meines Großvaters war, aber was nicht iſt, kann werden; warum ſollte nach hundert oder zweihundert Jahren eine rechtliche bürgerliche Familie nicht auch mit Stolz auf ihre Vorfahren zurück ſehen können? Wir haben ſchon der Beiſpiele. Ich will der Stammvater meines Hauſes ſeyn, ſo gut als der erſte von Leuen es der des ſeinigen war, den Ihr verſtorbener Freund mit Recht über alle ſeine Nachfolger erhebt, und der vielleicht von ſeinem Eltervater weniger wußte als ich von dem meinen. Mein Name, meine Firma dürfen nicht untergehen. Vicktorine muß ſich darin ergeben.«

»Einem Namen, einem bloßen Schalle ſoll die Arme geopfert werden!« rief Anna, hingeriſſen von ihrem Gefühl, auch wohl ein wenig vom Zorne gegen ſich ſelbſt, weil ſie, ohne es zu denken, dem alten

Kleeborn die Waffen in die Hände gegeben hatte, die er jetzt ganz unerwartet gegen ſie wandte.

»Handelten denn nicht in tauſend ähnlichen Fällen Ihre Standesgenoſſen eben ſo?« erwiederte Kleeborn ebenfalls etwas gereizt. »Victorine aber wird nicht geopfert, Fräulein Schweſter. Ich denke Kleeborns Tochter ſoll auch ferner noch unter Vielen die Wahl haben, wie ſie bis jetzt ſie gehabt hat, und ich will nichts weiter, als dieſe Wahl verſtändig zu leiten ſuchen, wie es dem Vater von Rechtswegen zukommt.«

Anna fühlte, daß heftiger Widerſpruch den Alten leicht dahin bringen könnte ein Wort auszuſprechen, welches er, wie ſie ihn kannte, hernach nimmermehr zurückgenommen hätte. Sie unterdrückte daher den eignen Unmuth, den ſeine letzten Reden in ihr erweckten.

»Ich räume Ihnen ein,« ſprach ſie, »daß ſich für Ihre Anſicht vieles ſagen läßt, ich bin auch weit davon entfernt, das Gefühl zu tadeln das Sie zu dieſen beſtimmte. Aber ich bin auch Ihnen und den Ihrigen zu nahe verwandt und zu herzlich zugethan, als daß ich Sie nicht ebenfalls darauf aufmerkſam machen ſollte, wie leicht und auf welche traurige Weiſe Sie dennoch das Ziel verfehlen können, daß Sie ſich geſetzt haben. Vicktorinens Liebe gehört nicht zu jenen phantaſtiſchen Einbildungen, mit denen junge Mädchen ihres Alters ſich zuweilen ſelbſt zu täuſchen pflegen. Sie ſehen ſie alle Tage, darum fällt Ihnen die Veränderung in ihrem Aeuſſern nicht auf, ich aber bin bei meiner Ankunft darüber erſchrocken; ſie iſt ja nur noch der Schatten von dem, was ſie war. Denken Sie an die arme Angelika.«

»Sagte ich es doch immer!« rief Kleeborn ſichtbar beunruhigt. »Sie hat ſich noch bei weitem nicht von ihrer letzten ſchweren Krankheit erholt. Sie ſollte dieſen Sommer nach Pyrmont, aber ſie wollte nicht, das eigenſinnige Ding. Jetzt ſoll aber doch auch gleich der Arzt gerufen werden!«

»Ließen Sie ihn nicht auch zur armen Angelika rufen?« ſprach Anna, »mußte er nicht auf Ihren Antrieb Monate lang alle ſeine Kunſt anwenden um ſie am Leben zu erhalten? und was hat es geholfen? Zeitlebens werde ich die väterliche Sorge und Freundlichkeit dankbar erkennen, die Sie dem lieben Kinde erwieſen haben? aber Sie haben dennoch ihr langſames Erlöſchen mit anſehen müſſen. Angelika ſtarb unter ihren Augen am gebrochenen Herzen, ich fürchte: Vicktorine iſt auf gutem Wege ihr zu folgen, wenn Sie nicht bei Zeiten der Arzt werden, der ihr allein helfen kann.«

»Es iſt entſetzlich!« rief Kleeborn. »Sonſt war doch die verdammte Krankheit mit dem gebrochnen Herzen nur in England zu Hauſe. Unſre Mädchen ſind gar nicht wie ihre Mütter, die weinten ihr Geſetzchen, wenn es nicht nach ihren Willen ging und lebten darum doch flott weg.«

Anna ſeufzte recht aus tiefem Herzensgrunde, der Seufzer galt dem Andenken ihrer Schweſter.

»Ich muß Ihnen nur geſtehen,« ſprach Kleeborn immer unruhiger werdend, »daß ſeit dem Tode der guten Angelika mir ſchon zuweilen ein ähnlicher Gedanke durch den Kopf geflogen iſt, wenn ich meine Vicktorine ſo blaß und ſo betrübt ſah. Es hat mir ſchon manchen Kummer gemacht, verſichre ich Sie. Ich will ihr ja aber Zeit laſſen, ich will in nichts ſie übereilen. Sie iſt ja kaum in den Zwanzigen und war immer kerngeſund. Nicht wahr? Sie denken auch, daß ſie ſich wieder erholen wird?«

Anna regte ſich nicht und antwortete keine Silbe. Kleeborn fing an, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, wie er immer that, wenn er über irgend etwas mit ſich ſelbſt nicht einig werden konnte. Dann ſtand er vor der Tante ſtill. »Fräulein Schweſter,« hob er an, »es gäbe vielleicht einen Ausweg. Sie ſind eine Dame, der ein Mann wohl etwas vertrauen darf. Ich habe Ihnen etwas zu bekennen, das vielleicht — Sie ſind — ich bin — ja wie geſagt, es wäre möglich, daß ein Ausweg ſich fände, wenn Sie, wenn Vicktorine, wollte ich ſagen — oder vielmehr wenn der junge Holm — Ach Gott, es geht doch nicht. Ihnen gerade kann ich es gar nicht ſagen, denn — ich will es mir noch beſſer überlegen, und Sie ſollen davon hören, nur jetzt nicht.« Hiermit verließ Kleeborn das Zimmer, und Anna blieb in der quälendſten Ungewißheit zurück. Ein eben ankommender Brief aus Amſterdam erklärte ihr das Räthſel von Raimunds unerwarteter früher Rückkehr nach Europa. Horſt hatte dieſe veranlaßt; jener Zeitungsartikel, den er zu Anfange des Sommers in Kleeborns Gartenhauſe las, hatte einen weit tiefern Eindruck auf ihn gemacht, als er ſich damals merken laſſen mochte. Er fühlte ſich bewogen ſeinen und Raimunds Freund, den jüngern Herrn Fiſcher, aufzuſuchen, um mit dieſen ſich darüber zu beſprechen. Zufälligerweiſe hatte Anna von Falkenhayn ſo eben ein ſtarkes Packet zur weitern Beförderung an Raimund eingeſandt, und zugleich die Herren Fiſcher in einem beſondern Schreiben gebeten, dieſen ſobald als möglich nach Europa zurückzurufen, weil eine wichtige Familienangelegenheit ſeine baldige Gegenwart erforderlich mache. Dieſer Brief, der Zeitungsartikel, die Bewegung, in die Wicktorine über dieſen gerathen war, wußte

Horſts natürlicher Scharfſinn ſo gut mit einander zu kombiniren, daß er dadurch der Wahrheit ziemlich nahe auf die Spur gerieth. Er beſchloß, von ſeinen Vermuthungen gegen Vicktorine nichts zu äußern, aber ſeine Bitten und Vorſtellungen bewegen Herrn Fiſcher, an Raimund zu ſchreiben, daß er, wenn er dieſes zu ſeinem eignen Beſten für nöthig hielt, die erſte Gelegenheit zu ſeiner Rückkehr benutzen und die gänzliche Beendigung ſeines dortigen, von ihm ſehr glücklich eingeleiteten Geſchäftes einem zuverläſſigen Manne übertragen möge, den man zum Gehülfen ihm mitgegeben hatte.

Ein nach Amſterdam beſtimmtes Schiff lag eben in jenem Hafen ſeegelfertig. Raimund ſchiffte auf dieſem ſich augenblicklich ein, und kam nach einer ſehr kurzen glücklichen Reiſe gerade zur rechten Zeit in Amſterdam an, um bei Berichtigung der Wißmannſchen Angelegenheiten ſich durch wohlangewandte Thätigkeit ſeinen wohlwollenden Freunden dankbar zu beweiſen.

Glühende, kein Wanken kennende Liebe zu

Vicktorinen, innige, wahrhaft kindliche Neigung und Dankbarkeit gegen Anna, ſprachen laut aus jeder Zeile in Raimunds Brief, doch die Wendung, die das Geſchick während ſeiner Abweſenheit mit ihm genommen hatte, ſchien ihn mehr in Erſtaunen zu verſetzen, als ihn zu beglücken. In dem, was er bei dieſer Gelegenheit aus ſeiner Eltern früherem Leben erfahren mußte, ſo ſchonend Anna es ihm auch beigebracht hatte, lag dennoch unendlich viel Schmerzliches und Erſchütterndes; die Ungewißheit, welchen Einfluß dieſe Veränderung ſeiner Lage auf das künftige Gelingen ſeiner ſehnlichſten Wünſche haben könne, kam dazu und ſo war es ihm unmöglich, der Freude ſogleich in ſeinem Herzen Raum zu gewähren.

Auch Vicktorine wurde mehr traurig als erfreut, da Anna ihren unabläſſigen Bitten und Forſchen endlich nachgab, und ihr alles, ſogar Raimunds unerwartete Wiederkehr entdeckte. Ihn allen Gefahren einer weiten Seereiſe glücklich entronnen zu wiſſen, war ihr freilich ein ſehr großer Troſt, aber ſo ungeduldig ſie früher die Entſcheidung ihres Geſchicks herbeigewünſcht hatte, ſo ängſtlich bebte ſie jetzt ihr entgegen, da ſie glauben mußte ihn ganz nahe gegenüber zu ſtehen. Hoffnung war alles, was die Tante ihr zum Troſte geben konnte, aber wir ſind nie weniger geneigt, dieſe zu faſſen, als in dem wichtigen Augenblick, wo alles auf dem Spiele ſteht. Anna ſelbſt war von dem Schmerz über den Verluſt ihrer Angelika zu ergriffen, als daß ſie fähig geweſen wäre, Vicktorine kräftig wie ſonſt aufrecht zu erhalten. Ihre einzige, wenn gleich heimliche Freude war an dieſem Tage, daß Vicktorine ſehr bleich und mit trüben Augen bei Tiſche erſchien, und daß Kleeborn darüber Eſſen und Trinken vergaß, mit kaum zu verhehlender Aengſtlichkeit ſie betrachtete, und dann ganz gegen ſeine gewohnte Art ſtumm und in ſich gekehrt da ſaß.

Zu der Tante nicht geringem Erſtaunen ließ Doctor Erning ſich am frühen Morgen des nächſten Tages bei ihr melden; ſie war ſeiner Beſuche nicht gewohnt, denn ſie hatte ſich ſtets davor gehüthet, mit ihm in nähere Verbindung zu gerathen, daher war ſie auch jetzt willens ihn abweiſen zu laſſen; doch das iſt kein Leichtes bei einem Manne ſeiner Art. Er ſah ſie durch die Spalte der halb geöffneten Thüre in ihrem Armſtuhle völlig angekleidet ſitzen, und dieſes war ihm genug, um ſogleich in ihr Zimmer zu dringen, ohne ihre Erlaubniß dazu vorher abzuwarten.

»Ich komme als geheimer Geſchäftsträger,« rief er gleich beim Eintreten dem ſehr ernſten Empfange entgegen, der aus ihren Augen ihm zu drohen ſchien, »eine Dame wie Sie, hochwürdige Frau, weiß gewiß, daß dieſe überall das Vorrecht haben, ſich ungeſtraft etwas überläſtig zu bezeigen.«

»So möchte ich mir aber doch vorher Ihr Creditiv ausbitten, ehe wir zur Conferenz ſchreiten,« erwiederte Anna mit ſehr gemeſſ'nem Ton.

»Das liegt ſchon in der Natur der Sache,« antwortete Erning, ohne ſich dadurch irren zu laſſen. »Kleeborn ſchickt mich in der bewußten

Heirathsangelegenheit an Sie ab, hochwürdige Frau. Sie wundern ſich darüber? Ja, das iſt nun einmal hier zu Lande nicht anders, ohne Erning kann nichts in Ordnung gebracht werden, er muß jung und alt aus der Klemme helfen. Die ehrliche Haut thut es auch gern.«

»Ich kann aber doch nicht umhin zu glauben, daß Ich mit Herrn Kleeborn ſo ſtehe, daß er Ihnen heute dieſe Mühe hätte füglich erſparen können,« erwiederte Anna etwas vornehm.

Erning fand für gut, dieſes nicht zu bemerken. »Ja, ſehen Sie,« ſprach er, »das hat ſo ſein ganz eignes Bewandniß; Kleeborn hat ein ziemlich wunderliches Bekenntniß Ihnen abzulegen und fürchtet ſich, wenn er dieſes in Perſon wagen wollte, auf ſeine alten Tage ein wenig albern vor Ihnen dazuſtehen. Wie das eigentlich zuſammen hängt, ſollen Sie gleich erfahren, wenn Sie mir erlauben wollen mich zu ſetzen.«

Erning ſetzte ſich, und — doch damit er dem Leſer nicht eben ſo läſtig falle, als er es der Tante war, möchte es rathſam ſeyn das, was er bei ihr anzubringen hatte, mit Weglaſſung ſeiner eignen Art und Worte in der Kürze zuſammen zu faſſen.

Der Hauptpunct davon war die Entdeckung, daß ein außer der Ehe geborner Sohn des alten Kleeborns am Leben ſey, um deſſen Daſeyn nur wenige Vertraute wußten; daß zu dieſen auch Erning gehörte war natürlich, denn dieſem blieb ſo leicht nichts verborgen, was in dem weiten Kreiſe ſeiner Bekanntſchaften vorgehen mochte. Der junge Vanderbrugge, ſo hatte Kleeborn ſeinen Sohn nach deſſen Mutter genannt, war um mehrere Jahre älter als Vicktorine, und ſtets in Holland, wo er geboren, geblieben; ſeine Mutter, eine Holländerin, ſtarb bald nach ſeiner Geburt. Dieſer Umſtand hatte ſeinem Vater es ſehr leicht gemacht, das Daſeyn dieſes Kindes verborgen zu halten, aber der frühe Tod des gutmüthigen, wenn gleich ſchwachen Geſchöpfs, welches ihm das Leben gegeben hatte, machte dieſem dennoch viele Jahre hindurch manche trübe Stunde. Und als ſpäterhin alle ihm in rechtmäßiger Ehe gebornen Söhne nach und nach meiſtens noch in der Wiege hinwegſtarben, und endlich nur die einzige Tochter Wicktorine, die Jüngſtgeborne, am Leben blieb, ſo war Kleeborn oft geneigt, dieſes Unglück als ein Verhängniß der ſtrafenden Gerechtigkeit des Himmels anzuſehen, der ſo auf die empfindlichſte Weiſe den Tod jenes armen Mädchens an ihm rächen wollte.

Um gut zu machen, was noch gut zu machen möglich ſey, nahm Kleeborn ſich vor, für das Kind, das er öffentlich nicht anerkennen durfte, wenigſtens väterliche Sorge zu tragen. Der alte Wißmann, ſein erprobter vieljähriger Freund, war auch in dieſer Angelegenheit ſein Vertrauter geweſen, er hatte über die erſte Erziehung des Kleinen die Aufſicht geführt und nahm ihn, da er heranwuchs auf Kleeborns Antrieb in ſein Comtoir auf, wo er ſich alle Mühe gab, einen tüchtigen und geſchickten Kaufmann aus ihm zu bilden. Der beſte Erfolg lohnte ihm dafür, er ſowohl, als Kleeborn, hatten ihre Freude an den Knaben und als er völlig erwachſen war, beſchloſſen beide ihn mit der Zeit in London an Sir Charles Stelle zu ſetzen, um auf dieſe Weiſe ihm eine recht günſtige Ausſicht für ſeine Zukunft zu ſichern.

Das gänzliche Fehlſchlagen jenes Planes trug viel zu Kleeborns Verdruß über die Auflöſung der zwiſchen Vicktorinen und Sir Charles beabſichtigten Verbindung bei, und der bald nach dieſem eintretende Tod des alten Wißmann, nebſt allen daraus entſpringenden übeln Folgen, vermehrten auch in dieſer Hinſicht ſeinen Kummer und ſeine Sorge.

Müller unterließ es nie, in jedem Briefe die lobenswerthen Eigenſchaften des jungen Vanderbrugge auf das rühmlichſte zu erwähnen, und Kleeborn wurde dadurch zugleich erfreut und gekränkt. Sein väterliches Gefühl zog ihn zu dem Sohne hin, der in rechtmäßiger Ehe erzeugt, ſein Troſt und ſeine Freude geworden wäre, und es ſchmerzte ihn tief in der Seele, daß er ihn jetzt dennoch verleugnen müſſe. So entſtand ein ewiger, nie ſich löſender Zwieſpalt in ſeinem Gemüth und führte endlich auch jene Veränderung in ſeinem Aeußern herbei, über die Vicktorine ſich früher ſo betrübt und geängſtiget hatte.

Bei dieſer Verworrenheit in ſeinem Innern war es in der That ein Glück für den alten Kleeborn, daß Anna die Beſorgniß, Vicktorinen, gleich der armen Angelika, hinſterben zu ſehen, in ihm zu erregen gewußt hatte, denn nur dieſe brachte ihn dahin, endlich einen beſtimmten Entſchluß faſſen zu können.

Der Gedanke an die Möglichkeit, ſeinen Sohn legitimiren zu laſſen, den er bis dahin immer von ſich gewieſen hatte, ſo oft er auch in ihm aufſtieg, fing an, mehr Wahrſcheinlichkeit für ihn zu gewinnen. Der Anſchlag von Raimunds Gütern, den er mit großer Aufmerkſamkeit durchgegangen hatte, überzeugte ihn, daß es an der Seite eines ſolchen Gatten Vicktorinen, ſelbſt wenn ihr Vater ſie völlig enterbte, dennoch an nichts von alle dem fehlen könne, was ſeiner Anſicht nach unumgänglich zu einem glücklichen Leben gehörte, an Reichthum, Anſehen und Glanz. Um ganz ſicher zu gehen ließ er den Doctor Erning rufen, um mit dieſem ſeinen vieljährigen Vertrauten, nochmals alles reiflich zu überlegen, und ſo kam er endlich zu dem Entſchluſſe, der Tante Vorſchläge thun zu laſſen, welche ſie ſo freudig überraſchten, daß ſie anfangs ſehr geneigt war, ſie für eine ſinnreiche Erfindung des Doctors Erning zu halten. Kleeborn erbot ſich, Wicktorinen ſeine Zuſtimmung zu ihrer Verbindung mit Raimund nicht länger zu verſagen, wenn ſie dagegen mit guter Art darein willigen wolle, den jungen Vanderbrugge als ihren Bruder zu betrachten, den er Willens war, in aller Form zu adoptiren, und ihm nicht nur ſeinen Namen, ſondern auch nach ſeinem Tode die Handlung und die Hälfte ſeines Vermögens zu hinterlaſſen. Nächſtdem ſollte Wicktorine ſich auch anheiſchig machen, ihr väterliches Erbtheil der Handlung nie zu entziehen, und ſich mit den Zinſen zu begnügen. Um ſie aber dafür zu entſchädigen, wünſchte er, daß Anna ſich bereit finden laſſe, ſie an Raimunds Stelle zur Erbin einzuſetzen, deſſen gegründete Anſprüche Kleeborn zwar nicht ableugnete, aber dennoch glaubte, daß dieſer zu Gunſten Vicktorinens ihnen entſagen könne, ohne damit ein zu großes Opfer zu bringen.

Anna fand dieſe Bedingungen ſo billig und verſtändig, daß ſie keinen Augenblick anſtand, ſie für ſich und im Namen ihrer Schützlinge dankbar und freudig anzunehmen. Unerbeten gab ſie obendrein die Verſicherung, niemanden, ſogar nicht Raimund und Vicktorinen zu entdecken, wie nahe Kleeborns adoptirter Sohn dieſem eigentlich verwandt ſey, und ſo ging Doctor Erning, triumphirend und mit Ruhm bedeckt, davon, um von dem Gelingen ſeiner Unterhandlungen Bericht abzuſtatten. Innerlich bedauerte er es nur, nicht mehr Schwierigkeiten dabei vorgefunden zu haben, um ſein Verdienſt bei deren Beſiegung gehörig geltend machen zu können.

Die Geſchichte neigt ſich zum Ende, denn von glücklichen Menſchen läßt ſich eben ſo wenig erzählen, als von einer Seereiſe, auf welcher man, weder durch Stürme noch andre Widerwärtigkeiten beläſtigt, den erwünſchten Haven in Sicherheit und Ruhe erreichte. Müller, Raimund und Vanderbrugge langten nach wenigen Tagen zuſammen im Kleebornſchen Hauſe an, und wurden alle drei mit ungeheucheltem Wohlwollen von dem alten Herrn empfangen. Der freudige Taumel, von dem Raimund und Vicktorine bei der, alle ihre Hoffnungen übertreffenden Entwickelung ihres Geſchicks ſich ergriffen fühlten, der laute Jubel des wackern Horſt und ſeiner Agathe, der Tante ernſte, ſtille, an Wehmuth gränzende Freude, alles dieſes läßt ſich beſſer und leichter nachempfinden als beſchreiben.

Die erſten Frühlingstage führten in ihrer von tauſend ſchönen Hoffnungen duftenden Reihe auch den Tag herbei, an welchem die Tante einer zweiten, mit jungen Roſen um die Wette blühenden glücklichen Braut, den Myrthenkranz in die Locken flocht. Sie und alle zum Kleebornſchen Hauſe Gehörende begleiteten das neuvermählte Paar nach Leuenſtein, wo Meinau mit unſäglicher Freude ſchon lange vorher alle Anſtalten zum feſtlichſten Empfange getroffen hatte.

Schon längſt war jener unpaſſende Flitterputz völlig unſcheinbar geworden, mit welchem vor langen Jahren das, durch ſeine Bauart und ſein Alterthum ehrwürdige Schloß auf Luiſens Veranſtaltung mehr entheiligt als geſchmückt worden. Baron Meinau hatte bei Zeiten dafür geſorgt, dieſe verblichenen Ueberreſte wegräumen zu laſſen, ſobald nur Raimunds Anſprüche an das Erbtheil ſeiner Väter unwiderleglich erwieſen waren; denn er fürchtete durch ihren Anblick in Annas Gemüthe ſowohl, als in dem des jetzigen Beſitzers zu traurige Erinnerungen zu wecken. Seine, in ihren Silberlocken noch immer liebenswürdige Gattin half ihm bei dem Geſchäfte die hohen, altväterlichen Säle und Zimmer auf würdige Weiſe wieder bewohnbar herzuſtellen.

Mit feinem Takt und richtigem Sinne für das wahrhaft Schöne wußten beide jede Verzierung, jedes Geräthe ſo zu wählen, daß nirgend ein ſchreiender Contraſt hervortrat, weder mit der Alterthümlichkeit des Gebäudes, noch mit der Modernität des jungen Paares, das es bewohnen ſollte. Alles Bunte, alles zu Glänzende wurde mit der größten Sorgfalt vermieden, und die vorherrſchenden einfachen Formen der Gegenſtände brachten überall den wohlthuendſten Eindrück hervor.

Jedes Stück des Ameublements ſchien genau für die Stelle gemacht, die es einnahm, und doch traf man nirgend auf Verſuche, gothiſches Schnitzwerk nachzukünſteln, oder durch Nachahmung der ſchweren, nicht von der Stelle zu bewegenden Unbehülflichkeit des Hausgeräthes unſrer Altväter den Geiſt einer längſt ergrauten Vorzeit wieder herauf bannen zu wollen.

Vor allem aber wurde die lange Reihe der Ahnenbilder aus ihrem Verbannungsorte wieder hervorgeſucht, und in ihre alten Rechte eingeſetzt. In paſſenden Rahmen, von hundertjährigem Staube gereinigt, blickten ſie von den hohen Wänden des urſprünglich ihnen geweihten Saales ſeegnend und freundlich auf das junge Paar herab, mit welchem Leben, Liebe und Freude in die lange verödeten Mauern wieder eingezogen waren.

Seit jenen, das Glück ſo Vieler begründenden Tage hat das Schickſal der mehrſten, in dieſe Erzählung verflochtenen Perſonen keine bedeutende oder doch wenigſtens keine ſchmerzliche Veränderung erlitten. Agathe und Horſt ſind noch immer froh und glücklich und gut wie Kinder, und Horſt fühlt dabei nur die einzige Sorge, daß ſeine kleine Frau, die er auf den Händen trägt, ihm nicht vor der Zeit zu vernünftig werden möge.

Auch der alte Kleeborn iſt ſehr glücklich in ſeinem Sohne, deſſen Kenntniſſe und Betragen alle Wünſche und Erwartungen des Vaters noch übertreffen. Der junge Mann nimmt ſich der Geſchäfte ſeines Hauſes mit ſo vielem Geſchick und Eifer an, daß der Alte dadurch Zeit gewinnt, ſeine Kinder auf Leuenſtein zuweilen zu beſuchen. Alles, was er dort ſieht und hört, gefällt ihm ungemein, würde ihm aber noch weit beſſer gefallen, wenn er dabei nur auch die Börſe regelmäßig beſuchen könnte. So aber treibt die Sehnſucht nach dem gewohnten Gewühl im Verlauf weniger Tage ihn ſtets wieder in die Heimath zurück.

Babet iſt ſeit einigen Wochen die verlobte Braut des jungen Kleeborn, doch mit der Geſchichte dieſer ihrer Liebe ließe keine Octavſeite ſich anfüllen. Es ging dabei ſo ganz proſaiſch zu, wie bei jeder Parthie, welche allen dabei intereſſirten Perſonen konvenirt; was ſich darüber ſagen ließe, ſteht alles auf der Karte, mit welcher das junge Paar Freunden und Verwandten ſeine bevorſtehende Verbindung ankündigte. Babet iſt jedoch über den Mangel aller romantiſchen Begebenheiten bei dieſer ihrer hoffentlich letzten Liebesgeſchichte auf das vollkommenſte dadurch getröſtet, daß ſie in Hinſicht auf Haus, Landſitz, Equipage und der Anzahl ihrer türkiſchen Shawls keiner Dame in der ganzen Stadt wird nachſtehen dürfen. Da der junge Kleeborn bei großer Gutmüthigkeit auch viel Feſtigkeit des Karakters und einen natürlich richtigen, durchaus nicht ungebildeten Verſtand beſitzt, ſo ſteht zu hoffen, daß dieſe Ehe ſo ausfallen werde, wie die mehrſten. Sie wird vermuthlich gerade kein Himmel auf Erden, aber doch auch keine Hölle ſeyn.

Daß Anna gleich nach ihrer Ankunft im Kleebornſchen Hauſe es nicht verſäumt hatte, den armen verwaiſeten Klarenau am Grabe ihrer Angelika aufzuſuchen, daß ſie, ſo lange ſie in ſeiner Nähe verweilte, alle die Zeit ihm ſchenkte, welche ſie nicht der Sorge für Raimund und Vicktorinen zuwenden mußte, bedurfte wohl nicht noch beſonders erwähnt zu werden.

Damals brachte ihre Gegenwart den erſten, wahrhaft wohlthuenden Troſt in das Herz des Unglücklichen. Der Anblick Raimunds, welchen er ſogleich als ſeinen Retter wieder erkannte, die Ueberzeugung, daß Vicktorine, die treue geliebte Freundin ſeiner Verklärten, an der Seite dieſes Mannes einer höchſt beglückten Zukunft entgegen gehe, erweckte wieder die erſte freudige Regung in ſeinem Gemüthe. Es fiel ihm nicht ein, mit dem Geſchicke hadern zu wollen, weil es für Andere Roſen blühen ließ, von denen er nur die Dornen auf ſeinem Pfade angetroffen hatte; doch weder die dringendſten Bitten, noch ernſte Vorſtellungen konnten ihn bewegen, ſeine Einſamkeit zu verlaſſen und dem glücklichen Paare nach Leuenſtein zu folgen.

»Hier iſt meine Heimath, und ſie öffnet ſich mir bald!« war alles, was er den Freunden erwiederte, indem er auf das von jungen Roſen üppig umblühte Marmorkreuz hinwieß, das aus dem dunklen Schatten von Cypreſſen hell hervorleuchtete. Seine verfallne Geſtalt, das wunderbare Glänzen ſeiner Augen beſtätigte nur zu ſehr die Wahrheit deſſen, was er ausſprach, und Raimund und Vicktorine ließen, tief gerührt, endlich davon ab, ihn mit ihren Bitten noch länger zu verfolgen.

Jetzt ruht auch er, der in Wüſten des Lebens müde getriebene Pilger unter dem Kreuze, im Schatten der Roſen und Cypreſſen. Der Name Angelika bezeichnete den letzten Hauch ſeines Lebens, und ſein brechendes Auge ſtrahlte im Abglanze der ihm nahenden Himmelsſeeligkeit, als er in den Armen des treuen Horſt zum ewigen Schlummer es ſchloß.

Die Tante trat bald nach Vicktorinens Vermählung von dem Schauplatze ihrer vieljährigen Thätigkeit ab, auf welchem nur das Bedürfniß, alle ihr verliehene Talente und Kräfte nützlich und ehrenvoll zu üben, ſie ſo lange feſtgehalten hatte. Von den Damen des Stifts an, denen ſie lange Jahre hindurch eine milde weiſe Freundin und Beratherin geweſen war, bis zu dem geringſten ihrer Untergebenen herab, vernahmen alle mit ungeheucheltem Schmerze ihren Entſchluß, das Stift und die Stelle zu verlaſſen, die ſie bisher in demſelben ehrenvoll und zu aller Zufriedenheit bekleidet hatte; doch keine wagte es, ein Unrecht darin zu finden, daß ſie in den letzten Jahren eines, größtentheils in Sorge um Anderer Wohl hingebrachten Lebens, von den Mühen deſſelben endlich auszuruhen wünſche.

Noch einmal wandte ſie allen ihren Einfluß daran, eine ihrer würdige Nachfolgerin an ihrer Stelle als Pröbſtin gewählt zu ſehen, die ſich ganz dazu eigne, ihren Verluſt minder fühlbar zu machen; dann ſchied ſie unter den lauten Klagen derer, welche ſie zurückließ und folgte ihrem Herzen, das ſie nach Leuenſtein zu den Kindern ihrer Wahl mächtig hinzog.

Mit einem ſeltſam aus Wonne und Weh zuſammengeſetztem Gefühle näherte ſich Anna den alterthümlichen Mauern, in deren weiten Räumen ſie einſt beſtimmt geweſen war, an Bernhards Seite als Herrin zu walten, und der Traum ihres Lebens zog noch einmal in lichten Bildern an ihrer Seele vorüber. Die hohen Wipfel der uralten Eichen, unter deren weit hingebreiteten Schatten Bernhard als Kind geſpielt hatte, ſchienen ihr ſeinen Gruß zuzurauſchen; in ahnendem Schauen fühlte ſie ſeine geiſtige Nähe überall, im Hauche der Lüfte, im Dufte der blühenden Linden; jeder ferne Laut klang ihr, als riefe er ſie bei Namen, und überall in den weiten dämmernden Sälen glaubte ſie die geliebte Geſtalt hervortreten zu ſehen. Das ganze Schloß war ihr ein dem Andenken geweihter Tempel, mit frommer Freude und tief gefühlter Dankbarkeit preiſet ſie das Geſchick, das ihr erlaubte, die letzten Tage ihres Lebens in ungeſtörter Ruhe an dieſer heiligen Stätte zu weilen, wo Bernhards Wiege einſt ſtand. Was ihrem eignen Leben verſagt ward, was während ihrer Jugendzeit nur in ſchönen Traumgebilden ihr vorſchweben durfte, alles das ſieht die Tante jetzt in dem geliebten Paare ſich zur ſeltenſten Wirklichkeit geſtalten, zu deſſen Wohles Begründung ſich vor kurzem die Stimme geliebter Todten gleichſam noch aus dem Grabe erheben mußte. Vicktorine und Raimund ſtehen vor ihr wie das Spiegelbild ihrer eignen Blüthenzeit; beide entwickeln auch im Aeußern und unter ihren Augen eine, jeden Tag ſich auffallender zeigende Aehnlichkeit mit dem, was ſie ſelbſt und der edle Bernhard von Leuen einſt waren, und im Anblicke des jugendlichen Paares verſunken, fühlt Anna oft Vergangenheit und Gegenwart vor ihrem Geiſte in eins zerfließen.

Zwar naht auch ihr die ernſte Zukunft unaufhaltſam, von deren Geheimniſſen noch kein Sterblicher Kunde erhielt, aber ſie naht ihr ſo leiſe, mit ſo langſam ſchonendem Fluge, daß niemand von ihren Lieben und ſie ſelbſt kaum dieſes Herannahen gewahr wird.

Unverändert im Aeußern wie im Innern ſieht Anna ihr ohne Grauen entgegen, und ſo ziehen ihr liebend und geliebt, beglückend und beglückt, von den Tagen einer nach den andern im Genuſſe vollkommner Ruhe vorüber.

»Die Jugend darf im Morgenſtrahle der Hoffnung ſich ſonnen,« ſpricht ſie oft zu ihren Kindern, »der Mittag gehört der Gegenwart; im rauſchenden Drange der Begebenheiten, bald ſengend heiß, bald ſanft erwärmend, bald in Wonne, bald in Quaal, geht er auch im Laufe unſers Lebens, wie in dem eines einzelnen Tages ſo ſchnell an uns vorüber, daß wir im raſchen Wechſel kaum aufzuathmen vermögen; doch der milde, ſanfte, erquickende Abend iſt die Zeit der Alten, denn er allein iſt der Erinnerung heilig. Und ſo wie die ſinkende Sonne ſelbſt die düſtern Tannen mit einer goldnen Glorie verklärt und in roſigen Schimmer ſie kleidet, ſo weiß auch die Erinnerung alle die Wetterwolken, welche unſern Lebensmittag umſtürmten, mit goldigen Purpurlichtern zu erhellen. Den Dornen, die einſt uns verwundeten, raubt ſie mit milder Hand ihren Stachel; wir fühlen die Schmerzen nicht mehr, wohl aber die Freude, dieſe einſt überwunden und muthig getragen zu haben.«

Buchdruckerei v. H. Wilmans u. Naumann in Frankfurt a. M.

Verzeichniß
der
Verlags-Bücher
von
Heinrich Wilmans.
in Frankfurt am Main.

Augar, C. W., Antonio und Felippo, oder Licht und Schatten des Südens. Ein Nachtſtück aus unſern Tagen. 8. 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 fl. 3 kr.

Baur's, Samuel, Leben, Meinungen und Schickſale berühmter und denkwürdiger Perſonen aus allen Zeitaltern, für die Jugend bearbeitet. 5 Bde. Mit Kpfrn. 8. 1817—1821. Auf Schreibpapier, geheftet 9 Rthlr. 12 gr. oder 17 fl. 6 kr.

— daſſelbe auf Druckpapier ohne Kupfer 7 Rthlr. oder 12 fl. 26 kr.

von **Beulwitz**, Carl, wirkliches Leben in romantiſchen Darſtellungen. 2 Bde. Mit Kupfern. 8. 1817. geheftet 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl.

Bleibtreu, Ludwig, Darſtellung des Sternhimmels oder Anweiſung zur Kenntniß der Geſtirne durch Selbſtunterricht. Mit 3 Abbildungen in Steindruck. 12. 1823. geheftet 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Die Bundeslade. 2 Hefte. gr. 8. 1817 u. 1818. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Gagern, Freiherr von, Ueber die Auswanderung der Deutſchen. gr. 4. 1818. geheftet 4 gr. oder 18 kr.

Geſchichte, Erſcheinungen und Prophezeihungen des Johann Adam Müller, eines Landmanns vom Maisbacher Hof bei Heidelberg. 8. 1819. geh. 12 gr. oder 54 kr.

Görres, J., altdeutſche Volks- und Meiſterlieder.

Mit einem Titelkupfer. gr. 8. 1816. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Grimm, A. L., Chriſtblumen, eine Weihnachtsgabe für Kinder. Auch unter dem Titel: Sammlung kleiner Geſchichten für das zärtere Alter. 1r Band. Mit illuminirten Kupfern. 8. 1823. gebunden 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

— Lina's Mährchenbuch. 2 Bände. Mit 8 Kpfrn. 8. 1816. Auf Velinpap., geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

— daſſelbe auf Druckpapier ohne Kpfr. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

— Mährchenbibliothek für Kinder. Aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. Auch unter dem Titel: Mährchen der Tauſend und Einen Nacht, für Kinder. 5 Bde. Mit Kupfern. 8. Auf Velinpapier, geh. 7 Rthlr. 12 gr. oder 13 fl. 30 kr. Jeder Band einzeln 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

— dieſelbe auf Druckpapier, ohne Kpfr. 8. 5 Rthlr. oder 9 fl. Jeder Band einzeln 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. (Wird fortgeſetzt.)

Guts-Muths, J. C. F., Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 1817. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

— Katechismus der Turnkunſt, ein Leitfaden für Lehrer und Schüler. 8. 1818. 12 gr. oder 54 kr.

Hillebrand, Joſ., Ueber Deutſchlands Nationalbildung. gr. 8. 1817. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

— Deutſchland und Rom, oder über das Verhältniß der deutſchen Nation zum römiſchen Stuhle, hiſtoriſch und rechtlich entwickelt. gr. 8. 1818. geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Horſt, Edmund von, und Eugenie von Steinfels, von Carl Friedrich Regiomontanus. Mit Kpfrn. 8. 1816. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Johlſon, J., deutſches Geſangbuch für Iſraeliten. Zum Gebrauche bei Andachtsübungen und beim Religionsunterrichte. Zweite Auflage. 8. 1819. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

— Unterricht in der moſaiſchen Religion, für die Jugend beiderlei Geſchlechts. Nebſt einem Anhange von den Ceremonialgeſetzen und Gebräuchen. Zweite umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage. gr. 8. 1819. 14 gr. oder 1 fl. 3 kr.

Johlſon, J., kurzgefaßte bibl. Geſch. in der Urſprache der heiligen Schrift. Hebräiſches Leſebuch mit etymologiſchen Bemerkungen, Paradigmen und erklärendem Wortregiſter. gr. 8. 1820. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Kirchner, A., Chriſtenlehre, für reifere Zöglinge der evangeliſchen Kirche, auch Erinnerungsbuch für Erwachſene. gr. 8. 1820. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Matinée, une, aux bains, ou voila ma Constitution, par M. L. de B. gr. 8. geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Pattberg, Auguſte, Blumen am einſamen Lebenspfad. Ein Feſtgeſchenk für Deutſchlands edle Töchter. 8. 1820. gebunden 10 gr. oder 45 kr.

Pieces relatives au dernier traite des puissances alliées avec la france. gr. 8. geh. 6 gr. oder 27 kr.

Poppe, Dr. J. H. M., Larunda oder der Schutzgeiſt unſerer Lieben in ſo vielfältigen Gefahren des Lebens. Ein Lehr- und Leſebuch für Eltern und Kinder. Mit Kupfern. 8. 1820. Auf Velinpapier, geheftet 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

— daſſelbe auf Druckpapier ohne Kupfer 14 gr. oder 1 fl. 3 kr.

Schiebe, Auguſt, die Lehre der Wechſelbriefe, theoretiſch und praktiſch dargeſtellt. gr. 8. 1818. geheftet 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. 9 kr.

Schmitſon, Dr. T., Ueberſicht der Kriegwiſſenſchaft und ihrer Theile 8. 1819. 10 gr. oder 45 kr.

Schopenhauer, Johanna, Johann van Eyck und ſeine Nachfolger. 2 Bände. 8. 1822. geh. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

— die Tante. Ein Roman in 2 Bdn. 8. 1823. geheftet 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Schreiber, Aloys, die Geburt des Erlöſers. Mit 3 Kpfrn. 8. 1817. Auf Velinpapier, geheftet 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

— daſſelbe auf Druckpapier, ohne Kpfr. 10 gr. oder 45 kr.

Ueber die Reſtitution und Verfaſſung der größeren Handelsſtädte Deutſchlands. 8. 1817. geheftet 3 gr. oder 15 kr.

Verſuch eines Entwurfs einer den deutſchen Staaten angemeſſenen Verfaſſung. 8. 1816. geheftet 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Wedekind, Freiherrn von, das Suchen des Freimaurers. Ein Bruchſtück für die Trauerverſammlung der ſ. e. □ Johannis zur Einigkeit, im Aufgange zu Frankfurt a. M. am 22 XII. 5818. gr. 8. geh. 1819. 4 gr. oder 18 kr.

Werner, Ebr., Rechenbuch für Stadt- und Landſchulen. 8. 1818. 10 gr. oder 45 kr.

— Reſultate der Aufgaben zur Uebung in dem Rechenbuch für Stadt- und Landſchulen. 8. 1818. 2 gr. oder 9 kr.

Weſtrumb, Dr. Joh. Friedr., Beſchreibung einer vortheilhaften Eſſigfabrik und der erforderlichen Geräthe. Nebſt Anleitung zu Verfertigung vielfacher Eſſig-Arten. Für Fabrikanten und Haushaltungen. Mit Kupfern. gr. 8. 1818. 10 gr. oder 45 kr.

Der Wintergarten. Herausgegeben von Dr. St. Schütze, 6 Bände. Mit Kupfern. 8. 1817 bis 1822. 9 Rthlr. oder 16 fl. 12 kr. Ein jeder Band einzeln 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Zeitſchwingen, oder des deutſchen Volkes fliegende Blätter. Herausgegeben von Dr. Pfeilſchifter. gr. 4. 1818. Juli bis December. 1819, Januar bis Sept. 7 Rthlr. 12 gr. oder 13 fl. 30 kr.

Sidonia.

Ein Roman

von

Johanna Schopenhauer.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf einmal in die Welt;
Uns umſpülen hunderttauſend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leicht unruhige Gefühl;
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Goethe.

In drei Theilen.

Erster Theil.

Mit Königlich Württembergiſchem allergnädigſten Privilegium.

Frankfurt am Main, 1828.
Verlag von Heinrich Wilmans.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Sidonia.

Erſter Theil.

Die letzten Töne einer ſchweren, mit Läufern und Trillern überladenen Bravour-Arie verklangen, und die junge Gräfin Lili, welche ſo eben nach unendlich langem Verweigern ſie abgehaſpelt hatte, verneigte ſich tief mit niedergeſchlagenen Augen. Der Dilettant, dem das Glück geworden war, die ſchöne Sängerin im glänzenden Abendzirkel der Frau von Klarenbach auf dem Flügel begleiten zu dürfen, wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirne, welchen der Geſang ihm ausgepreßt hatte, unterließ aber dennoch nicht, ſein unterthäniges Entzücken durch ein lautes Bravo! Braviſſimo! kund zu thun; denn es war ihm wohl bewußt, daß er nur ſeinem muſikaliſchen Talente und ſeiner unvermeidlichen Gefälligkeit und der Uebung deſſelben, den Zutritt in jener Geſellſchaft verdanke, die man vorzugsweiſe die gute nannte, obgleich ſie eigentlich nur die vornehme genannt werden ſollte. Alle Anweſende klatſchten die Hände ſich faſt wund, obgleich

Niemand ſonderlich auf den Geſang geachtet hatte. Denn es iſt eine uralte Bemerkung, daß man nur Muſik zu machen braucht, um eine bis dahin völlig verſtummende Geſellſchaft plötzlich zum Sprechen zu bringen. Die Beifallsbezeigungen ſchienen aber dennoch kein Ende nehmen zu wollen; Lili entfloh ihnen endlich, um ſich in das anſtoßende Spielzimmer zu ihrer Mutter zu begeben. Der Dilettant, der wohl fühlte, daß einige Dreiſtigkeit hier nicht übel angebracht ſey, folgte ihr auf dem Fuße, und die ganze Geſellſchaft drängte ſich ihnen nach. Die Gräfin Heidenfels vernahm von allen Seiten nichts als Lobeserhebungen über das ungemeine Talent ihrer Tochter, während ſie beſcheiden, wenn gleich freundlich lächelnd, von zu gütiger Nachſicht mit dem ſchwachen Verſuche einer jungen Anfängerin ſprach. Und ſo ward alle Welt zufrieden geſtellt, wie bei ſolchen Gelegenheiten der gewöhnliche Gang der Dinge es mit ſich bringt.

Im Muſikſaale wiederholte ſich indeſſen, vielleicht zum Tauſendſtenmale eine jener Scenen, wie ſie Hoffmann im Leben des Kapellmeiſters Kreisler mit unnachahmlichem Humor und unverkennbarer Wahrheit uns dargeſtellt hat. „Unmöglich! wie dürfte ich es wagen, nach Lili mich hören zu laſſen! Doch du meine Liebe — ich bitte dich, wie kannſt du ſo etwas mir zumuthen wollen!“ Dieſe und ähnliche Redensarten erſchollen von allen Seiten, während die jungen und alten Herren in Flehen und Bitten ſich erſchöpften, als gälte es Leben und Seligkeit. Der Dilettant war völlig in Verzweiflung, und ſchien nahe daran, einen Fußfall zu wagen, um nur eine der jungen Damen zum Singen zu bewegen, damit er wieder in Activität käme.

Auch Sidonia, die Tochter vom Hauſe, wandte vergebens Bitten und Vorſtellungen an, es war als ob der Gott des Huſtens, dem die alten Römer einen eigenen Tempel erbauten, alle ſeine böſen Geiſter im Salon losgelaſſen habe; Halsweh, Schnupfen, Heiſerkeit hatten ſich plötzlich der ganzen jungen Damenwelt bemeiſtert, dazu eine unüberwindliche Furchtſamkeit, welche heute ſogar diejenigen überfiel, die ſonſt bei ſolchen muſikaliſchen Abendgeſellſchaften die erſte Rolle zu ſpielen pflegten. „Nun denn!“ rief Sidonia endlich, „wenn Keine von Allen ſingen will, ſo verſuche ich es. Die gnädige Mama wird ungnädig, wenn zu lange Pauſen entſtehen. Ich will ſingen, ſo gut es geht, während deſſen beſinnen meine liebenswürdigen Freundinnen ſich hoffentlich eines andern, und hören auf, die Grauſamen zu ſpielen.“

Sie trat an das Pianoforte; mit leichter geübter Hand durchflog ſie die Saiten, ſchlug einige Accorde an; Alle wurden ſtill, Alle drängten ſich um Sidonien her, von deren muſikaliſchem Talent bis jetzt Niemand etwas erfahren hatte; ſie ſang:

„Es gingen drei Burſchen zum Thore hinaus,
Ade!“

Die uralte, wehmüthig klagende Melodie in aller ihrer Einfachheit, mit tiefgefühltem Ausdruck vorgetragen, bemächtigte ſich der Zuhörer mit unwiderſtehlicher Gewalt; ſelbſt die, welche in dem Nebenzimmer am Spieltiſche beſchäftigt waren, legten die Karten nieder, und traten näher, Niemand wagte ein Wort, Niemand regte ſich, kaum daß man athmen mochte. Die letzte Strophe:

„Ich werde dich nimmer wiederſehn, dich wiederſehn,
dich wiederſehn!
Ade! Ade! Ade!“

Der leiſe und doch Allen vernehmbar hingehauchte Schluß des Liedes:

„Ja ſcheiden und meiden thut weh!“

durchtönte mit ergreifender Wehmuth die Herzen. Alle Zuhörer ſtanden bewegungslos da, das Auge auf die jetzt verſtummende Sängerin gerichtet, keine Hand regte ſich, ihr den gewohnten, ſo oft mißbrauchten Tribut des Beifalls zu zollen, und erſt nach einer ziemlich merklichen Pauſe, während welcher die tiefſte Stille im Saale verherrſchte, löſte das allgemeine Schweigen in laut ausgeſprochene dankende Bewunderung ſich auf.

Nur die Gräfin Heidenfels war im Nebenzimmer zurückgeblieben, und neben ihr die Frau von Rothenſtein, welche ihr der Zufall auf dem Sofa zur Nachbarin gegeben. „Haben Sie jemals ſo etwas gehört und geſehen?“ flüſterte die Gräfin dieſer zu, als Sidonia zu ſingen begonnen.

„Handwerksburſchenlieder in der Soirée der Frau von Klärenbach! und gleich nach dem herrlichen Genuß, den Comteſſe Lili uns gewährt hat! Es iſt beiſpiellos, es iſt unerhört, es iſt unglaublich!“ erwiederte Frau von Rothenſtein mit dem Ausdruck der höchſten Verwunderung.

„Meine Tochter iſt viel zu beſcheiden“, ſprach die Gräfin, „um auf ihr ſchwaches Talent ſich etwas einzubilden, oder vollends ſich ungebeten damit vordrängen zu wollen, obgleich Signor Callandrini mit ihrer Stimme und den Fortſchritten, die ſie täglich macht, ſehr zufrieden iſt; darum verwundere ich mich nur hauptſächlich über die Dreiſtigkeit der jungen Perſon, welche doch erſt ſeit wenig Wochen in die Geſellſchaft eingeführt worden iſt.

Doch der ſchöne Geſang iſt gottlob aus — und, hören Sie! Niemand applaudirt, Alles bleibt todtenſtille. Nun ſo vernünftig ſind ſie wenigſtens doch noch!“

„Es wäre doch auch zu arg, ſolchem unanſtändigen Zeuge obendrein applaudiren zu wollen“, antwortete Frau von Rothenſtein, „ich bewundere nur Frau von Klarenbach, doch freilich, das junge Fräulein mag wohl ein wenig ſchwer zu regieren ſeyn. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und die Geſchichte von Sidoniens Mutter ſteht noch überall in friſchem Andenken.“

„Ich habe die erſte Frau von Klarenbach nie geſehen, und weiß überhaupt wenig von ihr“, erwiederte die Gräfin; „als ich herkam, war ſie ſchon von ihrem Manne geſchieden, und er zum zweitenmale vermählt. Aber ich erinnere mich doch gehört zu haben, daß ſie in der Geſellſchaft durchaus nicht vorlaut, wie ihre Tochter, ſondern eher ſchüchtern, blöde und zurückhaltend ſich gezeigt habe.“

„Stille Waſſer ſind tief“, antwortete Frau von Rothenſtein mit vielſagendem Lächeln. „Ich habe ſie noch ſehr gut gekannt, ſie ſah nicht übel aus, ſpielte immer die Bedrückte, und that gewaltig unſchuldig, bis es endlich zu dem bekannten éclat kam. Wir waren damals in Wien, aber meine Tante, die jetzt verſtorbene Generalin Blomberg, hat mir alle Details davon umſtändlich geſchrieben. Die ſchöne Dame hatte ſich in aller Unſchuld einen ihrer früheren Verehrer aus dem Auslande kommen laſſen, der ſich auch bei dem armen verblendeten Manne ſo fein einzuſchmeicheln wußte, daß er bei Klarenbachs gleichſam das Kind vom Hauſe ward. Früh und ſpät ſaß er mit ſeiner Freundin in ihrem Zimmer allein, um ihr angeblich Italieniſch, Zeichnen, und weis Gott was alles noch zu lehren, ohne daß der Mann Arges dabei dachte. Die ganze Geſellſchaft ſprach davon und war darüber empört; nur wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, er allein ahnete nichts, bis meine Tante, die auch ihm nahe verwandt war, ſich endlich genöthigt ſah, ihm über das Betragen ſeiner Frau die Augen zu öffnen. Denn die Generalin, müſſen Sie wiſſen, war eine Dame von ſtrengen Grundſätzen, und hielt gar ſehr auf Anſtand, beſonders in ihrer Familie. Klarenbach eilte von ihr geradesweges nach Hauſe; wie er dort alles gefunden, weiß man nicht genau, genug im Zimmer der gnädigen Frau entſtand auf einmal ein gewaltiger Lärm; die Bedienten fanden ihren Herrn gefährlich verwundet am Boden liegen, die Dame in Ohnmacht, und den ſaubern

Hausfreund verſchwunden, der nie wieder etwas von ſich hören ließ. Als Klarenbach wieder genaß, war es natürlicherweiſe ſein Erſtes, auf Scheidung zu dringen; es ward ihm nicht ſchwer, ſie unter den ihm vortheilhafteſten Bedingungen zu erhalten, denn die Schuld ſeiner Frau war zu offenbar geworden. Beide Kinder blieben dem Vater, und Madame mußte froh ſeyn, mit einem kleinen Jahrgehalte zu ihrer ziemlich obſcuren Familie nach Schwaben" . . . . . . „St! St! ſie wird wieder ſingen!" rief einer der in der Thüre ſtehenden Herren den beiden Damen zu.

„Nun das geht weit, das muß ich geſtehen", ſprach die Gräfin, ſich ungeſtüm fächelnd; „was gibt die große Sängerin denn jetzt zum Beſten? Horchen Sie einmal: Nachtigall, ich ſeh' dich laufen?"

„Aus dem Bächlein thuſt du ſaufen!" fiel ſchnell ergänzend Frau von Rothenſtein ein; „abermals ein Gaſſenhauer! das Gärtnermädchen auf unſerem Gute ſchreit ihn den ganzen Tag ab. Nein, dieſes Benehmen iſt eine Beleidigung für die ganze Geſellſchaft. Auf unendliches Bitten der Frau von Klarenbach hatte meine Cäcilie ſich heute entſchloſſen, eine Cavatine mitzubringen, die arme Kleine iſt ſo furchtſam! ſie hatte, ehe wir herfuhren, wirklich ein Fieber aus lauter Angſt; doch jetzt, nach allem Vorgegangenen — nun ich behalte es mir vor, der Klarenbach meine Meinung darüber zu ſagen.“

In dieſem Augenblick trat die Dame des Hauſes ſichtlich verſtimmt in das Zimmer. „Wir bewundern hier aus der Ferne den ganz originellen Geſang Ihrer Tochter, der uns auf zwiefache Weiſe in Erſtaunen ſetzt!“ rief die Gräfin ihr entgegen. „Die ſeltene Ausbildung der Stimme, die Genialität, welche Fräulein Sidonia in der Wahl ihrer Geſangſtücke beweiſt, müſſen Ihnen als Mutter höchſt erfreulich — —“

„Sie thun mir zu viel Ehre an“, erwiederte dieſe etwas pikirt; „ich habe keinen Theil, weder an der muſikaliliſchen noch übrigen Bildung der Tochter des Herrn von Klarenbach, und konnte nie Theil daran haben. Sie wiſſen ja ſelbſt, daß ich noch ein halbes Kind war, als ich mit ihm verheirathet wurde, und — —“

„Straf mich Gott, gnädige Frau, Ihre Tochter iſt ein Engel!“ rief jetzt ein alter Huſaren-Obriſt, der mit ſeinen Mitſpielern aus dem Muſikzimmer an den Whiſttiſch zurückkehrte; „hat ſie doch mir alten Knaben mit ihrem Ade! Ade! und ihrem: Grüß mein Schatz viel tauſendmal! das

Herz im Leibe umgekehrt und beinah das Waſſer in die Augen getrieben. Das heiß' ich denn doch Geſang! Für ein ſolches ehrliches deutſches Lied gäbe ich all' den künſtlichen Firlefanz mit Freuden hin. Aber es muß auch ſo geſungen werden, wie ſie es ſingt."

„Es freut mich, wenn Sidonia Ihnen Vergnügen gemacht hat", erwiederte Frau von Klarenbach ſehr kalt.

„Ach was! Vergnügen! entzückt, wieder jung gemacht hat mich das liebe Kind. Wär' es das meine, wie es das Ihre iſt, ich ließ mir den ganzen Tag vorſingen, und würde, glaube ich, darüber hundert Jahre alt."

„Auch mir geht nichts über ein ſolch' einfaches Lied, beſonders wenn es ſo vorgetragen wird", nahm der allgemein geachtete Geheimerath von Brückner jetzt das Wort. „Unſere ſämmtlichen jungen Damen, wenn ſie ihren Vortheil recht einſähen, würden ſich durchaus auf das Lied beſchränken, und allen Bravourgeſang den eigentlichen Sängerinnen überlaſſen. Es iſt doch unmöglich, daß eine Dilettantin ſich die Kunſtfertigkeit ſollte aneignen können, die dazu gehört, um mit dieſen zu wetteifern, wenn ſie nicht ihr ganzes Leben daran ſetzen will, was doch unrecht wäre. Unwillkührlich erinnern wir uns bei jeder großen Arie, die wir in der Geſellſchaft vortragen hören, an irgend eine berühmte Sängerin, von der wir ſie früher ebenfalls gehört haben, und der Vergleich pflegt in der Regel zum Vortheil derſelben auszufallen. Aber laſſen Sie einmal eine ſolche Sängerin auftreten, und es verſuchen, ein einfaches Lied ohne alle fremdartige Verzierungen ſo ſeelenvoll und ergreifend vorzutragen, wie Ihre Tochter es kann, unter Hunderten wird es kaum Einer gelingen; darum hüthen dieſe Damen ſich auch weislich davor, und bleiben lieber bei ihrer gewohnten Art.“

In dieſem Augenblicke trat Sidonia eilig ins Zimmer, augenſcheinlich um von einem etwas verlebt ausſehenden jungen Manne ſich loszumachen, den eine lange Schnalle mit einer Menge daran hängender kleiner Ordensdecorationen ſchmückte.

„Nachtigall Sidonia!“ flehte er, ihr dicht auf den Verſen folgend, „allerſchönſte Nachtigall! ſeyn Sie nicht grauſam! nur ein einziges kleines Liedchen noch!“

„Für heute iſt es genug, wie ich es Ihnen ſchon geſagt habe“, erwiederte Sidonia feſt und beſtimmt.

„Aber ich bitte, ich flehe! nur ein ganz kurzes Liedchen noch, werfen Sie doch nur einen gütigen Blick auf mich, ich bin es ja, der Sie bittet"; ſprach er, ihre Hand zärtlich ergreifend.

Sidonia zog ſie beleidigt zurück; „ich ſehe es deutlich, Sie ſind der Herr von Binſenburg", ſprach ſie bitter lächelnd auf ihn herabſehend; „doch das iſt für mich kein Grund, Ihnen zu gewähren, was ich der ganzen Geſellſchaft ſchon abgeſchlagen habe."

„Gütigſte Frau von Klarenbach, Sie ſehen, wie es mir ergeht!" ſeufzte Binſenburg recht beweglich.

„Fräulein Sidonia! Sie werden unartig, erwiederte dieſe, ich verlange, daß Sie von Herrn von Binſenburg ſich an das Pianoforte führen laſſen, und ſingen, ohne ihn länger um ſolche Kleinigkeit bitten zu laſſen."

„Mit Ihrer Erlaubniß, gnädige Mama, ich ſinge heut nicht mehr", antwortete Sidonia zwar beſcheiden, aber mit feſtem beſtimmten Ton. „Cäcilie wird jetzt eine allerliebſte Cavatine vortragen, die ſie die Güte gehabt hat, für den heutigen Abend mitzubringen."

„Erlauben Sie, Fräulein Sidonia, meine Tochter iſt enrhümirt", fiel Frau von Rothenſtein ihr in das Wort, „nur auf den Fall der Noth, wenn es etwa an Muſik fehlen ſollte, hat ſie aus

Achtung gegen unſere gütige Wirthin die unbedeutende Cavatine mitgebracht; aber nach dem ſo ganz unerwarteten außerordentlichen Genuß, mit welchem Sie uns ſo eben überraſchten, kann Cäcilie unmöglich . . . . .“

Ein langgezogener bebender Ton, der ſchrillend durch den Saal kreiſchte, unterbrach hier die ſichtlich ſehr gereizte Dame.

Fräulein Cäcilie war es, die ihn hervorbrachte, indem ſie anfing, ihre Cavatine abzuſingen, und Sidonia ward dadurch der Mühe überhoben, der Frau von Rothenſtein antworten zu müſſen. Die gewohnten Beifallsbezeigungen wurden nach beendigtem Geſange verſchwendet, das Soupé gleich darauf angeſagt, und die ganze Geſellſchaft begab ſich in den hell erleuchteten Speiſeſaal, um ſich in kleinern Parthien an mehreren Tiſchen zu vertheilen. Denn ſo hatte Frau von Klarenbach es bei dieſen ihren Aſſembléen eingeführt, weil ſie meinte, dem Ganzen dadurch ein zwangloſes Anſehen zu geben. An Muſik wurde nicht weiter gedacht; Jeder ſuchte die ihm angenehmſte Nachbarſchaft bei Tiſche ſich zu verſchaffen. „Ach gnädige Frau“, ſeufzte Herr von Binſenburg, indem er die Dame vom Hauſe in den Speiſeſaal führte, „gab es je einen Unglücklicheren als mich? Sie ſahen, Sie hörten es ſelbſt, muß ich nicht jede Hoffnung aufgeben?"

„Mädchenlaunen!" flüſterte lächelnd Frau von Klarenbach, „wer aus dieſen mehr machen wollte als ſie ſind, wäre wohl mit Recht thöricht zu nennen. Glauben Sie mir, diejenigen, an denen wir ſie auslaſſen, haben gewöhnlich am wenigſten ſich zu beklagen, das weiß ich noch von alten Zeiten her."

„Auch wohl aus der neueſten Zeit?" erwiederte verbindlich Herr von Binſenburg.

Frau von Klarenbach pflegte nie zu ſoupiren, aus Furcht, daß ihr Teint dadurch leiden könne; ſie ging gewöhnlich von einem Tiſche zum andern, um als gefällige Wirthin für die Unterhaltung ihrer Gäſte zu ſorgen, doch heute fühlte ſie gleich beim Eintritt in den Speiſeſaal ſich ſo verſtimmt, daß es ihr ſchwer ward, dieſe ihr ſonſt angenehme und leichte Pflicht zu erfüllen.

Mit kaum zu unterdrückendem Erſtaunen ſah ſie die vornehmſten und eleganteſten Damen, die ſonſt in dieſen Zirkeln den Ton angaben, in deren Nähe ein Heer von Bewunderern ſich eifrig den Raum ſtreitig machte, in unerfreulicher Bequemlichkeit an ihren Tiſchen gähnend daſitzen, und mochte ihren Augen kaum trauen. Nur die langweilige Geſellſchaft einiger erklärter Gutſchmecker war ihnen geblieben, die ſich nicht entblödeten zu geſtehen, daß für ſie ein geräumiger und bequemer Platz am Tiſche ein Haupterforderniß der Tafelfreuden ſey. Die ganze übrige Männerwelt drängte ſich in dichten Reihen um den Tiſch her, an welchem Sidonia die jüngeren Damen verſammelt hatte; Alle waren wie feſtgebannt in den Zauberkreis, in welchem ihr heiterer Geiſt ein ungewohntes Leben verbreitete. Fröhlicher Scherz, harmloſer Witz, der Alle erfreute und Keinen verletzte, floß von den blühenden Lippen; mit unnachahmlicher Anmuth wandte ſie Allen freundlich ſich zu, ohne jedoch irgend Einen beſonders auszuzeichnen. Die beſchränkteſten Naturen fühlten, ihr gegenüber, ſich wunderbar beſeelt, und hatten manchen guten Einfall, ohne ſelbſt begreifen zu können, wie ſie dazu gekommen wären; denn das ſtets rege innere Leben dieſes ſeltenen liebenswürdigen Weſens weckte jedes ſchlummernde Fünkchen in der Seele derer, welche ihr nahten, und riß ſie für den Augenblick aus ihrem gewohnten, dumpf vegetirenden Zuſtande auf. Immer fröhlicher ward der Kreis, deſſen Mittelpunkt ſie war, immer dichter ſchloß er ſich um ſie her; der unglückſelige Herr von Binſenburg blieb allein davon ausgeſchloſſen, vergebens ſuchte er ſich wenigſtens Sidonien bemerkbar zu machen; ihre in jugendlicher Heiterkeit ſtrahlenden Blicke wanderten von Einem zum Andern, aber kein einziger derſelben fiel auf ihn; und ſo blieb ihm denn endlich nichts übrig, als ſich tief gekränkt zurück zu ziehen, und ſein Leid im Stillen zu tragen.

Voll inneren, immer ſteigenden Unmuthes ſah Frau von Klarenbach dieſe gänzliche Umgeſtaltung der Dinge eine Weile mit an, gab endlich vor, von heftiger Migräne ſich plötzlich ergriffen zu fühlen, ſtützte ſich auf den Arm eines ältlichen Fräuleins, ihrer vertrauteſten Buſenfreundin, und zog in ein nur ſchwach erleuchtetes Kabinet ſich zurück, um, wie ſie ſagte, dem ſtechenden Glanze der vielen Lichter zu entgehen.

„Nein, das ertrage ich nicht länger!“ rief ſie, ſobald ſie mit ihrer Freundin allein war, und warf ſich heftig bewegt in einen Armſtuhl; „von dieſer drückenden Laſt muß ich mich befreien, wenn ich nicht ſelbſt zu Grunde gehen ſoll! Eliſe, haſt Du jemals an einem Mädchen, das die Kinderſchuhe kaum ausgetreten hat, etwas Aehnliches erlebt? Iſt es doch, als ob wir Alle gar nicht mehr exiſtirten, ſo wie ſie nur erſcheint. Mit der unbefangenſten Stimme von der Welt weiß ſie die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, und läßt dann die mit ſchlauer Koketterie errungenen Huldigungen ſich gefallen, als ob es nur ſo ſeyn müſſe. Sie thut, als wäre ſie die Unſchuld ſelbſt, und doch regt ſie nicht den kleinen Finger ohne Abſicht. Sie wußte recht gut, was ſie that, als ſie in jener Ecke ihren Platz wählte, auf welche das Licht des Kronleuchters am vortheilhafteſten fällt. Auch iſt es ihr gelungen; wie du ſiehſt, ſitzen alle andern Damen einſam und verlaſſen da, nur ſie allein thront wie eine Königin in der Mitte ihrer Bewunderer.“

„So lange ich denken kann, war ſo etwas in Deinen Aſſembleen unerhört, und da Du ſelbſt es erwähnſt, ſo geſtehe ich Dir, daß ich meine Verwunderung darüber kaum verbergen kann“, erwiederte die allezeit gefällige Eliſe. „Der Winter fängt erſt an, was werden mir noch erleben müſſen, ehe er endet!“

„Sie muß fort, ich dulde es nicht länger, mir in meinem eigenen Hauſe von einem kleinen koketten Mädchen, das eigentlich noch in die Kinderſtube gehört, auf dieſe Weiſe trotzen zu laſſen“, ſprach, immer mehr ſich erhitzend, Frau von Klarenbach. „Soll ich ewig, ſobald ich nur in der Geſellſchaft erſcheine, von allen Seiten über die vortrefflichen Eigenſchaften, über die ſeltenen Talente, über die alles übertreffende Schönheit meiner Fräulein Tochter mich becomplimentiren laſſen? Es iſt um den Verſtand zu verlieren! Mein Fräulein Tochter! ich die Mutter eines Mädchens, für deſſen ältere Schweſter ich höchſtens gelten könnte! Am Ende komme ich noch zu der Ehre, auf dem Ball unter die reſpectablen Damen gezählt zu werden, die müßig daſitzen und zuſehen, wie das Fräulein Tochter ſo allerliebſt tanzt."

„Aber wie Du auch alles übertreibſt, liebe Emilie, ſo etwas iſt ja gar nicht einmal denkbar", erwiederte begütigend Eliſe. „Wie iſt es nur möglich, daß Du im Ernſte glauben kannſt, dieſe Mode könne dauernd werden; denn das Aufſehen, welches Sidonia erregt, iſt nichts weiter, als eine neue Mode, es wird mit ihr gehen, wie es mit den neuen Taſchenbüchern geht, um welche die Leute ſich nur ſo lange reißen, bis das Neujahr, wo ſie eigentlich gelten ſollten, herbeigekommen iſt, dann liegen ſie im Staube, vernachläſſigt und vergeſſen, und Niemand denkt weiter daran."

„Sprich was Du willſt, ich kann ihr Betragen nicht dulden, ſie muß fort!" rief Frau von Klarenbach.

„Fort! aber wie?" erwiederte Eliſe; „bedenke, daß Dein Mann in ſeinem, Dir im Uebrigen ſo vortheilhaften Teſtamente Dir nur dieſes Einzige zur Pflicht gemacht hat, ſeine Tochter bis zu ihrer Verheirathung bei Dir zu behalten.“

„Mein verſtorbener Gemahl erkannte meinen Werth, das iſt wahr“, ſprach Frau von Klarenbach, „er ſetzte zur Univerſal-Erbin ſeines ſämmtlichen disponiblen Vermögens mich ein, nur ein kleiner Theil deſſelben fällt nach meinem Tode an Sidonien zurück; das Majoratsgut gehört ſeinem Sohne, wie Du weiſt. Die Ausſteuer, die ich Sidonien bei ihrer Verheirathung mitgeben muß, iſt nicht bedeutend, der gute Mann hat mir völliges Mutterrecht über ſie gegeben, aber ich wollte, er hätte mit dieſem läſtigen Rechte mich verſchont, wenn er es nur unter der Bedingung mir übertragen wollte, daß ich ſie um mich dulden muß. Eliſe, Du biſt meine Freundin, Du kennſt meine geheimſten Gedanken, es iſt Dir bekannt, wie friedlich meine Ehe mit einem Manne war, der füglich mein Vater hätte ſeyn können; ich habe um ihn geweint, um ihn getrauert, wie es für eine Wittwe ſich ziemt. Nicht eine Stunde früher, als es die Schicklichkeit erlaubte, habe ich Wittwenkleid, Schneppe und Schleier abgelegt, obgleich es während dieſes heißen Sommers mich ſehr inkommodirte, doch nun iſt das Wittwenjahr vorüber, ich bin jung, bin reich und völlig berechtigt, mich des Lebens zu freuen; aber das unerträgliche Weſen dieſer Stieftochter verbittert mir jede Freude. Ueberall tritt ſie mir in den Weg, immer drängt ſie durch ihr vorlautes Benehmen mich in den Hintergrund zurück. Wenn das ſo fortwähren ſoll, möchte ich mit blutigen Thränen den Verſtorbenen wieder aus dem Grabe hervorrufen, obgleich ich den Werth der Freiheit wohl erkenne. Lebte der gute Alte noch, ſo ſäße Fräulein Sidonia noch immer in ihrer Penſion!"

Sorgfältig, um das Auge nicht zu verwiſchen, trocknete Frau von Klarenbach bei dieſen Worten wirklich einige Thränen ab, von denen es unentſchieden blieb, ob Zorn über Sidonien, oder das Andenken an ihren Gemahl ſie ihr entpreßten.

„Wie Du Dich agitirſt!" ſprach Eliſe gerührt, „gewiß, du mußt Dich und Deine Geſundheit beſſer ſchonen. Es hängt ja nur von Dir ab, Sidonien von der Geſellſchaft zu entfernen; ein Vorwand dazu wird ja zu finden ſeyn . . ."

„Damit Niemand ſie ſähe und ſie mir ewig zur Laſt bliebe?" fiel Frau von Klarenbach heftig ein; „nein, Eliſe, das geht nicht. Du kennſt die Welt, ſoll ſie mich als eine böſe neidiſche Stiefmutter verſchreien? ſoll Sidonia ſelbſt ſich vielleicht einbilden, daß ich eiferſüchtig auf ſie ſey?"

„Du eiferſüchtig auf ſie! Der Gedanke ſchon bringt mich zum Lachen", erwiederte die gewandte Eliſe. „Was iſt denn ihre geprieſene Schönheit, wenn man das Bischen Jugendfriſche davon abrechnet, das im Leben mit der großen Welt ſo leicht verfliegt? Die Franzoſen ſagen: auch der Teufel war einmal hübſch, als er noch jung war."

„Wenn ich ſie nur zum Heirathen bewegen könnte!" ſeufzte Frau von Klarenbach.

„Das iſt leicht geſagt, aber wen?" fragte Eliſe.

„Binſenburg", war die Antwort. „Nichts konnte mir erwünſchter ſeyn, als daß es gerade dieſem einfallen mußte, ſich recht ernſtlich in ſie zu verlieben; auch habe ich das Feuer nach Kräften angefacht. Er iſt jung, er iſt reich, zwar ein wenig kränklich, ein wenig paſſirt, aber das wird ſich geben, wenn er erſt ein ordentliches Leben führt. Denke Dir, es iſt ſo gut als gewiß, daß er kommenden Frühling mit der Geſandtſchaft nach Schweden geht, ſo würde ich denn auf einmal ſie los, es könnte nicht herrlicher ſich treffen. Aber Du ſiehſt es ſelbſt, wie ſie ihn behandelt, ſogar in dieſem Augenblick; ſieh nur einmal in den Saal hinein, ſie würdigt ihn keines Blickes, ſie hat ſich ſo zu umgeben gewußt, daß er nicht einmal bis an die Stufen ihres Thrones gelangen kann. Die undankbare Kreatur will ihn nicht.“

„Sie will ihn nicht!“ wiederholte Eliſe mit Erſtaunen.

„Sie will ihn nicht“, antwortete Frau von Klarenbach, „da helfen weder Bitten noch Vorſtellungen, und das eben bringt mich noch zur Verzweiflung. Sie maltraitirt ihn wie ſie weis und kann, ſage ich Dir; es iſt ein Jammer, es anzuſehen, und der gute arme Narr wird dadurch nur noch immer mehr angefeuert, nach ihrem Beſitze zu ſtreben.“

„Du mußt ſie zwingen zu wollen; eine ſolche Parthie auszuſchlagen, wäre doch unerhört. Ja die Vermeſſenheit der jetzigen Jugend geht weit!“ ſeufzte Fräulein Eliſe.

„Was Zureden vermag, habe ich bisher vergeblich angewandt; nicht Zürnen, nicht Bitten, nicht vernünftige Gründe vermögen den mindeſten Eindruck auf ſie zu machen“, verſicherte Frau von Klarenbach. „Ach wären jene Zeiten noch, von denen meine Grosmutter mir erzählt hat, wo man widerſpenſtige Töchter bei Waſſer und Brod in eine dunkele Kammer ſo lange einſperren durfte, bis ſie zur Vernunft kamen! Das gab immer hinterher die glücklichſten Ehen, pflegte meine Grosmutter zu ſagen. Oder wäre Sidonia wenigſtens katholiſch, aber auch die Klöſter ſind größtentheils aufgehoben; und ſo ſehe ich denn gar nicht ab, wie ich endlich wieder zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen ſoll.“

Das Soupé ward in dieſem Augenblick aufgehoben, die Geſellſchaft ging auseinander, auch das tête à tête der beiden Freundinnen wurde unterbrochen, und Frau von Klarenbach zog ſich in ihr Zimmer zurück, ohne Sidoniens freundlich ausgeſprochenes „gute Nacht“ der kleinſten Erwiederung zu würdigen.

Frau von Klarenbach war nichts weniger als eigentlich bösartig, ſo ſehr man nach dieſer Unterredung auch geneigt ſeyn möchte es zu denken. Sie hatte im Gegentheil manche gute Eigenſchaften, gab gern den Armen, wenn man ihr Mitleid auf die rechte Art in Anſpruch zu nehmen verſtand; äuſſerte große Theilnahme bei bedeutenden Unglücksfällen ihrer Bekannten, verfehlte nie, wenn jemand unter dieſen krank war, ſich auf das Angelegentlichſte nach deſſen Befinden zu erkundigen, und konnte ſogar in einigen Fällen zur Pflege Leidender ſich thätig beweiſen. Aber ſie gehörte von Jugend auf zu jenen Frauen, die es ſich zum einzigen Geſchäfte ihres Lebens gemacht haben, ſchön zu ſeyn, und die es ſpäterhin nicht nur tief und ſchmerzlich empfinden, wenn ihr Spiegel anfängt, ihnen unangenehme Wahrheiten zu ſagen, ſondern auch mit ſchlechtverhehltem Groll alle diejenigen als Uſurpatoren betrachten, welche eben die Höhe erſtiegen, von der ſie, bittern Unmuth im Herzen, ſich widerwillig herabſinken fühlen.

Als ein früh von einer alten Grosmutter verzogenes Kind, hatte ſie ſich gewöhnt, durchaus keinen Widerſpruch dulden zu können; alles, was ihren Wünſchen ſich entgegen ſtellte, oder die kleinlichen Pläne ihrer unbegrenzten Eitelkeit ſtörend durchkreuzte, reizte ihre oft bis zu entſtellender Wuth ſich ſteigernde Heftigkeit auf, die ſie nie gelernt hatte zu bemeiſtern. Sie liebte ſich, und kannte keine andere Liebe; daher hatte ſie gern und willig, als ein blutarmes Fräulein von zwei und zwanzig Jahren, dem um dreißig Jahre ältern Herrn von Klarenbach am Altare die Hand gereicht. Glanz, Reichthum, und die Abgötterei, welche ihr alter Gemahl mit ihr trieb, entſchädigten ſie überreich für Alles, was Andere in einer ſolchen Verbindung vielleicht vermiſſen konnten. Gewandte Schlauheit, von der die Beſſern und Geiſtreichern wenig wiſſen, wird bei ſteter Abhängigkeit von altersſchwachen Perſonen gar leicht eine ausſchließende Eigenſchaft beſchränkter Naturen, Frau von Klarenbach hatte dieſe bei ihrer Grosmutter zu einem hohen Grade ſich angeeignet, und benutzte ſie weislich, um ihren alternden Gemahl zwölf Jahre lang, bis an deſſen Tod, unumſchränkt zu beherrſchen. Im Vergleich mit dieſem und an ſeiner Seite galt ſie noch immer für jung, als ſie ſchon aufhörte es zu ſeyn; es ſchmeichelte ihrer Eitelkeit nicht wenig, wenn Fremde als die Tochter deſſelben ſie anredeten, und er, von der Treue ſeiner jungen Gemahlin überzeugt, pflegte ebenfalls einen ſolchen Irrthum freundlich aufzunehmen. So war ſie denn, ohne es zu bemerken, fünf und dreißig Jahre alt geworden, und wenn ſie auch zuweilen ſich deſſen erinnerte, ſo verſicherte ihr Spiegel dagegen, daß es nur von ihr abhinge, noch immer für fünf und zwanzig zu gelten, und zwar nicht ganz ohne Grund. Ihre ſchlanke elegante Geſtalt und eine ſehr ſorgfältige Toilette halfen ihr mächtig, beſonders Abends bei Kerzenlicht, ihr eigentliches Alter zu verbergen.

Als Wittwe trat ſie jetzt wieder in der Geſellſchaft gleichſam als eine ganz neue Erſcheinung auf, und hatte alle Anſtalten getroffen, die ihr bedeutendes Vermögen und ihre, bei allem äußern Glanz im Innern ziemlich karge Sparſamkeit ihr boten, um ihr Haus zum brillanteſten und angenehmſten Verſammlungsorte zu machen. Ueber der zuvorkommenden Freundlichkeit der Frauen, der ſchmeichelnden Bewunderung der Männer, welche ihr überall entgegentrat, hatte ſie gänzlich vergeſſen, daß ſie beides eben ſowohl den Annehmlichkeiten ihrer häuslichen Einrichtung, als ihrer Perſönlichkeit zu verdanken haben könne; doch nun ſtellte Sidonia im blühendſten Jugendglanze ſich neben ſie hin, hatte als Tochter vom Hauſe gleichen Antheil mit ihr an den ihr dargebrachten Huldigungen, verdunkelte ſie ſogar. In der That das war mehr, als man einer Frau ihrer Art zumuthen durfte mit Gelaſſenheit zu ertragen.

Unmuth und Aerger hatten in der Nacht nach jenem Tage ihr den Schlummer geraubt, ſie verdoppelten ſich, als ſie beim Aufſtehen ihr Auge getrübt, ihr Geſicht bleich und entſtellt fand; ſie ließ ſogleich Sidonien zu ſich beſcheiden, die ohne Zögern dem Rufe folgſam ſich bewies.

Sidonia fand ihre Stiefmutter lang ausgeſtreckt auf dem Ruhebette liegen, zwar in einem ſehr ſorgfältig gewählten Negligée, aber in der unholdeſten Stimmung von der Welt.

„Ich habe Sie rufen laſſen, Sidonia, um noch einmal ein ernſtes Wort zu Ihnen zu ſprechen!“ rief Frau von Klarenbach ihr gleich beim Eintritt entgegen; „erſparen Sie ſich den gewohnten Morgengruß, Sie haben dafür geſorgt, daß mir heute nach einer ſchlaflos zugebrachten Nacht kein guter Morgen werden konnte; ich bin in der That krank vor Scham und Zorn über Ihr geſtriges Betragen. Ich fühle es, ich eigne mich nicht dazu, ein Mädchen Ihrer Art zu beſſern, eine Frau meines Alters vermag nicht, Ihnen dazu genugſam zu imponiren, ich muß Sie andern Händen übergeben, und zwar je eher je lieber.“

„Was habe ich denn geſtern verbrochen, gnädige Mama?“ fragte Sidonia gelaſſen.

„Sie fragen noch?“ war die heftig ausgeſprochene Antwort; „meinen Sie, Ihr gefallſüchtiges Weſen wäre mir entgangen? meinen Sie, ich hätte nicht geſehen, wie Sie auf jede Weiſe ſich bemühten, die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft auf ſich zu ziehen? Es iſt Ihnen gelungen, Fräulein Sidonia, o ja, es iſt Ihnen gelungen, aber nicht ganz ſo, wie Sie es wohl meinten, wahrlich nicht. Ueber Ihr vorlautes Benehmen zuckten alle Verſtändige mit Verachtung die Achſel, die Männer umringten ſie freilich wegen der Neuheit des ſeltenen Schauſpiels, das Sie ihnen zum Beſten gaben, aber, ſeyn Sie feſt davon überzeugt, nur um hinterdrein Sie zu verſpotten. Die ganze Ordnung meines Hauſes wurde ja geſtern durch Sie umgekehrt, Niemand nahm den ihm zukommenden Platz ein, ſelbſt meine Bedienten wurden irre im Serviren, weil ſie nicht mehr wußten, wohin ſie ſich zu wenden hatten; die armen Leute konnten ſich ja nicht mit Gewalt durch den dichten Kreis hindurchdrängen, den Ihre ausgelaſſene Lebhaftigkeit um den Tiſch verſammelte, welchen es Ihnen beliebt hatte, zum Mittelpunkt der Geſellſchaft zu machen. Und warum mußte der Herr von Binſenburg allein von dieſem Kreiſe ausgeſchloſſen bleiben? Warum hatten Sie für alle Andere Blicke und Worte und Lächeln und feine Aufmerkſamkeiten, nur für ihn nicht? für ihn, der doch die gerechteſten Anſprüche daran zu machen hätte? Ihn allein würdigten Sie auch nicht des kleinſten Zeichens Ihrer Huld, die Sie allen Uebrigen ſo verſchwenderiſch entgegen trugen.“

„Der arme Herr von Binſenburg hat mich alſo bei Ihnen verklagt, gnädige Mama?“ erwiederte Sidonia ſehr heiter; „nun das iſt das erſtemal, daß er etwas gethan hat, was mich freuen kann; ich ſchließe daraus, daß er denn doch endlich gemerkt hat, wie läſtig mir ſeine Zudringlichkeit iſt, und kann mir die Mühe ſparen, es ihm bei der erſten Gelegenheit ganz unumwunden zu ſagen.“

„Das werden Sie nicht, Fräulein Sidonia, unter keiner Bedingung, ich verbiete es ihnen!“ rief Frau von Klarenbach. „Die Aufmerkſamkeit, welche Binſenburg Ihnen beweiſt, dürfen Sie nur als eine höchſt ehrenwerthe Auszeichnung betrachten, ſeine Abſichten auf Sie ſind ſehr ernſtlich, es iſt daher Ihre Pflicht, dies mit Dank zu erkennen.“

„Im Gegentheil, es iſt meine Pflicht, ſie eben ſo ernſtlich zurück zu weiſen“, erwiederte Sidonia. „Gnädige Mama, Sie ſchelten mich gefallſüchtig, mein Betragen gegen dieſen Herrn von Binſenburg iſt der ſprechendſte Beweis, daß ich es nicht bin. Wäre ich eitel, ſo würde ich mir ja ein Vergnügen daraus machen, dieſen Mann mit ſeinen ſieben Orden ſo lange als möglich in meinem Gefolge feſt zu halten, unerachtet des unüberwindlichen Widerwillens, den er mir einflößt und einflößen muß. Sehen Sie ihn doch nur an, die ſchlaffen, von niedern Leidenſchaften zerwühlten Züge ſeines faden, unbedeutenden Geſichts, das Verlebte, ewig Schwankende in ſeiner Geſtalt, das matte lebloſe Auge. Sünde und Gemeinheit ſtehen ihm ja an die Stirne geſchrieben."

„Sehr zarte Bemerkungen im Munde eines ſo jungen Fräuleins!" rief Frau von Klarenbach.

„Das iſt eben der furchtbare Einfluß der Gemeinheit, daß man ſelbſt, wenn man von ihr auch nur ſpricht, Gefahr läuft, ſich ihr zu nähern", erwiederte mit tiefem Erröthen Sidonia, „darum eben iſt es rathſam, einen ſo widerwärtigen Gegenſtand im Geſpräch nie zu berühren; ich bitte, erwähnen wir ſeiner nie wieder. Hat übrigens mein geſtriges Betragen Ihr Mißfallen erregt, ſo bitte ich, es meiner Unerfahrenheit zu verzeihen. Ich meinte, als Tochter des Hauſes ſey es mir Pflicht, zur Unterhaltung der Gäſte beizutragen. Es kann wohl ſeyn, daß ich von der an unſerem Tiſche allgemein herrſchenden fröhlichen Stimmung mich hinreißen ließ, etwas mehr zu ſprechen und zu lachen, als vielleicht für den Augenblick ſchicklich war. Ich werde in Zukunft beſſer auf meiner Huth ſeyn, das verſpreche ich Ihnen."

„Und was ſollten denn die gemeinen Gaſſenhauer, mit denen es Ihnen beliebt hat unſere Ohren zu beleidigen; hat die allgemein fröhliche Stimmung Sie etwa auch zu dieſen hingeriſſen?" fragte ſehr erbittert die Stiefmutter. „War das ein Geſang, wie er in meinen Zimmern ſich ziemt, in welchen nur die Crême de la société Zutritt findet? Ich hatte ſchon längſt Ihnen erklärt, daß weder Ihre Stimme noch Ihr muſikaliſcher Vortrag dazu geeignet ſind, vor der beſſern Geſellſchaft ſich damit hören zu laſſen. Wie kamen Sie denn geſtern dazu, ganz aus freien Stücken damit aufzutreten?"

„Die andern Fräulein ließen ſo unerträglich lange ſich bitten", erwiederte lächelnd Sidonia; der arme Referendär war darüber in ſo komiſcher Verzweiflung, er lebt ja nur, wenn er auf den Klaven herumtrommeln darf! und dann, gnädige Mama, erinnerte ich mich auch daran, wie verdrießlich Sie immer wurden, wenn bei unſern muſikaliſchen Abenden in Emiliens-Ruhe Niemand ſingen wollte, und wie oft Sie mir dann befohlen haben es zu thun."

„Auf dem Lande!" erwiederte mit vornehmer Verachtung Frau von Klarenbach; „vor Dorfjunkern, Amtleuten und Pfarrern nimmt man es nicht ſo genau, da iſt alles willkommen, was nur einigermaßen den ennui zu bannen vermag. Aber wir ſind jetzt in der Stadt, in der guten Societät, in welcher ſolche gemeine unſchickliche Lieder wie die Ihrigen ...."

„Es thut mir Leid, wenn ſie der Geſellſchaft mißfielen, ich habe es bei dem erſten Liede nicht bemerkt, ich hätte ſonſt gewiß nicht gewagt, das zweite zu ſingen“, erwiederte Sidonia ſehr ſanftmüthig.

„Und dennoch war die allerſchönſte Nachtigall Sidonia ſo grauſam, den dringenden Bitten des Herrn von Binſenburg kein drittes Liedchen gewähren zu wollen; Sie fanden ſogar für gut, meinem deutlich ausgeſprochenen Befehl keine Folge zu leiſten“, ſprach Frau von Klarenbach mit höhnendem Lachen.

„O nichts mehr von Herrn von Binſenburg!“ bat Sidonia.

„Im Gegentheil, recht viel von ihm“, erwiederte Frau von Klarenbach, und ſetzte mit finſterem, gebieteriſchen Ernſte ſich aufrecht auf dem Ruhebett. Da Sie durchaus nicht einſehen wollen, was zu Ihrem eigentlichen Beſten dient, Fräulein Sidonia! ſo müſſen Andere für Sie eintreten, welche von der Welt mehr kennen als Sie. Ich verlange, daß Sie mich anhören, ohne mich zu unterbrechen“, ſetzte Sie hinzu, als ſie bemerkte, daß Sidonia im Begriffe ſtand, einige Einwendungen zu wagen; „dieſe ganz gewöhnliche Höflichkeit bin ich doch wohl von Ihnen zu fordern berechtigt. Sidonia, Sie ſind eher arm als reich, und ſo viel Sie auch von ſich ſelbſt halten mögen, die Welt betrachtet Sie mit andern Augen, das glauben Sie mir. Binſenburg iſt ein Mann von Stande, von gutem Adel, er iſt jung, reich, und im Begriff, eine höchſt brillante Carriere zu machen. Man weiß von guter Hand, daß er im Frühlinge nach Stockholm abgehen ſoll, um nach einiger Zeit an die Stelle unſeres dortigen Geſandten zu treten, der eine andere Beſtimmung erhalten wird. Son Excellence, Madame l'Ambassadrice! wie klingt Ihnen das? Eine ſolche Parthie möchte Ihnen ſchwerlich wieder geboten werden, und es wäre von mir unverantwortlich, wenn ich zugeben wollte, daß Sie aus Unverſtand ſie ausſchlügen. Nein, Sidonia, ich werde ſtets des Vertrauens mich würdig bezeigen, das Ihr verſtorbener Vater mir immer bewieſen. Noch in ſeiner Todesſtunde hat er die Sorge für Sie mir an das Herz gelegt; in ſeinem Teſtamente hat er alle ſeine Rechte über Sie auf mich übertragen, und ſo befehle ich Ihnen denn in ſeinem Namen und an ſeiner Statt, Herrn von Binſenburg als Ihren künftigen Gemahl zu betrachten, und ihm auch als ſolchen zu begegnen, wenn er, was in dieſen Tagen geſchehen wird, um Ihre Hand bittet.“

„Mein Vater ſelbſt, wenn er noch lebte,

könnte dieſes mir nicht befehlen!“ erwiederte Sidonia raſch mit glühenden Wangen und leuchtenden Blicken; „nein, gnädige Frau, er könnte es nicht, das ſagt mir die nie trügende Stimme in meiner Bruſt, die wohl zu unterſcheiden weis, was Recht, was Unrecht ſey. Ich erinnere mich kaum, meinen Vater anders als dem Namen nach gekannt zu haben, er hat mich nie eines näheren Beweiſes ſeiner väterlichen Liebe gewürdigt, aber er war mein Vater; er gedachte meiner in der Todesſtunde, und ich ehre ſein Gebot. Ich werde ſeiner zweiten Gemahlin nie den ihr ſchuldigen Gehorſam verſagen, zu welchem ſein letzter Wille ihr das Anrecht gab. Was eine wirkliche Mutter von mir fordern dürfte, will ich Ihnen gewähren, nie werde ich eine Verbindung eingehen, zu welcher Sie Ihre Zuſtimmung mir verſagen. Mein Herz iſt frei, und ich bin überzeugt, daß es immer ſo bleiben wird. Doch keine Macht auf Erden ſoll mich dazu bringen, am Altare einem Manne Liebe und Treue zu ſchwören, den ich in meinem Gemüthe verachten muß, wie ich dieſen Herrn von Binſenburg verachte. So weit gehen die Rechte der Eltern nicht, daß ſie ihre Kinder zum Meineide ſollten zwingen können. Sobald Herr von Binſenburg es wagt, ſich wirklich um meine Hand zu bewerben, werde ich deutlich und beſtimmt ihm meinen feſten Entſchluß erklären, nie, unter keiner, keiner Bedingung die Seine zu werden. Mein ganzes Betragen gegen ihn muß ihn ſchon längſt davon überzeugt haben, und er wird mir dadurch nur um ſo verächtlicher, weil er es dennoch nicht verſchmäht, ſeine Bewerbungen um mich fortzuſetzen, und erzwingen will, was mein Herz ihm verſagt und ihm ewig verſagen wird. Nein, gnädige Frau, um Glanz und Geld verkaufe ich mich nimmermehr."

Sidonia hatte Zeit vollauf zu dieſer langen Rede, denn ihre Stiefmutter konnte vor Zorn nicht dazu kommen, ſie zu unterbrechen, und ſo war es ihr gelungen, ſich und ihre wahre Herzensmeinung deutlicher auszuſprechen zu können, als ſie es je zuvor gethan. Doch nun brach das Ungewitter in Schmähworten und Drohungen um ſo heftiger über ihrem Haupte aus, und ward um ſo furchtbarer, weil ſie in unerſchütterlicher Gelaſſenheit es über ſich ergehen ließ, ohne ſich dagegen zu vertheidigen, noch ihm entfliehen zu wollen.

„Ich ſehe", rief die Zürnende, als ſie ſich endlich müde getobt hatte, „ich ſehe es deutlich, Fräulein Sidonia iſt auf gutem Wege, den Namen Klarenbach zum zweitenmale mit Schimpf und Schande zu bedecken! Es dünkt ihr angenehmer, mit feiner oder grober Koketterie, wie es eben gehen will, ein Heer von Anbetern ſich zu gewinnen, als in die läſtigen Feſſeln des Eheſtandes ſich zu ſchmiegen; aber auch ich heiße Klarenbach, auch ich führe dieſen Namen, der, bis auf eine einzige Ausnahme, ſtets fleckenlos blieb, und es iſt deshalb meine heiligſte Pflicht, es zu verhindern, daß Fräulein Sidonia nicht, wie einſt ihre Mutter, ihn entehrt.

Vom edelſten Zorn ergriffen, gleich einem ſtrafenden Engel, mit durch Thränen blitzenden Augen und in der ſtolzeſten Haltung blickte Sidonia auf ihre Widerſacherin herab, die ſich von ihr abwandte, weil ſie ihren Anblick nicht ertragen konnte, und ſelbſt über die Aeußerung erſchrocken war, die ihr entſchlüpfte.

„Gegen mich mögen Sie ſich Alles erlauben, gnädige Frau, ich werde es gelaſſen ertragen“, ſprach Sidonia, „doch ſchonen Sie das Andenken meiner Mutter, deren Unglück den Grund zu Ihrem jetzigen Glücke legte. Es iſt nicht gut, es iſt nicht rathſam, die Ruhe der Todten freventlich zu ſtören, ich warne Sie davor, fürchten Sie die Rache des Himmels, ſie ſäumt zuweilen, aber ſie bleibt nicht aus.“

„Wohl, wohl", ſtammelte Frau von Klarenbach, „ich ſehe, mir allein möchte es ſchwer werden, Sie zur Vernunft zu bringen, doch mir wird Hülfe werden, kräftige Hülfe. Ihr Bruder iſt von allem unterrichtet, er iſt ein verſtändiger junger Mann, er mag über Sie entſcheiden. Vielleicht kommt er noch heute, denn er hat Petersburg ſchon ſeit einigen Wochen verlaſſen, wir werden ja dann ſehen . . . ."

„Mein Bruder!" rief Sidonia auf das freudigſte überraſcht, „mein von mir kaum gekannter Bruder! er kommt, er kommt! noch heute vielleicht! wie konnten Sie das mir ſo lange verſchweigen?"

„Der Herr Legationsſekretair von Klarenbach aus Petersburg wünſchen aufzuwarten!" rief ein Bedienter zur Thüre hinein.

„Mein Bruder! Mein Bruder!" jubelte Sidonia, ſprang in das Vorzimmer dem Kommenden entgegen, warf ſich in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, umfaßte ſeinen Nacken, und brach in Thränen aus. „Du biſt da!" rief ſie, „und alles iſt gut. Nun bin ich nicht mehr hülflos und verlaſſen. Mein Bruder iſt da, ich habe einen Bruder, ach die Freude raubt mir die Beſinnung, ich kann nichts denken, nichts ſagen, als mein Bruder iſt da."

„Ich bin ebenfalls ſehr erfreut, Dich wieder zu ſehen, liebe Schweſter, aber ich bitte, mäßige Deine ſtürmiſche Freude, bedenke, wir ſind hier im Vorzimmer“, erwiederte Theodor von Klarenbach, indem er mit ſanfter Gewalt ſich ihren Armen zu entwinden ſtrebte. „Ma soeur, ne nous donnons pas en spectacle aux domestiques de notre belle mère“, flüſterte er etwas ängſtlich. „In der That“, ſetzte er lauter hinzu, indem er Sidonien vom Kopfe bis zum Fuße betrachtete, die jetzt voll Erſtaunen ein wenig vor ihm zurücktrat, „in der That, ich hätte Dich nicht wieder erkannt, liebe Schweſter; freilich ſind beinahe vierzehn Jahre vergangen, ſeit wir einander nicht ſahen, Du warſt ein kleines pausbäckiges Ding, als ich ging, und als ein ſchönes erwachſenes Fräulein finde ich Dich wieder; ja die Zeit iſt der mächtigſte Zauberer! Du biſt recht ſchön geworden, liebe Schweſter, recht ſehr ſchön, weit ſchöner, als ich es mir gedacht hätte, doch nun führe mich zu unſerer gütigen Mutter.“

Sidonia ſtand zaudernd vor ihm und betrachtete ihn mit immer ſteigender ſchmerzlicher Verwunderung.

„Entrons chez elle, ce n'est pas décent de rester plus long tems ici, dans son antichambre, tandis que la raison nous conseille, de lui montrer tous les égards possibles", flüſterte er in franzöſiſcher Sprache, damit die Bedienten es nicht verſtehen ſollten. „Ich brenne vor Ungeduld, endlich meine geliebte zweite Mutter perſönlich kennen zu lernen, die ich ſchon lange aus weiter Ferne verehrte", ſetzte er wieder laut hinzu, winkte dem Kammerdiener, ihm die Thüre von Frau von Klarenbachs Zimmer zu öffnen, ergriff Sidoniens Arm, und führte die halb Bewußtloſe hinein. Ihr war, zu Muthe wie einem Wanderer, der mitten im ſonnenwarmen Thale plötzlich von einer Schneelawine überſchüttet wird.

Theodor eilte, einem jungen feurigen Liebhaber nicht unähnlich, auf Frau von Klarenbach zu, verhinderte ſie mit ſanfter Gewalt, ſich zu ſeinem Empfange von ihrer Kuſchette zu erheben, drückte die ihm dargebotene Hand zu wiederholtenmalen an ſeine Lippen, und blieb dann gleichſam in ehrfurchtsvoller Bewunderung verſunken vor ihr ſtehen.

„In der That, es iſt für mich ein Glück, daß unſer kleiner Ungeſtüm da im Vorzimmer vor allen Bedienten mir in die Arme ſprang", hub er endlich mit feinem Lächeln an, „ich wäre ſonſt hier gleich im erſten Augenblick in die allergrößeſte Verlegenheit gerathen; denn wie wäre es mir möglich geweſen zu entſcheiden, welche von dieſen beiden Damen ich als Schweſter zu begrüßen habe, und welcher der Zoll der dankbarſten ehrfurchtsvollen Bewunderung gebührt. O dieſer Tag bleibt ewig der ſchönſte meines Lebens, an welchem ich endlich die liebenswürdige Fee perſönlich kennen lerne, die mit unendlicher Huld ſich herabließ, die letzten Jahre meines Vaters liebevoll und fürſorgend zu erheitern.“

Frau von Klarenbach erwiederte dieſe ſchmeichelhafte Anrede nicht minder verbindlich, als ſie ausgeſprochen worden war, weinte, wenigſtens ſcheinbar, ein Paar Thränchen dem Andenken ihres geliebten Gatten, das durch den Anblick ſeines Sohnes erweckt wurde, der, wie ſie behauptete, ſein vollkommenes Ebenbild ſey; nannte den ſiebenundzwanzigjährigen, weit älter ausſehenden jungen Mann mit ſchmeichelnden Tone, mon fils, weil ſie die Unmöglichkeit fühlte, daß man ihn jemals wirklich für ihren Sohn anſehen könne, und betrachtete ihn mit ſichtbarem Wohlgefallen, indem ſie die Bemerkung ausſprach, daß ſein Aeußeres auch nicht die kleinſte Spur einer Familienähnlichkeit zwiſchen ihm und ſeiner Schweſter verrathe.

Die nicht unangenehmen, aber bedeutungsloſen Züge ſeines etwas blaſſen Geſichts, ſein ſorgfältig gekräuſeltes hochblondes Haar, das oben auf dem Scheitel ſchon ſpärlich zu werden begann, die unruhige Beweglichkeit ſeiner beinah farbloſen Augen, die zierlichen ſchmächtigen Formen ſeiner kaum bis zur mittlern Mannesgröße hinanreichenden Geſtalt, bildeten in der That den auffallendſten Contraſt mit der, in leuchtender Jugendfriſche eben erblühenden hohen, edlen Geſtalt Sidoniens. Dunkles glänzendbraunes Haar umſpielte in üppiger Lockenfülle den blendendweißen Nacken des lieblichen Mädchens, ihr dunkelblaues Auge ſtrahlte von dem Widerſchein ihres ſtets regen geiſtigen Lebens, jeder Zug ihres vielleicht nicht ganz regelmäßigen, aber unbeſchreiblich geiſtreichen Geſichts ſprach den innern Adel ihres ganzen Weſens aus. An ihr war durchaus nichts Erkünſteltes oder Gemachtes zu finden, man ſah es, ſie hatte dem Tanzmeiſter wenig zu verdanken, denn jede ihrer Bewegungen begleitete eine nur ihr eigne unnachahmliche Grazie, die aus der vollkommenen Harmonie ihres ganzen Weſens entſpringend, weder in Freude noch in Schmerz ſie jemals verließ.

Ein ſehr angelegentliches, halb ſentimental, halb witzig geführtes Geſpräch entſpann ſich jetzt zwiſchen Theodor und ſeiner Stiefmutter, dem Sidonia mit ſchwellendem Herzen eine Zeitlang beiwohnte, ohne zur Theilnahme daran veranlaßt zu werden. Nie hatte ſie, die von Jugend auf Verlaſſene, ſo ganz hoffnungslos allein ſich gefühlt, als in dieſem Momente, wo der Bruder, auf den ſie all' ihr Hoffen geſtellt, ſich vor ihren Augen zu einem gehalt- und herzloſen Phantom auflöſen zu wollen ſchien. Und dieſer ſollte über ihre Zukunft entſcheiden! ſeinen Händen ſollte, nach dem Ausſpruche ihrer Stiefmutter, die Ordnung ihres Geſchickes übergeben werden, ihm, der im Stande war, die eigene Schweſter im erſten Augenblicke des Wiederſehens kalt zurück zu weiſen, um ihrer Widerſacherin ſich kriechend anzuſchmiegen, und ihr geſchmackloſe Schmeicheleien zu ſagen! Zorn und ſchmerzliche Wehmuth trieben heiße brennende Thränen in Sidoniens Augen, ſie fühlte, daß ſie ſolche nicht länger zurück zu halten vermöge, und verließ das Zimmer; man ließ ſie ungeſtört gehen, und noch in der Thüre hörte ſie, wie ihre Stiefmutter ſchon Binſenburgs verhaßten Namen ausſprach, und konnte leicht errathen, welche Wendung das augenſcheinlich ſehr vertraut werdende Geſpräch jener Beiden jetzt nehmen werde.

Wohl hätte Sidonia vor tauſend Andern ein trauriges Vorrecht gehabt, ſich verlaſſen und hülflos zu fühlen, und über ihr trübes vereinſamtes

Geſchick ſich zu beklagen. Urſachen, über die ſie bis jetzt abſichtlich im Dunkeln gelaſſen worden war, hatten während ihrer zarteſten Kindheit eine gerichtliche Scheidung zwiſchen ihrem Vater und ihrer Mutter herbeigeführt. Kaum daß ſie ſich zu erinnern wußte, ſie habe je eine Mutter gehabt; denn die Strenge der Geſetze, oder vielleicht auch andere Gründe hatten dieſe gezwungen, allen Anſprüchen, ſogar jeder Annäherung an ihre Kinder zu entſagen. Der Sohn war noch vor Ausbruch dieſes traurigen Ereigniſſes in ſeinem dreizehnten Jahre aus dem väterlichen Hauſe entfernt, und in ein Erziehungsinſtitut geſchickt worden, wo er die erſte Vorbildung zu der diplomatiſchen Carriere erhalten ſollte, für welche ſein Vater ihn beſtimmt hatte. Nur ganz dunkel tauchten ſpäterhin in Sidoniens Gemüth Bilder ihrer früheſten Erinnerung zuweilen auf, doch keines führte ihr die Geſtalt ihrer Mutter deutlich vor. Sie erinnerte ſich nur, daß viel betäubender Lärm, große Unruhe im Hauſe plötzlich entſtanden ſey, daß ſie nachher viel geweint habe, weil man öfterer als ſonſt und zuweilen ſogar im Dunkeln ſie allein gelaſſen; daß ſie ihren Vater in ſeinem Bette krank geſehen, und daß ſie ſich vor ihm gefürchtet habe, worüber er denn ſehr böſe geworden ſey. Dann erinnerte ſie ſich auch einer Reiſe mit ihrem Vater, bald nach deſſen Geneſung; ſie war ihrer Meinung nach ſehr weit, viele Tage hintereinander in einem Wagen mit ihm gefahren, bis ſie dicht vor Berlin in das Haus der Madame Bonplants mit einander ankamen. Hier war Sidonia ſeitdem immer geblieben, bis ungefähr vor einem halben Jahre, da ihre Stiefmutter nach dem Tode ihres Gemahls ſie zu ſich nach einem ſehr ſchönen Landſitze abholen ließ, den Herr von Klarenbach einſt ſeiner zweiten Gemahlin zu ihrem Geburtstage geſchenkt, und ihr zu Ehren Emiliensruhe benannt hatte.

Auch ihres Bruders wußte Sidonia ſich eben ſo wenig zu erinnern, als der frühern Trennung von ihm. Dennoch hatte dieſer von jeher in ihrer jugendlichen Phantaſie eine große Rolle geſpielt, weil er der Einzige war, deſſen ſie noch zuweilen ſo erwähnen hörte, als ob ſie zu ihm und er zu ihr gehöre. Sie wurde angehalten, alljährlich zu ſeinem Geburtstage und zum Neuen Jahre ihm ſchriftlich Glück zu wünſchen, und erhielt jedesmal recht zierlich geſtellte Antworten von ihm, auf ſchönem vergoldeten Papier, die ihr große Freude machten, und die ſie bei ihren liebſten Schätzen ſorgfältig aufbewahrte. Als ſie mehr heranwuchs, ſchrieb ſie ihm öfter, doch blieben gegenſeitige Freundſchaftsverſicherungen und Wünſche eines baldigen Wiederſehens der Einzige Stoff, um welchen dieſe Correſpondenz ſich herumdrehte, die dennoch nicht unterließ, Sidoniens junges Herz mit ſchönen Bildern eines künftigen frohen Lebens an der Seite des geliebten Bruders zu erfüllen. Er blieb der einzige Held ihrer Jugendträume, ſelbſt dann noch, als ſie ſchon zu einem Alter gelangt war, in welchem gewöhnlich ganz andere Gegenſtände die Herzen junger Mädchen zu beſchäftigen anfangen.

An ihre Mutter dachte ſie nur ſelten oder nie, denn zufolge dem ausdrücklichen Befehle ihres Vaters mußte Madame Bonplants alles vermeiden, was Sidonien daran hätte erinnern können, daß ſie je eine Mutter gehabt, und dieſe that es gern, denn ſie war eine Frau von ſtreng tugendhaften Grundſätzen, und konnte dieſes Verbot nur als einen Beweis echt väterlicher Fürſorge betrachten. Unerachtet der Entfernung von Sidoniens Vaterſtadt war dennoch das Gerücht von Klarenbachs Scheidungsprozeß und von den Ereigniſſen, welche dieſen veranlaßt hatten, bis nach Berlin gedrungen; Madame Bonplants bedauerte die arme Kleine, welche eine Mutter hatte, deren guter Ruf vor der Welt völlig vernichtet war. Sie ſuchte durch Liebe und treue Fürſorge Sidonien auf alle Weiſe dafür zu entſchädigen, ohne jedoch deren Mutter jemals zu erwähnen, theils weil ſie zu fühlen glaubte, daß es für Sidonien ſo beſſer ſey, theils weil ſie gewohnt war, die beſondern Vorſchriften der Eltern, welche ihre Kinder ihrer Obhut vertrauten, auf das Allergenaueſte zu befolgen.

Sidonia hatte noch nicht ihr achtes Jahr erreicht, als ihre Mutter ſtarb; dieſes Ereigniß durfte ihr zwar nicht verborgen bleiben, wurde ihr aber ſo ſchonend und ſo wenig eindringlich als möglich bekannt gemacht; dennoch weinte Sidonia recht herzlich, als ſie es vernahm; ſie war troſtlos, als man ſchwarze Kleider ihr anlegte, die für ſie etwas unbeſchreiblich Grauenhaftes hatten; doch auch dieſer Schmerz ging bald ſpurlos an ihr vorüber, ſie gewöhnte ſich an ihre Trauerkleider und ward wieder das fröhliche Kind, das ſie zuvor geweſen.

Vergeſſen, ſchnelles ſeliges Vergeſſen iſt ja der Grund, auf welchem das vielgeprieſene Glück der Kindheit beruht, nach welchem wir Alle uns oft zurück ſehnen, ohne zu bedenken, daß wir es ſchwerlich um dieſen Preis wieder erkaufen möchten, denn Erinnerung iſt die Freude des ſpätern Alters. Beim letzten Strahle der ſinkenden Sonne wendet der Wanderer gern den Blick rückwärts. Felſenklippen, öde dornige Pfade, die er muthig zurücklegte, ſieht er im verklärten Roſenlichte hinter ſich liegen, und gedenkt jedes wirthlichen Schattens, der ihn umfing, jeder ſpärlichen Blüthe, die ihn erfreute, während er der dornenvollen Pfade vergißt, auf welchen er bis dahin gelangte.

Sidoniens Jugend war wirklich eine der glücklichen geweſen. Nie hatte ſie ſich verwaiſet gefühlt, denn wie hätte ſie ein Glück vermiſſen können, das ſie nie gekannt, von dem ſie kaum einen Begriff hatte. Wenn die Kinder, die mit ihr erzogen wurden, von ihren entfernten Eltern ſprachen, und auf das Wiederſehen derſelben ſich freuten, ſo ſprach Sidonia von ihrem geliebten fernen Bruder, und malte die Zeit, wo ſie groß ſeyn und mit ihm leben würde, in den glänzendſten Farben ihnen aus. Ihren Vater beweinte ſie zwar, als ſie ſeinen Tod vernahm, doch konnte der Verluſt deſſelben ſie weder tief noch dauernd betrüben, da ſie nie in nähere Berührung mit ihm gekommen war. Es that ihr ſpäterhin wehe, die gute Madame Bonplants verlaſſen zu müſſen, die ſie von Herzen liebte, und von der ſie wieder eben ſo geliebt ward, aber ihr blieb ja die Hoffnung, ſie oft und bald wiederſehen zu können. Der Gedanke an das bewegtere Leben in der großen fröhlichen Welt unterließ nicht, ſie mit frohen Erwartungen zu erfüllen, denn bei der durchaus nicht klöſterlichen Erziehungsart der Madame Bonplants war ſie mit deſſen Freuden nicht ganz unbekannt geblieben. Sie war zu jung, zu fröhlichen Sinnes, um nicht den vollen Werth des Frühlingslebens und aller Jugendluſt zu empfinden, denen ſie mit völlig neuem Sinn und Herzen entgegen trat.

Das ſtolze herzloſe Betragen ihrer Stiefmutter ertrug ſie, ohne es eben tief zu empfinden, weil dieſe Frau weder ihre Liebe, noch ihre Achtung ſich zu erwerben wußte, auch war es während ihres Aufenthaltes auf dem Lande ihr weniger fühlbar geworden, als ſeit den wenigen Wochen, die ſie jetzt in der Stadt mit ihr verlebt hatte. Nur heute, an dieſem Morgen, hatte Frau von Klarenbach ihr zum erſtenmal recht empfindlich wehe gethan, indem ſie auf das Schonungsloſeſte ſie an ihre Mutter erinnerte, an die Sidonia freilich ſeit langer Zeit nicht gedacht. Das Gefühl, ſie dürfe es nicht dulden, daß der Verſtorbenen, welcher ſie durch die heiligſten Bande verwandt war, auf dieſe Weiſe in ihrer Gegenwart erwähnt würde, hatte den erſten Funken der lange in ihrem Herzen ſchlummernden Kindesliebe geweckt, und ihr den Muth gegeben, die nie gekannte Mutter auf ſo eindringende Weiſe zu vertheidigen, wie ſie es gethan.

Ein Strom heißer Thränen machte dem armen beklommenen Herzen Luft, ſobald ſich Sidonia in ihrem Zimmer allein ſah, Thränen des bitterſten Schmerzes, wie ihr ſonſt immer heiteres Auge ſie bis dahin nie gekannt hatte. Nur ſelten waren jene ſchnell verſiegenden Thränen ihm entfloſſen, wie kindiſcher Unmuth ſie zu weinen pflegt, und deren ſie hinterdrein ſich immer von Herzen ſchämen mußte. Jetzt weinte ſie lange und anhaltend, denn das Gefühl der Verlaſſenheit, in der ſie, zu Niemanden gehörend, mitten in der Welt allein ſtand, drängte zum erſtenmal in furchtbarer Klarheit ſich ihr auf. Es erfüllte ſie mit namenloſem Grauen, mit einer unbeſchreiblich beängſtigenden, alle ihre Kraft niederdrückenden Vorahnung einer Zukunft, an die ſie bis dahin nie gedacht, der ſie rathlos entgegen gehen mußte, ohne einen ſchätzenden Freund, auf deſſen Hülfe ſie bauen durfte, an ihrer Seite zu wiſſen.

„Andere Mädchen meines Alters haben Eltern, wenigſtens einen Vater oder eine Mutter, die für ſie ſorgen und ſich ihrer annehmen“, klagte ſie laut, „oder, wenn ſie ſo völlig verwaiſet ſind wie ich, treten Blutsverwandte, Onkel oder Tante an die Stelle der Abgeſchiedenen, und gewähren ihnen Schutz und Rath. Ich allein habe Niemanden, Niemanden in der ganzen weiten Welt, ich bin der unumſchränkten Gewalt einer fremden Frau übergeben, die mich nie lieben wird, die ich nie lieben kann. Andere haben Geſchwiſter, ältere Geſchwiſter, die liebend für ſie ſorgen, wenn Vater und Mutter nicht mehr ſind, ich — ach Gott! mein Bruder" — in erneuter verdoppelter Troſtloſigkeit drückte ſie das Geſicht in die Kiſſen des Sofa's, und ihre Thränen floſſen heißer und bitterer als zuvor.

Der Eintritt ihres Kammermädchens riß aus der Troſtloſigkeit ſie auf, in die ſie immer tiefer zu verſinken im Begriff war. Erſchrocken über den ungewöhnlichen Zuſtand, in welchem ſie ihre junge Gebieterin fand, legte die gutmüthige Margarethe ein verſiegeltes Päckchen vor derſelben hin, meldete mit wenigen leiſen Worten, wie ein Bote es dieſen Morgen gebracht, der ſehr geheimnißvoll gethan und ihr anbefohlen habe, es dem Fräulein noch heute, aber von Andern unbemerkt und nur dann zu übergeben, wenn Sidonia ganz allein ſey.

In zitternder Haſt eröffnete Sidonia das Päckchen, deſſen Aufſchrift von einer weiblichen, ihr völlig unbekannten Hand geſchrieben zu ſeyn ſchien, und fand folgende zwei Briefe darin.

Lindau am Bodenſee,
den 11. November 18—

„Zum erſtenmal, meine geliebte Nichte, naht ſich Dir die Schweſter Deiner Mutter, deren Daſeyn Dir vielleicht völlig unbekannt geblieben, die ſelbſt nie Dich geſehen, die aber um der theuern Verſtorbenen willen ein Herz voll Liebe zu Dir im Buſen trägt.

„Indem ich zur Erfüllung eines der Sterbenden auf ihrem Todesbette angelobten heiligen Verſprechens Dir die Einlage dieſes Briefes heute überſende, fühle ich recht tief, welch ein Schmerz bei Eröffnung derſelben Dein junges Herz ergreifen wird, und möchte gern durch tröſtenden Zuſpruch ihn mildern. Unerachtet der weiten Entfernung, die von Dir mich trennt, wäre ich ſelbſt mit dieſem letzten Beweiſe der Liebe deiner Mutter zu Dir geeilt, anſtatt ihn fremden Händen anzuvertrauen, wenn nicht heilige Pflichten an mein Haus mich feſſelten; die Sorge für meine Kinder, für mein Hausweſen, und das Krankenbett eines geliebten Gatten, der, wie ich fürchte, nur zu bald ſich für dieſe Welt von mir trennen wird. Auch kenne ich nicht die Verhältniſſe, in denen Du jetzt lebſt, und weis nicht, ob mein Beſuch bei Dir auch von Andern außer Dir freundlich aufgenommen werden möchte, und ob er Dir nicht trübe Stunden machen dürfte, ſtatt Dich zu tröſten und zu erfreuen.

„Ich kann alſo in dieſem, Dich gewiß ſehr erſchütternden Augenblick nichts weiter für Dich thun, mein geliebtes Kind, als Dich bitten, zu bedenken, daß die ſelig Entſchlafene, die Du jetzt gewiß ſchmerzlich beweinſt, ſchon ſeit zehn Jahren von allen ihren Leiden im Grabe ausruht, und daß ihr entfeſſelter, in Himmelswonne ſchwebender Geiſt alles deſſen, was in dieſem Prüfungsleben ihn niederdrückte, eben ſo wenig mehr gedenkt, als wir der Tage unſerer unmündigen Kindheit gedenken, in denen wir, ohne ſie in Worten ausdrücken zu können, doch auch ſchon manche Schmerzen erdulden mußten, die aus unſerer Erinnerung ſo rein verſchwunden ſind, als ob ſie gar nicht da geweſen wären, von denen wir ſogar nicht einmal wüßten, daß wir ſie erlitten, wenn wir nicht andere Kinder Aehnliches leiden ſähen.

„Glaube indeſſen nicht, mein theures Kind, daß wir, ich und auch Deine Mutter, ſo lange ſie noch unter uns lebte, Dich jemals ganz aus dem Geſichte verloren, noch weniger, daß wir Dein vergeſſen konnten. Unſere ſorgende Liebe hat Dich immer umſchwebt; eine weitläuftige Verwandte meines Mannes die in Berlin lebt, ſuchte auf deſſen Bitten in dem Hauſe Deiner Erzieherin, der Mad. Bonplants, Zutritt zu erlangen, ohne daß dieſe würdige Frau den Zweck errieth, den jene dabei beabſichtigte. Denn es war uns nicht unbekannt, wie ſtreng Dein Vater der Madam Bonplants anempfohlen hatte Alles zu vermeiden, was eine Annäherung zwiſchen Dir und uns herbeiführen könnte. Ein hartes Verhängniß, welches das Schreiben Deiner Mutter Dir näher bezeichnen wird, verhinderte uns, Dir aus der Ferne redende Zeichen unſerer fortwährenden Liebe und Theilnahme zu ſenden, und dadurch vielleicht viel zu früh für Deine künftige Ruhe, Dein junges Herz mit den Verirrungen und Schlechtigkeiten einer Welt bekannt zu machen, in der Du doch einmal beſtimmt biſt zu leben. Wir zogen es vor, Dich den ſchönen Traum der Kindheit ruhig austräumen zu laſſen, ohne Deinen jungen Geiſt in Zwiſpalt zu verwirren, und konnten es ruhig, indem unſere Freundin wenigſtens einmal alle Monate einen genauen umſtändlichen Bericht von allem, was Dich betraf, uns zuſandte. Wir erfreuten uns innigſt Deines Fortſchreitens im Guten und verehrten dankbar die Hand der ewigen Vorſicht, die anſcheinend durch Zufall Dich in das Haus einer Frau geführt hatte, die ſo vollkommen ſich dazu eignete, Dir die, ſo früh Dir geraubte Mutterliebe und Mutterſorge zu erſetzen und auf den einzig rechten Pfad Dich zu leiten.

„Auch nach dem Tode Deiner Mutter habe ich ſtets gleichſam unter meinen Augen Dich behalten und die Berichte unſerer Freundin wurden, nach wie vor, mit pünktlicher Treue mir eingeſandt, bis Du nach dem Ableben Deines Vaters und auf deſſen teſtamentariſche Verfügung das Haus verlaſſen mußteſt, das Deiner Jugend bis dahin Schutz gewährte, um unter das der Nachfolgerin Deiner Mutter zu treten, von der ich wenig weiß, und über welche ich mir deßhalb kein Urtheil erlauben darf, das ohnehin, vermöge der Schwäche der menſchlichen Natur, nie ganz unpartheyiſch ausfallen könnte.

„Jener Schwäche, und meinem, durch den täglichen Anblick großer, langwieriger Leiden eines geliebten Weſens getrübten Sinn, will ich es zuſchreiben, daß, ſeit ich nichts mehr von Dir erfahren, mich eine bange Ahndung ergreift, ſo oft ich Deiner gedenke, als ob es Dir nicht wohl gienge und Du des Rechts und der Hülfe Deiner nächſten Verwandten bedürfteſt. Meine geliebte Nichte, ſollte dieſes wirklich der Fall ſeyn oder jemals es werden, ſo denke und glaube feſt, daß in einem zwar entlegenen, aber ſehr freundlichen Winkel der Welt, ſich meine Arme Dir entgegen breiten um Dich an mein Dich mütterlich liebendes Herz zu ſchließen. Was ich Dir zu bieten habe, biete ich Dir; ein ſtillzufriedenes Leben, eine ländliche aber freundliche Wohnung in einer der lachendſten Gegenden der Welt und alle Freuden, welche die ruhigſte von allem Glanz der großen Welt geſchiedendſte Häuslichkeit, im Schooße der Natur gewähren kann.

„Meine Tochter Agnes iſt noch zu jung, um für jetzt Deine Geſpielin werden zu können, denn ſie zählt ſechs Jahre weniger als Du, aber ſie wird als ihre ältere Schweſter Dich lieben und ehren, und auch Du wirſt ſie ſchon deßhalb lieb gewinnen, weil ſie als kleines unmündiges Kind der Liebling Deiner Mutter war, die ſie auf ihren Armen trug, ſo lange ihre mit jedem Tage zunehmende körperliche Schwäche ihr dieſes erlaubte.

„Du biſt jetzt erwachſen, liebe Nichte; der Einzige, der jede Gemeinſchaft mit den nächſten Verwandten Deiner armen verkannten Mutter Dir verbieten durfte, iſt jetzt ebenfalls hinaufgezogen, dorthin, wo Haß und Zorn nicht mehr ſind, und kein

Irren mehr möglich iſt; auch er wandelt jetzt im Lichte und in der Wahrheit. Darum iſt es mir erlaubt um Antwort auf dieſe Zeilen und umſtändlichen Bericht von Deinen jetzigen Verhältniſſen Dich zu bitten. Ich wünſche herzlich, daß ein freundliches Geſchick Dich bald in meine Arme führen möge und daß Du bis dahin von Deinem Leben in Deinen neuen Verhältniſſen mir nur Gutes und Erfreuliches zu melden haben mögeſt; doch vergiß nicht in trüben Tagen, wenn Du ſolche erleben ſollteſt, daß mein Haus, bei allen Stürmen des Lebens, als ſicherer Zufluchtsort Dir offen ſteht, um Dich als gerngeſehener Gaſt, ja als das Kind meines Herzens aufzunehmen.

Deine Dir unbekannte, aber Dich herzlich liebende Tante

Anna von Borneſeld.“

Der dieſes Schreiben begleitende ſchwarzgeſiegelte Brief trug folgende mit ſchwacher zitternder Hand geſchriebene Addreſſe:

An meine geliebte Tochter Sidonia. An meinem Sterbetage ihr zu übergeben, ſobald ſie ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt haben wird.

Den 16. November 17 —.

„Die Nächte ſind ſo lang! immer trüber tagen meine Morgen, immer ſchwerer ſchlagen meine Pulſe, aber ich lauſche freudigen Muthes auf den leiſen Flügelſchlag des nahen rettenden Engels, der nun bald kommt, den müden Geiſt aus ſeinen Feſſeln zu löſen. Bald, bald wird dieſe wunde Bruſt ruhen, dieſes zitternde immer ſtockende Herz ſtill ſtehen; nur Geduld, nur Geduld! die Stunden ſind gezählt, der Helfer naht; in der Dunkelheit der Nächte weht ſein Flügel mir Kühlung zu, ſchmerzloſe Ruh umfängt mich ſchon jetzt in einzelnen Stunden, er wird nicht lange mehr ſäumen.

Meine Gedanken, mein Sehnen weilen nicht mehr auf der Erde, ſie ſchwingen der Ewigkeit ſich zu. Ohne Groll, ohne die kleinſte bittre Empfindung blicke ich auf mein, nun Gottlob überwundenes Leben zurück, zurück auf jene, mir nun ſo ferne liegende Welt, die mich ausſtieß, in der ich nichts zurücklaſſe, um deſſen willen ich das mir geſetzte Ziel nur eine Stunde ſpäter zu erreichen wünſchen könnte.

Meine treue, liebe Schweſter, meine freundliche Pflegerin, die mit banger Sorge und tiefem Seelenſchmerz ſich abmühet, den unaufhaltſam dem Erlöſchen zu ſinkenden Lebensfunken noch länger zu erhalten; ſie wird Ruhe finden, wenn er nun endlich erloſchen iſt. Mein jetziges Leben iſt ein langes, ſich immer erneuendes Abſchiednehmen; bin ich dahin, ſo wird meiner Anna der erhebende Hoffnungsſchimmer des Wiederſehens aus der hehren Ewigkeit entgegen leuchten, und ihr Troſt gewähren.

Auch um deinetwillen, meine geliebte Tochter, meine mir unendlich theure Sidonia, kann ich nicht wünſchen länger zu leben. Mein Tod wird den Morgen Deines Lebens Dir nicht trüben; der Verluſt der Mutter iſt Dir keiner, Du wirſt ihn nicht empfinden, denn Du biſt ohnehin für dieſes Leben von mir getrennt; in dieſer des Athmens müden Bruſt kann die Hoffnung Dich wiederzuſehen nie erblühen, Du biſt mir, ich bin Dir verloren!

Ich habe das Schwerſte erduldet, die hoffnungsloſeſte Trennung von meinem Kinde, dem einzigen Weſen, das an das Leben mich noch feſſeln konnte, und lächle muthig dem Tode entgegen. Welchen Schmerz kann er mir noch bringen, der jenem zu vergleichen wäre!

Aber die Todten bindet kein auf Erden geleiſtetes Verſprechen mehr. Wenn nach langen Jahren dieſe Züge Dir zu Geſicht kommen werden, und das Andenken der kaum gekannten, längſt vergeſſenen Mutter in Deiner jungen Seele von neuem aufregen, dann, meine Sidonia, dann wird die Hand, die jetzt mühſam dieſe Züge für Dich bildet, ſchon längſt in Staub und Aſche zerfallen ſeyn. Auch die Welt, in welche Du dann eintrittſt, wird hoffentlich der fern von ihr Entſchlafenen nicht mehr gedenken, wenn nicht vielleicht Dein Erſcheinen all' die alten früher vergeſſenen Sagen wieder erneut, die einſt mit Schmach mich beluden, und meinen guten Namen unwiderruflich vernichteten. Denn ſie kennt kein Erbarmen dieſe Welt, wenn es gilt über Anderer Thaten zu richten; die edelſten Handlungen fallen leicht dem Vergeſſen anheim, aber die Schande lebt ein unverwüſtliches Leben. Sey ſie auch unverdient, ſie wird das traurige Erbtheil der Kinder und Enkel; o daß ich Dir es hinterlaſſen muß!

Damals ertrug ich mit Gleichmuth und Gelaſſenheit alles, was über mich hereinbrach, größere Schmerzen machten mich unempfindlich gegen Schmach, Verfolgung und Hohn; nie habe ich meine Lippen geöffnet, um mich gegen die, welche mir übel wollten, zu vertheidigen. Auch nach meinem Tode ſollſt Du es nicht. Sidonia, Deine Mutter ſteht in dieſem Augenblick an der Schwelle der Ewigkeit, es iſt licht um ſie her, ſie ſieht die Dinge der Welt wie ſie ſind. Ehre und Nachruhm, was ſind ſie? glänzende Seifenblaſen, deren buntfarbiger Schimmer einen kurzen Augenblick ergötzt. Ein Hauch berührt ſie und ſie zerflattern in Nichts. Mag die Welt immerhin fortfahren mich zu verläſtern. Der Schlummernden unter dem Raſen wird dieſes eben ſo gleichgültig ſeyn als das Grün, das ihren Hügel bedeckt. Ob Neſſeln darauf wuchern, ob Roſen darauf blühen, es kümmert die Todten nicht; das Brennen der erſten kann ſie eben ſo wenig verletzen, als der Duft der zweiten ſie erfreuen, ſie ruhen in höherem Frieden.

Doch Dir, meine geliebte Tochter, möchte ich den großen Schmerz erſparen, das Andenken Deiner Mutter nicht ehren, nicht in einſamen Stunden mit Liebe ihrer gedenken zu können. Du, Du allein biſt das einzige Weſen auf dieſer Welt, vor dem ich ſchuldlos dazuſtehen wünſche, ſo ſchuldlos als ich es wahrlich bin! Auf menſchliche Schwächen ſehen ſelbſt Gottes Engel mit Mitleid hernieder, und Deine Mutter war eben ſo wenig frei von dieſen, als alle Erdgeborne es ſind.

„d. 19. November.

Mit ſchwacher zitternder Hand ergreife ich zum letztenmal die Feder, die vor drei Tagen mir entſank, die Stunde der Erlöſung naht ſchneller, als ich hoffte. Ich wollte ausführlich die Geſchichte meines Lebens Dir mittheilen, ich kann es nicht mehr, nur dieſe einzelnen Blätter kann ich Dir ſenden, in früheren Tagen aufgezeichnet, als mein Herz noch ungeduldig gegen den Schmerz ankämpfte, ſie wurden nicht für Dich geſchrieben! Bewahre, was ich Dir anvertraue, ſtill und heilig in reiner Bruſt, vertheidige mich nie, was Du auch von mir hören magſt, dies iſt die erſte und letzte Bitte Deiner Mutter. Ich kann nicht mehr, die Züge verſchwimmen vor meinen Augen. — Gottes Segen über Dich, mein Geliebteſtes — — —“

Undeutlich, in kaum leſerlichen, ſchwankenden Zügen ſtand der Name Eliſabeth von Klarenbach unten am Rande dieſes Briefes; ihm waren mehrere zu verſchiedenen Zeiten geſchriebene Aufſätze beigefügt, deren Inhalt hier folgt.

Ich war einſt jung; wie weit, wie unabſehbar weit liegt jene Zeit nun hinter mir, und doch habe ich das dreißigſte Jahr meines Lebens noch nicht erreicht!

Aber die Blüthe der Jugend will gleich einer köſtlichen Blume liebend gepflegt ſeyn, ſoll ſie nicht in der Knospe verwelken. Mich hat keine liebende Hand geſtützt und gepflegt, ausgeriſſen ward ich aus dem milden ſchützenden Schatten, wo allein ich gedeihen konnte, ausgeriſſen, ohne Erbarmen verpflanzt mitten im Erblühen in fremden Boden, wo die Sonne mich ſengte, und der Sturm meine Blüthe erſtickte. Ich bin darüber nicht vergangen, ich vegetirte fort, ein jammervolles, kümmerliches Daſeyn.

Ich war einſt ſchön, ich muß glauben, daß ich es war; beim Eintritt in der großen Welt wurden von allen Seiten mir deshalb Huldigung und Bewunderung entgegen getragen, die meine Schüchternheit mir zur Qual machte. O möge ein gütiges Geſchick meine Sidonia vor dieſer gefährlichen Mitgift bewahren; ſie ward mir zum giftigen Mehlthau, der ertödtend mein Daſeyn zerſtörte. Die prangende Roſe wird früh gebrochen, früher geknickt, entblättert, tritt der Muthwille ſie in den Staub, dann wird ſie vergeſſen. Die Feldblümchen ſtehen am Waldesrand, ſtill in unbemerktem Frieden, bis ſie zu der ihnen beſtimmten Zeit die Blätter ſenken, und dem mütterlichen Schooße der Erde zuſinken, die ſie zu ihren liebſten Kindern verſammelt.

* * *

In froher ländlicher Einſamkeit, an den blühenden Ufern des Neckars verlebte ich die goldenen Tage der Kindheit. Ich vermißte keine Freude, denn ich kannte keine, als die einfachſten, die ungeſucht ſich mir boten. Erſt ſpäterhin habe ich erfahren, daß meine Eltern arm waren, mir ſchien es, als wären wir reich, denn wir hatten, was wir brauchten, und kein Hülfe Bedürfender ward ungetröſtet von unſerer Thüre abgewieſen. Die Leute im Dorfe nannten uns ihre gnädige Herrſchaft, obgleich unſer Gütchen ein Eigenthum meiner Mutter, nicht viel bedeutender ſeyn mochte, als die dort reicheren Bauern um uns her. Meine Eltern hatten ſich auf daſſelbe zurückgezogen, als mein Vater, ſchwer verwundet und zu fernerem Dienſte unfähig, auf Penſion geſetzt ward.

Mehrere große Güter, mit zum Theil prächtigen Schlöſſern lagen unfern unſerer beſcheidenen Wohnung. Die Eigenthümer derſelben bewohnten ſie während der ſchönen Jahreszeit, und hielten gute Nachbarſchaft mit uns. Ihre Kinder wurden meine Spielgefährten. O ihr ſchönen ſeligen Tage, die wir in Unſchuld und Jugendfreude mit einander verlebten, warum ſeyd ihr ſo ſpurlos verſchwunden? Warum fällt aus euerm glanzvollen Sonnenſcheine kein Strahl mehr in meine dunkle ſternenloſe Nacht? Ich bin verbannt, ich bin verlaſſen; die einſt mich kannten und liebten, wenden verachtend ſich von mir ab, und erröthen und ſchämen ſich unſere frühere Verbindung einzugeſtehen. Das iſt der Brauch der großen Welt, das iſt das Leben in ihr!

* * *

Albert von Adelheim war der einzige Sohn des Generals gleichen Namens, des reichſten, vornehmſten, ſtolzeſten unſerer Nachbaren. So lange wir klein waren, nahm Albert mich ſtets gegen die Andern in Schutz, wenn ſie wegen meiner übertrieben ſchüchternen Furchtſamkeit mich aus kindiſchem Uebermuthe zum Ziel ihres kecken Muthwillens machten. Als wir nun größer wurden, nach und nach neben einander heranwuchſen, als aus unſerer kindiſchen Neigung allmählig die innigſte Freundſchaft erwuchs, und dieſe nur zu bald zur vollen Glorie der erſten unſchuldvollen Liebe ſich entfaltete, ja damals waren wir glücklich! Wenn an milden Abenden der General den Spieltiſch unter die Kolonnade vor ſeinem Hauſe hinausbringen ließ, alle entfernter wohnenden Nachbaren wegfuhren, und nur noch meine Eltern bei ihm verweilten, dann ſaßen wir, Albert und ich, in der dämmernden Sommernacht auf der Terraſſe, unter den Myrthen und Orangenbäumen; leiſe flüſternd, Hand in Hand, vertieften wir uns in kindiſche Pläne einer unausſprechlich ſeligen Zukunft, eines ununterbrochenen Beiſammenſeyns. Unſere Gedanken, unſere Hoffnungen waren Träume aus einer paradieſiſch ſchönen Unſchuldswelt, unſre Herzen rein, wie der Thautropfen im Buſen der Lilie. Wir waren unausſprechlich glücklich, wir waren ſelig, ſelig wie Kinder es ſind, mit denen Engel ſpielen, während ſie, in ſüßem Schlummer verſenkt, daliegen. Die Armen merken es nicht, wie indeſſen die Windesbraut auf ihren weiten ſchwarzen Flügeln die Wolken herbeiführt, immer dunkler und dunkler ſie zuſammenballt, bis das Ungewitter endlich heranbrauſet, das ſie und ihr ſchuldloſes Glück und alle ihre Freuden hinabſchleudert in ewige Nacht.

* * *

Was wir fühlten, was wir dachten und träumten, ſchien uns ſo natürlich, wie hätten wir je auf den Gedanken kommen können, daß nicht die ganze Welt darüber mit uns einverſtanden ſeyn ſollte? daß Tadel oder Zorn uns deshalb treffen könnte, daß unſere Eltern nicht des namenloſen Glückes ihrer Kinder ſich freuen würden? Unſer ſüßes Geheimniß ward entdeckt, weil wir in unſerer Unſchuld nicht daran dachten, es verbergen zu wollen.

Meine Mutter weinte, ich konnte nicht weinen, meine Augen brannten, mein Herz wollte zerſpringen. Mein Vater, mein armer leidender Vater! ſeine letzte Kraft nahm er zuſammen, um dem beleidigten Hochmuthe des Generals jenen edlen Stolz entgegen zu ſtellen, der ihm, dem tapfern hochverdienten Krieger, ſo wohl ſtand.

Kein Abſchied ward uns geſtattet, Albert mußte fort, ich wußte nicht wohin. Das Schloß ſeiner Eltern blieb von nun an verödet, in unſere Wohnung zog unſäglicher Jammer ein, um uns nie wieder zu verlaſſen.

* * *

Der Frühling begann den prächtigen Teppich auszubreiten, mit dem die gütige Natur das letzte

Bette ihrer entſchlafenen Kinder freundlich bedeckt, um deſſen dunkele Geheimniſſe, vor denen jedes Leben unwillkührlich zurückſchaudert, den noch Wachenden gnädig zu verbergen. Da trugen ſie meinen Vater hinaus in die ſtille Wohnung der ewigen Ruhe. Tiefe Trauer um den Entſchlafenen, bange, unendlich beängſtigende Sorge um unſere Zukunft drückten meine arme Mutter völlig nieder, und ich ward zum erſtenmal gewahr, daß wir arm waren, und was es heiße, arm ſeyn.

Mit dem Vater verloren wir auch die Penſion, von der wir größtentheils bis jetzt gelebt hatten. Der General, ſonſt unſer Freund, jetzt unſer mächtiger unverſöhnlicher Widerſacher, ſtellte dem Fürſten meine Mutter als eine wohlhabende Gutsbeſitzerin dar, die keiner ferneren Unterſtützung bedürfe. Mißwachs, Theurung, die lange Krankheit meines Vaters, die ihn bald nach jener heftigen Scene zwiſchen ihm und Alberts Vater auf das Sterbelager warf, hatten unſern früheren Wohlſtand zerſtört, unſer Gütchen verſchuldet. Meine ſchwache hülfloſe Mutter weinte die langen Nächte hindurch in bitterer Troſtloſigkeit. Sie betete laut und brünſtig für die Erhaltung ihrer Kinder zu Gott, und vermochte doch nicht, ſich mit feſtem Vertrauen zu Dem zu erheben, der auch im Winter des hungernden Vögelchens im Walde nicht vergißt. Ach und ich!

* * *

Eines Abends führte der Zufall bei faſt einbrechender Nacht uns einen Gaſt zu, einen ſtattlichen Mann von vornehmem Anſehen, der mir, nach Art der Jugend, damals recht alt zu ſeyn ſchien, obgleich er nicht viel über vierzig Jahre zählen mochte. Ein Rad an ſeinem ſehr eleganten Wagen war zerbrochen, in dem einzigen Wirthshauſe unſeres Dorfes tobte eine luſtige Bauernhochzeit, Schmied und Wagner waren durch die bei dieſer Gelegenheit genoſſenen Freuden außer Stande geſetzt, das zerbrochene Rad ſchnell wieder herzuſtellen, und der Reiſende ſah durch alles dieſes ſich genöthigt, unſere Gaſtfreiheit für eine Nacht in Anſpruch zu nehmen.

Seit dem Tode meines Vaters hatte ich mich gewöhnt, meiner Mutter alle kleine häusliche Sorgen abzunehmen; meine Schweſter lebte fern von uns bei Verwandten. Während die Mutter ſich mit dem Fremden im Geſpräche unterhielt, bemühte ich mich daher auf das eifrigſte, nicht nur für ſeine Bequemlichkeit zu ſorgen, ſondern auch aus Schonung für meine Mutter ihm das Beengende unſerer jetzigen Lage möglichſt zu verbergen. Mein Beſtreben, dieſes zu vollbringen, entging ihm wahrſcheinlich nicht, aber er wußte es mit dem feinen Anſtande und der zarten Schonung eines gebildeten Weltmannes zu erleichtern.

Ohne Weigern, und als ob das ganz ſo in der Regel wäre, ließ er alle die kleinen Dienſtleiſtungen ſich von mir gefallen, die ſein Alter und ſein Rang mir zu erfordern ſchienen, und vertiefte ſich immer mehr im angelegentlichen Geſpräch mit meiner Mutter, während ich mit der Unbefangenheit eines Kindes mich um ihn beſchäftigte. Ich ſah meine Mutter in der Unterhaltung mit ihm ſich ſichtbar erheitern, ſeit langer Zeit ſah ich ſogar die geliebte Frau zum erſtenmale wieder lächeln, und Dankbarkeit gegen den Fremden, der dieſes Wunder bewirkte, trieb mich zu immer zuvorkommenderer Freundlichkeit gegen ihn. Meine Mutter wurde immer heiterer, je unbefangener ich in meinem Bemühen ward, unſerem Gaſte es wohl bei uns werden zu laſſen, aber ich ſah nicht, was ihrem geübteren Sinne nicht entging, ich wurde in meiner kindlichen Unſchuld nicht gewahr, daß ſein Auge mit leuchtenden Blicken an mir hing, jeder meiner Bewegungen folgte, und eine Unruhe eigener Art ſich ſeiner bemächtigte, ſo oft ich unmittelbar in ſeine Nähe gelangte, oder auch auf einige Augenblicke aus dem Zimmer ging.

Der Fremde verließ uns am folgenden Morgen, um ſich nach einem, nur einige Meilen von uns entfernten Gute zu begeben, wohin er auf längere Zeit eingeladen worden war; doch erbat er ſich noch vorher die Erlaubniß, uns wieder beſuchen zu dürfen, die ihm von Seiten meiner Mutter freudig gewährt wurde. Ich blieb ganz unbefangen dabei, aber wer möchte die Mutter deshalb tadeln, daß ſie eine Ausſicht mit Freuden betrachtete, die ſich ihr zur Verſorgung eines Kindes zu bieten ſchien, welches ſie, wie ein ſelten trügendes Vorgefühl ihr weiſſagte, nur zu bald in Armuth und Dunkelheit zurücklaſſen ſollte!

Er kam, er ging und kam wieder, und der Zweck von alle dieſem blieb auch mir nun länger kein Geheimniß. Meine Mutter wagte kein Wort, um mich ſeinen Wünſchen günſtig zu ſtimmen, aber ihr Auge blickte ſo hoffend, ſo flehend mich an! In dunkler Nacht, wenn ſie mich ſchlafend glaubte, hielt Sorge um ſie mich noch wach, obgleich ich mich nicht regen mochte, um ſie nicht unruhig zu machen. Ich hörte dann, wie ſie Gott bat, mein junges Herz zu regieren, auf daß ich den einzigen Troſt ihr gewähren möge, der ihr den Uebergang in eine andere Welt erleichtern könne; ich hörte, wie ſie nach Ergebung rang, um mein Geſchick getroſt in ſeine Vaterarme legen zu können, wie ſie mit heißen Thränen gelobte, nie durch Zureden oder Bitten der Lenkung deſſelben ſich bemächtigen zu wollen.

Mit Albert waren Jugendfreude und Jugendmuth von mir geſchieden, mein Herz war todt in meiner Bruſt, und die Welt ſchien mir nur ein weites ödes Grab zu ſeyn. Der Wunſch, bald zu ſterben, der ſo leicht in jedem jungen bedrückten Gemüthe ſich regt, war mir ſchon längſt zur tröſtenden Gewißheit geworden, weil ich keinen andern hegte als dieſen. In der Jugend ſpielt unſere Fantaſie ſo gern mit Kränzen, die über Todtengrüften flatternd ſchweben, ich glaubte mich täglich hinſchwinden zu fühlen, und bereitete mich, wenn gleich unter namenloſen Kämpfen mit meinem Herzen, die wenige Zeit, die mir meinem Wahne nach noch blieb, willig zu opfern, um die letzten Stunden meiner armen geliebten Mutter zu erheitern. Vielleicht, dachte ich, vielleicht wird ſie in einer ſorgenfreien Lage wieder geneſen und kann mich noch Jahrelang überleben, und ſo nahm ich denn all meinen Muth zuſammen, um ohne Widerſtand Klarenbachs Gattin zu werden; wenige Tage darauf entſchlief meine gute Mutter in meinen Armen, ruhig lächelnd in ſeligen Träumen von meinem feſt begründeten Glück.

* * *

Fünfzehn Jahre war ich alt, als ich an Klarenbachs Hand in die glänzendſten Zirkel einer mir ganz fremden großen Stadt eingeführt wurde, ein blödes, furchtſames, im Herzen tief betrübtes Kind, ſchwer beladen mit der Laſt funkelnder Juwelen, in jeder Bewegung durch lang-nachſchleppende Gewänder gehemmt, deren ich, ihrer Koſtbarkeit wegen, mich innerlich ſchämte, weil meiner Anſicht nach nur eine Königin oder eine Fürſtin ſich erlauben dürfe, dergleichen zu tragen.

Nie vergeſſe ich das Gefühl, mit dem ich in jener mehr enthüllenden als ſittlich bekleidenden Tracht, welche die Mode während der Zeiten der Revolution in Paris aufgebracht hatte, mich zum erſtenmal im Spiegel erblickte. In einem wie aus Luft gewobenen Kleide, das meine Geſtalt, jede, auch die kleinſte Bewegung meiner Glieder, auf das deutlichſte bezeichnete, mit hochgeſchminkten, wie in Fieberhitze glühenden Wangen, mit Augen, deren durch das künſtliche Roth erhöhtes Feuer, mir bachantinnenartig entgegenblitzte; die mit einer Menge Armbänder und Ringen überladenen Arme waren bis hoch zu den Schultern hinauf völlig entblößt; zierlich geſchnürte Sandalen, goldene und juwelenreiche Spangen ſchmückten die im fleiſchfarbenen Tricot nackt ausſehenden Füße. Noch jetzt färbt das Gefühl der tiefſten Scham mir die bleichen eingefallenen Wangen, indem ich jenes widerliche Bild mir ins Gedächtniß zurückrufe.

Vergebens bat ich auf das flehentlichſte, mich ſo nicht zeigen zu müſſen, meine unter heißen Thränen der Angſt ausgeſprochene Verſicherung, daß ich unmöglich in dieſem Anzuge mich vor fremden Leuten ſehen laſſen könne, wurde gar nicht beachtet. Mein Gemahl lächelte in höchſter Zufriedenheit, indem er vom Scheitel bis zur Sohle mich mit Augen betrachtete, vor deren Ausdruck ich bange zuſammenſchauderte. Kleine Thörin, ſprach er endlich, als ich nicht nachließ, ihn mit Bitten zu beſtürmen, meinſt Du denn, daß Du heute Abend die Einzige ſeyn wirſt, die elegant angezogen iſt? freilich ließ ich es mir mehr koſten, als die Meiſten können oder mögen, nicht alle Männer verſchreiben den Putz ihrer Frauen direkt aus den Magazinen der berühmteſten Artiſten in Paris. Dafür aber feiere ich auch heute meinen Triumph. Komm, ſey kein Kind. Die Herren und Damen, die über meine Wahl mich perſiflirten, ſollen einſehen lernen, daß Klarenbach Augen hat, wenn es gilt, das Schönſte aufzufinden, blühe es auch noch ſo ſehr im Dunkel verſteckt.

Geblendet, betäubt, wirkliche Verzweiflung im Herzen, betrat ich endlich die ſtrahlend hell erleuchteten Räume, in denen ich zur Schau geſtellt werden ſollte: ſo ungefähr mag einer jungen Zirkaſſierin zu Muthe ſeyn, wie damals mir, wenn ſie in erborgtem Schmuck zum Sklavenmarkte geführt wird. O wie brannten mich, bis ins innerſte Mark, die Augen der Frauen, die ich alle auf mich gerichtet fühlte, obgleich ich, tief mich verneigend, nicht vermochte, die Blicke zu ihnen zu erheben. Beim erſten Eintritt in den Saal hatte ich gewagt mich umzuſehen, um gleich darauf die Augen wieder niederzuſchlagen; ich hatte bemerkt, daß alle dieſe Damen zwar im nämlichen Geſchmack, doch keine ſo auffallend durch Schnitt und Farbe ihres Anzuges gekleidet waren, als ich Arme, keine ſchimmerte und funkelte wie ich im Glanze der Juwelen und Flittern, mit denen ich über und über beſäet war. Da ſtand ich nun, und hatte keinen Athem, und ſah und hörte nichts mehr. Ich glaube, daß mein Mann mich mehreren Damen vorſtellte, ihre Namen ſchwirrten in undeutlichen Tönen an mir vorüber, einige höfliche Worte wurden von ihnen an mir verſchwendet; ich mag auch wohl ein Paar Antworten auf die Fragen, die ſie an mich richteten, gewagt haben; wahrſcheinlich fielen ſie verkehrt genug aus, denn ein leiſes Flüſtern, das durch die Reihen lief, vermehrte gleich darauf meine Angſt, weil ich mit Recht vermuthete, daß es Bezug auf mich habe. Keine redete mich weiter an, irgend jemand, ich weiß nicht wer, ſchob endlich einen Stuhl mir hin; da ſaß ich nun, die letzte am äußerſten Ende des glänzenden Halbkreiſes, den die Damen bildeten, allen Blicken ausgeſetzt, in ängſtlicher Verlegenheit, die noch peinlicher wurde, als ich endlich ein wenig zu mir ſelbſt kam und verſtohlen aufzublicken wagte. Die Lorgnetten ſämmtlicher Herren waren auf mich gerichtet, ich ſah, ich fühlte, wie ſie ſich an mich drängten, um mich näher zu betrachten, ich hörte ſie die unverſchämteſten Bemerkungen über meine Geſtalt ſich einander zuflüſtern, und wünſchte nichts ſehnlicher, als mich in den Mittelpunkt der Erde verbergen zu können.

Es ward getanzt, und zur Vermehrung meiner Qual ward ich mehreremale dazu aufgefordert. Sonſt tanzte ich gern, aber heute! die Knie brachen unter mir, ich zitterte innerlich, die Muſik ſcholl wie aus weiter Ferne in mein betäubtes Ohr, ich dankte ſtumm aber verneinend, und blieb auf meinem Stuhle ſitzen, Niemand bekümmerte ſich zuletzt mehr um mich.

Als wir endlich wegfuhren, als mein erzürnter Gemahl es nicht einmal abwarten konnte, bis wir zu Hauſe angelangt waren, ſondern ſchon im Wagen mich mit Vorwürfen über mein albernes ungeſchicktes Benehmen überſchüttete, mich ein unerzogenes geiſtloſes Landmädchen nannte, das nichts wiſſe noch könne, als ihm Schande zu machen — es war zu viel, ich war wie vernichtet.

Die nämlichen Qualen, nur zuweilen etwas anders modifizirt, wiederholten von nun an ſich faſt täglich, ohne daß ich im Stande war, ſie mir durch Gewöhnung zu erleichtern; ich war und blieb unbekannt und fremd in der Geſellſchaft, zu der ich dennoch gezählt ward. Unüberwindliche Schüchternheit, Furcht, Scham, beängſtigender Widerwillen gegen alles, was ich hörte und ſah, vereint mit der tiefen Betrübniß, aus der ich mich nicht loszuwinden vermochte, lähmten jede Kraft meines

Geiſtes, und machten zu jeder Anſtrengung mich ungeſchickt. Ich war nicht mehr das heitere lebensfrohe Geſchöpf, das ich geweſen, ich kannte mich ſelbſt nicht mehr. Still und blöde ſchlich ich den Tag über in dem Hauſe umher, deſſen Gebieterin ich hieß, ohne nur über den geringſten Diener desſelben gebieten zu dürfen. Mein Gemahl ordnete alles in demſelben an, ſogar bis auf die unbedeutendſten Kleinigkeiten. Er behandelte mich völlig wie ein Kind, ſogar in Gegenwart ſeiner Dienerſchaft; dieſe unterließ nicht, mich im nämlichen Lichte zu betrachten und ihr Betragen gegen mich darnach einzurichten. Nur ſelten, in Fällen der höchſten Noth wagte ich es, einem unter ihnen etwas aufzutragen, aber ich durfte nicht daran denken es zu rügen, wenn meine bittenden Befehle nicht erfüllt wurden.

In der Geſellſchaft erwarb ich mir gar bald den Beinamen der ſchönen Statue, man fing allmählig an, mich als eine artige Zimmerdekoration zu behandeln, die man einmal anſieht, ohne ſich weiter damit zu beſchäftigen. Ich ergab mich gelaſſen darein, ohne es eben für ein Unglück zu achten. Die Gegenſtände, um welche die Converſation ſich wenigſtens drehte, widerten zum Theil mich an, oder ſchienen mir ſo kleinlich, ſo unbedeutend, daß es mir unmöglich war, ein wirkliches Intereſſe daran, auch nur ſcheinbar zu zeigen. Der Jargon, die immer wiederkehrenden Scherze und Anſpielungen der Kotterie, in die ich gerathen war, blieben mir ewig unverſtändlich, und ſo galt ich bald im Allgemeinen für dumm und geiſtlos, aber die Männer umflatterten mich deshalb nicht minder, und ließen vielleicht, weil ſie eben für ganz unbedeutend mich hielten, ſich zuweilen zu Aeußerungen hinreißen, die ich nur mit Thränen des Unwillens und bitterer Verachtung zu beantworten wußte.

Den Frauen ſtand ich aber dennoch oft im Wege, wenn gleich ohne es zu wollen, und ſie rächten ſich dafür durch Stachelreden und bittere Verfolgungen mancher Art.

An meinem ſechzehnten Geburtstage ward ich Mutter eines Sohnes. Ein Paar Monate vorher hatte mein Zuſtand meinen Mann bewogen, mir zu erlauben, mich von der Geſellſchaft zurückziehen zu dürfen; es war eine kurze, mich unendlich beglückende Friſt, die ich dem noch ungebornen verdankte, und es darum noch inniger liebte. Als ich endlich zum erſtenmal den Sohn an meine, vor Dank und Freude erfüllte Bruſt drückte, wie ſchwand da aus meinem Gemüthe jede Erinnerung an überſtandene Leiden, jeder Gedanke an alles, was Monate lang ſchwer auf mir gelaſtet! Unter Freudenthränen blickte ich zum Himmel auf, und gelobte jede Mutterpflicht treulich zu erfüllen, mich ganz der Pflege und Erziehung dieſes geliebten Kindes zu weihen. Es ward mir nicht vergönnt, mein Kind ward mir entriſſen, es ward einer Amme übergeben, und wenige Tage ſpäter mit dieſer, weit von mir weg, in das entfernteſte Zimmer unſeres weitläuftig großen Hauſes verbannt.

Meine Thränen, mein heißes Flehen ſanden auch dieſesmal kein Gehör; das nämliche Gefühl, welches ſelbſt das ängſtlich flatternde Vögelchen antreibt, ſich dem Räuber entgegen zu ſtellen, der die hülfloſen Kleinen aus dem weichen warmen Neſtchen nehmen will, gab auch mir ungewohnten Muth; ich wagte es zum erſtenmal, mich ernſtlich dem Willen meines Gatten zu widerſetzen; vergebens. Ich ſollte aus kindiſchem Eigenſinn nicht Taille und Teint mir verderben, hieß es, und in der Geſellſchaft, deren unnützes Mitglied ich ohnehin wäre, noch obendrein nach der Kinderſtube riechen zu wollen, wäre ja ganz wider alle Vernunft und Schicklichkeit.

Sobald ich mich einigermaßen erholt hatte, gerieth alles wieder in das vorige Gleis. Von neuem mußte ich dem ermüdenden Kreislaufe unergötzlicher Freuden folgen. Sehnſucht nach meinem Kinde trieb mir oft, mitten in der glänzendſten Geſellſchaft, Thränen in die Augen, doch mein Sohn blieb in der Kinderſtube, und wenn ich einen ſelten ſich findenden Moment benutzte, um ihn zu ſehen, ſo wandte er ſich ſcheu von mir ab, und verbarg das Geſicht am Buſen der Amme, die er liebte; mich hatte er nie lieben gelernt!

Als er fünf Jahre alt war, erhielt er einen Hofmeiſter, der ihn an jedem Morgen auf eine halbe Stunde zu mir führte. Ich durfte des Anſtandes wegen ihn nicht mehr auf ſeinem Zimmer beſuchen, weil es auch das ſeines Hofmeiſters war. Nach einigen Jahren ward er in ein weit entferntes Erziehungsinſtitut gethan, nie habe ich ihn wieder geſehen, ſein Bild lebt in meinem Herzen als ein Gegenſtand unerfüllter Sehnſucht. Er hat längſt mich vergeſſen, er hat eigentlich nie meiner gedacht, weil er nie mich gekannt. Das zarteſte engſte Band der Natur ward früh entweiht, auf ewig zerriſſen.

* * *

Wer hat Worte, die Leiden, das unſägliche Elend einer unglücklichen Ehe zu beſchreiben? einer unglücklichen Ehe aus der großen Welt, wo die auf das engſte einander Verbundenen herzlos und kalt, ohne eine Spur gegenſeitiger Theilnahme neben einander hergehen. Wenn ſie allein bei einander ſind, nur verſteckte höhnende Anſpielungen auf ihr gegenſeitiges Unglück ſich erlauben; vor der Welt, durch ihr kaltes abgemeſſenes Betragen es deutlich kund thun, daß ſie es nicht mehr der Mühe werth achten, ſich gegenſeitig zu verſtändigen, oder auch nur einen Schritt zu wagen, um die Möglichkeit eines beſſeren Verhältniſſes herbeizuführen.

* * *

Jahre lang habe ich dieſe Geiſt und Gemüth ertödtende Exiſtenz in halber Bewußtloſigkeit mühſam hingeſchleppt. Aller Jugendmuth war mir völlig entſchwunden, ehe ich noch mein fünfundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, und mit ihm die Blüthe der Schönheit, jeden Reiz, der früher mich ſchmückte, und zum Gegenſtand ſowohl des Neides als der läſtigſten Bewunderung mich gemacht hatte. Mein Mann, von meinem Ungeſchick dazu überzeugt, hatte endlich die Hoffnung aufgegeben, mich als einen Stern erſter Größe in der Societät glänzen zu ſehen, und gab ſeinem Streben, aufzufallen und die Welt in Verwunderung zu ſetzen, eine andere Richtung. Ich mußte zwar, aus alter Gewohnheit, nach wie vor in der Geſellſchaft figuriren, aber die Art, wie dieſes geſchah, war ihm jetzt eben ſo gleichgültig, als ich jetzt ſelbſt ſchon ſeit längerer Zeit es ihm geworden war. So verſank ich denn immer tiefer in Geiſt und Körper lähmende Apathie, und hatte Morgens beim Aufſtehen keinen Gedanken, keine Ausſicht, keine Hoffnung, als die, daß dieſem beginnenden Tage eben auch die Nacht folgen werde, wie allen den unzähligen, ihm durchaus ähnlichen, die ihm vorangegangen waren.

Acht Jahre nach der Geburt meines Sohnes ging mir endlich in meiner Tochter, in meiner Sidonia, der liebliche Morgenſtern auf, der in die trübe farbloſe Dämmerung meines Lebens wieder einiges Licht brachte. Ich war jetzt meinem Gemahl zu gleichgültig, als daß er noch um die Erhaltung meiner ohnehin völlig verblühten Schönheit hätte beſorgt ſeyn ſollen; er erlaubte mir zwar nicht ausdrücklich, mein Kind ſelbſt zu warten und zu pflegen, aber er achtete auf mein Thun und Laſſen jetzt zu wenig. So wurde er gar nicht einmal gewahr, daß ich es that. Jede Stunde, die ich der Geſellſchaft entziehen konnte, brachte ich bei dem geliebten Kinde zu, ohne Furcht, ihm dadurch zu mißfallen und von ihm getadelt zu werden. Meine ſchon damals ſehr geſchwächte Geſundheit erlaubte mir zwar nicht, die erſte aller Mutterpflichten zu erfüllen, und ich war vernünftig genug, mich um meines Kindes willen ohne Widerrede in den Ausſpruch des Arztes zu ergeben, aber ich konnte doch, wenn gleich nur Stundenweiſe, es ſehen, es auf meinen Armen tragen, es mich rufen lehren, als es zu lallen anfing, und ſeine taumelnden Schritte leiten, als es die kleinen Füßchen zum erſtenmal im Gehen verſuchte. Mir war jetzt doch zuweilen ſo zu Muthe, als ob ein Strahl von Freude in mein ödes, durchaus verkältetes Herz dränge und es erwärme. In meiner äußern Lage blieb zwar alles wie es geweſen, ich ward vielleicht noch mehr als vorher überſehen und zurück gedrängt, ich ſtand, wo möglich, noch unbeachteter und verlaſſener, ſowohl in meinem Hauſe als in der Geſellſchaft da, aber ich dachte an mein Kind, ich hatte meine Sidonia, und ließ alles Andere gehen wie es konnte und wollte, ohne mich weiter darum zu kümmern.

* * *

Die Generalin Blomberg, eine Tante meines Mannes, gab eine große Soirée, die ganze beau monde war in vollem Glanze bei ihr verſammelt, ich ſaß, wie gewöhnlich, unbemerkt in einer Ecke, und ſpielte gedankenlos mit der Karte, die man mir eben in die Hand geſchoben, um mir für den heutigen Abend meine Beſtimmung an dem Whiſttiſche ein paar alter Damen anzudeuten, mit denen ſonſt Niemand gern ſpielen mochte.

O wie hell, wie klar ſtehen alle Ereigniſſe jenes Abends, bis auf die kleinſten vor meinem ſchmerzerfüllten Gemüth, als hätte ich erſt geſtern ihn erlebt!

Eine allgemeine Bewegung entſtand plötzlich in der Geſellſchaft, Aller Augen wandten der Thüre ſich zu, Alles ſtand von den Stühlen auf, um einen eben eintretenden Fremden zu begrüßen. Ich merkte wohl, es ſey der nämliche, deſſen Ankunft man Wochenlang vorher beſprochen und mit Ungeduld erwartet hatte; ich allein war völlig gleichgültig dabei geblieben, ich hatte nicht einmal ſeinen Namen gemerkt oder gehört. Die Generalin führte ihn jeder Dame einzeln zu, und nannte ihm ihre Namen, ich blickte auf, als nun die Reihe endlich auch an mich kam; ich ſah einen mir völlig unbekannten Mann von königlichem Anſtande, in der vollſten Blüthe des männlichen Alters, mit einem Geſichte, deſſen Züge den Adel ſeiner Seele deutlich ausſprachen, eine Geſtalt, wie ich hier noch keine geſehen. Mir ſchien es, als erſchrecke er und würde bleicher, als man mich ihm nannte; ein ganz eigener Ausdruck von Ueberraſchung, Mitleid und Neubegier lag in der Art, wie er mich forſchend betrachtete, ſich ſtumm verbeugte, und dann wieder ſich abwandte.

Er hatte die Karte abgelehnt, die man ihm geboten, die Parthien mußten deshalb anders arrangirt werden, die meinige zerſchlug ſich gänzlich. Außer der Frau vom Hauſe war ich die einzige Dame, die unbeſchäftigt blieb. Die Generalin wanderte von einem Spieltiſch zum andern, die nicht ſpielenden Herren zogen in eins der Nebenzimmer ſich zurück, und ich, ich ſetzte mich in die Vertiefung eines Fenſters, die von der reichen Drappirung mehr als halb verdeckt wurde, ſtarrte ziemlich gedankenlos in den eben aufgehenden Vollmond, und horchte mitunter auf Reichards herzergreifende Melodie zu Göthens Lied: „Kennſt du das Land“ — die aus einem benachbarten Hauſe zu mir herüber tönte.

„Eliſabeth!“ flüſterte es dicht neben mir. Es war ein Ton aus einer längſt verſunkenen Zeit, der ſeit undenklich lange in meiner Bruſt, dem ſtillen Grabe jeder Lebensfreudigkeit, geſchlummert hatte; als ich ihn hörte war mir, als träume ich, die Todten ſtänden wieder auf.

„Eliſabeth!“ flüſterte jener fremde ſtattliche Mann abermals, indem er ſich mir gegenüber in das Fenſter ſetzte; „Sie erkennen mich wirklich nicht? Auch jetzt noch nicht?“ ſetzte er hinzu, indem er meine Hand faßte; „laſſen Sie durch die unerwartete Erſcheinung eines alten Jugendfreundes ſich nicht zu ſehr erſchrecken. Noch immer nicht? Ach! was hat man Dir, Du armes Kind, gethan!“ ſetzte er, durch die noch immer zu uns herübertönende Muſik auf dieſen Ideengang geleitet, mit leiſer tiefbewegter Stimme hinzu, als ich noch immer wie erſtarrt vor ihm ſaß, mit trockenen lebloſen Augen ihn anſah; alles Blut in meinen Adern drängte in ſtürmenden Wogen ſich zurück in mein Herz.

* * *

Mein Mann ſchien zum erſtenmal zufriedener mit mir als gewöhnlich; es habe ihn gewundert, aber auch gefreut, ſagte er, daß Graf Adelheim ſich ſo lange mit mir unterhalten habe, obgleich er eigentlich nicht begreife, was ein ſo allgemein für geiſtreich anerkannter Mann wohl mit mir habe reden können. Graf Adelheim ſey eine höchſt intereſſante Bekanntſchaft, ein ſehr bedeutender Mann, an deſſen näherem Umgange ihm viel liege, der Graf ſtehe, in großen Connexionen, und könne durch dieſe ihm in dieſem Augenblick zur Erfüllung eines wichtigen, lang gehegten Wunſches verhelfen. Es handelt ſich um nichts geringeres, als um Erlangung des Johanniterkreuzes für mich, ſetzte er mit vertraulichem Lächeln hinzu. „Doch ich erinnere mich, daß ſo etwas über Ihren Horizont geht, ma chere; auch iſt es gerade nicht nöthig, daß eben Sie es begreifen. Ich bitte mir es nur von Ihnen zur Gnade aus, daß Sie durch Ihr gewohntes ungraziöſes Benehmen mir den Mann nicht verſcheuchen, wenn er, wie er es zu wollen ſcheint, unſer Haus öfters beſucht. Ich verlange, daß Sie ſich zu Hauſe finden laſſen, Madame, wenn es ihm einfallen ſollte, Ihnen eine Viſite zu machen.“

„Er iſt ein Jugendbekannter von mir“, erwiederte ich, „das Gut ſeiner Eltern grenzte mit dem Dörfchen, wo ich . . .“

„Jenes Gut iſt jetzt das Seine, der alte General iſt längſt todt“, fiel Klarenbach mir ein.

„Das war es alſo? nun begreife ich ihn erſt; ja, ja, es liegt ſo etwas Sentimentales in ſeinem Weſen. Tant mieux, ſo wird es Ihnen um ſo leichter werden, meinen Wunſch zu erfüllen. Adieu Madame.“

* * * *

Ich wollte meinem Manne alles entdecken, alles, was ich mir noch bewußt war aus jener Vergangenheit, die jetzt nach langem Vergeſſen in meinem Gemüthe wieder aufzudämmern begann. Er ließ mir nicht Zeit dazu, und als ich mit mir allein überdachte, was ich ihm denn eigentlich zu entdecken gehabt, ſo mußte ich es ihm Dank wiſſen, daß er mir dieſe Gelegenheit entzogen, mich vor ihm lächerlich zu machen. Was war aus Albert geworden, und was aus mir! Mich, die früh Verblühte, geiſtig und phyſiſch zu Grunde Gerichtete, mit dem längſt ertödteten Herzen, das ſich kaum mehr bewußt war, es habe jemals in wärmeren lebendigern Schlägen ſich geregt, mich hatte das Leben hoffnungslos erdrückt. Ihn hatte es gehoben, zu einer Hoheit ihn entwickelt, an die ich nur mit ehrfurchtsvollem Staunen hinaufſchauen konnte. Zum erſtenmal dankte ich es der Vorſehung, daß ſie uns früh getrennt. Ich fühlte es mit inniger Ueberzeugung, daß wir nie für einander beſtimmt geweſen waren, es nie ſeyn konnten, wenn gleich das erſte Erwachen jugendlicher Gefühle eine kurze Zeit lang uns zu jenem ſüßen Wähnen verleitet hatte, dem man in früher Jugend widerſtandslos ſich ergibt, um in bitterer, zu ſpäter Reue daraus zu erwachen.

Mein ſehnlicher Wunſch war jetzt, daß Albert ſich nie unſeres früheren Verhältniſſes erinnern, es im Geſpräche mit mir nie berühren möge, eines Verhältniſſes, das ich in dieſem Augenblicke nur als eine verzeihliche Verirrung zweier junger unerfahrener Gemüther anſehen konnte. Ich ſchämte mich innerlich, daß ich je fähig geweſen war, den ſtolzen Gedanken zu faſſen, ich könne dieſen Mann durch meine Liebe beglücken, von ihm wieder geliebt werden, von ihm, der wie ein göttergleicher Heros vor mir Armen ſtand, und durch ſeine Erſcheinung mich noch tiefer beugte, als ich ohnehin es ſchon war. Gleichheit iſt das erſte Erforderniß echter Liebe, und wahrlich, dieſer war nicht meines Gleichen, das fühlte ich tief. Mein Gemüth ehrte, bewunderte ihn über alles, aber jede Spur eines wahrſcheinlich nur eingebildeten wärmeren Gefühls war ſpurlos daraus verſchwunden.

Auch er ſchien ähnliches mit mir zu empfinden. Er ließ ſchon am folgenden Tage ſich bei uns einführen, und beſuchte oft, ja faſt täglich unſer Haus. Im Geſpräche erwähnte er zuweilen der Tage unſerer Kindheit, erlaubte ſich aber nie die kleinſte Anſpielung auf das zuletzt entſtandene nähere Verhältniß zwiſchen uns beiden; er ſchien im Gegentheil es gänzlich vergeſſen zu haben. Keine Spur ehemaliger Liebe war in ſeinem Benehmen gegen mich zu entdecken, wohl aber das tiefſte Mitleid mit einem armen verwahrloſeten gedrückten Weſen, das einſt zu beſſern Hoffnungen berechtigt geweſen war. Mit unausſprechlicher Milde und großer Umſicht ſuchte er mich auf eine höhere, über mein Geſchick mich erhöhende Stufe zu ſtellen, indem er eine freiere Anſicht der Welt und des Lebens mir zu öffnen ſtrebte, bald im ernſten belehrenden Geſpräche, in Erzählungen, zu welchen ſeine eigenen viel umfaſſenden Erfahrungen den Stoff herliehen, bald durch gemeinſchaftliches Leſen der Bücher, welche er mir brachte. Auf dieſe Weiſe ward ich auch durch ihn mit den Schätzen, ich möchte ſagen mit der Exiſtenz, der Poeſie und Kunſt bekannt gemacht, die mir, der in ländlicher Abgeſchiedenheit Erzogenen, bis jetzt ſtets fern geblieben waren. An ſeinem Arm beſuchte ich die Gallerien und Kunſtſammlungen unſeres Wohnortes, an die ich früher nie gedacht hatte; er führte mich in die Werkſtätte berühmter und bedeutender Künſtler, die mitten unter uns wohnten, und deren Namen ich bis jetzt kaum gekannt. Mein Mann fand ſich durch des Grafen Aufmerkſamkeit gegen mich geſchmeichelt, und fing an, mir freundlicher zu begegnen; er begleitete uns gewöhnlich, wenn wir mit einander ausgingen, um Kunſtwerke, oder auch die Bibliothek zu beſuchen, doch da dieſes meiſtens nur aus Höflichkeit geſchah, indem er ſolchen Gegenſtänden kein wirkliches Intereſſe abgewinnen konnte, ſo ergriff er gern den erſten beſten Anlaß, um ſich mit guter Art wieder von uns loszumachen, und unſern Weg allein uns fortſetzen zu laſſen. Ich bemerkte nicht das ſpöttiſche Lächeln meiner Bekannten, mit dem ſie uns abſichtlich aus dem Wege gingen, wenn ſie dem Grafen und mir allein mit einander begegneten. Albert ſah es vielleicht, aber es lag zu tief unter ihm, als daß er davon Notiz nehmen konnte.

Mit unerſchöpflicher Geduld ließ er zu meinem ungeübten, ihm weit untergeordneten Faſſungsvermögen ſich herab; er wußte alles, was er mich lehren wollte, mir ſo klar und begreiflich darzuſtellen, daß ich ſelbſt über meine eigenen Fortſchritte erſtaunte, und bald anfing, meine Verhältniſſe ſowohl als die Menſchen, mit denen ich leben mußte, in einem weit tröſtlicheren Lichte zu ſehen. Ich verlor allmählig jene Bitterkeit, die faſt immer die Frucht innerer Beſchränkung iſt, und ward weit milder in meinem Empfinden und Urtheilen. Sogar mein Mann freuete ſich der freieren Entwickelung meines Geiſtes, die, wenn ſie früher eingetreten wäre, unſer Leben ganz anders und beſſer geſtaltet haben würde; leider hatte ihm aber von jeher der Wille und auch wohl die Fähigkeit gemangelt, ſie herbeizuführen.

Auch unſer äußeres Leben gewann unter des Grafen Einfluß eine, meinem ganzen Weſen weit angenehmere und angemeſſenere Richtung. Wir blieben mehr zu Hauſe als ſonſt, und zuweilen verſammelte ſich ein kleiner geiſtreicher Kreis um uns her, der von unſern gewöhnlichen großen Aſſembleen ſich himmelweit unterſchied. Adelheim wußte meinen Mann ſogar dahin zu bringen, daß er meiner damals drei Jahre alten Sidonia bisweilen erlaubte, in ſeiner Gegenwart in meinem Zimmer zu ſpielen. Adelheim liebte das Kind, und gab ſich gern mit ihm ab, und der Vater ließ in beſonders heitern Momenten ſich durch das Beiſpiel ſeines hochgeachteten Freundes hinreißen, ein Gleiches zu thun. Ach ich lebte wie im Himmel gegen ſonſt.

* * *

Graf Adelheim war reich und von hohem Range. Seit er den Kriegsdienſt verlaſſen, hatte er keine beſtimmte Anſtellung annehmen mögen, aber er galt allgemein für den Freund und Liebling ſeines mächtigen Monarchen, dem er ſchon oft bedeutende Dienſte geleiſtet, und auf deſſen Handlungen er, wie es hieß, großen Einfluß übte. Seine männlich ſchöne Geſtalt zeichnete vor Hunderten ſeines Gleichen ſich aus; mehrere wohlerworbene Ordenszeichen ſchmückten ſeine Heldenbruſt, und ſo war er ohne Widerrede in den Augen der Mütter und Tanten das, was man in der vornehmen Welt eine große brillante Parthie nennt. Daß er bald heirathen müſſe und wolle, daß er ſeine künftige Gemahlin in dieſer unſerer Stadt und aus unſerem Kreiſe wählen würde, daran war nicht zu zweifeln, denn weshalb wäre er ſonſt gerade zu uns gekommen, um den Winter bei uns zuzubringen? Lange vor ſeiner Ankunft beſchäftigte ſchon frohe Erwartung die Gemüther, tauſend ſchöne Hände bereiteten Netze und Schlingen, um dieſe wichtige Eroberung ſich nicht entgehen zu laſſen. Die Generalin Blomberg hatte die erſten Anſprüche auf ihn, weil ſie früher die Freundin ſeiner Eltern geweſen war, und ſie nahm recht ernſtlich ſich vor, dieſen glücklichen Zufall zur Verſorgung einer von ihren beiden Nichten, die bei ihr lebten, zu benutzen. Frau von A . . . mit drei reizenden Töchtern, die junge ſchöne Wittwe Frau von B . . . ., die elegante und geiſtreiche Comteſſe C . . . und ſo weiter, beinahe das ganze Alphabet hindurch, hegten alle Damen ähnliche Abſichten, entweder für ſich oder ihre Töchter und Anverwandtinnen. Vor und gleich nach ſeiner Ankunft waren alle unter einander deshalb heimlich verfeindet, doch als keiner der auf ihn abgedrückten Liebespfeile haften wollte, als Adelheim fein und gewandt mit aller ihnen gebührenden Höflichkeit und Aufmerkſamkeit durch die Reihen der ihm zuvorkommend entgegentretenden Damen hindurch ging, um gerade die unbedeutendſte im ganzen Kreiſe auszuzeichnen, da vereinten ſich alle in beiſpielloſer Eintracht gegen mich. Nichts ſchien ihnen unerlaubt, was nur die Regeln der allgemeinen Convenienz nicht gar zu auffallend verletzte. Tauſend lächerliche, mich herabſetzende Erdichtungen, bittere Sarkasmen, beißende Einfälle liefen hinter meinem Rücken von Mund zu Mund, ſatyriſche Anſpielungen, die ich weder beachtete noch verſtand, wurden mir gegenüber gewagt. Ich ward in der Geſellſchaft nicht mehr überſehen, ich ward förmlich gemieden; mir galt das gleich, ich war ſogar noch immer zu unbekannt mit dem eigentlichen innern Weſen und Treiben dieſer Leute, um es zu bemerken, und freute mich, daß Graf Adelheim jetzt immer, wie ich glaubte von ungefähr, einen Platz neben mir leer fand. Ihm ſelbſt iſt dieſes kleinliche Unweſen wahrſcheinlich nicht entgangen, aber er verachtete es zu ſehr, um deshalb irgend etwas in ſeinem Betragen abzuändern. Mein Mann aber, der zu ſehr Weltmann war, als daß ihm das Benehmen der Damen gegen mich nicht hätte auffallen ſollen, war weit davon entfernt, ſich durch daſſelbe beleidigt zu fühlen; er fand vielmehr ſeiner Eitelkeit dadurch geſchmeichelt, daß ich doch endlich einmal anfing, Senſation in der Geſellſchaft zu machen.

* * *

Ein bösartiges Scharlachfieber, das Vielen tödtlich wurde, brach in der Stadt aus, und meine Sidonia war das erſte Kind aus den vornehmeren Ständen, welches daran, wenn gleich nicht gefährlich, erkrankte. Die Furcht vor dieſem Uebel war ſo groß und allgemein, daß unſer Haus deshalb in völligen Quarantaine-Zuſtand verſetzt wurde; nicht nur, daß Niemand es zu betreten wagen mochte, man ſcheute ſich ſogar, daran vorüber zu gehen, und mein Mann, der vor dieſer wie vor allen anſteckenden Krankheiten einen unüberwindlichen Abſcheu empfand, bezog ſogar unſer Gartenhaus vor der Stadt. Ich blieb völlig iſolirt bei meiner Sidonia zurück; Klarenbach hatte die ſtrengſten Maaßregeln getroffen, um jede Communication mit uns zu vermeiden, und ſo behielt ich völlige Muſe und Freiheit, mich der Pflege meines kranken Lieblings zu weihen.

Alle hatten mich verlaſſen, nur Adelheim nicht. So lange die kleine Kranke das Bette hüten mußte, kam er jeden Tag, um nach ihrem Befinden zu ſehen und mir Troſt und Muth einzuſprechen. Als ſie beſſer ward, was ſehr bald geſchah, und ich eben deshalb noch ängſtlicher gemieden wurde, weil man die Periode der Geneſung, in Hinſicht auf Anſteckung, für die gefährlichſte hielt, brachte er viele Stunden des Tages bei mir zu. Sein edler Zweck dabei war nicht allein, mich den trüben Gedanken abzuziehen, denen ich, wie er wußte, in der Einſamkeit mich gern überließ, er wollte auch dieſe Zeit der ungeſtörteſten Ruhe für die höhere Ausbildung meines Geiſtes benutzen, damit ich, wenn er nun bald von mir ſcheiden müſſe, nicht wieder in die vorige trübſelige Geiſtesleere zurückſänke, wohl aber irgend eine liebe erheiternde Beſchäftigung mir bliebe, um mich daran zu halten in meinem verödeten Leben.

Jeden Morgen übte ich mich jetzt unter ſeiner Leitung ein Paar Stunden im Zeichnen, wozu ich einiges Talent beſaß; Abends verließ er gewöhnlich möglichſt bald die Geſellſchaft, mich abermals in meiner ſtillen Einſamkeit aufzuſuchen, mir vorzuleſen, oder die Aufſätze durchzuſehen, die ich auf ſein Verlangen täglich über das, was wir Tages zuvor geleſen oder ich von ihm gelernt, mit groſſer Gewiſſenhaftigkeit niederſchrieb. Schöne ruhige Stunden, die wir auf dieſe Weiſe mit einander verlebten, wohin ſeyd ihr geſchwunden? Unſere Gedanken, unſer Thun, unſere Worte waren rein, wie der Aether der kalten Winternacht, die mit ihren Miriaden Sternen über unſern Häuptern ſich wölbte, wenn er ſpät von mir ging, und ich ſchuldlos, wie meine neben mir ſchlafende Sidonia, dem Schlummer mich ruhig überließ, mit der freudigen Gewißheit, ihn morgen wieder zu ſehen.

Nie habe ich gegen ihn die leiſeſte Klage über mein trübes Geſchick mir erlaubt, nie er ſich mir gegenüber die unmerklichſte Andeutung, daß es ihm dennoch bekannt ſey. Nie iſt ein Wort, das auf unſer früheres jugendliches Verhältniß zu einander den leiſeſten Bezug hatte, über unſere Lippen gegangen, wir gedachten Beide deſſen nicht mehr, ſo mächtig hatten Zeit und Leben uns umgewandelt. Ich war ſeine Schülerin, er mein Meiſter, mein nachſichtsvoller hochverehrter Freund, zu dem ich vertrauend hinaufblickte.

Ich beuge meine Knie, ich hebe meine Hand zum Himmel auf, und beſchwöre mit dem heiligſten Eide, bei jenem allwiſſenden allmächtigen Weſen, vor deſſen ernſten Richterſtuhl ich gewiß bald abgerufen werde, daß dem ſo war, und daß nie ein Gedanke in unſere Seele kam, den wir nicht der ganzen Welt hätten geſtehen dürfen.

Graf Adelheim erwähnte nie ſeiner Beſuche bei mir, obgleich es vielleicht rathſamer geweſen wäre, es zu thun, aber er war nicht gewohnt, gegen dazu Unbefugte von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft abzulegen. Meinem Gemahle würde er ſie gewiß nicht verhehlt haben, wenn ihn dieſer darum befragt hätte, doch dieſem kam es nicht in den Sinn, daß man ſo tollkühn ſeyn könne, ſich der eminenten Gefahr einer Anſteckung auszuſetzen, um mich zu ſehen. Graf Adelheim verſchwieg alſo auch ihm, daß er nach wie vor mich beſuche, mein Mann ſelbſt hatte ihn ja früher unzähligemal dazu aufgefordert, warum ſollte er unnützer Weiſe den um ſeine eigene Geſundheit unbeſchreiblich Beſorgten, noch mehr in Furcht und Schrecken verſetzen? Er wußte ja, Klarenbachs Aengſtlichkeit gehe ſo weit, daß der Bediente ſich umkleiden mußte, ehe er wieder vor ihm erſchien, der alle Morgen auf der Straße vor unſerem Hauſe ſtehen bleiben mußte, um aus dem entfernteſten Fenſter deſſelben von meinem und Sidoniens Befinden Nachricht zu erhalten.

Dennoch lag zu Vielen daran, von Adelheims Schritten genau unterrichtet zu ſeyn, als daß man nicht bald hätte erfahren ſollen, bei wem er alle Morgen mehrere Stunden zubringe; daß er Abends zur ungewohnt frühen Zeit den glänzendſten Geſellſchaften ſich entzöge, um zu mir zu eilen, blieb ebenfalls nicht lange ein Geheimniß. Bitterer Ingrimm bemächtigte ſich der Herzen meiner Feinde, während ich in ruhiger Unbefangenheit an kein Uebel dachte, weil ich mir keines bewußt war.

Den Grafen aus der Geſellſchaft verbannen zu wollen, war unmöglich, er war ein zu bedeutendes Mitglied derſelben, und die alten Pläne auf ihn noch lange nicht aufgegeben; ich aber war die liſtig heuchelnde Verführerin, ich hatte die Krankheit meines Kindes nur erdichtet, um — ich vermag es nicht, alle dieſe Gräuel nieder zu ſchreiben — ſie wollten mich vernichten, ſie wollten mich zertreten, und ſie haben es glorreich vollbracht!

* * *

Sidonia war längſt von ihrem ſehr leicht überſtandenen Uebel geneſen, aber die zwei Monate waren noch nicht ganz vorüber, nach deren Ablauf man erſt ohne Furcht mir nahen zu dürfen glaubte, und ich erfreute mich noch immer meiner glücklichen Verbannung.

Sidonia hielt Mittagsruhe, ich war in meinem Zimmer allein mit meinem Lehrer und Freund. Ich zeichnete nach einer von mir aufgeſtellten Büſte, es war mein erſter — ach auch mein letzter Verſuch in dieſer Art. Es wollte mir nicht gleich gelingen, mein Vorbild treu aufzufaſſen, Adelheim mußte mir helfen, er ſaß neben mir. Im Eifer des Zeichnens hatte er halb kniend ſich verbeugt, ſein Geſicht meiner Wange genähert, um meinen Augenpunkt zu ſuchen, ſeine rechte Hand hatte die meinige geſucht, um ſie zu führen, mit dem linken Arm hielt er hinter mir wegen der Lehne meines Stuhles ſich an.

Die Thüre flog auf, Klarenbach ſtand vor uns; bleich, entſtellt, mit blitzenden Augen, mit blauen ſchäumenden Lippen, einen bloßen Degen in der Hand, ſtürzte er auf mich zu, riß mich empor, mißhandelte mich thätlich, zum erſtenmal. „Ehrloſe Verbrecherin!“ rief er, „ſchamloſe Heuchlerin!“ Adelheim faßte ihn mit gewaltigem Arm, und warf ihn zu Boden, um mich vor ſeiner Wuth zu retten, der Tiſch mit der Büſte ſtürzte um, fiel auf ihn, verletzte ihn, ich ſah und hörte nichts weiter.

* * *

In meinem Zimmer fand ich mich wieder. Meine Kammerjungfer meldete mir mit kurzen trockenen Worten, Graf Adelheim habe mich ihr übergeben, und ihr aufgetragen, mir zu ſagen, daß er zur Generalin Blomberg, unſerer nächſten Verwandtin, gegangen ſey. Ich fragte nach meinem Gemahl und erfuhr, daß er ſchwer verletzt, vom Blutverluſt ermattet, zu Bette liege, und der Arzt befohlen habe, Niemanden zu ihm zu laſſen.

Eine Stunde ſpäter erſchien, ſtolz und ſtrenge, gleich einer richtenden Nemeſis, die Generalin Blomberg bei mir, und kündigte mir den Befehl meines Gemahls an, ihr ſogleich in ihre Wohnung zu folgen. Willenloſer als je, betäubt, entgeiſtert, wagte ich keinen Widerſpruch, ich bat nur, Sidonien mitzunehmen. Sie ſey bei ihrer Bonne beſſer aufgehoben als bei mir, hieß es; ich mußte gehorchen.

In einem abgelegenen Zimmer unabläſſig von meiner alten franzöſiſchen Kammerfrau bewacht, die mein Mann mir gleich anfangs mehr als Aufſeherin, als zur Bedienung zugegeben, und die dieſe ganze Reihe von Jahren hindurch ſein unbeſchränktes Vertrauen ſich erworben hatte, blieb ich nun viele Tage lang in ununterbrochener Einſamkeit. Was ich zur Erhaltung des Lebens bedurfte, ward mir gebracht, doch außer meiner Wächterin ſprach Niemand mit mir, alle meine Fragen blieben unbeantwortet, endlich verſtummte auch ich. Ich erfuhr nichts von meinem Mann, meinem Kinde, meinem Hauſe, nichts von Adelheim. Er hatte mir einigemal in dieſer Zeit geſchrieben, wie ich ſpäter vernahm, keiner ſeiner Briefe gelangte bis zu mir.

Ich war nicht eingeſchloſſen, und doch eine Gefangene. Ob ich das Haus verlaſſen durfte, weiß ich nicht, ich habe es nie verſucht; wohin ſollte ich gehen? wohin konnte ich gehen? meine Aufſeherin folgte mir auf jedem Schritt, beobachtete mit ſtrengem Ernſte jede meiner Bewegungen, jeden meiner Blicke.

In dumpfer Betäubung brachte ich die langen Tage, die noch längeren Nächte zu, meine einzige Beſchäftigung war, meinem Unglück nachzuſinnen, es erſchien mir um ſo grauenvoller, je weniger ich fähig war, es mir deutlich zu geſtalten, ich ſah wie eine Verbrecherin mich behandelt, und ſtrebte vergebens zu ergründen, was ich verbrochen. Ich ſann und ſann darüber nach, bis mir die Gedanken vergingen, und ich, verſunken in völlige Geiſtesabweſenheit, mir kaum noch meines Daſeyns bewußt blieb.

* * *

Endlich ward es Licht. Ein Scheidebrief ward zum Unterzeichnen mir vorgelegt. Ein Papier begleitete dieſen, das die fürchterlichſten Beſchuldigungen gegen mich enthielt.

Schon vor meiner Verheirathung ſollte ich mit dem Grafen Adelheim in unerlaubtem Umgange gelebt haben, wovon die Beweiſe ſich unter meinen Papieren vorgefunden hätten. Kindiſche Andenken aus meiner entflohenen Frühlingszeit, die ich einſt aufbewahrt, um ſie ſpäterhin, unter dem Druck des Lebens völlig zu vergeſſen!

Adelheims Vater, hieß es ferner, habe gleich nach Entdeckung unſeres heimlichen Verſtändniſſes ſeinen Sohn ins Ausland geſchickt, mein Vater, ſpäterhin auch meine Mutter, wären aus Gram über die ausgeartete Tochter geſtorben.

Welch ein furchtbares Gemiſch von Wahrheit und Lügen! mein Herz! mein Herz! wie konnteſt du das ertragen und nicht brechen?

Ferner hieß es, daß aus Allem hervorgehe, wie ich ſelbſt den Grafen Adelheim angelockt, unſer voriges, jetzt noch weit ſtrafbareres Verhältniß zu erneuen. Sidoniens Krankheit ſey nicht geweſen, wofür ich ſie ausgab, nur erſonnen, um bei der mir bekannten Schwäche meines Gemahls deſto ungeſtörter meine Zuſammenkünfte mit dem Graſen zu halten. Der Arzt, die Wärterin meines Kindes, meine eigene Kammerfrau wären bereit zu beſchwören, daß ſie nie ein Scharlachfieber ſo leichter Art geſehen, daß mehrere untrügliche Kennzeichen deſſelben ſich nicht gezeigt, daß ich ſie alle durch künſtliche Vorſpiegelungen getäuſcht, und ſie deshalb nur ſelten zu dem Kinde zugelaſſen habe, deſſen Pflege und Wartung ich größtentheils allein übernommen.

Ferner wären meine Kammerfrau nebſt meinen übrigen Domeſtiken bereit, eidlich zu bezeugen, daß Graf Adelheim mich zu jeder Stunde des Tages beſucht und völlig allein mit mir geblieben ſey, daß ſie dann oft die Thüren meines Zimmers verſchloſſen gefunden, daß die Kammerfrau uns oft in ſehr vertrauter Stellung zuſammen geſehen, daß Adelheim oft bis nach Mitternacht bei mir verweilt habe.

Klarenbach ſelbſt, hieß es endlich, habe in den Armen des Grafen Adelheims mich überraſcht, ſey darauf von ihm zu Boden geworfen und gefährlich verwundet worden.

Den Schluß dieſes Aufſatzes machte eine an mich gerichtete Aufforderung, um meiner eigenen Ehre willen in die mir vorgeſchlagene Eheſcheidung einzuwilligen, mich mit dem Jahrgehalt, den mein beleidigter Gemahl mir ausſetzen würde, nach Schwaben zu meinen Verwandten zurück zu ziehen, und jedem Anſpruch, jeder Annäherung an meine beiden Kinder, beſonders meine Tochter, für Zeitlebens zu entſagen, da bei ſo bewandten Umſtänden mir die Erziehung, ſelbſt der Umgang mit letzteren nicht füglich zu geſtatten ſey.

O meine Sinne! O mein Herz! Von neuem fühle ich ſie wanken und brechen unter der Laſt der Erinnerungen an jene furchtbaren Gräuel! Nein, man ſtirbt nicht vor Entſetzen, man ſtirbt nicht vor Schmerz!

* * *

Die Generalin Blomberg kam ſelbſt, zu ſehen, ob ich jenen Scheidungsbrief unterſchrieben. „Sie wollen es nicht?“ rief ſie zornig, „Sie verſchmähen die Milde, mit der man bereit iſt Sie zu behandeln? Sie wollen Ihre, unſere Schande offenkundig machen? Blindes, thörichtes Geſchöpf, kennen Sie die Folgen davon?“

Mit hinreißender Beredſamkeit, vor der ich bang zuſammenſchauderte, ſchilderte ſie mir nun den Gang der öffentlichen Gerechtigkeit, vor deren

Richterſtuhl mein Gemahl ſeine Klagen zu bringen feſt entſchloſſen ſey, im Fall ich in die mir vorgeſchlagene Eheſcheidung auf gütlichem Wege mich nicht fügen wolle; die Pein der beſchimpfenden Verhöre, denen ich dann mich ausſetzen würde, die ſchamloſen Fragen, die man an mich richten, und die ich vor Zeugen würde pünktlich beantworten müſſen, die erniedrigende Confrontation mit meinen, gegen mich zeugenden Domeſtiken, die alle bereit wären, ihre Ausſagen durch einen Eid zu bekräftigen. „Der Prozeß kann Jahre lang währen, und wird dennoch zu keinem andern Reſultat als zur Scheidung führen, ſetzte ſie hinzu, gehen Sie nur darauf ein, Sie werden dadurch berühmt, Ihr Name und Ihre Geſchichte werden in allen Zeitungen prangen.“

„Adelheim“, rief ich wie außer mir, „Adelheim wird mich ſchützen, mich vertheidigen!“

„Adelheim, Ihr Mitſchuldiger? ein herrlicher Vertheidiger!“ erwiederte ſie höhniſch lachend. „Wie ſich es nun gefunden, war er in Folge eines geheimen Auftrages ſeines Königes hier, und wurde, gerade am Tage nach jener abſcheulichen Scene, durch einen Befehl, dem auszuweichen nicht in ſeiner Macht ſtand, zu dieſem zurückberufen. Aber ich zweifle nicht daran, daß er augenblicklich kommt, ſobald Sie ihn zu Ihrem Beiſtande auffordern, denn er iſt und bleibt ein Mann von Ehre, unerachtet jenes unbegreiflichen Sichvergeſſens an Ihrer Seite, es war ein Fehltritt, den man Männern nicht beſonders hoch anzurechnen pflegt. Thun Sie es, rufen Sie ihn hieher, und zwingen Sie dadurch meinen Vetter, den würdigen Klarenbach, Ihren Wohlthäter, welcher einſt dem bitterſten Elende Sie entriß, zwingen Sie ihn in ſeinem weit vorgerückten Alter mit einem jugendlich-kräftigen Manne, der allgemein für einen trefflichen Fechter bekannt iſt, ſich um Ihretwillen zu ſchlagen. Sie ſetzen dadurch allen ihren Thaten die Krone auf, es iſt der nächſte und ſicherſte Weg, Wittwe zu werden. Sie ſind dergleichen ja gewohnt, das bezeugen die frühen Gräber Ihrer Eltern.“

Es war zu entſetzlich, zu furchtbar, fort, fort mit Erinnerungen, die noch jetzt zum Wahnſinn mich führen könnten.

* * *

In ſanfterem Tone ward, als ich wieder zu mir ſelbſt kam, mir vorgeſtellt, wie ich dennoch verloren ſey, ſelbſt wenn es mir gelingen ſollte, die wichtigſten Punkte der gegen mich gerichteten Anklage zu beſeitigen; wie Klarenbach ſich nie mit mir verſöhnen, nie in nur leidlich anſtändigem Verhältniß zu mir leben könne; wie ich hier, einmal gebrandmarkt vor der Welt, von Allen gemieden, in Schmach und Verachtung ein elendes Daſeyn hinſchleppen müſſe, und Sidonia mir dennoch verloren ſey, indem ihr Vater einer ſo mit Schande belaſteten Mutter nie erlauben werde, ſie ferner in ihrer Nähe zu behalten.

Zerſtört, zermalmt an Körper und Gemüth, ſtarrte ich in Dumpfheit und Betäubung verloren vor mir hin.

Ich habe unterſchrieben, was man gewollt.

* * *

Als ich hier bei meiner Schweſter angelangt war, bot Adelheim mir ſchriftlich ſeine Hand; er gelobte, durch alles, was innige Freundſchaft, herzliche Theilnahme nur vermöchten, mir möglichſten Erſatz für das zu gewähren, was ich durch ihn und für ihn gelitten. Ohne Ueberwindung, ohne Schmerz, wies ich das edle Anerbieten des großherzigen Freundes von mir ab, zu welchem nur das innigſte Mitleid mit mir ihn bewogen haben konnte. Als ich meinem guten Namen, als ich meinem Kinde entſagte, wurde mein Leben abgeſchloſſen; von jenem Augenblicke an gehöre ich zu den Todten. Sollte ich Vampyrenartig an dem hoffnungsreichen ſegenverbreitenden Leben des edelſten Mannes zehren, meines Freundes, meines Wohlthäters Ehre durch meine unheilbringende Nähe vergiften? an jedem ſeiner Schritte auf der Bahn, die er ſo ehrenvoll durchſchreitet, mich lähmend anhängen wollen?

Ich habe für dieſe Welt von ihm Abſchied genommen, ihm meinen unwiderruflichen Entſchluß gemeldet, nie ihn wieder zu ſehen, ſogar jedem ſchriftlichen Umgang mit ihm zu entſagen, und er hat die Gründe gebilligt, die mich dazu bewogen, wenn gleich mit großer Ueberwindung ſeiner ſelbſt. Mein beſtes für mich überlebendes Ich, das einzige Weſen, für das ich noch Schmerz, Furcht und Hoffnung empfinden kann, meine Sidonia habe ich dagegen an ſein edles Herz gelegt, ich habe ihn beſchworen, ihr helfend zur Seite zu ſtehen, wenn ſie, einſt des Schutzes und Rathes bedürfend, nicht minder verlaſſen als ihre Mutter es einſt war, in der Welt daſteht, wenn ſie einſt von dieſer mißhandelt wird, wie ich es wurde. Der Schutz, die Leitung des treu erprobten Freundes iſt das einzige, aber auch das edelſte Erbtheil, das ich meiner Tochter hinterlaſſen kann.

Ehe ich von dieſer Welt ſcheide, will ich Sidonien, wenn ſie einſt erwachſen . . . .

* * *

Dieſes letzte Blatt war unvollendet geblieben, der Eindruck, den die Leſung aller dieſer Papiere auf Sidonien machte, läßt ſich in Worten nicht ausdrücken. Inniges Mitleid mit dem herben Geſchicke ihrer ſchuldloſen unglücklichen Mutter, bittere Reue, daß ſie ihrer ſo vergeſſen konnte, die bis zum letzten Athemzuge mit liebender Sorge der Tochter gedacht hatte, unausſprechlicher, an Haß und Verachtung grenzender Widerwille gegen diejenigen, welche die beklagenswerthe Frau, die ihr jetzt in der Glorie einer Heiligen erſchien, dem Untergange einſt muthwillig zugetrieben hatten, bewegten ſtürmiſch Sidoniens Herz, das ſonſt immer ſo ruhig geſchlagen.

„Und in der Mitte dieſer Elenden ſoll ich leben!“ rief ſie, von Schmerz und Unmuth hingeriſſen, beinahe laut; „unter dem Dache einer eitlen eigenſüchtigen Thörin, in hülfloſer Abhängigkeit von ihr, die einſt meinen alten ſchwachen Vater liſtig zu umſtricken gewußt hat, und jetzt, ſogar in meinem Beiſeyn es wagt, das Andenken meiner entſchlafenen Mutter zu läſtern! Die kleinlichen Anſtandsregeln, die nichtswürdigen Rückſichten, die jämmerlichen Anſichten einer Geſellſchaft ſollen das Geſetzbuch meines Lebens werden, einer Geſellſchaft, die einſt meine Mutter ausſtieß, in den Staub trat, die unſchuldige Heilige, die tauſendmal beſſer war als ſie Alle! Täglich ſoll ich die nämlichen Leute ſehen, mich vor ihnen beugen, ihre Albernheiten verehren, deren neidiſche Tücke und niedrige Verläumdungsſucht meine Mutter zu Grunde richtete und ſie dem frühen Grabe zutrieb!"

Wieder und wieder las Sidonia die von ihrer Tante ihr zugeſandten Papiere durch, mit unermüdlicher Aufmerkſamkeit, bis der Inhalt derſelben ihrem Gemüth ſich tief und unauslöſchlich eingeprägt hatte. Je länger ſie darüber nachdachte, je grenzenloſer ward ihre Verachtung einer Welt, in der, ihrer jetzigen Anſicht nach, nur Schein und kleinliche Rückſichten gelten, und jedes rein menſchliche Gefühl erſticken muß; in der nur dem Anſtande gehuldiget und jeder Verſtoß gegen denſelben auf das ſtrengſte beſtraft wird; in der die Unſchuld ſelbſt, wenn ſie in ihrer Unwiſſenheit die ſcharfgezogene Linie der Convenienz verletzt, ſchonungslos zu Boden getreten wird, während man dem Laſter Kronen windet, ſobald es nur die Kunſt verſteht, ſich im Aeußern tadellos zu zeigen.

Sidonia war noch ſehr jung, ſehr unerfahren, und ihr zum erſtenmal recht lebhaft angeregtes Gefühl für Recht und Unrecht ließ ſie nicht bemerken, wie ſie jetzt, ſelbſt abſprechend und ungerecht, ein voreiliges Urtheil über Dinge fälle, die ſie unmöglich von ihrem noch niedrigen Standpunkte aus genau genug überblicken konnte, um eine ſichere, nicht trügende Anſicht derſelben zu gewinnen. Doch der Eindruck dieſer einſamen Stunde verlöſchte nie völlig aus ihrem Gemüthe, und ſein Einfluß verbreitete ſich über ihr ganzes künftiges Leben.

Sobald der erſte Sturm in ihrem Gemüthe ſich einigermaßen gelegt hatte, nahm Sidonia auch den Brief ihrer Tante wieder zur Hand. Je aufmerkſamer ſie dieſen las, je tröſtlicher fühlte ſie ſich durch ihn angeſprochen. Die Jugend findet nicht nur das eigene Geſchick immer ganz abſonderlich, ſie hegt auch gern den Glauben, daß noch etwas Wunderbares, an die Geiſterwelt Grenzendes damit in Zuſammenhang ſtehe, und ſo wär denn auch Sidonia ſehr geneigt, eine Art von Wunder darin zu ſehen, daß dieſer Brief, der neue Ausſichten ihr bot, gerade in der nemlichen Stunde ihr überbracht werden mußte, in welcher die Ankunft ihres Bruders, auf den ſich bis jetzt alle ihre früheren Hoffnungen gegründet hatten, ſie ſo ſchmerzlich enttäuſchte. Sie fühlte jetzt zu ihrem großen Troſte, daß ſie bei weitem nicht ſo verlaſſen, ſo fern von jeder liebenden Theilnahme in der Welt daſtehe, als ſie es wohl früher gewähnt; die Schweſter ihrer Mutter bot in jeder Noth ihr einen ſichern Zufluchtsort an, und Adelheim! der treue edle Freund der Verklärten, den dieſe ſelbſt zu ihrem Beſchützer ihr erkohren hatte! bei ihm verweilten ihre Gedanken am längſten. Sie hätte eine Welt darum geben mögen, gleich in dieſem Augenblick zu ihm ihre Zuflucht nehmen, ſein ſchützendes Wohlwollen, ſeinen leitenden Rath gerade jetzt in Anſpruch nehmen zu können, wo ſie nichts ſehnlicher wünſchte, als den drückenden Verhältniſſen im Hauſe der Stiefmutter ſich zu entziehen. Doch bei weiterem Nachdenken fühlte ſie auch das Nichtige jeder auf ihn geſtellten Hoffnung. Seit dem ihm gewiß nicht unbekannt gebliebenen Tode ihrer Mutter war eine lange Reihe von Jahren vergangen, in der Graf Adelheim nie die kleinſte Theilnahme an ihrem Geſchicke geäußert, auch der Brief ihrer Tante erwähnte ſeiner nicht. Wo ſollte die arme Sidonia ihn ſuchen? wo ihn zu finden hoffen? wahrſcheinlich gehörte er nicht mehr zu den Lebenden, denn ein Mann wie er hätte ſonſt das heiligſte Vermächtniß ſeiner entſchlafenen Freundin nicht ſo lange aus den Augen verloren.

Schon dämmerte der Abend; Sidonia war heute unter dem Vorwande, ſich unwohl zu fühlen, nicht bei Tiſche erſchienen, und ſaß noch in tiefem Nachſinnen verſunken, als Theodor zu ihr hereintrat.

„Ich komme, liebe Schweſter, um mit Deiner Erlaubniß ein Stündchen mit Dir zu verplaudern", ſprach er mit einer Art freundlichem Weſen, das Sidonien unangenehm auffiel. „Wir müſſen doch Bekanntſchaft mit einander machen", ſetzte er hinzu; „Frau von Klarenbach hat eben ihre Toilette für die heutige Soirée bei der Frau von Rothenſtein angefangen; da habe ich denn wenigſtens noch anderthalb Stunden vor mir, und die denke ich bei Dir recht angenehm zuzubringen."

„Du willſt heute Abend unſere Stiefmutter begleiten, und zur Frau von Rothenſtein?" fragte Sidonia mit ſchmerzlichem Erſtaunen.

„Ei gewiß“, war die Antwort; „die Rothenſteins ſind durch die verſtorbene Generalin Blomberg uns nahe verwandt; man muß Niemanden negligiren, man weiß nicht, wo man die Leute einmal brauchen kann. Es wird mir überdem morgen bei meiner Viſitenronde ganz angenehm ſeyn, einen Theil der Societät ſchon perſönlich zu kennen. Du, liebe Schweſter, wirſt übrigens wohl daran thun, wenn Du Deiner Migraine, mit der es wohl nicht ſehr ernſtlich gemeint war, für heute den Abſchied gibſt, um Dich ankleiden zu laſſen. Es iſt nicht ganz ſchicklich, daß Du gerade an dem Tage aus der Geſellſchaft wegbliebſt, an welchem ich zum erſtenmal in ihr erſcheine. Geſtehe es nur, Kleine, Du haſt eigentlich nur aus einer Art von dépit das Mittagseſſen verſchmäht, Du boudirſt Deinen Bruder, weil er heute früh der Stiefmama ein wenig ſchön that, mit der Du eben eine etwas lebhafte Scene gehabt hatteſt. Trotzköpfchen Du! Dergleichen kleine Niaiſerien ſtehen einem hübſchen Mädchen zwar recht allerliebſt, aber ſie müſſen zur rechten Zeit und am rechten Orte angebracht werden, vor allem hüte Dich vor Uebertreibung.“

„Theodor, ich verſtehe gar nicht, was Du meinſt“, erwiederte Sidonia mit kaum zu unterdrückendem Unmuth im Herzen.

„Komm, ſey ein gutes Kind, und erlaube mir, Deine Jungfer zum Ankleiden zu rufen“, ſprach Theodor lachend; „mir machſt Du nichts weiß. Uebrigens hoffe ich, Du ſollſt bald von ſelbſt einſehen, daß wir es durchaus mit unſerer Stiefmutter nicht verderben dürfen; unſer guter Vater hat unſern Vortheil, beſonders den Deinen, gar zu ſehr in ihre Hände gegeben. Doch laß mich nur machen, ich will ſie ſchon gewinnen. Kleide Dich nur ruhig an, während ich hinuntergehe, ſie Deinetwegen zu beſänftigen.“

„Ich kann jene verhaßten Leute heute nicht ſehen, es iſt der Sterbetag unſerer Mutter!“ rief Sidonia, in Thränen ausbrechend.

„Heute wäre? — doch ja, wir ſchreiben den Neunzehnten“, erwiederte Theodor nach kurzem Beſinnen; „aber wie kömmſt Du dazu, den Tag ſo beſtimmt zu wiſſen? Um ſo mehr iſt es nöthig, daß Du heute in der Geſellſchaft erſcheinſt, denn die Klugheit gebietet uns, alles zu vermeiden, was alte, längſt vergeſſene Ereigniſſe den Leuten wieder in das Gedächtniß zurückrufen könnte. Die Mutter iſt zwar ſchon vor vielen Jahren geſtorben, und obendrein fern von hier; ich glaube kaum, daß irgend jemand noch weiß, wann ſie eigentlich ſtarb, aber es wäre doch möglich. Was ſollen überhaupt ſolche alljährlich ſich wiederholende Erinnerungen? Ein jeder Tag hat ſeine Leiden, ein jeder Tag hat ſeine Luſt; ſagt, ich weiß nicht mehr welcher Dichter.“

„Du biſt doch mein Bruder, Du biſt doch der Sohn unſerer grauſam hingeopferten Mutter, fühlſt Du denn nicht, wie unmöglich es mir ſeyn muß, gerade heute zu der Nichte ihrer grauſamſten Verfolgerin zu gehen?“ erwiederte Sidonia ſehr ſehr lebhaft.

„Ma chere, ich bitte Dich recht ernſtlich, unſerer Mutter hier nie zu erwähnen“, erwiederte Theodor, „ihr kann das Erneuern ihres Andenkens nichts mehr helfen, und uns, beſonders Dir, bringt es Nachtheil. Ich will herzlich gern zugeben, daß ihr damals zu viel geſchehen ſey, wir Beide können nicht darüber urtheilen, Du warſt ein unmündiges Kind, und ich war auch noch ſehr jung. Das alles aber iſt vorbei und nicht mehr zu ändern, darum dürfen wir uns weder darüber grämen noch ereifern. Wer in aller Welt hat Dir ſolche Marotten in den Kopf ſetzen können?“

Sidonia ſchwieg. „Kennſt Du die Schweſter unſerer Mutter?“ fragte ſie nach einer kleinen Weile.

„Die Frau von Bornefeld? Wie kömmſt Du

denn jetzt auf die? Du thuſt ſonderbare Fragen", erwiederte Theodor, und ſah Sidonien forſchend an. „Geſehen habe ich Sie nie, aber wohl gehört, daß ſie eine gute brave Frau ſeyn ſoll, der Niemand etwas Uebles nachſagt, vermuthlich weil Niemand von ihr etwas weis. Sie lebt in ihrer Familie in ziemlich beengten Umſtänden irgendwo in Schwaben. Die Verwandtſchaft, gute Sidonia, wird uns nicht ſonderlich viel in der Welt helfen, mit der brauchen wir eben nicht groß zu thun, es ſind ehrliche, aber obſcure Leute ohne allen Einfluß."

„Und Graf Adelheim, kennſt Du den Grafen Adelheim, weiſt Du, wo er ſich aufhält?" fragte Sidonia weiter.

„St! St! um Gotteswillen, den Namen vollends darfſt Du nie nennen!" rief Theodor ängſtlich. „Sidonia, was für wunderliche Ideen beſchäftigen Dich! Ich weis nicht, was ich von Dir denken ſoll, und muß geſtehen, daß ich Dich für viel vernünftiger gehalten hätte. Ich bitte Dich, gib Deinen ſonderbaren Grillen den Abſchied, und vor allen Dingen laß ja keine lebende Seele merken, daß jener Name Dir auch nur von Ferne bekannt ſey. Sprechen wir lieber von andern Dingen. Ich habe heute bei Tiſche eine intereſſante Bekanntſchaft gemacht, die eines gewiſſen Herrn von Binſenburg. Wie? Du wirſt roth? cela suffit, ich ſehe, Du haſt mich verſtanden, morgen ſprechen wir weiter über dieſen Punkt. Und nun rufe Deine Jungfer, es iſt die höchſte Zeit zum Ankleiden.“

„Ich kleide mich nicht an, ich gehe nicht zur Frau von Rothenſtein, und will von dem jämmerlichen Binſenburg nichts hören noch wiſſen, am liebſten ihn gar nicht wieder ſehen“, erwiederte Sidonia mit unverhehltem Unmuth.

„So jung noch und ſchon ſo dezidirt!“ rief Theodor lachend; „aber der Trotz ſteht Dir gut, und mag wohl dazu beitragen, den jungen Leuten die Köpfe zu verrücken, die nicht, wie ich, die Ehre haben, Dein Bruder zu ſeyn; aber ich warne Dich nochmals, hüthe Dich vor dem Uebertreiben. Ich ſehe indeſſen, daß heute mit Dir kleinem Eigenſinn nichts anzufangen iſt, wir wollen es auf gelegenere Zeit verſchieben; ſolch ein Mädchenköpfchen werden zwei Diplomatiker doch wohl noch zur Vernunft zu bringen wiſſen!“ ſetzte er hinzu, indem er Abſchied nahm, weil es die höchſte Zeit ſey, an ſeine eigene Toilette zu denken.

Gleich am andern Morgen war es Theodors angelegentliches Geſchäft, Sidonien wieder in ihrem

Zimmer aufzuſuchen, um dem Herrn von Binſenburg bei ihr das Wort zu reden. Er ſtellte alle Vortheile einer Verbindung mit ihm ihr auf das deutlichſte und im glänzendſten Lichte vor, ſuchte auf das bündigſte ihr zu beweiſen, wie ein Mädchen in ihrer Lage die unverzeihlichſte Thorheit begehen würde, wenn ſie die Hand eines Mannes ausſchlüge, der im Begriffe ſtehe, die glänzendſte Carriere zu machen; und daß es die heiligſte Pflicht ihrer nächſten Verwandten ſey, ſie auf jede Weiſe davon abzuhalten. Er bat ſie, den mächtigen Einfluß zu bedenken, den die Verbindung mit dem künftigen Geſandten auf das fernere Fortkommen ihres eigenen Bruders haben könne, und machte es ihr zur Gewiſſensſache, ſolche bedeutende Vortheile nicht aus Eigenſinn von ſich zu weiſen, und dadurch das Glück ihres einzigen nahen Verwandten, dem ſie Liebe und Rückſichten jeder Art ſchuldig ſey, muthwillig zu ſtören. Doch alles, was er ſagen mochte, machte nicht den mindeſten Eindruck auf ſie, Sidonia blieb feſt bei dem Entſchluſſe, Binſenburgs Hand auszuſchlagen, ſobald er es wagen würde, ſie ihr anzubieten, und ſprach dieſes unumwunden aus, ſo oft Theodors unermüdliche Suade ſie nur zum Worte kommen ließ.

* * *

Wochen, Monate vergingen, und Sidonia empfand immer ſchmerzlicher, wie ſehr ſie ſich in dem Bilde getäuſcht, das ihre Phantaſie ihr von ihrem Bruder vorgeſpiegelt habe, und wie wenig ſie durch ſeine Ankunft an Glück und Zufriedenheit gewonnen.

Er wohnte jetzt im Hauſe ihrer Stiefmutter, deren erklärter Liebling er geworden war, und die ſich jetzt täglich in der heiterſten Laune zeigte. Die unveränderliche Aufmerkſamkeit des eleganten jungen Mannes, den ſie mit graziöſer Sentimentalität ihren Sohn nannte, ſchmeichelte ihrer Eitelkeit; ſie war thörig genug, es mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit anzuhören, wenn ihre Freundin Eliſe ihn Don Carlos nannte, und im vertrauten Geſpräche mit ihr auf die hoffnungsloſe Liebe des bedauernswerthen jungen Mannes ſich Anſpielungen erlaubte. Auch trug Theodors Verſprechen, die Verbindung Binſenburgs mit Sidonien gewiß herbeizuführen, nicht wenig dazu bei, Frau von Klarenbach bei gutem Humor zu erhalten, und alle heftigen Ausbrüche ihrer leidenſchaftlichen Heftigkeit zu verhindern. Sidoniens Leben gewann dadurch unſtreitig an Ruhe, obgleich ihres Bruders tägliche Ermahnungen, ſich mit guter Art zu einem Schritte zu entſchließen, den ſie einſt doch werde

Univ. Bibl.
München

thun müſſen, ſie oft zornig machten, oder doch wenigſtens langweilte.

Uebrigens hatte ſich Theodor zu einem unentbehrlichen Mitgliede der Societät aufgeſchwungen, ohne jedoch eigentlich eine brillante Rolle in derſelben zu ſpielen; es war ſogar eine ſeiner Lebensregeln, daß man, um in der Welt fortzukommen, ſich vor allen Dingen davor hüthen müſſe, ſich ihr in einem auffallend glänzenden Lichte zu zeigen, weil man ſich damit nur Feinde mache. Glatt wie ein Aal ſchlüpfte er durch alle Verhältniſſe ſchmiegſam hindurch, ſchien in Jedermanns Meinung zu ſeyn, weil er die Seine nie deutlich ausſprach, war voll von Rückſichten gegen alle Welt, ohne je irgend Jemanden zu vernachläſſigen, ſelbſt den ſcheinbar unbedeutendſten nicht. Niemand wußte die ſogenannten Jeux d'Esprits beſſer zu leiten und anzugeben wie er, an Kartenkünſten, Charaden, Räthſeln und Calembourgs war er unerſchöpflich, und machte ſich dadurch bei dem jüngeren Theile der Societät ungemein beliebt. Auf dem Balle tanzte er mit allen Damen, die man ſpottend die Tappiſſerie nannte, weil ſie gewöhnlich unaufgefordert und trübſelig längs den Wänden ſitzen blieben; der Spieltiſch aber war das eigentliche Feld, wo er am brauchbarſten ſich bewies. Er ſpielte jede Art von Kartenſpiel, hoch oder niedrig, wie man es wollte, mit alten Damen oder mit Männern, die am Spieltiſch Eigennutz und Habſucht unter dem Anſchein des Vergnügens verkleiden, und blieb dabei ſtets guter Laune, er mochte gewinnen oder verlieren.

Sich das Vertrauen des ziemlich bornirten Herrn von Binſenburg zu erwerben, war ihm ein Leichtes, auch wußte er von dieſem ſehr bald das Geſtändniß ſeiner unbezwinglichen Liebe zu der ſchönen Sidonia herauszubringen, und verhalf ihm mit großer Gewandtheit zu der tröſtenden Ueberzeugung, daß Sidoniens anſcheinender Widerwille gegen ihn nichts anders als die blöde Sprödigkeit eines eben aus der Penſion gekommenen Mädchens ſey, die man bei einem ſo jungen Geſchöpfe ganz natürlich finden müſſe. Er ſuchte auf alle Weiſe ſeinen neuen Freund bei gutem Muthe zu erhalten, und deſſen Leidenſchaft durch Erzählungen von ſeiner Schweſter immer höher zu entflammen, warnte ihn aber auch zugleich, nicht zu dreiſt in Sidonien zu dringen, um ſie nicht vollends zu verſchüchtern. Im Herzen hoffte Theodor, daß irgend ein Zufall eintreten werde, der, glücklich und mit Geſchicklichkeit benützt, Sidonien zum gewünſchten Ziel führen ſolle, deshalb ſuchte er vor Allem eine deutliche Erklärung von Binſenburgs Seite für's Erſte noch abzuwenden, und eilte augenblicklich herbei, wenn er dieſen Sidonien ſich nähern ſah, um es nicht zwiſchen Beiden zum Ausſprechen ihrer gegenſeitigen, einander ſo entgegen geſetzten Geſinnungen und Gefühle kommen zu laſſen. Sidonia aber wünſchte zuweilen in ihrem Unmuth, doch endlich eine Gelegenheit zu finden, um durch ein klar und beſtimmt ausgeſprochenes „Nein“ ſich für immer der täglich dreiſter werdenden Zudringlichkeit ihres widerwärtigen Anbeters zu entziehen, aber ihr mädchenhaftes Gefühl hielt ſie davon ab, zu antworten, ehe die große Frage ausgeſprochen worden ſey.

Nicht ohne vorher wohlüberlegtes Zuthun der Frau von Klarenbach und ihres treuen Bundesgenoſſen war die nahe bevorſtehende Vermählung des Herrn von Binſenburg und Sidoniens indeſſen das öffentliche Geheimniß geworden, das Jeder ſeinem Nachbar unter dem Siegel der Verſchwiegenheit heimlich zuflüſterte, und Sidonia wurde überall, wo ſie ſich blicken ließ, mit verſteckt ſeyn ſollenden Anſpielungen und ſchalkhaft-witzigen Einfällen beläſtigt, die ſie zuweilen nicht zu hören ſchien, oft aber auch mit aller ihr zu Gebot ſtehenden Geiſtes-Gegenwart bald ins Lächerliche zog, bald ernſtlich von ſich abwies. Das half ihr aber nur wenig, man glaubte doch was man glauben wollte, denn Binſenburg benahm bei ähnlichen Veranlaſſungen ſich ganz anders als ſie. Stumm und verlegen ſich verbeugend, nahm er eine ſo vielſagende geheimnißvolle Miene an, als er nur hervorzubringen vermochte, und ſah lächelnd nach dem ihm ſtets nahe bleibenden Theodor ſich um, der dann auch nie ermangelte, dieſes Lächlen mit ſchlauen bedeutenden Blicken zu erwiedern, und gleich darauf auffallend gefliſſentlich dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben.

Sidonien war alles dieſes höchſt unangenehm, ſie war indeſſen zu jung, zu geſund, zu lebensfroh, um ſich dadurch wirklich niederſchlagen zu laſſen. Alle Freuden des Karnevals waren eben in vollem Gange, ſeine in dieſem Jahr ungewöhnlich glänzende Vergnügungen bildeten eine nur ſelten unterbrochene Reihe von Feſten, die alle für Sidonien den unbeſchreiblich mächtigen Reiz der Neuheit hatten. Sie tanzte gern, denn ſie tanzte ſchön; ſie ſah ſich ausgezeichnet und vorgezogen, ſobald ſie ſich nur blicken ließ, und ohne eben eitel oder gefallſüchtig zu ſeyn, war es doch unmöglich, daß ihr dieſes hätte ganz gleichgültig bleiben ſollen.

„Sie reden was ſie wollen, was kümmert's mich!“ dachte ſie, „am Ende können weder Stiefmutter noch Bruder mich zwingen, einen Mann zu heirathen, den ich nicht heirathen will, das Lächerliche alles dieſes Treibens muß endlich auf ſie und den albernen Binſenburg zurückfallen, und ich wäre wohl thörig, wenn ich vor der Zeit mich darüber grämen wollte.“

Herr von Binſenburg nahm indeſſen die Sache weit ernſtlicher, und fing an, durch Ungeduld ſeinem Vertrauten recht läſtig zu werden, obgleich dieſer ſich eingeſtehen mußte, daß jener im Grunde wohl dazu befugt ſey. Das in dieſem Jahre ungewöhnlich lange währende Karneval neigte ſich zum Ende, das Frühjahr nahte mit ſtarken Schritten, die erſten Tage des Maimonats waren zu Binſenburgs Abreiſe unwiderruflich beſtimmt, und immer noch zeigte ſich dieſem keine Ausſicht einer Entſcheidung ſeiner heißeſten Wünſche, immer noch war kein Schritt gethan, der eine ſolche herbeiführen konnte. Theodor beſchwichtigte den laut Klagenden ſo gut er es nur vermochte, beſchwor ihn, nur jetzt ſich zu keiner Uebereilung hinreißen zu laſſen, die alles verderben könne, und verſprach, recht ernſtlich darüber nachzudenken, wie die unumgänglich nöthige Erklärung am beſten und ſicherſten einzuleiten, und alles bald und ſchnell dem gewünſchten Ende zuzuführen ſey. Er hielt redlich Wort, denn ihm ſelbſt war unendlich viel daran gelegen, den vielvermögenden reichen und vornehmen Binſenburg recht bald als ſeinen Schwager zu begrüßen.

Ein ziemlich ſeltſamer Plan, wie dieſes erwünſchte Ereigniß am ſicherſten herbeizuführen ſey, bot nach kurzem Nachdenken gleichſam wie von ſelbſt ſich ihm dar. Zwar erſchrack er anfangs vor ſeinen eigenen Gedanken, denn er war durchaus weder böſe noch ehrlos, doch das Bewußtſeyn, daß er eigentlich nur das Glück ſeiner Schweſter, und nebenher auch das eigene beabſichtige, half ihm über manches hinweg, was ihm anfangs bei dieſem Unternehmen zu gewagt erſchienen war. Er wußte überdem recht gut, wie leicht es ſey, den armen ſchwachherzigen Binſenburg zu verſchüchtern, und daß Sidonia durch ihre große Geiſtesüberlegenheit im Stande ſey, ihm genugſam zu imponiren, um ihn in gebührenden Schranken zu halten, und dieſes beſeitigte alle noch übrigen Bedenklichkeiten.

„Was iſt es denn weiter, was ich im Sinne führe, als ein luſtiger Karnevalſtreich!“ rief er, von der Ottomanne aufſpringend, auf der er volle zwei Stunden lang über ſeinen Plänen gebrütet;

„Fräulein Eigenſinn mag es ſich ſelbſt verdanken, wenn ſie darüber in einige Verlegenheit gerathen ſollte, warum will ſie ſich nicht auf gebahnteren Wegen leiten laſſen?"

* * *

Wochenlang war ſchon von einem großen brillanten Maskenballe geſprochen worden, welcher die diesjährigen Karnevalsfreuden beſchließen ſollte, und Niemand hatte ſich herzlicher darauf gefreut, als Sidonia, weil ſie dieſe Art von Vergnügen nur aus Beſchreibungen kannte, und ſich deshalb eine, an das Feenhafte grenzende Vorſtellung davon machte. Die Einrichtung der öffentlichen Redouten war in dieſer Stadt, wie jetzt faſt überall, von einer Art, daß keine Dame aus den gebildeteren Ständen anders, als höchſtens einmal aus Neugierde, und im ſtrengſten Incognito ſie beſuchen mochte, doch dieſer Ball ſollte anderer Art ſeyn. Mehrere Herren, auf deren Geſchmack man ſich verlaſſen konnte, hatten die Einrichtung des Ganzen übernommen; die Einlaßbillete dazu wurden mit Auswahl und Umſicht vertheilt, nur elegant gekleidete Masken ſollten zugelaſſen werden, auch hatten in den vornehmern Kreiſen ſich mehrere Quadrillen gebildet, die in der Auswahl ihrer eleganten und prächtigen Koſtüme mit einander zu wetteifern gedachten. Alles war voll froher Erwartung, als der feſtliche Tag endlich heran kam.

Sidonia hatte einige Mühe gehabt, ſich dem Zureden ihres Bruders zu entziehen, der durchaus wollte, daß ſie in einer Quadrille von Türken als Binſenburgs Sultanin auftreten ſollte. Sie erſtaunte über Frau von Klarenbachs noch nie ſo erprobte Gefälligkeit, die aus freien Stücken ſich erbot, eine früher gefaßte Idee aufzugeben, und an ihrer Stelle einzutreten, während ſie ihr zugleich die Erlaubniß ertheilte, ſich mehreren ihrer jungen Bekanntinnen anzuſchließen, die ganz unter ſich ein Chor von Zephyretten darſtellen wollten. Sidoniens junges Herz pochte faſt hörbar vor Freude, als ſie in der anmuthigen leichten Tracht ſich im Spiegel ſah. Mit den goldſchimmernden Schmetterlingsflügeln an den Schultern und dem vollen Blumenkranz im reich gelockten Haar, ſah ſie wirklich einem ätheriſchen Weſen ähnlicher als einem ſterblichen Mädchen; auch hüpfte ſie wie ein ſolches mit wahrhaft kindlicher Fröhlichkeit in den Wagen, in welchem ihre jugendlichen Begleiterinnen in nicht minder fröhlicher Stimmung ſie abzuholen kamen. Doch unterwegs ſchon ward ihr bänglich um's Herz; nur langſam, und endlich nur Schritt vor Schritt, konnte der Kutſcher durch das in den Straßen verſammelte Volk ſich mühſam durchwinden, welches mit Laternen und Fakkeln in den Wagen hineinleuchtete, um die Masken zu ſehen, und mit rohem Gelächter und überlauten Ausbrüchen wilder Freude ſie begrüßte. Vor dem Ballhauſe ſelbſt entſank Sidonien vollends der Muth; im Scheine der Pechpfannen und Windlichter, die vor demſelben angebracht waren, ſtand es da, wie von einer Feuersbrunſt beleuchtet; der in dicken Wolken aufſteigende röthliche Dampf jener Erleuchtung, das tumultuariſche Toben des hier noch zahlreicher als in den Straßen verſammelten Pöbels, das Geſchrei der Wache, die mit vorgehaltenem Gewehr denſelben zurückdrängte, um den Masken den Eingang zu bahnen, alles dieſes zuſammen gab ihr ein Bild wilder Unordnung, das ſie mit bangem Grauen erfüllte, und wären ihre Flügel wirklich das geweſen, was ſie zu ſeyn ſchienen, ſo hätte Sidonia wahrſcheinlich nie den Ballſaal geſehen, ſondern in die Lüfte ſich geſchwungen, um ihrer ſichern ruhigen Wohnung wieder zuzueilen.

Zu ihrem Troſte ward ſie beim Ausſteigen von einigen Verwandten ihrer Begleiterinnen empfangen, welche Dominos über ihre glänzendere Maſkentracht geworfen hatten, um die lieblichen Zephyretten bis an die Thüre des Saales ſicher zu geleiten. Sie mußten ziemlich lange in einem nur ſchwach erleuchteten Nebenzimmer den Augenblick erwarten, in welchem ſie mit den phantaſtiſchen Windungen eines vom Balletmeiſter eigens für ſie erfundenen Tanzes, den ſie ſchon viele Tage lang vorher mit einander eingeübt hatten, in den Saal eintreten konnten.

Mehrere Maſken gingen hier aus und ein, ſtanden, die liebliche Gruppe anſtarrend, vor ihnen ſtill, und betrachteten ſie näher, auf eine Art, die an jedem andern Orte unverſchämt genannt worden wäre, und die Sidonien unter ihrer Larve das Blut in die Wangen trieb.

Dickbäuchige Zwerge mit unförmlich großen Köpfen und unendlich langen Ohren und Naſen, krächzten unverſtändliche Töne ihr zu, weiße Fledermäuſe ſchwirrten und pfiffen um ſie her; in einer Ecke hielt ein rieſenlanger Donquixotte auf ſeiner Roſinante, neben ihm die Windmühle und der ehrliche Sancho auf ſeinem Grauen, und ſchienen ebenfalls die Zeit ihres Einzuges in den Saal zu erwarten. Sidonien ward es immer bänglicher um's Herz, ein wunderbares Gefühl von Traurigkeit überkam ſie mitten in dem bunten Wirrwar, das jede Ahnung der erwarteten Freuden verſcheuchte. Beim Anblick der fratzenhaften Geſtalten, die in der Dämmerung leiſe wie Träume an ihr vorüberſchweiften, ward ihr immer unheimlicher zu Muthe. Der Ton einer rein menſchlichen Stimme, der Anblick eines menſchlichen Geſichts, und wäre es auch das des verhaßten Binſenburg geweſen, würde ihr in dieſem Augenblick zum wahren Troſt geworden ſeyn, aber ſie hörte mit innerem Grauen nur ſchnarrendes, an das Thieriſche grenzendes Gekrächze, erblickte nur widrige Larven mit ſtarren unbeweglichen Mienen, und immer grauenhafter ward ihr zu Muthe. Da ſprang plötzlich die Thüre des Saales auf, ein blendender Lichtſtrom quoll ihr aus dieſem entgegen, der ſie noch mehr betäubte, als ſie es ohnehin ſchon war, alle Gegenſtände ſchienen vor ihren Augen zu ſchwanken; „vorwärts, vorwärts, angefangen!“ rief der um die Ehre dieſes Abends beſorgte Balletmeiſter, den ſie erſt jetzt in ſeinem Tabarro erkannte, ihr ins Ohr, als ſie in halber Bewußtloſigkeit an der Schwelle zögerte. Comteſſe Lili zog ſie heftig mit ſich fort, Sidonia folgte ihr mit unſicherem Schritt, und war nahe daran, in den

Saal hinein zu fallen, aber ſie fühlte von einem ſie leiſe unterſtützenden Arm ſich aufrecht gehalten, der gleich darauf ſie wieder losließ, eine tiefe wohltönende Stimme flüſterte ihr zu: „Muth, Sidonia, kann dieſe Mummerei Sie erſchrecken?“ Sie wollte ſich nach dem unbekannten Helfer umſehen, deſſen Stimme ihr bekannt ſchien, doch der eben beginnende Tanz zog ſie fort, noch einmal, als ſie der Thüre wieder näher kam, blickte ſie nach derſelben hin, konnte aber keiner ihr bekannten Geſtalt dort gewahr werden; nur ein großer anſehnlicher Mann im weißen Domino ſtand in derſelben, der, als ſie im Tanze an ihm vorüberſchwebte, mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes ſie begrüßte. Sollte der es geweſen ſeyn? und wer iſt er? fuhr ihr flüchtig durch den Sinn; aber der Tanz riß in ſeinen labirinthiſchen Windungen ſie fort; alles, was ſie früher beängſtiget hatte, verſchwand vor der ſiegenden Gewalt dieſes ihres Lieblingsvergnügens; mit gewohnter Leichtigkeit und Anmuth bewegte ſie ſich durch die Reihen der lieblichen Zephyretten, die ſie als ihre Königin umflatterten, bis das reizende Schauſpiel beendet war, das ſie den Zuſchauern gaben, und nun Maskenzüge eintraten.

Don Quixotte hielt jetzt ſeinen Einzug, vor ihm her wandelte die Windmühle, die er beſiegt, Theodor hatte dieſe durchaus nicht glänzende Rolle übernommen, um ſich ſpäterhin im Domino freier bewegen zu können, ohne einer einzelnen Dame in der Geſellſchaft ſeine Aufmerkſamkeit ausſchließend widmen zu müſſen. Hinter dem mannhaften Ritter zog Sancho Panſa auf ſeinem Eſel einher, letzterer ſowohl als des Ritters edleres Thier waren das kunſtreiche Werk des Theaterſchneiders, und ihre Reiter wußten ſich damit ſo geſchickt zu benehmen, daß ſie wirklich eine Art lebendiger Täuſchung hervorbrachten; eine lange Reihe von Rittern und Damen, Zauberern und Zwergen, ſchloß dem ergötzlichen Zuge ſich an, der, durch die Art, wie die Hauptperſonen deſſelben ihre Rollen ſpielten, die ganze Geſellſchaft höchlich beluſtigte. Auch Sidonia erfreute ſich daran und lachte herzlich über das, was vor kaum einer Stunde ihr Furcht und Grauen eingeflößt hatte. Sie konnte jetzt ſelbſt ihre damalige Stimmung kaum begreifen, und hatte an den ſie zuerſt ſo unangenehm berührenden Anblick der Larven ſich ſo gewöhnt, daß ſie ohne alle Scheu in das dickſte Gewühl der Masken ſich hineinwagte, mit gewohnter geiſtreicher Lebendigkeit all den Zauberern, Wahrſagerinnen und übrigen phantaſtiſchen Geſtalten Rede ſtand, die mit theils albernen, theils witzigen Scherzen ſich an ſie herandrängten, und endlich mit ganzer Seele ihrer gewohnten, durch das Seltſame der Umgebungen noch erhöhten Freude am Tanzen ſich überließ.

Es fiel ihr ein Paarmal auf, daß der weiße Domino ſich immer in ihrer Nähe hielt, ohne jedoch den geringſten Verſuch zu machen, ſie anzureden; mehrere ihrer Bekannten, ſogar ihr Bruder, bemerkten es ebenfalls, und fingen an, ſie mit dem „großen Unbekannten“, wie ſie ihn nannten, zu necken, der es darauf angelegt habe, ſie den ganzen Abend nicht aus den Augen zu laſſen. Sidonia lachte und tanzte fröhlich fort, ohne weiter darauf zu achten. Theodor ſuchte aber doch zu erforſchen, wer der Unbekannte ſey, konnte aber darüber keine Auskunft erhalten. Eine Einlaßkarte, die nur eines der vornehmſten Mitglieder der Geſellſchaft ihm gegeben haben konnte, hatte ihm den Eintritt verſchafft.

Müde vom Tanze und der im Saale herrſchenden immer drückender werdenden Hitze, ſehnte Sidonia ſich endlich nach einem ruhigen Plätzchen, um einige Augenblicke ausruhen und die beſchwerliche Maske ein wenig lüften zu können. Eine nur angelehnte Seitenthüre, an der ſie einigemal vorüber gekommen war, ſchien ihr, was ſie wünſchte, zu bieten, und ſie benutzte daher den erſten Augenblick, wo ſie ſich unbemerkt glaubte, und ſchlüpfte aus dem Saal, indem ſie die Thüre wieder hinter ſich anzog. Sie ſah ſich in einem kleinen ziemlich dunklen Gange, ward aber einer zweiten Thüre ihr gegenüber gewahr, die ſie furchtlos, wie Unſchuld und Unerfahrenheit es immer ſind, ebenfalls öffnete, und befand ſich plötzlich in einem ſehr eleganten Kabinette. Eine einzige Lampe von Beinglas verbreitete eine höchſt angenehme Dämmerung in demſelben, nur wie aus weiter Ferne ſchallte die Muſik aus dem Saale zu ihr herüber, um ſie her war es ſo ruhig und kühl, wie ſie es nur hätte wünſchen können. Freudig überraſcht warf Sidonia ſich auf den Sopha, legte vor allen Dingen die beſchwerliche Maske neben ſich hin, und wollte eben anfangen, ihre etwas in Unordnung gerathenen Locken zu ordnen, als eine von ihr nicht bemerkte Tapetenthüre ſich unhörbar in ihren Angeln drehte, und der weiße Domino plötzlich vor ihr ſtand.

Erſchrocken ſprang Sidonia auf. „Ruhig, Sidonia, ein alter Freund ſteht vor Ihnen", ſprach der Unbekannte, indem er ebenfalls die Maske abnahm, und Sidonia war nahe daran, ſich ihm in die Arme zu werfen, und ihm um den Hals zu fallen, ſo wie ſie nur ſein Geſicht erblickte, er aber trat um keinen Schritt ihr näher, ſondern blieb an der Thüre ſtehen. „Ich komme nur, Sie zu bitten, dieſes Kabinet augenblicklich zu verlaſſen, und zurück in den Saal zu gehen“, flüſterte er eiligſt, doch Sidonia achtete nicht darauf.

„Seethal!“ rief ſie, „guter lieber Herr von Seethal, ach ich bin außer mir vor Freude, endlich einmal einen alten Freund wieder zu ſehen! Wie geht es meiner lieben Madame Bonplants? Was macht Emilie und Sophie und Konſtanze und Karoline, was machen . . .“

„Ich komme nicht von Berlin“, erwiederte Seethal lächelnd, „aber ich bitte Sie um Alles, gehen Sie zurück in den Saal. Sie dürfen keine Minute hier länger verweilen. Sie kennen die Welt noch nicht, liebes Kind, Sie wiſſen nicht, was an Orten, wie dieſer, die Schicklichkeit fordert, und welcher Gefahr ſie Ihren guten Ruf und vielleicht auch Ihre Perſon ausſetzen. Zurück, zurück in den Saal.“

„Nur ein Wort!“ bat Sidonia. „Werde ich morgen Sie ſehen?“

„Ich reiſe in dringenden Geſchäften“, erwiederte Seethal ſehr eilig, „in zwei Stunden muß ich fort, ich hielt mich hier nur auf, um Sie auf dem Balle zu ſehen, und wäre unerkannt wieder fortgegangen, hätte ich nicht bemerkt, wie Sie in dieſes Kabinet gingen, und die Verpflichtung gefühlt, Sie zu warnen. Leben Sie wohl, meine liebe Sidonia, und nun gleich zurück in den Saal. Selbſt mit mir darf man Sie hier nicht treffen. Verſchweigen Sie, daß Sie mich geſehen. In einigen Wochen komme ich hier wieder durch, und hoffe dann Sie längere Zeit zu ſprechen.“

Er wollte durch die Tapetenthüre wieder hinausſchlüpfen, doch Sidonia hielt am Mantel ihn feſt, weil ihr der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß er vielleicht der Einzige ſey, der ihr eine längſt gewünſchte Auskunft geben könne.

„Nur eine einzige Frage beantworten Sie mir noch“, bat Sie eiligſt; „kennen Sie den Grafen Albert von Adelheim?“

Seethal ſtutzte. „Wie kommen Sie zu dieſer Frage?“ erwiederte er ſichtlich erſchrocken.

Sidonia ſah verwundert zu ihm auf. „Graf Albert von Adelheim“, fing ſie wieder an.

„Stille, ſtille um Gotteswillen“, flüſterte Seethal ängſtlich. „Nennen Sie dieſen Namen nie, Sidonia, niemals hier, nie gegen eine lebende Seele. Verſtehen Sie mich wohl, Sie nennen ihn niemals. Ich werde Ihnen ſchreiben, ich werde

Alles Ihnen erklären, doch nun fort, fort, es iſt die höchſte Zeit.“

Er machte mit dieſen Worten ſich von ihr los, und verſchwand wieder durch die Tapetenthüre. Sidonia, der plötzlich ganz ängſtlich zu Muthe geworden war, eilte in den Saal zurück, ohne an ihre Maske zu denken, die ſie noch in der Hand hielt. Doch zum Glück demaskirte ſich in dieſem Augenblicke die ganze Geſellſchaft, und Sidoniens Rückkehr zu ihr blieb im Getümmel unbemerkt.

Die Damen ſetzten ſich zum Soupé, die Herren ſtellten ſich hinter ſie, um ſie zu bedienen, und der Anblick der langen, mit Blumen und blitzenden Kriſtallen geſchmückten Tafel, um welche die Völker der Erde aus allen Zonen und Zeiten in ihren prächtigſten geſchmackvollſten Trachten ſich verſammelt zu haben ſchienen, war wirklich bezaubernd. Er verſetzte Sidonien in eine Feenwelt, und entzückte ſie um ſo mehr, da die ſtarren lebloſen Larven ihren Schönheitsſinn nicht mehr beleidigten. Innige Freude ſtrahlte aus ihrem ſchönen Auge, indem es die langen Reihen durchlief, und bald auf dieſer, bald auf jener Geſtalt mit Wohlgefallen verweilte. Nach ihrem Freunde Seethal ſah ſie vergebens ſich um, er ließ ſich nirgend erblicken.

Der Ball erneuerte ſich nach dem Soupé, neue Masken ſtellten, zum Theil in ſehr barocker Geſtaltung, ſich ein, immer bunter und luſtiger wogte das fröhliche Treiben, und ward zuletzt ziemlich rauſchend, indem die vielen geiſtigen Getränke ihre nicht immer erfreuliche Wirkung hin und wieder zu äußern anfingen. Schon nahte der Morgen, und es ſchien, als ob ein Theil der Geſellſchaft entſchieden ſey, ſogar den Tag hier zu erwarten, aber die mehreſten und angeſehenſten Familien machten Anſtalt, ſich zurück zu ziehen, und da faſt Alle zugleich auf dieſen Gedanken gekommen zu ſeyn ſchienen, ſo ging es beim Aufbruch etwas tumultuariſch her.

Theodor, Binſenburg und noch einige Herren begleiteten Frau von Klarenbach und Sidonien in das Nebenzimmer, wo Anfangs ſich die Maskenzüge aufgeſtellt hatten. Das Gedränge in demſelben war unerträglich; kaum daß die Damen zu ihren Mänteln gelangen konnten, welche dort ſie erwarteten. Frau von Klarenbach bezeigte dabei die zärtlichſte Sorgfalt für Sidonien, deren dieſe ſonſt nicht an ihr gewohnt war; ſie ſelbſt band die Schleife des Mantels ihr feſt, um ſie vor Erkältung zu bewahren, und zog die Kappe deſſelben ihr über den Kopf, die ſie ihr unter dem Kinn mit einer großen Nadel befeſtigte, ſo daß Sidonia kaum vor ſich hinſehen konnte. Geblendet, betäubt von dem Lärmen, ergriff Sidonia den erſten Arm, der ſich ihr bot, feſt überzeugt, es ſey der ihres Bruders, und kam glücklich die Treppe hinab, obgleich das Gedränge auf dieſer noch größer war, als oben im Zimmer, und ſie von demſelben mehr geſchoben und getragen wurde, als daß ſie im Stande geweſen wäre zu gehen. Doch unten vor dem Hauſe herrſchte der größte Tumult. Der jetzt betrunkene Pöbel wogte noch immer vor demſelben, und die Wache war kaum im Stande, ihn mit Schlägen und Kolbenſtößen in leidlicher Ordnung zu erhalten. Zum Theil ebenfalls betrunkene Kutſcher hatten ſich mit ihren Equipagen ſo in einander verfahren, daß ſie ſich kaum wieder aus einander finden konnten; Bedienten mit Fakkeln liefen überall umher; viele Pferde ſcheuten ſich vor den Funken, die jene verſtreuten, bäumten ſich und wurden wild. Das Raſſeln der Räder, Peitſchengeknalle, rohes Gelächter, Gekreiſche und wildes Geſchrei, dazwiſchen das Rufen nach Bedienten und Kutſchern, alles dieſes zuſammen gab ein Bild von ſo verwilderter Unordnung, daß Sidonia herzlich froh war, ſich endlich mit einem herzhaften Sprung in den geöffneten Schlag eines eben vorfahrenden Wagens retten zu können. Ihr Begleiter, der ſie hineingehoben, ſprang ihr nach, die Thür ward zugeſchlagen, und ſie fuhren erſt langſam, dann raſcher davon. Erſt als ſie den Sinnebetäubenden Wirrwar längſt hinter ſich hatten, wurde Sidonia gewahr, daß Frau von Klarenbach nicht neben ihr im Wagen ſich befinde. „Theodor!“ rief ſie, „um Gotteswillen was haben wir gemacht, wir haben die gnädige Mama vergeſſen. Laß uns augenblicklich wieder zurückfahren. Wie konnteſt Du, Du ſonſt ſo weiſer Herr, aber auch einen ſo unbedachtſamen Streich begehen!“ ſetzte ſie halb lachend, halb ärgerlich hinzu.

„Frau von Klarenbach iſt unter dem Schutze Ihres Herrn Bruders vollkommen wohl und ſicher aufgehoben“, erwiederte zu Sidoniens größtem Erſtaunen die etwas ängſtlich bebende Stimme des Herrn von Binſenburg.

„Wie, Sie ſind es? nun wahrlich, da haben wir wieder einmal einen Ihrer Genieſtreiche!“ rief Sidonia, und konnte ſich kaum des Lachens erwehren. „Geſchwinde rufen Sie dem Kutſcher zu, daß er uns augenblicklich wieder zurückfahre, mein Bruder wird in Angſt um mich ſeyn, und mich überall ſuchen.“ Binſenburg bemühte ſich, ihr auseinander zu ſetzen, wie es eine wahre Unmöglichkeit ſey, jetzt wieder durch das Gewühl bis vor das Ballhaus zu gelangen, doch Sidonia hörte gar nicht auf ihn. Sie öffnete ſelbſt eins der vorderen Fenſter, ſteckte den Kopf hinaus, und befahl dem Kutſcher, ſogleich zurück zu fahren.

„In der engen Straße kann ich nicht wenden", erwiederte dieſer, und fuhr noch ſchneller als zuvor. Sidonia bemerkte jetzt erſt, daß ſie in Binſenburgs Wagen, und nicht, wie ſie geglaubt hatte, in dem ihrer Stiefmutter ſich befände. Sie ſchlug den an Sehen ſie verhindernden Kapuſchon zurück, und ward gewahr, daß ſie durch eine ziemlich abgelegene enge Straße fuhren, die, wie ſie ſich zu erinnern glaubte, nach einem der Stadtthore hinführe.

„Herr von Binſenburg", ſprach ſie, indem ſie gewaltſam ſich zuſammennahm, um nicht die Faſſung zu verlieren, „ich fürchte, Sie haben aus allzugroßer Dienſtbefliſſenheit ſich eine allerdings kaum erlaubte Unvorſichtigkeit zu Schulden kommen laſſen, die Ihnen von Seiten der Meinigen wohlverdiente Vorwürfe zuziehen wird. Befehlen Sie auf der Stelle und recht ernſtlich Ihrem Kutſcher, daß er uns ſogleich und auf dem nächſten Wege nach dem Ballhauſe zurückfahre, meine Stiefmutter, mein Bruder ſind gewiß in großen Sorgen um mich, mein Bruder wird in Angſt gerathen, wenn er mich nirgends findet.“

„Ruhig, ruhig, mein allerſchönſtes Fräulein, ſeyn Sie ganz ruhig über die werthen Ihrigen, Frau von Klarenbach und Ihr Herr Bruder wiſſen um —“ ſprach Binſenburg eilig, und verſtummte dann auf einmal wieder, wie Jemand, dem ein Geſtändniß entſchlüpfen will, und der ſich plötzlich eines Andern beſinnt. Die wenigen Worte, die ihm indeſſen entfahren waren, erregten Sidoniens ganze Aufmerkſamkeit, eine Ahnung deſſen, was wirklich geſchehen war, blitzte in ihr auf. „Was weis mein Bruder? was weis Frau von Klarenbach?“ fragte ſie haſtig.

„Daß ich Sie anbete“, ſtotterte Binſenburg ſehr verlegen, und Sidoniens Ahnung ward nun plötzlich zur deutlichen klaren Ueberzeugung. Sie ſchwieg einige Minuten lang, während ſie bei ſich überlegte, was ſie in dieſer ſeltſamen Verlegenheit eigentlich anfangen ſolle.

„Sie ſind ſo bewegt“, fing Binſenburg wieder an, „ſeyn Sie ohne alle Sorge, angebetete Sidonia! wo könnten Sie ſicherer ſeyn, als an der Seite des treueſten, liebendſten Ihrer Verehrer, der, von Zärtlichkeit durchglüht, ſein Leben für Sie hinopfern möchte.“

Er machte bei dieſen Worten einige Anſtalt, im Wagen vor ihr hinzuknien, doch eine gebietende Bewegung von Sidoniens Seite hielt ihn auf ſeinem Sitze feſt. Indeſſen ließ er ſich davon doch nicht abhalten, mit einem Schwall hochtrabender Worte ihr ſeine unbeſiegbare Liebe zu erklären, und um das ihm über alles theure, unſchätzbare Geſchenk ihres Herzens und ihrer Hand zu flehen; er beſchwor ſie, ihn zum Glücklichſten aller Sterblichen zu machen, verſicherte, daß ſie immer unbeſchränkt über ihn und alles, was ſein ſey, gebieten werde, und daß er es nicht überleben könne, wenn ſie fortfahren wolle, ihn durch Grauſamkeit zu betrüben. Sidonia ließ ihn ungeſtört reden und beobachtete indeſſen nur den Weg, den ſie nahmen. Sie bemerkte, daß der Kutſcher wirklich zum Thore hinausfuhr, ohne jedoch die Allee zu verlaſſen, die rings um die Stadt lief, und den Einwohnern zur gewöhnlichen Promenade diente.

„Herr von Binſenburg“, ſprach ſie endlich ſehr ernſt, nachdem dieſer ſeine Beredſamkeit erſchöpft zu haben und nicht mehr zu wiſſen ſchien, was er ferner noch ſagen könne, „Herr von Binſenburg, Sie wählen Ihre Zeit ſehr ſchlecht, um mich zu gewinnen. Ihr Betragen iſt eben ſo lächerlich als unverſchämt, und ich beſtehe darauf, daß Sie mich ohne weiteres Zögern nach Hauſe fahren laſſen, ohne mich ferner mit Redensarten zu beläſtigen, die bei mir, beſonders in dieſem Augenblick, gar nicht gut angebracht ſind."

„Sidonia, göttliches, angebetetes Weſen!" rief Binſenburg ganz in Extaſe, „Ihr Zorn vernichtet mich. O ſtrafen Sie mich nicht zu hart dafür, daß ich dieſen glücklichen Zufall, der mich in Ihre Nähe bringt, ohne daß Sie ſogleich mir wieder entfliehen könnten, dazu benutze, Ihnen mein Herz mit allen ſeinen Qualen offen darzulegen, und Ihr Mitleid mir zu erflehen."

„Herr von Binſenburg, ich finde den Zufall ſehr unverſchämt, der Ihren Kutſcher verleitet hat, mit uns um die Stadt herum zu fahren, ſtatt mich in meine Wohnung zu bringen", erwiederte Sidonia. „Ich bin dieſer unzeitigen Promenade von Herzen überdrüſſig, und verlange, daß mein Wille ſogleich befolgt werde. Ich will nach Hauſe. Ich würde ſogar darauf beſtehen, daß Sie gleich hier auf der Stelle ausſtiegen, und mich allein fahren ließen, wenn ich nicht fürchtete, daß Ihre zarte Geſundheit darunter leiden könne, und Sie den Schnupfen bekämen", ſetzte ſie ſpöttiſch lächelnd hinzu.

„Himmliſche Güte! die ſelbſt im Zorn noch für meine Geſundheit beſorgt iſt!“ rief Binſenburg, und wollte ihre Hand ergreifen, um ſie an ſeine Lippen zu drücken, aber ſie entzog ſie ihm auf eine Weiſe, die ihm allen Muth benahm, einen zweiten Verſuch zu wagen.

Beide ſchwiegen nun eine Weile, während ſie noch immer fort in der Allee herumfuhren. Binſenburg fing endlich wieder an, mit Bitten und Verſicherungen ſeiner glühenden, nie verſiegenden Liebe in ſie zu dringen, ohne daß Sidonia ihn einer Antwort würdigte, ſondern nur immer darauf Acht gab, ob der Kutſcher nicht einen andern Weg einſchlüge. Eine gute Stunde mochte indeſſen vergangen ſeyn, ſeit ſie den Ball verließen. Der Morgen dämmerte immer heller auf, ſo daß man ſchon in einiger Ferne die Gegenſtände zu unterſcheiden vermochte.

„Jetzt dünkt mir, wäre es der Thorheiten von Ihrer Seite genug“, ſprach Sidonia endlich. „Faſt möchte ich glauben, daß Sie in irgend einer müßigen Stunde über den alten Grandiſſon gerathen ſind und Luſt bekommen, mir gegenüber den Sir Hargrave Pollexfen, oder wie er ſonſt heißt, ſpielen zu wollen; aber Sie finden an mir keine Miß Byron, die ſich von einem ſolchen Geſchöpfe in Angſt ſetzen ließe. Ihr Kutſcher muß jetzt entweder augenblicklich in die Stadt zurückfahren, oder ich rufe jene Leute herbei, die ich dort ſchon am frühen Morgen in die Stadt zum Markte gehen ſehe.“

„Grauſame! Unerbittliche!“ ſeufzte Binſenburg, und rief mit höchſt kläglicher Stimme dem Kutſcher zu, nach der Stadt einzulenken, und vor dem Hauſe der Frau von Klarenbach zu halten. Auch raſſelte wirklich nach einigen Minuten der Wagen zu einem der Stadtthore hinein; ſie fuhren ziemlich ſchnell durch mehrere Straßen, ohne daß Binſenburg ein Wort ſprach. Die jetzt ſich ſicher fühlende Sidonia betrachtete ihn mit einem aus Mitleid und Verachtung gemiſchten Gefühl, wie er ſo ſtill in ſich verſunken in die Ecke des Wagens ſich gedrückt hatte.

„Was in aller Welt konnte Sie zu einem ſo albernen Unternehmen verleiten! Sie, der Sie ſonſt immer nichts ſo ſehr fürchten, als die Regeln der Convenienz zu verletzen“, nahm Sidonia endlich das Wort, „was konnten Sie hoffen dadurch bei mir zu gewinnen, daß Sie zur höchſt ungelegenen Zeit mich gezwungen, mit Ihnen ſpazieren zu fahren? Haben Sie denn gar nicht bedacht, wie lächerlich Sie ſich damit machen würden? wie wenig es für einen Mann Ihres Standes — —“

Ein heftiger Wagenſtoß unterbrach hier die ſchöne Rednerin, der Wagen hing auf der einen Seite tief herab, und ſchien dem Umfallen nahe. „Eine Feder iſt gebrochen!“ rief der hinten aufſtehende Bediente, ſprang herab und half ſeinem Herrn aus dem Wagen. Sidonia folgte dieſem ſogleich, ohne ſeine ihr dargebotene Hülfe anzunehmen. Da ſtand ſie nun im leichten Ballanzuge, durchweht vom kalten Morgenwinde, gegen den ihr Mantel ihr nur ſchwachen Schutz gewährte. Kein menſchliches Weſen ließ auf der noch völlig verödeten Straße ſich blicken, Häuſer und Läden waren geſchloſſen, die Bewohner derſelben ſchienen noch im Schlaf begraben zu ſeyn, obgleich es beinahe ganz heller Tag war.

Binſenburg fertigte den Kutſcher mit einigen kurzen Flüchen über ſeine Ungeſchicklichkeit ab, der, wie er jetzt einzuſehen behauptete, gewiß betrunken ſey. Zugleich ergriff er Sidoniens Arm, und wollte in ein großes anſehnliches Haus ſie führen, deſſen Thüre im nämlichen Augenblick geöffnet worden war, in welchem jener Unfall ſie betraf.

„Zum größten Glück befinden wir uns gerade vor meiner Wohnung!“ rief er ſchnell, „kommen

Sie, eilen Sie, gnädiges Fräulein, Sie länger der kalten Morgenluft auszuſetzen, hieße einen Mord begehen. Geſchwind hinein, mein anderer Wagen ſoll in zwei Minuten angeſpannt ſeyn." Indem er ſo ſprach, bemühte er ſich, ſie mit höflicher Gewalt in das Haus zu ziehen, doch Sidonia ſträubte ſich kräftig dagegen, während ſie bei ſich überlegte, ob es rathſam ſey, durch lautes Rufen um Hülfe die Nachbarn zu wecken oder nicht. Es kam ihr beinahe kindiſch vor, ganz unnöthiger Weiſe ein Aufſehen zu erregen, welches am nächſten Tage ſie zum Stadtgeſpräche machen müſſe. Sie begnügte ſich alſo damit, ihrem zudringlichen Verehrer kalt und beſtimmt zu erklären, daß ſie zu Fuß nach Hauſe gehen wolle, ohne ſeine Wohnung zu betreten. Doch dieſer ließ ſich damit nicht abweiſen.

„Sie können, Sie dürfen nicht daran denken, zu Fuße zu gehen", ſprach er, „in dieſem leichten Ballanzuge, und ſchauſſirt, wie Sie es ſind, darf ich durchaus es nicht zugeben, Sie könnten den Tod davon haben." Während er ſo ſprach, bemühte er ſich immerfort, ſie in das Haus zu ziehen; auf einen Wink Binſenburgs, der ihr nicht entging, ſchien ſein Bedienter ſich ihr von der andern Seite nähern zu wollen, um ſeinem Herrn dabei zu helfen, und Sidonia, die wohl fühlte, daß Ihre Kräfte in einem ſo ungleichen Kampfe nicht ausreichen würden, war eben im Begriffe, laut um Hülfe zu rufen, als ganz unerwartet ein Vierter ſich in den Streit miſchte.

Von einem kräftigen Arm fortgeſchleudert, lag der Bediente plötzlich mitten in der die Straße durchſchneidenden ziemlich breiten Goſſe, und auch Binſenburg fühlte in der nämlichen Minute ſich etwas unſanft bei der Schulter gefaßt, und von Sidonien weit weggeſchoben. „Die Dame ſoll nirgend hin, wohin ſie nicht gehen will!“ donnerte eine kräftige Baßſtimme ihm zu; ein großer ſtattlicher Mann im dunkelblauen Reiſeüberrock ſtand zwiſchen ihm und Sidonien. Binſenburg ſah verſchüchtert ſich um, und ward einen, mit vier Pferden beſpannten leichten Reiſewagen in einiger Entfernung gewahr, der tief unten in der Straße eben um die Ecke gebogen hatte, und aus welchem der Fremde wahrſcheinlich heraus geſprungen war, als er von Ferne ein Frauenzimmer erblickte, die ſeines Beiſtandes bedürftig zu ſeyn ſchien.

„Seethal! Seethal!“ rief Sidonia freudig aus, als ſie ihren Retter recht ins Auge faßte, und klammerte ſich feſt an ſeinen Arm.

„Sidonia! um Gotteswillen, wie kommen

Sie hieher?“ rief Seethal, der ſie jetzt erſt erkannte.

„Seethal, lieber gütiger Freund“, wiederholte die vor Freude, Schrecken und Kälte zitternde Sidonia, und ſchmiegte ſich noch feſter an ihn an. „Bringen Sie mich nach Hauſe, ich halte es nicht länger aus.“

„Sie ſehen, mein Herr“, ſprach Seethal jetzt, „die Dame begibt ſich freiwillig unter meinen Schutz, und ſo wünſche ich Ihnen denn einen guten Morgen. Zu meinem großen Mißvergnügen muß ich es Andern, die nähere Anſprüche haben, überlaſſen, Sie wegen Ihres Betragens gegen dieſelbe zur Rechenſchaft zu ziehen, ich würde mir ſonſt eine Ehre daraus machen, doch leider ſind für jetzt meine Minuten gezählt.“ Mit dieſen Worten wandte er ſich mit Sidonien ſeinem Wagen zu.

„Halt, Herr!“ rief Binſenburg, der ſich indeſſen von dem erlittenen Schrecken einigermaßen wieder erholt hatte, und unter Sidoniens Augen nicht gar zu jämmerlich daſtehen mochte: „ich kenne Sie nicht, ich verehre dieſe junge Dame zu ſehr, ſie ſteht mir zu nahe, als daß ich dem erſten beſten Unbekannten ſie übergeben ſollte. Wer ſind Sie, mein Herr? wie kommen Sie dazu, ſich ſo gegen mich zu betragen? Wiſſen Sie, daß ich es vielmehr bin, der von Ihnen Rechenſchaft zu . . ."

„Keine Rodomontaden, Sie kämen damit an den Unrechten. Ich kenne Sie, Herr von Binſenburg!" ſprach Seethal, mit verachtenden Blicken ihn meſſend, während er noch hinzuſetzte: „wer ich bin, mag das Fräulein ſelbſt Ihnen ſagen."

„Baron Seethal, ein Freund meiner Erzieherin, der Madame Bonplants, der von Jugend auf mich kennt, den ich faſt täglich dort ſah. Und nun fort, fort, nach Hauſe!" rief Sidonia in höchſter Eile.

Binſenburg zog ſich ſchweigend in ſeine Wohnung zurück, während Seethal Sidonien an ſeinen Reiſewagen führte, den Poſtillon umwenden ließ, ihm das nahegelegene Haus der Frau von Klarenbach deutlich bezeichnete, das er genau zu kennen ſchien, und dann ſich zu Sidonien in den Wagen ſetzte.

„Ums Himmelswillen, liebes ſeltſames Kind", fing er an, während ſie weiterfuhren, „wie kommen Sie um dieſe Stunde auf offener Straße mit dieſem Jammermenſchen ganz allein — doch nein, nein, erzählen Sie mir nichts; wir haben zu Erklärungen keine Zeit, und ich bin ohne ſolche von Ihrer Unſchuld überzeugt. Ich glaube feſt an dieſe, aber auch, verzeihen Sie es mir, ich glaube auch ein wenig an ihren Mangel an Erfahrung und an Ihre jugendliche Unvorſichtigkeit. Erlauben Sie mir die wenigen Augenblicke, die ich mit Ihnen zubringen darf, beſſer zu benutzen, indem ich recht väterlich Sie warne, Sie dringend bitte, in Zukunft mehr auf Ihrer Huth zu ſeyn. Ich fürchte, Sie ſind in keine guten Hände gefallen, in ſchlimmere vielleicht, als ich es mir zu denken wagen mag. Was ich für Sie fürchte, iſt mir nicht ganz klar, aber ich bin in großen Sorgen um Sie.“

„Lieber, lieber Herr von Seethal, wie rührt mich Ihre Güte!“ rief Sidonia ſehr bewegt. „Sagen Sie mir, was ich thun ſoll, ich will Ihnen kindlich folgen, ſeit langer, langer Zeit ſind Sie der Erſte, der mir wahrhafte Theilnahme bezeigt, ach ich bin ſo verlaſſen, ſo rathlos, wie Sie es nimmermehr denken können.“

„Seyn Sie ruhig, liebe Sidonia, Tugend und Unſchuld ſind eine mächtige Schutzwehr. Werden Sie nicht ängſtlich, aber vorſichtiger, weiter weiß ich Ihnen nichts anzuempfehlen, da ich Ihre Umgebungen wenig kenne. Wichtige Pflichten rufen in dieſem Augenblick mich ab, doch in drei bis vier Wochen, vielleicht noch früher, bin ich wieder hier, und ſehe Sie gewiß. Sollte es bis dahin Ihnen zu übel ergehen, ſo ſchreiben Sie an mich, Ihre Tante in Schwaben wird Ihre Briefe mir ſicher in die Hände bringen. Und nun ſegne Sie Gott, ſetzte er mit ſehr bewegter Stimme hinzu, hüllte ſich tiefer in ſeinen Mantel, und drückte ſich in die dunkelſte Ecke des Wagens, denn ſie hielten vor Frau von Klarenbachs Hauſe. Die Bedienten deſſelben waren ſchon wach, oder vielleicht gar nicht zu Bette gegangen, die Thüre ward ſogleich geöffnet, und Margarethe eilte augenblicklich herbei, um ihre junge Gebieterin unter lautem Jubel zu empfangen, während Seethal ſogleich weiter fuhr.

„Gottlob, daß Sie nur wieder da ſind, daß wir Sie nur wieder haben, mein allerliebſtes gnädiges Fräulein“, plauderte Margarethe während dem Auskleiden der todtmüden Sidonia. „Sie können es ſich gar nicht denken, welche Angſt wir um Sie ausgeſtanden haben, und es läßt ſich auch in Worten nicht beſchreiben, beſonders ich und die gnädige Frau. Eine ganze glockengeſchlagene Stunde hat die gute Dame Sie auf dem Maskenball geſucht, iſt von Pontius zu Pilatus und durch alle Zimmer gelaufen, jeden, der ihr in den Weg kam, hat ſie nach Ihnen gefragt, kein Menſch wußte etwas von Ihnen, es iſt darüber unter den hohen

Herrſchaften erdentlich ein Aufruhr, ſo zu ſagen ein Allarm entſtanden. Einige haben ſogar gemeint, ein großer häßlicher Mann in einem weißen Maskenhabit, der Ihnen den ganzen Abend über auf Tritten und Schritten nachgeſchlichen ſeyn ſoll, habe mein liebes Fräulein mit Gewalt entführt, und die gute gnädige Frau iſt darüber beinahe ohnmächtig geworden, als ſie das gehört hat. Nun das verdenke ich ihr übrigens gar nicht, es iſt doch gar zu grauerlich, von ſo einem wild fremden Menſchen entführt werden! Zum Glück ſind aber ein Paar Herren gekommen, die hatten mein Fräulein ganz vergnüglich mit Herrn von Binſenburg in ſeinen Wagen ſteigen und davonfahren ſehen. Als die gnädige Frau das hörte, nun da hat ſie ſich natürlich wieder erholt, und hat es auch ſogleich allen Leuten geſagt, mit wem Sie fortgefahren wären, damit ſich die nur auch wieder beruhigen ſollten; es iſt ein rechter Spektakel um Sie geweſen, das kann ich Ihnen ſagen, und die gnädige Frau hat mir alles ſelbſt erzählt. Aber wo ſind Sie denn nur ſo lange geblieben? Und ſind Sie denn wirklich mit Herrn von Binſenburg gefahren? und warum kommen Sie denn mit Extrapoſt zu Hauſe? und ließen den Poſtillon nicht einmal blaſen? Ich hätte blaſen laſſen, daß alle Fenſter davon gedröhnt hätten, was hat man ſonſt vom Extrapoſtfahren!"

„Morgen, morgen, gute Margarethe, jetzt mache nur fort, daß wir fertig werden, ich bin müde zum Umſinken", antwortete Sidonia; „was iſt denn weiter hier im Hauſe vorgefallen?"

„Nun, als die gnädige Frau vor einer kleinen Stunde zu Hauſe kam, und Sie noch nicht da waren, da ging der Lärm erſt recht an, denn nun dachte ſie gewiß, die häßliche weiße Maske hätte Sie doch in der Gewalt; es fehlte nicht viel, ſo hätte ſie ihre Krämpfe gekriegt; der junge gnädige Herr mußte gleich zurück nach dem Ball, um die beiden Herren zu ſuchen, die geſehen haben wollten, Sie ſeyen mit Herrn von Binſenburg weggefahren. Er iſt noch nicht wieder da, die gnädige Frau aber ſind zu Bette gegangen. Das wird morgen ein Reden und Fragen geben! Die halbe Stadt wird bei uns vorfahren, alles wird hergelaufen kommen, zu hören, ob Sie gefunden ſind. Nun ich danke Gott, daß Sie nur wieder da ſind. All' mein Lebtage hätte ich mich nicht zufrieden gegeben, die Augen hätte ich mir aus dem Kopfe geweint, wenn mein liebes ſüßes Fräulein von ſolch' einem häßlichen wildfremden Menſchen uns entführt wäre."

„Zu Bette, zu Bette, Margarethe, ich halte es nicht länger aus“, ſeufzte Sidonia, und begab ſich zur Ruhe. Aber der ihr ſonſt ſo holde Schlaf floh ſie dieſesmal, ſie mußte zum erſtenmal in ihrem Leben mehrere Stunden auf ihrem Lager wachend zubringen, in ernſtem Nachdenken über alles, was ſie an dieſem ereignißreichen Abende gehört und erlebt, und es war ſchon hoch am Tage, als endlich ihr müdes Auge zum erquickenden Schlummer ſich ſchloß.

Als Sidonia gegen Mittag erwachte, klagte ſie über Heiſerkeit und Bruſtweh, als Folgen der geſtrigen Erkältung; den Arzt wollte ſie nicht rufen laſſen, erklärte aber, daß ſie den ganzen Tag im Bette zubringen würde, indem ſie aus Erfahrung wiſſe, daß Anfälle dieſer Art, denen ſie oft ausgeſetzt ſey, auf dieſe Weiſe am ſchnellſten und leichteſten vorübergingen. Auch Frau von Klarenbach war unwohl, und wollte weder Beſuche annehmen noch ihr Zimmer verlaſſen; Sidonia blieb daher in ungeſtörter Ruhe, bis gegen Abend ihr Bruder ſie zu beſuchen kam, ohne ſich abweiſen laſſen zu wollen.

Nach den herkömmlichen Erkundigungen nach ſeiner Schweſter Befinden und daraus entſpringenden Beileidsbezeugungen über ihr Unwohlſeyn, bat Theodor, ihm ein kurzes Geſpräch unter vier Augen zu gewähren. „Herzlich gern möchte ich Dich ſchonen, liebe Schweſter", ſetzte er hinzu, „aber ich habe ſo vieles im Kopf und im Herzen, das ich nothwendiger Weiſe mit Dir beſprechen und überlegen muß."

Sidonia machte durch Zeichen ihm begreiflich, daß das Sprechen ihr wehe thue, gab aber dennoch ihrer Margarethe einen Wink, ſich zu entfernen.

„Du brauchſt Dich gar nicht mit Sprechen anzugreifen, wenn es Dir ſo ſchwer wird, doch anhören kannſt Du mich wohl, ohne daß es Dich zu ſehr angreift?" fragte Theodor, die zärtlichſte Beſorgniß in Blick und Ton. Sidonia erzwang ein mattes Lächeln und nickte mit dem Kopfe. Theodor nahm wieder das Wort.

„Ich will die unangenehmen Ereigniſſe der verwichenen Nacht ſo wenig als möglich berühren", ſprach er, „ich will ſogar nicht einmal unterſuchen, in wie fern Du ſelbſt durch Unüberlegtheit Dich vielleicht in jene Verlegenheiten gebracht haben magſt. Das Geſchehene ſteht nicht zu ändern, alles Sprechen darüber wäre überflüſſig. Auch meinen Freund Binſenburg will ich darüber nicht zu entſchuldigen verſuchen, daß er ein vom Zufall ihm geſchenktes, längſt erwünſchtes Tête à Tête auf eine Weiſe benutzte, die ſich mit den Geſetzen des Anſtandes und der Schicklichkeit nicht ganz vereinigen läßt. Sey nur gerecht, liebe Schweſter, bedenke, daß ein wahrhaft Liebender wie Binſenburg, deſſen Herz und Kopf nur von einer einzigen, ihn durchaus beherrſchenden Leidenſchaft ſo ganz erfüllt ſind, eigentlich wie ein Betrunkener zu betrachten iſt. Was beide im Rauſche thun, wird kein billiger Richter ihnen allzuhoch anrechnen wollen. Haſt Du mich verſtanden, liebe Sidonia? Biſt Du nicht auch meiner Meinung?

Sidonia machte eine Bewegung mit dem Kopfe, die Theodor als eine bejahende anzunehmen für gut fand.

„Ich freue mich, Dich ſo mild geſtimmt zu finden“, fuhr er weiter fort. Der arme Binſenburg iſt jetzt in einem Zuſtande, der das höchſte Mitleid verdient. Er iſt ganz wie außer ſich, weil er fürchtet, ſich unvorſichtiger Weiſe Deinen Zorn zugezogen zu haben, und ich hatte die größte Mühe, ihn nur einigermaßen zu beruhigen. Eine Liebe wie die ſeinige habe ich noch niemals geſehen; er lebt nur in dem Gedanken an Dich. Uebrigens war es recht von Dir, daß Du Dich weigerteſt, in ſeine Wohnung einzutreten, obgleich er auch nicht Unrecht hatte, darauf zu beſtehen, denn zu

Fuße gehen durfteſt Du doch wahrlich nicht, liebe Sidonia; ſo erhitzt vom Tanze, ſo leicht gekleidet, in der ſcharfen kalten Morgenluft. Es war ihm eigentlich nicht zu verdenken, daß er ſogar ein wenig ungezogen wurde, um nur nicht Dein ihm ſo koſtbares Leben einer ſolchen Gefahr ausgeſetzt zu ſehen. Es war ein rechtes Glück, daß gerade ein alter Bekannter von Dir ſo zur rechten Zeit des Weges kommen mußte. Seethal hieß er? ein ältlicher Mann? und iſt ſchon wieder abgereiſt?"

Sidonia nickte abermals. „Er kam wöchentlich einigemal zu Madame Bonplants, und ich kenne ihn von meiner Kindheit an", ſetzte ſie mit heiſerer, kaum vernehmbarer Stimme hinzu.

„Strenge Dich mit Sprechen nicht an, gib mir nur gelaſſenes freundliches Gehör", bat Theodor. „Du biſt leider krank, und ich wiederhole es, ich möchte gerne Dich ſchonen, liebe Sidonia, wenn nur nicht die Zeit mich ſo drängte. Aber Du weiſt, daß ich endlich die feierliche Uebernahme des mir von unſerem Vater zugefallenen Familiengutes auf übermorgen habe feſtſetzen müſſen. Ich habe dieſe ſchon zu lange aufgeſchoben, und darf es nicht länger, ohne mir dadurch empfindlichen Schaden zuzufügen. Das Gut liegt nur eine ſtarke halbe Tagreiſe weit von hier, aber ich will noch dieſen Abend hinaus, um ſelbſt nach den Zurüſtungen zu der Fête zu ſehen, die ich am Tage der Uebernahme zu geben gedenke. Ich habe ſchon mehrere Bekannte aus der Stadt dazu eingeladen. Frau von Klarenbach folgt mir morgen Vormittag mit einigen meiner Gäſte. Freitag ſind wir Alle wieder zu Hauſe. Glaubſt Du, liebe Schweſter, daß Du unſere Stiefmutter morgen wirſt begleiten können?"

Sidonia ſchüttelte lebhaft mit dem Kopf, kam darüber in heftiges Huſten, und deutete mit ſchmerzlichem Blick auf ihre Bruſt.

„Ich ſehe leider, Du kannſt es nicht", ſprach Theodor, als der Anfall vorüber war. „Arme Sidonia, Du biſt recht leidend; aber das iſt kein Wunder, nach einer ſolchen Erkältung. Es thut mir leid, recht leid, ich hätte ſo gern Dich im Hauſe unſerer Ahnen geſehen, ich hoffte ein noch ſchöneres Feſt mit dem zu verbinden, das mich in den Beſitz unſeres Stammhauſes ſetzen ſoll. Denn, liebe Sidonia, Du biſt vernünftig, gewiß, Du ſelbſt ſiehſt es jetzt ein, daß Du, ſo wie die Dinge jetzt ſtehen, manchen Deiner zu voreilig gefaßten Entſchließungen und Vorurtheilen entſagen mußt. Nach dem Aufſehen, welches Dein geſtriges Abentheuer mit Binſenburg erregt hat, bleibt Dir keine andere Wahl, als ſeine Gemahlin zu werden. Nicht wahr? das begreifſt Du, meine gute Sweſter?"

„Gewiß, ich begreiſe alles; was geſchehen iſt, und was eben deswegen nun geſchehen muß, wird mir immer deutlicher, immer klarer, je länger ich Dich anhöre", flüſterte Sidonia mit ſichtbarer Anſtrengung.

Theodor betrachtete ſie eine Weile mit forſchenden Blicken, als erſtaune er, ſie ſo gelaſſen und nachgiebig zu finden. „Engel von einem Mädchen!" rief er freudig, „wie entzückſt Du mich! Nun aber, liebe, gute Sidonia, da ich Dich ſo vernünftig finde, will ich Dir auch alles entdecken, was ich ſonſt, um Deiner zu ſchonen, Dir noch eine Weile verſchwiegen haben würde; jetzt kann es nur in Deinen guten Entſchlüſſen Dich beſtärken. Dein geſtriges Abentheuer iſt unglaublich ſchnell bekannt geworden, wahrſcheinlich durch meine Angſt um Dich, es läuft von Mund zu Mund, ſehr entſtellt, wie Du Dir es leicht denken kannſt, und erregt das ungeheuerſte Aufſehen. Fräulein von Klarenbach, heißt es, habe ſich mit Herrn von Binſenburg vom Balle fortgeſchlichen, um, tête à tête mit ihm, die Sonne aufgehen zu ſehen, und ſey nach einer zweiſtündigen Spazierfahrt in ſeiner Wohnung mit ihm abgeſtiegen, um bei ihm zu frühſtücken. Die Geſchichte von dem zerbrochenen Wagen, von der Einige ſprechen, wird von Andern geradezu für ein wohlerfundenes Mährchen erklärt, Viele wollen Binſenburgs Batarde ſchon in aller Frühe in völlig gutem Zuſtand in ſeiner Remiſe ſtehen geſehen haben. Es iſt abſcheulich, es iſt empörend, aber es ſteht nicht zu ändern, Dein guter Name tanzt ſeit heute früh auf den ſpitzen Zungen aller der zahlloſen Neiderinnen, die Deine unleugbaren Vorzüge gegen Dich erbittert haben. Schon iſt die halbe Stadt bei unſerer Stiefmutter vorgefahren, um nähere Nachrichten von der großen Begebenheit einzuziehen. Frau von Klarenbach aber befindet ſich unwohl, und läßt, außer ihrer Freundin Eliſe, Niemanden vor ſich. Was könnte es auch helfen? Sie und ich möchten ſagen was wir wollten, keine Seele würde uns Glauben ſchenken, Deine Ehre und die unſeres Hauſes wären ohne Rettung verloren, wenn Du jetzt nicht Binſenburgs Gemahlin würdeſt, das ſiehſt Du doch ein, liebe Schweſter?“

„Alles ſehe ich, deutlicher als Du es denkſt“, flüſterte Sidonia kaum vernehmbar.

„Ich kann es Dir nicht in Worten ausdrükken, wie Du mich durch Dein verſtändiges Benehmen erfreueſt, liebe, liebe Schweſter, Du retteſt dadurch mir, Deinem Bruder, vielleicht das Leben, gewiß, meine ganze Exiſtenz. Daß ich mich, wenn Du weniger vernünftig wäreſt, mit Binſenburg ſchlagen müßte, will ich gar nicht einmal erwähnen. Blut müßte fließen von allen Seiten, ich würde zahlloſe Duelle auszufechten bekommen, denn mein Ehrgefühl könnte nie mir erlauben, Dich ungeſtraft läſtern zu hören, oder die entfernteſte Anſpielung auf Deine Morgenpromenaden zu dulden, die doch bei der Naſeweisheit unſerer jungen Herren nicht ausbleiben würden. Am Ende müßte ich wahrſcheinlich landesflüchtig werden, und mein ſchönes Erbgut mit dem Rücken anſehen, wenn ich nicht, was eben ſo leicht geſchehen könnte, auf andere Weiſe meinen Untergang fände. Dem Allen haſt Du durch Deine vernünftige Nachgiebigkeit vorgebeugt, liebe Schweſter, und ich verdanke es Dir auf das innigſte, obgleich ich wohl begreife, daß ein Mädchen von Deiner Einſicht und Deinem über das Gewöhnliche ſich erhebenden Geiſt nicht anders handeln konnte. Ueber den wichtigſten Punkt ſind wir nun einverſtanden; laß uns noch in der Geſchwindigkeit das Uebrige anordnen, denn ich habe Eile, ich muß fort, wenn ich nicht zu ſpät in die Nacht hinein fahren will. Mein Wunſch war übermorgen, gleichſam unter den Augen unſerer Ahnherren, Dich mit Binſenburg feierlich zu verloben, das erlaubt Deine Geſundheit leider nicht, aber ſein Glück darf ich ihm doch verkünden? und übermorgen, im Kreiſe meiner Gäſte und unſerer Verwandten, den erſten Toaſt auf das Wohl des neuverlobten Brautpaares ausbringen?"

„Thue alles, was Dir Recht dünkt", flüſterte Sidonia mit ſichtlicher Anſtrengung.

„Darf er morgen Dich ſehen, ehe er mit unſerer Stiefmutter wegfährt?" fragte Theodor ſchmeichelnd.

„Sidonia ſchüttelte lebhaft mit dem Kopf. „Ich kann das Bette in einigen Tagen noch nicht verlaſſen", ſetzte ſie hinzu.

„Du haſt Recht", erwiederte Theodor, „mehr als jemals müſſen wir uns jetzt beſtreben, den Anſtand nicht zu verletzen. So mag denn der glückliche Binſenburg bis zu unſerer Rückkehr ſich gedulden, in drei bis vier Tagen wirſt Du hoffentlich in ſo weit hergeſtellt ſeyn, daß Du ihn in Deinem Wohnzimmer empfangen kannſt. Wirſt Du ihm aber dann auch ſo begegnen, wie Deine jetzige Stellung gegen ihn es erfordert? Wirſt Du während unſerer Abweſenheit von Deinen guten Entſchlüſſen nicht abgehen?"

„Ich werde von dem Entſchluſſe nicht abgehen, zu thun, was, wie ich immer deutlicher es einſehe, jetzt unausweichbar nothwendig geworden iſt; Du ſollſt bei Deiner Nachhauſekunft die vollkommenſte Ueberzeugung davon erhalten", ſprach Sidonia, und ſank, von der langen Rede erſchöpft, in ihre Kiſſen zurück.

Theodor verweilte noch ein Viertelſtündchen bei ihr, bezeigte ihr die zärtlichſte Theilnahme an ihrem Uebelbefinden, beſchwor ſie, den Arzt rufen zu laſſen, überhäufte ſie mit Lobſprüchen, und verließ ſie nicht eher, bis ſie ihm zu verſtehen gab, wie ſehr ſie der Ruhe bedürfe.

„Welch eine Welt iſt dieſe! o meine arme Mutter, wie treu, wie wahr haſt du mir ſie geſchildert!" ſeufzte Sidonia, ſo wie ſie ſich allein ſah, und brach in einen Strom von Thränen aus. Margarethe fand ſie laut und heftig weinend, und wollte ſogleich den Arzt rufen laſſen, doch Sidonia hielt, durch die Verſicherung, daß dieſe Thränen ihr das Herz erleichterten, ſie davon ab. Auf Theodors Antrieb erſchien der Hausarzt noch am nämlichen Abend, er fand Sidonien etwas fieberhaft, erklärte ihr Uebel für einen heftigen Katarrh, der ſeinen Mitteln in wenigen Tagen weichen würde, verbot der Kranken alles Sprechen, empfahl ihr die ungeſtörteſte Ruhe von innen und außen, gebot ihr, das Bette ja nicht zu verlaſſen, und ging dann wieder. Seine Vorſchriften wurden auf das pünktlichſte befolgt. Sidonia brachte die Nacht ruhig, anſcheinend in tiefem Schlafe hin, ſie ſchlief noch, als Frau von Klarenbach ſie am Morgen beſuchen wollte. Der Arzt hatte verboten ſie zu wecken, und dieſe ſah ſich alſo genöthigt, mit Herrn von Binſenburg nach Theodors Gute Klarenſee abzufahren, ohne ihre Stieftochter vorher geſehen und geſprochen zu haben.

Freudig erſchrocken fand Margarethe bald darauf ihre junge Gebieterin, die ſie feſt ſchlafend verlaſſen, angekleidet am Schreibtiſche ſitzen. „Sind ſie fort?“ fragte Sidonia mit dem gewohnten Wohllaut ihrer Stimme, aus der faſt jede Spur früherer Heiſerkeit verſchwunden war.

„Alle fort, ſchon ſeit einer guten halben Stunde; aber wie in aller Welt ſind Sie denn mit einemmal wieder geſund geworden, gnädiges Fräulein?“ erwiederte die höchlich erſtaunte Margarethe.

„Davon nachher; jetzt ſage mir, wer außer uns beiden iſt noch im Hauſe zurückgeblieben?“ ſprach Sidonia.

„Ach, ſo gut als Niemand“, war die Antwort, „und das iſt eigentlich recht ſchlecht von den Leuten, als ob wir nicht auch Bedienung brauchten; mein gnädiges Fräulein meine ich nämlich. Den Koch, den Louis und den Heinrich hat der junge Herr ſchon geſtern Abend mit ſich genommen, die Jungfer und der Kammerdiener ſind heute mit der gnädigen Frau weggefahren; Chriſtel iſt auf zwei Tage zu ihren Eltern gegangen, und Marie mit der Haushälterin haben ſich ebenfalls, ſo wie die gnädige Frau abgefahren war, fortgemacht. Keine Chriſtenſeele iſt im Hauſe geblieben, als der Hausknecht, die alte taube Katharine, und wir beide, ich und Sie.“

„Margarethe“, ſprach Sidonia nach kurzem Bedenken, „nicht wahr, Du biſt mir wirklich treu ergeben? Du liebſt mich wahrhaft, und biſt nicht fähig, mich jemals, um welchen Preis es auch ſey, denen zu verrathen, die mir übel wollen?“

Erſchrocken blickte Margarethe ihre Gebieterin an, es lag ein ſo trüber Ernſt, ein ſolcher Ausdruck von tiefem Schmerze in Sidoniens Zügen, daß dem guten Mädchen darüber ganz bänglich um's Herz wurde. Es ergriff Sidoniens Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen, konnte aber nichts weiter hervorbringen, als: „Treu, treu bis in den Tod!“

„Ruhig, ruhig, gutes Kind", erwiederte Sidonia freundlich, „in den Tod wollen wir für's Erſte beide nicht, aber ich kann es nicht leugnen, es ſteht jetzt in Deiner Gewalt, mir Deine Liebe und Treue auf eine Art zu beweiſen, die ich Dir lebenslänglich verdanken müßte. Willſt Du thun, was ich von Dir verlange? willſt Du wenigſtens mir Verſchwiegenheit geloben?"

„Alles, alles will ich thun, ſchweigen will ich wie das Grab!" rief Margarethe.

„Nun denn, ſo gehe für jetzt nur hinunter, und trage dem Hausknecht auf, mir augenblicklich einen Miethwagen zu einer Reiſe von wenigen Meilen zu beſtellen", ſprach Sidonia, „ich ſelbſt werde dem Kutſcher ſagen, wohin ich zu fahren gedenke. Aber ſieh freundlich aus, wie gewöhnlich, liebe Margarethe, ſo als ob gar nichts beſonderes vorgefallen wäre. Der alten Katharine mußt Du heimlich vertrauen, ich hätte der gnädigen Mama und der ganzen Geſellſchaft eine höchſt luſtige Ueberraſchung zugedacht; ſage ihr, ich hätte mich abſichtlich weit kränker geſtellt, als ich es war, weil ich mich mit meinem Bruder verabredet hätte, heimlich ihnen nachzufahren, und ganz unerwartet mitten unter ihnen zu erſcheinen, während Alle mich zu Hauſe krank glauben.

Margarethe gerieth außer ſich vor Freuden über dieſen Entſchluß ihres Fräuleins, den ſie in dieſem Augenblick für baaren Ernſt nahm. Sie eilte ihren Auftrag recht geſchickt auszuführen, kam mit der Nachricht zurück, daß der Wagen innerhalb einer Stunde vorfahren würde, und hätte gern wenigſtens ein Dutzend Fragen gewagt, aber ſie fand ihre Gebieterin wieder an ihrem Schreibtiſch beſchäftigt, und wurde in das Nebenzimmer verwieſen, um einen kleinen Mantelſack mit Wäſche und andern Bedürfniſſen für die bevorſtehende Reiſe zu füllen.

Sie war mit dieſer Arbeit noch nicht ganz fertig, als plötzlich ein ſchöner blonder Knabe von fünfzehn bis ſechzehn Jahren vor ihr ſtand, ohne daß ſie zu begreifen vermochte, auf welche Weiſe er in das Zimmer gekommen wäre, denn ſie war ſich bewußt, die Thüre des Vorſaales zugeſchloſſen zu haben. Margarethe war nahe daran, vor Erſtaunen über dieſe unerwartete Erſcheinung laut aufzuſchreien, ſie war ziemlich geneigt, den jungen Menſchen, unerachtet ſeiner ſehr anſtändigen Kleidung, für einen Dieb zu halten, der ſich früher hier hereingeſchlichen habe, um die Abweſenheit beinahe ſämmtlicher Hausgenoſſenſchaft zu benutzen.

„Wer ſind Sie? was wollen Sie? Wie

kommen Sie bei verſchloſſenen Thüren in dieſes Zimmer?" fragte Margarethe in einem Athem, indem ſie aus ihrer knienden Stellung vor dem Mantelſack in die Höhe ſprang. Ihr Gegner ſah eben nicht ſehr furchtbar aus, und es ſchien, als ob das muthige Mädchen im ſchlimmſten Falle ſich wohl getrauen würde, es mit ihm aufzunehmen, doch als er einige Schritte zurücktrat, die Kuetka, die er trug, auseinanderſchlug, und ein Paar kleine Terzerole ſichtbar wurden, da war es mit Margarethens Heldenmuth vorbei. Eben wollte ſie an das Fenſter ſpringen, um auf die Straße hinaus nach Hülfe zu rufen, als ſie zu ihrem großen Entſetzen ſich feſt gehalten fühlte.

„Margarethe", ſprach der Knabe lächelnd, indem er beim Arm ſie ergriff, „biſt Du denn völlig von Sinnen? was für Thorheiten beginnſt Du? Erkennſt Du mich wirklich nicht?"

„Ei daß Gott!" rief Margarethe, „Sie ſind es, mein liebſtes gnädigſtes Fräulein! aber was ich auch dumm bin! Das iſt ja der Anzug, den ich ſelbſt vor mehr als vier Wochen, als eben erſt von der Maskerade die Rede war, heimlich für Sie beſorgte, ohne daß irgend eine lebende Seele erfuhr für wen. Aber er ſitzt Ihnen prächtig, ganz allerliebſt ſehen Sie darin aus, wie kommen ſie aber zu den lichten Locken? wohl ein Perückchen? und wo haben Sie denn Ihre ſchönen ſchwarzen Haare gelaſſen, doch nicht abgeſchnitten? es wäre doch ewig Schade darum.“

„Die hängen feſtgeflochten unter der Kuetka mir den Rücken hinab, ich habe ſie zu lieb, als daß ich ihnen etwas zu Leide thun ſollte“, erwiederte Sidonia lächelnd.

„Nein, ich kann mich an Ihnen gar nicht ſatt ſehen“, fuhr Margarethe fort, „wie Sie ſo ſcharmant ausſehen, recht wie ſo ein kleiner Windflügel von einem jungen Herrchen; daß Sie mein gnädiges Fräulein ſind, kann kein Menſch errathen. Wenn Sie ſo bei Ihrem Herrn Bruder im Schloſſe erſcheinen, wird Sie Niemand erkennen, und das wollen Sie doch? Sie brauchen gar keine Maske vorzubinden. Nun das wird einmal eine Luſt ſeyn! ach, mein allerliebſtes Fräulein! wenn Sie mir doch erlauben wollten, mich auch ein ganz klein wenig zu vermaskeriren, nur dieſes einzigemal, ich möchte nur ſehen, was der Kammerdiener und der Heinrich ſagen werden.“

„Gewiß ſollſt Du es, wenn Du es anders noch wollen wirſt, nachdem Du erſt alles weiſt, was ich beabſichtige; Dein Anzug liegt dört ſchon bereit“, ſprach Sidonia. „Eile aber nicht ſo, ihn zu ſehen, höre mich erſt an", ſetzte ſie ſehr ernſt, faſt wehmüthig hinzu; „gute Margarethe, es thut mir wahrlich leid, daß ich um eine gehoffte Freude Dich bringen ſoll, aber ich kann nicht anders, Dich treue Seele will und darf ich nicht täuſchen. Du meinſt, wir bereiten uns, einen luſtigen Scherz auszuführen? ach, liebes Kind, dem iſt nicht ſo, ich ſtehe an einem ſehr ernſten Scheidepunkte meines Lebens, ich bin im Begriff, vielleicht auf immer aus dieſem Hauſe zu entfliehen, in welchem ich geboren bin, in welchem meine Mutter einſt lebte, und wo jetzt eine Fremde gebietet, die ich als Mutter ehren ſoll, und die kein mütterliches Herz für mich hat. Warum erſchrickſt Du ſo, Margarethe? Deiner freien Wahl bleibt es überlaſſen, ob Du mich begleiten willſt oder nicht; willſt Du hier zurückbleiben, ſo wird meine Margarethe mich nicht verrathen, das weis ich. Wenn nach drei Tagen meine Stiefmutter und mein Bruder zurückkommen, und mich vermiſſen, ſo wirſt Du Dich anſtellen, als habeſt Du ebenfalls an das Mährchen geglaubt, das ich durch Dich der alten Katharine erzählen ließ. Dieß iſt dann das Sicherſte und Beſte für Dich wie für mich, Du wirſt damit von jeder Verantwortung frei."

„Ich kann es nicht! ich kann es nicht, ich kann mein gütiges liebes Fräulein nicht verlaſſen!“ rief Margarethe, indem ſie unter einem Strom von Thränen vor ihre Gebieterin hinkniete, und ſie ſo feſt umklammerte, als ob ſie fürchte, daß dieſe ihr unter den Händen verſchwinden könne; ich gehe mit in Noth und Tod, in jeder Gefahr will ich bei meiner gütigen Herrſchaft ſtehen, ich müßte mich ja ſonſt zu Tode ängſtigen um Sie, wenn ich nicht bei Ihnen wäre.“

„Gute treue Seele“, ſprach Sidonia, und nahm ſie gütig in ihre Arme, „glaube nur, ich erkenne Deine Liebe, und werde ſie Dir zu vergelten ſuchen, ſo lange ich lebe. Sieh, liebes Kind, ſie zwingen mich zu dem vielleicht überkühnen Schritte, den ich zu wagen im Begriffe bin, Du haſt keine Ahnung von dem, was ſie mir angethan; ſie haben liſtig mich umſtrickt, ſie haben mit ſchlauer Kunſt mich umgarnt, um mich einem Manne in die Arme zu treiben, den ich haſſe, den ich verabſcheue, für den ich nichts als die tiefſte Verachtung empfinde.“

„Gewiß meinen Sie den fatalen Herrn von Binſenburg!“ rief Margarethe; „nun ich habe es doch immer gedacht, obgleich nicht geſagt, wenn die Leute davon ſprachen, daß mein gnädiges Fräulein ſeine Braut wäre; den nimmt ſie gewiß nicht, dachte ich immer. Ich bin nur ein armes Mädchen, und er ein vornehmer Herr, aber ich nähme ihn ſelbſt nicht, glaube ich. Müſſen wir aber darum weglaufen, liebſtes Fräulein? können wir ihm nicht ohne viele Umſtände einen Korb geben? Zwingen kann man uns doch nicht!"

„Zwingen nicht, wahrlich nicht", erwiederte Sidonia; „aber mich überreden wollen, mich quälen, mein Daſeyn mir zur Hölle machen, das können, das werden ſie, bis ich vielleicht aus Verzweiflung — liebe Margarethe, wer kann für ſich ſelbſt ſtehen? wer, der wie ich, den gerechteſten bitterſten Unmuth gegen ſeine Umgebungen im Herzen trägt, kann behaupten, daß er in jeder Stimmung ſeines Gemüths ſtets an dem Rechten feſthalten werde, daß er nie zu einem Schritte ſich hinreißen laſſen könne, den er ſpäterhin ewig bereuen müßte? Hat jemals ein Engel in Menſchengeſtalt auf Erden gelebt, ſo war es meine Mutter! und doch mußte ſie ein peinvolles Daſeyn hinſchleppen, ſank unbeglückt und Keinen jemals beglückend in ihr frühes Grab! weil ſie durch ihr eigenes kindlich frommes Gemüth ſich verleiten ließ, in der edelſten Abſicht eine Verbindung einzugehen, die nie hätte geknüpft werden ſollen. Entſchlafene Heilige, du ſollſt nicht vergebens mich durch dein

Beiſpiel gewarnt haben! ich kann elend, ich kann recht ſehr unglücklich werden, doch nie werde ich wie du in ängſtlich beklemmenden Banden ein Leben kümmerlich führen, deſſen kleinlichen Zweck ich ſelbſt verachten müßte. Nein, das werde ich nie, du gute fromme Selige!“

Von innerer Bewegung hingeriſſen, hatte Sidonia Margarethens Gegenwart gänzlich vergeſſen; mit begeiſtertem, zum Himmel gewandten Blicke war ſie, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, in ein Selbſtgeſpräch ausgebrochen, bei welchem ihrer Zuhörerin ganz ängſtlich zu Muthe ward, weil ſie keine Silbe davon verſtand.

„Ich will ja alles, alles thun, was Sie wollen, liebſtes Fräulein, beruhigen Sie ſich doch nur“, bat das arme Mädchen, „ich will von Herzen gern mit Ihnen davon laufen, denn wenn mein Fräulein hier nicht mehr im Hauſe iſt, mag ich auch nicht länger darin ſeyn, und daß Sie den Herrn von Binſenburg nicht mögen, kann ich Ihnen nicht im Mindeſten verdenken. Nur das Einzige ſagen Sie mir noch, wo wollen wir hin? wir wiſſen ja weder Weg noch Steg.“

„Zu meiner Tante, der Frau von Bornefeld, wollen wir“, erwiederte Sidonia, indem ſie ſchnell ſich zu faſſen ſuchte; „ſie hat mich zu ſich eingeladen, und wird uns freundlich aufnehmen, auch Du ſollſt es gut bei ihr haben, liebe Margarethe, ſo gut als ich ſelbſt, das verſpreche ich Dir. Der Weg zu ihr iſt weit, aber kümmere Dich deshalb nicht, ich will Dich ſchon führen. Ich habe mich mit einer Reiſekarte verſehen, auf der jeder Ort, jedes Dörfchen, wo wir durchkommen müſſen, genau bezeichnet iſt; wir können den Weg nicht verfehlen. Schon ſeit mehreren Wochen habe ich für den Fall der Noth, der jetzt eingetreten iſt, zu dieſem Schritte alles vorbereitet. Ich habe mich mit Reiſegeld verſehen; auch mit Waffen, wie Du ſiehſt, wenn gleich nur für den Anſchein, denn die Art von Muth, die dazu gehört, um Gebrauch davon zu machen, möchte uns beiden wohl fehlen", ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Ach wenn Sie nur die häßlichen Piſtolen zu Hauſe laſſen wollten, wie leicht geht ſolch ein Ding los, und dann haben wir das Unglück", bat Margarethe. „Aber wie wird es dann weiter? was werden die Leute denken, wenn ſie ein ſchönes gnädiges Fräulein in einer polniſchen Jacke herumſpazieren ſehen?"

„Margarethe, Deine Angſt, glaube ich, macht Dich dumm, was Du doch ſonſt nicht biſt", erwiderte Sidonia lachend. „Das gnädige Fräulein ſchieben wir einſtweilen ein wenig bei Seite, wie Du leicht denken kannſt. Ich, die ich um einen guten Kopf länger bin als Du, paſſire für Deinen Bruder Fritz, und Du biſt meine Schweſter Gretchen. Unſer Vater heißt Schmidt, und iſt ein Landprediger; er hat mich nach Sachſen geſchickt, um Dich, mein liebes Gretchen, von unſerer dort lebenden Großmutter abzuholen. Unterweges werde ich das alles Dir weitläuftiger erklären, jetzt geh und kleide Dich um, in meinem Schlafzimmer findeſt Du alles, was Du brauchſt, um für ein artiges Landmädchen gelten zu können."

„Ach, beſtes Fräulein, das iſt recht ſchön", erwiederte Margarethe; „ich bin jetzt freilich noch ein wenig dümmlich und verdutzt über das alles, was ſo unverhofft mir überkommen iſt, aber ich werde mich ſchon wieder beſinnen, und meine Rolle gewiß gut ſpielen. Nur eines liegt mir noch auf dem Herzen, das heraus muß. Werden die gnädige Stiefmama und der Herr Bruder von Ihnen uns nicht nachſetzen laſſen? und wenn ſie uns nun einholen? Ach die Schande! dann werden wir gewiß verarretirt!"

„Bedenke, daß wir drei volle Tage vor uns haben, ehe ſie es nur gewahr werden können, daß wir fort ſind, antwortete Sidenia. Einen günſtigeren Augenblick zur Flucht konnte der Zufall mir nicht bieten, und ich folge ſeinem Wink mit muthigem Herzen. Sie holen ſchwerlich uns ein, aber geſetzt, daß dieſer ſchlimmſte Fall einträte, dennoch bin ich vor dem Elende, das ich am meiſten ſcheue, gerettet. Oeffentlichem Schimpfe wird mein rückſichtsvoller Bruder ſeine Schweſter nicht ausſetzen wollen, das hieße gegen den Anſtand geſündigt, denn ſie trägt ſeinen Namen. Binſenburg muß nach einem ſo deutlichen Beweiſe meiner Abneigung gegen ihn von ſelbſt zurücktreten, das iſt nicht anders möglich, und meine Stiefmutter wird mich hoffentlich aus ihrem Hauſe gern entfernen. Es komme was da wolle, von heute an nimmt mein Geſchick eine andere Wendung, und jede neue iſt mir eine erfreuliche, ſobald ſie meinen jetzigen Umgebungen mich entreißt. Ich bin jung, ich bin geſund, die Welt liegt offen vor mir, und ich bin nicht ganz freundlos in ihr. Was mir auch widerfahren mag, ich gehe frohen Muthes ihm entgegen, aber in dumpfem Zwange verſchmachten, die kleinlichen zahlloſen Neckereien des Lebens ſich täglich erneuern ſehen, bis ſie Jugendmuth und Lebensgefühl in mir ertödten, das kann und will ich nicht ertragen."

Der vorfahrende Wagen endigte das Geſpräch.

Der kleine tragbare Mantelſack und ein Handkorb, mit welchem Margarethe ſich belud, enthielten alles, was dieſe und ihre Dame auf der Reiſe nöthig zu haben glaubten. Ihre weiten Reiſemäntel verbargen beim Einſteigen in den Wagen die Kleidung, die ſie unter denſelben trugen. Sie fuhren ab, auf dem Wege, der nach Theodors Landgute führte.

Den Schlüſſel zu ihrem Zimmer hatte Sidonia mit ſich genommen, nachdem ſie folgenden Brief an ihren Bruder auf ihren Schreibtiſch gelegt.

„Mit innerem Widerſtreben, obgleich in der klaren Ueberzeugung, daß ich durch Dein Betragen gegen mich dazu berechtiget bin, unternehme ich es, unwürdiger Liſt mit erlaubter zu begegnen. Mein Bruder, Du haſt gethan was nicht recht iſt, Du haſt übel an mir gehandelt, Du haſt mir Fallſtricke gelegt, die kein edler Mann einem ſchutzloſen Mädchen legen ſollte, am wenigſten einer Schweſter. Abſichtlich haſt Du meine Perſon, meine Ehre, meinen guten Namen der Gewalt eines elenden verächtlichen Menſchen übergeben, der zu meinem Glück feigherzig und unüberlegt genug war, um ſelbſt, wenn gleich ohne es zu wiſſen oder zu wollen, mich einen Blick in Deine Pläne werfen zu laſſen, und dieſer einzige Blick war hinreichend für mich, um ſie vereiteln und ihren Folgen entgehen zu können.

„Theodor! wie konnteſt Du das an mir thun! Du, den ich ſo herzlich einſt liebte, den ich ſo gern fortwährend lieben möchte, Du, der einzige Freund, an den von meiner Geburt an die Natur mich gewieſen!

„Du wünſcheſt gewiß nicht, daß ich Dir hier alles auseinander ſetzen ſoll, was Du an mir verſchuldet, der Erfolg muß Dich überzeugen, daß ich Dich nur zu gut durchſchaut habe, und ich will Dir die Demüthigung erſparen, Dir von mir vorhalten laſſen zu müſſen, zu welcher, Dich und mich erniedrigenden Liſt Du Dich herabgelaſſen haſt, um ſelbſt mit Gefahr des Lebensglückes Deiner Schweſter, äußere Vortheile Dir zu erringen, und Deiner Eitelkeit zu ſchmeicheln.

„Als Du geſtern Abend mit ſüßen trügeriſchen Schmeichelworten die Schlingen feſter zu ziehen ſuchteſt, in denen Du Deine argloſe Schweſter gefangen zu haben glaubteſt, da, Theodor, da habe ich, zu meinem unſäglichen Schmerz, Dich durchſchaut, tief, tief, bis auf den Grund Deines von unſeligem Eigennutz und ſtrafbarer Eitelkeit erfüllten Gemüths. Deine Freundlichkeit kam mir vor-

Du ſelbſt ſogar erſchienſt mir wie jene Larven, die ſchon bei jenem unſeligen Feſte mich mit vorahnenden Schauern erfüllten, und mir grauſete vor dem eigenen Bruder, wie vor einem wilden unheildrohenden Geſpenſte. Es war nicht allein das Gefühl der Nothwendigkeit, zu meiner Vertheidigung der Liſt Verſtellung entgegen ſetzen zu müſſen, was mich bewog, mich für kränker zu geben, als ich es war; es war der tiefe Jammer, Dich ſo geſunken zu ſehen, der meine Bruſt erfüllte und meine Worte erſtickte. Der Gedanke, entfliehen zu müſſen, der wohl zuweilen in meinem Gemüthe flüchtig aufgetaucht hatte, wenn ich zu unwürdig mich verfolgt fühlte, bildete ſich mir erſt in jenem, mir ſo entſetzlichen Augenblick zum feſten Entſchluſſe aus; aber ich konnte mich dennoch nicht überwinden, Dich mit ausdrücklich ausgeſprochenen Unwahrheiten zu hintergehen. Du ſelbſt, verleitet von blindem Eifer für Deinen Zweck, legteſt zuerſt meinen Worten eine Deutung unter, an die ich anfangs gar nicht gedacht; der Schutzengel der Unſchuld wollte mich retten, und umnebelte Deinen ſonſt weltklugen Verſtand ſo, daß Du den eigentlichen Sinn meiner einfach klaren Worte nicht mehr zu erkennen vermochteſt. Wenn Du einſt, bei kälterem Blute, jedes Wort nochmals überlegſt, was ich geſtern zu Dir ſprach, ſo wirſt Du ſelbſt darüber erſtaunen, daß es Dir damals möglich war, mich ſo zu mißverſtehen. Aber es waltet über uns ein gerechtes gütiges Weſen, das ſelbſt die Klugen mit Blindheit zu ſchlagen weiß, wenn es gilt, die Unſchuld aus ihren Fallſtricken zu erretten.

„Von heute an iſt der Zufall mein Bruder, mein ſchützender Freund; er hat, ſo lange ich lebe, beſonders in dieſen jüngſt vergangenen, das Glück meiner ganzen Zukunft bedrohenden Tagen ſich mir als ſolcher bewieſen; er hat vor dem Abgrunde mich bewahrt, in welchen die mich hinablocken oder hinabſtoßen wollten, denen es vor Allen oblag, für mich Sorge zu tragen. Ich Heimathloſe habe nur ihn, dem ich mich anvertrauen konnte, aber ich weis, daß ein allſehendes Auge über mich wacht, das ihn ſo leiten wird, wie es mein Beſtes erfordert.

„Alles, was da lebet und athmet auf Erden, iſt befugt, ſich vor dem Untergange zu retten, ſo lange dieſes in ſeiner Macht ſteht. Der Menſch darf es nur, wenn es geſchehen kann, ohne noch höhere Pflichten als die der Selbſterhaltung zu verletzen, und ich verletze keine, indem ich der Gewalt einer Frau mich entziehe, die zwar mütterliche Rechte über mich üben darf, aber nicht mütterlich für mich empfindet, und die mir bewieſen hat, daß ſie nur zu geneigt iſt, die ihr über mich anvertraute Macht zu meinem Verderben zu mißbrauchen. Von dem Verhältniß, in welchem ich gegen Dich ſtehe, laß mich ſchweigen. Du biſt mein Bruder, aber Du haſt nicht brüderlich an mir gehandelt, und ich thue nur, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin zu thun, indem ich alles anwende, um mich Deinen unwürdigen eigenſüchtigen Plänen zu entziehen.

„Der Zufluchtsort, den ich mir erwähle, iſt in jeder Hinſicht anſtändig und ehrenvoll. Niemand begleitet mich auf meiner Flucht, Niemand ſoll um dieſelbe wiſſen, außer meiner treuen Margarethe, die ich erſt im letzten Augenblick davon unterrichten werde, in welchem ich ſie anzutreten im Begriffe bin. Wahrſcheinlich wird ihre Anhänglichkeit an mich ihr nicht erlauben, mich allein gehen zu laſſen.

„Ich eile nicht in die Arme eines Geliebten, bis jetzt habe ich noch keinen Mann geſehen, den ich hoch genug ſtellen könnte, um mich ihm liebend anzuvertrauen, und wahrſcheinlich werde ich niemals ihn finden, weil mein Herz nie ihn ſuchen wird, indem es frei von jeder Sehnſucht nach einem Glücke iſt, von welchem es ſich keine Verſtellung machen kann. Auch habe ich, unerachtet meiner Jugend, ſchon genug von der Welt geſehen, um mich mit Widerwillen und Unmuth von jedem Gedanken an Verbindungen abzuwenden, wie die ſind, die ich täglich um mich erblicke. Deshalb kann ich ohne Rückhalt hier die Verſicherung wiederholen, daß ich zwar nie einen Gemahl nach der Wahl meiner Stiefmutter annehmen, aber auch den Willen meines Vaters ehren werde, der mir verbietet, ohne ihre Einwilligung mich zu verheirathen. Nur Ruhe, perſönliche Sicherheit und Befreiung von offenbarem oder heimlichem Zwange ſuche ich, und bin überzeugt, ſie dort zu finden, wohin ich mich zu wenden gedenke.

„Verfolge mich nicht, ſuche nicht mich einzuholen, und bewege auch meine Stiefmutter, es zu unterlaſſen; Dein liſtiges Beginnen hat mich auf einen Punkt getrieben, wo alle äußere Rückſichten ſchwinden; furchtlos und laut würde ich die öffentliche Gerechtigkeit um Hülfe anrufen, ſollte ich durch Dich und Deine Verbündeten, ſey es mit Zwang oder Liſt, mich neuen Fallſtricken, neuen Verſuchen zu meinem Verderben entgegen geführt ſehen. Laß mich ruhig und ungefährdet meinen ſichern Zufluchtsort erreichen; ſobald dieſes geſchehen iſt, ſchreibe ich Dir, und bin im Voraus überzeugt, daß, bei näherer Ueberlegung und kälterem Blute, Du ſowohl als meine Stiefmutter ſich erfreuen werden, mich entfernt und gerade dort zu wiſſen, wohin ich gehe.

„Ich ſcheide von Dir ohne Groll, wenn gleich mit einem ſehr ſchmerzlichen Gefühl, und kann im Scheiden den Wunſch nicht unterdrücken, Dich dereinſt wieder zu ſehen, ſobald Dein beſſeres Ich über Selbſtſucht, über unwürdige Luſt am eitlen Glanze, über jenen Hang zu erniedrigender Liſt geſiegt haben werden, die jetzt jedes edlere Gefühl in Dir erſticken und Deinen Geiſt umdunkeln.

Sidonia von Klarenbach.“

* * *

Das Wetter war günſtig, die Sonne warm, der Himmel blau; aus friſch knospenden Hecken wehte ſchon der balſamiſche Hauch des in dieſem Jahre ungewöhnlich zeitig eintretenden Frühlings den Reiſenden entgegen, und Sidonia athmete in ihm neuen Lebensmuth ein. Ihr war, wie es einem jungen, im Käfig erzogenen Vögelchen zu Muthe ſeyn mag, dem es glücklich gelang, den ihm geſetzten Schranken zu entſchlüpfen, und das nun zum erſtenmal in freier Luft die zuvor nie geübten Flügel mit bänglicher Freude verſucht, vor jedem im Winde ſchwankenden Blüthenzweige erſchrickt, und doch mit namenloſer Luſt von einem zum andern flattert, bis es endlich dem Wipfel der höchſten Bäume, zuletzt gar dem blauen Aether ſich zuzuſchwingen wagt.

Die beiden Flüchtlinge fuhren mehrere Stunden, ohne irgend einer Art von Unfall oder Widerwärtigkeit zu begegnen. Sidonia benutzte dieſe Zeit, um der noch immer ängſtlichen Margarethe Muth einzuſprechen, und, ſo weit dieſes thunlich und nöthig war, ihr mit möglichſter Schonung Theodors die Gründe auseinander zu ſetzen, welche Sie zur Flucht bewogen. Dann ging ſie zu der nöthigen Verabredung der Rollen über, die beide unterweges zu ſpielen hatten, und überlegte mit ihr, wie ſie ſich benehmen mußten, um jedem Verdachte zu entgehen. Es überraſchte ſie auf das angenehmſte, daß Margarethe mit einer Art darauf einging, die deutlich bewies, daß dieſe ſie vollkommen verſtände, und ſehr geeignet ſey, ſich in ihre jetzige Lage zu finden, und der jungen Herrin beizuſtehen.

Unerachtet ihrer ſehr mangelhaften geiſtigen

Bildung beſaß Margarethe dennoch im hohen Grade das, was man Mutterwitz nennt; die Natur hatte ſie mit einem geſunden Verſtande und ziemlicher Faſſungsgabe ausgeſtattet. Von Trübſinn, Unzufriedenheit und allem, was an dieſen gränzt, war keine Spur in ihrem Charakter zu finden, und Sidonia durfte hoffen, an ihr eine heitere Reiſegefährtin zu haben, die nicht durch bängliche Klagen jede kleinliche Beſchwerlichkeit noch beſchwerlicher machen würde. Margarethe war gewohnt, jede Unannehmlichkeit des Lebens in reichlichen Thränenſtrömen zu ertrinken, um dieſelben, wenn ſie „ſich ſatt geweint hatte", wie ſie es nannte, flugs und fröhlich auf immer zu vergeſſen. Nur in der treueſten Anhänglichkeit an ihre junge Gebieterin war ſie unerſchütterlich feſt, und Sidonia hatte abermals Urſache, den Zufall zu preiſen, der ihr dieſes treue Gemüth als Dienerin zugeführt.

Schon neigte die Sonne dem Untergange ſich zu, als der Wagen am Fuße eines nicht bedeutend hohen, aber ziemlich ſteilen Hügels hielt, deſſen Spitze ein kleiner Tannenwald krönte. Die leiſe hin und her ſich wiegenden Wipfel der hohen ſchlanken Bäume glänzten wie vergoldet im röthlichen Sonnenſchein; die Gegend rings umher war eine der lieblichſten, durch die ihr Weg die Reiſenden bisher geführt hatte, und Sidoniens Auge weilte darauf mit ſtillem Wohlgefallen, während der Fuhrmann ſeine ziemlich abgetriebenen Thiere, nach der dortigen Landesſitte, vermittelſt einiger Schnittchen Brod zum Hinanklimmen des ſteilen ſandigen Weges zu ermuthigen ſuchte.

„Wie heißt der Ort dort unten an der andern Seite des Hügels?“ fragte Sidonia.

„Neudorf“, antwortete der Fuhrmann, „wir müſſen dadurch, und es iſt kaum ein halb Stündchen bis dahin, aber der Berg iſt böſe, und der Weg wird meinen armen Schimmeln diesmal recht ſauer werden. Die müden Thiere müſſen ihn heute zweimal in einem Futter zurücklegen, denn ich ſoll noch dieſe Nacht zurück, und kann erſt in Brückenheim füttern. Wenn wir aber nur in Neudorf ſind, dann haben wir gewonnen, von da aus iſt es nur ein kleines halbes Stündchen bis Klarenſee, prächtiger Weg, immer in der Ebene hin. Sehen Ihre Gnaden, da liegt ſchon das Schloß, dort über jenem Buſch können Sie den Thurm hervorgucken ſehen.“

Sidonia erbleichte, ſie hatte nicht geglaubt, daß Neudorf, über welches der Weg ſie führen mußte, ſo nahe an Klarenſee läge.

„Was ſind denn das für Gebäude dort ſeitwärts in der Ebene?" fragte Margarethe, um ihrer erſchrockenen Gebieterin Zeit zu laſſen ſich zu ſammeln.

„Das iſt die neue Mühle", ſprach der Fuhrmann, „ſehen Sie, hier geht der Fußweg recht plaiſirlich, immer längs dem Bach über die Wieſen. Der Fahrweg aber führt über den Berg, durch den Buſch, ein böſer gottloſer Weg für Menſchen und Vieh."

„Wir dürfen nicht nach Neudorf, da es ſo nahe an meines Bruders Gute liegt", flüſterte Sidonia Margarethen zu. „Was fangen wir an, wollen wir gleich wieder nach Brückenheim umwenden? und unter welchem Vorwande?"

„Wir logiren die Nacht in der Neumühle, laſſen Sie mich nur machen, ich bin eine Müllerstochter, und weis an ſolchen Orten Beſcheid", erwiederte Margarethe leiſe, und wandte ſich dann wieder an den Kutſcher. „Hört, Freund", ſprach ſie, „wir meinten eben, ich und mein Fräulein, daß wir uns ganz ſteif geſeſſen haben, auch dauern uns die armen Pferde, daß ſie ſo um nichts und wieder nichts uns da hinauf ſchleppen ſollen, wir möchten ein wenig ausſteigen und die kleine Strecke zu Fuße gehen, da der Abend ſo ſchön iſt. Wir wollen in Neudorf übernachten, und erſt morgen früh den gnädigen Herrn und die gnädige Mama in Klarenſee überraſchen, die eher des Himmels Einfall als uns vermuthen. Es gibt doch ein Wirthshaus in Neudorf?"

„Ein ſcharmantes Gaſthaus!" rief der Kutſcher, höchlich erfreut, „Euer Gnaden können dort alles Mögliche fordern, Kaffee, Wein, Schokolade, Gebratenes und Geſottenes, es ſind prächtige Leute, ſchöne Zimmer, herrliche Betten. Ich will Euer Gnaden den Fußſteig weiſen, der gerade ins Wirthshaus hinunter führt, es iſt kaum ein Viertelſtündchen zum Gehen, der Fahrweg zieht ſich ſchon viel weiter um."

„Am Ende iſt es wohl geſcheiter, wir kommen zu Fuße dort an, als zu Wagen, von wegen der morgenden Ueberraſchung, denn ſo eine Kutſche könnte doch Aufſehen im Dorfe machen", ſprach Margarethe. „Wenn der Fußſteig ſo nahe an's Wirthshaus führt, ſo könnte der Kutſcher uns wohl unſern Mantelſack bis oben hinauf tragen, die Leute aus dem Gaſthofe werden ihn dann ſchon hinunter holen, ſeine müden Pferde laufen ihm indeſſen nicht fort."

„Ei freilich, ei freilich!" rief der Kutſcher, „geſtohlen wird er nicht werden, der Hanns aus der Krone holt ihn gleich ab; kommen Eure Gnaden nur, Sie werden ſehen, der Fußſteig iſt recht plaiſirlich, weit beſſer, als ſich in dem ſchlechten Wege auf den Baumwurzeln herumrumpeln zu laſſen."

Der Vorſchlag wurde augenblicklich ausgeführt, der Hügel war ſchnell erſtiegen, oben auf der Höhe konnte man wirklich in den Hof des Gaſthauſes zu Neudorf hineinſehen, zu welchem der nämliche Fußſteig auf Stufen hinabführte; der Kutſcher warf hier ſeine Bürde ab, und kehrte höchſt zufrieden und reichlich belohnt zu ſeinem Wagen zurück, während Sidonia, zu ihrem großen Schrecken, unten im Hofe einen Bedienten ihrer Stiefmutter entdeckte, der eben im Begriff war, ſein Pferd zu beſteigen und fortzureiten.

Margarethe ermahnte ſie, ſich im Gebüſche verſteckt zu halten, überzeugte ſich, daß der Kutſcher wieder bei ſeinem Wagen angelangt ſey, und traf dann ſogleich mit großer Gewandtheit alle Anſtalten, um ſich und ihre Gebieterin zur fernern Flucht umzuwandeln. Der Mantelſack wurde ausgeleert und in eine Vertiefung verſenkt, wo dichtes Tannengebüſch ihn verdeckte; den Inhalt deſſelben vertheilte Margarethe in den Handkorb, und in ein kleines zierliches Ränzelchen, wie junge elegante Fußreiſende es in unſern Tagen zu tragen pflegen, welches Sidonia zu dieſem Zweck mitgenommen hatte. Die Damen-Mäntel und Hüte, unter welchen ſie ihre Verkleidung bis jetzt verborgen gehalten, wurden, feſt zuſammen gerollt, dem Mantelſacke zugeſellt. Das zierliche Ränzelchen aber hing ſich Sidonia über die Schultern, und gewann dadurch vollkommen das Anſehen eines jungen fahrenden Schülers; die kleine Bürde war zu leicht, um ihr im Mindeſten beſchwerlich zu werden. Auch Margarethe ſah in ihrer ländlichen Kleidung durchaus nicht wie das elegante Zöfchen aus, das ſie noch vor kurzem geweſen, und beide wandelten jetzt Hand in Hand, nicht ohne einiges Herzklopfen den Hügel wieder hinab.

Eine Stunde beinahe mochte über allen dieſen Zurüſtungen vergangen ſeyn, und die Sonne ſenkte ſich eben unter den Horizont hinab, als ſie am Fuße des Hügels anlangten, um den über die Wieſen zur Mühle führenden Fußſteig zu betreten. Ein Blick auf die Straße überzeugte ſie zu ihrer großen Beruhigung, daß ihr Wagen ſchon zu entfernt ſey, als daß der Kutſcher ihrer noch hätte anſichtig werden können, und ſchon waren ſie im Begriffe, ſich aus dem Gebüſch hinaus ins Freie zu wagen, als der nahe Hufſchlag eines Pferdes ſie plötzlich erſchreckte. Margarethe zog ihre Gebieterin zurück ins Gebüſch, um ungeſehen den Reiter, der auf dem Fahrwege den Hügel herabkam, vorüber zu laſſen. Es war Heinrich, der nämliche Bediente, den ſie kurz zuvor im Hofe des Neudorfer Wirthshauſes geſehen, und der jetzt, zu ihrem großen Entſetzen, gerade auf die Mühle zuritt, in welcher ſie zu übernachten gedachten. Aengſtlich ſchüchtern drückten die armen Mädchen ſich tief in ihr grünes Verſteck hinein, ohne auf das Stechen der Tannennadeln zu achten, und wagten es kaum, Athem zu holen. „Jetzt iſt er an der Mühle, jetzt ſteigt er an der Thüre des Hauſes ab, er bindet ſein Pferd an das Staket, und führt es nicht in den Stall; das iſt ein Zeichen, daß er nicht lange dort zu verweilen gedenkt“, flüſterte die durch die Zweige lauſchende Margarethe.

Heinrich blieb indeſſen weit längere Zeit in der Mühle, als Margarethe es vermuthet hatte; es war ſchon tiefe Dämmerung, als er den Rückweg antrat, und ohne ihrer gewahr zu werden an ihnen vorüber ritt; doch Ali, der den Flüchtigen nur zu wohl bekannte Pudel, der ihn begleitet hatte, ohne daß ſie es zuerſt in der Angſt gewahr worden waren, fand ihre Spur auf, mit freudigem Gewinſel ſprang er an Margarethe in die Höhe, deren weiche weiße Hand den ſchwarzen Krauskopf zu Hauſe oft geliebkoſet, und ihm heimlich manchen guten Biſſen zugeſteckt hatte. Margarethe kam darüber faſt in Verzweiflung, und war nahe daran, ſich und ihr Fräulein verloren zu geben, denn das treue Thier wollte ſich nicht abweiſen laſſen, und Heinrich konnte jeden Augenblick zurückkehren, um es zu ſuchen. Doch Sidonia faßte ſich ſchnell: „ſuch', ſuch', Ali, apporte!“ rief ſie mit jener Geiſtesgegenwart, die oft in der höchſten Angſt wunderbar uns zur Hülfe kommt; ein Stein, mit ungewohnter Kraft von ihr geſchleudert, flog im weiten Bogen mitten in einen großen Haufen gefällten Strauchholzes hinein; der treue Hund machte ſich alſobald auf, dem Befehl Gehorſam zu leiſten, und die beiden Flüchtigen benutzten dieſen Augenblick, um im ſchnellſten Laufe die Mühle zu erreichen, ehe das arme Thier mit der ihm auferlegten Arbeit fertig werden konnte.

Die alte Müllerin ſaß noch vor ihrer Hausthüre, als Sidonia und Margarethe ziemlich athemlos anlangten, und ihre Bitte um ein Nachtquartier ihr vortrugen. Margarethe erzählte mit vieler Geläufigkeit, wie ſie beide Kinder eines wohlhabenden Müllers aus der Gegend von Hanau wären, wie ſie ſelbſt in Sachſen bei ihrer Grosmutter, ebenfalls Beſitzerin einer Mühle, erzogen worden ſey, und der Vater nun, nach ihrer Mutter Tode, ſie bei ſich zu haben verlange, und deshalb ihrem Bruder geſchrieben habe, ſie abzuholen und zu begleiten. „Er iſt noch ein wenig ſchüchtern und unbeholfen, der gute Fritz“, ſetzte Margarethe hinzu, das macht das viele in Büchern Leſen, denn er bleibt nicht bei der Mühle, die Naſe ſteht ihm höher, er will auf einen Pfarrer ſtudiren, und kommt eben von der Schule in Altenburg.“

Margarethe hatte genau den rechten Ton zu treffen gewußt, um das Herz ihrer guten freundlichen Zuhörerin ſich geneigt zu machen, und zur Gewährung ihrer Bitte ſie zu beſtimmen. Es währte keine halbe Stunde, ſo ſaßen ſie, Sidonia, die Müllerin und ihre beiden Söhne, beim Abendbrod ſo vertraulich bei einander, als wären ſie Zeitlebens die beſten Freunde geweſen. Margarethe plauderte in einem fort, Sidonia verſuchte zwar ebenfalls, ſich in das Geſpräch zu miſchen, aber es wollte ihr nicht immer gelingen, den rechten Ton zu treffen, doch ihre Begleiterin verſtand die Kunſt, ihr mit leichter Art über jede kleine Verlegenheit hinüber zu helfen.

„Es thut mir leid, ihr Kinder“, ſprach zuletzt die Müllersfrau, die immer größeres Behagen an ihren beiden Gäſten fand, „es thut mir wahrlich leid, daß ihr morgen frühe ſchon weiter wollt; wißt ihr was? bleibt bis übermorgen bei uns, ich behalte euch von Herzen gern. Es gibt morgen einen großen Tanz auf dem Herrenhofe in Klarenſee, alle jungen Leute weit und breit ſind dazu eingeladen, es wird dabei hoch hergehen, alles wird vollauf ſeyn; wie wäre es, wenn ihr mit uns ginget? Ein junger ſchlanker Burſch und ein flinkes Mädchen, wie ihr beide, ſind bei ſolchen Gelegenheiten immer gerne geſehen."

„Was iſt denn morgen los auf dem Herrenhofe?" fragte Margarethe. Sidonia ſaß in höchſter Spannung ſtumm da, und wagte kaum ſich zu regen.

„Wunderliche Geſchichten", antwortete die Müllersfrau, und ſchüttelte lachend den Kopf. „Der Musje Heinrich vom Schloß war eben hier, kurz zuvor ehe ihr kamt, habt ihr ihm nicht etwa begegnet? Er kam wegen der Forellen, die ich auf morgen zu liefern verſprochen, und hat mir alles erzählt. Die Schweſter des neuen gnädigen Herrn hält morgen Verlobung mit einen vornehmen Herrn Grafen, aber der Spaß davon iſt, daß ſie gar nicht dabei ſeyn wird, ſie liegt zu Hauſe krank in ihrem Bette, und iſt gar nicht hier, ſagt Musje Heinrich. Nun das weis ich, ich ziehe morgen mein Sonntagskleid an, und mache hinüber; ich muß doch ſehen, wie ſie Verlobung halten wollen ohne Braut. Ich denke mir, es wird wohl eine Andere ſo lange die Braut vorſtellen, aber das iſt denn doch auch nicht hin und nicht her. Das muß aber wahr ſeyn, die Vornehmen haben kurioſe Schrullen im Kopfe; unſereiner würde denn doch mit der Verlobung warten, bis die Braut wieder geſund wäre, ſollte ich denken. Nun jeder Vogel ſingt wie ihm eben der Schnabel gewachſen iſt, pflegte mein ſeliger Mann immer zu ſagen, aber wie ſteht es, ihr Kinder, wollt ihr morgen mit?"

„Wir möchten gern, aber es geht nicht, liebe Frau Müllerin", erwiederte Margarethe, „denn ſieht ſie, die Reiſe iſt weit, und wir kommen ohnehin ſchon viel ſpäter zu Hauſe an, als der Vater es wohl meint, denn Fritz iſt lange nicht ſo gut zu Fuße als ich. Er iſt des Gehens nicht ſo gewohnt, in der Mühle gibt es immer etwas zu laufen und zu beſchicken, aber der da hat ſich bei den alten Büchern ganz ſteif geſeſſen."

„Das arme junge Blut iſt wirklich ganz blaß vor Müdigkeit, und zittert am ganzen Leibe, wie von Fieberfroſt geſchüttelt", ſprach die Müllerin, und ſah Sidonien recht bedenklich und mitleidig an.

„Mir iſt wohl, ganz wohl, liebe Frau", erwiederte Sidonia, indem ſie gewaltſam ſich zuſammen nahm, „ich bin nur von Herzen müde, Ihr ſollt es ſehen, liebe Frau Müllerin, wenn ich morgen ausgeſchlafen habe, bin ich wieder friſch und munter wie ein Hirſch.“

„Ihr wollt morgen früh nach Waldheim?“ fragte Wilhelm, der älteſte Sohn der Müllerin, der an der hübſchen Margarethe großen Gefallen zu finden ſchien.

„Mit dem früheſten“, erwiederte Sidonia, „der Poſtwagen trifft Vormittags dort ein, wie ich gehört habe, vielleicht finden wir auf ihm noch Plätze, um . . .“

„Man kommt denn doch ſo immer ein Paar Meilen weiter“, fiel Margarethe ein. „Mit der Poſt reiſen, wie vornehme Leute, das dürfen wir zwar nicht, das möchte dem Vater zu viel Geld koſten, und er würde uns darüber ſchön anſehen, aber zuweilen ein kleines Trinkgeld daran wagen, um ein Stückchen mitzufahren, das können wir uns ſchon dann und wann ſpendiren.“

„Jüngferchen, ich habe einen Vorſchlag zur Güte“, erwiederte der junge Müller ſehr freundlich, „wenn Ihr Euch beide nur recht früh aus den Federn finden könnt. Doch von jetzt an bis Morgens drei Uhr bleiben Euch noch immer ſechs volle Stunden zum Ausſchlafen, und mehr braucht man nicht; was etwa noch fehlen ſollte, könnt Ihr ſpäterhin auf meinen Mehlſäcken nachholen. Ich muß morgen früh mit meinen Füchſen nach Waldheim; anfangs verdroß es mich, daß ich nicht mit nach Klarenſee ſollte, aber nun — wenn Ihr es alſo zufrieden ſeyd, ſo wecke ich Euch gegen drei Uhr, die Mutter wird dann ſchon ſo gut ſeyn, die Morgenſuppe parat zu halten, und der Wagenmeiſter in Waldheim iſt mein guter Freund; ich will es mit ihm einrichten, daß er gegen ein Trinkgeld eine kleine Strecke hinter Waldheim Euch als blinde Paſſagiere aufnimmt bis zur nächſten Station und auch wohl noch eine Station weiter, denn ſo weit muß er den Wagen begleiten; wie gefällt Euch der Vorſchlag?"

Margarethe und Sidonia nahmen ihn dankbar an, und ihre freundliche Wirthin trieb ſie jetzt ſelbſt zum Schlafengehen, damit ſie morgen bei Zeiten aufſtehen könnten. Des jungen Müllers Erbieten, den Bruder Fritz mit in ſeine Schlafkammer zu nehmen, verſetzte zwar Sidonien für einen Augenblick in höchſt peinliche Verlegenheit, doch Margarethe erklärte, daß ſie vor Angſt des Todes ſeyn müſſe, wenn Fritz nicht bei ihr wäre, weil ſie ſich gar zu ſehr vor Geſpenſtern graue, um über Nacht allein bleiben zu können, beſonders an einem fremden Orte. Die Müllerin lachte das furchtſame Ding zwar von Herzen aus, wies aber dennoch mit gutmüthiger Argloſigkeit den beiden Geſchwiſtern ein Schlafkämmerchen an, und bald darauf herrſchte im ganzen Hauſe die friedlichſte Stille.

* * *

„Nun wie gefällt Euer Gnaden dieſe neue Art zu reiſen?“ fragte Margarethe lachend, ſobald ſie mit Sidonien allein war, „und was meinen Sie zu dem morgenden Feſte in Klarenſee? Ich wollte ich wäre ein Vögelein, um es mit anzuſehen.“

„Und ich wollte ich hätte Flügel, um weit davon zu fliegen über Berg und Thal, um von allem dieſem nichts mehr zu ſehen und zu hören!“ ſeufzte Sidonia. „Ach gute Margarethe, wie iſt mir das Herz doch ſo ſchwer in meiner Bruſt! Faſt als ob ich Reue darin trüge, und doch bin ich mir deutlich bewußt, keine Schuld auf mich geladen zu haben. Ich entfliehe der Gewalt, der zu widerſtehen ich keine Mittel in Händen habe, die, verbunden mit niederer Schlauheit, mich ins Verderben bringen, mich ſogar zwingen will, ſelbſt ſchlecht zu handeln. Doch daß ſie es ſo weit treiben würden, hätte ich mir nimmer gedacht, förmlich die Verlobung einer Abweſenden zu feiern, es iſt unerhört, es gränzt an Wahnſinn."

„Ach wer kann wiſſen, was der ſuperkluge Heinrich der guten alten Frau vorſchwatzte, und ſie nur halb verſtand", erwiederte Margarethe. „Von Verlobung kann unmöglich die Rede ſeyn, dazu gehören denn doch immer und überall ihrer zwei. Der naſeweiſe Windbeutel hat ſich bei der einfältigen Müllerin nur ein Anſehen geben wollen, als ob er um alle Familienangelegenheiten der Herrſchaft wüßte, und daß wir den Herrn von Binſenburg heirathen würden, davon haben die Bedienten unter ſich ſchon lange gemunkelt."

„Und wenn ſie nun zu Hauſe kommen, meine Flucht endecken", fuhr Sidonia fort, „wenn nun das einzige Unglück ſie trifft, das ſie als das größte erkennen, das Unglück, in den Augen ihrer Bekannten eine lächerliche Rolle zu ſpielen. Wenn ſie ſich nun obendrein geſtehen müſſen, daß ſie ſelbſt ohne Noth das Aufſehen erregten, unter deſſen Laſt ſie zu Boden ſinken, wie wird mein Bruder, wie meine Stiefmutter das ertragen! Ich weis, ich habe kein Unrecht verübt, um keinen Preis möchte ich den Schritt zurückthun, den ich gewagt, und doch peinigt mich der Gedanke unſäglich, daß ich Andern wehe gethan habe, um mich zu retten!“

„Sie ſind zu gut, viel Hundert-Tauſendmal zu gut, mein gütigſtes gnädigſtes Fräulein, ich habe es immer geſagt, Sie ſind ein Engel an Gemüth!“ rief Margarethe, und drückte, Thränen im Auge, die Hand ihrer Herrſchaft an ihre Lippen. „Aber ich bitte Sie um alles, ſchlagen Sie die trübſeligen Gedanken ſich aus dem Sinne, danken Sie Gott, daß wir ſo weit ſind, und grämen Sie ſich nicht um Leute, die es wahrlich nicht gut mit Ihnen im Sinne hatten. Die es ſich eingebrockt haben, mögen es ausEſſen, pflege ich immer zu ſagen.

* * *

Die Müllerin, welche am folgenden Morgen lange vor Tagesanbruch die angeblichen Geſchwiſter zu wecken kam, fand ſie ſchon angekleidet und reiſefertig, denn Sidonia hatte vor innerer Unruhe nicht ſchlafen können. Als es zum Abſchiede ging, zog Sidonia, nicht ohne einige Verlegenheit, ihre Geldbörſe hervor, ohne zu bemerken, wie Margarethe ihr zuwinkte, es zu unterlaſſen. Die Müllerin ſah mit großen Augen ſie an.

„Er meint wohl gar für das Bischen Abendeſſen und Nachtlager mich zu bezahlen, Musje?“ ſprach ſie beleidigt. Ich halte kein Gaſthaus. Steck' er nur in Gottesnamen ſein Beutelchen wieder ein, das ihm wohl ſeine Liebſte ſo zierlich geſtrickt hat. Und wenn ich ihm rathen ſoll, ſo prahl' er künftig nicht ſo vor allen Leuten mit ſeinen Paar Goldpfennigen, ſie möchten Liebhaber finden, und werden wohl ſo ſchon alle werden.“

„Ich habe es Dir immer geſagt, Fritz! daß Du mit Geld gar nicht umzugehen weiſt!“ rief Margarethe eifrig dazwiſchen. „Gib mir den Beutel, ich verſtehe mich beſſer darauf als Du. Und nun hab' Sie tauſend Dank für alles Liebe und Gute, das Sie mir und dem Fritz erzeigt hat, liebe Frau Müllerin, und nehm' Sie dem Schulfuchs da ſeine gelehrte Ungeſchicklichkeit nur gar nicht übel; auf der Schule, unter den ſtudirten Herren wird man freilich etwas dümmerlich, aber er meint es nicht übel. Komm, Fritz, gib der guten Frau Müllerin zum Abſchiede die Hand, und nun laß uns machen, daß wir fortkommen, es iſt die höchſte Zeit.“

Die wieder freundlich gewordene Müllerin ſchüttelte Beiden die Hand, begleitete ſie an den Wagen, und nahm ihnen das Verſprechen ab, ſie zu beſuchen, wenn ſie einmal wieder des Weges kommen ſollten. Der Mond ſchien noch hell, der Morgenwind wehte empfindlich kalt, doch Wilhelm hatte um Margarethens Willen einen großen weiten Mantel mitgenommen, der dieſe ſowohl als ihre Gebieterin gegen die Witterung ſchützte. Sidonia ſchlief einen recht erquicklichen Schlaf auf den weichen Säcken, auf welchen der ſtille Verehrer ihrer Kammerjungfer für beide einen recht bequemen Sitz bereitet hatte. Margarethe unterhielt indeſſen den jungen Müller durch ihr munteres Geplauder auf das beſte; ſo fuhren ſie raſch der aufgehenden Sonne entgegen, und erreichten Waldheim nach wenigen Stunden, wo ſie von ihrem wackern Begleiter ſich trennten, dem der Abſchied von der hübſchen Margarethe ſichtlich ſchwer ward. Er ſelbſt brachte ſie vorher noch auf den Weg zur nächſten Poſtſtation, empfahl ihnen nur ganz langſam vorwärts zu gehen, bis der eben angekommene Poſtwagen ſie einholen würde, und ſchied dann von ihnen mit langſamem Schritt und ſchwerem Herzen.

Margarethe ſah nach einer kleinen Weile ſich um, ob nach dem Poſtwagen, der kommen ſollte, oder nach dem jungen Müller, der eben von ihnen gegangen war, mag hier unentſchieden bleiben; keins von beiden ließ ſich erblicken, wohl aber Ali, der in muntern Sprüngen gerade auf ſie zurannte. „Was fangen wir an?“ rief das erſchrockene Mädchen, „da iſt der verwünſchte Hund wieder! Gewiß iſt Heinrich oder ſonſt jemand aus dem Hauſe nicht weit, wir ſtehen da auf freiem Felde, können uns nirgend verbergen.“

„Es würde uns auch zu nichts helfen“, erwiederte Sidonia, „der Hund würde uns immer auffinden und verrathen. Nur Muth, nur beſonnen, Margarethe, ziehe Dein Sonnentuch tiefer ins Geſicht, und ſetze Dich mit mir hier in den Chauſſeegraben, mit dem Rücken gegen die Straße, ſie reiten wohl an uns vorüber, ohne uns zu erkennen.“

Mittlerweile kam Ali herbei, legte freundlich wedelnd einen Stein, den er im Munde trug, zu Sidoniens Füßen hin, ſetzte ſich dann kerzengerade ihr gegenüber, und ſah mit klugen Augen, gleichſam ſein Lob erwartend, ſie an.

„O du gutes, du treues vernünftiges Thier!“ rief Sidonia lachend, „ſey getroſt, Margarethe, Ali iſt ohne Begleitung, er appertirt nur den Stein, den ich geſtern Abend ihm hinwarf.“

Margarethe gerieth vor Freuden über den ehrlichen Krauskopf außer ſich, liebkoſete ihn, fütterte ihn mit Semmeln, welche die gute Müllerin ihr am Morgen aufgedrungen, und alle drei ſaßen herzlich vergnügt im Graben beiſammen, bis ſie von fern den Poſtwagen herankommen ſahen.

„Was fangen wir aber nun mit dem ehrlichen Köter an?“ fragte jetzt Margarethe, „von uns laſſen wird er nicht wollen.“

„So mag er uns begleiten“, erwiederte Sidonia; „wir ſind jetzt die Kinder des Zufalls, wer kann wiſſen, in welcher Abſicht er das treue Thier uns zugeſellt. Ali iſt brav und tüchtig, er mag als unſer Beſchützer bei uns bleiben.“

„Und ich verlaſſe mich lieber auf ihn, als auf Ihre häßlichen Piſtolen, gnädiges Fräulein“, erwiederte ſchnell Margarethe.

„Die liegen längſt bei unſerem Mantelſack und unſern Mänteln im Buſche vor Neudorf“, ſprach Sidonia lachend; „bei näherer Ueberlegung fand ich es ſelbſt überflüſſig und kindiſch, mich mit

Waffen zu beladen, die ich nie zu meiner Vertheidigung würde zu brauchen wiſſen.“

Der Poſtwagen kam indeſſen herbei, und nahm ſie auf, und auch Ali fand für ſich ein Plätzchen. Nur wenige Reiſende ſaßen innerhalb des Wagens, ſie ſchienen müde und ſchläfrig, und nahmen von den Neuankommenden wenig Notiz. Margarethe ſetzte ſich zum Schirrmeiſter, und bemühte ſich, ihn bei guter Laune zu erhalten, was ihr auch gelang. Kurz vor der Station ließ er ſie und Sidonien abſteigen, die ſich während der Fahrt ſehr ſtille verhalten, und ſich faſt immer ſchlafend geſtellt. Nach der von ihm erhaltenen Anweiſung gingen ſie um das Städtchen herum, um jenſeits deſſelben den Poſtwagen wieder zu beſteigen. So, bald gehend bald fahrend, legten ſie an dieſem zweiten Tage ihrer Flucht über zehn Meilen zurück, ohne irgend einer Widerwärtigkeit zu begegnen. Sidonia fühlte zwar das Unangenehme und Unbequeme dieſer Art zu reiſen, aber ſie ertrug alles in Gelaſſenheit, indem ſie überzeugt war, ſo am ſicherſten weiter zu kommen, ohne daß ihr Bruder ſo leicht im Stande ſey, ihre Spur aufzufinden, im Fall er dennoch es verſuchen ſollte, ſie zu verfolgen und einzuholen.

Als es Abend ward, verſchaffte Margarethens

Gewandtheit ſich und ihrer Gebieterin abermals ein Nachtquartier, in einer von der Landſtraße etwas entfernt liegenden Meierei, weil ſie es für gerathen hielten, für's erſte noch Städte und Gaſthöfe zu vermeiden. Der Beſitzer der Meierei überließ ihnen ſeinen leichten, mit ein Paar raſchen Pferden beſpannten Wagen für den ganzen folgenden Tag. Das Glück begünſtigte ihre Fahrt auf das freundlichſte. Da ſie beinahe gar kein Gepäck bei ſich führten, ſo hielt man ſie nirgend für Reiſende, ſondern für die Kinder irgend eines wohlhabenden Landmannes aus der Nachbarſchaft. So kamen ſie beim herrlichſten Frühlingswetter ungefährdet und unangehalten auch an dieſem Tage von Ort zu Ort. Am Morgen des nächſten, an welchem ihre Flucht wahrſcheinlich zu Hauſe entdeckt werden mußte, befanden ſie ſich ſchon in einer ſolchen Entfernung von ihrem Wohnorte, daß Sidonia glaubte, ohne Gefahr einen bedeckten Wagen miethen zu können, der bis zu einem Städtchen ſie bringen ſollte, in welchem ſie Extrapoſt zu nehmen, und ihre Reiſe fortan wo möglich Tag und Nacht ununterbrochen fortzuſetzen gedachte. Das bisher ſo frühlingswarme Wetter hatte ſich plötzlich verändert, ſchwarze dunkle Wolken, vom wildheulenden Sturme gepeitſcht, jagten am Himmel vorüber, ſie ergoſſen ſich mitunter in ſchwerem Platzregen, und die Reiſenden waren froh, in ihrem wohl verſchloſſenen Wagen ihnen Trotz bieten zu können.

* * *

„Nein, meine Herren, ich fahre Sie nicht hinüber, und wenn Sie mir gleich auf der Stelle hundert blanke Gulden aufzählen wollten", ſprach der alte Fährmann zu einem Paare luſtiger Studenten, die große Eile hatten, um die Ferienzeit der Univerſität auf einer Fußreiſe recht zu genieſſen, und ſich nun ganz unerwartet am Ufer eines ſonſt unbedeutenden Flüßchens aufgehalten ſahen. Von wilden Bergwaſſern angeſchwellt, war es in dieſer Frühlingszeit zum reißenden Strome geworden, der brauſend und tobend ſeine gewöhnliche Grenze weit überſchritt. Unter lautem Gebrülle rollte dieſer die ſchwarzen ſchäumenden Wellen über ziemlich bedeutende Felſenblöcke hin, welche früher weit außer ſeinem Bereiche lagen.

„Sie ſehen es ſelbſt", fuhr der Alte fort, „der Strom hatte die Fähre ſchon fortgeriſſen, mit Mühe und Noth habe ich ſie noch geborgen und dort hinter jenem Felſen angehängt, wo ſie doch einigermaßen im Schutze liegt."

„Nun ſo gib uns den Kahn, wir wollen uns ſelbſt hinüber rudern, wenn Du keine Courage haſt, Du Kameel. Ueber Nacht können wir hier im Freien doch nicht bleiben!" rief einer der jungen Männer, der durch einen gewaltigen Schnurrbart ſich auszeichnete.

„Ich kann es nicht, ich kann den Kahn Ihnen nicht geben, es geht gegen mein Gewiſſen, Sie wären beide Kinder des Todes", erwiederte der Fährmann. „Ich weis was ich rede, der Strom hat im vorigen Jahre ſeine drei Seelen nicht voll gekriegt, das holt er nun in dieſem Jahre nach, ich kenne das aus langer Erfahrung."

„Ei ſo ſoll doch auch das Millionen-Kreuz-Donnerwetter die ganze Geſchichte zehntauſend Klafter tief in die Erde ſchlagen!" rief der zweite Student, der ſeiner ungewöhnlich langen magern Geſtalt wegen von ſeinen Univerſitätsbrüdern der Thurm genannt ward, denn die Jugend iſt mit Ertheilung ſolcher Beinamen in der Regel ſehr freigebig. „Und wie lange wird die dumme Wirthſchaft hier noch dauern? wie lange ſollen wir denn noch hier wie die Narren ſtehen?"

„Vielleicht bis heute Abend, vielleicht bis morgen früh, vielleicht auch noch länger, wer kann das wiſſen? je nachdem die Gewäſſer auf dem Gebirge ablaufen? Sobald wir ohne Gefahr hinüber können, melde ich es Ihnen", antwortete mit phlegmatiſcher Gelaſſenheit der Fährmann, der als ein alter ausgedienter Krieger ſich durch das Toben der jungen Leute nicht aus der Faſſung bringen ließ.

„Nun das iſt eine ſchöne Hiſtorie!" rief der Schnurrbart, „wo bleiben wir aber indeſſen? es gießt wieder wie mit Eimern."

„Dort im wilden Manne", antwortete der Fährmann, und wies mit dem Daumen über ſeine Schulter hinweg, nach einem nahen kleinen unanſehnlichen Hauſe, das ganz einſam am Abhange der Felſen lag.

„Eine prächtige Kneipe! Die alte Spelunke ſieht wie ein Rauchloch aus. Ich habe ſie bis jetzt für einen gigantiſchen Maulwurfshügel angeſehen!" So riefen die Studenten.

„Ein Pallaſt iſt's freilich nicht", ſprach der Fährmann, „aber im Fall der Noth, wie eben heute, haben doch ſchon ſehr vornehme Herrſchaften es ſich darin gefallen laſſen müſſen. Eſſen, Trinken, und eine reinliche Streu zum Nachtlager finden Sie da drinnen, auch Geſellſchaft; eben ſind ein Paar junge Leutchen dort eingekehrt, die ebenfalls übergefahren werden wollten; wer weis, was noch vor Abend hinzukommt, denn die Paſſage geht jetzt ſtark. Nun Gott befohlen! ſo wie das Waſſer fällt, melde ich es.“ Damit kroch er unter ſein niedriges Hüttendach, und überließ die jungen Leute ihrem Schickſal, die durch den immer heftiger werdenden Regen ſich endlich doch beſtimmen ließen, ſeinen Rath zu befolgen. Eine Art Reiſekaleſche neben dem Hauſe zog ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, ein großer ſchwarzer Pudel in derſelben knurrte ſie unfreundlich an und wies ihnen die Zähne, als ſie den ledernen Vorhang des Wagens ein wenig lüfteten, um hinein zu ſehen. Sie ließen ihn ſogleich wieder fallen und gingen in das Haus.

„Das iſt ein vermaledeites Rattenneſt! Thurm, bücke Dich, Du ſtößt Dir ſonſt das Cranium ein!“ rief der Schnurrbart beim Eintritt in die ziemlich große, aber dunkle und niedrige Gaſtſtube, die zugleich das einzige Zimmer im Hauſe war, die Schlafſtätte der Wirthsleute abgerechnet. „Wein her, Frau Wirthin, vom beſten Krätzer!“ riefen beide Studenten im Chore, warfen ſich am Fenſter auf die Bank, ſtreckten die Beine weit von ſich weg, und trafen Anſtalt, ihre Pfeifen anzuzünden.

„Was haben wir denn hier?“ rief plötzlich der Thurm, und zog Sidoniens kleines Ränzel unter der Bank hervor; „und dort in jenem Winkel rührt ſich auch etwas, wohl ein angehendes Füchslein, dem dieſe Bagage hier angehört“, ſetzte er hinzu, indem er ſcharf nach dem Ofen hinblickte, in deſſen Nähe, als der entfernteſten und dunkelſten Ecke des Zimmers, Sidonia und Margarethe ſich zurückgezogen hatten. Damit ſtand er auf, ſtolperte mit weiten ſchweren Schritten quer durch das Zimmer, und ſtellte dicht vor jenen beiden ſich hin.

„Proſit Pennal!“ rief er lachend, „was munkelſt Du denn hier in der Ecke? Haſt Dir auch Dein Schätzchen gleich mitgebracht? Nun das iſt brav von Dir, Du biſt ein geſcheuter Junge. Nun, wie ſteht es übrigens? Haſt Du aus den räucherigen Stuben der Schola Dich einmal aufgemacht, um Papa und Mama zu beſuchen, und Dich vom Herrn Pfarrer examiniren zu laſſen, ob Du amo und typto konjugiren kannſt? oder biſt Du auf dem Wege zur alma mater, um ein rechtſchaffener Fuchs zu werden?“

„Ich begleite meine Schweſter nach Mörsburg zu unſern Eltern“, antwortete Sidonia, indem ſie von ihrem Platze aufſtand, mit einem ſo unbefangenen Geſicht, als ſie nur aufzubringen vermochte.

„Ei der Tauſend! nach Mörsburg zu den werthen Eltern, nun das iſt brav von Dir, und die Kleine hier iſt Dein Schweſterlein?“ „Was man doch nicht alles erlebt!“ ſetzte der Schnurrbart lachend hinzu, der ſich indeſſen ebenfalls herbei gemacht hatte. „Komm Pennal, wir müſſen eins mit einander trinken, wenn nicht der Brüderſchaft, doch der Schweſterſchaft wegen. Da, zieh!“ rief er, indem er Sidonien ſein Glas hinhielt.

„Ich danke, mein Herr, ich trinke keinen Wein“, erwiederte Sidonia.

„Theekeſſel Du!“ ſchrie der Schnurrbart, „trinkſt keinen Wein! hat es die liebe Frau Mama etwa verboten? Will ein Studio werden! zieht ſchon als Pennal ſich burſchikos an, und trinkt keinen Wein, das Kameel!“

„Brrr!“ rief der Thurm, der eben den ihm gebrachten Wein gekoſtet hatte, mit einem eſſigſauren Geſicht und ſchüttelte ſich, als habe er das Fieber. „Das Pennal hat recht, es kennt dieſe Sorte noch aus alter, oder vielmehr neuer Erfahrung, das iſt ja echter Schulwein, wie er nur am Bodenſee ſo herrlich wächſt, den müſſen dort zu Lande die kleinen Jungen zur Strafe trinken, wenn ſie nicht in die Schule wollen. Allons, Frau Wirthin, mach ſie uns Glühwein aus dem Krätzer, damit er wenigſtens trinkbar wird.“

„Ach was weis die Alte von Glühwein! wir wollen uns das edle Gebräu lieber ſelbſt präpariren!“ rief der Schnurrbart, faßte ſeinen Freund am Arm, und begab ſich mit ihm zurück an ihren Tiſch. Beide jagten nun die Wirthin aus einer Ecke der Stube in die andere, um ihnen alles zu bringen, was ſie zur Bereitung ihres Getränkes nöthig zu haben glaubten, und machten einen gewaltigen Lärm dabei. Sidonia und Margarethe begaben ſich indeſſen an ein anderes entferntes Fenſter, ſetzten ſich an einen kleinen Tiſch, und beriethen ſich leiſe flüſternd, wie ſie dieſer unangenehmen Geſellſchaft entgehen könnten. Draußen ergoß ſich indeſſen der Regen noch immer in Strömen, immer höher ſchwoll das Waſſer an, und jede Hoffnung, dieſes Haus vor dem nächſtfolgenden Tage verlaſſen zu können, ſchwand immer mehr und mehr mit jeder Minute.

Die Studenten waren indeſſen mit der Bereitung ihres Getränkes eifrig beſchäftigt, ohne jedoch jenes Paar aus den Augen zu laſſen. „Bruder“, flüſterte der Schnurrbart dem Thurme plötzlich zu, „mir ſteigt eine Idee von einem Gedanken auf, das iſt kein Pennal, das iſt ganz etwas Anderes, das iſt ein Mädchen."

Links um, Schwager, Du biſt auf dem Holzwege", erwiederte lachend der Thurm.

„Ich ſage Dir aber, ich weiß was ich ſage", antwortete der Schnurrbart, „haſt Du ſchon einmal einen Kerl geſehen, der beim Niederſetzen den Fuß zierlich um das Stuhlbein ſchlingt, um ſich den Stuhl zurecht zu rücken, wie die da oben gethan hat? Das thun nur Weiber, ſage ich Dir. Und betrachte nur einmal die ganze Figur, den ganzen Habitus."

„Du haſt meiner Seele recht", erwiederte flüſternd der Thurm, und rieb ſich freudig lachend die Hände, „das iſt ja eine flotte Suite! Die kleine Hexe! ein wenig tribuliren müſſen wir ſie aber doch."

Der Glühwein war jetzt fertig. Die Studenten trugen den großen Becher zu Sidonien hinüber, tranken ihr Brüderſchaft zu, verlangten, daß ſie ihnen Beſcheid thun ſolle, boten ihre Pfeifen ihr an, und wären wahrſcheinlich ziemlich unartig geworden, wenn nicht Sidoniens ernſtes gefaßtes Benehmen, verbunden mit ihrer ſeltenen Schönheit, ihnen eine Art von Zurückhaltung aufgezwungen hätte.

Margarethe litt indeſſen Todesangſt, mehr um ihrer ſelbſt willen, denn Zudringlichkeiten der Art, wie die beiden jungen Leute ſie ſich jetzt auch gegen ſie erlaubten, war ſie früher wohl ſchon ausgeſetzt geweſen, und wußte im Nothfall ihnen mit gehörigem Nachdruck zu begegnen. Ali's Stimme, die ſich draußen mit überlautem freudigem Gebelle hören ließ, erinnerte ſie plötzlich an das treue Thier, das ſie in der Angſt völlig vergeſſen, auch nahm ſie den erſten günſtigen Augenblick wahr, um zum Zimmer hinauszuſchlüpfen, in der Abſicht, den wackern Hund zu ihrem und ihrer Herrſchaft Schutz herbei zu holen. Doch ſo wie ſie die Hausthüre öffnete, ſtand ſie zu ihrem unausſprechlichen Schrecken dicht vor Theodor von Klarenbach, den Ali unter freudigem Bellen mit weiten luſtigen Sprüngen umtanzte.

„Dacht' ich es doch, daß der Hund mich auf die rechte Spur bringen würde!“ rief Theodor, ſobald er ihrer anſichtig ward, und hielt ihr den Mund zu, den ſie eben zum Schreien öffnen wollte. „Stille, ganz ſtille, wenn Dein Leben Dir lieb iſt“, flüſterte er zwiſchen den vor Zorn dicht zuſammen gebiſſenen Zähnen, und ergriff ſie noch feſter beim Arm; „antworte mir nur durch Zeichen. Iſt Deine Herrſchaft in dieſem Hauſe?“

Margarethe ſchüttelte verneinend. „Iſt ſie nicht als Knabe verkleidet da drinnen?“ Margarethe ſchüttelte noch heftiger, und ſtrengte alle ihre Kräfte an, um ſich von Theodor loszuwinden.

„Was ſoll das?“ fragte er ergrimmt, „Ihr könnt mir jetzt doch nicht entkommen. Sey vernünftig, folge mir, ohne einen Laut von Dir zu geben, in das Haus, wenn Du nicht Dein und Deiner Gebieterin Verderben bereiten willſt. Was fürchteſt Du denn? albernes Geſchöpf, ich bin ja ihr Bruder.“

Margarethe ſträubte ſich noch immer, Theodor wandte einige Gewalt an, ſie in das Haus zu ziehen; Ali, der dieſer Scene bisher gleichſam verwundert zugeſehen hatte, ſtellte ſich jetzt plötzlich Margarethen zur Seite, wies Theodoren knurrend die Zähne, und erhielt dafür von dieſem einen ſo kräftigen Fußſtoß, daß er darüber in lautes Jammergeheul ausbrach. Sidonia, welche ohnehin ſchon über Margerethens längeres Außenbleiben unruhig geworden war, hörte ſeine Klagetöne, und eilte jetzt, begleitet von den beiden Studenten, vor die Hausthüre, um zu ſehen, was dem guten Ali widerfahren ſeyn könne.

Theodor ſtutzte einen Augenblick, als ſie hinaustrat, weil er ſie ſogleich nicht erkannte. „Ei mein vortrefflicher Herr Neveu, finde ich Dich endlich hier?“ rief er nach kurzem Beſinnen, indem er ihr zugleich einen Wink gab, deſſen Deutung Sidonia recht gut verſtand. „Wie ich ſehe, biſt Du in Geſellſchaft; ſind dieſe Herren Bekannte von Dir?“

„Sie, wie mich, hat die Hemmung der Ueberfahrt vor einer Stunde in dieſes Haus getrieben, ich kenne dieſe Herren übrigens nicht“, erwiederte Sidonia mit gefaßtem furchtloſem Anſtande, wenn gleich innerlich ſehr bewegt. Sie wußte nicht, ob ſie ſich freuen oder betrüben ſolle über die Ankunft ihres Bruders, die freilich für den Augenblick ſie aus einer, ihr Gefühl für Sittlichkeit und Anſtand beleidigenden Verlegenheit erlöſte, aber auch von neuem in die peinliche Lage ſie zurück zu reißen drohte, der ſie kaum mit Mühe ſich entwunden hatte.

„Um ſo weniger werden die Herren es mir verdenken, wenn ich ſie bitte, mir mit meinem lange nicht geſehenen Neffen eine Unterhaltung unter vier Augen zu erlauben“, ſprach Theodor jetzt mit einer vornehm höflichen Verbeugung gegen die beiden Studenten, welche dieſe etwas ungeſchickt erwiederten. Theodors ganzes Weſen hatte für ſie zwar etwas Unheimliches, aber es imponirte ihnen doch. Auch waren ſie durch den ganzen Vorgang in ihrer Meinung von Sidonien wieder irre gemacht, und jetzt eher geneigt, die ganze Sache für das Liebesabentheuer eines Jünglings von hohem Stande mit dem hübſchen Landmädchen zu halten, welches letztere jetzt ihr Mitleid in hohem Grade erregte. Denn Margarethe weinte und ſchluchzte jetzt ſo unaufhaltſam und bitterlich, als ob ihr das größte Leid widerführe. Thurm und Schnurrbart räumten alſo ohne alle Weigerung dem vornehmen Philiſter, wie ſie ihn heimlich nannten, das Gaſtzimmer ein, zogen, da der Regen eben nachließ, mit ihren Gläſern und Pfeifen unter das bedeckte Vordach des Hauſes, und ſteckten dort ihre weiſſen, von dicken Tabackswolken umqualmten Häupter dicht zuſammen, um ſich mit einander über den rechten Zuſammenhang dieſes ihnen höchſt ſeltſam dünkenden Abentheuers zu berathſchlagen.

⁂

Theodors unerwartete Erſcheinung war dem Umſtande zuzuſchreiben, daß Sidoniens Flucht weit früher entdeckt wurde, als ſie geglaubt hatte, daß dieſes möglich ſey.

Schon am erſten Abend derſelben, vielleicht ehe ſie noch in der Neumühle aufgenommen worden war, hatte Theodors ſpät aus dem Forſte heimkehrender Jäger, durch das unabläſſige Bellen ſeines Hundes aufmerkſam gemacht, die Mäntel und übrigen Sachen entdeckt, welche Margarethe hinter dem Gaſthofe von Neudorf im Gebüſche trefflich verbergen zu haben glaubte. Um durch Aufmerkſamkeit und Verſchwiegenheit ſich ſeinem neuen Gebieter zu empfehlen, hatte der Jäger ſeinen Fund in aller Stille mitgenommen, und ihn ſeinem Herrn heimlich vorgewieſen. Dieſer erkannte in den außerordentlich ſchön gearbeiteten Terzerolen ſogleich ſein in der Stadt zurückgelaſſenes Eigenthum, und kam dadurch auf den Gedanken, daß vielleicht dort die Abweſenheit der Herrſchaft und der männlichen Bedienten zu einem bedeutenden Diebſtahl im Hauſe ſeiner Stiefmutter benutzt worden wäre. Um die heftige Frau nicht vielleicht ohne Noth zu erſchrecken, verſchwieg er ihr dieſe ſeine Vermuthung, ſandte aber unter dem Vorwande, einige vergeſſene Kleinigkeiten zu dem morgenden Feſte herbeiſchaffen zu laſſen, den Jäger noch in der nämlichen Nacht zur Stadt, mit dem Befehl, ſich zu erkundigen, wie es im Hauſe ſtehe, und ob nichts Unangenehmes dort vorgefallen ſey. Der Jäger war gut beritten, er kannte genau alle Richtſteige der ganzen Gegend, und es war daher noch lange nicht Mittag, als er am folgenden Tage ſeinem Herrn die Nachricht brachte, es ſey zu Hauſe alles ruhig und in Ordnung, und ihm zugleich Sidoniens zurückgelaſſenes Schreiben überreichte, welches die Haushälterin in dem Zimmer derſelben gefunden, als ſie an dieſem Morgen mit dem Hauptſchlüſſel es geöffnet, um es in Abweſenheit der Herrſchaft reinigen zu laſſen.

Theodor bedurfte in der That aller ſeiner ihm angebornen Kaltblütigkeit und mühſam errungenen Gewalt über ſich ſelbſt, um nach Leſung dieſes Briefes nicht aus der Rolle zu fallen, und fortwährend gegen ſeine Gäſte den angenehmen Wirth ſpielen zu können, ohne die in ihm tobende Unruhe zu verrathen. Vor allen Dingen ſuchte er Frau von Klarenbach und ſeinen Freund Binſenburg durch allerlei Gründe dahin zu bringen, daß ſie vor der Hand die für heute beabſichtigte Bekanntmachung von des Letztern nahen Verbindung mit Sidonien bis zu ihrer Rückkunft in die Stadt verſchöben, und als dieſes ihm gelungen war, ſtrengte er all ſeinen Scharfſinn an, um den Weg zu erforſchen, den die Flüchtlinge möglicher Weiſe genommen haben konnten. Daß ſie bis Neudorf gekommen wären, ging aus allem hervor; bei näherer Betrachtung glaubte er ſogar in einem der aufgefundenen Mäntel den nämlichen zu erkennen, welchen Sidonia getragen, als er ſie in Binſenburgs Hände geliefert. Sidoniens Brief überzeugte ihn immer feſter, je öfter er ihn durchlas, daß ſie ſich nirgend anders hingewendet haben könne, als zu ihrer Tante, er erinnerte ſich deutlich, daß ſie ſogar durch eine lebhafte Erkundigung nach Frau von Bornefeld ihn einſt in großes Erſtaunen verſetzt. Der Poſtweg nach Schwaben führte über Neudorf und Waldheim, und wahrſcheinlich hatte ſie vor erſterem Orte ſich der Mäntel und übrigen aufgefundenen Sachen entledigt, um unter irgend einer Verkleidung die Reiſe fortzuſetzen. Nur wie ſie bis Neudorf und von da weiter gelangt ſeyn könne, war und blieb ihm unerklärlich, keine ſeiner ſehr vorſichtig angeordneten Nachforſchungen vermochte darüber das mindeſte Licht zu verbreiten.

Heinrich riß aus tiefem Nachſinnen über alles dieſes ihn auf, indem er ſehr verlegen zu ihm trat, um ihm zu melden, daß der im ganzen Hauſe höchlich beliebte Pudel ſeit geſtern Abend vermißt werde. „Ich habe ſchon alles verſucht, um ſeiner wieder habhaft zu werden“, ſetzte der Bediente hinzu, „es iſt mir unbegreiflich, wo er hingekommen ſeyn mag; noch geſtern Abend iſt er bis zur Neumühle mit mir gelaufen, er muß unterweges aufgefangen worden ſeyn, denn ſo wie ich nach Hauſe kam, vermißte ich ihn. Ich habe mich ſchon bei der Müllerin erkundigt, dort ſitzt ſie unter dem Kaſtanienbaum, die ſtattliche alte Frau dort. Sie weis nichts von dem Hunde; Niemand iſt geſtern Abend in der Mühle geweſen, als ein Paar Fremde, ein ganz junges Bürſchchen mit einem Mädchen, die ihr Sohn heute in aller Frühe auf ſeinem Wagen mit nach Waldheim genommen hat, von wo ſie mit der Poſt weiter wollten. Sie weis aber gewiß, daß dieſe den Hund nicht mitgenommen haben, auch iſt es gar nicht Ali's Art, fremden Leuten nachzulaufen.“

Theodor ſprang in die Höhe, als leuchte ein Blitzſtrahl vor ihm auf, der jedes Dunkel erhelle. Er eilte ſogleich zu der ihm bezeichneten Frau, um ein Geſpräch wegen des verlorenen Pudels mit ihr anzuknüpfen, in deſſen fernerem Lauf dieſe, von ſeiner Freundlichkeit beſtochen, ihm, ohne daß ſie es eigentlich wußte, von den beiden jungen Leuten, die in ihrer Mühle geſtern eingekehrt waren, eine genaue Beſchreibung gab, aus welcher Margarethens Bild ihm unverkennbar entgegen leuchtete; alles traf auf das genaueſte zu, ſogar der Umſtand, daß ſie beim Sprechen ein wenig mit der Zunge anſtieß. Auch das, was die Müllerin von dem blöden, unbeholfenen, jüngferlich ausſehenden Burſchen erzählte, den man eher für vornehmer Leute Kind, als für einen Müllersſohn hätte halten können, paßte auf Sidonien. Theodor war nicht der Mann, um ſich durch den blonden Lockenkopf irre machen zu laſſen, den die alte Frau jenem als eine Seltenheit bei dunkeln Augen und Augenbraunen nachrühmte. Er wußte jetzt, was er wiſſen wollte.

Das Schloß ſogleich zu verlaſſen, um den Entflohenen auf der Stelle nachzuſetzen, daran durfte er freilich für jetzt nicht denken. Den ganzen Vormittag über war er überall zugegen geweſen, wo ſeine Gegenwart erfordert wurde; obgleich er unabläſſig mit dem Gedanken an Sidonien ſich beſchäftigte, hatte man ihm dennoch auch nicht die kleinſte Zerſtreuung abmerken können; keiner ſeiner Gäſte, von der vornehmſten Dame bis zu den Landleuten, die ſein Verwalter in der dazu aufgeſchmückten Scheuer bewirthen mußte, war von ihm vernachläſſigt oder überſehen worden. Jetzt hatte er noch an der Mittagstafel die Honneurs zu machen, mußte den ſpäterhin beginnenden Ball mit Frau von Klarenbach eröffnen, und als übergnädiger Gutsherr ſogar mit einigen der hübſchen Bauermädchen in der Scheune ein Paarmal herum ländern. Er erfüllte alle dieſe verſchiedenen Verpflichtungen auf das pünktlichſte und zur größten Zufriedenheit ſeiner hohen und niedern Gäſte; zeigte jedem ein heiteres Geſicht, ohne die kleinſte Spur ſeiner innern Unruhe durchleuchten zu laſſen, befahl aber doch in aller Stille, ihm gegen Tagesanbruch ein Paar Kurierpferde zu beſtellen, und nahm den Augenblick wahr, in welchem die Geſellſchaft ziemlich ſpät auseinander ging, um bei der, über das Ungeziemende der Stunde höchlich erſtaunten Frau von Klarenbach ſich eine geheime Audienz zu erbitten.

Es war keine leichte Aufgabe, die heftigen Ausbrüche von Schreck, Zorn und Erbitterung in leidlicher Mäßigung zu erhalten, welchen die Dame ſich hingab, als ſie Theodors Bericht von dem Vorgegangenen vernommen, dennoch gelang es ihm, ſie allmählig zu beſchwichtigen, und ihr ſogar begreiflich zu machen, wie nothwendig es ſey, Sidoniens Flucht vor aller Welt, beſonders aber vor Binſenburg geheim zu halten. Er machte ſich anheiſchig, die Entflohene innerhalb wenigen Tagen zurück zu bringen, und bewies mit tauſend Gründen, daß dieſe nach dem unbeſonnenen Schritt, den ſie gewagt, ſich unmöglich länger weigern könne, Binſenburgs Gemahlin zu werden; alles käme nur darauf an, behauptete Theodor, dieſem ihre Flucht zu verbergen, damit er nicht ſelbſt dadurch zu dem Entſchluß gebracht würde, ihr zu entſagen.

Wie dieſes möglich zu machen ſey, darüber war Theodor ebenfalls ſchon völlig im Klaren, und legte ſeiner Stiefmutter die zu dieſem Zweck zu treffenden Maaßregeln auf das deutlichſte dar. Neue Feſte, Landparthien, Frühſtücke mit Tanz, ſollten die Geſellſchaft noch einige Tage bis zur Wiederkehr des vorgeblich von Geſchäften plötzlich abgerufenen Gutsherrn, in Klarenſee beiſammen halten, und ſelbſt für den Fall, daß dieſes mißlänge, wußte Theodor der Frau von Klarenbach Mittel und Wege anzugeben, um, bei der Rückkehr zur Stadt, Sidoniens Abweſenheit zu verbergen oder zu beſchönigen.

Bald nach dieſer Unterredung reiſte Theodor nach Waldheim ab, und zwar, aus ihm nothwendig dünkender Vorſicht, ohne alle Begleitung. In Waldheim ward es ihm nicht ſchwer, von dem Schirrmeiſter die gewünſchte Auskunft über die Flüchtlinge zu erhalten. Er erfuhr ſogar, daß ſie einen ſchönen kohlſchwarzen Pudel bei ſich gehabt, den ſie Ali gerufen, und der immer zu den Füßen des jungen Menſchen gelegen. Dieſes erinnerte ihn daran, daß Ali eigentlich Sidonien angehöre, daß dieſe ihn mit ſich von Berlin gebracht habe, und daß ſie es ſehr ungern geſehen, als Frau von Klarenbach das treue Thier für einen unſchicklichen Geſellſchafter erklärt, und es in die niederen Regionen der Bedientenſtuben verwieſen habe.

Unermüdlich verfolgte Theodor Sidoniens Spur, verlor ſie zuweilen aus den Augen, fand ſie aber immer wieder, meiſtens durch eine Frage nach Ali, denn die Schönheit, die Behendigkeit, die artigen Künſte des Hundes waren unterwegs Jedem aufgefallen. Auf der letzten Station hatte Theodor Sidonien abermals gänzlich aus dem Geſichte verloren, war aber feſt überzeugt, daß er ſie nun im ſchlimmſten Fall am Ziele bei der Tante gewiß einholen würde. Eben wollte er wegen dem Austreten der Gewäſſer, von welchem er hier Kunde erhielt, ſich entſchließen, einen Umweg von einigen Meilen einzuſchlagen, der zu einer Brücke über den Strom führte, als ein Paar Worte von einem der im Hofe müßig herumſtehenden Bauern ſeine immer wache Aufmerkſamkeit erregten.

„Ja, die werden ſich wundern!“ ſprach der Bauer zu einem andern; „aber wer nicht hören will muß fühlen. Nun mögen ſie in der Schenke daſitzen und warten; der ſchwarze Reiſekumpàn ſchwimmt allenfalls wohl noch durch.“ Theodor erkundigte ſich nach der näheren Bedeutung dieſer Worte, vernahm, daß mit dem ſchwarzen Reiſekumpan ein Pudel gemeint ſey, und dieſes war ihm genug, ſogleich den Weg nach dem Orte einzuſchlagen, wo er jetzt mit Sicherheit darauf rechnete, die ſo lange Geſuchten zu finden.

* * *

Theodor ſaß mit gewohntem Gleichmuth in der Gaſtſtube des wilden Mannes, Sidonien gegenüber, und ſtellte ihr in ſehr gewählten Ausdrücken das Unbeſonnene ihres Betragens nebſt den Gefahren, welchen ſie ſich dadurch ausgeſetzt, recht anſchaulich dar. Zugleich ermahnte er ſie, ſeine Liebe nicht zu verkennen, die ihn getrieben, mit Hintanſetzung ſeiner eigenen bedeutenden Angelegenheiten ihr zu folgen, um ſie zu ſuchen, ſtatt ſie, wie ſie es eigentlich wohl verdient hätte, ihrem eignen, ſelbſt gewählten Schickſal zu überlaſſen. Er beſchwor ſie, ſich doch endlich ſeiner erfahreneren Leitung zu fügen, und nicht länger ihr eigenes Heil aus Eigenſinn zu verkennen, indem er es wahrhaft gut mit ihr meine. Dann ging er zu der ihrem Geſchlecht eigenthümlichen Schwäche über, war aber galant genug zu verſichern, daß es eben durch dieſe an Liebenswürdigkeit gewinne, und nie von ihr ſich loszumachen verſuchen dürfe, ohne ſeinen eigenen Vortheil aus den Händen zu geben. „Wir Männer ſind eben dieſer eurer unendlich reizenden Hülfloſigkeit wegen eure Diener und Sklaven“, ſetzte er verbindlich hinzu, „wir fühlen die Verpflichtung, dem Schönſten und Liebenswürdigſten, was die Erde trägt, zu Rath, Schutz und Beiſtand bereit, zur Seite zu ſtehen, und achten es für den höchſten Lohn unſeres Strebens, euch zu gefallen, wenn ihr uns erlaubt, euch zu dienen. Ihr aber könnt dafür auch unſerer nicht entbehren; ihr dürft ungeſtraft nicht unſerem Schutze euch entziehen, und bedürft von der Wiege bis zum Grabe der Leitung eines männlichen Freundes. Was würdeſt Du, meine hochſinnige Sidonia, zum Beiſpiel wohl angefangen haben, wenn ich nicht glücklicherweiſe dazu kam, um Dich von der ängſtlichen, ſogar ſchmachdrohenden Verlegenheit zu befreien, eine ganze Nacht in dieſer elenden, ziemlich zweideutig ausſehenden, abgelegenen Schenke mit jenen beiden rohen Geſellen, in deren Geſellſchaft ich Dich fand, in einem Zimmer zubringen zu müſſen? Wahrlich eine anſtändige und angenehme Lage für ein ſo zartſinniges, ſchönes, allbewundertes Fräulein, wie Sidonia von Klarenbach!“ ſetzte er mit einem triumphirenden Lächeln hinzu.

Sidonia ließ die lange wohlgeſetzte Rede ihn ungeſtört vollenden. „Bruder“, erwiederte ſie ſehr ernſt aber nicht beleidigend, als er ausgeredet hatte, „verſchwende nicht vergebens ſo viele ſchöne Worte an mich, das Schreiben, welches ich für Dich zurückließ, muß Dich überzeugt haben, daß ich ihren wahren Gehalt zu erkennen gelernt habe. Uebrigens gebe ich gern zu, daß Deine Ankunft in dieſem Augenblick mich aus einer wirklich peinlichen Verlegenheit befreit hat, vielleicht ſogar aus einiger Gefahr, wer kann das ſo genau wiſſen? ich gehöre nicht zu den furchtſamſten meines Geſchlechts, aber alles Amazonenweſen iſt mir in tiefſter Seele verhaßt, und ich bekenne gern und willig, daß Gewöhnung und Erziehung unſere Kräfte lähmen und jeden Schritt im freieren Leben außerhalb den Salons uns unendlich erſchweren.“

„Du bereuſt alſo den Schritt, den Du, unbeſonnen genug, gewagt?“ rief Theodor freudig.

„Gewiß nicht“, erwiederte Sidonia, „ich würde ſogar abermals ihn wagen, im Fall daß die nämlichen Gründe mich dazu zwängen, wenn gleich, durch Erfahrung gewitzigt, auf minder unvorſichtige Weiſe. Doch dieſes wird vor der Hand nicht nöthig ſeyn, Dein Freund Binſenburg wird jetzt ſchwerlich mehr daran denken, ſeine Bewerbungen um mich zu erneuern, und, nach dem Aufſehen, das meine Flucht erregt haben muß, wird die gnädige Mama mich herzlich gern aus ihrer Nähe entfernt halten. Du aber, Theodor, da mein Wohl Dir ſo ſehr am Herzen liegt, wirſt hoffentlich mir Deinen Schutz nicht verweigern, und mich ſelbſt dem Zufluchtsorte zuführen, den ich mir erwählte, weil er der einzige ſchickliche für mich iſt, ſogar der einzige, der in dieſem Augenblick mir offen ſteht. Du wirſt ſelbſt zu unſerer Tante Bornefeld mich ſicher geleiten, lieber Bruder, und zwar ſobald als möglich."

„Sidonia! wie ſehr verkennſt Du meine brüderliche Sorge und Liebe um Dich!" rief Theodor. „Trauſt Du mir denn wirklich nicht zu, daß ich, ſchwer beleidigt, wie ich von Dir bin, dennoch alles angewendet haben ſollte, um Deinen Fehltritt der Welt zu verbergen, und die zu befürchtenden, faſt unausweichbaren traurigen Folgen deſſelben von Dir abzuleiten? Alles, alles iſt vergeben und vergeſſen, wenn Du jetzt mit mir zurückkehrſt; unſere Stiefmutter, die Du eben ſo ſehr verkennſt als mich ſelbſt, wird nie durch den leiſeſten Vorwurf Dich kränken, Du wirſt bei Deiner Rückkehr alles genau ſo wiederfinden, als es war. Sey nicht ſo störrigen Sinnes, gute Sidonia, wolle doch endlich einmal einſehen, daß es unſer einziger Wunſch iſt, das Glück Deiner Zukunft dauernd zu begründen.“

„Nimmer, nimmermehr beredeſt Du mich, in jenes glänzende Elend zurück zu kehren!“ rief Sidonia.

„Und doch bleibt Dir keine andere Wahl“, erwiederte Theodor. „Der Wagen, der Dich hieher gebracht hat, iſt längſt ſchon auf dem Heimwege begriffen, ich bin ihm begegnet, der Fuhrmann ſagte mir, er könne das Fallen der Gewäſſer nicht abwarten. Willſt Du in dieſem wüſten zweideutigen Hauſe vielleicht mehrere Tage lang in der trefflichen Geſellſchaft verweilen, in der ich Dich fand? Gehe hinaus und ſieh ſelbſt zu, das Waſſer iſt noch immer im Steigen, ehe der Strom wieder fahrbar wird, kann eine ganze Woche darüber hingehen. Und, Du magſt Dich nach welcher Seite Du willſt, wenden wollen, werden jene beiden jungen rohen Leute Dir nicht ihre Begleitung aufdringen? und wirſt Du ihnen dieſes wehren können? Aus den Blicken, die ſie auf Dich warfen, habe ich deutlich geſehen, daß ſie über das, was Du eigentlich biſt, nicht ſo im Dunkeln ſind, wie Du es Dir vielleicht denkſt, und daß ſie aus Deiner ganzen Erſcheinung ſich ſchon, Gott weis was für ein luſtiges Abentheuer zuſammengeſetzt haben.“

Sidonia wandte, tief erröthend, das Auge von ihrem Bruder ab; ein hörbarer Seufzer entſchlüpfte ihrer bang gequälten Bruſt.

„Und“, fuhr Theodor mit ſchwer zu verhehlendem innern Triumphe fort, „wenn Du, denn wer kann wiſſen, zu welchen Schritten Dein Eigenſinn Dich noch verleiten könnte, wenn Du wirklich unbedachtſam und leichtſinnig genug wäreſt, Dich allem dieſem ausſetzen zu wollen, darf ich, Dein älterer Bruder, nach Pflicht und Gewiſſen es Dir erlauben? Nein! wahrlich nein!“ rief er lebhaft; „Du ſelbſt mußt in ſolchem Falle mir das Recht zugeſtehen, ein ſo unſchickliches Betragen Dir zu verwehren, und müßte es auch gewaltſam geſchehen. Doch freilich, ich bin allein, und Du wäreſt vielleicht ſogar im Stande, jene unſaubern Geſellen zu Deinem Beiſtande herbei zu rufen, um nur Deinen Willen durchzuſetzen.“

„Bruder!“ rief Sidonia mit einem Blick, vor welchem es jetzt an Theodor die Reihe war, die Augen beſchämt nieder zu ſchlagen. „O Theodor, Du biſt viel zu weltklug für mich Unerfahrene“, ſetzte ſie bald darauf ſehr weich werdend hinzu. „Mir bleibt nichts übrig, als Dich zu bitten, Dich mit gefalteten Händen bei allem, was Dir werth und heilig iſt, zu beſchwören, bringe mich zu meiner Tante; was dann weiter aus mir werden ſoll, wollen wir aus der Ferne ſchriftlich mit einander abmachen.“

„Die Tante, und immer die Tante!“ rief Theodor unmuthig, „daß man mit euch Mädchen doch nie vorwärts kommen kann! trotz allem, was Vernunft und geſunder Menſchenverſtand dagegen einzuwenden vermögen, führt dennoch euer Eigenſinn euch immer wieder auf den Punkt zurück, von welchem ihr ausginget. Was willſt Du mit der Tante, von der Du nichts weiſt und kennſt, als höchſtens ihren Namen? Kennſt Du die Verhältniſſe, in denen ſie lebt? weiſt Du, ob ſie Dich bei ſich aufnehmen kann, und ob ſie es wollen wird?“

„Theodor“, ſprach Sidonia nach einigem Beſinnen, „ich ſollte es vielleicht nicht, aber noch einmal will ich Dir vertrauen.“ Mit dieſen Worten zog ſie eine kleine Brieftaſche hervor, in welcher ſie die von der Frau von Bornefeld erhaltenen Papiere nahe an ihrem Herzen verborgen trug. „Gelobe mir bei Deiner Ehre, dieſes mein theuerſtes Heiligthum mir augenblicklich wieder zu geben, ſobald Du mit dem Inhalt deſſelben Dich bekannt gemacht haſt", ſprach ſie feierlich ernſt. Theodor gewährte, was ſie verlangte, ergriff eilig die Papiere, und vertiefte ſich im Durchleſen derſelben, während Sidonia trübe und ſchweigend zu der noch immer in ihrer Fenſterecke troſtlos weinenden Margarethe ſich zurückzog.

Endlich legte Theodor die von ihm mit großer Aufmerkſamkeit geleſenen Papiere wieder zuſammen, ſtand auf und ging mit faſt feierlichem Anſtande auf Sidonien zu, um ſie ihr wieder zu geben. Sie ſah ihn an, ſein ganzes Weſen ſchien ihr verändert; in ſeinen ſonſt ſo unſtäten und ausdrucksloſen Augen glänzten Thränen, aus den kalten gezwungen-freundlichen Zügen ſeines Geſichts ſprach jetzt die tiefe Rührung eines durchaus erſchütterten Gemüths; zum erſtenmal erblickte Sidonia den Bruder von einem rein menſchlichen Gefühl wahrhaft ergriffen, deſſen ſie ihn kaum mehr fähig gehalten; die alte Liebe zu ihm erwachte mächtig in ihrem Herzen, und zog ſie an ſeine Bruſt, während er ſie zum erſtenmal recht brüderlich in ſeine Arme ſchloß. Hand in Hand begaben die Geſchwiſter ſich wieder an ihren Platz, und ſaßen dort mehrere Minuten ſchweigend neben einander. Sidoniens thränenfeuchtes Auge ruhte mit nie gefühltem Wohlgefallen auf dem Bruder, der ſich vergebens bemühte, was in ſeinem Herzen vorging ihr zu verbergen.

„Meine geliebte Schweſter, meine theure Sidonia“, nahm Theodor mit noch immer ſehr bewegter Stimme endlich das Wort, „was ſoll, was kann ich Dir ſagen! Du ſiehſt mich tief ergriffen, das unverantwortlich harte Geſchick unſerer Mutter, das erſt in dieſem Augenblicke mir klar geworden iſt, erfüllt mich mit innigem Mitleid! Wollte Gott, es ſtände in meiner Macht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen, die theure Frau wieder ins Leben zurück zu rufen! ſie ſollte ſich wahrlich nicht über meinen Mangel an kindlicher Liebe mehr zu beklagen haben! Was ſie von mir ſchreibt, iſt nur zu wahr, und ich erinnere mich jetzt deſſen genau; ſo lange ich ein Kind war, wurde ich immer von jeder Annäherung an ſie abgehalten; ſie hat Recht, die beklagenswerthe Frau, ihr Sohn konnte nie lernen ſie zu lieben, ich könnte wohl hinzuſetzen, man hat es ihm niemals erlauben wollen.“

„Und dünkt es Dir denn noch immer ſo thöricht und unverantwortlich, daß ich zu der geliebten Schweſter unſerer trefflichen Mutter mich ſehne, und ihrer freundlichen Einladung folgen zu dürfen wünſche?“ fragte Sidonia.

„Gewiß nicht, wenn übrigens die Umſtände es erlaubten“, erwiederte Theodor, der allmählig anfing, ſein gewohntes Gleichgewicht wieder zu finden. „Ich geſtehe Dir, daß ich ſelbſt ſogar jetzt nichts ſehnlicher wünſche, als dem Grafen Adelheim in der Welt zu begegnen, deſſen edles anſtändiges Betragen in einer ſehr verwickelten Lage unſere höchſte Achtung verdient. Er ſtand ſchon bei Lebzeiten unſerer Mutter in hohem Anſehen; ſein Einfluß auf die politiſche Welt hat ſeitdem ſich mächtig geſteigert, und ich bin feſt überzeugt, daß er, ſey es über kurz oder lang, eine ſehr bedeutende Rolle in ihr ſpielen wird. Gern würde ich, ſobald meine ſonſtigen Geſchäfte es erlauben, als der Sohn meiner Mutter mich ihm vorſtellen, und meiner innigſten Hochachtung ihn verſichern; ich bin überzeugt, daß ein ſolcher Schritt für meine dereinſtige Zukunft von der höchſten Wichtigkeit werden könnte, aber ich weis ihn nicht aufzufinden; ſeit mehreren Jahren hat er keinen eigentlichen feſten Wohnſitz, ſeine großen herrlichen Güter am Rhein und am Neckar beſucht er beinahe nie, ſondern reiſet faſt immer in der Welt herum, hält bald hier bald dort ſich längere Zeit auf, ſo daß es ſchwer wird zu erfahren, wo man ihn eigentlich ſuchen ſoll."

„Jetzt aber, guter Theodor, wirſt Du doch gewiß Dich nicht länger weigern, mich zu meiner Tante zu bringen", bat Sidonia. „Laß uns baldmöglichſt aufbrechen, ehe es dunkel wird, um jenen ſichern Weg über die Brücke einzuſchlagen."

Doch Theodor war nicht mehr, was er vor einigen Minuten geweſen. Die momentane Aufregung ſeines beſſern Gefühls hatte wieder nachgelaſſen, kältere Geſinnung das weichere, ihm ungewohnte Empfinden aus ſeinem Gemüthe verdrängt, und beſonnener kühler Egoismus die gewohnte Stelle in demſelben wieder eingenommen. Manches von dem, was er eben geleſen, ſchien ihm ſeine Ausſichten in eine glänzende Zukunft unendlich zu erweitern; völlig unbekannt mit den näheren Lebensumſtänden ſeiner Mutter, und nach allem, was er von den Urſachen, die ſeinen Vater zur Eheſcheidung bewogen, vernommen, hatte er bisher ſie in ſeinem Herzen für eine mit Recht beſtrafte Schuldige gehalten, deren Andenken der Vergeſſenheit anheimfallen müſſe; er würde ſich vor ſich ſelbſt geſchämt haben, den Grafen Adelheim aufzuſuchen, um deſſen frühere Verbindung mit der Mutter zu ſeinem eigenen Vortheile zu benutzen, denn er war keineswegs ohne Ehrgefühl; doch jetzt ſah er die Vergangenheit in einem andern Lichte. Es fehlte ihm ſelten an Gründen, ſeine eigenen Handlungen und Entſchließungen vor ſich ſelbſt zu beſchönigen, und ſo überredete er ſich auch jetzt, daß er das Andenken ſeiner Mutter nicht eindringlicher und ſicherer von der darauf haftenden Schmach befreien könne, als indem er, ihr eigener Sohn, ſich öffentlich dem Manne anſchlöſſe, um deſſentwillen ſie ſo viel gelitten, und mit ihm vereint ſich bemühe, die Welt über die eigentliche Art ihres ſchuldloſen Verhältniſſes zu demſelben aufzuklären. Er dachte ſogar ſchon daran, auf ſeinem Gute der Verſtorbenen ein Monument errichten zu laſſen, auf welchem ſein und Adelheims Name prangen ſollte, indeſſen wäre es dennoch gar ſehr zu bezweifeln, ob ſeine Anſichten und Gefühle in dieſer Hinſicht ganz dieſelben geweſen wären, wenn letzterer in ſeinen Augen minder mächtig und bedeutend erſchienen wäre.

Bei alledem war er aber nichts weniger als geneigt, um entfernterer großer Vortheile willen andere aufzugeben, die in ſeinem Bereiche lagen, er war vielmehr geſonnen, alles zu verſuchen, um beide Arten mit einander zu vereinigen. Die Familienverbindung mit dem reichen vornehmen Binſenburg dünkte ihm noch immer wünſchenswerth, beſonders da Frau von Klarenbach durchaus dafür eingenommen war. Einer ſeiner Hauptpläne war, durch unermüdliche Gefälligkeit gegen dieſelbe ſich ihrer dergeſtalt zu bemächtigen, daß er ihr unentbehrlich werde, und ſie dadurch von jeder andern Verbindung abgehalten würde, bis er ſie zuletzt ganz unmerklich dahin bringen könne, daß ſie ihn zum Erben einſetze, und er zu dem Beſitz des ganzen reichen Nachlaſſes ſeines Vaters wieder gelange.

In Hinſicht auf Sidonien tröſtete er ſich aber mit der Ueberzeugung, daß er doch eigentlich nichts wolle noch beabſichtige, als ihr wahres Glück, und daß es die Pflicht des ältern erfahrenern Bruders ſey, ſie ſelbſt gegen ihren Willen zu demſelben zu leiten, ohne durch die thörichten Anſichten eines eigenſinnigen romanhaften Mädchens von achtzehn Jahren ſich davon abhalten zu laſſen.

Indeſſen wünſchte er aber doch, Sidonien ſo wenig als möglich wehe zu thun; er kleidete ſein Verweigern ihrer Bitte in die freundlichſten ſchmeichelhäfteſten Worte, er ſuchte auf die mildeſte Weiſe ihr deutlich zu machen, daß es nicht in ſeiner Macht ſtehe, ſie, wie ſie es wünſche, zur Tante zu führen, indem nicht er, ſondern ihre Stiefmutter über ihren künftigen Aufenthalt zu entſcheiden habe, deren Abgeordneter er eigentlich nur ſey. Er ſuchte ſie beſonders mit dem Gedanken an die Rückkehr zu Frau von Klarenbach zu verſöhnen, indem er ihr nochmals wiederholte, wie künſtlich alles eingerichtet worden ſey, um ihre Flucht völlig verborgen zu halten. „Ich ſchwöre Dir, bei allem was heilig iſt“, ſprach er, „es hängt nur von Dir allein ab, daß Niemand, ſelbſt Binſenburg nicht, jemals erfahre, zu welcher Unbeſonnenheit, Uebereilung und Mangel an Weltkenntniß Dich verleitet haben. Laß uns nur ſogleich den Rückweg antreten, wir brauchen kaum drei Tage, um die Heimath zu erreichen, und Du erſcheinſt dann wieder in der Geſellſchaft wie zuvor, geachtet, bewundert, geliebt, ohne daß der kleinſte Mackel an Dir hafte.“

„Bruder!“ rief Sidonia, als er ausgeſprochen, „ich höre und ſehe Dich an, und das Herz in der Bruſt möchte vor Betrübniß über Dich mir zerſpringen. Du ſtehſt vor mir, wie von einem böſen Zauber befangen, mit eiskaltem Gemüth und verſchloſſenem Sinn, für alles, was über Deine kleinlichen jämmerlichen Wünſche und Anſichten hinausgeht. Jede edlere menſchlichere Regung in Dir iſt nur ein Vorübergehendes; armer Theodor, was wird aus Dir werden, wenn Dein Abgott ſich Dir einſt in ſeiner wahren Geſtalt zeigt, und Du aus Deinen Schwindelträumen erwachſt!“ ſetzte ſie, mitleidig die Hände zuſammenfaltend, hinzu.

„Spare Deine romanhaften Tiraden für eine gelegenere Zeit auf, und halte Dich lieber bereit, mir in wenigen Minuten und ohne lächerlichen Widerſtand zu folgen!“ rief Theodor beleidigt.

„Ich bin bereit, weil ich einſehe, daß mir nichts Anderes übrig bleibt“, erwiederte Sidonia gelaſſen. „Nur Eines, Theodor, muß ich, ehe ich mit Dir gehe, Dir erklären“, ſetzte ſie ſehr ernſt und eindringlich hinzu. „Ich folge Dir, weil ich es muß, aber ich bin feſt entſchloſſen, mich von dieſem Zwange zu befreien, ſobald ich vernünftiger Weiſe es kann. Rechne nicht auf mich; was Du verbergen willſt, werde ich ſelbſt offenbaren. Binſenburg, die ganze Welt ſoll erfahren, was Du an mir gethan, und was ich gewagt, um Deinem liſtigen Verrath zu entgehen. Von heute an ſchone ich weder Dich, noch unſere Stiefmutter, noch die öffentliche Meinung der Geſellſchaft, an der Dir ſo viel liegt, und die ich ſo herzlich verachte. Führe mich zurück, auf Deine Gefahr; hoffe nicht, mich abermals zu überliſten, Du ſelbſt haſt mir über Dich die Augen geöffnet. Und nun komm, Margarethe! weine nicht ſo, mein armes gutes Mädchen. Dir ſoll kein Leid geſchehen, und mir hoffentlich auch nicht."

„Da zieht er ab mit ihr", ſprach der Schnurrbart, der nebſt ſeinem Gefährten ſehr theilnehmend zugeſehen hatte, wie Theodor ſeinen angeblichen Neffen in die leichte, nur für zwei Perſonen eingerichtete Chaiſe hob, und ſich dann neben ihm hineinſetzte, nachdem er ziemlich unfreundlich Margarethen und Ali den Platz auf dem Kutſchbock angewieſen hatte.

„Aber ſag' mir nur das Eine, Bruderherz, iſt es ein Er, oder eine Sie?" fragte der Thurm mit einem ſehr bedenklichen Geſicht.

„Ja, Schatz", erwiederte der Schnurrbart, „das iſt ſo eine Frage wie die von wegen der Höhe des Berges Sinai; aber das geſtehe ich Dir, je länger ich der ganzen Geſchichte nachſinne, je konfuſer wird es mir im Hirnkaſten. Mir will vorkommen, als hätten wir für ein Paar brave tüchtige Burſche uns doch etwas maulfaul und philiſterhaft benommen. Der Herr Oheim will mir eigentlich gar nicht gefallen. Läßt der Eſel das hübſche kleine Ding auf dem Bock ſitzen, im Freien, unter Gottes ſich mild ergießendem Himmel! und das haben wir ſo in aller Gelaſſenheit mit angeſehen!"

* * *

Die zunehmende Dunkelheit, verbunden mit dem immer ſtärker werdenden Regen, zwangen die Reiſenden, im nächſten Poſthauſe Nachtquartier zu nehmen; ſo ungern Theodor auch darein willigte, denn Sidonia konnte es nicht ertragen, ihre Margarethe die ganze Nacht hindurch dem Regen und dem Winde ausgeſetzt zu wiſſen. Theodor hatte während der ganzen Fahrt ſtumm und in ſich gekehrt neben Sidonien geſeſſen, die ebenfalls keine Luſt bezeigte, ein Geſpräch anzuknüpfen, und beide fühlten ſich gewiſſermaßen erleichtert, als ſie ſich gleich nach ihrer Ankunft in ihre Zimmer zurückziehen konnten, doch ſorgte Theodor weislich dafür, daß Sidonia eines angewieſen erhielt, welches keinen andern Ausgang hatte, als durch das Seine.

Da ſaß Sidonia nun, müde und abgeſpannt, in dem engen ärmlichen Stübchen, das nur von dem matten Schimmer eines einzigen Talglichtes erhellt ward. Sie hatte den unbequemen falſchen Haarputz abgelegt, ihre eigenen dunkeln Locken floſſen aufgelöſet in üppiger Fülle ihr über Bruſt und Rücken weit hinab, und Margarethe ſtand neben ihr, beſchäftigt, dieſelben nach langem Verſäumen einmal wieder zu ordnen. Keine von beiden ſprach ein Wort; Sidonia, weil ſie über zu vieles nachzuſinnen hatte, und Margarethe, weil ſie eigentlich nicht wußte, was ſie ſagen könne, um nur ihre geliebte Gebieterin aus dem Trübſinn zu erwecken, in welchen ſie dieſelbe verſunken ſah.

„Hörteſt Du nichts?“ flüſterte plötzlich Sidonia, indem ſie erſchrocken zuſammenfuhr, und nach dem Fenſter hinblickte, das wenigſtens zwanzig Fuß über den Erdboden erhaben, nach dem Baumgarten des Poſthauſes hinausging. Margarethe ſprang augenblicklich auf, öffnete, um hinaus zu ſehen, das in der Mitte des größern angebrachte kleine Schiebefenſter, und fuhr im nämlichen Augenblicke todtenbleich zurück. Sie wollte ſchreien, doch Sidonia verhinderte ſie daran, obgleich auch ſie jetzt ein Geſicht gewahr ward, das ſich von außen in das offen gebliebene Schiebefenſterchen drückte, und zugleich noch einen neben dieſem aus der Tiefe aufſteigenden Kopf entdeckte.

„Erſchrecken Sie nicht über uns, gnädige Frau oder gnädiges Fräulein, denn daß Sie eins von beiden ſind, läßt ſich wohl nicht mehr abläugnen“, flüſterte das Geſicht am Fenſter, das, wie Sidonia jetzt bemerkte, dem ſogenannten Thurm angehörte. „Ex ungue leonem“, ſetzte er lächelnd hinzu, indem er auf ihre aufgelöſten Locken deutete, deren Reichthum beinahe wie ein Mantel ſie umgab.

„Und verzeihen Sie, daß wir vorhin, von Ihrer Kuetka verleitet, Sie blinder Weiſe für ein Pennal anſahen und Sie etwas weniges turbirten“, ſetzte der Schnurrbart hinzu, indem er unter dem Arm des Thurms hindurchkroch, und dieſen ſanft bei Seite ſchob.

„Wir ſind brave Burſche“, nahm der Thurm wieder das Wort, „die im Herzen Muth und Trieb fühlen, dem Unterdrückten zu helfen, und gegen Unbill und Uebermacht zu Felde zu ziehen, wo wir dieſe aufducken ſehen.“

„Ehrliche Mecklenburger“, fügte der Schnurrbart hinzu, „die ihrem Mann ſtehen, wo es Noth thut, und wenn ſie uns brauchen können, ſo ſagen Sie es nur.“

„Daß dem ſo ſey, gibt der Anſchein ſo ziemlich“, ſprach der Thurm, „es ſchwante uns gleich ſo etwas, als wir den kleinen blaſſen Suitier Sie fortführen ſahen. Wir konnten zu dem ſogenannten Herrn Oheim keinen rechten Fidutz faſſen, Sie ſahen dabei aus, als ob Ihnen Zwang angethan werde, und unſer Gewiſſen ſagte uns, daß wir, als rechte Burſche, das nicht hätten zugeben ſollen.“

„Wir wünſchten das Verſäumte wieder gut zu machen“, ſetzte der Schnurrbart hinzu, „und da der Kutſcher, mit dem Sie gekommen waren, gleich nach Ihnen leer abfuhr, ſo packten wir uns mit auf. Das Waſſer iſt noch immer im Steigen; wir mochten in der miſerablen Kneipe nicht länger wie Narren ſitzen, und wollen nun auch lieber über die Brücke gehen.“

„Alſo auch die frühere Abfahrt des Fuhrmanns war eine Lüge! Unwahrheit und Falſchheit ſind ihm zur zweiten Natur geworden!“ ſeufzte Sidonia halblaut.

„Gott bewahre, in uns wohnt kein Falſch, wird ſind ehrlich und treu!“ riefen beide Studenten im Chor, die ſie nur halb verſtanden hatten; „ſagen Sie uns nur, wie und wo wir helfen ſollen“, fügte der Thurm hinzu, „verſteht ſich, wenn der Herr Oheim nicht etwa der Herr Gemahl iſt, denn da müßten wir freilich wohl davon bleiben, das verſteht ſich.“

„Meine Herren“, erwiederte Sidonia mit freundlichem Ernſt, „mein Begleiter iſt weder mein Oheim noch mein Gemahl, mir aber dennoch nahe verwandt, und für meine Sicherheit iſt in ſeiner Nähe nichts zu fürchten. Ich danke Ihnen indeſſen recht innig für die mir bezeigte Theilnahme, muß Sie aber dennoch bitten, mich ganz unbeſorgt meinem ferneren Schickſale zu überlaſſen.“

„Sie wollen alſo aus freier ungezwungener Wahl morgen mit ihm weiter gehen?“ fragte der Thurm, „denn volenti non fit injuria.“

„Ich will es, weil die Umſtände es fordern“, erwiederte Sidonia.

„Nun wohl, Quilibet est suae fortunae faber. Aber können wir ſonſt nichts für Sie thun? gar nichts? Bedenken Sie es wohl, wir ſind treu und bereit zu allem was Recht iſt“, ſprachen die Studenten.

„Wollten und könnten Sie vielleicht ein Paar Zeilen von mir nach Lindau an meine Tante bringen?“ erwiederte Sidonia nach kurzem Bedenken.

„Nach Lindau, zur Frau Tante? Dahin wollen wir eben auch, das geht prächtig!“ riefen die Studenten.

„Der gnädige Herr ſind wach!“ flüſterte in dieſem Augenblicke Margarethe. Sobald ſie überzeugt war, daß ſie und ihre Herrſchaft weder von Dieben noch Banditen bedroht würden, hatte echter Kammerjungfer-Inſtinkt ſie an das Schlüſſelloch der zu Theodors Zimmer führenden Thüre getrieben, und ſie hörte dieſen jetzt aus dem Bette aufſtehen, wahrſcheinlich, um ſich von ſeiner Seite an das nämliche Obſervatorium zu begeben, welches ſie jetzt eilends verließ. Thurm und Schnurrbart flogen blitzſchnell von dem Spalier hinunter, an welchem ſie bis zu Sidoniens Fenſter hinauf geklettert waren. Margarethe ging wieder an ihre Beſchäftigung mit Sidoniens Haaren, und Theodor, nachdem er am Schlüſſelloch ſich durch den Augenſchein überzeugt hatte, daß alles ſicher ſey, begab ſich wieder zur Ruhe.

„Sie ſind fort, beide fort, gnädiges Fräulein“, begann Margarethe jetzt ſehr leiſe; „aber daß ſie gekommen ſind, um uns zu helfen, war doch hübſch von ihnen, und wäre ich mein Fräulein, ich hätte mir das Ding doch zweimal überlegt, ehe ich ſie mit ihrem Anerbieten von mir wies. Wer hätte denken ſollen, als ſie heute Nachmittag ſich ſo unnütz machten, daß wir ihnen am Ende noch Dank ſchuldig werden ſollten. Mir gefallen ſie, trotz ihrer Ungezogenheit, tauſendmal beſſer als mancher unſerer freien galanten Herren; nennen will ich keinen, aber ich weis, wen ich meine."

„Sie gefallen Dir, weil das vornehme Leben ſie noch nicht verſchnörkelt und verbildet hat", erwiederte Sidonia, „auch glaube ich ſelbſt, daß ſie es ehrlich meinen, weil der innere Kern ihres Gemüths mir noch geſund ſcheint, und ihre unfriſirten Zottelköpfe wahrſcheinlich mit etwas beſſerem angefüllt ſeyn mögen, als mit Opern-Arien und Intriken. Dafür aber haben ſie andere Thorheiten und Albernheiten angenommen, ſie ſind die erſten dieſer Art, die ich jemals in der Nähe ſah, aber ich glaube doch, daß hinter dem ſeltſam rauhen Ton, den ſie ſich erlauben, und ihrem ganzen wunderlichen Benehmen eben ſo viel Affektation ſteckt, als hinter dem faden, nach Witz und Abſonderlichkeit haſchenden Weſen unſerer eleganten Herren."

„Aber vergeſſen Sie wenigſtens nicht, ihnen Briefchen an die gnädige Tante mitzugeben", bat Margarethe, „man kann doch nicht wiſſen, ob es uns nicht hilft; denn ſchlecht ergeht es uns in jedem Fall. Die Augen aus dem Kopfe möchte ich mir weinen, wenn ich nur daran denke, was uns noch alles geſchehen kann."

„Ich gebe ihnen ein Paar Zeilen mit", erwiederte Sidonia, „nicht weil ich einigen Nutzen für uns davon hoffe, ſondern nur, um den jungen Leuten zu zeigen, daß ich ihren guten Willen erkenne. Liebe Margarethe, wir dürfen uns auf Niemand verlaſſen, als auf uns ſelbſt, denn die, welche mich lieben und mir helfen könnten, ſind zu weit von uns entfernt. Darum aber fühle ich mich nicht muthlos; ich weis, was ich will, oder vielmehr, was ich nicht will, und wer erſt darüber mit ſich im Klaren iſt, dem iſt halb geholfen. Darum ſey getroſt, und gräme Dich weder um mich noch um Dich.“

Während Sidonia ſo ſprach, hatte ſie vergebens nach Schreibmaterialien ſich im Zimmer umgeſehen, ſie riß daher ein Blatt Pergament aus ihrem Taſchenbuch, und ſchrieb mit einer Bleifeder dieſe wenigen Worte darauf, die Margarethe am folgenden Morgen den beiden Studenten in die Hände zu ſpielen verſprach.

„Theure Tante!

„Mein Schickſal hat eine Wendung genommen, bei der ich des Rathes, des Beiſtandes, der ſchnellſten Hülfe treuer weiſer Freunde bedarf. Melden Sie dieſes dem Baron S., der mich um Nachricht von ihm an Sie gewieſen.

„Nächſtens erfahren Sie alles umſtändlicher;

wollte Gott, ich könnte in Ihre Arme mich werfen, und all' mein Leid bei Ihnen vergeſſen.

Sidonia."

* * *

Am folgenden Morgen, als Sidonia, von Theodor begleitet, über die Hausflur ging, um in den Wagen zu ſteigen, traten die Studenten Arm in Arm ihr entgegen, grüßten ſie höflich, ohne von Theodors grimmigen Blicken, ohne ſogar von ihm ſelbſt die mindeſte Notiz zu nehmen, und wandten ſich dann an Margarethe, mit der ſie ein leichtes Geſpräch anknüpften, ihr mit etwas ungeſchickter Galanterie auf ihren hohen Sitz hinauf halfen, und ihr dadurch Gelegenheit gaben, das Blättchen Pergament ihnen geſchickt in die Hände zu ſpielen.

Trübe und ſchweigend ſaß Sidonia jetzt wieder neben ihrem nicht minder verſtimmten Bruder, und blickte mit einem recht ſchmerzlichen Gefühl auf Bäume und Wieſen, Felder und Dörfer, an denen ſie erſt geſtern in voller Lebensfreudigkeit vorüber gekommen war. Damals ging es vorwärts in die Freiheit, jetzt führte jeder Umſchwung der

Räder ſie dem alten verhaßten Joche wieder zu. Die Sonne ſchien warm vom freundlich-blauen Himmel, doch in ihr war es kalt und düſter; Erwartung kommender böſer Stunden beklemmte ihr die Bruſt, denen auszuweichen ſie keine Möglichkeit ſah, und ſie ſehnte ſich beinahe ſchon am Ziele zu ſeyn, um den Widerwärtigkeiten, die ihrer dort harren mochten, wirklich entgegen zu treten; denn dieſe, der drückenden Schwüle vor dem Gewitter gleichenden Unthätigkeit, in der ſie Schritt vor Schritt ſich dem Unabwendbaren entgegen ſchleppen laſſen mußte, dünkte ihrem lebhaften Geiſte das Unerträglichſte zu ſeyn.

Theodor fühlte ſich indeſſen nicht minder als ſie gequält. Die unerwartete Erſcheinung der beiden Studenten erfüllte ſein argwöhniſches Gemüth mit allerlei Beſorgniſſen, die er ſelbſt für abentheuerlich anerkannte, und von denen er ſich dennoch nicht loszumachen vermochte. Alle fünf Minuten ſah er durch das im Hintergrunde des Wagens angebrachte kleine runde Fenſter, um zu erſpähen, ob ſeine Widerſacher nicht etwa ihnen folgten. Von Zeit zu Zeit ſuchte er durch künſtlich geſtellte Fragen von Sidonien zu erforſchen, ob ſie mit jenen jungen Leuten geſprochen, oder nicht? vielleicht gar in irgend einem Verhältniß zu ihnen ſtände? denn ſie geradezu deshalb zu befragen, mochte er doch nicht wagen. Alles dieſes half ihm aber wenig, Sidonia war nie ſo wortkarg geweſen, als gerade heute; ſie würdigte ihn nur ſelten einer Antwort, und dieſe fiel immer ſehr kurz aus. So fuhren ſie weiter und weiter, bis in die ſpäte Nacht hinein; am folgenden Morgen brachen ſie abermals bei ſehr früher Tageszeit auf, um noch Vormittags eine ziemlich bedeutende Stadt zu erreichen, die auf ihrem Wege lag, und welche Sidonia auf dem Hinwege umgangen hatte. Theodor beſchloß, einige Stunden daſelbſt zu verweilen, um ſeine Schweſter mit der ihrem Geſchlecht und ihrem Stande angemeſſenen Kleidung zu verſehen; denn ſeiner Rechnung nach konnten ſie ſchon am nächſten Tage zu Hauſe anlangen, wo ſie doch nicht ſchicklicher Weiſe ſich in ihrer jetzigen Geſtalt ſehen laſſen durfte.

Sie hatten ſchon mehrere Meilen in der nämlichen Stimmung wie geſtern zurück gelegt, und die Thürme der Stadt ſtiegen am Horizonte in blauer nebliger Ferne vor ihnen auf, als ein Reiſewagen ihnen begegnete. Der in demſelben ſich befindende Reiſende, tief in ſeinen Mantel gehüllt, ſchlief ſo feſt, daß er ſelbſt dann nicht erwachte, als die Poſtillone anhielten, um mit einander zu wechſeln. Margarethe benutzte den kurzen Stillſtand, um ihren Platz auf dem Kutſchbock auf ein Paar Minuten zu verlaſſen, und ſich nach dem Befinden ihrer Gebieterin zu erkundigen, während Theodor verdrüßlich aus dem Wagen ſprang, um die Poſtillone zur Eile anzutreiben. Ali aber umſchnüffelte den fremden Wagen erſt ſehr bedächtig von allen Seiten, und ſprang dann plötzlich unter ſo lautem freudigem Gebelle an demſelben in die Höhe, daß der Reiſende erwachte. Er wickelte ſich aus ſeinem Mantel, betrachtete den Hund eine Weile, der jetzt ſeine Freudenbezeugungen verdoppelte. „Ali!“ rief er endlich, „ehrlicher treuer Pudel, biſt du es wirklich? wie in aller Welt kommſt du hieher?“ Er bückte ſich, um das Thier zu liebkoſen, das ſich jetzt vergeblich anſtrengte, zu ihm in den Wagen zu ſpringen; doch im nämlichen Augenblicke fühlte er ſeinen Arm feſt umſchlungen. „Seethal! Seethal!“ rief eine ihm bekannte liebe Stimme. Sidonia hatte beim erſten Laut ſeiner Stimme ihn erkannt, war aus dem Wagen geſprungen, und ſtand jetzt athemlos vor Freude neben ihm. „Zum zweitenmal führt der freundliche Zufall Sie zu meiner Hülfe herbei, Sie werden mich nicht verlaſſen, Sie werden mir beiſtehen!“ rief ſie kaum vernehmbar vor innerer Bewegung.

Sidonia, in Knabentracht, und hier! Seethal mochte ſeinen Sinnen kaum trauen, indem er ſtaunend ſie betrachtete, und doch war ſie es unverkennbar. Beim Herausſpringen aus dem Wagen hatte ſie den Hut und die falſche Haartour verloren, die reiche Fülle ihrer dunkeln Locken flatterte wild im Winde und verdeckte zur Hälfte ihr Geſicht; Seethal ſtand vor ihr, er hielt ihre beiden Hände, und ſah ſie ſtarr und forſchend an, ohne in der Ueberraſchung des Augenblicks für ſein grenzenloſes Erſtaunen Worte zu finden.

„Der Herr Baron von Seethal, wie ich höre?“ ſprach ſehr formell höflich Theodor, der plötzlich neben den beiden ſtand. „Schweſter, habe die Gefälligkeit, mich dem Herrn Baron vorzuſtellen, damit er mir erlaube, ihm für den Schutz, den er Dir vor einiger Zeit auf dem Rückwege von dem Maskenballe gewährte, meinen gefühlteſten Dank abzuſtatten. Die Eile, in der wir beide für den Augenblick ſind, mag es entſchuldigen, daß ich dieſen unſchicklichen Platz dazu wähle“, ſetzte er, ſich lächelnd verbeugend, hinzu.

„Mein Begleiter iſt Theodor von Klarenbach“, ſprach Sidonia mit zitternder, halb erſtickter Stimme. Schmerz und Unmuth über die erniedrigende Verſtellungskunſt, zu welcher ihr Bruder ſich ſogar unter ihren Augen herabließ, brachten ſie ganz aus aller Faſſung.

Seethal kam noch immer von ſeinem Erſtaunen nicht zurück, indeſſen erwiederte er Theodors zuvorkommende Höflichkeit auf die nämliche Weiſe, und dieſer beeilte ſich, in demſelben Ton ihm zu antworten, um nur Sidonien nicht zum Worte kommen zu laſſen. Er bemerkte den Ausdruck von Verwunderung, mit welchem Seethal die Kleidung Sidoniens betrachtete, und war dreiſt genug, durch einige leicht hingeworfene Scherze über die Veranlaſſung derſelben ihn irre führen zu wollen. Er ſpöttelte über den excentriſchen Einfall ſeiner Schweſter, ihn auf dieſer kleinen Reiſe durchaus in Knabentracht begleiten zu wollen, fügte ganz obenhin die Bemerkung hinzu, daß die Leute eben mit dem Umſpannen fertig geworden wären, bedauerte, ſich einer ſo angenehmen Bekanntſchaft nicht längere Zeit erfreuen zu können, und faßte ſchnell, vielleicht ein wenig feſter als eben nöthig war, Sidoniens Arm, um ſie an ſeinen Wagen zu führen.

Dies war mehr, als Sidonia ertragen konnte, ſie riß gewaltſam von Theodor ſich los, und eilte, Seethals Arm zu ergreifen. „Nein, nein!“ rief ſie, „das Herz möchte mir brechen, weil ich den Bruder anklagen muß, aber dieſes Gewebe von

Unwahrheit und Liſt kann ich nicht dulden. Seethal, edler Freund meiner Jugend, nicht vergebens hat ein guter Engel mich Ihnen abermals entgegen geführt; Sie dürfen mich nicht in dieſer Noth verlaſſen, Sie müſſen ſich meiner annehmen, ich rufe Sie auf zu meinem Richter zwiſchen mir und dieſem."

„Sie ſehen, mein Herr", ſprach Theodor, indem er ſich gewaltſam zuſammen nahm, um gelaſſen zu bleiben, „Sie ſehen, mein Herr, meine gute, ſonſt ſehr geſcheute, nur zu heftige Schweſter iſt in dieſem Augenblick zu aufgeregt, um ihrer Sinne ganz mächtig zu ſeyn. Sie ſind ein Mann von Welt und Erfahrung, dafür bürgt mir Ihre ganze Erſcheinung, vielleicht ſogar Familienvater; in jedem Fall iſt es Ihnen nichts Neues, daß junge Mädchen ſehr gern zu Extremen übergehen, wenn ihre launenhaften, mitunter auch wohl etwas thörichten Einfälle Widerſpruch antreffen. Ich bin überzeugt, Sie werden ſich nicht unberufen in Familienangelegenheiten miſchen wollen."

„Laſſen Sie von jener glatten Zunge ſich nicht täuſchen!" rief Sidonia, ohne Seethal zur Antwort kommen zu laſſen. „Nicht aus launenhaftem Muthwillen habe ich dieſe Kleidung gewählt, ich bin in ihr aus dem Hauſe meiner Stiefmutter entflohen, Theodor hat mich eingeholt, ich folge ihm gezwungen."

Theodor wollte ſie verhindern weiter zu reden, aber Sidonia ließ ſich nicht davon abhalten.

„Ich entfloh, um einer Verbindung mit jenem widerwärtigen Manne zu entgehen, aus deſſen Händen Sie mich vor kurzem befreiten; man hatte mit ſeiner Liſt mich ſo zu umſtricken gewußt, daß mir kein anderer Ausweg übrig blieb. Ich wollte zu meiner Tante, zur Frau von Bernefeld, an die Sie mich ſelbſt gewieſen. Ich laſſe Sie nicht los, Sie mein ſichtbarer Schutzgeiſt, Sie ſind der einzige Freund, den ich auf Erden habe, ich flehe, ich beſchwöre Sie, bringen Sie mich zu meiner Tante, laſſen Sie mich nicht in dieſen Händen, nehmen Sie meiner ſich an, Sie hatten von Kind auf mich lieb, Sie werden mich nicht jetzt verlaſſen, da ich Ihrer Hülfe ſo ſehr bedarf."

„Sie ſehen es ſelbſt, Herr von Klarenbach, ein ſo feſtes ſchönes Vertrauen darf ich nicht zurückweiſen", ſprach Seethal. „Ich bin überzeugt, daß nur ein Mißverſtändniß dieſen Zwieſpalt zwiſchen zwei ſolchen Geſchwiſtern hervorbringen konnte; erlauben Sie daher, daß ich mit Ihnen nach dem Ort zurückkehre, den ich dieſen Morgen verließ, um dort ruhiger und mit mehr Muſe als hier auf offener Straße geſchehen könnte, den Grund dieſes Mißverſtändniſſes zu erfahren, und dann als Mittler zwiſchen Ihnen Beiden einzutreten. Mehr ſeyn zu wollen, werde ich mir nie anmaßen, und vielleicht erſcheint mein jetziges Betragen Ihnen ſchon anmaßend genug. Aber bedenken Sie“, ſetzte er freundlich hinzu, „daß ich Sidonien von ihrer Kindheit an kenne, daß ich mit inniger Freude dieſe ſchöne Blüthe ſich aus der Knospe entwickeln ſah. Ich und hier der ehrliche Ali waren von jeher der kleinen Sidonia treueſte Spielgeſellen, und ſie wußte oft nicht, welchen von uns Beiden ſie am liebſten hatte; war es nicht ſo, mein Fräulein?“ fragte er lächelnd, indem er Sidoniens Hand ergriff, und ihr freundlich in das thränenſchwere Auge blickte.

Theodor ſah nicht wohl ein, wie er, ohne Verdacht zu erregen, ein ſo billiges Anerbieten ablehnen könne, da es ohnedem doch nur von dem Freunde ſeiner Schweſter abhing, ſie auch ohne ſeine Erlaubniß zu begleiten. Auch mochte er einen Unbekannten nicht gern beleidigen, und in Seethals Anſtand und Betragen lag etwas, das ihm wider Willen Achtung und Schonung abzwang.

Obgleich nicht mehr jung, war dieſer doch noch ein ſehr ſtattlicher kräftiger Mann, von dem ſich nicht unbedingt behaupten ließ, daß er eine Beleidigung gelaſſen hinnehmen würde, und Theodor hatte von jeher alles gefliſſentlich vermieden, was unter Männern zum Streit und zu deſſen gewöhnlichen Folgen Anlaß geben konnte. Er hielt es alſo für das Beſte, ſich mit guter Art in das nicht zu Umgehende zu ergeben, und war ſogar darüber beinahe völlig getröſtet, als Baron Seethal ihm den Vorſchlag that, zu ihm in ſeinen Wagen zu ſteigen, und Sidonien mit ihrem Kammermädchen fahren zu laſſen. „Habe ich ihn nur erſt allein, ohne daß Sidonia ſich ins Geſpräch miſchen kann, ſo habe ich gewonnen Spiel“, dachte Theodor freudig.

Klug und ſchlau wie gewöhnlich, benutzte er die Stunde, die er mit Seethal allein im Wagen zubrachte, um durch ein anſcheinend offenes und herzliches Betragen ſich das Zutrauen deſſelben zu gewinnen, und zwar, wie es ihm ſchien, nicht ohne günſtigen Erfolg; denn Seethal hörte aufmerkſam und theilnehmend alles an, was er über Sidonien und deren Verhältniſſe ihm mittheilte, ohne ihn ein einzigesmal zu unterbrechen. Er ließ ſich ſogar ohne Widerrede alle die glänzenden Vortheile auseinander ſetzen, welche eine Verbindung mit Binſenburg der Familie wünſchenswerth machten. „Ein unangenehmer Zufall“, ſetzte Theodor am Schluſſe ſeiner Rede hinzu, „hat meine Schweſter in eine Lage verſetzt, in der ihr nur die Wahl bleibt, entweder den Herrn von Binſenburg zu heirathen, oder ihren guten Namen auf immer zu verlieren, und dadurch ſich und die Ehre ihrer Familie mit Schmach zu beladen; was ich, ihr Bruder, doch unmöglich zugeben darf, denn Ehre verloren, alles verloren.“

„Wahrſcheinlich meinen Sie mit jenem Zufall den Morgen nach der Maskerade, an welchem mir das Glück ward, Ihre Schweſter aus den Händen jenes Binſenburg zu befreien“, fiel Seethal plötzlich ihm ein.

Theodor erſchrack darüber, als wäre ein Blitzſtrahl vor ihm niedergefahren. Im Fluß der Rede hatte er an Seethals damalige Dazwiſchenkunft für den Augenblick nicht gedacht, und die Art, mit der jene wenigen Worte ausgeſprochen wurden, ließ ihn befürchten, daß Sidonia damals, oder auch ſpäterhin, ihrem Freunde den Antheil verrathen haben könne, den er ſelbſt an jenem zweideutigen Ereigniß genommen. Die ihm eigne Geiſtesgewandtheit bewog ihn, ſchnell hier Wahrheit und Dichtung geſchickt mit einander zu verbinden, um durch ein Halbgeſtändniß dem böſen Eindruck zuvor zu kommen, den ein ſolcher Argwohn auf Seethals Gemüth machen könne. Er geſtand ihm daher, daß es mit ſeinem Vorwiſſen Binſenburgs Plan geweſen ſey, Sidonien allein und auf einem nicht bedeutenden Umwege von dem Maskenball nach Hauſe zu führen, um dieſe Zeit zu einer Erklärung ſeiner Liebe zu benutzen, zu welcher die mädchenhafte ſcheue Sprödigkeit Sidoniens ihm bis dahin jede Gelegenheit abgeſchnitten habe. Nur die auf dem Platz vor dem Ballhauſe herrſchende unglaubliche Unordnung hatten Theodor, ſeiner Verſicherung nach, verhindert, mit Frau von Klarenbach Binſenburgs Wagen augenblicklich zu folgen. „Die Equipagen", ſprach er, „hatten vor dem Eingange eine wirkliche Wagenburg gebildet, durch welche durchzudringen unmöglich war. Während ich unten ängſtlich mich bemühte, unſere Bedienten aufzuſuchen, kehrte meine Stiefmutter in den Saal zurück. Binſenburg und ich hatten ſie von der zwiſchen uns getroffenen Verabredung nicht unterrichtet, weil wir im Voraus wiſſen konnten, daß die ungemein zart fühlende Frau nie darein gewilligt haben würde. So wie ſie bei der Geſellſchaft anlangte, ward Sidonia von ihr vermißt; dienſtfertige Freunde drängen ſich herbei, man ſucht ſie überall ohne Sie zu finden, endlich verbreitet ſich das Gerücht, eine ziemlich zweideutig ausſehende unbekannte Maſke, welche Sidonien den ganzen Abend über verfolgt hatte, habe ſie entführt, und meine arme nervenſchwache Stiefmutter geräth darüber in einen wahrhaft mitleidswürdigen Zuſtand. Daß Sidoniens Entführung wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde ging, daß dieſes Ereigniß das größte Aufſehen erregte, bedarf bei Ihnen wohl keiner Verſicherung. Sie kennen die Welt und werden ſich leicht denken können, wie viel größer dieſes Aufſehen ward, als man am andern Tage erfuhr, Sidonia ſey mit Herrn von Binſenburg, ohne ihrer Mutter Vorwiſſen, vom Balle weggefahren, und erſt nach mehreren Stunden bei hellem Tage zu Hauſe angelangt. Ich wiederhole es mit Schmerz, meiner Schweſter guter Name iſt auf ewig vernichtet, nie darf ſie in der Geſellſchaft ſich wieder blicken laſſen, wenn ſie nicht Binſenburgs Gattin wird. Mein armer Freund iſt von der ſtrafbaren Unvorſichtigkeit ſeines Betragens durchdrungen, er fühlt mit tiefer Reue, wie ſehr er an meiner Schweſter ſich vergangen, indem er von der unwiderſtehlichen Gewalt der glühendſten Liebe ſich hinreißen ließ, die Heißgeliebte in dieſem erzwungenen tête à tête weit länger feſtzuhalten, als es erlaubt oder ſchicklich war. Er ſieht den ganzen Umfang des Nachtheils ein, den er Sidoniens bis dahin völlig unbeſcholtenem Rufe zugefügt, und wünſcht nichts inniger, als daß es ihm erlaubt werden möge, ihr Hand und Herz zu bieten, und alles, was er beſitzt, ihr zu Füßen zu legen, um ſein Vergehen wieder gut zu machen. Sogar ihre unüberlegte Flucht aus dem mütterlichen Hauſe wird in ſeinen Gefühlen für ſie nichts abändern, er wird in dieſem gewiß zu raſchen Schritte nur einen neuen Beweis der hohen Reinheit ihres Gemüthes ſehen, die ſie, nachdem ſie ſich beſchimpft glaubte, antrieb, ſich den Augen ihrer Bekannten zu entziehen."

„Sidonia ſcheint aber dem Herrn von Binſenburg nichts weniger als geneigt zu ſeyn", nahm Seethal jetzt das Wort, „und ich finde in ſeinem, gewiß nicht zu entſchuldigenden Betragen gegen ſie keinen Grund, um ſie, gegen ihren Willen, zu einer Verbindung mit ihm zwingen zu wollen."

„Allerdings", erwiederte Theodor, „aber ich bitte Sie, Herr Baron, erwägen Sie nur die ganze Verknüpfung der beiderſeitigen Verhältniſſe, das glänzende Sort, das er ihr bietet, ſeine treue, alles überſteigende Liebe zu ihr. Ich fühle mich von meinem Herzen gedrungen, ganz offen gegen Sie zu ſeyn, Herr Baron, und vertraue Ihnen daher die unumgängliche Nothwendigkeit, Sidonien möglichſt bald aus der Nähe unſerer Stiefmutter zu entfernen. Sie als ein Mann von Welt und Erfahrung werden dieſe Nothwendigkeit leicht begreifen, wenn ich Ihnen ſage, daß Frau von Klarenbach eine höchſt achtbare Dame iſt, welche die vortrefflichſten Eigenſchaften beſitzt, und in mancher Hinſicht wohl ein Muſter ihres Geſchlechts genannt zu werden verdient; aber ſie iſt jetzt zu jenem Wendepunkt des Lebens gelangt, den erreicht zu haben, keine ſchöne allbewunderte Frau ſich ſo leicht eingeſteht. Es gibt im weiblichen Leben Anſprüche, die jede Dame gern über die ihnen von der Natur geſtellten Grenzen hinausdehnen möchte, und Frau von Klarenbach hat ſich von dieſen noch nicht losmachen können. Ihre perſönlichen Vorzüge berechtigen ſie ſogar, dieſe Anſprüche noch lange feſt zu halten, und ſie wird es können, ſobald keine weit jüngere, liebenswürdigere und ſchönere Nebenbuhlerin ihr ſtets zur Seite bleibt, welche, zu ihr nachtheiligen Vergleichungen Anlaß gibt. Eine ſolche iſt Sidonia, und ein ſolches Verhältniß macht böſes Blut, und thut auf die Länge nicht gut; Sie ſehen es ſelbſt ein, Herr Baron, die beiden Damen müſſen ſich trennen, und nie wird Sidonia eine vortheilhaftere Gelegenheit dazu finden, als dieſe ihr vorgeſchlagene Vermählung, was aber meine Schweſter aus Trotz und Eigenſinn nicht einſehen will.“

„Warum aber wollen ſie dieſe Trennung von der Stiefmutter, deren Nothwendigkeit ich begreife, nicht auf eine, Sidoniens Wünſchen mehr entſprechende Weiſe herbeiführen laſſen? warum wollen Sie ihr nicht erlauben, wenigſtens auf einige Zeit ſich zu der Frau von Bornefeld zu begeben?“ fragte Seethal.

„Ich?“ rief Theodor eifrig, „ach Gott, ich liebe meine Schweſter wie mein Leben, ich möchte alles thun, um ſie glücklich zu wiſſen, aber ich habe keine Macht über ſie, außer der, welche ihre Liebe mir gibt. Ich kann ihr weder etwas erlauben noch verbieten, die Stiefmutter allein kann über ſie disponiren, und ſelbſt dieſe iſt wieder auf andere Weiſe gebunden. Es ſteht nicht in ihrer Gewalt, meine Schweſter anders als vermählt, oder doch wenigſtens als verlobte Braut aus ihrem Hauſe zu entlaſſen; bis die Lage derſelben auf dieſe Weiſe ſicher geſtellt iſt, muß Frau von Klarenbach ſie bei ſich behalten, und darf ſie nicht aus den Augen verlieren, ſo hat unſer Vater es in ſeinem letzten Willen angeordnet, und die vortreffliche

Frau beſitzt zu viel Pietät, um dieſem nicht nachzuleben.“

„Aber eine Abweſenheit von wenigen Monaten verdiente denn doch kaum als eine Verletzung jenes Teſtaments betrachtet zu werden“, wandte Seethal ihm ein.

„Herr Baron!“ rief Theodor, „Sie üben eine eigne, nie von mir gefühlte Gewalt über mich aus, ich fühle es wohl, ich darf Ihnen nichts verhehlen, obgleich ich nicht begreife, was es eigentlich iſt, das zum offenſten Vertrauen gegen Sie mich unwiderſtehlich hinzieht. Wiſſen Sie denn, daß noch andere Gründe meine Stiefmutter bewegen, an dem Gebote meines Vaters feſt zu halten? Gleich nach meiner Ankunft habe ich mich, wie wohl natürlich war, nach dem Teſtamente deſſelben genau erkundigt, das ganz zu Gunſten ſeiner zweiten Gemahlin abgefaßt iſt. Weis Gott, welche triftigen Gründe meinen Vater wenige Tage vor ſeinem Tode noch bewogen haben mögen, ſeinem früher niedergelegten letzten Willen noch ein geheimes Codizill beizulegen, in welchem er Sidonien, außer ihrem ſehr mäßigen Jahrgelde und einer ebenfalls nicht bedeutenden, zu ihrer Ausſtattung beſtimmten Summe, noch ein Kapital von vierzig tauſend Thalern ausſetzt, deſſen Nutznießung aber

Frau von Klarenbach lebenslänglich behält. Nur in dem Fall, daß Frau von Klarenbach jemals in eine Trennung von Sidonien einwilligen ſollte, ſo lange dieſe unvermählt iſt, muß ſie jene vierzigtauſend Thaler unverzüglich an meine Schweſter auszahlen, ſelbſt wenn es nicht ausgeſprochen würde, daß ſie auf immer ſich trennten. Nun wiſſen Sie alles, Herr Baron, und begreifen wohl, daß Frau von Klarenbach eine ſolche Thorheit nie begehen kann; Sidonia iſt und bleibt an ſie gefeſſelt bis zu dem Tage ihrer Vermählung; und wäre ſie auch thöricht genug, jenem Kapital zu entſagen, um nur um ſo früher in Freiheit zu kommen, ſo werden Sie mir eingeſtehen, daß meine Bruderpflicht mir verbietet, dieſes zuzugeben."

Seethal geſtand ihm nichts zu, er antwortete mit keiner Silbe auf alles, was er zuletzt vernommen, ſondern ſuchte das Geſpräch auf gleichgültige Gegenſtände zu leiten, auf welche auch Theodor ſogleich einging, indem er dabei jede Gelegenheit ergriff, ſich und ſeinen Geiſt im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen, bis ſie die Stadt erreichten, und im vornehmſten Gaſthofe derſelben abſtiegen.

Theodor unterließ nicht, den ihm noch immer fremd dünkenden Freund ſeiner Schweſter mit dem ihm eignen Scharfblick in allen ſeinen Bewegungen zu beobachten, und ward immer feſter überzeugt, daß dieſer weit mehr ſey, als er vor der Hand zu ſeyn ſcheinen wolle. Der einzige Bediente, den er bei ſich hatte, und der eine Art von altem vertrautem Kammerdiener zu ſeyn ſchien, begegnete ſeinem Herrn mit auffallender Ehrerbietung, und Theodor glaubte ſogar einigemal zu bemerken, wie dieſer, auf einen ernſten Wink deſſelben, das ſchon halb ausgeſprochene Wort „Excellenz“ ein Paarmal wieder verſchluckte. Er hob hinter Seethals Rücken die demſelben mit großer Umſicht nachgetragene Schatulle die Höhe, und die Schwere derſelben deutete auf einen ſehr reichen Inhalt in derſelben. Seethal öffnete ſie, um Gold heraus zu nehmen. Theodor ging indeſſen, anſcheinend achtlos, im Zimmer auf und nieder, aber ein ſchlauer heimlicher Seitenblick ließ ihn doch einige juwelenreiche Ordensdekorationen in dem Käſtchen entdecken. Alles beſtätigte ihn in ſeinen Vermuthungen von dem hohen Range dieſes Unbekannten, und er ward darüber immer unſicherer, wie er ſich gegen denſelben benehmen ſolle. Mißtrauen durfte er gegen einen Mann dieſes Ranges nicht zu äußern wagen, das fühlte er wohl, darum fügte er ſich ohne Weigerung in Sidoniens Bitte um eine Unterredung unter vier Augen mit ihrem Freunde, ſo unangenehm ihm dieſes auch im Grunde war; aber wie ſollte er es anfangen, um ihr die Erlaubniß dazu zu verſagen?

* * *

Offen und zutraulich, mit der zum Herzen dringenden Beredſamkeit eines Kindes, das der freundlichen Mutter erzählt, wie es ihm unter fremden Leuten ſo übel ergangen ſey, trug Sidonia dem Freunde ihrer Jugend ihre Klagen vor. Sie ſtellte ihm das Drückende der Verhältniſſe, in die man ſie zu verflechten gewußt hatte, anſchaulich dar, und hätte gern jede Beſchuldigung gegen ihren Bruder dabei vermieden; doch dieſes war unmöglich, und ſo ſuchte ſie wenigſtens dieſelben, ſo gut es angehen wollte, zu mildern. Ihr Freund aber errieth ohne Mühe, was ſie ihm zu verſchweigen ſtrebte, denn er kannte Menſchen und Welt, und hatte während der kurzen Zeit ſeines Alleinſeyns mit Theodor Gelegenheit genug gehabt, deſſen eigenthümlichen Charakter zu ergründen. Sidoniens ungekünſtelte Darſtellung ihres Geſchicks machte augenſcheinlich einen tiefen Eindruck auf ſein Gemüth; ſo lange ſie ſprach, hörte er mit ungetheilter Aufmerkſamkeit ihr zu, und es war ihm nicht möglich, die mächtige Rührung ſeines Innern ſogleich zu bemeiſtern, um ihr antworten zu können.

„Liebes theures Kind, ach mir unendlich viel theurer, als Sie es ahnen können“, ſprach er endlich, „glauben Sie mir, ich fühle ganz das Drückende Ihrer Stellung im Leben; kein Opfer ſollte mir zu ſchwer werden, um Sie in eine günſtigere zu verſetzen, doch leider habe ich keinen andern Rath noch Troſt für Sie, als den, auf Gott und ſich zu bauen, denn es kann, für den Augenblick wenigſtens, Ihnen von außen keine Hülfe werden, wie Sie ſolche wünſchen. Schelten Sie mich nicht hart, weil ich ſo unumwunden Ihnen dieſes ſage; ich kenne Ihr gefaßtes Gemüth, ich weis, daß Sie von Ihrer frühesten Kindheit an dem Unvermeidlichen, wenn es auch ſchmerzlich war, gern ohne Zögern entgegen gingen; es bleibt Ihnen kein Ausweg, Sie müſſen ſich mit Ihrem Bruder zu Ihrer Stiefmutter zurück begeben.“

„Seethal! und iſt dieſes denn wirklich alles, was Sie mir ſagen können? Habe ich auch in Ihnen mich geirrt?“ rief Sidonia mit leidenſchaftlicher Heftigkeit.

„Wahrlich nein! Sie haben auf Erden keinen treuern wohlmeinenderen Freund als mich“, erwiederte Seethal, und ergriff begütigend Ihre Hand. „Sie haben mir das ſchöne Vorrecht gegeben, als väterlicher Freund Ihnen rathen zu dürfen; laſſen Sie mich den würdigſten Gebrauch davon machen, und hören Sie gelaſſen mich an, ſelbſt wenn manche meiner Aeußerungen Ihnen wehe thun ſollte. Liebe Sidonia, daß Sie aus dem Hauſe Ihrer Stiefmutter heimlich entflohen, vermag ich zwar zu entſchuldigen, aber es war ein Schritt, zu welchem ich Ihnen nie meine Einwilligung gegeben haben würde; mögen nur dereinſt die Folgen dieſer Unbeſonnenheit nicht gar zu ſchwer auf Ihnen laſten! Verſchmähen Sie nicht die bittende Warnung Ihres Freundes, ſich nie wieder auf ſo ungebahnte Wege zu wagen! Stille Ausdauer in Widerwärtigkeiten, liebe Sidonia, iſt viel ſchwerer, aber auch unendlich mehr, als der raſche Heldenmuth des Augenblicks, der ſich Gefahren kühn entgegen wirft, die er verachtet, oft nur weil er ſie nicht kennt. Im Munde eines alten Soldaten klingt dieſer Ausſpruch zwar ſeltſam, aber Erfahrung hat ihn bewährt.“

„Und können Sie denn, ſtatt ſich meiner anzunehmen, mich wirklich in jene Hölle, in die Gewalt jener Geiſter der Argliſt zurückbannen wollen?“ rief Sidonia ſchmerzlich.

„Ihr Vorwurf thut mir wehe, dennoch muß ich Ihnen wiederholen, daß ich in dieſem Augenblicke keinen andern Weg Ihnen zu bezeichnen weis, als dieſen“, erwiederte Seethal. „Vergebens ſuche ich nach Worten, um Ihnen die Gründe recht deutlich zu machen, die Sie beſtimmen müſſen, ihn zu wählen. Liebe Sidonia, und wären Sie auch wirklich in dieſem Augenblick bei Frau von Bernefeld, Ihrer Meinung nach in voller Sicherheit; Ihre Stiefmutter hat die Mittel in Händen, Sie zur Rückkehr zu zwingen, und wird dieſe nicht unbenutzt laſſen, ſo wenig ihr auch perſönlich daran liegen mag, Sie in ihren Umgebungen zu wiſſen. Eigennutz iſt eine mächtige Triebfeder, und Frau von Klarenbach ſcheint mir nach allem, was ich von ihr weis, wenig geneigt, ihr Widerſtand zu bieten, beſonders da das Opfer, das ſie in pekuniärer Hinſicht Ihnen bringen müßte, wenn ſie Sie freigäbe, durchaus nicht unbedeutend iſt. Entſagung auf die Summe, die ſie, zufolge des Vermächtniſſes Ihres Vaters, Ihnen dann auszahlen müßte, würde Ihnen wenig helfen, denn Ihr Bruder wird es ſich nicht nehmen laſſen, Ihre Rechte zu verfechten, weil auch er ſeinen Vortheil dabei fände; dies weis ich ſo ziemlich gewiß aus ſeinem eigenen Munde. Das Haus der Frau von

Bornefeld iſt überdem in dieſem Augenblicke die Wohnung unbeſchreiblichen Jammers, in der Ihr Eintritt nur ſtörend einwirken könnte. Der gute Forſtmeiſter, der Gemahl Ihrer Tante, ringt ſeit vielen Tagen den furchtbarſten Kampf mit dem Tode, ſeine troſtloſe Gattin verläßt keinen Augenblick ſein Sterbelager, kämpfend mit ſchmerzlicher Verzweiflung, betet ſie um ſeine Auflöſung zu Gott, während ſie vor dem Gedanken an die nahende Trennung zurückſchaudert; Sie fühlen es ſelbſt, daß es jetzt nicht an der Zeit wäre, in die Mitte Ihrer Verwandten einzutreten.“

„O wie grauſam verſchließen Sie mir jeden Weg zum Troſte!“ rief Sidonia im bitterſten Schmerz. „Wie innig freute Ihr Anblick mich! wie wenig glaubte ich damals, daß dieſes Begegnen nur dazu dienen ſollte, mir jeden Strahl möglicher Hoffnung zu rauben!“

„Der Unmuth macht Sie ungerecht, Sidonia, nicht nur gegen mich, ſondern auch gegen Ihr Geſchick“, erwiederte Seethal; „er verſchließt Ihnen ſogar jede klare Anſicht Ihrer eigentlichen Lage. Wahrlich ich begreife Sie kaum. Liebes Kind, was fürchten Sie denn eigentlich? ich hoffe mit ziemlicher Sicherheit Sie von Binſenburgs Verfolgungen zu befreien, und ſollte Ihr Bruder auch ſich weigern einzuſehen, was ich ihm aus triftigen Gründen beweiſen kann, daß er die Vortheile dieſer Verbindung viel zu hoch angeſchlagen hat; zum Altare Sie mit Gewalt zu ſchleppen, vermag er doch nicht. Sie ſagen „Nein“, und immerfort „Nein“, wenn ſelbſt der Geiſtliche ſchon mit dem Trauringe vor Ihnen ſtände; den rechten feſten Willen, ſelbſt des Schwächſten, vermag keine Gewalt zu beſiegen; und ſeyn Sie überzeugt, man wird ſich hüten, Sie bis zum Aeußerſten zu treiben, ſobald man nur gewiß weis, daß Sie im Fall der Noth feſt entſchloſſen ſind, zu dieſem letzten Mittel zu ſchreiten. Die häuslichen Unannehmlichkeiten, vielleicht ſogar Verfolgungen, die außerdem vielleicht noch Sie zu Hauſe erwarten möchten, werden nur dann wahrhaft kränkend und betrübend, wenn ſie von ſolchen, die wir wirklich lieben, über uns verhängt werden; Sie werden leichten Muthes ſie ertragen können. Und nun noch eins, Sidonia, wenn Ihr eignes Heil Ihnen werth iſt, ſo verachten Sie nicht einen Rath, den ich nur zögernd auszuſprechen wage, aus Furcht, Ihr Zartgefühl zu beleidigen. Geben Sie für jetzt jeden Gedanken an eine momentane Veränderung Ihrer Lage auf; wenn aber eine dauernde ſich Ihnen bietet, und dieſes wird, bei Ihren Vorzügen, gewiß ſehr bald eintreten, ſo ſtoßen Sie aus jugendlichem Uebermuthe ſie nicht zurück. Wenn ein Mann, den Sie ehren und achten können, und deſſen Perſönlichkeit Ihnen keinen Widerwillen einflößt, Ihr Herz und Ihre Hand zu gewinnen ſtrebt, weiſen Sie, ich ermahne Sie dringend, weiſen Sie einen treuen liebenden Beſchützer auf Ihrem Lebenspfade nicht von ſich, weil er vielleicht dem Ideale nicht ganz ähnlich ſeyn ſollte, das wahrſcheinlich auch Ihre Phantaſie von dem künftigen Gefährten Ihres Lebens ſich gebildet hat. Sie, liebe Sidonia, bedürfen es vor Hunderten, einen feſten Anhalt in der Welt frühe zu finden, in der Sie ſo ausgezeichnet und ſo vereinzelt daſtehen.“

„Ich kenne kein ſolches Ideal, wie Sie es meinen; meine Phantaſie hat ſich nie damit beſchäftigt, und ich überließ mich nie ſolchen Träumen“, erwiederte Sidonie ziemlich lebhaft. Laſſen Sie, ich bitte, die Zukunft auf ſich beruhen, während die Gegenwart ſo peinlich mich drückt, daß ich unter ihrer Laſt kaum noch zu athmen im Stande bin. Aus allem, was ich von Ihnen bis jetzt vernahm, habe ich nur das Einzige aufgefaßt, daß Sie von der Rückkehr in Verhältniſſe, die ich haſſe, und gegen die mein ganzes Gemüth ſich empört, mich nicht befreien können oder wollen; beides kommt im Grunde auf eins heraus. Ich aber will mich nicht darein ergeben, ohne jeden mir möglichen Verſuch zur Rettung gewagt zu haben. Ich habe noch einen, mir zwar perſönlich unbekannten Freund, der mir aber Rath und Hülfe weder verſagen kann noch wird. Wo er ſich aufhält, weis ich nicht, doch Sie werden ohne Mühe es erfahren. Bringen Sie ein Schreiben von mir ſchnell und ſicher in ſeine Hände; dieſe kleine leichte Gefälligkeit werden Sie mir doch nicht abſchlagen. Ich verſpreche Ihnen dagegen, ſobald mein Brief durch Sie weiter befördert iſt, meinem Bruder gelaſſen zu folgen, wohin er mich führen will, mir keine, die Convenienzen verletzende Handlung mehr zu erlauben, und den Erfolg dieſes letzten Verſuches in Gelaſſenheit zu erwarten. Mein Freund iſt Graf Albert von Adelheim."

„Adelheim!" wiederholte Seethal, und ſtarrte Sidonien mit unverhehltem Erſtaunen an. „Zum zweitenmale überraſcht mich dieſer Name, aus Ihrem Munde. Sidonia, was wiſſen Sie von jenem Mann? in welchem Verhältniß glauben Sie zu ihm zu ſtehen?"

„Ich habe Anſprüche an ſeinen Schutz, denen er ſich nicht entziehen kann, noch es wollen wird", erwiederte Sidonia. „Doch bei der Verwunderung, die ich in Ihren Zügen leſe, überfällt mich eine ungeheuere Angſt, Sie könnten vielleicht meine Aeußerungen über ihn auf eine mir höchſt ſchmerzliche Weiſe auslegen. Haben Sie vielleicht jemals meiner Mutter und ihres trüben Geſchickes erwähnen gehört?"

„Die traurigen Ereigniſſe, die Ihrer Mutter Glück untergruben, und ſie lange vor der Zeit ins Grab brachten, ſind mir bekannt", antwortete Seethal, ſichtbar erſchüttert.

„Sie wiſſen von ihr, was die Welt weiß, und das iſt weniger als nichts", ſprach Sidonia; „ein düſteres Gewebe, aus Trug, Lügen und Argliſt gewoben, umdunkelte ihr Leben, und breitet ſich noch über ihr Grab hinaus. Doch Sie darf ich nicht im Irrthum laſſen, damit Sie mein feſtes Vertrauen auf den edlen Mann begreifen können, deſſen Namen die ſchwärzeſte Verläumdung auf unwürdige Weiſe mit dem meiner Mutter vereint hat. Hier leſen Sie, um ſich ganz zu überzeugen, die letzten heiligen Worte einer Sterbenden an ihr damals noch unmündiges Kind, und auch hier dieſes Blatt, das Sie überzeugen wird, mit welchem Recht ich auf den Beiſtand des Freundes baue", ſetzte ſie hinzu, indem ſie Seethal den Brief ihrer

Mutter, und das letzte Blatt der dieſen begleitenden einzelnen Aufſätze überreichte.

Die ſchwankenden, kaum leſerlichen Züge der Unterſchrift des Briefes waren das erſte, was Seethal ins Auge fiel, als er die Papiere ergriff, und ein nur halb erſtickter Schmerzenslaut drängte ſich aus ſeiner Bruſt. Er ſchwankte, verbarg das Geſicht mit beiden Händen, und war mehrere Minuten vor innerlicher Bewegung unfähig zu leſen. Endlich ermuthigte er ſich dazu, und immer gewaltiger ſtieg ſeine Rührung, bis endlich große Thränen ſchwer und einzeln auf das Papier herabfielen, das er mit zitternder Hand hielt. Starr und ſprachlos ſtand Sidonia neben ihm, bis die tiefſte Tiefe ihres Gemüthes, durch den Anblick des feſten Mannes erſchüttert, der geboren ſchien, jedem Sturme des Lebens, dem Schmerz und dem Unglück ohne Wanken Trotz zu bieten, und dem jetzt ein rein menſchliches tiefes Gefühl jene edle Perlen entpreßte, die dem Herzen ſeines Herzens entquollen.

„Sidonia!“ rief Seethal endlich, und faßte ihre beiden Hände, als wolle er an ſeine Bruſt ſie ziehen, „ich ſelbſt bin Adelheim!“

Mit einem lauten Freudengeſchrei warf Sidonia ſich in ſeine Arme. „Sie ſind Adelheim!“

rief ſie, „hat es doch ſchon lange mir geahnt, habe ich doch ſchon immer gewußt, daß ich zu Ihnen gehöre. O nun iſt alles gut, nun bin ich nicht mehr verlaſſen, nun wiſſen Sie ja, wer an Ihr edles Herz mich gelegt hat, und was jene heilige Verklärte von Ihnen fordert und erwartet. Wie war es Ihnen möglich, ſich mir nicht früher zu entdecken!“

„Theures, von heilig reinen Händen mir anvertrautes Kleinod! ich will Dein treuer Hüter ſeyn, ich will jenes ſchönen Vertrauens mich würdig bezeigen“, ſprach der noch immer ſehr erſchütterte Adelheim halb laut vor ſich hin. „Sie fragen, Sidonia, warum ich mich Ihnen nicht früher entdeckte?“ ſetzte er nach kurzem Schweigen einigermaßen gefaßter hinzu. „Unter meinem wahren Namen würde ich in dem Hauſe Ihrer Erzieherin nie Zutritt erlangt haben, meine Verhältniſſe bewegen mich, alljährlich mehrere Monate in Berlin zuzubringen, mein Herz zog mich zu Ihnen, ich konnte mich nicht entſchließen, das Schmerzenskind meiner unglücklichen Freundin ganz aus den Augen zu laſſen; auch ich war des Troſtes bedürftig, und fand ihn, indem ich wenigſtens das Einzige that, was in meiner Macht ſtand, um Leiden zu mildern, an denen ich mich nicht ganz ſchuldlos fühlte. Ich gab der Schweſter Ihrer theuren Mutter zuweilen Nachricht von Ihnen, Ihr ſelbſt ſchreiben zu dürfen, war mir leider nicht erlaubt. So ſah ich Sie denn unter meinen Augen fröhlich heranblühen, immer lieber wurden Sie mir mit jedem Jahre, und ich gewöhnte mich zuletzt, mich gleichſam als Ihren Verwandten zu betrachten. Das mich unbeſchreiblich ehrende Vermächtniß Ihrer Mutter knüpft dieſe Bande noch feſter."

„Ich weis es, ich weis es", unterbrach ihn Sidonia, „von nun an bin ich geborgen, Sie werden mich nicht verlaſſen, ich werde Sie kindlich ehren und lieben, ich werde ſtets unter Ihrem Schutze in Ihrer Nähe bleiben."

Sidonia plauderte in ihrer Herzensfreudigkeit eine Weile ſo fort, und Adelheim hörte mit wehmüthigem Lächeln ihr zu, wie ſie, hingeriſſen von ihrer jugendlichen Phantaſie, den Plan zu einem Tempel des Glückes ſich ſchuf, an welchem ihm nichts zu fehlen ſchien, als der Grundſtein der Möglichkeit.

„Ich geſtehe Ihnen", ſprach er endlich, „ich bin in meiner jetzigen bewegten Stimmung noch nicht fähig, den wunderbaren Standpunkt, auf welchen das Geſchick uns beide einander gegenüber geſtellt hat, deutlich genug ins Auge zu faſſen, um genau beſtimmen zu können, wohin wir uns wenden müſſen, um nicht fehl zu treten. Vertrauen Sie Ihrem Freunde, Sie ſollen in Ihren Erwartungen von ihm ſich nicht getäuſcht finden, doch jetzt vergönnen Sie mir nur eine Stunde mit mir ſelbſt allein, damit mein Herz den gewohnten ruhigen Schlag wieder finde, und verrathen Sie Ihrem Bruder nicht zu früh meinen eigentlichen Namen."

Sidonia ſah mit einiger Unruhe dem Eintritt ihres Bruders entgegen, als Adelheim Sie verlaſſen, doch Theodor hatte viele Zeit mit vergeblichen Verſuchen, Adelheims alten Diener zum Schwatzen zu bringen, verloren, war erſt vor wenigen Augenblicken mit Margarethen ausgegangen, um das zu Sidoniens Umwandlung Nothwendigſte einzukaufen, und noch nicht zurückgekehrt, als Adelheim wieder in Sidoniens Zimmer trat. Sie blickte erwartungsvoll zu ihm auf, und ein ganz eigener Ausdruck von befangener Verlegenheit, den ſie an ihm gewahr zu werden glaubte, zog ihr das Herz zuſammen, und nahm ihr allen Muth. Sie ahnete, daß er nicht käme, um Erwünſchtes ihr zu verkündigen, und ihr war, als ſtände nochmals der kalt beſonnene Seethal vor ihr, und nicht der gefühlvolle theilnehmende Adelheim.

Er ſetzte ſich neben ſie hin, wollte ins Auge ihr ſehen, und wandte den Blick ſchnell wieder abwärts, faßte ihre Hand, um ſie gleich darauf wieder loszulaſſen; in ſeinem ganzen Benehmen lag etwas Unſtätes, Unſicheres, das ihm ſonſt völlig fremd war.

„Sie ſehen mich im ernſten Kampfe mit mir ſelbſt“, ſprach er endlich, „je länger ich darüber nachdenke, je weniger entdecke ich einen möglichen Weg, wie Ihnen für den Augenblick zu helfen ſey, je ſchwerer wird es, meine Ideen zu ordnen. Darf ich hoffen, daß keine meiner Ihnen ſeltſam ſcheinenden Fragen Sie beleidigen wird? vielleicht gelingt es mir, auf dieſe Weiſe am erſten den Weg zu finden, den ich ſuche.“

„Ich weis, Sie wollen mein Beſtes, der wahrhaft wohlmeinende Freund kann mich nicht beleidigen“, erwiederte Sidonia.

„Die Schwierigkeiten, die ſich Ihrer Trennung von Ihrer Stiefmutter entgegenſtellen, ſind leider alle noch in voller Kraft“, ſprach Adelheim, „darum muß ich nochmals die Frage wiederholen: iſt es Ihnen durchaus ſo ganz unleidlich, vielleicht nur auf kurze Zeit noch zu Ihren vorigen Verhältniſſen zurück zu kehren? Selbſt dann noch, wenn ich Ihren Bruder dahin beſtimme, Sie nicht nur von Binſenburgs Bewerbungen, ſondern überhaupt von jeder zudringlichen Beſchränkung Ihrer freien Wahl zu befreien?"

„Bedenken Sie, daß ich zu einem Ort zurückkehren ſoll, wo ich keine lebende Seele kenne, die mich liebt, der ich vertrauen und mich anſchließen möchte!" rief Sidonia ſehr eifrig. „Bedenken Sie, daß ich das Mährchen der Stadt dort geworden bin, daß verſtelltes Mitleid, bitterer Hohn, unverſchämte Neubegier mich in der Geſellſchaft verfolgen, im Hauſe aber Haß, Neid, heimliche Vorwürfe und unverſtändige Herrſchſucht mich niederdrücken werden. Soll ich denn untergehen, wie meine Mutter unterging? Soll auch ich meine Jugend vertrauern müſſen in banger Beklommenheit, wie ſie die ihrige vertrauerte? Graf Adelheim, können Sie es wirklich über Ihr Herz bringen, dieſes mir zu rathen, ja können Sie es auch nur zugeben?"

Adelheim betrachtete ſie mit einem ganz eigenen Ausdruck; er wollte ihr etwas erwiedern, bedachte ſich ſchnell eines Andern, ſtand auf, ging einigemal im Zimmer auf und ab, und ſtand dann wieder vor ihr ſtill. „Ich muß in meinen Fragen immer unbeſcheidener werden", ſprach er mit jenem, dem ernſten Mann ſo wohlanſtehenden tiefen Erröthen. „Sidonia, ſahen Sie noch keinen Mann, der — den — ach ich wollte, ich könnte ganz ohne Worte hinhauchen, was ich meine, um Sie nur nicht zu verletzen. Sidonia, der einzige Weg, von der Gewalt Ihrer Stiefmutter ſich zu befreien, iſt Ihnen nur dann offen, wenn Sie ſich entſchließen können, ſich in andere, ſanftere, ſelbſtgewählte Bande zu ſchmiegen. Gibt es denn Keinen unter denen, die um Ihre Gunſt ſich bewarben, für den Ihr Herz, ſey es auch noch ſo leiſe, ſeine Stimme erhebt? Keinen, der hoffen dürfte, in dieſer Bruſt eine glücklichere Vorſprache zu finden, als jener Binſenburg?“

„Keinen, keinen“, erwiederte Sidonia ſchnell, „o ſähen Sie ſie nur ſelbſt jene vortrefflichen Herren, wie ich ſie ſehe, Sie würden ſich darüber nicht wundern, und mir gern Glauben ſchenken“, ſetzte ſie lächelnd hinzu, ward aber gleich darauf ſehr ernſt, und immer wärmer, immer kindlicher, je länger ſie ſprach. „Graf Adelheim, Sie ſind der Einzige, dem ich mit offenem Vertrauen mich nähern kann, Sie ſind mir Vater und Freund, darum rede ich zu Ihnen ohne Scheu. Den Ausweg, den Sie mir anzeigen, kann ich nicht wählen, das hieße eine Sclaverei mit der andern vertauſchen; aber es gibt einen zweiten, und dieſen mir zu öffnen, ſteht in Ihrer Macht. Mögen mein Bruder und meine Stiefmutter alles hinnehmen, was an irdiſchen Gütern mein Vater mir nachgelaſſen hat, ich trete es willig ihnen ab, ich frage nicht, ob es viel oder wenig ſey, mögen ſie es hinnehmen und ihren Eigennutz nach Herzenswunſch befriedigen; wenn ſie dafür mir Freiheit gewähren, ſo halte ich dieſe nicht für theuer erkauft. Ganz verarmt und verwaiſet werfe ich mich dann in Ihre Arme, und bitte und beſchwöre Sie bei dem Andenken meiner Mutter, nehmen Sie zur Tochter mich an. Ich weis, Sie können es; meine Freundin Konſtanze, die mit mir bei Madame Bonplants erzogen wurde, war das Kind armer Handwerksleute, der Baron, den ſie Vater nannte, hatte ſie adoptirt, ſie trug ſeinen Namen, und ward ganz wie ſeine Tochter betrachtet. O, laſſen Sie mich die Ihrige ſeyn, nehmen Sie an Kindesſtatt mich auf, mein ganzes Leben ſoll dem ſüßen Geſchäfte gewidmet ſeyn, Sie zu ehren und zu lieben, als meinen Beſchützer, meinen Lehrer, meinen väterlichen Freund. Ich will Ihr Leben erheitern, ich will immer um Sie ſeyn, ich will Sie pflegen und ehren, ſo lange ich lebe, und bei Ihnen bleiben und Ihnen gehorchen, und Sie nie verlaſſen, o weiſen Sie mich nicht von ſich zurück!“

Sidonia ſprach dieſe letzten Worte mit hinreißender Begeiſterung, in flehender Stellung, mit gefalteten Händen; große Thränen rollten ihr über die glühenden Wangen hinab, ohne daß ſie es bemerkte.

„Sidonia, liebes, kindliches, argloſes Weſen, welch einen Gedanken haben Sie ausgeſprochen! was fordern Sie von mir!“ rief Adelheim. „Ich Ihr Vater! ich Sie immer um mich ſehen! ich ſollte! Nein, nein, dieſes iſt unmöglich, es wäre frevelnder Uebermuth, es nur verſuchen zu wollen; es gibt eine Höhe der Entſagung, zu welcher kein Sterblicher wagen ſollte, ſich hinaufſchwingen zu wollen“, ſetzte er halblaut hinzu, ging wieder einigemal im Zimmer auf und ab, und ſtand dann abermals vor Sidonien ſtill, in ſichtbarem Kampfe mit ſich ſelbſt.

„Sidonia“, ſprach er endlich, „was Sie verlangen kann ich nicht gewähren, weil — ich bin — ach vergebens ſuche ich nach Worten. Ihre himmelreine Unſchuld kann mich nicht verſtehen. Ich kann Ihr Verlangen nicht erfüllen, weil kein Mann auf Erden lebt, der keines ſo ungemeſſenen Vertrauens von Ihrer Seite würdig wäre, weil Sie zu ſchön, zu liebenswürdig ſind, weil ich —

ach ich verirre mich in meinen eigenen Worten, und vermag nicht auszuſprechen, wie ich es fühle und meine.“

„Sie wollen nicht? Sie verſtoßen mich und wollen mein Vater nicht ſeyn?“ fragte Sidonia, von ſeltſamer Angſt und Verlegenheit ergriffen.

„Ich will, ich will mehr als dieſes — o mein Gott, wie fange ich es nur an, um dieſem lieblichen argloſen Weſen mich verſtändlich zu machen?“ rief Adelheim. „Sidonia, erſchrecken Sie nicht zu ſehr vor dem, was ich auszuſprechen im Begriffe bin, verkennen Sie nicht den treuen wohlmeinenden Freund, verachten Sie ihn nicht, weil er wagt, laut werden zu laſſen, was er vielleicht nie hätte denken ſollen. Weiſen Sie, ohne Furcht mich zu beleidigen oder zu kränken, meinen Antrag zurück, wenn Ihr Herz ſich weigert ihn anzunehmen.“

„Ihr Herz iſt frei, behaupten Sie“, fing er nach einer kurzen Pauſe wieder an, „und wie ich Sie zu kennen glaube, kann ich an der Wahrheit dieſes Ausſpruches nicht zweifeln; ich glaube ſogar, daß Sie zufolge der Ihnen eignen Klarheit und Heiterkeit zu den wenigen Glücklichen gehören, die beſtimmt ſind, leicht und frei durch das Leben zu gehen, ohne von den zerſtörenden Stürmen der Leidenſchaft ergriffen zu werden, die unſere Tage trübt, und doch auf dieſer Welt faſt nie volle Befriedigung findet. Sie haben ein ſo ſchönes Bild einer möglichen Zukunft mir vor Augen geſtellt! iſt es denn in der That Ihr feſter Wille, es zur Wirklichkeit zu geſtalten? fühlen Sie wirklich, daß Sie Keinem inniger vertrauen können, als mir? und wollen Sie mit mir leben? unzertrennlich Freude und Leid mit mir theilen, ſo biete ich Ihnen die Hand, doch nicht als Vater, als Ihr Gemahl, Ihr treuer liebender Gefährte für's ganze Leben."

Adelheim verſtummte, er athmete tief auf, als ſey er vor ſeinen eigenen Worten erſchrocken, eine lange Pauſe entſtand, während welcher Sidonia, wie zur Bildſäule verſtarrt, daſaß. Endlich fühlte ſie das Unheimliche dieſes langen Schweigens, und wollte verſuchen, es zu brechen, doch Adelheim verhinderte ſie daran.

„Sidonia!" rief er, „ich beſchwöre Sie, ſich nicht zu übereilen, ſich Zeit zu laſſen, alles vorher wohl zu überlegen; laſſen Sie von Ihrer, für den Augenblick Sie beengenden Lage ſich zu keinem Schritte verleiten, den Sie ſpäterhin reuevoll zurück zu thun wünſchen könnten. Dieſe Stunde iſt zu wichtig für unſer beider Zukunft", ſetzte er faſt ängſtlich bittend hinzu, „entſcheiden Sie nicht zu ſchnell, Ihr jetziger Ausſpruch gilt für's ganze Leben, bedenken Sie das wohl. Betrachten Sie mich, ich bin fünf und vierzig Jahre alt, Sie achtzehn; können Sie ſich entſchließen, Ihr ſchönes Blüthenleben an der Seite eines alternden Mannes zuzubringen, deſſen Jugendtraum ſchon längſt entſchwunden iſt? der an Vergnügungen, wie Ihre Jugend ſie noch viele Jahre lang fordern wird, keinen Antheil mehr nehmen kann, als den die Freude, Sie froh zu ſehen, ihm gewährt? den Sorgen oft drücken, ſogar momentan ihn verſtimmen? Wir leben in einer ſehr ernſten Zeit, liebe Sidonia, ſie führt uns Stürmen entgegen, welche die Grundfeſte jedes Daſeyns erſchüttern werden, mir, wie jedem noch kräftigen, thatenfähigen Manne, wird es dann Pflicht ſeyn, mit einzugreifen, wo die allgemeine Noth es erfordert. Unſer Vaterland kann und darf das ſchmachvolle Joch nicht länger tragen, unter welchem es nur zu lange ſchon ſeufzet. Ich geſtehe Ihnen im engſten Vertrauen, daß ſchon überall ganz ins Geheim zweckmäßige Verkehrungen getroffen, große Umwälzungen, gewaltige Kämpfe vorbereitet werden. Sidonia, Ihr Freund darf Ihnen nicht verhehlen, daß er mit an der Spitze derer ſteht, deren heiligſtes Geſchäft es iſt, den ſchlummernden Funken der Vaterlandsliebe, den Muth zu kühnem Beginnen, die Sehnſucht nach Befreiung in der Bruſt Einzelner zu wecken, damit wir Alle, ſobald die Zeit dazu gekommen iſt, mit vereinten Kräften zu dem großen unvermeidlichen Kampfe aufſtehen, der uns Freiheit oder Vernichtung bringen ſoll. Dies allein iſt der Zweck meiner geheimnißvollen Reiſen, die ich gewöhnlich unter erborgtem Namen unternehme, weil der Meinige die Aufmerkſamkeit unſerer Feinde rege machen könnte. Die Saat, die ich und die, welche zu mir gehören, in die Gemüther geſtreut haben, iſt herrlich aufgegangen, der Tag der Erndte naht mit ſchnellen Schritten, können Sie ſich entſchließen, die Schwüle deſſelben, das furchtbare Ungewitter, das in ſeinem Laufe über unſere Häupter vielleicht vernichtend ausbrechen wird, als treue liebende Gefährtin mit mir zu tragen, und nach vollendeter Arbeit mir zur Seite zu bleiben, den Abend meines Lebens mir zu verſchönern, und mein freundlich tröſtender Engel zu ſeyn und zu bleiben bis ans Ende?“

„Antworten Sie mir nicht zu ſchnell“, bat Adelheim abermals, als er ſah, daß Sidonia ſprechen wollte; „ich beſchwöre Sie nochmals, nehmen Sie ſich Zeit, alles wohl zu überlegen, laſſen Sie durch keine andere Rückſichten, nur durch Ihr

Herz, durch Ihre Neigung ſich beſtimmen. Wie auch Ihre Entſcheidung ausfallen möge, ich bleibe Ihr warmer zuverläſſiger Freund; Ihr Glück wird immer meine liebſte Sorge ſeyn, und ſo lange ich lebe, ſtehen Sie nicht einſam in der Welt. Ich liebe Sie, Sidonia, ich liebe Sie innig und warm, aber nicht mit der ſtürmiſchen, alles überwältigenden Leidenſchaftlichkeit eines Jünglings. Ich bin ein Mann, in der Schule der Erfahrung gereift, ich habe gelernt, manchem theuren Wunſch zu entſagen, und in verdoppelter Thätigkeit Troſt dafür zu finden. An mich nicht, nur an ſich denken Sie, folgen Sie nur der eigenen Neigung, indem Sie entſcheiden."

Er wollte mit dieſen Worten ſich entfernen, doch Sidonia hielt ihn zurück. „Bleiben Sie!" rief ſie, ich bedarf keiner Bedenkzeit, ich kenne Sie, ich weiß genug von Ihnen, Graf Adelheim, um mit feſter Ueberzeugung zu fühlen, daß ich Zeitlebens mit herzlichem Vertrauen und inniger Ergebenheit Sie als meinen theuerſten Freund lieben und ehren werde, denn ich nie einen zweiten gleichſtellen kann. Ich weiß mir kein beſſeres höheres Glück zu denken, noch zu wünſchen, als das, an Ihrer Seite, unter Ihrem Schutze, Ihrer Leitung zu leben. Hier iſt meine Hand zum feſten Bunde, was auch über uns kommen mag, mit Ihnen will ich es theilen und tragen, und", ſetzte ſie plötzlich in Thränen ausbrechend hinzu, „denken Sie nicht ungleich von mir, weil ich ſo willig, ſo ohne alles Bedenken in Ihre Arme mich flüchte, ich habe keine andere Zuflucht, und wünſche mir auch keine andere."

Von hoher Rührung ergriffen, nahm Adelheim das liebliche Geſchöpf an ſeine Bruſt, das, lächelnd durch Thränen, vertrauend zu ihm aufſah. Beide ſtanden ſo, und hielten einander feſt umſchlungen, als Theodor, von ihnen unbemerkt, in das Zimmer trat, und ſtumm vor Erſtaunen über den unerwarteten Anblick vor ihnen ſtehen blieb. Adelheim wurde zuerſt ſeiner gewahr; ohne eine Spur von verlegener Ueberraſchung ſichtbar werden zu laſſen, führte er Sidonien an die Thüre, wies die an der Schwelle derſelben zur Bildſäule erſtarrte Margarethe an, ihr Fräulein einſtweilen in deſſen Zimmer zu führen, und kehrte ſogleich wieder zu Theodor zurück, indem er die Thüre ſorgfältig hinter ſich anzog.

Theodor hatte indeſſen in aller Geſchwindigkeit bei ſich überlegt, wie er bei dieſem, ihn ſehr überraſchenden Ereigniſſe ſich zu benehmen habe. Er fand, daß er allerdings den unbekannten Freund ſeiner Schweſter etwas ernſthaft über die Veranlaſſung der Scene befragen müſſe, von welcher er ſo unerwartet Augenzeuge geworden war, und machte dem zu Folge auch einige Anſtalt, ſich als beleidigter Bruder zu bezeigen; doch Graf Adelheim gab, ſtatt jeder Vertheidigung, ſich ihm nur unter ſeinem wahren Namen zu erkennen, und dieſes war genug, den Zürnenden nicht nur zu beſänftigen, ſondern ihn ſogar zur gewohnten geſchmeidigen Fügſamkeit zurück zu führen.

Eine ziemlich lange und ernſthafte Unterredung erfolgte jetzt, in welcher Adelheim zuerſt geradezu um Sidoniens Hand anhielt, und dann Theodor, ſo viel dieſes räthlich und möglich war, die Augen über alles das Wichtige öffnete, was in dieſer Zeit in der politiſchen Welt um ihn her vorging, und was jeder nur aus gar zu großer Aufmerkſamkeit auf Kleinigkeiten, bis jetzt überſehen hatte. Er machte ihm begreiflich, daß Binſenburg durchaus keine Hoffnung haben könne, in ſo verhängnißvollen bedeutenden Tagen zum Geſandten in Stockholm ernannt zu werden, und daß er überhaupt die Wichtigkeit dieſes in jeder Hinſicht ſehr unbedeutenden Menſchen viel zu hoch angeſchlagen habe; er bewies ihm auf das anſchaulichſte die Unvermeidlichkeit eines bald ausbrechenden, wahrſcheinlich allgemein werdenden Krieges, und vertraute ihm ſogar, daß er ſelbſt von höchſter Hand dazu beauftragt ſey, die ſtill auflodernde Gluth, von der, durch langes Dulden erſchöpft, jedes deutſche Herz jetzt entbrannte, zur hellen Flamme anzufachen, und ihr Fortſchreiten zu pflegen und zu beobachten.

Theodors verlegene Verwunderung über alles dieſes, ſein Schwanken zwiſchen Freude und Beklommenheit, gab ihm in der That ein faſt lächerliches Anſehen. Er ſtammelte Einiges vom verehrten „Tugendbunde“, von welchem er ſchon in Petersburg viel Rühmliches gehört zu haben verſicherte, betheuerte, daß nur ſeine vielen Geſchäfte ihn ſeit ſeiner Rückkehr nach Deutſchland verhindert haben, ſich näher nach demſelben zu erkundigen, daß aber fortan ihn nichts abhalten ſolle, ſich ihm anzuſchließen, ſobald er nur ſeine dringendſten Angelegenheiten völlig beſeitigt habe.

Adelheim ſuchte darauf das Geſpräch eine andere Wendung nehmen zu laſſen, die Theodoren noch näher intereſſirte, indem er ihm, zwar mit vieler Zartheit, aber dennoch deutlich genug zu verſtehen gab, wie er aus mancherlei Gründen feſt entſchloſſen ſey, allen Anſprüchen auf Sidoniens väterliches Erbe und überhaupt auch jeder mit ihrer Hand zu erhaltenden Mitgift zu entſagen. Die

Vorſchläge, die er wegen den dahin abzweckenden Einrichtungen Theodoren vorlegte, waren ſo vortheilhaft für dieſen, daß ſolcher ſeine Freude darüber kaum zu bergen wußte. Binſenburg wurde völlig bei Seite geſchoben. Theodor wünſchte nichts ſehnlicher, als Sidonien recht bald als Gräfin Adelheim zu begrüßen, und noch war keine Stunde vergangen, ſeit er ſie in Adelheims Armen fand, als er ſchon recht ernſtlich darüber nachſann, wie er Frau von Klarenbach ebenfalls auf das ſchleunigſte bewegen könne, dieſer ſo unerwartet vorgeſchlagenen Verbindung ihre Einwilligung nicht zu verſagen.

Noch am nämlichen Tage ſandte er deßhalb einen Eilboten mit einem Schreiben an dieſelbe ab, in welchem er ſie von allem, was vorgegangen war, unterrichtete. Er bot dabei allen ſeinen Scharfſinn auf, um ihr die neue Ausſicht zu Sidoniens Vermählung in einem Lichte zu zeigen, daß auch ſie derſelben geneigt werde. Beſonders aber machte er ſie darauf aufmerkſam, die Entfernung von Sidoniens Wohnſitz ſey zu groß, als daß dieſe jemals durch ihre Gegenwart unangenehme Erinnerungen in ihr aufregen könne. Auch ließ er es keineswegs an ſchönen ſchmeichelnden Worten fehlen; er beſchwor die eitle Frau um ihrer ſelbſt willen, ſich durch eine ſchnelle günſtige Entſcheidung von der eben ſo unangenehmen als beſchwerlichen Aufgabe zu befreien, bei einem Mädchen von Sidoniens Alter und unlenkbarer Gemüthsart die für ihre Perſönlichkeit und natürliche Milde des Charakters ſo wenig paſſende Rolle einer Mutter länger zu ſpielen. Der Brief ſchien beim nochmaligen Durchleſen ihm ſelbſt ſo außerordentlich gelungen, daß er in der Freude ſeines Herzens ihn für ein wahres Meiſterſtück erklärte, und, feſt überzeugt von der glücklichen Wirkung deſſelben, ihn dem Boten übergab, der ſchon am folgenden Tage ihm die Antwort zu bringen verhieß. Auch Binſenburg erhielt durch die nämliche Gelegenheit ſeine völlige Abfertigung, freilich ebenfalls in einen Schwall von ſchönen rührenden Redensarten eingewickelt.

So war denn im Verlaufe von wenigen Stunden eine Verbindung eingeleitet und beſchloſſen, an deren Möglichkeit noch geſtern Niemand, ſelbſt Adelheim nicht, gedacht hatte. Sidonia benutzte die Zeit, welche Adelheim und Theodor mit einander allein zugebracht hatten, um die unpaſſende Verkleidung abzulegen, die ihr beſonders ſeit ihrem Zuſammentreffen mit Adelheim unleidlich geworden war. Adelheim blieb in ſtummer Bewunderung vor ihr ſtehen, als ſie im einfachen weißen Gewande, ſtrahlend von Jugend, Anmuth und Schönheit, in das Zimmer trat, wo er und Theodor beiſammen waren. Er wünſchte faſt, ſie minder reizend zu ſehen, und konnte dennoch die Blicke von ihr nicht abwenden.

„Jetzt bin ich wieder ich ſelbſt!“ rief ſie, und reichte, hold erröthend, beiden die Hände, dann wandte ſie mit der ihr eigenen unbeſchreiblichen Anmuth ſich an ihren Bruder: „Du ſiehſt es, Theodor“, ſprach ſie, „der wilde unbändige Knabe von vorhin, der Dir ſo manche Noth gemacht hat, iſt, Dank ſey es Deiner Vorſorge, verſchwunden, und wird niemals wieder zum Vorſchein kommen. Gottlob, ich weis jetzt, zu wem ich gehöre“, ſetzte ſie mit einem freundlich ernſten Blick auf Adelheim hinzu, „und Du thuſt ſehr wohl daran, lieber Bruder, Deine Dir zuweilen etwas widerſpenſtig erſcheinende Schweſter der Leitung dieſes edlen weiſen Freundes zu übergeben, und ſo den letzten Wunſch unſerer verewigten Mutter zu erfüllen. Du ſiehſt erſtaunt mich an? Ich ſollte vielleicht nicht, am wenigſten gerade heute, es mir ſo abmerken laſſen, daß ich leicht und frei mich fühle, wie faſt nie zuvor, aber vergib mir, ich kann nicht anders. Wie Sie heute mich ſehen, Graf Adelheim, offen und wahr, ſo ſollen Sie immer mich finden, anders mich zu zeigen geht wider meine Natur, und warum ſoll ich gleich zu Anfange unternehmen, was Ihnen gegenüber mir vollends nie gelingen kann", ſetzte ſie mit holder Zutraulichkeit hinzu.

Bis jetzt hatte noch keiner von ihnen es gewagt, Sidoniens Mutter zu erwähnen, Sidonia that es in ihrer Unbefangenheit, weil ſie keine Ahnung davon hatte, wie die Welt ihre Vermählung mit einem Manne betrachten möchte, der einſt die wenigſtens ſcheinbare Veranlaſſung zur Scheidung ihrer Eltern gegeben hatte. Adelheim dachte wohl daran, aber er hatte von jeher auf das Urtheil der Menge wenig geachtet, und hielt jetzt nicht minder als ehemals, es unter ſich, ſie zur Richtſchnur ſeiner Handlungen zu machen. Doch anders war es mit Theodor. Dieſer fühlte ſchon jetzt ein inneres Grauen, wenn er nur daran dachte, was er alles würde zu überſtehen haben, wenn die Vermählung ſeiner Schweſter mit dem nämlichen Grafen Adelheim bekannt werden würde, der ſchon vor vielen Jahren in den Annalen der Läſterſchule eine ſo bedeutende Rolle hatte ſpielen müſſen. Indeſſen konnte er deshalb doch nicht eine Verbindung aufgeben wollen, von der er ſo vieles ſich verſprach; er ſuchte daher mit der bewährten

Erfahrung ſich zu tröſten, daß jedes auffallende Ereigniß nur ſo lange in der Geſellſchaft beſprochen wird, bis ein neueres, vielleicht noch auffallenderes es verdrängt, und verließ ſich daneben auch ſowohl auf Adelheims als Sidoniens Widerwillen, eine Stadt zu beſuchen, welche in Beiden nur unangenehme Erinnerungen erwecken konnte. Auch mit der innern Stimme, die in ſeinem Herzen gegen die Verbindung jener Beiden ſich regte, ward er bald fertig; es fehlte ihm nie an Scheingründen, ſobald es galt, ſich in ſeinen eigenen Vorſätzen zu beſtärken, und ſo überredete er ſich denn auch ohne Mühe, daß gerade dieſe Vermählung Sidoniens der einzige Weg ſey, um die Unſchuld ihrer Mutter auf das einleuchtendſte zu beweiſen, und das Andenken derſelben von jeder darauf noch haftenden Schmach zu befreien. Das Monument, das er der Verewigten in ſeinem Park zu errichten gedachte, beſchäftigte von neuem ſeine Phantaſie, und ward immer brillanter, ja er nahm ſich ſogar vor, noch am heutigen Abende ſich mit Adelheim darüber zu berathen, ob es nicht möglich ſey, es in Rom, von Thorwaldſen ſelbſt verfertigen zu laſſen.

Sidonia ſchloß im Verlaufe dieſes Tages ſich immer herzlicher an ihren Freund an, ward immer vertrauter mit dem Gedanken an das Verhältniß, in welchem ſie jetzt zu ihm ſtand, und obgleich ihr Gefühl keine Aehnlichkeit mit dem hatte, welches den Buſen anderer jungen Bräute mit ſchmerzlicher Wonne, mit bänglichem Hoffen erfüllte, ſo ſah ſie doch ruhig, ſogar freudig ihrer Zukunft an der Seite eines Mannes entgegen, den ſie vor allen andern ehren und achten mußte, und zu welchem ſie in jeder Lage des Lebens vertrauend aufblicken zu können ſich bewußt war. Nur die zunächſt kommende Zeit machte ihr noch einige Sorge. Wohin ſollte ſie ſich wenden? unter weſſen Schutz den Tag ihrer Vermählung, den Adelheim allerdings zu beſchleunigen wünſchte, erwarten? Denn die jetzt überall herrſchende tiefe Stille verkündete ihm die Nähe des herannahenden gewaltigen Sturmes, vor deſſen Ausbruch er ſeine junge Braut gern heimführen wollte, um mit ihr noch einige ruhige Tage zu verleben, ehe er, wahrſcheinlich auf lange, vielleicht auf immer ſich von ihr trennen mußte. Das Haus ihrer Tante war die einzige Zuflucht, welche Sidonien ſich bot, und Adelheim wünſchte ſehnlich, ſeine Braut aus den Händen ſeiner und ihrer treueſten Freundin am Altare zu empfangen; aber durften ſie daran denken, der jetzt ſo tief betrübten Frau vielleicht im Augenblicke der langen Trennung von dem vieljährigen geliebten

Lebensgefährten ſich aufzudringen? ſollten ſie unter ſo trüben Vorbedeutungen das Feſt ihrer Vereinigung feiern? Beiden ſchauderte vor dem Gedanken daran, und auch Theodor fand es wenigſtens unanſtändig.

Der Nachmittag des folgenden Tages war ſchon gekommen, der Eilbote noch immer nicht wieder da, und Theodor ging unmuthig und von Herzen ungeduldig vor dem Gaſthofe auf und ab, denn ihn beängſtigte der Gedanke an alles, was während ſeiner Abweſenheit in ſeinen Geſchäften verſäumt werden könne. Die Ankunft einer etwas altmodigen Chaiſe mit vier Poſtpferden beſpannt, zerſtreute ein wenig ſeine trüben Gedanken, er ſah einen wohlgenährten alten Jäger etwas ſchwerfällig ſich vom Bock herablaſſen, um, während die Pferde gewechſelt wurden, ſeiner Herrſchaft, die nicht ausſteigen zu wollen ſchien, einige Erfriſchungen aus dem Gaſthofe zu holen, und eilte ſchnell ihm nach, denn es war nicht ſeine Art, Fremde von einiger Bedeutung ankommen zu ſehen, ohne, gleich dem beſten Polizei-Bedienten, ihren Namen und Stand zu erfragen.

Theodor erfuhr von dem ehrlichen Schwaben ohne viele Umſtände, daß deſſen Herrſchaft Frau von Bornefeld heiße, daß ſie zwar kaum vor acht-

Tagen ihren lieben ſeligen gnädigen Herrn Forſtmeiſter begraben habe, und wie wohl natürlich, noch ſehr betrübt ſey, ſich aber doch auf den Weg gemacht und Tag und Nacht gefahren ſey, um ihre Familie in H. zu beſuchen, wo, wie er wohl gemerkt habe, eine Fräulein Nichte von ihr todt krank liege, und ſie zu ſehen verlange.

Es war die Tante Bornefeld, daran war nicht zu zweifeln, deren ganz unerklärliche Ankunft ſie Theodoren in dieſem Augenblick wie einen Engel vom Himmel geſandt erſcheinen ließ, was einige Wochen früher wohl ſchwerlich der Fall geweſen ſeyn möchte. Er eilte an ihren Wagen, ſtellte als ihren hoch erfreuten und zugleich über das Ableben des Herrn Onkels tief betrübten Neffen ſich ihr vor, ward etwas kalt von ihr empfangen, was er nicht bemerken zu wollen ſchien, und wenig Augenblicke ſpäter lag Sidonia am Herzen der mütterlichen Frau. Es währte lange ehe der große Sturm der Freude es zu einem ruhigern Geſpräche kommen ließ; Sidonia genoß in vollen Strömen das ihr völlig neue Entzücken, ſich von verwandten liebenden Armen umſchloſſen zu fühlen; ſie betrachtete die Tante unaufhörlich, um in ihren Zügen die ihrer kaum gekannten Mutter wieder zu finden, und dachte nicht daran, die plötzliche Erſcheinung der theuern Verwandten ſich erklären zu laſſen, bis Adelheim ſich zurückzog, und Theodor ſich ebenfalls entfernte, weil er den längſt erwarteten Boten in der Ferne gewahr ward.

„Mein liebes, liebes Kind, wie gleichſt Du doch ſo wunderbarlich Deiner Mutter", ſprach Frau von Bornefeld jetzt, „wenn ich ſo Dich betrachte, jeden einzelnen Zug Deines Geſichts, Deine Geſtalt, ſo finde ich gar keine Aehnlichkeit zwiſchen euch Beiden, alles an Dir iſt anders, und doch rufſt Du im Ganzen ihr Bild auf das lebendigſte mir zurück. Du haſt aber ganz ihre Stimme, ganz den ſüßen rührenden Ton ihrer Sprache, ehe ſie — doch davon zu reden iſt jetzt nicht an der Zeit, wir werden noch miteinander viel von ihr ſprechen, und auch wohl manchmal über ihr Schickſal weinen, mein Kind. Jetzt aber ſage mir, da wir allein beiſammen ſind, was ſoll ich für Dich thun, wobei verlangſt Du meinen Rath, meinen Beiſtand, den Grafen Adelheim oder vielmehr den Baron Seethal, wie Du ihn nannteſt, wußte ich nicht gleich aufzufinden, darum bin ich ſelbſt Dir zu Hülfe gekommen.

„Tante! liebe gütige Frau!" rief Sidonia, und küßte dankbar ihr die Hände, „und ſo haben Sie denn wirklich um meinetwillen die weite Reiſe unternommen, ach! und zu welcher Zeit", ſetzte ſie mit einem Blick auf die Trauerkleider derſelben hinzu.

„Laß das", erwiederte die gute Frau, und ſuchte mit den Augenliedern eine aufſteigende Zähre zu zerdrücken; „der Todte bedarf meiner nicht mehr, wohl aber Du, die Lebende. Mein Herz ſchwimmt in Thränen, aber ſie dürfen mein Auge nicht trüben wenn es gilt zum Beiſtand anderer klar zu ſehen. Mit Klagen äußerlichen Prunk zu treiben iſt heidniſch und nicht gottgefällig. Ich hatte die letzte ſchwerſte Pflicht gegen meinen Verſtorbenen vollbracht, und ſaß nun erſchöpft und betrübt in meinem verödeten Hauſe, als zwei ziemlich verwildert ausſehende junge Burſche Zutritt zu mir begehrten, und ſich durchaus nicht abweiſen laſſen wollten. Sie brachten mir ein beinah unleſerlich gewordenes Zettelchen von Dir, aus welchem ich wenig mehr erſehen konnte, als daß es dir übel erginge. Ich wollte mehr von Dir erfragen, aber der Bericht der jungen Leute war ſo verworren, was ſie von Dir erzählten klang ſo abentheuerlich und mährchenhaft, daß mir dabei angſt und bange um Dich ward. Sie ſagten, der Gedanke an Dich hätte ihnen weder Ruh noch Raſt gelaſſen, bis ſie mich aufgefunden, und ihren Auftrag an mich ausrichten konnten. Auch mich ergriff eine unſägliche Angſt um Dich, und ſo entſchloß ich mich denn mit Gott; übergab mein Kind und mein Hausweſen einer treuen Freundin, die in den letzten Tagen des Jammers zu meinem Beiſtande herbei geeilt war, und bin nun hier bei dir, früher als ich es erwartete.“

Die Reihe zu erzählen war nun an Sidonien. Zum erſtenmal durfte ſie ohne Rückhalt den überſtrömenden Ergießungen ihres Herzens ſich überlaſſen und gewiß ſeyn, im Buſen einer mütterlichen Freundinn die innigſte Theilnahme zu finden. Frau von Bornefeld hörte aufmerkſam aber ruhig ihr zu. Bei Manchem, z. B. als Sidonia ihre heimliche Flucht erwähnte, konnte ſie ein leiſes mißbilligendes Kopfſchütteln nicht unterdrücken, manches andre ſchien der mit dem Leben in der großen Welt unbekannt gebliebenen Frau nicht recht verſtändlich zu ſeyn, aber ihr Gemüth verſtand Sidonien doch, wenn gleich ihre Weltkenntniß nicht völlig zureichte um ganz zu begreifen, was es eigentlich geweſen ſey, das dieſer ihre Lage im Hauſe der Stiefmutter bis zum Unerträglichen erſchwert habe.

Doch als ſie nun endlich die Ereigniſſe des letzten Tages vernahm, als ſie hörte daß Sidonia die Braut des ehemaligen Freundes ihrer Mutter ſey, da brach die gute Frau zum erſtenmal in Thränen aus, die nicht alle der Erinnerung an die unglückliche Schweſter, ſondern auch der bangen Sorge um Sidoniens Zukunft fließen mochten. O! warum durfte ich nicht vier und zwanzig Stunden früher hier eintreffen, ſeufzte ſie, nahm die erſchrockene Sidonia in die Arme, und es währte lange, ehe ſie ihre gewohnte Faſſung wieder fand.

„Laß mein ungeſtümes Weſen Dich nicht zu ſehr erſchrecken, mein Kind", ſprach ſie und ſuchte ein mattes Lächeln zu erzwingen, „bedenke die ermüdende Reiſe und was ich früher erlitten, und Du wirſt es verzeihlich finden, daß ich weicher und ängſtlicher mich bezeige, als es wohl ſonſt meine Art iſt. Ich wünſche Dir recht herzlich Glück zu Deiner bevorſtehenden Verbindung, liebe Nichte, obgleich ich Dir nicht verhehlen kann, daß ich Deinen ſchnellen Entſchluß etwas übereilt finde, und glaube es wäre beſſer geweſen, wenn ich früher hätte kommen können, um Dir dabei zu rathen, und Dir Dein eignes Herz erforſchen zu helfen. Doch Gottes Rath iſt nicht der unſrige, er ſcheint Dich auf ſeltſam wunderboren Wegen führen zu wollen, und einen eignen Glücksſtern über Dich walten zu laſſen, der allen dieſen Unbeſonnenheiten am Ende einen guten Ausgang gewährt. Ich kenne den Grafen ſchon lange; ſeit wir Deine unvergeßliche Mutter verloren, hat er mich oft beſucht, und zuweilen mehrere Tage bei uns verweilt, ich weiß genug von ihm, um Deine Zukunft völlig ſorglos in ſeine treuen liebenden Hände zu legen. Gott gebe Dir nur ein Herz, den trefflichen Mann recht zu erkennen und zu würdigen, und dazu Verſtand genug, Dich ſeiner Leitung zu überlaſſen, und durch Dein Betragen gegen ihn, Dein Glück dauernd zu begründen.“

Theodor hatte indeſſen ſeine Depeſchen erhalten und geleſen. Frau von Klarenbach überließ ihm ganz die Entſcheidung in Hinſicht auf Sidoniens Vermählung mit Adelheim, freilich nicht auf die freundlichſte Weiſe für dieſe. Sie meldete ihm daß es ihr nicht möglich geweſen ſey, Sidoniens unverzeihliches Betragen ganz zu verheimlichen, und daß Binſenburg, als er ihre Flucht erfahren, ſich auf ziemlich beleidigende Weiſe zurückgezogen habe. „Sorgen Sie nur, mon cher fils“, — ſchrieb ſie am Schluße des Briefes, „daß die Vermählung bald vor ſich gehe, ich gebe mit Freuden meine Einwilligung dazu, weil ich nur auf dieſe Weiſe von der läſtigen Geſellſchaft einer Perſon befreit werden kann, deren, alle Regeln des Anſtandes beleidigendes Betragen mich täglich mit neuer Schande bedroht, welche endlich vielleicht gar auf meinen eigenen, bis jetzt immer unbeſcholten gebliebenen Ruf zurückfallen könnte.“

Theodor machte ſich bald nach Empfang dieſes Briefes auf den Weg, um ſchnell zurück nach Hauſe zu eilen, wo er noch manches ihm Wichtige zu berichtigen hatte.

Auch Graf Adelheim ſah ſich genöthigt, von ſeinen Freundinnen auf einige Wochen ſich zu trennen, um ſeine unterbrochene Reiſe fortzuſetzen; Frau von Bornefeld und Sidonia aber traten, nachdem Erſtere ſich einige Tage ausgeruht hatte, die Reiſe nach Lindau mit einander an.

Mit nie gefühltem Entzücken genoß Sidonia dort zum erſtenmal in ihrem Leben den großen erhebenden Anblick einer wahrhaft paradieſiſch ſchönen Gegend. Wenn bei Aufgang der Sonne die hohen Kronen der mit ewigem Eiſe bedeckten Alpen, im roſigen Lichte verklärt, zu ihr herüber glänzten, oder wenn Nachts der Mond mit ſeinem Sterngefolge am tiefblauen Himmel heraufgezogen kam, und ſie auf der ruhig ſtillen Fluth des herrlichen Bodenſees im ſchwankenden Nachen ſich wiegte, und über ſich und unter ſich nichts als Himmel erblickte, ſo dachte ſie oft vor Wonne zu vergehen, und betheuerte, daß keine

Freuden der Welt dem Genuße der ſchönen Natur zu vergleichen wären. Die üppig prangende Vegetation, welche die reizenden Ufer zu einem einzigen grünenden duftenden Blüthenkranze umwandelt, die Rebenhügel, die mit Millionen Blumen prangenden Wieſen, die gewaltigen Obſtbäume, welche Sidonia ihres mächtigen Umfanges wegen kaum für das, was ſie waren, erkannte; alles war ihr neu, alles entzückte ſie. Wie ein in Frühlingswonne berauſchter Schmetterling von einer Blume zur andern freudig taumelt, ſo flatterte auch ſie von ihrer jungen Couſine Agnes geleitet, von einem Punkte der reizenden Geſtade zum andern, weil ſie immer meinte, einen noch weit ſchönern in der Ferne zu entdecken, bis ſie Abends wie ein müdes Kind ſich dem Schlummer hingab, um die Nacht hindurch von Freuden zu träumen, deren immer ſich gleich bleibender Kreislauf, mit der Wiederkehr der Sonne ſich täglich für ſie erneute.

Auf dieſe Weiſe verlebte Sidonia mehrere Wochen bei ihrer Tante in ununterbrochner Häuslichkeit und Stille, die für ſie den, die Jugend ſo leicht gewinnenden Reitz der Neuheit hatten, und deren ſie deshalb nie müde werden zu können glaubte. Doch zuletzt kamen zuweilen Stunden, in denen der Erbfeind jedes ruhigen Glücks, die

Sehnſucht nach einigem Wechſel, ſich ihrer zu bemeiſtern begann. Die Tagesordnung im Hauſe der Tante war ſo durchaus geregelt, alles in demſelben ging ſo beſtimmt ſeinen einfachen ruhigen Gang, Beſuche aus der Nachbarſchaft kamen ſo ſelten, brachten ſo wenig Neues, daß Sidonia, allen Geographen zum Trotz, ſehr geneigt war zu behaupten, die Sommertage hier im Süden wären länger als die daheim in ihrem Norden. Sogar eine kleine Unannehmlichkeit, ein leichtes Leiden, wäre in dieſem ewigen Einerlei, ſo ſchön es auch war, vielleicht nicht unwillkommen geweſen, um nur etwas anders als das täglich Wiederkehrende zu erleben; aber ſie war weit davon entfernt ſich dieſes einzugeſtehen, und nannte ihr unbehagliches Gefühl, Sehnſucht nach dem entfernten Freunde.

Endlich nach faſt zwei Monaten hatte Adelheim alle ihm noch obliegenden Pflichten erfüllt, die ihn ſo lange in der Ferne hielten, und kam jetzt, nicht ohne Sorgen, Sidonien vielleicht in ihren Geſinnungen gegen ihn verändert zu finden, um ſeine junge ſchöne Braut heimzuführen. Doch die ungeheuchelte Freude, mit der ſie ihm entgegen eilte, zerſtreute ſchnell alle Wolken, welche auf ſeiner Stirne die Ahnung geſammelt hatte, daß dieſes vielleicht anders ſeyn könne. Ganz in der Stille, wie es für das Haus der trauernden Wittwe ſich ziemte, ward wenige Tage ſpäter der Segen der Kirche über das Brautpaar ausgeſprochen, und Adelheim beeilte ſich, ſeine junge Gemahlin auf ſein Stammſchloß zu führen, das er zu ihrem Empfange hatte einrichten laſſen. Es war das nehmliche, welches früher ſein Vater bewohnt, und wo Adelheim an Eliſabeths Seite den erſten Jugendtraum geträumt hatte.

Adelheim und Sidonia luden Frau von Bornefeld auf das dringendſte ein, ſie mit ihrer Tochter Agnes zu begleiten und wenigſtens einige Monate bei ihnen zuzubringen, doch dieſe blieb bei allen Bitten unbeweglich.

„Ihr wißt nicht was ihr verlangt, Ihr lieben Freunde“, ſprach ſie: „traut meiner Erfahrung, es thut nicht gut wenn Neuvermählte nicht wenigſtens das erſte Jahr ihrer Ehe allein mit einander verleben, denn der Menſch braucht zu Allem Zeit, beſonders aber dazu, ſich an das Neue zu gewöhnen, ſogar an das Glück, wenn es ihm nicht wenigſtens fremdartig vorkommen ſoll. Für jetzt bedürft Ihr meiner nicht, und daß ich, ſobald es Noth thut, gern zur Hand bin, habe ich bewieſen. Laßt auch mir Zeit, mich mit der Trennung von dem treuen geliebten Gefährten meines Lebens zu befreunden, während Ihr mit Eurem glücklichen Zuſammenleben Euch befreundet. Schenkt Gott mir Kraft und ergreifen die aufziehenden Weltſtürme mich nicht zu gewaltſam, ſo richte ich wohl ſpäterhin das Güthchen meiner Mutter, das jetzt mein Eigenthum iſt, zur beſtändigen Wohnung mir ein, und werde Eure Nachbarin. Für jetzt aber zieht von mir unbegleitet heim, mein Segen und mein Gebet folgen Euch nach.

Ende des erſten Theils.

Sidonia.

Ein Roman

von

Johanna Schopenhauer.

— — — wer kennt unſer Herz?
Ach es möchte gern gekannt ſeyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.
Und da ſucht das Aug' ſo oft vergebens
Rings umher, und findet alles zu;
So vertaumelt ſich der ſchönſte Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich geſtern zog.
Kannſt du zu der Welt noch Neigung tragen,
Die ſo oft dich trog!

Goethe.

Zweiter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem allergnädigſten Privilegium

Frankfurt am Main, 1828.
Verlag von Heinrich Wilmans.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Sidonia.

Zweiter Theil.

Das Jahr 1816 neigte ſich ſeinem Ende zu; die Natur begann ſich ihres bunten Schmuckes zu entledigen und zum Winterſchlafe ſich zu bereiten; die Vögel, welche in den, mit rothem und gelbem Laube nur ſpärlich bekleideten Bäumen kein genügendes Obdach mehr fanden, eilten zu Tauſenden fort, um in wärmeren Zonen wieder zu ſuchen, was ſie hier vermißten. Selbſt die Sonne erleuchtete nur noch mit ſchrägen matten Strahlen die müde Welt, in der alles ſich ſichtbar nach Ruhe ſehnte, vor allem die kampfesmüden, unlängſt heimgekehrten Krieger, und die Bewohner der deutſchen Länder. Endlich von dem Joche des fremden Bedrückers befreit, das ſie lange getragen, vermochten ſie dennoch vor innerer Ermüdung kaum der ſchwer errungenen Freiheit ſich zu freuen, die ſie mit ihrem theuerſten Herzblut erkauft hatten.

Nur zu ſchnell war der erſte Freudentaumel verrauſcht; jeder empfand, früher oder ſpäter, und um ſo ſchmerzlicher, den eignen, nie zu erſetzenden Verluſt, welchen er in der erſten Begeiſterung des großen Augenblickes überſehen hatte. Verwaiſete Kinder, verwittwete Bräute und Frauen weinten um ſo troſtloſer, weil es ihnen unmöglich geworden war, mit frommer Hand den Hügel ihrer geliebten Todten zu ſchmücken, und ihn mit ihren Thränen zu netzen; die zerriſſenen blutigen Glieder der Krieger für Gott und Vaterland hatte die fremde Erde ſpurlos in ihrem weiten Schooße aufgenommen; Pflug und Egge gingen über das ſtille Plätzchen weg, wo das Herz im langen Schlafe ausruhte, das einſt ihr Alles geweſen war, und Keiner lebte, der ihnen andeuten konnte, wo ſie es finden könnten. Mancher Vater ſchüttelte einſam und düſter das greiſe Haupt, wenn er an ſeinem Tiſche die jetzt unbeſetzt bleibenden Plätze der Söhne betrachtete, die in Hoffnungsfreudigkeit von ihm geſchieden waren, und nimmer wiederkehrten. Tauſende ſeufzten laut und im Verborgenen über den durch die Folgen des Krieges zerrütteten Wohlſtand ihrer Häuſer, klagten unzufrieden unter Laſten, die ſie im glorreichen Kampf auf ewig abzuſchütteln gewähnt hatten, und die jetzt auf die, durch unglaubliche Anſtrengung Erſchöpften doppelt ſchwer drückten. „Wir haben gekämpft, wir haben geſiegt", murrten ſie, „wir haben die fremden Unterdrücker zurück über ihre Grenzen gejagt, und ſind bis in den Mittelpunkt ihres Reiches ihnen gefolgt, und was haben wir damit gewonnen? ſind wir frei? iſt jene goldne Zeit uns zurückgekehrt, deren ſchönes lockendes Traumbild zu unerhörten Thaten und Aufopferungen uns trieb?"

Die Verblendeten hatten im glühenden Enthuſiasmus für Freiheit gewähnt, ſie würden plötzlich auf dem Gipfel aller ihrer Wünſche ſich verſetzt ſehen, ſobald nur das Joch abgeſchüttelt wäre, das ihnen damals das einzige Unglück in der Welt zu ſeyn dünkte. Denn jeder ſchwer Beladene denkt, er werde ſich vollkommen erleichtert und beglückt fühlen, ſobald nur die Laſt von ſeinen Schultern genommen ſeyn wird, unter welcher er ſeufzt; es fällt ihm, beladen wie er iſt, nicht ein, daß die wundgedrückten Glieder die Laſt noch lange werden nachempfinden müſſen, ſelbſt wenn ſie völlig verſchwunden iſt. So überſchlich denn ein trüber Geiſt des Mißmuthes und der Unzufriedenheit die erkaltenden Gemüther; Männer, die noch vor kurzem in begeiſtertem Muthe kämpfend neben einander ſtanden, ohne zu wanken oder zu weichen, die in langen ſternloſen Nächten dem Hunger, dem Durſt, der Unbarmherzigkeit der Elemente ohne ſchützendes Obdach ausgeſetzt geblieben waren, und freudig, ſogar jubelnd, unerhörtes Ungemach mit einander erduldet hatten, ſchlichen jetzt, da ſie in den alten gewohnten Lebensgang zurückkehren mußten, ſtill und verdrüßlich neben einander hin. Sie vermochten nicht zu begreifen, wie es zuginge, daß alles in ihrem Leben noch eben ſo wieder ſeyn und werden ſolle, wie es vor dem Kriege geweſen. Sie wunderten ſich darüber, daß Arbeit und Ruhe, vielfache häusliche Sorgen, und ſeltnere häusliche Freuden, einander in ununterbrochener Reihe wieder folgen ſollten, wie ehedem. Ihnen war, wie es denen am ſpäten Abend von einem Feſte Heimgekehrten am folgenden nüchternen Morgen zu Muthe iſt. Sie hatten, unerachtet aller Entbehrung und Gefahren, an die Reize eines bewegteren Lebens ſich gewöhnt; die dieſem folgende Ruhe und Ordnung machten ihnen Langeweile, ſie hatten ein nahendes Eldorado ſich erträumt, und konnten beim Erwachen ſich nicht ſogleich darein finden, daß auch dieſer Traum nur ein Traum ſeyn ſolle, wie eben alle, die in unbewachten Stunden uns über die Wirklichkeit hinaus entrücken.

Doch alles dieſes galt meiſtens nur vom Mittelſtande. Die Reichen, die Vornehmen, die zu den höheren Ständen ſich Zählenden, welche das Glück durch ausgezeichnetere Gaben begünſtigt, lieſſen wenig von dem Gefühle durchblicken, welches die Mehrzahl bewog, ſich immer mehr in ſich ſelbſt einzuſpinnen, und in immer enger werdende Kreiſe ſich zurück zu ziehen. Ihre unbeſchränktere Lage machte alles, was auf den Uebrigen ſchwer laſtete, ihnen weniger fühlbar, obgleich auch ſie nicht damit verſchont blieben; ihre gewohnten Feſte und Freuden folgten ſich wieder in altgewohnter Ordnung, und kein Stein des Anſtoßes fiel ſo leicht ihnen ſtörend in den Weg.

In einer der größten und prachtvollſten der deutſchen Reſidenzſtädte war dann ebenfalls die gewohnte Lebensweiſe in ihre vorigen Rechte wieder eingetreten; glanzvoller als je zuvor waren die Theater wieder eröffnet worden, Kunſt und Wiſſenſchaft erblühten zu neuem regſameren Leben, alles früher erduldete Ungemach ſchien verſchmerzt und vergeſſen, in allen Straßen begegnete man heiter lächelnden Geſichtern, in eleganten Equipagen, und auch die Jahre lang verſchloſſen gebliebenen Säle, in welchen ſonſt alljährlich eine Kunſtausſtellung ſtatt gefunden hatte, wurden wieder eröffnet. Die weiten hohen Räume derſelben waren ſogar dieſesmal noch reichlicher als ehedem, wenigſtens der Zahl der Kunſtwerke nach, mit den neueſten Schöpfungen bedeutender fremder und einheimiſcher Künſtler geſchmückt. Denn echter Kunſtfleiß kann nie ruhen, ſelbſt wenn von außen keine Aufmunterung ihm wird; ungeſehen und unbewundert wirkt er in der abgeſchiedenſten Einſamkeit fort. Der außen ihn umtobende Sturm ſtört ihn wenig, er läßt unbeachtet ihn an ſich vorüber rauſchen, und flüchtet ſich in ſeine eigne, von ihm ſelbſt geſchaffene Welt, in der er ohne Ungeduld, faſt ohne daran zu denken, den günſtigen Tag erwartet, der frei und unbewölkt aufgehen wird, um ihn und ſeine Gebilde wieder aus dem Dunkel an das Licht zu rufen.

Jenes bei uns faſt namenloſe Etwas, das die Engländer Fashion nennen, und wir nur höchſt unvollkommen durch das Wort „Mode“ zu bezeichnen ſuchen, jene unſichtbare Macht, die über alle unſere Vergnügungen waltet, und deren ſtillſchweigend ſich verbreitende Geſetze weit gewiſſenhafter befolgt werden, als die Edicte und Mandate ſämmtlicher Polizeidirectoren und hohen Obrigkeiten, hatten in dieſer Stadt den Mittwoch zu dem einzigen Tage in der Woche beſtimmt, an welchem man ſich mit Anſtand in der Kunſtausſtellung erblicken laſſen konnte. Dieſe wandelte ſich dann zu der glänzendſten Ausſtellung unſichtbar feiner Spitzenſchleier, wundervoller Morgenanzüge, echter Kaſchemir-Shawls, und zwiefach mit Gold aufgewogener Florentiner Strohhüte um. Die übrigen Tage der Woche wurden ungeſtört den bloßen Kunſtfreunden überlaſſen, den Kunſtſchülern, Denen, die nur hingingen, um doch auch einmal da geweſen zu ſeyn, und der Schaar von Schauluſtigen, die gern einmal ſehen wollten, wie ihre guten Freunde und Bekannte abkonterfeit, neben Sternen, Ordensbändern und berühmten Theatergöttinnen ſich ausnehmen würden. Obgleich an ſolchen Tagen die Säle oft ſo gedrängt voll waren, daß es Mühe koſtete, ſich durch das Gewühl fort zu bewegen, ſo war doch nach dem Ausſpruche derer, welche Mittwochs ſie beſuchten, Niemand darin; an jenem hochbegünſtigten Mittwoch aber verkündete ſchon am Eingange der Duft der feinſten Aroma, daß Weſen aus höheren Sphären ſich zu dieſen Räumen herabgelaſſen hatten, und nur ſelten mochten Schauluſtige, die nicht zu denſelben gehörten, es wagen, ſich in einen Kreis hinein zu drängen, wo ſie unheimlich und unbehaglich ſich fühlen mußten.

Glänzender und zahlreicher als je zuvor hatte an einem ſolchen Tage die ausgewählteſte Geſellſchaft ſich in dieſen, der Kunſt geweihten Räumen verſammelt. Heiteres Geſchwätz, leiſes Geflüſter, freudige Ausrufungen über das unerwartete Glück, ſich hier zu treffen, ſummten durch den Saal, von bärtigen, von blühenden, und von verblühten Lippen; auch Kunſturtheile, ſo bunt und wunderlich als möglich. Die Gemälde wurden im Ganzen nur wenig, oder doch nur flüchtig betrachtet; die Converſation machte heute die Hauptſache aus, nur die zahlloſen Portraite erregten Aufmerkſamkeit und Theilnahme. Man ſuchte ſeine Bekannte unter ihnen auf, ſtritt viel hinüber und herüber über Aehnlichkeit und Unähnlichkeit; die jungen Damen fanden ihre eben nicht gegenwärtigen Freundinnen meiſtens ungebührlich geſchmeichelt, die Herren verſicherten auf Ehre, im Angeſicht der anweſenden ſchönen Originale, daß der Maler, der ſie dargeſtellt, ein unverſchämter Pfuſcher ſey, der ſich ganz unerlaubt an ihren Reizen verſündiget habe, und immer lauter und verwirrender erſchollen viele hundert Stimmen und Stimmchen, immer bunter drängten ſchöne Frauen und Mädchen, gefolgt von dem Schwarm ihrer Bewunderer, ſich in den Sälen umher; nur ein Kabinet, ganz am Ende der langen Reihe derſelben, blieb faſt ganz unbeſucht, in welchem einige zu ſpät eingeſandte Gemälde auf Staffeleien ausgeſtellt waren.

„Hier laß uns ausruhen und Luft ſchöpfen, ich bin des Treibens und Drängens und Fragens herzlich müde!“ rief Achill von Wallen, ein ſehr eleganter Mann von fünf bis ſechs und dreißig Jahren, zog ſeinen eben vom Lande zur Stadt gekommenen jüngern Freund, Edmund von Neubrunn, in das Kabinet hinein, warf mit weit vorgeſtreckten Beinen ſich nachläſſig in einen daſtehenden Lehnſtuhl, und gähnte überlaut, indem er ſich dehnte wie Einer, der vom Schlaf erwacht.

„Ich für meinen Theil befand mich dort gar ſo übel nicht, und hätte ganz gern noch ein Weilchen mich unter all den ſchönen Weibern herumſtoßen laſſen, und die Originale zu den Portraiten aufgeſucht, welche von allen Wänden auf uns herablächelten“, erwiederte Edmund.

„Die verwünſchten Portraite!“ rief Achill, „Du glaubſt es nicht, wie ſie mich ennuyiren!“

„Und die Originale wohl auch dazu?“ erwiederte Edmund lachend. „O Du verzogener Sohn des Glückes! mäßige Deinen Uebermuth, denn es iſt noch nicht aller Tage Abend. Blitzten nicht von allen Seiten hundert ſchöne Augen Dir entgegen? während mir armem Fremdling nichts wurde, als dann und wann ein ſanfter Rippenſtoß, von runden, marmorglatten Ellenbogen mir en passant ertheilt, weil man gar zu begierig war, ſich zu Dir durchzudrängen, und von Deinen Kunſturtheilen etwas aufzufangen, die Du orakelmäßig langſam, und mit gemeſſener Gravität von Zeit zu Zeit laut werden zu laſſen geruhteſt?“

„Kindskopf! das iſt es ja eben, was mich verdrüßlich macht, daß die Leute äußerlich ſo mobil und innerlich ſo träge ſind, daß ſie ſich nicht einmal die Mühe nehmen mögen, ein eigenes Urtheil zu haben, und herzhaft zu ſagen: das gefällt mir, und das gefällt mir nicht!“ erwiederte Achill, indem er ſeine Lorgnette abwiſchte, um, zurückgelehnt in ſeinen Seſſel, die umherſtehenden Gemälde vornehm nachläſſig zu muſtern.

„Was? ſeh' ich recht?“ rief er jetzt plötzlich, ſprang in die Höhe, und trat vor eines der Bilder, das in neueſter altdeutſcher Manier auf Goldgrund gemalt, eine heilige Cäcilie darſtellte. „Das iſt ja Sidonia, das iſt ja die Gräfin Adelheim wie ſie leibt und lebt, und auch wieder, wie ſie ganz und gar nicht leibt und lebt. Sollte ſie wirklich? und ſo ganz in der Stille, ohne eine Seele etwas davon merken zu laſſen? — Wie heißt denn der

Glückliche, dem ſie geſeſſen? hier ſteht ſein Name, Roderich Robert. Aha! wir kennen uns; iſt der jetzt hier? Ich ſah ihn in Rom, ein wackerer junger Künſtler, nur leider war er unter die Nazaräer gegangen, die damals im deutſchen Rock, mit nacktem Halſe und fliegender Mähne eine eigne Kaſte dort bildeten. Aber ſo ſich maskiren zu laſſen! Nein, Gnädigſte! eine ſolche Sünde gegen den guten Geſchmack hätte ich nimmermehr von Ihnen erwartet“, ſetzte er lachend hinzu, und lachte immer herzlicher, je länger er das Bild betrachtete.

„Aber was willſt Du denn?“ rief Edmund, „ich begreife nicht, was Du an dieſem Bilde ſo lächerlich findeſt? Die Farben ſind hell, es iſt fein und ſauber gemalt, das Geſicht der Heiligen iſt wunderſchön, und wenn das der Dame, der Du es ähnlich findeſt, nur halb ſo reizend iſt, ſo . . .“

„Hier iſt kaum ein Schatten von ihr, ſage ich Dir“, unterbrach ihn Achill, „ſieh ſie nur erſt. Es ſind ihre Züge, ihre Stirn, ihr Mund, ihre Augen, o ja; aber wo blieb der Geiſt, der aus dieſen ſpricht? das immer friſche Leben, welches die herrlichen Formen beſeelt? Du ſelbſt ſollſt dieſes eingeſtehen müſſen, noch heute Abend führe ich bei ihr Dich ein; dann wirſt Du Dich überzeugen, daß dieſes ganze Machwerk, ſo bunt, ſo fein ausgepinſelt es auch daſteht, dennoch nichts weiter iſt, als eine zierliche Karrikatur, und wirſt ſelbſt mit mir lachen.“

„Das ertrage wer es kann!“ rief eine Stimme, und ein ſehr junger Mann ſprang aus der Vertiefung eines verdunkelten Fenſters hervor, in welcher er bis dahin unbemerkt geſtanden. Er trug den damals unter Studirenden und jungen Künſtlern Mode gewordenen deutſchen Rock; ein feiner zurückgeſchlagener Spitzenkragen, wie Vandyck und Rubens ſie oft malten, ließ den Hals völlig frei; die über der Stirn geſcheitelten, lang herabhängenden Haare beugten nur an den Spitzen zu wellenförmigen leichten Locken ſich um; ein kleines Stutzbärtchen beſchattete die etwas trotzige Oberlippe; die ganze Tracht ſtand der wohlgeformten jugendlichen Geſtalt, dem durchaus nicht unangenehmen, ausdrucksvollen Geſichte gar nicht übel. Düſteres verzehrendes Feuer glühte in den großen dunkeln Augen des jungen Künſtlers, und ſeinem ganzen Weſen war jener Stempel von Genialität aufgedrückt, nach welchem die mehreſten jungen Männer ſeiner Art, bald mit beſſerem, bald mit minderem Glück, in jener Zeit ſtrebten.

Achill von Wallen ſah erſtaunt den jungen

Maler an, der bleich vor Zorn mit zitternder Lippe vor ihm ſtand.

„Meinen Sie, ich wiſſe nicht, ich fühle nicht“, rief er endlich, ſchmerzlich bewegt, „was dieſem Bilde mangelt? ihm fehlt, was weder Leonardo, noch Raphael ſelbſt, was nur ein Gott ihm geben könnte; jener von innen ausſtrahlende Zauber, jener warme Hauch des göttlichen, frühlingsfriſchen Lebens, der einzig nur den blühenden Lippen des wundervollſten Weibes auf Erden entſtrömt, deſſen Züge ich mit verwegener Hand auf dieſer Tafel nachzubilden ſtrebte. Wie oft habe ich in wilder Verzweiflung vor dieſem Bilde gekniet, wenn das Gefühl meiner Ohnmacht mich plötzlich überwältigte; wenn es, nach Tage langem Mühen, mir auf einmal auf das ſchmerzlichſte klar wurde, wie weit, wie unabſehbar weit mein Wollen hinter meinem Gelingen zurückbleiben müſſe! Wie oft blinkte ſchon das Meſſer in meiner Hand, mit welchem ich, völlig muthlos geworden, mein unſeliges Machwerk zu zerſtören Willens war! Dann aber fiel die Menge von Skizzen, die meine Wände bedeckten, mir ins Auge, die alle mein hohes Urbild noch weniger erreichten, ich fühlte, daß ich dem Drange nicht würde widerſtehen können, von neuem anzufangen, um von neuem zu verzweifeln, denn ich bin an dieſe Arbeit gebannt, wie der alte Siſyphus dort unten an den ewig auf ihn wieder zurückrollenden Stein. Auch die Aehnlichkeit der Züge des Geſichts, ſo kalt und todt ſie mich zuweilen anſtarrten, hielt meinen Arm zurück; es kam mir vor, als ſtände ich im Begriff, einen Mord zu begehen, und ich Unſeliger malte fort, weil ich es mußte, von meinem Innern getrieben.“

„Und laſſen Sie es ſich nicht gereuen, daß Sie es thaten, Herr Robert“, fiel Achill begütigend ein; „Ihre Arbeit iſt in vieler Hinſicht höchſt lobenswerth zu nennen, wer ſo viel hervorbringen konnte, wird bald zu noch Höherem ſich hinaufſchwingen, und die Mißgriffe leicht von ſelbſt meiden lernen, zu welchen nicht Ihr Genius, ſondern unſere wunderlich verſchrobene Zeit Sie verleiteten. Uebrigens iſt die Aehnlichkeit dieſes Gemäldes mit dem Urbilde deſſelben unverkennbar.“

„Sie wollen mich zum Kinde machen!“ rief Robert ſtörrig, „Sie loben mich, um mich zu beſchwichtigen, aber das kann mich nicht irren. Tadeln Sie mich, Herr Baron, ſo ſcharf, ſo bitter Sie immer es wollen; gerechten, mit Gründen belegten Tadel kann ich tragen; von Ihnen werde ich ſogar dankbar ihn annehmen. Ich ſah Sie oft in Rom, und obgleich ich mich Ihnen nie näherte, ſo weis ich doch, wie hoch unſere beſten Meiſter in der Kunſt Ihr Urtheil ſtellten. Aber Sie verachten mich in Ihrem Herzen, Sie loben mich ins Geſicht, um meiner los zu werden, weil Sie es nicht der Mühe werth halten, ſich mit mir ernſtlich abzugeben. Herr Baron, mit einem Wort, Sie haben über mich und meine Arbeit gelacht, ich fühle, daß ich dieſes nicht verdiene, und fordere Sie auf, Mann gegen Mann, erklären Sie mir dieſes Lachen. Was haben Sie an mir und dieſem Bilde Lächerliches gefunden?" ſetzte Robert leidenſchaftlich heftig, beinahe drohend hinzu.

„Sachte ſachte, junger Mann, ereifern Sie ſich nicht ohne Urſache ſo gewaltig", erwiederte Wallen mit unerſchüttertem Gleichmuth; „Sie haben mich mißverſtanden; Ihnen und Ihrem Gemälde galt mein Lachen auf Ehre nicht, wohl aber der Gräfin, die ſonſt alles Baroke und Phantaſtiſche in ihrem Anzuge wie in ihrem Benehmen auf das ſorgfältigſte meidet, die bei jeder Gelegenheit gegen das jetzige Streben unſerer jungen Künſtler, die alten deutſchen Meiſter ſklaviſch nachahmen zu wollen, ſich erklärt, und nun in Lebensgröße vor mir daſteht, auf dem, von ihr ſo oft getadelten Goldgrund, in ſteifen wunderlichen Gewändern, die keine Spur ihrer echt griechiſchen Geſtalt durchſchimmern laſſen. Das Köpfchen iſt vortrefflich gemalt, gegen die Aehnlichkeit deſſelben läßt ſich nichts einwenden, Sie haben darin geleiſtet, was ich in unſern Tagen kaum für möglich gehalten hätte, und um ſo mehr ſchmerzt es mich, Ihnen auf ſolchen Abwegen zu begegnen. Betrachten Sie ſelbſt mit unbefangenem Blick die langen Finger dieſer abgemagerten Hände, dieſe unnatürlich ſchmalen, hinunter geſunkenen Schultern, dieſe lang herabhängenden aufgelöſten Zöpfe, auf denen hunderttauſend kleine Lichterchen verwirrend herumſpielen! Iſt das Natur? Sie wollen mein Urtheil, Sie hören es, und ich bitte, als einen Beweis meiner Anerkennung Ihres ſchönen ausgezeichneten Talentes es anzunehmen, daß ich ſo unumwunden es gegen Sie ausſpreche, ich pflege dergleichen nicht oft zu thun.“

Der junge Maler ſtand, ſchwankend zwiſchen Unmuth und Zufriedenheit, in ziemlich verlegener Stellung da, und erwiederte ihm keine Silbe, während Achill fortfuhr, das Bild mit forſchender Aufmerkſamkeit zu betrachten.

„Mit aller ſeiner Wunderlichkeit und ſeinen abſichtlichen Mängeln iſt und bleibt dieſes Portrait doch die Krone aller derer, die hier aufgeſtellt ſind, und verdient mit Recht dieſen abgeſonderten Platz zu behaupten", ſprach er nach einigem Schweigen. „Daß aber Sidonia in dieſer Geſtalt ſich malen ließ, und zwar ſo heimlich, daß ſelbſt ich, der ich ſie täglich ſehe, nichts davon erfahren durfte, ich ihr geheimer Rath in allen Kunſtangelegenheiten", ſetzte er, wieder unwillkührlich in Lachen ausbrechend, hinzu; „nun ein Anderer möchte vielleicht ſich darüber ärgern, ich nicht, denn ich kenne ihr Geſchlecht. Sidonia verzeiht es keiner Schauſpielerin, wenn ſie im Koſtüm einer Rolle, in welcher ſie auf den Brettern furore gemacht hat, ſich malen läßt, um ihre Züge auf die Nachwelt zu bringen; ſie will, daß jedes Portrait nichts ſeyn ſoll, als die genauſte Copie des Urbildes zu demſelben, freilich im günſtigſten Moment aufgefaßt, aber ohne alles Fremdartige in den Umgebungen und der Kleidung, und läßt ſich ſelbſt heimlich zur Sancta Caecilia umwandeln! Aber ſo ſind die Weiber; ſie haben für Andere die allervortrefflichſten Grundſätze, ſie ſelbſt aber ſtehen ewig unter der Gewalt des Augenblickes, und thun eben, wozu dieſe ſie treibt, ohne ſich durch ihre eignen frühern Anſichten darin irre machen zu laſſen."

„Sie läſtern die Krone der Welt!" fuhr Robert mit zornblitzenden Augen heftig auf. „Von mir und meinen Werken mögen Sie ſagen was

Sie wollen; willenlos Ihren Ausſprüchen mich fügen, kann und würde ich nicht, aber ich weis, was mir zu lernen, zu erringen noch übrig bleibt, und ehre den Rath des erfahrenen, vielgereiſten Mannes, wie es ſich gebührt; doch Sie in dieſem Tone von dieſer Frau ſprechen zu hören, iſt mir unerträglich. Wie, Sie glauben die Gräfin hätte mir geſeſſen? ſie ſelbſt hätte ſo ſich malen laſſen wollen? Heiliger Gott! wie hätte ich jemals es wagen können, ihr gegenüber, ihr! — nie bin ich in ihre unmittelbare Nähe gelangt, habe nie darnach geſtrebt, denn ich weis mich zu beſcheiden. Nur von Ferne, aus dem Fenſter meines, ihrem Hauſe gegenüberſtehenden Atteliers, wenn ſie auf ihren Balcon heraustrat, in der Kirche, zuweilen auch im Theater habe ich ihre himmliſche Geſtalt belauſcht, und mit kühner Hand die Züge feſtzuhalten geſucht, die jetzt lebenathmend vor mir ſtanden, und die von jeher, als mein nie zu erreichendes Ideal meiner Phantaſie nur undeutlich vorſchwebten.“

„Sie hätte nie Ihnen geſeſſen? nicht einmal geſprochen hätten Sie die ſchöne Frau?“ rief Achill erſtaunt, beinahe ungläubig.

„Wo denken Sie hin, Herr Baron? lieber Gott, ich? wo hätte ich den Muth dazu hernehmen ſollen!“ erwiederte der Maler. „Vor meiner Staffelei bin ich freilich ein Anderer, da verkehre ich ohne Scheu mit Helden und Göttern, mit Fürſten und Heiligen; doch auf gebahntem Parkette, auf türkiſchen Teppichen weis ich, armer Handwerksleute Kind, mich nicht zu benehmen. Mir fehlt das savoir vivre, Herr Baron“, ſetzte er etwas ſpöttiſch hinzu, „ich bin links und ungehobelt, ich verſtehe nicht um vornehme Leute herumzuſchwänzeln, Reverenzen zu machen, in feinen anſtändigen Redensarten mich vernehmen zu laſſen; darum halte ich mich in beſcheidener Ferne, und denke: Jeder bleibe bei ſeines Gleichen.“

„Wenn dieſes nicht Affectation iſt, ſo iſt es doch wenigſtens Ueberſpannung“, flüſterte Achill ſeinem Freunde Edmund ins Ohr, mit welchem er noch immer Arm in Arm vor dem Gemälde ſtand; dann wandte er dem Maler ſich zu. „Es iſt mit dem Leben in der höhern Geſellſchaft lange ſo arg nicht, als Sie zu meinen ſcheinen, Herr Robert; eine gewiſſe Nachläſſigkeit des Benehmens wird in ihr ſogar gern geſehen; Reverenzen, Zeremoniel, Steifheit und Rangordnung ſind in den andern Kreiſen weit mehr zu Hauſe, und überdem, der echte Künſtler gehört überall hin, und wird überall gern geſehen“, ſetzte er verbindlich hinzu.

„Zu gütig, Herr Baron“, erwiederte Robert trocken und ſogar etwas verdrußlich. „Aber nun muß ich doch gleich Anſtalt treffen, mein Gemälde wieder wegbringen zu laſſen, denn hätte ich nur ahnen konnen, daß man die ſchone Frau darin erkennen könne, die mir dabei vorſchwebte, ich hätte nimmermehr gewagt, es hier auszuſtellen, obgleich ich wohl einſehe, daß Andere, die nicht wiſſen, was ich eigentlich damit gewollt, es leicht für eine meiner beſten Arbeiten erklären dürſten.“

Mit dieſen Worten wollte er fort, um Leute zu holen, die das Bild wegtragen ſollten, doch Wallen hielt ihn zurück. „Nicht zu eifrig, junger Freund“, ſprach er, „die Gräfin muß zuvor es doch ſehen.“

„Die Gräfin? Herr Gott! ſie ſelbſt? Sie glauben, daß ſie hierher kommen wird?“ rief der Maler, und ward bleich und roth; „ſie ſelbſt ſollte kommen, und noch heute? dann iſt ja kein Augenblick zu verſäumen, es muß gleich fort, ſie darf es nicht ſehen, was würde ſie zu meiner Kühnheit ſagen? Fort mit dem Bilde, es muß ſie ja erzürnen, fort, fort!“ Mit dieſen Worten wollte er verſuchen, das Gemälde ſelbſt fortzutragen; Achill aber bemühte ſich, ihn daran zu verhindern, und Sidonia trat im nämlichen Augenblick am Arme ihrer Tante, der Frau von Bornefeld, und begleitet von der Tochter derſelben, in das Kabinet. Der Maler ſah ſie, er ſchwankte, verlor das Gleichgewicht, und das Gemälde wäre unfehlbar zu Boden gefallen, hätte Achill es nicht gehalten und wieder auf die Staffelei geſetzt.

Todtenbleich und in augenſcheinlicher Verwirrung zog der Maler ſich wieder in die Fenſtervertiefung zurück, in welcher er früher geſtanden, während Achill mit ſeinem Freunde den Damen entgegenging, ſie begrüßte, Edmund von Neubrunn ihnen vorſtellte, und dann Sidonien vor das Gemälde führte, und ſie bat, es doch recht aufmerkſam zu betrachten.

Sidonia ſtand lange ſchweigend vor demſelben. Tief erröthend warf ſie einen Seitenblick auf Achill von Wallen, ſah, daß er mit ſchlauem Lächeln ſie ſcharf beobachte, und wandte wieder dem Bilde ſich zu.

„Nun, und Du ſagſt gar nichts, liebe Sidonia.“ rief endlich die jetzt dreizehnjährige Agnes, ein liebes, ſchlank aufgeſchoſſenes Mädchen, und beugte ſich tief vor, um Sidonien recht in die Augen zu ſehen; „erkennſt Du Dich nicht? es muß Dir ja ſeyn, als ob Du vor dem Spiegel ſtändeſt. Nur wunderlich angezogen biſt Du, faſt wie die Prinzeſſinnen auf dem Theater. Warum haſt Du Dich denn ſo malen laſſen, wie Du niemals gehſt? mit ſo viel goldnen Stickereien und Franzen. Dein gewöhnlicher Anzug ſteht Dir beſſer, und", flüſterte ſie ihr ins Ohr, indem ſie auf die Fußſpitzen ſich erhob, und mit beiden Aermchen Sidoniens Nacken umſchlang, „Du biſt doch noch viel hübſcher."

„Wer hat mir das gethan? unſtreitig iſt es auf Ihren Antrieb geſchehen, mein ſauberer Freund?" ſprach Sidonia gegen Achill gewendet, mit aufgehobenem Finger ihm lächelnd drohend. Der Scherz iſt bei meinen, Ihnen bekannten Geſinnungen ein wenig gewagt, doch die treffliche Ausführung desſelben mag ihm zur Entſchuldigung dienen", ſetzte ſie mit anmuthigem Ernſt hinzu.

„Die Sonne am Himmel iſt nicht unſchuldiger daran als ich es bin; vor einer halben Stunde hat der Anblick dieſes Gemäldes mich nicht weniger überraſcht als jetzt Sie!" rief Achill, „doch hier, hier im Winkel lauſcht der Thäter. Kommen Sie nur hervor aus Ihrem Verſteck, Meiſter Robert", ſetzte er hinzu, und zog den vor Verlegenheit halb todten Maler ohne Barmherzigkeit an das Licht. „Hier ſteht der Mann, ſo unſchuldig er jetzt auch ausſieht, er iſt der böſe Zauberer, der es gewagt hat, Ihr Spiegelbild heimlich zu ſtehlen, und es auf dieſe Tafel feſtzubannen.“

Robert verbeugte ſich drei bis viermal ſchnell hinter einander, ſo tief, daß ſein herabhängendes Haar ſein Geſicht beinahe verſchleierte, das Barett entfiel ſeinen Händen, er wollte reden, doch Stimme und Athem verſagten es ihm, ſein Herz klopfte faſt hörbar in ſeiner Bruſt.

„Ich freue mich, den Meiſter perſönlich kennen zu lernen, deſſen Name durch die öffentliche Anerkennung ſeines Talents mir ſchon längſt nicht mehr fremd iſt“, ſprach Sidonia freundlich. Ich wußte nicht, daß Sie jetzt ſich bei uns aufhielten; iſt es lange her, daß ſie Rom verlaſſen haben?“

„Gnädige Frau“, fing Robert völlig beſinnungslos an, doch Stimme und Athem verſagten ihm von neuem.

„Ich hoffe, Sie werden mir die Freude machen, dem Herrn von Wallen zu erlauben, daß er Sie zu mir begleite“, ſprach Sidonia, als ob ſie die tödtliche Verlegenheit, in welcher der junge Maler vor ihr ſtand, nicht bemerke; doch er fand noch immer keine Worte, und konnte nichts als ſeine etwas ungeſchickten Verbeugungen wiederholen. „Lebt denn wirklich auf Erden eine Frau, die mir ſo ähnlich ſieht, als nur zwei Zwillingsſchweſtern es können?" fuhr Sidonia fort, „es muß ſo ſeyn, und ſie hat zu dieſem Bilde Ihnen geſeſſen, das zu viel ganz individuelle Züge in ſich vereint, um es für ein, blos aus der Phantaſie des Malers entſprungenes Kunſtwerk zu halten. Wo lebt ſie, dieſe meine Doppelgängerin? ich würde alles aufbieten, ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich hatte nie eine Schweſter, es muß ein ſonderbares Gefühl ſeyn, das ich wohl kennen möchte, das eigne Selbſt, in einem lebenden Weſen außer uns, wie in einem Spiegel wieder zu finden."

„Nein, niemals! es gibt keine zweite, wer könnte Ihnen gleichen, gnädige Frau!" rief der Maler in großer Herzensangſt, und erſchrack hinterher ſelbſt über ſeine Kühnheit.

„Ich will das Räthſel Ihnen erklären", nahm Achill von Wallen jetzt das Wort. „Des Malers ſcharfes Künſtlerauge hat bis in Ihr Zimmer Sie zu verfolgen gewußt; gerade heraus ſey es geſagt, Ihre Züge, Ihr Lächeln, Ihr Auge hat er heimlicherweiſe — nun es will mir eben kein höfliches Wort für das, was er gewagt hat, einfallen; genug, ſeine Kunſt hat für ewige Zeiten Sie als allbewunderte Heilige aufgeſtellt, nichts hat er zu dieſem wunderſchönen Köpfchen aus eigenen Mitteln hinzugethan, als dieſe Glorie etwa, die ſein

Künſtlerblick aber doch auch an Ihnen entdeckte, indem ſie, obgleich dem Ungeweihten unſichtbar, Sie dennoch umgibt.“

Ein leichter Zug des Unmuths umwölkte für einen Augenblick Sidoniens ſchöne Stirn, doch ſie ſah auf Robert, der wie vernichtet vor ihr ſtand, und faßte ſchnell ſich wieder. „Ich möchte dem Räuber zürnen“, ſprach ſie nach kurzem Schweigen mit mildem Ernſt, „indeſſen ein Blick auf dieſes ausgezeichnete Gebilde ſeiner ſchaffenden Hand entwaffnet mich wieder. Doch die Stunde wird gleich ſchlagen, die uns Alle aus dieſen Räumen vertreibt, ich rechne mit Gewißheit darauf, Sie, Herr Robert, noch heute Abend mit Herrn von Wallen bei mir zu ſehen“, ſetzte ſie hinzu, indem ſie gegen den Künſtler ſich neigte, Achills Arm ergriff, und mit dieſem das Kabinet verließ. Frau von Bornefeld und Agnes folgten ihr.

Robert ſtellte ſich in die Thüre des Kabinets, er ſah Sidonien nach, wie ſie an Wallens Arm durch den Saal ſchwebte, wie von allen Seiten Männer und Frauen ſich an ſie drängten, um ein freundliches Wort, ein Lächeln, einen Blick von der Allbewunderten zu erhalten; er ſah ihr nach, bis ihm die Augen ſchmerzten, bis auch die hohen ſchwankenden Federn auf ihrem Hute, die er zuletzt nur noch erblicken konnte, ihm entſchwunden waren; dann wandte er ſich wieder zu ſeinem Gemälde, ſtarrte, wie betäubt, lange es an, ſank demüthig vor ſeiner eigenen heiligen Cäcilia auf die Knie, beugte ſich tief, und küßte den goldnen Saum ihres Gewandes.

„Kehren Sie augenblicklich zu dem Maler zurück, und kaufen Sie das Bild für mich", flüſterte Sidonia ihrem Freunde beim Einſteigen in ihren Wagen zu; „ſorgen Sie dafür, daß es ſogleich zu mir gebracht werde, denn hier darf es nicht bleiben. Geben ſie ihm, was er verlangt, mehr als er fordert, denn er ſcheint mir in ſeinen Anſprüchen ſehr beſcheiden. Handeln Sie ja nicht mit ihm, guter Achill, Künſtler brauchen Geld, ich habe deſſen mehr, als mir vielleicht gut iſt, und ich rechne feſt darauf, Sie mit dem Bilde und dem Maler noch heute Abend bei mir zu ſehen, damit ich mit beiden mich befreunden kann."

* * *

Sidonia lebte jetzt als Wittwe in jener Reſidenz, wohin, kurz vor dem Ausbruch des Kriegs, ihr Gemahl ſie mit ihrer Tante und der jungen

Agnes geführt hatte, um ſie in dieſer großen Stadt vor jeder möglichen perſönlichen Gefahr ſicher zu ſtellen. Unerachtet ſeiner hohen Begeiſterung für den zu beginnenden Kampf, und der feſten Ueberzeugung, daß die gerechte Sache am Ende den Sieg davontragen müſſe, kannte er genugſam die Wandelbarkeit des Glückes, um wie ein weiſer Feldherr auf den Rückzug zu denken, noch ehe die Schlacht begann. Er wußte, welchen Gefahren dem Einzelnen, Wehrloſen in einem Kriege, deſſen Grenzen nicht zu beſtimmen waren, auf dem Lande und in kleinen, von allen Seiten offenen Städtchen drohen, wie Feuer, Plünderung, und alle wilde Drangſale einer ſturmbewegten Zeit, beſonders die Frauen in Angſt und Schrecken ſetzen, ſogar den Untergang ihnen bringen können; mit freiem Herzen und ungebeugtem Muthe wollte er in die Reihen der Kämpfer für die gute Sache treten, und er konnte dieſes nur, wenn er das Theuerſte, was ihm die Erde trug, vollkommen in Sicherheit wußte.

Ihm war vom Glücke vergönnt worden, mehrere Monate in ungeſtörter Ruhe und Zufriedenheit auf ſeinem ſchönen Landſitze mit Sidonien verleben zu können, und dieſe waren faſt die einzigen ſeines immer thätigen raſtlos bewegten Lebens geweſen, in welchen er den hohen Werth des Daſeyns auf unſerer ſchönen Erde empfunden, wie er es ſich kaum als möglich gedacht. Sidonia war durch die reine, nie getrübte Unbefangenheit ihres Gemüths, durch die innige, durchaus unerkünſtelte Anhänglichkeit an ihn, ihm in dieſer Zeit unendlich theuer geworden. Ihr jugendlicher Frohſinn erheiterte ſeinen oft ſehr ernſten Geiſt, und ließ in der ſchönen Abgeſchiedenheit, in welcher er mit ihr lebte, ihn nichts von alle dem vermiſſen, was ehemals ſeine großen, vielumfaſſenden Verhältniſſe ihm geboten. Noch einmal, eigentlich vielleicht zum erſtenmal, fühlte der ernſte Mann von jugendlichem Liebesfeuer ſich durchglüht, doch ohne daß dieſes Gefühl ſeine edlere Natur herabzuwürdigen und ihm einen Anſtrich von Lächerlichkeit zu geben vermocht hätte. Adelheim gehörte keineswegs zu jenen frühen Greiſen, die zur Zeit, da ſie die Früchte ihres wohlangewendeten Frühlings genießen ſollten, es zu ſpät bereuen, daß ſie, leichtſinnig und achtlos, die eigne Blüthe ſchon in der Knospe mit frevelndem Uebermuth ſelbſt zerknickten. In ſeinem fünf und vierzigſten Jahre ſtand er da, von innen und außen ein lebenskräftiger, zum Manne herangereifter Jüngling. Mit dem leicht erregbaren Enthuſiasmus der Jugend, mit dem innigſten

Gefühl für menſchliche Freude und menſchlichen Schmerz, verband er alle Nachſicht, alle Beſonnenheit, allen den feſten Ernſt, den nur Erfahrung und Weltkenntniß in ſpätern Jahren dem viel Geprüften gewähren können.

Seit Adelheim aus dem erſten jugendlichen Liebestraum ſo unſanft aufgeriſſen worden war, hatte er viele ſchöne liebenswürdige Frauen und Mädchen kennen gelernt, und ſeiner leichtbeweglichen, zu allem Schönen ſich hinneigenden Natur nach, konnte er nicht kalt und gefühllos den lockenden Kreiſen ſich entwinden, die von allen Seiten ihn umgaben. Er war beſtimmt, Viele anzuziehen und von Vielen angezogen zu werden, manch reizendes liebliches Band war im Laufe ſeines Lebens geknüpft und wieder aufgelöſet worden; einigemal hatte er gewähnt, zu lieben und wieder geliebt zu werden, doch auch dieſe ſeine Jugendträume zerflatterten vor dem helleren Lichte der ihm innewohnenden Wahrheit.

Vielleicht mochte auch der ſtete Wechſel in ſeinem oft und vielbewegten Leben dazu beigetragen haben, daß bis jetzt kein dauerndes, zu ſchöner Häuslichkeit führendes Verhältniß ſich ihm hatte geſtalten wollen; aber er hatte auch noch keine Sidonia gefunden, die alles in ſich vereinigte, was er beim erſten Erwachen ſeines Herzens, in der damals jungen Eliſabeth geliebt und vermißt. Sidonia war der Abgott ſeines Herzens, wie keine vor ihr; nicht nur weil ſie jung war und ſchön, und anmuthig und liebenswerth. Ihre zum Größten und Erhabenſten ſich unwiderſtehlich hinneigende Seele, ihr faſt männlicher Ernſt bei ſo viel weiblicher Milde und Beſcheidenheit, ihre unendliche Fügſamkeit, die nie zu ſclaviſcher Nachgiebigkeit ſich erniedrigte, ihr heller Blick, die Freiheit ihrer Begriffe, die über alle kleinlichen Bedenklichkeiten ihres Geſchlechtes, vielleicht nur gar zu ſehr ſie erhob, vor allem aber die warme Begeiſterung, mit der ſie ſeine lang gehegten Pläne und Wünſche für das Vaterland in ſich aufnahm, und mit ihrem eigenſten Selbſt auf das innigſte verband, erhoben Sidonien zum Sterne ſeines Lebens.

Mit ihr beſprach er die nahende gewaltige Zukunft, und ſie verſtand ihn, wie Frauen Männer verſtehen, nicht mit dem Verſtande, aber mit dem Herzen. Leicht und lebhaft ging ſie auf alle ſeine Aeußerungen und Darſtellungen ein, die Einwendungen, welche ſie zuweilen ihm machte, ihre eigenen Gedanken, die ſie furchtlos gegen ihn ausſprach, verhalfen ihm oft zu größerer Klarheit in ſeinen Anſichten. Nie äußerte ſie die kleinſte Spur von ängſtlich banger Sorge um ihn und um ſich, obgleich ſie das Gefahrvolle der herannahenden Zeit ſich keineswegs verbarg, und ſich oft mit ihm darüber berieth.

Anders fühlte Sidonia für ihren Gemahl als er für ſie; er war ihr Lehrer, ihr Freund, an dem ſie treu, mit unwandelbarem Vertrauen und tiefgefühlter Dankbarkeit hing. Die Ruhe, die Zufriedenheit, in der ſie jetzt ihre Tage verlebte, waren ſein Geſchenk. Dem kleinlichen Treiben entriſſen, das ſeit länger als einem Jahr ihr Gemüth bedrückt hatte, aus der Gewalt, wie von dem Anblick eigenſüchtiger, neidiſcher und argliſtiger Verwandten befreit, einer Lebensweiſe entzogen, gegen welche ihr, zur Freiheit hinſtrebender, Geiſt immerfort unter Schmerzen ankämpfen mußte, wie die neu gefangene Lerche, die gegen die glänzenden Stäbe ihres Käfigs ſich Bruſt und Flügel blutig ſchlägt, fühlte Sidonia ſich plötzlich, wie in einer andern beſſern Welt, und Adelheim war der gute ſchützende Engel, der ſie in dieſe verſetzt hatte.

Auch ſeine Anſichten von dem, was das Leben und unſere Umgebungen von uns fordern mögen, ſtimmten mit den ihrigen überein, und dieſe wurden unter ſeiner Anleitung nur noch feſter beſtimmt und geordnet. Der kühne, ſeiner Kraft ſich bewußte feſte Mann hatte früh ſich gewöhnt, nur ſeiner eignen innern Ueberzeugung von dem, was recht und erlaubt ſey, zu folgen, ohne ſich dabei an das Geſchwätz der Menge zu kehren, die ſich dagegen auflehnen mochte; er ſuchte, ſo oft ſich die Gelegenheit dazu bot, dieſe ſeine Denkweiſe ſeiner jungen Gattin mitzutheilen, und fand in ihr eine nur zu gelehrige Schülerin.

„Theure Sidonia", ſprach er, „was iſt die öffentliche Meinung gegen die Stimme Gottes in unſerer Bruſt? wer ſind ſie denn, dieſe Aereopagen, die es ſich herausnehmen wollen, über uns und unſer Thun abzuurtheln? Betrachte ſie im Einzelnen, und Du wirſt finden, daß wenigſtens zwei Drittel von ihnen aus Menſchen beſtehen, deren Lob oder Tadel uns vollkommen gleichgültig ſeyn muß, und von ſolchen ſollten wir uns Geſetze vorſchreiben laſſen, weil ſie ihrer Viele ſind? Liebes Weib, laß uns nur den Frieden mit uns ſelbſt heilig bewahren, alles andere iſt keines Gedankens werth. Wer wollte auch um der öffentlichen Meinung willen nur Eine ſelige Minute dieſes kurzen Lebens verlieren! ſie iſt wandelbarer wie der Wind, und tritt heute in den Staub, was ſie noch geſtern in den Himmel erhob."

Sidonia fand in ihrer eigenen Bruſt den Wiederhall der Worte ihres Gemahls, und die Uebereinſtimmung knüpfte ſie noch feſter an ihn. Er war der erſte, den ſie je gefunden, deſſen Anſichten in dieſer Hinſicht ſo ganz die ihrigen waren, und ſie fühlte ſich dadurch in dem Entſchluſſe beſtärkt, ſich nie durch äußere Formen und die Meinung der Welt von einem Schritt abhalten zu laſſen, den ſie als nothwendig für ihr eigentliches Glück anerkannte. Adelheim freute ſeiner Seits ſich ebenfalls des feſten klaren Sinnes ſeiner jungen Frau, deren Beſchützer er noch viele Jahre zu bleiben hoffen durfte, und ſo ward das Band, welches Beide zu ihrem Glücke vereinte, immer feſter und inniger verſchlungen.

Alles, was tiefgefühlte Dankbarkeit, inniges Anerkennen einer hohen edlen Natur, die liebend ſich uns zuneigt, nur erſinnen können, ward von Sidonien angewendet, um dem hochverehrten Freunde zu beweiſen, wie glücklich ſie in ſeiner Liebe ſich fühle, wie ſehr ſie wünſche, ſich in dieſer zu erhalten, um niemals die, durch dieſelbe ihr verliehene Macht zu verlieren, wohl aber ſein Leben verſchönern, und ſeinen häuslichen Frieden dauernd begründen zu können. Sie freute ſich der an Leidenſchaft gränzenden Gluth ſeiner Gefühle für ſie, die aus ſeinem ganzen Betragen hervorleuchtete, doch ihr eigenes Herz ſchlug dabei nach wie vor den gewohnten ruhigen Schlag, und ſie war feſt überzeugt, daß es damit nie, unter keinem Verhältniß anders werden könne. Adelheim ſtieg mit jedem Tage höher in ihrer Achtung, er war ihr der edelſte vollkommenſte der Männer, ſie war feſt von der Unmöglichkeit überzeugt, jemals einem Andern begegnen zu können, der fähig ſey, in ihrer ruhigen Bruſt ein wärmeres Gefühl anderer Art zu erwecken, als das ſtille, ſie ſelbſt beſeligende Wohlwollen, welches ſie für ihren Gatten empfand, ſie glaubte ſogar ſich und alle edlere Frauen über ein leidenſchaftlicheres Gefühl hoch erhoben.

Sidonia hielt ein Tagebuch, in welchem ſie weniger die äußern als die innern Ereigniſſe ihres Lebens aufzeichnete, ſie hatte ſich unter Adelheims Leitung gewöhnt, ihre Anſichten, beſonders über die Bücher, welche ſie eben geleſen, nieder zu ſchreiben, um dadurch zu immer größerer Klarheit über ſich ſelbſt zu gelangen, und folgende Stelle aus dieſem Buche, die ſie, nach Leſung einer höchſt leidenſchaftlichen Darſtellung der Liebe eines weiblichen Weſens niederſchrieb, beweiſet, wie weit entfernt ſie davon war, an dieſes mächtigſte der Gefühle zu glauben.

„Dieſes Stürmen, dieſes Toben“, ſchrieb ſie,

„dieſe zerſtörende, alles überwältigende Liebesgluth kann doch nur in der ſtärkeren Männerbruſt ihre eigentliche Heimath finden; bei uns wird ſie zur Unnatur, unſere Erziehung, unſere ganze Exiſtenz, ſogar die ſittlichen Einrichtungen aller kultivirten Völker auf Erden können mit ihr durchaus nicht in Einklang gebracht werden. Was den Mann zu kühnen Thaten begeiſtert, wird bei uns zum zerſtörenden Fieber. Nur die Männer dürfen den Gegenſtand ihrer Liebe wählen, ſie allein dürfen ihre Wahl laut bekennen, dürfen um die Geliebte werben und ihre Neigung wie ihren Beſitz auf alle Weiſe zu erringen ſuchen. Wir dagegen, wir dürfen uns nicht hervordrängen, wir dürfen nie und nimmer das Auge des Mannes, dem unſer Herz ſich zuneigen möchte, auf uns zu ziehen ſuchen; die Fürſtin wie die Bäuerin muß ſtill und beſcheiden es erwarten, ob ſie geliebt wird, oder ungeliebt ihr Leben hinbringen ſoll, ſo will es die Sitte und auch das eigene Gefühl jeder reinen weiblichen Bruſt.

„Und wie könnte auch jene wilde Gluth in unſerer beſchränkteren ruhigern Beſtimmung anders als unheilbringend wirken? Unſer Glück iſt ſtillerer Art, das Haus iſt unſere Welt, Glück und Frieden um uns zu verbreiten, die Traurigen zu tröſten, die Leidenden zu pflegen, iſt unſere ſchöne Beſtimmung; wir ſind geborene Beſänftigerinnen, damit die, von der Männer wildem kühnen Beginnen entzündete Welt nicht zum Aſchenhaufen werde, und welche Frau, die das uns geſetzte hohe Ziel recht erkennt, wird je ſich von ihm abwenden wollen, um in jenes Chaos wilder zerſtörender Leidenſchaft ſich muthwillig zu ſtürzen, von dem Keine jemals ergriffen werden wird, die nicht abſichtlich ihm ſich hingibt.

„Wie leicht muß es ſeyn, bei einigermaßen klarer Beſinnung einer Flamme zu entgehen, die ſchon von ſelbſt, unter dem kühlenden Hauche der Zeit in ſich zuſammenſinkt und erliſcht! Sogar meine Mutter — war nicht die Liebe zu dem erſten Jugendgeliebten, die ſie ewig wähnte, in ihrer Bruſt ſchon lange vorher erloſchen, ehe ſie ihn wieder ſah? war nicht bei dieſem Wiederſehen das Gefühl, welches Beide in ihren Frühlingstagen getäuſcht hatte, ſchon ſeit Jahren durch die Zeit in die gebührenden Gränzen zurückgewieſen? und doch ſind beide die treueſten liebendſten Weſen, welche die Erde jemals getragen.

„Mir kommen jene gewaltigen Liebesgefühle, von denen ich in Romanen und Gedichten ſo vieles leſe, wie die Kinderblattern vor, von denen man glaubt, daß jeder Erdgeborene ſie überſtehen müſſe, und doch hat man Jahrtauſende hindurch nichts von ihnen gewußt, und doch gab es und gibt es noch zur Stunde ganze Völker, die ſie nicht kennen, oder ſie nicht kennen würden, hätte europäiſche Verderbtheit ſie nicht in neuerer Zeit zu ihnen gebracht. Man impft jetzt künſtlich ſie ein, und mancher muß ſie überſtehen, der ohne dieſes vielleicht ſein ganzes Leben hindurch davon frei geblieben wäre. So ſah ich denn auch manche meiner jungen Freundinnen, die ich in der Geſellſchaft meiner Stiefmutter kennen lernte, ſich ſchon ſehr frühzeitig bemühen, zu einem ſo gewaltſamen Liebesdrang und allen Abentheuern, die ein ſolcher nach ſich zieht, bei Zeiten zu gelangen; Geiſt, Gemüth, Phantaſie wurden über alles Maas angeſtrengt, um ſich ſelbſtgeſchaffene Leiden zu bereiten, und doch auch einmal etwas Großes zu erleben, worüber ſich an irgend eine theure Freundin ellenlange Briefe ſchreiben ließen.

„Hier hinkt indeſſen mein Gleichniß, wie eben alle. Jene Schutzblattern werden wirklich nützlich, indem ſie vor möglichem, ſogar wahrſcheinlichem Uebel bewahren, doch dieſe erkünſtelten Liebesfeuerwerke laſſen zerſtörende Folgen hinter ſich nach; das einmal aufgeregte Gemüth ſtürzt ſich aus einer

Verwirrung in die andere, weil es ihm an Beſchäftigung mangelt, und es die eigne Oede ſich verhüllen möchte, in der es einem ausgebrannten Krater gleicht."

Mit ſchwerem Herzen verließ Adelheim gegen den Anfang des Winters den ſtillen ruhigen Schauplatz ſeines kaum gehofften Glückes, um ſeine junge Gemahlin in jener großen Reſidenz in Sicherheit zu bringen, in welcher ſie das Ende des, dem Ausbruch nahen Krieges abwarten ſollte. Frau von Bornefeld gab ſeinen Bitten und gegründeten Vorſtellungen, obwohl ungern, nach, und begleitete mit der jungen Agnes ihre Nichte nach dem neuen Wohnorte derſelben, wo Adelheim mit der zärtlichſten Sorgfalt ſich bemühte, der geliebten Gemahlin eine, ihrem jetzigen Range und Reichthum angemeſſene Exiſtenz zu bereiten. Er führte ſelbſt am Hofe und in den angeſehenſten Häuſern ſie ein, machte mit den, durch Geiſt und Talent ausgezeichneteſten Bewohnern der großen Stadt ſie bekannt, und erſt, als er ſie einigermaßen einheimiſch geworden ſah, ſchied er von ihr, um ſeinem ernſten Berufe zu folgen. Ihre Thränen, ihre Wünſche, ihr Gebet folgten ihm nach, doch ihr feſter Muth ward bei dem Abſchiede von ihm eben ſo wenig erſchüttert, als der ſeinige.

Die allgemeine Begeiſterung, von der ſie alles um ſich her, jung und alt, Männer und Frauen ergriffen ſah, erhob auch ihr Gemüth hoch über alles Fürchten und Schwanken. Jene Tage fielen in eine große, alle Kräfte aufregende Zeit, welcher jeder, der ſie erlebte, mit ſtiller Rührung gedenken muß. Alles Kleinliche, Gewöhnliche, Selbſtſüchtige fiel für den Augenblick von den Menſchen ab, nur Ein großer erhebender Gedanke erfüllte die Gemüther. Keiner war dem Andern mehr fremd, denn Alle fühlten durch das Hinſtreben zu Einem großen gerechten und heiligen Zweck ſich verbrüdert, und ſetzten über Verhältniſſe ſich hinaus, welche ſonſt ihre Anſichten beengt hatten. Jedermann wollte thätig mitwirken, Jünglinge, die noch an der Gränze der Kindheit ſtanden, und dem Greiſenalter nahende Männer drängten mit gleichem Eifer ſich zu den Fahnen; liebende Mütter entließen freudig den einzigen Sohn, die Stütze ihres Alters, um ihn in die Reihen der Krieger für Gott und Vaterland ſich ſtellen zu ſehen, und ſelbſt die Frauen jedes Alters und Standes ſuchten, ſo viel ihre Kräfte und ihre Stellung im Leben es erlaubten, zu dem großen allgemeinen Zwecke beizutragen. Sie brachten, was ſie an Schmuck und köſtlichem Hausgeräthe beſaßen, zur Ausrüſtung der Krieger unaufgefordert herbei, ſie wirkten mit fleißiger Hand für die Kleidung derſelben, und für die Pflege der Verwundeten auf dem Felde der Ehre; alles, was im gewöhnlichen Gange des Lebens ſie ſonſt beſchäftigt hatte, war vergeſſen, kein Stadtgerede, keine Neuigkeit des Tages konnte von dem allgemeinen Intereſſe an dem gewaltigen Kampfe, der jetzt begann, aufkommen, nur die Zeitungen wurden mit Eifer geleſen, ſie gingen von Hand zu Hand, und Romane, Gedichte und Journale lagen beſtäubt.

Sidonia ſtellte gleich anfangs ſich an die Spitze eines Frauenvereins, deſſen Mitglieder größtentheils zu dem von ihr ſehr hoch gehaltenen Mittelſtande gehörten. Hier fand ſie ein, ihrem Herzen wohlthuendes weites Feld zur erfreulichſten Thätigkeit; ſie gab mit vollen Händen, wo es Noth that; ſie ordnete mit klarer Ueberſicht Arbeiten mancher Art. Ihr eigner unermüdlicher Eifer bewog die andern Frauen, ihrem nachahmungswürdigen Beiſpiel zu folgen. Die ihrem innerſten Herzen entquellende Begeiſterung, von der ſie beſeelt war, riß Alle, die in ihre Nähe kamen, unwiderſtehlich mit ſich fort; manches Excentriſche in ihrem Benehmen, das man ſonſt vielleicht an ihr getadelt hätte, fiel Niemanden mehr auf, denn die ganze Welt war aus dem gewohnten Gleiſe getreten, und eben deshalb befand Sidonia ſich in ihr ungewöhnlich wohl. Ihr Muth ſtieg mit jedem Tage, ſelbſt die trüben Nachrichten, welche nach und nach einliefen, konnten ihn nicht beugen; ſie baute auf Gott und die gerechte Sache, und die Briefe ihres Gemahls, die zuweilen, wenn gleich nicht oft, bis zu ihr gelangten, beſtärkten ſie fortwährend im feſten Vertrauen auf kommende beſſere Tage.

Endlich war die große Völkerſchlacht geſchlagen, Paris erobert, Napoleon nach der Inſel Elba verbannt. Der jubelnde Dank, der beim Empfang dieſer Nachrichten rings um Sidonien zum Himmel aufſtieg, der Wonnetaumel, von welchem ſie alle Welt ergriffen ſah, wirkte auch auf ſie mit begeiſternder Gewalt, und beraubte ſie faſt aller Beſinnung. Unbekannte, nie zuvor von ihr geſehene Menſchen begrüßte ſie warm und herzlich wie alte Bekannte, und forderte ſie auf, ſich mit ihr zu freuen, Allen, welche nicht im Ueberfluß zu leben ſchienen, drängte ſie mit vollen Händen ihr Geld auf, und ermahnte ſie, es zur Feier des glücklichſten Tages zu verwenden; ſie eilte von einem Hauſe, von einer Kirche zur andern, und ward nicht müde, Gott für den erhaltenen Sieg zu danken, und an dem Anblicke der freudigen Gruppen, die ſie überall auf ihren Wegen antraf, ſich zu ergötzen.

Adelheim war einer der Erſten, die von dem Schauplatze des Sieges zu den Ihrigen zurückkehrten, und Sidonia flog, von der lebhafteſten Freude beſeelt, ihm entgegen. Daß ſie bleich, ermattet, trüber als er ausgezogen war, ihn wieder fand, beunruhigte ſie anfangs nicht im mindeſten, ſie ſchrieb dieſe Erſcheinungen den unabläſſigen geiſtigen und körperlichen Anſtrengungen zu, denen er ſo viele Monate hindurch ſich hinzugeben gezwungen geweſen war, den Entbehrungen aller Art, den vielen langen Nächten, während denen er am Biwachtfeuer ohne Obdach, dem Regen, dem Sturme, der Kälte ausgeſetzt geblieben war. Sie glaubte feſt, daß die Ruhe nach vollbrachter Arbeit, ihre ſorgſame Pflege und die Rückkehr zu der ihm ſo lieben gewohnten Häuslichkeit, in Kurzem ihn völlig wiederherſtellen würden.

Doch als er nach wenigen Wochen körperlich geneſen ſchien, und die Niedergeſchlagenheit ſeines Geiſtes dennoch nicht weichen wollte, als er trübe und in ſich verſchloſſen blieb, ſchwere, nicht erfreuliche Gedanken ſeine ſonſt immer heitere Stirne umwölkten, aus denen er, wenn Sidonia ihn anredete, oft erſchrocken auffuhr, und ſie deutlich gewahr werden mußte, wie Adelheim einen ſchwer auf ihm laſtenden Kummer im Herzen trage, den er vor ihr zu verheimlichen ſuche, da erbangte auch ſie, und wandte, im Bewußtſeyn ihrer Gewalt über ihn, allen Zauber ihrer Liebenswürdigkeit daran, um ihn zu bewegen, ihr zu geſtehen, was jetzt, da ihrer Meinung nach alles glücklich vollbracht ſey, ihn innerlich noch quälen könne.

Ach! er hätte ſo gern es ihr verſchwiegen! verſuchte auch noch jetzt, es zu wollen, aber während ſeines kurzen Zuſammenlebens mit ihr war er ſchon zu ſehr daran gewöhnt worden, immer offen ſich ihr zu zeigen.

Die himmliſch ſchöne Begeiſterung, die ſo lange über ſich ſelbſt und ſeine Zeit ihn erhoben, war leider von ihm gewichen, und vor dem Anblick der kalten nackten Wahrheit zerſtreuten ſich die Nebel, deren zauberiſche Täuſchung ihm bis jetzt die ferne Zukunft in verſchönerndem Glanze gezeigt hatte. Er wandte den Blick zurück auf eine weit frühere Vergangenheit, auf die wichtigſten Momente der Geſchichte längſt verſunkener Zeiten, er ſuchte vergleichend ſie mit dem, was eben geſchah, zu verbinden, und die Schwächen des Baues, zu welchem er ſelbſt mit ſo unendlicher Anſtrengung geholfen hatte, die Materialien herbei zu tragen, wurden ihm immer ſichtbarer. Alles, was noch zur Vollendung des Ganzen fehlte, alle durch ewige Nothwendigkeit bedingten traurigen Erfahrungen, die ſein Vaterland, ſelbſt die Welt bedrohten, ſtiegen weiſſagend vor ſeinem Geiſte auf, und wenn etwas noch die reine innere Harmonie ſeines Weſens erſchüttern konnte, ſo war es das wortloſe, beinahe verachtende Mitleid mit den Irrthümern der Schuld, den künftigen Leiden ſeines Volkes, denen er die eben erblühende Generation entgegengehen ſah. Die ſchönen Täuſchungen alle, denen er noch vor wenigen Monaten ſich ſo freudig hingegeben, ſchwanden; ihm war, als ſey er wieder einmal jung geweſen, und habe nun zum zweitenmal ſeine Jugend verloren.

Sidonia verſtand ihn zu gut, hatte zu ſehr ſich gewöhnt, ſeine Gedanken auch unausgeſprochen zu errathen, als daß es ihm möglich geweſen wäre, ſie über das Reſultat ſeiner neueſten Erfahrungen gänzlich zu täuſchen; aber er wünſchte dennoch ſie zu ſchonen, er wollte ihrer ſchönen freudigen Jugend nicht zu früh ihre köſtlichſten Blüthen rauben, nicht das argwohnloſe Vertrauen, die Sicherheit im Hoffen in ihr vernichten, die im Frühlinge des Lebens uns alle eine Zeit lang ſo unendlich beglücken. Deshalb ſagte er ihr zu wenig, und auch zu viel, um ſie ganz ins Klare zu ſetzen. Sidonia klagte mit ihm über das jammervolle Loos der Opfer, die einem, durch unvollſtändiges Erreichen halb vernichteten Zwecke gefallen waren, aber ſie freute ſich dennoch, wenigſtens die Morgenröthe eines über ihr Vaterland aufgehenden hellen Tages geſehen zu haben, obgleich ſie, Adelheims Gründen nachgebend, ſich eingeſtand, daß ſie unerachtet ihrer Jugend, doch wohl ſchwerlich die volle ſtrahlende Glorie jenes Tages erleben werde.

Napoleon riß von der Inſel Elba ſich los, der große entſcheidende Kampf auf Leben und Tod mußte wieder beginnen, und Adelheim fühlte von neuem das Jugendfeuer, den friſchen Kampfesmuth, die ihn nie verlaſſen, in ſeiner Bruſt ſich entzünden. Er flog in ſo ſtürmender Eile dem Schauplatz erneuter Thätigkeit zu, daß er ſich kaum Zeit ließ, von Sidonien Abſchied zu nehmen. Sie erſchwerte ihm dieſen nicht durch Thränen und Klagen, ſie wand ſich muthig, beinahe freudig, aus den Armen ihres Helden, und keine ſchwere Ahnung trübte ihre Blicke und engte das Herz ihr ein. Sie war überzeugt, der große Augenblick ſey jetzt gekommen, in welchem alles Verſäumte nachgeholt, und die Freiheit, das Glück der Welt auf feſten unwandelbaren Säulen begründet werden müſſe. Sie zählte die Tage, die noch bis zur

Wiederkehr des edlen Mannes vorübergehen konnten, deſſen Lebensabend zu verſchönern künftig die Freude und die Beſtimmung ihres eigenen Daſeyns werden ſollte. Doch ſie hoffte vergebens; Adelheim kehrte nicht wieder, auf der Höhe des Montmartre fiel er, auf dem Felde unſterblicher Ehre, betrauert und bewundert von Tauſenden ſeiner Kriegsgefährten.

* * *

Gleich einem ſchweren, alle ihre Lebenskräfte erſchütternden Schlage, wirkte die erſte Nachricht von ihrem großen unerſetzlichen Verluſte betäubend auf Sidonien; doch das tröſtende Zureden, die mütterliche Pflege ihrer Tante halfen nach einigen, in Geiſtesdumpfheit beinahe thränenlos verlebten Tagen ihr über den erſten, ſie der Beſinnung beraubenden Schmerz hinaus. Das Unglück war zu plötzlich, zu unerwartet über ſie hereingebrochen, als daß ihr zwar feſtes, aber in wirklichem Leiden noch ungeübtes Gemüth ihm hätte widerſtehen können; es erſchien ihr wie ein Traum, wie ein unausſprechlich ängſtlicher Traum, von dem ſie mit noch halb gefeſſelten Sinnen vergeblich ſich loszuwinden ſtrebte. Doch endlich konnte ſie weinen, und mit ihren Thränen fand ſie auch ihr Bewußtſeyn wieder, und Kraft und Muth genug, um über den edlen Todten auf eine, ſeiner würdige Weiſe zu trauern.

Das tiefſte Gefühl der innigſten Verehrung, der unwandelbarſten Treue, mit der ſie, ſo lange ſie lebte, Adelheims Andenken rein und heilig in ihrer Bruſt pflegen und bewahren müſſe, verließ ſie keinen Augenblick; ſie fühlte, daß das immer ſo bleiben, daß ſie nie ſeiner vergeſſen werde noch könne; aber ſie hielt ihn und ſich ſelbſt zu hoch, um mit ihrem edlen Schmerz vor der Welt zu prunken, und eine Troſtloſigkeit erheucheln oder erzwingen zu wollen, die ſie nicht empfand. Sie fühlte, daß das Leben ihr noch lächle, daß auf ihrem ferneren Wege durch daſſelbe manche Blume ihr noch erblühen werde, und war ihrer Natur nach zu gut, zu geſund, zu unverſchroben, um, gleich einem trotzigen Kinde, mit Gott und der Welt zu grellen, weil ſie ein Schickſal betroffen, das Tauſende neben ihr in größerem, noch bitterem Maaße erfahren und tragen mußten.

Daher trat ſie nach den erſten, in der, einer Wittwe ziemenden Abgeſchiedenheit zugebrachten Monaten, wieder hinaus an das Licht, ſobald der äußere Anſtand es erlaubte. Kaum zwanzig Jahre alt, im unbeſchränkten Beſitz eines ſehr bedeutenden Vermögens, in voller Freiheit über ſich und ihre Lebensweiſe nach eigener Wahl zu beſtimmen, ohne irgend einer lebenden Seele davon Rechenſchaft ablegen zu müſſen, lag die Welt offen vor ihr da. Seit ihrer Vermählung war ſie außer aller Verbindung mit ihrer Stiefmutter, deren Wohnort von der Reſidenz, in welcher Sidonia jetzt lebte, zu weit entfernt lag, als daß ſie ferner um das Thun und Laſſen derſelben ſich hätte bekümmern können. Auch Theodor lebte meiſtentheils auf ſeinem Gute, in der Nähe der Frau von Klarenbach, und war mit ſeinen eigenen Angelegenheiten und dem eigennützigen Beſtreben, in der Gunſt der Stiefmutter ſich immer mehr zu befeſtigen, zu beſchäftigt, als daß er Sidonien durch unberufene Einmiſchung hätte läſtig werden können.

Sidonia erkannte ganz die Vorzüge des glänzenden Looſes, durch welches ein ſeltenes Geſchick ſie vor Tauſenden ihres Geſchlechtes ausgezeichnet hatte; jung, ſchön, reich, in völliger Unabhängigkeit, fühlte ſie ſich durch keine Pflicht gefeſſelt, außer der, ſich der ſeltenen Gaben, mit welchen das Glück ſie ſo verſchwenderiſch überſchüttet hatte, ſtets würdig zu beweiſen, und ſich ihrer auf eine, ſie vor zu ſpäter Reue ſichernde Weiſe zu erfreuen.

Frau von Bornefeld konnte es nicht über ſich gewinnen, Sidonien in ihrem Schmerz zu verlaſſen, obgleich ſie oft und recht herzlich nach ihrem jetzt völlig ſichern ländlichen Aufenthalt und nach den häuslichen Beſchäftigungen, deren ſie lange Jahre hindurch gewohnt geweſen war, ſich ſehnte. Sidonien fehlte es daher nicht an Geſellſchaft, aber ſie war doch allein, und war es eigentlich auch früher, in Adelheims Abweſenheit, immer geweſen. In ihm hatte ſie den treueſten liebendſten Freund, den nachſichtsvollen weiſen Führer ihrer Jugend verloren, das einzige Weſen, mit dem ſie des vollkommenſten gegenſeitigen Verſtehens ſich erfreute; ein Glück, das Wenigen wird, und dem man im Leben nicht ſo leicht zum zweitenmale wieder begegnet.

Die allgemeine gewaltige Bewegung, in welcher Sidonia die Welt bei ihrem eigentlichen Eintritt in dieſelbe antrat, und von der ſie ſogleich mit ergriffen und auf Flügeln der Begeiſterung fortgeriſſen wurde, hatten ihr Gemüth, ihr Hinneigen zum Großen und Erhabenen zwar veredelt und erhöht, aber auch zugleich ſie dermaßen an einen raſchern bedeutenden Lebensgang gewöhnt, daß ſich ihr jetzt in ihrem ruhigeren gewöhnlichen Zuſtande ein Gefühl von Leere und Oede aufdrängte, welches ſie ſonſt in ſo früher Jugend ſchwerlich ſchon gekannt haben würde. Wird doch auch noch jetzt, zur Stunde, nach ſo vielen Jahren, durch die Nachſchwingungen jener gewaltſam bewegten Zeit, das Finden und Feſthalten eines nothwendigen wohlthuenden Mittelzuſtandes oft noch erſchwert! Mit großem, über ihre Jahre hinausgehenden Ernſte ſuchte ſie die tiefſten Tiefen der eigenen Bruſt zu erforſchen. Leider fand ſie in dieſer nichts, was zu einem deutlich ausgeſprochenen Wunſche ſich geſtalten wollte, wohl aber Sehnſucht, quälende unbeſtimmte Sehnſucht nach einem namenloſen Etwas, welches die Leere, die kalte Oede ausfüllen könne, die ſie in ihrem Innern fühlte, ohne darüber zum rechten Bewußtſeyn zu gelangen. Der Kampf mit den Widerwärtigkeiten, die ihre Jugend getrübt hatten, der innige Antheil, den ſpäterhin das Geſchick ihrer Mutter ihr einflößte, und zuletzt ihr ſeltenes ſchönes Verhältniß zu Adelheim, hatten bis dahin ihre ganze Seele erfüllt; es war ihr, ſo lange dieſer lebte, nie in den Sinn gekommen, daß ihrem Leben noch irgend etwas Wünſchenswerthes mangeln könne, und ſie fing jetzt an, den Verluſt des edlen Freundes mit jedem

Tage ſchmerzlicher, man möchte faſt ſagen, unbequemer zu empfinden. Ihr ſchöner, zuletzt auf das höchſte geſteigerter Enthuſiasmus für Freiheit und Vaterland hatte ſie hoch über alles Uebrige gehoben; jetzt war das alles vorüber, und ſie ſah zum erſtenmale von dem traurigſten aller Uebel ſich ergriffen, das eigentlich Frauen nur kennen, von der Langenweile des Herzens.

Dieſe immer fühlbarer werdende Oede, dieſes quälende ſich ewig unbefriedigt Fühlen führt oft die Frauen zu ernſtlichen tiefſinnigen Unterſuchungen des eignen innern Weſens, die man ihnen kaum zutrauen ſollte, weil ſie an das, den Männern eigne Gebiet der Philoſophie gränzen. Auch Sidonia gab in einſamen Stunden ſich ihnen hin, und mußte ſich zuletzt mit Entſetzen geſtehen, daß ſie, einige excentriſche aber göttlich ſchöne Momente ausgenommen, welche ihre enthuſiaſtiſche Freude über die Siege ihres Volkes ihr gewährt hatten, noch nie in ihrem Leben empfunden habe, was Glücklichſeyn eigentlich heiße.

Sie war zufrieden, ſie war oft froh und freudig geweſen, aber ſich glücklich fühlen, ſo glücklich, wie ſie deutlich empfand daß ſie es ſeyn könne, dieſes Gefühl war bei allen beneidenswerthen Gaben, welche das Schickſal in verſchwenderiſcher Fülle ihr gewährt hatte, ihr dennoch ſtets fremd geblieben. Es ſchien ihr, als ob es ihr hätte werden können, wenn ihr vergönnt worden wäre, länger und ruhiger an Adelheims Seite zu leben; doch er war dahin, von wo keine Rückkehr mehr möglich iſt, und ſie ſelbſt ſtand zu hoch über dem Gewöhnlichen, als daß ſie, gleich Vielen ihres Geſchlechts, in ſorgfältig unterhaltenem, gleichſam verewigtem Schmerz über ihren großen Verluſt, Erſatz für denſelben geſucht hätte. Sie mußte, ſie wollte ſich ermuthigen, um von dem Leben, das ihr von allen Seiten entgegen lächelte, zu erwarten, was es vielleicht ihm noch bieten könne; doch nur neues Begegnen ungewöhnlicher ausgezeichneter Menſchen, nähere Bekanntſchaft mit ihr bisher unbekannt gebliebenen Verhältniſſen und Formen des Lebens konnten ihr helfen, ihren großen Verluſt zu verſchmerzen und momentan zu vergeſſen. Denn nur Verſchmerzen und Vergeſſen, nicht Entſagen hatte ihre Vergangenheit bis jetzt ſie gelehrt. Der Hang zum Thätigſeyn, der von jeher ein Grundton ihres Weſens war, erwachte jetzt in ihr mit faſt quälender Gewalt, denn die edlere Natur des Menſchen, beſonders der Frauen, fordert entweder Glück oder Thätigkeit, wenn ſie nicht in Flachheit und Erbärmlichkeit untergehen ſoll. Das wahre, reine, beſeligende Gefühl des Glücklichſeyns bleibt leider Vielen der beſten und edelſten unter den Frauen fern, und wenn ſie es erreicht zu haben glauben, wird es ihnen nur zu oft zum Granatapfel der Proſerpina, der ſie auf ewig an die Unterwelt feſſelt.

Abgerechnet von ihrer äußeren glänzenden Lage, war Sidonia auch in ihrem Innern unendlich reich, und zu ihrer eignen Qual kannte ſie dieſen ihren Reichthum. Das Leben an der Seite eines ſo ausgezeichnet und vielſeitig gebildeten Mannes wie Adelheim, hatte alle in ihr noch ſchlummernde Fähigkeiten und Talente geweckt; ſein Beifall hatte zur Ausbildung und Uebung derſelben ſie mächtig ermuntert, und ſie hoffte auch jetzt, in ihnen gegen das unheimliche Gefühl Schutz zu finden, das ihren Geiſt drückte. Sie fing von Neuem an, in Kunſt und Wiſſenſchaften vorwärts zu ſtreben, ſie verſuchte ſich in Vielem, in Allem, was ihrem Geſchlechte nur einigermaßen zugänglich war, und ſeltenes unerwartetes Gelingen krönte jeden dieſer Verſuche. Was ſie auch unternehmen mochte, es gerieth, und laute allgemeine Bewunderung folgte ihr überall. Doch dieſe konnte ſie nicht erfreuen. Schnell und mißmuthig ließ ſie wieder los, was ſie ſo eben freudig ergriffen, denn es fehlte ihr

Einer, ein Freund, eine einzige menſchliche liebende Seele, welche die Freude an dieſem ihrem Gelingen wahrhaft beglückt hätte; ſie hatte Niemanden, um deſſenwillen ſie in ihren mannichfaltigen Beſtrebungen hätte fortfahren mögen. Mit unerhörter Anſtrengung wäre ſie freudig der höchſtmöglichen Vollendung zugeeilt, hätte ſie ſolch einen Freund beſeſſen, doch Adelheim lebte nicht mehr, und unter der großen Schaar ihrer Bewunderer, welche ihre Schönheit, ihr Reichthum, der ſie umgebende Glanz auf Tritten und Schritten ihr nachzog, konnte ſie auch nicht einen Einzigen entdecken, der ihr der Mühe werth geſchienen, nach ſeinem Beifall zu ſtreben.

Sidonia hatte ſich zu ſehr daran gewöhnt, alles, was nur bis zum Mittelmäßigen ſich erhebt, achtlos zu überſehen; nur das Ungewöhnliche, Geniale, die Allerweltsbahn Ueberſchreitende konnte ſie anziehen und ihr gefallen; ſo blieb ihr denn alſo nichts übrig, als zu ſuchen, im Geräuſche der großen Welt ſich ſelbſt und das Gefühl der ödeſten Leere in ihrem Innern zu vergeſſen und zu übertäuben. Doch dieſes Gefühl wurde gerade bei den immer wiederkehrenden Wiederholungen des ewigen Kreislaufs tauſendmal ſchon genoſſener Vergnügungen am lauteſten in ihrem Gemüth. Oft wußte ſie in den glänzendſten Geſellſchaften vor Ueberdruß, Wehmuth und Sehnſucht ſich kaum zu faſſen, im Theater kamen die am brillanteſten ausgeſtatteten Opern und Ballette ihr wie ein fades Puppenſpiel für Kinder vor, von dem ſie nicht begriff, wie erwachſene verſtändige Leute, unter deren Augen noch vor Kurzem ſo viel Großes geſchehen war, ſich nur einen Augenblick davon feſthalten laſſen konnten. Der Tanz, ſonſt ihre größte Freude, hatte plötzlich alles Anziehende für ſie verloren, es ſchien ihr ein faſt lächerliches Beginnen, am Arm ihr völlig gleichgültiger Männer nach dem Takte abgedroſchener Melodien, beim Schimmer von hundert Wachskerzen ſich umher drehen zu laſſen, oder völlig zwecklos hin und her zu hüpfen. Oft ward dann in ihrem Innern eine Stimme rege, die ohne Worte ihr zuflüſterte, was unter andern Verhältniſſen der Tanz ſeyn und werden könne, dann riß ſie zuweilen im höchſten Unmuth von ihrem Tänzer ſich los, ließ mitten in der Figur ihn erſtaunt ſtehen, und ſuchte und fand irgend einen Vorwand, um ſogleich nach Hauſe in ihr einſames Zimmer zu eilen, Perlen und Blumen aus ihren Locken zu reißen, und ſich und ihren, ihr ſelbſt unerklärlichen Schmerz ſo tief und ſchnell als möglich in dem Reiche der Träume zu vergeſſen. Nicht leicht hätte eine Andere bei einem ſolchen Betragen Nachſicht gefunden, doch ſie war Sidonia, die reiche ſchöne Gräfin Adelheim, und ihre äußern Vorzüge entzogen ſie wenigſtens dem lauten Tadel. Heimlich unterließ man freilich nicht, ſie launenhaft, affectirt und übermüthig zu nennen, aber ſie erfuhr es nicht, und wenn es auch vielleicht hie und da geſchehen wäre, ſo machte es doch keinen Eindruck auf ſie.

Dieſes Treiben war indeſſen für Sidonien zu ermüdend und zu wenig erfreulich, als daß ſie ſich ihm lange hätte hingeben mögen, ohne einen andern Grund dafür zu haben, als den höchſt trivialen, dem Beiſpiel Anderer zu folgen, und es mit ihrer Lebensweiſe zu halten wie eben ihre Nachbarn auch. Nach wenigen Wochen fing ſie an, ſich mehr zurück zu ziehen, nur ſelten im Theater und überhaupt außer ihrem Hauſe ſich zu zeigen; dafür aber ſuchte ſie dieſes und ſich ſelbſt zum Mittelpunkt eines geſelligen Kreiſes zu machen, der ganz anders zuſammengeſetzt ſeyn ſollte, als die gewöhnlichen, und es auch ſeyn mußte, wollte ſie einigen Genuß ſich davon verſprechen.

Künſtler jeder Art, Gelehrte, Männer und Frauen aus allen Ständen, welche durch Geiſt, Bildung oder Talent ſich auszeichneten, wurden für beſtimmte Tage in der Woche von ihr eingeladen, und auch faſt an allen andern Abenden ſah ſie von einem engeren Ausſchuſſe der Auserwählteren aus jenem ausgedehnteren Kreiſe ſich umgeben. Durchreiſende Fremde, welche durch den Beſuch entlegener merkwürdiger Länder, durch ausgebreitete Kenntniſſe, durch Witz, Talent, oder auch nur durch ausgezeichnete geſellige Liebenswürdigkeit darauf Anſpruch machen konnten, ließen bei der Gräfin Adelheim ſich vorſtellen, deren Zirkel bald anfingen, Aufſehen zu erregen, und wurden gaſtfrei von ihr aufgenommen. Auch ſuchten viele junge und ältere Männer aus der Geſellſchaft, welcher Sidonia faſt entſagt zu haben ſchien, Zutritt bei ihr zu erhalten, Einzelne, welche den Spieltiſch nicht liebten und ſicher waren, hier einige Stunden angenehm hinbringen zu können, Andere, deren wunderlich genug ausbrechende Excentricität ſchon früher Sidonien der Langenweile entriſſen hatte, die ihren Geiſt gewöhnlich niederdrückte, alle wurden gerne geſehen, weil ſie Abwechslung in die Geſellſchaft brachten, welche ſonſt leicht einen zu eintönigen ernſten Anſtrich hätte annehmen können.

Achill von Wallen war der ausgezeichneteſte unter Sidoniens frühern Bekannten. Sein immer gleichmäßiges Betragen, ſein geübter Weltverſtand, die feine routinirte Eleganz ſeiner Sitten, die angenehme, wenn gleich etwas oberflächliche Bildung ſeines Geiſtes, die es ihm möglich machte, auf jeden, im Geſpräch vorkommenden Gegenſtand einzugehen, hatten ſchon lange das Prädikat des liebenswürdigſten Geſellſchafters ihm erworben, deſſen Erſcheinung überall, wo ſie ſich zeigte, zu den willkommenſten gehörte. Sogar Adelheim hatte durch freundliches Zuvorkommen ihn ausgezeichnet, und er baute darauf eine Art von Vorrecht, ſich öfter als andere, zuletzt täglich bei Sidonien einzuſtellen, ihr, wo es nöthig wurde, mit Rath und That beizuſtehen, und endlich völlig die Rolle eines Hausfreundes bei ihr zu übernehmen, der ihre Aufträge beſorgte, zur Belebung ihrer geſelligen Freuden mitwirkte, Fremde, deren Bekanntſchaft ihr angenehm ſeyn konnte, bei ihr einführte, und immer darauf bedacht war, alles zu ergreifen und feſtzuhalten, was zum erhöhten Lebensgenuſſe der ſchönen liebenswerthen Frau beitragen konnte.

Ob er alles dieſes aus reiner uneigennütziger Freundſchaft für Sidonien that, ob nicht ein wärmeres Gefühl, als er es ſich vielleicht ſelbſt eingeſtand, ihn zwang, durch tauſend kleine namenloſe Aufmerkſamkeiten ſie zu gewinnen zu ſuchen, ob er nicht mit dieſen weit ausſehende Pläne verband, mit denen er nur nicht ſogleich hervorzutreten wagen mochte, das alles waren Räthſel, deren Auflöſung Sidonien ſo wenig intereſſirte, daß ſie gar nicht einmal daran dachte ſie zu ſuchen.

Wallens Liebe, falls ſie wirklich exiſtirte, war ſo feiner anſpruchsloſer Art, ſie äußerte ſich ſo zart und wohlthuend, er ſelbſt war Sidonien ſtets ſo bequem zur Hand, half ihr ſo oft über kleine Verlegenheiten hinaus, in die ihre Jugend und ihr noch immer nicht ganz überwundener Unbedacht ſie nicht ſelten gerathen ließen, daß ſie, ohne jedoch an eine nähere Verbindung mit ihm zu denken, wie ihren treuen Freund ihn betrachtete, auf deſſen gränzenloſe Ergebenheit ſie feſt bauen konnte, an den ſie ohne Bedenken, bei jeder Gelegenheit um Rath und Beiſtand ſich wandte, und deſſen Gegenwart ihr nach und nach ſo unentbehrlich wurde, daß ſie ihn ſchmerzlich vermißte, ſo oft er verſäumte, zur gewohnten Stunde ſich pünktlich bei ihr einzuſtellen.

So lebte denn Sidonia jetzt, faſt zu jeder Stunde von ſie bewundernden Männern umgeben, dennoch in argloſer Unbefangenheit, ihre Tage hin; und da ihr nur ſelten eine einſame unbeſchäftigte Stunde übrig blieb, die ſie dem ſtilleren Nachdenken über ſich ſelbſt hätte widmen können, ſo war es ihr auch wirklich, wenigſtens für den Augenblick, gelungen, ſich jedem quälenden Gefühl zu entziehen. Alle ihre früheren Uebungen und Beſchäftigungen wurden wieder hervorgeſucht. Sie malte, zeichnete, trieb Muſik, erlernte fremde Sprachen. Gern und anhaltend beſchäftigte ſie ſich mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden und ernſter Lectüre, dabei war ſie unbeſchreiblich fleißig, ſtand ſehr frühe auf, und brachte alle ihre Morgen in ihrem Kabinette emſig arbeitend zu, um am Abende ſich der geſelligen Unterhaltung um ſo heiterer hingeben zu können. Künſtler und Gelehrte, welche der liebenswürdigen Frau ſo manche frohe und erhebende Stunde der Erholung verdankten, waren gern bereit, durch Rath und Belehrung ihr auf ihrem Wege zur höheren geiſtigen Bildung weiter zu helfen; Sidoniens vielumfaſſende Anlagen, die unter den Augen ihrer Lehrer ſich täglich erfreulicher entwickelten, ſetzten dieſe in immer neues Erſtaunen; ſie ſahen das Schwerſte ihrem unermüdlichen Fleiße, ihrem ſeltenen Faſſungsvermögen leicht werden, und die Freude darüber gewährte ihnen den ſchönſten Lohn für ihr Bemühen.

Gleich Allen ihres Geſchlechts, die über das ganz Gewöhnliche ſich erheben, zog auch Sidonia das Geſpräch mit Männern dem mit Frauen in ihrem Herzen vor; der Ausſpruch der Prinzeſſin in Göthe's Taſſo, „ich freue mich, wenn kluge Männer reden, daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen“, war ganz wie aus ihrer Seele geſchrieben, aber ſie äußerte dieſes ſo wenig als möglich, und ſuchte keineswegs vom weiblichen Umgange ſich auszuſchließen. Gefallſucht, Koketterie, der Wunſch allein dazuſtehen, um die Alleinbewunderte zu bleiben, waren ihrer edleren Natur völlig fremd, und in ihrem Kreiſe ihr alle Frauen willkommen, welche durch Talent, Geiſtesbildung, ſelbſt nur durch Schönheit und ein graziöſes Betragen ihn zu ſchmücken und erhöhtes Leben in denſelben zu bringen verſprachen.

Doch auch bei der Wahl ihres weiblichen Umgangs ſetzte ſie jede Berückſichtigung des Standes, des Ranges, der gewohnten Anſichten der Welt völlig bei Seite. Berühmte Schauſpielerinnen, Sängerinnen, Künſtlerinnen aller Art, waren ihr nicht minder willkommen, und wurden nicht minder ehrenvoll von ihr aufgenommen, als die vornehmſten Damen.

Beſonders gern aber nahm Sidonia jener verlaſſenen Frauen ſich an, welche ein zwar wortlos gefälltes, aber ſtrenge befolgtes Urtheil, vielleicht nur wegen einer einzigen verzeihlichen Unbeſonnenheit, aus der Geſellſchaft verbannte, deren Zierde ſie vor kurzem noch geweſen waren. Und gerade in dieſer Zeit ſah man, unerachtet aller Warnungen ihrer vertrauteren Freunde, eine Frau faſt täglich in ihrem Hauſe, und von ihr mit beſonderer Aufmerkſamkeit ausgezeichnet, die in keinem der Zirkel mehr Zutritt fand, in welchen ſie vor wenigen Monaten noch als ein Stern erſter Größe geglänzt hatte.

Frau von Weihern, ſo hieß dieſe Dame, war jung, ſchön, Meiſterin in der Kunſt zu gefallen. Voll Anmuth und Grazie, aber ihr leichtes, ziemlich frivoles Betragen hatte ſchon früher ſie zum Gegenſtande mancher bittern Bemerkung gemacht, die man freilich in den Tagen ihres Glanzes einander nur heimlich zuflüſtern mochte. Jetzt aber war es zwiſchen ihr und ihrem wirklich nichts weniger als liebenswürdigen und dabei ſehr eiferſüchtigen Gemahle zum förmlichen Bruch gekommen. Sie hatte ſein Haus verlaſſen und lebte von ihm getrennt, ohne gerichtlich von ihm geſchieden werden zu können; denn ſie behauptete ihre Unſchuld bei allen Klagen, die er gegen ſie erhob, und es war ihm unmöglich, die Wahrheit derſelben ſo zu beweiſen, wie die Geſetze es forderten. Dieſe waren milder gegen die Bedauernswerthe, als ihre ehemaligen

Freunde und Bewunderer, die ſie geradezu für ſchuldig erklärten, und ſie auch behandelten, als ob ſie es wäre, obgleich ſie für dieſe ihre Meinung keinen andern Grund anzuführen wußten, als eben dieſe Meinung ſelbſt, zu der freilich das fortwährend leichtſinnige Betragen der Frau von Weihern nur zu viel Anlaß gab.

Sidoniens mildem Sinne war es unmöglich, an eine Schuld zu glauben, die nicht ſonnenklar und unwiderleglich bewieſen werden konnte; ſie war feſt überzeugt, daß gerade die Unſchuldigſten am erſten dazu gelangen, Verdacht und den Schein des Unrechten ſich zuzuziehen, weil es bei ihrem reinen Gewiſſen ihnen nicht einfällt, dieſen meiden zu wollen, während die Schuldbewußten ſtets auf ihrer Huth ſind, und über den äußern Anſtand ſorgfältig Wache halten. Hatte ſie doch einſt ſelbſt, indem ſie in männlicher Kleidung dem Hauſe ihrer Stiefmutter entfloh, bei der möglichſten Unſchuld des Herzens, eine Unbeſonnenheit begangen, von der ſie jetzt einſah, daß ſolche ihren guten Namen auf ewig vor der Welt hätte zu Grunde richten müſſen, wenn ſie allgemeiner bekannt geworden wäre, und ein günſtiges Geſchick ſie nicht durch eben dieſen Fehltritt einem mächtigen Beſchützer entgegen geführt hätte, der vor allen üblen Folgen deſſelben ſie ſicher ſtellte.

Und wenn Sidonia ihrer Mutter gedachte, jener ſchuldloſeſten aller Frauen, welche dennoch Verdacht und Verläumdung mit den herbſten Beſchuldigungen bis über das Grab hinaus verfolgten, dann wallte ihr Herz über, von Mitleid mit den Armen, die ſie, wie ſie glaubte, unter ähnlicher Ungerechtigkeit ſeufzen ſah, und ſie fühlte ſich dringend verpflichtet, ſich ihrer anzunehmen, und ſo gut ſie es vermochte, durch einzelne frohe Stunden ſie über alle die trüben zu tröſten, welche ſie unter dem Drucke ſchreiender Ungerechtigkeit, verbannt und verlaſſen, verſeufzen mußten.

Vergebens verſuchte Frau von Bornefeld ſie von der Nothwendigkeit zu überzeugen, bei der Wahl ihres weiblichen Umgangs beſonders auf ihrer Huth zu ſeyn, indem ſie bei weitem noch zu jung und durchaus nicht berechtiget ſey, ſich der allgemeinen Stimme entgegen zu ſtellen, und als muthige Beſchützerin der durch dieſe Angeklagten aufzutreten. Sidonia nannte in Erwiederung dieſer Ermahnungen ihr nur den Namen ihrer Mutter, ſie bat ſie nach dem, was dieſe hatte erfahren müſſen, die Gerechtigkeit der öffentlichen Meinung zu ermeſſen, ſie fragte ſie, ob ſie nicht ſelbſt fühle, welchen Troſt es der Entſchlafenen würde gewährt haben, wenn nur eine einzige wohlmeinende Seele in den Tagen ihres Leidens ihr freundlich entgegen gekommen wäre, und Frau von Bornefeld hatte freilich darauf nichts als erneute Bitten um möglichſte Vorſicht.

„Liebe gütige Tante“, ſprach Sidonia, „gönnen Sie mir es getroſt, daß ich mein Gemüth frei von dem Vorwurfe erhalte, die ohnehin ſchwer Beladene noch tiefer hinabgedrückt zu haben; laſſen Sie mir die Freude, ihnen den Troſt zu gewähren, den zuzuwenden meine günſtige Stellung im Leben mir unter tauſend Andern erlaubt, und bleiben Sie deshalb um meinetwillen ganz ruhig. Ich habe einen Freibrief von der Welt, ganz ungeſtraft, ſo ziemlich nach meinem eignen Willen handeln zu können, liebe Tante; meine unabhängige glänzende Lage haben mir ihn gegeben, und die armſeligen Vortheile, welche ich durch dieſe denen gewähren kann, welche mir freundlich ſind. Der Beweis davon liegt Ihnen ja deutlich vor Augen. Wird mein Haus etwa von den Ton angebenden Damen gemieden? werde ich außerhalb deſſelben, in der Stadt wie am Hofe, weniger gern geſehen? weil ich bei der Wahl meines Umganges und meiner Art zu leben nach eigenem Gefallen verfahre, ohne an das Althergebrachte mich zu kehren? Keineswegs, liebe Tante! Sobald ich in der großen Welt mich zeige, werde ich mit Klagen über meine Zurückgezogenheit überhäuft, und unſere vornehmſten Damen beeifern ſich um die Wette, an meinen geſelligen Abenden Theil zu nehmen, ohne daß ich ſie dazu beſonders aufzufordern brauche."

Sidoniens Anſpruchsloſigkeit gewann bei ihren vielen äußern Vorzügen ihr allerdings die Herzen und machte ſie zu einer höchſt lieblichen Erſcheinung; das vom Gewohnten Abweichende ihres Benehmens und ihrer Aeußerungen verliehen ihr einen eignen pikanten Reiz, dem ſo leicht Niemand widerſtand. Ihr Rang, ihr Reichthum, den ſie, ohne damit zu prunken, auf die edelſte Weiſe benutzte, ſtellten ſie unter ihres Gleichen auf eine hohe Stufe; die nie in geſchmackloſe Pracht ausartende, aber gefällige und elegante Einrichtung ihres Hauſes hatte dabei zu viel Anziehendes für die müßigen, immer nach Abwechſelung lechzenden Bewohner der Reſidenz; Neugier that ebenfalls das Ihrige dazu, und ſo war es denn wirklich bei der vornehmern Welt Mode geworden, die Abendgeſellſchaften der Gräfin Adelheim ebenfalls zuweilen zu beſuchen, und an Tagen, wo ſonſt nichts Intereſſantes in Vorſchlag gebracht werden konnte, wurden Sidoniens Zimmer oft zum Sammelplatze der eleganteſten Societät, zwiſchen welcher einige ihrer andern, bei ihr wirklich einheimiſch gewordenen Gäſte ſich fremdartig genug ausnahmen. „Man muß freilich geſtehen", ſprachen dann die Herren und Damen am nächſten Tage unter ſich, „die Soirées der Gräfin Adelheim ſind ſeltſam komponirt; in allen Ecken ſtößt man auf fremde unbekannte Geſichter, aber man geht doch gern einmal hin, und was wahr iſt muß wahr bleiben, ſie weis vortrefflich die Wirthin zu machen, und man amüſirt ſich bei alle dem dort recht gut."

* * *

Nur mit vieler Mühe hatte Achill von Wallen dem noch immer nicht recht zur Beſinnung gekommenen Maler eine nicht unbedeutende Summe für ſeine heilige Cäcilia aufdringen können. Zuerſt wollte dieſer das Bild jetzt wirklich vernichten, weil es ihm unerträglich geworden war, ſeit er das Urbild deſſelben in der Nähe geſehen hatte; dann wollte er es wieder als ein Heiligthum bewahren, das er um keinen Preis weggeben könne, weil Sidoniens Auge darauf ohne Mißfallen geruht; und als er zuletzt erfuhr, daß ſie ſelbſt es ſey, die es zu beſitzen verlange, wollte er, vor Entzücken halb wahnſinnig geworden, es ihr durchaus ſchenken. Erſt als Achill ihm ernſtlich vorſtellte, daß er durch ein ſolches Erbieten Sidonien empfindlich beleidigen, und ſie ſein Geſchenk gewiß nicht annehmen würde, erſt dann ließ Robert ſich bewegen, eine Rolle mit Gold anzunehmen, die er, ohne ſich um ihren Inhalt weiter zu bekümmern, in träumeriſcher Bewußtloſigkeit einſteckte.

Unter Achills Aufſicht wurde das Gemälde ſogleich in Sidoniens Haus getragen und in ihrem Arbeitszimmer im vortheilhafteſten Lichte aufgeſtellt. Niemand außer Wallen und denen, welche bei Sidoniens Morgenbeſchäftigungen ihr halfen, hatten Zutritt zu dieſem, der Kunſt geweihten Heiligthume. Achill war es ſich bewußt, mehr als Andere ſich bei ihr herausnehmen zu dürfen, und ſo wagte er es denn auch, den noch immer ganz betäubten Maler, und ſeinen von Sidoniens erſtem Erſcheinen über und über bezauberten Freund Edmund noch vor der gewöhnlichen Verſammlungsſtunde zu ihr gerade in dieſes Zimmer zu führen, deſſen Wände und Tiſche mit Beweiſen ihres groſſen Fleißes und ihres ausgezeichneten Kunſttalents bedeckt waren.

Sidonia ſtand eben in ernſter Betrachtung vor ihrem Bilde, als ſie herein traten, und es fehlte nicht viel, ſo hätte der Maler, im Sturm der mannichfaltigen Gefühle, die ihn durchbebten, vor ihr das Knie gebeugt; ihm war zu Muthe, als beträte er ein, von einem höheren ätheriſchen Weſen bewohntes Heiligthum, als athme er mit der Luft, die Sidonien umwehte, berauſchendes Entzücken ein, als werde er, wie einſt der Schutzpatron ſeiner Kunſtgenoſſen, der Evangeliſt Lukas, einer überirdiſchen Erſcheinung der glanzvollen Heiligen gewürdigt, die als hohes Ideal in ſeiner Seele lebte. Die Sinne vergingen ihm, er ſchwankte, und mußte an dem ihm zunächſtſtehenden Tiſche ſich halten, um nicht zu Boden zu ſinken.

Sidonia trat den ſie Beſuchenden zwar freundlich, aber mit der, ihrem Range und Geſchlechte ziemenden Zurückhaltung und mit dem vornehmen Anſtande der feineren Welt entgegen, die Robert nicht kannte. Beſtürzt darüber, blieb dieſer erſchrocken und unſchlüſſig, ob er jetzt gehen oder noch bleiben ſolle, in ſeiner ängſtlichen Stellung ſtehen, ohne ſich nur eines Wortes von allen den vielen erinnern zu können, welche er auf dem Wege zu ihr, in Erwartung dieſes eben ſo gefürchteten als gewünſchten Augenblickes an ſie zu richten ſich ausgedacht hatte.

Sidonia, der ſein Zuſtand nicht entging, ließ ihm indeſſen Zeit, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen; ſie wandte im leichteſten Converſationstone, der ihr ſo ſehr zu Gebote ſtand, ſich an die beiden andern Herren, ohne den Maler weiter zu beachten; das vor ihnen aufgeſtellte Gemälde gab eine ungeſuchte Veranlaſſung, das Geſpräch auf Malerei zu wenden, von der Edmund ſehr wenig, Achill aber deſto mehr zu ſagen wußte, und Robert kam indeſſen wirklich wieder zu einiger Faſſung, ſo daß er im Stande war zu vernehmen, was und wovon um ihn her geſprochen wurde.

Anfangs hörte er ſchweigend ihm wohlbekannte Gegenſtände auf leichte angenehme Weiſe beſprechen, dann, kühner geworden, wagte er es, hie und da ein Wörtchen, einzuſchieben, das beifällig und aufmerkſam aufgenommen wurde, und als er es erſt dahin gebracht hatte, ſeine eigne Stimme in dieſem Raum erſchallen hören zu können, ohne darüber zu erſchrecken, ward er immer lebhafter in ſeinen Beſchreibungen des Künſtlerlebens in Rom; die Aufmerkſamkeit, welche Sidonia ihm gewährte, ermuthigte ihn von Minute zu Minute immer mehr zur lebendigſten Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der Kunſt und ihrer neueſten Schöpfungen in Italien. Die ängſtliche Scheu, welche anfangs in Sidoniens Nähe ihn befangen gehalten, wich endlich ganz von ihm; ſie war ſo gütig, ſo freundlich; ſie ermunterte durch Fragen, zur rechten Zeit angebracht, ihn immer mehr, ſeine, zuweilen etwas barocken Anſichten freier auszuſprechen, bis er zuletzt im Feuer des Geſprächs ſo ganz der frühern Aengſtlichkeit vergaß, daß er, vielleicht ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, neben Sidonien auf dem Sofa Platz nahm; anfangs zwar nur in wagerechter Stellung, und in der entfernteſten Ecke deſſelben. Die verwunderten Blicke, welche Achill und Edmund über dieſes Beginnen des Malers mit einander austauſchten, und das feine Lächeln, das im nämlichen Augenblick Sidoniens Lippen ſchnell vorübergehend umſpielte, brachten ihn freilich auf den Gedanken, daß er wahrſcheinlich eine Unſchicklichkeit begangen haben müſſe, aber er ſaß nun einmal da, blieb ſitzen, weil er nicht das Herz hatte, wieder aufzuſtehen; ſein inneres Behagen über Sidoniens Freundlichkeit nahm immer zu, und es ward ihm bei ihr ganz heimathlich zu Muthe, ſo daß er zuletzt, ehe er ſich deſſen verſah, ganz bequem in die Sofa-Kiſſen hineingedrückt hatte, die Beine über einander ſchlug, zu jedem Worte, das er ſagte, nach italieniſcher Art mit den Händen focht, und ſo laut, ſo lebhaft ſeine Stimme erhob, als wäre er unter lauter Bekannten und guten Freunden.

Sidonia mußte endlich eine Unterhaltung abbrechen, die ſie augenſcheinlich ergötzte, um ihre Geſellſchaft zu empfangen, welche ſchon anfing ſich in ihren Beſuchzimmern zu verſammeln; denn es war heute einer von den Tagen, wo Viele, die ſonſt nicht zu ihrem engern Kreiſe gehörten, ſich bei ihr einzuſtellen pflegten. Achill bot ihr den Arm, um ſie in den Salon zu führen, Edmund und Robert folgten ihr in einiger Entfernung, erſterer herzlich froh, ein ihm langweilig gewordenes Geſpräch beendigt zu ſehen, von welchem er wenig verſtanden, letzterer mit dem feſten Entſchluſſe, Sidonien ſo viel möglich zur Seite zu bleiben.

Robert empfand nicht das geringſte von jener Scheu vor dem Eintritt in eine große fremde Geſellſchaft, welche Neulinge ſeiner Art ſonſt ſo leicht befällt. Alle Kaiſer und Könige der Welt hätten ſeinetwegen dort verſammelt ſeyn mögen, ohne daß das Herz ihm deshalb ängſtlicher geklopft hätte; Sidonia war ihm mehr als ſie alle, das einzige Weſen in der Welt, dem zu mißfallen er fürchten konnte, und da er hierüber ſich beruhigt fühlte, ſo war auch alles Andere ihm ſo gleichgültig, als ob es gar nicht exiſtire.

„Wie gefällt Ihnen unſere neue Acquiſition?“ flüſterte Achill im Gehen Sidonien zu. „Hat der junge Menſch nicht alle nur mögliche Anlagen, den engliſchen Dandy zu ſpielen? nichts geht ihm dazu ab, weder die göttliche Grobheit im Widerſprechen, noch die arrogante Nachläſſigkeit, mit der er an Ihrer Seite ſich in den Sofa warf. Ich finde überhaupt ſein keckes und dabei linkiſches Benehmen höchſt beluſtigend, Schade nur um ſein eminentes Talent, das er auf ſo barocke Weiſe mißbraucht!“

„Er wird dieſen Abweg wieder verlaſſen, und dann an unſerem jetzigen Kunſthimmel eine der bedeutendſten Erſcheinungen werden“, erwiederte Sidonia; „der ganze Menſch ſcheint mir zu gerade, als daß die Verſchrobenheit, die er ſich angekünſtelt hat, nicht bald von ihm abfallen ſollte.“

„So beredt zu ſeiner Vertheidigung, ſchöne Gräfin? Hat etwa die heilige Cäcilia dieſes Wunder bewirkt?“ fragte Achill ein wenig ſpöttiſch.

„Gewiß nicht“, antwortete Sidonia, „Sie trauen Ihrer Schülerin doch wohl zu, daß ſie die Mängel ſeiner Arbeit deutlich einſehen kann? Aber die Treue, der emſige Fleiß, die warme Begeiſterung, die feſte Entſagung, mit welcher der Künſtler Monate lang in abgeſchloſſener Einſamkeit dieſem einen Gegenſtande ſich hingab, haben für mich etwas unbeſchreiblich Rührendes, und werden es auch für Sie haben, Freund Achill, ſobald Sie nur bedenken wollen, wie ſelten dergleichen in unſern Tagen geworden iſt. Er iſt auf dem Wege, den die alten Meiſter einſchlugen, um den jüngern Bahn zu machen, wie Sie ſelbſt mich gelehrt haben.“

„Und dieſe waren wahrſcheinlich auch ſolche ungeſchliffene Diamanten wie er“, erwiederte Achill ſehr trocken.

„Ach zu dem Bischen Politur iſt leicht zu kommen“, ſprach Sidonia; „es fragt ſich nur, ob der Diamant durch das Schleifen nicht mehr am Gewichte verliert, als er am äußern Glanz gewinnt. Uebrigens geſtehe ich Ihnen ohne Hehl, daß die ganze ungekünſtelte Erſcheinung des jungen Malers mich intereſſirt, und das nicht allein der Neuheit wegen. Jede affectirte gurliartige Naivität iſt mir im Grunde meiner Seele zuwider, das wiſſen Sie, aber dieſer Menſch iſt wirklich wie er ſich gibt, weil ſein Eifer für ſeine Kunſt ihm nicht Zeit ließ, ſich zu etwas Anderem umformen zu wollen; dafür will ich aber auch in meinen beſondern Schutz ihn nehmen, und nicht leiden, daß Ihr feinen wohlerzogenen Herren ihm etwas zu Leide thut oder ihn lächerlich macht."

Roberts Erſcheinung erregte nicht wenig Aufſehen in der Geſellſchaft, die diesmal ungewöhnlich zahlreich und aus ſehr verſchiedenartigen Elementen zuſammengeſetzt war. Seine, in dieſer Stadt noch ſelten geſehene auffallende Kleidung, ſeine wirklich ſchöne Geſtalt, das dunkle Feuerauge, das unter dem wilden ungeregelten Haar hervorglühte, machten ihn zum Gegenſtande der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Die Damen drängten ſich herbei, um von der Gräfin Adelheim zu erfragen, wer der hübſche Sonderling ſey? Sidonia ſtellte ihn im Allgemeinen denen vor, welche gerade in ſeiner und ihrer Nähe ſich befanden, und gab dadurch das Signal, ihn mit Fragen über ſeine Reiſen in Italien zu beſtürmen.

Einige unter den Damen, die darauf Anſpruch machten, für beſonders geiſtreich zu gelten, ſuchten ſich ſeiner ſo viel möglich zu bemeiſtern, und ihn in ein Geſpräch zu verwickeln, von dem, allem Anſchein nach, ſobald nicht loszukommen war, und das ihn in Verzweiflung ſetzte, weil er Sidonien darüber aus dem Geſichte verlor. Eine Dame beſonders, die ſchon über die zweite Gränze ihres Frühlings ziemlich weit hinaus war, und ſich gern Linda nennen hörte, obgleich ſie eigentlich Friederike hieß, ſchien für den ganzen Abend ihn in Beſchlag nehmen zu wollen. Auf Dilettanten Art malte ſie alle ihre Freundinnen und Freunde, die es oft ihr wenig Dank wußten; ſetzte mit einem aus England verſchriebenen, höchſt elegant dazu eingerichteten Apparat, ſich mitten auf die beſuchteſten Promenaden, um Bäume, Sträuche, Ausſichten nach der Natur zu zeichnen, wußte viel von Clair-obscur, von Ton, von Haltung, von Gruppirung und Staffage zu reden, und glaubte deshalb, ſich mit großem Recht eine Künſtlerin nennen zu dürfen. Dabei prunkte ſie gern mit Geiſt, Beleſenheit, Poeſie, einem warmen Intereſſe für Kunſt und Wiſſenſchaft, und eine Menge von Taſchenbüchern und Zeitſchriften wurden von ihr unter dem Namen Linda, der ihr doch nur ein halbes Incognito gewähren konnte, mit den Ergießungen ihres Geiſtes und Gemüthes geſchmückt.

Dieſe Linda nun ſetzte die Geduld des armen Malers ganz beſonders auf die allerhärteſten Proben; ſeine Antworten auf ihre hundert Fragen wurden immer kürzer und abſtoßender, und er war ſchon nahe daran, ſich mit keckem Uebermuthe von ihr loszuwinden, ohne etwas anderes als ſeine Ungeduld dabei zu berückſichtigen; denn die Formen der feinern Geſelligkeit waren bis jetzt ihm völlig unbekannt geblieben, und er fühlte auch nicht den mindeſten Trieb, ſie ſich anzueignen.

Die ehrerbietig ſcheue Furchtſamkeit, die beim erſten Eintritt in Sidoniens Zimmer ihm faſt die Beſinnung geraubt hatte, lag keinesweges in Roberts Charakter; nicht ihr Rang, nicht die ſie umgebende Pracht hatten ihn überwältigt, ſondern ihre perſönliche Erſcheinung. Während der vielen Tage und Nächte, in welchen er einzig mit ihr ſich beſchäftigte, und ſehnlich darauf harrte, nur aus der Ferne ihres Anſchauens gewürdigt zu werden, hatte ſeine exaltirte Phantaſie ſie zu einem göttergleichen Weſen erhoben, das er anbetend verehrte, und ihre Nähe wirkte Anfangs in der That ſinnberaubend auf ihn ein, als gehöre ſie wirklich dem Reiche höherer Geiſter an. Doch ſein eigentliches Weſen neigte keinesweges dem ehrerbietigen Zurücktreten vor Rang und Reichthum ſich zu. Gleich den meiſten talentvollen Jünglingen, die, gleich ihm, in Dunkelheit und Armuth heranwuchſen, hatte auch er, vom Geiſte ſeiner Zeit ergriffen, die Verachtung gegen alle äußern Vorzüge der vornehmeren Klaſſen ſich angeeignet, welche viele nur ſcheinbar annehmen, aber bei ihm tief eingewurzelt war. Er fand in der That etwas grandioſes darin, Vortheile herabzuſetzen, die Andern ohne ihr Dazuthun zugefallen waren, die er weder beſaß, noch erringen konnte, und ſträubte ſich dabei mit widerhäriger Eckigkeit den gewöhnlichen Formen des geſelligen Lebens entgegen, die ihm unbequem waren, weil es ihm bis jetzt an Gelegenheit gefehlt hatte, ſich die äußere Gewandtheit anzueignen, die dazu gehört, ſich ihnen anzuſchmiegen.

Gerade im Augenblick, als Robert im Begriff ſtand, wahrſcheinlich nicht auf die feinſte Weiſe von der unabläſſig mit ihrem Geſchwätz ihn quälenden Linda ſich zu befreien, näherte Sidonia ſich den Beiden. „Gut daß Sie kommen, theure Gräfin!“ rief Linda ihr entgegen, „helfen Sie mir, dieſen eigenſinnigen Herrn zu erbitten, daß er mit dem Anblick einiger ſeiner Kunſtſchätze uns erfreue. Schon ſeit einer Stunde flehe ich vergebens um die Vergünſtigung, nur eine einzige ſeiner Mappen an ſeiner Seite durchblättern zu dürfen. Es wäre ſo leicht, ſie herüber bringen zu laſſen, er wohnt ja nur zwei Schritte von hier!“

Roberts ganzes Weſen hatte plötzlich ſich verändert, er ſah aus wie Einer, der auf dem Sprunge ſteht, um hinzueilen, und einen nicht zu umgehenden Befehl zu vollziehen, ſein auf Sidonien geheſtertes Auge fragte deutlich: „ſoll ich?“ doch dieſe winkte faſt unmerklich ihm zu, dazubleiben.

Linda aber hatte dennoch dieſen Wink aufgefangen. „Sie auch wollen es nicht?“ fragte ſie entrüſtet. „Bitte, bitte, laſſen Sie Herrn Robert die Bilder holen, ich ſehe ſo etwas gar zu gern, beſonders wenn jemand dabei iſt, der mir erklärt, was ſie vorſtellen!“ rief eines der jungen Fräulein, die umher ſtanden, und den Maler mit neugierigen Blicken anſtaunten, während Linda ſich ſeiner bemächtigt hatte.

„Skizzen, leicht hingeworfene Gruppen, Studien nach auserwählten Gegenſtänden ſind ja die eigentlichſten merkwürdigſten Ergießungen des ſchaffenden Geiſtes, in welchen er ſeine geheimſten Gedanken weit deutlicher zu erkennen gibt, als in ſeinen ausgeführten Werken“, fing Linda pathetiſch an; doch Sidonia unterbrach ſie ſchnell im Fluſſe ihrer Rede.

„Eben deshalb“, ſprach Sidonia, „müſſen wir auf dieſelben fürs erſte Verzicht leiſten, bis eine nähere Bekanntſchaft mit uns Herrn Robert das Vertrauen eingeflößt hat, das dazu gehört, um vor Andern mit dem an das Licht zu treten, was man im Innerſten des Gemüths gleich einem Heiligthum lange bewahrte. Ich hoffe, der Tag ſoll bald kommen, an welchem er uns von ſelbſt zu dieſem Genuſſe einladen wird. Uebrigens aber komme ich, um Herrn Robert zum Profeſſor H.. zu führen, der ihn kennen zu lernen wünſcht, und deſſen Bekanntſchaft ihm gewiß Freude machen wird.“

„Aber ein Liedchen zur Guitarre iſt doch kein Heiligthum, und auch dieſes hat er uns abgeſchlagen!“ rief eines der jungen Mädchen. „Wir haben ihn wohl eine halbe Stunde lang vergebens darum gebeten, doch geſteht er, daß er ſingen und Guitarre ſpielen kann“, klagte ein anderes. „Ach in Italien ſingt und ſpielt alle Welt!“ rief eine dritte der jungen Damen. „Nur ein einziges Gondelier-Liedchen! ich höre nichts lieber als das! Mein Bruder hat deren ſo hübſche aus Italien mitgebracht!“ „O pescator sull' onde!“ „Giorgina mia cara!“ „Eh viva Maria!“ „Nur ein Einziges!“ riefen alle die feinen Stimmchen durcheinander.

„Aber ich ſage Ihnen, ich ſinge miſerabel“, verſicherte Robert dagegen.

„Und der Profeſſor H..“, ſetzte Sidonia hinzu.

„Ach der alte Herr kann warten!“ rief eins der jungen Mädchen.

„Er könnte es wohl, aber er liebt es nicht, darum wollen wir den alten Herrn nicht ungeduldig werden laſſen", antwortete Sidonia lachend, gab Robert den Arm, und ging mit ihm davon, um ihn in ein entfernteres Zimmer zu führen, in welchem an ſolchen Tagen wie dieſer, ſich gewöhnlich die Freunde einer gediegeneren Unterhaltung zu verſammeln pflegten.

„Das iſt ein Bär!" rief eins der jungen Mädchen. „Den die ſchöne Frau vom Hauſe tanzen lehren wird", ſetzte Linda ärgerlich hinzu.

An der Seite des kunſtverſtändigen und würdigen Profeſſors H.., zu dem noch mehrere durch Bildung und Geiſt intereſſante Männer und Frauen ſich geſellt hatten, erholte Robert ſich von ſeinen, im Salon überſtandenen Drangſalen. Unter Sidoniens Leitung ging das Geſpräch gar bald auf Gegenſtände über, die ihm Gelegenheit boten, ſich im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Profeſſor H.., der ſelbſt einſt lange in Rom gelebt hatte, ſprach mit innigem Antheile von ſeinem früheren Aufenthalt daſelbſt, er richtete viele Fragen an Robert, in deren Beantwortung dieſer ſo viel Geiſt und Einſicht an den Tag legte, daß der alte Mann ſeine Freude an ihm hatte, und immer heiterer wurde. Vergleiche zwiſchen damals und jetzt gaben zu manchen ſcharfſinnigen Bemerkungen Anlaß, an denen die Anweſenden alle den lebendigſten Antheil nahmen; die ganze übrige Geſellſchaft wurde von dem kleinen Kreiſe vergeſſen, in deſſen Mitte Witz, Geiſt, und des Profeſſor H.. höchſt unterhaltender trockener Humor ein friſches reges Leben verbreiteten. Doch dieſer glückliche Zuſtand währte leider nicht lange.

Roberts ſeltſame Erſcheinung hatte gleich anfangs die allgemeine Neugier in Anſpruch genommen, und was Linda und die übrigen jungen Damen jetzt von ſeinem wunderlichen Benehmen zu erzählen wußten, diente eben nicht dazu, dieſe Neugierde zu dämpfen. Robert wurde durch Linda's Darſtellungsgabe zu einer Art von halbkultivirtem Wilden, zu einem, dem Huronenlande kaum entſprungenen Ingenue, kurz zu einem fremartigen Wunderthier, das man doch in der Nähe ſehen müſſe. Die jungen Mädchen, welche ein Paar Worte mit ihm gewechſelt hatten, wußten ebenfalls die ſeltſamſten Dinge von ihm zu erzählen, und thaten, vielleicht ohne es zu wiſſen, aus eigenen Mitteln genug hinzu, um ihn zur wunderlichſten Kreatur umzugeſtalten, ſo daß man endlich ſchaarenweiſe zu jenem Zimmer hinwallte, dem ein witziger Kopf einſt den Spottnamen des Tempels der Weisheit gegeben hatte, und das von dem eleganten Theil der Geſellſchaft ſonſt gewöhnlich gern gemieden wurde. Es währte nicht zehn Minuten, ſo war der darin befindliche fröhliche Kreis aus einander geſtoben, und von einem ganz andern verdrängt. Profeſſor H.. war der erſte, der von dem Schwall ſchöner Redensarten, welcher jetzt auf ihn einſtürmte, ſich verjagen ließ; leiſe ſchlich er ſich fort, wie er bei ſolchen Gelegenheiten immer that; ſeine Freunde folgten ſeinem Beiſpiel, und bald war von der ganzen Verſammlung hier Niemand geblieben, als der verzweifelnde Robert, der unglücklicher Weiſe hinter einem Tiſche ſo in der Klemme war, daß er nicht hinauskonnte. Sidonia, die ihn in ſeinem Jammer nicht verlaſſen wollte, und der, dieſe ſtets wie ihr Schatten begleitende Achill, welcher in ſchadenfroher Erwartung abwarten zu wollen ſchien, wie der Maler, dem jetzt ſchon kecker Uebermuth und ſchlecht verhehlter Aerger aus den Augen leuchtete, ſich da hinausziehen werde.

Die Anführerin der feindlichen Armee war eine verwittwete, nicht mehr jugendliche Frau von Bernau; mit ihrem dreifachen Kinn, ihren großen hervorſtehenden waſſerblauen Augen, ihrem feuerfarbenen Turban und ihrem jonquillefarbenen Kleide, ſetzte ſie recht breit und bequem ſich dem unglückſeligen Maler gegenüber, um ihn fürs erſte recht in der Ruhe zu betrachten, ehe ſie in ihren Forſchungen weiter ging. Nie gab es eine unbarmherzigere Fragerin; ſie litt wirkliche Herzensangſt, die ihr keine Ruhe ließ, bis ſie Namen, Stand, Verhältniſſe, Geburtsort und Familie der Fremden in Erfahrung gebracht hatte, mit welchen der Zufall ſie zuſammen führte, und war obendrein eine wandernde genealogiſche Tabelle, nicht nur aller fürſtlichen, ſondern auch aller blos adlichen Häuſer. Dieſen wußte ſie ihre Verwandtſchaften und Verſchwägerungen bis in den ſechſten, achten Grad nachzuzählen, aber ſie verſchmähte es auch nicht, in die Familienverhältniſſe angeſehener bürgerlicher Häuſer aus der Umgegend einzudringen, und wenigſtens bis zum Aeltervater hinauf, ihre Verwandtſchaften haarklein zu berechnen.

„Sie ſind zum erſtenmal hier, mein Herr Robert?“ fing ſie das Examen an, nachdem ſie ihn lange genug angeſtarrt hatte. „Ja“, brummte Robert kurz weg.

„Sie waren lange in Italien, aber Sie ſind doch in Deutſchland geboren?“ fragte ſie weiter.

„Ich denke ja, wenn ich überhaupt geboren bin“, erwiederte Robert im nämlichen Ton wie zuvor.

Die Dame ſtutzte einen Augenblick. „Wie meinen Sie das, wenn Sie wirklich geboren ſind? Das iſt ja jeder Menſch“, ſprach ſie endlich.

„Nun dann werde ich es wohl auch ſeyn, aber ich erinnere mich deſſen nicht“, erwiederte Robert mit ziemlich ungezogener Nachläſſigkeit.

„Sie ſind wohl im Begriffe, nach langer Abweſenheit Ihre Familie zu beſuchen“, nahm die Dame wieder das Wort, „ſind Sie mit dem berühmten Arzt in München, mit dem Geheimen-Rath Robert verwandt, oder gehören Sie zu den Roberts im Darmſtädtiſchen?“

„Ich bin mit keinem Menſchen verwandt“, erwiederte Robert trocken. „Ich heiße auch nicht Robert, ich heiße überhaupt gar nicht.“

„Das iſt doch unmöglich!“ rief die verwunderte Fragerin.

„Nun, Roderich mögen Sie mich allenfalls nennen, damit ich doch einen Henkel habe, bei dem Sie mich anfaſſen können“, erwiederte der Maler. „Roderich bin ich getauft, das weis ich aus meinem Taufzeugniß. Wollen Sie mich Meiſter Roderich nennen, ſo nehme ich es mit Dank an“, ſetzte er bitter lächelnd hinzu.

„Sie ſcherzen, Herr Robert“, nahm ein freundlich ausſehender dicker Mann mit einem Ordenszeichen im Knopfloch jetzt das Wort. „Robert iſt doch Ihr Familienname, den hat doch ein Jeder, einen Zunamen meine ich."

„Nun ja", war die nachläſſig hingeworfene Antwort, „den Namen Robert hat man mir eben auch zugegeben. Der arme Tiſchler, der mich in einer ziemlich luftigen December-Nacht auf ſeiner Schwelle im Schnee fand, wo ich für einen etwa zwei Tage alten Knaben recht tapfer aus vollem Halſe ſchrie, hat mir, aus purem Mitleid, nebſt manchem andern, das ich nöthiger brauchte, ein Stück von dem ſeinen abgegeben."

„Ein Fündling! ach wie intereſſant!" rief Linda.

„Sie haben doch gewiß deshalb Nachforſchungen angeſtellt, haben Sie denn keine Spur davon gefunden, wer Ihre Eltern geweſen ſind?" fragte Frau von Bernau.

„Man hat der Beiſpiele viele, daß ſelbſt Eltern vom Stande, durch Verhältniſſe gezwungen wurden, ihre Kinder auf ſolche Weiſe fremden Händen zu übergeben", ſprach der freundliche dicke Herr, „aber irgend ein Kleinod, eine Schrift, der Abdruck eines Wappens, das man bei Ihnen fand, diente in Folge dazu, das Geheimniß ihrer Geburt aufzuklären."

„Ach wie deliziös!“ rief die junge Dame, die vorhin ſo eifrig nach italieniſchen Canzonetten verlangt hatte.

„Bei heftigem Ungewitter, von Ihrem Wege abgekommen, langen Sie einſt am ſpäten Abende hungrig und müde vor einem abgelegenen Schloſſe an“, ſprach Linda, als ſey ein Geiſt der Weiſſagung in ſie gefahren. „Sie werden gaſtfrei aufgenommen, der Graf, die Gräfin ſtaunen über Ihre Aehnlichkeit mit den im Ritterſaale hängenden Ahnenbildern, Fragen geſchehen, Nachforſchungen werden angeſtellt, bis alles ſich aufklärt. Die entzückten Eltern breiten die Arme aus, um den längſt verloren geglaubten Enkel . . .“

„Geben Sie ſich keine Mühe, Gnädigſte, Sie bringen mich nicht hinauf, ich liege zu tief unten“, unterbrach Robert, dem jetzt alle Geduld völlig ausgegangen war, und der in ſeiner Verzweiflung ſich eine Freude daraus zu machen ſchien, ſeine Peiniger nun auch ſeiner Seits durch ſein Betragen in Verlegenheit zu ſetzen. „Ein alter wollener Scheuerlappen, in welchem ich eingewickelt lag, machte bei meinem Entrée in dem Hauſe des Tiſchlers meine ganze Garderobe aus, eine gute Lunge zum Schreien, ein Paar muntere Augen, und was der Menſch ſonſt noch an Händen und Füßen, und übrigen Gliedmaaßen braucht, ſind die einzigen Kleinodien, die ich mit mir brachte. Glauben Sie es nur, ich bin auf der Gottes Welt nichts weiter, als ein vom Himmel herabgeſchneiter Bettelbube, eine ganz gemeine, in tiefer Niedrigkeit geborene und erzogene Kreatur, mit der ſo vornehme Leute ſich eigentlich gar nicht befaſſen ſollten", ſetzte er mit bitterem, faſt höhnendem Lachen hinzu, und wollte aufſtehen und allenfalls nicht auf die feinſte Weiſe durch den dicht ihn umgebenden Kreis ſich drängen, um ſich entfernen zu können; doch ein Blick in Sidoniens Augen, in denen er Mißbilligung ſeines Betragens zu leſen glaubte, hielt ihn auf ſeinem Platze wieder feſt.

Auch Achill ſah, wie Sidonia um den Fremdling litt, dem ſie ihre Theilnahme nicht verſagen konnte, wenn gleich ſein rohes Betragen ihr Mißfallen erregen mußte. Er fühlte zugleich die Verpflichtung gegen ſeine Freundin, vermittelnd hier einzutreten und dieſe ihr unangenehme Scene ſobald und ſo mildernd als möglich zu beenden, obgleich ſie ihn ſelbſt höchlich beluſtigte.

„Der echte Genius bricht überall ſich Bahn, mögen noch ſo viele und große Hinderniſſe ſeinem erſten Ausfluge ſich entgegen ſtellen", ſprach Achill von Wallen mit würdevollem Ernſt; „der Kampf mit denſelben ermuthigt ihn ſogar und ſtärkt ihn in ſeiner Kraft, davon liefert uns die Geſchichte der Kunſt und der Künſtler die intereſſanteſten und unwiderleglichſten Beweiſe, und unſer Meiſter Roderigo hier wird einſt auch von der Nachwelt zu dieſen gezählt werden. Signor Roderigo! ſo nannten wir nach italieniſcher Sitte Sie in Rom, wie ich mich deutlich erinnere, und ich denke, es muß Ihnen eine liebe Erinnerung an das dortige fröhliche Künſtlerleben gewähren, wenn Sie auch hier ſich ſo nennen hören", ſetzte er hinzu, indem er dem Maler freundlich lächelnd die Hand bot, die dieſer auch ſogleich ergriff und herzhaft ſchüttelte, ohne jedoch ein Wort ihm zu erwiedern, während ein ſchnell über ſein Geſicht hinfliegendes und wieder verſchwindendes Erröthen andeutete, daß der Gedanke in ihm aufſteige, er könne in ſeinem kecken Betragen vorhin wohl etwas zu weit gegangen ſeyn.

Eine kleine Pauſe entſtand, und Wallen nahm ſchnell wieder das Wort, um während derſelben Niemanden anders dazu kommen zu laſſen.

„Für den denkenden Beobachter", ſprach er, „wie für jedes andere, nicht blos der Gegenwart huldigende Gemüth gibt es wohl keinen erfreulichern Anblick als den des allmähligen Werdens. Zuzuſehen, wie aus dem Kleinſten, Unbedeutendſten das Schönſte, das Größte, das Edelſte ſich entwickelt, aus dem Samenkörnchen die prachtvolle Blume, aus dem ſchwachen Keim die majeſtätiſche Eiche. Vor allem aber iſt es wahrhaft erhebend, zu beobachten, wie der Menſch, dieſes edelſte aller uns bekannten Weſen, immer vorwärts ſchreitet, wie in dem Knaben der Trieb zur Kunſt oder zu irgend einem andern großen und edlen Zweck erwacht, und ihm keine Ruhe läßt, bis er das hohe Ziel erreicht, das anfangs noch unerkannt und dunkel ſeinem jugendlichen Geiſte vorſchwebt. Ihr Weg, Meiſter Roderigo! muß ſehr ungewöhnlicher Art geweſen ſeyn, und es gehörte gewiß viel Muth, viel Ausdauer, und auch einiges Glück dazu, um, unerachtet allem, was Sie zu bekämpfen hatten, dahin zu gelangen, wo Sie, nach dem Ausſpruch der bedeutendſten Kunſtkenner, jetzt ſo jung noch, ſchon ſtehen.“

„Ach ja! erzählen Sie uns, wie es zuging, daß Sie ein Maler wurden!“ rief hier plötzlich Frau von Bernau, die, weil Achills ihr unverſtändliche Rede ſie gelangweilt hatte, ſchon im Begriff geweſen war aufzuſtehen, jetzt aber, da es wieder etwas zu fragen gab, ſich aufs neue feſtſetzte. Die übrigen Herren und Damen, die ebenfalls im Begriffe waren ſich zu entfernen, folgten ihrem Beiſpiel. Achill wollte innerlich darüber verzweifeln, denn er ſah wieder jenes unheimliche Feuer, jenen, an Frechheit gränzenden übermüthigen Zorn ſich in dem Maler entzünden.

„Das wird mit wenigen Worten abgethan ſeyn“, ſprach Meiſter Roderigo, indem er beide Ellenbogen auf den vor ihm ſtehenden Tiſch legte, ob mit Vorbedacht, oder ohne es zu wiſſen, blieb unentſchieden. „Ich wuchs in der ſchmutzigen Werkſtatt meines alten Tiſchlers auf, und ſollte folglich auch nichts anderes werden als ein Tiſchlerjunge. Als ganz kleiner Bube mußte ich Leim kochen, die Werkſtatt mit dem Beſen ſäubern, allmählig auch den Hobel führen lernen, und was dergleichen edle Beſchäftigungen mehr waren. Als ich ein wenig größer wurde, ſchickte man mich in die öffentliche Kunſtſchule, wo ich für den Handwerksbedarf zeichnen lernte. Dieſes gefiel mir wohl, meine übrigen Beſchäftigungen zu Hauſe aber gefielen mir gar nicht; ich vernachläſſigte ſie, und nun regnete es von allen Seiten Prügel auf mich ein. Von meinem Pflegevater ließ ich mir dieſe allenfalls noch gefallen, ich hatte den alten Mann wirklich lieb, aber Alles ſchlug auf mich zu, die Magd, die Geſellen, der größere Lehrjunge, ich war Aller Knecht, Aller Schuhriegel. Das wurde mir zu viel, und ſo machte ich denn an einem ſchönen Frühlingsmorgen mich auf, und lief kühnlich davon, immer nach Italien zu, nach der groſſen ſchönen Stadt Rom, wo, wie ich in der Kunſtſchule gehört hatte, lauter Maler wohnen ſollten."

„Aber die weite Reiſe", wandte einer der Umſtehenden ein, „wie konnten Sie die ſo ganz allein, ohne Empfehlungen zurücklegen, und es gehörte doch auch Geld dazu, um die Unkoſten zu beſtreiten."

„Geld?" rief Robert lachend, „warum nicht gar, ſo etwas kannte ich damals nicht, und habe auch nachher nicht gelernt, es gehörig zu ſchätzen. Ich bettelte mich durch, reiſende Handwerksburſche nennen das: Fechten. Ich aß, wenn ich etwas hatte, hungerte in Gelaſſenheit, wenn ich es nicht ändern konnte, zuweilen nahmen gute Leute ſich meiner an, übrigens ſchlief ich unter freiem Himmel, wenn eben kein Stall oder keine Scheune ſich vorfand, wo ich unterkriechen konnte. Abgemagert und zerlumpt erreichte ich nach einigen Monaten, ich weis ſelbſt nicht nach wie vielen, endlich das Ziel meiner Reiſe. Die erſte meiner Thaten in der uralten Roma, der Königin der Städte, war, daß ich auf öffentlicher Straße und in deutſcher Sprache einen Mann um ein Stück Brod anbettelte, der mir ausſah, als ob er wohl ein Deutſcher ſeyn könnte, denn mich hungerte gewaltig. Ich hatte mich nicht geirrt, der Mann war ein Deutſcher, er fühlte Erbarmen mit mir hülfloſem Kinde, er nahm mich auf, ward mein Wohlthäter, mein Lehrer, es war der Maler ***.

Mit glänzenden Augen, mit völlig umgeſtaltetem gemildertem Ausdruck ſeines ganzen Weſens nannte Robert hier den Namen eines der größten und berühmteſten der damals in Rom lebenden deutſchen Maler. Achill, der nur auf eine Gelegenheit harrte, ſich des Geſprächs wieder bemeiſtern zu können, knüpfte an dieſen Namen einige Bemerkungen an, die der Unterhaltung eine ganz andere Wendung gaben. Die Geſellſchaft verlor ſich nach und nach, und Achill nahm die erſte Gelegenheit wahr, um ſich ebenfalls mit dem Maler zu entfernen, der, bei ſeinem Mangel an Weltgebrauch, die jetzige Sitte, ohne Begrüßungskomplimente zu kommen und zu gehen, nicht kannte, und erſt als er unten auf der Straße ſich befand, gewahr wurde, daß Wallen mit ihm nach Hauſe ging. Dieſer opferte damit eine ſchöne Stunde auf, die er gewöhnlich, wenn die übrige Geſellſchaft ſich entfernt hatte, noch mit Sidonien zuzubringen pflegte, aber er war es ſich bewußt, diejedmal ſich dadurch ihren Dank zu verdienen, und ergab ſich willig darein.

* * *

Am folgenden Morgen, noch ehe die Freunde, die bei ihren Beſchäftigungen ihr Rath und Unterricht ertheilten, ſie zu beſuchen pflegten, und alſo ziemlich früh, ward Sidonien gemeldet, der Maler von geſtern ſey da, und bitte dringend vorgelaſſen zu werden. Dieſer neue Beweis ſeiner Unbekanntſchaft mit der gewohnten Sitte zwang ihr ein Lächeln ab, ſie konnte ſich aber doch nicht entſchließen, wegen der unſchicklichen Stunde, die er zu ſeinem Beſuche gewählt hatte, ihn abweiſen zu laſſen, und ihm dadurch vielleicht wehe zu thun.

Seit dem geſtrigen Abende hatte ſie faſt unaufhörlich an ihn gedacht; das, was er, freilich auf faſt unleidliche Weiſe und mit kaum zu verzeihendem Uebermuth von der Geſchichte ſeiner Kindheit erzählte, hatte ihr ein unbeſchreibliches Mitleid mit ihm eingeflößt, denn es hatte an ihre eigne, zwar frei von Mangel, vielmehr in Ueberfluß verlebte, aber doch verlaſſene Kindheit ſie erinnert. Auch ſie war, ſo lange ſie denken konnte, verwaiſet und älternlos geweſen; auch ſie hatte den Blüthenfrühling ihres Lebens bei fremden Leuten zubringen müſſen, die mit aller ihrer Freundlichkeit gegen ſie, dennoch ſie nicht entſchädigen konnten für das dieſem zarten Alter unentbehrliche Glück der Mutterliebe, welches ſelbſt Kindern ſehr armer Eltern die ſchmutzige räucherige Hütte zum Paradieſe umwandelt. Sie fühlte ſich deshalb dem armen Maler gleichſam verwandt, und dadurch verpflichtet, ihn ſo viel möglich vor der Welt zu heben, und ſein herbes Geſchick, das er mit ſichtbarem Unwillen trug, durch Freundlichkeit und mildernde Theilnahme ihm zu erleichtern.

Robert trat zu ihr ein, aber ganz ein Anderer als geſtern; bleich, ermattet, mit trüben, thränenſchweren Augen, alle Züge ſeines Geſichts von wildem unausſprechlichem Schmerz durchwühlt und zerſtört, mit müdem, ſchwankendem Schritt. Die hohe ſchlanke Geſtalt war gebeugt; wie in ſich ſelbſt zuſammen geſunken, ſchien er kleiner geworden zu ſeyn; er bewegte ſich nur langſam, wie gelähmt, alles Feuer in ſeinem Innern ſchien erloſchen. Sidonia erkannte ihn kaum wieder, und blickte ſchweigend, beinahe furchtſam ihn an, wie er mit leiſem Schritte ſich ihr näherte, und den trüben Blick beſcheiden, aber feſt auf ſie gerichtet, in einer kleinen Entfernung von ihr ſtehen blieb.

„Sie verſchmähen es nicht, noch einmal mich zu ſehen; auch dieſen letzten Tropfen aus dem Meer Ihrer unendlichen Güte gewähren Sie mir noch zur Erquickung auf meiner langen trüben Pilgerfahrt! Danken kann ich nicht, aber empfinden", ſprach er faſt tonlos, tief ſich vor Sidonien neigend, indem er beide Hände über ſeine ſchwer und ſchmerzlich aufathmende Bruſt kreuzte.

„Herr Robert! wie? verſtehe ich Sie recht?" rief Sidonia, und trat näher zu ihm hin. „Sie wollen doch nicht fort? uns doch nicht ſchon wieder verlaſſen, im Augenblick, da wir ſie kaum gefunden, und der würdige Profeſſor H.. nebſt allen Ihren hieſigen Kunſtverwandten Ihrer näheren Bekanntſchaft mit freudigem Verlangen entgegen ſehen? Ich ſelbſt wollte Sie heute noch bitten, mich zu Ihrer Schülerin anzunehmen, und mich, ſo viel dieſes thunlich iſt, in das Geheimniß der ſeltenen Farbenpracht einzuweihen, die Sie von den alten Meiſtern ſich angeeignet haben, und die Ihnen zu Gebote ſteht, wie faſt keinem Andern. Es kann, es darf nicht ſeyn. Bleiben Sie", ſetzte ſie bittend hinzu, es wird Ihnen bei uns gefallen, wenn Sie erſt beſſer mit uns bekannt geworden ſind.

Sie werden hier Beſchäftigung vollauf finden; gehen Sie nicht fort, jetzt, da der Winter naht, in dieſer unfreundlichſten der Jahreszeiten. Verderben Sie mir die Freude nicht, von Ihnen lernen zu können!"

Sidonia hätte noch lange ununterbrochen fortſprechen können; Robert ſtand ſchweigend und unbeweglich vor ihr, in ſichtbarem Kampfe mit ſich ſelbſt.

„Es muß ſeyn!" ſeufzte er endlich aus tiefſter Bruſt, „ich muß fort! wohin weis ich noch nicht. Ich komme, gnädige Frau, meinen Dank zu Ihren Füßen nieder zu legen, wie vor dem Altare der mildeſten Gottheit; Sie bedürfen ſeiner ſo wenig als dieſe, aber ich bedarf es, Ihnen denſelben zu bringen. Der arme Menſch wendet ja immer nur um ſeiner ſelbſt willen, nur um das eigne Gemüth zu beruhigen, das dankende Auge zum Himmel auf! Sie ſind ja das einzige Weſen, das menſchlich hier mich beſtehen ließ, wie ich bin; Sie haben mich nicht verachtet. Sie haben mich in Schutz genommen, Sie haben es nicht zugeben wollen, daß man, weil ich nicht bin wie alle Andere, zum fremden Thier, zum Kunſtſtückmacher mich herabwürdige, der mit ſeinen Künſten aufwarten muß, wenn man ihm pfeift. Gott lohne es Ihnen“, fuhr er mit immer ſteigender Heftigkeit fort, „denn ich, ſo tief durchdrungen von Ihrer unendlichen Güte ich jetzt mich fühle, ich habe ſchlecht Ihnen gelohnt.“

„Gewiß nicht, nein, das thaten Sie nicht“, fiel Sidonia begütigend ein.

„Ich that es und büßte dafür, ich Elender!“ rief Robert ſehr heftig, mit dem Ausdruck der Verzweiflung. „Im dunkelſten Schacht der Erde möchte ich vor jedem Strahl des allbelebenden Lichtes mich verbergen, wenn ich des geſtrigen Abends gedenke! Zwar die Leute, dieſe Automaten mit menſchlichen Larven, haben es an mich gebracht! Dieſes dumme hochmüthige Geſindel, das ſich einbildet, die Welt wäre zu ſeinem Amüſement geſchaffen. Dieſes gefühlloſe Volk, mit ſpitzig-ſcharfen Zungen, mit denen es bis in die tiefſten geheimſten Wunden unſerer Herzen hineinbohrt, um ſich an den, vom Schmerz erzwungenen Sprüngen, an den krampfhaften Windungen ſeiner Opfer zu weiden, die ihm ein luſtiger Tanz zu ſeyn dünken, dieſe . . .“

„O ſtill, o ſtill, Herr Robert, Sie ſind furchtbar ungerecht, ich kann Sie ſo nicht reden hören!“ rief Sidonia, ſich unwillig von ihm abwendend.

„Engel des Himmels! ſchönes, reines, göttergleiches Weſen! Sie haben Recht, Sie dürfen ſo mich nicht hören“, erwiederte Robert demüthig. „Der himmelklare Aether, der Sie umgibt, hält alle dieſe Erbärmlichkeiten von Ihnen fern, ich ſündige ſchwer, indem ich es wage, Ihr in ewigem Himmelsfrieden ruhendes Gemüth mit ſolchen Zerrbildern zu erſchrecken. Dürfte ich in Ihrer Nähe weilen, ach ich würde wohl auch ein anderer Menſch! aber es darf nicht ſeyn, ich bin ein kraftloſer Elender, der ſich nicht zu mäßigen weis, ſonſt hätte ich geſtern mich anders betragen. Alles hätte ich geduldig über mich ergehen laſſen, ich wäre mit der Seligkeit, Sie anſchauen zu dürfen, zufrieden geweſen, und hätte nichts weiter beachtet, mochten die Uebrigen doch treiben und fragen was ſie wollten, was kümmerte es mich? Aber ich ließ von der mir angeborenen Wildheit mich hinreißen. Ich habe Ihnen Schande gemacht, Gräfin, ich habe mich betragen, ich habe geſprochen, wie man in Ihrer Gegenwart es nicht ſoll. Dem übermüthigen Geiſt des Hohnes, der Verachtung, der in mir wohnt, habe ich freien Lauf gelaſſen, durch mich werden Sie der Spott der Ueberweiſen, die wegen Ihrer himmliſchen Nachſicht mit mir Sie verdammen; darum gehe ich, kehre nie wieder, ſehe Sie nie wieder. O ſegnen Sie mich, ehe ich gehe, geben Sie dieſen einzigen Troſt auf meinen dunkeln Wegen mir mit! ſegnen Sie mich!“ rief er, und ließ mit geſenktem Haupte ſich vor ihr auf die Knie nieder. Thränen der Verzweiflung, die er vergeblich zurück zu halten ſtrebte, überſtrömten ſein bleiches, konvulſiviſch bewegtes Geſicht.

„Robert, Herr Robert, Meiſter Roderich!“ rief die wirklich ſehr erſchrockene Sidonia, denn ihr kam der Gedanke, einen Wahnſinnigen vor ſich zu ſehen. Jede andere als ſie hätte wahrſcheinlich in dieſer Beſorgniß zur Klingelſchnur gegriffen, doch ihre gewohnte Geiſtesgegenwart verließ auch diesmal ſie nicht, und hinderte ſie, einen Schritt zu thun, der den Armen, ſey er wahnſinnig oder nicht, auf das tiefſte hätte erniedrigen, und noch mehr aufbringen müſſen.

„Stehen Sie auf, Herr Robert“, ſprach ſie mit möglichſter Faſſung, „kommen Sie wieder zu ſich ſelbſt, zur Beſinnung, und Sie werden ſelbſt finden, daß Sie alles viel zu hoch nehmen, viel zu ernſtlich. Die Welt iſt nicht das Scheuſal, für das Sie, in dieſer aufgeregten Stimmung, ſie anſehen. Setzen Sie ſich, hier neben mir“, bat ſie, indem ſie einen Stuhl neben ihrem Sofa ihm hinrückte, „ich meine es wahrlich gut mit Ihnen“, fügte ſie mit unnachahmlicher Treuherzigkeit hinzu.

Robert that, wie ſie verlangte. Er athmete tief auf, wie Oreſt, wenn ihn die Eumeniden verlaſſen, und bemühte ſich mit ſichtbarer Anſtrengung ruhiger zu werden.

„So laſſe ich Sie nicht fort, nicht in dieſer furchtbar aufgeregten Stimmung, wenn ich es verhindern kann und mein Bitten Ihnen etwas gilt“, ſprach Sidonia ernſt und gefaßt. „Welche Chimären hat Ihre unruhige Phantaſie im Laufe einer vermuthlich ſchlafloſen Nacht Ihnen vorgeſpiegelt, armer Freund! ſie, die ſonſt an Ihrer Staffelei Ihnen mit ihrem Zauber ſo mächtig beiſteht, hat dieſesmal ſich recht feindlich gegen Sie bewieſen, ſie hat Sie eine Hölle ſehen laſſen, während Sie nur von ziemlich harmloſen Geſchöpfen umgeben waren, die freilich nach etwas Neuem ſtets dürſten, aber gewiß nicht im Sinne hatten, Ihnen wehe zu thun. Lernen Sie dieſe Leute nur etwas näher kennen, und Sie werden zwar zuweilen über ſie lachen, zuweilen zum eignen Kurzweil mit ihnen ſich abgeben, zuweilen ſogar recht achtungswerthe Seiten an ihnen entdecken, gewiß aber nie wieder ſo in Feuer und Flammen über ſie gerathen, wie eben jetzt.“

„Nimmermehr! nimmermehr! vor den Zeugen meines ſinnloſen Betragens kann ich nie mich wieder ſehen laſſen!“ rief Robert, jetzt ſchon um Vieles gelaſſener.

„Und warum nicht?“ fragte Sidonia, „was haben Sie denn Großes verbrochen? was denn ſo Entſetzliches gethan? Ich geſtehe Ihnen zwar offen, daß ich wohl wünſchen möchte, Sie hätten die neugierigen Frager auf andere Art, ich meine kürzer abgefertigt, ohne ſie ſo tief in Ihre Vergangenheit blicken zu laſſen, aber ich wünſche dieſes nur um Ihrer ſelbſt willen. Nicht weil Sie durch das, was Sie uns mittheilten, in unſerer Achtung verlieren konnten, im Gegentheil, Sie haben dadurch bei mir, und auch bei manchen Andern eine recht herzliche Theilnahme an ſich und Ihrem Schickſale erregt, und vielleicht bin ich's allein, die dieſe Scheu fühlt, viel von mir ſelbſt zu ſprechen, und übrigens mir gleichgültigen Perſonen mehr von der Vergangenheit mitzutheilen, als eben nothwendig iſt. Mit einiger Uebung gelangt man bald dahin, überläſtige Fragen von ſich abweiſen zu können, ohne doch geradezu beleidigend zu werden; und Sie werden dieſe Kunſt auch noch erlernen, Meiſter Roderich“, ſetzte ſie mit vieler Anmuth hinzu.

Robert ſaß da, in ihrem Anſchauen verſunken, und erwiederte ihr keine Silbe.

„Willkommen, lieber Wallen, Sie kommen wie gerufen!“ rief Sidonia dem Freunde erfreut entgegen, der in dieſem Augenblick, etwas früher als gewöhnlich, in ihr Zimmer trat; „helfen Sie mir dieſen wunderlichen eigenſinnigen Kopf auf andere Gedanken bringen. Er will fort, gleich zur Stunde will er abreiſen, ohne Zweck und Ziel will er in die weite Welt hineinlaufen; weil er ſich einbildet, in unſerer geſtrigen Geſellſchaft ſich ſo gezeigt zu haben, daß er ſich hier nicht länger mit Ehren ſehen laſſen kann.“

„Ei warum nicht gar! was ſind das für Grillen, Meiſter Roderigo?“ erwiederte Achill herzlich lachend. „Sie ſollten ſich hier nicht mehr ſehen laſſen dürfen? Sie werden l'homme du jour, Sie ſind auf dem beſten Wege dazu, die ſchönſten Damen werden ſich um Sie reißen, ſage ich Ihnen.“

„Ich verdiene vielleicht Ihren Spott, Herr von Wallen, aber ich ertrage ihn nicht“, erwiederte Robert heftig auffahrend, und die dunkle Röthe des Zorns färbte ſein bleiches Geſicht.

Wallen blickte Sidonien an, ihr um Schonung bittendes Auge begegnete dem ſeinen; es hätte deſſen nicht bedurft, er war zu feiner Weltmann, um in Gegenwart einer Dame die Gelegenheit zum Streit aufzunehmen, die ihm geboten ward.

„Wahrlich nein, ich bin weit davon entfernt, Ihrer ſpotten zu wollen, dazu ſind Sie viel zu gut, und ich achte Sie als Menſch wie als Künſtler dazu viel zu hoch“, erwiederte er dem aufgebrachten Jüngling, mit dem ihm ſehr wohlkleidenden Ernſt des reiferen Mannes. „Aber Sie kennen uns und unſere Art, die Dinge anzuſehen, noch nicht genugſam. Bei der geiſtigen Armuth, in der die meiſten unter uns leben, erſcheint alles Neue uns wie eine wahre Himmelsgabe, wie ein Labſal in den Wüſteneien unſerer Salons, und wird zwar angeſtaunt, aber gewiß nicht verſchmäht. Dabei haben wir von Manchem, zum Beiſpiel von berühmten Schriftſtellern und Künſtlern, ganz eigene Vorſtellungen uns in den Kopf geſetzt, wie die Damen in Spanien, die da meinen, alle Ketzer gingen geſchwänzt einher, oder wie die Bauernkinder die Könige immer mit Kronen auf den Köpfen ſich denken, die ſie auch beim Zubettegehen aufbehalten, ſo denken wir, ſolche Männer müßten immer gewaltig originell, unerhört genial, kurz ganz anders im Umgange ſich zeigen, als andere Leute. Sie, lieber Roderigo! haben ſich geſtern durchaus ſo gezeigt, wie man es bei Ihrem erſten Anblick ſchon von Ihnen erwartete, und ſich damit gewiß Lob, wenigſtens Bewunderung, ſtatt des Tadels, den Sie fürchten, erworben. Darum geben Sie nur getroſt den Gedanken auf, in dieſer ungünſtigen Jahreszeit einen Ort verlaſſen zu wollen, den Sie noch nicht kennen, und in welchem Sie Menſchen und Kunſtwerke antreffen werden, die wohl der Mühe einer näheren Bekanntſchaft werth ſind. An einem rathenden, und wenn es nöthig werden ſollte, auch helfenden Freunde ſoll es Ihnen ebenfalls nicht fehlen", ſetzte er hinzu, indem er dem Maler die Hand bot.

Wallens verſtändige Vorſtellungen, Sidoniens mildes Zureden, und beſonders der Anblick der ſchönen liebenswerthen Frau bewogen den Maler zuletzt, ſeinen übereilten Entſchluß aufzugeben. Er willigte ein, den Winter über zu bleiben wo er war, doch mit der Bedingung, daß Sidonia ihm erlaube, täglich einige Stunden mit ihr zuzubringen, um ſie malen zu lehren. Wallen erbot ſich, für die bequeme häusliche Einrichtung des, in ſolchen Dingen unbehülflichen Künſtlers zu ſorgen, und zugleich die, in jeder Hinſicht ihm unentbehrliche Beſchäftigung in ſeinem Kunſtfache ihm zu verſchaffen. So endigte dieſer ſtürmiſche Morgen, welcher anfangs den armen Robert ohne Zweck und Ziel in die weite Welt hinaustreiben zu wollen geſchienen, damit, ihm wenigſtens für die zunächſt kommende Zeit einen Ruheort unter wohlwollenden Freunden zu verheißen.

* * *

Im Verlaufe des Winters begann indeſſen Roberts Verhältniß zu Sidonien ſich allmählich etwas anders zu geſtalten, als dieſe es ſich anfangs gedacht hatte; ſein Uebergehen von der, an Anbetung gränzenden Verehrung zu kühnerer Zutraulichkeit, zu auffallenden Aeußerungen einer leidenſchaftlichen Anhänglichkeit geſchah aber ſo unmerklich, daß ſie deſſen kaum gewahr wurde. Nur erſt, als nach mehreren Wochen ihrem älteren Freunde Wallen einſt ein Wort des Unmuths darüber entſchlüpfte, daß er jetzt faſt nie mehr ſie allein träfe, erſt dann entdeckte ſie zu ihrem eignen größten Erſtaunen, daß der junge Maler in der That faſt zu allen Stunden des Tages um ſie ſey. Wie dieſes jetzt noch abzuwenden möglich ſeyn werde, begriff ſie indeſſen nicht, wahrſcheinlich weil ſie auch nicht ernſtlich wünſchte, es abändern zu können, denn durch die Macht der Gewohnheit war Roberts Gegenwart ihrem noch immer unbefriedigten Herzen beinahe unentbehrlich geworden.

Manche Stunde, die ſie ohne ihn mit ſich ganz allein hätte zubringen müſſen, und in welcher die Stimme der Sehnſucht in ihrer Bruſt wieder hätte laut werden können, wurde durch ihn ausgefüllt, und ſie ſelbſt von nutzlos quälenden Gedanken abgezogen.

Daß ein wärmeres Gefühl für ihn in ihrem Herzen ſich mit der Zeit entwickeln, daß ſie vielleicht einſt ihn lieben könne, der Gedanke lag ihr ſo fern, als ob er der Mann im Monde geweſen wäre; deshalb war es ihr unmöglich, ihrer Freundlichkeit gegen ihn Schranken zu ſetzen. Seine freundlos verlaſſene Exiſtenz forderte zur innigſten Theilnahme ſie auf. Daß er nie lernen könne in der Welt in die Menſchen ſich zu ſchicken, ging nur zu deutlich aus ſeinem ganzen excentriſchen Weſen hervor, daß dieſe ihn dafür fremd und abſtoßend behandelten, war ganz natürlich, und doch wünſchte Sidonia ſehnlichſt, ſein Glück auf irgend eine Weiſe zu begründen, den Armen endlich einmal zu dauernder Ruhe kommen zu ſehen, der für ſich ſelbſt ſo wenig bedurfte, und der mit ſo treuer Ergebung, folgſam und einfach wie ein gutgeartetes Kind, jeden ihrer Winke befolgte.

Mit Wallens Beiſtand hatte Sidonia ſich angelegentlich bemüht, den jungen Maler von der ſclaviſchen Nachahmung der alten Meiſter vor Raphaels Zeiten zurück zu bringen, auf der er bis jetzt, vielleicht eben ſowohl aus Eigenſinn, als aus innerer Ueberzeugung beharrt hatte. Sie ſowohl als ihr Freund gaben ſich alle nur mögliche Mühe, ihm deutlich zu machen, wie eben dieſe alten Meiſter, welche Robert als Heroen der Kunſt faſt vergötterte, dennoch einzig die Natur als ihre große Lehrerin, und zugleich als das einzige Vorbild anerkannt hätten, dem ſie mit gewiſſenhafter Treue anhingen, und wie folglich auch den Schülern derſelben nur dieſer Eine Weg zu den Höhen der Kunſt offen bleibe, den auch ihre edlen Vorfahren gingen, und dadurch groß wurden. Robert hörte mit vieler Aufmerkſamkeit alles an, was ſie ihm hierüber ſagten, er erwog reiflich, was ſie gegen ſeine eigenen Anſichten über dieſen Gegenſtand vorbrachten, und fing wirklich nach einiger Zeit an, ſich von der früheren Manier loszuſagen, welche der rechten freien Ausbildung ſeines wirklich ſehr großen Talents bis dahin im Wege geſtanden hatte.

Er malte Viel und Vieles, denn auf Wallens Antrieb ſtrömten von allen Seiten, zum Theil bedeutende Beſtellungen ihm zu; alle ſeine neueren Arbeiten zeugten von dem Einfluſſe, welchen Wallens und Sidoniens Vorſtellungen auf ihn übten, aber zugleich auch, wie es doch eigentlich nur Sidoniens Nähe ſey, die ihn begeiſtere, und wie ſehr ihr Anblick auf die Gebilde einwirke, die unter ſeinem ſchaffenden Pinſel hervorgingen. Bei den meiſten derſelben war eine treffende Aehnlichkeit mit ihr unverkennbar, ſeine Heiligen, ſeine Engel, ſahen alle mehr oder weniger aus wie ſie; er ſah, dachte, malte nichts als ſie, denn nur indem er mit ihr ſich beſchäftigte, konnte er ſich darüber tröſten, einige Stunden von ihr entfernt, an ſeiner Staffelei hinbringen zu müſſen.

Sidoniens Bekannte unterließen nicht, dieſe immer wiederkehrenden Aehnlichkeiten zu bemerken, und das ganze Beginnen des Malers recht auffallend und ſeltſam zu finden; es gab zu mancherlei ſcharfen, mitunter recht witzig ausgeſprochenen Urtheilen Anlaß, die aber meiſtens nur den Maler trafen, nicht Sidonien; denn bei dieſer war man noch immer geneigt, Vieles zu überſehen, das Andern, vom Glücke minder Begünſtigten, nicht ſo ungeſtraft hingegangen wäre, beſonders da Roberts Benehmen ſich gar nicht dazu eignete, die Auszeichnung zu rechtfertigen, mit der ſie ihm begegnete.

Ungebildete Menſchen, die fern von der geſitteten Welt in drückender Niedrigkeit aufwuchſen, pflegen meiſtens ſich gern mit den Begünſtigungen zu brüſten, und vor den Leuten damit groß zu thun, die von bedeutenden, hoch über ſie ſtehenden Perſonen ihnen ſpäterhin gewährt werden, und Robert gehörte leider noch immer zu jenen, unerachtet ſeiner eminenten Talente, ſeiner mannichfachen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, und ſeines mit den ſeltenſten Fähigkeiten reich begabten Geiſtes. Daher ſuchte er, wo nur immer die Gelegenheit dazu ſich herbeiziehen ließ, mit dem Vertrauen, welches Sidonia ihm bewies, auf das allerrückſichtsloſeſte zu prahlen. Der Welt, die er nicht kannte, drang er mit unbegreiflicher Offenherzigkeit ſein Vertrauen auf, ſprach gegen jeden, der ihn anhören mochte, von ſeiner gränzenloſen Bewunderung der ſchönen Gräfin Adelheim, von ihrer Güte gegen ihn, von dem ungemeſſenen Zutrauen, wodurch ſie ihn zum glücklichſten aller Sterblichen mache. Zuweilen klagte er auch wohl laut ſie an, ſchwor, daß er dieſes ihr nimmer vergeſſen noch vergeben könne, wenn er für den Augenblick ſich von ihr vernachläſſigt glaubte, bewachte mit wüthender Eiferſucht ihre Worte, ihre Blicke, wenn er wähnte, ſie ſey gegen Andere freundlicher als gegen ihn, und betrug ſich im Ganzen wie ein verliebter eitler und ungezogener Knabe.

Auch in anderer Hinſicht machte Sidoniens

Nachſicht ihn übermüthig. Er war überzeugt, ihr, der Einzigen, die er mit glühender Leidenſchaft verehrte, recht wohl zu gefallen, ſo wie er eben war, und achtete es deshalb nicht der Mühe werth, auch nach dem Beifall Anderer zu ſtreben. Eigenſinnig verſchmähte er jede Milderung und Verfeinerung ſeiner Sitten, verletzte ſogar oft abſichtlich und mit geſuchter Arroganz die gewöhnlichſten Formen des Umganges, und ſetzte dadurch in der Geſellſchaft, die er jetzt aus Trotz mehr ſuchte als mied, ſich auf einen eben ſo ſeltſamen als beſchwerlichen Standpunkt. Seinem großen, wenn gleich noch immer ungeregelten Talente konnte man die gebührende Bewunderung nicht verſagen, ſeinen kecken, oft ſehr abſchweifenden Reden hörte man mitunter recht gern zu, man lächelte über ſeine humoriſtiſchen Einfälle, aber man hielt ihn ſtets in einer gewiſſen Entfernung von ſich ab, wie etwa ein wildes ungezähmtes Thier, deſſen wunderlichen Sprüngen man wohl einmal zuſieht, ohne es ſich jedoch zu nahe kommen zu laſſen.

Nie wurde Robert als zu der Geſellſchaft gehörend angeſehen, in deren Mitte er doch lebte, weil man, als Sidoniens ſteten Begleiter, ihn in ihr nur duldete; er fühlte dieſes wohl, und rächte ſich dafür gern durch dreiſt ausgeſprochene Abſurditäten, die er, wenn er auf Widerſpruch traf, oft mit eben ſo viel Grobheit als Anmaßung vertheidigte. Sidonien ſogar pflegte er bisweilen in dieſen Ausbrüchen ſeiner wilden ungebändigten Natur nicht zu ſchonen, und krümmte nachher, wenn er nach einer ſolchen Scene mit ihr allein war, ſich wie ein Wurm zu ihren Füßen, klagte als den elendeſten aller Sünder ſich an, beſchwor ſie, ihn mit ihrem Zorn zu zermalmen, von ſich weg, hinaus, in das Elend, in den Tod ihn zu jagen; ſo daß ſie am Ende ihm noch gute Worte geben, und alles anwenden mußte, um ihn nur zu beſchwichtigen und wieder zufrieden zu ſtellen.

Sidonia litt unendlich durch alles dieſes, das vermochte ſie ſich ſelbſt nicht abzuläugnen; oft fühlte ſie Roberts Gegenwart als eine drückend ſchwere Laſt, und konnte es dennoch nicht über ſich gewinnen, dieſer Pein, und allen Verlegenheiten, in welche ſie durch ihn gerieth, dadurch ein Ende zu machen, daß ſie ihn entfernte; denn ſie fühlte, daß er ihr unentbehrlich geworden ſey, ohne doch einſehen zu können, wodurch und warum? Ob dieſes ihr unerklärliche Gefühl, das ſie an ihn feſſelte und ſie zwang, das Unerträgliche dennoch zu ertragen, nicht vielleicht die Liebe ſey, die ſie bis jetzt noch nicht empfunden? Dieſer Gedanke drängte freilich zuweilen ſich ihr auf; doch bei kühlerer Beſinnung mußte ſie ſelbſt darüber lächeln. Mitleid war es, inniges, tief gefühltes Mitleid, welches in der weichen Bruſt der Frauen der Liebe oft ſo ähnlich ſieht, daß ſie ſich ſelbſt davon täuſchen laſſen; das aber freilich auch zuweilen ſich wirklich in Liebe umwandelt.

Sie ſcheute ſich überdies, ein Weſen, das ſie, trotz aller ſeiner Eigenheiten, für gut und ſogar für ausgezeichnet anerkannte, dem Untergange zuzuſtoßen, daß ſie es plötzlich verließ, und ſo verflocht ſich denn das geſpannte ſeltſame Verhältniß mit Robert immer enger und enger mit ihren übrigen Verhältniſſen; ſie merkte wohl, wie man genauer als ſonſt ſie beobachte, wenn ſie ihm gegenüber ſtand, ſie ſah ſogar ein, daß Roberts vertrautes Betragen, welches er gerade vor Zeugen ſich am auffallendſten gegen ſie erlaubte, mit der Zeit ihrem guten Rufe ſchaden könne, aber ſie war noch immer weit davon entfernt, der öffentlichen Meinung irgend einen Einfluß auf ihre Handlungen zu geſtatten, und „thue Recht und ſcheue Niemand“ blieb ihr Wahlſpruch nach wie vor.

Roberts wunderbarer Genius, der oft, wenn ſie mit ihm allein war, in kecken Sprüngen das Nächſte mit dem Fernſten auf die intereſſanteſte

Weiſe zu verbinden wußte, und zuweilen wie ein hellleuchtendes Meteor in wunderſchönen Strahlen ausbrach, ergötzte ſie oft und bannte jede Ahnung von Langeweile weit von ihr; und wenn ſie auch zuweilen ihm zürnen zu müſſen glaubte, ſo riß ſein wahrhaft poetiſches, oft ausſchweifendes, aber, wenn man es ungeſtört walten ließ, nie ſich widerwärtig zeigendes Naturell ſie immer auf's Neue wieder zu ihm hin. Und dieſen ſollte ich opfern? ihn aufgeben, weil ſich die Leute darüber wundern könnten, daß ich es nicht thue? dachte ſie dann bei ſich ſelbſt, und es blieb eben beim Alten.

Indeſſen kamen doch auch zuweilen Augenblicke, ſogar Stunden, in welchen manche, durch Roberts frühere Erziehung ihm eigen gewordene Gemeinheiten in Sprache, Angewöhnungen und Sitten, wenn er ſich zwanglos gehen ließ, Sidonien unangenehm berührten und einigermaßen ſie von ihm zurückſtießen. Wenn dann Wallen, der ſeit einiger Zeit ſich ſeltener bei ihr ſehen ließ, zur guten Stunde zu ihr hereintrat, mit ſeinem feinen Takt, ſeiner edlen gebildeten Sprache und allen Vorzügen eines geiſtreichen, durch und für die Welt gebildeten Mannes, dann ward ihr freilich zu Muthe, als träfe in der ſchönen, aber ihr noch nicht heimathlich gewordenen Fremde plötzlich ein Gruß in der geliebten, lange nicht gehörten Sprache ihres Landes ihr Ohr; und ſie neigte mit altem Vertrauen und neuer Freude dem mitunter vernachläſſigten Freunde ſich wieder zu.

Wallen aber ſah alles, bemerkte alles in unerſchütterlicher Ruhe. Statt, wie Andere an ſeiner Stelle vielleicht gethan hätten, Sidonien von ihrem neuen Freunde abwendig machen zu wollen, wandte er vielmehr, ohne jemals die mindeſte Eiferſucht blicken zu laſſen, alles an, um dieſe Beiden einander immer näher zu rücken. Gegen Robert behielt er das nämliche freundliche Betragen unverändert bei, und wußte bei alle dem gar wohl was er that.

* * *

Sechs bis ſieben Monate mochten ſeit Roberts erſtem Erſcheinen in Sidoniens Kreiſe vergangen ſeyn; in ſtetem Wechſel, und doch auch in einer gewiſſen Einförmigkeit waren ſie unmerklich an ihr vorüber geſchlichen. Auf dem Lande ließ der Frühling ſchon durch ſeine Boten, das Veilchen, den Krokus, die laut jubelnde, himmelanſteigende Lerche, ſeinen nahen Einzug verkünden, in der Stadt aber ſuchte man noch immer den Winter feſtzuhalten, um ſich ſo ſpät als möglich von deſſen Freuden zu trennen.

Um dieſe Zeit wurde an die Ausſchmückung einer kleinen aber prachtvollen Kapelle die letzte Hand gelegt, welche die katholiſche Gemeinde in der Reſidenz, in der, wie im ganzen Lande, der proteſtantiſche Glaube der herrſchende war, ſich auf eigne Koſten erbaut hatte. An ſich ſelbſt war dieſe Gemeinde nicht zahlreich, wohl aber durch Rang und Reichthum vieler ihrer Mitglieder ſehr bedeutend. Mehrere der erſten und reichſten adelichen Familien, ſowohl in der Reſidenz ſelbſt, als in der Umgegend derſelben, gehörten zu ihr, und alle hatten ſich vereint, und weder Mühe noch Koſten geſpart, um den Glanz ihres Gott-geweihten Tempels zu erhöhen, deſſen Erbauung ihnen lange war verwehrt worden. Vor allem war man auf ein würdiges Altargemälde bedacht geweſen, und Achill von Wallen, deſſen Stimme bei allen, die Kunſt betreffenden Angelegenheiten für entſcheidend galt, hatte die Ausführung deſſelben dem damals eben von ihm aufgefundenen Maler Robert aufgetragen, der auch ſogleich mit glühendem Eifer dieſe, ihn hoch ehrende Arbeit begann, von der er in jeder Hinſicht bedeutende Vortheile ſich verſprechen durfte.

Alles ſah jetzt mit geſpannter Erwartung der Aufſtellung des Altarblattes entgegen, von welchem der Ruf ſchon im Voraus Wunderdinge verkündete, obgleich bis dahin, Wallen ausgenommen, es noch Niemand zu ſehen bekommen hatte. Vom Künſtler war dieſes förmlich ausbedungen worden, er hatte ſogar Sidonien gebeten, den Anblick des Eindrucks, welchen ſein Werk in deſſen Vollendung auf ſie machen würde, durch einen zu frühen Beſuch deſſelben ihm nicht zu verkümmern. Ohne Zeugen, bei verſchloſſenen Thüren, wurde es unter Roberts Aufſicht am Tage vor der Eröffnung der Kirche dem koſtbaren vergoldeten Rahmen eingepaßt, und an ſeiner geheiligten Stätte über dem Altare aufgeſtellt.

Jung und Alt aus allen Ständen ſtrömte am folgenden Morgen in ſo großer Anzahl herbei, daß der beſchränkte Raum kaum die Hälfte derer in ſich aufzunehmen vermochte, welche der feierlichen Enthüllung des viel beſprochenen Bildes beiwohnen wollten. Endlich flog der es verſchleiernde Vorhang auseinander; ein allgemeiner Ausruf der Bewunderung ſäuſelte in dieſem Augenblick durch den hochgewölbten Raum, aber Todtenſtille folgte gleich darauf, dann leiſes Geflüſter, das anfangs murmelnd durch die Menge lief, und endlich, lauter werdend, in unverkennbare Zeichen allgemeiner Mißbilligung, zuletzt gar des Unwillens ſich auflöſte.

Da der beſchränkte Raum kein großes figurenreiches Altargemälde geſtatten konnte, ſo hatten die Vorſteher der Kirche ein Madonnenbild zum Gegenſtande deſſelben erwählt, und zu Roberts Vorſchlage, die heilige Jungfrau in aller ihrer Herrlichkeit, als Königin des Himmels, darzuſtellen, gern ihre Beiſtimmung gegeben.

Von einer Glorie umgeben, durch deren leuchtende Pracht unzählige Engelsköpfchen hindurch ſchimmerten, mit allen Inſignien göttlicher Hoheit geſchmückt, thronend auf goldenem, Wolken-getragenen Seſſel, von anbetenden Seraphinen umſchwebt, deren zwei die ſtrahlende Krone über ihrem Haupte empor hielten, erkannte die Gemeinde jetzt mit tiefem Unmuth in der heiligen Jungfrau Sidoniens Bild, zur allgemeinen Verehrung hoch über ihren Häuptern aufgeſtellt. Die Geſtalt, jeder Zug des Geſichts der ſchönen, Allen bekannten Frau, waren mit unglaublicher Kunſt, wie aus dem Spiegel geraubt, in ſprechender unverkennbarer Aehnlichkeit aufgefaßt, und zwar verklärt, aber doch lebendig, als ob das Bild wirklich athme, hier wieder gegeben.

Die Verſammlung mußte ſobald als möglich zerſtreut, die Kirche geſchloſſen werden, denn man hatte alle Urſache zu befürchten, das aufgebrachte Volk könne an dem Bilde ſich vergreifen, und ein Kunſtwerk zerſtören, deſſen ſeltener Werth ſich bei allem dem nicht abläugnen ließ. Die gleich nach dem Frieden eingetretene unzufriedene und aufgeregte Stimmung der Gemüther war noch bei weitem nicht beſchwichtigt; ſeit jenen Tagen, in welchen die allgemeine Noth eine Art allgemeiner Gleichheit zwiſchen Vornehmern und Geringeren für den Augenblick eingeführt hatte, wichen der letztern Anſichten von dem Vorrechte und Anſprüchen der Reichen und Großen noch immer gar ſehr von dem ab, was ſie früher geweſen. Niemand ſcheute ſich mehr, bei vorkommenden Gelegenheiten ſeine Meinung ſehr laut und ſehr deutlich auszuſprechen, und auch jetzt hörte man an allen Straßenecken und in allen Weinhäuſern gegen den Uebermuth der vornehmen Leute deklamiren, welche ſich ſogar nicht mehr entblödeten, mit unerhörter Frechheit ihr Bild in die Kirchen auf den Altären zu ſtellen, um ſich göttliche Ehre erweiſen zu laſſen. Hin und wieder trat wohl ein beſſer Unterrichteter auf, und er wollte den Leuten begreiflich machen, daß die meiſten und anerkannt trefflichſten Madonnenbilder der berühmteſten ältern Meiſter nur Portraite ſchöner Frauen wären. Die Redner wurden verhöhnt und verlacht, einige hinzutretende Geiſtliche und fromme Eiferer ſprachen ſogar von Sakrilegium und Gottesläſterung, die allgemeine Unzufriedenheit wurde immer größer und lauter, ſogar Proteſtanten nahmen Theil daran, und endlich ging wenigſtens ſo viel aus alle dieſem hervor, daß Roberts Gemälde, ſo vortrefflich es an und für ſich auch ſey, ſeinen geweihten Standpunkt nimmermehr würde behaupten können.

Um die Gemüther zu beruhigen und zugleich ein treffliches Meiſterwerk dem ihm drohenden Untergange zu entreißen, erbot ſich indeſſen ſchon am nächſten Tage der kunſtliebende Landesherr, das Altarbild um den dafür vorher beſtimmten Preis, für ſeine eigne Gemäldeſammlung anzukaufen, und erreichte dadurch auf das vollkommenſte ſeinen Zweck. Das Volk ſah mit lautem Jubel den Gegenſtand ſeines Widerwillens vom Altare hinunter nehmen, und eine in den Rahmen paſſende, freilich weit ſchlechter ausgeführte Kreuzigung an deſſen Stelle ſetzen, welche einſtweilen dort bleiben ſollte, bis es möglich ſeyn würde, ein anderes Altarblatt herbei zu ſchaffen. Der ganze Vorgang wurde in kurzer Zeit von neueren Ereigniſſen verdrängt und vergeſ-

Univ. Bibl.
München

ſen, wie denn das der bewegtere Gang des Lebens in großen Städten mit ſich zu bringen pflegt; auch Robert durfte ſchon nach wenigen Tagen ſich wieder öffentlich zu zeigen wagen, und den verborgenen Aufenthalt verlaſſen, in welchen Wallens freundſchaftliche Fürſorge zu ſeinem großen Mißvergnügen bis dahin faſt mit Gewalt ihn feſtgehalten hatte.

Trübe und krank verlebte indeſſen Sidonia dieſe Tage in der abgeſchiedenſten Einſamkeit, ohne von allen jenen Vorgängen etwas zu erfahren. Ein höchſt widerwärtiger Vorfall, die Entdeckung einer nie von ihr für möglich gehaltenen Täuſchung hatte auf das ſchmerzlichſte ſie erſchüttert, ſie wirklich krank gemacht und ſie bewegen, ſich auf einige Tage zurück zu ziehen, um in der Einſamkeit leichter ihr gewohntes Gleichgewicht wieder zu finden.

Frau von Weihern, eben jene Frau, welche Sidonia aus Mitleid mit der verlaſſenen Lage derſelben Zutritt zu ſich erlaubte, während alle Uebrigen ſie zurückſtießen, war an dem Tage, an welchem Robert das Altarblatt in der Kirche aufſtellte, ſie zu beſuchen gekommen, und hatte, was ſeit geraumer Zeit nicht der Fall geweſen war, ſie ganz allein angetroffen. Durch Sidoniens nachſichtsvolles Benehmen gegen ſie glaubte dieſe Frau ſich berechtiget, ſich das Anſehen zu geben, als erfreue ſie ſich des engſten Vertrauens der Gräfin Adelheim, auch drängte ſie dieſer, oft zu ſehr ungelegenen Stunden, ihre Geſellſchaft auf, doch heute war dieſes nicht der Fall, ſie wurde als ein willkommener Gaſt von der, eben einer Unterhaltung bedürfenden Sidonia freundlich empfangen. Beide zogen ihre Arbeit hervor, ſetzten ſich an Sidoniens Nähtiſch traulich neben einander, und gaben ſich jenem leichten, von einem zum andern überſpringenden Geplauder hin, das für alle, ſelbſt für ſonſt ſehr ernſthafte Frauen zuweilen einen unwiderſtehlichen Reiz zu haben pflegt.

Frau von Weihern war eine der angenehmſten Schwätzerinnen, die es auf der Welt geben kann, ſobald ſie ohne allen Zwang ihrer guten Laune ſich überließ. Selbſt ganz unbedeutende Kleinigkeiten von ihr erzählen zu hören, war ein großes Vergnügen; die liebenswürdigſten Einfälle, die naivſten und witzigſten Bemerkungen folgten dann einander, ungeſucht, Schlag auf Schlag; das mimiſche Geberdenſpiel der hübſchen Frau, der ſchalkhafte Ausdruck ihres lieblichen Geſichts gaben immer allem, was ſie ſagte, einen ganz originellen pikanten Reiz, doch heute zeigte ſie ſich liebenswürdiger, lebhafter, unterhaltender als je, ſo daß Sidonia ihr anfangs gern zuhörte, beſonders als ſie auf den Einfall kam, von ihrer frühern Kindheit und der Geſchichte ihrer Jugend zu erzählen. Sidonia konnte indeſſen nicht ohne ein Gefühl innigen Mitleids bemerken, wie unverantwortlich ſchon in früheſter Zeit die moraliſche Bildung dieſes, von der Natur ſo reich begabten Geſchöpfes vernachläſſigt worden ſey, obgleich manche komiſche Anekdote, manche höchſt charakteriſtiſche Bemerkung, welche Frau von Weihern ihrer Erzählung geſchickt einzuflechten wußte, ſie auch wieder höchlich ergötzten. Frau von Weihern bemerkte dieſes wohl, und Sidoniens Wohlgefallen regte zu immer größerer Lebendigkeit ſie an. Sich und ihre Zuhörerin wahrſcheinlich ebenfalls vergeſſend, begann ſie endlich, Anekdoten, Bilder, Bemerkungen ihrer Erzählung anzureihen, über die Sidonia anfangs innerlich erſchrack, ohne daß jedoch Frau von Weihern in ihrer ſelbſt herbeigeführten Exaltation es bemerkte; ſie fuhr fort zu reden, es war als ob ſie, einmal in Feuer gerathen, gar nicht wieder aufhören konne von ſich zu ſprechen, bis ſie endlich ihrer völlig verſtummenden Zuhörerin alle Ereigniſſe eines höchſt frivolen Lebens, ein wüſtes verworrenes Gewebe von niedrigen Intriguen und ſchimpflichen Verbindungen enthüllt hatte, deren bloße Möglichkeit Sidonien nie auch nur im Traume hätte einfallen können.

Mit ſchmerzlichem Entſetzen mußte Sidonia endlich ſich ſelbſt geſtehen, daß die Frau, die ſie in Schutz genommen, um derentwillen ſie allem, was die Welt und ſelbſt ihre eigne, ſie mütterlich liebende Tante dagegen einwenden mochten, ſich muthig entgegengeſtellt habe, dennoch eine verworfene ſchaamloſe Buhlerin ſey, frech genug, um mit ihrer eigenen Schande zu prahlen.

Iſt ſie wahnſinnig geworden? dachte Sidonia, während Frau von Weihern noch ſprach; will ſie vielleicht ungeziemenden Scherz mit mir treiben, indem ſie mir, gerade mir, Dinge vorträgt, über welche auch die Verworfenſten unſeres Geſchlechts erröthen müßten?

„Iſt das alles wahr? iſt es nur möglich?“ rief ſie plötzlich mit vor Erſtaunen zuſammen geſchlagenen Händen, als die Dame einen Augenblick zu reden aufhörte. „Frau von Weihern, ich frage Sie auf Ihr Gewiſſen, antworten Sie mir wahrhaft, ich beſchwöre Sie. Iſt das alles geſchehen, wirklich ſo geſchehen, wie Sie es erzählen?“

„Nun warum ſollte es denn nicht wahr ſeyn? freilich iſt es wahr, Sie ſelbſt müſſen ja wiſſen, daß dergleichen nichts Unmögliches iſt“, antwortete die noch immer ſehr aufgeregte Frau mit wildem Gelächter. „Aber mein Gott, was iſt Ihnen, theure Gräfin, Sie werden todtenbleich, Sie zittern, Sie ſind doch nicht unwohl?" ſetzte ſie mit ganz verändertem Ton und großer Theilnahme hinzu, und wollte Sidonien in ihre Arme nehmen, doch dieſe hielt mit weit vorgeſtreckten Händen ſie von ſich ab, erhob ſich von ihrem Sitz, und zog an der Klingelſchnur. „Es ſoll augenblicklich angeſpannt werden", befahl ſie dem ſogleich eintretenden Bedienten, „Frau von Weihern will nach Hauſe, ſchnell, der Kutſcher ſoll eilen vorzufahren."

„Aber, geliebteſte Freundin, in dieſem Zuſtande kann ich Sie doch nicht verlaſſen?" rief Frau von Weihern etwas betreten.

„Frau von Weihern", erwiederte Sidonia mit würdevollem Anſtande, „Sie haben mir in dieſem Augenblick eine ſehr bittere, aber auch eine ſehr heilſame Lehre gegeben; rechnen Sie es dem Danke, den ich Ihnen für letztere ſchuldig bin, zu, daß Sie, ohne Aufſehen zu erregen, dieſes Haus verlaſſen dürfen, das Sie nie wieder betreten werden. Auch verſpreche ich Ihnen, gegen keine lebende Seele von dem, was Sie hier geſprochen und ich ſo gern nicht gehört hätte, jemals eine Silbe zu erwähnen. Unglückliche Frau! welch ein Dämon trieb Sie an, eines ſo laſterhaften Lebens ſich zu rühmen, und das gegen mich! Kehren Sie um, weil es noch Zeit iſt, o kehren Sie um! Dieſe Bitte ſind die letzten Worte, die Sie jemals wieder von mir hören werden!“ ſetzte ſie, weicher werdend, hinzu.

„So nehmen Sie es? auf dieſe Weiſe belohnen Sie mein Vertrauen?“ rief nach kurzem Schweigen Frau von Weihern, plötzlich zur Furie umgewandelt, mit zornblitzenden Augen. „Sehen Sie ſich wohl vor, meine gnädigſte Excellenz, mich verblenden Sie doch nicht, ſtellen Sie ſich ſo tugendhaft an, wie Sie wollen, ich weis doch, daß ich nur zu meines Gleichen rede, ſo vornehm es Ihnen auch beliebt auf mich herabzuſehen. Die Welt wird auch dahinter kommen, früh oder ſpät. Wie! ziemt es Ihnen mir ſo zu begegnen? Ihnen, einer Frau, die erſt an einen alten reichen vornehmen Mann ſich verkaufte, um hinterher, im bequemen Wittwenſtande ſich nach Gefallen einrichten zu können? Meinen Sie, man wäre blind? man wiſſe zum Beiſpiel nicht, wie Sie ſtundenlang mit dem ſchönen jungen Maler ſich einſchließen, gewiß nicht um die Antike zu ſtudiren! man ſähe nicht den armen abgedankten Wallen trübſelig umherſchleichen, der hier einſt alles in allem war?“

Sidonia beantwortete dieſe ganze pöbelhafte Diatribe des wüthenden Weibes nur mit einem verachtenden Blick, und zog ſich dann in ihr Kabinet zurück, das ſie hinter ſich abſchloß. Nach wenigen Minuten hörte ſie den Wagen vorfahren, und Frau von Weihern ſich entfernen. Tief ergriffen, bis in das Innerſte ihres Gemüths über das eben Erlebte empört, fühlte ſie der Einſamkeit, der Ruhe ſich bedürftig, um nur wieder zu einiger Faſſung gelangen zu können. Indem ſie durch das Zimmer ging, welches Frau von Weihern ſo eben verlaſſen, blickte ſie zufällig nach ihrem Arbeitstiſchchen hin, an welchem ſie an der Seite jener Frau beſchäftiget geweſen war, einige Reihen Perlen von außerordentlicher Schönheit an ein reich mit Diamanten beſetztes Fermoir zu befeſtigen; der Schmuck war verſchwunden, vergebens ſuchte ſie ihn überall, es konnte ihr keinen Augenblick zweifelhaft bleiben, wer ihn entwendet hatte. Die Sinne vergingen ihr, indem ſie ſchaudernd bedachte, an welchem Abgrunde von Verworfenheit ſie bis jetzt vertrauens und ahnungsfrei geruht; kaum, daß ihr noch die Kraft blieb, an der Klingel zu ziehen; die herbeieilende Margarethe fand ihre geliebte Gebieterin in halber Ohnmacht, faſt bewußtlos da liegen.

Schmerzlich verwundet, bitter gekränkt, halb zürnend, halb beſchämt, daß ſie von einer, des gemeinſten Verbrechens fähigen Frau ſich ſo leicht und ſo lange hatte können täuſchen laſſen, benutzte Sidonia die Tage, in denen ſie wirklich ſich krank fühlte, um ohne anderer Einwirkung erſt wieder mit ſich ſelbſt einig zu werden, und verbat deshalb unter dem Vorwande großer Schwäche ſich alle Beſuche, was denn freilich ganz andern Urſachen zugeſchrieben wurde, da gerade in dieſen Tagen jene Vorfälle mit dem Altargemälde ſich ereigneten, von denen ſie aber nichts erfahren hatte. Der Nachhall der entſetzlichen Worte, die ſie noch zuletzt aus dem Munde jener Verworfenen hatte vernehmen müſſen, mußte erſt verklingen, ſie ſelbſt ihren innern Frieden erſt wieder gefunden haben, ehe ſie ſich entſchließen konnte, wieder wie ſonſt ihren Freunden und Bekannten ſich zu zeigen.

Gern hätte ſie jetzt zu dem verſtändigen Rathe ihrer Tante ihre Zuflucht genommen; ſie würde keinen Augenblick ſich geſcheut haben, der treuen mütterlichen Warnerin ihren Irrthum reuevoll einzugeſtehen, und ihr offen zu bekennen, ſie fühle jetzt, daß vielleicht eben ſo viel Eigenſinn als innere Ueberzeugung ſie damals bewogen habe, dem Urtheile der Welt ſich entgegen zu ſtellen; aber ſie hatte einmal ihr Wort darauf gegeben, die frechen Bekenntniſſe jener Unglücklichen gegen Jedermann zu verſchweigen, und vollends des an ihr noch zuletzt begangenen Diebſtahls zu erwähnen, und dadurch die Thäterin den Folgen eines ſolchen Verbrechens auszuſetzen, war ein Gedanke, vor dem ſie wie vor einem entſetzlichen Geſpenſte bange zurückſchauderte, und der auf ewig ihr in dieſer Hinſicht den Mund verſchließen mußte.

Nein, dachte Sidonia bei ſich ſelbſt, mag die Unglückliche, durch mich ungeſtört, ihren Raub behalten, zu welchem nur die bitterſte Noth ſie verleitet haben kann. Daß ſie ſo ganz in meiner Nähe, auf ſo leicht zu entdeckende Weiſe ihn beging, iſt ein Beweis, daß ſie noch immer auf mein Mitleid, auf meine Nachſicht ſich verläßt, und obgleich ſie ſo furchtbar mich hinterging, ſoll ſie doch durch ihren Glauben an mich ſich nicht getäuſcht finden. Die Worte, die ſie zuletzt im Zorne gegen mich ausſtieß, waren nur ein Ausbruch der ihr zur Natur gewordenen Gemeinheit, die mich zu ſich herunterreißen wollte, weil ich in dem Augenblicke zu ſchonungslos ſie zu Boden trat, um mich über ſie zu erheben. Ich war zu hart gegen ſie, gewiß ich habe zu herabwürdigend ſie behandelt, das fühle ich jetzt bei kälterem Blute, ich mußte ja auf dieſe Weiſe ſie auf das heftigſte gegen mich aufbringen. Das war nicht die rechte Art, ein armes gefallenes Weſen wieder zu erheben! Schwer bedrückt von Geldnoth, welche ſie ſich freilich ſelbſt zugezogen, kam ſie, wahrſcheinlich in ſehr aufgeregter Stimmung, hoffend zu mir, um ſich von mir Hülfe zu erbitten. Mein ungewöhnlich freundlicher Empfang, ihr Leichtſinn, ihre innere Rohheit bei aller äußeren Kultur verleiteten ſie, mir mehr von ſich und ihrem früheren Leben mitzutheilen, als ſie in dem Augenblicke wollte. Vielleicht dachte ſie anfangs nur durch die Darſtellung ihrer ſo ſehr vernachläſſigten Erziehung mein Mitleid zu erregen; ihre eigne Beredſamkeit und die, ungebildeten Gemüthern eigenthümliche Luſt, viel von ſich ſelbſt zu ſprechen, riſſen unmerklich ſie fort weiter zu gehen, und mir mehr zu entdecken, als ſie damals ſelbſt gewahr werden mochte. Jenen abſcheulichen Schein aber, den ſie im wüthenden Zorn auf mich und mein Leben zu werfen ſuchte, iſt nur Hirngeſpinnſt, das mich keinen Augenblick beunruhigen darf. Nein, ſo denkt die Welt nicht von mir, mein Leben liegt ja vor Aller Augen klar hingebreitet, ich thue was ich will, aber ich verheimliche nie meine Thaten, weil ich mir bewußt bin, daß ſie das Licht nicht zu ſcheuen haben; es lebt kein Weſen auf Erden, dem ich wiſſentlich wehe gethan hätte, warum ſollten die Menſchen mich haſſen, und mich mit Verläumdungen verfolgen? Gewiß, ich wäre wohl mit Recht thörig zu ſchelten, wenn die wild hingeſprudelten Reden einer, der Verzweiflung nahen Verbrecherin mich nur im mindeſten beunruhigen könnten!

Nach einigen Tagen hatte Sidonia ſich geiſtig und körperlich genugſam erholt, um den kleinen Kreis ihrer vertrautern Freunde wieder empfangen, und ihren gewohnten Lieblingsbeſchäftigungen ſich wieder hingeben zu können. Noch immer blieb der Vorgang mit dem Altarbilde ihr verborgen, ſie hatte in der ganzen Zeit Niemanden geſehen, außer ihrer Tante, ihrem Arzt und der treuen Margarethe, und von dieſen Dreien hatte keiner in ihrem Beiſeyn ein Ereigniß erwähnen mögen, das, während ſie leidend war, ſie hätte beunruhigen können, und das man obendrein für die heimliche Veranlaſſung ihres Unwohlſeyns hielt. Robert ſelbſt war der erſte, der ſie davon unterrichtete, freilich auf ſeine eigene verworrene und ſeltſame Weiſe, ſo daß Sidonia anfangs gar nicht begreifen konnte, wovon eigentlich die Rede ſey.

Daß Robert ohne ihr Vorwiſſen es gewagt habe, ſie auf dieſe Weiſe zu malen, und vollends, daß er dieſes Bild zum Altarblatte einer Kirche hatte erheben wollen, erregte ihr lebhaftes Mißfallen. Zum erſtenmale fühlte ſie über ſeinen unbedachtſamen Vorwitz ſich wirklich erzürnt, und trug kein Bedenken, ihren Unmuth mit weit weniger Schonung, als ſie ſonſt wohl zu thun pflegte, gegen ihn zu äußern. Sie ſuchte ihm begreiflich zu machen, wie er, ſtatt ſie öffentlich zu ehren, den Schein unverzeihlichen Leichtſinns, gränzenloſen Uebermuths auf ſie geworfen habe, und äußerte ganz unverhohlen, daß er auf dieſem Wege ſie dahin bringen müſſe, ſeine baldige Entfernung recht ernſtlich zu wünſchen.

Eine ſehr lebhafte Scene war die Folge davon; Robert vertheidigte ſich anfangs, wie jeder, der eigentlich Unrecht hat, ſich gewöhnlich zu vertheidigen ſucht, mit großer Heftigkeit, ziemlich vielem Trotz und vieler Anmaßung; dann fing er an, zu ſeiner Entſchuldigung ein langes Regiſter von Namen berühmter Maler herzunennen, welche in früheren Zeiten das nämliche gewagt, wie er jetzt, ohne daß man ihnen darüber Vorwürfe gemacht. Endlich brach er in ſchmerzliche Klagen über ſeinen Unſtern aus, der ihn verleitet habe, das einzige Weſen, um deſſen willen er noch lebe, deſſen beſeligende Nähe ihm ſo nothwendig ſey wie die Luft, welche er athme, aus Mißverſtand zu beleidigen.

„Verſtoßen Sie mich, Sidonia!“ rief er, „ſo bin ich verloren für die Kunſt, für das Leben, für die Welt, die ohnehin mir ſo feindlich iſt! Sie allein ſind meine Sonne, ohne die ich in Dunkelheit und ertödtender Dumpfheit der Sinne untergehen muß. Wie habe ich die Tage jetzt hingebracht, während ich Sie nicht ſehen durfte! und wie haben die Menſchen mir begegnet, gegen deren Mißhandlungen nur Ihre mächtige Aegide mich ſchützen konnte! Elend, vereinzelt wie ich, während Sie krank waren, mich fühlte, ging ich von Haus zu Haus, um nur den unendlich langen Tag todt zu ſchlagen; alle Thüren, die ſonſt mir weit offen ſtanden, wenn ich mit Ihnen kam, fand ich verſchloſſen, auf der Straße erwiederte Niemand meinen Gruß, keiner meiner Bekannten, dem ich begegnete, ſtand mir Rede, auf der Promenade kehrte alles, ſobald man von fern meiner anſichtig ward, mir den Rücken zu. Sidonia, verlaſſen Sie mich nur auch, damit ich vollends am Leben, an der Welt, an Gott ſelbſt verzweifle", ſetzte er mit wilder Geberde hinzu.

Es blieb Sidonien nichts übrig zu thun, als was ſie ſchon hundertmal gethan; ſie ſuchte durch mildes Zureden und ernſte Vorſtellungen den Unglücklichen zu beſchwichtigen. Jetzt erſt fiel es dieſem ein, ihr auch das endliche Schickſal jenes Gemäldes kund zu thun. Daß es aus der Kirche entfernt und jetzt im Beſitz des Landesfürſten ſey, gereichte ihr zur großen Beruhigung. Dem Maler wurde unter der Bedingung, daß er künftig minder vorlaut und minder anmaßend ſich betragen wolle, völlige Vergebung zugeſichert, dann ſtieg Sidonia in ihren Wagen, um, wie ſie zuweilen pflegte, bei der regierenden Fürſtin vorzufahren, die ſie immer mit ausgezeichneter Güte empfangen hatte. Sidonia wollte für die, durch den Ankauf des Gemäldes ihr erzeigte Gnade der Fürſtin ihren Dank bringen, wurde aber dieſesmal nicht bei ihr vorgelaſſen, obgleich es die Stunde war, in welcher ſie gewöhnlich Beſuche anzunehmen pflegte. Sie bemerkte ſogar, daß ein Paar Damen, während ſie zurückgewieſen wurde, vor ihren Augen Einlaß erhielten, ſie wunderte ſich einen Augenblick darüber, hatte es aber, noch ehe ſie wieder nach Hauſe kam, längſt wieder vergeſſen.

Abends erwartete Sidonia wie gewöhnlich ihre Geſellſchaft, von der ſie vermuthete, daß ſie dieſesmal ſich ſehr zahlreich verſammeln würde, weil es ſeit ihrer Krankheit das erſtemal war, daß ſie ihre Bekannte bei ſich empfing. Aber die gewohnte Stunde hatte längſt geſchlagen, und ihre Zimmer blieben leer; keine von allen den Damen, keiner der Herren, die ſonſt ſchaarenweiſe herbeizuſtrömen pflegten, ließ ſich blicken. Wallen ſelbſt erſchien nur auf ein Paar Augenblicke, um gleich wieder zu gehen. Ein Paar Schauſpielerinnen und einige von Sidoniens älteren vertrautern Freunden machten die ganze Geſellſchaft aus. Letztere zeigten ſich obendrein ungewöhnlich einſilbig und ungeſellig, ſie waren augenſcheinlich verlegen, ſie ſchienen Sidonien halb tadelnd, halb mitleidig zu betrachten; auch Robert war mürriſch und ſtumm, es war als ob kein ordentliches erheiterndes Geſpräch dieſesmal aufkommen könne; alle Augenblicke ſah bald der Eine bald der Andere nach der Uhr, und wenigſtens eine Stunde früher als gewöhnlich ging alles auseinander. Was fehlt denn den Leuten? dachte Sidonia, indem ſie dem Letzten, der zur Thüre hinausſchlich, verwundert nachſah.

Der nächſte Tag verging ungefähr eben ſo. Außer ihren Lehrern, mit denen ſie wie gewöhnlich den Morgen zubrachte, ſah Sidonia Niemanden, als den noch immer ſehr verſtimmten Robert. Das heftig Leidenſchaftliche ſeines ganzen Weſens, das ſich jetzt deutlicher als je zuvor ausſprach, loderte gleich einem unter der Aſche glühenden Brande, von Zeit zu Zeit zu hellen Flammen auf, und ſchien dann wieder zu erlöſchen. Sie ſah nicht ab, wie das enden könne, ſie fühlte, daß es enden müſſe, und konnte es doch nicht über ſich gewinnen, durch einen ſchnellen Entſchluß dem Freunde wehe zu thun, der ſelbſt durch ſeine Fehler und Ungezogenheiten ihr zu werth geworden war, als daß ſie ihn ohne Schmerz hätte entbehren können. Schwer und bleiern ſchlich auch dieſer Tag an ihr vorüber, ſie hatte ſeines Gleichen noch nie erlebt; es war, als ſey ſie plötzlich auf eine wüſte Inſel verſetzt worden. Kein Beſuch wurde ihr gemeldet, ſelbſt Wallen ließ ſich nicht blicken, ſogar Frau von Bornefeld war ſchon am frühen Morgen mit ihrer Tochter ausgegangen, und hatte Sidonien bitten laſſen, ſie nicht zu erwarten, indem ſie erſt ſpät Abends zu Hauſe kommen werde. Sidonia war indeſſen dergleichen von ihrer guten Tante gewohnt; dieſe lebte zwar bei ihr in ihrem Hauſe, aber völlig nach ihrer eigenen Weiſe, wie es auch Sidonia ſich ausdrücklich ſo von ihr erbeten hatte. Von den größern Geſellſchaften ihrer Nichte ſchloß ſie ſich und ihre Tochter gänzlich aus, weil ſie dieſe nicht mit Vergnügungen und einer Lebensweiſe bekannt machen wollte, welche ſpäterhin ihre beſchränktern Verhältniſſe ihr nicht erlauben konnten; dagegen hatte ſie die Bekanntſchaft einiger anſtändig, aber auf bürgerlichem Fuße lebenden Familien zu machen geſucht, mit denen ſie freundſchaftlich verkehrte, und die ihr und ihrer Tochter einziger Umgang waren und blieben.

* * *

Noch immer hatte Sidonia keine Ahnung davon, wie viele Zufälligkeiten ſich in den letzten Tagen vereint hatten, um in der Geſellſchaft gewiſſermaßen eine Art von Acht über ſie verhängen zu laſſen, deren Wirkung ſie freilich ſpürte, ohne jedoch den Grund davon ſich erklären zu können. Der Maler Robert hatte freilich durch ſeinen unverzeihlichen Mißgriff die erſte Veranlaſſung dazu gegeben, doch das allgemeine Verdammungsurtheil traf anfangs nur ihn allein, und verſchonte Sidonien. Selbſt die, welche am wenigſten ſie liebten, trauten ihr doch zu viel Weltverſtand und zu wenig kindiſche Eitelkeit zu, als daß ſie hätten glauben mögen, ſie ſelbſt habe zu jenem empörenden Gemälde ihre Einwilligung gegeben oder auch nur um des Malers Vorhaben gewußt. Man war ſogar überzeugt, ſie habe ihm zu dieſem ihrem Bilde gar nicht geſeſſen, denn obgleich Niemand, außer einigen Kunſtkennern, jenes Gemälde zu Geſichte bekommen hatten, auf welchem Robert, lange ehe er ſie in der Nähe geſehen, ſie als heilige Cäcilia dargeſtellt, ſo war doch einige Kunde davon in das große Publikum gekommen; man erzählte die abentheuerlichſten Geſchichten von der Entſtehung und der außerordentlichen Aehnlichkeit deſſelben, und glaubte daher ſteif und feſt, daß auch die viel beſprochene Madonna auf die nämliche Weiſe entſtanden ſey. Daß Sidonia jene heilige Cäcilia ſogleich gekauft und von der Ausſtellung weggenommen habe, wurde als ein Beweis ihrer großen Beſcheidenheit ihr ſehr hoch angerechnet, der Maler aber um ſo tiefer und eifriger verdammt, der frech genug geweſen war, ihre Geſtalt dennoch und auf weit empörendere Weiſe dem Publikum Preis zu geben. Man fand es unbegreiflich, wie ein Menſch ohne Stand, ohne Geburt, ohne Erziehung ſich erkühnen könne, einer der vornehmſten und ausgezeichneteſten Damen der Reſidenz ſich auf ſolche Weiſe aufzudrängen, ſie überall zu verfolgen, ihre Güte gegen ihn durch ein höchſt unanſtändiges Betragen in ihrem eigenen Hauſe zu mißbrauchen, und es fehlte nicht viel daran, daß man nicht Anſtalten traf, ihn von Polizeiwegen aus der Stadt zu verweiſen, um die allverehrte Gräfin Adelheim von den Nachſtellungen dieſes Unwürdigen zu befreien.

Am gewaltigſten ereiferte ſich Linda gegen den unglücklichen Robert. Sie machte in dieſen beiden Tagen wenigſtens zwanzig Morgenbeſuche, um auf ſeine Koſten Sidonien zu vertheidigen, ſelbſt gegen Solche, die gar nicht daran dachten, ſie anzuklagen.

„Es iſt ein fürchterlicher, ein unglaublich gefährlicher Menſch, dieſer Meiſter Roderigo“, deklamirte ſie mit ihrem gewöhnlichen Pathos, „wer nicht, wie ich, in die Geheimniſſe der Kunſt ein wenig eingeweiht iſt, kann das ſo nicht begreifen; aber ich verſichere Sie, ſein Talent, auf den erſten Blick unſere ganze Geſtalt aufzufaſſen, und ſprechend ähnlich auf die Leinwand hinzuzaubern, iſt eben ſo ſelten als gefährlich. Im Grunde iſt keine von uns vor dem frechen Pinſel des verruchten Malers mehr ſicher, wer ſteht mir dafür, daß es nicht morgen ihm einfällt, mein Geſicht einer Venus oder gar einer Leda, einer Danaë anzupaſſen. Ich ſchaudere, wenn ich dieſe Möglichkeit mir nur denke; nein, mit meiner Einwilligung bekömmt er mich nicht wieder zu ſehen!“

„Mich auch nicht! mich auch nicht!“ riefen Linda's Zuhörerinnen, und riſſen vor dem armen Robert aus, ſobald ſie nur von fern ihn erblickten, und die, welche der eigne Spiegel gegen jedes Befürchten einer hier möglichen Gefahr hätte vollkommen ſicher ſtellen ſollen, bewieſen bei dieſem Wettlauf ſich immer als die erſten und eifrigſten.

Dieſe Sidonien allgemein vortheilhafte Stimmung hielt indeſſen nicht lange vor; ein neues Ereigniß, an welchem ſie nicht minder ſchuldlos war als an dem erſten, und das bei ſeinem Bekanntwerden faſt nicht minder großes Aufſehen erregte, gab derſelben ſehr ſchnell eine, der Gräfin Adelheim höchſt nachtheilige Wendung. Es ward bekannt, daß Frau von Weihern mit einem Virtuoſen bei Nacht und Nebel entflohen ſey, weil die Folgen eines zu vertrauten Umgangs mit dieſem, ſeines ausſchweifenden Lebens wegen berüchtigten Menſchen, ſich nicht länger verbergen laſſen wollten. Die empörendſten Umſtände hatten bei dieſer Flucht obgewaltet; am Abende vor derſelben hatte die Entflohene ihre Bedienung unter irgend einem Vorwande aus dem Hauſe geſchickt, war dann mit Hülfe eines von ihr gewonnenen Bedienten ihres eben abweſenden Gemahls in das Haus und in die Zimmer deſſelben gedrungen, hatte vermittelſt einiger Schlüſſel, die ſie bei ihrer Trennung von ihm, ohne deſſen Vorwiſſen behalten, ſeinen Schreibtiſch eröffnet, Juwelen von großem Werthe und eine bedeutende Summe aus demſelben entwendet, und war dann mit ihrem Geliebten entflohen, während ſie ihr jüngſtes Kind, das ſie bei ſich behalten, allein und hülflos in ſeiner Wiege zurückließ.

Dieſes Betragen einer Dame von Stande, die noch vor kaum einem Jahre am Hofe und in den vornehmſten Zirkeln Zutritt gehabt hatte, mußte allgemeine Verwunderung und Abſcheu erregen. Faſt in allen Häuſern wurde von nichts anderem geſprochen, als von ihr, und leider ward Sidoniens Name immer neben dem ihren genannt. Sidoniens vertrauter Umgang mit einem ſo verworfenen Geſchöpf, über den man ſchon von jeher tadelnde Verwunderung bezeigt hatte, kam von neuem und lebhafter als jemals zur Sprache. Es blieb eine ausgemachte Wahrheit, daß die Entflohene jenen Abentheurer im Hauſe der Gräfin Adelheim zuerſt geſehen, daß Beide dort ihre Zuſammenkünfte gehalten, daß er dort weit freieren Zutritt gehabt hatte als viele Andere. Denn Frau von Weihern hatte der argloſen Sidonia die Erlaubniß dazu abzuſchmeicheln gewußt, unerachtet des Widerwillens, den dieſe gegen den rohen Wüſtling empfand, welchem nur ſeine Kunſtfertigkeit die Erlaubniß gewähren konnte, ſich ihr nähern zu dürfen. Indem man jedem Umſtande, der vor und bei der Flucht der Frau von Weihern ſtatt gefunden hatte, nachforſchte, fand man aus, daß dieſe noch am

Abende vor derſelben die Gräfin Adelheim beſucht, letztere aber gleich nachher eine ſtarke Ohnmacht gehabt habe, die der Anfang ihrer darauf folgenden Krankheit geweſen ſey, während deren ſie Niemanden vor ſich ließ. Was konnte anders von dieſem allen die Urſache geweſen ſeyn, als Schmerz über das Schickſal und die Trennung von ihrer Freundin. Es ſchien jetzt völlig bewieſen, daß Sidonia die Vertraute derſelben bei dieſem entehrenden Liebeshandel geweſen ſey; man ging endlich ſo weit, Sidoniens auffallende Güte gegen den jungen Maler, mit dieſer ganzen widerwärtigen Geſchichte in Verbindung zu bringen. Man meinte, der Maler möge auch nicht viel mehr taugen, als der Geigenſpieler, und eigne ſich wenigſtens weder durch Geburt noch durch Benehmen dazu, der täglich allen Andern vorgezogene Geſellſchafter der Gräfin Adelheim zu ſeyn.

Dieſe Gerüchte verbreiteten ſich noch mehr, als wenige Tage ſpäter, auf Antrieb des ſchwer beleidigten Gatten, die Entflohene nebſt ihrem Begleiter in der Gränzſtadt eines benachbarten Landes angehalten wurde. Außer dem Gelde und den Juwelen, welche ſie ihrem Gemahl entwendet hatte, war ein koſtbares Halsband von echten Perlen bei ihr gefunden worden, welches man aus der Beſchreibung ſogleich als Sidoniens Eigenthum erkannte, da man es unzähligemal an ihr geſehen, und das ſowohl durch den ſeltenen Werth der Perlen, als der auffallenden Form des daran befeſtigten Fermoirs vor ähnlichen ſich auszeichnete. Es ſchien undenklich, daß Sidonia dieſes Kleinod nicht augenblicklich vermißt, und die Entwendung deſſelben bei den Gerichten angezeigt haben ſollte, folglich mußte ſie, vielleicht weil ſie nicht eben baares Geld genug zur Hand gehabt hatte, es ihrer unwürdigen Freundin mitgegeben haben, um dieſer dadurch die Flucht zu erleichtern, und ſonach ſtand der engſte Freundſchaftsbund zwiſchen jenen Beiden nicht mehr zu bezweifeln.

Alle dieſe Geſchichten gingen in der Stadt mit Blitzesſchnelle von Mund zu Mund, und gewannen, je öfter man ſie nacherzählte, ein immer dunkleres und gefährlicheres Anſehen, bis ſie endlich, freilich ſehr entſtellt und verworren, ſogar das Ohr der regierenden Fürſtin erreichten. Dieſe, eine Dame von höchſt ſtrengen Grundſätzen, die aber, wie alle Prinzeſſinnen, von dem Gange, welchen das wirkliche Leben mit uns Andern nimmt, wenig wußte, wurde darüber gegen die Gräfin Adelheim ſehr aufgebracht; man that eben nicht gar viel, um ſie zu beſänftigen, und die Art, wie die

Fürſtin ſich bei dieſer Gelegenheit über Sidonien äußerte, gab gleichſam allen übrigen Damen das Signal, ſie gleichfalls in den Bann zu thun, ſie mitleidslos zu richten und zu verdammen.

Endlich trat eines Morgens zur ungewohnt frühen Stunde Frau von Bernefeld in Sidoniens Zimmer, und bat dieſe auf ganz eigne fremdartige Weiſe um ein völlig ungeſtörtes Geſpräch unter vier Augen. Sidonia wunderte ſich zwar im Stillen über der Tante ungewohnt feierliches Weſen, traf aber doch ſogleich die erforderlichen Anſtalten, um mit ihr allein zu bleiben, ſetzte ſich dann traulich neben ſie hin, ergriff ſchmeichelnd ihre Hand, und ſah mit kindlicher Gutmüthigkeit ihr erwartungsvoll in das ſehr ernſte bedenkliche Geſicht.

„Biſt Du für den heutigen Abend zum Ball am Hofe eingeladen?“ fragte Frau von Bernefeld nach einer kleinen Pauſe, mit ſichtlicher Verlegenheit.

„Nein; iſt heute Ball?“ erwiederte Sidonia ganz unbefangen.

„Du weiſt es ja, der Kronprinz von Z. iſt vor zwei Tagen angekommen“, erwiederte die Tante. „Warſt Du geſtern auch nicht beim Soupé, und ehegeſtern beim Konzert am Hofe? Alle Andern waren dort.“

„Ich nicht, und war auch nicht eingeladen“, erwiederte Sidonia ſehr gleichgültig. „Die Leute fangen wohl gar an, meiner zu vergeſſen? nun meinetwegen! Dieſe Feten erfreuen mich wenig. Aber, gute Tante, wie kommen Sie denn auf einmal dazu, ſich ſo angelegentlich nach Dingen zu erkundigen, die ſonſt für Sie nicht das geringſte Intereſſe hatten? Glaubte ich doch Wunder, was Sie Wichtiges mit mir beſprechen wollten!“ ſetzte Sidonia lächelnd hinzu.

Die Tante räuſperte ſich, rückte unruhig und verlegen auf ihrem Seſſel hin und her, nahm endlich einen gewaltigen Anlauf, und kam ſo nach einigen Umſchweifen dazu, Sidonien, zwar mit vieler Schonung, aber doch auch mit eindringlichem Ernſt die Flucht der Frau von Weihern und alle jene Gerüchte zu entdecken, welche jetzt in Hinſicht auf ſie, Robert und jene Verworfene am Hofe wie in der Stadt in Umlauf gebracht waren. Auch die harte Weiſe, wie die Fürſtin ſich über Sidonien ausgeſprochen habe, wurde nicht vergeſſen, und der Entſchluß derſelben, die Gräfin Adelheim fürs erſte nicht zu ſehen, und ihr ſogar vielleicht den Hof verbieten zu laſſen, bis in dieſe unangenehme Sache mehr Licht gebracht werden könne.

Die gute Tante hatte den ganzen vorhergehenden Tag mit Beſuchen bei allen ihren Bekannten hingebracht, um ſich auf das Genaueſte von allem dieſem unterrichten zu laſſen. Sidonia hörte dem langen Berichte mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſchweigend zu, manches von dem, was ſie hören mußte, ſchien recht ſchmerzlich ſie zu berühren.

„Und was ſoll, was kann ich bei dem allen thun?“ fragte Sidonia, als die Tante geendiget hatte, und hob mit dem Ausdruck des reinſten Bewußtſeyns die himmelklaren Augen zu ihr auf, in denen eine Thräne glänzte, wie Engel über den Fall ihrer Lieblinge unter den Menſchen ſie weinen möchten.

„Das nächſte wäre, Dich dadurch von jedem Verdachte einer näheren Verbindung mit jener unwürdigen Betrügerin zu reinigen, daß Du ſie —“ fing Frau von Bornefeld mit ſtrafendem Ernſte an, doch Sidonia ließ ſie nicht ausreden.

„Kein Wort von ihr, ich bitte!“ rief ſie, ich bin nicht zur Richterin jener Unglückſeligen berufen, und der Keim zu der Strafe, die nur zu ſehr ſie treffen wird, liegt ſchon in ihren Thaten. Den Perlenſchmuck habe ich ihr geſchenkt, das bin ich bereit vor Gericht auszuſagen, ſobald ich darum befragt werde.“

Frau von Bornefeld blickte verwundert und mißbilligend ihre Nichte an. „Ich habe ihn ihr geſchenkt!“ rief dieſe, und legte die ſchöne Hand betheuernd auf ihre Bruſt; „freilich erſt in dem Augenblick, als ich den Verluſt deſſelben entdeckte“, ſetzte ſie mit niedergeſchlagenen Augen und tiefem Erröthen leiſer hinzu, „doch dieſes geſtehe ich nur Ihnen, der ich nichts verhehlen kann. Keinem andern werde ich es je, auch hat kein Anderer das Recht, es von mir erfragen zu wollen. Liebe gütige Frau, befragen Sie Ihr eignes Herz. Soll ich, um eines ſo leicht zu entbehrenden Schmuckes willen, eine ohnehin ſchon Verlorene noch tiefer hinabſtoßen? Soll ich, um vor den Augen der Welt, die mir nichts iſt, von einem leicht zu tragenden Verdachte mich zu reinigen, eine Frau, mit der ich einſt ſchöne Stunden verlebte, des Diebſtahls anklagen? ſie einer entehrenden Strafe ausſetzen? Wird dann ihr Bild mich fortan nicht immer verfolgen? werde ich wohl noch Frieden mit mir ſelbſt haben können? Entſcheiden Sie ſelbſt, liebe Tante!“

„Du echtes Kind meiner Schweſter!“ ſeufzte Frau von Bornefeld mit Thränen in den Augen, und drückte Sidonien an ihre Bruſt. „Aber der Maler“, fuhr ſie fort, „ihn kannſt Du doch aus Deiner Nähe entfernen, ohne Dein Gewiſſen dadurch zu verletzen, und, liebe Sidonia, über dieſen Menſchen gibt es nur Eine Stimme. Dich entſchuldigt man gern, Du biſt ſo jung, ſo ſchön, ſo liebenswerth, Deine unabhängige glänzende Lage ſetzt ſo vielen Irrthümern, ſo vielen Verlockungen Dich aus, ſie macht Dich zum Ziele niedrig denkender Menſchen, denen es leicht wird, die Milde und angeborene Güte Deines argloſen Gemüths zu ihren eigennützigen Zwecken zu mißbrauchen. Man fängt an dieſes einzuſehen, und ſehr ehrenwerthe Stimmen werden ſchon zu Deiner Vertheidigung laut. Entferne nur jenen allgemein verhaßten Menſchen aus Deiner Nähe; Niemand begreift, wie Du es nur dulden magſt, daß dieſer, zu der Hefe des Volks gehörende Fündling ſich das Anſehen geben darf, als ſtünde er bei Dir in beſonderer Gunſt. Ich bin nicht ſo hart, den Eindruck, den Du auf ſein Herz gemacht zu haben ſcheineſt, ihm gar zu hoch anzurechnen, aber Andere denken nicht ſo billig wie ich; ich fände es nur lächerlich, wenn er die Augen bis zu Dir erheben wollte, ſie aber halten ſchon die Möglichkeit einer ſolchen Einbildung von ſeiner Seite für ein Verbrechen.“

„Und deßhalb ſollte ich den armen Robert hart behandeln, der mich bis jetzt noch nie mit dem Geſtändniß einer Liebe beleidigte, die wahrſcheinlich nur in den Köpfen derer, die ihm übel wollen, exiſtirt!" rief Sidonia ſehr lebhaft. „Das Leidenſchaftliche ſeines Weſens liegt zum Theil in ſeiner Künſtlernatur, zum Theil in ſeiner Erziehung, die ihn wild und ungeregelt aufwachſen ließ, wie die Bäume im Walde. Er hat nicht gelernt ſich zu verſtellen, zu heucheln, zu ſchmeicheln, deshalb wird er gehaßt und verfolgt. Mir wird alles verziehen, weil ich reich und vornehm bin, und ihm, dem armen Heimathloſen, ſoll ich hart begegnen, weil die Leute ſich in den Kopf geſetzt haben, er beginge das große Verbrechen, mich zu lieben! Gar Manche, die an innerem Werth ihm weit nachſtehen, ſuchen meine Hand zu gewinnen, niemand tadelt ſie deshalb, denn ſie ſind hochgeboren, er aber ſoll wie ein Miſſethäter verſtoßen werden, weil ich ihm freundlich bin, und er vielleicht heimlich mich liebt; nein, Tante! eine ſolche Ungerechtigkeit kann ich nicht zugeben. Robert bleibt, und ich ändere in meinem Betragen gegen ihn nichts ab, ſo lange er durch das ſeinige mich nicht ſelbſt dazu zwingt. Ich dachte früher daran, ihn zu einer zweiten Reiſe nach Italien zu veranlaſſen, doch damit iſt es nun fürs erſte vorbei; der Sturm, der mich in dieſem Augenblick umtobt, ſoll den armen Freund mir nicht fortwehen, der außer mir vielleicht niemanden in der Welt hat, welcher ſich ſeiner annehmen möchte. Ich weis ja auch, was es heißt, von früher Kindheit an verwaiſet da zu ſtehen!“

Alle Gründe, Bitten und Ermahnungen der Frau von Bornefeld vermochten nicht, Sidonien in dieſem ihrem Beſchluſſe wankend zu machen; ſie beſtand darauf, den Maler ferner zu beſchützen, ſie vertheidigte ihn gegen alle Beſchuldigungen, zuletzt mit einer Leidenſchaftlichkeit, die faſt ein wärmeres Gefühl, als das der Theilnahme an ſeinem Wohl, und des Mitleids mit ſeiner verlaſſenen Lage zu verrathen ſchien. Frau von Bornefeld erſchrack darüber innerlich, aber ſie kannte das menſchliche Herz, ſie wußte, wie leicht äußerer Widerſpruch in demſelben ein Fünkchen zur Flamme anbläſet.

„Nun dann“, ſprach ſie, als ſie ſah, daß Sidonia in ihren Beſchlüſſen immer beharrlicher wurde, je länger ſie ſich bemühte, ſie davon abbringen zu wollen, „nun dann, ſo habe Deinen Willen. Doch mir verarge es nicht, wenn ich Dich jetzt Dir allein überlaſſe, und mich ſtill zurückziehe, da ich einſehe, daß meine Gegenwart Dir nicht mehr nützen kann. Schon ſeit Monden ſehne ich unausſprechlich aus dieſem Weltgeräuſch, in meine ländliche Einſamkeit, zu meiner lieben Heimath mich zurück. Ohne Dein Vorwiſſen habe ich alles zu meiner Abreiſe längſt vorbereitet, denn ich fürchtete, daß Deine Bitten, länger zu bleiben, mich abermals zurückhalten könnten, wie es früher ſchon geſchehen iſt. In einer Stunde gehe ich fort, es ſey denn, daß Du Dich vielleicht entſchließen könnteſt, mich zu begleiten. Ich muß es, um meiner Agnes willen, liebe Sidonia; ich darf ſie hier nicht länger weilen laſſen, ich muß ihr junges Herz vor den Eindrücken bewahren, die das hieſige glänzende Leben auf ſie machen könnte, zu dem ſie nicht beſtimmt iſt; ſie darf die ſchöne Fähigkeit, in ſtill beſchränkter Häuslichkeit ſich am glücklichſten zu fühlen, nicht verlieren, ſonſt hätte ſie alles verloren."

Jetzt war die Reihe an Sidonien, ſich in Bitten und Gründen zu erſchöpfen, um ihre Tante zum Bleiben zu bewegen, aber ſie fand dieſelbe eben ſo unbeweglich, als ſie ſelbſt es früher geweſen war.

„Ich darf, ich kann nicht länger in der Stadt bleiben", ſprach ſie, „doch einen Vorſchlag weis ich noch, der unſer Beiſammenſeyn ſichert, und deſſen Ausführung auch wohl für Dich das ſicherſte und beſte wäre, um all den Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten mit einemmal ein Ende zu machen, in denen Du Dich jetzt verwickelt ſiehſt. Verſprich mir, mich zu begleiten, und ich will meine Abreiſe noch um einige Tage verſchieben. Die ſchöne Jahreszeit naht, erfreue Dich ihrer in Deinem ſchönen Landſitze, wo Du mit Adelheim ſo glückliche Tage verlebteſt, ich wohne in Deiner Nähe, und kann dann täglich Dich ſehen. Deine Entfernung wird Deinen Freund betrüben, aber nicht kränken, er wird nach Italien zurückkehren, und jede üble Nachrede, die jetzt Dich verfolgt, wird während Deiner Abweſenheit verklingen. Du wirſt, wenn Du mit dem Winter wieder hierher zurück kommſt, freudig und ehrenvoll empfangen werden.“

„Nein, Tante, nein, das kann und darf ich nicht!“ rief Sidonia, „für ländliche Stille und Einſamkeit bin ich noch nicht reif, mir ſchaudert innerlich davor; ich bedarf noch des Geräuſches der Welt, des Umganges mit ihr, um eine namenloſe quälende Unruhe zu erſticken, die in meinem Innern mich oft überfällt. Ja damals, an Adelheims Seite war es ein Anderes, doch jetzt, jetzt würden Sehnſucht und Erinnerung an den edlen Freund, den ich verloren habe, mich dort peinigend verzehren.“

„Nun denn, ſo lebe wohl, Du geliebtes Kind meines Herzens, laß dies die Stunde unſeres Abſchieds ſeyn; ihn zu wiederholen, wäre quälend für uns Beide", ſprach die Tante, indem ſie aus den feſt ſie umſchlingenden Armen der ſchmerzlich bewegten Sidonia ſich wand. „Ich ſcheide nicht ohne Sorge, aber auch nicht ohne Hoffnung von Dir, denn ich weis, in Dir wohnt ein reiner Geiſt, der Dich in allen Gefahren und Stürmen wird aufrecht erhalten. Flattre noch ein Weilchen im bunten Schimmerlichte umher, weil Du nicht anders willſt, doch wenn die Nichtigkeit dieſes Treibens Dir einſt klar wird, wenn Du des Troſtes, der Ruhe an einem Dich wahrhaft liebenden Herzen bedarfſt, dann fliehe zu mir, und Du wirſt finden was Du ſuchſt."

* * *

Der Wagen der Tante rollte fort, und Sidonia ſaß mit verweinten Augen trübe und einſam in ihrem Zimmer, verloren in mannichfachen quälenden Gedanken, als plötzlich Robert bleich und verſtört zu ihr hereinſtürzte, und vor ihr hin ſich auf den Boden warf, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Sidonia fuhr erſchrocken auf, ſo manche heftige Scene ſie auch mit ihm erlebt hatte, ſo hatte ſie dennoch nie ihn geſehen. Einen Bedienten herbei zu rufen, wagte ſie nicht, und doch fürchtete ſie ſich vor dem Alleinbleiben mit Jemand, der augenſcheinlich ſeiner Sinne nicht mächtig war. Sie überlegte ſchnell, wortlos beinahe, was ihm widerfahren ſeyn könne, und der Gedanke, daß er, hingeriſſen von Zorn, vielleicht einen Mord begangen habe, behielt endlich die Oberhand. Zitternd ſtand ſie vor ihm, und wollte verſuchen, ihn nur zum Reden, und einiger Faſſung zu bringen.

„Ich gehe, ich gehe ja, ich will ja fliehen, doch ohne Abſchied nicht!" ſtöhnte er endlich kaum vernehmbar aus tiefſter Bruſt, wie ein mit dem Tode Ringender."

„Robert, um Gotteswillen, was haben Sie angerichtet!" rief Sidonia in der feſten Ueberzeugung, er habe eine That begangen, die ihn jetzt zwinge, dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit zu entfliehen. „Was haben Sie gethan? ſtehen Sie auf, ſprechen Sie, vertrauen Sie mir, laſſen Sie uns mit einander überlegen, wie Sie Ihre Flucht einrichten können, und was ich thun kann, um ſie Ihnen zu erleichtern."

„Der Sterbende braucht nur ein Grab, o könnte ich hier zu Ihren Füßen es mir aufwühlen! Von hier ſcheiden und vom Leben ſcheiden, gilt einerlei!“ rief er, warf mit dem Geſicht ſich abermals platt auf den Boden hin, und zerraufte in wilder Verzweiflung unter ängſtlichem Geſtöhne ſich die Haare.

Der Anblick war wirklich gräßlich, Sidonia wandte alle Mittel, die ihr eben zur Hand waren, an, um ihn nur zur Beſinnung und zum Reden zu bringen. Endlich fand er die Sprache wieder, und nun erfuhr ſie, Frau von Bornefeld habe vor etwa einer Stunde ihn zu ſich rufen laſſen, um ihm mit tauſend Gründen zu beweiſen, daß er, um Sidoniens willen, ſich wo möglich noch heute aus dieſer Stadt entfernen müſſe; ſie habe ihm verſichert, Sidonia ſelbſt wünſche, daß er ſie verlaſſen möge, nur fehle ihr der Muth, ihm dieſes ſelbſt zu bekennen; ſie habe ihn gebeten, ihn beſchworen, Sidoniens Frieden, ihr eigentlichſtes Wohl nicht durch längeres Dableiben zu zerſtören. „Ich habe von alle dem, was ſie ſagte, nichts begriffen, als daß ich fort muß, weil Sidonia es will!“ rief Robert in wahrer Seelenangſt aus.

Daß er wenigſtens keine That begangen, die zur ſchleunigen Flucht ihn zwingen müſſe, war für Sidonien eine große Erleichterung. Der Tante eigenmächtiges Eingreifen in ihre Angelegenheiten berührte ſie freilich unangenehm, aber ſie konnte der treu um ſie beſorgten Freundin darüber nicht ernſtlich zürnen, deren gute Abſicht ſich dabei nicht verkennen ließ.

„Robert, Sie ſind ein Kind“, ſprach ſie mit erzwungener Heiterkeit, um den gänzlich Zerſtörten nur wieder zu ermuthigen, „werden Sie denn nie vernünftig werden? Entweder haben Sie die gute Tante, oder dieſe mich völlig mißverſtanden. Sie werden das gewiß ſelbſt einſehen, ſobald Sie nur wieder zu einiger Beſinnung gelangen. Einmal werden wir uns freilich, wenigſtens auf einige Zeit, trennen müſſen, wenn gleich nicht ſo gewaltſam, denn ewig können wir doch nicht — —“

„Ewig! ewig! ewiges Sonnenlicht, oder ewige Nacht!“ rief Robert, und ſtürzte wieder zu ihren Füßen hin. „Sidonia! Angebetete! Du Sonne meines Daſeyns, wie könnte ich leben ohne Dich! Es muß heraus, das dunkle Geheimniß, die gequälte Bruſt hält es nicht länger, mein ganzes Weſen iſt nur Eine Flamme für Dich, ich liebe Dich unſäglich, ſo hat noch Keiner geliebt! ich bin ein armſeliger Namenloſer, ſchon bei meiner Geburt aus der Reihe glücklicher fröhlicher Menſchen ausgeſtoßen; Dich haben die Götter mit allem überſchüttet, was ihre überſchwängliche Güte nur jemals einem ſterblichen Leben gewährte. Du biſt ein höheres Weſen, o laß in Deinem Anſchauen mich leben bis an das Ende meiner Tage, Du Herrliche, vernichte mich nicht! Dich entbehren, iſt Tod, iſt Untergang auf ewig, ich entſage dem Himmel, den das Licht Deiner Augen nicht verklärt. Sidonia, ich krümme in Todesangſt wie ein Wurm mich zu Deinen Füßen, weil die Welt mir verbietet, aus meiner Niedrigkeit zu Dir den Blick zu erheben; aber auch in meiner Bruſt glüht die Flamme, welche der alte Prometheus aus dem Olymp entwandte; Liebe, unſterbliche Liebe, ſie ſtellt den Göttern uns gleich. Kannſt Du verachtend mich zertreten, weil ich Dich liebe, wie noch nie ein Weib geliebt ward! Das Geſtändniß iſt gethan, die Bruſt athmet freier, entſcheide, verſtoße mich, ſprich meinen Untergang aus, wenn Du es kannſt, aber ende!" ſetzte Robert mit immer leiſer werdender, erſterbender Stimme hinzu.

Kaum im Stande, ſich aufrecht zu erhalten, von tauſend namenloſen Gefühlen ergriffen, blieb Sidonia eine Weile ſprachlos vor dem Jünglinge ſtehen, der Todesqual in allen Zügen, das dunkel flammende Auge auf ſie geheftet, in bänglichſter Erwartung zu ihren Füßen lag. Das hatte ſie nicht erwartet, von dieſer glühenden Leidenſchaft, die ihn verzehrte, hatte ſie bis jetzt keinen Begriff gehabt, denn alle jene darauf hindeutende Aeußerungen, die er ſich früher gegen ſie erlaubt, waren wirklich von ihr der ungeregelten heftigen Natur des jungen Künſtlers zugeſchrieben worden, der, unbekannt mit den Geſetzen des höheren geſelligen Lebens, ſich nicht innerhalb derſelben zu halten verſtand.

„Robert!“ rief ſie endlich, „Sie wiſſen nicht was Sie ſprechen, Sie ſind in dieſem Augenblick nicht bei ſich ſelbſt, ſonſt würden Sie ſo mich nicht peinigen und erſchrecken. Stehen Sie auf, Sie ſehen mich überraſcht und bewegt. Ich zürne Ihnen nicht, aber in dieſer Stimmung dürfen wir nicht länger beiſammen bleiben. Wir ſehen uns wieder, laſſen Sie mir nur Zeit, um von dieſer gewaltſamen Erſchütterung mich zu erholen. Gehen Sie in Ihre Wohnung, verlaſſen Sie dieſe nicht, bis ich Sie wieder zu mir rufen laſſe, nur jetzt gehen Sie, ich bitte, ich befehle es, wenn Sie es lieber hören. Gehen Sie, und in Ihre Wohnung, ich will es, ich verlange es.“

Robert wollte ihr Gehorſam leiſten, er bemühte ſich vom Boden, wo er noch immer lag, ſich zu erheben, ſank aber mit einem lauten Seufzer zurück, an allen Kräften gelähmt, kaum ſeiner ſelbſt ſich bewußt.

Sidonia traf ſogleich Anſtalt, ihn in ſeine Wohnung bringen zu laſſen, der Arzt wurde gerufen, ein alter treuer Kammerdiener ihres verſtorbenen Gemahls mußte Robert begleiten und zu ſeiner Pflege bei ihm bleiben. Robert ließ ſtill und geduldig alles geſchehen, wie ſie es anordnete. Als er aus ihrem Zimmer geführt wurde, reicht ſie noch freundlich ihm die Hand, empfahl ihm, ſich zu ſchonen, und ja nicht eher auszugehen, bis ſie ihn zu ſich rufen laſſe, und warf ſich dann, ſo wie er fort war, in ihr Sofa; ein Thränenſtrom erleichterte ihr das bis zum Zerſpringen volle Herz.

Quälende Zweifel, unſägliches Bangen um ſich und um Robert tobten in ihrem Gemüthe. Sie ſuchte vergebens zu erſinnen, wie ihm und ihr zu helfen wäre; ja es war in ihrer Verwirrung ihr nicht einmal klar, was ſie eigentlich für ihn empfände, und welcher Art der Eindruck ſey, den ſein wildes leidenſchaftliches Betragen auf ſie gemacht habe. Alle vorhergehende Ereigniſſe ihres kurzen Lebens ſtiegen plötzlich wieder vor ihr auf; Binſenburgs lächerliche Bewerbung um ſie, Adelheims edle und innige, aber von allen Ausbrüchen der Leidenſchaftlichkeit ſich frei haltende Liebe, die eigennützigen Bewerbungen mehrerer Elegants aus der Geſellſchaft, die ſie in dieſem Augenblicke mit

Zudringlichkeit verfolgten, und die ihr nur ein verächtliches Lächeln abgewinnen konnten; und nun, im furchtbarſten Kontraſte mit jenen, die Raſerei einer an Wahnſinn gränzenden Leidenſchaft, vor der ſie erſchrocken zurückbebte. Und doch konnte ihr Herz den Unglücklichen nicht verſtoßen oder verlaſſen, für den ſie, inniger als jemals, das tiefſte Mitleid empfand.

Immer rathloſer, immer uneiniger mit ſich ſelbſt, je länger ſie über ihre jetzige Lage nachdachte, ſuchte Sidonia vergebens ſich nur einige Faſſung und Ruhe zu erringen, als Wallen ihr gemeldet ward. Sie hatte ihn ſeit langer Zeit nicht ohne Zeugen geſehen, und nun war ihr, plötzlich, als habe der Himmel ihr einen Boten zum Troſt geſandt.

„Wie konnte ich auch des treuen Freundes vergeſſen!“ rief ſie überraſcht, und eilte freudig ihm entgegen; ihr war, als ſey nun plötzlich alles geſchlichtet, alles beſeitigt, indem der Mann wieder wie ſonſt vor ihr ſtand, deſſen verſtändiger Rath, deſſen herzliche Theilnahme an allem, was ſie betraf, ſie ſchon unzähligemal beruhiget und aus drückender Verwirrung ihr geholfen. „Achill!“ rief ſie ihm entgegen, „mein treuer lieber Freund, Gottlob! daß Sie da ſind, Sie kommen wie gerufen.

Nie habe ich Ihrer ſo bedurft wie eben jetzt!“ Sie legte mit dieſen Worten beide Hände in die ſeinigen, als wolle ſie an ihm ſich halten, ihr Auge lächelte durch die thränenſchweren Wimpern ihm entgegen, nie war ſie ſchöner geweſen als in dieſem Augenblick, wo ſie, ermattet vom ſchweren Kampfe mit ſich ſelbſt, mit hoffender Hingebung ſich dem Freunde zuneigte, deſſen bloßer Anblick ſchon ihr Rath und Hülfe verhieß. Auch betrachtete Wallen ſie lange mit unverhehltem Entzücken, küßte die ſchönen Hände, die das reinſte Vertrauen in die ſeinigen gelegt hatte, und drückte ſie an ſeine Bruſt, indem er Sidonien an ihren Sofa zurückführte, wo er neben ihr Platz nahm, ohne jedoch ihre Hände wieder frei zu geben. Sie war ſolcher zärtlicher Demonſtrationen zwar nicht von ihm gewohnt, denn, unerachtet des zwiſchen ihnen beſtehenden Freundſchaftsbundes, hatte Wallen ſich dennoch nie gegen ſie die kleinſte Vertraulichkeit erlaubt, die nur von fern die zarte Linie des, ihrem Geſchlechte ziemenden, Anſtandes verletzen konnte; aber ſie war viel zu beſchäftigt in ihrem Innern, als daß ſie in dieſem Augenblick eine Veränderung in ſeinem Betragen hätte gewahr werden können. Kampf und Widerſtreit wogten noch immer in ihrem Gemüth, mit niedergeſchlagenen Augen ſaß ſie neben ihm, tief erröthend, in augenſcheinlicher Verwirrung, und wußte nicht, wie ſie es anfangen ſolle, dem Freunde die Veranlaſſung des bewegten Zuſtandes zu entdecken, in welchem er ſie gefunden; doch Wallen verſtand es, mit der ihm eigenen Geiſtesgewandtheit ſie dieſer Qual zu überheben.

„Ich wußte, daß Sie in dieſer Stunde meiner bedürften, theure Sidonia“, ſprach er mit leiſem, unendlich zartem Ausdruck in Blick und Ton. „Leider konnte ich von dieſem ſchönen Haupte das Gewitter nicht ableiten, das ich ſchon lange über daſſelbe ſich zuſammenziehen ſah. Es bekümmerte mich unendlich, aber ich hielt mich fern, denn ich kenne meine ſchöne Freundin und ihre Anſichten, wie mich ſelbſt. Ich hatte keine Hoffnung, ſie in ihrer argloſen Unbefangenheit davon abhalten zu können, jenen Sturm ſelbſt auf ſich herabzuleiten, und konnte nichts, als ängſtlich den Moment erwarten, in welchem mir wieder vergönnt ſeyn würde, zu ihrer Rettung herbei zu eilen. Ach, Sidonia, wie habe ich für Sie gezittert, wenn ich Sie mit Gefahren ſpielen ſah, die Sie nicht kannten! Sie beſitzen nur den einzigen Fehler, zu gut und zu arglos zu ſeyn, doch wer, der Sie kennt, wie ich Sie kenne, möchte Sie darum weniger ehren und lieben? Wie gern hätte ich oft Sie gewarnt! ich konnte es leider nicht, ohne einen in Ihren Augen mich erniedrigenden Schein auf mich fallen zu laſſen. Und was hätten meine Warnungen fruchten können? Sie hätten ſie verachtet, und mich vielleicht dazu, wie Sie eben auch die Meinung der Welt verachten, die, ich gebe es zu, dann und wann verächtlich genug ſich ausſpricht, der aber kein Einzelner trotzen darf, wenn er nicht, wie Sie jetzt, in Gefahr kommen will, durch ſie zu Grunde zu gehen."

„Achill, ich verſtehe Sie nicht", erwiderte Sidonia verwundert. „Daß Sie es gut mit mir meinen, fühle ich, aber in der That ich begreife den Sinn Ihrer Worte nicht. Ich läugne Ihnen nicht ab, daß Sie ſchmerzlich betrübt mich finden, ich bin es, weil ich mit mir ſelbſt uneins bin, aber dieſe Verworrenheit wird unter Ihrer Leitung ſich löſen, es wird mir wieder klar werden, was ich thun ſoll, um mich und Andere zum Frieden zu bringen; doch von dem Sturme, von den Gefahren, die über meinem Haupte ſchweben ſollen, wie Sie mir andeuten, weis meine Seele wahrlich nichts."

„Wie ſoll ich es nur anfangen, um Sie Ihrer gefährlichen Sicherheit zu entreißen, ohne Ihnen zugleich wehe zu thun!" ſeufzte Achill. „Schöne, geliebte Freundin", fuhr er leiſer flüſternd fort, indem er wieder ihre Hand ergriff und zärtlich an ſein Herz drückte, „hätten Sie es denn wirklich noch nicht gefühlt, daß Sie ſchon jetzt, vom Hofe wie aus der Geſellſchaft, faſt wie verbannt ſind? daß Sie, die ſonſt von Allen Geſuchte, jetzt gemieden werden, auch von Solchen, die ehemals mit Neid und Bewunderung zu Ihnen aufſahen, und froh waren, wenn ſie eines Blickes von Ihnen gewürdiget wurden? Iſt denn wirklich von allen den entſetzlichen Geſchichten nichts bis zu Ihnen gelangt, die auf Ihre Koſten von Mund zu Munde gehen, und zu deren Erfindung Ihr auffallendes Abweichen vom Gewohnten, die ſeltſame Wahl Ihres näheren Umganges leider nur zu viel Veranlaſſung geben? Daß heute Ihre Tante Ihr Haus verließ, daß eine Stunde ſpäter jener verrückte junge Maler krank aus demſelben in ſeine Wohnung gebracht werden mußte, deſſen unſinniges Betragen ſchon längſt Aller Augen auf Sie und ihn gezogen hat, daß Sie die zärtlichſte Sorge für ihn bezeugten, ihn Ihrem eignen Arzte dringend empfahlen, ſogar Ihren alten Kammerdiener ihm zur Bedienung mitgaben, das alles, theure Freundin, geht ſchon jetzt wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und beſtärkt alle Welt in dem Glauben an jene Schändlichkeiten. Sidonia, erlauben Sie mir, es mit einemmal auszuſprechen, Sie ſind zu jung, zu unerfahren, zu gut und zu liebenswerth, um länger ſo allein in der Welt daſtehen zu können. In jeder Hinſicht eilen Sie mit verbundenen Augen einem Abgrunde zu; bei Ihrem großen, ſchwer zu überſehenden Vermögen bedürfen ſogar Ihre äußern Verhältniſſe zur Leitung einer männlichen Hand. Wie leicht Sie zu betrügen ſind, hat jene Frau Ihnen genugſam bewieſen, deren Sie, unerachtet aller Warnungen treuer Freunde, ſich ſo großmüthig annahmen.“

„Sie ſcheinen zu glauben, ich bedürfe eines Vormundes, Herr von Wallen, und thäte am beſten, mich lieber gleich für unmündig erklären zu laſſen?“ erwiederte Sidonia etwas bitter und gereizt.

Das vielfach verwundete Gemüth Sidoniens hätte in dieſem Augenblicke wohl einer mildern Hand bedurft, als der ihres Freundes, welcher bei aller möglichen Weltklugheit doch nicht fähig war, ihren jetzigen Schmerz zu verſtehen. Während nun der Schmerz, das Elend, ja die Schlechtigkeit Anderer ſie niederdrückten, wähnte er, ſie leide nur um ſich ſelbſt. Er ſuchte deshalb die Widerwärtigkeiten, die ſie ſeit kurzem erfahren, ihr recht fühlbar zu machen, um ſie dem, was er zur Beſeitigung derſelben ihr vorſchlagen wollte, deſto geneigter zu ſtimmen.

„O Sidonia, welch ein Einfall war das!“ rief Wallen, „auch im Scherz ſollten Sie ſich nicht das Anſehen geben wollen, mir nur den Schatten einer ſo ſinnloſen Albernheit zutrauen zu können.“ Im weichſten eindringendſten Ton, deſſen ſeine wirklich ſehr angenehme Stimme fähig war, ſetzte er hinzu: „Wer möchte je es ertragen, dieſen edlen Geiſt, dieſes engelgleiche Gemüth auch nur auf das entfernteſte in der Freiheit ſeines Willens beſchränkt zu ſehen! Ich zittere, es auszuſprechen, aber es muß ſeyn; Sidonia, geliebteſte und liebenswertheſte der Frauen! Sie bedürfen gewiß keines Vormundes, aber der Hand eines Sie wahrhaft liebenden Gemahls, deſſen Anſehen im unbeſchränkten Gebrauch Ihrer Freiheit Sie beſchützen, der Sie vertreten kann, wo es nöthig wird; der zur Ausführung aller Ihrer Wünſche Rath und Beiſtand Ihnen bietet, der Ihnen die Mittel dazu erhält, als kluger treuer Verwalter eines Vermögens, welchem ſie allein nicht vorſtehen können, ohne liſtigen Betrügern zur Beute zu fallen. Sidonia, ums Himmelswillen mißverſtehen Sie mich nicht, Ihr Glück iſt es einzig und allein, was mir am Herzen liegt, obgleich es auch zugleich das meine iſt."

„Achill, was verlangen Sie von mir!" rief Sidonia wahrhaft erſtaunt. Mit kaltem freien Vorbedacht, aus andern Gründen, als die mein Herz mir vielleicht dereinſt aufdringen könnte, ſollte ich meine Hand, meine Freiheit jetzt verſchenken? Nein, wahrlich nein! ich bin noch ſehr jung", ſetzte ſie erröthend hinzu, „es wäre eine unverzeihliche Thorheit von mir, wenn ich Ihnen beſtimmt erwiedern wollte, daß ich nie wieder mich verheirathen werde; vielleicht kommen Verhältniſſe und Zeiten, in denen ich — doch jetzt iſt an dergleichen nicht zu denken, wahrlich nicht."

„Theures, ach mir nur zu theures Weſen, verkennen Sie den Mann nicht, der ſo gern ſein Herzblut vergießen wollte, könnte er dadurch die Welt auf den Standpunkt verſetzen, auf dem ſie ſtehen müßte, um Ihren hehren ſeltenen Werth zu begreifen!" rief Achill, und legte betheuernd die Hand auf das Herz. „Doch wenn Sie nicht einen ganz andern Weg als den bisherigen einſchlagen, wenn Sie nicht Ihre ganze Sinnes- und Lebensweiſe zum Opfer bringen wollen, ſo wird dieſes nie geſchehen."

„Erſinnen Sie andern Rath für mich, Freund

Achill", fiel Sidonia ihm ein, und ſuchte den lebhaften Unmuth, den ſie empfand, zu unterdrükken; aber vergebens. „Wie! ich ſollte gerade jetzt, da alles gegen mich aufſteht, dem Namen Adelheim entſagen? als ob ich nicht länger würdig wäre, ihn zu führen?" rief ſie mit ſteigender Heftigkeit, „ich ſollte mir das Anſehen geben, als ob, um die abgeſchmackten Erdichtungen nieder zu ſchlagen, die man über mich ſich erlaubt, mir kein anderer Ausweg bliebe, als eine übereilte Heirath mit dem Erſten, der ſich darbietet, um dadurch mein bisheriges Leben zu verſchleiern? Und das können Sie wollen? Ich hoffte, Sie kennten mich beſſer, ich glaubte, Sie wüßten und fühlten ſelbſt, wie unmöglich es mir ſeyn müſſe, unter den Männern, zwiſchen denen ich vielleicht in dieſem Augenblick wählen könnte, den zu finden, dem ich, ohne vor mir ſelbſt zu erröthen, dieſe Hand reichen könnte, die einſt Ihrem edlen, unvergeßlichen Freunde angehörte."

„O wie entzückt mich dieſer ſchöne Zorn, herrlichſte, geliebteſte der Frauen!" rief Achill, „nein, meine Sidonia! keiner von jenen, und ich kenne ſie Alle, wäre werth, nur die Spitze des kleinſten Fingers dieſer ſchönen Hand zu berühren; doch der treue Freund, der ſeine heiße Liebe bis jetzt beſcheiden verbarg, und ſich überglücklich pries, unter der Maske der Freundſchaft jede Stunde ſeines Lebens Ihrem Dienſte weihen zu dürfen, dieſer treu erprobte Freund wagt es jetzt, ſein Auge bittend zu Ihnen zu erheben. Sidonia, ſtellen Sie ihn auf den Gipfel des Glücks, indem Sie durch den ſchönſten Bund ihn berechtigen, alles für Sie zu thun und zu wagen! zögern Sie nicht, Sie ſind zu groß, zu erhaben über Ihr ganzes Geſchlecht, um nicht frei und offen über unſer Glück entſcheiden zu wollen! Ihr Blick, das ſchöne Vertrauen, deſſen Sie von jeher mich würdigten, haben ſchon längſt die bezauberndſten Hoffnungen in meinem Buſen erweckt! Ich weis es ja, und wußte es lange, daß keiner von Allen, die Sie jetzt umflattern, in Ihrer Achtung ſich neben mir ſtellen darf. Jener Maler konnte mich keinen Augenblick beunruhigen, ſo ſehr Ihre Güte ihn auch auszeichnete. Ich kannte ja Ihre Neigung, jede neue, durch Seltſamkeit ſich auszeichnende Erſcheinung in Ihre Nähe zu ziehen, um nur einigen Wechſel in die lebloſe Einförmigkeit zu bringen, die hier von allen Seiten Sie umgibt! Darum ließ ich den Thoren ruhig gewähren, deſſen Ungeſchick das kurze Spiel bald ohne mein Zuthun endigen mußte. Ich hoffte und ſchwieg, und hätte noch lange ſchweigend gehofft, wenn nicht gerade jetzt der Augenblick eingetreten wäre, der es dem liebenden Freunde zur Pflicht macht, ſich ſchützend Ihnen zur Seite zu ſtellen. Alle, die ehemals Sie hoch verehrten, wollen jetzt von Ihnen abfallen, ſogar ſich Ihnen entgegen ſtellen. O Sidonia, Geliebteſte, gewähren Sie mir das überſchwänglich beglückende Recht, für Sie aufzutreten, Sie weihen dadurch fürs ganze Leben zu ihrem Dienſte mich ein. Hof und Stadt ſehen dieſem Schritte von Ihrer Seite ſchon längſt mit Erwartung entgegen, der alle Unannehmlichkeiten, in welche Sie jetzt verwickelt ſind, enden wird. Sie ſchweigen noch immer? Sidonia! ermuthigen Sie ſich, ſeyn Sie wieder Sie ſelbſt, edel und groß und entſchieden; hoffend blicke ich zu Ihnen auf, unmöglich können Sie mich in Ihrer Huld ſo hoch geſtellt haben, um mich nachher um ſo tiefer ſinken zu laſſen."

Achills Rede war lang, aber er hätte noch viel länger reden können; die erſchrockene Sidonia war vor innerem Entſetzen nicht im Stande, ihn zu unterbrechen, denn Wallen vergönnte ihr, ohne es zu wiſſen, einen weit durchdringenden Blick in die verborgenſten Tiefen ſeines Gemüths, als er für möglich halten konnte. Wie damals ihren Bruder, als er mit ſchmeichelnder Liſt in Binſenburgs Arme ſie verlocken wollte, ſo durchſchaute der ihr angeborene Scharfblick auch ihn. Mit Schaudern entdeckte ſie Heuchelei, niedern Eigennutz, liſtige Abſichtlichkeit und eitle Arroganz, wo ſie bis jetzt nur die treue Anhänglichkeit, das uneigennützige Wohlwollen eines edlen erfahrnen Freundes geſehen hatte, der hülfreich und theilnehmend, ohne Nebenabſichten, ihrer Jugend ſich annahm, die ſo ſehr eines weiſen Führers bedurfte. Ihn, den ſchon dem reifern Alter ſich nähernden Mann, den ſie bis jetzt als ihren verſtändigen Freund, als ihren Lehrer, im Herzen geehrt hatte, ſich plötzlich zum Liebhaber umgeſtalten zu ſehen, war ihr ein empörender Anblick, wie er es jedem jungen, rein fühlenden weiblichen Gemüthe immer ſeyn wird; ſein Beginnen empörte ihr Zartgefühl, es erſchien ihr als Entheiligung eines ſchönen ernſten Verhältniſſes, in welchem der ſtärkere weiſe Mann dem zu ihm aufblickenden ſchwächeren Weibe als höherer Schutzgeiſt ſich zeigen ſoll, und ſie wandte, von unbeſiegbarem Widerwillen ergriffen, ſich von ihm ab, weil ſie in dieſem Momente ſeinen Anblick nicht ertragen konnte.

Wallen legte die innere Bewegung, von der er ſie ergriffen ſah, weit anders aus. Er war feſt überzeugt, daß die zur Ausführung ſeiner längſt gehegten Pläne günſtigſte Stunde jetzt gekommen ſey, daß Sidonia in ihrer gegenwärtigen, von ihm zum Theil künſtlich herbeigeführten Lage ihm weder entgehen könne noch werde, daß ſie, wenn nicht aus Liebe, doch aus Achtung und Bewunderung ſeines Geiſtes ihn nicht zurückweiſen könne, und war nur darauf bedacht, ſie ohne Entſcheidung ſich nicht entſchlüpfen zu laſſen.

„Sidonia", bat er, „ſoll ich zu Ihren Füßen Sie anflehen, doch endlich das Wort auszuſprechen, das mich zum Glücklichſten der Sterblichen erheben wird? können Sie noch länger ſich weigern, mir den ſchönſten Lohn der treueſten ehrfurchtsvollſten Liebe zu gewähren? Wenn Sie bei Ihrem grauſamen Schweigen beharren wollen, ſo reichen Sie mir wenigſtens die ſchöne Hand, als Unterpfand meiner künftigen Seligkeit", ſetzte er hinzu, und wollte dieſe ergreifen, doch Sidonia zog kalt und finſter, mit faſt verachtendem Blicke ſie zurück.

„Herr von Wallen, noch immer hoffe ich, Sie nicht verſtanden zu haben", erwiederte ſie ſehr ſtolz.

Wallen ſprang auf, kaum mochte es ihm gelingen, einen Schrei des Entſetzens zu unterdrücken; zornig und ungeſtüm drängte all ſein Blut ſich dem Herzen zu, und er ward todtenbleich.

Roberts Geſtalt ſtieg, alle ſeine Hoffnungen bedrohend, vor ihm auf, er ſah im Geiſte ſich am Hofe, in der Geſellſchaft verhöhnt und verlacht, in der er ſich längſt das Anſehen eines, ſeines heimlichen Glückes ſich ſtill Bewußten gab, und wo man ſchon ſeit einigen Tagen angefangen hatte, ihn ſpottend mit Anſpielungen auf Sidoniens unüberwindliche Vorliebe für die Kunſt zu verfolgen.

„Sidonia!“ rief er mit einer Heftigkeit, die gegen ſein ſonſtiges ſehr abgemeſſenes Weſen wunderbar abſtach, „Sidonia, Sie haben mich verſtanden, doch ich, es ſcheint, als ob jetzt die Reihe an mich käme, Sie nicht mehr zu verſtehen. Wäre es möglich! könnten Sie ſich herablaſſen, mit der Ruhe des Mannes, den Sie Jahre lang mit Ihrer Huld beglückten, ein, Ihrer unwürdiges Spiel zu treiben? Könnte jener dunkle, halb wahnſinnige Knabe mich wirklich aus Ihrem Herzen verdrängen, mich, den die Auszeichnung, mit der Sie mich beehrten, in ſüße Träume einwiegte, und ſoll all mein Sehnen, all mein Hoffen wirklich nur ein Traum geweſen ſeyn? Nein, ſchöne angebetete Frau, ich habe ein heiliges Anrecht an Sie, um Ihrer ſelbſt willen darf ich es nicht aufgeben. Ich kann, ich darf es nicht dulden, daß Sie an einen Ihrer ganz Unwürdigen ſich wegwerfen, jetzt, da ſie am Rande des Verderbens ſchwankend ſtehen, darf ich Sie nicht loslaſſen. Gedenken Sie der unzähligen Beweiſe der innigſten Ergebenheit, die Sie huldreich von mir angenommen haben, gedenken Sie des ſchönen Vertrauens, wodurch Sie öffentlich, vor aller Welt Augen, hoch über Alle, die Ihnen nahen durften, mich erhoben; beſtrafen Sie nicht durch die bitterſte der Täuſchungen Ihren Freund, weil er ſtill beſcheiden ſein Gefühl für Sie ſo lange unterdrückte, und mit unendlicher Aufopferung es nicht wagen mochte, mit ſeinen Anſprüchen eher hervorzutreten, bis die Zeit gekommen ſeyn würde, in der die Geſetze der Schicklichkeit der Wittwe ſeines geliebteſten Freundes verſtatten würden, dieſe Anſprüche auch vor der Welt anzuerkennen.“

„Herr von Wallen“, erwiederte Sidonia ſehr kalt und ſehr ſtolz, „ich bitte des Wortes „Anſprüche ſich zu enthalten, wenn Sie wünſchen, daß ich Sie noch länger anhören ſoll. Sie hatten nie welche, außer an meine Dankbarkeit und an mein Vertrauen, und beides fürchte ich ſchon im Uebermaaße Ihnen gewährt zu haben. Beſinnen Sie ſich, Achill“, ſetzte ſie in etwas milderem Tone hinzu, „und Sie werden ſelbſt eine Uebereilung bereuen, von der ich nicht begreiſe, was

Sie dazu verleitet haben kann. Ewig wird es mir ein Räthſel bleiben, wie Sie nur auf den Gedanken der Möglichkeit einer nähern Verbindung zwiſchen uns beiden verfallen konnten. Zeigen Sie ſich mir wieder, wie Sie ſonſt waren, und ich will mich bemühen, dieſe Ihre Verirrung zu vergeſſen."

Wallen ſtarrte mit dem Ausdrucke zorniger Verzweiflung ſie eine Weile an. Der Stolz, die tödtende Kälte, mit der ſie alle ſeine Erwartungen zerſtörte, überzeugten ihn, daß ſie auf ihrer Weigerung unabwendbar beharren würde, denn er kannte die an Eigenſinn gränzende Feſtigkeit ihres Gemüths. Zorn, Wuth, ohnmächtige Sehnſucht nach Rache bemächtigte ſich ſeiner in einem ſolchen Grade, daß er ſich ſelbſt nicht mehr zu erkennen vermochte. Die feine Politur ruhiger Abgeſchliffenheit, die er im Leben mit der großen Welt ſich angeeignet hatte, zerſplitterte vor dem gewaltigen Sturm in ſeinem Innern, der ihn weit über die Gränzen der ihm ſonſt eigenen Anſtändigkeit hinaustrieb. Zu Tage kam die ganze rohe Gemeinheit ſeiner eigentlichen Natur, die er ſonſt unter der Larve eines höchſt fein gebildeten Weltmannes verborgen gehalten hatte. Denn gerade Solche wie er, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge das abgemeſſenſte Gleichgewicht zu bewahren wiſſen, ſinken, wenn wirklicher Zorn ſie einmal zur Selbſtvergeſſenheit bringt, noch tief unter die Ungebildeten hinab.

In Wuth ſchäumend, ſprudelte er zwiſchen den krampfhaft zuſammen gebiſſenen Zähnen hervor: „Gnädige Gräfin! ein Dame, die als junges Mädchen heimlich aus dem älterlichen Hauſe entfloh, um mit einem Paar wilden Studenten durch das Land zu ziehen, und ſich dann dem ehemaligen Liebhaber ihrer Mutter in die Arme warf, ſollte doch ein wenig vorſichtiger ſeyn. Sie ſollte, dünkt mich, einen Mann, der im Beſitze ſolcher Geheimniſſe iſt, anſtändiger begegnen, und ſich überhaupt in ihrem Sinne nicht zu hoch ſtellen, denn Hochmuth pflegt dem Falle voran zu gehen."

Er ſtürmte zur Thüre hinaus. Furchtbarer, an Vernichtung aller Denkkraft gränzender Seelenſchmerz durchtobte Sidoniens Gemüth. So war denn nun alles vor ihren Augen verſunken, woran ſie noch glaubend und hoffend ſich gehalten, was ſie Tröſtendes und Erhebendes im Gewühle des Lebens erblickt, und nur des todten Adelheims Bild ſchwebte noch in verklärendem Glanze über dem Chaos ihrer zertrümmerten Hoffnungen und Freuden. Dieſer Wallen, dieſer Freund, in den ſie ſo unbegränztes Vertrauen geſetzt, der jetzt mit wahrhaft teufliſcher Bosheit die Ereigniſſe ihres früheren Lebens ihr zum Vorwurf machte, die ſie ſelbſt in ihrer kindlichen Offenheit ihm einſt mitgetheilt, hatte er nicht nach ſeinem eignen Geſtändniß Jahre lang die ſelbſtſüchtigſten Plane unter der Larve uneigennütziger Freundſchaft verborgen gehalten? Wie fein und gewandt hatte er mit unſichtbaren Netzen ſie zu umſtricken gewußt, um ſie endlich auf einen Punkt zu treiben, von welchem ſie, wie er wähnte, mit allen ihren Reichthümern ihm in die Arme fallen mußte! Aus manchen Verlegenheiten hatte er ſie gezogen, das konnte ſie ſich nicht abläugnen, doch nie hatte er mit dem, dem ältern Freunde ziemenden Ernſte ſie durch Warnung abhalten wollen, ſich in ſolche zu verſtricken, und doch wußte er ſein Anſehen über ſie wohl zu gebrauchen, ſobald es ihren Geldangelegenheiten galt. War es nicht Wallen ſelbſt geweſen, der jene Frau von Weihern ihr zugeführt, und deren nähere Bekanntſchaft ihr jetzt zum bitterſten Vorwurfe wurde? Hatte er nicht ſogar ihr Verhältniß zu dem unglücklichen Robert auf alle Weiſe begünſtigt, nur um ſie immer tiefer zu verwickeln? Er allein hatte jenes Altarblatt entſtehen ſehen, deſſen Erſcheinung ihr ſo großen Nachtheil gebracht; er konnte vorher wiſſen, welche Folgen die Erſcheinung deſſelben nach ſich ziehen müſſe, und es wäre ihm ein Leichtes geweſen, den Maler von dieſer unſeligen Idee abzubringen, oder doch ſeine Freundin davon zu benachrichtigen; aber er ließ alles geſchehen, damit das Aufſehen nur recht groß werde, und ſie von allen Seiten verfolgt und getadelt, keine Rettung, keine Stütze mehr finden könne als bei ihm!

So peinigte Sidonia ſich ſelbſt. Mit unermüdlichem Scharfſinn ſuchte ſie ſich immer deutlicher von dem moraliſchen Unwerthe des Mannes zu überzeugen, auf deſſen treue Freundſchaft ſie Jahre lang feſt gebaut, den ſie als ihren Beſchützer und Berather geehrt und geliebt, zu dem ſie bei allen Ereigniſſen ihres Lebens ruhig aufgeſchaut hatte. Seine Sinnesart, ſein ſchlaues Verfahren erinnerte ſie nur zu ſehr an ihren Bruder Theodor. „Muß ich denn zweimal dieſen Schmerz erleben! bin ich denn beſtimmt, bei denen, die mir am nächſten ſtehen, deren Pflicht es wäre, mich vor Gefahr und Uebereilung zu bewahren, nur liebloſe Kälte, Verrath und Eigennutz zu finden?“ rief ſie in ihrem gerechten Schmerz, und bedeckte troſtlos ihr Geſicht mit beiden Händen.

Dann gedachte ſie auch ihrer Tante. Die ſonſt gegen ſie ſo mütterlich geſinnte Frau, hatte nicht auch dieſe ſie verlaſſen können, um ihren eigenen Wünſchen und Plänen nachzugehen, gerade im Augenblick, wo ſie deren Gegenwart am meiſten bedurfte? Und alle die Vielen, welche ſie mit Beweiſen ihres Wohlwollens überhäuft, denen ſie ſo unzählige frohe Stunden bereitet hatte, die mit Lobeserhebungen, mit Verſicherungen der zärtlichſten Freundſchaft ſich an ſie zu drängen pflegten! wo waren ſie jetzt? Eifrig und ſchonungslos bemühten ſie ſich, ihren guten Namen zu zerreißen; kein Einziger hatte den Muth, zu ihrer Vertheidigung aufzuſtehen; Alle, Alle ſchienen ſich vereint zu haben, ſie in den Staub zu treten und aus ihren Reihen zu verdrängen.

Immer troſtloſer ward die arme Sidonia, je länger ſie dieſen Betrachtungen nachhing. Wenn ſie Roberts gedachte, meinte ſie in Mitleid mit ihm und mit ſich ſelbſt zu vergehen, er war doch der Einzige, der ſie wahrhaft liebte, obgleich auch er im Wahnſinne der Leidenſchaft ſie in einen Abgrund von Elend herabzuziehen Willens war. Schaudernd wandte ſie ſich von dem Gedanken ab, ihn zum Gefährten ihres Lebens zu wählen; die Art ſeiner Liebe war ſo ganz von dem reinen ſchönen Ideale verſchieden, das, wenn gleich noch unentwickelt, ihrem Gemüthe vorſchwebte, und oft mit namenloſer Sehnſucht es erfüllte; aber ſie betrachtete ihn als einen Kranken, und wünſchte ihn zu retten, ohne die Möglichkeit davon abſehen zu können.

Nach einem troſtlos und einſam hingebrachten Tage und einer ſorgenvollen ſchlafloſen Nacht unterlag endlich die ermüdete Natur; einige Stunden ruhigen Morgenſchlafs gewährten ihr Erquickung, und Sidonia erwachte mit neugeſtärkten Sinnen. Der Entſchluß, durch einen raſchen Schritt ſich allen dieſen unverdienten Qualen zu entreißen, und wo möglich ſchon morgen einen Ort zu verlaſſen, in welchem keine Freude ihr mehr blühen konnte, ſtand ſo feſt in ihrer Seele, als ob ihr Schutzgeiſt ihn während ihres Schlummers ihr zugeflüſtert habe. Die furchtbare Anſpannung ihrer Nerven hatte nachgelaſſen, ihr heller Verſtand wieder über alle die dumpfen beängſtigenden Sorgen, die Oberhand gewonnen, die ihren Geiſt umdunkelt hatten, und ſie war von neuem fähig, mit gewohnter Klarheit einzuſehen, was zunächſt zu vollbringen ihr obliege.

Schon im Verlauſe des vergangenen Winters hatte ſie die Reiſe, welche ſie jetzt anzutreten gedachte, halb und halb für die ſpäten Sommermonate beſchloſſen, und oft mit Wallen darüber geſprochen, auf deſſen Begleitung ſie dabei rechnete. Sie hatte ebenfalls gehofft, ihre Tante zum Mitgehen zu bereden, oder ſie wenigſtens dahin zu bringen, daß ſie die junge Agnes ihr anvertraue, für deren Ausbildung, wie Sidonia meinte, eine ſolche Reiſe von unſchätzbarem Nutzen werden müſſe. Das alles war nun freilich ganz anders geworden, ſie mußte allein gehen, denn ſie ſtand allein; wohin ſie auch die Blicke wenden mochte, nirgend war ein ihr freundlich geſinntes Weſen zu finden, das ſie zu ihrer Begleitung hätte auffordern können. Noch einmal regte ſich der Schmerz in ihrer Bruſt, indem der Gedanke an ihre völlige Verlaſſenheit ſich ihr aufdrängte, aber ſie unterdrückte ihn mit faſt männlicher Stärke, und erlaubte ihm nicht, ſich von neuem ihrer zu bemächtigen, und in dieſem wichtigen Augenblick ihren Geiſt zu lähmen.

Ihr erſtes war, den Banquier Strom zu ſich einladen zu laſſen, einen ſehr angeſehenen reichen und verſtändigen Mann, der noch bei Lebzeiten ihres Gemahls die Geldgeſchäfte deſſelben mit groſſer Treue und Redlichkeit beſorgt hatte. Mit dieſem brachte ſie den größten Theil des Tages unter Ordnen ihres Hauſes und ihrer übrigen Angelegenheiten zu, und er ging dabei mit eben ſo viel gutem Willen als Einſicht ihr zur Hand. Indem ſie ihm die Verwaltung von allem übergab, was ſie beſaß, mußte im Laufe dieſer Verhandlungen Wallens Name nur zu oft genannt werden, denn dieſer war durch ſeine Dienſtbefliſſenheit allmählig dazu gelangt, ſie aller dieſer Beſorgungen zu überheben, und hatte ſich auf dieſe Weiſe eine weit umfaſſendere Ueberſicht ihres wirklich ſehr großen Vermögens verſchafft, als ſie ſelbſt beſaß. Die Erwähnung des verlorenen Freundes erneute ihren Schmerz, und es gereichte ihr zum großen Troſt, daß Herr Strom es übernahm, alles Nöthige mit ihm ſelbſt abzumachen, ohne daß dabei ihre Gegenwart nöthig würde. Der wackere Geſchäftsmann erbot ſich ebenfalls, gleich nach Sidoniens Abreiſe für ihre zahlreiche Dienerſchaft, die ſie zurückließ, zu ſorgen, ordnete den bis jetzt noch ziemlich verworrenen Plan ihrer Reiſe, deren Ziel er treulich zu verſchweigen gelobte, verſah ſie mit den nöthigen Addreß-Briefen, und verließ ſie endlich, bezaubert von ihrem Geiſte und ihrer unwiderſtehlichen Anmuth.

Eine zweite, faſt noch ernſtere Unterredung mit dem Profeſſor H.., den ſie ebenfalls hatte zu ſich einladen laſſen, folgte dieſer, und währte ebenfalls mehrere Stunden. Es war ſchon ſehr ſpät am Abende, ehe der gute Greis zwar mit tiefer Rührung, aber doch mit allen Zeichen innerer Zufriedenheit von ihr Abſchied nahm. Doch Sideniens Tagewerk war noch nicht vollendet, ihr blieb noch Schweres zu vollbringen, ein Brief an Robert, welcher auf Befehl des Arztes das Zimmer noch hüten mußte. Nach vielen Verſuchen zu ſchreiben, die ſie immer wieder zerriß, überſandte ſie endlich, ermüdet von inneren Kämpfen und körperlicher Anſtrengung, folgende Zeilen an den würdigen H.., die dieſer ſelbſt an Robert abzugeben verſprochen, und die ſie mehr aus innerer Erſchöpfung, als aus Zufriedenheit mit demſelben an ihre Beſtimmung abgehen ließ.

„Wenn die Bitten einer Freundin Ihnen etwas gelten, die nichts ſehnlicher wünſcht, als aus der innern Verworrenheit und der leidenſchaftlichen Aufregung Sie zu retten, in die Sie unglücklicher Weiſe verfallen ſind, ſo werden Sie den würdigen Mann, der dieſe Zeilen Ihnen überbringt, wie ein liebender Sohn den treuen, weiſen und wohlmeinenden Vater anhören, ſeinem Rathe ſich hingeben, und ohne Widerſtreben alles befolgen, worüber ich mit ihm übereingekommen bin. Es iſt dieſes der einzige Weg, um Sie vor Untergang zu bewahren, und Sie aus der Verirrung, in die

Sie gerathen ſind, wieder auf eine Stufe zu erheben, von wo aus Sie auch mir zur Freude und zum Troſt, wieder den Weg zur Vervollkommnung Ihres Kunſttalents fortwandeln, zu Ruhm, Ehre, und zu allem gelangen können, was das Leben beglückt, und allein wahre dauernde Ruhe und Zufriedenheit gewähren kann.

„Sobald Ihre Geſundheit es erlaubt, wird unſer würdiger Freund auf mein Bitten nach Rom Sie begleiten, er wird ſelbſt ein freudiger Zeuge davon ſeyn, wie Sie mit neu erwachter Kraft auf der, einzig zum Ziele führenden Bahn der Kunſt fortſchreiten, die Sie in der letzten Zeit ſchon hier mit ſo glücklichem Erfolg anfingen, ſich zu erwählen. Sein Aufenthalt in Rom wird nur wenige Wochen währen können, denn ſeine hieſigen Verhältniſſe erlauben ihm keine lange Abweſenheit; indeſſen wird er, ehe er ſie verläßt, dafür ſorgen, daß Sie, frei von jeder äußern Beengung, Ihren ſchönen Zweck verfolgen können, und Sie, hoffe ich, werden ohne Weigerung Ihrer Freundin erlauben, ihm dieſe Sorge, auf die ihr vom Schickſal vergönnte Weiſe zu erleichtern.

„Sie, mein Freund, bleiben in der ewigen Heimath der Kunſt und ihrer Jünger zurück, bis auch ich dort anlange, um von Ihnen zu allem

Großen und Herrlichen eingeführt zu werden, das zu ſchauen ſchon lange das Ziel meiner Wünſche war. Unvorhergeſehene Ereigniſſe zwingen mich in dieſem Augenblick eine weite Reiſe anzutreten; unſer Wiederſehen muß verſchoben werden, bis wir in Rom zuſammen treffen, es wird erfreulicher ſeyn, als unſer Scheiden war, denn ich bin überzeugt, daß Sie bis dahin jeder Sie jetzt niederdrückenden Verirrung Ihrer Wünſche und Gefühle ſich entriſſen haben werden. Laſſen Sie die Zeit walten, dieſe mächtige Ausgleicherin alles Verworrenen und Trüben. Wann wir uns wiederſehen ſollen? hängt größtentheils von Ihrem feſten Willen ab, denn nur durch dieſen kann es Ihnen gelingen, ſich zu der Gemüthsſtimmung zu erheben, in welcher Sie um unſeres beiderſeitigen Friedens willen es allein wünſchen können. Suchen Sie nicht zu erforſchen, wohin ich mich gewendet habe, noch weniger mir zu folgen, es würde mich betrüben, denn es müßte auf immer uns trennen. Schreiben Sie mir nicht, Nachricht von Ihnen werde ich auf anderem Wege erhalten, denn Ihr Name, der ſchon früher von den Freunden der Kunſt öffentlich und ehrenvoll genannt wurde, wird auch ferner es werden. Meine herzlichſten Wünſche für Ihr Wohl begleiten Sie auf allen Ihren Wegen, und wenn Sie ferner meiner gedenken, ſo beweiſen Sie mir durch folgſame Ergebung in meinen Rath, daß Sie auf die einzig mir wünſchenswerthe Weiſe es thun.

Sidonia."

* * *

Kaum graute der Tag, als Sidonia ihren Wagen beſtieg. Nur Margarethe begleitete ſie und ein Bedienter, auf deſſen Treue ſie ſich verlaſſen konnte. Abſchiedskarten, die ſie zurückließ, verkündeten ihren zahlreichen Bekannten ihre Abreiſe, und gaben ihnen zugleich auf viele Tage lang Stoff zu Geſprächen und Vermuthungen, denn auch Achill von Wallen hatte für gut gefunden, ſich und ſeinen Unmuth auf einige Zeit dem allgemeinen Beobachtungsgeiſte zu entziehen, und es gab Manche, welche verſuchten, ſeine Entfernung mit Sidoniens Abreiſe in Zuſammenhang zu bringen.

Mit ſchwerem, völlig verarmten Herzen verließ Sidonia die Stadt, in welcher ſie während dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von drei Jahren ſo viel Großes und Schönes und auch ſo viel Schmerzliches und Kleinliches hatte erfahren müſſen. Wehmüthig lächelnd blickte ſie auf die neben ihr ſitzende Margarethe. Jene Zeit, wo ſie mit ihr, beide noch kaum der Kindheit entwachſen, ſchutzlos und unbeſonnen in die weite Welt hinaus floh, ſtieg wieder vor ihr auf, und heiße Thränen brannten in ihrem getrübten Auge, indem ſie bedachte, daß nur noch in der demüthigen Bruſt dieſer armen Dienerin das einzige Herz ſchlüge, auf deſſen treue Liebe ſie jetzt, wie vor Jahren, mit Sicherheit rechnen könne.

Die Reiſe ward mit großer Eile betrieben; Sidoniens Gemüth war noch bei weitem nicht ruhig genug, als daß ſie den neuen Gegenſtänden, denen ſie begegnete, einige Theilnahme hätte zuwenden können. Sie bedurfte körperlicher Ermüdung, um der weit quälenderen geiſtigen zu entgehen; nur wenn das unabläſſige Vorwärtseilen in jenen Mittelzuſtand zwiſchen Wachen und Schlafen ſie verſetzte, in welchem man zuletzt nur noch eben des blos animaliſchen Lebens ſich bewußt bleibt, fühlte ſie ſich ruhig, und frei von quälenden Gedanken.

Die Schweiz war das erſte Ziel ihrer Reiſe, und ſo eilte Sidonia denn, nach dem Rathe des Herrn Strom, auf dem geradeſten und kürzeſten Wege nach Zürich, zu dem freundlichen Beſchützer und Berather aller Reiſenden in dieſem Lande, zu dem würdigen Ebel, an welchen Herr Strom ihr einen Brief mitgegeben hatte. Der gütige Mann verſah ſie auf das wohlwollendſte mit Anleitungen zur Fortſetzung ihrer Reiſe, bezeichnete ihr die Führer durch das Gebirge, die ſie wählen, die Gaſthöfe, in denen ſie längere Zeit verweilen könne; empfahl ihr zuletzt noch, ſich einigen ihm bekannten ausländiſchen Familien anzuſchließen, denen ſie, wie er wußte, auf ihrem Wege begegnen würde, gab Addreſſen an dieſelben ihr mit, und entließ ſie endlich mit herzlicher Theilnahme, die ihre Liebenswürdigkeit ihm, wie jedem, der ſie näher kennen lernte, einflößen mußte.

Die wundervolle Erhabenheit einer, Sidonien ganz neuen Natur beſchwichtigte allmählig den dumpfen Schmerz in ihrer Bruſt. Ihr ward zu Muthe, als ob nie wieder ein Ereigniß des armen kurzen Menſchenlebens ihr der Mühe werth ſcheinen könne, ſich darüber zu betrüben, wenn ſie oben auf dem Gipfel der Berge ſtand, reinen Lebensäther einathmete, in ſtiller Betrachtung verloren, den ſtaunenden Blick hoch empor zu den wie Smaragd und Kriſtall ſchimmernden Rieſenſäulen des majeſtätiſchen Gottestempels hob, auf welchem das weite Himmelsgewölbe gleich einem, aus Saphir erbauten Dome zu ruhen ſcheint. Die drückenden

Verhältniſſe, denen ſie ſich kaum entzogen hatte, kamen in der erhabenen Einſamkeit dieſer Höhen ihr ſo kleinlich, ſo ärmlich, ſo in ſich ſelbſt zu Nichts zerfallend vor, daß ſie kaum begriff, wie ſie jemals nur eine einzige Stunde ihres, an ſich ſo reichen genußfähigen Daſeyns durch ſie ſich habe trüben laſſen können. Doch gerade in dieſen lebensreichſten Momenten überfiel ſie auch oft von neuem jene namenloſe unbeſchreibliche Sehnſucht, die ſchon lange die Qual ihres Lebens geweſen war. Ihr fehlte die Nähe eines Herzens, dem ſie ohne Worte ſich hätte mittheilen können, eines mit ihr gleichempfindenden Weſens, aus deſſen Auge der Abglanz ihres eigenen Glückes ihr entgegen leuchtete, das, ſtill anbetend, wie ſie ſelbſt, zu dem unbegreiflichen allgewaltigen Gott ſich erhob, der hier faſt ſichtbar dem Sterblichen es offenbart, wie er mit gleicher Liebe den ſtrahlenden Montblanc und die kleine Phaläne trägt und erhält, die auf ſchwachen Flügeln bis zu den Regionen des ewigen Eiſes emporflattert.

Wenn ſie dann Abends mit ihrer Margarethe und ihrem Tagebuche im heimlichen Stübchen einer Schweizerhütte allein ſaß, dann überwältigte ſie oft das Gefühl ihrer Verlaſſenheit, und preßte heiße Thränen ihr aus. Unmuthig ſchlug ſie das

Buch zu, das zwar alle Ergießungen ihres Herzens aufnahm und treulich bewahrte, aber ſie eben ſo wenig zu erwiedern vermochte, als jenes arme Mädchen, das in ſeiner Beſchränktheit nur Augen und Gefühl für die geliebte Gebieterin hatte, und beim Anblick des erhabenſten Schauſpiels der Natur im Stande war, eine in Unordnung gerathene Bandſchleife derſelben auf das ſorgfältigſte wieder zu knüpfen.

Die ihr oft fühlbar werdende Unbequemlichkeit des Alleinreiſens in den hohen Gebirgen, mehr noch der innere Drang zur Mittheilung, und die ſtille Hoffnung, doch endlich einmal Jemanden zu finden, der ihr dieſen Genuß gewähren könne, bewogen Sidonien oft, ſich andern Reiſenden anzuſchließen, denen ſie begegnete, und denen der freundlich für ſie ſorgende Edel ſie ſchriftlich empfohlen hatte. Dieſe Empfehlungen, mehr aber noch Sidoniens Perſönlichkeit verſchafften ihr das freundlichſte Entgegenkommen von allen, mit denen ſie auf dieſe Weiſe zuſammentraf: jedermann ſtrebte, ſie ſo lange als möglich in ſeinem Kreiſe feſt zu halten, doch es wollte keinem länger als höchſtens auf einige Tage, ſelten auf mehr als eine Woche gelingen. Die allgemeine Bewunderung und Aufmerkſamkeit, die man ihrer liebenswürdigen und auffallenden Erſcheinung zollte, wurde ihr läſtig. Der Männer abſichtliches Streben ihr zu gefallen, das ſchon in der engen Beſchränktheit der kerzenhellen Salons ihr oft unerträglich langweilig geworden war, erſchien in dieſen großen Umgebungen ihr doppelt fade und erbärmlich, und verſcheuchte ſie oft. Am unerträglichſten aber war es ihr, wenn ihre Reiſegefährten, beiderlei Geſchlechts, ſich abmühten, beim Anblick der Wunder der Natur, in pathetiſchen Redensarten Gefühle auszudrücken, von denen ihr Gemüth eigentlich gar nichts empfand, wenn ſie dann mit wortreichen Beſchreibungen deſſen, was ihr eben ſowohl als ihnen vor Augen lag, ſie quälten, oder in dem ſtillen Genuſſe, dem ſie ſo gern mit ganzer Seele ſich hingab, ſie durch Aufforderung ſtörten, dieſe Beleuchtung, jenen Licht-Reflex auf den Eismaſſen der Gletſcher, dieſe Baumgruppe, jene blumenreichen Matten doch ja nicht zu überſehen.

Wenn ſie alles dieſes eine Weile mit Gelaſſenheit ertragen hatte, ſo ergriff ſie gern die erſte Gelegenheit, um ſich auf ſchickliche Weiſe von ihrer überläſtigen Geſellſchaft loszumachen, doch oft nur um in eine andere, noch überläſtigere zu verfallen, in die der engliſchen Herren und Damen, von denen die Schweiz bekanntlich alljährlich wimmelt, deren ängſtliche Furcht, übertheuert zu werden, mit der ehemals viel geprieſenen Großmuth der Engländer einen gewaltigen Kontraſt bildet, und ſie in ewige Zänkereien mit Gaſtwirthen und Führern verwickelt. Mit eilender Haſt durchfliegen dieſe Leute das herrliche Land, und meinen alles geſehen zu haben, worauf ſie im Vorübereilen einen Blick werfen; vergeſſen nie, ihre Toilette auf das pünktlichſte, der Tageszeit gemäß, zu verändern, verlangen überall die Sitten und Gewohnheiten ihres Landes wieder zu finden, und möchten gern ihren Theekeſſel bis auf den Gipfel des Montblanc tragen, wenn ſich dieſer nur etwas zugänglicher bezeigen wollte.

Sidonia fand es zuweilen ganz ergötzlich, dieſem wunderlichen Treiben zuzuſehen, ſobald man ihr nicht zumuthete, ſich ihm ebenfalls zu ergeben; oft aber ward ſie auch über das Widerſinnige und Anſpruchsvolle, das in demſelben lag, zum Unmuth angeregt.

Oft lockten auch andere Reiſende ein mitleidiges Lächeln ihr ab, die ſie, an allen Kräften erſchöpft und in einem wahrhaft erbärmlichen Zuſtande, mit ihren Führern von einer Ausflucht in die höchſten, eigentlich nur dem Gemſenjäger zugänglichen Gebirge zurückkommen ſah. Ohne einen wiſſenſchaftlichen Zweck damit zu verbinden, beſtanden ſie auf gefährlichen Pfaden, an todtdrohenden Abgründen hin, den ungleichen, faſt übermenſchlichen Kampf mit Noth, Mühe, Hunger, Durſt, verzehrender Sonnengluth und erſtarrender Kälte, um nur mit ihren überſtandenen Drangſalen großthun, und ſie vielleicht, ſchwarz auf weiß gedruckt, der Welt mittheilen zu können, die wenig danach fragt. Ueberhaupt ward Sidonien der Genuß der Reiſe durch die zahlloſen Schwärme Reiſender, die größentheils den höhern Ständen angehören, einigermaßen verkümmert, die alle Thorheit und Verdorbenheit großer Städte in dieſes wundervolle Land verpflanzen, und durch die Zauberkraft des Geldes in einen rieſengroßen Gaſthof es umwandeln.

Mit dem herannahenden Herbſte bezog Sidonia eine der reizendſten Villas, welche in faſt zahlloſer Menge die freundlichen Ufer des ſchönen Genferſees bekränzen. Dort lebte ſie eine Zeit lang in ſtiller Zurückgezogenheit. Von ihrer ehemaligen Heimath erfuhr ſie nur wenig, ihre Korreſpondenz mit dem Banquier Strom betraf größtentheils nur die Beſorgung ihrer Angelegenheiten, und auch ihr Briefwechſel mit Frau von Bornefeld wurde von beiden Seiten nichts weniger als eifrig betrieben. Die ganze dortige Welt lag hinter ihr, ſie hoffte von ihr vergeſſen zu ſeyn, und ſtrebte, ſelbſt zu vergeſſen.

Nur ein ſeit ſeiner Rückkehr aus Rom geſchriebener Brief des Profeſſor H..., den ſie in Genf vorfand, gewährete ihr einige Freude. Schon früher hatte der würdige Mann ihr gemeldet, wie es zwar mit vieler Mühe, aber doch endlich ihm gelungen ſey, den leidenſchaftlichen jungen Maler zu einiger Vernunft zu bringen, und ihn zur Ausführung des ihm vorgeſchriebenen Planes zu bewegen. Jetzt ſchrieb er, daß Robert wirklich anfange, in Rom wieder einheimiſch zu werden, mit großem Eifer und vielem Gelingen ſich der Uebung ſeiner Kunſt wieder ergeben habe, und zwar noch immer ſehr trübe ſey, und zuweilen ſehr ſeltſam ſich gebärde, aber doch, dem Anſcheine nach, Hoffnung gebe, daß er mit der Zeit von ſeinen geiſtigen Verirrungen völlig zurückkehren werde.

Eine ſonderbar wehmüthige Stimmung bemächtigte ſich Sideniens beim abermaligen Durchleſen dieſes Briefes; denn zuerſt hatte ſie nur die Freude empfunden, den unglücklichen Jüngling ſeinem troſtloſen Zuſtande entriſſen zu ſehen. Tauſend Erinnerungen aus ihrem früheren Leben drängten dabei auf einmal gewaltſam auf ſie ein; nie hatte ſie in ihrer ſchönen, ſelbſt gewählten Einſamkeit ſich ſo ganz verlaſſen gefühlt; ſie wußte nicht wohin mit ihrem wunden müden Herzen; und die Lücken, welche der Verluſt aller ihrer Freunde in ihr Daſeyn geriſſen, wurden von neuem ihr ſo fühlbar, als wären ſie erſt geſtern entſtanden. Von der Erinnerung an ihren ehemaligen Freund Wallen wandte ſie mit ſchmerzlichem Widerwillen ſich ab, und doch vermißte ſie ihn und glaubte, ihn ewig vermiſſen zu müſſen.

Doch noch ſchmerzlicher war ihr der Gedanke an Robert. Sein Bild ſtieg nicht im entſtellenden Wahnſinn der wildeſten Leidenſchaftlichkeit vor ihr auf, wie ſie zuletzt ihn geſehen; Zeit und Entfernung hatten jeden widerwärtigen Zug deſſelben verwiſcht, ſie ſah ihn nur, wie er früher geweſen, als er, ein lebenskräftiger Jüngling, zuerſt bei ihr auftrat, voll Trotz und Uebermuth gegen alle Andern, gegen ſie ganz anſpruchslos, ganz Ergebung. Sie gedachte ſeiner heißen Liebe, ſeiner unwandelbaren Treue, und fing an, es recht ſchmerzlich, faſt bereuend zu empfinden, daß ſie auch ihn aufgegeben und aufgeben müſſen. „Keiner, keiner hat mich doch wahrhaft geliebt, ſo wie er! ach warum mußte ſeine Liebe ſo abſchreckend ſich geſtalten?“ ſeufzte ſie, während heiße Thränen ſeinem Andenken floſſen.

Bei allen Anſprüchen an das Leben, überreich ausgeſtattet mit den ſeltenſten Gaben des Glückes, fühlte Sidonia auf das ſchmerzlichſte ſich zu einem fortwährenden Aufgeben beſtimmt, an das kein Wiederfinden ſich anſchloß, und doch war es ihr unmöglich, zu jener ſtillen Entſagung ſich zu erheben, welche den meiſten und edelſten der Frauen, wenn gleich nicht Freude, doch Ruhe und Seelenfrieden gewährt. Ihre ganze Natur empörte ſich dagegen; ſie war ſo jung, ſo ungehemmt in ihrem Wollen, ſo ſchuldlos rein in ihrem Gemüthe, warum ſollte ſie die Hoffnung aufgeben, doch noch einſt liebend und geliebt, beglückend und beglückt, alle die goldenen Träume in Erfüllung gehen zu ſehen, die ihr Gemüth mit banger Sehnſucht erfüllten? Die Welt lag ſo lockend, ſo paradieſiſch ſchön vor ihr ausgebreitet, der Zufall war von jeher ihr Freund geweſen, die nächſte Stunde konnte ſie dem Glück entgegen führen, es kam nur darauf an, den rechten Weg dazu einzuſchlagen. Ihr war, als müſſe alles ganz anders werden, ſobald ſie nur von hier ſich entfernte, als würde ſie erwartet, und müſſe eilen, und wenn ſie ſich fragte: wohin ſie denn eigentlich wolle, und wen ſie zu finden hoffe? ſo ſchlug ſie, erröthend vor ſich ſelbſt, die Augen nieder, und wußte dieſe Fragen ſich nicht zu beantworten.

Die letzten auf der Reiſe zugebrachten Monate waren indeſſen nicht ohne merkliche Einwirkung auf die höhere Ausbildung ihrer geiſtigen Kräfte an Sidonien vorüber gegangen. Ihr Herz war freilich leer und unbefriedigt geblieben, und nur ihre Phantaſie mit den glänzendſten und erhabenſten Bildern bereichert worden; aber ſchon dadurch, daß ſie allein auf ſich ſelbſt zurückgewieſen blieb, und Niemand ihr nahe war, an den ſie um Rath und Hülfe ſich wenden konnte, hatte ſie an Erfahrung und Weltgewandtheit unendlich gewonnen. Durch den Umgang mit Fremden faſt aus allen kultivirten Völkern in Europa, mit deren Charakter und Sitten ein einziger auf der Reiſe mit ihnen zugebrachter Tag ſie näher bekannt machte, als ein ganzes in den Salons mit ihnen verlebtes Jahr es würde gethan haben, war ihre Bekanntſchaft mit der Welt und dem wirklichen Leben um ein Großes erweitert worden, und ihr ganzes Weſen hatte dadurch eine, ihrem Alter bei weitem voraneilende Reife erhalten. Sie hatte eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit und Sicherheit in allem ihrem Thun ſich angeeignet, die ihr einen ganz eigenen Anſtrich von Würde gaben, der mit ihrem jugendlichen Anſehen einen wunderbaren Kontraſt bildete, ohne daß ihr dadurch der holde Reiz echter Weiblichkeit verloren gegangen wäre, der jeden ihrer Schritte begleitete und gleich beim erſten Anblick alle Herzen ihr zuneigte.

So lange als möglich ſtrebte ſie der Neigung zu widerſtehen, die ſie trieb, ihren jetzigen reizenden Aufenthalt zu verlaſſen, um in unbekannter Ferne einem namenloſen Wunſche nachzueilen. Sie bedachte ernſtlich, ob es nicht beſſer für ſie wäre, wenn ſie noch einige Zeit an der Erinnerung alles des Großen und Schönen, in Ruhe ſich erfreue, an welchem ſie im Laufe des Sommers vorübergegangen war; ſie ſagte es ſich tauſendmal vor, daß Zufriedenheit und Glück auf ſtaubigen Heerſtraßen ſich nicht erjagen laſſen, daß ſie den fliehen, der ihnen nacheilt, und nur dort gern einkehren, wo man mit Gleichmuth und Ruhe ihre Ankunft erwartet. Doch das innere Sehnen nach Wechſel ward ihr dennoch zu mächtig, zuletzt dichtete ſie ſich ſelbſt den Wunſch an, auch einmal einen, dem ewigen Frühlinge gleichenden Winter im ſüdlichen Frankreich zu verleben, und verließ endlich im Spätherbſt den ſchönen Genferſee, um über Lyon und Marſeille nach Hyeres zu gehen.

Die überreiche Pracht einer ſüdlichen Natur, die gerade in dieſer, im Norden unfreundlichſten Jahreszeit nach überſtandener Sommersgluth in erneuter Friſche und Schönheit ihr entgegen blühte, ſetzte ſie in Entzücken, und die erhabene Heiterkeit dieſer paradieſiſchen Gegend verſcheuchte für den Augenblick allen Trübſinn aus ihrem Gemüth. Sie wählte ſich eine Wohnung außerhalb der Stadt, am Abhange eines ſanft dem Meere ſich zuneigenden Hügels. Ueber den, mit goldenen Früchten prangenden Orangenpflanzungen ſchweifte von dort aus ihr Blick ungehindert hinweg, auf das weite, in Himmelsglanz prangende Meer, auf die, ſchwimmenden Gärten gleichenden Inſeln, die mit ihren immer grünenden Kränzen es ſchmücken, auf die hohen Olivenbäume am Ufer, die Blüthenwäldern gleichen, wenn der laue Südwind ſein luſtiges Spiel mit ihnen treibt, und die weiß ſchimmernde Seite ihrer bläulich grünen Blätter emporweht.

Oft ſaß ſie im Schatten hoher Myrthengebüſche, und ſtaunte die ſie umgebende Pflanzenwelt an, und glaubte ins Feenreich ſich verſetzt, wenn ſie rings um ſich her, zwiſchen den Felſen, auf freiem Felde, in Hecken und Umzäunungen Blumen und Geſträuche üppig grünen und blühen ſah, denen in ihrer Heimath ein ärmliches Leben nur kümmerlich in Treibhäuſern gefriſtet wird. Die ſie umgebende Freudigkeit und Stille beſchwichtigte ihr bängliches Sehnen, oder ſtimmte zu ſüßer Wehmuth es um; ihr Lebensmuth erwachte wieder, ihr Hang zur Thätigkeit und zum Wohlthun. Sie ſuchte ihre Bücher, ihre Muſikalien, ihre Zeichengeräthe wieder hervor, machte mit den Bäuerinnen in der Nachbarſchaft und mit deren Kindern Bekanntſchaft, bemühte ſich, ihr Patois zu erlernen, ſuchte in ihren Hütten ſie auf, um den, unendlich weit von dem ihr bekannten, abweichenden kleinen Haushalt der provenzaliſchen Landleute, ihre Wünſche, ihre Bedürfniſſe kennen zu lernen; erfreute die Kinder mit kleinen Geſchenken, half mancher Noth durch milde Gaben ab, denen ihre freundliche Art zu geben einen zwiefachen Werth verlieh, und würde wahrſcheinlich längere Zeit in dieſem abgelegenen, aber entzückend ſchönen Winkel der Welt ein ruhiges fröhliches Leben geführt haben, hätte nicht auch bis hieher, wo ſie ſich deſſen am wenigſten vermuthete, die Anſprüche der höheren Societät, mit ihrer Langenweile und ihrem Ueberdruß ſie verfolgt.

Bekanntlich zieht das milde Klima von Hyeres alljährlich eine Menge theils wirklicher, theils eingebildeter Kranken nebſt ihren Familien aus allen Ländern dorthin, deren Aerzte, wenn ſie am Rande ihres Wiſſens oder ihrer Geduld ſtanden, ihnen eine Luftveränderung verordneten. Gerade in dieſem ausgezeichnet frühlingsartigen Winter wimmelte es in der kleinen Stadt und in den ſie umgebenden Landhäuſern von vornehmen Herren und Damen, denen größtentheils die Zeit gewaltig lang wurde, und die ſie ſich dadurch zu verkürzen ſuchten, daß ſie im Kleinen nachahmten, woran ſie im Großen gewöhnt geweſen waren. So ſehr Sidonia auch ſich zurückzog, ſo wurde ſie doch bald entdeckt, und ſogar von Mehreren erkannt, mit denen ſie früher in der Schweiz zuſammen getroffen. Sie war eine zu intereſſante Erſcheinung, als daß man ſie unbedacht hätte vorüber gehen laſſen können. Man kam dahinter, daß ſie Wittwe und von hohem Range ſey, auch das Gerücht ihres Reichthums hatte ſich verbreitet, und die armen Einwohner des Landes, denen ſie wohlgethan, hatten in ihrer lebhaften Dankbarkeit es bis zum Ungeheuern vergrößert. Die ſchöne junge reiche Wittwe wurde alſo aufgeſucht, fétirt, adorirt, mit Beſuchen und Einladungen verfolgt. Von neuem drehte der ganze Kreislauf von Vergnügungen und Anſprüchen an ſie, ſich wieder um ſie her, denen entgangen zu ſeyn ſie ſo froh geweſen war. Er wurde um ſo ermüdender für ihren Geiſt, da die Geſellſchaft doch nur aus einer verhältnißmäßig geringen Anzahl, durch Zufall aus allen Ecken der

Welt zuſammen gewürfelter Perſonen beſtand, die größtentheils nur in ziemlich gebrochenem Franzöſiſch ſich einander verſtändlich machen konnten, ſo daß keine geiſtige Mittheilung der Ideen unter ihnen möglich war. Sidonia wurde förmlich umlagert, das in Frankreich allgemein eingeführte Viſitenunweſen machte ſehr bald, und ganz gegen ihren Willen, ihre Wohnung, die ſchönſte und geräumigſte in der Gegend, zum allgemeinen Verſammlungsort, wo zu gewiſſen Stunden alle Welt ſicher war, alle Welt anzutreffen. Einige Männer fingen ſogar an, ſie als eine Eroberung zu betrachten, die wohl der Mühe werth wäre, ſich um ſie ernſtlich zu bewerben, und ſo blieb ihr denn am Ende nichts übrig, als das liebliche Hyeres mit ſeinem ſtets freundlichen Himmel und allen ſeinen Naturſchönheiten weit früher zu verlaſſen, als ſie es anfangs gewollt hatte.

* * *

Sie beſchloß, bei ihrer Durchreiſe durch Bourdeaux nur einige Tage in dieſer Stadt zu verweilen, um mit Hülfe des Herrn Courtin, an welchen ihr Banquier ſie addreſſirt hatte, ſich eine für ſie paſſende Begleitung nach Paris zu ſuchen; denn der Gedanke, in jenem koloſſalen Sammelplatz einer Unzahl Menſchen ſich ſo ganz allein, wie ein Tropfen im Weltmeer zu verlieren, hatte doch etwas Abſchreckendes für ſie. Die herrliche Lage der groſſen Stadt, hart am Ufer der hier einen weiten Bogen bildenden Garonne, das milde Klima, das ihr ganz neue Leben in einem Orte, wo der Handelsſtand bei weitem der überwiegende iſt, bewogen ſie indeſſen gar bald, ſich in dem Gaſthofe, in welchem ſie abgeſtiegen war, für längere Zeit bequem einzurichten. Das Haus war vor der Revolution das Eigenthum einer der vornehmſten adligen Familien geweſen, und mehr zum Wohnſitz einer ſolchen, als für ſeine jetzige Beſtimmung eingerichtet. Ein ſchmaler, mit einer eiſernen Baluſtrade verſehener Balkon lief ununterbrochen vor der ganzen Breite des erſten Stockwerks hin; alle Fenſter deſſelben reichten, nach der im Süden gewöhnlichen Bauart, von der Decke der Zimmer bis zum Boden herab, und waren eigentlich ſo viel Glasthüren, durch welche man ſogleich auf den Balkon hinaustreten konnte, von welchem man die herrlichſte Ausſicht auf den mächtigen Strom und die, auf ihm ſtolz dahinwogenden Segel genoß, und auch das entgegengeſetzte Ufer mit ſeinen Weinbergen, Thürmen und Ortſchaften überſah.

Sidonia nahm die ganze Reihe der auf den Balkon hinausgehenden Zimmer in Beſitz, und kam dadurch außer Berührung mit den Reiſenden, die aus allen Gegenden der Welt in dieſem Hauſe täglich ankamen und wieder abreiſeten, ohne daß ſie ihrer gewahr wurde. Von ihrem Fenſter aus konnte ſie dem Kommen und Gehen der großen Kauffartheiſchiffe, dem ewigen regen Gewühl einer der größten Handelsſtädte in Europa zuſehen, und wurde durch den ihr völlig neuen Anblick oft Stunden lang feſtgehalten. Die unglaubliche Lebhaftigkeit des leichtblütigſten Volkes auf Erden, der Gascogner, die wohl die Quinteſſenz der Franzoſen genannt werden dürften, gewährte ihr dicht unter ihren Fenſtern das regſte Schauſpiel von der Welt. Der Hang zur Freude iſt dieſen Menſchen angeboren; vom mildeſten Himmel begünſtigt, athmen ſie mit der Lebensluft ihn ein, und auch das Unbedeutendſte gibt ihnen die Veranlaſſung, ihn zu befriedigen. Aus allen Ecken hörte Sidonia vom Morgen bis zur Nacht Lachen und Jubel und Geſang erſchallen, dann ſchnell zu Streit und Zorn übergehen, der leicht bis zur grimmigſten Wuth ſteigt, und oft, wenn man meint, jetzt werde Mord und Todſchlag entſtehen, ſich in weit ſchallendes Gelächter auflöſet.

Auch das geſellige Leben in dieſer ſehr volkreichen großen Handelsſtadt intereſſirte Sidonien durch ſeine Neuheit und Zwangloſigkeit, und daß ſie, zum erſtenmal, völlig frei und faſt unbemerkt nach eigenem Gefallen ihre Tage hinbringen und ihren Beobachtungen nachgehen durfte, machte ihr den Aufenthalt in derſelben noch lieber. In einem Orte wie Bourdeaux, wo des Kommens und Gehens von Reiſenden aus allen Ständen und Gegegenden der Welt ſo viel iſt, verlor ihre Erſcheinung beinahe alles Auffallende; ihre ſeltene Schönheit wurde zwar bemerkt und bewundert, wenn ſie auf der Promenade oder im Theater ſich zeigte; man fragte einander, ob man la belle allemande ſchon geſehen habe, ging ein Paarmal öfter an ihr vorüber, als nöthig war, und die Lorgnetten wurden fleißig auf ihre Loge gerichtet, doch damit war alles abgethan, und niemand dachte daran, ihr durch Zudringlichkeiten läſtig zu werden.

Das einzige Haus, welches Sidonia anfangs nur ſelten, zuletzt aber faſt täglich beſuchte, war das des Herrn Courtin. Sie hatte den dringenden und gutmüthigen Einladungen der jungen Frau deſſelben nicht widerſtehen können, und ſie bereute es nicht, denn Madame Courtin, mit ihrem bräunlichen Teint, den großen ſtets lächelnden Augen, der reichen Fülle dunkler Locken, die das nicht ſchöne, aber höchſt reizende Köpfchen umſpielten, war in der That eines der liebenswürdigſten und anmuthigſten Weſen auf der Welt. Angeborene Grazie und ungeſuchte Naivität begleiteten jede Bewegung der kleinen, zierlichen Frau, die noch nie erfahren zu haben ſchien, was Schmerz ſey, und doch für jedes fremde Unglück eine Thräne, und für jeden Hülfebedürftigen ein Troſtwort oder eine milde Gabe in Bereitſchaft hielt. Der etwas umſtändliche Herr Courtin wurde bei jeder Gelegenheit von ihr geneckt und ausgelacht, und doch zärtlich geliebt; auch war er von letzterem überzeugt. Lachend ſuchte er Spott mit Spott zu erwiedern, wobei er denn gewöhnlich den Kürzern zog, und was unter andern Verhältniſſen und bei anders geſtimmten Gemüthern vielleicht unangenehm-ernſthafte Scenen hätte herbei führen können, gab bei dieſem gutmüthigen fröhlichen Paare nur Stoff zu neuen Scherzen und ſtets friſcher Heiterkeit.

Sidonia betrachtete mit großem Wohlgefallen dieſe ihr ganz neue Art mit einander zu leben und ſich zu lieben; ſie konnte es nicht abläugnen, daß dieſe beiden liebenswürdigen Menſchen ſich dabei ſehr glücklich fühlten, und doch empfand ſie, daß dieſe Art von Glück nicht die ſey, welche ihr, nach einem höheren ſich ſehnendes Gemüth befriedigen könne.

Worüber Sidonia in ſtets neues Erſtaunen gerieth, war die leichte unbefangene Art, mit der ſowohl die reicheren und vornehmeren Einwohner von Bourdeaux, als die ärmeren Klaſſen überall Freude zu finden wußten. Das Vergnügen iſt hier ein ſo dringendes Bedürfniß, daß niemand ſich ſchämt, es auf die ihm zunächſt liegende Weiſe zu befriedigen; nirgend werden weniger Veranſtaltungen dazu getroffen, und nirgend wird es leichter gefunden als hier. Man jagt nicht danach, es läuft von ſelbſt den Leuten entgegen, und man denkt nicht daran, nach gewiſſen Regeln, wie die Reichen und Vornehmen in andern Ländern, es gleichſam als eine Art von Geſchäft zu behandeln.

Auch mit der Geſelligkeit und Gaſtfreiheit des höheren Mittelſtandes, ſo wie mit ſeiner ganzen Lebensweiſe war Sidonia in ihren bisherigen Verhältniſſen unbekannt geblieben, und ſah jetzt ein, daß ſie dadurch unendlich verloren, und daß ſie, bei näherer Bekanntſchaft mit demſelben, manches in ihrem früheren Leben hätte anders und beſſer einrichten können.

Die Leichtigkeit und Freiheit, mit der in Herrn Courtins Hauſe ſich alles durcheinander bewegte, gefiel ihr beſonders. Jeder ſchien nur das zu gelten und gelten zu wollen, was er war; da war kein Streben ſichtbar, einander zu verdrängen, und der Gaſt, deſſen verſtändige oder erheiternde Unterhaltung zur allgemeinen am mehreſten beitrug, war ſtets der angenehmſte und vorgezogenſte, ohne daß man ſich darum bekümmert hätte, wes Ranges und Standes er ſey. Der Grund davon lag wohl hauptſächlich in dem unaufhörlichen Wechſel, der das Leben in dieſem Kreiſe ſtets friſch erhielt und keinen der allgemeinen Zufriedenheit widerſtrebenden Wünſchen und Gefühlen Zeit ließ, Wurzel zu ſchlagen, und ſich zu verbreiten. Das Handlungshaus des Herrn Courtin war eins der erſten und angeſehenſten in der Stadt, kein Reiſender von Bedeutung kam ſo leicht durch Bourdeaux, der nicht Addreſſen an daſſelbe mitgebracht und die gaſtfreieſte Aufnahme dadurch gefunden hätte, die ganze Einrichtung deſſelben war darauf berechnet, dieſes auf jede Weiſe zu erleichtern.

Madame wußte auf die anmuthigſte Weiſe die Honneurs ihres Hauſes zu machen; nie gab es eine liebenswürdigere Wirthin gegen ihre Gäſte, als ſie es war, und doch ſtand ſie dabei zugleich ihrem ſehr bedeutenden und weitläufigen Hausweſen mit vieler Aufmerkſamkeit vor. Aber die in ihrem Vaterlande übliche Sitte erleichterte ihr beides ungemein. Als Frau vom Hauſe lag ihr nur ob, ihre Gäſte freundlich zu empfangen, und die Mittel zur Unterhaltung ihnen ſo nahe zu bringen, daß ſie nach freier Willkühr darunter wählen konnten; als franzöſiſche Hausfrau aber hatte ſie nur über das Ganze ein wachſames Auge zu halten, und war durch die, unter den wohlhabenden Bewohnern ihrer Vaterſtadt herrſchende Einrichtung ihres Haushaltes, aller jener ins Kleinliche eingehenden Sorgen überhoben, die am erſten zu Unmuth, Verdruß und Heftigkeit anregen können.

Sidonia befand ſich bei dieſer ihrer gaſtfreien Freundin ſo wohl, daß ſie nur ſelten es verſäumte, täglich ein Paar Abendſtunden bei derſelben zuzubringen; denn die Verpflichtung, nach franzöſiſcher Sitte ein Haus zu machen, hielt Madame Courtin davon ab, das ihrige um dieſe Zeit zu verlaſſen, das dadurch gewöhnlich der Sammelplatz einer höchſt mannichfaltig zuſammengeſetzten Geſellſchaft ward.

Allein, und ohne beſondere Veranlaſſung dazu, daheim zu bleiben, iſt dem echten Franzoſen ſo undenkbar, als in Geſellſchaft ſeyn, ohne zu ſprechen; wer alſo kein beſonderes Engagement hat, der geht Viſiten machen, von Haus zu Haus, und endet zuletzt den Abend in dem, in welchem der

Zufall die Geſellſchaft zuſammengeführt hat, von der er ſich die ihm angenehmſte Unterhaltung verſpricht. Letzteres war unter den Bekannten der Madame Courtin gewöhnlich in dem Hauſe derſelben der Fall. Man kam und ging ohne Umſtände, man plauderte, lachte, ſpielte, machte Muſik nach Belieben, ohne die mindeſte Vorbereitung zu dem allen; man tanzte auch wohl, oft nach dem Klange einer einzigen verſtimmten Violine, die irgend einer der Gäſte, gut oder übel, zu handhaben verſtand, und der Abend war in Luſt und Fröhlichkeit hingebracht, ehe man ſich deſſen verſah. Sidonia empfand zwar, daß aus dieſem, dem Anſcheine nach ſo vervielfältigten Wechſel des Lebens dennoch am Ende eine gewiſſe Geiſtesleere und Einſeitigkeit entſtehen müſſe, auch hüthete ſie ſich ſehr davor, ſich dieſer Art von Geſelligkeit anhaltend hinzugeben, aber nach einem einſam, in geiſtigerer Beſchäftigung hingebrachten Tage fand ſie doch eine ihr wohlthuende Erholung darin, ſich auf ein Paar Stunden dieſem bunten fröhlichen Treiben zu überlaſſen. Sie ſang und tanzte mit der Jugend, oder nahm an der Unterhaltung der älteren Perſonen Theil; die faſt aus allen Nationen und Ständen zuſammen geſetzte Geſellſchaft bot ihr ein täglich neues Intereſſe, in welcher ſie bald einem berühmten General aufmerkſam zuhörte, der an Napoleons Seite ſich einen Platz in der Weltgeſchichte erwarb, und nun von den mannichfaltigen Ereigniſſen erzählte, die er erlebt, bald einem vielerfahrenen Seemann, wenn er von dem nicht minder gefahrvollen Kampfe ſprach, den er und ſein gutes Schiff an den entfernteſten Küſten gegen Sturm und Wogen und Untergang drohende Klippen ſiegreich beſtanden.

Nach einer Abweſenheit von mehrern Tagen ſaß Sidonia eines Abends wieder neben ihrer lieben Madame Courtin auf dem Sofa, und ſah beinahe achtlos in das Gewühl um ſie her hinein, denn ſie war dieſesmal ungewöhnlich trübe geſtimmt. Seit langer' Zeit hatte ſie vor einigen Tagen wieder zum erſtenmal von ihrem Bruder Theodor einen Brief erhalten. In ſehr tragiſchen Redensarten meldete er ihr das unerwartet plötzliche Ableben ihrer Stiefmutter, und zugleich mit ſchlecht verhehltem Triumph, daß dieſe edle Frau, von ſeiner wirklich kindlichen Liebe zu ihr gerührt, ihn zum Univerſalerben eingeſetzt habe, wodurch es ihm denn freilich zur heiligſten Pflicht geworden ſey, durch eine paſſende und vortheilhafte Heirath das neue Erblühen und die Fortdauer des alten Stammes zu ſichern, deſſen ehemaliges Eigenthum er jetzt wieder ungetheilt beſitze. Tauſend betrübende Erinnerungen waren durch dieſe Nachrichten in Sidonien erwacht, ſie fühlte ſogar eine Art Reue darüber, daß Frau von Klarenbach unverſöhnt mit ihr aus dieſer Welt geſchieden ſey, und hörte nur mit halbem Ohr auf das freundliche Geplauder der Madame Courtin, die ſich gutmüthiger Weiſe bemühte, ſie zu erheitern.

„Wer iſt der Mann, der jetzt eben kam?“ rief Sidonia, aus ihren wachen Träumen auffahrend, ſo plötzlich, daß Madame Courtin beinahe darüber erſchrack.

„Ach, Madame“, erwiederte dieſe ſchalkhaft lächelnd, „der Herr hat alſo denn doch heute die Ehre, von Ihnen bemerkt zu werden? Warum haben Sie uns ſeit acht Tagen boudirt? Sie hätten dieſe intereſſante Bekanntſchaft ſchon weit früher machen können. Wenigſtens iſt er der ſchönſte Mann, den ich in meinem Leben geſehen. Noch ſchöner als Herr Courtin, das habe ich dieſem geradezu ins Geſicht geſagt“, ſetzte ſie lachend hinzu.

Sidonia konnte nicht umhin, in ihrem Innern die nämliche Bemerkung zu machen, obgleich Sie nicht im Stande war, ſie mit der ſüdlichen Unbefangenheit und Offenherzigkeit ihrer franzöſiſchen Freundin auszuſprechen.

Der Fremde mochte wohl ſchwerlich ſchon dreißig Jahre zählen, aber ſeine hohe, durchaus ebenmäßige Geſtalt hatte dennoch etwas imponirendes, man möchte faſt ſagen königliches in Gang, Ausdruck und Bewegung; etwas, das es ſchwer machte, die Augen wieder von ihm abzuwenden, und doch berührte es Sidonien unangenehm, daß ſie wider Willen ihn für ſehr ſchön erklären mußte, denn die durchaus regelmäßigen Züge ſeines Geſichts trugen alle das Gepräge von Eigenſchaften, die ihr zuwider waren. Es lag ein Ausdruck von faſt furchtbarer Lebensklugheit und innerer Herzenskälte in ihnen, und die Kraft, mit der er das aus ſeinen dunkeln, leuchtenden Augen hervorlodernde Feuer zu beherrſchen wußte, that ihr wehe im Herzen, und flößte eine Art von Furcht ihr ein, die aber dem Intereſſe keineswegs Abbruch that, das ſie wider Willen für ihn empfand.

Der Fremde näherte ſich höflich der Frau vom Hauſe, und dieſe nannte ihn Herr von Belmont, indem ſie Sidonien ihm vorſtellte. Die Geſtalt derſelben ſchien ihm aufzufallen, und es war, als ob ſein Blick einige Sekunden lang bewundernd auf ihr verweile, indeſſen richtete er doch nur ein Paar ganz gleichgültige, von der Gelegenheit herbei geführte Worte an ſie, bei denen Sidonien nichts auffiel, als der unbeſchreibliche Wohlklang ſeiner ſonoren Stimme. Madame Courtin ſuchte im gewöhnlichſten Converſationstone das Geſpräch fortzuſetzen, um ihn einige Minuten feſtzuhalten, er aber langweilte ſich augenſcheinlich dabei, antwortete kurz und zerſtreut, und ſah mit erwartungsvollen Blicken zwiſchen durch nach der Thüre ſich um. Die wenige Aufmerkſamkeit, welche er ihr bezeigte, fing an, Sidonien ein wenig zu verletzen, inzwiſchen betrachtete ſie ihn doch genauer, und ſuchte vergebens zu errathen, welcher Nation und welchem Stande er wohl angehören könne, ob er Soldat, Gelehrter oder Diplomat ſey.

Jetzt ging abermals die Thüre auf; ein kleiner, vom Alter niedergedrückter Greis in einem einfachen grauen Rock trat herein, und Sidonia wäre beinahe über die Verwandlung, die in dieſem Augenblick mit dem Fremden vorging, in laute Zeichen der Bewunderung ausgebrochen. Es war, als ob ein Gott die marmorartigen Züge deſſelben plötzlich belebe, die heiterſte Glorie der Freude ging in denſelben auf, und verſchönte ſie bis zum unkenntlichen, ſeine Augen ſtrahlten vor Entzücken, indem er mit einer leichten Verbeugung ſich von den Damen wegwandte, auf den kleinen Alten zuſchritt, bei beiden Händen ihn ergriff, und in eine

Ecke ihn zog, wo beide augenblicklich im angelegentlichen Geſpräche ſich mit einander vertieften.

„Das iſt der berühmte Herr von ***“, flüſterte Madame Courtin, und nannte Sidonien einen durch ſeine Reiſen in weit entfernte Länder, und ſeiner vielumfaſſenden Kenntniſſe wegen hochberühmten Naturforſcher aus Paris. „Ich freue mich, daß Sie den großen Mann heute Abend hier zufällig antreffen“, ſetzte ſie gefällig hinzu; „er iſt eine Seltenheit, das verſichere ich Ihnen. Schon einige Wochen hält er ſich hier auf, lebt aber wie eine Eule, immer mit ſeinen Büchern beſchäftigt. Es iſt wirklich ein Wunder, ihm einmal in der Welt zu begegnen, vermuthlich iſt es Herr von Belmont, der ihn heute Abend hergezogen hat.“

„Aber wer iſt denn dieſer Herr von Belmont?“ fragte Sidonia etwas ungeduldig.

„Das iſt mehr, als ich Ihnen zu ſagen weis“, erwiederte Madame Courtin, „wahrſcheinlich auch ein großer Gelehrter. Er hat ſehr bedeutende Reiſen gemacht; ſo viel iſt gewiß, jetzt kommt er gerade aus Konſtantinopel, man ſagt, er will bald wieder fort, nach Amerika, oder nach dem Nordpol, oder nach Indien, oder gar in den Mond, was weis ich! Wie man nur ſo in der Welt herum laufen mag, wenn man ruhig und vergnügt zu Hauſe bleiben könnte! es iſt doch nirgend ſchöner als in unſerem Frankreich.“

„Er iſt alſo ein Franzoſe? ich hätte ihn eher für einen Deutſchen gehalten“, erwiederte Sidonia.

„Möglich, daß er ein Deutſcher iſt“, ſprach Madame Courtin, „er kann aber auch eben ſowohl ein Engländer, ein Franzoſe, ein Italiener ſeyn, er ſpricht alle dieſe Sprachen mit großer Fertigkeit, und Herr Courtin ſagt, daß man Leute ſeines Namens in allen jenen Ländern und auch in Deutſchland antreffe, wie bei uns eben auch. Mir kommt er vor, als gehöre er allen Nationen und eigentlich gar keiner an.“

Im Laufe des Abends fand Sidonia Gelegenheit, ſich jenen beiden Männern zu nähern, die ihre Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch genommen hatten; ein kleiner Kreis hatte ſich um ſie verſammelt, und ihr Geſpräch ſchien dadurch eine weniger ausſchließende Wendung genommen zu haben, obgleich ſie es größtentheils allein unter ſich fortführten, und die Uebrigen ſich meiſtens nur am Zuhören ergötzten. Schmucklos und ungeſucht, aber mit unnachahmlicher Darſtellungsgabe hörte Sidonia Beide über ihre Reiſen, über die Gegenden, welche ſie in weit entfernten Ländern geſehen, über die Bewohner derſelben und deren Lebensweiſe ſich verbreiten. Mit gleicher Wärme, gleicher vielumfaſſenden Kenntniß, wenn auch nicht immer mit gleicher Anſicht des Gegenſtandes, von dem eben die Rede war, ſprachen ſie hinüber und herüber, und äußerten oft ganz von einander abweichende Meinungen, die ſie vertheidigten, ohne darüber zu ſtreiten. Denn eben ſo billig als gerecht, erkannte jeder von ihnen das Bedeutende des fremden wie des eigenen Geiſtes an. So hatte Sidonia nie ein Geſpräch führen gehört; der alte franzöſiſche Naturforſcher war völlig aufgethaut, und ein unendlicher Reichthum mühſam erworbener Erfahrungen leuchtete aus ſeinen Worten hervor. Belmont hingegen hatte durch die Vorzüge ſeiner Perſönlichkeit Gelegenheit gefunden, faſt in allen Ländern, die er durchzogen, die bedeutendſten Männer ſeiner Zeit kennen zu lernen; er erzählte von ihnen, ohne, nach der Gewohnheit anderer Reiſenden, dabei von ſich ſelbſt zu erzählen, und das eigene Ich zum Mittelpunkte des lebensreichen Bildes zu machen, das er entfaltete.

Zum erſtenmale traf Sidonia auf einen jungen Mann, der, zu ſo vielen Anſprüchen berechtigt, dennoch der eignen Perſönlichkeit zu vergeſſen verſtand; mit warmem Gefühle der Außenwelt ſich erfreute, und, begeiſtert durch die innere Poeſie ſeines Gemüthes, ſich dennoch in dieſer eine neue zu verſchaffen wußte, die weder Kopie noch Karrikatur war. Sie wurde durch alles dieſes ſo angeregt, daß bei einem, mit treffender Wahrheit ausgeſprochenem Worte des Pariſer Gelehrten ein unwillkührlich laut werdendes Zeichen des Beifalls ihr entſchlüpfte. Beide Männer wurden dadurch aufmerkſam auf ſie gemacht, ſie ſchienen erſt jetzt ihre Gegenwart zu bemerken, und der Naturforſcher zog ſogleich mit der galanten Höflichkeit eines alten Franzoſen die ſchöne Frau mit ins Geſpräch hinein. Belmont betrachtete ſie ſchweigend mit dem Ausdruck des Erſtaunens und der Bewunderung; es ward ihr klar, daß er vorhin, an der Seite der Madame Courtin, in ſeiner ungeduldigen Zerſtreuung ſie ganz überſehen haben müſſe.

Sidonia entzog ſich der ihr entgegen getragenen Theilnahme an der Unterhaltung der beiden Männer nicht, und dieſe gewann dadurch an Anmuth und gegenſeitigem Intereſſe. Ihr ſehr gebildeter Geiſt erlaubte ihr, mit Anmuth und Klarheit darauf einzugehen, ſie war Meiſterin in der ſchweren Kunſt, zur rechten Zeit zuzuhören, zu reden und zu ſchweigen, und wenn auch zuweilen das Geſpräch eine für ſie zu gelehrte Wendung nahm, ſo beſaß ſie des feinen Tactes genug, um nur mit dem Geiſte es zu verfolgen, ohne durch vorlaute Einmiſchung es zu ſtören.

Seit undenklicher Zeit wußte Sidonia ſich keines ſo genußreichen Abends zu erinnern; ſpäter als gewöhnlich, und völlig erheitert, kehrte ſie in ihre Wohnung zurück, wo Belmonts glänzende Erſcheinung ſie noch lange beſchäftigte, deſſen räthſelhafte Exiſtenz ſie nicht minder anzog als das Ungewöhnliche ſeiner Perſonlichkeit.

* * *

Daß Belmont am folgenden Tage bei Sidonien einen Beſuch ablegte, war nicht mehr, als ſie nach der Unterhaltung des geſtrigen Abends erwarten durfte; indeſſen hatte ſie doch keine Voranſtalten getroffen, um ihn nicht anzunehmen, wie ſie ſonſt wohl zu thun pflegte. Er ſtellte ſelbſt als Nachbar und auch als Landsmann ſich ihr vor, und hatte ein Recht zu beiden, denn er war in dem Gaſthofe, in welchem ſie wohnte, abgeſtiegen, und auch wirklich in Deutſchland geboren, wenn auch gleich an der ſüdlichſten Gränze deſſelben, in der Nähe von Trieſt. In Gränzſtädten iſt ohnehin das Gepräge der Nationalität weniger deutlich zu erkennen, und bei Belmont hatten frühe Entfernung aus dem Vaterlande, und ſpäteres faſt ununterbrochenes Reiſen es dermaßen verwiſcht, daß er in der That für einen Weltbürger gelten konnte, der nirgend, und eben deswegen überall zu Hauſe iſt; doch dieſe eigentlichſte Heimathsloſigkeit hatte dem Eigenthümlichen ſeines Weſens durchaus keinen Abbruch gethan, er war ſelbſtſtändig geblieben, hatte das, was an vaterländiſcher Eigenthümlichkeit ihm abging, keineswegeſ durch etwas willkührlich Angenommenes erſetzen wollen, und wenn gleich ſeine Erſcheinung, überall wo er ſich zeigte, auffallen mußte, ſo geſchah dieſes dennoch immer auf die angenehmſte, ihn ehrende Weiſe, und nie durch geſuchte Fremdartigkeit ſeines Auftretens in der Geſellſchaft.

Nach dieſem erſten Beſuche bei Sidonien kam Belmont zuerſt einen um den andern Tag, dann täglich, zuletzt kam er ſo oft und blieb ſo lange, als es nur irgend thunlich war. Eine Zeit lang ſah und bewunderte ſie an ihm nur die ſeltene Ausbildung eines mit ausgezeichneten Gaben reich ausgeſtatteten Geiſtes, ſpäterhin lernte ſie auch ein zwar ausgeglühtes, aber innerlich warm gebliebenes Herz in ihm erkennen, deſſen Wünſche und Regungen mit denen des ihrigen im Einklange ſtanden, und zuletzt dachte ſie gar nicht mehr daran, ergründen zu wollen, was es eigentlich ſey, das ihn ihr werth mache. Sie bemerkte mit Freuden, daß er, der anfangs nur einige Tage in Bourdeaux hatte verweilen wollen, jetzt, da er ſie gefunden, an keine Abreiſe mehr denke, und auch ſie fing an, wie es ſchien, der Reiſe nach Paris zu vergeſſen.

* * *

Im Anfange ihrer nähern Bekanntſchaft mit ihrem neuen Freunde war Sidonia durch die ruhige Gewandtheit und Geiſtesgegenwart, die Belmont im geſelligen Leben bewies, auf unangenehme Weiſe an Achill von Wallen erinnert worden, und die Furcht, hier vielleicht abermals in neue Täuſchung zu verfallen, gab ihrem Betragen gegen ihn etwas Zurückhaltendes, das ihr ſelbſt wehe that, weil es außer ihrem Charakter lag. Doch ſie fing bald an, ſich eines, Belmont ſo erniedrigenden Gedankens zu ſchämen, als ſie bei näherer Bekanntſchaft den hohen, weder zur Kleinlichkeit, noch zu gemeinem Eigennutz ſich neigenden Sinn dieſes ausgezeichneten Mannes immer deutlicher erkannte, und zeigte ſpäterhin ſich ihm vielleicht um ſo offener und herzſicher, da ſie ſich bewußt war, ihm ein ſtilles Unrecht abzubitten zu haben.

Der kalt intrikirende, durchaus oberflächliche Wallen, und der tiefe, ſinnige Belmont, der alles, was er jemals ergriffen, mit warmem Enthuſiasmus und feſtem Ernſte verfolgte und hielt, waren in der That himmelweit von einander verſchieden. Im Ringen nach eigenem Vortheil, geſpornt von Eigennutz und kleinlicher Eitelkeit, hatte Jener ſich genau ſo viel Geiſtesbildung angeeignet, als er bedurfte, um damit zu glänzen, und die Augen derer zu verblenden, die er mit ſchlauer Gewandtheit zur Ausführung ſeiner tiefliegenden, durchaus eigenſüchtigen Pläne mißbrauchen wollte. Er hatte gelernt, mit geübtem Schritt und ohne Gleiten auf glatt gebohnten Parketts ſeinen Weg zu gehen, und wußte die eiſige Kälte ſeines Innern ſehr geſchickt unter der Maske des weiſen Menſchenkenners zu verbergen, der zu viel erfahren und erlebt hat, um noch über irgend etwas zu erſtaunen oder bewegt zu werden.

Belmont aber war die Wahrheit ſelbſt. Zu ſtolz, um Andern ſein Vertrauen entgegen zu tragen, verſchmähte er es zugleich, ſich für etwas geben zu wollen, das er nicht war, nichts Erzwungenes, nichts Erheucheltes war an ihm zu finden. Geburt und Verhältniſſe hatten von Jugend auf in jene Welt ihn eingeführt, die man die große nennt, und ihn gewöhnt, ſich mit Leichtigkeit ihren Formen und Gewohnheiten zu fügen, doch ſein eigentliches Streben ging einer viel höheren, weit umfaſſendern zu, gegen welche jene zum bedeutungsloſen Schattenbilde herabſinkt. Ein unauslöſchlicher Trieb nach Wiſſen und Erkenntniß hatte von Kindheit auf ihn beſeelt, und von jeher zu regem Fleiß, zum raſchen Eingreifen jeder Gelegenheit, dieſen Hang zu befriedigen, ihn angetrieben. Er hatte weder Mühe noch Gefahr, noch Entbehrungen geſcheut, ſobald er dadurch zum Fortſchreiten auf der Bahn der Erkenntniß gelangen konnte, doch mit dieſem Hange zum gründlichen Erlernen alles Wiſſenswerthen war auch der zum wirklichen Lebensgenuſſe mit ſeinem Weſen innigſt verwebt. Er ſuchte letztern nicht immer auf blos geiſtige Weiſe zu befriedigen, doch ſeine edle Natur ließ nie zum Gemeinen ihn ſinken; denn er wußte, daß jedem blos ſinnlichen Rauſche ein widerwärtiges Erwachen folgt, für welches der kurze Genuß des Augenblickes keine Ertſchädigung bieten kann.

So hatte er denn, unerachtet ſeiner Jugend, ſchon viel gelebt, vieles erlebt, und, wie zu erwarten war, auch oftmals geirrt; ſeine Verirrungen und Irrthümer hatten aber ſchon längſt aufgehört, in der Erinnerung ihn zu quälen, denn er war dahin gekommen, ſie als zur Wahrheit führende Stufen zu betrachten, und freute ſich nur, ſie hinter ſich liegend zu wiſſen. Das Leben hatte ihm Gelegenheit geboten, in geiſtiger wie in körperlicher Hinſicht das Weſen des Menſchen in ſeiner vollen Kraft wie in ſeiner Schwäche kennen zu lernen. Er hatte dieſes benutzt, wie alles, was dazu dienen konnte, den Kreis ſeiner Kenntniſſe und ſeiner Ideen zu erweitern. Alles, was er erblickte, war ihm zum Studium geworden, und er ſtand jetzt auf einer Höhe, von wo aus er in mannichfacher Hinſicht der Welt ſehr nützlich werden konnte, wenn er ihr nur wiedergeben wollte, was er von ihr empfangen. Auch war er in dieſem Augenblicke ſehr ernſtlich damit beſchäftigt, ſeine Papiere, ſeine auf Reiſen geſammelten Notizen, ſeine unſchätzbaren Bemerkungen über Kunſt und Natur, über Welt, Leben und Menſchen zu ordnen, und ins Reine zu bringen, obgleich er fürs erſte noch keinen beſtimmten Zweck mit dieſer Arbeit verband. Der innere Drang, die Schätze ſeines Wiſſens noch zu vermehren, war noch immer nicht in ihm befriedigt. Er wollte noch mehr ſammeln, noch mehr erfahren und erlernen, ehe er mit der Ruhe des Weiſen daran gehen mochte, den Ertrag ſeiner reichen Ernte mit Andern zu theilen; deshalb ſuchte er eifrig und gern den Umgang mit Philoſophen, Sprachgelehrten, Künſtlern, vor allem aber mit Aerzten und Naturforſchern auf. Doch auch den bloßen Weltmenſchen ging er nie aus dem Wege, und verſtand es meiſterhaft, ſie zu behandeln. Er ſah, daß man am leichteſten mit ihnen fertig werde, indem man ihnen zu imponiren ſuche, und da ſeine Perſönlichkeit ihm dieſes ungemein erleichterte, ſo verfolgte er dieſen Weg, weil er ihm der bequemſte war. Die öffentliche Meinung war ihm einſt viel geweſen, jetzt glaubte er, ſie ſey ihm nichs mehr, und traf auch hierin mit Sidonien auf dem nämlichen Wege zuſammen. Dieſes war vielleicht der einzige Irrthum ſeines Kopfes, den er noch nicht entdeckt hatte; mit den Irrthümern ſeines Herzens nahm er es nicht ſo genau, er ließ achtlos wie wilde Blüthen ſie wuchern, denn er wußte, der Grund, auf dem ſie wurzeln wollten, ſey weder weich noch nachgiebig genug, als daß ſie ihm hätten gefährlich werden, oder über den Kopf wachſen können.

Daß der tägliche Umgang mit einem Manne, wie dieſer, auf Sidonien einen nie von ihr geahneten Zauber üben mußte, war natürlich, auch beſchäftigte er bald ausſchließlich ihr Gemüth wie ihre Gedanken. Nie hatte ſie ähnlich Tage erlebt, nie ſo ſtill glücklich ſich gefühlt, wie ſie jetzt ſich fühlte, nie eine Unterhaltung genoſſen, wie Belmont ſie ihr täglich gewährte. Ihr Geiſt, von ihm geleitet und gehalten, ſchwang immer höher ſich ihm nach, zu Fernen, von ihr bis jetzt nie entdeckt. So wie früher Adelheim durch ſeinen glühenden Enthuſiasmus für Vaterland, Freiheit und Recht ihre junge Seele zu gleicher Begeiſterung erhoben, und ſie auf einen Punkt geſtellt hatte, von dem ſie, zur Erreichung eines hohen, von Gott und der Natur geheiligten Zweckes kein Opfer mehr ſcheute, ſo fühlte ſie auch jetzt von Belmonts Streben zur Erweiterung ſeines Wiſſens ſich gewaltſam und mächtig ergriffen. Mit ungetheilter Aufmerkſamkeit hörte ſie Stunden lang ihm zu, wenn er aus ſeinen Tagebüchern ihr vorlas, mit der Geſchichte längſt vergangener Völker ſie bekannt machte, ganz ungeſucht die ſcharfſinnigſten Bemerkungen über die Erſcheinungen in der Natur, über Kunſt und Leben der Menſchen zwiſchen dem allen verflocht. Staunend blickte ſie zu ihm hinauf, wie zu einem höheren Weſen, dem ſie ſich aber dennoch verwandt fühlte, wenn er auf ihren Spaziergängen ein Blümchen, ein Stückchen unſcheinbares Moos aufnahm, das ihr Fuß eben im Begriff geweſen war zu zertreten, und eine ganze kleine Welt voll Wunder in dieſen Gegenſtänden ihr entdeckte; oder wenn er Abends auf ihren Balkon mit ihr hinaustrat, mit ergreifender Gewalt ihren Geiſt von Stern zu Stern mit ſich fortzog, mit ihr in dem Meer von Sonnen ſich verlor, die dort oben nach ewigen aber geheimnißvollen Geſetzen der Natur ihre unendlichen Bahnen durchkreiſen, und ihr dann erklärte, wie dennoch der ſchwache ſterbliche Menſch, dieſes Stäubchen in der Reihe der Schöpfungen, dieſe Bahnen zu verfolgen und im Voraus zu berechnen fähig wäre, weil der Hauch jenes allgewaltigen unbegreiflichen Weſens in ihm waltet, der ihn höher ſtellt als alle jene Sonnen, und weit über ſie hinaus in der unabläſſig ſchaffenden, zerſtörenden und erneuenden Ewigkeit ſeine Wohnung ihm anweiſet.

Belmont verſtand aber auch dem leichteſten, anſcheinend unbedeutendſten Geſpräch ein eigenes Intereſſe zu gewähren; er war Meiſter in der Kunſt zu erzählen, und unerſchöpflich in witzigen ſcharfſinnigen Bemerkungen, auch über das kleinſte Ereigniß des Augenblicks. Sein natürlicher Frohſinn, ſeine innere Zufriedenheit mit ſich und dem Leben, gewährten der Unterhaltung mit ihm eine eigenthümliche, ewig ſich erneuende Annehmlichkeit, über die Sidonia alles vergaß, außer ihn ſelbſt. Gleiche Neigungen, gleiche Theilnahme, gleiches Empfinden bei jeder ſich bietenden Gelegenheit, gegenſeitiges, nie fehlgreifendes Verſtehen ihrer Meinungen, ihrer Gedanken, ihrer Wünſche, vereinte beide in einem Verhältniß, das der Liebe glich, obgleich dieſes Wort von beiden nie ausgeſprochen ward. Sie nannten es auch nicht Freundſchaft, ſie nannten es gar nicht, denn es fiel ihnen nie ein, einen Namen dafür zu ſuchen, ſie dachten ſo wenig daran, als der Geſunde daran denkt, daß er athmet und ſchmerzensfrei iſt.

Wie die Welt, wie die Geſellſchaft es beurtheilen würde, daß Sidonia, bei ihrer übrigens noch immer ſorgfältig bewahrten Eingezogenheit, nur einem einzigen jungen Manne Zutritt bei ſich geſtattete, und zwar dieſem, deſſen ſeltene Vorzüge Aller Augen auf ihn zogen, von dem ausgezeichnet zu werden jede Frau heimlich wünſchte und ſtolz darauf geweſen wäre, und deſſen, an Zärtlichkeit gränzende Aufmerkſamkeit gegen die ſchöne junge Wittwe ſich ſo deutlich offenbarte, daß ſie niemanden entgehen konnte, daran dachte Sidonia vollends gar nicht. Sie würde aber auch, hätte ſie es gethan, Adelheims Grundſätzen treu geblieben ſeyn, nie eine Stunde wahren Glückes der öffentlichen Meinung zum Opfer zu bringen. Sie war jetzt ſogar geneigter als jemals, dieſen Grundſatz mit einigem Trotz durchzuführen, denn die Mißhandlung, die ſie, bei der reinſten Schuldloſigkeit, noch vor kurzem von der Geſellſchaft hatte erdulden müſſen, hatten ihr Gemüth zu tief, zu bitter verletzt. Belmont war ihr das höchſte Ideal menſchlicher Vollkommenheit, oft ſchien das Glück, ihn gefunden zu haben, ihr unbegreiflich; er war ihr Vorbild, dem nachzuſtreben, ſo weit ihr Geſchlecht dieſes geſtattete, das edelſte Ziel ihrer Wünſche geworden; der unausſprechliche Reiz ſeines Umganges erhielt ſie in einem fortwährend ſüßen Rauſch. Sie glaubte ihn ganz zu durchſchauen, ſein ganzes Weſen lag, wie ſie wähnte, klar und deutlich vor ihr, ſie meinte ganz ihn zu kennen; aber gewiſſe Seiten im Charakter der Männer liegen immer außerhalb dem Geſichtskreiſe der Frauen. In Romanen, in geſchichtlicher Darſtellung von Begebenheiten, fallen ſie zwar durch Wahrheit ihnen auf, aber ſie werden ihrer nie gewahr, wenn ſie denſelben in der Wirklichkeit begegnen, und

Sidonia machte hierin keine Ausnahme. Sie kannte Belmont, ſo gut ſie ihn zu erkennen vermochte.

Indeſſen ließ man in der Geſellſchaft beide ruhig ihren Neigungen folgen, und Sidonia bedurfte durchaus keiner Anſtrengung, um die öffentliche Meinung zu bekriegen, die von ihrem Verhältniß zu Belmont durchaus keine Notiz zu nehmen ſchien. Zwar iſt in Frankreich die Neigung, über das Betragen des lieben Nächſten ſich zu beſprechen, nicht minder ſtark als anderswo, ſobald es durch etwas Ungewöhnliches ſich auszeichnet; aber daß eine junge ſchöne Frau einen Bewunderer hat, dem auch ſie nicht abhold ſich zeigt, gehört in jenem Lande, am wenigſten in Bourdeaux, durchaus nicht zum Ungewöhnlichen, das Gegentheil würde vielmehr dazu gerechnet werden. Man ſieht zwar was vorgeht, man lächelt auch wohl im Stillen darüber, aber man iſt zu geneigt, zu leben und leben zu laſſen, um, ſobald nur der äußere Anſtand nicht gar zu auffallend verletzt wird, durch laute Bemerkungen und Neckereien den Beweis ablegen zu wollen, daß man nicht blind ſey. Deshalb verfiel jetzt auch Niemand darauf, Sidonien auf ſolche Weiſe ihren jetzigen freudenreichen Zuſtand zu verkümmern, und ohnehin hatte auch Niemand, wegen den eignen Angelegenheiten, Zeit dazu.

* * *

In ungeſtörter Gleichförmigkeit und nie getrübtem Genuß ihres jetzigen Glückes, hatte Sidonia mehrere Wochen verlebt. Ungezählt waren die Tage an ihr vorüber gegangen, weil keiner derſelben durch irgend ein auffallendes Ereigniß bezeichnet worden war. Sie wurde es kaum gewahr, daß der Frühling ſchon jetzt die Erde aus ihrem leichten kurzen Schlummer erweckte, und in tauſendfältiger Pracht aus Hecken und Bäumen ſich hervordrängte, zu einer Zeit, wo in unſerem Norden die Natur kaum, und faſt widerwillig aus dem langen ſchweren Schlafe und der kalten Schneedecke, die vor völligem Erſtarren ſie ſchützte, ſich loszuwinden beginnt, und Bäche und Ströme mit zerſtörender Gewalt die kriſtallenen Bande zerbrechen, die Monate lang ſie gefeſſelt hielten.

Der Untergang der Sonne hatte ſo eben einen glanzvollen Frühlingstag beendet, der Abend war kühl, Sidonia hatte die auf den Balkon ausgehenden Fenſter ihres Kabinets geſchloſſen, das am äußerſten Ende der von ihr bewohnten Reihe von Zimmern lag. Sie ſaß in der Dämmerung vor ihrem Schreibtiſch, den Kopf auf die Hand geſtützt, jedoch ohne zu ſchreiben, obgleich mehrere Briefe zur Beantwortung vor ihr ausgebreitet lagen. Ihr Herz war ſchwer, ihr Sinn ungewöhnlich trübe, ein banges unbeſtimmtes Ahnungsgefühl beengte ihr die Bruſt. War es die Einwirkung des Frühlings, die zur Zeit, wo alles zu neuem Leben erwacht, ſehr oft unſer Gemüth mit ſtiller Wehmuth erfüllt? oder was war es ſonſt, das ohne alle äußere Veranlaſſung ſie in dieſe Stimmung verſetzte? Sidonia ſelbſt wußte es ſich nicht zu erklären.

Belmont hatte ſo eben ſie verlaſſen, um, wie er zuweilen that, den Abend mit ſeinem gelehrten Pariſer Freunde allein zuzubringen; ſie wußte, daß ſie ihn heute bei Madame Courtin nicht antreffen würde, und hatte beſchloſſen, zu Hauſe zu bleiben, um endlich jene Briefe zu beantworten, die ſchon lange darauf harrten, weil ſie keine Stunde gefunden, die ſie dazu hätte anwenden mögen. Ein kalter freudenloſer Geiſt der Erinnerung wehte ihr aus ihnen entgegen, ſie konnte ſich kaum entſchließen, ſie zu berühren, noch weniger ſie nochmals zu leſen, denn ſie wußte, daß jeder in denſelben enthaltene Name ein Heer trüber Gedanken in ihr aufregen müſſe.

Auch ein Brief des Profeſſor H.. lag vor ihr, deſſen Anblick ſie auf das lebhafteſte an Robert erinnerte, er enthielt keine beſtimmten Nachrichten von dem Verbannten, und überhaupt hatte ſie ſeit langer Zeit nichts von ihm vernommen; es fiel ihr in dieſem Augenblick auf, daß ſie im vergangenen Jahre ſich ungefähr um dieſe Zeit von ihm getrennt habe. Wo mag er ſeyn, dachte ſie, der Unglückliche, deſſen vielverſprechende Lebensblüthen ich, ohne es zu wollen, zerſtören mußte? was mag aus ihm geworden ſeyn? wie mag es ihm ergehen? Sie verſank in immer tieferes, immer ſchwermüthigeres, zuletzt faſt wortloſes Sinnen, bis ein heller Lichtſchein, der ihr halb geſchloſſenes Auge traf, aus ihrer halbwachen Träumerei ſie erweckte. Es war ein Strahl des jetzt ihr Fenſter beſcheinenden Vollmondes, der mit blendendem Glanze ſie umfloß. Während Sidonia ſo in ſich ſelbſt verſunken da ſaß, war die im Süden faſt unmerklich kurze Dämmerung der hellſten Frühlingsnacht gewichen, und durch die Stille derſelben tönten die kleinen Wellen der unter ihrem Balkon hinfließenden Garonne wie leiſes Klagegeſtöhne zu ihr hinauf.

Sidonia erſchrack heftig, ohne zu wiſſen worüber, ein ihr unerklärliches Grauen durchſchauerte ſie, und machte ſie unfähig, ſich wie ſonſt der Pracht der Natur zu erfreuen. Unſicher ſchweiſten ihre ſcheuen Blicke in dem Kabinette umher, man hatte vergeſſen ihr Licht zu bringen, ihr Bedienter hatte geglaubt, ſie ſey, wie gewöhnlich, mit Herrn von Belmont zur Madame Courtin gegangen, deren Wohnung ganz in der Nähe lag, und war ſeinem eigenen Vergnügen gefolgt, Margarethe aber ſaß in einem entfernten Hinterzimmer, eifrig mit ihrer Arbeit beſchäftigt. Nur der Mond erleuchtete das kleine Gemach, tiefe wunderliche Schattenbilder ſchienen in den dunkeln Ecken, wohin ſein Strahl nicht treffen konnte, durcheinander zu ſchwirren; Sidonien war, als fühle ſie das Wehen des Geiſterreiches um ſich her, ihr Blick fiel auf die beiden langen Lichtſtreifen, die der Mondſchein durch die Fenſter auf den Fußboden warf, ſie glaubte eine dunkle Menſchengeſtalt in einem derſelben zitternd ſchweben zu ſehen, und erſtarrte faſt vor Grauen und Entſetzen.

Vergebens ſuchte ſie dieſes, ihr ſonſt ſo fremde Gefühl zu beſiegen, es war mächtiger als ſie; ſie wollte durch das ihrem Schreibtiſch nächſte Fenſter hinaus auf den Balkon treten, um in der freien Luft leichter zu athmen, und ihre Furcht, die ſie ſelbſt kindiſch ſchalt, zu bemeiſtern, aber es war, als ob eine unſichtbare Macht ſich ihr entgegenſtelle. Völlig überwältigt von einer unerklärlichen Angſt, wandte ſie ſich jetzt, um nach der neben dem Kamine hängenden Klingelſchnur zu greifen, der Anblick des Lichtes und eines lebenden Menſchen mußte Muth und Faſſung ihr wiedergeben, meinte ſie, doch ihr Blick fiel dabei zufällig auf das zweite Fenſter, dem ſie bis jetzt den Rücken zugewendet hatte, klar wie am Tage ſah ſie Roberts Geſtalt hinter demſelben ſtehen, das glühende Flammenauge feſt auf ſie geheftet. Der Mondſchein gab den wild verworrenen Zügen ſeines todtenbleichen Geſichts etwas Verzerrtes, und doch waren es unverkennbar die ſeinen. War er es ſelbſt? war es ſein raſtlos umherirrender Geiſt, der ſie verfolgte? Beide Vorſtellungen drängen grauſenhaft auf ſie ein, und preßten ein von innerem Kampfe halb erſticktes Angſtgeſchrei ihr aus, ihre Sinne verwirrten ſich, ſie ſchloß die Augen, um das Entſetzliche nicht mehr zu ſehen, ſchwankte, und war im Begriffe umzuſinken. Mit lautem Gekrache riß Robert, denn er war es ſelbſt, das ſchlecht verwahrte Fenſter auf, ſtürzte zu ihr in das Zimmer, umfaßte die geliebte, beinahe lebloſe

Geſtalt, trug ſie auf ihren Divan, und zog dann, mit einer Schonung, die man ihm kaum hätte zutrauen ſollen, in die entfernteſte Ecke ſich zurück, um ihr Zeit zur Erholung zu laſſen, und nicht durch ſeinen Anblick ſie von neuem wieder zu erſchrecken.

* * *

Erſt vor ſehr kurzer Zeit hatte Robert Sidoniens gegenwärtigen Aufenthalt entdeckt. Der Profeſſor H.. ſowohl als der Banquier Strom, an die er ſich oft deshalb ſchriftlich gewendet, hatten, treu dem Sidonien geleiſteten Verſprechen, ſich unabänderlich geweigert, ihm den Ort zu nennen, wo ſie weilte, oder ſeine Briefe an ſie zu befördern. Er hatte mehrere der letzteren nur an die Gräfin Adelheim addreſſirt, auf gut Glück in die weite Welt geſchickt, alle waren an ihn zurückgekommen, ohne ſie aufgefunden zu haben, und auch der Banquier in Rom, der fortwährend in beſtimmten Terminen eine nicht unbedeutende Summe an ihn auszahlte, wußte ihm nichts weiter zu ſagen, als daß er die Anweiſung dazu vom Banquier Strom erhalte. Robert wußte, daß dieſe Unterſtützung ihm nur von Sidonien zukommen könne, daß ſie es ſey, die den Mühſeligkeiten des Künſtlerlebens ihn überheben, und ihn in den Stand ſetzen wolle, die Motive ſeiner Darſtellung nach eigener Willkühr ſich wählen zu können, doch er fühlte ſich dadurch weder gedrückt noch erniedrigt. Sie war ihm eine ſegenſpendende Gottheit, deren Wohlthaten anzunehmen Niemand ſich ſchämen durfte, nur daß ſie, gleich einer ſolchen, ſich ſeinen ſterblichen Augen ewig verhüllen zu wollen ſchien, trieb ihn zur Verzweiflung.

Die Sehnſucht nach Sidonien umdüſterte oft ſeine Vernunft, zuweilen ergriff ſie ihn plötzlich ſo gewaltſam, daß all ſein Thun dadurch einen Anſtrich von Wahnſinn erhielt. Sie trieb einem wilden wüſten Leben ihn zu, das, wenn gleich nicht Troſt, doch für den Augenblick Vergeſſen und Betäubung ihm gewährte, aber auch zugleich ſein unſeliges Daſeyn bis zum Grauſenhaften verwirrte. Die Natur behauptete ihr Recht, ſein durch Kränkung und Schmerz noch reizbarer gewordenes Jugendgefühl verleitete ihn zu der unbefriedigendſten Jagd nach ſinnlichem Genuß, von der er immer mit Ekel und Widerwillen zurückkehrte, um in Reue und Jammer ſeine trüben Tage hinzuſchleppen, bis neue Verlockungen, zu neuen Thorheiten, mitunter zu bedeutenden Fehltritten, ihn wieder hinriſſen.

Sidonia hatte es gut mit ihm gemeint; doch eigentlich hatte ſie nicht wohl daran gethan, der Nothwendigkeit arbeiten zu müſſen, ihn gänzlich zu überheben; Mangel und Noth hätten wahrſcheinlich heilſamer auf ihn gewirkt, und zu anhaltendem Fleiß ihn getrieben. Jetzt, wenn ſein Genius in ihm erwachte, arbeitete er ſtoßweiſe, Tag und Nacht, mit raſtloſem Eifer und wunderbarem Gelingen; ſeine Schöpfungen ſetzten eben ſo ſehr durch ihre Großheit als durch ihre alles überbietende Excentrizität die ganze römiſche Künſtlerwelt in Erſtaunen, doch ſein Arbeitseifer hielt niemals lange an. Eben ſo plötzlich, als er ſich erhoben hatte, verſank er auch wieder in Abſpannung und Unthätigkeit, und immer tiefer und tiefer.

Beinahe ein Jahr war jetzt auf dieſe Weiſe von ihm durchlebt worden, und völlig entmuthigt war er nahe daran, jeder Hoffnung, Sidonien wieder zu finden, zu entſagen, als ein deutſcher Reiſender ſein Attelier beſuchte, der als einen Bekannten ihn begrüßte, weil er ſich erinnerte, ihn früher in Sidoniens Hauſe geſehen zu haben, wo er als Fremder eingeführt worden war, und einen, wie er verſicherte, ihm unvergeßlichen Abend zugebracht hatte. Dieſer erwähnte zugleich, daß er vor ſehr kurzer Zeit die Gräfin Adelheim in Bourdeaux, im Hauſe des Herrn Courtin angetroffen habe, daß dieſe Dame ſchon ſeit geraumer Zeit ſich in jener Stadt aufhalte, und wahrſcheinlich noch länger in ihr verweilen werde, indem ihr Kammerdiener dem ſeinigen vertraut habe, daß man mit nächſtem ihrer Vermählung mit einem Herrn von Belmont entgegen ſehe.

Wie alle dieſe Nachrichten auf Robert einwirken mußten, läßt ſich leichter denken und fühlen, als beſchreiben. Heimlich verließ er Rom, noch am nämlichen Tage, um nach Livorno zu eilen, wo er ein nach Bourdeaux beſtimmtes Schiff ſegelfertig liegen fand. Er ſchiffte augenblicklich ſich ein, und der günſtigſte Wind führte ihn weit ſchneller als er es erwarten durfte, an das Ziel ſeiner Wünſche, in welchem er auch das Ziel ſeines Lebens ahnete, ohne daß ihm jedoch ein Gedanke an die endliche Entſcheidung ſeines Schickſals gekommen wäre. Sidonien ſehen, nur noch einmal ſie ſehen, war alles was er dachte, fühlte und wollte; was dann weiter mit ihm werden ſollte, deckte ihm ewige Nacht; ihm war, als ob es nach dieſem Wiederſehen keine Zukunft mehr für ihn geben könne.

Er ſah Sidonien früher, als er es erwartete. Die ganze Schiffsgeſellſchaft verſammelte ſich auf dem Verdeck, während das Schiff mit weit ausgeſpannten Segeln die Wogen der in der Nähe von Bourdeaux faſt unüberſehbar breiten Garonne majeſtätiſch langſam durchſchnitt. Der prächtige Anblick des weiten Panoramas, welches die in dieſem Augenblick im hellſten Sonnenſchein ſchimmernde Stadt am Ufer derſelben bildet, entzückte Aller Augen. Auch Robert ſtand unter den Uebrigen, ſein Herz drehte in gewaltſamen Schlägen ihm die Bruſt zu zerſprengen, ſein Blick ſchweifte von einem der immer deutlicher ſich vor ihm entfaltenden Gebäude zum andern, als ſuche er das Dach, welches die Geliebte ſchützend bedeckte; endlich, gerade im Moment, als die Segel eingezogen wurden, und das Schiff ſich vor Anker legen wollte, haftete ſein Auge auf einem durch ſeine Größe ſich auszeichnenden Hauſe, dort ſtand Sidonia auf dem Balkon, und neben ihr, nachläſſig hingelehnt, ein junger Mann. Roberts ganze Seele trat in ſeine Augen, ſein Scharfblick unterſchied immer deutlicher und deutlicher das holdſelige Geſicht, die anmuthige Geſtalt. Todeskälte durchrieſelte ihn, indem er den ſchönen Mann jetzt ins Auge faßte, der neben Sidonien ſtand. „Das iſt er, das iſt Belmont!“ rief es in ſeinem vorahnenden Herzen, indem er mit ſcharfem Künſtlerblick die edle Geſtalt muſterte, „es kann kein anderer ſeyn! Dieſer Heros, dieſer vermenſchlichte Apoll, ſteht er nicht da, einzig und unübertreffbar wie ſie ſelbſt? Die Welt vermag kein zweites Paar gleich dieſem aufzuweiſen, und ich bin verloren, jede Hoffnung verloren! Hoffnung? hoffen? ich hoffen?" rief er unwillkührlich laut werdend, und brach in unheimliches, ihn krampfhaft erſchütterndes Lachen aus.

„Was giebt es? worüber lachen Sie?" fragte neugierig nach ihm ſich umwendend ein junger gutmüthiger Bordelaiſe, der eben aus Liverno, wo er in einem Handlungshauſe engagirt geweſen war, in die liebe Heimath zurückkehrte, und unterweges mit Robert eine Art näherer Bekanntſchaft angeknüpft hatte, als die übrigen Paſſagiere. Der gute junge Menſch erſchrack, indem er Robert anſah und ihn ungewöhnlich bleich fand. „Mein Gott, Sie ſind unwohl! ah pecaire!" rief er, „doch ſeyn Sie nur ruhig, das wird vorübergehen, die Seereiſe hat Sie angegriffen, ich kenne das. Sangue de die! ich war krank wie ein Hund, als ich mich zum erſtenmal auf das Meer wagte! kommen Sie! kommen Sie, ich will Sie in ein Haus führen, wo Sie ſehr gut ſeyn ſollen, ſehr gut ſage ich Ihnen, aber ſogar ganz vortrefflich. Bei ſehr braven Leuten, die Wirthin iſt meine Kuſine à la mode de Bretagne, wie freue ich mich, die kleine runde Mama wieder zu umarmen! aber haben Sie je eine Stadt wie dieſe geſehen? und die Garonne! das iſt doch ein Strom! es iſt einzig, ſage ich Ihnen, es gibt nichts ſchöneres auf der Welt."

Das Schiff lag vor Anker, das Boot ward ausgeſetzt, um die Paſſagiere an das Land zu bringen; Roberts Blick haftete immer fort auf jenem Balkon, er ſah und hörte nichts von der Redſeligkeit des jungen Gaskogners, nichts von den Formalitäten, die dem Ausſchiffen voran gingen, nichts von dem unendlichen Lärm einer Schaar gaskogniſcher Laſtträger, die auf Tod und Leben unter einander um die Ehre ſtritten, das Gepäck der Paſſagiere an Ort und Stelle zu bringen. Bewußtlos ſchwankte Robert am Arm ſeines freundlichen Begleiters, wohin ihn dieſer führte; erſt als er feſten Boden unter ſich fühlte, riß er haſtig von ihm ſich los, gerade als dieſer, dicht unter Sidoniens Balkon mit ihm in eine Nebenſtraße einbiegen wollte.

Aber wo wollen Sie denn hin, mon ami?" rief der junge Franzoſe, „wir ſind ja dicht vor dem Hauſe, in welches ich Sie führen will; hier dieſes iſt es, mit dem langen Balkon, ach ſehen Sie die ſchöne Frau dort oben! wie ſchade daß ſie den Kopf nach der andern Seite gewendet hat, ſo daß man ihr Geſicht nicht ſehen kann, aber was für ein anbetungswürdiges Füßchen! man möchte gleich davor hinknien! das iſt gewiß irgend eine engliſche Milady, aber kommen Sie, hier in der Straße iſt der Eingang, dort in jenem Hofe, es iſt das erſte Hotel in Bourdeaux, ſage ich Ihnen."

So war denn Robert wieder mit Sidonien unter dem nämlichen Dache. Der Couſin ward mit großem Freudengeſchrei von der Couſine erkannt und umarmt, und mit nicht geringerem Lärm Robert von erſterem ihr empfohlen. Ein flinker Garçon führte unter tauſend Entſchuldigungen, daß er ſo hoch ſteigen müſſe, Roberten zum zweiten Stock hinauf, weil eine inkognito reiſende deutſche Prinzeſſin, wie er ſagte, den ganzen erſten in Beſchlag genommen habe; er ſuchte ihn darüber mit der Verſicherung zu tröſten, daß er hier oben nicht minder ſorgfältig bedient werden ſolle, warf, indem er auf den Fußboden wies, die ſchalkhafte Bemerkung hin, daß es doch auch ſein Angenehmes habe, die Schönheit zu ſeinen Füßen zu wiſſen, fragte in höchſter Eile, ob Monſieur für jetzt etwas zu befehlen habe, und flog dann leicht und luſtig die Treppe wieder herunter.

Leiſe, als ob jeder Fußtritt ihm Verrath drohe, ſchlich Robert ſich jetzt an das Fenſter, unter ihm lag der Balkon, er öffnete es leiſe, Sidoniens Fenſter ſtanden ebenfalls offen, und er hörte ſie in ihrem Zimmer mit Margarethen deutſch ſprechen. Der Ton der geliebten Stimme überwältigte ihn ganz, laut ſchluchzend warf er auf den Boden ſich hin.

Robert blieb auf dieſe Weiſe mehrere Tage lang in Sidoniens Nähe, ohne daß dieſe eine Ahnung davon hatte; mit der Schlauheit und den geſchärften Sinnen eines Wilden aus den amerikaniſchen Wäldern belauſchte und deutete er ſich jeden Laut, der aus ihren Zimmern zu ihm hinauf drang. Als er Belmont zum erſtenmal wieder auf dem Balkon neben ihr erblickte, war er, von wüthender Eiferſucht ergriffen, nahe daran, ſich aus ſeinem Fenſter zwiſchen beide hinabzuſtürzen, und nur Mitleid mit Sidonien hielt ihn davon zurück. Allmählich gewöhnte er ſich daran, ſie mit Belmont zu ſehen, und die Ausbrüche des tiefen grimmigen Schmerzes zu bemeiſtern, der dann jedesmal mit verzehrender Gewalt ſich ſeiner bemächtigte. Da Sidonia nur ſelten ihre Fenſter ſchloß, ſo machte ſein ungewöhnlich ſcharfes Gehör es ihm möglich, dem Gange des Geſpräches dieſer beiden zu folgen, ſelbſt wenn ſie nicht auf den Balkon hinaustraten. Er vernahm keine einzige

Aeußerung, die nur von ferne auf ein inniges Verhältniß zwiſchen ihnen hindeutete, aber in dem Ton ihrer Stimmen, in der Art, wie ſie einander verſtanden, ohne einer langen Erklärung zu bedürfen, in dem gränzenloſen Vertrauen, mit dem jedes von ihnen dem Andern mit unſäglicher Zuverſicht das Herz ſeines Herzens offenbarte, lag mehr als genug, um den armen Robert zu überzeugen, daß ſie nur für einander und in einander lebten.

Belmonts hoher edler Sinn, der ganze Reichthum ſeines vielumfaſſenden Geiſtes, offenbarte ſich auf das deutlichſte in ſeinen Geſprächen mit Sidonien, die oft den erhabenſten und ernſteſten Gegenſtänden ſich zuwandte. „Nur ihn, nur ihn kann ſie lieben!" rief Robert dann, knirſchend vor wilder Verzweiflung, ſeinen einſamen vier Wänden zu; „nur er, nur dieſer hochgebildete Geiſt, dieſes Urbild männlicher Schönheit, war von Ewigkeit her beſtimmt, das Daſeyn des herrlichſten Weibes zu ergänzen, das je die Erde betrat! wer darf es wagen, ſich, wie er, neben ſie zu ſtellen? und wer, und was bin ich!"

So lange Sidonia daheim blieb, verließ Robert niemals ſein Zimmer; mit unſäglicher Anſtrengung widmete er jeden Augenblick des Tages der genaueſten Aufmerkſamkeit auf jede ihrer Bewegungen. Ging ſie aus, was meiſtens erſt gegen Abend geſchah, ſo verhüllte er ſich tief in ſeinen Mantel und Hut, um ihr von Ferne zu folgen; wenn ſie dann in Courtins Haus hineintrat, ſo blieb er oft ſtundenlang vor demſelben ſtehen, und blickte, mit dem Gefühl eines aus dem Himmel geſtoßenen Verdammten, zu den hell erleuchteten Fenſtern hinauf, bis ihm die Kräfte verſagten, und er, Verzweiflung im Herzen, nach Hauſe ſchlich, um ihre Rückkehr zu erwarten.

Eines Abends war Sidonia ungewöhnlich ſpät ausgeblieben; das ganze Haus war ſchon zur Ruhe und Mitternacht längſt vorüber, als Robert ſie nach Hauſe kommen hörte; und zwar von Belmont begleitet, was bis jetzt noch nie der Fall geweſen war. In verdoppelter Qual hatte er die langen Stunden in wildem Wüthen gegen ſich ſelbſt hingebracht, jetzt vernahm er, wie Sidonia an der Thüre ihres Zimmers, mit weichem liebevollem Ton, ihrem Freunde eine gute Nacht wünſchte, die Belmont eben ſo erwiederte; er hörte, wie dieſer dem unten wartenden ſchlaftrunkenen Portier zurief, er möge nur zu Bette gehen, er wolle ſich ſchon ſelbſt hinauf leuchten. Da kam ſein böſer Geiſt über den unglücklichen Robert, und trieb ihn, bebend mit hoch geſträubtem Haar, in eine dunkle Ecke des Korridors, an der Belmont vorüber mußte; ein kleiner Dolch, den er ſeit vielen Jahren ſich gewöhnt hatte ſtets bei ſich zu tragen, blinkte in ſeiner Hand, „er! er! und dann ich!“ jubelte die in ſeinem Innern tobende Hölle.

Belmont kam, ohne alle Begleitung, gelaſſenen Schrittes die Treppe hinauf; er trug einen Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen, das Licht verklärte die ſchönen ernſten Züge ſeines Geſichts, er ſah ſo ruhig, ſo wohlwollend vor ſich hin — Roberts ſchon gehobener Arm ſank vor dem edlen Ausdruck der hohen Geſtalt, und Belmont ging, ohne ſeiner gewahr zu werden, dicht an ihm vorüber, in ſein Zimmer, das er hinter ſich abſchloß. Robert hörte noch, wie er mit freundlichen Worten ſeinen Bedienten weckte, der ſeiner harrend eingeſchlafen war, und wie er mitleidig den Armen bedauerte, der ſo lange auf ihn habe warten müſſen.

„Und dieſes Meiſterwerk der Schöpfung wollte mein wilder Wahnſinn zerſtören!“ rief Robert, wie aus wilden Träumen erwachend, und warf ſchaudernd vor ſich ſelbſt, in ſeinem Zimmer auf ſein Bette ſich hin. „Dieſen milden hohen Geiſt wollte ich aus ſeiner ſchönen Wohnung vertreiben, das edelſte Gebilde auf Erden frevelnd zertrümmern, die einzige Blume aus Sidoniens Leben reißen, für welche die ganze Schöpfung ihr keinen Erſatz bieten kann, über deren Untergang ſie ſelbſt untergehen müßte!“

Im wildeſten verzweifelndſten Kampfe mit ſich ſelbſt, von bitterer Reue gequält, durchtobte er mehrere Stunden; wüſte drohende Bilder aus ſeiner nächſten Vergangenheit beraubten ihn aller Beſinnung, er nannte ſich ſelbſt einen Verworfenen, der ſich ſeinen eigenen Himmel zerſtört habe, einen Elenden, der nie es mehr wagen dürfe, den Blick zu Sidonien zu erheben. Erſt als er ſich müde gewüthet hatte und an allen Kräften erſchöpft da lag, erſt dann konnte es ihm gelingen, eine Art Folge in die Reihe ſeiner Gedanken zu bringen. Schaudernd überdachte er, wie furchtbar anders alles jetzt ſeyn könne, wenn nicht vorhin ſein oder Belmonts guter Genius, den zum Morde ſchon gehobenen Arm ihm gelähmt! ſein Haar ſträubte ſich von neuem vor Entſetzen, indem er es ſich ſelbſt eingeſtehen mußte, daß vielleicht nächſtens, in einer dunkeln böſen Stunde, ſich abermals eine neue Verſuchung zur ſchrecklichſten That in ihm regen könne, der er dann vielleicht unterliegen müſſe, und ſo entſtand und befeſtigte ſich denn allmählig der Gedanke in ſeinem Gemüth, ſich lieber ſelbſt den Tod zu geben, und alle dieſe Qualen auf einmal zu enden. Eine Art Ruhe kam über ihn, als er endlich zu einem feſten Entſchluß ſich erhoben zu haben glaubte; ſogar der Schlaf, der ſeit vielen Tagen ihn geflohen, beſuchte wieder ſein Lager, Robert ſchlief lange und feſt bis ſpät in den Morgen hinein.

Mit neu geſtärktem Sinn erwachte er; weicher, gelaſſener als er ſeit langer Zeit nicht geweſen, bereitete er alles zur Ausführung ſeines noch immer feſt beſtehenden Entſchluſſes vor. Er wollte in irgend einem verborgenen Winkel, wo niemand ihn auffinden und erkennen könne, oder auch weit von der Stadt, in den Wellen der Garonne, den Tod ſuchen, und vernichtete deshalb auf das ſorgfältigſte Zeichnungen, Papiere, überhaupt alles, was nach ſeinem Hinſcheiden aufklären könne, wer er im Leben geweſen.

„Sehen will ich ſie noch einmal“, ſprach er, während er ſo beſchäftigt war, zu ſich ſelbſt, „noch einmal, ihr ganz nahe, an ihrem Anblick mich erfreuen, doch weder im Leben noch im Tode ſoll mein trauriges Bild jemals wieder vor ſie treten. Nie ſoll ſie erfahren, was aus dem Unglücklichen geworden iſt, der den Tod wählte, um ihr Glück, ihre Ruhe ihr zu ſichern. Mag Belmont für ſie leben, ich ſterbe für ſie. Für ſie leben iſt mehr als Himmel und Seligkeit, für ſie ſterben, ohne daß ſie es ahnet, ſogar ihren Thränen entſagen, die ſie meinem Andenken gewiß zollen würde, iſt edler, iſt größer, iſt das einzige Sühnopfer, das ich ihr darbringen kann, ich bringe es freudig, und ſcheide, verſöhnt mit der Welt, aus dem Leben."

In dieſer vergleichungsweiſe ruhigen Stimmung verblieb Robert den ganzen Tag. Ein ſtolzes Selbſtbewußtſeyn, deſſen er ſeit lange ſich nicht mehr für fähig gehalten, regte ſich in ſeinem Gemüth, richtete ihn auf und unterſtützte ihn mächtig, bei allen ſeinen Vorbereitungen zu dem ernſten ſchauerlichen Schritt, von dem noch keiner zurückkehrte, um deſſen Folgen zu verkünden. Mit verdoppelter Aufmerkſamkeit, wenn gleich in unſäglicher Wehmuth, beobachtete er alles, was in Sidoniens Zimmern vorging; er hörte Belmont bei ſeinem Morgenbeſuche erwähnen, daß er den Abend ſie nicht ſehen würde, und baute darauf den phantaſtiſchen Plan, von ihr unbemerkt, die Nacht auf dem Balkon zuzubringen, um noch einmal, nur durch dünne Glasſcheiben von ihr getrennt, ſie ungehindert zu ſehen, zu hören, ihr ſchönes Bild ſo feſt mit ſeinem Weſen zu verweben, daß ſelbſt die mächtige Ewigkeit es nicht ſollte verlöſchen können, ohne ihn ſelbſt völlig zu vernichten. . . . .

Ernſt und gefaßt bereitete er alles zur Ausführung dieſes Planes vor; er bewohnte ein Eckzimmer, und ein ziemlich weit vorſpringender Pfeiler an der Façade des Hauſes, bot ihm Raum genug, um beim Einbruch der Nacht, ſogar beim hellſten Mondenſchein, ungeſehen und von tiefer Dunkelheit umhüllt, ſich an einem Seile aus ſeinem Fenſter auf den Balkon hinabzulaſſen; einige Vorſprünge an den äußern Verzierungen von Stukaturarbeit, machten ſogar eine Art von Hinabſteigen möglich, ſo daß das Seil nur dazu dienen durfte, bei möglichem Ausgleiten ſich daran zu halten.

Der Abend war kühl, Sidonia ſchloß früher als gewöhnlich ihre Fenſter, und Robert ſtieg glücklich und ungeſehen hinab, noch ehe der Mond das Haus beleuchtete. Lange ſtand er an dem Fenſter verborgen, dem Sidonia den Rücken zuwandte, es rührte ihn unbeſchreiblich, ſie ſo verſunken in ſich ſelbſt, ſo ſtill und trübe zu ſehen, aber es that zugleich ſeinem Gefühle wohl. Daß er in dieſer bangen letzten Abſchiedsſtunde nicht fröhlich, nicht in ſeliger Selbſtvergeſſenheit an Beimonts Seite, ſie ſehen mußte, nahm er als den letzten Troſt, den ein ihm freundlicher gewordenes Geſchick ihm auf ſeinem dunkeln Wege gewährte. Ihm ſchien es, als gedenke ſie ſeiner in dieſem Augenblick, als traure ſie um den Armen, der untergehen mußte, weil er zu innig ſie liebte, und milde Thränen, wie er ſeit Jahren ſie nicht geweint, überſtrömten ſein bleiches Geſicht; er weinte um Sidonien und um ſich, in unausſprechlichem Mitleid mit ſich ſelbſt.

Immer noch ſtand ſein Entſchluß feſt, ſich ihr nicht zu zeigen; doch ſein Gefühl riß ihn hin, es ließ ihn alles andere vergeſſen, ſo kam es denn, daß er auch der nöthigen Vorſicht vergaß, und ſich zu offen am Fenſter zeigte. Als er aber Sidonien aufſchreien hörte, ſie ſchwanken ſah, vergingen ihm Himmel und Erde, er ſtürzte in ihr Zimmer hinein, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, und wie er einmal die Schwelle deſſelben überſchritten hatte, fehlten ihm Muth und Entſchluß, den übereilten Schritt zurück zu thun, und die halb ohnmächtige Geliebte, von ihr ungeſehen, wieder zu verlaſſen.

* * *

Sidonia erholte ſich ſehr bald von dem erlittenen Schrecken. Zwar warf ſie anfangs noch furchtſam den ſcheuen Blick umher, doch der Gedanke, ein unkörperliches Weſen vor ſich zu haben, ſchwand völlig aus ihrem Gemüthe. Als ſie Robert in einiger Entfernung beſcheiden und ehrfurchtsvoll da ſtehen ſah, und das Mondenlicht ſeine Geſtalt, jeden einzelnen Zug ſeines Geſichts, in Tageshelle ihr zeigte, empfand ſie nur noch tiefe ahnende Sorge um ihn und um ſich ſelbſt. „Robert!“ ſprach ſie, „ſind Sie es? ſind Sie es wirklich?“

In der Art, wie ſie ſeinen Namen ausſprach, erklang ihm noch der alte unvergeſſene Zauberton, und zertrümmerte plötzlich alle Faſſung, die Robert ſich mühſam errungen, alle ſeine Vorſätze, Sidonien zu ſchonen. Der Unglückliche ſah und dachte jetzt nur die Hochgeliebte einem Andern hingegeben, und ihm auf ewig verloren. Wüthender Schmerz, wie ſelbſt er ihn noch nie gefühlt, alle Raſerei der Eiferſucht, unausſprechlicher Haß gegen Belmont beraubten ihn aller Herrſchaft über ſich ſelbſt; völlig außer ſich ſtürzte er zu Sidoniens Füßen hin, vergebens ermahnte ſie ihn zur Ruhe, zur Beſinnung, er hörte nicht darauf. Alle Schmerzen, die er ſo lange in ſeiner Bruſt verſchloſſen gehalten, ergoſſen in einem unaufhaltſamen Strom von Klagen ſich von ſeinen Lippen, mit einer Heftigkeit, wie Sidonia ſelbſt an ihm ſie nie gekannt. Er bat, er flehte in herzzerreißenden Ausdrücken ſie an, ihn nicht abermals zu verbannen, ihn nur zu dulden, nur unter die Zahl ihrer geringſten Diener ihn aufzunehmen, und geſtand zugleich, daß er nicht verdiene, nur von fern ihres Anblickes gewürdigt zu werden; er klagte ſich unverzeihlicher Vergehungen gegen ſie an, ohne eine derſelben deutlicher zu bezeichnen, dann rechtfertigte er ſich wieder gegen Beſchuldigungen, von denen Sidonia nichts verſtand. Er beſchwor ſie feierlich, von Belmont ſich zu trennen, den er haſſen, verabſcheuen müſſe, und ſprach im nämlichen Athem die höchſte Bewunderung für ihn aus. Alles, was er ſagte, ſein ganzes Benehmen, ſtand im offenbarſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt, alles zeugte von einer bis zum Wahnſinn geſteigerten Leidenſchaft, die nicht mehr Erhörung zu fordern wagt, und doch keinem Zweiten ein Anrecht an die Geliebte zugeſtehen will.

Endlich hatte Robert ſich müde getobt. Der furchtbarſten Anſpannung folgte die tiefſte Erſchöpfung ſeiner geiſtigen Kraft. Sidonia war ſehr erſchüttert. Das Wagniß, auf dieſe Weiſe ſich ihr aufzudrängen, erregte ihren Zorn, und doch rührte ſie die große Treue dieſes ungebändigten Herzens, obgleich ſie ihr zugleich unausſprechlich wehe that.

Robert war allmählig bedeutend ruhiger geworden; er ſetzte neben Sidonien ſich hin, wie ſie es verlangte, was er ſagte klang gelaſſener, ververnünftiger, doch jetzt erſt trat auch zugleich alles Eckige und Widerwärtige dieſer ſeltſamen Natur um ſo ſichtlicher hervor, und verletzte Sidonien ſchmerzlich. Ohne es zu wollen, mußte ſie Belmonts Bild vergleichend neben dem ſeinen ſtellen, das Bild des edlen ruhigen Mannes, der alle ruhmwürdige Eigenſchaften, auf welche Robert Anſpruch machen konnte, in weit höherem Grade in ſich vereinte, und dabei alles beſaß, was jenem mangelte; einen hochgebildeten Geiſt, weitumfaſſende Kenntniſſe, Anmuth, Grazie, Milde, und jenes das Leben mit ihm ſo unendlich verſchönernde Zartgefühl, das nie ihm erlaubte, ohne dringende Noth Andere zu verletzen. Wie ſo ganz unliebenswerth, wie klein, wie gewöhnlich ſogar ſtand dieſer, ſeinen wilden Trieben widerſtandlos ſich hingebende Jüngling neben ihm, der jede Schranke übertretend, alle Mäßigung verachtend, gern die Welt auß ihren Angeln gehoben hätte, um zu ertrotzen, worauf er keine Anſprüche hatte, noch haben konnte.

Je länger Sidonia ihren ehemaligen Schützling betrachtete, je grauſamer litt ihr Gemüth. Der Gedanke, daß Belmont ihn ſehen, daß er erfahren müſſe, wie nah er einſt ihr geſtanden, erfüllte ſie mit ängſtlicher Beſchämung; es ward ihr in dieſem Augenblick unbegreiflich, wie ſie jemals den nähern Umgang mit dieſem unliebenswerthen Menſchen nicht nur ertragen, ſondern ſogar Freude daran hatte finden können, und doch war es ihr unmöglich, ihn mit Härte von ſich zu weiſen. Mitleid, Schaam, und vor allem die ihr eigne unverletzbare Treue des Gemüths zwangen ſie, ſelbſt das, was im Grunde ihrer Seele ihr höchlich mißfiel, dennoch zu halten und nicht los zu laſſen.

Noch immer erleuchtete nur der Strahl des Mondes das Kabinet; in der unerwarteten Verwirrung, in die ſie ſo plötzlich verfallen war, hatte Sidonia nicht daran gedacht, Licht bringen zu laſſen, aber es war um ſie her hell wie am Tage. Roberts bleiche verfallene Geſtalt flößte das innigſte Mitleid ihr ein. Der ſtarre Ausdruck ſeiner verſtörten Züge, das unheimliche düſtere Feuer, das zuweilen in ſeinen Augen aufflammte, beängſteten ſie unbeſchreiblich, obgleich ſie keine Ahnung davon hatte, welche Reihe furchtbarer Gedanken in ihm erwacht war, während er regungslos vor ihr ſtand. Die Natur behauptete ihre Rechte, die, auch in der gequälteſten Bruſt nie ganz zu vertilgende Luſt am Leben, war, ſeit er mit Sidonien die nämliche Luſt einathmete, mächtig in der ſeinen erwacht. Unſchlüſſig mit ſich ſelbſt, wollte er überlegen, ob er gleich jetzt, vor ihren Augen, oder fern und ungeſehen, ein Leben enden ſolle, das er nicht länger tragen zu können glaubte, und doch war ſein früherer Muth entflohen, und ſein ganzes Innere bebte vor dem grauſenvollen Schritte zurück, den er dennoch überzeugt war wagen zu müſſen.

Sidonia glaubte indeſſen dieſen Augenblick ſcheinbarer Ruhe benutzen zu dürfen, um Robert zu bewegen, ſich für heute zu entfernen, ſie wollte zum Abſchied die Hand ihm reichen, ſie verſprach ihn morgen gewiß wieder zu ſehen; er lächelte ſeltſam. Plötzlich ſank er abermals vor ihr auf die Knie: „meine unheilige Lippe darf dieſe Hand nie wieder berühren“, ſprach er, „aber der Saum Ihres Gewandes, zum Abſchiede“, ſetzte er leiſer hinzu, und faßte das herabhängende Ende ihres Shawls.

„Ah Briconne maledetto, cosi ti trovo al fine!“ rief eine tiefe weibliche Stimme. Der Glanz des plötzlich eindringenden Lichtes blendete Sidonien, ſo daß ſie anfangs kaum im Stande war, die hohe ſtattliche Geſtalt einer ihr gänzlich unbekannten Frau zu unterſcheiden, die, einen Armleuchter mit brennenden Kerzen in der Hand, mit ſchwarzem wildfliegendem Haar und zornſprühenden Augen, durch die nach dem Vorzimmer führende Thüre hereindrang, den Leuchter mit Heftigkeit auf den Tiſch ſetzte, die Arme in die Seiten ſtemmte, und nun anfing, ſie und Robert, in italieniſcher Sprache, mit Scheltworten zu überſchütten, wie nur der ungezähmteſte Zorn einem völlig ungebildeten Weſen ſie einzugeben vermag.

Robert war bei dem erſten Erſcheinen dieſer Frau aus ſeiner knienden Stellung aufgeſprungen, und ſtarrte mit dem Ausdruck des höchſten Entſetzens ſie an. „Furie!“ rief er mit erbleichender bebender Lippe, „Furie, mußt Du bis ans Ende mich verfolgen?“

„Wer iſt die Frau?“ rief die vor Schrecken zitternde Sidonia, „eine Wahnſinnige? Robert, ſchaffen Sie ſie fort!“ Sie wollte nach der Klingelſchnur greifen, doch die Frau kam gewandt ihr zuvor, indem ſie ſich mit dem Rücken vor dieſelbe ſtellte, ſo daß Sidonia nicht dazu gelangen konnte.

„Ihr braucht Eure Knechte nicht zu rufen, um mich aus dem Hauſe werfen zu laſſen, ich gehe ſchon von ſelbſt mit meinem Manne“, ſprach ſie mit bitterem Hohn; „ich kam nur zu holen was mir gehört. Aber eine reiche vornehme Dame, wie Ihr ſeyd, ſollte ſich ſchämen, armen ehrlichen Weibern ihre Männer zu verführen und zu verlocken. Bleibt bei Eures Gleichen, Ihr habt ein glattes weißes Geſicht, es kann Euch an Anbetern nicht fehlen.“

„Robert, wer iſt die Frau? antworten Sie beſtimmt, ich verlange es!“ ſprach Sidonia mit ernſtem Blick und hoher Würde, ebenfalls in italieniſcher Sprache.

„Meine Hölle, mein böſer Genius, der mich abruft“, antwortete Robert wie vernichtet und kaum vernehmbar.

„Böſewicht! willſt Du mich verläugnen?“ wüthete die Italienerin, „bin ich nicht Deine ordentlich und ehelich in der Kapelle St. Giovanno zu Rom vom Pater Iſidor Dir angetraute Frau?“

„Reden Sie, Robert, iſt es, wie ſie ſagt?“ fragte Sidonia mit ſteigendem Ernſt.

„Es iſt, wie ſie ſagt“, erwiederte Robert, aus tiefſter Bruſt Athem ſchöpfend.

Der höchſte Seelenſchmerz, den ſie vielleicht jemals empfunden, bemächtigte ſich Sidoniens bei dieſen Worten des Unſeligen, der wie entgeiſtert vor ihr ſtand. Alſo auch dieſe Treue war gebrochen, zum weſenloſen Schattenbilde geworden, an die ſie ſo lange zur eignen Qual geglaubt! was konnte demnach dauernd ſeyn auf Erden! Unmuthig riß ſie von einem Gefühl, das ſie zu überwältigen drohte, ſich los.

„Verlaſſen Sie mich augenblicklich“, ſprach ſie mit hohem gebietendem Anſtande. „Führen Sie Ihre Frau mit ſich fort. Suchen Sie durch Ihr Betragen gegen dieſelbe Ihre früheren Verirrungen wieder gut zu machen. Daß von nun an jedes Verhältniß zwiſchen uns aufhören muß, daß Sie mich nie wieder ſehen dürfen, fühlen Sie ſelbſt.“

„Ich fühle es und werde gehen“, erwiederte Robert völlig tonlos, richtete aber im nämlichen Moment mit gen Himmel gerichtetem Blick ſich hoch empor.

„Leben Sie wohl, ich wünſche Sie glücklicher zu wiſſen, ich werde noch ferner Sorge tragen, Sie nicht in Mangel und Elend ſinken zu laſſen, gehen Sie, Robert, leben Sie wohl“, ſprach Sidonia jetzt mit milderem Ton und Blick.

„Sie ſelbſt gebieten es, und ich gehe“, erwiederte Robert und heftete den ſtarren Blick mit einem ganz unbeſchreiblichen Ausdruck auf ſie, kreuzte dann beide Hände über ſeine Bruſt, indem er tief ſich verbeugte, als wolle er nochmals ihr zu Füßen ſinken, und ſank im nächſten Augenblick wirklich zu Boden, ein Strahl von Blut ſprang aus ſeinem durchbohrten Herzen hoch empor, und überſtrömte Sidoniens weißes Gewand. Noch einmal röchelte er auf, und lag dann leblos da. Die Römerin ſtieß bei dem entſetzlichen Anblick ein lautes Wehegeheul aus, riß Thüren und Fenſter auf, und füllte mit lautem Mordgeſchrei Straße und Haus. Sidonia lag ſelbſt, einer Sterbenden ähnlich, lautlos mit halb gebrochenen Augen auf dem Divan.

Von allen Seiten mit wüſtem Geſchrei herbei eilendes Volk, Laſtträger, Matroſen, Weiber aus der niedrigſten Hefe des Pöbels, füllten augenblicklich das Haus, drangen, zugleich mit den Bewohnern deſſelben, in Sidoniens Zimmer. Heulend und ſchreiend lag Roberts unglückliche Gattin neben der Leiche deſſelben am Boden, ſuchte das noch immer aus deſſen Bruſt ſtrömende Blut zu ſtillen, indem ſie ganze Hände voll ihrer langen ſchwarzen Haare ſich ausriß, um die Wunde damit zu verſtopfen. So wie ſie die vielen Menſchen um ſich her verſpürte, richtete ſie ſich hoch empor: „Das iſt die Mörderin!“ kreiſchte ſie mit krampfhaft verzerrtem Geſicht, und wies mit den Blut befleckten Händen auf Sidonien hin, „ergreift ſie, ſie iſt die Mörderin meines Gatten, ergreift ſie, erſt hat ſie ihn hieher verlockt und dann gemordet.“ Das Volk verſtand nicht ganz ihre

Werte, doch ihre Geberde war deutlich genug, um hier jede fernere Erklärung überflüſſig zu machen.

Von Grauen und Entſetzen gefeſſelt, lag Sidonia indeſſen regungslos da, die Natur hatte ſich ihrer nicht erbarmt, und ſie nicht in wohlthätige Bewußtloſigkeit verſinken laſſen. Ihr Zuſtand war der einer Scheintodten; von momentaner Starrſucht unbeweglich gemacht, ſah und hörte ſie dennoch alles, was um ſie her vorging, ohne in ihrer dumpfen Betäubung einen zuſammenhängenden Gedanken auffaſſen zu können. Ihr war, als ginge das alles ſie nicht mehr an, als ſey ſie ſelbſt geſtorben, und ſchwebe, von den Banden des Körpers gelöſt, ein unſeliger Geiſt, in unausſprechlicher Angſt, über Roberts, über ihre eigene Leiche, über die ganze bodenloſe, empörende Verwirrung, die ſie umtobte, und vermöge doch nicht ſich aufwärts zu ſchwingen, um von dem gräßlichſten Anblick ſich zu befreien.

Der Aufruhr um ſie her ſtieg indeſſen mit jeder Minute. Einige jener furchtbaren Poiſſarden, die in Bourdeaux ihre Pariſer Schweſtern an Wildheit und Rohheit faſt noch überbieten, hatten unter lautem Geſchrei ſich bis dicht an Sidonien gedrängt, Margarethe, in Todesangſt, warf über ihre Gebieterin ſich hin, um ſie vor den Mißhandlungen jener Furien zu ſchützen, die ſie mit Flüchen und Schmähungen überſchütteten, wie ſie nur die ausgeartetſte wildeſte Phantaſie erſinnen kann.

Endlich gelang es den Dienern der Polizei, nach welchen der Wirth im erſten Schrecken ſogleich geſchickt hatte, durch die wildtobende Menge zu dringen. Wundärzte folgten dieſen, die ſich ſogleich bemühten, Roberts tiefe Wunde zu verbinden, und ſich erfolglos bemühten, den vielleicht nur ſchlummernden Lebensfunken wieder zu erwecken; auch Gerichtsperſonen fanden ſich ein, den ganzen Vorgang zu Protokoll zu nehmen. Durch alles dieſes wurde das Volk zwar aus dem nicht geräumigen Zimmer verdrängt, füllte aber noch immer, unter wildem Toben, alle zu demſelben führende Räume.

Margarethe erhob jetzt die zitternde Stimme, indem ſie, unter einem Strom von Thränen, ſich von der vornehmſten der anweſenden Gerichtsperſonen die Erlaubniß zu erflehen ſuchte, ihre noch immer anſcheinend leblos liegende Gebieterin in das Schlafzimmer derſelben bringen zu laſſen; der Wirth, der ein wenig deutſch verſtand, erklärte und unterſtützte ihre Bitte, und dieſe wurde ſogleich ihr gewährt; doch der wilde Haufen draußen vor dem Zimmer widerſetzte ſich förmlich der Ausführung derſelben, ſobald er gewahr ward, daß man Anſtalt mache, Sidonien mit möglichſter Sorgfalt fortzutragen.

Aerger als zuvor begann der Aufruhr von neuem zu wüthen. „Warum nicht gar die Mörderin auf weichen Eiderdaunen betten, iſt ſie vielleicht aus anderem Teig gebacken als unſer Eins?" ſchrie überlaut die furchtbare Anführerin der Poiſſarden. „Wir kennen ſie wohl, die ſchöne Dame, obgleich ſie jetzt Augen macht wie eine abgeſtandene Lamprete!" kreiſchte eine Andere. „Du wirſt nicht mehr die Naſe ins Schnupftuch ſtecken, Zierpüppchen, wenn Du an unſern Ständen vorübergehſt", lachte eine dritte mit wildem Hohn. „Ins Gefängniß, ins Gefängniß mit ihr, wozu ſo viele Umſtände!" brüllten hundert rohe Kehlen. „Allons, Kameraden!" riefen die Weiber durcheinander, „laßt uns höflich ſeyn, geben wir Madame das Geleite in ihre neue Reſidenz."

* * *

Der unglückliche Robert war wirklich, bald nachdem der Profeſſor H.. ihn in Rom verlaſſen hatte, durch das wüſte regelloſe Leben, dem er in dunkeln mit hellern abwechſelnden Zwiſchenräumen ſich ergab, in ein Verhältniß mit der Tochter eines römiſchen Kunſthändlers verlockt worden, wie es deren in Rom viele gibt. Die Mehrzahl derſelben ſieht alle dort ankommende wohlhabende Fremde als eine rechtmäßige Beute an, von deren mitgebrachten Schätzen ſie mit ſchlauer Liſt und Betrügereien aller Art, ſich ſo viel als nur irgend möglich iſt anzueignen ſuchen, und Robert galt bei denen, die mit ihm bekannt wurden, für ſehr reich, denn er malte wenig, verkaufte noch weniger, und hatte doch immer Geld vollauf.

Daß bei einem Kenner wie Robert mit für Gemmen gelten ſollenden Glaspaſten, mit künſtlich geſchwärzten Gemälden, die für Meiſterwerke alter Maler ausgegeben wurden, und mit alten Münzen, zu denen man mit Hülfe des Grünſpans ein Stückchen Kupfer umgewandelt hatte, nichts anzufangen ſey, ſah der ſchlaue Signor Cecco wohl ein; aber er beſaß einen Schatz anderer Art, den er vielleicht hier vortheilhaft anbringen konnte. Dieſer beſtand in einer ſchönen Tochter, die, wie faſt alle junge Römerinnen ihres Standes, nichts ſehnlicher verlangte, als recht bald, und wo möglich an einen reichen Mann, verheirathet zu werden, und die ſich daher nicht ſonderlich ſträubte, ihrem Vater zur Ausführung ſeiner Pläne die Hand zu bieten, und zwar um ſo weniger, da Robert in der That ihr recht wohl gefiel.

Robert befand ſich eben in einer jener verworrenen Stimmungen, in denen er ſeiner Sinne kaum mächtig war; blindlings ging er in die Fallſtricke, die von allen Seiten ihm künſtlich geſtellt wurden, und Signor Cecco wußte ſehr glücklich den rechten Augenblick zu ergreifen, um ein momentanes Selbſtvergeſſen ihn theuer bezahlen zu laſſen. Drohungen von Seiten des Vaters, Klagen und Thränen von Seiten des Mädchens, der Mutter beredte Darſtellung der Schmach, die er über eine ehrenwerthe Familie gebracht habe, ſein eigenes reuiges Gefühl, und zuletzt auch das Ermüdende dieſer Scene, bewogen ihn endlich, alles zu gewähren, was man von ihm verlangte, und ſich mit dem Mädchen öffentlich trauen zu laſſen.

Im Anfange ſeiner Ehe gab es ſogar Augenblicke, in denen er hoffte, in einem regelmäßigen Familienleben, wenn gleich nicht Glück, dennoch vielleicht Ruhe finden zu können, doch dieſer Wahn war nur zu bald gelöſt. Die Rohheit des Gemüths, die kleinliche, bei jeder Gelegenheit ſich äußernde Habſucht ſeiner Schwiegereltern, die Gemeinheit ſeiner jungen Frau, ihre grobe Unwiſſenheit, ihr heftiges ungraziöſes Weſen, ließen gleich in den erſten Tagen ihm das Beiſammenleben mit ſeiner jetzigen Familie als höchſt drückend erſcheinen. Er verſtand es nicht, das Störende in ſeinen Verhältniſſen mit gelaſſenem Ernſte abzuändern, und wußte es doch auch nicht zu ertragen. Obendrein ward nach ein Paar Monaten ſeine Frau von einem todten Kinde entbunden, und verlor durch dieſe zu frühe Niederkunft jeden jugendlichen Reiz, den ſie vorher beſeſſen. Dieſes Unglück, und die Ahnung, daß man ihn liſtig umſtrickt und betrogen habe, wandten ſein Herz völlig von ihr ab. Ihre gränzenloſe Trägheit, der aus dieſer entſpringende Schmutz und die überall vorherrſchende Unordnung in ſeinem Haushalt, ihre nie zu befriedigende Verſchwendungsſucht, verbunden mit knikkerndem Geiz, kurz alle Charakterfehler der meiſten Italienerinnen dieſer Art, machten ſie ihm ſogar zuwider, endlich völlig verhaßt, und er floh von nun an ihre Gegenwart, ſo viel es ihm irgend möglich war. Sie aber beobachtete ſeine Schritte nur um ſo ſchärfer, und die heftigen Ausbrüche ihrer nie ruhenden Eiferſucht, in denen ſich alle Gemeinheit ihrer Natur auf das deutlichſte ausſprach, führten wahrhaft empörende Scenen herbei, in denen der arme Robert alle ihm noch übrig gebliebene Faſſung, allen Lebensmuth verlor, um ſo mehr, da ſie ihm nur zu oft und zu fühlbar den Unterſchied zwiſchen ſeiner jetzigen Gegenwart und den frühern, in Sidoniens Nähe verlebten Tagen zurückriefen.

Von nun an brachte Robert alle ſeine Zeit in ſeinem Attelier, oder außerhalb ſeines Hauſes, in immer mehr von innen und außen ihn zerſtörenden Zerſtreuungen zu, bis die Nachricht von Sidoniens jetzigem Aufenthalt, die er ſo unerwartet erhielt, ihn alles Andere vergeſſen ließ, und ihn hinaustrieb, um noch einmal ſie zu ſehen. Schlaue Vorſicht lag keinesweges in ſeinem Charakter, und ſo hatte er denn auch bei den wenigen, in höchſter Eile getroffenen Voranſtalten zu dieſer Reiſe ſeine Maaßregeln ſo ſchlecht genommen, daß ſeine Frau, noch am nämlichen Tage, nicht nur von ſeiner Flucht, ſondern auch von dem Wege unterrichtet ward, den er genommen. Kaum graute der folgende Morgen, als ſie ſich auch ſchon eiligſt auf den Weg machte, um ihm zu folgen. Zorn, Eiferſucht, und die Beſorgniß, nicht nur ihren Mann, ſondern auch ihre bequeme Exiſtenz und alle die ihr ſehr wichtigen Vortheile einer Verbindung mit ihm zu verlieren, trieben raſtlos ſie vorwärts, bis ſie nur einen Tag ſpäter als Redert Livorno erreichte. Sie hatte Verwandte in jener Stadt, mit deren Hülfe ſie nicht nur den Namen des Schiffes, mit welchem Robert abgegangen und deſſen Beſtimmung erfuhr, ſondern auch ein zweites ebenfalls nach Bourdeaux gehendes Schiff auffand, das, indem es bereits ſegelfertig dalag, ſie ſogleich dem Entflohenen nachführen konnte.

Auch ihre Fahrt fiel ſchnell und glücklich aus, wenn gleich nicht in dem Grade, wie die ihres Gatten. Sobald ſie im Hafen von Bourdeaux angelangt war, ſah ſie nach dem Schiffe ſich um, auf welchem Robert die Reiſe zurückgelegt hatte, und entdeckte es augenblicklich; es lag noch im Ausladen begriffen, nahe an dem ihrigen vor Anker. Sie ließ an Bord deſſelben ſich bringen, um bei dem Schiffs-Capitain ſich nach Robert zu erkundigen, doch dieſer war eben abweſend. Das Schiff war ein franzöſiſches, die Matroſen, die ihre Sprache nicht verſtanden, lachten ſie aus, und ſie mußte endlich unverrichteter Sache ſich wieder von demſelben entfernen; ein dienſtfertiger Agent irgend eines kleinen obſcuren Gaſthofes, der nach Gäſten für denſelben ausſehend am Hafen ſtand, bot ihr ſogleich ſeine Dienſte an, die ſie auch willig ſich gefallen ließ.

Täglich kehrte ſie nun mehreremale zu dem Schiffe zurück, durchlief Straßen und Plätze der großen volkreichen Stadt, um nur eine Spur von dem ſo ſie ſuchte zu finden, doch immer vergeblich. Der Kapitain war nie anzutreffen, die Leute, an die ſie in den Straßen ſich wandte, ſtanden ihr nicht Rede, oder gaben ihr ungenügende, meiſtens ihr unverſtändliche Antworten, bis ſie endlich, durch alles dieſes an die äußerſte Gränze ihrer Geduld getrieben, beſchloß, ſich wieder auf jenes Schiff zu begeben, deſſen Kapitain ihr immer unſichtbar bleiben zu wollen ſchien, und es nicht eher wieder zu verlaſſen, bis er ſich ihr gezeigt habe, und ſollte auch die Nacht darüber einbrechen.

Sie hielt ſich ſelbſt Wort. Weder Schelten noch Spotten der geſchäftig hin und her laufenden Matroſen, denen ſie oft im Wege war, vermochten von ihrem Standort auf dem Verdeck ſie zu vertreiben, auf welchem ſie den noch immer nicht erſcheinenden Kapitain erwarten wollte; die Sonne ſank, der Mond zog am Himmel herauf, ſie wankte und wich nicht, die Matroſen ließen endlich ruhig ſie ſtehen, ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern.

Ein junger ſehr elegant gekleideter Mann, der die Aufſicht über die Ausladung der Schiffsgüter hatte, und bis jetzt in den untern Räumen des Schiffes mit Aufzeichnen der verſchiedenen Ballen und Fäſſer beſchäftigt geweſen war, aus welchen die Ladung beſtand, kam jetzt hinauf auf das Verdeck; er wurde ihrer gewahr, und näherte ſich ihr, um ſie höflich um die Urſache ihres Daſeyns zu befragen.

„Ah Madame!“ rief er in ziemlich ſchlechtem Italieniſch, ſobald er ihre Antwort vernommen, „ich bin entzückt, Ihre Bekanntſchaft zu machen, denn Niemand auf der Welt kann beſſer als ich die Nachrichten, die Sie wünſchen, Ihnen ertheilen. Ich habe die Ehre Herrn Roberts intimer Freund zu ſeyn, die Reiſe von Livorno hierher haben wir miteinander zurückgelegt; als wir hier ankamen, war er ein wenig ſeekrank, der gute Robert, doch das iſt ein Uebel, das leicht vorüber geht, man befindet ſich hinterdrein nur um ſo beſſer, ſobald man erſt wieder terra firma unter ſich fühlt. Aber miſantrop iſt er, entſetzlich miſantrop, der arme Freund. Glauben Sie wohl, daß ich ihn ein einzigesmal habe zum Ausgehen bewegen können? Er ſitzt in ſeinem Zimmer wie eingemauert, ſage ich Ihnen, ſieht Niemanden, will Niemanden ſehen, ſogar vor mir hat er einigemal ſeine Thüre verſchloſſen. Er iſt von einer ſo ſchwarzen Melankolie! — doch nun begreife ich die Urſache derſelben, eine ſo liebenswerthe Lebensgefährtin wie Madame zu vermiſſen, iſt freilich ſehr hart. Aber allons Madame, faſſen Sie Muth, Ihr Anblick wird ihn heilen, eine ſo angenehme Ueberraſchung kann ihren Zweck nicht verfehlen.“

Der junge redſelige Gaskegner machte hier eine Pauſe, die aber kaum lange genug währte, um ſeiner Zuhörerin Zeit zu laſſen, eine Frage nach Roberts Wohnung einzuſchieben.

„Wo er wohnt, verlangen Sie zu wiſſen?“ nahm er ſchnell wieder das Wort. „Geben Sie ſich die Mühe, nur ein klein wenig nach dieſer Seite zu treten; ſehen Sie dort drüben, jenes große Haus, mit dem langen Balkon? Der Mond beleuchtet es ſo hell, Sie können es deutlich ſehen; die Eignerin deſſelben iſt meine Kuſine, eine ſcharmante kleine Frau, die entzückt ſeyn wird, Sie bei ſich aufzunehmen; ihr Haus iſt das vornehmſte Hotel in ganz Bourdeaux, ſehen Sie, dort iſt es, wo Ihr Herr Gemahl wohnt, ich habe ſelbſt das Vergnügen gehabt ihn hinzuführen. Er wohnt im zweiten Stock, denn den erſten hat eine vornehme deutſche Dame eingenommen, eine wunderſchöne Frau; ah Madame, wie bedaure ich, daß Sie nicht früher gekommen ſind, Sie hätten ſie auf ihrem Balkon ſehen können, etwas ſchöneres habe ich in meinem Leben nicht geſehen, ich bin noch von dem Anblick wie bezaubert."

„Auch ich habe ſie geſehen", erwiederte Madame Robert ſehr trocken, „hat mein Mann Umgang mit ihr?" ſetzte ſie mit Blicken, aus denen Argwohn und Eiferſucht hervorleuchteten, hinzu.

„Das kann ich Ihnen nicht ſagen", erwiederte der junge Mann, „aber es iſt leicht möglich. Sie ſind ſo nahe Nachbarn, die Dame iſt eine Deutſche, Herr Robert ihr Landsmann, ein berühmter Künſtler obendrein, den kennen zu lernen ſich jeder zur Ehre ſchätzt. Aber Madame haben Eile, wie es ſcheint? doch das iſt ſehr natürlich. Ich bin außer mir darüber, daß ich nicht das Glück haben kann, Sie ſelbſt zu meinem Freunde zu begleiten, aber die Geſchäfte!" ſeufzte er die Achſel zuckend. Ich darf das Schiff nicht verlaſſen, wir nehmen beim Löſchen ſogar den Mondſchein zu Hülfe, wie Sie ſehen, um nur deſto eher fertig zu werden; es iſt aber auch nichts angenehmer, als ſolch eine ſchöne mondhelle Nacht! Warten Sie, Madame, eilen Sie nicht ſo, ich muß doch Herrn Roberts Zimmer Ihnen bezeichnen, es ſind deren viele im Hauſe, Sie könnten irre gehen, was doch ſehr unangenehm wäre. Ihr Herr Gemahl wohnt in Nummer achtundzwanzig, im zweiten Stock, gerade über dem Zimmer der deutſchen Dame, haben Sie nur die Güte nach Nummer achtundzwanzig zu fragen, ſprechen Sie nur Numero vingt-huit, wenn Sie ſo gefällig ſeyn wollen, achtundzwanzig heißt vingt-huit in unſerer Sprache, warten Sie noch einen Augenblick, Madame, es iſt hell wie am Tage, ich will die Nummer des Zimmers Ihnen aufſchreiben, und zwei Worte an meine Kuſine dazu, das wird um ſo beſſer ſeyn", ſprach der Uebergefällige, riß aus ſeinem Taſchenbuche ein Blättchen, auf welches er mit Bleiſtift ein Paar Worte ſchrieb, und es ihr dann übergab. „So, ſo, Madame, nun können Sie nicht irren. Ich habe die Ehre Sie zu grüſſen, nehmen Sie ſich in Acht nicht zu fallen, erlauben Sie mir Ihnen die Hand zu bieten, ſo, gut ſo; morgen hoffe ich die Ehre zu haben, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen!" rief er ihr noch nach, als ſie ſchon im Boote war, das ſie an das Ufer brachte, wo Jammer und Unheil ihrer harrte.

Bei ihrem Eintritt in den Gaſthof fand ſie die Wirthin im Theater, keinen der Diener des Hauſes zur Hand, außer dem Portier, einem italieniſchen Schweizer, der deshalb im Stande war, ihr verſtändlich genug den Weg nach Roberts Zimmer zu bezeichnen. Sie fand die Thüre deſſelben unverſchloſſen, Robert hatte in der heftigen Bewegung ſeines Gemüthes vergeſſen, den Schlüſſel abzuziehen, ehe er auf den Balkon hinunter ſtieg. Ein Armleuchter mit zwei brennenden Lichtern ſtand auf einem Seitentiſch. Indem Roberts Frau die Thüre öffnete, drohte ein heftiger Zugwind die Lichter auszulöſchen, ſie eilte an das offene Fenſter, um es zu ſchließen, und dann Roberts Rückkehr in ſeinem Zimmer zu erwarten, und wurde dabei das an dem Fenſter befeſtigte Seil gewahr. Die in demſelben zum feſteren Anhalten in regelmäßigen Zwiſchenräumen geſchlungenen Knoten lieſſen die mit Abentheuern mancherlei Art bekannte Italienerin über die Beſtimmung dieſes Seiles nicht zweifelhaft bleiben, ſie blickte zum Fenſter hinaus und ſah, daß es gerade auf die Stelle des Balkons hinabreichte, wo ſie vor einigen Stunden die Dame geſehen, deren Schönheit auch ihr damals auffiel, und die, zufolge der Verſicherung des jungen Franzoſen, eine Landsmännin ihres Gatten war, mit der dieſer wahrſcheinlich in näherer Verbindung ſtand. Die achtlos hingeworfenen Worte des jungen Unbeſonnenen wurden ihr zur überzeugenden Gewißheit, daß Robert ſie, ſeine rechtmäſſige Gattin, verlaſſen habe, um hieher zu einer frühern Geliebten zu eilen. Sie beugte ſich weit zum Fenſter hinaus, und glaubte Roberts Stimme in dem unter ihr belegenen Zimmer zu hören. Alle Geiſter der Hölle zogen in ihren Buſen ein, und wandelten zur Furie ſie um, niederer Argwohn, blinde Eiferſucht, wüthender Zorn und verzehrende Rachſucht. Sie ergriff den daſtehenden Leuchter, eilte mit dem leiſen Schritt einer auf Raub ausgehenden Hyäne die Treppe hinab, auf welcher Niemand ihr begegnete, und Roberts Unſtern ließ den rechten Weg zu Sidoniens Zimmer ſie nicht verfehlen.

* * *

Sidonia regte ſich; nur halb erwacht, mit dem Gefühl, lange und unerquicklich geſchlafen zu haben, vermochte ſie kaum die Augenlieder aufzuſchlagen, ſtrebte eine Zeitlang ſich gewaltſam den Banden des bleiernen Schlafes zu entwinden, der ungewöhnlich ſchwer auf ſie laſtete, und ſuchte nach der an ihrem Bette hängenden Klingel, um ihrer Margarethe das gewohnte Zeichen ihres Erwachtſeyns zu geben. Das vergebliche Suchen ermunterte ſie, ſie blickte um ſich her, das Bette, auf welchem ſie lag, war nicht das ihrige, ſie ſchlug die Vorhänge deſſelben zurück, Sonnenſchein, Frühlingshauch und Veilchenduft ſtrömten aus dem offenen Fenſter des Zimmers ihr entgegen, doch dieſes war ebenfalls nicht das gewohnte. Statt des Teppichs ſah ſie die Blätterſchatten des ihr Fenſter umrankenden Jelängerjeliebers, auf dem mit kleinen glaſirten Ziegelplatten getäfelten Fußboden im Sonnenſchein ſpielen; alles was ſie umgab, trug das Gepräge einfacher, wenn gleich zierlicher Ländlichkeit, doch alles war anders wie ſonſt, und ſie kam darüber beinahe auf den Gedanken, daß ſie noch immer träume.

Der einzige ihr bekannte Gegenſtand war Margarethe, die jetzt vor ihrem Bette knieend die Hand ihrer lieben Gebieterin mit Küſſen und Thränen bedeckte. Ein mattes Lächeln glitt über Sidoniens Züge hin, indem ſie das treue Mädchen freundlich anblickte, dann ſank ſie wieder in ihre Kiſſen, und in tieferen Schlummer zurück.

Es war beinahe Abend geworden, als Sidonia zum zweitenmal erwachte, dieſesmal hatte der Schlaf ſie wirklich geſtärkt und erquickt. Sie ſah einen Mann mittleren Alters vor ihrem Bette ſitzen, der ihr Erwachen beobachten zu wollen ſchien; ſie erkannte in ihm ſogleich einen deutſchen Arzt, dem ſie früher oft und gern bei Madame Courtin begegnet war, und ein Heer von Fragen drängte bei ſeinem Anblick ſich auf ihre Lippen.

Doktor Maifeld hatte ſchon ſeit längerer Zeit ſeiner ſehr weitläufigen Praxis entſagt. Der franzöſiſchen Nation bekannte Vorliebe für deutſche Aerzte, hatte nach einer Reihe in nützlicher Thätigkeit hingebrachter Jahre, ihn in den Stand geſetzt, ſich jetzt in Ruhe der reichen Ernte erfreuen zu können, die Fleiß und Glück ihm gewährten, und nur in ſehr wichtigen Fällen, wo Tod und Leben auf dem Spiele ſtanden, ließ er durch die Bitten ſeiner jüngern Kollegen ſich noch zuweilen bewegen, am Krankenbette zu erſcheinen, um mit ſeiner Erfahrung und mit ſeinem Rathe ihnen beizuſtehen. Sidonia wußte dieſes, ſie kam folglich bei ſeinem Anblick zuerſt auf den Gedanken, gefährlich erkrankt zu ſeyn, obgleich ſie ſich nur ermattet, aber keinesweges ſchmerzlich leidend fühlte. Die Antwort des Arztes beſeitigte zwar ſogleich dieſe ihre Furcht, doch ohne ihr Gemüth ſo beruhigen zu können, wie dieſer es wünſchte; denn andere noch quälendere Zweifel, Vermuthungen und Ungewißheiten drängten von allen Seiten auf ſie ein. Dunkle Erinnerungen regten ſich in ihrer Seele, ohne daß es ihr möglich war, ſie zu ordnen oder ſich deutlicher zu machen; vergebens ſuchte der Arzt ſie zur Geduld zu verweiſen, und ihr vorzuſtellen, daß ſie für jetzt nur ihre völlige Geneſung zu bedenken habe, und daß ihr ſpäterhin noch Zeit genug übrig bleiben werde, um auch der Vergangenheit ihr Recht angedeihen zu laſſen.

„Nur wo ich bin, und wie ich hierher kam, ſagen Sie mir“, bat Sidonia. „Mein Gott, mein Gott, was iſt denn mit mir vorgegangen? bin ich vielleicht eine Gefangene? mir iſt, als wäre ich einer ſchweren ſtrafwürdigen That beſchuldigt worden, und ſollte in einen Kerker gebracht werden; doch dieſes freundliche heitere Zimmer kann doch kein Gefängniß ſeyn“, ſetzte ſie hinzu, indem ſie verwundert ihre Umgebungen nochmals betrachtete. „Was iſt mit mir denn geſchehen? ich habe ſo lange und ſo ſchwer geſchlafen, ich weis mich auf nichts deutlich zu beſinnen, aber hier, und hier“, ſprach ſie, indem ſie auf ihre Stirn und ihr Herz hindeutete, „hier lauſchen dumpfe Erinnerungen an etwas grauſenhaft Entſetzliches, das vorgegangen iſt, und wenn ſie nun ganz erwachen, ganz klar mir werden — ich fühle es, ich werde unausſprechlich elend ſeyn.“

„Das werden Sie nicht, gnädige Frau“, erwiederte der Arzt mit ernſter Gelaſſenheit. „Ihr guter Verſtand, Ihr reines Bewußtſeyn werden dann mit erwachen, und Ihnen kräftig zur Hülfe kommen, um Sie zu beruhigen.“

„Nur wo ich bin, und wie ich hieher kam, und wie lange ich geſchlafen habe, ſagen Sie mir, guter Doktor“, bat Sidonia nochmals.

„Sie ſind in der Vigne des Herrn Courtin“, war die Antwort, „und haben gerade lange genug geſchlafen, um jetzt aufſtehen, und mir in jenes Nebenzimmer folgen zu können, wo Herr von Belmont Ihrer wartet. Sie ſind nicht körperlich krank, gnädige Frau, noch weniger in Lebensgefahr, aber Sie ſind erſchöpft, und bedürfen einiger Stärkung, daher bitte ich mit dem Aufſtehen nicht zu zögern, ſelbſt wenn Sie noch einige Neigung zum Schlafen verſpüren ſollten. Ihr nachzugeben wäre in dieſem Augenblicke nicht rathſam.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Arzt, nachdem er noch in der Thüre der ihn begleitenden Margarethe einiges zugeflüſtert hatte, was dieſe bewog, ihr Amt beim Ankleiden ihrer Gebieterin ungewöhnlich ſchnell und ſchweigſam zu verrichten, und alle die vielfältigen Fragen derſelben nicht anders als ausweichend zu beantworten.

Belmont trat, mit dem Ausdruck der zärtlichſten Beſorgniß, Sidonien im Nebenzimmer entgegen, doch ſelbſt ſeine Gegenwart ſchien ihr gleichgültig zu bleiben. Er, die ganze Welt, ſogar ihr eigenes Selbſt war ihr gewiſſermaßen fremd geworden, ein dichter Schleier lag noch immer vor ihrem innern Sinn, der jeden Rückblick in die Vergangenheit ihr verwehrte, obgleich ein unausſprechlich beängſtigendes Gefühl ſie immerwährend antrieb, ihn zerreißen zu wollen. Ohne an dem Beſtreben der beiden Männer, ſie zu erheitern, Theil zu nehmen, ohne es ſogar zu bemerken, that ſie alles, was man von ihr verlangte; ſetzte ſich zu dem leichten Mahl, das vor ihr aufgetragen ward, genoß, was man ihr vorlegte, antwortete, wenn man ſie anredete, verſank aber immer wieder in tiefes, ſie immer ſichtlicher beunruhigendes Nachſinnen, dem auch nur für Augenblicke ſie zu entreißen immer ſchwerer ward.

Der Arzt beobachtete indeſſen ihr wunderbares Weſen mit immer ſteigender Beſorgniß; „wir dürfen ohne die äußerſte Gefahr ſie nicht länger dieſer geiſtigen Anſtrengung ausſetzen“, ſprach er endlich leiſe zu Belmont. „Gern hätte ich es länger verſchoben, aber es geht nicht, wir müſſen, um jeden Preis, von dieſem bänglichen Zuſtande ſie befreien, für deſſen vielleicht ſehr gefahrdrohende Folgen ich nicht zu ſtehen mehr wage.“

„Gnädige Frau“, nahm er nach einer kleinen Pauſe jetzt das Wort, und wandte ſich mit freundlichem Ernſt an Sidonien, ihre Hand ergreifend, „liebe gnädige Frau, martern Sie ſich nicht länger mit vergeblichem Bemühen, ein Ereigniß ſich zurückrufen zu wollen, das zu grauſenvoller Art iſt, als daß man nicht wünſchen ſollte, es in ewiger Vergeſſenheit zu begraben. Sie haben freilich etwas erlebt, das anzuſehen, wohl ein feſteres Nervenſyſtem erſchüttern könnte, als das Ihrige iſt. Vor Ihren Augen, in Ihrem Zimmer, iſt ein Kranker im heftigſten Delirium eines hitzigen Fiebers geſtorben.“

„Robert!“ ſchrie Sidonia furchtbar auf, „Robert!“ nun weis ich alles. Mein Kleid, meine Hände ſind von ſeinem Blute befleckt, dort liegt er, dort, o ſeht! Blutend, verſcheidend, will denn Niemand ihm zur Hülfe kommen?“ rief ſie mit wildem angſtvollem Blick.

„Nicht doch, nicht doch, gnädige Frau“, ſprach der Arzt, „Ihr Kleid und Ihre Hände ſind rein, wie Sie ſelbſt von dieſer Schuld es ſind, der Arme, den Sie meinen, ruht ſchon ſeit mehreren Tagen im mütterlichen Schooß der Erde von ſeinen Qualen aus, und ſein von allen ihn umdunkelnden Schlacken befreiter Geiſt, ſteht jetzt verklärt vor Gottes Thron — —"

„Und klagt mich als Mörderin an!" rief Sidonia in unſäglicher Angſt die Hände ringend, „Blut, Blut umgibt mich, wohin ich blicke, ſein Blut, durch meine Schuld vergoſſen . . ."

„Durch keines Menſchen Schuld, auch nicht durch ſeine", unterbrach mit ſtarker Stimme der Arzt ſie, „hören Sie auf, gnädige Frau, mit ſolchen Ideen ſich und die, denen Ihr Wohl am Herzen liegt, zu quälen. Ich ſelbſt, nebſt mehreren der bedeutendſten Aerzte, war bei der Sektion der Leiche gegenwärtig, wir fanden die ſicherſten Beweiſe, daß der Unglückliche ſchon längſt in Wahnſinn verfallen ſeyn mußte. Ich läugne es nicht, ohne jene Beſchleunigung des Endes ſeines Lebens, die er bewußtlos herbeiführte, hätte er vielleicht noch manches Jahr in einem, den Menſchen zum Thier herabwürdigenden Zuſtande hinvegetiren können, ſich zur Qual und andern ein Gegenſtand des Abſcheus und Entſetzens. Gönnen Sie dem immer dichter ſich umſchleiernden Geiſte ſeine jetzige Klarheit, gnädige Frau, und murren Sie nicht darüber, daß Sie Zeuge des Augenblicks werden mußten, der, auf Gottes Zulaſſung, ihn von ſeinen Banden befreite. Glauben Sie feſt, er hat dort oben einen milden Richter gefunden, und mußte ſelbſt hier auf Erden ihn finden, denn er hat eben ſo wenig ſich ſelbſt den Tod gegeben, als jeder, den ein unglücklicher Zufall gewaltſam in jene Welt befördert; ſein von Irrwahn umdüſterter Geiſt, konnte für keine ſeiner Thaten mehr verantwortlich gemacht werden.“

Sidonia ſchrack bei der ernſten Anrede des Arztes ſichtbar zuſammen, ſie war äußerlich wieder ruhig, ſchien ſogar ihn aufmerkſam anzuhören, doch der ſtarre lebloſe Ausdruck ihrer einem Marmorbilde gleichenden Züge bewieſen, wie wenig Eindruck ſeine Worte auf ſie machten. „Ja, ja“, ſprach ſie mitten durch, in kurzen abgebrochenen Sätzen, „ich kenne das, ich habe es oft gehört, der Todte konnte nicht länger leben, ſo ſagen die Aerzte immer, o ja, ja, ſo heißt es immer.“

Belmonts Blicke hingen mit dem Ausdruck der ängſtlichſten Sorge an Sidonien; er fühlte, was ſie innerlich leiden mußte, und die immer ſteigende Beſorgniß, die er in den Zügen des Arztes deutlich las, ließ ihn über das Gefahrdrohende des geiſtigen und körperlichen Zuſtandes ſeiner Freundin nicht länger in Ungewißheit bleiben. Seine ungewöhnliche Kenntniß der menſchlichen Natur gab ihm endlich den Gedanken ein, noch ein Mittel zu

Sidoniens Beruhigung zu verſuchen. Er fing an, in wahrhaft herzzerreißenden Worten das frühe unzeitige Ende des unglücklichen Jünglings laut zu beklagen, der bei ſeinem erſten Auftreten auf der Bahn der Kunſt, die Welt zu ſo glänzenden Hoffnungen berechtigt hatte; er erzählte, wie er ſelbſt früher in Rom ein Zeuge der erſten Entwickelung von Roberts ungewöhnlichem Talent, und des Eindrucks geweſen ſey, den dieſe auffallende Erſcheinung damals auf die Künſtlerwelt gemacht habe, und bedauerte ſchmerzlich, daß in jener Zeit anderweitige Beſchäftigungen ihn verhindert haben, die nähere Bekanntſchaft dieſes, durch Geiſt, Talent, und jede lobenswerthe Eigenſchaft ausgezeichneten Künſtlers zu ſuchen. Was nur Rührendes, Schmerzliches und Wehmüthiges in Worten ſich ausdrücken läßt, ſuchte er hervor, der Ton ſeiner Stimme, der Ausdruck ſeines Geſichts, ſeine ganze Haltung ſtimmten auf das genaueſte zu dem, was er ſagte, immer eindringlicher wurden ſeine Klagen, er ſelbſt war tief bewegt, denn während er von Robert ſprach, klagte er eigentlich um Sidonien.

Der Arzt winkte von Zeit zu Zeit ihm zu, fortzufahren, während er ſelbſt indeſſen Sidonien auf das genaueſte beobachtete, er ſah, wie tiefe Seufzer die beklommene Bruſt ihr erleichterten, wie das ſtarre marmorartige ihres ganzen Weſens allmählig in einen weicheren, menſchlicheren, wenn gleich unendlich ſchmerzlichen Ausdruck ſich auflöſte, bis ſie endlich in einen Strom von Thränen ausbrach, die erſten, die ſie ſeit jenem unglücklichen Ereigniß geweint hatte.

„Gottlob! dieſe Thränen retten ſie“, flüſterte der Arzt Belmont freudig zu. „Jetzt nur keine Tröſtungen, ſprechen Sie fort, Herr von Belmont, laſſen Sie nicht ab, ſie muß weinen, ſtundenlang weinen, dieſe Thränen ſind das wahre Lebenswaſſer für ſie.“

Belmont ſuchte der Anleitung des Arztes zu folgen, und es ward ihm nicht ſchwer, denn Sidoniens Thränen bewegten ihn tief, und auch ſein Auge glänzte in ihm längſt ungewohnt gewordenem feuchten Schimmer, während er alles aufbot, um die troſtlos Weinende immer tiefer und tiefer in ein Meer von Wehmuth zu verſenken. Sidonia weinte lange und unaufhaltſam, mehrere Stunden lang, bis ihre müden Augen wie zum Schlummer ſich ſchloſſen, und ſie in völliger Erſchöpfung ihrer Kräfte zurück ſank.

* * *

Belmont brachte in einem an Sidoniens Zimmer anſtoßenden Kabinet die Nacht in tiefem ernſten Geſpräche mit dem Arzte wachend zu. Der Arzt beſtand darauf, Sidonien über nichts, was mit ihr vorgegangen ſey, länger in Ungewißheit zu laſſen, um nicht von neuem den Qualen des fruchtloſen Nachſinnens über die ihr dunkel vorſchwebenden Erinnerungen ſie auszuſetzen, die ſie in ihren vorigen gefahrdrohenden Zuſtand zurückfallen laſſen könnten. Belmont mußte, wenn gleich ungern, ſeine Einwilligung dazu geben, und beide machten endlich mit einander aus, daß Margarethe jetzt die von ihr lange gewünſchte Erlaubniß erhalten ſolle, alle Fragen ihrer Gebieterin, freilich mit möglichſter Schonung zu beantworten; denn Belmont hatte ſeine eigenen Gründe, dieſes nicht übernehmen zu wollen. Mit anbrechendem Tage kündigte Margarethe Sidoniens Erwachen an. Der Arzt eilte zu ihr, und fand ſie, wie er es gehofft und gewünſcht hatte, ſehr ermattet, ſehr leidend in ihrem Gemüth, aber ohne eine Spur ihres früheren, krampfhaft angeſpannten Zuſtandes, der ihn weit beſorgter um ſie gemacht hatte, als er es damals äußern mochte. Er entfernte ſich bald wieder, nachdem er ihr einige ſtärkende Mittel, und vor Allem, den Genuß der erquickenden Frühlingsluſt verordnet hatte, und ließ mit ihrer Margarethe ſie allein.

„Armes Mädchen“, fing Sidonia nach einer Weile an, „wie verweint und wie bleich Du biſt! Du haſt viel um mich gelitten, Du treue Seele, mehr vielleicht als ich vergelten kann. Aber ſage mir jetzt, wie lange iſt es, daß ich hier in der Vigne des Herrn Courtin bin? ich quäle mich mit vergeblichem Nachſinnen, es bleibt mir unerklärlich, wie ich hieher gekommen ſeyn kann, und die Angſt um das alles verzehrt mich innerlich.“

„Heute wird es der fünſte Tag, daß wir hier ſind“, ſprach Margarethe.

„Der fünſte Tag! Vier ganzer Tage, Tage des Schmerzens und des Entſetzens!“ rief Sidonia, „unbemerkt ſind ſie an mir vorüber gegangen, aber nicht ſpurlos“, ſetzte ſie wehmüthig hinzu. „Habe ich denn die ganze Zeit über geſchlafen?“

„Nicht immer, doch meiſtens, aber die gnädige Gräſin waren ſehr krank“, erwiderte Margarethe ein wenig verlegen.

„Habe ich gefiebert, habe ich in wilden Fieberphantaſien geſprochen?“ fragte Sidonia eifrig.

„Das eben nicht“, war die Antwort, „aber es war ſonderbar, ich wollte nur, ich wüßte zu ſagen, wie es eigentlich war.“

„Sage mir alles, was mit mir vorgegangen iſt“, ſprach Sidonia mit dringendem Ernſte, „mir wird leichter werden, wenn ich es weis. Es iſt ein Stillſtand in meinem Leben geweſen, ein grauenvoller ſchauerlicher Stillſtand, ich darf darüber nicht denken, aber ich muß alles wiſſen, denn die Wahrheit kann nicht halb ſo ſchrecklich ſeyn, als die Gedanken es ſind, die wider meinen Willen ſich mir aufdringen. Darum ſprich, ſage mir, wann kamſt Du — damals — Du weiſt wohl, wann kamſt Du in mein Kabinet? wie fandeſt Du mich und alles um mich her?“

„Ach, gnädige Frau, Sie lagen wie todt auf dem Divan“, erwiederte Margarethe zögernd. „Und was ich ſonſt noch in Ihrem Zimmer fand — Sie wiſſen es ja, es war zu traurig, zu entſetzlich. Ach ſchon zu Hauſe, wenn Herr Robert bisweilen ſo verſtört, mit ſo wilden Augen an mir vorüber ſtürzte, hat mir wohl oft ſo etwas geahnet; aber daß er es auf dieſe Weiſe vollführen ſollte, hätte ich nimmer von ihm gedacht. Sie ſo zu betrüben und zu erſchrecken. Nein ich kann das niemals verwinden“, ſchluchzte Margarethe, und verbarg ihre Augen in ihrem Tuche. Auch Sidonia lehnte ſich ſchweigend in ſchmerzlicher Bewegung zurück.

„Margarethe“, fing ſie nach einer Weile wieder an, „ein dunkler Haufe grauſenerregender Geſtalten ſchwebte damals vor meinen Augen, und ſchreckliche furchtbare Worte betäubten mein Ohr. Was ich empfand, ſpricht keine Zunge aus. Mir war, als wollten ſie gefangen mich fortſchleppen, als wollten ſie auch mich tödten, wie ſie ihre Königin getödtet haben. Ich erinnere mich deſſen ſo deutlich, es kann kein Traum geweſen ſeyn. Oder war es doch einer? Ueber alles, was weiter mit mir vorging, verläßt mich meine Erinnerung ganz. Zwar ſchwebt noch Einiges mir dunkel vor, aber es will ſich mir auf keine Weiſe geſtalten, mir iſt, als ſey es gleich darauf tiefe Nacht geworden. Sage mir, habe ich alles das nur geträumt, oder ward ich wirklich in's Gefängniß geführt.“

„Nein, Gott ſey Dank, ſo weit ließen Herr Courtin und Herr von Belmont es nicht kommen!“ rief Margarethe, „meine liebe gnädige Frau im Gefängniß? das hätte ich ja gar nicht überleben können. Verarretirt waren wir freilich ein wenig, das heißt wir hatten Wache vor unſerem Zimmer, aber nur zu unſerer Sicherheit, um vor dem wüthenden böſen Volke uns zu ſchützen, ſagte Herr von Belmont.“

„Belmont, Courtin? Sie waren meine Befreier? und doch entſinne ich mich nicht ihrer Geſtalten, in dem gräuſen Bilde, das immer deutlicher mir vorſchwebt. Wann kamen ſie zu meinem Beiſtande? Nimm Dich zuſammen, Margarethe, erzähle mir alles, ſo deutlich und umſtändlich, als Du es nur immer kannſt", ſprach Sidonia.

„Herr Courtin kam zuerſt, gerade als die Noth am höchſten war", erwiederte Margarethe, indem ſie ſich förmlich zum Erzählen zurecht ſetzte, „ich wurde ſeiner nicht ſogleich gewahr, ich hatte mich, ſo lang ich bin, über Euer Gnaden geworfen, um nur die abſcheulichen Weiber, die Sie fortſchleppen wollten, von Ihnen abzuhalten. Es war wohl unſchicklich von mir, aber ich konnte nicht anders, ich hätte mich ja lieber in Stücken reißen laſſen mögen, ehe ich zugegeben hätte, daß die greulichen Kreaturen nur einen kleinen Finger meiner lieben gnädigen Frau berühren ſollten. Auch die Leute von der Polizei ſtanden mir zu Ihrer Vertheidigung redlich bei, aber ihrer waren nur wenige, und wer weis, wie es doch noch am Ende geworden wäre, wenn Herr Courtin nicht kam. Der Lärm, den das wilde Volk in der Straße vollführte, war bis zu ſeinem Hauſe gedrungen, er hatte gemeint, es wäre bei uns Feuer ausgekommen, und war gleich gelaufen, um uns zu retten. Wie er das Unheil ſah, hat er gleich nach der Wache geſchickt, und mit dem Herrn Bürgermeiſter, oder was er ſonſt war, geſprochen, und mit einer großen Summe Geld ſich für uns verbürgt, daß wir vor ausgemachter Sache ihnen nicht weglaufen würden. Die Soldaten, die nun kamen, machten nicht viel Federleſens mit dem tobenden Volk, ſie trieben es hinaus, und wir konnten Sie nun in Ihr Zimmer und auf Ihr Bette tragen. Ach es war grauerlich anzuſehen, wie Sie nun ſo da lagen, nicht todt und nicht lebend, und wie Sie ſo ganz anders ausſahen als ſonſt! Das vergeſſe ich nicht, ſo lange meine Augen offen ſtehen!“

Margarethe brach bei dieſen Worten abermals in bittere Thränen aus, ſo daß es Sidonien ſchwer ward, ſie nur in ſo weit zu beſchwichtigen, daß es ihr möglich wurde, in ihrem Berichte fortzufahren.

„Jetzt erſt ward ich Herrn von Belmont gewahr, obgleich er ſchon früher da geweſen ſeyn ſoll“, nahm Margarethe endlich wieder das Wort. Der alte Herr, den er zu beſuchen gegangen war, wohnt ſo abgelegen, daß er gar nichts von dem ganzen Unglück erfahren haben würde, wenn nicht ſein Kammerdiener gleich anfangs gelaufen wäre ihn zu holen. Er ſtand neben Ihrem Bette, ſo betrübt, ſo ängſtlich! und neben ihm der Herr Doktor Maifeld, dem man es deutlich anſehen konnte, daß er gar nicht wiſſe, wie hier zu helfen ſey. Lange, lange ſtanden beide ſo neben Ihnen, der Doktor zählte Ihre Pulsſchläge, mit jedem Schlage deſſelben ſtieg ſeine Beſorgniß, Herr von Belmont ſah ihn an, als wolle er Tod oder Leben in ſeinen Augen leſen, aber der gute alte Mann ſchüttelte immer betrübter den Kopf. Er verſuchte mancherlei, nichts wollte anſchlagen, kein Tropfen war durch die feſtgeſchloſſenen Lippen zu bringen, und Ihre Augen ſtanden ſo ſtarr, ſo ohne alles Leben! Herr von Belmont ſtand über Sie gebeugt, was er denken mochte, weis ich nicht, er ſah Sie unverwandt an, als ſollte ſeine Seele aus ſeinen Augen fahren, um Sie wieder zu beleben. Plötzlich richtete er ſich in die Höhe, als ſey ein Geiſt über ihn gekommen, der ihm eingab, was hier zu thun ſey. Er winkte dem Doktor, ihm ins Fenſter zu folgen, dort haben beide eine Weile eifrig mit einander geſprochen, was ſie einander ſagten, verſtand ich nicht, ſo viel aber ſah ich wohl mitten in meiner Todesangſt, daß Herr Belmont etwas vorſchlug, wozu der Doktor anfangs nicht einwilligen wollte, und daß dieſer endlich mit den

Schultern und den Händen ſo machte, als wolle er ſagen, meinetwegen, es kann weder helfen noch ſchaden.

„Nun aber mußten alle, die noch bei Ihnen waren, das Zimmer verlaſſen, Niemand durfte bleiben als ich, der Doktor und Herr von Belmont. Ach gnädige Frau, ich wollte Sie hätten in dem Augenblick ihn geſehen, als er ernſt und langſam jetzt auf Ihr Bette zuging. Er war wie ein heiliger Engel anzuſchauen, wie der ſchöne Evangeliſt Johannes, bei uns zu Hauſe, auf dem großen Bilde. So trat er zu Ihnen, es war wunderbar anzuſehen, er beugte ſich ein wenig, und fuhr mit ſeinen beiden Händen in der Luft über Sie hin, ſo, und ſo, ohne Sie im mindeſten zu berühren, mir ward zu Muth, als wäre ich in der Kirche, und ich betete recht inbrünſtig zu dem lieben Gott, an den ich in der Angſt und in dem Tumult bisher noch gar nicht gedacht hatte.

„Was nun geſchah, werden Sie kaum glauben, gnädige Frau", ſprach Margarethe nach einer kleinen Pauſe weiter, während welcher Sidonia nachdenkend und ſtill dalag. „Sie werden es kaum glauben, kommt es mir ſelbſt doch unglaublich vor, die ich es mit dieſen meinen eigenen Augen angeſehen habe; Ihr ganzes Ausſehen veränderte ſich, nachdem das eine Weile ſo gewährt hatte; Ihre Bruſt hob ſich nicht mehr ſo ängſtlich, Sie athmeten frei und leicht, Ihre Augen ſchloſſen ſich, Ihr ganzes Geſicht ward wieder wie ſonſt, ach und Sie ſahen ſo himmliſch ſchön aus, recht wie ein liebes frommes ruhig ſchlafendes Kind, und Sie ſchliefen auch wirklich, ſo ruhig, ſo ſüß und ſo feſt, Ihre vorher ſo bleichen Lippen rötheten ſich, Ihre Geſichtsfarbe kehrte ſogar wieder. Der Doktor ſtand dabei wie erſtarrt, und ich hätte dem Herrn von Belmont ſo gern die wunderthätigen Hände geküßt, wenn er es nur gelitten hätte.“

Sidonia winkte Margarethen für jetzt nicht weiter zu ſprechen; was ſie gehört, erregte ihr ein heimliches Grauen vor ſich ſelbſt, das ſie kaum überwältigen konnte, und ſie brauchte einige Zeit, um ſich nur einigermaßen mit dem Gedanken zu verſöhnen, auf dieſe Weiſe, aus einem gefahrdrohenden Zuſtande errettet worden zu ſeyn. Von jeher hatte ein innerer Widerwille ſie getrieben, alle Geſpräche über die Wirkungen des Magnetismus zu meiden, über welche damals, in allen Geſellſchaften, von Laien und Eingeweihten, viel hinüber und herüber disputirt wurde. Manches auffallende Beiſpiel von der an das Wunderbare gränzenden Kraft dieſer unbegreiflichſten aller Erſcheinungen, wurden Sidonien von ſo glaubwürdigen Zeugen vorgetragen und beſtätigt, daß ſie nicht wußte, wie ſie es anfangen könne, um ihnen allen Glauben zu verſagen; und dennoch regte ſich in ihrem Innern etwas dagegen; ſie wünſchte nicht einmal darüber ins Klare zu kommen, und vermied abſichtlich darüber nachzudenken. Die Anwendung dieſer geheimnißvollen Naturkraft, ſie ſey nun ſo wirkſam als ihre Gläubigen behaupten oder nicht, kam ihr faſt frevelhaft vor, als ein verwegener Verſuch, den in ehrwürdiges Dunkel gehüllten Vorhang zu zerreißen, durch welchen der Sohn der Erde von der Geiſterwelt getrennt wird, und nie würde ſie, bei völligem Bewußtſeyn, ſich zu einem ſolchen Verſuch entſchloſſen haben, und hätte es ihr Leben gegolten.

Jetzt war es ohne ihr Zuthun geſchehen, der Gedanke daran war ihr unendlich quälend, aber ſie konnte dem Freunde nicht zürnen, der zu ihrer Rettung das Aeußerſte hatte wagen wollen. Ueberdem hatte Belmont ihren unbezwinglichen Widerwillen gegen die Anwendung des Magnetismus nie ahnen können, denn in allen ihren vielfältigen Unterhaltungen über die wunderbarſten Erſcheinungen der Natur war gerade dieſer nie erwähnt worden. Ein ganz eigenes Gefühl bemächtigte ſich ihrer in dieſem Augenblick, der wechſelnd zu Belmont ſie hinzog und wieder von ihm abſtieß. Mit heimlicher, an das Schauerliche gränzenden Ehrfurcht ſah ſie in ihm einen mit geheimnißvoller mächtiger Gewalt ausgerüſteten Hohenprieſter der Natur, und doch fühlte ſie näher als jemals ſich ihm verwandt; ſo daß es ihr unmöglich ſchien, ſich wieder von ihm trennen zu können. Alles kam ihr wieder in den Sinn, was ſie in früherer Zeit über die innige geiſtige Verbindung gehört und geleſen hatte, in die ſie jetzt, ohne ihr Zuthun, mit Belmont gerathen zu ſeyn glaubte, ſie erinnerte ſich unzähliger wunderbarer Beiſpiele, die von der Gewalt zeugten, welche, wie von vielen behauptet wird, der Magnetiſeur über die Gemüther, ſogar über die verborgenſten Gedanken derer ſoll üben können, die ſich ihm anvertrauten; ſie fühlte dabei von leiſem Schauder ſich ergriffen, aber es war ja Belmont, der vielleicht jetzt dieſe Gewalt über ſie ſich erworben, er, deſſen geiſtige Uebermacht ſie vom erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft mit ihm ſchon anerkannt hatte; ſie war ja ſchon lange des mächtigen Einfluſſes ſich bewußt, den ſeine Nähe auf ihre Gedanken und Entſchließungen übte, und fühlte, wenn ſie gleich nicht in deutlichen Worten es ſich bekannte, daß ohnehin dieſes, durch ſeine

Wunderkraft ihr neugeſchenkte Daſeyn, in Zukunft ihm allein geweiht ſeyn könne und ſolle.

Der Gedanke, in ihrem magnetiſchen Schlaf vielleicht manches ausgeſprochen zu haben, was ſie ſich ſelbſt noch nicht gern eingeſtand, fing indeſſen doch an, ſie ſehr zu beunruhigen, und ſie kämpfte lange mit ſich ſelbſt, ehe ſie ihre innere Scheu überwinden konnte, das ganz Unwillkommene zu hören. „Habe ich in meinem wunderbaren Schlaf auch geſprochen?“ fragte ſie endlich.

„Ich muß alles der Reihe nach, wie es ſich zutrug, erzählen, ſonſt bringe ich es nicht ordentlich zuſammen“, erwiederte Margarethe. „Herr von Belmont und der Herr Doktor wachten die Nacht über in meiner Kammer, um gleich bei der Hand zu ſeyn, wenn die gnädige Frau ſich etwa regen ſollten, aber Sie ſchliefen ruhig und feſt, und Herr von Belmont ſagte mir, als er am Morgen fort ging, daß Sie gewiß noch einige Stunden fortſchlafen würden. Ich nickte denn nun auch neben Ihrem Bette aus übergroßer Müdigkeit ein wenig ein, ſo daß ich Herrn von Belmont nicht wiederkommen hörte, und er mochte wohl ſchon eine ziemliche Zeit dageweſen ſeyn, als ich gegen Mittag die Augen aufſchlug. Wie erſtaunte er über die Veränderung, die indeſſen mit Ihnen vorgegangen war! wie es eigentlich damit zuging, weis ich nicht, Sie ſchliefen feſt und ruhig wie vorher, aber Ihr Geſicht, Ihr ganzes Weſen — ſo wie damals Sie, ſo hätte ich geglaubt, könnten nur am jüngſten Tage die Seligen im Himmel ausſehen, wenn ſie in ihren verklärten Leibern einherwandeln werden; es war ordentlich, als ob ein Lichtglanz von Ihnen ausginge, ſo überirdiſch ſchön waren Sie. Auch Herr von Belmont, der vor Ihnen ſtand und Ihre Hand hielt, betrachtete Sie mit Erſtaunen. Wie lange werden Sie noch ſchlafen? fragte er auf einmal. Das iſt doch recht thöricht von ihm, dachte ich, wie kann ſie ihm denn das ſagen? er wird ſie aufwecken, und dann haben wir wieder die alte Noth. Aber Sie ſchliefen fort, und antworteten doch.“

„Ich ſprach im Schlafe? was habe ich geſprochen“, fragte Sidonia erſchrocken.

„Um drei Uhr Nachmittag werde ich erwachen, und nach einer Stunde wieder vierundzwanzig Stunden ſchlafen, ſagten Sie, mit einer ganz ſeltſamen wunderbaren Stimme, als hauchten Sie die Worte aus tiefſter Bruſt herauf. Eigentlich war es grauerlich anzuhören, aber doch ſchön, es klang, wie ich Geiſterſtimmen mir denke; als bildeten die Töne ſich über Sie in freier Luft, ohne daß Sie die Lippen zu regen brauchten. Herr von Belmont that noch einige Fragen, die Sie beantworteten, dann ſchliefen Sie wieder, feſt und ruhig wie zuvor.“

„Was fragte er weiter, und was erwiederte ich? beſinne Dich auf alles, verhehle mir nichts, was ich geſagt habe, ſey es auch was es wolle“, ſprach Sidonia ſehr eifrig.

„Es kamen ſo viele ſchwere fremde Wörter darin vor, die ich nicht alle behalten konnte“, erwiederte Margarethe, „aber der Sinn davon war, daß Herr von Belmont Sie um Ihr Befinden befragte, und daß Sie ſelbſt anordneten, was bei Ihrem Erwachen geſchehen ſolle; Sie nannten ſelbſt einige Arzneien, die Sie nehmen wollten, ordentlich mit lateiniſchen Namen, wie ein Doktor. Mir ſtockte vor Verwunderung darüber der Athem. Herr von Belmont ſchrieb alles auf, und Sie haben es auch genommen, als Sie, genau mit dem Schlage drei Uhr, erwachten.“

„Wie war ich, als ich erwachte?“ fragte Sidonia.

„Matt und ſtill, auch zog Herr von Belmont ſich zurück, daß Sie ihn nicht ſehen konnten. Von allem, was vorgegangen war, ſchienen Sie nichts zu wiſſen, und folglich erinnerten wir Sie auch nicht daran."

Margarethe fuhr fort, auf ihre Art zu erzählen, und Sidonia hörte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit ihr zu; ſie berichtete, wie Belmont Sidonien während ihres magnetiſchen Schlafes nochmals zum Sprechen gebracht, und daß ſie befohlen habe, noch vor Anbruch des dritten Tages in einer Sänfte an einen Ort gebracht zu werden, den ſie zwar deutlich nannte, den aber Niemand von ihnen kannte, bis Doktor Maifeld ſich erinnerte, daß ein nicht weit entferntes, aber ſehr abgelegenes Dörfchen ſo heiße, nahe an welchem Herr Courtin ein kleines Landhaus beſaß, das er faſt niemals beſuchte.

„Dort werde ich nach vier Tagen wieder geneſen, ſprachen Sie", ſetzte Margarethe am Ende ihrer Erzählung hinzu, „und es iſt alles eingetroffen, wie ſie es vorher ſagten! O meine liebe, liebe Herrſchaft, Gott hat durch ein ſichtbares Wunder Sie uns wieder geſchenkt! aber nun, was ſollen wir länger in dieſem Lande? auch Ihnen muß davor grauen, ich weis es wohl. Wo Sie ſind, bleibe ich gern und ohne Murren, aber ich bitte Sie um Ihrer ſelbſt willen, ich flehe inſtändigſt, laſſen Sie uns fort eilen, ſobald Ihre Kräfte es erlauben, bleiben Sie nicht länger hier; laſſen Sie ſich durch mein flehentliches Bitten bewegen, wieder nach Hauſe zu gehen, was wollen wir noch länger in der Fremde umherziehen, es iſt doch nirgend ſo wie daheim.“

„Nach Hauſe? gutes Mädchen, wo bin ich denn zu Hauſe?“ erwiederte Sidonia, von tiefer Wehmuth ergriffen. „Wahr iſt es, ich habe Land und Gut, Schlöſſer und Häuſer, aber habe ich denn eine Heimath? Das Dach, unter welchem wir wohnen, der Boden, den wir betreten, machen die Heimath noch nicht aus. Im Herzen iſt unſere eigentliche Heimath, im Herzen der Freunde, der Verwandten, die wir lieben, die wir kennen, die uns wieder lieben, die Glück und Schmerz redlich mit uns theilen; wo ſind ſie denn zu finden, die, von denen ich ſagen könnte, ich gehöre zu ihnen? ich bin überall in der Fremde! Ach, Margarethe, mein Herz iſt ſchwer, meine Gedanken noch immer verworren, laß mir Zeit, wieder zu mir ſelbſt zu kommen, ehe ich einen Entſchluß faſſe, laß mir Zeit, mich in mich ſelbſt wieder zu finden; es wird mir ſchwer, nach allen den entſetzlichen und ſeltſamen Ereigniſſen der letzten Tage bin ich ſogar ſelbſt mir fremd geworden.“

„Nach Hauſe? in die Heimath? es iſt ein wunderlicher Ausdruck“, fing Sidonia nach einigem

Schweigen wieder an, „fort von hier müſſen wir, denn auch mir glüht hier der Boden unter den Sohlen, doch wohin ſoll ich fliehen, wo finde ich den einſamen ſtillen Winkel der Erde, wo ich unerkannt und unbemerkt ausruhen könnte? Wo wird die neugierige Menge ſich nicht um mich drängen, die Frau zu ſehen, um derentwillen —“ Sidonia ſchauderte bei dieſen Worten ſichtlich zuſammen, und verbarg ihr Geſicht.

„Margarethe“, ſprach ſie dann wieder, „jener Bedauernswerthe war zu bedeutend, zu ehrenvoll bekannt, als daß er unbeklagt und ungenannt aus der Welt gehen konnte. Unzählige Zeitungsblätter verkünden ſchon jetzt in allen Ländern und in allen Sprachen die unſelige Löſung ſeines trüben Geſchicks, in die ich auf ſo grauenvolle Weiſe verflochten ward. Mein Name iſt in dieſem Augenblick das Mährchen der Welt, und ich habe eine traurige Celebrität gewonnen, die zu meiner Qual mich verfolgen wird, ſo lange ich lebe. Ach, und in meinem Gemüthe finde ich auch keinen Frieden! ich wollte das Rechte, ich wollte das Gute, dieſes Zeugniß gibt mir mein Gewiſſen, und doch fühle ich mich nicht frei von Schuld! daß ich willenlos irrte, kann mich nicht tröſten!“

* * *

Durch die Art der Wunde, von der die Aerzte erklärten, daß nur Robert ſelbſt ſie ſich habe beibringen können, war Sidonia von der Anklage freigeſprochen, die Roberts Wittwe im erſten heftigen Schmerz gegen ſie erhob. Ueberdem war auch der Dolch, mit dem Robert ſich getödtet, von einem der Aufwärter für denſelben erkannt, den dieſer am Morgen des nämlichen Tages in Roberts Zimmer am Boden liegend gefunden, wohin der Unglückliche ihn ſchaudernd geworfen, als er am Abend vorher von dem unausgeführten Verſuch, Belmont zu ermorden, zurückkehrte. Sidoniens Unſchuld an Roberts Tode war alſo ihren Richtern deutlich erwieſen, aber die ganze Begebenheit hatte zu großes Aufſehen gemacht, der Aufruhr, den die Italienerin unter dem Volke erregte, war zu bedeutend geweſen, als daß dieſe Herren es hätten wagen mögen, irgend eine der in ſolchen Fällen gebräuchlichen Formalitäten zu übergehen. Herr Courtin mußte wirklich für Sidonien Bürgſchaft leiſten, um ihr die Erlaubniß zu verſchaffen, unter militäriſcher Bewachung in ihrem Zimmer bleiben zu dürfen, und nur durch Belmonts Verwendung bei ſeinen angeſehenſten Bekannten, und des allgemein hochgeachteten Courtin mächtigen Einfluß, wurden die gerichtlichen Prozeduren beſchleunigt.

Vor allem kam es zuerſt darauf an, zu ergründen, in welchen Verhältniſſen Robert zu Sidonien geſtanden. Eine Menge Zeugen wurden deshalb verhört; zuerſt der Eigenthümer des Gaſthofes mit ſeiner ganzen Hausgenoſſenſchaft. Dieſe ſprachen ſich einſtimmig über Sidoniens Betragen auf das ehrenvollſte für ſie aus, und erboten ſich eidlich zu verſichern, daß die Gräfin Adelheim von Roberts Anweſenheit im Hauſe durchaus nichts gewußt haben könne, indem letzterer nur äußerſt ſelten, und immer mit der größten Vorſicht, wie einer, der entdeckt zu werden fürchtet, ſein Zimmer verlaſſen habe, wodurch ſie ſelbſt längſt auf allerlei ſonderbare Vermuthungen in Hinſicht ſeiner gekommen wären. Die Wirthin insbeſondere erklärte, daß ſie ihn immer für einen wenigſtens halb Verrückten gehalten, indem ſie ihn oft, beſonders zur nächtlichen Zeit, in ſeinem Zimmer laut ſprechen und jammern gehört; daß ſie ſich deshalb, wie auch wegen ſeines wilden Ausſehens und übrigen wunderlichen Benehmens, ſehr vor ihm gefürchtet und ihn längſt würde haben bitten laſſen, ſich eine andere Wohnung zu wählen, wenn ſie es nicht aus Rückſichten gegen ihren Couſin habe unterlaſſen müſſen, der ihn ihr empfohlen.

Dieſer Couſin, deſſen unzeitige Dienſtfertigkeit jene unſelige Zuſammenkunft herbeigeführt hatte, die ſo blutig enden mußte, wurde ebenfalls als Zeuge vor Gericht gefordert. Er machte viele Worte, die alle wenig enthielten, indem er von Sidonien gar nichts, und von Robert nicht viel mehr wußte. Nur ſeine Ausſage, daß er ſeinen Freund, wie er ihn fortwährend nannte, immer in tiefer Schwermuth verſenkt gefunden, und dieſes ſelbſt gegen Madame Robert geäußert, wurde einigermaßen beachtet, indem ſie die der Hausgenoſſen von Sidonien, und die Erklärung der Aerzte zu beſtätigen ſchien.

Auch Belmont trat als Zeuge für Sidonien auf. Auch er verſicherte, daß er vollkommen überzeugt ſey, die Gräfin Adelheim habe den Maler Robert, ſo lange er mit ihm und ihr in einem Hauſe gewohnt, niemals geſehen, bis zu jenem Abende, an welchem der Beklagenswerthe in der unglücklichen Verwirrung ſeiner Sinne an einem Seile auf ihren Balkon ſich herabließ, um in ihr Zimmer zu dringen. Belmont berief ſich dabei auf den Umſtand, daß Robert jenes Seiles, das man an ſeinem Fenſter befeſtigt gefunden, ſich bedient habe, um zu Sidonien zu gelangen, als auf den ſicherſten Beweis, daß er auf keine andere Weiſe bei ihr Zutritt gehabt, weil er ſonſt gewiß nicht dieſen gefährlichen Weg ſich erwählt haben würde, wenn ein bequemerer ihm offen ſtand.

Margarethe und Sidoniens Kammerdiener durften ebenfalls unter den Zeugen, die vernommen werden mußten, nicht fehlen, beſonders um von ihnen zu erfahren, ob ihre Gebieterin früher mit Robert bekannt geweſen ſey. Beide wurden, jedes beſonders vernommen, und beider Ausſagen ſtimmten auf das Vollkommenſte überein. Beide erboten ſich eidlich zu bezeugen, daß ihre Gebieterin von Roberts Anweſenheit keine Ahnung gehabt habe, nur wußte Margarethe mehr von der Vergangenheit zu ſagen, als der Kammerdiener.

Sobald dieſe von dem Schrecken, vor Gericht erſcheinen zu müſſen, ſich einigermaßen erholt hatte, fing ſie ſogleich an, mit der ihr eigenen Redſeligkeit und Naivität ſich recht ausführlich über Roberts frühere Bekanntſchaft mit ihrer Herrſchaft zu verbreiten; erzählte, wie dieſe von ihm in Deutſchland malen gelernt habe, und daß er dadurch Zutritt in ihrem Hauſe erhalten, den er täglich benutzt, aber durch ſein ungeſtümes, wildes und wunderliches Betragen der Gräfin oft dadurch ſehr läſtig geworden ſey, bis dieſe endlich im vergangenen Jahre eine große Reiſe angetreten habe, vielleicht mit, um den Zudringlichkeiten und Verfolgungen des Malers zu entgehen. Denn ſie, Margarethe, ſowohl, als alle Leute im Hauſe hätten deutlich bemerkt, daß Herr Robert ſich endlich gar habe beikommen laſſen, ſich in die Gräfin Adelheim zu verlieben, was denn doch, in ſeiner Lage, wohl nur einem Verrückten einfallen konnte; auch habe ſie und alle Andern längſt geſagt und gedacht, daß er wirklich nicht immer bei Verſtande wäre, und daß es endlich ſo mit ihm kommen würde, wie es leider nun gekommen ſey.

Margarethe war der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig, und Belmont übernahm es daher, ihre Ausſage vor Gericht zu überſetzen, die über alles, was bisher im Gange dieſes tragiſchen Ereigniſſes ihm unerklärlich geblieben war, ein Licht verbreitete, vor dem jeder leiſe ſich regende Zweifel an der völligen Schuldloſigkeit ſeiner Freundin, aus ſeinem Gemüthe verſchwand. Auch Roberts unglückliche Wittwe ſah ſich endlich zu der Erklärung genöthigt, daß ihre Klage gegen die Gräfin Adelheim nur figürlich zu verſtehen ſey, und die Richter ſtanden nicht länger an, Sidonien von jedem gegen ſie erregten Verdachte loszuſprechen.

Die Wache vor ihrem Zimmer wurde noch in der nämlichen Stunde abgelöſt, und während ihre Sinne noch von den Folgen der furchtbaren

Erſchütterung, die ſie erlitten, gefeſſelt blieben, war ihr ſchon im Aeußern völlige Freiheit gegeben, eine Stadt zu fliehen, in welcher ſie ſo glücklich und ſo unglücklich geweſen war.

* * *

Roberts Tod und Sidoniens Verwickelung in dieſes grauſenvolle Ereigniß, waren indeſſen wirklich durch öffentliche Blätter allgemein bekannt geworden, und was Sidonia in dieſer Hinſicht befürchtet hatte, war in weit bedeutenderem Grade eingetroffen, als ſie ſelbſt es damals wiſſen oder ahnen konnte.

Die Welt ruhte im ſchwer erkämpften Frieden, die Zeitungsſchreiber wußten nicht mehr, womit ſie ihre fortwährend erſcheinenden Blätter anfüllen ſollten, und eine tragiſche Begebenheit dieſer Art, war ihnen ein zu willkommener Fund, als daß ſie es hätten unterlaſſen können, ſie auf das beſte zu benutzen; beſonders da der Name eines berühmten Künſtlers, und einer ſchönen deutſchen Frau von hohem Range, ein erhöhteres Intereſſe ihr gewährten, und ihnen Gelegenheit bot, ſie mit falſchem Pathos und geſuchter Sentimentalität auf das breiteſte auszuſchmücken.

Vor allem ſchien es nothwendig, alle, auch die kleinſten Details des grauſenvollen Vorganges zu erfahren, und Roberts Wittwe wurde deshalb zuerſt von den Zeitungsſchreibern aufgeſucht. Mit Mitleidsbezeugungen, Fragen, Geſchenken und Verheißungen überhäuft, ließ ſie ſich leicht zu all den Erläuterungen bewegen, die man von ihr zu erhalten wünſchte, denn es liegt in der Art gemeiner Naturen, gern mit ihrem Unglück groß zu thun, wenn ſie auf keine andere Weiſe ſich bemerkbar machen können. Ein Paar obſkure Broſchürenſchreiber fingen ebenfalls an, die allezeit rüſtige Feder zu regen, und gleich in den erſten Tagen erſchienen einige fliegende Blätter, die eine umſtändliche Darſtellung von dem unzeitigen Ende des berühmten Malers Robert, und der Veranlaſſung zu demſelben, dem Publikum boten.

Sidonia ſpielte in dieſem elenden Machwerke eine wahrhaft entehrende Rolle, während man nicht Worte finden zu können verſicherte, um den Schmerz, die edle Aufopferung, die liebende Treue der unglücklichen Wittwe Robert würdig genug zu ſchildern. Durſt nach Neuigkeiten, und die der franzöſiſchen Nation beſonders eigene Vorliebe für recht grauſenvolle Mordgeſchichten, verſchafften dieſer aus Wahrheit und Verläumdung zuſammengeſetzten

Kompilation reißenden Abgang; es wurden ſogar Anſtalten getroffen, die ganze tragiſche Begebenheit in einem ſchauerlich rührenden Melodram auf das Theater zu bringen, und ſelbſt die beſſere Geſellſchaft fing endlich an, Madame Robert als einen höchſt intereſſanten Gegenſtand des innigſten Mitleids zu betrachten, und ihr mit ſo zarten Aufmerkſamkeiten entgegen zu kommen, wie ſie ſolche in ihrem Leben noch nicht erfahren hatte. Sie wurde in die erſten Häuſer der Stadt eingeladen, die angeſehenſten Frauen wetteiferten mit einander im Beſtreben, ſie zu bedauern, zu tröſten, zu beſchenken, und vor allem die Geſchichte ihres Unglücks ſich recht ausführlich von ihr erzählen zu laſſen; auch fehlte es dabei nie an ſprachkundigen Hausfreunden, die ſich beeiferten, das, was in dem Bericht der Italienerin den Damen unverſtändlich blieb, ihnen ins Franzöſiſche zu überſetzen. Zuletzt wurde ſogar eine Kollekte zum Beſten der unglücklichen Wittwe veranſtaltet, deren reicher Ertrag die kühnſten Wünſche der habſüchtigen Italienerin übertraf; mit Erſtaunen betrachtete ſie die reiche Ernte, die ſo ganz unverhofft aus ihrem Unglück ihr entgegen wuchs, und beſchloß bei ſich ſelbſt nichts zu verabſäumen, um den möglichſt großen Nutzen aus derſelben zu ziehen. Die ihr eigene Schlauheit ließ ſie den rechten Weg dazu nicht verfehlen.

Schon damals, als ſie vor Gericht, aus Mangel an Beweiſen, ſogar an Wahrſcheinlichkeit, die gegen die Gräfin Adelheim erhobene Anklage zurücknehmen mußte, hatte ſie es verſucht, wenigſtens auf die Art der Zuſammenkunft ein höchſt zweideutiges Licht zu werfen, bei welcher ſie dieſelbe mit dem Maler Robert überraſchte. Was ſie damals nur mit einigen heftigen Worten angedeutet hatte, die wenig beachtet wurden, das ſuchte ſie jetzt, bei kälterem Nachſinnen, mit einer Menge kleiner Züge aufzuſchmücken, die ihm den Anſchein der Wahrheit verleihen mußten. Eine hinreißende Beſchreibung der glücklichen Ehe, in der ſie während den erſten Monaten derſelben mit dem liebendſten und geliebteſten aller Männer gelebt, mußte zuerſt ihre Zuhörerinnen in ſanfte Rührung verſetzen. Sie ſprach mit Entzücken davon, wie ihr Gatte ſie gleichſam auf Händen getragen, wie er mit zärtlicher Hingebung und unverbrüchlicher Treue an ihr gehangen, bis jene deutſche Buhlerin durch ihre Briefe ihn verlockte, das zärtliche Verhältniß von neuem anzuknüpfen, in welchem dieſe, wie die eigenen Bedienten derſelben jetzt vor Gericht öffentlich ausgeſagt hätten, mit ihm ſchon vor Jahren in Deutſchland geſtanden, und endlich durch glänzende Verheißungen ihn bewog, ſein Haus und ſeine rechtmäßige Gattin heimlich zu verlaſſen, um ihr nach Frankreich zu folgen.

Unter einem Strom von Thränen ging ſie nun zur Beſchreibung ihres unendlichen Jammers über, als ſie den leichtſinnigen Schritt entdeckte, zu welchem ihr noch immer heißgeliebter Gatte ſich durch Liſt und Verführung hatte hinreißen laſſen. Mit der ihrem Volke eigenen Lebendigkeit erzählte ſie, wie ſie dem Entflohenen weit übers Meer, durch Sturm und Gefahren, in ein fernes Land gefolgt ſey, wie ſie dann Tage und Nächte lang in den weiten Straßen der ihr ganz unbekannten Stadt, deren Sprache ſie nicht verſtand, umher geirrt ſey, um ihn, den Verlorenen, zu ſuchen; wie ſie Schlaf und Nahrung ſich verſagt habe, bis ſie ihn gefunden. Gleichſam verſchämt, mit verſteckten halben Worten, die mehr errathen ließen, als die frechſte Anklage hätte ausſprechen können, deutete ſie zuletzt an, wie ſie bei nächtlicher Zeit, in einem nur vom dämmernden Mondenlicht erhellten Boudoir, ihn endlich bei der früheren Geliebten angetroffen.

„O warum fand ich nicht den Tod in den Wellen des Meeres! mir wäre jetzt wohl, und er lebte noch! Gewiß, er wäre wieder zu mir zurückgekehrt, hätte er nur in jenem ſtrafbaren Moment mich nicht erblicken müſſen. Scham und Reue tödteten ihn bei meinem Anblick, er konnte die Gegenwart der treuen, einſt heißgeliebten Gattin nicht ertragen, die er ſo ſchwer beleidigte, und ſtieß den Dolch ſich in das Herz, das einſt nur mir geſchlagen", ſchluchzte ſie, verhüllte mit höchſt ſchmerzlicher Geberde ihr Geſicht, und alle ihre weichherzigen Zuhörerinnen weinten mit ihr und riefen: „Wehe über Sidonia."

In der ſtillen Einſamkeit ihres Zimmers, gefeſſelt vom heilenden Schlummer, vernahm dieſe keinen Laut von allen den ſie verurtheilenden Stimmen, wohl aber Belmont und der Arzt, die mit einander wechſelnd Sidonien zuweilen verließen, um ihren Geſchäften in Bourdeaux nachzugehen. Belmonts erſte Sorge war, alle noch vorhandenen Exemplare jener verläumderiſchen Flugſchrift aufzukaufen, doch damit war wenig geholfen, jene Blätter waren ſchon in allen Händen, ſie hatten ſogar ſchon Ueberſetzer gefunden, die ſie im Auslande verbreiteten, und man haſchte um ſo begieriger nach dem Beſitz der noch vorhandenen, indem ſie durch Belmonts Vorſorge anfingen, als eine Seltenheit betrachtet zu werden.

Vergebens boten Belmont und der wohlmeinende Arzt alles auf, was der edelſte Zorn und die feſteſte Ueberzeugung von Sidoniens Schuldloſigkeit ihnen nur eingeben konnte, um ihre Freundin gegen die immer gewaltiger ſich gegen ſie erhebenden Stimmen zu vertheidigen, die immer lauter und beſtimmter ſich ausſprachen, je dreiſter die, durch den unerhörten Erfolg, der ihr zu Theil ward, übermüthig gewordene Italienerin, Beſchuldigungen auf Beſchuldigungen gegen ſie häufte. Sogar das Volk war von neuem in Gährung gerathen, und Sidonia würde nicht ohne Gefahr es haben wagen dürfen, ſich in den Straßen von Bourdeaux am hellen Tage zu zeigen. Belmont ging beinahe von Haus zu Haus, beſuchte alle ſeine Bekannten, um ihnen die Abgeſchmacktheit, der von einer aufgebrachten und eigennützigen Frau erſonnenen Verläumdungen zu beweiſen; ſo ſehr man aber auch übrigens ihn ehrte, über dieſen Punkt fand er dennoch nirgend Gehör. Die Damen erklärten es ſogar für eine ſie beleidigende Unanſtändigkeit, wenn man es wage, den Namen der Gräfin Adelheim in ihrem Beiſeyn nur auszuſprechen, und die, ſo früher mit ihr bekannt gewesen waren, hätten dieſes gern abgeläugnet, oder klagten darüber, als über ein ihnen widerfahrenes

Ungemach, an welches ſie ſich ungern erinnern ließen. Denn bei aller ihrer Neigung, Nachſicht zu üben, ſo lange der äußere Anſtand geſchont wird, ſind die Franzöſinnen dennoch die ſtrengſten Richterinnen über ihr eigenes Geſchlecht, und achten jede Frau, ſogar die Schuldloſeſte für verloren, ſobald ſie das Unglück hat, in eine Aufſehen erregende Begebenheit zweideutiger Art verwickelt zu werden.

Selbſt Madame Courtin machte in dieſer Hinſicht keine Ausnahme zu Sidoniens Gunſten, ſo ſehr ſie ſonſt dieſelbe bewundert, und ſogar nach ihrer Art ſie geliebt hatte. Mit unverſtelltem Erſtaunen wies ſie nicht ohne Bitterkeit Belmonts bittende Aufforderung, die Leidende zu beſuchen, zurück, und als er endlich an Herrn Courtin ſich wandte, und dieſen ermahnte, ſich des guten Namens einer Frau anzunehmen, der er noch vor kurzem die gerechteſte Bewunderung und Hochachtung gezollt hatte, zog der gute Mann auf echte franzöſiſche Art die Achſeln bis zu den Ohren hinauf, und machte ein klägliches Geſicht. „Que voulez vous mon ami", erwiederte er ängſtlich die Hand reibend, „gewiß es thut mir um Madame la Comtesse ſehr leid, ich bin vollkommen überzeugt, daß man ihr Unrecht thut, aber es iſt ein

Unglück, dem ich nicht abhelfen kann. Uebrigens", ſetzte er leiſe flüſternd hinzu, indem er geheimnißvoll und vorſichtig näher an Belmont hintrat, „wenn Sie mir eine recht große Gefälligkeit erzeigen wollen, ſo laſſen Sie Niemand wiſſen, daß ich, auf Ihr Verlangen, der Frau Gräfin mein kleines Landhaus auf einige Tage eingeräumt habe. Gewiß ich that es mit vielem Vergnügen, aber Madame Courtin würde es mir nie vergeben, wenn ſie es erführe."

Ende des zweiten Theils.

Gedruckt bei Carl Naumann in Frankfurt a. M.

Sidonia.

Ein Roman

von

Johanna Schopenhauer.

Dritter Theil.

Mit Königlich Württembergiſchem allergnädigſten Privilegium.

Frankfurt am Main, 1828.
Verlag von Heinrich Wilmans.

Sidonia.

Dritter Theil.

Gedankenvoll kehrte Belmont aus der Stadt zu dem kleinen Landhauſe zurück, welches Sidonien einen momentanen Zufluchtsort gewährt hatte, und von dem es ihm in dieſem Augenblick zweifelhaft ſchien, ob es ihr vergönnt werden würde, ſolchen bis zu ihrer völligen Geneſung zu benutzen. Zorn über die leichtgläubige Engherzigkeit der Menſchen, Mitleid mit der geliebten Freundin, Sorge um ſie und ihre Zukunft wogten in ſeinem Gemüth, und erlaubten ihm kaum, das gewohnte Gleichgewicht zu erhalten, welches ſonſt, unter allen Verhältniſſen des Lebens, ihm eine ſtolze Sicherheit gewährte. Beſonders bangte ihm vor dem Eindruck, den die Ereigniſſe der letzten, in Bewußtloſigkeit ihr vergangenen Tage auf Sidoniens Geſundheit wie auf ihr Gemüth gemacht haben würden. Denn er wußte, daß während ſeiner kurzen Abweſenheit Margarethe dieſe Begebenheiten ihrer Herrin mitgetheilt hatte.

Sein Erſtaunen war um ſo freudiger, als er Sidonien weit kräftiger und ruhiger, als er es erwartet hatte, in dem ländlichen Hausgarten allein auf einer Bank ſitzend fand. Glühende Purpurröthe überzog zwar ihr Geſicht, als ſie ihn auf ſich zukommen ſah, ſie zitterte ſichtbar, indem ſie aufſtehen wollte, um ihm einige Schritte entgegen zu gehen, und zog in augenſcheinlicher Verwirrung die Hand wieder zurück, die ſie nach ihrer früher gewohnten Art zu ſeinem Empfange ihm entgegen gereicht hatte. Aber alle Zeichen krampfhafter Unruhe waren doch von ihr gewichen; ihr Auge war thränenfeucht, aber es hatte den milden gewohnten Ausdruck wieder gewonnen, warf nicht mehr ängſtliche und unſtäte Blicke umher, und die freilich noch etwas bleichen Lippen umſpielte bei ſeinem Herannahen ein wehmüthiges Lächeln, das bald in ein leiſes zuckendes Erbeben derſelben überging, wie bei einem Kinde, welches ſich bemüht, freundlich auszuſehen, um den hervorbrechen wollenden Thränen zu ſteuern. Belmont wollte ſie anreden, aber ein bittender Wink von ihr bewog ihn, den Platz an ihrer Seite ſchweigend einzunehmen, den ſie ihm anwies.

„Belmont“, ſprach ſie nach kurzem Schweigen, und abermals überzog ein tiefes Erröthen ihr wieder bleich gewordenes Geſicht, „Belmont, ich weis jetzt alles, was Sie an mir gethan, und finde keine Worte für mein Gefühl. Im entſetzlichſten Momente meines Daſeyns befreiten Sie mich aus grauſamen Händen, aus Händen, in deren Gewalt ich wohl nie zu verfallen gedacht hätte! Wahrſcheinlich retteten Sie mir dadurch das Leben, ja mehr als das Leben, denn ohne Ihre Hülfe, was wäre in der gewaltſamen Erſchütterung meines ganzen Weſens ſpäterhin aus mir geworden! Meine Sinne, vielleicht mein Verſtand — o Belmont, ich darf darüber noch nicht denken“, ſetzte ſie ſchaudernd hinzu.

Belmont blickte ſie mit unverſtellter Rührung an, er verſuchte einige beruhigende Worte ihr zu ſagen, doch Sidonia hatte ſich wieder Faſſung genug errungen, um ihn daran zu verhindern. „Hören Sie mich ruhig an, ohne mich zu unterbrechen“, bat ſie. „Nicht ohne Mühe habe ich in meinem Gemüthe mir geordnet, was ich Ihnen darzuſtellen, von Ihnen zu erbitten wünſche, jede Einrede von Ihrer Seite könnte nur mich verwirren, denn meine Lebensgeiſter haben ſich noch nicht völlig wieder geſammelt, und eine nie gefühlte Kraftloſigkeit drückt auch geiſtig mich nieder. Haben Sie noch Geduld mit mir“, ſetzte ſie mit der ihr eigenthümlichen Anmuth ſchmeichelnd hinzu. Belmont verbeugte ſich ſchweigend, und drückte tief bewegt die ihm jetzt freiwillig dargebotene Hand an ſeine Lippen.

„Laſſen Sie mich nochmals es wiederholen, ich danke Ihnen wahrſcheinlich mehr als mein Leben“, nahm Sidonia ſehr ernſt, beinahe feierlich wieder das Wort. „Durch die geheimnißvolle, an das Zauberhafte gränzende Kraft des Magnetismus, an die ich, aus innerem Grauſen davor, früher kaum glauben mochte, von der ich immer ſchaudernd mich abwandte, haben Sie vor geiſtiger Verdunkelung, vielleicht vor dem jammervollſten Zuſtande mich bewahrt, der das Menſchenleben bedroht. Ich fühle ganz, was Sie für mich gethan, obgleich mir nicht Worte zu Gebote ſtehen, um würdig es Ihnen ausdrücken zu können, wie tief ich es empfinde. Und doch mein Freund, ich muß offen gegen Sie ſeyn, ſogar auf die Gefahr hin, Ihnen vielleicht wehe zu thun, oder von Ihnen mißverſtanden zu werden. Hätten Sie nur das Leben mir erhalten, könnte ich mit Gewißheit mich überzeugen, daß ohne Ihr wunderbares Dazwiſchentreten der ſchwache, vom höchſten Entſetzen halb ausgelöſchte Lebensfunken, mir wirklich ſchnell erloſchen wäre, daß ich nicht vielleicht noch Jahrelang in dunkelem Halb-Bewußtſeyn — es iſt zu grauſenhaft, ich muß des Denkens daran mich erwehren! — Aber ich fühle, als ob es mir beſſer wäre, wenn ich jetzt, wie der arme Robert, in meinem ſtillen Grabe läge, als auf dieſe Weiſe erhalten zu ſeyn. Und doch liebte ich noch vor kurzem ſo ſehr das Leben! die lichte Sonne und unſere reiche, ſchöne, prachtvolle Welt!“

„Und werden ſie wieder lieben, und gern noch lange auf der ſchönen Erde im Sonnenlicht wohnen, wenn erſt das Nachbeben der fürchterlichen Erſchütterung, die Sie erlitten, völlig verklungen ſeyn wird, erwiederte Belmont. Ich begreife Ihr Gefühl, theure Sidonia, es liegt in unſerer Natur, daß jede Wirkung, deren Urſache uns nicht ganz klar und begreiflich iſt, uns erſchreckt, ſogar unheimlich und geſpenſtiſch uns erſcheint. Empfand ich doch ſelbſt etwas ähnliches, unerachtet meiner innigen Freude darüber, als ich durch die Uebung jener wundervollen Naturkraft, von der ich damals noch nicht wußte, daß ſie mir zu Gebote ſtand, in tiefen heilenden Schlummer Sie verſinken ſah. Alle andere Mittel, Sie zu retten, erklärte der Arzt für hoffnungslos; die Todesangſt, die Jeden treibt, ſelbſt bei dem ſcheinbar Unmöglichen Hülfe zu ſuchen, wenn er ein theures geliebtes Leben im ungleichen Kampfe mit der Vernichtung ſieht, trieb auch mich zu dem gewagten Verſuch, Sie auf dieſe Weiſe zu erhalten. Ihr guter Engel muß es mir eingegeben haben, denn obgleich mein unwiderſtehlicher Hang, der Natur in allen ihren Erſcheinungen nachzuforſchen, mich oft bewog, auch die Wirkungen des Magnetismus zu beobachten, ſo bin ich doch nie vorher auf den Gedanken gekommen, mich ſelbſt in der Uebung dieſer geheimnißvollen Kraft zu verſuchen.“

„O thun Sie es nie wieder!“ rief Sidonia ängſtlich bewegt, „geloben Sie mir, dieſe, von unſichtbarer Hand Ihnen gegebene Gewalt über mein innerſtes Leben, über meinen Geiſt, mein Gemüth, meine Gedanken nie wieder zu üben. Belmont, geloben Sie mir, nie wieder zu demſelben Ihre Zuflucht zu nehmen, ſelbſt wenn ich abermals ſterbend vor Ihnen liegen ſollte. Geloben Sie es mir, ich beſchwöre Sie darum, nicht weil ich Ihnen mißtraue, nicht weil ich fürchte, Sie könnten die Ihnen verliehene Kraft anders als zu edlen Zwecken anwenden wollen, ſondern weil ich ferner gern aus freiem Willen, mit klarem Bewußtſeyn, Ihnen als meinem treueſten Freunde vertrauen möchte.“

„Liebe wunderliche Freundin“, erwiederte Belmont lächelnd, „wer mag im Voraus geloben, daß er nie ein ihm unendlich theures Weſen unſanft bei den Haaren ergreifen will, wenn er es jemals in Gefahr ſehen ſollte, in den Wellen unter zu gehen? Doch beruhigen Sie ſich, auch mir erſcheint dieſe unerklärliche Kraft der Natur in einem zu ernſten Licht, zu enge mit unſerem geiſtigen Daſeyn verbunden, als daß ich ſie jemals frevelnd mißbrauchen könnte. Gönnen Sie mir ungetrübt die Freude, Sie ſo kräftig auf dem Wege zur völligen Geneſung fortſchreiten zu ſehen, und vertrauen Sie unbedingt Ihrem Freunde.“

„Ich vertraue ihm“, erwiederte Sidonia tief aufathmend.

„Ich weis es“, ſprach Belmont, „und baue auf dieſes ſchöne Vertrauen das Recht, mich, wenn gleich ein wenig unberufen, in Ihren Rath zu drängen. Ihr Aufenthalt hier kann nicht von Dauer ſeyn. Wohin wollen Sie ſich wenden? Nach Paris zu gehen, wie Sie früher Willens waren, möchte in dieſem Augenblick nicht rathſam ſeyn — Ihrer Geſundheit wegen, meine ich“, ſetzte Belmont ſchnell hinzu, „Sie bedürfen noch ungeſtörter Ruhe, um ſich von der gewaltſamen Erſchütterung völlig zu erholen, die Sie erlitten;

auch iſt Paris zur Sommerzeit keineswegees ein angenehmer Aufenthalt.“

„Nein, nein, ich kann in dieſem Lande nicht länger weilen wollen, wo alles bis auf die Sprache mir jene Schreckensſtunde zurückruft“, erwiederte Sidonia heftig bewegt, „wo ich keinen Schritt wagen dürfte, ohne von Neugierigen angeſtarrt zu werden, die mit Fingern auf mich zeigen würden. Denn, meinen Sie, ich wiſſe nicht, welch unſeliges Aufſehen Roberts Tod erregt hat? Auch mein Vaterland iſt in dieſem Augenblick für mich verſchloſſen. Wie würden ſie dort mit Fragen auf mich einſtürmen, mit unbarmherzigen Fragen nach Dingen, bei deren bloßer Erinnerung alles Blut in meinen Adern erſtarrt! Ich weis es, auch dort ſchwebt mein Name mit dem jenes Unglücklichen vereint auf allen Zungen. Von neuem bin ich dem Urtheil der öffentlichen Meinung verfallen, dieſer, mir wie meiner Mutter, von jeher feindlichen Gewalt, dieſem Phantom, dem ich oft trotzte, das ich noch immer tief im Grunde meiner Seele verachte, und deſſen geſpenſterartige Uebermacht mich jetzt dennoch zu Boden drücken würde; denn ich fühle mich noch immer ſchwach und muthlos wie ein Kind.“

Belmont erſchrack innerlich über dieſe Aeußerungen Sideniens. Während er mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jedes ihrer Worte achtete, mußte er fürchten, ein unglücklicher Zufall habe mit dem ganzen Umfange der bittern Verläumdungen ſie bekannt gemacht, die ihren Namen mit Schmach beluden, und die ihr zu verbergen, er jedes ihm zu Gebote ſtehende Mittel angewendet hatte. Erſt dann fühlte er ſich beruhigter, als durch ſehr behutſam ausgeſprochene Fragen er entdeckte daß ſie von allem, was gegen ſie geſchehen war, eigentlich nichts mit Beſtimmtheit wiſſe, ſondern nur vermuthe, Roberts Tod nebſt allen ihn begleitenden Umſtänden möchte durch die Zeitungen allgemein bekannt worden ſeyn.

„Wohin ſoll ich mich wenden?“ klagte Sidonia weiter, „mir fehlen Muth und Entſchluß, und der Gedanke, in meiner jetzigen Stimmung eine neue Wanderung anzutreten, beängſtigt mich ſehr. Belmont, nennen Sie mir ein verborgenes Plätzchen der Erde, wo ich ſtill und unbeobachtet von meinen Feinden, mich ſelbſt wieder zu finden ſuchen kann; dort will ich friſche Kräfte ſammeln und ſtill es abwarten, bis neue Ereigniſſe mich und den armen Robert bei der Welt in Vergeſſenheit gebracht haben, bis ich von neuem aus meiner Verborgenheit hervortreten darf. Für jetzt bin ich wahrhaft lebensmüde, und ein fallendes Blatt, ein unerwartet auf mich eindringender Laut erſchrekken mich.“

„Sie ſelbſt ermuthigen mich, mit einem Vorſchlage hervor zu treten, den ich bisher nur aus Furcht, den Schein des Eigennutzes auf mich zu laden, mich auszuſprechen ſcheute“, erwiederte Belmont. „Eine Reiſe nach Edinburgh iſt mir in wiſſenſchaftlicher Hinſicht in dieſem Augenblick ſehr wünſchenswerth; es leben dort einige Männer, mit denen ich ſeit geraumer Zeit im Briefwechſel ſtehe, und die ich gern perſönlich kennen lernen möchte, und mein gelehrter Pariſer Freund hegt gleiche Abſichten mit mir. Sidonia, könnten Sie ſich entſchließen, nach Schottland zu gehen, und uns Beiden erlauben, Sie dorthin zu begleiten? Die wild romantiſche, von den Ihnen bekannten Gegenden der Schweiz ganz abweichende Schönheit jenes Landes, die altväterlichen einfachen Sitten ſeiner Bewohner, der Nachhall uralter Lieder, der von Fingals und Oſſians Gräbern dort zu uns herübertönt, würden, denke ich, von düſtern Erinnerungen Sie abziehen, und Ihren Geiſt zu friſcher Theilnahme anregen. Von der verrufenen Rauhheit des dortigen Klimas werden wir in dieſer Jahreszeit wenig gewahr werden, ich glaube vielmehr, daß die friſche Bergluft Ihnen heilſamer ſeyn möchte, als die entnervende Gluth eines ſüdlichen Sommers. Eine angenehme ländliche Wohnung in der Nähe von Edinburgh, oder wo Sie ſonſt es immer wünſchen möchten, wird ohne große Mühe zu finden ſeyn. Sie ſehen ſelbſt — aber theure Sidonia, ich merke, daß ich auf gutem Wege bin, Sie zur Annahme eines Vorſchlages überreden zu wollen, den ich nur, als das Beſte, was ich in dieſem Augenblick Ihnen anzurathen weis, zu näherer Prüfung vorzulegen gedachte. Ich bitte Sie, achten Sie darauf nicht, ich und was ich wünſche, dürfen hier gar nicht in Anſchlag kommen, bedenken Sie einzig und allein, was für Sie das Sicherſte und Bequemſte ſeyn möchte, und richten Ihre Entſcheidung darnach ein."

Doch es bedurfte bei Sidonien keiner Ueberredungskünſte, daß ſie zu jedem Vorſchlage Belmonts ihre Zuſtimmung gab. Wahrſcheinlich war er ſelbſt ſich deſſen nur zu wohl bewußt, beſonders in dieſem Augenblick, wo ängſtliche, an Reue gränzende Trauer und bange Sorge ihr Gemüth bedrückten, wo ſie tiefer als jemals es fühlen mußte, wie völlig ſchutzlos, in welcher gänzlichen Abgeſchiedenheit ſie, unerachtet ihrer glänzenden Unabhängigkeit, in der Welt daſtand, einzig auf ſich ſelbſt angewieſen, ungehemmt in der freien Wahl ihrer Schritte, aber auch ohne eine leitende Hand, um Sie ſicher zu führen. Und letztere war ihr doch in ihrer jetzigen ſie entmuthigenden Lage unentbehrlicher als je.

Kaum hatte Belmont aufgehört zu reden, als Sidonia ihn auf das dringendſte bat, die nöthigen Voranſtalten zu ihrer gemeinſchaftlichen Reiſe nach Schottland möglichſt zu beſchleunigen. Sie verſicherte ihn zugleich, daß ſie ſchon längſt gewünſcht habe, jenes Land zu beſuchen, obgleich ſie nie vorher daran gedacht hatte. Dennoch ſprach ſie damit keine wiſſentliche Unwahrheit aus. Sie ſelbſt glaubte, daß dem ſo ſey, denn Gewohnheit und Belmonts geiſtiges Uebergewicht hatten ſie allmählig dahin gebracht, die Gedanken und Anſichten deſſelben ſich anzueignen, und in ſich aufzunehmen, ſo daß ſie dieſelben gar leicht mit den eigenen verwechſelte, und nicht mehr zu unterſcheiden wußte, was davon im Grunde ihm, was ihr angehöre.

Eigentlich kam es in jener Zeit den Bewohnern des feſten Landes nicht leicht in den Sinn, Schottland nur zum Vergnügen zu bereiſen; denn man dachte an deſſen Exiſtenz kaum. Walter Scotts meiſterhafte Darſtellungen der Sitten und Eigenheiten ſeines Vaterlandes fingen eben erſt an, in Deutſchland jenes Intereſſe zu erregen, das immer allgemeiner werdend, endlich in die bekannte Scottomanie ausartete, die in der allerneueſten Zeit von amerikaniſchen Romandichtern untergraben, zu ſinken beginnt. Chineſen und Tartaren werden vielleicht bald die Amerikaner bei uns verdrängen, und wer möchte vorausſagen können, welchen noch entfernteren und unbekannten Völkern auch dieſe mit der Zeit werden weichen müſſen, ehe der ganze Zyklus durchlaufen iſt, und wir, als zu etwas wieder neu Gewordenem, zu der Darſtellung der uns zunächſt umgebenden Sitten und Gegenſtände zurückkehren, und wieder anfangen, uns im eignen Vaterlande einheimiſch zu befinden.

Mit Zuſtimmung des Arztes brachte Belmont ſeine Freundin zu dem Entſchluſſe, ſchon in Bourdeaux ſich einzuſchiffen; die wohlthätige Einwirkung, welche eine Seereiſe auf ihre Geſundheit haben würde, mußte ihm dabei zum Vorwande dienen, eigentlich aber that er es nur aus inniger Sorglichkeit für ihre Ruhe. Bei der von einer Reiſe zu Lande unzertrennlichen Berührung mit fremden Leuten, in die ſie unvermeidlich gerathen mußte, war es faſt unmöglich, ſie in gänzlicher Unbekanntſchaft zu erhalten, mit den ihre Ehre verletzenden

Verläumdungen, die er bis jetzt ſo glücklich ihr verborgen hatte, und die noch immer die Zungen wie die Zeitungen beſchäftigten.

Mit bedeutendem Geldaufwande und Herrn Courtins thätigſtem Beiſtande, der Sidonien gern nur recht bald und recht weit aus der Nähe von Bourdeaux entfernt wiſſen wollte, fand Belmont einen als braven wohlerfahrenen Seemann bekannten engliſchen Schiffskapitain, der nach Leith, eigentlich dem Hafen von Edinburgh, ſie zu führen unternahm. Die Kajüte ſeines ziemlich geräumigen Schiffes wurde, ſo viel dieſes in der Eile ſich thun ließ, bequem eingerichtet, und ſobald der Wind es erlaubte, brachte Belmont die ganze Geſellſchaft an Bord. Abſichtlich wählte er dazu eine nächtliche Stunde, um Sidonien im Dunkel derſelben den Anblick der Stadt Bourdeoux und des Stromes, den ſie ſo oft, in ſo verſchiedenen Stimmungen von ihrem Balkon aus überſehen, zu erſparen. Als die Sonne aufging, lag ſchon alles außerhalb Sidoniens Geſichtskreis, was nur irgend eine trübe Erinnerung in ihr aufregen konnte. Dankbar blickte ſie auf zu ihrem Freunde, welcher auf dem Verdecke neben ihr ſtand, und deſſen zarte Fürſorge ſie auch hier nicht verkannte. Mit dem Gefühl, als ob ſie einem neuen Leben entgegen ſchiffe, überließ ſie ſich furchtlos den Wellen, die ſie ſanft weiter trugen.

Glücklicherweiſe gehörte Sidonia zu den Wenigen, welche ſich dem Meere anvertrauen dürfen, ohne von der Seekrankheit ergriffen zu werden, dieſem Uebel, von welchem ſich Niemand einen Begriff machen kann, der nicht deſſen, allen Lebensmuth ertödtenden Gewalt an ſich ſelbſt erfahren. Auch Belmont hatte ſchon zu viele und bedeutende Seereiſen zurückgelegt, um ihm noch unterworfen zu ſeyn; deſto übler aber ſtand es um die arme Margarethe und den guten Doktor Maifeld, den Belmonts Bitten und ſeine eigene Sorge um Sidonien wirklich bewogen hatten, letztere zu begleiten. In einem wahrhaft jammervollen Zuſtande ließ er in ſeiner Hangematte ſich ſchaukeln; unfähig, ſich ſelbſt, viel weniger Andern helfen zu können, verwünſchte er tauſendmal des Tages ſeine Thorheit, ſich in ſeinen alten Tagen auf das treuloſe Meer begeben zu haben, und wollte ſchier verzweifeln, wenn es ihm einfiel, daß er dieſe Qualen nochmals überſtehen, oder dem Glücke, nach Frankreich zurück zu kehren, entſagen müſſe.

So waren denn Sidonia und Belmont während der nicht ganz unbedeutenden Anzahl von Tagen, die ſie in ihrer hölzernen Miniaturwelt zubringen mußten, einzig auf einander beſchränkt; denn der alte Naturforſcher aus Paris hatte ſich zu einer ſo langen Seereiſe nicht entſchließen können, und es vergezogen, von Calais aus nach Dower zu gehen. Langſam, aber ſicher, bisweilen von nicht ganz günſtigen Winden aufgehalten, aber weder von Sturm noch andern Widerwärtigkeiten bedroht, verfolgte ihr Schiff ſeine weite ſpurloſe Bahn, ſtill und einförmig glitten die Tage an ihnen hin, von keinem Laut der Außenwelt berührt. Die gute Nacht, die ſie einander anwünſchten, wenn ſie Abends ſich trennten, der gute Morgen, mit dem ſie einander begrüßten, wenn ſie auf dem Verdecke wieder zuſammen trafen, waren die einzigen Abſchnitte in ihrem Leben, an denen ſie gewahr wurden, daß wieder ein Tag oder eine Nacht vorüber gezogen ſey. Ein Segel, das zuweilen aus der Ferne ihnen entgegen leuchtete, ein Bewohner der unermeßlichen Meereswüſte, der nahe an ihrem Schiffe in die Höhe ſprang und die ſilbernen Seiten im Sonnenſchein erglänzen ließ, oder ein müder Wanderer der Luft, der den Maſtbaum zum Ruheplatz ſich wählte, ſchienen ihnen ſchon eine bedeutende Begebenheit, und waren das einzige, was ſie erinnerte an das große, mannichfaltig geſtaltete Leben aller Kreaturen, außerhalb des engen Raums, den ſie jetzt bewohnten.

Von ſolchem ungeſtörten Frieden umgeben, ward es auch nach den überſtandenen wildtobenden Stürmen in Sidoniens Gemüth wieder ſtiller. Im Schatten eines zum Schutz gegen die Sonne aufgeſpannten Segels brachte ſie jede Stunde, in der die Witterung es erlaubte, an Belmonts Seite auf dem Verdecke zu; ließ aus ihren Lieblingsdichtern ſich von ihm vorleſen, oder vertiefte ſich in Geſprächen. Nie brachen dieſe aus Mangel an Stoff ab, vielmehr fand hier Belmont Gelegenheit, den ganzen Reichthum ſeines Geiſtes immer herrlicher und blendender vor ihr zu entfalten. In der ungeſtörten Einſamkeit, in welcher Beide wochenlang hier mit einander blieben, verzweigte die ſüße Gewohnheit, mit Belmont zu leben, ſich immer inniger mit Sidoniens Daſeyn; immer höher ſtieg ihr unbegränztes Vertrauen zu ihm.

In ſtillen Abendſtunden, wenn das Flammenmeer, in welchem See und Himmel beim Scheiden der Sonne entbrannten, allmählig in farbloſes Grau überging, und die Sterne, einer nach dem andern, am Horizonte heraufzogen, dann faßte ſie ſich wohl ein Herz, ihm alle Ereigniſſe ihres kurzen Lebens nach und nach mitzutheilen; ihr war, als müſſe das ſo ſeyn, als habe der Freund ein heiliges Anrecht an allem, was ſie betroffen, wie an ihre geheimſten Gedanken. Mit ungeheucheltem Antheil achtete Belmont auf dieſe Ergießungen ihres Herzens, und fand kaum Worte, um ſeinen innigſten Dank für dieſes holde Vertrauen ihr auszudrücken, aber er erwiederte es nie, und Sidonia ſchien dieſes auch weder von ihm zu wünſchen, noch zu erwarten. In ihrem Gemüthe war ſie überzeugt, genau zu wiſſen, was er ſey; doch wie er es geworden, verlangte ſie nicht zu erfahren. Er ſtand viel zu hoch in ihrer Achtung, als daß ſie ihn und ſein Leben jemals als einen Gegenſtand jener Neubegier hätte betrachten können, welche die Männer ſo oft den Frauen vorwerfen, und die ohnehin nie zu den Fehlern oder Schwächen Sidoniens gehört hatte.

Nur Eines verſchwieg dieſe dem Freunde, der übrigens ihr volles Vertrauen beſaß, ſie verſchwieg es ihm nicht abſichtlich, aber von innerer Scheu bezwungen fühlte ſie die Unmöglichkeit, vor ihm ausſprechen zu können, was dennoch, ſeit ſie Adelheim verloren, der Grundton ihres Daſeyns geworden war; jene bis zur Qual ſich ſteigernde Sehnſucht nach einem ihr gleichgeſtimmten Gemüth, nach einem Weſen, das fähig wäre, die unendliche Liebe, die in ihr glühete, zu verſtehen und zu erwiedern, zu dem ſie vertrauungsvoll ſprechen könnte: ich bin nicht mehr allein, denn ich habe dich gewonnen für Zeit und Ewigkeit. Und doch hatte dieſes Gefühl, ſeit dem Tode ihres Gemahls, ſie allein auf dem Lebenswege geleitet, war die Veranlaſſung zu allen ihren Handlungen, zu ſo manchem unbedachten Schritte geweſen, der in ſchwer zu überwindende Widerwärtigkeiten ſie verwickelte. Belmonts Erſcheinung hatte dieſe Sehnſucht weder geſteigert noch gemildert, immer noch lebte ſolche in den Tiefen ihres Herzens, aber ſie war einſtweilen verſtummt. Das Leben in ſeiner Nähe nahm ihre Gedanken, ihre Gefühle, ſogar ihre Zeit ausſchließend in Anſpruch, ſo daß ſie ſich ſelbſt darüber vergaß, und den Blick weder rückwärts noch vorwärts zu wenden vermochte.

Erſt ſeit dem entſetzlichen Augenblick, in welchem ſie den unglücklichen Robert ſterbend zu ihren Füßen hinſinken ſah, war die Vergangenheit ihr wieder näher getreten, und gewiß nicht in ſchmeichelnder Geſtalt. Mancher leiſe ängſtende Vorwurf ward in ihr wach, als ob ſie den Bedauernswürdigen früher zu freundlich angezogen habe, um ſpäterhin ihn zurückſtoßen und verbannen zu dürfen. Sie flüchtete jetzt mit ihrem wunden Gemüthe zu ihrem Freunde Belmont, klagte vor ihm ſich an, indem ſie ihr früheres Verhältniß zu dem unglücklichen Maler auf das umſtändlichſte ihm darlegte, und der Ernſt, mit dem er ſie gegen ſich ſelbſt vertheidigte, that ihr unendlich wohl. Er bewies ihr das Ungegründete der Vorwürfe, die ſie quälten; er ſtellte ihr vor, daß ſie bei ihrer jugendlichen Unerfahrenheit und der anſpruchsloſen Beſcheidenheit ihres Charakters ſich unmöglich die wilde Leidenſchaftlichkeit des armen Roberts habe denken können, und daß zu große Nachſicht mit ihm vielleicht das einzige wäre, was ſie allenfalls jetzt zu bereuen habe.

„Und doch ward dieſe Milde, die Sie dem Armen erwieſen, ſchon durch ihre gegenſeitige, ſo verſchiedene Stellung im bürgerlichen Leben Ihnen gewiſſermaßen zur Pflicht“, ſetzte Belmont am Ende hinzu. „Bei ſeinem gerechten Künſtlerſtolz und ſeiner auf das höchſte gereizten Empfindlichkeit hätte Ihr ernſtes Zurückweiſen gleich anfangs ihn gewiß auf das ſchmerzlichſte verletzt; er würde darin nur ein Hindeuten auf ſeine niedere Geburt und ſeine Armuth geſehen haben, und wäre dadurch wahrſcheinlich um ſo früher der blutigen Entſcheidung ſeines Geſchickes zugetrieben worden, durch die er jetzt ſein Leben, aber auch alle ſeine Qualen beendet hat.“

Gleich nach Roberts Tode hatte Belmont ſeine ausgebreitete Bekanntſchaft in Rom dazu benutzt, ſich von den dortigen Verhältniſſen nähere Nachrichten zu verſchaffen zu ſuchen. Die Antworten, welche er auf ſeine Briefe erhielt, waren voll der traurigſten Beſchreibungen des häuslichen Elends jenes Unglücklichen, und des aus dieſem entſtandenen wüſten, bis zur ſichtlichen Verwirrung ſeiner Sinne ihn treibenden Lebens, das er in der letzten Zeit geführt hatte, um nur ſtundenweiſe dem ihm aufgedrungenen weiblichen Plagegeiſte zu entgehen, der auf die unwürdigſte Weiſe ihn oft bis zur Verzweiflung getrieben; ſo daß alle, die ihn kannten, dem Lebensmüden ſchon längſt das traurige Ende prophezeihet hatten, das er jetzt genommen.

Dieſe Briefe legte Belmont Sidonien jetzt vor, und gewährte ihr damit den wirkſamſten Troſt. Die wohlüberdachten treuen Bemühungen ihres Freundes verwandelten das ſie anklagende Gefühl in ſtille Trauer um den Heimgegangenen; Belmont überzeugte ſie, daß Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt nicht minder ſtrafbar ſey als gegen Andere. Sie lernte ſich ſelbſt vergeben und gab es auf, mit grundloſem Bereuen ſich länger zu quälen. Robert ward nicht von ihr vergeſſen, manche ſtille Thräne der Wehmuth floß noch immer ſeinem Andenken und ſeinem trüben Geſchick; auch war Belmont weit davon entfernt, ſie deshalb tadeln zu wollen; aber er ſuchte ganz unvermerkt von zu oft wiederholtem Erneuern betrübender Erinnerungen ſie abzuziehen. Sein Bemühen gelang, noch vor Beendung der Reiſe ſtrahlten Heiterkeit und friſcher Lebensmuth aus Sidoniens Augen ihm entgegen; ihr ganzes Weſen gewann wieder den Ausdruck innerer Zufriedenheit, der die anmuthige Frau ſo unwiderſtehlich liebenswürdig machte, und auf ihren Wangen erblühten von neuem in erhöhter Lebensfriſche die Roſen der Geſundheit.

Viele Tage waren vergangen, während Sidonia auf ſchwankenden Bretern zwiſchen Meer und Himmel ſchwebte, ohne in dieſer Beſchränkung irgend etwas von dem, was die Welt ihr ſonſt noch gewähren konnte, zu vermiſſen. Da weckte ſie das Land-verkündende Jubelgeſchrei der Matroſen aus ſanftem Morgenſchlaf. Erſchrocken fuhr ſie in die Höhe, warf ihren Mantel um und eilte auf das Verdeck, wo alles ſchon in fröhlicher Geſchäftigkeit durch einander lief. Das Ziel der Reiſe, der Hafen von Leith lag den Seefahrern vor Augen, und ſogar Doktor Maifeld und Margarethe klimmten mit wankenden Schritten, bleich und hohläugig wie Geſpenſter, die ſteile Treppe hinauf, um des langentbehrten Anblicks der alten Mutter Erde ſich zu erfreuen. Belmond trat lächelnd, mit einem Glückwunſch über die Beendigung der Reiſe, Sidonien auf dem Verdecke entgegen, ergriff ihren Arm, und hielt ihn feſt ans Herz gedrückt, während er ſich in eine entfernte Ecke mit ihr zurückzog, um ſie nicht mit den geſchäftigen Matroſen in unangenehme Kolliſion gerathen zu laſſen, die in ihrer Freude auf und nieder rannten und nichts hörten noch ſahen, als das Kommando, ihr Tauwerk und ihre Segel.

Noch ſtreute das Morgenroth ſeine Roſen in glühender Pracht über die weite Meeresfläche aus; im Weſten ſchienen die wogenden Nebel der nahenden Himmelskönigin den Thron noch ſtreitig machen zu wollen, doch nach wenigen Minuten blitzte der erſte Strahl der aufgehenden Sonne, gleich Millionen flammender Lampen, über die bewegte Waſſerfläche hin; die Sonne ſtieg höher und entfaltete das weite prächtige Panorama, welches Edimburgh mit ſeinen pittoresken Umgebungen hier bildet.

Belmonts Augen ſtrahlten von Entzücken über die ſeltene Schönheit dieſes Anblicks, und Freude beflügelte ſeine Worte, indem er mit feuriger Beredtſamkeit Sidonien alle die erhabenen und merkwürdigen Gegenſtände bezeichnete, ſo wie ſie nach und nach aus dem farbloſen Morgenduft in das heitere Licht des ſonnenhellen Tages heraustraten. Von Arthurs hoch über Edinburgh thronenden Felſenſitze ſchienen die grauen Nebelgeſtalten uralter Könige und Helden, die hier die Nacht über Geiſterwache gehalten, ſo eben widerwillig zurück in ihr falbes Dämmerlicht zu entſchweben; unfern von dieſem glänzten ſchon in vollem Sonnenſcheine die Ruinen der alten Burg, in welcher die ſchönſte und unglücklichſte der Frauen einſt von ihren eigenen Unterthanen in ſchmählicher Gefangenſchaft gehalten ward. Auch das Kaſtell, vormals der Wohnſitz der alten ſchöttiſchen Könige, prangte in hell ſtrahlendem Lichtglanz hoch über die wunderlich geſtaltete Häuſermaſſe, die von ſchwindelnder Felſenhöhe bis längs dem Abhange der Berge über einander gethürmet, über die neueren ſchöneren Gebäude in der Ebene ſich hinabſtürzen zu wollen ſcheint. Das lärmende Gewühl der an Edimburgh ſich anſchlieſſenden Hafenſtadt Leith drang, ähnlich dem Summen eines geſchäftigen Bienenſtocks, trotz der Entfernung bis zu ihnen herüber, und das Meer ſelbſt, wie ſtrahlte es im Abglanz der Morgenſonne! wie fröhlich tanzten die kleinen ſchaumgekrönten Wogen um die Inſeln her, welche nahe und ferne die grünenden Häupter aus den ſchimmernden Fluthen emporhoben!

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hörte Sidonia auf jedes Wort ihres von dem Anblicke ſo vieles Großen und Schönen begeiſterten Freundes, ihr Auge weilte auf jedem Gegenſtande, den er ihr andeutete, und gern hätte ſie ſein Entzücken getheilt, und mit gewohnter Theilnahme ſich der Herrlichkeit erfreut, die immer deutlicher ſich vor ihr entfaltete. Aber dieſes war ihr unmöglich, das Lächeln, welches ſie erzwang, umſpielte nur ihre Lippen, es kam nicht aus ihrem Herzen, in deſſen Tiefen eine geheime bittere Empfindung lauſchte, die ſie ſich gern abgeläugnet hätte. In den laut ſich ausſprechenden Jubel der Andern über die endliche Beendigung dieſer Reiſe konnte ſie nicht einſtimmen, denn ſie hatte nie, gleich ihnen, ſie herbeigewünſcht; doch warum dem ſo war, verſuchte ſie nicht ſich zu erklären. Die Gleichgültigkeit, von der ſie bei der allgemeinen Freude ſich befangen fühlte, war ihr ſelbſt verdrüßlich, und obgleich dieſes ihr widerſinnig genug vorkam, ſo kränkte es ſie dennoch beinahe, daß Belmont hier zum erſtenmal anders zu empfinden ſchien als ſie, und ſie bedurfte aller ihr möglichen Herrſchaft über ſich ſelbſt, um ihm dieſes nur nicht bemerkbar werden zu laſſen.

Die Landung in dem gewühlvollen Leith, die Verhandlungen mit der Douane, welche nicht enden zu wollen ſchienen, das Düſtere, Abſchreckende dieſer Stadt, das Treiben und Drängen und Stoßen in den engen ſchmutzigen Straßen derſelben, eigneten ſich wenig dazu, Sidonien mit der Erreichung ihres Zieles zu verſöhnen und ſie zu erheitern. Aber alle dieſe Unannehmlichkeiten waren ihr gewiſſermaßen willkommen, denn ſie konnten ihrer ſchwer zu verhehlenden Verſtimmung zur Entſchuldigung dienen, und Belmont nahm ſie auch dafür an. Er beeiferte ſich um ſo thätiger, alles auf das ſchnellſte zu beſeitigen, was ihren Aufenthalt in einem ſo unangenehmen Orte verlängern konnte, und brachte es auch wirklich dahin, daß er nach wenigen Stunden mit Sidonien in Edinburgh anlangte.

* * *

Die unangenehme Empfindung, mit der Sidonia das Schiff verlaſſen hatte, und deren ſie bei reiferem Nachdenken ſich vor ſich ſelbſt ſchämte, verlor ſich bald, und um ſo eher, da Belmont, der mit ihr im nämlichen Gaſthofe wohnte, ihrer und des Doktor Maifelds Geſellſchaft alle Stunden zubrachte, die ſein Verkehr mit den ſchottiſchen Gelehrten ihm freiließ. Auch ſein alter Freund aus Paris war noch nicht angekommen, und hatte geſchrieben, daß unüberwindliche Abhaltungen ihn zwängen, noch einige Wochen in ſeiner Heimath zu verweilen. So hatte Belmont überflüſſig Zeit und Muſe gewonnen, um Sidonien und ſeinen Freund Maifeld mit allen Eigenheiten und Merkwürdigkeiten einer Stadt bekannt zu machen, deren Gleichen Beide noch nie geſehen hatten, und die in vielfacher Hinſicht vor tauſend anderen Städten in Europa ſich auszeichnet, indem wohl in keiner derſelben hohe Schönheit und abſchreckende Häßlichkeit im ſchreiendſten Kontraſte ſo genau ſich berühren, als in Edinburgh.

Die regelmäßige Schönheit des neueren Theiles dieſer Stadt, die breiten ſchön gepflaſterten Straßen, die großen, aus lauter Quaderſteinen erbauten Häuſer, die weiten prächtigen Plätze, deren Mitte, wie in London, ein kleiner blüthenduftender Garten, oder ein, wie mit grünem Sammet belegter Grasplatz ſchmückt, entlockten ſogar dem Doktor Maifeld ein beifälliges Lächeln, ſo ſehr ſich dieſer auch nach ſeinem Frankreich und ſeinen alten Gewohnheiten zurückſehnte, und machten neben der glänzenden Reinlichkeit, der gemüthlichen Wohlthätigkeit, welche ſie überall erblickte, den angenehmſten Eindruck auf Sidonien. Mehr noch als alles dieſes aber, entzückte ſie die hohe ernſte Schönheit der ſie umgebenden Natur, die über Edinburgh thronenden Felſenhöhen, die zu erſteigen ſie unermüdlich war, und am Ende faſt jeder Straße der unabſehbar weite Blick auf das Meer, mit ſeinen vielen Inſeln, das zu jeder Stunde mächtige Schiffe und unzählbare Barken und Fiſcherkähne durchkreuzten. Wandte ſie dann das Auge wieder nach der Landſeite hin, ſo dämmerten am Horizonte aus blauer Ferne die Nebelumhüllten Gebirge des ſchottiſchen Hochlandes ihr entgegen, in deren romantiſchen Schatten, an deren ſpiegelhellen Seen ſie bald an Belmonts Seite zu wandern hoffte, die ſchon im Voraus ihre Phantaſie mit großen Bildern und ihr Gemüth mit innigem Verlangen nach den alten Sagen, den Liedern, den Heldengräbern und den grauen Ueberreſten einer längſt verſunkenen Vorzeit erfüllten.

In ſolchen Genüſſen brachte Sidonia die Tage hin, ohne daß es ihr nur einmal eingefallen wäre, ſich nach andern Freuden oder nach einem ausgebreitetern geſelligen Umgange zu ſehnen. Außer einem Creditbriefe an ein dortiges Handlungshaus hatte ſie keine Addreſſen mit ſich gebracht, auch dachte ſie nicht daran, hier Bekanntſchaften zu ſuchen. Belmont, dem es ein Leichtes geweſen wäre, ſie in den Häuſern einzuführen, in welchen er Zutritt hatte, ſchien auch keineswegs geneigt, ſie dazu aufzufordern, und hatte ſeine guten Gründe dazu. Er war nicht zum erſtenmal in Schottland, und kannte die dort herrſchende Strenge der Sitten, und der Anſichten des Schicklichen zu genau, um nicht vorherſehen zu können, in welchem Lichte man eine junge ſchöne Frau dort betrachten würde, die allein in der Welt herumfährt, von einem jungen Manne begleitet, den weder das Band der Ehe, noch das, naher Blutsverwandtſchaft dazu berechtigten, als ihr Beſchützer aufzutreten; er achtete ſeine Freundin zu hoch, um ſie eines, ihrer unwürdigen Empfangs oder vielleicht gar empfindlichen Beleidigungen ausſetzen zu wollen.

Ohne von alle dieſem eine Ahnung zu haben, ſetzte Sidonia ihre fröhlichen Wanderungen an der Seite ihres Freundes fort, ſtets von dem Reize der Neuheit angezogen; aber ſie fuhr faſt ängſtlich zurück, und klammerte feſter an Belmonts Arm ſich an, als er ſie eines Morgens, ohne ſie darauf vorbereitet zu haben, auf einem faſt unſteiglichen Wege in die alte Stadt Edinburgh einführte, von der Walter Scott uns ein ſo anſchauliches Bild gewährt. In dieſes unbeſchreiblich verworrene Labirinth düſterer Gänge, enger, winklicher Gaſſen, in die nur ein ſchwacher Schimmer des Tageslichtes Eingang findet, wo man zwiſchen alten, mit Einſturz drohenden Häuſern, auf unwegſamem Pflaſter ſteile Berge hinanklimmt, oder in die tiefe Kluft ſich hinab windet, welche die alte Stadt von der neueren ſcheidet. Schwindelnd blickte Sidonia an den, aus zehn über einander gethürmten Stockwerken beſtehenden Häuſern hinauf, die gleich Schwalbenneſtern an den Felſen geklebt daſtehen, deren widerwärtig ſchmutziger Anblick gar nicht den Gedanken aufkommen läßt, daß glückliche heitere Weſen in ihrem düſtern Innern wohnen könnten, und aus deren vierten, fünften Stocke man durch eine Hinterthüre auf ebenem Wege in eine andere, nicht minder enge und ſchmutzige, aber höher belegene Straße wandeln kann. Mehrere ſteinerne Brücken führen über jene Felſenkluft zu der heitern Anhöhe hinüber, auf welcher das neuere Edinburgh erbaut iſt; eine derſelben gewährt einen Blick in den bebauten Theil der tiefen Felsſpalte, deren größerer Theil den Ziegen zur Weide überlaſſen wird. Sidonia glaubte in den von unglückſeligen Geiſtern bewohnten Vorſaal des Erebus zu ſchauen. Tief unter ihr lag eine faſt unterirdiſche Stadt, ſo tief, daß die höchſten Giebelſpitzen der ſchmalen hohen Häuſer noch lange nicht bis zur Grundlage der Brücke hinan reichten, auf welcher ſie ſtand; weder Sonne noch Mond konnten, wie es der Anſchein gab, jemals ihre Strahlen bis zu dieſer Tiefe hinab ſenden, ewiges Zwielicht, feuchte Kälte, ungeſunde Nebel mußten dort unten fortwährend herrſchen. Und doch ſah ſie zu ihrem großen Erſtaunen viel hundert gnomenartige Weſen, welche die Höhe, auf welcher ſie ſtand, ihr klein wie Zwerge erſcheinen ließ, in den feuchten, ſchmutzigen, rinnenartigen Gaſſen ſich hin und her und durch einander bewegen, in die abſchreckend widerlichen Häuſer hinein und hinaus ſchlüpfen, ſich begrüßen, ſich ſtreiten, und ihr Weſen ſo lebhaft treiben, als lebten ſie im ſchönſten Sonnenſchein.

„Sind das Menſchen, was ich dort unten, gleich einem aufgeſtörten Ameiſenhaufen herumwimmeln ſehe?“ rief ſie voll Erſtaunen, die Hände zuſammenſchlagend; „Menſchen wie wir? mit Sinnen wie die unſrigen, die dort unten freiwillig in dunkeln feuchten Höhlen ein elendes Daſeyn hinſchleppen? während ſie nur herauszukriechen brauchen, um in geſunden freundlichen Wohnungen ein wirklich menſchliches Leben zu führen!“

„Menſchen wie wir, eben ſo organiſirt als wir es ſind, die nur dort unten durch die mächtigſte aller Gewalten, durch die der Gewohnheit feſtgehalten werden“, erwiederte Belmont lächelnd. „Die guten Leute wünſchen nur ihren Sarg dereinſt an die nämliche Stätte hingeſtellt zu wiſſen, wo in früheren Tagen ihre Wiege ſtand, das iſt es alles. Und wenn ſie auch in die lachendſten Gefilde der Welt, zwiſchen Reben, Orangen und Granaten ſie hinverſetzen wollten, ſo würden ſie das alles zwar benutzen, um Geld daraus zu gewinnen, denn das will der arme Schotte immer, weil er deſſen höchlich bedarf, aber das Herz zieht ihn dennoch zurück zu ſeiner alten dunkeln Wohnung, und wäre ſie noch freudenloſer als dieſe, zu ſeinen wilden Bergen, ſeinem Haferbrode und ſeinen Kartoffelfeldern. Und, liebe Sidonia, ſind wir alle nicht eigentlich die Söhne und Töchter der Gewohnheit? unſere Tugenden, unſere Laſter, was ſind ſie anders als gute oder ſchlechte Angewöhnungen? und die Treue, mit der wir in Freundſchaft oder Liebe, an einem einzigen geliebten Weſen hangen, ohne uns von höherer Schönheit, glänzenderen Eigenſchaften, die Andere beſitzen, von ihm abwendig machen zu laſſen, was iſt ſie anders als eine, gewiß ſehr lobenswerthe Gewohnheit?"

„Nein, Belmont, nein! dieſer Ausſpruch kommt nicht aus Ihrem Herzen, Sie wollen zum Scherz verſuchen, mich durch Sophiſtereien zu verwirren!" rief Sidonia, und ſah mit ihren großen klaren Augen ihm ſo feſt ins Geſicht, als wolle ſie bis tief in das Innerſte ſeiner Seele hineinblicken.

„Und doch, theure Freundin iſt dem ſo, wie ich es ſagte, und es iſt ein großes Glück, daß es ſo iſt", ſprach Belmont mit freundlichem Ernſt. „Das Schickſal gewährte dem Menſchen die höchſte Gunſt, indem es ihn der Gewohnheit unterwarf. Wie würde der ſchwache Sohn der Erde ſonſt ſo viel Elend, nagende Sorge, Entbehrung, Krankheit und Schmerz mit Faſſung, ſogar mit Heiterkeit ertragen können? woher würde er die Kraft nehmen, am Rechten und Wahren feſt zu halten, wenn das Unrecht in lockender Geſtalt daneben ſteht und ihm winkt? Ja, im Vertrauen geſagt, liebe Sidonia, kein Mann auf Erden wäre ein

Held, wenn nicht Gewohnheit es ihm möglich machte, der augenſcheinlichſten Lebensgefahr Trotz zu bieten, und zum Beiſpiel, vor einer feuerſpeienden Batterie ſtill zu ſtehen, wo die, unſerer Natur ſo feſt eingewurzelte Liebe zum Leben ihn mächtig einladen müßte, ſich fort zu begeben.“

„Das alles gebe ich zu“, erwiederte Sidonia, nur das edelſte Gefühl unſerer Bruſt, das Einzige, woran wir uns halten können, wenn Alles uns verläßt, die heilige Treue, kann ich auf dieſe Weiſe Ihnen nicht preisgeben“, erwiederte Sidonia, „ſie iſt edlerer Art, und hat mit dem Irdiſchen nichts gemein.“

„Treue bewährt ſich nur in der Zeit, ſie iſt die Tochter derſelben, wie die Gewohnheit auch, beide ſind Eins, wenn Sie recht ſie beleuchten, und deshalb kann die Zeit ihr auch nichts anhaben“, ſprach Belmont.

„Der Streit könnte weit führen, mir ſcheint er nur um Worte ſich zu drehen, und übrigens iſt hier auch gar nicht der Ort, ihn gehörig durchzufechten“, nahm plötzlich Doktor Maifeld das Wort. „Seht nur einmal unſere Umgebungen recht an, lieben Freunde, wahrlich, mir graut unter dieſem ſchmutzigen wüſten Geſindel. Dort jenes lange hagere Weib mit dem rothen zerſetzten

Mantel um die Schultern, und den unter der ſchmuzzigen Nachthaube im Wind wild hervorflatternden greiſen Haaren, das dort auf einen Stein ſich geſtellt hat, iſt es nicht die leibhafte Meg Merrilis? Mit heiſerer Stimme krächzt ſie den Unholden, die ſie umdrängen, ihre Orakelſprüche zu; laſſen Sie uns machen, daß wir fortkommen, und wieder zu menſchlich ausſehenden Weſen gelangen, damit wir hier nicht etwa noch verhext werden", ſetzte er faſt ängſtlich hinzu.

Die Bewohner dieſes Theiles von Edinburgh mögen ſich zwar ſeit jener Zeit ziemlich civiliſirt haben, in welche Walter Scott in ſeinem Quentin Durward, ſeinem Heart of Middlothian und andern ſeiner Werke uns zurückführt, aber die Grundzüge der Schilderungen, die er von ihnen uns gibt, leuchten noch immer hell genug hervor, um die Treue, mit der die Hand des Meiſters die Urahnen aufzufaſſen wußte, auch in der gegenwärtigen Generation mit Bewunderung anerkennen zu müſſen, und Doktor Maifelds Widerwille gegen dieſelbe ließe ſich daher wohl entſchuldigen. Große, knöcherne, in ſchmutzige Lumpen gehüllte Geſtalten, Weiber, die jedem Maler zum Modell dienen könnten, der ſich beigehen laſſen wollte, Macbeths Hexen nach dem Leben darzuſtellen, baarfuß umherlaufende Bettelbuben, unter denen ſich das Urbild zu dem ſchadenfrohen Flibbertigibbet wohl auffinden ließe, der elfenartig die arme Amy verfolgte, laſſen ſich noch immer in den düſteren ſchmutzigen Straßen antreffen. Heiſeres Weibergeſchnarre, wüſtes Geſchrei aus rohen Branntweinskehlen, füllt dort noch immer die Luft, in einer Sprache, deren widriger platter Accent jedem feingebildeten engliſchen Ohre ein Gräuel iſt. Auch der eifrigſte Bewunderer Walter Scotts möchte ſchwerlich einen ganzen Tag unter den lebenden Originalen der Dichtungen weilen mögen, die auf ſeinem Sofa ihn ſo innig ergötzen.

Der Weg führte Sidonien und ihre Begleiter mitten durch den dichten Haufen Volks, der jenes Weib umſtand, deſſen wirklich ſeltſamer Anblick dem Doktor Maifeld ſo grauſenhaft vorgekommen war, und Sidonia verweilte einen Augenblick, um die wunderliche Erſcheinung in der Nähe zu betrachten. Die Alte war eine Balladenſängerin, wie man ſie in Dörfern und auf Märkten in Schottland, wie in England, zuweilen umherziehen ſieht, und beſchäftigt, gedruckte Exemplare einer Ballade, die ſie eben abgeſchrieen, für einen halben Pfennig an ihre Zuhörer zu vertheilen, aber ſie hielt mit ihrem Handel inne, als ſie die vornehmen Leute nahen ſah, die ſie gleich für Fremde erkannte, und erhob lauter ihre Stimme: „Gentlemen, Myleddy!“ kreiſchte ſie, „Gott ſegne Euch, laßt die arme alte Jane auch von Eurem Silber etwas ſehen, wenn es Eure Gnaden gefällig iſt; hier iſt auch etwas für Euch, das Beſte bewahre ich immer zuletzt; Neuigkeiten, friſche Neuigkeiten, rare Neuigkeiten, wahrhaftiger und ausführlicher Bericht von der grauſamen blutigen Mordthat, die unlängſt in Frankreich an einem jungen Maler verübt worden!“ ſetzte ſie in ihrem gewöhnlichen Marktſchreiertone hinzu.

Belmont ſchauderte und wurde bleich, er verſuchte Sidonien faſt gewaltſam von dieſem Platze fortzuziehen, aber ein kleiner zerlumpter Bube hatte ſich ſchon an ſie heran gedrängt, hatte ein Exemplar jenes angekündigten Berichtes ihr in die Hand geſchoben, ein Paar ſilberne Schillinge dafür empfangen, die ſie für Bettler in Bereitſchaft hielt, und eilte, außer ſich über den überſchwenglichen Reichthum, zu ſeiner Großmutter zurück.

„Sidonia, Sie wollen das häßliche ſchmutzige Papier doch nicht gar mit ſich nehmen? werfen Sie es weg“, flüſterte Belmont faſt ganz faſſungslos.

„Warum nicht? es iſt ganz rein und noch

feucht von der Preſſe, ich will es zum Andenken an des Doktors furchtbare Meg Merrilis aufbewahren", erwiederte Sidonia ruhig lächelnd, und wickelte es in ihr Tuch, das ſie in der Hand trug.

Belmont wollte innerlich verzweifeln; nichts wäre ihm in dieſem Augenblick willkommener geweſen, als ein Taſchendieb, der Sidonien das Tuch entwendet hätte, aber die ehrlichen Schotten ſind in dergleichen freien Künſten nicht ſo geübt wie ihre ſtolzen Nachbarn in London, in deſſen volkreichen Straßen eine Dame ſchwerlich ihr Tuch fünfzig Schritte weit in der Hand tragen und es wieder nach Hauſe bringen könnte.

Sidoniens ruhiges Lächeln überzeugte Belmont, daß ſie die Worte der Alten gar nicht verſtanden, welche den unheilvollen Inhalt jenes Papieres ihn ahnen ließen, und bei ihrer Unbekanntſchaft mit der Mundart des ſchottiſchen Volkes war dieſes auch nicht wohl anders möglich. Wird es doch anfangs überhaupt jedem Ausländer ſchwer, eine fremde Sprache, ſey er zu Hauſe auch noch ſo genau mit ihr bekannt geworden, im Lande ſelbſt und in der Ausſprache des gemeinen Mannes zu verſtehen. Belmont tröſtete ſich alſo mit der Hoffnung, ſich jenes Papiers heimlich bemächtigen zu können, noch ehe Sidonia Zeit gewonnen, es näher zu unterſuchen, und ſann während des ganzen Weges nach Hauſe darüber nach, wie dieſes am ſicherſten zu bewerkſtelligen ſey.

Doch kaum waren ſie in ihrem Gaſthofe angelangt, als eine ganz unerwartete Erklärung von Seiten des ihm wie Sidonien ſehr werth gewordenen Arztes auf andere Weiſe ihn in Anſpruch nahm, ſo daß er für den Augenblick alles darüber vergaß.

„Nun habe ich aber auch für Zeit meines Lebens von dem geprieſenen Schottland genug geſehen!“ ſeufzte Doktor Maifeld, indem er Hut und Stock behutſam in die gewohnte Ecke ſtellte, und ſich dann mit faſt feierlichem Ernſt an Belmont und Sidonien wandte.

„Verehrte Freunde“, ſprach er, „zürnen Sie mir nicht, und glauben Sie nicht, daß ich Ihre Güte gegen mich etwa nicht erkenne, wenn ich noch heute die erſte abgehende Diligence benutze, um über Hals und Kopf aus dieſem vortrefflichen Lande mich fort zu machen. Nicht ruhen, nicht raſten will ich, bis ich den Hafen von Dower erreiche, um mich ſogleich einzuſchiffen. Die Paar böſen Stunden der Ueberfahrt werden wohl noch zu überſtehen ſeyn, aber fühle ich nur erſt wieder in Calais feſten franzöſiſchen Boden unter meinen

Füßen, ſo ſoll man auf öffentlichem Markte mit einer Narrenkappe mich krönen, wenn ich mir es je wieder einfallen laſſe, ohne die dringendſte Noth das ſchönſte Land der Welt mit einem andern zu vertauſchen."

Sidonia ſowohl als Belmont geriethen über dieſen plötzlichen Entſchluß ihres alten Freundes in ſchmerzliches Erſtaunen; Bitten, Gründe, Vorſtellungen, alles wurde umſonſt von ihnen verſchwendet, um ihn zu einer Abänderung deſſelben zu bewegen; aber er blieb feſt darauf beharrend, und war ſogar nicht einmal zu einem kurzen Aufſchub ſeiner Reiſe zu bringen.

„Ich kann es nicht leiden, wenn ein Abſchiednehmender noch lange mit dem Schloſſe in in der Hand, in der Thüre ſtehen bleibt", ſprach er. „Was ſoll das, wenn man ſo ungern ſcheidet, wie ich von Ihnen? Gehen muß ich doch einmal, und was ſoll ich länger hier? in einem Lande, wo man nur zweierlei Fiſchſaucen kennt, wo man die Gaben der Natur blutig, ungeſalzen und ungeſchmalzen auf die Tafel bringt, und hinterher eine abſcheuliche Branntweinsmixtur hinunterwürgen muß, die das dumme Volk Portwein nennt? Nein, meine Freunde, wenn Sie wirklich mich lieben, ſo laſſen Sie mich ungehindert zu meinen Perdrix farcie aux truffles und zu meinem Chateau Margeaux zurückkehren, die ich nie verlaſſen haben würde, wenn ich geſcheut geweſen wäre. Ihnen bin ich hier von gar keinem Nutzen, und mir von noch wenigerem. Seit ich heute geſehen habe, was für liebenswürdige Leute ganz in unſerer Nähe wohnen, könnte ich obendrein keine Nacht mehr hier ruhig ſchlafen, ich würde immer fürchten, ſo einen Rob Roy, ſo eine Meg, und wie die charmanten Perſonen ſonſt noch heißen mögen, vor meinem Bette erſcheinen zu ſehen. Ja, wenn die Frau Gräfin noch die Gefälligkeit für mich hätten, etwas krank, ein wenig leidend zu ſeyn, dann wäre es ein Anderes, dann wüßte ich doch warum ich hier, und überhaupt, weshalb ich mit Ihnen gegangen bin; aber gleich vom Anfange der Reiſe befanden Sie ſich wie ein Fiſch im Waſſer, und wurden immer blühender und geſünder, während ich Armer — ich mag an den verdammten Zuſtand gar nicht denken, der mir nun wieder bevorſteht. Deshalb, um kurz von der Sache zu kommen, laſſen Sie jetzt gleich mich ſcheiden, denken Sie meiner zuweilen als eines alten Freundes, dem Ihr wahres Wohl ſtets am Herzen liegen wird, und wenn ich es wagen dürfte, Ihnen noch einen guten Rath zu hinterlaſſen, ſo wäre es der — doch ein Arzt ſoll nicht indiskret ſeyn — und Ihr Herz ſowohl als Ihr heller Verſtand werden Sie ohnehin antreiben, den einzigen Schritt, der zur Erreichung des vollkommenſten Glückes Ihnen noch mangelt, recht bald zu thun."

Ohne ſich weiter halten laſſen zu wollen, verließ er ſie. Belmont begleitete den der Landesſprache faſt ganz unkundigen Freund, um ihm zu einem Platz in dem eben abgehenden Wagen zu verhelfen. Als er zu Sidonien zurückkehrte, fand er ſie, den letzten räthſelhaften Worten des Arztes wahrſcheinlich nachſinnend, aber ihr Tuch, welches ſeine Augen ſogleich ſuchten, war ſchon durch Margarethe mit einem andern vertauſcht worden, und Sidoniens gleichmüthige ruhige Faſſung ließ ihn hoffen, daß ſie an das in demſelben verborgene Papier entweder gar nicht weiter gedacht, oder daß der Inhalt deſſelben anderer Art geweſen ſey, als ſeine Sorge um ihre Ruhe ihn hatte vermuthen laſſen.

* * *

Des Arztes Entfernung machte nicht nur in Sidoniens ohnehin ſo beſchränktem kleinen Kreiſe eine fühlbare Lücke; ſie hatte auch noch andere Folgen, deren ſie anfangs gar nicht gewahr wurde. Obgleich Sidonia jede Art von Bekanntſchaft eher mied als ſuchte, ſo konnte auch in Edinburgh eben ſo wenig als früher an andern Orten, eine Erſcheinung wie die ihrige, ganz unbemerkt ſich unter der Menge verlieren. Die ſchöne Fremde, der man täglich in Begleitung eines älteren und eines jungen Mannes im Theater, in den Straßen und faſt überall begegnete, war Vielen aufgefallen; der ältere ihrer beiden Begleiter hatte ein ſo würdiges Anſehen, daß man ihn überall, ſelbſt in dem Hauſe, in welchem ſie wohnten, für ihren Vater hielt; ein Irrthum, der ſehr natürlich war, und den das gegenſeitige höfliche Benehmen, welches Beide gegen einander beobachteten, nicht ſtören konnte, denn der trauliche herzliche Ton zwiſchen Eltern und Kindern, an den wir in Deutſchland gewöhnt ſind, iſt weder in Schottland noch in England üblich, am wenigſten in den höhern Ständen. Uebrigens hörte man ſie immer in einer fremden Sprache ſich unterhalten, und, da ſie ihre eigene Bedienung mit ſich hatten, ſo konnte man von ihrem Betragen, wenn ſie allein unter ſich waren, wenig beobachten. Man ließ dieſe drei alſo nach Gefallen leben, ohne darin etwas Bedenkliches zu ſehen, oder um ihre eigentlichen Verhältniſſe ſich weiter zu bekümmern.

Jetzt aber war der alte Herr, den man ſo lange für Sidoniens Vater gehalten, plötzlich verſchwunden, ſie ſelbſt war geblieben, der junge Mann ebenfalls, und das veränderte die Sache gar ſehr. Man wußte, daß ſie weder Geſchwiſter noch mit einander verheurathet waren, und doch lebten ſie auf die gewohnte Weiſe fort, waren den ganzen Tag beiſammen, gingen allein mit einander aus, hielten ihre Mahlzeiten gemeinſchaftlich, und blieben oft bis in die ſpäte Nacht hinein in Sidoniens Zimmer bei einander.

Miſtriß Mackintoſh, die Eigenthümerin des Gaſthofes, eine auf den guten Ruf ihres Hauſes gewaltig viel haltende Wittwe, kam darüber auf allerlei wunderbare Gedanken; gern hätte ſie von Margarethe oder einem der Bedienten etwas Näheres über die Verhältniſſe der Herrſchaft erfahren, doch das war unmöglich, nur Belmonts Kammerdiener allein war der engliſchen Sprache einigermaßen mächtig, und dieſer ließ ſich auf kein Geſpräch der Art ein, wie die Wirthin es wünſchte. Um endlich den Kampf zwiſchen Eigennutz und

Sorge für die Ehre ihres Hauſes in ihrem Gemüthe zu beſchwichtigen, nahm ſie ihre Zuflucht zu einigen guten Freundinnen und Nachbarinnen, die ſie bei ſich verſammelte, um ſich mit Ihnen in dieſer wichtigen' Angelegenheit zu berathen, aber der Ausſpruch derſelben diente keinesweges dazu, ſie zu beruhigen.

„Glaubt mir, Nachbarin!“ rief eine derſelben, „die ſchöne Lady, mit allen ihren feinen Manieren, iſt nichts beſſer als ſie ſeyn ſollte, das habe ich lange geſehen und bemerkt. No better as she should be!“ ein in Schottland wie in England ſehr gewöhnlicher Ausdruck in dem Munde der Frauen dieſes Standes, der das Allerärgſte andeutet, was ſie verſtändlich auszuſprechen ſich ſcheuen. Alle ſtimmten dieſer Meinung bei, Jede wollte die Beſtätigung derſelben in Sidoniens Anzug und Betragen geſehen haben, Eine ging ſogar ſo weit zu behaupten, ſie ſchminke ihr Geſicht, was bei ihnen faſt für eine Todſünde galt.

Endlich nahm die älteſte unter ihnen das Wort, die Wittwe eines ehemals ſehr orthodoxen Predigers in Glasgow, die gewohnt war, in allen ſtreitigen Fällen dieſer Art eine entſcheidende Stimme zu haben.

„Ihr ſollt nicht ſitzen, wo die Sünder und

Spötter ſitzen, ſpricht der Herr!“ rief ſie mit feierlichem Predigerton; „jene fremde Frauensperſon iſt aber eine Sünderin, eine Heidin, vielleicht ſogar eine Jüdin; wenigſtens eine freche Sabbathsſchänderin, die eine gute Chriſtin, wie Ihr, Frau Mackintoſh, ſeyd, nicht länger unter ihrem Dache dulden ſollte, wenn Ihr nicht gleicher Sünde theilhaftig werden wollt; denn es ſteht geſchrieben: wer ſich in die Verſuchung begibt, der kommt darin um. Sie beſucht nie die Kirche . . .“

„Einmal habe ich ſelbſt ſie hinein begleitet!“ rief die Wirthin dazwiſchen.

„Das geſchah, wie der würdige alte Herr noch bei ihr war“, erwiederte die Alte, „der nun ausgezogen iſt, weil er das Sündenleben nicht länger mit anſehen wollte; aber ſeitdem! Muß ich da nicht ſelbſt mit dieſen meinen alten Augen, zu meinem großen Gräuel es an jedem Sabbathe mit anſehen, wie dieſe neue Jeſabel mit ihrem Buhlen in eine Glaskutſche ſteigt, während die Glocken die Gemeine in den Tempel rufen, und ich in Demuth mich bereite, den frommen Gang anzutreten? Fahren ſie nicht ſpottend und lachend mitten durch die Kirchgänger hindurch? Zucht- und Schamvergeſſend ziehen ſie nicht einmal die Blenden der Kutſchfenſter auf, wie jeder doch thut, um kein

Aergerniß zu geben, der einmal an dem heiligen Tage über Land fahren muß. Bittere Thränen habe ich ſchon über den armen John und die ſtummen Kreaturen vor dem Wagen geweint, die von dieſen Heidenſeelen abgehalten werden, den Sabbath nach dem Gebote des Herrn heilig zu halten. Nein, Miſtriß Mackintoſh, Ihr ſeyd freilich befugt zu thun was Euch recht deucht, aber ich ſage Euch ohne Scheu, ich werde Eure Thüre nicht verdunkeln, bis Ihr dieſes Aergerniß aus Euern Mauern entfernt habt."

„Aber, gute Frau Allan, bedenkt meinen Stand, und meine unmündigen Kinder, für die zu ſorgen mir obliegt", bat die ängſtliche Wirthin; „ich darf meine Thüre Keinem verſchließen, der bei mir herbergen will. Was gehen die Geſinnungen der Fremden mich an, die für ihr Geld bei mir wohnen, wenn ſie nur kein öffentliches Scandal erregen? und ein ſchönes Geld iſt es, was ich an dieſen verdiene, ſie bezahlen alles in vollwichtigen Guineen."

„Du ſollſt dein Herz nicht an den eitlen Mammon hängen", erwiederte die zürnende Alte, und zog die Kappe ihres rothen Mantels ſich über beide Ohren; „ich habe geredet, bedenkt die Rettung Eurer Seele"; damit ſchritt ſie zur Thüre hinaus, die übrigen Weiber folgten ihr nach, und Frau Mackintoſh blieb, nicht klüger als ſie vorher geweſen, aber wo möglich noch unzufriedener und unentſchiedener, zurück.

Der nächſte Sonntag war einer von jenen, in Schottland nichts weniger als ſeltenen Tagen, an denen der Himmel grau und bleiern dicht über der Erde hängt, nebelartiger Regen unaufhörlich hinabrieſelt, und die ſchwere, mit feuchten Dünſten beladene Luſt alles freudige Gefühl niederdrückt, alles Leben erkältet. In Sidoniens Zimmer war ein Kaminfeuer angezündet, wie das an ſolchen Tagen, ſelbſt mitten im Sommer, in dieſem Lande üblich, und wegen des naßkalten Klimas auch nothwendig iſt; Sidonia aber war des Steinkohlengeruchs noch nicht gewohnt, hatte deshalb, unerachtet der üblen Witterung, die Fenſter geöffnet, und ſaß ganz allein an ihrem Pianoforte, um Wind und Wetter beim Klange der Saiten zu vergeſſen. Ein immer lauter werdendes Gemurmel vieler Menſchenſtimmen auf der Straße bewog ſie, mit Spielen einzuhalten, ſie trat an das offene Fenſter und ſah, unerachtet des noch immer anhaltenden Regens, eine große Verſammlung von Männern und Frauen im Sonntagsputz vor dem Hauſe ſtehen, die mit drohenden Blicken zu ihr hinaufſahen. Mitten unter ihnen gewahrte ſie eine lange hagere alte Frau, ihr dunkelrother Mantel war zurückgeſchlagen, und hing ihr längſt dem Rücken hinab, um ſie in ihren redneriſchen Bewegungen nicht zu hindern. Mit gen Himmel gerichteten Augen und erhöbenen, weit ausgeſpreitzten Händen ſtand ſie unter ihren Zuhörern, doch von dem, was ſie ſagte, drang nur der kreiſchende Ton zu Sidonien hinauf, und als ſolche Sidonien am Fenſter erblickte, ſtreckte ſie mit grimmiger Gebärde, den langen knöchernen Finger drohend gegen ſie aus, und ſchien ein Anathema über ſie auszuſprechen.

Im nämlichen Augenblick ſtürzte Miſtriß Mackintoſh athemlos in das Zimmer; in ihrer übergroßen Eile, die Fenſter zu ſchließen, vergaß dieſesmal die ſonſt immer ſehr höfliche Frau ſogar den kleinen poſſierlichen Knix der Schottländerinnen ihres Standes. „Was bedeutet dort unten der Auflauf? gilt das mir? was will die Frau dort von mir?“ fragte halb erſchrocken Sidonia; doch ihre Wirthin war in dieſem Augenblick gar nicht in der Stimmung, ihre Fragen geziemend zu beantworten.

„Wollen Sie eine Heidin ſeyn und ein gottloſes ſündliches Leben führen, Madam, ſo thun Sie es für ſich!“ rief ſie, beide Hände auf die

Hüften geſtemmt, „aber geben Sie nicht durch weltliche Lieder und gottloſes Muſiciren am Sabbathe Leuten, die beſſer ſind als Sie, ein Aergerniß, noch obendrein bei offenen Fenſtern, damit es recht weit erſchalle, und zur Stunde des Gottesdienſtes! Ward je ſo etwas unter Chriſten geſehen? Mein ehrbares Haus wenigſtens ſoll nicht durch Ihr ſündhaftes Betragen dem ganzen Kirchſpiel zum Gräuel und Aergerniß werden, und könnte ich dadurch aller Welt Reichthum erwerben;" ſetzte ſie hinzu, indem ſie das Pianoforte verſchloß, und den Schlüſſel deſſelben in ihre Taſche ſteckte. „Gott ſtehe mir bei, was müſſen meine unglücklichen Augen erblicken!" rief ſie plötzlich, als ſie jetzt mit unverſtelltem Entſetzen auf dem Kamin ein Spiel Karten gewahr wurde, das noch von der Zeit her dort liegen geblieben war, wo Belmont, aus Gefälligkeit gegen den Doktor Maiſeld, zuweilen Abends mit dieſem eine Parthie Pikett geſpielt hatte. „Werkzeuge Belials, an einem Sabbath? offen daliegend in meinem ehrlichen Hauſe? Fort mit euch ins Feuer, wohin ihr gehört! Auch Bücher? Der Aſtrologe, Burn's Gedichte, und daneben ein Arbeitskörbchen? Es iſt zu viel!" rief die eifernde Frau, in Thränen des Zorns ausbrechend. „Unglückliche Lady, ſind Sie denn wirklich unter Heiden aufgewachſen, weil Sie nicht einmal zu wiſſen ſcheinen, daß am Tage des Herrn jedes chriſtliche Haus ein gereinigter Tempel ſeyn ſoll, auf welchen ſein Auge mit Wohlgefallen hinabſchauen kann? und daß man deshalb ſchon am Samſtag Abend, vor Mitternacht, ehe der Sabbath anbricht, alles wegräumen muß, was an weltliche Vergnügungen und Werkeltags-Arbeiten erinnert? Nur die Bibel und Andachtsbücher dürfen an dieſem Tage aufgeſchlagen werden, keine Romane und Muſikalien und weltliche Dichtungen dürfen umher liegen, um unheilige Gedanken zu erwecken. Und vollends Handarbeiten! Wiſſen Sie nicht, daß geſchrieben ſteht: am Tage des Herrn ſollſt du ruhen, du und der Fremde in deinen Thoren? und glauben Sie etwa, daß alle Ihr Geld mich bewegen könnte, zu ſolchem heidniſchen Beginnen zu ſchweigen?“

Belmonts Ankunft machte glücklicher Weiſe dieſer Scene ein Ende, die für Sidonien um ſo peinlicher war, da der ganz gemeine ſchottiſche Dialekt, in welchen die Frau in ihrem Eifer verfiel, es ihr unmöglich machte, deutlich zu begreifen, was ſie ſo in Zorn geſetzt habe, und was ſie und die Leute auf der Straße eigentlich von ihr verlangten. Belmont aber, der unten den Auflauf geſehen, und durch einige begütigende Worte zerſtreut hatte, errieth augenblicklich, was hier vorgegangen ſey. Höflich, wenn gleich mit ziemlich feſter Hand, führte er die zürnende Frau in ein anderes Zimmer, ohne weder auf ihre Worte, noch auf ihr leiſes Sträuben zu achten.

„Nehmen Sie den unangenehmen Vorfall nicht zu hoch auf, und zürnen Sie nicht zu ſehr der armen Frau, die nur nach den beſchränkten Einſichten handeln konnte, welche Erziehung und Gewohnheiten ihres Volkes ihr gewährten“, ſprach Belmont lächelnd, als er nach einer kleinen Viertelſtunde zu Sidonien zurückkehrte.

„Erklären Sie mir nur, worüber unſere Wirthin ſo in Zorn gerieth, und was die Leute auf der Straße von mir wollten, die jetzt, wie ich ſehe, auseinander gegangen ſind, und weshalb ſie mit ſo drohenden Blicken zu mir hinaufſahen, daß mir wirklich anfing, um meine perſönliche Sicherheit bange zu werden“, ſprach Sidonia.

„Ich bekenne mich feierlichſt für den Schuldigen“, antwortete Belmont, die Hände in komiſcher Demuth über die Bruſt kreuzend, „ich allein bin die Veranlaſſung zu dem allen, denn ich hätte meine Freundin bei Zeiten von der faſt jüdiſchen Strenge unterrichten ſollen, mit welcher in Schottland auf die Feier des Sonntags gehalten wird, den dieſe Leute auch gewöhnlich recht altteſtamentariſch den Sabbath nennen. Durch die Unannehmlichkeiten, welche dieſe meine Nachläſſigkeit Ihnen zugezogen hat, bin ich aber vor der Hand, ſollte ich meinen, ſattſam beſtraft.“

„Das war es alles?“ rief Sidonia, „man darf alſo in Schottland Sonntags während des Gottesdienſtes kein Pianoforte nicht öffnen?“

„Von Sonnabend gleich nach Mitternacht, bis Sonntags zur nämlichen Stunde, darf in Schottland kein muſikaliſcher Ton erſchallen“, erwiederte Belmont, „ſogar das unſchuldigſte Pfeifen eines Liedchens iſt verpönt, keine Karte darf angerührt, kein Buch, das nicht ein Andachtsbuch iſt, geöffnet, keine Nadel abgeſtrickt werden. Ein Konzert, ein Ball, eine Spielparthie, die Sonnabends bis nach Mitternacht ſich verzögerten, werden als eine unverzeihliche Verletzung religiöſer Pflichten betrachtet, mit bedeutenden Strafen belegt, und die, ſo eines ſolchen Vergehens ſich ſchuldig machten, gehörten ſie auch zu den vornehmſten Ständen, laufen Gefahr, in öffentlichen Blättern und ſogar von der Kanzel für Religionsverächter erklärt zu werden, von denen jeder mit Abſcheu ſich wendet. So, liebe Sidonia, ſind die düſtern Begriffe dieſes Volkes, das nur am Worte klebt, ohne in den eigentlichen Sinn deſſelben einzugehen. Auch in England iſt es damit nicht viel anders. Trunkenheit, die größten ſinnlichen Ausſchweifungen werden überſehen, während alle geſelligen Freuden, die nicht blos auf Eſſen und Trinken ſich beſchränken, jede unterhaltende Lectüre, jede Uebung einer angenehmen oder nützlichen Kunſt, und auch die kleinen Handarbeiten, welche den Frauen ihre Einſamkeit erheitern, an dieſem Tage als höchſt ſündlich verboten ſind und beſtraft werden."

„Was Sie mir da ſagen, iſt mir nicht ganz neu, obgleich ich nicht dachte, daß es bis zu dieſem Grade gehen könne", erwiederte Sidonia. „Dies alſo iſt das geprieſene Land der Freiheit, wie die ſtolzen Britten ſammt und ſonders ſo gern es nennen? Es geht mir jetzt wie dem Doktor Maifeld, ich habe genug davon, wenn gleich nicht von ganz Schottland, doch wenigſtens von Edinburg, und möchte auch nicht gern noch länger unter dem Dache der Frau Mackintoſh verweilen, die wohl auf geziemendere Weiſe mich hätte von den Gebräuchen ihres Landes unterrichten ſollen. Sie konnte wiſſen, daß ich, eine Fremde, nicht genug damit bekannt wäre, um nie gegen dieſelben zu verſtoßen."

„Das konnte ſie nicht, theure Freundin, das konnte ſie wahrlich nicht", erwiederte Belmont; „bedenken Sie, daß wir mitten unter Inſulanern leben, die keine Gränznachbarn haben, durch welche die unglaubliche Beſchränktheit ihrer Begriffe von der übrigen Welt, einigermaßen erweitert werden könnte. Sie glauben nicht, wie weit dieſe, ſogar unter ſolchen aus den gebildeteren Ständen geht, die nie über den Pas de Calais hinaus kamen. Das Meer, welches ihnen dieſe ſichere Abgeſchloſſenheit von der übrigen Welt gewährt, ſchließt auch den Kreis ihrer Ideen eben ſo enge ab, und eine Frau, wie Miſtriß Mackintoſh, kann vollends nie auf den Gedanken kommen, daß man in der übrigen Welt von Manchem andere Anſichten haben könne, als ſolche, die auch in Edinburgh gelten. Haben doch viele vornehme und gebildete Damen mich recht ernſtlich befragt, ob man auf dem feſten Lande Sonntags wirklich tanze und Karten ſpiele, und hatten Mühe, ihr inneres Entſetzen zu verbergen, als ich dieſe Fragen mit Ja ihnen beantwortete."

Sidonia beharrte indeſſen auf ihrem Wunſche, den längſt beſchloſſenen Beſuch der Hochlande wo möglich ſchon am folgenden Tage anzutreten. Ihre innere Abneigung gegen jede Beſchränkung ihres Willens, für die kein vernünftiger Grund ſich angeben ließ, machte einen längeren Aufenthalt in Edinburgh ihr jetzt unangenehm. Belmont ſelbſt konnte ſie deshalb nicht tadeln, er mußte eingeſtehen, daß ſie bei einem verlängerten Aufenthalte dieſe Stadt nicht beſſer kennen lernen würde, als ſie dieſelbe ſchon kannte. Die Jahreszeit war günſtig, man mußte ſogar eilen, den in den Gebirgen ſo flüchtigen Sommer nicht unbenutzt entfliehen zu laſſen, und ſo wurden denn die nöthigen Verabredungen wegen der Reiſe ſchnell abgemacht. Belmont ging, um alle nöthigen Vorkehrungen zu derſelben zu treffen und von ſeinen Bekannten Abſchied zu nehmen; Sidonia eilte, ihrer Margarethe einpacken zu helfen, damit alles nur gewiß für die auf morgen beſtimmte Reiſe in Bereitſchaft wäre, und alles vermieden würde, was einen Aufſchub derſelben veranlaſſen könne.

* * *

Niemand kann froher ſeyn, als Margarethe in dieſem Augenblicke es über die unverhoffte Gelegenheit war, mit ihrer geliebten Gebieterin einmal wieder nach Herzensluſt plaudern zu dürfen, und nichts ging über die Geſchäftigkeit, mit der ſie Federn, Blumen, Spitzen und Shawls herbei trug, während Sidonia alle dieſe Dinge recht ſorgſam in Maculatur einwickelte.

„Haſt Du mehr von ſolchem Papier?“ fragte dieſe, indem ſie einen bedruckten Bogen, den Margarethe ihr gereicht hatte, aufmerkſam betrachtete. „Ei freilich, einen ganzen Stoß“, erwiederte Margarethe, und brachte denſelben gleich herbei; „nicht wahr, es iſt herrlich zum Einpacken? ich habe es wirklich aus dem Feuer gerettet, denn ehe wir das Landhaus des Herrn Courtin verließen, hat Monſieur Martin wohl noch dreimal ſo viel davon verbrannt. Er ſagte, ſein Herr habe ihm auf Leib und Leben es anbefohlen, und wollte mir auch nicht einen einzigen Bogen davon geben, ſo ſehr ich auch darum bat; da habe ich ihm denn heimlich ſo viel davon weggenommen, als ich nur konnte. Es war doch auch ein alberner Eigenſinn, ſo viel ſchönes Papier um nichts und wieder nichts zu verbrennen, das man zum Einpacken oft ſo nöthig braucht; auf Reiſen muß man alles bedenken, denn man bekommt die Dinge nicht immer, wenn man ſie will.“

„Nelly oder Peggy mögen Dir weiter einpakken helfen, damit Du zur rechten Zeit fertig wirſt“, ſprach Sidonia, nahm die Papiere, die Margarethe vor ihr hingelegt hatte, zuſammen, und ging damit in ihr Zimmer, um bei verſchloſſenen Thüren den Inhalt derſelben zu unterſuchen.

Ein unmöglich vorher zu berechnender Zufall enthüllte Sidonien in dieſem ſchmerzlichen Augenblick alles, was Belmont, um ihrer Ruhe zu ſchonen, mit der größten Sorgfalt ihr ſo lange zu verhehlen geſtrebt hatte. Ihre zitternden Hände hielten ein vollſtändiges Exemplar jener Schrift, deren Exiſtenz ſie gar nicht hatte erfahren ſollen, und ihr zürnendes Auge durchflog mit Flammenblicken das ſchwarze Chaos der ſchändlichſten Verläumdungen, welche nur jemals die ſchadenfrohe Bosheit eines rachſüchtigen Weibes erſinnen, und die ſchmutzige Habſucht eines ehrloſen Scribenten an den Tag fördern konnten. Das Mittel ſelbſt, welches Belmont als das einzige ergriffen, durch welches er dieſen Schmerz ihr erſparen zu können meinte, der nicht ohne große Schwierigkeiten ins Werk geſtellte Aufkauf aller noch vorhandenen Exemplare jener Schandſchrift, mußte ſie ihr in die Hände ſpielen, und zwar zu einer Zeit und unter Verhältniſſen, durch die es faſt undenkbar geworden war, daß ſie auf andere Weiſe noch damit hätte bekannt werden können. So wird unſere umſichtigſte Weisheit oft zur Thorheit über dem Verſuche, den Gang der Zukunft zu leiten, und den Erfolg unſerer Unternehmungen im Voraus berechnen zu wollen!

Der erſte Eindruck, welchen dieſe unerwartete Entdeckung auf Sidonien machte, war wirklich furchtbar, und ſie that nichts, um ihn zu bekämpfen. Widerſtandslos überließ ſie ſich den Ausbrüchen des gerechteſten Zorns, der tiefſten Erbitterung, vor allem aber flößte ihr wahres Grauen der Gedanke an die Verworfenheit ein, zu der ein menſchliches Weſen hinabgeſunken ſeyn mußte, um bei kaltem Blute die Ehre einer ſchutzloſen, ihm völlig unbekannten Frau mit ſo frechem Uebermuth in den Staub treten zu können. Zwar Sidoniens Name war in jenen Blättern nur mit den Anfangsbuchſtaben deſſelben bezeichnet, aber ihr Rang, ihre Geſtalt, die Verhältniſſe, in denen ſie zu Bourdeaux geſtanden, waren mit unverkennbarer Deutlichkeit aufgefaßt. Es konnte kein Zweifel darüber aufkommen, daß ſie und keine Andere damit gemeint ſey, und jenes unſelige Zuſammentreffen des bedauernswerthen Robert mit ſeiner Frau in ihrem Zimmer und in ihrem Beiſeyn, ſein Tod und Sidoniens frühere Bekanntſchaft mit ihm, waren auf eine Weiſe dargeſtellt, vor der alles Blut in ihren Adern in Abſcheu erſtarete. Sie verſank endlich über alles dieſes in jenes wortloſe

Sinnen, das nach der gewaltſamſten Aufregung aller Gefühle den ermüdeten Geiſt ſo leicht mit dumpfer Befangenheit überſchleicht.

Doch eine ſo kräftige Natur konnte nicht lange dieſem unthätigen Hinbrüten ſich überlaſſen. Sidonia ermuthigte ſich wieder und ſuchte das erſte lähmende Entſetzen dadurch von ſich abzuſtreifen, daß ſie jene unſeligen Blätter wieder zur Hand nahm, ſie vom Anfange bis zum Ende ſo lange durchlas, bis ſie mit dem Inhalte, mit jeder beleidigenden Wendung deſſelben auf das genaueſte bekannt geworden war, und endlich dahin gelangte, ſie mit jener verachtenden Kälte zu betrachten, die einem edlen, ſchwer verwundeten Gemüthe ſo ſchmerzlich iſt, weil durch ſie die furchtbare Einſamkeit, in der es in der Welt daſteht, ihm um ſo fühlbarer wird.

„Was will ich denn?" ſprach ſie endlich zu ſich ſelbſt, unbewußt laut werdend, wie das in ähnlichen Fällen oft ihre Art war; „bin ich nicht eine Thörin, daß ich über das Bischen Druckerſchwärze auf der weißen Papierfläche ſo erſchrecke? Was iſt mir denn hier zu Leide geſchehen, das ich nicht früher ſchon zu überwinden gewußt hätte? Mein eigenes Leben und das trübe Geſchick meiner theuren Mutter ſollten ja ſchon längſt mich darüber belehrt haben, daß Verläumdung ſolcher armen Hülfsmittel zu ihrem unheilbringenden Fluge nicht bedarf. Ein, von ſpitzigen Zungen leicht hingeworfenes Wort iſt ihr Waffe genug, um den guten Namen ihrer Opfer zu tödten. Haben doch Solche, die meine Freunde ſich nannten, die ſchmeichelnd mich umdrängten, die ich mit Beweiſen meines Wohlwollens überhäufte, das Nämliche an mir gethan, ich habe den Schmerz darüber beſiegt, und nun ſollte ein Elender mich tiefer verletzen können, der vielleicht nie mich geſehen, dem ich nie Gutes erwieſen, den vielleicht Hunger zum Pasquillanten machte, und deſſen ausſchweifendſtes Lob ich wahrſcheinlich mit einer Hand voll Gold mir hätte erkaufen können? Denn Broſchüren dieſer Art ruft nur die Hoffnung, Geld damit zu gewinnen, an das Licht.“

„Nein, dieſes Erzeugniß elender Habſucht ſoll mich nicht niederdrücken, nein! wahrlich nein!“ rief ſie mit einer verachtenden Bewegung der Hand, die den vor ihr liegenden Stoß Papier in Unordnung brachte, einige Blätter deſſelben fielen auf den Boden, und indem ſie ſich bückte, ſie aufzuheben, traf ihr Blick auf ein nicht zu ihnen gehörendes bedrucktes Blatt, das mitten unter ihnen lag; das nämliche, welches ſie vor einigen Tagen von ihrem

Gange durch die alte Stadt Edinburgh mit nach Hauſe gebracht, und an das ſie über die Abreiſe des Dokters Maifeld nicht weiter gedacht hatte.

Der karrikaturartig mit bunten Farben beklexte grobe Holzſchnitt oben über dem Titel desſelben, zog einen Augenblick Sidoniens Aufmerkſamkeit an; eine mit Diadem, hohem Federbuſch und langem Schlepp fürſtlich geſchmückte Dame war darauf vorgeſtellt, die einem jungen Manne in altſpaniſcher Tracht einen Dolch in die Bruſt ſtieß, und neben dieſen Beiden eine, die Hände ringende Frau in Trauerkleidern. Unter dieſem Kunſtwerk ſtand mit großen Buchſtaben folgendes gedruckt:

Wahre und umſtändliche Beſchreibung der grauſamen blutigen Mordthat, welche eine niederländiſche Prinzeſſin unlängſt in Frankreich an einem berühmten italieniſchen Maler, in Gegenwart von deſſen unglücklichen Gattin, aus Eiferſucht verübte.

Das Ganze war augenſcheinlich ein aus irgend einem Zeitungsblatt entlehnter Aufſatz, für Bierbänke und Spinnſtuben zu einer gräßlichen Mordgeſchichte umgewandelt. Sehr pathetiſch wurde darin erzählt, wie die niederländiſche Prinzeſſin den jungen Maler, in den ſie ſich verliebt hatte, wider ſeinen Willen bei ſich feſt gehalten, wie ſie aus

Eiferſucht ihn erdolcht habe, als ſeine troſtloſe Gattin herbeiflog, um ihn zu befreien, ſobald ſie, nach langem Suchen, endlich ſeinen Aufenthalt entdeckt hatte, und wie endlich nur der hohe Rang der Mörderin dieſelbe vor der wohlverdienten Strafe geſchützt, und den Arm der Gerechtigkeit aufgehalten habe, bis es ihr möglich geworden ſey, heimlich aus dem Lande zu entfliehen.

Mit bitterem Lächeln warf Sidonia das Blatt zu den übrigen hin, nachdem ſie es geleſen. Daß ſie in der Heldin dieſes eben ſo abgeſchmackten als gräßlichen Mährchens gemeint ſey, darüber konnte kein Zweifel ihr bleiben, und das Gefühl, ſogar bis in dieſe abgelegene Ecke der Welt auf ſolche Weiſe verfolgt zu werden, erfüllte ſie mit Abſcheu und Grauen. Nur der Unwiſſenheit und Ungeſchicktheit des Verfaſſers hatte ſie es zu verdanken, daß Niemand in dem Bilde ſie erkennen konnte, welches hier von ihr gegeben ward, das ging aus allem deutlich hervor. Die Gräfin war in eine Prinzeſſin umgewandelt, und dieſe zur Niederländerin geworden, weil man, wie das in England ſehr gewöhnlich iſt, german und dutch mit einander verwechſelt hatte. Alle Thatſachen, die der jämmerlichen Erdichtung zum Grunde lagen, waren auf das lächerlichſte verunſtaltet, und nur der in

England ſehr allgemein bekannte Name Robert war unverſtümmelt geblieben.

Sidonia begann jetzt, die in ihrem Zimmer verſtreuten Blätter zuſammen zu ſuchen, und die große Anzahl der in dieſen enthaltenen Exemplare jener nicht viel über einen Bogen betragenden franzöſiſchen Broſchüre fiel bei dieſer Beſchäftigung ihr auf. Sie erinnerte ſich von Margarethe gehört zu haben, daß Belmonts Kammerdiener deren wohl noch dreimal ſo viel, auf Befehl ſeines Herrn, verbrannt habe, und mit einemmal drängte hell und klar die Gewißheit ſich ihr auf, daß Belmont deren ſo viele, als er nur habe erlangen können, in Bourdeaux heimlich aufgekauft habe, um ſeiner Freundin ſogar die Exiſtenz dieſer Schandſchrift zu verbergen, indem er ſie zugleich ſo viel als möglich zu unterdrücken ſtrebte.

Plötzlich ward es wieder Licht in ihrem von Mißmuth und heimlicher Kränkung umdunkelten Gemüth. „Und ich klage noch?“ rief ſie in froher Begeiſterung. „So werde ich geliebt, und ich klage noch? Sorgſam und heimlich ſucht der Freund die Dornen von meinem Wege zu entfernen, die mich vielleicht einſt verletzen könnten, und verzichtet auf allen Dank, auf jeden Lohn, außer dem, welchen das ſtille Bewußtſeyn ihm gewährt, mit leiſer Hand, von mir unbemerkt, einen Schmerz an ihm vorüber geführt zu haben! O Belmont, was iſt alles Leid, das die Welt mir jemals angethan und vielleicht noch anthun wird, gegen das Glück, dich gefunden zu haben, dich, der alles erfüllt, was ehemals meiner träumeriſchen Sehnſucht als unerreichbar vorſchwebte! Nie ſollſt du erfahren, daß ein Zufall die Erfüllung deines Zweckes vereitelte, denn ich verſtehe dich, ſo wie du mich verſtehſt. Ich ſelbſt übergebe noch in dieſer Stunde dieſe Bogen, die deine liebende Sorge mir verbergen wollte, den Flammen, und nie verrathe dir die leiſeſte Andeutung von meiner Seite, daß ich ihr Daſeyn, und das, was du für mich gethan haſt, erfahren habe. Aber von dieſem Augenblicke an weis ich auch feſter und beſtimmter als je zuvor, daß ich zu dir allein auf dieſer Welt gehöre, und ich halte feſt an dir, und ferner als jemals ſey von mir jede Rückſicht auf die Meinung einer Welt, die mich ausſtößt, jedes Zagen vor ihrem Urtheil, das mir die Freude an dir verkümmern könnte."

Mit eigener Hand zündete Sidonia den Stoß Papier an, den ſie froh geſchäftig in ihrem Kamin aufgehäuft, und als er in Aſche zuſammen ſank, war ihr, als verſinke mit ihm zugleich eine ſchwere Laſt, die ſie auf ihrem Herzen getragen, und die ſie bis jetzt verhindert hatte, der nächſten Zukunft in rechter Herzensfreudigkeit entgegen zu gehen.

Eine leiſe, aber ſehr vernehmbare Stimme, hatte ſich bis jetzt noch immer in ihrem Gemüthe gegen den Gedanken erhoben, mit Belmont ferner allein zu reiſen, ohne eine, ihren Verhältniſſen angemeſſene, von ihr unabhängige Begleitung ihres Geſchlechts. Kein Billigdenkender konnte es ihr verargen, daß ſie, zu einer Zeit, wo ſie des Schutzes ſo bedürftig war, den Schutz eines edlen Freundes nicht ausſchlug, der, während ſie ihrer Sinne nicht mächtig geweſen, ſchon ſo viel für ſie gethan. Daß ſie unbedenklich nach Edinburgh ihm folgte, um einem Lande zu entfliehen, wo weder Freude noch Sicherheit mehr für ſie war, daß ſie ſogar ihm erlaubte, in dem nämlichen Gaſthofe mit ihr dort zu wohnen, wie er früher ſchon in Bourdeaux gethan, alles dieſes ſchien ihr keiner Entſchuldigung zu bedürfen; die Umſtände hatten es ſo von ſelbſt geordnet. - Doch nun war von einer Luſtreiſe auf mehrere Monate die Rede, in ein von der übrigen Welt entferntes einſames Land, wo ſie weder Bekannte hatte, noch deren zu finden hoffen durfte, von der ſie zwar hohen Genuß ſich verſprach, zu der aber keine Nothwendigkeit ſie zwang, und ſie fühlte, daß ſie dieſelbe mit Belmont allein nicht unternehmen dürfe, ohne die letzte Schranke des allgemein für ſchicklich und anſtändig Gehaltenen zu durchbrechen.

Weibliches Zartgefühl, vielleicht auch heimliche Furcht vor dem Zwange, den auch die angenehmſte Reiſegeſellſchaft ihr auferlegen mußte, hatte bis jetzt Sidonien davon abgehalten, über dieſen Punkt mit Belmont ſich zu berathen. Treu ihrer alten Gewohnheit, des gegenwärtigen Augenblickes ſich zu freuen, ohne weiter in die Zukunft blicken zu wollen, hatte ſie die nähere Beſtimmung des Antritts der längſt beſchloſſenen Reiſe von einem Tage zum andern verſchoben, bis ſie ſich vom Zorn über das unziemende Betragen der Frau Mackintoſh hinreißen ließ, ihre Abreiſe ſo übereilt ſchnell feſtzuſetzen, daß es zur klaren Unmöglichkeit wurde, bis dahin noch eine Reiſegeſellſchaft, wie ſie ſolche bedurfte, zu finden. Bei kühlerem Beſinnen hätte ſie die Reiſe jetzt noch gern verſchoben, aber ſie fürchtete, in Belmonts Augen kindiſch und wetterwendiſch zu erſcheinen, wenn ſie nicht zugleich den Grund, der zu dieſem Aufſchube ſie bewogen, ihm entdeckte, wozu aber der Muth in dieſem Augenblick ihr gänzlich fehlte.

Bei alle dem fühlte ſie doch, ſie ſtehe im Begriffe, einen nicht ganz zu rechtfertigenden Schritt zu wagen, während ſie zugleich den ganzen Tag über die Anſtalten zu der vorhabenden Reiſe mit einer Eile betrieb, durch welche ſie jenes Gefühl zu betäuben ſuchte. Doch nun war plötzlich alles anders geworden und ihre neueſten Erfahrungen hatten zu all der Selbſtſtändigkeit, all der Klarheit ihres Willens, und zu all der Verachtung der öffentlichen Meinung ihr wieder verholfen, die von jeher ihr eigen geweſen waren.

„Nein!“ rief ſie, „ich bleibe mir treu, und halte feſt an dem Freunde, der allein mich erkennt wie ich bin. Mögen ſie ſchwatzen und urtheilen und ſich wundern, was kümmert es mich. Haben ſie je mir nur gemeine Billigkeit bewieſen? Haben ſie mich nicht ſchonungslos verſtoßen? meinen Namen mit Schande beladen, während ich vor Gott und mir ſelbſt ſchuldlos bin? Es ſey darum, wenigſtens meine Freiheit will ich ihnen verdanken, und das Recht, hinfort nur den Richter in meiner Bruſt als den einzigen anzuerkennen, dem Folge zu leiſten mir Pflicht iſt.“

* * *

Jn ſtrahlender Heiterkeit, gleich dem Sommermorgen, der eben in unbeſchreiblicher Schönheit über die vom geſtrigen Regen erfriſchte Erde aufging, trat Sidonia, völlig zur Reiſe gerüſtet, am folgenden Tage dem Freunde entgegen, und keine Spur der geſtrigen Kämpfe in ihrem Jnnern umwölkte ihr ſchönes lächelndes Auge. Sie hatte die ganze Einrichtung der Reiſe Belmont überlaſſen, und bemerkte mit ſtiller Anerkennung des feinen Taktes, der ihn dabei geleitet, daß er mit ſeinem Kammerdiener in einem leichten Curricle dem Wagen folgen wollte, in welchem ſie mit Margarethe ſaß, obgleich derſelbe geräumig genug war, um auch ihn bequem aufnehmen zu können. Jedem möglichen Ueberdruß, welcher Ermüdung und ſtetes Beiſammenſeyn auf Reiſen herbeiführen können, war dadurch vorgebeugt, dem äußern Anſtande waren ſeine Rechte erhalten, und beiden Reiſenden zugleich die Möglichkeit geblieben, ſich, ſo oft ſie es wünſchten, in einem der beiden Fuhrwerke zuſammen zu finden.

Raſch führte der Weg ſie durch ein ſchönes, in allem Reichthum der höchſten Kultur prangendes Land, das nur hin und wieder zu ſanften Hügeln ſich erhebt, die einen faſt unbegränzten Blick in die weite angebaute Ebene bieten. Doch Sidonia ward der unſäglichen Anmuth und Schönheit der Natur kaum gewahr, die ſie umgab, ihr Auge hing in ſtiller Erwartung an den kühnen Konturen des Gebirges, das am fernen Horizont, in blaue Nebel gehüllt, ſich vor ihr aufthürmte; ihr war, als müſſe dort ein neuer Abſchnitt ihres Lebens beginnen, als müſſe alles zurückbleiben, was bis jetzt ihr Daſeyn getrübt hatte, und als wären jene fernen Berge die Schwelle, die ſie nur zu überſchreiten habe, um in eine andere Welt einzutreten, in der ſie alles finden müſſe, was ſie bis jetzt noch in ihrem Leben vermißte. Ein unbeſchreiblicher Friede war über ſie gekommen, wie faſt jeder ihn empfindet, der auch nur für wenige Wochen von gewohnten Beſchränkungen ſich losreißt, um eines freieren Blickes in die ſchöne weite Welt zu genießen.

Stirling iſt die erſte Stadt an der Gränze der Hochlande, und wird ſchon zu denſelben gezählt, obgleich das Gebirge ſelbſt noch eine kleine Tagreiſe weit hinter derſelben liegt.

Die Sonne ſtand noch ziemlich hoch, als unſere Reiſenden daſelbſt anlangten, es war eben Markttag, eine Menge Landleute aus dem nahen Gebirge, in der romantiſchen Tracht ihres Landes, die kaum unſerem Welttheile anzugehören ſcheint, und die man in Edinburgh nur einzeln und ſelten erblickt, zogen in den Straßen umher. Vom Reize der Neuheit angezogen, drängte Sidonia an Belmonts Arm, leichten Schrittes und fröhlichen Herzens, durch die kräftigen, von Luft und Sonne gebräunten Geſtalten, ſich durch, um ſie in der Nähe zu betrachten, während die furchtſame Margarethe nur lauter wilde Indianer in ihnen ſah, von denen man doch ſo eigentlich nicht wiſſen könne, ob ſie nicht auch nebenher Menſchenfreſſer wären, und ſich ängſtlich an ihre Gebieterin anhielt.

Hoch über der Stadt, die, gleichſam Schutz ſuchend, ſeinem Fuße ſich anſchmiegt, erhebt ein ſteiler Fels den drohenden Gipfel, deſſen Stirn ein uraltes feſtes Kaſtell, gleich einer Krone, ſchmückt. Dort oben auf der Terraſſe vor dem Schloſſe ſtanden Sidonia und Belmont, und ſahen dem Sinken der Sonne zu, wie ſie ein hellſchimmerndes, aus Abendgold und Nebelduft gewobenes Netz über die paradieſiſch ſchöne Gegend ausbreitete. Städtchen und Dörfer, einzelne Landhäuſer, fruchtbar angebaute Hügel und herrliche Baumgruppen glänzten verklärt im roſigen Licht und, geſchmolzenem Golde ähnlich, wand der Strom Forth in unzählichen Krümmungen zwiſchen all dieſer Pracht ſich hindurch. Sidonias Herz ſchwamm in Entzücken, während ſie am Arm des geliebten Freundes dieſe unermeßliche Herrlichkeit überſchaute.

„Iſt dieſer Fluß mit ſeinem ſeltſamen Laufe nicht das treueſte Bild des Lebens?“ ſprach Belmont, nachdem ſein Auge mit ernſtem, faſt wehmüthigem Ausdrucke die mannichfaltigen Windungen deſſelben verfolgt hatte. „Aus dunkeln Bergen kommt er herab, der freie lebensfriſche Sohn der Natur; ſehen Sie, wie er hier unten am Fuße des Felſen, auf welchem wir ſtehen, der Brücke raſch enteilt, die wie ein leichter Sprung über ſeinen Rücken ſich ſchwingt, als fürchte er in ſeinem ferneren Laufe von ihr aufgehalten zu werden. Dort, jenes Dörfchen, das aus Bäumen und Blüthenhecken wie aus einem Kranze hervorlauſcht, iſt das Ziel, welchem er zuſtrebt; nun hat er es erreicht, aber er wendet ſich gleich wieder von ihm ab, und eilt zurück, um in jenem Marktflecken ein bewegteres Leben aufzuſuchen. Doch auch hier iſt ſeines Bleibens nicht; er läuft wieder vorwärts, ihn locken die Schatten jener Gruppe majeſtätiſcher Eichen, aber auch von dieſen wendet er bald ſich wieder zurück, jenem Dörfchen zu, das zuerſt ihn anzog; mit erneuter Liebe umkreißt er es aus der Ferne, verläßt es wieder, um zwiſchen fruchtbar angebauten Hügeln und blumenreichen Wieſen hinzutanzen. So läuft er immer fort, rückwärts, vorwärts, immer weiter und weiter im ewigen Irrlauf; ſucht neue Gegenſtände auf, kehrt zu früher verſchmähten zurück, bis er jene ferne, in düſtere Trauer verſunkene Gegend erreicht. Tag und Nacht, ununterbrochen ſteigen dort aus den ewig glühenden Hochöfen der Eiſengießereien zu Carron, wie aus dem Krater eines Vulkans, unaufhörliche Rauchwolken auf, trüben das über ſie ſich hinwölkende Blau des Himmels, bedecken rings umher Laub und Gras mit Ruß und Aſche, und hüllen alles in ihrer Nähe in das Gewand der Trauer. Dort iſt es um das friſche herrliche Jugendleben des Stromes gethan, um all ſeine luſtigen Sprünge; dort ergreift ihn der Zwang, ein ſteinerner Kanal ſchlägt ihn in nicht zu durchbrechende Feſſeln, führt ſeinen, nicht minder raſchen Gefährten, dem Strome Clyde ihm zu, beide müſſen fortan vereint Schiffe tragen, Räder treiben, und im harten Dienſte ihre Kräfte verwenden, bis endlich der alte Vater Ocean ſich ihrer erbarmt, und beiden vergönnt, namen- und weſenlos, in Milliarden Tropfen verſtreut, ſich in ſeinem unermeßlichen Reiche zu verlieren."

„In welchen düſtern Bildern gefällt es heute Ihrer ſonſt immer ſo heitern Phantaſie ſich zu ergehen!" rief lächelnd Sidonia; „ich möchte ebenfalls den fröhlich hingaukelnden Fluß der Jugend vergleichen, doch nicht in Ihrem Sinn. Ich ſehe ſie, wie ſie von immer unbeſtimmter Sehnſucht getrieben, Allem zueilt, Alles erfaßt, und Alles wieder losläßt, weil es das Rechte nicht war, deſſen Bild ihr vorſchwebt, obgleich ſie noch nie es angenommen, bis ſie endlich, eben wenn es beginnt um ſie her recht dunkel zu werden, dem ihr gleichgeſtimmten Weſen begegnet, das ſie lange ſuchte, das ihr das Eigene ergänzt, das, von gleicher Raſtloſigkeit ihr entgegen getrieben, mit ihr auf immer ſich vereint und beide nun, zu einem Daſeyn verſchmolzen, den glücklichen und beglückenden Lauf zur Freude der Welt mit einander fortſetzen, bis zu dem unbekannten Ziel, das den Glücklichen wie den Unglücklichen endlich erwartet.“

„Liebe Freundin, Sie überſehen den Kanal, der beide gewaltſam an einander zwingt, ſo daß gar kein Loskommen mehr denkbar bleibt“, erwiederte Belmont.

„Ich ſehe in ihm nur ein Band, das Beiden die beruhigende Gewißheit ewigen Vereintſeyns ohne die Möglichkeit einer Trennung, gewährt“, antwortete Sidonia.

„Feſſeln bleiben Feſſeln, und wären ſie aus Roſen gewoben“, ſprach Belmont, und ſchüttelte ernſt und bedenklich das Haupt; „und ich geſtehe Ihnen, Sidonia, daß meine ſtörrige Natur gegen alles ſich ſträubt, was nur von fern ihnen gleicht. Sollte ich wirklich einmal in den Himmel aufgenommen werden, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß mich nicht gleich, ſobald ich merke, Sanct Petrus werde die Thüre hinter mir abſchließen, eine unwiderſtehliche Luſt anwandeln ſollte, mich auch einmal in der Hölle ein wenig umzuſehen, und daß ich nicht alles anwenden würde, um dem Aufenthalte der Seligen wieder zu entkommen. Die Frauen ſind den Engeln weit näher anverwandt als wir, das will ich allenfalls zugeben, aber des Mannes Gemüth iſt ein wunderliches Ding. Ein Glück, von dem es überzeugt iſt, daß es ihm nie entgehen kann, hört auf, ihm ein ſolches zu ſeyn, es will immerfort zweifeln und hoffen und fürchten. Treu in ſich ſelbſt, aus freier eigener Wahl, iſt es widerſpenſtig, ungerecht, zum Wankelmuth geneigt, ſobald man zur Treue es zwingen will. Darum ſind auch alle Gelübde ewiger Treue die größte Thorheit, auf welche Freundſchaft oder Liebe nur verfallen können. Wir wollen nun einmal nicht, ſobald wir müſſen, und gälte es dem, was ſonſt das Glück unſeres Lebens ausmachte. Wer Treue gelobt, empfindet ſchon die Verſuchung, ſie zu brechen, in ſeinem Herzen, oder wird doch wenigſtens mit nächſtem ſie empfinden.“

Während Belmont ſo ſprach, blickte Sidonia ſehr ernſt ihm in das Geſicht, als hoffe ſie in ſeinen Zügen einen Widerſpruch in ſeinen Worten zu leſen, die ſie ſchmerzlich verletzten, ohne daß es ihr deutlich war, wodurch. Sie war es ſich bewußt, daß ſie das unangenehme Gefühl, das er ihr erregt hatte, unterdrücken müſſe, und daß es ihr nicht zieme, dieſen Streit fortzuſetzen. „Sie möchten ſich für minder gut geben, als Sie es wirklich ſind, aber ich weis es längſt, Sie ſind beſſer als Ihre Worte“, ſprach ſie mit halb erzwungenem Lächeln, während ſie ſich auf den Weg machte, um noch vor Eintritt der Nacht den Fuß des Berges zu erreichen. Aber eine geheime bittere Empfindung blieb ihr dennoch, die ganz zu überwinden, erſt ſpät ihr gelang.

In Dunkeld, an den Ufern des ſchönen Stromes Tay, ſahen die Reiſenden am folgenden Tage ſich zum erſtenmal wirklich in die ſchottiſchen Hochlande verſetzt. Dort fanden ſie ein enges grünes Thal, von waldbewachſenen Felſen umgeben, von deren Höhen ein Waldſtrom ſchäumend und brauſend hernieder ſtürzt. Aus den Epheu-bewachſenen

Ruinen einer alten Abtei wehten Schauer der Vergangenheit ihnen entgegen, und auf dem alten Friedhof derſelben ſprachen bemooſte, halb verſunkene Denkmale von dem, ſeit langer Zeit verſtummten Leben vergeſſener Generationen, die einſt hier wirkten, litten und ſich freuten, wie die jetzt lebende eben auch.

Ueber Heide und Moos, durch enge Thäler und über luſtige Höhen ſetzten ſie von hier aus ihre Reiſe weiter fort, hin am ſtillen Ufer dunkler ſchweigender Seen, in deren heller Fluth die Häupter der rings umher ſtehenden mächtigen Felſen ſich ſpiegeln, vorüber an den vier alten moosbewachſenen Steinen, die noch immer die letzte Ruheſtätte ſeit Jahrhunderten in Staub zerfallener Helden bezeichnen; vorüber an den, aus Feldſteinen kümmerlich zuſammen getragenen Hütten, in welchen ein arbeitſames Völkchen wohnt, das bei tiefer Armuth, durch die Einfachheit ſeiner Sitten, vor zu weit ausgedehnten Wünſchen bewahrt wird. Doch die Reiſenden auf jedem einzelnen Schritte durch dieſes wild-romantiſche Land begleiten zu wollen, wäre ein eben ſo gewagtes als überflüſſiges Unternehmen.

* * *

Das ſchottiſche Hochland iſt nicht das Land der Freude, und ſelten, faſt niemals trifft dort ihr Jubelton unſer Ohr; es iſt das Land ſtiller Wehmuth und ernſter Erinnerung. Düſter ſchweigende Fichtenwälder, ſteile, mit Heidekraut kümmerlich bekleidete Berge, Felſenwände, hin und wieder mit Epheu und niederem Geſträuche bedeckt, aus denen von der Natur ſeltſam geformte Steingebilde hervorragen, umziehen ſeine, in tiefem Schatten ruhenden Seen, die nur ſelten ein Strahl der Sonne berührt, und deren ſalzige Fluth verräth, daß ſie ihre Entſtehung dem nahen Meere verdanken. Keine blühenden Rebenhügel verbreiten hier, wie an den fröhlichen Ufern der Schweizer-Seen, ihren romantiſchen Duft, keine Nachtigall ſingt, nur die Möve ſtreicht mit weit ausgebreitetem Flügel unter bangem Klagegeſchrei dicht über die dunkeln Fluthen hin. Statt der üppig blühenden Gärten, der weißen-zierlichen Landhäuſer, der wohlhabenden freundlichen Dörfer und Städte, die jene glücklichen Gelände ſchmücken, ſieht man hier nur kümmerliche Haberfelder, kleine Kartoffel-Länder um die meiſt einzeln liegenden Hütten der armen Bergſchotten ſich ziehen, und dieſe Hütten ſelbſt, mit ihren faſt unſichtbar kleinen Fenſtern und Thüren, gleichen eher rieſigen Maulwurfshaufen, als menſchlichen Wohnungen, denn ihre Farbe unterſcheidet ſie keinesweges von dem Boden, der ſie trägt. Mühſam an ſteilen Felswänden emporkletternd, ſuchen Schafe und Ziegen in den einſamen Glens ihr ſpärliches Futter, und die kleinen rothen Kühe, welche hier in den engen Thälern am wilden Berggewäſſer weiden, ſcheinen nur in ſehr entferntem Grade jenen ſchönen buntgefleckten Thieren verwandt, die in der Schweiz auf üppigen Matten ſorglich verpflegt, beinahe wie Familienglieder betrachtet werden, die im Haushalt wohl auch ein Wörtchen mitreden könnten, wenn ſie anders nur wollten.

Aber ein unendlich beruhigender Geiſt weht über dieſen Bergen, dieſen Thälern, der das Gemüth des Wanderers zu ernſtem Nachdenken auffordert, und es mit ſanfter Wehmuth erfüllt. Milder Ernſt, ſtrenge Religioſität, unerſchütterliche Zufriedenheit mit dem engen kleinen Looſe, das ihnen gefallen, ſpricht in dem ganzen Weſen der armen Bewohner dieſer Gebirge ſich aus; die nächſte Nähe iſt ihre Welt, und ihre Gedanken ſchweifen nie in die Weite, obgleich ihr natürlicher klarer Verſtand die durch harte Nothwendigkeit geübte Schärfe ihrer Sinne und eine eigne, ſie charakteriſirende

Schlauheit ſie fähig machen, auch das ihnen am fernſten Liegende zu erfaſſen und zu begreifen.

Die wilde Erhabenheit der ſie umgebenden Natur verfehlte nicht, auf Sidonien einen tiefen Eindruck zu machen, obgleich keine himmelanſtrebenden, in ewigem Schnee erglänzenden Eisberge, keine, wie aus Saphir und Diamant zuſammengeſetzten Gletſcher die ſchottiſchen Hochlande ſchmükken, und die höchſten Höhen derſelben ſich nur wenig über die fruchtbaren Schweizeralpen erheben, welche der Senne im Sommer freudig bezieht, um dort mit ſeinen Heerden in völlig abgeſchiedener Einſamkeit Monate lang zu weilen. Nichts iſt trügeriſcher als der Maaßſtab hoher Berge, welchen der bloße Augenſchein gewährt. Der Eindruck von Erhabenheit, den ſie auf uns machen, hängt hauptſächlich von ihren Umgebungen und der kühnen maleriſchen Form ihrer Konture ab, und der hohe Ben-Cruachan, am Ufer des dunkeln Loch Awe, machte einen nicht minder erhebenden Eindruck auf Sidoniens Gemüth, als früher im Thale von Lauterbrunnen der Anblick der in ewiger Reinheit ſtrahlenden Jungfrau.

In der unausſprechlich ſtillen Einſamkeit dieſer Thäler, dieſer Berge, dieſer dunkeln Wälder athmete Sidonia mit jedem Athemzuge jenen milden Seelenfrieden ein, den ſie im Weltgeräuſche ſo oft vermißt hatte. Aus den weder Schloß noch Riegel kennenden Thüren der armen Hüttenbewohner, wie aus den freilich ſeltenern, aber beſſern Häuſern der wohlhabenden Pächter, und der wenigen Gutsbeſitzer, welche noch mitten unter ihrem Volke wohnen, trat überall, in der einladendſten Geſtalt, jene nordiſche Gaſtfreiheit den Reiſenden entgegen, welche den Fremdling, als einen längſt erwarteten gern geſehenen Beſuch, aufnimmt. Belmont hatte für die, höher im Norden und im Gebirge liegenden Orte einige Addreſſen aus Edinburgh mitgenommen, indem er fürchtete, kein nur leidlich bequemes Obdach für ſeine Reiſegefährtin dort finden zu können, aber es hätte deſſen kaum bedurft, denn die Ankunft von Reiſenden iſt in jenen Regionen noch immer eine frohe, ſchnell ſich verbreitende Neuigkeit, und wo kein bequemer Gaſthof ſich vorfand, blieben dringende Einladungen von Seiten der in der Nähe wohnenden Gutsbeſitzer ſelten aus, die nicht abzulehnen waren, ohne wohlwollenden Menſchen wehe zu thun. Sidonia gerieth dadurch freilich zuweilen mit Perſonen in momentane nähere Berührung, deren Sitten und Gewohnheiten ſie nur durch das Fremdartige derſelben intereſſiren konnten, aber die Einfachheit, mit der man das herzlichſte Wohlwollen ihr bezeigte, machte ihr dennoch den Aufenthalt bei ihren freundlichen Wirthen angenehm.

Beſonders aber freute ſie ſich, den Schwärmen müſſiger und langweiliger Reiſenden hier nicht zu begegnen, die in früherer Zeit ihr oft ſehr läſtig geworden waren; ſie ſah und hörte nichts mehr von der großen Welt, die mit ihren Genüſſen und Thorheiten in dieſem Augenblicke weit hinter ihr lag, und ſie vergaß ſie gern und wähnte ſich gern von ihr vergeſſen, denn Belmont war jetzt ihre Welt. Mit einem unausſprechlich beruhigenden Gefühl überließ ſie ſich unbedingt ſeiner Leitung, folgte ihm, wohin er ſie führte. Indem ſie mit jedem Tage mehr und mehr ſeiner Oberherrſchaft ſich ergab, war ihr zu Muthe, als beginne erſt jetzt ihr eigentlich freies geiſtiges Leben. Nicht daß ſie wiſſentlich ihren Willen dem ſeinen untergeordnet hätte, aber ſie hatte eigentlich keinen Willen mehr. Nie gab es eine vollkommenere Uebereinſtimmung der Anſichten, der Gedanken, der Wünſche, als bei dieſen Beiden, und dennoch ging dieſelbe nie in jene Einförmigkeit über, die ſo leicht in Langeweile ſich umwandelt.

Belmont war gewohnt, jede ſich ihm bietende Gelegenheit zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe zu benutzen, er konnte nicht achtlos an den merkwürdigen und ſeltenen Erſcheinungen der Natur vorübergehen, die in dieſem Lande von allen Seiten, in unerſchöpflicher Fülle ihm entgegen traten. Dadurch gewann er eine nie verſiegende Quelle zur Unterhaltung mit Sidonien, deren ſtets rege Lernbegier ihr den wärmſten Antheil an ſeinen Forſchungen einflößte. Abends half ſie ihm die den Tag über geſammelten Pflanzen ordnen und in ſein Herbarium einlegen, und wenn ihre feingeformten Hände ſich mit den Blättern und Blumen beſchäftigten, ſo vergaß Belmont oft über dem Spiel der zarten weichen Finger, daß ihm dabei mehr obliege, als die Rolle eines müßigen Zuſchauers zu ſpielen. So oft es immer thunlich war, begleitete Sidonia ihn auf ſeinen kleinen Wanderungen in das Hochgebirge; leicht und ſchnellfüßig ſah er ſie dann zwiſchen Fels und Gebüſch, gleich einer Nymphe des Waldes, einherſchweben, ſah, die ganze Anmuth der wunderſchönen ſchlanken Geſtalt, abſichtslos und unbefangen, in den mannichfaltigſten Stellungen ſeinen Augen ſich entwickeln. Wenn ſie nach ihm ſich dann umſah, wenn ſie dem glühenden Blicke begegnete, mit dem er jede ihrer Bewegungen verfolgte, wenn ſie dann faſt unwiderſtehlich zu ihm hingezogen ſich fühlte, dann blitzte wohl zuweilen eine Erinnerung an das, was ſie von der, auf gleiche Weiſe ſich äußernden Gewalt des Magnetismus gehört hatte, in ihrer Seele auf, und ſie dachte daran, daß auch ihm gegeben ſey, ſie zu üben, aber ſie erſchrack nicht mehr davor.

Belmont beſaß ihr ganzes Vertrauen, mit Herz und Gemüth war ſie ſein eigen, ſie wußte es und war um ſo glücklicher, denn ſie fühlte, daß auch er ihr angehöre, und daß ſie jetzt erſt erfahre, was Freude, was Glück, was Leben eigentlich ſey.

So verwickelten Beide immer tiefer und tiefer ſich in ein Liebes-verhältniß, dem nichts weiter fehlte, als der Name eines ſolchen, und dem die vollkommene Unbefangenheit, mit der ſie ſich ihm hingaben, den höchſten Reiz gewährte. Noch immer war das Wort Liebe ihren Lippen nicht entſchlüpft; hohe Reinheit der Wünſche, der Gedanken, des gegenſeitigen Betragens, ſtand wie ein ſchützender Cherub Sidonien zur Seite. Das Ungewohnte und Seltſame dieſes Verhältniſſes gab vielleicht in den Augen des welterfahrneren Belmonts ihm ein immer ſteigendes Intereſſe, es ließ eine Art geiſtiger Wolluſt ihn empfinden, die ihn von jedem Verſuche, es umgeſtalten zu wollen, einſtweilen zurückhielt, und ihn für jede andere, damit verknüpfte Entbehrung entſchädigte; aber Sidonien ſchien wirklich keine Erhöhung ihres jetzigen ſeligen Zuſtandes denkbar, der in einem fortwährenden Freudentraume ſie erhielt, über den hinaus ihr nichts mehr wünſchenswerth dünkte.

Umſtrickt vom mächtigen Zauber der Gegenwart, lebhaft angezogen von der wilden romantiſchen Pracht der ſie umgebenden Natur, wie von den einfach frommen Sitten der Einwohner dieſes Landes, konnte Sidonia nicht ohne leiſes Befürchten dem Ende dieſer Reiſe entgegen ſehen, die ſchon mehrere Wochen gewährt, und an den intereſſanteſten Parthien der ſchottiſchen Hochlande ſie vorüber geführt hatte. Sie wünſchte auch die hebridiſchen Inſeln zu bereiſen, aber die damit verknüpften Beſchwerlichkeiten, das rauhe unfreundliche Klima, die unglaubliche Kürze des Sommers in dieſen nebeleingehüllten Gegenden ſetzten der Erfüllung dieſes Wunſches faſt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Belmonts wohlgemeinte Vorſtellungen behielten, wie gewöhnlich, auch dieſesmal die Oberhand, und beſtimmten ſie nur zu der nahe an der ſchottiſchen Küſte liegenden Inſel Mull, und von dort aus nach Stoſſa überzuſchiffen, um eines der bewunderenswertheſten Werke der Natur, König Fingals berühmte Grotte, zu beſuchen.

Im Haſen von Oban, einem kleinen, aber durch den Handel mit den Hebriden ſehr belebten Oertchen an der ſchottiſchen Küſte, nahm eine ziemlich große, mit kundigen Schiffern bemannte Schaluppe die Reiſenden auf; denn die kleine, nur wenige Stunden betragende Seefahrt nach der Inſel Mull bedurfte keiner größern Vorkehrungen. Das Wetter war köſtlich, einer jener in dieſem Klima höchſt ſeltenen Tage, an welchem die Sonne hell und warm vom unbewölkten Himmel ſtrahlt, war eben aufgegangen, und keine Spur der wilden Brandung, welche den größten Theil des Jahres dieſe Küſten umwüthet, war ſichtbar. Auf der ſilberhellen Fläche des ſonſt ſo wild bewegten Weltmeers ruhte deutlich und klar, wie auf einem Spiegel, das Bild der kleinen Fahrzeuge, die im Haſen vor Anker lagen, und Hunderte von Waſſervögeln plätſcherten fröhlich in der ruhigen Fluth. Schon bei der Ausfahrt aus dem Haſen bezeichnete ein dunkler Streif an dem im Morgenroth glühenden Horizont den Schiffenden das Ziel ihrer Reiſe, die wunderlich gezackte Felſenküſte der Inſel Mull, über welche der gewaltige Benmorr das in ewige Nebel verhüllte Rieſenhaupt erhebt. Düſtere Ruinen uralter Schlöſſer blickten hin und wieder wie zürnend über die Vergänglichkeit aller Dinge, von den nahen Ufern des Hochlandes hernieder. Nahe und fern leuchteten kleinere und größere Inſeln, bräutlich erglühend im Morgenroth, aus den ſmaragdgrünen Fluthen auf, die wilden Baſaltſpitzen der öden Inſel Kerrera, die fruchtbar grünenden Ufer der Inſel Lismore, des Gartens der Hebriden. Vom kundigen Steuermann ſicher geführt, gleitete die Barke zwiſchen ihnen hindurch. Faſt von jeder dieſer kleinen Eilande wußte Belmont irgend eine alte Sage, irgend einen intereſſanten Zug aus der Geſchichte dieſes Landes Sidonien mitzutheilen. Still ſeinen Worten lauſchend, ſaß ſie neben ihm, und ihr Herz ſchwamm in Entzücken über den liebenswerthen Freund, und über die im Norden wie im Süden ſich immer gleich bleibende Erhabenheit der Natur.

Nach einigen Stunden erreichten ſie die ſchmale Meerenge, welche die Inſel Mull von der Küſte der ſchottiſchen Hochlande trennt, ſie mußten einige Stunden lang ſich durch dieſelbe hindurch winden, um den Hafen von Aros zu erreichen. Die eingeengten Fluthen rauſchten ihnen hier wilder entgegen, höhere Wellen warfen die leichte Barke, gleichſam mit ihr ſpielend, einander zu, und die Ruderer mußten ſich kräftiger anſtrengen, um ihnen zu widerſtehen. Unfruchtbare Felſen umſchlieſſen das enge Fahrwaſſer von beiden Seiten, Sidonia erblickte nur Graus der Zerſtörung, wohin ihr Auge ſich wandte, kein Baum ſchmückt dieſe traurige Küſte, kein Grashalm findet auf ihr Gedeihen, nur kümmerliches Moos, und halbvertrocknetes Heidekraut ſproßt hie und da zwiſchen den gewaltigen Felſenmaſſen, die, wie von der Hand zürnender Titanen umher geworfen, am Abhange liegen.

Sidonien ward es enge ums Herz, während ihr Blick von einem düſtern Punkt dieſer unbeſchreiblich troſtloſen Gegend zum andern irrte. „Und doch“, ſprach Belmont, indem er ihre Gedanken beantwortete, ehe ſie ihnen noch Worte lieh, und doch prangten hier einſt die weiten Hallen eines mächtigen Königs, und unter dem Geſange der Barden feierten ſiegestrunkene Helden ihre Feſte, die mit ſüßem Meth gefüllten Muſcheln kreiſten beim Male des gewaltigen Fingal; Oſſian ſchlug die goldene Harfe, und Minona trat hervor in aller ihrer Schönheit, um die Herzen der Helden mit Liedern von den Tagen der Vorzeit zu erfreuen. Wohin iſt das alles? Dieſe traurige Küſte an der ſchottiſchen Seite, ſo behauptet wenigſtens die Sage dieſes Landes, liebe Sidonia, war einſt Morven, das waldige Morven, nennt es Oſſian. Die Helden ſind dahin, von ihren Wohnungen iſt keine Spur bis auf unſere Zeiten gekommen, und ſogar die Erde, die ſie betraten, iſt wie erſtorben. Wohin ſind die weiten Wälder, welche dieſer Küſte einſt den Namen gaben? Sehen Sie dort das dürre blätterarme Zweigelchen, das unter der Laſt jenes kleinen Vogels ſich beugt, kann man in ihm wohl den Abkömmling jener mächtigen Eichen erkennen, die ſonſt weit und breit umher das Land bedeckten? Ach! daß doch alles das Große auf Erden ſo vergänglich iſt! Was iſt von aller jener uralten Herrlichkeit übrig geblieben?"

„Oſſian!" rief Sidonia freudig erglühend, „wo einſt der Genius des Dichters waltete, mein Freund, dahin dringt weder Vergeſſenheit noch Vernichtung. Was Menſchenhände für die Ewigkeit zu erbauen wähnten, muß mit der Zeit verſinken; Wälder mögen vergehen, Ströme austrocknen, die Lieder der Barden verſtummen nie. Fingal und Oskar, Minona, Darthula, die Namen der Helden, der ſchönen Frauen, die einſt dieſen Boden betraten, leben, von jenen Liedern getragen, ewig fort, den entfernteſten Völkern befreundet. O wie freue ich mich, dieſen Boden, ſelbſt in ſeinem tiefen Verfalle zu ſchauen. Mag auch die Sonne ihre belebende Wärme ihm verſagen, die Sonne der Poeſie wird mit nie erbleichendem Glanz ihn umſtrahlen.“

„Ihr ſprecht von Oſſian, Lady, und von Fingal“, nahm hier plötzlich der Steuermann in recht verſtändlichem Engliſch das Wort. „Was Ihr ſagtet, verſtand ich nicht, denn ich kenne Eure Sprache nicht, aber die Namen hörte ich doch, und merkte auch wohl, daß Ihr, obgleich Ihr fremd ſeyd, ein ſchottiſches Herz für ſie habt. Hätte ich nur früher gewußt, daß Ihr ſo alte Geſchichten liebt, ich hätte Euch manche erzählen können, denn überall ſtehen hier noch Denkmale der alten Zeiten — es war nicht immer mit uns, wie es jetzt iſt, Lady, unſere Urväter waren andere Leute wie wir.“

Sidonia erfreute ſich ſehr dieſer unerwarteten Entdeckung, und bat den geſprächigen Alten recht dringend, ihr doch von den Orten, an denen ſie noch vorüber kommen würden, zu erzählen, was er Merkwürdiges davon wiſſe. „Seht“, ſprach ſie, dort vor uns, auf der Küſte von Mull, wird eben ein Schloß auf dem Felſen ſichtbar, wie heißt es? kennt Ihr es?“

„Ob ich das Schloß dort kenne? hm!“ erwiederte der Steuermann, „wie ſollte ich das nicht kennen! Es iſt das Schloß Duart, meine Vorfahren haben es erbaut, und noch jetzt bewohnt es das Haupt unſeres Clans; denn wißt, ich bin auch ein Maclean, und dem gegenwärtigen Laird von Duart im achten Grade verwandt. Unſer zahlreicher Clan iſt noch immer über der ganzen Inſel Mull verbreitet, obgleich die Zeiten ſich ſehr verändert haben. Vom Schloß Duart kann ich Euch gleich eine Geſchichte erzählen, die in alten Tagen ſich dort zugetragen hat. Nahe am Schloß, aber mitten im Waſſer, liegt eine kleine Felſenklippe, von hier aus könnt Ihr ſie noch nicht ſehen, denn die Fluth iſt hoch, und ſie ragt kaum ein Paar Fuß über ihr empor. Nach jener Begebenheit, die ich meine, wird dieſe Klippe noch immer der Ladys rock benannt, weil auf ihr eine ſchöne Frau einſt in großem Leide geweſen iſt, wie Ihr gleich hören ſollt. Der damalige Maclean Duart war ein tapferer aber harter argwöhniſcher Mann; Niemand machte ſeinen böſen Sinn erweichen, am wenigſten ſeine Lady, obgleich eine Tochter aus dem alten Geſchlechte der Campbell. Tag und Nacht verfolgte er ſie mit grundloſer Eiferſucht. Als er einſt unvermuthet von einer Jagd heimkehrte, und die Lady nicht daheim fand, gerieth er in wüthenden Zorn, ſo daß er überall Boten ausſandte und ſelbſt hinlief ſie zu ſuchen.

Das Schickſal wollte, daß er in einer Hütte im Gebirge ſie fand, ſie war hingegangen, um einem armen Kranken Troſt und Hülfe zu bringen. Aber Duart hörte nicht auf ihre Entſchuldigungen, er ergriff ſie, warf ſie in einen Nachen, und brachte ſie an jenen Stein mitten im Meer. Dort ſetzte er ſie aus, dort ſollte ſie bleiben, bis die Ungeheuer der ſalzigen Tiefe ſie verſchlungen, oder die am Morgen wiederkehrende Fluth ſie weggeſpült. Er ſelbſt hielt auf den hohen Zinnen ſeines Schloſſes Wache, daß Niemand ihr Hülfe zu leiſten käme. Dort ſaß die Arme, im Sturm und Kälte die ganze Nacht hindurch, und die Felſen hallten wieder von ihrem ſchmerzlichen Weheruf, und die Möven und anderes Waſſergeflügel flatterten in Menge ängſtlich über ihrem Haupte, als wollten ſie ihr helfen. Da kam endlich der Morgen, und mit ihm die ſteigende Fluth, und der Lady Klagen verſtummten, denn ihre Kräfte verſiegten. Immer höher ſtiegen die Wogen, ſo daß ſie kaum ſo viel trockenen Raum behielt, um darauf fußen zu können, aber ihre Lippen vermochten keinen Laut mehr aufzubringen, ſie mußte verſtummen. In Todesangſt riß ſie ihren Schleier herunter, und ließ hoch über ihrem Haupte ihn als Nothzeichen wehen, ihr langes gelbes Haar flatterte . . . .“

Der alte Seemann verſtummte hier plötzlich; ſelbſt ſichtbar erſchrocken, gab er ſeinen Gefährten ein Zeichen, raſcher zu rudern, das dieſe ſchweigend und ohne die Augen aufzuſchlagen, mit äuſſerſter Anſtrengung zu befolgen ſuchten.

„Was iſt es? was habt ihr?" fragte Belmont.

„Um Gotteswillen ſprecht nicht, fragt nicht, ſeht Euch nicht um. Irrt es nicht. Daß es am hellen Tage ſich ſehen läßt, bedeutet nichts Gutes, wir können nirgend hier landen, Gott helfe uns glücklich vorüber;" erwiederte der Steuermann mit leiſer bebender Stimme.

Nicht ohne einen kleinen Anflug inneren Grauens ſah Sidonia jetzt wirklich unfern dem alten Schloſſe eine weiße Geſtalt dicht über dem Waſſer ſchweben, kleine kräuſelnde Wellen tanzten rings um ſie her, eine Menge Waſſervögel ſchwang ſich in weiten Bögen über ihrem Haupte, und in ihrer Hand wehte ein weißes Tuch.

Der alte Seemann gab Sidonien einen ſehr ernſten Wink, die Augen von einem Weſen abzuwenden, das in der That kaum in das Reich der Lebenden zu gehören ſchien; ſtumm und ängſtlich ruderten die Matroſen aus allen Kräften, und murmelten Gebete vor ſich hin, während ſie dem Gegenſtande ihrer Furcht immer näher kamen.

„Seyd doch keine Thoren!" rief Belmont lachend, als ſie dem Lady's-rock faſt gegenüber ſich befanden, „öffnet wenigſtens die Ohren, wenn ihr die Augen nicht aufzuſchlagen wagt, hört ihr nicht die lieblichen Töne, welche der Wind zu uns herüber trägt? ſingen etwa die böſen Geiſter ſo bei euch zu Lande?"

Die Schiffer ſchüttelten bedenklich die Köpfe, und verdoppelten ihre Eile.

„Halt!" rief Belmont jetzt mit gebietendem Ernſt, laßt mich das Steuer führen, wenn Ihr keinen Muth habt, wir müſſen die Dame dort aufnehmen, ſie winkt uns zu ſich heran, wer weis, welcher Unfall ſie auf dieſen Felſen gebracht hat."

Die Schiffer weigerten ſich einſtimmig, Belmonts Befehle zu befolgen, indeſſen war man jetzt doch der Klippe nahe genug gekommen, um deutlich erkennen zu können, daß die blühende weißgekleidete Geſtalt, die auf derſelben ſtand, kein Geiſt, ſondern wirklich ein ſehr liebliches Mädchen ſey. Eine Art Mandoline hing an einem grün und ſilbernen Bande ihr über die Schulter, auf der ſie einige, ihren Geſang begleitende Accorde anſchlug, von welchen nur einzelne, aber volle reine Töne zu den Schiffenden herüber klangen. Sie verneigte ſich mit vieler Anmuth, als ſie Sidonien erblickte, und winkte mit ausdrucksvoller bittender Geberde, daß man ſie in die Barke aufnehmen ſolle.

„Es iſt die Doane Shi, Gott ſtehe mir bei, ich habe ſie genannt und heute iſt Freitag!“ murmelte der Steuermann.

„Alter, thu doch die Augen auf, ſiehſt Du denn nicht den Schatten, den ſie über die Klippe bis ins Meer hinabwirft? Kann das ein Geiſt oder eine Elfe? Du wirſt doch nicht grauſamer ſeyn als Dein alter Ahnherr Maclean Duart es war, und ein armes verlaſſenes Weib umkommen laſſen, das Dir nie etwas zu Leide gethan hat.“

Das Argument wegen des Schattens wirkte; der Alte ſah noch einmal hin, um ſich von der Wirklichkeit deſſelben zu überzeugen, und ſteuerte dann dem Felſen zu, doch die Schaluppe war noch über Armslänge von demſelben entfernt, als die verlaſſene Dame ſchon leicht und zierlich wie ein Vogel mit einem gewagten Sprunge über die unter ihr rauſchenden Wellen ſich in dieſelbe ſchwang. Starr vor Erſtaunen ſahen die Schiffer ſie an, und ſuchten heimlich ihr Gewand zu berühren, um ſich zu überzeugen, daß ſie ein wirklich körperliches Weſen ſey.

„Verzeihung und Dank, ſchöne Dame“, ſprach die Fremde in gebrochenem Engliſch, und wollte Sidoniens Hand küſſen, doch dieſe umarmte ſie freundlich, und wies ihr den Platz neben ſich an. Belmont wurde mit einem faſt muthwilligen Lächeln, und einer leichten Verneigung des Lockenköpfchens von ihr abgefertigt. Sie ſchien ziemlich an Kräften erſchöpft; Belmont bot ihr Erfriſchungen, die ſie bereitwillig annahm, doch ſelbſt die Begier, mit der ſie ein augenſcheinlich dringend gewordenes Bedürfniß befriedigte, ſtand ihr gut. Die ganze kleine Perſon hatte etwas ſo ungemein Zierliches und Graziöſes in ihrem Weſen, daß man ihr gern bei allem, was ſie unternahm, zuſah, wie etwa einem artigen Eichhörnchen oder einem hübſchen kleinen Vogel. Sie mochte vielleicht achtzehn Jahre zählen, aber das weit unter mittlerer Größe zurückbleibende Figürchen ſchien beim vollkommenſten Ebenmaaß der feingebildeten Glieder höchſtens einem vierzehnjährigen Kinde anzugehören. Muthwille und Schalkheit lachten ihr aus den großen, dunkel flammenden Augen, eine Fülle glänzend ſchwarzer Locken umwallte in reizender Unordnung das liebliche Geſicht, deſſen durchſichtig feine braune Farbe unverkennbar andeutete, daß es dem heißen Süden angehöre; eine fein gebogene Naſe ſchien ihm ein Anſehen von Würde geben zu

wollen, mit welchem der korallenrothe, etwas auf-
geworfene Mund in augenſcheinlichem Widerſpruch
ſtand; das ganze Weſen war die artigſte pikanteſte
Kaprice, die jemals aus den ſchaffenden Händen
der Natur hervorgegangen.

Nach beendeter Mahlzeit dehnte die Fremde
ſich behaglich auf den weichen Kiſſen an Sidoniens
Seite, brachte das artige Köpfchen in die bequemſte
Stellung, ſchloß die Augen, und machte alle An-
ſtalt, Sieſte zu halten. Belmont und Sidonia
ſahen voll Erſtaunen ihr zu, wagten aber nur,
verwunderte Blicke mit einander zu wechſeln, aus
Furcht, ihren Schlummer zu ſtören. Doch dieſer
währte nur wenige Minuten, ein tiefes Erröthen
gab beim Erwachen dem braunen lebensvollen Ge-
ſichtchen einen neuen Reiz, indem die Fremde, als
wolle ſie wegen ihres Einſchlummerns um Verzei-
hung bitten, Sidoniens Hand an ihr Herz drückte,
und ihr freundlich ins Geſicht ſah.

Sie ſchifften jetzt nahe genug an der Küſte
von Mull, um jeden Gegenſtand längs derſelben
deutlich unterſcheiden zu können. Ein ſchmaler
Fußſteig am Fuße der ſteilen Baſaltfelſen, welche
die Inſel umgeben, lief längs dem Meerufer hin.
Sie ſahen einige Bewohner derſelben auf den nor-
diſchen kleinen zwergartigen Pferdchen vorüber rei-

ten, andere, mit Fiſchergeräthe beladen, gingen ihren Hütten zu, die zwiſchen großen Felsſtücken am Abhange der Küſte eingeklemmt lagen. Die Fremde betrachtete aufmerkſam jeden Vorüberkommenden; ihre großen brennenden Augen durchliefen die ganze Küſte, als ob ſie etwas auf dieſer ſuchten, und dabei lachte ſie von Zeit zu Zeit hell auf, ſo recht innerlich, faſt wie ein Kind, das über einen kleinen gelungenen Muthwillen ſich freut, den es an einem Spielkameraden verübt. Das Gelächter ſtand ihr allerliebſt, es klang wie Silberglöckchen, und Sidonia und Belmont mußten unwillkührlich mit ihr lachen, ohne zu wiſſen, worüber?

„Endlich muß ich denn doch die Frage nach dem Namen unſeres ſchönen Gaſtes wagen, heiſſen Sie vielleicht Ariel oder Titania? denn es wird mir immer wahrſcheinlicher, daß Sie eher in das Reich der Feen, die hier hauſen ſollen, als zu uns andern Sterblichen gehören", nahm Belmont jetzt in ſpaniſcher Sprache das Wort. Er hatte nicht geirrt, indem er das Vaterland der Fremden zu errathen glaubte, das Entzücken, welchem dieſe ſich rückſichtslos überließ, indem ſie vaterländiſche Töne vernahm, bewies deutlich, wie werth ſie ihr wären, ſie ſprang auf, klatſchte vor Freuden in die Hände, und ſchien ſogar nahe daran, Belmont um den Hals fallen zu wollen. „Ich heiße Viola!“ rief ſie, „Viola aus Rio-Janeiro in Braſilien.“

„Schöne Donna Viola, welcher Unſtern hat auf jene Felſenklippe Sie gebracht, deren Name allein ſchon den Damen nichts Gutes bedeutet, und wohin wünſchen Sie, daß wir Sie führen ſollen, um Sie wieder zu den Ihrigen zu bringen?“ fragte Belmont weiter.

„Valerio hat mich dahin geſetzt, weil er nicht wollte wie ich, und ich nicht wollte wie er, und weil ich aus Verdruß darüber ihm ſeinen Hammer ins tiefe Meer warf“, erwiederte Viola lachend. „Er meinte, ich ſollte bitten und mich fürchten. Daß ich ſo etwas nicht thue, konnte er lange wiſſen. Nun iſt es an ihm, ſich um mich zu ängſtigen, wenn er mich nicht findet; ihm geſchieht ſchon recht, warum macht er ſolche Streiche“, ſetzte ſie mit faſt kindiſcher Schadenfreude hinzu.

„Valerio! vermuthlich der Name Ihres Bruders?“ ſprach Belmont.

„Valerio iſt mein Mann“, erwiederte die Kleine mit komiſcher Gravität. „Er hat auch noch einen andern, ganz barbariſchen Namen, den ich gar nicht ausſprechen kann, deshalb habe ich ihn Valerio getauft. Seine Lieblingsbeſchäftigung iſt, im Gebirge herum zu kriechen, um überall Stückchen Steine herunter zu klopfen, die er dann nach Hauſe mitnimmt, und viele, viele Bogen gutes Papier darüber verdirbt, indem er es vollſchreibt. Er nennt das ſeine Wiſſenſchaft, aber es iſt ein langweiliger Zeitvertreib, das.“

Sidonia war der ſpaniſchen Sprache kundig genug, um zur Noth zu verſtehen, was geſprochen wurde, ohne ſich jedoch in derſelben ausdrücken zu können. Sie verſuchte, ob ſie nicht in franzöſiſcher Sprache ſich mit ihrer ſeltſamen Reiſegefährtin verſtändigen könne, und dieſes gelang über alles Erwarten. Viola ſprach recht geläufig franzöſiſch, wenn gleich mit etwas fremdartigem Accent, und da ſie einmal ins Plaudern gekommen war, ſo fuhr ſie unermüdlich und mit großer Naivetät darin fort.

Sie erzählte, wie ſie etwa vor einem Jahre ihren Mann in Rio-Janeiro kennen gelernt habe, der eben auch ſeiner langweiligen Wiſſenſchaft wegen dahin gekommen ſey, als ob es in ſeinem Lande nicht Steine genug gäbe! und wie der blonde Lockenkopf und die blauen Augen des jungen Deutſchen ihr ſo wohl gefallen, daß ſie ſeine Frau geworden ſey, und endlich den Entſchluß gefaßt habe, ihm in ſein Vaterland zu folgen. Sie würde dieſes auch keinesweges bereuen, wenn die Sonne hier nur etwas wärmer ſcheinen wollte, damit ſie nicht ſo oft frieren müſſe, denn Valerio habe ſie lieb, und wäre auch recht gut, bis auf ſeine dumme Wiſſenſchaft, die ſie oft ſo verdrüßlich mache, daß ſie Stundenlang weinen müſſe, aus lauter Langeweile, wenn Valerio in den Bergen umherſchweiſe, und ſie allein laſſe, was leider nur zu oft geſchähe. Vor einigen Monaten, erzählte ſie weiter, wären ſie von Braſilien nach London gekommen, aber Valerio habe ihr gar nicht Zeit gelaſſen, ſich in dieſer großen Stadt gehörig umzuſehen, ſie habe ihm gleich in dieſe abſcheulichen düſteren Berge folgen müſſen, und ziehe nun ſchon ſeit mehreren Wochen auf allen jenen wüſten neblichten Inſeln mit ihm umher, die der böſe Feind wahrſcheinlich einmal aus ſeinem Sacke verloren, als er über's Meer flog, um zurück in die Hölle zu fahren. Jetzt wären ſie endlich Gottlob auf der Rückreiſe begriffen, ſetzte ſie fröhlich hinzu. Vor drei Tagen wären ſie auf der Inſel Ulwa gelandet, der Herr derſelben habe ſie und ihren Mann ſehr freundlich aufgenommen, und es würde ihr in ſeinem Schloſſe recht wohl gefallen haben, wenn ſie nur mit den Leuten hätte ſprechen können, während Valerio, nach ſeiner gewohnten Art, abweſend ſey. Vor allem aber habe eine ganz abſcheuliche Muſik den

Aufenthalt dort ihr unerträglich gemacht, vor der man bei Tiſche ſein eignes Wort nicht hören könne, und die einem ſogar des Nachts am Einſchlafen hindere; deshalb habe ſie heute ihrem Manne keine Ruhe gelaſſen, bis er ſich entſchloſſen, ſie mitzunehmen. Anfangs wäre auch alles vortrefflich gegangen, nur als er zu lange ſich bei ſeinen Steinen aufgehalten, ſey ſie müde und hungrig geworden, und habe verlangt, er ſolle mit ihr nach Aros zurückgehen. Er habe dieſes nicht gewollt, ſie darauf beſtanden, endlich habe ſie, halb im Scherz, halb im Ernſt, ſeinen Hammer ins Meer geworfen, damit er keine Steine mehr damit abklopfen könne, und er habe eben ſo ſie auf den Arm genommen, und ſie auf den häßlichen Fels gebracht, wo, wie er drohte, die Wallfiſche ſie verſchlingen würden, wenn ſie nicht artig ſeyn wolle, die ſeit hundert Jahren regelmäßig hieher kämen, um eigenſinnige Frauen zu verzehren.

„Wehren konnte ich mich nicht, denn er iſt ſtark wie ein Rieſe“, ſprach Viola, „ich wußte auch, daß er es ſo böſe nicht meine, und mir nur Angſt machen wolle, darum ſetzte ich mich hin, nahm meine Guitarre, und ſpielte und ſang, als ob gar nichts geſchehen wäre. Ich war feſt überzeugt, daß er in der Nähe bleiben würde, um

Acht zu geben, daß mir kein Leid widerführe, denn er hat mich lieb, nur begreife ich nicht, wo er geſteckt haben muß, als ich in Eure Barke ſprang, und mit Euch abfuhr."

Das naive Geplauder der kleinen Braſilianerin zerſtreute den düſtern Eindruck, welchen die immer zunehmende traurige Oede der durchaus unfruchtbaren Gegend, an welcher ſie jetzt vorüber ſchiffte, ſonſt auf Sidonien gemacht hätte. Es zog, wenn gleich nicht durch innern Gehalt, doch durch ſeine Neuheit ſie an; denn ein ſo durchaus fremdartiges Weſen, ſo ganz unbekannt mit den Gebräuchen der kultivirten Welt, von ſo unbeſonnener Zutraulichkeit, ſo hülflos, und doch ſo frei von jeder Ahnung möglicher Gefahr, war ihr bis jetzt noch nicht vorgekommen. Während die hinreißende Anmuth, mit der Viola völlig furchtlos ihrem Schickſal entgegen flatterte, Sidonien ein beifälliges Lächeln abzwang, ſchwellte dennoch inniges Mitleid mit dem argloſen Kinde ihre Bruſt, das, unabreichbar getrennt von Vaterland und Verwandten, der Willkühr eines fremden Mannes ſchutzlos hingegeben war, und nun bald, vielleicht unter drückenden Verhältniſſen, den Ernſt des Lebens an ſich erfahren ſollte, von deſſen Daſeyn es noch keinen Begriff hatte. Ein Vergleich zwiſchen der mit der Welt ganz unbekannten Viola, und dem, was ſie ſelbſt in früher Jugend einſt geweſen, als ſie, nicht minder unbeſonnen und nicht viel erfahrner als dieſe, den raſchen Flug in die Welt wagte, drängte unwillkührlich ſich ihr auf, und erneuerte das Andenken des edlen Grafen Adelheim in ihrem dankbaren Gemüth, der damals, als ihr ſichtbarer Schutzgeiſt, zwiſchen ſie und dem Untergange getreten war. Sie beſchloß, die Gunſt des eigenen Geſchickes der armen Viola zu vergelten, die ihr um ſo bedauernswerther vorkam, je weniger ſie ſich des Schutzes und der Hülfe bedürftig fühlte. Feſt überzeugt, daß Belmont ihre Anſichten und Gefühle auch dieſesmal mit ihr theile, blickte ſie zu ihm auf, und ward zu ihrer großen Verwunderung gewahr, daß dem nicht ſo ſey. Er ſchien das liebliche Geſchöpf, das ihr ein ſo inniges Intereſſe abgewonnen, zwar mit Wohlgefallen, aber ohne eine Spur wärmerer Theilnahme zu betrachten, etwa wie einen Schmetterling, den man für den Augenblick gern anſieht, und den ſchimmernden Glanz ſeiner bunten Flügel bewundert, ohne ſich jedoch darum zu bekümmern, was ferner aus ihm werden kann.

Mittlerweile waren ſie dem Hafen von Aros nahe gekommen. Die wenigen niedrigen Hütten, die am Ufer deſſelben verſtreut lagen, ſchienen keinen einladenden Aufenthalt zu bieten. Belmont machte Sidonien auf die nahe an demſelben befindlichen, ſehr verfallenen Ueberreſte eines uralten Schloſſes aufmerkſam, das vor grauen Jahrhunderten von ſeinem Baſaltfelſen hoch über dem Meere gethront hatte.

„Hier“, ſprach er, „war einſt der Sitz der mächtigen Könige der Inſeln, die Sie gewiß aus Walter Scotts King of the Isles kennen werden. Jahrhunderte lang beherrſchte der mächtige Clan der Macdonalds von hier aus die hebridiſchen Inſeln, über welche ihr tapferer Ahnherr Somerled ihnen ſchon im zwölften Jahrhundert die Oberherrſchaft erworben, die ſie, unter ſtetem Kampfe mit den Königen von Schottland, lange behaupteten. Sogar zu den Zeiten der Stuarts wußten die Macdonald ihre alten Ahnrechte noch zuweilen geltend zu machen, bis endlich Schottland ſelbſt der Uebermacht der Engländer anheim fiel; aber ihr Reichthum, der große Umfang ihrer Beſitzungen erhält ſie noch immer in hohem Anſehen auf dieſen Inſeln.“

„Da iſt er! da iſt er!“ jauchzte Viola, die eben auch zu dem Felſen aufgeſchaut hatte, auf welchen Belmont deutete, ohne jedoch zu verſtehen, was er zu Sidonien ſprach. Vergebens ſtrengten ihre Begleiter ſich an, den Gegenſtand zu entdecken, deſſen Anblick ſie zu faſt wahnſinnigem Jubel hinriß. Sie lachte und hüpfte und weinte, und als das Boot noch ziemlich weit vom Ufer entfernt war, ſprang ſie abermals, ehe die Uebrigen ſich deſſen verſahen, leicht wie ein Vogel über Bord und an das Land. Aber die Freude hatte ſie unvorſichtig gemacht, ſie glitt auf den Waſſerpflanzen aus, die den täglich von den Wellen beſpülten Baſalt-Boden bedeckten, und fiel, laut ſchreiend, ohne ſich ſogleich wieder erheben zu können.

Ein junger ſchlanker Mann, der in dieſem Augenblicke von dem Schloßfelſen herunter ſprang, wiederholte ihren Schreckensſchrei; es war Valerio, den Violas Falkenblick oben entdeckt hatte, ehe die Uebrigen ſeiner gewahr werden konnten. Athemlos eilte er zu ihr, hob ſie auf, trug ſie leicht wie ein Kind zu einer Hütte, und ſetzte unter ängſtlichem Forſchen, ob ſie wirklich Schaden genommen? ſich mit ihr auf den ſteinernen Sitz vor der Thüre hin. Er hielt ſie auf ſeinen Knien, ſie umſchlang ſeinen Nacken mit ihren zarten Armen, legte das Köpfchen an ſeine Bruſt, weinte, lachte. Unter gegenſeitigen Fragen, Schelten, Liebkoſungen, Vorwürfen und Schmeichelworten ſchienen beide zu vergeſſen, daß ſie nicht allein in der Welt wären. Belmont und Sidonia hielten ſich in beſcheidener Entfernung, bis Viola ſich endlich ihrer erinnerte. Der Schmerz, den ſie vorhin beim Fallen erlitten, war nach Kinderart ſchon vergeſſen; in fröhlicher Ausgelaſſenheit umflatterte ſie, leicht wie ein Schmetterling, ihren Gatten, indem ſie zu Sidonien ihn führte, und trieb allerlei muthwillige Poſſen, um ihn aus der Faſſung zu bringen, während er mit recht feinem Anſtande ſeinen Dank für die, ſeiner Frau geleiſtete Hülfe ausſprach.

„Ich wußte“, ſprach er, „daß ich dem kleinen Eigenſinn hier noch würde obendrein gute Worte geben müſſen, um ihn von ſeinem Felſenſitze wieder herunter zu bringen; daher blieb ich verborgen in der Nähe, um ihn vor Schaden zu bewahren, bis er des Trotzens müde würde. Als ich ſah, wie gütig Sie, gnädige Frau, die Verlaſſene in Ihrer Barke aufnahmen, gönnte ich ihr von Herzen die bequemere Rückfahrt, und eilte auf dem nächſten Wege hieher, um ſie gleich bei der Landung in Empfang zu nehmen.“

„Wellenborn!“ alter akademiſcher Freund, finde ich Dich wirklich in dieſen nordiſchen Wüſten mit dem flüchtigſten zierlichſten Kolibri, den ſe der Süden erzeugte?“ rief Belmont, der erſt jetzt näher trat, nachdem er Violas Valerio eine Weile forſchend angeſehen hatte.

Wellenborn erkannte Belmont ſogleich wieder, und flog ihm freudig entgegen. Beide waren vor mehreren Jahren in Göttingen mit einander zuſammen getroffen. Gleiches Streben in wiſſenſchaftlicher Hinſicht und das zwangloſe akademiſche Leben hatten, unerachtet der großen Verſchiedenheit ihrer äußern Verhältniſſe, ſie einander näher gebracht, bis die Zeit herankam, in welcher ſie ſich von einander trennen mußten, um ihrem fernern Berufe zu folgen. Die beſchränktere Lage des, nichts weniger als wohlhabenden Wellenborn erlaubte dieſem nicht, ſich, wie Belmont es konnte, den Weg ſelbſt zu wählen, den er gehen wollte; das Schickſal warf auf mannichfaltige Weiſe ihn umher, aber er blieb dennoch ſeinem eigentlichen Ziele treu, und nahm jede Gelegenheit wahr, ſich in der Welt umzuſehen, und durch Reiſen in weit entfernte Länder ſich auf praktiſchem Wege in der Bergkunde zu vervollkommnen, die eigentlich das Fach war, dem er ſich gewidmet hatte. So war er denn auch nach Braſilien gerathen, und hatte jetzt dieſes Land wieder verlaſſen, um auf irgend einer Univerſität, oder noch lieber bei einem groſſen bedeutenden Bergwerk, in ſeinem Vaterlande eine für ihn ſich eignende Anſtellung zu ſuchen. Wie er Viola gefunden, wie er dazu gekommen ſey, ſich dieſe zur Begleiterin durch das Leben zu gewinnen, hätte er ſelbſt ſchwerlich erklären können; es hatte ſich ſo gemacht, er wußte ſelbſt nicht wie. Daß eine Frau dieſer Art für ſeine künftigen Verhältniße ſich wenig eigne, daß er mit ihr eine große Laſt ſich auferlegt habe, konnte er in ernſteren Stunden des Nachdenkens ſich nicht verbergen; doch er war gut und rechtlich genug, um ſolchen Gedanken nicht nachhängen zu wollen, und hatte das anmuthige, ihm ſo feſt vertrauende Geſchöpfchen zu lieb, um nicht, ſelbſt mit Aufopferungen, es ſo glücklich als möglich machen zu wollen.

Die Sonne ſtand noch hoch; zur Sommerszeit gränzen in jenen nordiſchen Zonen Abendroth und Morgendämmerung faſt an einander; man durfte ſicher darauf rechnen, die Inſel Ulva zu erreichen, welche nur durch eine ſehr ſchmale Meerenge von der Inſel Mull getrennt iſt, und Wellenborn, der hier ſchon bekannt war, traf ſogleich Anſtalt, die nöthigen Pferde herbei treiben zu laſſen, welche die Reiſenden an den Ort tragen ſollten, wo die Fähre bereit lag, um ſie hinüber nach Ulwa zu fahren.

An Fahren in einem gewöhnlichen Reiſewagen darf man in dieſen unwegſamen Gebirgen nicht denken; alle, auch die Damen, mußten zum Reiten ſich entſchließen, obſchon Sidonia ein wenig zauderte, als ſie den kleinen Pferdezwerg betrachtete, der unter großen Lobeserhebungen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften ihr vorgeführt wurde. Ein alter, vielfach zuſammen gelegter Plaid vertrat die Stelle des Sattels; auch die Zügel ſchienen wenig dazu geeignet, um mit ihnen ein Thier zu regieren, dem, unerachtet ſeines übrigen verkümmerten Zuſtandes, ein wildes unheimliches Feuer aus den Augen blitzte; doch Belmont blieb ihr zur Seite, und vor der Sicherheit, welche das Bewußtſeyn ſeines Schutzes ihr gewährte, mußte jede Anwandlung von Furcht aus ihrem Gemüthe verſchwinden.

Viola ritt vor ihr her. Sie hatte ohne Auswahl auf eines der kleinen, über und über zottigen Thiere ſich geſchwungen, und trieb es nun unbarmherzig zum ſchnellſten Laufe an, Berg ein, Berg auf, am Rande Schwindel erregender Abgründe, ohne an deſſen Hintenausſchlagen ſich zu kehren. Allmählig trieb ſie den gewagten Uebermuth noch weiter, ſtand aufrecht, nur mit der Spitze eines ihrer zierlichen Füßchen den Rücken des Pferdes berührend, oder ſchwang, gleich dem geſchickteſten Voltigeur, ſich ſeitwärts von demſelben hinab, und wieder hinauf. Sidonia konnte dem unſinnigen Treiben ohne die größte Beſorgniß nicht zuſehen, Belmont aber wies zu ihrer Beruhigung auf Wellenborn, der ruhig neben ſeiner kleinen Frau hinritt, ohne ſich durch ihre Verwegenheit erſchrecken zu laſſen, deren er gewohnt zu ſeyn ſchien.

So zogen ſie hin, durch ein langes, ödes, rings von Felſen eingeſchloſſenes Thal. Jede Spur von Vegetation war aus demſelben verſchwunden, der Born des Lebens verſiegt, aus dem die Natur ſonſt allen ihren Kindern Freuden ſpendet; nur der Menſch, dieſer genügſamſte und ungenügſamſte ihrer Söhne, hatte Mittel und Wege gefunden, in dieſer ſtarren todten Wüſte ſein Daſeyn zu friſten. Der Weg führte an drei oder vier Hütten vorüber, die, weit von einander entfernt, zwiſchen dem ſchwarzen Geſtein vereinzelt lagen. Es war Sonnabend, die Bewohner derſelben ſaßen, von der ſchweren Tagesarbeit ausruhend, vor der Thüre, neben ihnen lagen die kleinſten ihrer Kinder, auf weichen Lämmerfellen gebettet, die größern jagten einander unter lautem Jubel zwiſchen den Felſen umher. Eine der Frauen ſtand auf, als ſie Sidonien herannahen ſah. Getrieben von dem, auch den ärmſten Bewohnern dieſer Gebirge eigenen Geiſte der Gaſtfreiheit, brachte ſie ihr das Köſtlichſte, was ſie hatte und kannte, eine Schale friſcher Milch, ſchlug aber, faſt beleidigt, das Geſchenk aus, welches Sidonia ihr dafür bot.

Eine Thräne der innigſten Rührung glänzte in Sidoniens Auge, indem ſie jetzt der Frau, die keinen andern Dank annehmen wollte, ihre Hand reichte; ſprechen konnte ſie mit dieſen Leuten nicht, die nur gaeliſch verſtanden, aber der Ausdruck zufriedener Gelaſſenheit in den braunen, von Arbeit und Entbehrung tief gefurchten Zügen derſelben bewegte ſie unausſprechlich. In einiger Entfernung von der Hütte theilte ſie alles Geld, was ſie bei ſich hatte, unter den dort ſpielenden Kindern aus, und bemerkte dann aus der Ferne, wie dieſe mit der erhaltenen Gabe zu ihren Eltern zurückſprangen, welche die gelben Pfennige von allen Seiten verwundert betrachteten, und augenſcheinlich nicht wußten, was ſie daraus machen ſollten.

Viola jagte indeſſen an Allem achtlos vorüber; ſelbſt der hehre Anblick des Weltmeeres, das, als ſie die Höhe erreichten, wie beſäet mit zahlloſen

Inſeln, im herrlichſten Sonnenglanze vor ihnen lag, machte keinen Eindruck auf ſie. Sidonia wurde nicht ohne Regung von Mißfallen gewahr, wie das muthwillige Weſen gerade ſolche Stellen zur Uebung ſeiner halsbrechenden equilibriſtiſchen Künſte ſich erwählte, an denen ſie ſelbſt, überwältigt von der hohen ernſten Pracht der Natur, zu anbetender Bewunderung ſich hingeriſſen fühlte. Aber ſie unterdrückte das widrige Gefühl, das dabei ſich ihrer bemächtigen wollte, denn Belmont ſah nicht ohne Wohlgefallen dem wilden Treiben zu, das ihr ſo ſtörend dünkte.

„Faſt könnte ich ſelbſt auf den Gedanken kommen, daß wir in dieſem ſeltſamen Weſen ein Elfenkind uns eingefangen haben“, ſprach ſie, freundlich zu Belmont gewandt, als Viola wieder einmal auf ihrem Pferde ſtehend vorüber braußte.

„Sagen Sie lieber eine Undine, der die Seele noch mangelt“, erwiederte Belmont. Ob dieſe aber jemals ſie finden wird, ſteht ſehr zu bezweifeln; ich weis auch nicht einmal, ob man es wünſchen darf. So wie ſie da iſt, erſcheint ſie wenigſtens originell; Vernunft, Gefühl, Bedachtſamkeit möchten leicht zu etwas ſehr Gewöhnlichem ſie umwandeln.“

Ein ſteiler Abhang brachte die Reiſenden jetzt an den Ort, wo die Fähre ihrer wartete, die in ſehr kurzer Zeit an das Ufer der Inſel Ulwa ſie führte. Belmont hatte Sorge getragen, den Beſitzer derſelben, an welchen er Empfehlungen erhalten hatte, von ſeiner und der Gräfin Adelheim Ankunft zu unterrichten. Der Sackpfeifer des Lairds ſtand ſchon am Ufer, um die erwarteten Gäſte ehrenvoll und feierlich unter das gaſtfreie Dach ſeines Gebieters einzuführen, und die Erſcheinung desſelben trug nicht wenig dazu bei, den fremdartigen und pittoresken Eindruck der ernſten Umgebungen zu erhöhen, in deren Mitte er ſich zeigte. Er war ganz nach hochländiſcher Sitte gekleidet, der in maleriſchen Falten quer über die Schulter geworfene Plaid, das kurze faltenreiche Röckchen, Kitt genannt, glänzten in den mannichfaltigen brennenden Farben, durch die der ehemals königliche Clan der Macdonalds vor andern ſich auszeichnet; ein reicher hoher Buſch ſchwarzer Straußfedern bedeckte die kleine ſchottiſche Mütze, und in ſeinem Arm ruhte das wunderliche Inſtrument, das bei keinem Feſte in den hebridiſchen Inſeln fehlen darf, und dem der Mann wilde, keinen andern zu vergleichende Melodien entlockte, während er ſtattlich vor den Gäſten ſeines Gebieters einherſchritt.

„Sind wir nicht etwa auf einer Zauberinſel gelandet?“ ſprach Sidonia, indem ſie an Belmonts Arm dem Führer folgte; „iſt jenes große, in edlem Styl erbaute Gebäude dort im Felſengrunde wirklich ein Haus? oder ſpiegelt die fata morgana in dieſer ſteinernen Wüſte meinen getäuſchten Sinnen ein Traumbild, vor? Lieber Freund, ich ſehe wirklich friſchen grünen Raſen ſich um das Haus ziehen, ich ſehe in der Nähe desſelben einen reichen maleriſchen Waſſerfall ſich vom Felſen herab dem Meere zuſtürzen. Die Mährchen aus meiner Kindheit werden Wahrheit, glaube ich, und ein gewaltiger Magus hat mit ſeinem Stabe alle dieſe Wunder aus dem Nichts hervorgerufen, ſie werden, wenn wir ihnen nahen, wieder in ihr altes Element zerſtäuben.“

„Der Zauberſtab, der hier waltet, ſteht auch Ihnen zu Gebot, liebe Sidonia, er heißt Reichthum“, erwiederte Belmont lächelnd. „Mit ihm kann der Menſch ſogar der Natur Meiſter werden, doch immer nur bis auf einen gewiſſen Punkt. Werfen Sie durch dieſes offenſtehende Gatterthor, an welchem wir eben vorübergehen, nur einen Blick in den Garten, betrachten Sie dieſe Bäumchen, die recht fröhlich gedeihen, doch nur ſo lange ſie unter dem Schutze der hohen Gartenmauer bleiben. Sobald ſie über die Höhe derſelben hinauswachſen, iſt es um ſie geſchehen. Sie ſehen ihre Wipfel verdorrt, der eiſige Hauch des Nordens erfaßt mit vernichtender Gewalt das zarte Pflanzenleben, das in ein Gebiet ſich hineindrängt, in welches es nicht hingehört, und Stamm und Aeſte ſterben rettungslos ab."

„Ach, und iſt es denn anders mit uns?" ſeufzte Sidonia, die ſeit einigen Stunden in eine ihr ſonſt nicht eigene elegiſche Stimmung gerathen war. „Auch wir ſind glücklich in fröhlichem Gedeihen, ſo lange wir in wohlthätiger Beſchränkung feſtgehalten werden; aber wir werden ungeduldig, wir wollen hinaus in die Freiheit, wir ſtreben immer höher und höher hinauf, bis der kalte Hauch der Außenwelt das Mark unſeres eigenſten Lebens zerſtört. Spotten Sie nicht über mich, mein Freund, ich weis, es wird anders werden, ich werde nicht immer denken und fühlen wie heute, aber in dieſem Augenblick iſt mir, als müßte ich jene Arme beneiden, an deren Hütten wir vorüber kamen, die ſo wenig, ſo gar nichts von alle dem haben, was uns Verwöhnten als die erſten Bedürfniſſe des Daſeyns unentbehrlich ſcheint, die vielleicht in ihrem Leben keinen Baum ſahen, denen die Schönheit, der Glanz, die Freuden der jenſeits ihrer ſchwarzen Felſenwände liegenden Welt ſo unbekannt, ſo undenkbar ſind, als uns das Leben auf den Sternen über unſerem Haupte. Aber Zufriedenheit und Liebe wohnen mit ihnen in ihren niedern raucherfüllten Hütten; ihre Leiden ſind einfach wie ihre Freuden, ſie wünſchen nicht, was ſie nicht beſitzen, ſie ertragen gelaſſen, was ſie dulden müſſen, und ewig bleibt jene Sehnſucht nach einem ungekannten Glück ihnen fern, die uns raſtlos umher treibt, und jeden Beſitz uns vergällt.“

Ehe Belmont Sidoniens Klage beantworten konnte, ſtanden ſie ſchon am Eingange von Ulvahouſe, und wurden von den gaſtfreien Beſitzern deſſelben freundlich empfangen. Sie fanden hier alles vereint, was ſie bis jetzt in dieſem Lande nur vereinzelt gefunden, jede Bequemlichkeit des Lebens, die Reichthum, mit Geſchmack verbunden, gewähren kann; beſcheidenen Luxus, feine Sitten und edle Geiſtesbildung bei hoher Einfachheit und entgegenkommender Herzlichkeit des Umgangs. Sidonien war zu Muthe, als ſey ſie zu ihr längſt befreundeten Weſen gelangt, und ward, beſonders von dem weiblichen Theil der Familie, auch ſo aufgenommen.

Viola kam viel ſpäter an; ſo wie ſie den Sackpfeifer gewahr worden, war ſie davon gelauſen, um nur die, ihr ſo entſetzlichen Töne nicht hören zu müſſen. Der Empfang, der ihr wurde, bewies, daß man es hier recht gut verſtand, den ſeinen Gäſten innewohnenden Geiſt zu unterſcheiden. Ihr wurde mit freundlicher Nachſicht begegnet, wie einem verzogenen Kinde, dem man ſeine Unarten hingehen läßt, weil man nicht Zeit, und vielleicht auch nicht Hoffnung hat, ſie ihm abgewöhnen zu können. Man duldete die Ausbrüche ihrer wilden Launen, ihrer luſtigen Excentrizität, man belächelte ſie zuweilen, und ſie benutzte dagegen das ihr zugeſtandene Privilegium, ſich dieſen ohne alle Rückſicht zu überlaſſen, oft bis zum Uebermaaß.

Der Aufenthalt in Ulwahouſe, welcher theils durch die dem Klima eigene Veränderlichkeit der Witterung, theils durch die dringenden Einladungen ihrer edlen Gaſtfreunde zu mehreren Tagen ſich verlängerte, war für Sidonien der höchſte Lichtpunkt dieſer Reiſe. Streifereien in der Umgegend, um die mannichfaltigen Merkwürdigkeiten derſelben kennen zu lernen, füllten jede dazu ſich eignende Stunde des Tages aus, bis zu dem ſpäten Mittagsmahl, bei welchem freilich der zum Hofſtaate des Oberhauptes eines hebridiſchen Clans unentbehrliche Pfeifer nie ermangelte, die weite

Halle mit den wilden unmelodiſchen Tönen ſeiner Sackpfeife auf eine Weiſe zu erfüllen, die jede andere Unterhaltung unendlich erſchwerte. Doch Sidonia ehrte den uralten, durch lange Jahrhunderte geheiligten Gebrauch, und ertrug, was ſie nicht abändern konnte, mit exemplariſcher Geduld. Der ehrliche Mackarter, deſſen Familie ſchon ſeit undenklicher Zeit das Vorrecht beſaß, dieſen Ehrenpoſten bei ihrem mächtigen Schutzherrn zu bekleiden, glaubte ſich ſogar von dem beſondern Beifall der ſchönen Fremden begünſtigt, und ging, um ihr dafür ſeinen Dank auszudrücken, allnächtlich mehrere Stunden lang mit ſeinem Inſtrument unter ihrem Fenſter auf und ab, eine Ehrenbezeigung, die auf den hebridiſchen Inſeln nur ſehr ausgezeichneten Gäſten widerfährt, und welcher Sidonia gewiß gern überhoben geweſen wäre.

Muſik anderer Art füllte die Abende aus. Hier lernte Sidonia jene klagenden Melodien kennen, deren kunſtloſer ernſter Gang nur durch wenige Töne ſich windet, und die dennoch, wenn ſie in aller ihrer nationellen Eigenheit vorgetragen werden, eine unwiderſtehliche Gewalt über ihre Zuhörer üben. Seit grauen Jahrhunderten führte ſie auf dieſen Inſeln mündlicher Vortrag den ſpäteſten Enkeln unverändert zu. Von allem weit abweichend, was wir unter Geſang gewöhnlich uns denken, ſtimmen ſie ganz zu der ernſten ſtrengen Erhabenheit der Umgebungen, in deren Mitte ſie entſtanden. Es ſind kunſtloſe regelloſe Klagetöne, wie ſie dem Herzen dieſer einfachen Kinder der Natur im tiefen Leide, im Schmerze des Scheidens vom Vaterland, von geliebten Weſen entquellen, und Sidoniens volle reine biegſame Stimme eignete ſich ganz dazu, ſie mit unwiderſtehlicher Anmuth vorzutragen. Auch ward es ihr, der geübten Harfenſpielerin, nicht ſchwer, ſich die Behandlung der kleinen ſchottiſchen Harfe anzueignen, um mit dieſer den ſanften Klagegeſang nach der Landesſitte zu begleiten; ihre gütigen Gaſtfreundinnen wurden mit Freuden ihre Lehrerinnen, und der Eifer, den ſie dabei bezeigte, gewann ihr völlig die Herzen, welche ihre Schönheit und Anmuth ihr ſchon zugeneigt hatte.

Die Zeit des Scheidens kam indeſſen nur zu bald heran. Der kurze Sommer der Hebriden eilte mit ſchnellen Schritten ſeinem Ende zu, Stürme und Kälte bedrohten eine verſpätete Rückreiſe mit tauſend Gefahren und Beſchwerlichkeiten, und nur die Hoffnung, die Inſel Staffa beſuchen zu können, welche von Wind und Wetter unzäh-

Univ. Bibl.
München

ligen Reiſenden oft vereitelt wird, hatte die Unſeren ſo lange auf Ulwa feſthalten können.

Staffa hat nur einen einzigen Landungsplatz. Bis daher war der Wind noch immer ungünſtig geblieben, doch plötzlich ſetzte er um, und ein heiterer warmer Tag, gleich dem, welcher Sidonia nach Ulwa geführt hatte, ſtieg aus dem Meere auf. Er durfte nicht unbenutzt vorüber gehen. Ein großes Boot wurde ſogleich mit kundigen Schiffern bemannt, das Sidonien, Belmont und Wellenborn, in wenigen Stunden an das Ziel brachte. Viola hatte gewünſcht, von dieſer Parthie ausgeſchloſſen zu werden.

Einſam und unbewohnt liegt die Inſel Staffa, ein furchtbarer Felſenklumpen, mitten im Meere, von Stürmen umheult, von ewiger Brandung umtobt. Kein menſchliches Weſen vermag die Schreckniſſe dieſer entſetzlichen Einöde lange zu ertragen; jeder Verſuch, ſich in derſelben anzuſiedeln, mißlang, und verlaſſen und hirtenlos irren große Schafheerden in dieſen Steinklüften umher, die jeden Frühling hier ausgeſetzt werden, um die kräftigen Alpenkräuter abzuweiden, bis man gegen das Ende des Sommers ſie wieder abzuholen kommt.

Die Fingals-Höhle iſt aus unzähligen Reiſebeſchreibungen zu bekannt, um hier viel darüber ſagen zu dürfen. Getheilt zwiſchen bangem Zagen und hoher Bewunderung betrat Sidonia den ſchmalen, an der Seite hinlaufenden Fußweg aus abgebrochenen Baſaltſäulen, den einzigen, der es möglich macht, dieſen erhabenſten Tempel zu betrachten, den die Natur, der armen Menſchenkräfte ſpottend, hier tief im Innern der Felſen ſich erbaute. Mächtige Säulen von Baſalt, zu den mannichfaltigſten Gruppen geordnet, tragen das hohe Gewölbe des prächtigen Domes; tiefe Dämmerung herrſcht im Hintergrunde deſſelben, vor dem Eingange aber breitet das weite glanzvolle Meer ſich aus; es dringt bis tief in die Grotte hinein, und bedeckt den Boden derſelben mit einer Decke aus flüſſigem Kriſtall, durch welche man zahlloſe, dicht an einander gefügte Sechs- und Acht-Ecke von Baſalt erblickt, die hier ein Parkett bilden, wie der Pallaſt keines Königs es aufzuweiſen hat. Die nie ruhende Bewegung der Wellen hat es glatt wie einen Spiegel geſchliffen; Linien von ſchneeweißem Kalkſpath bezeichnen die Konturen der abgebrochenen Säulen, aus denen es entſtanden, und zahlloſe darauf haftende Molusken erheben mit ihrer brennenden Purpurfarbe den Glanz des ſchwarzen Geſteins, als wäre es mit Blumen beſtreuet. Gleich entferntem Donner, ertönt hier ewig das

Toſen der draußen dieſen Tempel umſpühlenden Wogen, jeder Laut innerhalb der Grotte wird vom Wiederhall zu wunderbaren Harmonien vervielfältigt. Sidonia erlag faſt dem auf ſie eindringenden Gefühl, als Markarter, der bisher ſie ſchweigend begleitet hatte, am Eingange der Grotte ſeine Sackpfeife ertönen ließ, es war als ob Glockenton, Orgelklang und der feierliche Hymnus einer anbetenden Welt zugleich das hohe Gewölbe durchrauſchten. Rauh und ſchneidend im beſchränkten Saale, waren dieſe Töne in dieſer weiten Götterhalle ganz am rechten Ort, ihr tiefer durchdringender Ton ſchien der majeſtätiſchen Großheit dieſer Umgebungen verwandt, es war, als ob aus dem Meer ſich erhebende Tritonen die mächtigen Tromben erſchallen ließen, um die Macht ihres Herrſchers zu preiſen.

Betäubt, von den mannichfaltigſten Empfindungen beſtürmt, ſaß Sidonia auf der Rückfahrt ſchweigend in der Barke, welche ſie zum letztenmale dem gaſtfreien Dache wieder zutrug, das ſie ohne Hoffnung der Wiederkehr mit ſchwerem Herzen bald zu verlaſſen beſtimmt war. Belmont vertiefte ſich indeſſen im wiſſenſchaftlichen Geſpräche mit Wellenborn; doch ſeine Blicke wandten dabei oft ſich Sidonien zu; ſie ſchienen ihr deutlich zu ſagen, daß er auch dieſesmal, wie immer, in ihrer Seele leſe, und ihrem zu aufgeregten Gemüthe nur Zeit laſſen wolle, ſich wieder von den erhaltenen Eindrücken zu erholen.

Allmählig verſank ſie in immer tieferes Nachſinnen über ſich, über die Zukunft, der ſie entgegen ging. Morgen ſchon ſollte die Trennung von dem wilden romantiſchen Lande, von der erhabenen Einſamkeit beginnen, in der ſie ihren Frieden wieder gefunden, in der ſie ſo viele, ſo unzählig viele ſelige genußvolle Stunden, an der Seite des edelſten Freundes verlebt hatte, von jenem geräuſchvolleren bewegteren Leben weit entfernt, in welches ſie nun bald wieder eintreten ſollte. Schon ſeit ihrer Ankunft in Ulwa hatte ihr Beiſammenſeyn mit Belmont in vieler Hinſicht ſich anders geſtaltet, ſie war nicht mehr mit ihm allein, die Geſellſchaft, die Geſetze der Konvenienz hatten an ihm wie an ihr ſelbſt wieder ihre Rechte geltend gemacht, und die geiſtig einander ſo enge Verbundenen ſtanden im Aeußern ſchon wieder gewiſſermaßen entfremdet einander gegenüber. Keine einzige Stunde ungeſtörten Beiſammenſeyns war ſeitdem ihnen geworden, und konnte faſt nie wieder ſo ihnen werden. Wellenborn und Viola waren jetzt ihre Begleiter auf der Rückreiſe, und Sidonia hatte, ohne unfreundlich ſich zu zeigen, es nicht vermeiden können, ihnen Plätze in ihrem Wagen anzubieten.

Oft ſchon war im Laufe dieſer Reiſe ihr ein Gedanke gekommen, der in dieſem Augenblicke faſt zum quälenden Wunſche ſich geſtaltend, wieder in ihr erwachte; der Gedanke, von allen ihren Beſitzthümern im Vaterlande ſich loszumachen, um in irgend einem ſchönen Waldthale der Hochlande, am Ufer einer jener ſtillen, von ewiger Ruhe umfriedeten Seen ſich anzukaufen, und dort mit ihrem Freunde in ſeliger Ferne von der Welt zu leben und zu ſterben. Aber wie ſollte ſie dieſen Gedanken gegen Belmont ausſprechen? Wodurch hatte ſie das Recht gewonnen, dieſen Mann, welcher der Welt noch ſo viel ſeyn konnte, dem ſelbſt das Leben in dieſer noch ſo viel war, mit allen ſeinen Anſprüchen auf Ehre und Glück, auf ſie allein beſchränken zu wollen? Kannte ſie ſich ſelbſt denn genug, um gewiß ſeyn zu können, daß auch ihr dieſe Beſchränkung genügen, und keine Reue in ihrer abgeſchiedenen Einſamkeit ſie einholen könne? daß nicht in den ſturmdurchbrauſten, ſternloſen, faſt endloſen Winternächten jener wilden Einſamkeit das Bild all der früher gewohnten Freuden quälend vor ihr aufſteigen würde; Freuden, an denen ſie, vom Glück ſo hoch begünſtigt, in der Blüthe der Jugend und Schönheit noch ſo gerechte Anſprüche hatte? daß nicht Wünſche in der Einſamkeit ihr Daſeyn trüben würden, deren Unerfüllbarkeit ihr dann um ſo ſchmerzlicher werden mußte, weil ſie ſelbſt ſich dieſe Schranken geſetzt hatte?

* * *

Sobald Sidonia den wirklich ſchmerzlichen Abſchied von Ulvahouſe und deſſen ihr in der kurzen Zeit ihres dortigen Aufenthaltes ſehr werth gewordenen Bewohnern überſtanden hatte, wünſchte ſie nur ohne ferneren Aufenthalt vorwärts zu eilen, um bald einen Ruhepunkt zu finden, deſſen ſie nach ſo mancher geiſtigen und körperlichen Anſtrengung wirklich bedurfte.

Die Rückreiſe wurde daher ſo ſchnell als möglich betrieben; Violas Geſellſchaft wirkte im Laufe derſelben bald ſtörend bald erheiternd auf Sidonien; Wellenborns heller Verſtand aber, ſeine gutmüthige anſpruchsloſe Treuherzigkeit, ſeine einfachen, aber doch feinen Sitten, ſeine ewig heitere

Laune machten ihn zu einem wirklich angenehmen Begleiter.

Gegen Edinburgh hatte Sidonia eine Art Widerwillen gefaßt, ſie wünſchte nicht, dorthin zurück zu kehren, und nahm daher um ſo eher Belmonts Vorſchlag an, ſich auf einige Zeit in der Nähe von London, wohin Geſchäfte ihn riefen, einen ländlichen Aufenthalt zu erwählen. Und ſo finden wir ſie denn ſehr bald in Blackheath, nahe bei London, in einem mit allen Bequemlichkeiten des engliſchen Lebens reichlich ausgeſtatteten Landhauſe, förmlich niedergelaſſen. Wellenborn und Viola wohnten bei ihr, auch für Belmont ward ein Zimmer eingerichtet. Beide Männer fuhren jeden Morgen nach London, von wo ſie gewöhnlich noch am nämlichen Abende zurückkehrten. Viola blieb während der Zeit bei Sidonien, die ſich auf alle Weiſe bemühte, ihre häusliche Einrichtung ihren Freunden ſo angenehm als möglich zu ordnen.

Sie bildete dadurch eine Art von bürgerlichem Still-Leben um ſich her, das für ſie, wenn gleich vielleicht nur ſeiner Neuheit wegen, einen eigenen Reiz gewann. Ihre früheren Beſchäftigungen wurden wieder hervorgeſucht, ſie ſchrieb, ſie zeichnete, malte; Belmont verſah ſie mit den neueſten Erzeugniſſen der engliſchen Literatur, die gerade damals durch

Byrón, Walter Scott, Thomas Moore, und mehrere, ſich dieſen anſchließende Dichter mit jedem Tage ein erhöhteres Intereſſe gewann. Oft ſaß Sidonia in ihrem kleinen Garten mit ihrer, aus Schottland mitgebrachten Harfe und entzückte die Beſitzer der an dem ihrigen gränzenden Gärten durch die ſanftklagenden Melodien jenes Landes. Alle wurden begierig, die nordiſche Nachtigall kennen zu lernen, die ſich hier ſo unerwartet angeſiedelt hatte; denn daß die Sängerin eine Schottländerin ſeyn müſſe, ſchien jedem ausgemacht, der ſie hörte.

Blackheath iſt ein Dorf, aber nur im engliſchen, oder vielmehr im Londoner Sinne dieſes Wortes, das mit der Idee, die wir in Deutſchland damit verbinden, faſt gar keine Aehnlichkeit hat. Wie beinahe alle dieſe Orte in der Nähe der ungeheuern Stadt, iſt es der Wohnſitz vieler Familien aus dem höheren gebildetern Mittelſtande, dem bei der engliſchen, wie bei allen Nationen, in ſittlicher wie in intellektueller Hinſicht, mit Recht die erſte Stelle gebührt. Dem Schmutz, dem Kohlendampf, dem ſinnebetäubenden Geräuſch der koloſſalen Hauptſtadt entgangen, und ihr doch nahe genug, um ſich ihrer Vorzüge zu erfreuen, bewohnt die größere Anzahl dieſer Familien das ganze Jahr hindurch die eleganten, zum Theil prachtvoll eingerichteten Landhäuſer, aus denen der Ort beſteht. Sie gehören keinesweges zu den ſogenannten Fashionables, wie letztere in den neueſten engliſchen Romanen in aller ihrer Nichtigkeit, Herzloſigkeit und moraliſcher Verſunkenheit mit abſchreckender Treue uns geſchildert werden, aber die frühern Romane der geiſtreichen Verfaſſerin der Camilla, Evelina und Cäcilia geben uns den deutlichſten Begriff von ihrem Leben und Seyn, wie es bis dieſe Stunde mit kleinen Abweichungen noch beſteht.

Sidoniens Erſcheinung in Blackheath verfehlte nicht, einiges Aufſehen, mitunter auch einige Neugier unter ihren Nachbarinnen zu erregen. Durch die engliſchen Dienſtboten, die ſie zur vollſtändigeren Einrichtung ihres Haushaltes hatte annehmen müſſen, wurde es indeſſen bald allgemein bekannt, daß ſie ſelbſt eine Deutſche, eine reiche vornehme Wittwe ſey, Herr Wellenborn der Gemahl der kleinen luſtigen Lady, Belmont ein vertrauter Freund des erſteren. Daß die ganze auf einer in England ſogenannten großen Tour begriffene Geſellſchaft den Londoner Winter in Blackheath abwarten wolle, um ſpäterhin die glänzenden Freuden deſſelben kennen zu lernen, fand man eben ſo vernünftig als natürlich, und die angeſehenſten Damen des Ortes zögerten nicht länger, bei der intereſſanten Fremden einen Beſuch abzulegen, und ſie auf das zuvorkommendſte zu näherem Umgange mit ihnen einzuladen.

Sidonia kannte dieſe engliſche Sitte nicht, welche die Einheimiſchen verbindet, den Schritt zu thun, den man in andern Ländern von den Fremden erwartet, und fühlte ſich daher durch dieſe Beſuche nicht wenig überraſcht. Nach allem, was ſie über den kalten, ſtolzen, zurückhaltenden Charakter der Nation gehört hatte, mußte dieſe Zuvorkommenheit ihr auffallen, ſie brachte ſie ſogar auf den Gedanken, daß vielleicht nur der Wunſch, eine Frau in der Nähe zu ſehen, von der die öffentlichen Blätter ſo viel Abentheuerliches erzählt hatten, ihr dieſelben zuzöge, und nahm ſich ſehr ernſtlich vor, zudringlicher Neugier, vielleicht ſogar abſichtlichen Beleidigungen mit der ihr zukommenden Würde zu begegnen. Doch dieſe ihre Beſorgniß war bald durch die wirklich freundliche Theilnahme, die man ihr bezeigte, völlig gehoben. Ohne durch Zudringlichkeiten ihr läſtig zu werden, drückten alle dieſe Damen den Wunſch ihrer näheren Bekanntſchaft auf die für ſie ſchmeichelhafteſte Weiſe aus. Selbſt als ſie, um völlig ſicher zu gehen, ihren deutlich ausgeſchriebenen Namen durch Viſitenkarten allbekannt machte, zog ihr dieſes nur die Aufmerkſamkeit zu, die ihrem höheren Range gebührte, brachte aber in dem Betragen gegen ſie übrigens nicht die mindeſte Abänderung. Niemand ſchien ſich zu erinnern, dieſen Namen einſt auf minder ehrenvolle Weiſe gekannt zu haben, und ſo war es denn auch. Jene Mordgeſchichte, die vor einigen Monaten durch die Zeitungen auch in dieſem Kreiſe bekannt und viel beſprochen worden war, hatten längſt neuere aus dem Gedächtniß Aller verdrängt, und wahrſcheinlich hatte obendrein Niemand den Namen der Heldin derſelben recht geleſen oder auszuſprechen gewußt.

Mit voller Anerkennung ihrer Vorzüge wurde Sidonien hier wieder der Platz in der Geſellſchaft eingeräumt, der ihr gebührte; ſie ſah ſich geehrt, bewundert, vorgezogen, geliebt; ſie empfand die Verpflichtung, ſich den Anſichten und Gebräuchen eines Kreiſes zu fügen, in welchem ihr, der Fremden, Unbekannten, eine ſo freundliche Aufnahme geworden war, und übte ſie gern. Wenn gleich ſie zuweilen jene Zwangloſigkeit des Umganges vermißte, jene feinere Urbanität der Sitten, die aus einem ausgebreiteteren Ueberblick des Lebens entſpringt, jenen lebendigen Wechſeltauſch geiſtreicher

Ideen, deren ſie früher gewohnt geweſen war, ſo that es ihrem Gemüthe doch unendlich wohl, ſich wieder in einen ruhigeren Lebensgang eingeführt zu ſehen, und nicht mehr als Aller Augenmerk, völlig iſolirt, ihr feindlich Geſinnten gegenüber zu ſtehen.

Auch Belmont, der jetzt mit ſeinem Freunde Wellenborn oft mehrere Tage lang in London verweilte, freute ſich, Sidonien, während er abweſend ſeyn mußte, nicht ohne allen geſelligen Umgang zu wiſſen, denn die in dieſem ſtillen ruhigen Leben von der gräßlichſten Langeweile gepeinigte Viola legte immer deutlicher ihr Mißfallen an allem, was ſie umgab, an den Tag, und wurde Sidonien dadurch läſtig, ſtatt zu ihrer Unterhaltung beizutragen. Die geputzten Marionetten, ſo nannte Viola die engliſchen Damen, erklärte ſie geradezu für völlig unerträglich, und ehe man ſich deſſen verſah, ſaß ſie eines Morgens in Belmonts Wagen, als dieſer eben mit ſeinem Freunde Wellenborn für mehrere Tage von Sidonien Abſchied nahm, und erklärte auf eine ſo ungeſtüme und zugleich ſo komiſch kecke Weiſe ihren Entſchluß, mit nach London zu fahren, daß es unmöglich war, ihr nicht den Willen zu thun. Entzückt und in der beſten Laune von der Welt kehrte ſie von dort zu Sidonien zurück; die großen Schauſpielhäuſer in London waren zwar noch geſchloſſen, aber Viola hatte Aſtleys berühmte Kunſtreutergeſellſchaft, die Pantomimen und Seiltänzerkünſte in Saddlers-wells und im Royal-Circus geſehen; ſie wurde nicht müde, Sidonien von dieſen Herrlichkeiten zu erzählen, und machte es ſich von nun an zum Geſetz, ihre Geſellſchaft den beiden Männern, wenn ſie nach London fuhren, ſo oft als möglich wieder aufzudringen. Am Ende gewöhnten ſich dieſe ſo ſehr daran, ſie bei ſolchen Exkurſionen um ſich zu haben, daß Belmont Viola zum Mitfahren ſogar aufforderte, wenn ſie etwa vergaß, ſich die Erlaubniß dazu zu ertrotzen, denn Bitten war ihre Sache nicht.

* * *

Belmont und Wellenborn waren einmal wieder auf mehrere Tage nach London gegangen; Viola begleitete ſie wie gewöhnlich, und Sidonia ſaß Abends, mit ihrer Harfe und ihren ſchottiſchen Liedern beſchäftigt, in ihrem Zimmer ganz allein, als plötzlich zu ihrem freudigen Erſchrecken Belmont wieder vor ihr ſtand, den ſie doch erſt in einigen Tagen zurück erwartet hatte.

„Ich konnte heute dem Drange nicht widerſtehen, Sie zu ſehen, ich mußte in Ihrer Einſamkeit Sie überfallen, ich konnte nicht anders“, ſprach er ſonderbar bewegt, und drückte faſt ungeſtüm ihre Hand an ſeine heißen Lippen, an ſein in ungewohnten Schlägen faſt hörbar pochendes Herz.

Die heftige Bewegung, in der er unverkennbar ſich befand, mußte Sidonien auffallen, ſie war an dem gewöhnlich ſehr gleichmüthigen Manne dergleichen nicht gewohnt. „Was iſt es? was iſt geſchehen?“ rief ſie; „Belmont, Sie haben etwas auf dem Herzen. Nicht der Wunſch, wieder einmal mit mir allein zu ſeyn, wie damals zwiſchen unſern ſchottiſchen Bergen, treibt ſo unerwartet Sie heute zu mir; iſt Ihnen, iſt mir, iſt uns ein Unglück widerfahren? Sie lächeln? ich habe falſch gerathen? was iſt es denn? irgend etwas haben Sie mir gewiß zu entdecken?“

„Nicht zu entdecken, theure Sidonia“, erwiederte Belmont mit ſanftſchmeichelndem Ton, ergriff ihre Hand, und ſetzte ſich neben ſie auf den Sofa; „aber etwas mit Ihnen zu beſprechen habe ich, einen Plan, den ich ſchon ſeit langer Zeit mit mir herum trage. Die Ausführung deſſelben ſtand ſo ſehr im weiten Felde, daß ich ſelbſt gegen Sie nichts davon erwähnen mochte. Doch jetzt iſt jedes Hinderniß beſeitigt.“

Mit erzwungener Unbefangenheit, aber mit hinreißender Beredſamkeit bekannte jetzt Belmont Sidonien, wie es von jeher ſein Lieblingswunſch geweſen, auch die alte Welt kennen zu lernen, nachdem er faſt ganz Europa und einen großen Theil von Amerika mit Umſicht und Nutzen durchzogen, den prachtvollen Orient, die uralte Wiege der Menſchheit, von der alle Kunſt, Poeſie und Kultur ausgegangen, deren Ruinen noch jetzt, in ihrem tiefen Verfall, die Gemüther mit Ahnungen verſunkener Größe und hoher Bewunderung erfüllen, wie ſonſt nichts auf der Welt. Er ſetzte alle die Schwierigkeiten ihr deutlich auseinander, welche bis jetzt der Erfüllung dieſes Wunſches ſich entgegen geſtellt hatten, und wie es für einen Einzelnen kaum möglich, und gewiß nicht räthlich ſey, ſich an die Ueberwindung derſelben zu wagen. Er erklärte ihr, wie nach jahrelangem Bemühen es ihm jetzt endlich gelungen ſey, eine Geſellſchaft geiſtreicher, größtentheils junger und kräftiger Männer zuſammen zu bringen, die, wie er ſelbſt, dem Nachforſchen im Gebiete der Natur, der Geſchichte, des Alterthums, mit ganzem Gemüthe ergeben wären, und ſich entſchloſſen hätten, ſich mit ihm zu dieſer bedeutenden Reiſe zu verbinden, deren erſtes Ziel Perſien ſey. Er bezeichnete ihr den berühmten Naturforſcher aus Paris, den Sidonia in Bourdeaux hatte kennen lernen, als die Seele des ganzen Unternehmens; auch Wellenborn, verſicherte er, ſey dabei, mit ſeiner Viola, und Miſtriß R., die geiſtreiche hochgebildete Gattin eines der berühmteſten engliſchen Naturforſcher, die mit ihrem Mann ſchon manche weite gefahrvolle Reiſe glücklich zurücklegte, hätte ſich ebenfalls erklärt, ihn auch auf dieſer begleiten zu wollen, wenn die Gräfin Adelheim ſich entſchließen könne, mit dem muthigen fröhlichen Zuge ſich zu vereinen. Uebrigens ſey ſchon für alles geſorgt, mit Päſſen, bedeutenden Empfehlungen und Geld ſey die Geſellſchaft überreichlich verſehen.

„O Sidonia!“ rief Belmont begeiſtert, und ſeine Augen ſtrahlten in faſt überirdiſcher Freude, „welchen Tagen, welchen Monaten, welchen Jahren gehen wir entgegen! Sie, die ſchon die rauhe Herrlichkeit des hohen Norden ſo entzücken konnte, wie wird Ihnen ſeyn, wenn nun die blendende Pracht des glanzerfüllten Orients vor Ihnen aufgeht! Und fürchten Sie nicht die Beſchwerlichkeiten einer ſolchen Reiſe, Sidonia, noch weniger Gefahr. Mit unſerer Dienerſchaft ſind wir wenigſtens zehn junge entſchloſſene Männer, alle zu Ihrem Dienſt, zu Ihrem Schutze bereit. Wir werden auf unſern Händen über rauhe Wege Sie tragen, Sie werden unſere allverehrte Herrin, unſere gebietende Königin ſeyn; ſind Sie das nicht ohnehin überall, wo Sie ſich zeigen? Auch ſollen Sie weder Bedienung noch Geſellſchaft Ihres Geſchlechtes vermiſſen. Viola verehrt Sie als ihre Gebieterin, als eine ſegenſpendende Gottheit, und die Gattin meines Freundes R. ſehnt ſich nach dem Glück, Ihre ſchweſterliche Freundin zu werden. Sie iſt eine der edelſten weiblichen Naturen, in der Blüthe der Jahre, wenn gleich weit älter als Sie es ſind, ſie beſitzt Kraft, Muth und Erfahrung, ſie wird jedes Ungemach von Ihnen fern halten, ſie wird Sie mütterlich pflegen."

Sidonia horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf das, was Belmont mit nie zuvor an ihm erlebter Begeiſterung und hinreißender Eindringlichkeit ihr vortrug. Die geiſtige Oberherrſchaft, welche er über ihren Willen auszuüben wußte, die in ihrem Gemüth hell aufblitzende Erinnerung an die ſeligen Tage der ſchottiſchen Reiſe, ließen anfangs gar nicht den Gedanken einer Möglichkeit in ihr aufkommen, ihm dieſesmal nicht folgen zu wollen. Schon malte ihre immer rege Phantaſie die

Zauberwelt mit glühenden Farben ſich aus, die ſeine beredte Lippe ihr erſchloß, doch als er der beiden Frauen erwähnte, die ihre Gatten auf der weiten Reiſe nicht verlaſſen wollten, war es Sidonien plötzlich, als ſtände ihr Herz ſtill, und ein brennend heißes, wie vernichtendes Feuer ihrem Innern entſtrömendes Erröthen übergoß ſie mit glühendem Purpur. Zum erſtenmal ſtand es klar und deutlich vor ihr, daß ihr Verhältniß zu Belmont der äußern Geſtaltung ermangele, die allein ſie berechtigen könne, auf ſo auffallende Weiſe ihr Geſchick dem ſeinen anzuſchließen. Der Meinung der Welt vermochte ſie kühnlich Trotz zu bieten, ſo lange dieſe der angreifende Theil blieb, und durch Mißdeutung ſchuldloſer, an ſich gleichgültiger Schritte ihr das Recht gab, ſie zu verachten. Doch verdienten Tadel vermochte ſie nicht zu ertragen, und eine leiſe Stimme in ihrem Innern rief vernehmbar ihr zu, daß dieſer diesmal ſie treffen müſſe. Unter welchem Namen ſollte ſie dem Zuge jener reiſenden Gelehrten ſich anſchließen? ebenfalls als Gelehrte? als Kunſtkennerin? als Naturforſcherin? Mit Widerwillen wandte ſie ſchon von dem bloßen Gedanken davor als von etwas ihr höchſt Widerwärtigem ſich ab, das den höchſten Schein des Lächerlichen auf ſie werfen müſſe.

Denn von jeher war ſie mit ihren geiſtigen Anſprüchen in den Schranken beſcheidener Weiblichkeit geblieben, und nichts bei ihrem Geſchlechte ihr verhaßter, als alles amazonenartige Streben, ſich den Männern, in dem ihnen eigenthümlichen Gebiete gleichſtellen, und, gleichviel, ob in wirklich gelehrten Kenntniſſen, oder in körperlichen Kraftübungen, es mit ihnen aufnehmen zu wollen.

Sollte ſie als bloße Freundin Belmonts, unter ſeinem Schutze ihn begleiten? Dieſes wagen, hieß die letzte Schranke der ihr immer heilig gebliebenen weiblichen Würde und Sitte niederreißen und ſich muthwillig dem Geſpötte, der Verachtung Preis geben. In welchem Lichte mußten ihre beiden verheiratheten Reiſegefährtinnen ſie dann erblicken!

Wortlos, verworren, aber doch erkennbar, flog alles dieſes im Zeitraum weniger Sekunden ihr durch Herz und Sinne. Ein einziger Gedanke erhob ſich wie ein heller Lichtpunkt über dem wilden Chaos einander widerſtrebender Empfindungen in ihrem Innern, der Gedanke einer Vermählung mit Belmont. Bis jetzt war er als nächſtes Ziel nie in ihr aufgeſtiegen, obgleich er wohl ihr ſelbſt unbewußt, im Hintergrunde ihrer künftigen Pläne liegen mochte. Ihr Leben in Belmonts Nähe hatte alle ihre Ideen möglichen Glückes ſo überſchwenglich erfüllt, ihr Verhältniß zu dem geliebten Freunde war in ſeiner romantiſchen Unbeſtimmtheit ſo rein, ſo ätheriſch ſchön geweſen, daß ſie vor jedem Gedanken einer Abänderung in demſelben zurückſchrack. Jetzt fühlte ſie, daß es unter den jetzigen Umſtänden nur durch geſetzliche bürgerliche Bande ſicher geſtellt, ja ihr erhalten werden könne, doch Belmont ſchwieg, und ſie glaubte in unſäglicher Angſt zu vergehen, weil ſie die Unmöglichkeit fühlte, das, was ſie als unumgänglich nothwendig empfand, jemals vor ihm ausſprechen zu können.

Schweigend ſtand er vor ihr. Ohne die Augen zu ihm zu erheben, fühlte ſie das heiße Feuer ſeiner feſt auf ſie gehefteten Blicke, fühlte, wie ſie ihre geheimſten Gedanken erforſchten, fühlte, wie ſie mit mächtiger Gewalt ſie zwingen wollten, auszuſprechen, wofür ſie keine Worte hatte.

„Jene beiden Frauen", fing ſie endlich zitternd und erbleichend an, „jene beiden Frauen, die ihren Gatten" — ſie konnte nicht mehr. Erglühend, erbleichend, in unendlicher Angſt ſaß ſie verſtummend da, ſchaudernd vor dem nächſten Augenblick, vor welchem ſie wie vor der Todespforte ſtand, von dem ſie gewiß erwartete, daß er mit furchtbarer Entſcheidung in ihre ganze Zukunft eintreten müſſe. Er wurde ihr nicht erſpart, dieſer ſchwere Augenblick; der Seelenforſcher Belmont hatte ihren quaalvollen Kampf geſehen, er hatte ihre Gedanken geleſen, und verſtanden, wie ſie es meine.

„Sidonia!“ rief er plötzlich, und faßte ſie in ſeine Arme, und drückte zum erſtenmal ſie an ſeine hochfliegende Bruſt. „O ich möchte in den Staub ſinken vor Dir und Dich anbeten, Du ſchönes, hohes, göttergleiches Weſen. Wo lebt der Mann, der nicht alles daran ſetzen würde, um Deinen Beſitz ſich zu erringen! Dieſe Hand, dieſe kleine ſchöne zarte Hand, hat ſie nicht alles zu vergeben, was das Daſeyn auf den Gipfel des Glückes ſtellen kann? Alles, wonach die Menſchen im Einzelnen ſtreben, und ſich überglücklich preiſen, wenn ſie nur das Kleinſte davon ſich erwerben? Kennte die Welt Dich, wie ich Dich kenne, Tauſende würden Dich umlagern, um Dich zu gewinnen. Und ich? Ehre und Leben und alles, was ich bin und habe, würde ich dagegen ſetzen, um Dich Tauſenden ſtreitig zu machen, dürfte ich es. Aber ich muß ein Bekenntniß Dir ablegen, Pflicht und Ehre zwingen mich dazu, ſo viel es mich auch koſten mag, es auszuſprechen. Denn ich liebe Dich, Sidonia, ich liebe Dich, unausſprechlich, wie öde wäre meine Zukunft, wie verlaſſen mein Leben ohne Dich!“

Sidonia ſaß vor ihm da, kaum ihrer ſelbſt ſich noch bewußt, wie zwiſchen Wachen und Träumen, bebend vor Wonne, ſchaudernd vor Schmerz. Sie vermochte nichts, als ſeinen Namen zu nennen, aber der Ton, mit welchem ſie ihn ausſprach, ſagte alles, was in dieſem furchtbar ſchönen Moment in ihrem Innern wogte. Belmont verſtand ſie wohl.

„O bleibe mein, mein, wie Du bis jetzt es geweſen“, bat er mit unwiderſtehlicher Innigkeit, „laß kein von uns Beiden verachtetes Phantom ſich zwiſchen uns und unſer Glück ſtellen. Wir ſtehen über der Welt, unſere Herzen ſind rein, was gehen die Meinungen der Welt, ihre, durch tiefe Verdorbenheit bedingten politiſchen und bürgerlichen Einrichtungen uns an? Sie wurden für Seelen, wie die unſern, nicht erſonnen. Erlaube mir ferner Dein Freund, Dein Begleiter, Dein Beſchützer zu bleiben, trenne Dich nicht von mir, gewähre mir das hohe Glück, Dich in das uralte Paradies einer früheren Zeit einzuführen. Was unſere Erde Herrliches erzeugte, was Dichter und Weiſe in grauer Vorzeit erſonnen, laß mich das Alles zu Deinem Genuſſe ſammeln und Dir zu

Füßen legen. Weiter verlange ich nichts von Dir, nie ſollen kühnere Wünſche Dich beleidigen, Du Inbegriff jeder Anmuth und Würde, ich werbe nur um die Fortdauer Deines ſchönen Vertrauens; höhere Gunſt darf ich von Dir weder erſchleichen, noch erzwingen wollen. Darum werbe ich nicht um Deine Hand; mein ganzes Innere empört ſich gegen den Gedanken, das Höchſte, die heilige Liebe, zur Pflicht herabgewürdigt zu ſehen."

„Schönes, hochgeliebtes Weſen, was ſoll der Kampf in Deinem Innern, was ſoll er erzwecken?" ſprach Belmont nach einer Pauſe, während welcher Sidonia in furchtbarer Bewegung ſchweigend da ſaß. „Es iſt ja nur von der Fortdauer jenes innigen Seelenbündniſſes die Rede, das längſt uns beglückte, ich verlange ja auch für die Zukunft nichts weiter von Dir, als was Du mir ſchon gewährteſt. Bleibe die holde Begleiterin meiner Schritte, laß mich nicht allein gehen, Sidonia, laß mich noch ferner Dir die Welt erſetzen, zu der Du nicht gehörſt. Du biſt mein Leben, meine Sonne, das Licht meiner Augen!" rief er im Ton der höchſten Leidenſchaft. „O denke, denke zurück an die Tage, die wir in Schottland verlebten; kannſt Du wirklich ihre Wiederkehr nicht wünſchen? waren wir nicht ſelig im reinſten unbeſchränkteſten Vertrauen, und ſollte das jemals anders werden können? Von mir laſſen kannſt Du nicht wollen, ich kann es nimmer von Dir; ſollen wir, wir ſelbſt unſer Glück zerſtören, indem wir es umgeſtalten? Kann ich, der von Dir hoch Beglückte, in das enge Gebiet aufgedrungener Pflichten, alt hergebrachter Konventionen Dich hohes reines Weſen, Dich hellleuchtenden Stern herab ziehen wollen? Es wäre unverzeihliche Erbärmlichkeit von meiner Seite, es wäre Grauſamkeit, es hieße Dein Elend begründen.“

„Belmont, Sie ſehen mich tief erſchüttert, ich vermag noch nicht, dem Fluge Ihrer Gedanken zu folgen, beſtürmen Sie mich nicht weiter“, bat Sidonia faſt unhörbar leiſe.

„Ich will Dich nicht beſtürmen“, erwiederte Belmont, „weder Ueberredung noch Ueberraſchung ſollen die Fortdauer eines Glückes mir gewähren, das bis jetzt alles, was ich vom Leben hoffte und wünſchte, weit überſtrahlt. Dir ſelbſt, Sidonia, Deinem ſchönen Herzen, Deinem hellen, hoch über dem Gemeinen ſchwebenden Geiſte will ich es verdanken.“

Schweigend ging Belmont jetzt einigemal im Zimmer auf und ab, er arbeitete ſichtbar, die zu große Aufregung ſeines Gemüthes zu bezwingen, und es gelang ihm, wenigſtens im Aeußern die gewohnte Ruhe wieder zu finden.

„Geliebte Freundin!“ ſprach er, indem er ſich Sidonien gegenüber ſetzte, und ihre Hand ergriff, „laſſen Sie mich es Ihnen wiederholen, wir beide ſtehen außerhalb den Gränzen der gewöhnlichen Welt, mögen wir dieſe ſelbſt überſchritten haben, oder hat ſie uns ausgeſtoßen, das gilt hier gleich, genug, ihre Anordnungen gehen uns nichts mehr an, das fühlen Sie ſelbſt. Wir haben unſer eigenes Glück zu bauen, ein Glück, das nicht in die kleinlichen Anſichten derſelben hinein paßt. Laſſen Sie mich frei und offen hier ein Bekenntniß vor Ihnen ablegen, das Ihnen freilich nichts Neues ſagen wird, denn mein ganzes Weſen, alle meine Gedanken und Gefühle lagen immer vor Ihnen, wie ein aufgeſchlagenes Buch. Sie kennen mich, wie kein auf Erden Lebender mich kennt. Habe ich doch ſchon einmal, auf die Gefahr hin, Ihnen dadurch zu mißfallen, meine Anſicht der Gelübde ewiger Treue gegen Sie ausgeſprochen. Und durch ein ſolches ſollte ich mich jetzt an Dir verſündigen wollen?“ fuhr er, der erzwungenen Mäßigung vergeſſend, mit ſteigendem Eifer fort; „Dich ſollte ich eigennützig an mich feſſeln wollen, Dich? Und willſt Du mich beſtrafen, weil ich Dich nicht betrügen kann? Dich und mich ſelbſt? Willſt Du darum Dich den Meinungen und Geſetzen einer Welt wieder unterordnen, die Du nicht achteſt, die Du nicht liebſt, die Dich mißhandelte, und auch ferner noch mißhandeln wird? Willſt Du der höchſtmöglichen Ausbildung Deiner geiſtigen Kräfte, den Freuden einer Reiſe entſagen, die Deinem vielumfaſſenden Geiſte den höchſten Genuß gewähren muß? willſt Du den Freund verſtoßen, der gleich einer Gottheit Dich verehrt? Nein, nein Sidonia, kein Gelübde trete zwiſchen uns Beide, das geiſtig uns trennen müßte, während es körperlich uns verbände. Für Deine Treue bürgt mir Deine edle Natur, die weder Wankelmuth noch Unwahrheit kennt, für die meinige ſtelle ich Dich ſelbſt Dir zum Bürgen. Was könnte je von Dir mich abwenden, von Dir, die alles iſt und beſitzt, was der ausſchweifendſte Wunſch des eigenſüchtigſten Mannes nur verlangen kann? Bleibe mein, bleibe mein, wie Du bis jetzt es warſt; ich verlange ja nichts weiter von Dir, als daß Du auch ferner das ſchöne Vertrauen mir ſchenkſt, welches bis jetzt uns Beide ſo glücklich machte, deſſen ich nie unwerth mich bezeigte. Warum ſollteſt, könnteſt Du es mir entziehen wollen?"

Belmont machte bei dieſen Worten eine Bewegung, als wolle er vor ihr hinſinken und ihre Knie umfaſſen, doch er ermannte ſchnell ſich wieder, ſtand auf und trat an das Fenſter, um die heftig Bewegte zu ſchonen. Dann ſetzte er wieder zu ihr ſich hin, und nahm mit aller Mäßigung, deren er in dieſem Augenblick fähig war, wieder das Wort. Er ging ſogar ſo weit, ihr zu geſtehen, daß er früher, ehe er ſie geſehen, wohl einigemal in Lagen gekommen wäre, in welchen eine Heyrath ihm räthlich, und dadurch wünſchenswerth dünkte. „Doch nie", ſetzte er hinzu, „nie würde ich mir das Weib meiner Liebe zur Gattin erkohren haben, ich konnte es dieſer Gefahr nicht ausſetzen, denn ich kenne mich. Nur kühle, wohl überdachte Konvenienz hätte bei meiner Wahl mich geleitet, bloße Konvenienz hätte ein Band knüpfen ſollen, das nur um ihrentwillen erdacht wurde, um die bürgerlichen Einrichtungen der Welt in leidlicher Ordnung zu erhalten."

Mit einer, im Ausdrucke des höchſten Affekts ſich immer mehr gefallenden Beredſamkeit ging er endlich über zu einer ausführlichen Schilderung ſeines Charakters, deſſen Mängel und Schwächen, ſeiner geiſtigen Anlagen, ſeiner Art zu empfinden. Er trieb es ſogar ſo weit, ſein Entſagen auf Sidoniens Hand als ein Opfer darzuſtellen, das er großmüthig ihr brächte, weil er überzeugt ſey, daß eine nähere Verbindung mit ihm ihr jetzt beſtehendes Glück unausbleiblich zerſtören, ſie ſogar elend machen müſſe. Seiner Anſicht nach, die er ihr umſtändlich auseinander ſetzte, mußte das Weib dem Manne in jeder Hinſicht untergeordnet bleiben, um das Band der Ehe Beiden erträglich zu machen; dieſes nicht zu umgehende Naturverhältniß ſey aber zwiſchen ihnen Beiden aufgehoben, in vieler Hinſicht ſtehe Sidonia hoch über ihm, in mancher andern auf gleicher Stufe neben ihm, in keiner unter ihm. Die äußern Vortheile, die eine Verbindung mit ihr ihm gewähren würde, vermöge er nicht zum zehnten Theil aufzuwägen; in geiſtiger Hinſicht ſey ſie an Kraft, ſelbſt an Bildung ihm wenigſtens gleich, ihr Herz in allen Verhältniſſen ihres Lebens noch neu und friſch geblieben, wie die Natur es ihr gegeben, das ſeine im Getümmel der Welt abgeſchliffen, verhärtet, voll bitterer Erinnerungen, die zu einer unbeglückenden Weltkenntniß ihn geführt hätten, vor der Sidonien ihr guter Genius ewig bewahren möge.

Während er ſo ſprach, ſuchte er noch immer den hohen Genuß, den die Reiſe nach dem Orient ihr gewähren müſſe, im anlockendſten Lichte zu zeigen, kam immer wieder auf die ſchönen Tage zurück, die ſie mit einander in Schottland verlebt, und wandte alles an, um jeden Grund zu beſeitigen, den ihr heller Verſtand gegen einen Schritt einwenden konnte, welcher ſie freilich aus allen ihren früheren Verhältniſſen reißen und auf immer mit der Meinung der Welt entzweien mußte.

Sidonia litt dabei unendlich, während ſie alles anwandte, ihm den ganzen Umfang der Qualen zu entziehen, die ſie empfand. Belmonts unbedingte Herrſchaft über ihr Gemüth, die er nur zu gut kannte, um ſie nicht zu benutzen, die Glut ſeiner Worte, und die zum erſtenmal durch dieſe ihr fühlbar werdende reflektirende Kälte ſeines Herzens, riſſen an ihrer Seele mit zerſtörender Gewalt. Sie wäre dem allen endlich erlegen, hätte nicht der Zufall eine Scene geendet, die für Sidoniens Ruhe nur zu lange gewährt hatte, und die Belmont abſichtlich immer weiter ausſpinnen zu wollen ſchien, um ſich ſeines Sieges zu vergewiſſern, und ihre Einwilligung zu einer Reiſe zu erhalten, die ihm ſo ſehr am Herzen lag. Der Wind riß ein Fenſter auf, das Belmont, als er vorhin hinaus ſah, vergeſſen hatte zu befeſtigen; der Vorhang deſſelben fing an den auf dem Tiſche ſtehenden Lichtern Feuer, und loderte in hellen Flammen auf. Erſchrocken ſtürzte Sidoniens Dienerſchaft in das Zimmer. Der halbohnmächtige Zuſtand ihrer Gebieterin erregte nach dem erlittenen Schrecken keine Verwunderung; Sidonia ſelbſt aber fühlte, als ob ihr Herz brechen wolle, als ſie bemerken mußte, mit welchem Gleichmuth, mit welcher ruhig kalten Beſonnenheit Belmont alle Vorkehrungen traf, um ſicher und ſchnell das Weiterumſichgreifen der Flammen zu verhindern.

* * *

Eine entſetzliche Nacht folgte dieſem Abende, eine Nacht, in unausſprechlichem Seelenſchmerz von Sidonien durchkämpft. Sie vermochte nicht mehr den ſchönen Wahn durch Selbſttäuſchung feſt zu halten, der bis jetzt ihr Daſeyn beſeligte, ſie fühlte ſich nicht geliebt, und mußte ſich geſtehen, daß ſie es nicht ſey. Belmont ehrte ſie, ſie gefiel ſeinem Geiſte wie ſeinen Augen, er zog ſie allen andern Frauen vor, und wünſchte ſo lange als möglich in der ihm lieb gewordenen Gewohnheit des Beiſammenlebens mit ihr ſich zu erhalten, das glaubte ſie jetzt klärlich einzuſehen. Doch dieſes ruhige Hinneigen zu ihr, wie tief blieb es hinter dem Ideale jener alles beſiegenden, keine weitern

Wünſche kennenden Leidenſchaft, hinter jenem innigen Verſchmelzen zweier Weſen in Eines zurück, welches ihrem ſechnſuchtsvollen liebedürſtenden Gemüthe als das einzige Bedingniß des Glückes ihres Lebens vorſchwebte! Sie, ihre Liebe, waren nicht der Inbegriff von Belmonts Wünſchen, er konnte noch ſondern, überlegen, Anſtalten treffen, um manches Andere, was ſonſt noch ihm wünſchenswerth dünkte, mit ihrem Beſitze zu verbinden. Glühende Liebesworte waren zwar ſeinen Lippen entſtrömt, aber nur um die Todeskälte ihr weniger fühlbar zu machen, mit der er ſchonungslos im Heiligthum ihrer Bruſt ſtille Wünſche zu vernichten ſtrebte, deren Erfüllung zu dem Lebensplane nicht paſſen wollte, den er ſelbſtſüchtig für ſich erſonnen. Alle Gewalt über ihr Herz, die er ſich erworben, alle Künſte der Ueberredung, die ſo ſehr ihm zu Gebote ſtanden, hatte er angewandt, um ſie ganz an ſich zu feſſeln, ſie allen, ihrem Geſchlechte wie ihrem Standpunkt in der Welt zukommenden Verhältniſſen zu entreißen, und ſie ſich ganz zu eigen machen, während er ſelbſt ſorgfältig bedacht blieb, die eigene Freiheit ſich zu erhalten.

Deutlich und klar ſchwebte dieſe ganze Anklage des geliebten Freundes vor Sidoniens Geiſt, aber die Stimme ihres Herzens ſprach zu laut für ihn, als daß ſie nicht alles hätte aufbieten ſollen, um ihn vor ihrem eigenen Richterſtuhl zu vertheidigen oder doch wenigſtens zu entſchuldigen. Sie ſuchte ſogar ſeine Anſichten ſich ſelbſt aufzudringen, und ſich zu überreden, daß es auch die ihrigen wären. Weſſen durfte ſie ihn denn anklagen? hatte er durch Worte und Betragen ſie jemals zu Anſprüchen an eine nähere Verbindung mit ihm berechtigt? hatte er bis zu dem geſtrigen Abende nur das Wort „Liebe“ jemals ausgeſprochen? hatte er nicht immer, ſeit dem erſten Tage ihres Zuſammentreffens, ſich in den Schranken herzlicher Freundſchaft gehalten, die nur durch die Verſchiedenheit ihres Geſchlechts, und durch die Art, mit der er in Bourdeaux aus dringender Gefahr ſie rettete, einen innigern Anſtrich erhielt. Und durfte ſie, Sidonia, mit, einem ſechzehnjährigen Mädchen kaum verzeihlicher Eitelkeit, ſich deshalb ſchmeicheln, eine alles opfernde glühende Leidenſchaft ihm eingeflößt zu haben, ihm, Belmont, dieſem in ihren Augen zum höchſten Gipfel der Vollkommenheit ausgebildeten Manne, deſſen großes ſtolzes Herz einer ſolchen Liebe nicht fähig ſeyn konnte, wie wohl das eines Jünglings oder eines ſchwachen Weibes; denn er gehörte der Welt an, die ſo gerechte Anſprüche an ihn hatte, und durfte nicht einer Einzigen ſich weihen. Ungerecht gegen ſich ſelbſt, wollte ſie in ihrer eigenen Meinung ſich herabſetzen, um ihn nur recht hoch zu erheben, und ſuchte ſich ſelbſt zu verhehlen, daß ſie es that. Sie gab ſich ganz der ſchmerzlichen Wonne jener Selbſtaufopferung hin, zu welcher das Gemüth wahrhaft liebender Frauen ſo geneigt iſt, daß ſie in ihr den einzigen Troſt finden, wenn der ſchöne Wahn, der ſie beglückte, ſie verläßt; und Belmont ſtand wieder makellos vor ihr da, ſie ſelbſt wurde zum Sühnopfer, das ihn entſündigte.

Auch Belmont durchwachte dieſe Nacht in herbem Kampfe mit ſich ſelbſt, doch dieſer war himmelweit von dem verſchieden, was Sidonia empfunden. Ihm konnte nicht, wie Sidonien, ſein reines Bewußtſeyn kräftigen Beiſtand dabei gewähren, denn ſein beſſeres Selbſt war in ihm rege geworden, es hatte das niederſchlagende Gefühl der Schuld in ihm erweckt, ſo daß er dem beſchämenden Selbſtgeſtändniß, daß er mit Sidonien ein, dieſes edlen argloſen Weſens unwürdiges Spiel treibe, ſich nicht mehr zu entziehen vermochte. Er mußte endlich ſich bekennen, daß er mit raffinirtem Egoismus ſie geiſtig ſeiner Luſt opfern wolle, er fühlte ſein Unrecht, konnte aber ſich nicht entſchlieſſen, ſie frei zu geben. Es war ihm unmöglich, dem heimlichen Genuſſe zu entſagen, dieſes allgemein bewunderte, im Innern wie im Aeußern ſo reich begabte Weſen auch noch ferner an ſeinen Blicken, wie an der Entſcheidung ſeines Schickſals, hängen zu ſehen, und je länger er darüber dachte, je unausfüllbarer ſchien ihm die Lücke, welche eine Trennung von Sidonien in ſeiner freudenreichen Exiſtenz hervorbringen müſſe.

In der immer ſteigenden Aufregung, zu der Nacht, Einſamkeit, und feſtes Haften an einem einzigen Gedanken ihn hinauftrieben, glaubte er endlich Sidonien wirklich zu lieben, nicht ohne ſie leben zu können; Gefühle, über die er lange hinaus zu ſeyn meinte, erwachten von neuem in ſeiner Bruſt; hingeriſſen von einem Anfluge jugendlichen Edelmuths, und um doch etwas zu thun, das ihn mit ſich ſelbſt verſöhnen könne, beſchloß er, um Sidoniens willen der großen Reiſe wenigſtens vor der Hand zu entſagen. Er vermochte nicht mehr es ſich zu verhehlen, daß ſie auf derſelben ihn nicht begleiten dürfe, ohne ſich und das ganze Glück ihrer Zukunft den nachtheiligſten Folgen auszuſetzen.

Bleich, zerſtört, trat er am Morgen in Sidoniens Zimmer, um ihr, obgleich mit innerem

Widerſtreben, ſeinen heldenmüthigen Entſchluß zu verkündigen; er dachte ſie in Thränen zu finden, und freute ſich innerlich auf den Genuß, dieſe mit einem einzigen Worte trocknen, und die tief Gebeugte wieder zu neuem Leben aufrichten zu können, aber er fand ſie ganz anders wieder, als er ſie am Abende verlaſſen.

Nach langem Kämpfen war Sidonia wieder mit ſich einig geworden; was ihr zu thun jetzt oblag, ſtand hell und klar vor ihrem Geiſte, und ſie beſchloß, es würdig zu vollbringen. Stolz und Liebe hatten ihr Muth und Kraft zu dem Wunſche gegeben, ſelbſt in der Stunde des Scheidens dem Geliebten recht groß und ſchön gegenüber zu ſtehen. Jenes Gefühl, das ihr Geſchlecht ſchon oft zu unglaublichen Opfern bewog, das einſt die Gattin des Pätus zu dem Ausruf: „es ſchmerzt nicht!“ begeiſterte, hatte auch ihr, mitten in ihrem tief empfundenen Leide, im Aeußern eine Haltung gegeben, zu welcher der ſchuldbewußte Belmont ſich in dieſem Augenblick nicht erheben konnte. In ihren Zügen, in ihrem ganzen Weſen, war keine Spur des peinlichen Zuſtandes mehr zu entdecken, in welchem er am geſtrigen Abende ſie verlaſſen; würdevoller Ernſt, unendliches Wohlwollen, ſtille Ergebung war der Ausdruck derſelben. So ſchwebte ſie ihm entgegen, ihr Fuß ſchien kaum die Erde zu berühren; nie hatte er ſo hinreißend ſchön ſie geſehen, ihr dunkel ſtrahlendes Auge lächelte durch ſtill verhaltene Thränen der Wehmuth, die ſie ihm nicht zu verbergen ſtrebte, denn ſie fühlte, daß ſie ſich ihrer nicht zu ſchämen habe.

„Ich muß Ihnen geſtern recht ſchwach, recht kindiſch erſchienen ſeyn, mein Freund“, ſprach ſie mit unendlich ſanftem, aber feſtem Ton, ehe er noch ein Wort aufbringen konnte; „aber die Idee einer ſo ſchnellen, ſo unerwarteten Trennung überwältigte mich für den Augenblick; denn daß ich auf einer ſo weiten Reiſe Sie nicht begleiten könne noch dürfe, fühlte ich ſogleich. Weder meine perſönliche Lage noch meine phyſiſchen Kräfte erlauben es mir, ich würde mir dadurch den eigenen Untergang bereiten, und welche Laſt wäre ich Ihnen und Ihren Freunden geworden! Es hat mir einen recht ſchweren Kampf gekoſtet, ehe ich zu dieſer Ueberzeugung mich brachte“, ſetzte ſie mit ſchmerzlichem Lächeln und etwas wankender Stimme hinzu.

„Sidonia!“ rief Belmont, „ich kann Ihnen“ —

„Verzeihen Sie mir nur“, unterbrach Sidonia ihn, „daß ich geſtern allem, was Sie mir ſagten, nur mit dem Geiſte folgen konnte, ich war in der That wie betäubt. Ach Belmont, ich werde Sie ſchmerzlich vermiſſen, nie werde ich wieder einen Freund finden, der in allen Anſichten des Lebens ſo vollkommen mit mir übereinſtimmt! Davon hat jedes Ihrer Worte mich geſtern von neuem überzeugt. Aber ich verliere Sie nicht, meine Gedanken, meine Wünſche werden Sie begleiten, und wenn Sie nach Europa wieder zurückkehren, ſey es auch erſt nach Jahren" — —

„Sidonia! Sidonia! Sie könnten von mir ſich trennen wollen!" rief Belmont, völlig außer Faſſung gebracht.

„Zeit und Raum trennen uns nicht", erwiederte Sidonia, ſanft bewegt, aber gefaßt.

Nie fühlen wir den vollen Werth eines Glückes, als in dem Augenblick, in welchem wir im Begriffe ſtehen, es zu verlieren. Geblendet, bezaubert, als ſähe er ſie zum erſtenmale, ſtand Belmont mit tief erſchüttertem Gemüth vor Sidonien; von tauſend zarten Banden an ſie gefeſſelt, mit welchen Gewohnheit und ihre Liebenswürdigkeit ihn umflochten hatten, war ihm in dieſem Augenblick zu Muthe, als ob das ganze Glück ſeines Lebens an ihrer Nähe hinge, als liebe er ſie mit unüberwindlicher Leidenſchaft, als könne kein Opfer ihm zu ſchwer fallen, um nur der Trennung von ihr zu entgehen. Sidonien aber hatte die Anſtrengung nicht nur über ihn, ſondern auch über ſich ſelbſt hoch erhoben, mit der ſie die höchſte Achtung des Freundes ſich zu gewinnen, und jede Ahnung aus ſeiner Seele zu entfernen ſuchte, als ob ſie jemals gewünſcht habe, ihm mehr zu werden, als ſie ſchon war.

Mit voller Klarheit wollte ſie muthig vollenden, was ſie begonnen, doch das Bewußtſeyn des ſchwer erkämpften Sieges, der momentane Rauſch eines ſeligen Augenblickes, riſſen ſie hin, wie ihn die Gewalt der neu erwachten Liebe, und wehrlos ergaben ſich beide der holden Schwäche. Von Kraft träumend, von Trennung ſprechend, ſanken ſie einander in die Arme, Abſchiedsworte wandelten unwillkührlich in Liebesworte ſich um. Die große Reiſe nach Perſien wurde aufgegeben, der Entſchluß, wenn gleich unausgeſprochen, dennoch unwandelbar feſtgeſtellt, ſich nie zu trennen, in dem ſie beglückenden Verhältniß nichts abzuändern, alles zu laſſen wie es war.

Vielleicht hätte Belmont jetzt wohl wünſchen können, ſich Sidonien auf immer zu verbinden, denn in dieſem Augenblick leidenſchaftlicher Aufregung war aller kalt raiſonnirender Egoismus von ihm abgefallen, und er fühlte ſein Herz wie umgewandelt in ſeiner Bruſt. Aber Sidonia hatte ſelbſt die Scheidewand aufgerichtet, an der jede Hoffnung dieſer Art ſcheitern mußte. In ihrem heldenmüthigen Beſtreben, ſich ihm ſeiner ganz würdig zu zeigen, hatte ſie Belmonten wirklich die Ueberzeugung aufgedrungen, daß ſie ſeine Anſichten der Ehe theile, daß ſie nie wünſchen könne, ihm noch näher verbunden zu werden, als ſie es ſchon ſey. Völlig an ihr irre geworden, glaubte er jetzt wirklich, ſie geſtern mißverſtanden zu haben, und daß nur die Ueberraſchung des Moments ſie zu halben Aeußerungen gebracht, die er durchaus falſch gedeutet. Er ſchämte ſich vor ſich ſelbſt dieſes Mißgriffs, und wenn ihm auch vielleicht Zweifel kamen, ob er ſich deſſen wirklich ſchuldig gemacht habe, ſo war ſein Gemüth doch noch zu ſtolz, als daß es zum Ausſprechen eines Wunſches ſich hätte beugen können, von deſſen freudiger Gewährung er nicht mehr im Voraus ſchon überzeugt war.

Und ſo mußten Beide denn fortfahren, das wankende Gebäude ihres Glückes ſich in Regionen zu erbauen, die wohl zuweilen zu erfliegen, aber nie auf die Dauer zu bewohnen, den Sterblichen hienieden vergönnt wird.

* * *

Kein Weſen auf Erden war wohl je ſeliger, als Sidonia in der dieſem Tage zunächſt folgenden Zeit. Die lange Sehnſucht ihres Lebens war geſtillt, ſie fühlte ſich geliebt, mit jener reinern überſchwenglichern Liebe, die der Grundton ihres eigenen Gemüthes war, die ganz nach innen gekehrt, fern von Selbſtſucht und niederer Gemeinheit, den ſchönſten Lohn in ſich ſelbſt findet, und keinen andern kennt noch verlangt.

Im Aeußern war Sidoniens Verhältniß zu Belmont völlig das vorige geblieben. Aus Schonung für ihren Ruf, jedoch ohne dieſen Grund gegen ſie zu erwähnen, hatte er ſogar eine von der ihrigen ganz abgeſonderte Wohnung bezogen, und dennoch ſchien ihr jetzt alles anders geworden. Ein unbeſchreibliches Gefühl unſäglichen Entzückens hatte über ihr ganzes Daſeyn ſich verbreitet; das Wort „Liebe“ ward, auch jetzt noch, faſt nie von ihnen genannt, ſie hatten allen ihren frühern Beſchäftigungen ſich wieder zugewendet, aber ſie lebten neben einander hin, wie ſelige Götter, als wäre es von Ewigkeit her ſo geweſen, und müſſe auch immer ſo bleiben.

Wellenborn und ſeine Viola ſah Sidonia nicht wieder. Vermuthlich um ihr und ſich eine Verlegenheit zu erſparen, hatte Belmont es ſo einzurichten gewußt, daß Erſterer nur ſchriftlich von ihr Abſchied nahm, zugleich aber hatte dieſer auch Belmonten auf das dringendſte erſucht, ihn und die übrigen Freunde noch einmal zu ſehen, ehe ſie, wahrſcheinlich auf ſehr lange Zeit, vielleicht auf immer Europa verließen.

Sidonia war unfähig, an dem Geliebten zu zweifeln, ſie war feſt überzeugt, daß er zu ihr zurückkehren würde, aber ein leiſer Schmerz durchzuckte ſie dennoch, als ſie ihn nach London abfahren ſah, um die Bitte ſeines Freundes zu erfüllen. Sie fühlte und fürchtete, für ihn wie für ſich, die Erneuerung jener herben Schmerzen, welche die Entſagung eines lang gehegten Lieblingswunſches ihm ſchon gekoſtet hatte; und als ſeine Abweſenheit um mehrere Tage über die von ihm zur Rückkehr beſtimmte Zeit ſich verlängerte, war ſie, von bitterer Reue beſtürmt, nahe daran, mit klarem Bewußtſeyn einen Schritt zu thun, von dem ſie ihren eigenen Untergang deutlich voraus ahnen konnte. Sie ſah im Geiſte den geliebten Freund, wie er mit innerem Widerſtreben von denen ſich abwandte, die ein Unternehmen auszuführen im Begriffe ſtanden, deſſen Urheber er eigentlich geweſen war; ſie ſah, wie er von Tag zu Tag den herben Abſchied verlängerte, weil das Scheiden von dem Lieblingsplane, den er ihr geopfert, ihm faſt unmöglich wurde; ſie ſchalt ſich ſelbſtſüchtig und undankbar, weil ſie dieſes Opfer von ihm angenommen hatte, und wollte ſchon die Feder ergreiſen, um ihm zu ſchreiben, daß ſie bereit ſey, ihm zu folgen, wohin er es wünſche, als glücklicherweiſe Belmonts Rückkehr alle ihre Zweifel auf das erfreulichſte löſte.

Ueberſelig im Gefühl des Wiederſehens, ſchloß er im erſten Freudentaumel ſie in ſüßer Selbſtvergeſſenheit in ſeine Arme, zeigte ſich ſo entzückt, ſie wieder zu haben, betheuerte ſo oft und ſo laut, daß nun ſobald nichts wieder im Stande ſeyn ſolle, ihn zu einer Trennung von der geliebten Freundin zu bewegen, daß Sidonia im Uebermaße des Entzückens nicht mehr wußte, wer von ihnen beiden der Glücklichere ſey.

Kleine Reiſen, größtentheils in Geſellſchft einiger ihr befreundeten Familien aus der Nachbarſchaft unternommen, brachten im Laufe der ſchönen Herbſtzeit Leben und Wechſel in Sidoniens ländliche Einſamkeit. Belmont beeiferte ſich, ſie nach und nach zu den ſchönſten und merkwürdigſten Punkten des kultivirteſten Landes in Europa hinzuführen. – In England gibt es keine Entfernung, alles liegt dicht neben einander, und die trefflichen Straßen, die

Schnelligkeit der Poſten machen jede Reiſe in dieſem merkwürdigen Lande zu einer Spazierfahrt. Im ſüdlichen Frankreich, in der Schweiz, in Schottland hatte Sidonia mit ehrfurchtsvollem Staunen die hohen Wunder der Natur in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit betrachtet. Hier lernte ſie erkennen, was der menſchliche Geiſt Großes, ja faſt Unglaubliches durch Fleiß, Induſtrie und Beharrlichkeit zu bewirken vermag. Indem ſie den immer regen Fleiß in den Fabriken bewunderte, die erſtaunenswürdigen Werke, welche mit Hülfe früher ganz überſehener Naturkräfte in England hervorgebracht werden, gewann das Leben für ſie ein zuvor nie von ihr geahnetes Intereſſe. Jeder Tag bereicherte ihren Geiſt mit neuen Ideen, mit neuen Kenntniſſen. Belmont blieb ihr immer zur Seite, um ihr alles zu erklären, was anfangs ihr dunkel ſchien, er war wieder ihr Lehrer, ſie ſeine Schülerin, die erſten Tage ihres früheren Beiſammenſeyns erneuten ſich, goldene ſchöne Tage des reinſten Himmelsfriedens, des ſeligſten Verſtehens, des uneigennützigſten Strebens, ſich wechſelſeitig alles zu ſeyn. Ach warum muß denn kein Glück auf dieſer Erde Beſtand haben!

Auch Belmont fühlte ſich anfangs beglückt. Sidoniens unendlicher Liebreiz entzückte ihn täglich von neuem. Ihre große Genußfähigkeit, ihr reiner Schönheitsſinn, die Leichtigkeit, mit der ſie ſelbſt das Schwerſte aufzufaſſen vermochte, ließen ſeinen immer thätigen Geiſt an ihrer Seite nie zur Langenweile ermatten, ſo lange nur neue Gegenſtände täglich in unabläſſiger Regſamkeit ihn erhielten. Doch der November kam herbei mit ſeinen Stürmen, ſeinen Regengüſſen, ſeinen, jedes Leben bedrückenden See-Nebeln, die das Licht des Tages zur falben Dämmerung umwandeln. Die Zeit der Reiſen war vorüber, und machte der des ſtilleren Nachdenkens Raum. In Belmonts Bruſt legte ſich die gewaltſame Aufregung ihm längſt fremd gewordener Gefühle, die nur, nach langem Entſchlummern der Rauſch der Leidenſchaft, das innere Zurückbeben vor der Trennung von Sidonien, zu einer Art von Scheinleben wieder erweckt hatten.

Belmont hatte Sidonien nicht abſichtlich täuſchen wollen, denn alles Unedle, Unwahre lag ihm fern; ſich dazu herabzulaſſen verſchmähte ſein ſtolzer Geiſt; aber er hatte ſich ſelbſt getäuſcht, indem er dem ſüßen Taumel ſich ohne Bedenken ergab, der ihn ergriffen, gleich beim erſten Erſcheinen der ſeltenen wunderholden Frau, welche ſo hoch über alle hervorragte, mit denen er früher manch leichtes Liebesband geknüpft und wieder gelöſet hatte. Ohne eigentlich deſſen gewahr zu werden, hatte Belmont zu einer, ſeinem eigentlichen Weſen ganz widerſprechenden Handlungsweiſe ſich verleiten laſſen, zu Schritten, deren Möglichkeit er bei kühlerem Beſinnen ſelbſt nicht begriff, ſobald ſein kalt raiſonnirender Verſtand dem wärmeren Gefühl die Oberherrſchaft wieder abgewonnen hatte. Er war noch immer zu jeder wahrhaft großen That, zur edelſten Aufopferung bereit, wenn beim ernſten Erwägen von Recht und Unrecht die Wage dorthin ſich neigte, er übte gern gegen ſich ſelbſt wie gegen Andere ſtrenge Gerechtigkeit aus, aber er verachtete es, ſich in wichtigen Fällen von ſeinem Empfinden beſtimmen zu laſſen. Auch wurde dieſes nur ſelten laut. Der nie verſiegende Born der Liebe kann nur einem warmen, von ihr ganz erfülltem Herzen entquellen, und Belmonts Herz, ſo warm es auch einſt geſchlagen, war im Leben mit der großen Welt erſtarrt. Es regte ſich zwar noch zuweilen, wie der Wein im Faſſe, wenn die Reben wieder blühen, ſich regt, und Belmont ließ es dann eine Zeitlang recht gern gewähren, nur durfte es weder auf ſeine Handlungen einen bedeutenden Einfluß üben, noch ihn zu ſolchen verleiten, die er ſich ſchon längſt gezwungen hatte als Thorheit anzuerkennen.

Und dieſes war jetzt ſeit langer Zeit zum erſtenmal dennoch wieder der Fall geweſen, das fühlte er mit tiefer Beſchämung. So ſehr die ſüße Gewohnheit, in Sidoniens Nähe zu leben, ſich auch dagegen ſträubte, er mußte das Zweckloſe, Unbefriedigende ſeines jetzigen Verhältniſſes zu ihr ſich bekennen, es drängte immer klarer ſich ihm auf. Zwar hatte es ſo ſchon ſeit faſt einem Jahre beſtanden, doch bis dahin war es nur der Schmuck ſeines Lebens geweſen, jetzt war es der Zweck desſelben geworden; um eines Schattenbildes willen hatte er die eigene Freiheit, alle ſeine Wünſche, ſein ganzes bisheriges Streben, alle ſchon errungene Früchte desſelben geopfert, hatte, gleich einem unerfahrenen Neuling, ſich in eines jener ätheriſchen Liebesbündniſſe verwickeln laſſen, die er als das Unmöglichſte und Lächerlichſte auf Erden von jeher verſpottete und verlachte.

Belmont erröthete vor ſich ſelbſt, indem er ſich dieſes alles eingeſtand, und ſich dann die Frage vorlegte, was denn nun ferner geſchehen ſolle.

Die vielleicht nie ganz ſo wiederkehrende Gelegenheit zu der großen Reiſe, zu welcher er ſich Jahrelang vorbereitet, von der er die möglichſte

Vollendung ſeiner geiſtigen Ausbildung erwartete, war auf eine ihm jetzt unbegreifliche Weiſe unbenutzt ihm entflohen. Was konnte, was ſollte er an die Stelle dieſes geſcheiterten Planes ſetzen, wobei ſein jetziges Verhältniß zu Sidonien ihm nicht ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg ſtellte? Konnte er denn ewig, wie Herkules, am Rocken der Omphale, zu den Füßen einer ſchönen Frau ſitzen wollen? Unwürdig an Sidonien zu handeln, ſie heimtückiſch zu verlaſſen, oder ſie herabzuwürdigen zu ſuchen, um ſich über ſie erheben zu dürfen, war, ſeiner wahrhaft edlen Natur nach, ihm undenkbar. Sollte er als Gemahl ihr dennoch die Hand bieten, um nur auf irgend eine Weiſe zu einem feſten Standpunkte mit ihr zu gelangen? und würde ſie nach allem, was er von ſeinen Anſichten der Ehe ihr bekannt hatte, dieſelbe annehmen? Sollte er ſeine früheren Grundſätze widerrufen? Er konnte es eben ſo wenig als Sidonien betrügen wollen. Er ſah ſich in einen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt verwickelt, aus dem, ſo wie die Sachen jetzt ſtanden, kein Hinauskommen war; ihm blieb nichts zu thun übrig, als es dem Zufall zu überlaſſen, ob dieſer vielleicht nicht einen Ausweg ihm zeigen würde, und inzwiſchen die Zeit der Erwartung eines Wunders ſo angenehm hinzubringen, als es ſich nur irgend thun laſſen wollte. Dazu entſchloß er ſich denn auch endlich.

Alle dieſe Betrachtungen hatten ſich indeſſen nicht auf einmal Belmonten entgegen gedrängt, ſie ſtiegen nach und nach in ſeiner Seele auf, ſo wie ſein Empfinden für Sidonien kühler wurde. Er fühlte ganz das Quälende, aber auch das für jetzt Nutzloſe derſelben, und ſuchte ſich ihnen ſo viel möglich zu entziehen, aber er konnte doch dem Selbſtgeſtändniß einer unverzeihlichen Thorheit nicht entgehen, deren er ſich längſt nicht mehr für fähig gehalten. Zum erſtenmal nach langer Zeit war er wieder mit ſich ſelbſt in Unfrieden gerathen, und ihm war oft zu Muthe, als ob er die Veranlaſſung dazu, Sidonien, haſſen müſſe. Es verdroß ihn innerlich, daß ſie zu groß, zu ſchön vor ihm ſtand, als daß er es hätte ertragen können, ihr in unwürdigem Lichte ſich zu zeigen.

„Warum mußte mein Unſtern mich auch gerade dieſem Phönix zuführen? Warum iſt ſie nicht wie andere Weiber, ſo wüßte man doch mit ihr fertig zu werden?“ rief er in bitterem Unmuth oft aus; doch dieſer hielt nur ſo lange vor, bis Belmont Sidonien wieder ſah; ihre Gegenwart übte noch immer den alten Zauber an ihm aus, aber ſeine innerliche Verſtimmtheit brachte doch oft etwas

Ungleiches in ſein Betragen gegen ſie, deſſen Sidonia nicht an ihm gewohnt war, das ſie aber gar wohl bemerkte, ohne ihn jedoch um den Grund davon befragen zu wollen.

Belmont brachte jetzt ſehr oft einige Tage in London zu, um die unermeßlichen Schätze des brittiſchen Muſeums kennen zu lernen und zu benutzen, wie er ſagte, eigentlich aber wohl, um ſeinen innern Mißmuth durch Wechſel der Umgebungen zu zerſtreuen. Er blieb zuweilen ziemlich lange aus, und Sidonia vermißte ihn dann ſchmerzlich, doch weit davon entfernt, dieſes gegen ihn äußern zu wollen, munterte ſie ihn ſelbſt zu dieſen kleinen Ausflügen auf. Belmont ſchien oft ſonderbar ergriffen, wenn ſie ihm freundlich zuredete, doch um ihretwillen eine ihm nützliche und angenehme Erheiterung ſich nicht zu verſagen; die ſprechenden Züge ſeines ſchönen Geſichts nahmen dann zuweilen einen ganz eigenen Ausdruck von Beſchämung an, welche an Rührung gränzte, und es ſchien, als ob ein geheimes Etwas ihn bei ihr zurückhalten wolle. Aber er ging dennoch; zwar kehrte er immer mit erhöhter Innigkeit zu ihr zurück, ſuchte durch tauſend zarte Aufmerkſamkeiten ſie für eine Trennung zu entſchädigen, über die er laut ſich beklagte, und die er doch ſelbſt immer wieder herbeiführte.

Sidonia gerieth durch alles dieſes endlich auf den Gedanken, daß die ſtille Einförmigkeit ihres jetzigen Lebens, bei der ſie zwar nach all den überſtandenen Stürmen ſehr wohl ſich befand, dem, an einen lebensreichern Wirkungskreis gewöhnten Mann langweilig zu werden drohe, und nahm deshalb freudig den Vorſchlag einer ihrer Freundinnen an, ſich mit dieſer und deren Familie auf einige Wochen nach Bath zu begeben, um auch das Leben in einem der eleganteſten engliſchen Badeörter kennen zu lernen, in welchem die mit Eintritt des Winters beginnende Saiſon eine höchſt brillante Geſellſchaft verſammelt, und Vergnügungen aller Art ihr einen Vorſchmack von dem geben konnten, was ſie, wenn gleich in ſehr vergrößertem Maaßſtabe, von den mehrere Monate ſpäter eintretenden Winterfreuden in London zu erwarten habe.

Die kurze Reiſe durch ein, ſelbſt in dieſer rauhen Jahreszeit entzückend ſchönes, im höchſten Glanz der ſorgfältigſten Kultur prangendes Land, wurde faſt eben ſo ſchnell zurückgelegt als beſchloſſen. Lady Manners, ſo hieß Sidonias Freundin, eignete ſich ganz dazu, dieſe in den vornehmſten Zirkeln von Bath einzuführen. Sie war mit vielen der erſten Familien des Landes nahe verwandt, und galt noch immer für eine ſehr angenehme Erſcheinung. Die drei Töchter derſelben, welche jetzt zum erſtenmal in der Welt ſich zeigten, waren ſehr jung, ſehr hübſch und ſehr elegant; alles dieſes verſchaffte der kleinen Geſellſchaft, mit welcher Sidonia dort auftrat, die angenehmſte Aufnahme, und Sidonia wurde gleich anfangs mit aller der Auszeichnung empfangen, die ihrem Range und ihrer glänzenden Erſcheinung gebührte.

Doch dieſe Auszeichnung, die ihr widerfuhr, ging in laut ausgeſprochene Bewunderung über, ſobald man ſie näher kennen lernte. Ohne darnach zu ſtreben, oder es zu wünſchen, ſah ſie zur Königin des Tages ſich erhoben, der alles huldigte. Um nur ein Wort, einen Blick von der ſchönen Fremden zu erhaſchen, zog ein zahlloſer Schwarm junger und alter Elegants auf allen Schritten ihr nach, und ſelbſt Männer, die durch innern Werth, durch Geiſt und Bildung ſich weit über jene ſchimmernden Eintagsfliegen erhoben, konnten dem Zauber nicht widerſtehen. Der Eindruck, welchen ſie machte, war nicht immer ein blos vorübergehender, manche ſehr ernſtlich gemeinte Bewerbung um ihre Hand wurde durch Vermittelung der Lady Manners ihr vorgetragen, und es hätte nur von ihr abgehangen, in den vornehmſten Familien des Landes, an der Hand eines edlen Gemahls, als ein Stern erſter Größe zu glänzen.

Sidonia war gewiß nichts weniger als gefallſüchtig; ſie war weit davon entfernt, ſowohl bei ihren ernſteren als ihren luſtigeren Anbetern Hoffnungen erregen zu wollen, die ſie nie zu erfüllen gedachte, aber ſie hätte mehr oder weniger als eine Frau ſeyn müſſen, wenn dieſes allgemeine Anerkennen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit ihr nicht hätte Freude machen ſollen, beſonders nach all den unverdienten bittern Kränkungen, welche ſie hatte erdulden müſſen. Auch war ſie nie ſchöner, man möchte ſagen, nie blendender erſchienen, als in dieſer Zeit. Das Bewußtſeyn zu gefallen, iſt das ſicherſte und kräftigſte Schönheitsmittel, das ſogar ſonſt unbedeutenden Geſtalten neue Reize leiht, und jede Braut, ſelbſt die von der Natur vernachläſſigte, oft bis zum Unkenntlichen verſchönert. Auch Sidonia beſtätigte die Wahrheit dieſer Bemerkung. So ſehr ſie auch der Bewunderung gewohnt war, ſo glänzte doch ihr Auge heller, ein lieblicheres Lächeln umſpielte die blühenden Lippen, wenn ſie mit gewohnter Anmuth, im leichten Tanze, durch die glänzenden Reihen hindurch ſchwebte, und es ihr dabei nicht entging, wie aller Augen mit

Entzücken ihr folgten, und das Gefühl für Schicklichkeit die Geſellſchaft nur mit Mühe davon zurückhalten konnte, ihr lauten Beifall zu zollen.

Belmont war ein ſteter Zeuge ihres Triumphes, und dieſes machte Sidonien die Auszeichnung, die ihr von allen Seiten entgegen kam, als einen ſolchen erſt fühlbar; denn mußte Belmont ſich denſelben nicht aneignen? mußte er nicht fühlen, daß ſie, die Allgeſuchte, nur ihm zu gefallen ſtrebe? mußte er nicht ihrer treuen Liebe ſich freuen? Sidonia hoffte es; doch dieſe ſchöne Hoffnung ward bald durch immer dunkler werdende Schatten umſchleiert. Langſam ſtiegen ſie am Horizonte ihres Glückes auf, vergebens ſuchte ſie ihrer nicht gewahr zu werden; ſie verbreiteten ſich immer weiter, bis ſie nicht mehr umhin konnte, ſich das Daſeyn derſelben einzugeſtehen.

Die Ungleichheiten in Belmonts Betragen gegen Sidonien nahmen täglich auf eine ſie beängſtende und erſchreckende Weiſe zu; mit tiefem Schmerz ſah ihr vorahnendes Gemüth ein dunkles Geheimniß ihn innerlich drücken, deſſen Exiſtenz er zwar allen übrigen, hinter der Maske der ihm eignen Lebensgewandheit zu verbergen im Stande war, nur nicht der liebenden Freundin. Oft hingen ſeine liebeglühenden Blicke an ihrer Geſtalt, er ſprach zu ihr, wie er es gewohnt war, mit dem Ton innigen Vertrauens, herzlicher Hingebung, dann ging er plötzlich ohne die mindeſte äußere Veranlaſſung, zu einer andern Stimmung über, in der ſie ihn kaum wieder zu erkennen vermochte; ſtieß mit ſtarrer Gleichgültigkeit ſie von ſich ab, erlaubte ſich, ihre unſchuldigſten Schritte zu tadeln, ihr mit einer Härte, ſogar mit einer Rauhheit zu begegnen, deren ſie bis jetzt ihn für ganz unfähig gehalten; im nächſten Augenblick aber ſchien er zuweilen auch wieder im Begriffe, reuevoll zu ihren Füßen hinzuſinken, um ſein Unrecht ihr abzubitten. Mit unendlichem Schmerz mußte Sidonia ſich ſagen, daß ſie ihn nicht mehr verſtehe. Sie ſah die innere Pein, welche an ſeinem Frieden nagte, ohne ſich dieſelbe deuten zu können; ſie glaubte ihn von irgend einem ſchweren Unglück getroffen, das er ihr zu verhehlen Willens ſey; ſie glaubte ihn krank; ihre lebhafte Phantaſie führte ein ganzes Heer von Uebeln ihr vor, die dieſe unglaubliche Veränderung in ſeinem Weſen herbeigeführt haben könnten. Gedrückt, verfolgt von immer ſchwärzer ſich geſtaltenden Gedanken, ſah ſie endlich keinen andern Rath, als Belmont geradezu anzuflehen, ihr nicht länger das, was ihn heimlich quäle, zu verhehlen.

Belmont ſah mit ganz eigenem Blicke ſie eine

Weile an, es ſchien ihr, als ob er erſt ſich beſinnen, als ob er überlegen wolle, was er ihr antworten könne. Sidonia ſchwebte in ängſtlicher Erwartung, doch plötzlich umdüſterten ſich ſeine Züge, er brach in Vorwürfen über ihr Betragen aus, ließ ſich zu Eiferſüchteleien herab, die ſeiner ſelbſt eben ſo unwürdig waren, als ihrer; ſie konnte das Erkünſtelte, das mühſam Herbeigeſuchte derſelben nicht verkennen, ſie ſah deutlich, daß er nichts wolle, als den Grund ſeines Mißmuthes ihr verbergen, ſey es auch durch eine Ungerechtigkeit. Denn kannte er ſie nicht? hatte er nicht von jeher in ihrem Herzen wie in dem eigenen geleſen? wußte er nicht noch in dieſem Augenblick ihre geheimſten Gedanken und Empfindungen zu errathen? Das Beleidigende ſeiner Vorwürfe konnte ſie ihm vergeben, ſogar es entſchuldigen, aber nicht die Unwahrheit, mit der er ſie zu täuſchen ſuchte; wie wäre ihm dieſe möglich geworden, wenn er wirklich ſie liebte? Die Ueberzeugung ſeiner innern Herzenskälte, die ſie einſt ſchon durchſchaut hatte, ohne es ſich geſtehen zu wollen, ſtieg in dieſem Augenblick wie ein langſamer Tod zu ihrem warmen liebevollen Herzen auf, drückte es peinlich zuſammen und erfüllte es mit Grauen vor ſich ſelbſt und vor ihrer Zukunft.

„So iſt Liebe denn nur eine ungeheuere, das Weltall umſpannende Lüge, und nichts auf Erden iſt ewig als die uns zur Qual gegebene Sehnſucht nach ihr!“ rief Sidonia, und weinte ungeſehene heißbrennende Thränen des entſetzlichſten Mitleids mit ſich ſelbſt. Eine furchtbare Nichtachtung des Lebens durchſchauerte ſie, des Lebens, dem ſie die Blüthenkrone, den Glauben an jene Liebe entſinken ſah, die in ihren Augen allein ihm noch Werth verlieh.

Oft traf es ſich aber auch, daß Belmont an andern Tagen wieder ganz derſelbe zu ihr trat, der er früher geweſen; vertrauend, liebevoll, ganz Aufmerkſamkeit für ſie und ihre kleinſten Wünſche. Dann ging das Herz ihr wieder auf, ſie ſchalt ſich ſelbſt eine ſchwermüthige Träumerin, die durch ein Paar rauhe, abſichtslos ausgeſtoßene Worte ſich erſchrecken laſſe; die nicht bedenke, wie wenig der unfügſame, des Zwanges ungewohnte Mann ſich dazu eigne, die tauſend kleinen Nadelſtiche des Schickſals geduldig zu ertragen, denen Niemand entgeht, die den Stärkeren um ſo eher zur Ungeduld, ja zum Mißmuthe aufreizen, indem ſie ihm unbequem fallen, ohne ihn jedoch verwunden zu können. Sie bedachte, wie es Belmonten gar nicht einfallen könne, dieſe Ungeduld dem Herzen verbergen zu wollen, von dem er berechtigt ſey, auch in böſen Stunden Nachſicht und Milde zu erwarten.

Tief beſchämt ſuchte ſie dann auf jede Weiſe das heimlich an dem Freunde ausgeübte Unrecht durch erhöhte Freundlichkeit wieder gut zu machen, vor allem aber bemühte ſie ſich, Lady Manners zur Abkürzung des Aufenthalts in Bath zu bewegen, der, wie ſie meinte, Belmonten nicht zuſage. Sind wir nur erſt wieder in unſerem ruhigen Blackheath, dachte ſie, kann Belmont nur wieder in London ſeinen ernſteren Beſchäftigungen nachgehen, ſo wird er ſchon von ſelbſt einſehen, wie wenig mein Herz an dem Flitterglanze hängt, der ihn beunruhigt, ohne mich erfreuen zu können, ſobald er dieſe Freude nicht mit mir theilt.

* * *

Belmont begleitete Sidonien nicht nach Blackheath, er blieb in London zurück, wo ein nicht aufzuſchiebendes Geſchäft, wie er ſagte, ſeine Gegenwart auf ein Paar Tage nothwendig machte. Sidonia aber hielt in jener Stadt, durch welche ihr Weg ſie führte, nur wenige Stunden ſich auf, um die im eleganteſten Theile derſelben liegende Wohnung zu ſehen, welche Belmont für die geräuſchvolleren Monate des Winters ihr beſorgt hatte. Erſt nachdem er ſchon von ihr geſchieden war, fiel es ihr noch ein, Margarethen noch einige Aufträge zu geben, welche dieſe ein Paar Tage dort zurückhalten mußten, dann kehrte ſie nach Blackheath zurück. Sie gedachte noch vor Belmonts Ankunft daſelbſt alle Beſuche abzumachen, um dann deſto ungeſtörter nur ihm zu leben.

Die Witterung war durchaus nicht dazu geeignet, zu Spaziergängen einzuladen, Sturm und Regen machten den Platz am warmen Kamin zum wünſchenswertheſten, und dennoch fand Sidonia zu ihrer großen Verwunderung keine Einzige von ihren Bekannten daheim, und, was noch mehr ſie in Erſtaunen verſetzte, keine erwiederte perſönlich den bei ihr abgeſtatteten Beſuch. Viſitenkarten flogen von allen Seiten ihr zu, aber von allen den Frauen, die ſich ſonſt ſo gern um ſie verſammelten, kam nicht eine, um ſie bei ihrer Heimkehr zu begrüßen; es war, als ob alle plötzlich unſichtbar geworden wären. Sidoniens anfängliche Verwunderung darüber wandelte ſehr bald in jene Art geiſtiger Niedergeſchlagenheit ſich um, wie man ſie wohl zuweilen beim Herannahen eines Gewitters empfindet.

Ein ängſtlich vorahnendes Gefühl ſagte ihr, es ſey etwas vorgegangen, das ſie abermals aus einem Kreiſe verbanne, den ſie lieb gewonnen hatte. So, gerade ſo, war ihr damals in ihrem Vaterlande begegnet worden, als Verläumdung zum erſtenmale anfing, den Frieden ihres Daſeyns zu trüben. Sie wollte nicht daran denken, ſie ſuchte tauſend Gründe, um ihre ſcheinbare Verlaſſenheit ſich freundlicher zu erklären, aber es wollte ihr nicht gelingen, ſich von den trüben Vorſtellungen los zu winden, die ſie ängſtigten.

Endlich erſchien Lady Manners, und brachte wenigſtens Licht in die Dunkelheit, wenn es gleich kein erfreuliches war. Die wohlmeinende Frau fing damit an, ſehr umſtändlich nach Wellenborn, beſonders aber nach Viola ſich zu erkundigen, und wie lange Sidonia mit beiden in freundſchaftlicher Verbindung geſtanden? Sidonia erzählte ihr mit ihrer gewohnten Offenheit, wie ſie dieſelben auf den hebridiſchen Inſeln, in der ſehr achtenswerthen Familie des Beſitzers von Ulwa, als gern geſehene Gäſte gefunden, wie Herr von Belmont in Wellenborn einen lange nicht geſehenen Jugendfreund erkannt, und wie letzterer ihr Viola als ſeine Gattin vorgeſtellt habe, worauf ſie denn beide eingeladen, mit ihr die Reiſe fortzuſetzen, und in Blackheath einige Zeit bei ihr zu verweilen. Sidoniens Worte, ſo wie überhaupt ihr ganzes Weſen trugen unverkennbar den Stempel der Wahrheit, es war unmöglich, dem, was ſie als ſolche angab, nicht Glauben zu ſchenken.

„Jetzt ſehe ich, wie die Sachen ſtehen!“ rief Lady Manners freudig aus, nachdem ſie mit groſſer Aufmerkſamkeit Sidonien bis zu Ende angehört hatte. „Ihr gutes argloſes Gemüth hat nicht nur Sie irre geführt, theure Gräfin, es hat Sie auch verleitet, Ihre hieſigen Freunde zu einem Irrthume zu veranlaſſen, der von Manchen, welche nicht wie ich das Glück haben, ſich Ihrer genaueren Bekanntſchaft zu erfreuen, Ihnen ſehr übel ausgelegt wird. Doch ſeyn Sie ruhig, ſchon morgen vielleicht werden die Reuigen vor Ihnen erſcheinen, und es Ihnen abbitten, daß ſie nur einen Augenblick glauben konnten, Sie hätten wiſſentlich eine Perſon bei ſich aufgenommen und in unſere Geſellſchaft eingeführt, die dieſer Ehre keinesweges würdig war.“

„Ich meine damit Ihre ehemalige Geſellſchafterin Viola“, erwiederte Lady Manners auf Sidoniens Bitten, ſich deutlicher zu erklären, „welche, wie es jetzt ſich ergeben hat, nichts anders iſt, als eine ausländiſche Abentheuerin, eine herumziehende Gauklerin, die mit Herrn Wellenborn niemals verheirathet war. Wie viel oder wie wenig Herr von Belmont um die eigentlichen Verhältniſſe jener Perſon gewußt haben mag, wage ich nicht zu entſcheiden, ich bin ſehr geneigt, von ihm das Beſte zu glauben, obgleich man eben bei dieſer Gelegenheit wunderliche Dinge von ihm erzählt. Aber die Männer ſind in manchen Fällen nachſichtiger, als uns erlaubt iſt, es zu ſeyn, wenn wir auf Ehre halten, und jene Viola war in der That eine recht verführeriſche kleine Kreatur."

„Sie irren, Mylady!" rief Sidonia lebhaft, „der armen Viola wird himmelſchreiendes Unrecht gethan; ihr Betragen ging zwar zuweilen über das Gewohnte hinaus, aber bedenken Sie nur, wie ſehr jung ſie iſt, wie unbekannt mit den Sitten und Gebräuchen unſerer gebildeten Welt! Sie iſt gewiß Wellenborns Gattin, er iſt viel zu rechtlich und wahr, als daß er ſie mir hätte aufdringen können, wenn es anders wäre. Die arme Viola hat ja auch ſchon vor mehreren Wochen eine ſehr weite Reiſe mit ihm angetreten . . . ."

„Das hat ſie nicht", fiel Lady Manners ein, „ſie hat im Gegentheil erklärt, daß er kein Recht habe, über ſie zu gebieten, und ſich geweigert, ihn zu begleiten. Er ſelbſt hat zwar in Geſellſchaft mehrerer Gelehrten und Künſtler die berühmte Reiſe unternommen, von der man in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſo viel ſich verſpricht, doch Madame Viola iſt bei Aſtleys Theater als erſte Bereuterin engagirt. Sie war es heimlich ſchon ſeit längerer Zeit, und weigerte ſich deshalb, ſich mit Herrn Wellenborn trauen zu laſſen, obgleich dieſer es wünſchte, um ein junges Geſchöpf nicht völlig dem Verderben Preis zu geben, das aus dem fernen Vaterlande ihm nach Europa gefolgt war.“

„Und das alles konnte Belmont mir verheimlichen!“ ſeufzte Sidonia innerlich, verſuchte aber doch, einige Einwendungen gegen die Wahrheit des eben Vernommenen aufzubringen. Doch Lady Manners beſeitigte dieſe alle, indem ſie ihr umſtändlich bewies, wie wenig ein Irrthum der Perſon hier möglich ſey. Eine ſehr achtungswerthe Dame aus Blackheath, Miſtriß Anderſon, hatte mit ihren eigenen Augen in Aſtleys Amphitheater zu London dieſe ihr ſehr wohl bekannte Viola, unter lautem Beifall des Publikums, die halsbrechendſten Kunſtſtücke mit der größten Leichtigkeit ausüben ſehen. Viola hatte ſogar die Dreiſtigkeit gehabt, Miſtriß Anderſon zu grüßen, und ihr ein how d'ye do zuzurufen, indem ſie dicht an der Loge derſelben vorbei galoppirte. Lady Manners erzählte weiter, wie Miſtriß Anderſon gleich am andern Tage ſich näher nach Viola erkundigt und von ſicherer Hand nicht nur die Art des Verhältniſſes derſelben zu ihrem angeblichen Gatten erfahren habe, ſondern auch, daß ſie von ihrer früheſten Kindheit an zu der Kunſt erzogen und nur mit Wellenborn ihr Vaterland verlaſſen habe, um ihr Glück auch einmal in Europa zu verſuchen.

Die Beweiſe, welche Lady Manners für die Wahrheit ihrer Außſage beizubringen wußte, waren zu überzeugend, als daß Sidonia ihnen nicht endlich hätte Glauben ſchenken müſſen; ſie that es mit tiefem Schmerz. Ihre wohlmeinende Freundin verließ ſie nicht eher, als bis ſie durch die Verſicherung ſie völlig beruhigt zu haben glaubte, daß ſie es ſich zum angelegentlichſten Geſchäfte machen würde, alle ihre beiderſeitigen Bekannten über den eigentlichen Hergang dieſes unangenehmen Vorfalls aufzuklären, und ſie von Sidoniens Unſchuld daran zu überzeugen.

Sidonia ſchauderte vor der Einſamkeit, in welcher ſie nach der Entfernung ihrer Freundin ſich befand. Ihr Herz war beklommen, ihr Geiſt von düſtern Ahnungen erfüllt, die ſie vergebens zu unterdrücken ſtrebte. Die auf ſo gefährliche Irrwege gerathene Viola erregte ihr innigſtes Mitleid, aber der Gedanke, daß Belmont ihr alles dieſes ſo lange habe verſchweigen können, beſchäftigte ihren Geiſt viel zu ſehr, als daß ſie hätte fähig ſeyn ſollen, noch einen andern zu faſſen. Mit unermüdlichem Scharfſinn ſuchte ſie alle nur erſinnlichen Gründe auf, um ſein Schweigen nicht nur zu entſchuldigen, ſondern es ſich als einen neuen Beweis ſeiner Sorge für ihre Ruhe auszulegen. Sie überredete ſich ſelbſt, daß er damit nichts weiter gewollt, als eine ihr gewiß unangenehme Entdeckung vor ihr verborgen zu halten. Margarethens Ankunft, die eben aus London zurückkehrte, weckte ſie aus ihrem tiefen Nachſinnen; auch ſie hatte Viola auf der Reitbühne geſehen und erkannt, und eilte, dieſes ihrer Herrſchaft ſogleich zu verkünden.

„Ich weis es ſchon, gute Margarethe!“ erwiederte Sidonia; „es iſt ein ſeltſames Ereigniß, über das ſich nicht viel Erfreuliches ſagen läßt. Am beſten iſt es, ganz davon zu ſchweigen. Geh' jetzt nur hinauf, Du wirſt viel zu ordnen finden, ich habe Dich recht ſehr vermißt, denn Niemand kennt doch meine Weiſe ſo wie Du. Geh' nur jetzt, gute Margarethe, geh' hinauf, mein Kind, geh'!“

Doch Margarethe ging nicht. Abſichtlich zögernd machte ſie ſich allerlei im Zimmer zu ſchaffen, wiſchte Staub ab, wo keiner lag, brachte an den Fenſterdrapperien Falten in Ordnung, die deſſen nicht bedurften, und kniete endlich neben dem Seſſel ihrer Gebieterin hin, ergriff Sidoniens Hände und bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen.

„Nein, ich kann, ich kann meine liebe Herrſchaft nicht blindlings ins Verderben gehen ſehen“, ſchluchzte das treue Mädchen; „ich kann Sie nicht betrügen helfen, und ſollte es das Leben mir koſten, Sie müſſen alles erfahren, Monſieur Martin mag thun was ihm beliebt. Er ſagt, aus unſerer Heirath könne nichts werden, wenn die Ihrige mit ſeinem Herrn zurückginge; meinetwegen, er mag es machen wie ſein Herr, oder auch eine andere Braut ſich ſuchen, ich will nichts mehr von ihm wiſſen, denn alle Männer ſind Betrüger.“

Erbleichend, verſtummend, aber mit anſcheinender Faſſung erhielt Sidonia jetzt aus dem Munde der treuen Dienerin jenen Aufſchluß über Belmonts verändertes Weſen, den ſie ſo lange vergeblich geſucht. Sie erfuhr, daß er ziemlich öffentlich mit Viola in einem Verhältniß lebe, welches mit ſeinem rechten Namen zu bezeichnen, Margarethe ſelbſt ſich ſchämte. Viola gebot über ſeine Börſe, ſeine Bedienten, ſeine Pferde, mit einem Uebermuthe, der ihn höchlich zu beluſtigen ſchien, ſelbſt wenn ſie an ihm ſelbſt ihn auszulaſſen für gut fand. Es verging, wenn er in London war, faſt kein Abend, den er nicht nach dem gewöhnlich ſehr ſpät beendeten Schauſpiele bei ihr zugebracht hätte. Belmonts vertrauter Kammerdiener hatte im Zorn über eine von Viola erlittene grobe Beleidigung ſeiner Braut Margarethe dieſes Geheimniß ſeines Herrn entdeckt; er hatte ſie ſogar zum Augenzeugen der zwiſchen dieſem und Viola beſtehenden Vertraulichkeit gemacht, und nur die Furcht, daß Belmonts Vermählung mit Sidonien dadurch zurückgehen könne, auf die er noch immer feſt rechnete, hatte ihn ſpäterhin bewogen, Margarethe zur Verſchwiegenheit zu ermahnen.

Still und gelaſſen hörte Sidonia Margarethe an, ermahnte ſie, ihre Thränen zu trocknen, ſich zu beruhigen, gegen Niemand von dem, was ſie gehört und geſehen, ein Wort zu erwähnen, und entließ ſie endlich ziemlich getröſtet. Die Ruhe, mit der Sidonia ohne Klage, mit trockenem Auge den bittern Kelch tropfenweiſe leerte, den die Hand der demüthigſten, aber unwandelbarſten Treue ihr reichte, war keinesweges erzwungen oder blos angenommen; ihr war in jenem Augenblick wirklich zu Muthe, als ob ſie alles, was ſie jetzt vernahm, ſchon gewußt habe. Die dunkle Ahnung löſte ſich, die ſchon lange ſchwer und heimlich auf ihrem Gemüthe gelaſtet hatte, ohne daß ſie das Daſeyn derſelben ſich eingeſtehen mochte, und ſie glaubte nun, da ſie Gewißheit erhalten, freier zu athmen. Sie fühlte jene Erleichterung, die jeder einen Augenblick zu empfinden glaubt, wenn nun endlich das lange ihn bedrohende Unglück wirklich hereingebrochen iſt, und er ſich ſagen darf, Furcht und Hoffnung ſind nicht mehr, denn das Schickſal hat nun das Aergſte an mir gethan.

Und dennoch hatte es unerbittlich noch einen harten Schlag Sidonien aufbewahrt, der in dieſem Augenblick mit faſt ertödtender Schwere ſie zu Boden drückte. Ein Packet wurde von unbekannter Hand ihr gebracht, mechaniſch öffnete ſie es, und ſah nicht ohne Verwunderung, daß es nur einige Zeitungsblätter des nämlichen Tages enthielt, die ſonſt erſt am folgenden Morgen ihr gebracht wurden. Ein mit rother Tinte ſtark bezeichneter Paragraph zog ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, und zwar in dem Abſchnitte, der in den engliſchen Blättern ſolchen Stadtneuigkeiten gewidmet iſt, die man in andern Ländern nur durch mündliche Tradition unter dem Siegel der Verſchwiegenheit zu verbreiten wagt. Er war folgenden Inhalts:

„An dem alljährlich in Bath mit zahlloſen glänzenden Sternen geſchmückten Schönheitshimmel iſt in dieſen Tagen ein fremder Komet aufgegangen, deſſen alles überſtrahlender Schimmer die Augen blendet, und die Sterne zweiten und dritten Ranges in unſcheinbare Dunkelheit zurückdrängt. Ueber die Beſtandtheile des langen Schweifes, den dieſes ſchöne Geſtirn nach ſich zieht, wird dieſesmal unter den gelehrten Aſtronomen kein Streit entſtehen, er iſt aus zahlloſen Bewunderern deſſelben zuſammengeſetzt, unter welchen man ſelbſt mit unbewaffnetem Auge einige Grafenkronen und mehrere Ordensdekorationen deutlich unterſcheidet. Zu wünſchen bleibt nur, daß die Erſcheinung dieſes prachtvollen Meteors nicht auch unſerer Inſel, wie früher unſern franzöſiſchen Nachbarn, Unheil und Blutvergießen verkündigen möge. Einige ſo eben von Kontinent zurückkehrende Touriſten haben in demſelben eine, ihres hohen Ranges, ihrer großen Schönheit und einiger erlebter Abentheuer wegen berühmte deutſche Dame erkannt, die nämliche Gräfin Sidonia von A—d—l—h—m, zu deren Füßen ein berühmter Maler in B.d.x aus Eiferſucht ſeinem Leben ein Ende machte, wie ſchon im vergangenen Monat März in dieſen Blättern ausführlich erzählt worden iſt. Es ſcheint aber, als ob die edle Gräfin unſere Landsleute mit den gefährlichen Wirkungen ihrer Reize zu verſchonen wünſche; nur der Baron B—l—m—t, ein durch ſeine brillante Erſcheinung höchſt ausgezeichneter Ausländer, darf einiger Gunſt von ihrer Seite ſich rühmen, und wenn ſie dieſelbe ihm auch wieder, wie jenem beklagenswerthen Maler, entziehen ſollte, ſo ſteht deshalb doch nicht zu befürchten, daß er dem Beiſpiele ſeines Vorgängers folgen werde, indem er dann in den Armen der reizenden Equilibriſtin, welche ſeit einigen Wochen die Hauptſtadt entzückt, gewiß den Troſt ſuchen und finden würde, den er ſchon jetzt, zur Verzweiflung der zahlreichen Bewunderer dieſer ſüdlichen Schönheit, für jenen traurigen Fall zu antizipiren ſich befleißigt."

* * *

Belmont hatte ebenfalls dieſen giftigen Aufſatz noch naß von der Preſſe geleſen, und flog, ſchaudernd vor dem Eindrucke, den er auf Sidonien machen könne, augenblicklich zu dieſer hin. Es war ſchon ſpäter Abend, als er in Blackheath anlangte; er hörte, die Gräfin ſey unwohl und früh zu Bette gegangen, erkundigte ſich, ob ſie ſchon die Zeitungen erhalten, befahl, daß man ſie, ſobald ſie ankämen, augenblicklich ihm übergeben ſolle, als er vernahm, daß der Bote ſie erſt am folgenden Morgen bringen würde, und zog ſich dann beruhigter in ſeine eigene Wohnung zurück.

Eine tiefe Erſchöpfung aller ihrer geiſtigen und körperlichen Kräfte war die Folge der bodenloſen Verwirrung ihrer Gedanken und Gefühle, in welche Margarethens Bericht und das Leſen jenes Zeitungsartikels Sidonien geſtürzt hatte. Sie ward dadurch in einen, für den Augenblick ihr höchſt wohlthätigen, an Ruhe gränzenden Zuſtand verſetzt, während welchem alles, was ſie zuletzt erfahren müſſen, nur undeutlich, gleichſam wie in einen Nebel gehüllt, vor ihrem innern Sinne ſchwebte. Sie fühlte, daß ſie litt, aber ſie war in ihrer großen Ermattung unfähig, über die Urſache ihrer Leiden nachdenken zu können, und dadurch ihren tiefen Schmerz zu erneuern.

Als ſie am Morgen Belmonts Ankunft vernahm, ließ ſie ihn ſogleich vor ſich kommen. Matt zum Tode, aber lächelnd, wie der Engel der Vergebung, reichte ſie ihm die blendend weiße Hand, und ſuchte ſeine ſichtbar peinliche Sorge um ſie durch die Verſicherung zu mildern, daß nichts geſchehen ſey, was ihn beunruhigen dürfe, und daß ihr Unwohlſeyn nur ein vorübergehendes ſey, von dem ſie gewiß in wenigen Tagen geneſen werde.

Belmont war tief erſchüttert, er hatte erfahren, daß Margarethe einige Tage in London zugebracht habe. Die Gründe, durch die er bisher ſein Verhältniß zu Viola vor ſich ſelbſt entſchuldigt hatte, verloren ihre Kraft bei dem Anblick des ſchönen edlen Weſens, das bleich und ermattet das reine ſeelenvolle Auge zu ihm aufſchlug. Er hätte in dieſer Stunde alles darum geben mögen, um ſich mit Gewißheit zu überzeugen, wie viel oder wie wenig Sidonia von jenem Verhältniſſe wiſſe, deſſen er ſich jetzt doch ein wenig ſchämte. Es ihr abläugnen zu wollen, dazu war er nicht fähig, aber er wünſchte doch wenigſtens, in keinem zu erniedrigenden Lichte ſich ihr zu zeigen; er fühlte in ſich ſogar Muth genug zu einem freien Eingeſtändniſſe deſſelben, denn er kannte Sidonien hinlänglich, um ein ſolches ihr gegenüber wagen zu dürfen, aber er fürchtete zugleich, ſie dadurch in ihrem jetzigen Zuſtande zu ſehr zu erſchüttern, von dem er nicht wußte, ob er nicht vielleicht ſchon die Folge einer zu frühen möglichen Entdeckung ſey.

So ſtand er vor ihr, das forſchende Auge feſt auf ſie geheftet, als wolle er tief im Grunde ihrer Seele leſen, und ſeine Hand ruhte faſt unſichtbar leiſe auf der ihrigen. Sidonia fühlte mit innerem Erbeben die bis tief in ihr Inneres dringende Gluth ſeiner Blicke; unſägliche Angſt ergriff ſie, indem ſie an die ihm verliehene Kraft des Magnetismus dadurch erinnert ward, die er einſt ſchon zu ihrer Rettung geübt, und die Furcht, daß er dieſes zum zweitenmal verſuchen könne, erfüllte ſie mit unendlichem Grauen. Sie vermochte es nicht, ihr Gefühl ihm zu verhehlen, ſie bat, ſie flehte zuletzt mit herzzerreißenden Worten ihn an, ſich zu entfernen, zurück nach London zu gehen, ſie nicht zu ſehen, bis ſie wieder hergeſtellt ſeyn werde. Belmont begriff ſie nicht, und konnte ſich nicht entſchließen, ihre Bitte zu gewähren, die in tauſend neue Zweifel ihn ſtürzte, bis Sidonia ihm endlich eingeſtand, was ſie bewege, auf die Erfüllung derſelben ſo ängſtlich zu dringen.

Mit beruhigtem Gemüth gewährte er ihr endlich, was ſie verlangte. Die Ankunft eines Arztes aus London, an den er ſchon in der Nacht einen Eilboten abgeſendet hatte, trug viel dazu bei, jede

Furcht vor einer ihr drohenden Gefahr von ihm zu entfernen, denn dieſer erklärte Sidoniens Krankheit für nichts weiter, als ganz gewöhnliche Nervenzufälle, an denen alle Frauen in England mehr oder weniger leiden, und zu deren Beſeitigung es nichts weiter bedürfe, als einige ſtärkende Mittel und ungeſtörte Ruhe.

Belmont ging indeſſen nach London zurück, um dort Sidoniens Geneſung zu erwarten; doch Viola wieder zu ſehen, war in dieſem Augenblick ihm unmöglich. Der Gedanke an Sidonien, an den Eindruck, welchen jener Zeitungsartikel, der ihr unmöglich ganz verborgen bleiben konnte, auf ihr Gemüth machen mußte, beſchäftigte ihn unaufhörlich, und erregte ihm ein bängliches Gefühl, das er vergebens ſich weg zu demonſtriren ſtrebte.

Das Bewußtſeyn, weder treulos an ſeinem Freunde Wellenborn gehandelt, noch Viola zur Untreue gegen dieſen verleitet zu haben, erhielt ihn allein noch in einiger Zufriedenheit mit ſich ſelbſt; und er bedurfte deren in dieſer Zeit recht ſehr.

Das Fremdartige in Violas ſeltſamer Erſcheinung, die wilde Grazie des zierlichen Geſchöpfs hatte zwar bei ihrem erſten Anblick ſein lebhaftes Intereſſe erregt; Viola gefiel ſeinen Sinnen wie Sidonia ſeinem edleren Gefühl; er mochte gern den unendlichen Kontraſt beobachten, welcher zwiſchen dieſen beiden Weſen beſtand, von denen das eine auf einer eben ſo hohen, als das andere auf einer niedrigen Stufe geiſtiger Bildung ſtand, während doch jedes in ſeiner Art an Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit mit einander wetteifern konnte. Aber die innere Luſt, mit der er Violas wunderlichem Treiben zuſah, vermehrte nur die faſt ehrfurchtsvolle Bewunderung, welche er Sidonien in ſeinem Herzen zollte.

Wellenborn hatte ihm die Art ſeiner Verbindung mit Viola zwar entdeckt, doch zugleich ihn beſchworen, dieſe Sidonien zu verhehlen, indem er ſelbſt die arme Viola als ſeine rechtmäßige Gattin betrachte. Sie hatte in Rio-Janeiro, wo er das zarte Geſchöpf unter der Zucht eines tiranniſchen Pflegevaters gefunden, erſt ſein innigſtes Mitleid, und dann ſeine Liebe gewonnen. Um ſie aus den Händen eines Unwürdigen zu retten, der von ihrer früheſten Kindheit an die unumſchränkte Gewalt über die arme Waiſe dazu gemißbraucht hatte, ſie zu ſeinem gefährlichen Gewerbe zu erziehen, hatte Wellenborn Viola beredet, ihm heimlich nach Europa zu folgen. Er geſtand, daß unüberwindliche Schwierigkeiten bis jetzt ihn davon abgehalten, ſeine Verbindung mit ihr durch den Segen der Kirche heiligen zu laſſen, ſetzte aber hinzu, daß er feſt entſchloſſen ſey, die erſte Gelegenheit dazu zu ergreifen, obgleich er wohl im Voraus wiſſe, daß er mit ihr keine glückliche Ehe ſich verſprechen dürfe. Belmont hörte ſeinen Freund mit innigem Bedauern an, ohne ihn jedoch von dieſem Entſchluß abbringen zu wollen, wie denn dergleichen nie ſeine Art war. Violas wunderliches Treiben ergötzte ihn noch immer, beſonders wenn ſie auf ſeinen öftern Fahrten von Blackheath nach London ihn begleitete, wo ſie, fern von Sidoniens ihr imponirender Nähe, alle excentriſche Einfälle rückſichtslos ausführte, die ihre wunderlichen Launen ihr eingaben. Doch ſie war die Geliebte ſeines Freundes, und es kam ihm nie in den Sinn, ſie von demſelben abziehen zu wollen.

Als Wellenborn unter dem Vorwande, ihn vor ſeiner Abreiſe noch einmal ſehen zu wollen, Belmont nach London berief, geſchah dieſes eigentlich nur, um ihn zum Schiedsrichter und Friedensſtifter zwiſchen ſich und der ungeſtümen Viola zu erwählen, die mit ihrem gewohnten Eigenſinne darauf beſtand, ſich weder mit Wellenborn trauen zu laſſen, noch dieſen ferner begleiten zu wollen. Der Anblick von Aſtley's glänzender Truppe, der Gedanke an das ungebundene fröhliche Leben der

Mitglieder derſelben, hatten in ihr eine wirklich leidenſchaftliche Neigung zu ihrer frühern Lebensweiſe erweckt, welche der Gedanke an das Langweilige und Beſchwerliche der ihr mit Wellenborn bevorſtehenden Reiſe, faſt bis zum Wahnſinn ſteigerte.

Belmont fand Beide in wunderlichſten Kämpfen mit einander begriffen; Wellenborn bat, drohte, ſuchte durch Vernunftgründe Viola von ihrem thörichten Vorſatz abzubringen; Viola weinte, lachte, ſchimpfte, ſchrie, warf ſich auf den Boden hin, raufte die ſchönen ſchwarzen Haare ſich aus, kurz gebärdete ſich völlig wie ein eigenſinniges ungezogenes Kind, das durchaus ſeinen Willen haben will, es komme daraus was da wolle. Belmont konnte ſich nicht enthalten, die kleine Furie allerliebſt zu finden, der ſelbſt die ausgelaſſenſte Leidenſchaftlichkeit die ihr eigene Anmuth nicht rauben konnte. Er wollte zwar verſuchen, ſie durch ernſtes Zureden zur Vernunft zu bringen, aber wider ſeinen Willen mußte er mitten im Beſtreben darnach laut auflachen, und ſah bald ein, daß er bei dieſem hübſchen kleinen Kobolde nichts ausrichten werde.

Er wandte ſich alſo an den troſtloſen Wellenborn. Dieſer blieb dabei, daß er nach Pflicht und Gewiſſen ſich nicht entſchließen könne, ein armes, leichtſinniges, unerfahrenes Geſchöpf dem Verderben Preis zu geben, das zu ſchützen er verbunden ſey, weil es ihm doch einmal, aus freilich ſchnell erloſchener Liebe, aus ſeinem fernen Vaterlande hierher gefolgt war.

Belmont ſuchte dagegen ihm nur begreiflich zu machen, wie doch eigentlich des Menſchen Wille ſein Himmelreich ſey. Er ſtellte ihm vor, daß Viola durch ihre Ankunft in Europa und ihre Befreiung aus der Sclaverei eines harten eigennützigen Gebieters weit mehr gewonnen als verloren habe, und daß ſie ſowohl ihrer Neigung als ihrer Erziehung nach, zu keiner andern Lebensweiſe ſich eigne, als zu der, bei welcher zu beharren ſie entſchloſſen ſey. Er verſicherte ihn, daß Violas ſeltene Geſchicklichkeit in ihrer Kunſt ihr gewiß auf der Bahn derſelben ein in ſeiner Art glänzendes Loos bereiten würde, verſprach ſie in ſeinen beſondern Schutz zu nehmen, wenn dieſes nöthig werden ſollte, und Wellenborn gab endlich ſeine Einwilligung zu einer Trennung, die ihn zugleich von einer Laſt befreite, welche, leicht und anmuthig wie ſie ſchien, ihn oft ſchwerer gedrückt hatte, als er es ſich damals ſelbſt geſtehen mochte.

Belmont ſorgte nach Wellenborns Abreiſe für Viola, wie er es verſprochen. Er übernahm die

Abſchließung ihres Kontraktes mit dem Direktor der Truppe, verſchaffte ihr eine artige Wohnung, verſah ſie mit Geld und allem, was ſie bedurfte, und eilte dann, ohne weiter an ſie ſonderlich zu denken, zu Sidonien zurück, deren Nähe mit unwiderſtehlichem Zauber ihn damals noch anzog. Violas Zurückbleiben verſchwieg er Sidonien nur aus dem Grunde, weil er fürchtete, die ganze Geſchichte derſelben möchte einen unangenehmen Eindruck in ihrem Gemüthe zurücklaſſen.

Wochen vergingen, in denen Belmont im Gefühle des Glückes, welches Sidonia ihm gewährte, Violas kaum gedachte. Erſt ſpäter, als Reue, Unmuth und Unſicherheit ſeinen Geiſt umdüſterten, als ſein wieder kälter gewordenes Gemüth ſich mehr nach Außen wandte, um dort Mittel gegen die ihm immer fühlbarer werdende Unzufriedenheit mit ſeiner jetzigen Lage zu ſuchen, erſt dann fiel Viola ihm wieder ein. Der Wunſch nach Zerſtreuung und momentanem Vergeſſen trieb ihn, ſie aufzuſuchen. Mit offenen Armen flog ſie ihm entgegen, mit aller ſüdlichen Gluth der höchſten Leidenſchaftlichkeit warf ſie ſelbſt ſich ihm an die Bruſt, und ſo entſtand dann faſt ohne ſein Dazuthun ein Verhältniß, das ihm gewährte, was er in dieſem Augenblick bedurfte, Zeitvertreib, und ein wieder lebendig gewordenes Intereſſe, ſey es auch an einem, deſſen unwürdigen Gegenſtande.

Es fehlte ihm nicht an Gründen, dieſes Verhältniß vor ſich ſelbſt zu beſchönigen; ſcharfſinnig bewies er ſich mit tauſend Gründen, daß er durch daſſelbe keine Untreue an dem hohen edlen Weſen begehe, das noch immer der Gegenſtand ſeiner ungetheilten Bewunderung war. Doch wenn er, aus Violas Armen kommend, vor Sidonien erſchien, ſo ward es ihm dennoch ſchwer, ein gewiſſes unheimliches Gefühl in ſeinem Innern zu unterdrücken. Er glaubte dann oft in ihren reinen liebevollen Blicken den ſtillen Vorwurf zu leſen, den eigentlich nur ſein eigenes Bewußtſeyn ihm zuflüſterte, und den er vergebens wegzuſpötteln ſtrebte. Das quälende Gefühl eines geheimen Unrechts pflegt gewöhnlich zur Ungerechtigkeit gegen Andere zu verleiten, und auch Belmont ließ ſich dadurch zu Härten, Ungleichheiten und überhaupt zu jenem Betragen gegen Sidonien hinreißen, in welches er immer wieder von neuem verfiel, weil die innern Vorwürfe, die er ſich darüber machte, den alten Mißmuth immer wieder aufregten, welcher zu neuen Ungerechtigkeiten ihn verleitete.

* * *

Belmonts Abweſenheit wirkte beruhigend auf Sidonien. In der lautloſen Dämmerung ihres einſamen Krankenzimmers gelangte ſie allmählig zu jener klaren Anſchauung des ihr zunächſt liegenden, die ſie von jeher ſich zu erhalten geſtrebt hatte. Ohne durch den Schmerz, den ſie dabei empfand, ſich zu feiger Schonung ihrer ſelbſt verleiten zu laſſen, geſtand ſie ſich offen, daß ſie abermals an einem wichtigen Wendepunkte ihres Lebens ſtehe, allein, verlaſſen, ohne Rath und Troſt von Auſſen, ganz auf ſich ſelbſt zurückgewieſen. Unbeſchreibliche Wehmuth ergriff ſie, und heiße Thränen ſtiegen ihr ins Auge, indem ſie dieſes bedachte, aber ſie bot alle ihre geiſtige Kraft auf, um ſich nicht einer entnervenden Weichheit zu überlaſſen. Sie ſuchte an der Ueberzeugung ſich aufzurichten, daß jeder, und ſey er von noch ſo vielen Freunden und Rathgebern umringt, in entſcheidenden Angelegenheiten des Lebens doch nur von ſich ſelbſt ſich berathen laſſe, indem überhaupt in der Welt gar nichts ſo ſehr geſucht, aber auch nichts ſo wenig benutzt werde, als guter Rath.

Ernſt und ſtill blickte ſie noch einmal auf ihre Vergangenheit zurück. Was hatte ſie nicht alles vom Leben gefordert und erwartet! Sie forderte noch immer, und fühlte ſich dazu berechtigt. Was hatte ſie denn verbrochen, um in der Blüthe des Lebens, der Liebe, der Hoffnung, entſagen zu müſſen? Verdiente ſie dieſe harte Strafe, weil ihr Jugendmuth es verſchmäht hatte, in die beengenden Feſſeln nur durch Willkühr motivirter Vorurtheile ſich zu fügen? Sie hatte es gewagt, auf eigenem, zuweilen etwas phantaſtiſch ſich hinwindenden Fußpfade, neben der breiten, ſtaubigen Heerſtraße hinzuwandeln, auf welcher die Menge gedankenlos ſich drängt. Mußte darum Roberts unſeliger Geiſt ſie raſtlos verfolgen, und abermals ſie zwingen, ein Wanderleben anzutreten, deſſen ſie überdrüſſig war?

Verlaſſen mußte ſie dieſes Land, in welchem der Hohn und Grimm der öffentlichen Meinung von Neuem gegen ſie aufgeſtanden war, das ſah ſie ein. Wohin aber ſollte ſie ſich wenden? und wenn ſie nun der innern Stimme folgte, die ſie zur Rückkehr in ihr Vaterland ermahnte, konnte ſie von Belmont fordern — ach, dieſer Name war jetzt der Inbegriff aller ihrer Sorgen und Schmerzen, wie er früher der ihrer unausſprechlichen Seligkeit geweſen war. Und war es nicht allein um Violas Willen?“

Belmonts Verirrung zu dieſer kränkte Sidonien zwar tief, aber ſie tadelte ſich ſelbſt deshalb, und wollte ſich zwingen, dieſelbe als etwas zu betrachten, das mit ihrem eigenen Verhältniß zu ihm durchaus nichts gemein habe, und ſie alſo auch nicht verletzen könne. Die allgemeine Anſicht der jetzigen Zeit, nach welcher Verbindungen ſolcher Art als höchſt unbedeutend und keiner ernſten Rüge werth gehalten werden, war ihr wohl bekannt, ſie wußte, daß Belmont Viola weder liebe noch lieben könne, daß ſein beſſeres Selbſt aus dieſer leichten Verirrung ſeiner Sinnlichkeit erwachen, daß er zu ihr zurückkehren würde. Aber hätte dieſe Verirrung, unbedeutend wie Sidonia ſie anzuſehen ſich zwang, hätte ſie jemals Statt finden können, wenn Belmont nicht noch eine Lücke in ſeinem Daſeyn gefühlt hätte, die ihre eigene überſchwängliche Liebe zu ihm nicht auszufüllen vermöge?

Immer heller ward es um Sidonien, je länger ſie unter unſäglichem Schmerz dieſen Betrachtungen ſich hingab. Indem ſie über die ſchon früher von ihr tief gefühlte Veränderung in Belmonts Betragen ernſtlich nachdachte, verſchwand die Täuſchung, die ſie ſo lange feſtgehalten. In furchtbarer Klarheit ſah ſie das Luftſchloß ihrer erträumten Seligkeit wanken und ſinken, ſah, daß es auf zu lockerem Grunde erbaut geweſen ſey, um dauernd zu bleiben, und das bitterſte Selbſtgeſtändniß, das nur je der Schmerz einem zerriſſenen weiblichen Herzen entpreßte, drängte ſchonungslos ſich ihr auf, das Geſtändniß, ungeliebt zu lieben.

„Ich habe vom Leben gefordert, was es mir nimmer gewähren konnte, weil es außerhalb den Gränzen der Möglichkeit lag", ſprach ſie endlich mit jener ernſten Ruhe innerer Ermattung, die ihr ſtolzes edles Gemüth im herben Kampfe mit ſich ſelbſt ſich mühſam errungen hatte. „Nicht Belmont, ich ſelbſt täuſchte mich, und auch ihn, und er bleibt makellos. Nur Frauen ſind zur Liebe geſchaffen, das hätte ich bedenken ſollen, deshalb legte die Natur die Sehnſucht nach ihr nur uns in die weichere Bruſt. Liebe umfaßt die ganze Geſchichte unſeres Daſeyns, doch der Mann darf nicht zum Hauptzweck ſeines Lebens ſie machen, ihm iſt ſie nur der Schmuck deſſelben, Erholung in Ruheſtunden, während er zu neuer Thätigkeit ſich vorbereitet. Ihm winken Ehre und Ruhm, uns nur die Liebe allein. Die Welt ſieht erwartungsvoll zu ihm auf. Ach, und Belmont, welche Anforderungen hat ſie nicht an dieſen! Wie konnte ich jemals auf den eitlen Wahn verfallen, durch meine Liebe dieſen hohen Genius in ſeinem Fluge feſſeln, ihn durch ſie für alles das entſchädigen zu wollen, was er aufgeben mußte, wenn ich ihm ſeyn ſollte, was er mir iſt.“

Von innern Kämpfen zerriſſen, von trüben Gedanken verfolgt, in dieſer Stunde zu lähmender Unſchlüſſigkeit herabgeſunken, in der nächſten von dem ihr innewohnenden Geiſt hoch über ſich ſelbſt erhoben, irrte Sidonia raſtlos durch die Reihe ihrer Zimmer, in welchen zu ihrer Qual jeder, auch der unbedeutendſte Gegenſtand die Vergangenheit ihr zurückrief. Aus jedem Spiegel trat Belmonts Bild ihr entgegen, die Geiſter vergangener ſeliger Stunden ſchienen beängſtigend aus den Wänden hervor auf ſie einzudringen. Sie hielt es nicht länger aus, befahl anzuſpannen, und eilte hinaus in die freie Natur, der einzigen Freundin, an der ſie immer gehalten, und die ihr nie wehe gethan.

Die vom langen Jahreslaufe müde Sonne feierte draußen ein wehmüthiges Abſchiedsfeſt. Ihre matten ſchrägfallenden Strahlen durchbrachen noch in der letzten Tagesſtunde die ſie verhüllenden Nebel, und küßten noch einmal die erſterbenden Blumen und das buntgefärbte, langſam in den Staub ſinkende Laub. Mücken tanzten im röthlichen Glanze, Vögelchen flogen zwitſchernd durch dürre Zweige, und kleine goldige Käfer kletterten an ſchwankenden Grashalmen mühſam empor, um ſich vor dem langen Schlafe noch einmal zu ſonnen. Die ganze Scene ſtimmte auf das vollkommenſte zu Sidoniens Gefühlen. Sie befahl langſam zu fahren; das blätterloſe Geſträuch erlaubte ihr, die durch den Park ſich hinwindenden Spaziergänge zu überſchauen, neben welchem der Fahrweg ſich hinzog, und tief in demſelben leuchtete in täuſchender Sommerpracht faſt feenartig verklärt, eine kleine Anpflanzung immergrüner Bäume und Geſträuche ihr entgegen, eine Art Wintergarten, wie man in England ſie gern anlegt, um auch während der traurigſten Jahreszeit ſich grüner Schatten zu erfreuen. Der Anblick zog Sidonien unwiderſtehlich an; ſie verließ ihren Wagen, befahl, daß er an einer andern, nicht weit entfernten Seite des Parkes ſie erwarten ſolle, und ging, unbegleitet, auf ihr wohlbekanntem Pfade dem freundlichen Plätzchen zu.

Die Aufregungen und Unruhe der letzten Tage, ihr eigenes Uebelbefinden, ſo kurze Zeit es auch währte, hatten indeſſen Sidoniens Kräfte mehr erſchöpft, als ſie es gedacht, und ſie fühlte bald, daß ſie ſogar mit dieſem kurzen Gange ſich mehr zugemuthet habe, als ſie geſollt hätte. Der Weg, den ſie ſonſt in wenig Minuten zurückzulegen gewohnt war, ſchien zu unendlicher Länge unter ihren Schritten ſich auszudehnen. Sie blickte zurück nach ihrem Wagen, doch dieſer ſammt ihren Bedienten war nicht mehr zu erblicken; ihr blieb nichts übrig, als langſam fortzuſchleichen, einige Augenblicke auf dem Raſenſitze in der immergrünenden Laube ſich zu erholen, und dann alle ihre Kräfte aufzubieten, um den nicht weit entfernten Platz zu erreichen, wo zu Folge ihres Befehls, ihr Wagen und ihre Leute ſie erwarteten.

Gelähmt an allen Kräften, ſank ſie endlich auf den Ruheplatz hin, gerade im Augenblick, als die Sonne völlig unterging. Der letzte Schimmer des Abendroths ward von aufſteigenden feuchtkalten Nebeln ſchnell verlöſcht, die Dämmerung breitete wie ein weiter grauer Mantel ſich über die Erde hin, die entlaubten Zweige der Bäume raſſelten ängſtlich im Abendwind, und die Krähen flatterten unter lautem Gekrächze ſchaarenweiſe herbei, um ein Obdach für die kommende lange Nacht ſich zu ſuchen. Sidonia fühlte plötzlich von einem unbeſchreiblich grauenvollen Gefühl hülfloſer Verlaſſenheit ſich übermannt, von innerer krampfartiger Verzweiflung, wie ſie nie vorher ſie empfunden. Ein krankhaftes Gefühl von Schuld beängſtigte ſie unbeſchreiblich, ihr war, als laſte eine Welt auf ihr, als habe ſie ſelbſt Roberts Leben und ihr eigenes unwiderbringlich zerſtört. Sie wollte Schreckbildern ſich entwinden, die ſie für Schöpfungen ihrer eigenen Phantaſie anerkannte, ſie wollte aufſtehen, um wieder zu ihrem Wagen zu gelangen, doch ihre Knie brachen unter ihr zuſammen. Wachend, mit vollem Bewußtſeyn, befand ſie ſich in jenem bänglichen Zuſtande, in welchen man wohl zuweilen ſchlafend geräth, wenn man im Traum einer unbekannten furchtbaren Gefahr entfliehen will, und zugleich die Unmöglichkeit fühlt, ſich von der Stelle fort zu bewegen. Dieſer ängſtliche Zuſtand ging indeſſen bald in eine, an Erſtarrung gränzende Gleichgültigkeit über. Sie ſchloß die Augen, lehnte auf der Raſenbank ſich zurück, ruhig, als ſey ihre Rechnung mit dem Leben abgethan, als habe ſie von dieſem nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten. Sie hörte eilende Schritte ſich nahen, und es fiel ihr zwar ein, daß zur Zeit der Abend-Dämmerung der Ort, an welchem ſie ſich befand, durch die Nähe der daran ſtoßenden, wegen häufiger Räubereien berüchtigten Heide, durchaus nicht ſicher ſey, aber ſelbſt der Anblick eines Straßenräubers hätte bei dieſer völligen Abſpannung ihrer Empfindungen ſie kaum erſchrecken können. Sie fühlte ihre Hand leiſe berühren, als ſuche man durch den Pulsſchlag zu erfahren, ob ſie noch lebe, eine warme Hülle breitete über ihre erſtarrten Glieder ſich aus, ein kräftiger Arm unterſtützte ſie und verſuchte, ſie aus ihrer zuſammengeſunkenen Stellung höher zu heben. Jetzt erſt ſtrebte Sidonia, der Betäubung ſich zu entreißen und ſich zu ermuntern; ſie ſchlug die Augen auf. Ein junger Mann, der eben erſt die Gränze des Jünglingsalters überſchritten zu haben ſchien, ſtand, über ſie hingebeugt, vor ihr. Er hatte ſeinen Ueberrock ausgezogen, um ſie damit zu bedecken, und blickte mit innig beſorgter Theilnahme auf ſie nieder. Es lag ein ſolcher Ausdruck von Ruhe und Milde, von ſittlicher Reinheit und beſcheidener Würde in den regelmäßigen, aber durchaus nicht auffallenden Zügen ſeines jugendlichen Geſichts, in der edlen Haltung ſeiner ſchlanken Geſtalt, alles an ihm bildete einen ſolchen Kontraſt mit Sidoniens qualvollem Inneren, daß ſie zu träumen meinte, bis er mit einer unendlich wohlthuenden weichen Stimme ſie anredete. Er fragte ſie, ob ſie ſich wohler fühle, bat die Freiheit zu entſchuldigen, mit der er ihr genaht ſey, aber der Ausdruck tiefer Ohnmacht, mit dem ſie dagelegen, habe ihn dazu gezwungen. Sidonia wollte einige Worte des Dankes ihm ſagen, aber er bat ſie, ihre Kräfte zu ſchonen, ihm nur ganz kurz anzudeuten, was er für ſie thun könne? ob vielleicht Jemand von den Ihrigen in der Nähe ſey, den er herbeirufen ſolle? ob er in ihre Wohnung ſie führen dürfe? oder ob er hingehen ſolle, um von dort ihr Beiſtand zu holen? Zugleich gab er aber ihr zu verſtehen, daß er ſie ungern an dieſem Ort allein laſſen möchte, und bat ſie, lieber noch einige Minuten zu ruhen, und dann zu verſuchen, ob ſie ſich nicht ſtark genug fühle, um, von ihm unterſtützt, eines der nächſten Häuſer des Ortes zu erreichen.

Sidonia winkte ihm ihre Einwilligung zu; der Fremde ſetzte ſich ſchweigend auf einen Stein zu ihren Füßen hin. Die Nebel waren gefallen, der aufgehende Vollmond beleuchtete ſein Geſicht. Der Ausdruck tiefgefühlter Bewunderung, mit dem ſein Auge auf ihr ruhte, entging Sidonien nicht, ein peinliches Gefühl innerer Beſchämung überfiel ſie dabei, als ob ſie den Argloſen betröge. Ach! dachte ſie, ihn lockt das Gefällige der äußern Geſtalt, wüßte er, welche Dämonen der Reue, des Schmerzes, der Verzweiflung hinter ihr wüthen! Sie vermochte nicht, die Thränen zu unterdrücken, welche über ihre bleichen Wangen hinabrollten.

Der Fremde ſah ſie weinen, glaubte, ſie fühle ſich kränker, und bat ſie dringend, ſich ſobald als möglich den gefährlichen Einwirkungen der feuchten Nachtluft zu entziehen. Er half ihr, ſich von ihrem Sitze zu erheben, und auf ſeinen Arm gelehnt, erreichte ſie, obgleich langſam, endlich ihren, an dem beſtimmten Orte ſie erwartenden Wagen. Dankend ſchied ſie von ihrem Beſchützer, hatte aber eben ſo wenig den Muth, ihm Namen und Wohnung zu nennen, als er den, nach beiden zu fragen. Sie mochte ihm nicht einmal kund thun, daß ſie ſeine Landsmännin ſey, obgleich ſie an dem Accente, mit dem er das Engliſche ausſprach, in ihm den Deutſchen erkannt hatte.

Bei ihrer Zuhauſekunft fand ſie Belmont ihrer harrend, doch ſie war zu angegriffen, um noch eine Unterredung mit ihm aushalten zu können. Völlig erſchöpft ließ ſie ſich zu Bette bringen, ſie gedachte ihres unbekannten Beſchützers, als einer freundlichen, ſie mit dem Leben einigermaßen wieder verſöhnenden Erſcheinung. Sie wußte, daß dieſe nur ein Vorübergehendes ſey, daß ſie nie ihn wieder ſehen würde, und wünſchte es auch nicht einmal; aber ihr Gemüth war doch ſtiller geworden, als ob ein Theil des aus ſeinen Augen leuchtenden wahrhaft kindlichen Friedens in daſſelbe übergegangen wäre.

* * *

Belmonts Beſuch überraſchte Sidonien am folgenden Morgen zur ungewohnt frühen Stunde. Er war übler Laune; die peinliche Unbeſtimmtheit ſeiner jetzigen Verhältniſſe hatte ihn verdrüßlich gemacht. Er hatte erfahren, daß Sidonia bis in den ſpäten Abend im Park geblieben, und dann, halb ohnmächtig, von einem Unbekannten an ihren Wagen gebracht worden ſey. In dieſer unangenehmen Verſtimmung ſeines Gemüthes kam er, ihr deshalb Vorwürfe zu machen, und ihr vorzuſtellen, wie ſie durch ſolche Unbeſonnenheiten nicht nur ihre Geſundheit, ſondern auch ihren guten Ruf bei der Nachbarſchaft, unnöthiger Weiſe, und ohne irgend einen Genuß davon zu haben, in Gefahr ſetze. Was er ſprach, war gewiß gut gemeint, aber auf eine Weiſe ausgedrückt, die Sidoniens ohnehin auf das höchſte gereizten Gemüthe wehe thun mußte. Belmont ſah, wie aufſteigende Thränen ihr ſchönes Auge trübten, ſah, wie ſie mit ſich ſelbſt kämpfte, um den Ausbruch ſchmerzlicher Gefühle zu unterdrücken, und fühlte ſein Unrecht. Milder geworden, bat er Sidonien, ſeine liebende Sorge für ihr Wohl nicht zu verkennen, ihm nicht zu mißdeuten, was er vielleicht nicht ganz den Regeln allgemeiner Konvenienz Angemeſſenes gegen ſie ſich erlaube; ſie wiſſe ja, wie ſie ihm theurer ſey, als das eigene Leben, wie er als ſein zweites Ich ſie betrachte, und ſich deshalb erkühne, eben ſo offen gegen ſie als gegen ſich ſelbſt, ihre Schritte zu tadeln, ſobald es ihm ſchiene, daß ſie eine ſolche leichte Rüge verdienten.

Der Ton ſeiner Stimme, ſeine Worte ſelbſt, erſchütterten Sidonien tief. Belmont ſtand vor ihr wie in beſſern Tagen. Was war hier Wahrheit, was Täuſchung? Sie wußte es nicht zu unterſcheiden; ſie konnte ihn nur bitten, ihr für jetzt einige Stunden Erholung zu gönnen, indem ſie noch ſehr angegriffen ſey, und Abends wieder zu kommen, weil ſie ſich dann immer wohler und ſtärker fühle als am Morgen.

„Mußte es dahin kommen, daß Belmont mich bittet, ihn nicht zu verkennen! Sonſt laſen wir wortlos Eines in der Seele des Andern, und ſelbſt die Möglichkeit des Mißverſtehens blieb uns undenkbar. Doch jene Zeiten ſind dahin!“, ſeufzte Sidonia, und blickte voll ſchmerzlicher Ahnung dem Freunde durch das Fenſter nach, wie er über den kleinen Raſenplatz vor ihrem Hauſe dem niedern Gatterthore zuging. Der Unbekannte des geſtrigen Abends trat im nämlichen Augenblick durch dasſelbe hinein; mit deutſcher Höflichkeit zog er im Vorübergehen vor Belmont den Hut ab. Dieſer ſchien eine Sekunde lang ihn mit Erſtaunen zu betrachten, ehe er den unerwarteten Gruß kaum merklich erwiederte, und blieb außen vor dem Gatter ſtehen, als wolle er abwarten, ob der Beſuch angenommen werde oder nicht? Sidonia, ſchmerzlich bewegt wie ſie es war, konnte ſich dennoch nicht enthalten, den Kontraſt zwiſchen Belmonts hoher gebietender Geſtalt, und den ſchlanken jugendlichen Formen des Unbekannten zu bemerken; jener ſtand da wie ein, über die Jämmerlichkeiten des Menſchenlebens erhabener königlicher Held, dieſer ſchien ein, vom Sturme der Leidenſchaften und der Schmerzen noch unberührtes friedliches Weſen, das in die Welt tritt, um Leid und Freude gleich willig mit ſeinen Brüdern zu theilen.

Georg Falkenburg wurde Sidonien gemeldet; er hatte ſie am Fenſter geſehen, und ſie glaubte ihn nicht abweiſen zu können, ohne den Schein des Undankes auf ſich zu laden. Doch nie war ſie weniger aufgelegt geweſen, den Beſuch eines Fremden zu empfangen. Belmonts Anblick und die kurze Unterredung mit dieſem hatten alle Quellen des Schmerzes in ihrer Bruſt wieder aufgeriſſen, und ihr Herz ſchwamm in Thränen.

Georgs innerliches Entzücken über die Erlaubniß, ſie noch einmal ſehen zu dürfen, ſprach beim

Eintreten in ihr Zimmer in ſeinen Augen, in ſeinem Benehmen, mehr als in Worten ſich aus. In ſeinem ganzen Weſen, in jeder ſeiner Aeußerungen lag eine ſtille Zufriedenheit, ein fröhliches, faſt kindliches Genügen, wie Sidonia es bei Erwachſenen faſt nie geſehen hatte. Ihr von ſo mannichfaltigen Qualen zerriſſenes Gemüth wurde dadurch wunderbar gerührt, es kontraſtirte ſo ſeltſam mit der ſchmerzlichen Aufregung ihrer Gefühle, und doch ſchien Georgs friedliche Erſcheinung zugleich dieſe Aufregung zu dämpfen, und den Schmerz einen kurzen Augenblick zu beſchwichtigen.

Georg ſchien die trübe Stimmung, in der Sidonia ſich befand, gar nicht zu gewahren. Unerachtet ſeiner faſt mädchenhaften Schüchternheit war es ihm doch unmöglich, das Auge von ihr abzuwenden. Mit ganz einfachen Worten ſagte er ihr, wie beſorgt er, ſeit er ſie verlaſſen, um ſie geweſen ſey, geſtand, daß er ihrem Wagen gefolgt wäre, um ihre Wohnung zu erfahren, und dem Drange nicht habe widerſtehen können, ſich heute nach ihrem Befinden zu erkundigen. Was er ſprach, war das Allergewöhnlichſte, doch die Art, wie er es ſagte, gab ihm einen ganz eigenen Reiz. Ungewöhnliche Tiefe des Gefühles, ſtilles Entzücken über Sidoniens Schönheit, leuchtete aus ſeinen ſeelenvollen Augen; jede ſeiner Aeußerungen war eine ſtille Vergötterung des Liebſten und Schönſten, was er jemals erblickt hatte. Sidonia hatte ein Paar Stengel Reſeda nachläſſig auf den Tiſch geworfen, die ſie, ohne daran zu denken, nun damit ſpielend, in der Hand gehalten. Indem Georg aufſtand, um Abſchied zu nehmen, griff er in einem Augenblick, in welchem er meinte, Sidonia ſehe es nicht, heimlich nach den Blumen, und ſteckte ſie in den Buſen. Er ſagte, daß er in wenigen Tagen England verlaſſen werde, erwähnte aber nicht, wohin er gehe, bückte ſich tief, um die innere Bewegung ihr zu verhehlen, die in ſeinen Zügen ſich deutlich ausſprach. Unwillkührlich ergriff er ihre Hand, berührte ganz leiſe die Spitzen ihrer Finger mit ſeinen Lippen, dann riß er ſich los; in der Thüre blieb er noch einmal ſtehen, ſah mit einem langen, Unausſprechliches ausdrückenden Blicke ſie an, und entfernte ſich ſchweigend. Als Georg über den Raſenplatz hineilte, bemerkte Sidonia mit ſchmerzlichem Erſtaunen, daß Belmont die ganze Zeit über aus dem Fenſter eines ihrem Hauſe gegenüber liegenden Gaſthofes ihre Thüre bewacht habe.

Das raſche Erwachen dieſes augenſcheinlich ganz neuen Herzens war Sidonien nicht entgangen. Es kam wie ein lieblicher Irrthum ihr vor, der bald und hoffentlich ſchmerzlos ſich löſen müſſe, aber es lag doch in dieſer Anerkennung, die ihr ſo unerwartet geworden, ein eigener wohlthuender Zauber, dem ſie ohne Wunſch, und ohne darüber zu erröthen, ſich einen Augenblick hingab. Sie wußte ja und ſagte es ſich frei, daß Georg in dieſer Welt ihr wohl ſchwerlich wieder begegnen würde, aber die hohe Verehrung, die ſie in ſeinem reinen hellen Auge geleſen, die ſtille Zuneigung eines jugendlich-unerfahrenen unverdorbenen Gemüths hatte das Bewußtſeyn ihres eigenen Werthes, der ihr innewohnenden weiblichen Würde und Schuldloſigkeit wieder in ihr erweckt, und ihr Kraft zu dem Entſchluſſe gegeben, ſtandhaft zu vollbringen, was zu vollbringen ihr oblag.

Ihr Herz war über der Ueberzeugung, daß ihr bisheriges Glück nur ein erträumtes ſey, faſt gebrochen; doch ihre edlere Natur hatte wieder zum feſten Willen ſich ermuthigt, deſſen ſie bedurfte, um aller Halbheit zu entſagen, mit ſicherer Hand ein Bündniß zu löſen, das nur noch ſcheinbar beſtand, und den Mann ſelbſt frei zu geben, den nur noch Gewohnheit, Scham, vielleicht ſtilles Mitleid an ſie feſſelte. Immer noch ſtand Belmont wie ein Heros, wie ein Halbgott vor ihrem geiſtigen Blick; um nicht völlig unter zu gehen, hielt ſie feſt an der Ueberzeugung, daß er ſie geliebt haben würde, wenn er fähig wäre, in dem Sinne, wie ſie es meinte, wahrhaft zu lieben; aber ſie war wieder ſtolz genug geworden, um zu ſich ſelbſt zu ſagen: ich bin nicht groß wie er, aber ich bin beſſer. Meine Liebe konnte er nicht erkennen, aber ich war und bin der ſeinen werth, und muß ich von ihm mich losreißen, ſo ſey es auf würdige Weiſe und ohne Klage, wenn auch das Herz mir bricht.

Sie war zu dem ernſten Entſchluſſe gekommen, unerachtet der ſehr ſpäten Jahreszeit nach dem feſten Lande überzuſchiffen und in ihr Vaterland zurück zu kehren. Um nicht bis zur herannahenden entſcheidenden Stunde im ſtillen Brüten über ihren Schmerz die ſchwer errungene Faſſung wieder zu verlieren, verſetzte ſie ſich in äußere Thätigkeit, fertigte Eilboten an ihren Banquier in London ab, um alle zur Reiſe nöthigen Vorkehrungen zu treffen, kündigte ihren engliſchen Dienern den nahen Abſchied an, ordnete ihr Hausweſen, gab zum Einpacken die nothwendigen Befehle, und erhielt ſich in ſteter Bewegung, bis Belmont zu der von ihr beſtimmten Stunde kam.

Er ſchien noch gereizter, noch verſtimmter zu ſeyn, als er es am Morgen war, doch ohne dieſes bemerken zu wollen, ging Sidonia mit ernſter Freundlichkeit ihm entgegen, faßte ſeine Hand und bat ihn, ſich neben ſie zu ſetzen. Es lag etwas Feierliches in ihrem Benehmen, worüber verwundert, Belmont ſie aufmerkſamer betrachtete. Er kannte ſie kaum wieder; ſo überirdiſch ſchön hatte er nur in ſeltenen Momenten ſie geſehen. Ihre Geſtalt erſchien, von innerer Begeiſterung gehoben, höher wie gewöhnlich, ihr Auge ſtrahlte in himmliſchem Glanz, es war, als ſchwebe ſie, ein erhabener ſeliger Geiſt, über irdiſche Leiden und Freuden, als gälte die Thräne, die in ihrem Auge glänzte, nicht dem eigenen Weh, ſondern dem Leiden eines ihrem Schutze anbefohlenen ſchwächeren Weſens.

Mit der zarteſten Schonung begann ſie jetzt das lebensreiche Bild ihrer beiderſeitigen Vergangenheit, der ſeligen Tage, die ſie mit einander verlebt, vor Belmont zu entfalten. Sie nannte das ſeltene Verhältniß, das zwiſchen ihnen beſtanden, einen ſchönen Irrthum, dem Beide, von ſeinem Zauber geblendet, ſich hingegeben; ſie geſtand, zuerſt in denſelben verfallen zu ſeyn, und ihren Freund dazu verleitet zu haben. Sie ſprach ohne Scheu von ihrer glühenden Sehnſucht nach der Liebe eines ihr gleichfühlenden Weſens, und wie ſie Jahrelang das Ideal eines Glückes zu erreichen gehofft, das in unausſprechlicher Herrlichkeit ihrem Gemüthe vorgeſchwebt, bis ſie endlich Belmont gefunden habe, und in ihm den Inbegriff alles Edlen und Schönen. Sie geſtand, wie ſie jetzt einſehe, daß alle Mißgriffe, alle Irrthümer, in die ſie verfallen, aus dieſer Sehnſucht nach dem Unerreichbaren entſprungen wären. Sie entſchuldigte nichts, beſchönigte nichts von allem, was ſie gethan, ſie war in ihrem Bekenntniß offen und wahr, wie die Sonne an Himmel.

Sidoniens ſeelenvolles Auge, die rührende Geſtalt, der weiche bewegte Ton ihrer Stimme bemächtigten ſich Belmonts mit unwiderſtehlicher Gewalt. Er ahnete die Wichtigkeit dieſes Augenblickes, der das entzückend ſchöne Geſchöpf ihm entweder ganz zu eigen machen, oder es ganz von ihm losreißen konnte, und nahm alle ihm eigene kluge Beſonnenheit zuſammen, um einem unerſetzlichen Verluſte zu entgehen. Er zog Sidonien näher an ſich heran, drückte ſie an ſein hochbewegtes Herz, beugte ſich in wortloſer Zärtlichkeit über ſie hin. Mit liebeglühenden Blicken ſuchte ſein Auge die alte Gewalt zu üben, doch, ſelbſt von ſeinen Armen umfangen, blieb Sidonia ſich gleich.

Sie ſuchte nicht ſich ihnen zu entwinden, das ſchöne Haupt an ſeine Bruſt gelehnt, mit geſchloſſenen Augen, als wolle ſie dadurch der oft erfahrenen Zauberkraft der ſeinigen entgehen, fuhr ſie dennoch fort, von ihrer nächſten Vergangenheit, als von etwas längſt Dageweſenen zu ſprechen.

Sie begann, ihm den nachtheiligen Einfluß auseinander zu ſetzen, den ihrer Beider ſo ganz verſchiedene Lebenserfahrungen auf ihre Verbindung geübt; ſie entwarf ein ſchönes Bild von Belmonts innerem Weſen, von dem unendlichen Reichthum ſeines Geiſtes, erkannte dankbar, daß er ihr ſo viel davon mitgetheilt, als ihre ſchwächere Fähigkeit zu faſſen vermochte; erwähnte der Reiſe in das Hochland als des hellſten Lichtpunktes ihres bisherigen Lebens. Sie war tief bewegt, aber die Feſtigkeit ihrer Seele leuchtete durch dieſe Bewegung hindurch, wie das im Meere verborgene Korallenriff durch die darüber hinbrauſenden Wogen.

Belmont glaubte nun einen andern Weg einſchlagen zu müſſen, um ſein gewohntes Uebergewicht über ihr Gemüth zu behaupten. Er wurde unfreundlich, ermahnte ſie, nicht ewig an der Vergangenheit zu haften, ſondern lieber die Gegenwart recht zu beachten; er ließ ſie aus ſeinen Armen, ſtand auf, und ging unmuthig, beinahe wie gelangweilt, im Zimmer auf und ab.

Sidonia ließ ihn gewähren, ſie benutzte dieſe Pauſe, um ſich zum letzten entſcheidenden Schritt zu ermuthigen; dann ſtand ſie auf; ernſt und gefaßt trat ſie vor ihn hin, und ergriff ſeine beiden Hände.

„Sie wiſſen, ich haſſe alle Scenen; was ſoll unter uns dieſes Spiel?“ rief Belmont mit erzwungenem Unmuth.

„Mein Freund“, erwiederte Sidonia, „im irdiſchen Daſeyn iſt kein Beſtand. Leben und Jugend, Liebe und Frühling, alles dem Göttlichen Verwandte auf Erden muß enden, und ſo endet denn auch heute unſer uns ſo lange beſeligender Bund.“

Belmont fuhr erſchrocken zuſammen. „Ich bitte Dich“, ſprach Sidonia, ſeinen Armen, die ſie wieder umfangen wollten, leiſe abwehrend, „ich bitte Dich“, fuhr ſie mit unendlicher Sanftmuth fort, „laß unſerer geiſtigen Jugend kein kränkelndes, allmählich hinſchwindendes Alter folgen, wie in der phyſiſchen Welt. Welkende Blumen ſind ein betrübender Anblick, beſſer iſts, mit raſcher Hand ſie knicken. Ich habe Dich unausſprechlich lieb gehabt! Belmont, was hat nicht alles geſchehen müſſen, wie viel Qualen mußte ich erdulden, ehe ich auf den Punkt hingelangen konnte, auf welchem ich jetzt ſtehe, um zu ſcheiden.“

Belmont war zu erſchrocken, zu erſchüttert, zu uneins mit ſich ſelbſt geworden, um ſogleich der Macht der Ueberredung ſich bedienen zu können, die er ſonſt ſo wohl zu üben wußte. Sidonia trocknete indeſſen ihre Thränen, mit ſanfter Gewalt zog ſie zum Sofa ihn hin, und ſetzte ſich neben ihn, als ſolle alles noch einmal ſo ſeyn, wie es wohl ſonſt geweſen. Mit unausſprechlicher Anmuth und Innigkeit dankte ſie ihm für alles, was er für ſie gethan, für die Rettung ihres Lebens, für ſeinen Beiſtand in den Tagen ihrer Hülfloſigkeit, für das letzte ſchöne Jahr, das ſie an ſeiner Seite verlebt. Sie berührte die verſchiedene Art ihres Empfindens, und wie ſie jetzt den Verſuch, dieſe zu vereinen, als ein Wageſtück anerkenne, das nimmermehr habe gelingen können. Sie ſprach von dem ängſtlichen, jede freie Bewegung lähmenden Zwange, dem er, gewiß ohne es zu wollen, durch ſein Betragen in der letzten Zeit ihr Gemüth unterworfen, bis ſie in Gefahr gekommen, zum Schatten ihres eigentlichen Weſens herabzuſinken. Ohne ihn anzuklagen, ohne auch nur durch den leiſeſten Vorwurf ihn zu verletzen, erklärte ſie ihm, wie er ſelbſt nach und nach der Ueberzeugung der immer zunehmenden Kälte ſeiner Gefühle für ſie ihr aufgedrungen habe, bis jede fernere Selbſttäuſchung ihr unmöglich geworden ſey. Zuletzt erwähnte ſie Viola, und erſuchte ihn, dieſes bedauernswürdige Weſen an ſie zu verweiſen, wenn es einſt verlaſſen und hülflos daſtehen werde.

Beim Namen Viola fuhr Belmont heftig auf. Er hatte ſich allmählig ſelbſt überredet, die Trennung von Wellenborn, das Zurückbleiben von Viola, und ſein Verhältniß zu ihr wären Sidonien unbekannt geblieben, indem Letzteres in jenem Zeitungsartikel nur obenhin, und ohne ſie bei Namen zu nennen, erwähnt worden war. Sidonia ſah den Verdacht in ihm aufſteigen, daß ſie auf erniedrigende Weiſe ſeinen Schritten nachgeſpäht habe, und eilte ihm zu erklären, daß nur der Zufall durch Lady Manners ſie damit bekannt gemacht habe. Sie verſicherte ihn ſogar, daß ſie feſt überzeugt wäre, er liebe Viola nicht, und daß es ihr nicht ſchwer hätte werden können, ihn zur Löſung dieſer Verbindung zu bewegen. Doch das Vertrauen, der ſchöne Glaube, daß ihre reine Liebe zu ſeinem Glücke ihm genügen könne, wäre dennoch verletzt mit einer nie zu vernarbenden Wunde.

Belmont gerieth durch das Gefühl innerer

Beſchämung, das er umſonſt unterdrücken wollte, faſt außer ſich; er konnte es nicht dulden, daß Sidonia ſich über ihn ſtelle, und wurde lieber hart und ungerecht.

Um ihr nur etwas auf einen Vorwurf zu erwiedern, der, bei aller Milde, mit dem er ausgeſprochen worden war, ihn dennoch empfindlich verwundet hatte, ſuchte er auch jetzt, wie früher in Bath, nach einem Vorwande eine Eiferſucht ihr zu bezeigen, den er ſelbſt als ungegründet erkannte. Der junge Unbekannte von dieſem Morgen fiel ihm ein, deſſen Beſuch Sidonia angenommen, während ſie ihn ſelbſt entfernt hatte. Die elegante Geſtalt und jugendliche Anmuth deſſelben war ihm nicht entgangen. Er wagte es ſeiner zu erwähnen, doch ein ernſter Blick aus ihrem himmelreinen Auge machte ihn verſtummen, während Sidonia ſehr gelaſſen ihm erklärte, daß ſie geſtern nicht Kraft genug gehabt habe dieſem jungen Mann für den ihr geleiſteten Beiſtand den Dank auszuſprechen, welchen ſie heut, bei ſeinem unerwarteten Beſuch, ihm zu bringen ſich verpflichtet gefühlt habe.

Indeſſen war Belmont der Gedanke gekommen, einen Streit und durch dieſen eine Verſöhnung herbeizuführen, durch welche, zufolge ſeiner früher bei Frauen gemachten Erfahrungen alles noch immer eine ganz andere Wendung gewinnen könne. Von ſeinem beſſern Geiſte völlig verlaſſen, wagte er es, Sidonien gerade zu einer Neigung zum Wankelmuth zu beſchuldigen, durch welche die zufällige Erſcheinung jenes Jünglings ihr nicht ſo unintereſſant geblieben ſey, wie ſie ihm glauben laſſen wolle. Er deutete auf Robert, als ein früheres Opfer dieſes Wankelmuthes hin.

Belmont erreichte ſeinen Zweck, Sidonia fühlte ſich tief beleidigt; zum erſtenmal ſah er ihr Auge von Zorn blitzen, doch dieſer Zorn war ſo edler Art, daß dabei an einen Streit, wie er ihn beabſichtigte, gar nicht zu denken war. Sie vertheidigte ſich zwar, doch mit imponirendem Ernſte und hoher Würde. Sie leugnete ihm nicht ab, daß damals, als ſie noch ſelbſt jugendlich unerfahren, die Welt nicht kannte, Roberts tiefes inniges und wunderbares Weſen einen großen Eindruck auf ſie und ihn ſelbſt ihr ſehr werth gemacht habe; ſetzte aber hinzu, daß durch die wilde Leidenſchaftlichkeit dieſer unbeugſamen Natur der Keim einer ernſteren Neigung ſehr ſchnell in ihrer Bruſt wieder erſtickt worden ſey. Zum erſtenmal ſprach ſie über ihr eigenes Selbſt ſich aus, und ließ ohne Unbeſcheidenheit, aber auch ohne erheuchelte Demuth, ſich für das gelten was ſie war. Sie geſtand offen und frei, daß ſie der jetzigen höhern Ausbildung ihres Geiſtes und ihrer Fähigkeiten ſich wohl bewußt ſey, durch die ſie wie durch manche Begünſtigung des Geſchicks, von Vielen ihres Geſchlechts ſich unterſcheide; aber auch, daß ſie dieſen Vorzug Belmonten vor Allem verdanke, daß ſie die Hoffnung aufgebe, nach ihm den Mann zu finden, der ihrem Geiſte wie ihrem Herzen genügen könne, daß ſie in Deutſchland, wohin ſie jetzt zurückkehre, ſich ſeiner als ihres Beſchützers, ihres Freundes, ihres Lehrers erinnern werde, als des ausgezeichneteſten Mannes, den ſie je geſehen, deſſen Andenken ihr ſtets heilig bleiben ſolle.

Liebe, Bewunderung und Schmerz überwältigten Belmonts kalt reflektirende Vernunft und die Natur erwachte noch einmal in ſeiner Bruſt. Hingeriſſen von dem Gefühl, das ihn durchglühte, ſchloß er Sidonien abermals in ſeine Arme, ſchwur mit Ausdrücken einer an Vergötterung gränzenden Verehrung, daß er jetzt erſt ſie ganz erkenne, erklärte ſie für das Meiſterwerk der ſchaffenden Natur und daß kein Weib ihm je geweſen, keins ihm jemals werden könne, was ſie in dieſem Augenblick ihm ſey, und fragte dann mit flehender Geberde, warum er ſie jetzt verlieren ſolle und müſſe? Daß ſie hinreichende Gründe dazu habe England verlaſſen zu wollen gab er zu, doch die Welt ſey außerdem noch ſo weit, ſo reich an Schönheit und Genuß.

Mit verführeriſcher Beredſamkeit ſuchte er, ſie ſich zu gewinnen, bat, flehte, eindringender noch als damals, als er zur Reiſe nach Perſien ſie überreden wollte, ihm zu erlauben ſie zu begleiten, zu führen, für ihren künftigen Aufenthalt zu ſorgen; bot allen ſeinen Scharfſinn auf, um durch fein erſonnene Sophiſtereien ihr Gemüth, ihren Geiſt zu umſtricken, doch Sidonia blieb feſt, wenn gleich unter unnennbaren Schmerzen.

Beide ſchieden endlich von einander; Weltgebrauch gab ihnen dabei jene äußere Faſſung, die man durch ihn nur erwerben kann. Der Abſchied blieb unausgeſprochen; aber beide trugen im Herzen die ſchmerzliche Gewißheit davon, daß der Augenblick nun endlich gekommen ſey, dem ſie lange unter bangen vorahnenden Schauern entgegengeſehen hatten.

Den folgenden Tag brachte Sidonia ganz einſam in ihrem Zimmer zu. Was in ihrem Innern vorging, hat Gott allein geſehn. Am dritten erhielt ſie von Belmont ein Käſtchen mit koſtbaren antiken Kameen, eine Mappe mit unſchätzbaren Handzeichnungen und folgenden Brief:

„Du willſt es! ſo gebe ich Dich denn frei, ſchönes, edles, bezauberndes Weſen! Dir könnte ich nicht widerſtehen, und wollteſt Du meinen Tod. Aber ich ſcheide nicht auf immer von Dir, ich gehe auf einige Zeit, weil Du es ſo willſt. Ich gehe meine Gefährten aufzuſuchen, die ich nicht begleiten konnte, ſo lange die Hoffnung, bei Dir weilen zu dürfen, mir blieb. Nach Vollendung der Reiſe kehre ich zu Dir zurück, mit neuen Kenntniſſen, neuen Anſichten, neuen Erfahrungen bereichert, für Dich, Sidonia, für Dich!

Laß, geliebte Freundin! laß mir die Hoffnung, den feſten Glauben, daß ein geiſtiges unzerreißbares Band noch zwiſchen uns beſteht, laß ſie mir, ich bedarf ihrer, um das Leben noch lieben zu können. In Jahr und Tag, vielleicht noch früher, ſchreibe ich Dir, ich werde eifrig jede Gelegenheit dazu ergreifen, obgleich mein Weg lang iſt, und die Entfernung groß. Du wirſt mein nicht vergeſſen, dafür bürgt mir Dein Herz. Bei jeder Freude, bei allem Schönen und Merkwürdigen, das ich für Dich einſammeln werde, gedenke ich Dein. Wo Du auch ſeyn magſt, mein Geiſt wird Dich umſchweben, ich werde Dich aufzufinden wiſſen, und wäre es auch im verborgenſten Winkel der Erde.

Von Dir auf immer ſcheiden! ich kann den Gedanken nicht faſſen. Darum ſchicke ich die Steine, die Zeichnungen, die dieſen Brief begleiten, nicht als Geſchenk Dir zu. Das Werthvollſte und Liebſte was ich beſitze, ſende ich der Liebſten zur ſorgſamen Aufbewahrung während meiner Abweſenheit. Möge das erhabene Weſen, das Dich ſchuf, Dich, ſein Meiſterwerk auf Erden, beſchützen! Doch ſollte jemals Unheil Dich bedrohen, ſo baue auf mich; aus den entfernteſten Zonen fliege ich zu Deinem Beiſtand herbei. Lebe wohl! Auf Wiederſehen, auf glückliches frohes Wiederſehen. Nimm dieſes Lebewohl als den höchſten Beweis meiner unwandelbaren liebenden Verehrung.

Belmont."

* * *

Unerachtet der ſehr ungünſtigen Jahreszeit legte Sidonia die Seereiſe bis Hamburg glücklich zurück, von keinem Sturme bedroht. Auch der Sturm in ihrem Innern hatte ausgetobt und Todesſtille war an ſeine Stelle getreten. Das Leben lag vor ihr gleich einer unabſehbaren Haide, auf der kein beſtimmter Pfad ſich unterſcheiden läßt, weil unzählbare Wege, nach allen Richtungen hin die öde farbloſe Fläche durchkreuzen, die in weiter

Ferne mit dem Horizonte verſchmilzt, ohne dem müden Wanderer auch nur einen ausgezeichneten Punkt zu bieten, der ihm zum Leitſtrom dienen könnte.

Mit Belmont war Sidonien das ganze Ziel ihrer Zukunft entrückt, unabläſſig mußte ſie der Vergangenheit ſich zuwenden, und um nicht im Schmerz über dieſelbe zu vergehen, täglich, ſtündlich ſich ſagen, daß ſie gethan was ſie geſollt. „Vielleicht habe ich in jener furchtbaren Stunde mein unausſprechliches Leid ihm zu offen gezeigt,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, in ſchmerzlicher Erinnerung verloren; „ich weiß es wohl, ohne Rückhalt und Beſonnenheit ſprach ich heiße, glühende Abſchiedsworte aus, wie ſie meinem zerriſſenen Gemüthe entſtrömten, ich ſtimmte in den vertraulichen Ton ein, den er angab; ach! es war ja die Todesſtunde meiner Liebe, meines Herzens, des Lebens meines Lebens, es wird nie wieder erwachen und Sterbenden iſt Vieles vergönnt.“

Sidonia verweilte einige Tage in Hamburg um Briefe zu erwarten, doch das ſo mannigfaltig ſich geſtaltende Leben dieſer, wenn gleich in einem verhältnißmäßig beſchränkten Raume, doch wahrhaft großen Stadt entlockte ihr auch nicht das kleinſte Intereſſe. Ein Brief von Agnes von Bornefeld, welche ſie ſeit längerer Zeit faſt vergeſſen hatte, riß, wenn gleich durch eine Trauerpoſt, ſie endlich aus der geiſteslähmenden Apathie auf, in der zu verſinken ſie in Gefahr ſtand. Der Brief meldete ihr den unerwartet ſchnellen Tod von Agnes Mutter, der würdigen Frau, welcher Sidonia ſo vieles zu verdanken hatte.

„Nun habe ich auf der weiten Gotteswelt Niemanden als Sie, liebe Sidonia“, ſchrieb das arme Mädchen, „aber Sie werden ſich meiner annehmen, das weis ich gewiß, obgleich wir nur ſelten von Ihnen Nachricht erhielten. Meine Mutter hat Sie ſehr lieb gehabt, liebe Kuſine, und Sie werden das ihrem Kinde vergelten. Nach mir waren Sie ihr das Liebſte auf der Welt; ſie war recht betrübt, zuweilen auch gekränkt darüber, daß Sie unſerer ganz zu vergeſſen ſchienen, aber ich weis, das haben Sie nicht gethan, obgleich wir in all der Zeit nur ſieben Briefe von Ihnen erhalten haben. Sie ſind ſo gut! Könnten Sie ſich nur denken, was ein Brief für den iſt, der ſo einſam lebt wie wir, wie oft man ihn lieſt, und jedes Wort darin ſich auslegt und bedenkt; wie man Wochen und Monate lang davon lebt, und mit welcher Sehnſucht man einem neuen Briefe entgegen ſieht. Gewiß, liebe Kuſine! hätten Sie das alles nur ſo wiſſen können, Sie hätten uns öfter dieſe große Freude gegönnt, und das habe ich auch immer zu meiner lieben Mutter geſagt, wenn ſie über Ihr Schweigen mißvergnügt war. Ach Gott, und nun iſt ſie todt! ich kann mir das oft gar noch nicht denken.

Sie meinte, noch lange bei mir zu bleiben, und hatte meinetwegen nichts angeordnet, als der Tod ſie überraſchte. Unſer Herr Oberförſter iſt einſtweilen mein Vormund geworden, und hat mich auch zu ſich genommen, und nun darf ich nicht einmal in dem Hauſe ſeyn, in welchem ich mit meiner lieben Mutter gelebt habe. Mein Herr Vormund und die Frau Oberförſterin ſind ſehr gut gegen mich, aber es ſind ein Paar alte kinderloſe Leute, denen ich mit der Zeit zur Laſt zu werden fürchte, denn ſie leben ſehr ſtill, und die Frau Oberförſterin will mir nicht einmal erlauben, ihr im Haushalte zu helfen, ſo gern ich es auch thäte. Mein Herr Vormund meint auch, ich hätte noch viel in der Welt zu lernen, was ich bei ihnen nicht lernen könnte, da ſie gar nicht nach der jetzigen Welt wären, und hat mir befohlen, mich deshalb an Sie, meiner nächſten Verwandtin, zu wenden. Er will Ihnen auch ſelbſt ſchreiben und Sie fragen, was mit mir werden ſoll, u. ſ. w.“

Sidoniens Thränen überſtrömten dieſes Blatt, aber ſie floſſen nicht allein dem Schmerz über den Verluſt der treuen mütterlichen Freundin, auch Thränen der Reue miſchten ſich darunter. In ihrem Gemüth erhob ſich eine ernſte Stimme, welche ſie der Vernachläſſigung einer heiligen Pflicht anklagte, und die Vorwürfe der jungen Agnes, ſo ſchonend ſie auch ausgeſprochen waren, ſchnitten ihr tief in das Herz. Im Gewühle der Welt, in der Beſchäftigung mit ihrem eigenen Geſchicke hatte ſie ſelbſtſüchtig es verſäumt, ein Herz zu erfreuen, das nun nicht mehr ſchlug; ſie hatte Augen durch dieſe Vernachläſſigung getrübt, welche ſie nie wieder lächeln ſehen konnte, und zugleich drängten alle die gerechten Anſprüche ſich ihrem Gemüthe auf, welche die Schweſter ihrer Mutter an ihre Liebe, an ihre Dankbarkeit ſich früher erworben.

„Ich habe gefehlt“, ſprach Sidonia zu ſich ſelbſt, „aber ich will gut machen, was ich verſchuldete, ſo viel ich es vermag. Ich will der armen Agnes die verlorene Mutter erſetzen, ich will an ihr thun, was die Verklärte an mir gethan haben würde, wäre Adelheim mir nicht als ein rettender Engel damals erſchienen, und ihr ſeliger Geiſt wird mir verzeihen und mich ſegnen, wenn er von ſeinen lichten Höhen noch auf dieſes Thal des Irrthums und des Schmerzes hinabblicken kann.“

Bald darauf langte Sidonia auf ihrem Gute an, in deſſen Nähe ſowohl das kleine Gütchen ihrer Großeltern mütterlicher Seite lag, welches Frau von Bornefeld in der letzten Zeit bewohnt hatte, als auch die Wohnung des Oberförſters, der die verwaiſete Agnes zu ſich genommen hatte. Sie fand dort alles zu ihrem Empfange vorbereitet, denn ſie hatte Agnes in wenigen herzlichen Zeilen ihre nahe Ankunft gemeldet, und betrat nun zum erſtenmale nach Adelheims Tode die Räume wieder, in denen ſie an ſeiner Seite eines kurzen ruhigen Glückes ſich erfreut hatte. Mit dem Gefühle eines Schiffbrüchigen, dem der unerbittliche Sturm alles geraubt hat, kehrte ſie zur Heimath zurück, die ihr keine Heimath mehr war. Mit ganz verarmtem verödeten Herzen ſtand ſie nun wieder auf dem Punkte, von welchem ſie vor wenigen Jahren ſo reich an Hoffnung und Glück ausgegangen war. Von der Wand über dem Sofa in ihrem Zimmer blickten Adelheims edle Züge ernſt und wohlwollend auf ſie nieder.

„Ich habe den Weg zum Glücke verfehlt, und werde nimmer ihn finden, o mein edler, liebevoller Führer! Warum mußte deine leitende Hand ſo früh aus der meinen geriſſen werden!" rief ſie ſchmerzlich klagend, ſank vor dem Gemälde auf die Kniee nieder, und verbarg in die Kiſſen des Sofas ihr bleiches, von Thränen überſtrömtes Geſicht.

Ein Paar weiche warme Arme umſchlangen ihren Nacken. Sidonia blickte auf; ein ſchlankes Mädchen im ſchwarzen Trauerkleide kniete neben ihr, ein liebliches blühendes Geſichtchen lehnte ſich an ihre Schulter, und vermiſchte ſeine Thränen mit den ihrigen: es war Agnes. Sidonia ſprang auf, und ſchloß das liebliche Geſchöpf in ihre Arme, das in der Zeit, in welcher ſie es nicht geſehen, von einem kaum vierzehnjährigen Kinde zu dem glücklichen Alter von ſiebzehn Jahren herangeblüht war.

Agnes war athemlos, Freude und Schmerz ließen ſie nicht zum Worte kommen, ſie lachte und weinte zugleich, und überhäufte Sidonien mit kindlichen Liebkoſungen, welche dieſe freundlich erwiederte. „Ach! ſeyn Sie mir nur nicht böſe", rief ſie endlich, „daß ich Sie ſo überfallen habe! mein Herz ließ mir keine Ruhe; den ganzen Tag bin ich alle Augenblicke auf den Oberboden gelaufen, um nach Ihnen auszuſehen, und als Ihr Wagen in die Schloß-Allee einbog, da hielt ich es nicht länger aus. Ohne Mantel und Hut bin ich durch den Garten gelaufen, um Sie nur einen Augenblick allein zu ſehen. Ach, liebe Kuſine, es iſt ein Herr angekommen, der für Ihren Bruder ſich ausgibt, und mit ihm noch einer, der mir ſo bekannt vorkommt, als hätte ich ihn ſchon irgendwo geſehen. Und Ihr Herr Bruder will mich mit ſich nehmen, ſeine Frau Gemahlin, ſagt er, ſoll ſich meiner Erziehung annehmen, aber nicht wahr, liebe, gütige Sidonia! das geben Sie nicht zu? Verſtoßen Sie Ihr armes Kind nicht, ſchicken Sie mich nicht zu den fremden Leuten, die ich nicht kenne!" flehte ſie, und bedeckte Sidoniens Hände mit Thränen und Küſſen.

Sidonia ſuchte die arme Kleine auf alle Weiſe zu beruhigen, und war eben im Begriffe, dem Oberförſter ſagen zu laſſen, daß Sie Agnes jetzt gleich bei ſich behalten wolle, als die Thüre aufging, Theodor von Klarenbach unangemeldet hereintrat, und mit ihm, zu Sidoniens großem Erſtaunen, der von ihr faſt vergeſſene Achill von Wallen.

Theodor bemühte ſich, gerührt auszuſehen, indem er die Schweſter mit dem ihm eigenen abgeſchliffenen Weſen begrüßte. Sidonia erwiederte ſeinen Gruß mit aller ihr nur möglichen Freundlichkeit, aber die Stimme der Natur, die ſich beim

Wiederſehen des lange von ihr getrennt geweſenen Bruders in ihrer Bruſt erhob, verſtummte wieder, indem ſie ihn näher betrachtete. Die ganze erbärmliche Nichtigkeit ſeines Weſens ſprach in ſeinen Zügen, in ſeinem Benehmen ſich noch viel deutlicher aus, als ehedem. Ihr Herz zog ſich zuſammen im Gefühle der Unmöglichkeit, ſich dieſes Wiederſehens wahrhaft zu erfreuen.

„Jetzt nahte auch Achill, um ſie ehrerbietig zu begrüßen, aber Sidonia zog, beleidigt über ſeine Zudringlichkeit, die Hand zurück, die er ergreifen wollte, um ſie an ſeine Lippen zu drücken. „Herr von Wallen“, ſprach ſie mit kaltem ſtrengen Blick, „ein Beſuch von Ihnen kommt mir in der That unerwartet; nur ein Mißverſtändniß könnte ihn entſchuldigen; Sie wußten vermuthlich nicht, zu wem mein Bruder Sie führen wollte.“

„Durch mein unſinniges Betragen habe ich Ihren Zorn verdient, doch trifft er mich ſchwer!“ erwiederte Wallen, mit dem Ausdruck eines tief Gekränkten. „Die edelſte der Frauen wird aber nicht ewig einem Unglücklichen zürnen“, fuhr er bittend fort, „einem Unſeligen, der im Augenblick, als er der furchtbarſten Verzweiflung hingegeben, die ganze Hoffnung ſeines Lebens ſcheitern ſah, ſeiner Sinne nicht mehr mächtig blieb, und ſich erkühnte, zu läſtern, wo er anbeten ſollte. Unſtät und flüchtig wie Kain bin ich ſeitdem in der Welt herumgeirrt, ich konnte an einem Orte nicht länger weilen, wo ſelbſt die Steine auf der Straße Sidoniens Namen und mein Vergehen mir zuriefen . . .“

„Herr von Wallen“, unterbrach Sidonia ihn, „ich weis, was ich meinem Bruder ſchuldig bin, der Sie zu mir eingeführt hat, und ehre das Gaſtrecht; doch nur unter der Bedingung, daß Sie mit Rückblicken auf vergangene Zeiten und mit Tiraden mich verſchonen, deren eigentliche Bedeutung mir zu wohl bekannt iſt, als daß ich noch irgend einen Werth darauf legen könnte.“

„Ah femmes, femmes!“ rief Theodor mit erzwungenem Lachen, „fi donc, ma soeur, wer wird denn einen Groll ſo lange mit ſich herumtragen wollen? Und was hat denn mein Freund Wallen ſo großes verbrochen, daß Du ihm gegenüber die erzürnte Königin ſpielſt? Er hat ſich in Dich verliebt. Eh bien, das verdenke ihm wer da kann. Er hat um Deine Hand angehalten, das iſt kein Verbrechen; Du haſt ihm den Korb gegeben, und er iſt darüber heftiger geworden, als ihm zuſtand, voilà tout. Que de bruit pour une omelette! Komm, ſey ein gutes Kind. Vergeben und Vergeſſen iſt Chriſtenpflicht. Nimm den reuigen Sünder wieder zu Gnaden an, und . . ."

„Theodor, Du kennſt meinen Sinn, oder nenn' es auch Eigenſinn, wie Du willſt; laß für heute dieſes Geſpräch uns abbrechen, denn ich bin ſehr ermüdet. Ich höre, Du wohnſt in dem Hauſe unſerer verſtorbenen Tante; morgen hoffe ich Dich wieder zu ſehen, Agnes bleibt indeſſen gleich bei mir."

„Schön, ſchön!" rief Theodor, „ſchwatze Dich recht mit ihr aus, denn übermorgen müſſen wir fort, meine Gemahlin erwartet ſie mit Ungeduld. Sobald wir die Nachricht vom Ableben der guten Tante erhielten, hat ſie ſelbſt mich aufgefordert, der verlaſſenen Waiſe mich anzunehmen, ſie will für die Erziehung derſelben Sorge tragen, und Niemand eignet ſich wohl beſſer dazu, als eine Dame aus ſo gutem Hauſe, von ſo ſtrenger Tugend und hoher Sittlichkeit. Sie würde in eigner Perſon mich hieher begleitet haben, wenn ihre Umſtände es erlaubten, aber ſie ſieht in kurzem ihrer Niederkunft entgegen, und ich hoffe, liebe Schweſter, Du wirſt uns die Ehre und Freude gewähren, den zu hoffenden Stammhalter unſeres alten edlen Hauſes perſönlich aus der Taufe zu heben."

Während Theodor dieſe Rede hielt, hatte Agnes ſich zu Sidonien geſchlichen, war neben ihr hingekniet, und ſah mit ängſtlich bittenden Blicken zu ihr auf. „Ruhig, Kleine, wir bleiben beiſammen", ſprach Sidonia, und ſtreichelte ihr lächelnd die glühenden Wangen. Dann wandte ſie ſich zu Theodor, dankte ihm und ſeiner Frau für die Bereitwilligkeit, ſich der jungen Agnes anzunehmen, verſicherte aber zugleich, daß ſie dieſelbe nicht von ſich laſſen würde.

„Mais, ma chère!" erwiederte Theodor ziemlich finſter, „über den Aufenthalt unſerer unmündigen Kuſine zu entſcheiden, kommt doch wohl mir, ihrem nächſten und älteſten Verwandten, ihrem natürlichen Vormunde zu; und nimm es mir nicht übel, nach Pflicht und Gewiſſen darf ich ein ſo junges Mädchen der Leitung einer Frau nicht überlaſſen, die unerachtet vieler ausgezeichneten lobenswerthen Eigenſchaften dennoch in der Welt zu groſſes Aufſehen erregt hat, um . . ."

„Theodor!" rief Sidonia, über das unzarte Benehmen deſſelben tief empört, mit einem Blick, der ihn verſtummen machte. „Was Du auch, auf meine Nachſicht bauend, Dich gegen mich zu erlauben für gut finden magſt", fuhr ſie mit ernſter Würde fort, „ſo wirſt Du doch, mein ſonſt ſo diplomatiſch vorſichtiger Herr Bruder, dieſesmal mir eingeſtehen müſſen, daß Du die Zeit dazu ſehr ſchlecht gewählt haſt. Ein Blick auf Wallen und Agnes deuteten den Sinn ihrer Worte ihm aus.

„Vous avez raison, ma soeur; femme aimable l'a toujours", erwiederte Theodor ein wenig erröthend; bemühte ſich, ſeinen vorigen Worten eine ſcherzhafte Wendung zu geben, und entfernte ſich bald darauf, von ſeinem Freunde gefolgt.

* * *

Nicht nur Zorn und Scham hatten Achill von Wallen bewogen, faſt gleichzeitig mit Sidonien die Reſidenz zu verlaſſen, auch eine kaum noch zu verhehlende Unordnung in ſeinen Finanzen, die er mit Hülfe ihres Vermögens gründlich zu heben gehofft hatte. Seitdem war er in der Welt umher gezogen, bald als Begleiter eines jungen appanagirten Prinzen, bald in geheimen Aufträgen von höherer Hand, zu deren Ausführung kein Beſſerer ſich finden laſſen wollte. Auch hatte er mitunter als glücklicher Spieler die Bäder beſucht, und überhaupt manche ziemlich zweideutige Rolle übernommen. Er wußte noch immer ſeine Perſönlichkeit, ſeinen fein gebildeten Geiſt, ſeine ausnehmende

Geſchicklichkeit im Felde der Intrigue geltend zu machen, und ſich mit vielem Gelingen überall durchzuhelfen, bis der Zufall ihm Theodors Bekanntſchaft zuführte. Sich dieſem ſo nothwendig zu machen, daß er bald keinen Schritt ohne ihn mehr wagen mochte, war für einen Mann von Wallens überlegenem Geiſte ein leichtes, und ſo hatte er denn fürs erſte ſeinen Wohnſitz bei Theodor aufgeſchlagen, und war ſein unzertrennlicher Begleiter geworden, ohne doch dabei ſeiner eigenen Freiheit ſich im mindeſten zu begeben.

Auch jetzt war er Theodors Rathgeber, als dieſer durch die Nachricht von dem Ableben der Tante auf den Gedanken kam, daß Sidonia die junge Agnes zu ſich nehmen, und dieſe ſich dermaßen bei ihr einſchmeicheln könne, daß er dadurch mit der Zeit um einen bedeutenden Theil der reichen Erbſchaft gebracht würde, auf die er, wenigſtens für ſeine zu hoffenden Kinder, ſich ſichere Rechnung machte. Denn er war überzeugt, daß Sidonia, bei der gänzlichen Zerrüttung ihres guten Rufs, niemals eine, ihrem Range und Vermögen angemeſſene Parthie würde finden können. Wallen beſtätigte ihn in dieſer Idee, die ihm höchſt willkommen war, und trieb ihn an, ſich ohne Zögern der unmündigen Waiſe zu bemächtigen; und da

Theodor obendrein entdeckte, daß Agnes Vermögen genug beſäße, um ihn für jeden Aufwand ihres Aufenthalts bei ihm zu entſchädigen, ſo befolgte er ohne Bedenken und mit vielem Eifer den ihm ertheilten Rath ſeines ſchlaüen Freundes.

Wallens wiederholter Beſuch zur faſt unſchicklich frühen Stunde, ſetzte Sidonien am folgenden Morgen in zürnendes Erſtaunen, doch er kam dem Ausbruche deſſelben mit der ſehr ernſt ausgeſprochenen Bitte zuvor, ihm um ihrer ſelbſt willen nur einen Augenblick ruhiges Gehör zu gewähren. Unangemeldet war er in ihr Zimmer getreten, mit erzwungener Ruhe ſtand er vor ihr; er, den ſie einſt Freund genannt, in den ſie gränzenloſes Vertrauen geſetzt hatte. Im Aeußern ſchien er beinahe noch ganz derſelbe, nur ein lauernder Zug um die Augen herum, der vielleicht früher ſich weniger deutlich gezeigt, oder den ſie in ihrer damaligen Unerfahrenheit überſehen hatte, warnte ſie, auf ihrer Huth zu bleiben; ſein Anblick rief auf das ſchmerzlichſte die erſte Täuſchung ihres Lebens ihr zurück, die ſie durch ihn erfahren, und der noch ſo viele weit härtere gefolgt waren.

Fein, gewandt, mit ſchmeichelnder Beredheit und umſichtiger Wahl ſeiner Worte ſetzte Wallen Sidonien die Abſichten und Pläne ihres Bruders auseinander; berührte mit leiſer Schonung den Vorſatz deſſelben, Sidoniens großes Vermögen dereinſt ſich und ſeinen Erben zu verſichern, und ging dann zu der Erklärung über, daß Theodor entſchloſſen ſey, ſich ſogar an die obervormundſchaftliche Behörde zu wenden, im Fall Sidonia darauf beſtände, Agnes bei ſich zu behalten, in der er eine gefährliche Erbſchleicherin fürchtete. Er wollte ſogar den Obervormündern die Gewiſſensfrage vorlegen, ob ſie nach Eid und Pflicht ein ſo unerfahrenes Mädchen wie Agnes, den Händen einer noch ſehr jungen Dame anvertrauen könnten, die ein freies ungebundenes Leben führe, das durch mancherlei öffentlich gewordene Begebenheiten die Augen der Welt nur zu ſehr auf ſie gerichtet habe, während ein eben ſo naher Verwandter von makelloſem Ruf und unbeſcholtener Tugend dem jungen Kinde Haus und Arme öffne, um es bei ſich aufzunehmen.

Sidoniens Blut wallte hoch auf vor Zorn über die Welt, ihren Bruder und deſſen, ſeiner vollkommen würdigen Freund; aber ſie hatte in der Schule der Erfahrung gelernt, ſich zu bemeiſtern.

„Ich danke Ihnen, Herr von Wallen, für Ihre Bemühung, mich über dieſes alles aufklären zu wollen, was auch immer für eine Abſicht derſelben zum Grunde gedient haben möge", ſprach ſie ernſt und kalt, und begrüßte ihn zugleich mit einer, ihn verabſchiedenden Verbeugung.

Wallen trat einige Schritte vor ihr zurück, mit zuſammen geſchlagenen Händen betrachtete er ſie eine Weile ſchweigend, wie in ihren Anblick verloren. „Sidonia", ſeufzte er endlich aus tiefſter Bruſt, „und ſoll denn dies mein Abſchied auf ewig ſeyn, ſoll nicht wenigſtens ein Blick der Vergebung dem armen Wallen zu Theil werden? ſoll ich noch ferner die Laſt Ihres Zorns mit mir durch die Welt ſchleppen?"

„Was ich gegen Sie empfinde, iſt nicht Zorn, es iſt anderer Art", erwiederte Sidonia.

Wallen verſtand, wie ſie es meinte. „Gnädige Gräfin!" rief er mit erkünſtelter Empfindlichkeit, „Ihren Zorn verdiente ich leider, doch nicht Ihre Verachtung, und das Bewußtſeyn, eine Ungerechtigkeit von Ihnen erdulden zu müſſen, ſöhnt mich halb und halb wieder mit mir aus. Noch habe ich Kraft beſſer zu ſeyn wie Sie mich halten, und auch die, Ihnen zu beweiſen, daß ich es bin", fuhr er etwas dreiſter werdend fort. „Mißhandeln Sie mich, verſtoßen Sie mich, es gilt von nun an mir gleich; mein Leben bleibt dennoch Ihrem

Dienſte geweiht, ſelbſt wider Ihren Willen. Sie verſchmähen mich als Freund, nun wohl, ſo will ich Ihr Diener ſeyn, und Sie ſollen keinen treueren haben."

„Ich nehme Sie beim Wort, Herr von Wallen!" rief Sidonia erglühend. „Einen Auftrag will ich Ihnen geben, und zwar an Theodor von Klarenbach. Die gelungene Ausführung desſelben ſoll mir für alle die im Reiche der Möglichkeit liegenden Dienſte gelten, zu denen Sie ſo zuvorkommend ſich erbieten. Erzählen Sie meinem Bruder unſere eben gehabte Unterredung, das Mäntelchen, welches Sie Ihrem Eifer, mir ſeine Abſichten zu entdecken, umhängen werden, mögen Sie nach Belieben wählen, ich verſpreche Ihnen, es nicht zu zerreißen; aber ſtellen Sie ihm vor, daß er an Alles, was ich der gütigen Vorſorge meines verſtorbenen Gatten verdanke, keine Anſprüche habe, indem ich bei meiner Verheirathung ihm das ganze Erbtheil meiner Eltern abgetreten. Machen Sie ihm begreiflich, daß ich über mein jetziges Vermögen frei disponiren darf, und daß ich dieſe Freiheit auf der Stelle dazu benutzen werde, meine Kuſine Agnes als Tochter zu adoptiren, und ſie zur einzigen Erbin einzuſetzen, ſobald er nur den kleinſten Schritt thut, um mich zu verhindern, ſie bei mir zu behalten. Theodor kennt mich, er weiß, ich halte Wort.“

„Gütiger Gott, wie regiert Eigennutz Deine Welt!“ ſeufzte Sidonia, als Wallen, ſichtlich erfreut, unter lauter Bewunderung ihres Scharfſinns, ſie verlaſſen hatte. „Dieſer Menſch, der jetzt, von thörichten Hoffnungen beſeelt, ſich beeifert, die Abſichten eines andern zu zerſtören, deſſen Freund er ſich nennt, dieſer nämliche Wallen ſuchte einſt mit teufliſcher Liſt meine Ehre zu untergraben, um mich und mein Vermögen an ſich zu reißen; und mein einziger, um mehrere Jahre älterer Bruder, der meine Stütze ſeyn ſollte, berechnet ſchon jetzt die einſtige Verlaſſenſchaft ſeiner, kaum vierundzwanzigjährigen Schweſter! O mir ekelt und graut vor all dem niedrigen Getriebe! Aus ſolchen Seelen beſteht die Welt, deren Urtheil man zur Richtſchnur wählen ſoll!“ ſetzte ſie, bitter lachend, hinzu.

Wallen mochte ſeinen Auftrag ganz vortrefflich ausgerichtet haben, denn Theodor kam nach einigen Stunden völlig umgewandelt bei Sidonien an. Er war die Nachgiebigkeit ſelbſt, verſicherte, daß, wenn er gewußt hätte, wie lieb die kleine Agnes Sidonien ſey, er nie daran gedacht haben würde, ſie von ſeiner theuren Schweſter zu trennen, deren Liebe er um jeden Preis ſich zu gewinnen und zu erhalten wünſche. Er wurde ſogar gerührt, er weinte einige Thränen über die ſchnelle Trennung nach einem ſo kurzen Wiederſehen, und beſchwor Sidonien, ihn gleich nach der Entbindung ſeiner Gemahlin zu beſuchen, und ſein Haus zu dem ihrigen zu machen.

Er wollte noch am nämlichen Tage zu ſeiner Gemahlin zurückkehren, und die Geſchwiſter trennten ſich bald darauf, beide ſchmerzlich betrübt, wenn gleich aus ganz verſchiedenen Gründen. Kummer über eine verfehlte Spekulation laſtete auf Theodors Herzen; auf Sidoniens die unendlich edlere Trauer über die erhöhte Ueberzeugung von dem Unwerth eines einſt geliebten Bruders und der Armſeligkeit der gemeinen menſchlichen Natur. Hoch über dieſe erhaben, wie von einer Sternenglorie umgeben, leuchtete die Erinnerung an Adelheim und Belmont in ihrem Gemüthe auf, und mit ihr kehrte zugleich der Schmerz, Beide verloren zu haben, ihr zurück.

* * *

Sidonia blieb ſehr einſam, einzig auf die Geſellſchaft der jungen Agnes beſchränkt, die mit kindlichem Sinn und unausſprechlicher Innigkeit ſich ihr anſchloß, aber dennoch bei weitem nicht fähig war, ihr die geiſtige Unterhaltung zu gewähren, welche die in dieſer Hinſicht ſehr Verwöhnte bedurfte, um nicht im troſtloſen Nachhängen ihres tiefen Leides allen ihr noch gebliebenen Lebensmuth zu verlieren.

Sidonia war zu ſtolz, vielleicht, ſo widerſprechend dieſes ſcheinen mag, auch zu muthlos, um die benachbarten Familien aufzuſuchen, mit denen ſie früher, als ſie mit ihrem Gemahle hier lebte, in freundlichem Verkehr geſtanden. Sie bemerkte zu deutlich, wie dieſe jetzt jede Gelegenheit, den Umgang mit ihr zu erneuen, faſt ängſtlich vermieden, denn auch in dieſer, vom Geräuſche der Städte entfernten ländlichen Stille waren die, ihrem guten Namen nachtheiligſten Gerüchte in Umlauf gebracht. Vergrößert bis zum Ungeheuern, gingen ſie von Mund zu Mund. Sidoniens früheres Verhältniß zu Robert, ihre unerwartete Entfernung aus der Reſidenz, in der ſie gelebt, ihre ſpäteren Reiſen in Belmonts Begleitung, tauſend, theils erdichtete, theils wahre Ereigniſſe ihres Lebens, waren in den dunkelſten Farben dargeſtellt und verbreitet worden. Sidonia erfuhr alles, wußte alles, und zog wie ein ſchwer Verwundeter, dem jede Berührung von Außen zur Qual wird, ſich immer tiefer in ſich ſelbſt zurück. Mit Belmonts Andenken im Herzen, mit der quälenden Ueberzeugung, bei allen äußern Gaben des Glückes den Keim innern Unglücks mit ſich herum zu tragen, der ewig den ſtillen Frieden ihres Daſeyns zerſtören werde, wandelte ſie allein durch die Säle ihres Schloſſes, erſchrack oft vor dem Widerhall ihrer eigenen Schritte, in den hohen Räumen des großen weitläufigen Gebäudes, wo überall müßige Diener der Befehle einer Gebieterin harrten, die faſt gar keine Bedienung bedurfte. Sie hatte noch Geiſteskraft genug, um zu fühlen, daß dieſer Zuſtand nicht dauernd werden dürfe, und ermuthigte ſich endlich zu dem Entſchluß, eine Beſitzung gänzlich aufzugeben, die ihr eine ſchwer zu ertragende Laſt ward, ohne ihr die kleinſte Freude zu gewähren.

Ein entfernter Verwandter des Grafen Adelheim, der deſſen Namen führte, hatte ſchon längſt den Wunſch geäußert, das ſeit langen Jahren im Beſitz ſeiner Familie geweſene Gut für einen ſeiner Söhne zu kaufen. Mit Hülfe eines wackern Geſchäftsmannes, der noch von Adelheims Zeit ihr treu ergeben war, knüpfte Sidonia die Unterhandlungen darüber wieder an. Dabei ſuchte ſie zugleich, ſich eine deutlichere Ueberſicht ihrer übrigen Angelegenheiten zu erwerben, und warf, um nur vor ſich ſelbſt ſich zu retten, mit möglichſter Anſtrengung ſich in eine ihr bisher ganz fremd gebliebene Thätigkeit, die ihr Gemüth wie ihren Geiſt betäubte.

So half ſie ſich über den Winter hinüber, im ſteten unabläſſigen Kampfe mit dem ewig ſich erneuenden Schmerz um den verlorenen Freund, und um ihre zerſtörte Hoffnung vom Leben. Der Frühling kam, das Gut war verkauft, und ſchwerer als alles Uebrige laſtete jetzt auf Sidonien das Gefühl der unbeſchränkteſten Freiheit, gleich den Vögeln der Luft die Welt zu durchſchweifen. Der Adler hat ſein Neſt auf hohen Felſengipfeln, die Nachtigall im Gebüſch, die Wachtel im Kornfeld, ſie kehren Abends dorthin zurück; die arme Sidonia allein fühlte von innen und außen ſich heimathlos. Oft weinte ſie heiße Thränen, wenn ſie ſah, wie die müden Tagelöhner zu ihrer Hütte, zu ihren Kindern heimkehrten und freudig empfangen wurden. Nirgend in der weiten Welt ſchlug ihr ein Herz erwartend entgegen, keine Verpflichtung lag ihr ob, kein Wunſch zog vorzugsweiſe nach irgend einem Orte der Welt ſie hin, und ſie durfte unter allen wählen. Sie hatte gewünſcht, allen feſſelnden Banden der Geſellſchaft zu entgehen, und hatte es vollbracht, zu ihrer eigenen Strafe. Wohin ſollte ſie ſich nun wenden? Der Gedanke, in die Reſidenz zurück zu kehren, wo ſie die erſten Jahre ihres Wittwenſtandes verlebte, wo kriechende Schmeichelei und ungerecht erlittene Schmach ſie gleich tief verletzt hatten, blieb ihr undenkbar. Von Italien, einſt das Ziel ihrer Wünſche, ſcheuchte das Angedenken des unglücklichen Robert ſie zurück, das dort bei jedem Schritte ihr begegnen mußte, auch war ſie des zweckloſen Reiſens eben ſo überdrüſſig geworden, als des zweckloſen Lebens, das ſie jetzt führte, ohne Ziel, ohne Hoffnung, ohne Wunſch ſogar. Zuweilen erneute ſich ihr das Bild der dunkeln ſchattigen Felſenthäler in den ſchottiſchen Hochlanden, und auch der Gedanke, den ſie freilich unter andern Ausſichten einſt gefaßt hatte, ſich dort nieder zu laſſen. Aber der Stern der Liebe, welcher damals jene ſtille Einſamkeit ihr zum Paradieſe verklärte, war untergegangen, um nie wieder zu kehren, und Jugend und Lebensluſt waren noch nicht ſo ganz in ihr ertödtet, als daß ſie ſich ſelbſt nicht hätte fragen ſollen: was habe ich denn verbrochen, um mich lebend begraben zu müſſen, fern vom Vaterlande, allein mit mir und meinem Schmerz?

Sie war jetzt ſo ganz ein Spiel des Zufalls geworden, daß ſogar eine unbedeutende Anzeige einiger im Holſteinſchen zu verkaufenden Güter ſie beſtimmen konnte, fürs erſte zurück nach Hamburg zu gehen, in der Hoffnung, im nördlichen Deutſchland, unter ganz Fremden, und doch durch gemeinſchaftliches Vaterland, Sprache und Sitte ihr Verwandten den Ruhepunkt zu finden, deſſen ſie bedurfte.

Sidonia fand auf dem Wege nach Hamburg in Poſthäuſern und Gaſthöfen alles auf ihren Empfang vorbereitet, überall Pferde, ihre Ankunft erwartend, um ſie auf das ſchnellſte weiter zu befördern, Abends ihr Nachtquartier mit einer Sorgfalt aufgeſchmückt, welche ſie in Erſtaunen verſetzte, alle Bequemlichkeiten, wie ſie nur der jedesmalige Ort aufbringen konnte, für ſie in Anſpruch genommen, und in ihrem Zimmer fehlte nie ein großer duftender Strauß, aus ihren Lieblingsblumen zuſammen geſetzt. Anfangs meinte ſie mit andern Reiſenden verwechſelt zu werden, welche alles dieſes für ſich beſtellt hätten, doch Gaſtgeber und Poſthalter ſtimmten in der Behauptung überein, daß ein ihr vorangehender Reiſender es in ihdem Namen ſo anordne. Nur in der Beſchreibung ſeiner Perſönlichkeit wichen die Leute von einander ab. Bald war er jung, bald alt, bald als Offizier, als reiſender Kaufmann, als Jäger, als Landmann erſchienen, bald im Wagen, bald zu Pferde angelangt. Agnes kam vor Freuden über das Geheimnißvolle dieſes Räthſels faſt außer ſich, und die Mühe, welche ſie ſich gab, es zu löſen, zwang auch Sidonien zuweilen ein Lächeln ab, und erheiterte die ermüdende Einförmigkeit der Reiſe.

„Hier endlich wird der gefällige Kobold, der uns vorangezogen iſt, ſich doch ſichtbarlich zeigen!“ rief Agnes, als ſie in Hamburg angelangt waren. Ihre Erwartung wurde zu Sidoniens großem Verdruß bald erfüllt, denn Wallen erſchien und machte es ihr nicht ſchwer zu errathen, daß er es geweſen ſey, der ſo gefällig den Reiſenden den Weg gebahnt habe. Das Mißfallen, welches Sidonia darüber an den Tag legte, ſetzte ihn keinesweges in Verlegenheit; höflich und gewandt wie immer, verſicherte er, daß es ihm ſelbſt nicht einfalle, auf eine ſo unbedeutende Aufmerkſamkeit gegen Damen den kleinſten Werth legen zu wollen; nahm dann eine ernſtere Miene an, und gab endlich Sidonien zu verſtehen, daß nur der Wunſch, eine ihr wichtige, wenn gleich nicht angenehme Nachricht ihr mitzutheilen, ihn zu ihr führe. Er wiſſe von ſicherer Hand, daß das Haus des Banquier Strom, der einen bedeutenden Theil ihres Vermögens in Händen habe, dem Falle nahe ſey.

„Auch ich weis, daß die ungünſtige Zeit, in der wir leben, dieſen ſehr wackern Mann ebenfalls für den Augenblick in Verlegenheiten gebracht hat, die ihn hart bedrängen“, erwiederte Sidonia mit gelaſſener Kälte.

„Aber es iſt dabei kein Augenblick Zeit zu verlieren, theure Gräfin!“ rief Wallen mit übereilter Zudringlichkeit. „Sidonia, nur dieſesmal, nur dieſes einemal ſchenken Sie Ihr ehemaliges Vertrauen mir wieder, Sie ſollen es nicht bereuen, beehren Sie mich mit Ihren Befehlen, und ich reiſe augenblicklich ab, nicht Tag nicht Nacht will ich raſten . . .“

„Um einen würdigen Familienvater zu ſtürzen, der ſich vielleicht noch bei Ehren erhalten kann, wenn er mit Schonung behandelt wird. Und das Schickſal eines Solchen ſollte ich ſolchen Händen übergeben?“ fiel Sidonia mit ſtrafendem Ernſte ihm ein.

Wallen überſah in ſeinem Dienſteifer das Beleidigende in Sidoniens Rede. „Gräfin!“ rief er, „ich bewundere Ihren hohen Geiſt, Ihren edlen milden Sinn, ich verehre Sie gleich einer Gottheit, aber es gibt einen Punkt, dem Ihr Geſchlecht nie die rechte Anſicht abzugewinnen vermag. Nur wenige Frauen machen hierin eine Ausnahme, die ich kaum ehrenvoll nennen möchte, und dieſer Punkt heißt Geſchäft in unſerer Alltagswelt, die freilich kaum den Saum ihres Gewandes berührt."

„Ich weis und fühle es, daß Sie Recht haben", erwiederte Sidonia, „und nehme in ſolchen Fällen den Rath ſachkundiger und verſtändiger Männer gern an."

Die gelaſſene Art, mit der ſie dieſe wenigen Worte ſprach, beſtärkte den Baron Wallen von neuem in der Hoffnung, daß es ihm dennoch wohl gelingen könne, in dieſer Angelegenheit Sidoniens Aufträge zu erhalten, und dadurch mit der Zeit wieder in nähere Verbindung mit ihr zu gelangen. „So klug als edel, ſo beſcheiden als erhaben!" rief er anſcheinend ſeiner Sache ſchon gewiß. „Angebetete Frau, welch einen Lichtſtrahl werfen dieſe Ihre wenigen Worte in die lange Nacht des armen Verbannten! erlauben Sie mir nur jetzt, in aller Kürze Ihnen den Gang auseinander zu ſetzen, den ich in dieſer Angelegenheit zu nehmen gedenke."

„Zwiſchen uns beiden, Herr von Wallen, bedarf es keiner ſolchen Auseinanderſetzung", erwiederte Sidonia mit großer Beſtimmtheit. „Ich habe an zwei der bedeutendſten Kaufleute dieſer großen Handelsſtadt Addreſſen, beide ſind ſchon früher mir perſönlich bekannt geworden, über ihre merkantiliſchen Kenntniſſe ſowohl, als über ihren Charakter herrſcht nur Eine, ſie verehrende Stimme. Ich erwarte ſie bei mir, um in die Hände dieſer gewiß ſehr ſachkundigen und ehrenwerthen Männer die Führung jenes Geſchäfts nieder zu legen, und mich mit ihnen über die Art und Weiſe zu berathen, wie Herrn Strom von meiner Seite vielleicht noch zu helfen wäre. Ich bin überzeugt, von dem Ueberfluſſe, den mir das Glück zugetheilt hat, keinen würdigeren Gebrauch machen zu können, als indem ich einen redlichen, von unverſchuldetem Unglück bedrohten Mann vor einem Fall bewahre, deſſen Folgen unüberſehbar ſind, deſſen Sturz vielleicht hundert andere Familien in Elend und Mangel mit ſich hinabreißen kann. Ich ſehe den Tadel auf Ihren Lippen ſchweben, Herr von Wallen, aber die Zeiten ſind nicht mehr, in denen ich mich ſcheute, ihn mir zuzuziehen.“

„Sidonia, Sidonia, bedenken Sie wohl, was Sie thun!“ rief Wallen vor Schrecken erbleichend.

„Ich habe alles bedacht, Herr von Wallen“, erwiederte Sidonia mit der kalten Gelaſſenheit, welche ſie während dieſes ganzen Geſprächs beizubehalten ſich bemüht hatte. „Sollte auch der Verluſt mich treffen, der Ihnen ſo fürchterlich dünkt, ſo werde ich dadurch freilich gezwungen werden, mich in meiner Lebensweiſe zu beſchränken, ich werde aufhören, durch Reichthum die Augen auf mich zu ziehen, aber meine freie Unabhängigkeit wird mir doch bleiben, und auch die Möglichkeit, Andern wohl zu thun. Ich wäre ſogar nicht übel geneigt, in gewiſſer Hinſicht eine neue Gunſt des Schickſals darin zu ahnen, wenn es auf dieſe Weiſe von einem Ueberfluß mich befreite, deſſen Beſitz in manche Verirrung mich geſtürzt hat, und mir wenigſtens eben ſo oft drückend ward, als er mich erfreute. Ich wiederhole alſo die Bitte, ohne fernere Einmiſchung in meine Angelegenheiten mich meiner Zukunft getroſt zu überlaſſen.“

Wallen gerieth ſowohl über dieſe Worte, als über die beſtimmte Feſtigkeit, mit der ſie ausgeſprochen wurden, um ſo mehr außer ſich, weil ſie im Augenblicke der Entſtehung zu voreilig gefaßter Hoffnungen ihn trafen. „Das iſt die Höhe des unſeligen Geiſtes unſerer Zeit, daß es ihm gelingt, ausgemachte Thorheiten unter der Maske edler Handlungen zu verbergen, daß er jene unheilbringende Sucht, um jeden Preis als ein, über den gewöhnlichen Gang der Dinge hoch erhabenes Weſen die Menge zu blenden, immer weiter verbreitet!" rief er in ſteigender Heftigkeit. Wie damals, als er, Sidonien auf das tiefſte beleidigend, von ihr ſchied, vergaß er auch jetzt alle ihm ziemende Rückſicht. „Gräfin!" rief er, faſt ſchäumend vor innerem Wüthen, „ſchon einmal haben Sie den treuen Rath, die helfende Hand des wohlmeinenden Freundes verächtlich von ſich gewieſen; mit kindiſchem Trotz und eigenwilligem Dünkel ſetzten Sie Ihren guten Namen und Ihre Ehre vor der Welt auf das Spiel; der Erfolg iſt Ihnen bekannt. Jetzt ſtehen Sie im Begriffe, ſich muthwillig ins Elend zu ſtürzen, Hab und Gut zu vergeuden, abermals erſcheint der Ihnen nur zu treue Freund, und abermals ſtoßen Sie mit Härte und Verachtung ihn zurück; ihn, der alles wagen möchte, um Ihnen die Augen zu öffnen und von dem Abgrunde Sie zurück zu halten, der dicht vor Ihren Füßen liegt."

„Das geht zu weit!" rief Sidonia, und erhob ſich glühend vor Zorn von ihrem Sitz. „Herr von Wallen", ſprach ſie, „dieſe hoffentlich nie wiederkehrende Gelegenheit will ich noch zu guter Letzt benutzen, um die Vorwürfe zu beantworten, die Sie ſich gegen mich erlauben, und mich dadurch zugleich für immer von Ihrem zudringlichen Dienſteifer befreien. Ich läugne es nicht, ich weis es, ich wandle gleich einer Geächteten durch die Welt, nur die innere Ehre iſt mir geblieben, mein guter Name ging verloren. Doch wem verdanke ich es, daß dem ſo iſt? wem anders als dem jetzt ſo zudringlichen Warner, der einſt mit ſchlauer Liſt meine unerfahrene Jugend dazu benutzte, mich unvermerkt an den Rand eines Abgrundes zu ſtellen, von wo ich, zu Folge ſeiner fein angelegten Berechnung, ihm mit meinen Reichthümern in die Arme fallen ſollte? Und dieſen Reichthum ſollte ich lieben? ihn ängſtlich zuſammen zu halten ſuchen? der von jeher nur dazu diente, mich zum Ziel des niedrigſten Eigennutzes zu machen? Sie ſehen es, Herr von Wallen, ich habe Sie durchſchaut, und dieſes wird mich hoffentlich für immer von Ihrer Gegenwart befreien", ſetzte Sidonia ſehr ſtolz hinzu.

Wallen wollte ihr etwas erwiedern, aber er biß, bleich vor Zorn, die Zähne zuſammen, und entfernte ſich ſchweigend.

* * *

Ein eigenes Gefühl der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, wie ſie es lange nicht empfunden, erfüllte nach dieſer Scene Sidoniens Gemüth. Es war ihr gelungen, den ſtolzen Eigendünkel des Mannes zu demüthigen, den ſie jetzt um ſo tiefer verachtete, je höher ſie ihn einſt geſtellt. Der Zorn deſſelben galt ihr nicht nur gleich, ſie freute ſich deſſen ſogar, weil ſie hoffte, durch dieſen auf immer von Wallens unerträglicher Zudringlichkeit befreit zu werden. Und ſo ging ſie denn erheitert der Verhandlung mit den beiden Handelsherren entgegen, die ſie zu ſich eingeladen hatte, um ſich mit ihnen über die Angelegenheiten des Banquiers Strom zu berathen.

Die klare, leichtfaßliche Art, mit welcher dieſe Männer ihr Verhältniß darzuſtellen wußten, von denen ſie bisher gar keine oder doch nur ſehr verworrene Begriffe gehabt, die Milde ihres Urtheils über den Gegenſtand ihrer Berathung, flößten Sidonien ſowohl für den Geiſt als für den perſönlichen Charakter derſelben wahre Hochachtung ein. Sie wandten keine Ueberredungskünſte an, ſie legten klar und deutlich den ganzen Umfang des Verluſtes ihr vor, der ſie möglicher Weiſe betreffen könne, im Fall ſie ſich nicht entſchließen wolle, gegen einen vieljährigen Freund ihres Hauſes feindlich aufzutreten, und dadurch ihn unfehlbar dem Untergange entgegen zu treiben; aber ſie bewieſen ihr zugleich auch die Möglichkeit ihn zu retten, ohne vielleicht dabei mehr als einen, freilich bedeutenden Theil ihrer Einkünfte, auf einige Jahre zu verlieren.

Das Geſchäft ward leicht und zu aller Zufriedenheit abgethan. Sidonia fühlte, daß ſie durch Schonung eines Unglücklichen ganz im Geiſte ihres verſtorbenen Gatten handle, und der Gedanke an möglichen Verluſt konnte ihre große Seele nicht trüben. Selbſt wenn dieſer in ſeiner ganzen Schwere ſie treffen ſollte, ſo konnte er doch höchſtens nur einen Theil des äußern Glanzes ihr rauben, an dem ihr Herz nie gehangen, und den ſie nur bisher beibehalten hatte, weil keine äußere Veranlaſſung ſie auf den Gedanken gebracht, ihn zu beſeitigen.

Der weite hellſchimmernde Waſſerſpiegel des Alſterbaſſins, der unter ihrem Fenſter ausgebreitet lag, hatte indeſſen der jungen Agnes eine unwiderſtehliche Sehnſucht eingeflößt, den köſtlichſten Abend, der nur jemals einem heißen Tage folgte, im Freien zu genießen. Sidonia war in dieſem Augenblick zu heiter geſtimmt, als daß ſie ihr hätte die Bitte abſchlagen können, mit ihr hinunter zu gehen, und ſich den Spaziergängern anzuſchließen, die unter den vierfachen Linden-Reihen auf- und abwandelten, welche am Ufer des freundlichen Gewäſſers eine Promenade bilden, wie nur wenige Städte ſie in ihrer Mitte aufzuweiſen haben. Agnes war das kindlichſte fröhlichſte Geſchöpf, das ſich nur denken läßt, ihr junges Herz ſtand jeder Freude offen, die ganze Welt hatte für ſie den hohen Reiz der Neuheit, und ſo gerieth ſie denn auch hier vor Freuden faſt außer ſich über die vielen Leute, über die herrlichen grünen Bäume, über die zierlichen bedeckten Gondeln, welche die ſilberne Fläche durchkreuzten; vor allem aber über die Flotten von Schwänen, deren hochgehobenem Flügel das Abendroth jenen roſigen Schimmer lieh, der in dem halbgeöffneten Buſen der weißen Roſe uns entzückt. Sidonia wünſchte die Freude des lieblichen Kindes noch zu erhöhen, ſie befahl dem ſie begleitenden Bedienten, etwas Brod herbei zu holen, und beide ſtellten ſich damit dicht an das Geländer, welches das Ufer umgibt, um die ſtolz einherſegelnden Schwimmer in ihre Nähe zu locken, die denn auch von allen Seiten herbei eilten.

Sidonia ſah mit faſt nicht geringerem Vergnügen als Agnes dem luſtigen Gewimmel der ſchönen Thiere zu, denen mancher Brocken von ſchnell auftauchenden Fiſchen weggeſchnappt wurde, worüber denn Agnes jedesmal herzlich lachte. So ſtanden ſie lange da, und es fiel Sidonien dabei nicht ein, daß ſie zufällig ihren Platz vielleicht ein wenig zu nah an dem Alſterpavillon gewählt hatten, in welchem an ſchönen Abenden, wie dieſer, viele größtentheils junge Männer ſich verſammeln. Ein immer lauter werdendes flüſterndes Geräuſch bewog ſie endlich um ſich zu blicken. Mit Erſtaunen ward ſie gewahr, daß ein Kreis junger Leute ſie umgaben, deren Anzahl ſich fortwährend vergrößerte, indem deren immer mehr aus dem Pavillon herbei ſtrömten. Lorgnetten und Brillen waren mit verletzender Unbeſcheidenheit von allen Seiten auf ſie gerichtet. Heimliches Lachen, leiſes Geflüſter, größtentheils in fremden Sprachen, denn die mehreſten dieſer Herren ſchienen Ausländer zu ſeyn, ließ immer deutlicher ſich vernehmen, und oft glaubte ſie darin ihren Namen unterſcheiden zu können. Immer näher umſchloß ſie der immer dichter werdende Kreis, denn die neu Herzukommenden drängten die vor ihnen Stehenden vorwärts, Sidonia ſah keine Möglichkeit, ihn zu durchbrechen, und Niemand ſchien Luſt zu haben, ihr freiwillig den Durchgang zu erlauben.

Unbeſchreiblich beängſtigt von dieſem allen, wandte Sidonia ſich wieder dem Waſſer und den Schwänen zu, in der Hoffnung, die Menge werde von ſelbſt ſich zerſtreuen, die ſich augenſcheinlich um ihretwillen verſammelt hatte, ohne daß ſie begreifen konnte, wodurch ſie die Aufmerkſamkeit derſelben ſich zugezogen habe. Wallens verhaßte Geſtalt fuhr in dieſem Augenblick in einer kleinen offenen Barke dicht unter ihr vorüber, und das boshafte Gelächter, mit dem er zu ihr hinauf ſah, der auf große Vertraulichkeit deutende Handkuß, den er im Vorübergleiten ihr zuwarf, machte es ihr jetzt mit einemmal deutlich, daß er es ſey, der aus Rachſucht ſie einer öffentlichen Beleidigung Preis gegeben habe. Mit immer zunehmender Aengſtlichkeit verſuchte ſie es, um abermals ſich nach einem Ausgange umzuſehen, der ihr vergönne, in ihren, der Promenade gegenüber liegenden Gaſthof zu flüchten. Doch zu ihrem noch größeren Erſchrecken ſah ſie jetzt die ganze Allee, ſo weit ihr Auge reichte, von einer auf ſie zuſtrömenden bunten Maſſe Menſchen erfüllt, deren Augenmerk ſie zu ſeyn ſchien. Sie drängten und ſtießen ſich, ſtellten ſich auf die Fußſpitzen, reckten die Hälſe lang empor, beſtiegen die unter den Bäumen angebrachten Ruheſitze, alles um ſie nur zu ſehen; faſt vergingen ihr die Sinne darüber.

In unentſchloſſener Angſt, wie ſie noch nie ſie empfunden, mußte ſie alle ihre Kraft aufbieten, um nur einigermaßen gefaßt zu erſcheinen. Von tauſend unbeſcheidenen Augen wie durchbohrt, ſtand ſie da, vergebens warf ſie den ſcheuen Blick umher, er traf auf kein Geſicht, das ihr Vertrauen genug einflößen könnte, um die Bitte, ihr durchzuhelfen, auszuſprechen. Niemand zeigte ſich geneigt, ihr den Durchgang willig einzuräumen, und ſich gewaltſam durch den ſie begleitenden Bedienten einen bahnen zu laſſen, ſchien ihr mit Recht ein zu gewagtes Unternehmen.

Dem männlichen Uebermuth gegenüber empfand ſie zum erſtenmal recht ſchmerzlich und tief die ihrem Geſchlecht angeborene Hülfloſigkeit, und faßte mit zum Boden geſenkten Haupte und zitternder Hand das Geländer, um ſich nur aufrecht zu erhalten. Ihre Kniee wankten unter ihr, Himmel und Waſſer und die ſie umgebende Menſchenmaſſe verwirrten ſich vor ihren Augen zu einem bunt durcheinander ſchwirrenden Chaos, und ſie wäre wahrſcheinlich bewußtlos nieder geſunken, hätte ſie nicht plötzlich beim Arm ſich ergriffen gefühlt. Das heftige Erſchrecken darüber rief gewaltſam ihre Lebensgeiſter wieder wach. „Erlauben Sie mir, gnädige Gräfin, Sie hinüber in Ihr Hotel zu begleiten“, ſprach eine wohltönende Stimme, die ſie ſchon früher gehört zu haben glaubte; ſie blickte auf, und das milde ernſte Auge des jungen Mannes, der einſt im Park von Blackheath aus einer dieſer ganz entgegen geſetzten unangenehmen Lage ſie gerettet hatte, begegnete dem ihrigen. Ohne ihre Antwort abzuwarten, führte er ſie und Agnes durch das Gedränge hindurch, das ſeiner weder trotzig noch furchtſam ausgeſprochenen Bitte, den Damen Platz zu machen, ohne Widerſtand nachgab.

So wie ſie in ihrem Zimmer angelangt war, ſank Sidonia völlig erſchöpft in einen Seſſel. „Sie ſind erſchrocken, gnädige Frau“, ſprach Georg von Falkenburg lächelnd, „und ich verwundere mich nicht darüber. Obgleich Sie es wohl gewohnt ſeyn müſſen, nirgend unbemerkt durchzuſchlüpfen, ſo war doch die Aufmerkſamkeit, die man Ihnen heute zollte, gar zu ſtürmiſcher Art.“

„Es iſt mein hartes trauriges Loos, ich fühle es, ein Fluch ruht auf mir, der überall hin mich verfolgt!“ rief die noch immer tief erſchütterte Sidonia.

„Nennen Sie es Fluch, wenn unerwartet ein ſchönes Geſtirn aufgeht, daß deſſen ungewohnter Glanz die Augen der Menge auf ſich zieht?“ fragte Georg ſchüchtern.

Sidonia wollte ihm etwas darauf erwiedern, doch Stimme und Athem verſagten ihr, und Georg fuhr fort zu ſprechen, um ihr Zeit zu gewähren, ſich wieder zu faſſen.

„Ich würde ſtolz darauf ſeyn, wenn es mir heute gewährt worden wäre, Sie einer wirklichen Gefahr zu entreißen“, ſprach er, „aber ſo gut ſoll es mir in dieſer Welt nicht werden. Ich ſcheine wirklich beſtimmt, Ihnen immer nur kleine halbe Dienſte leiſten zu können, die dieſen Namen kaum verdienen. Die einem Auflauf gleichende Verſammlung von Neugierigen, die Sie natürlicherweiſe erſchrecken mußte, war in der That nicht beunruhigender Art; denn nicht allein in dieſer, in allen großen volkreichen Städten, brauchen nur zwei oder drei Perſonen auf der Straße ſtill zu ſtehen, und auf irgend etwas, ſey es was es ſey, aufmerkſam hinzuſehen, gleich werden ſie von einem zahlreichen Haufen umringt, der durch jeden Vorübergehenden ſich vergrößert. Alle ſuchen zu entdecken, was denn hier Wunderbares zu ſehen ſey, und ſo ſtehen die Leute oft zu halben Stunden dicht an einander gedrängt, und jeder befragt ſeinen Nachbar um die eigentliche Urſache ſeines Hierſeyns, und keiner iſt vermögend, genügende Auskunft darüber zu geben.“

„Ich kenne dieſe Eigenheit des Volkes, und beobachtete ſie oft", erwiederte Sidonia aus tiefſter Bruſt aufſeufzend; „doch heute war es nicht das; die zuerſt mich umdrängten, gehörten nicht zu jener Klaſſe gewöhnlicher Neugieriger, die Sie meinen."

Ihr Muth war in dieſem Augenblick faſt völlig gebrochen. Dieſe ſtets wiederkehrende Erneuung von Auftritten, die, wohin ſie auch den Fuß wenden mochte, ſie Beleidigungen ausſetzten, ſie aus der Geſellſchaft verbannten, quälende Erinnerungen in ihr aufweckten, und allmählig all ihr Hoffen auf eine ruhige Exiſtenz untergruben, war mehr als ſie zu ertragen vermochte. Es war ihr unmöglich, die ſonſt ihr eigene Mäßigung und Gelaſſenheit länger feſtzuhalten, und heiße Thränen, die ſie ſonſt gewiß die Kraft gehabt haben würde, den Augen ihres ihr beinahe ganz unbekannten Beſchützers zu entziehen, rollten unaufhaltſam über ihre glühenden Wangen herab.

„O ich weis es!" rief ſie ſchmerzlich klagend, und verhüllte das Geſicht mit beiden Händen, „ich weis, wer dieſes neue Unheil über mich brachte! es war mein böſer Genius, der ſchon lange mich verfolgt. Ich habe ihn geſehen, hohnlachend glitt er auf dem Waſſer an mir vorüber."

Von unſäglichem Mitleid bewegt, zu inniger

Bewunderung unwiderſtehlich hingeriſſen, ſtand Georg vor ihr da, und ihm war zu Muthe, als ob er einer unverzeihlichen Entheiligung ſich ſchuldig mache, wenn er es wage, ihr in das weinende Auge zu ſehen. Es zog zu ihren Füßen ihn hin, ihm war, als müſſe er vor ihr wie vor einer Heiligen anbetend hinknien, und nur die Furcht, ſie zu beleidigen, hielt ihn aufrecht. „O dieſe Thränen!" rief er, „und daß Sie mich würdigen, ſie fließen zu ſehen! Gräfin, ich beſchwöre Sie, fügen Sie dieſer Gnade noch die zweite hinzu, über mich ganz zu gebieten. Was ſoll, was kann ich thun, um . . ."

„Sich entfernen und nie mich wiederſehen!" rief Sidonia mit einiger Heftigkeit; „ich will es ſo, um Ihrer ſelbſt willen. Zweimal haben Sie mir aus dringender Gefahr geholfen, ich kann Ihnen nur dadurch meinen Dank bezeigen, daß ich alles anwende, um Sie aus meiner unheilbringenden Nähe zu entfernen."

Georg erbleichte.

Sidonia ſah es. „Ich will Ihnen nicht wehe thun, wahrlich nein", ſprach ſie freundlicher, „unter allen, die auf Erden leben, hat wohl Niemand dieſes weniger um mich verdient, als Sie; nur Sorge für Ihr Wohl gab jene Worte mir ein, die Sie ganz anders zu nehmen ſcheinen, als ich es meinte." Sie ging plötzlich zu tiefem Ernſt über. „Kennen Sie mich, wiſſen Sie wer ich bin?" rief ſie nach einigem Bedenken, und erhob mit faſt königlich ſtolzer Haltung ſich von ihrem Seſſel; „ich bin — ich bin die berüchtigte Gräfin Adelheim, deren verdunkelter Name auf allen Zungen ſchwebt, die das Mährchen ihrer Zeitgenoſſen geworden iſt, deren Lebensgeſchichte, wahr oder unwahr, Zeitungsblätter und Flugſchriften verbreiten."

Georg beugte jetzt wirklich das Knie vor ihr, doch faßte er ſchnell ſich wieder. „Ich weis es", ſprach er leiſe und demüthig, „vor einer Stunde habe ich Ihren Namen erfahren, in England vernahm ich ihn nur undeutlich. Sie ſind — ach, was bin ich! daß ich es wagen dürfte, vor Ihnen ausſprechen zu wollen, was Sie ſind. Wer, der Sie ſieht, Sie hört, kann an Mährchen glauben, die Neid und Rachſucht erſonnen, um ſie einem Truggebilde aufzuheften, das mit Ihnen keinen Zug gemein hat, außer dem von Elenden entheiligten Namen."

Eine Pauſe entſtand, während welcher ſowohl Sidonia als Georg die gewaltſame Aufregung ihrer Gefühle zu bemeiſtern ſuchten, endlich wagte letzterer die beſcheidene Bitte, nur noch eine halbe

Stunde verweilen zu dürfen, weil er hoffe, wenigſtens über den heutigen Auftritt Sidonien beruhigen zu können, und in dem ihm gebührenden Lichte ihn ihr darzuſtellen. Die Gräſin, meinte er, würde dann ſelbſt finden, daß das Ganze eigentlich keines Gedankens werth ſey.

„Sie erwähnten vorhin Ihren böſen Genius", ſprach Georg möglichſt gelaſſen und beſcheiden, „erlauben Sie mir, gnädige Gräſin, zu errathen, wen Sie damit bezeichnen wollten. Es kann kein anderer ſeyn, als der Baron von Wallen, den Sie wahrſcheinlich früher in die ihm gebührenden Schranken zurückgewieſen, denn nur auf dieſe Weiſe kann ich dieſes Unwürdigen ohnmächtige Wuth gegen Sie mir erklären. Ein Zufall gab vor einiger Zeit dieſen Menſchen in meine Hand, ich überraſchte, bei einem mehr als zweideutigen Unternehmen, ihn auf eine Weiſe, die ihm das Verſprechen abdrang, dieſe Stadt und ihre nächſten Umgebungen auf immer zu verlaſſen. Er erfüllte es auch wirklich, um ſo mehr war ich heute verwundert, ihn im Alſterpavillon zu treffen, wo er einen großen um ihn verſammelten Kreis durch eine mit dem ihm eigenen geiſtreichen Humor vorgetragene Geſchichte köſtlich unterhielt, die, wie ich wohl merkte, eine Dame betraf, welche wahrſcheinlich irgendwo in der Nähe ſeyn mußte. Dieſe Frechheit erbitterte mich noch mehr gegen ihn, indeſſen ich hatte ihm Schonung verſprochen, ungern wollte ich, indem ich für einen Wortbrüchigen ihn erklärte, ihn öffentlich vor ſeinen Bekannten beſchämen. Im Eifer des Geſprächs war er meiner Ankunft nicht gewahr geworden, und ſo ſetzte ich mich außerhalb des Pavillons, dicht neben dem offenen Fenſter, an welchem er ſtand, und wollte den Moment abwarten, wo ich ihn allein treffen könne. Wider meinen Willen mußte ich dort Dinge mit anhören, die mich empörten, obgleich ich noch keine Ahnung davon hatte, wer der Gegenſtand ſeiner niedrigen Erfindungen ſey, das Unwahre derſelben ging ſchon aus der Uebertreibung und dem Eifer hervor, mit denen er ſie vortrug. Jetzt können ſie in der Nähe ſie ſehen, dort ſteht ſie und füttert die Schwäne! rief er plötzlich; alle ſtürzten aus dem Pavillon, dem von ihm angedeuteten Platze zu; auch mich trieb Neugier einige Schritte vorwärts. Ich ſah die Dame, ich erkannte ſie augenblicklich wieder, und eilte zu Wallen, der im Pavillon allein zurückgeblieben war. Was weiter unter uns vorging, gehört nicht hieher, genug er hat ſein Wort darauf gegeben, morgen nach Kuxhaven zu gehen, um ſich dort einzuſchiffen. Ich würde freilich wenig darauf bauen, hinge nicht ſeine perſönliche Sicherheit von der Erfüllung deſſelben ab."

Georg hatte ſich ruhiger geſprochen, und auch Sidonia fühlte ſich weniger aufgeregt, als zuvor. Im Laufe des Geſprächs, das jetzt von beiden Seiten mit größerer Gelaſſenheit geführt wurde, erwähnte Sidonia ihres halben Entſchluſſes, irgendwo, in nicht zu großer Entfernung von Hamburg, vielleicht in Holſtein ſich anzukaufen, und Georg ſuchte freudig in dieſer Idee ſie zu beſtärken.

„Lernen Sie mein ſchönes Vaterland nur erſt kennen, und den redlichen, treuen, unverbildeten Geiſt der Bewohner des nördlichen Deutſchlands überhaupt; ich weis es, er wird Ihnen Vertrauen und Achtung einflößen, wenn gleich Sie vielleicht hie und da die mitunter mir etwas übertrieben ſcheinende Politur vermiſſen möchten, an die Sie von Jugend auf gewöhnt wurden", ſprach Georg, „und vor Allem", ſetzte er hinzu, „geben Sie den Entſchluß auf, Hamburg, wegen des heutigen Vorfalls früher verlaſſen zu wollen, als Sie es zuerſt Willens waren. Sie würden dadurch einem ganz unbedeutenden-Ereigniß eine Wichtigkeit geben, die es wahrlich nicht verdient. Das Leben in dieſer großen Handelsſtadt iſt ſo vielſeitig, der Ebbe und Fluth täglich wechſelnder Erſcheinungen ſo ſehr unterworfen, daß ſelbſt außerordentliche Begebenheiten, wenn ſie nicht von politiſcher Wichtigkeit ſind, nur einen ſehr ſchnell vorübergehenden Eindruck hinterlaſſen. Was an andern Orten zu wochenlangen Geſprächen Anlaß gibt, wird hier kaum in den nächſten Straßen bekannt, und iſt am folgenden Tage ſchon vergeſſen. Die größere Hälfte der jungen Leute, die ſich heute ſo unbeſcheiden gegen Sie betrugen, beſteht in aus allen vier Himmelsgegenden zuſammen gewehten Fremden, die im Lauf weniger Tage ſich wieder dorthin zerſtreuen werden, woher ſie kamen. Die übrigen ſind größtentheils zu unbedeutend, als daß ihre Stimme irgendwo Eingang finden könnte. Ueberhaupt bildet hier keine Schaar privilegirter Müſſiggänger einen Verein, vom dem aus über diejenigen abgeſprochen wird, die ſich weigern, mit dem Strom zu ſchwimmen, wie das wohl in Reſidenzen der Fall iſt. Wer hier auf eigene Gefahr ſeinen Weg ſich wählen will, darf es ungehindert, und wird wenig bemerkt. Im Ganzen ſind die Leute hier zu beſchäftigt, als daß ſie um das Thun und Laſſen ihrer Nachbarn ſich viel bekümmern könnten, und wer es nicht iſt, der ſchämt ſich, und ſucht wenigſtens ſich das Anſehen zu geben, als ob er es wäre."

Eine gute Stunde war im Geſpräch mit Georg an Sidonien vorübergeſchlichen, ohne daß ſie es bemerkt hätte, und der ruhige Gang deſſelben hatte ihr Gemüth beſchwichtigt. Hier Wiederholung des Gebots, ſie nie wieder zu ſehen, wäre in dieſem Augenblick eine Lächerlichkeit geweſen, auch dachte ſie nicht weiter daran. Georg erbat und erhielt die Erlaubniß, ſie wieder aufſuchen zu dürfen, ſobald er von einer kleinen Geſchäftsreiſe, die er am nächſten Tage antreten mußte, wiedergekehrt ſey, und verließ ſie, einen Himmel von Glück in der Bruſt, den kein Mißtrauen trübte. Mochte die Welt Sidonien noch ſo tief herabſetzen, er konnte an ihr nicht irre werden, er hatte ſie wieder geſehen, ſie, die, ſeit er zuerſt ſie gefunden, wie ein Götterbild ſeiner Phantaſie vorſchwebte, ihm war die Hoffnung geblieben, ſich ihr wieder nähern zu dürfen, und er forderte nichts weiter vom Glück.

* * *

Sidoniens Stellung gegen die Geſellſchaft fing in Hamburg allmählig an, ſich angenehmer zu geſtalten. Die ungeheuchelte Hochachtung, welche ihr großmüthiges Benehmen gegen den Banquier Strom den beiden Männern eingeflößt, die ihr dabei mit ihrem Rath beigeſtanden hatten, bewogen dieſelben, ſie in ihre Familien einzuführen, welche zu den angeſehenſten der Stadt gehörten. Sie wurde durch dieſe mit andern bekannt, und überall gaſtfrei und ehrenvoll aufgenommen. Die Barriere, welche ihr Rang und ihre Geburt anfangs zwiſchen ihr und ihren neuen, allen Adelſtolz verachtenden Bekannten errichten zu wollen ſchien, ſchwand gar bald vor der Anmuth ihres immer ſich gleichbleibenden Betragens, das auch nicht auf die entfernteſte Weiſe auf gnädige Herablaſſung deutete. Und ſo ward es im Aeußern wieder leichter um ſie her, ſie ſah ſich geehrt und geſucht, kein Nachhall der Vergangenheit trübte ihr äußeres Wohlergehen, doch in ihrem Gemüthe blieb es dunkle Nacht.

Was ſie einſt zu beſitzen gewähnt, was ſie auf ewig verloren, ſie konnte es nimmer vergeſſen, und Georgs ſchnell vorüber eilende Erſcheinung hatte jede ſchmerzliche Erinnerung neu belebt. Sie erkannte den Werth ſeines gediegenen feſten Charakters, die einfache und doch nichts weniger als oberflächliche Ausbildung ſeines Geiſtes, ſie war gegen den Zauber der jugendlichen Neigung eines friſchen, von dem Verderbniß der großen Welt noch unberührten Gemüths nicht unempfindlich, doch er war nicht Belmont, nicht dieſer ſtrahlende Genius, der alles war, alles beſaß, was ſie beglücken konnte, nur kein Herz für die Liebe.

Eine kleine Luſtreiſe, zu der ſie von einigen ihrer Bekannten aufgefordert wurde, machte Sidonien mit den ſchönſten Gegenden des nahen Holſteinſchen Landes bekannt, und erneute in ihr den Wunſch, in dieſem, von dem Schauplatz ihres früheren Lebens weit entfernten Theile von Deutſchland, ſich eine Heimath zu bilden. Der freundliche idyllenartige Charakter deſſelben hatte etwas ungemein Beruhigendes für ſie. Alles gefiel ihr, die ſanft anſchwellenden, nie zu Bergen ſich erhebenden Hügel, die ſorgſame, an die engliſche erinnernde Kultur des Landes, die ländlich-anſpruchsloſe Schönheit der Ufer, welche die weiten ſtillen Seen umfrieden, auf deren nur ſelten bewegten Fläche das reine Blau des Aethers zu ruhen ſcheint.

Um unter mehreren Gütern, die eben zum Verkaufe ſtanden, ungeſtörter wählen zu können, kehrte Sidonia bald nach ihrer Rückkehr nach Hamburg mit ihrer Agnes nach Holſtein zurück, ließ in einer der freundlichen Städte, die es ſchmücken, auf einige Zeit ſich nieder, und ſuchte, vermittelſt Addreſſen an mehrere der vornehmſten Gutsbeſitzer, ſich auch mit der Nachbarſchaft zu befreunden, in deren Mitte ſie wahrſcheinlich in Zukunft leben ſollte. Sie fand überall eine ihre Erwartung übertreffende Aufnahme, doch der Zweck, der ſie zu dieſem Aufenthalte bewogen, ward bald bekannt. Das alles bis ins ungeheuere vergrößernde Gerücht verkündigte in ihr die Beſitzerin mehrerer Millionen, und von allen Seiten ſtrömten Anträge zum Verkauf ſtehender Güter auf ſie ein, die in ihrer Wahl ſie verwirrten.

Wallen war indeſſen nicht ſo ganz verſchollen, wie der treuherzige Georg Falkenburg es wähnte, er hatte ſchlau die ihm bekannt gewordene Entfernung deſſelben benutzt, um ſich wieder in Sidoniens Nähe zu begeben. Hamburg ſelbſt zu betreten, wagte er zwar nicht, denn er konnte nicht wiſſen, welche Vorkehrungen Georg getroffen haben mochte, um, im Fall er auf einem abermaligen Wortbruch ſich betreffen laſſe, ihn, wie es wirklich in deſſen Macht ſtand, ganz zu vernichten, aber er hielt ſich doch Sidonien nahe genug auf, um ſie bequem beobachten zu können.

Drückende Schulden, Mißlingen mehrerer ſein angelegter Spekulationen, durch die er ſich wieder aufzuhelfen geſucht hatte, der aus dieſem allen entſtehende Mißmuth, und das herumſchweifende Leben, das er zu einer Zeit gezwungen führen mußte, in der er mit dem herannahenden Alter mehr als je die Nothwendigkeit fühlte, ſich einen feſten Standpunkt in der Welt zu ſichern, alles dieſes zuſammen hatte das wenige Gute an ihm untergraben, und ihn ganz allmählig zu einem gemeinem Abentheurer herabgewürdigt. Nach und nach war er bis zum falſchen Spieler, bis zum Gefährten eines Vereins betrügeriſcher Schwindler geſunken, denen es in großen Städten nie an Gelegenheit fehlt, ſich eine goldene Ernte zu erſchleichen. Falkenburg hatte vor einiger Zeit ihn bei einem ſolchen Unternehmen betroffen, es vereitelt, und nur durch Wallens feierliches Verſprechen, Deutſchland zu verlaſſen, ſich bewegen laſſen, ihn nicht den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben.

Eigentlich war es das Scheitern ſeiner früheren Pläne auf Sidonien geweſen, was zuerſt hinaus in die Welt und auf ſeine jetzige dunkle Bahn ihn getrieben. Er hatte den Ort verlaſſen müſſen, wo Gläubiger ihn verfolgten, die er bisher nur mit Hinweiſungen auf ſeine nahe bevorſtehende reiche Heirath beſchwichtiget hatte. Auf allerlei Schleichwegen hatte er ſeitdem ſich durch die Welt gedrückt, als das unerwartete Zuſammentreffen mit Sidoniens Bruder, und ſpäterhin mit ihr ſelbſt, ihm eine neue Ausſicht zu eröffnen ſchien; zwar nicht auf Sidoniens Hand, denn auf dieſe noch hoffen zu wollen, war er weder eitel noch thöricht genug; aber er glaubte doch als Verwalter ihrer Geld-Angelegenheiten ſich ihr wieder nothwendig machen, und auf dieſe Weiſe feſten Fuß bei ihr faſſen zu können. Doch auch dieſe Ausſicht hatte Sidonia ihm vereitelt. Die Neigung, die er einſt wirklich für ſie hegte, wurde dadurch in bittern grimmigen Haß verwandelt; in eine unbezähmbare Luſt, ihr zu ſchaden, und dieſe befriedigen zu können, ſchien ihm jetzt die erwünſchteſte Gelegenheit ſich zu bieten, die zugleich die Ausſicht auf einen beträchtlichen Gewinn ihm öffnete, den verſchmähen zu wollen, durchaus nicht in ſeiner jetzigen Denkungsart lag.

In ihn unkenntlich machender Verkleidung war er bis in die Nähe von Sidoniens jetzigem Aufenthalt ihr gefolgt, und hatte durch einen ſeiner Vertrauten ihr unter der Hand den Ankauf eines Gutes angetragen, deſſen jetzt im Auslande auf Reiſen begriffener, ſehr junger Eigenthümer, früher ihm zur Beute geworden war, ohne es gewahr zu werden und deßhalb ihm ſein Vertrauen zu entziehen. Sidonia ließ ſich bewegen, das Gut zu ſehen; die Baulichkeiten und Gartenanlagen gefielen ihr, weniger die Lage deſſelben. Wallens ſehr gewandter Abgeſandter erſchöpfte alle ſeine Beredtſamkeit, es ihr anzupreiſen; halb betrübt, halb ermüdet, halb überredet ließ ſie endlich, nach Frauenart, ſich verleiten, auf dieſe Angelegenheit ſich tiefer einzulaſſen, als ſie anfangs Willens geweſen. Der Kauf ward halb und halb abgeſchloſſen; doch als einige ihrer es wirklich mit ihr wohlmeinenden Bekannten aus der Nachbarſchaft ihr bewieſen, daß der eigentliche Werth des Gutes nicht die Hälfte der Summe betrage, die man ihr dafür abgefordert, ſo trat ſie wieder zurück, und dieſes war der von Wallen mit fein berechnender Schlauheit vorausgeſehene Punkt, wo er Sidonien erwartete. Denn das Gut wirklich zu verkaufen, ſtand gar nicht in ſeiner Gewalt. Sein Abgeſandter kehrte mit dem Anſchein tiefer Bekümmerniß zu ihr zurück, machte ihr Vorwürfe darüber, daß ſie die Abſicht des Eigenthümers, das Gut zu verkaufen, bekannt gemacht habe, und nun zurücktreten wolle, ſprach von dem nicht zu berechnenden Schaden, den ſie damit dem Kredit ſeines Gebieters zugefügt habe, von dem Zorn dieſes ſehr heftigen Mannes, der nun auf ihn zurückfallen, ihn um ſeinen Dienſt, ſeine Frau und Kinder um ihr Brod bringen werde, war immer zudringlicher, dann ſpitzig, dann gemein, genau ſo, wie Wallen es ihm vorgeſchrieben hatte, der Sidoniens Charakter zu genau kannte, um nicht überzeugt ſeyn zu können, daß ſie in dieſe Falle eingehen werde.

Alles kam, wie er es erwartet hatte. Sidonia durchſchaute die Gemeinheit des Menſchen, mit dem ſie zu verhandeln hatte, doch ihre edlere Natur erlaubte ihr nicht, Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Eine Aufwallung von Zorn, deren Ausdruck ſie zu mäßigen ſich beſtrebte, riß endlich zu einer hier ganz überflüſſigen edelmüthigen Handlung ſie hin; ſie erbot ſich zu einer Entſchädigung, wenn die Sache ſich wirklich ſo verhalte, wie ſie ihr dargeſtellt wurde, und ſie ward augenblicklich beim Worte genommen. Die Summe, die man ihr abforderte, war weit bedeutender, als ſie es erwartet hatte, aber ein Schwall von Worten übertäubte ihre Einwendungen. Sidonia verſtand weder zu markten noch Ausflüchte zu erſinnen; das einmal geſprochene Wort war ihr heilig, ſie willigte endlich in alles, was man verlangte; machte ſogar ſchriftlich zur Zahlung der als Entſchädigung geforderten Summe ſich anheiſchig, und Wallens Abgeordneter kehrte triumphirend zu ſeinem würdigen Freunde zurück, um ſich mit ihm über die Theilung der ihrer beiderſeitigen Induſtrie zugefallenen Beute zu vereinigen.

Noch nie war Sidonia ſo unzufrieden mit ſich ſelbſt geweſen, als jetzt; ſie ſchämte ſich ihres unbeſonnenen Verfahrens, ſie bedachte, daß ſie nicht mehr, wie wohl ehemals, bedeutende Summen einer Laune oder einer Anwandlung von Edelmuth aufopfern dürfe; daß ſie betrogen ſey, wurde ihr immer deutlicher, je länger ſie dem verworrenen und verdrüßlichen Handel nachdachte, obgleich ſie die eigentliche Art des an ihr verübten Betruges nicht errieth. Sie überlegte, ob es nicht beſſer gethan wäre, das Gut lieber für den dafür geforderten übermäßigen Preis zu behalten, der freilich den größten Theil des Vermögens hinwegnehmen mußte, über welches ſie noch frei zu verfügen hatte, und ſehnte ſich recht herzlich nach einem weiſen Freunde, der ſie hier mit ſeinem Rathe unterſtützen könne, während ein Gefühl innerer Beſchämung ſie von dem Gedanken abhielt, ihre Verlegenheit einem ihrer hieſigen, ihr doch noch immer ziemlich fremd gebliebenen Bekannten, zu entdecken.

In dieſer unangenehmen Stimmung überraſchte die Nachricht, daß Georg von Falkenburg um Zutritt bitte, ſie auf das freudigſte. Er hatte bei ſeiner Durchreiſe durch dieſen Ort ihren dortigen Aufenthalt erfahren, und trat nun, einen ganzen Frühlingshimmel jugendlicher Freude in den friſchen blühenden Geſichtszügen zu ihr herein, der für den Augenblick jedes ſorgliche Gefühl aus ihrem Gemüthe verbannte. Beſcheiden wie immer, geſtand er ihr, daß er ihre Abſicht, ſich in dieſen Gegenden nieder zu laſſen, erfahren, und bat dringend, ihm zu erlauben, ihr auf irgend eine Weiſe dabei nützlich werden zu dürfen. Sidonia zögerte ein wenig, die Verlegenheit, in die ſie ſich ſelbſt verſetzt hatte, ihm zu entdecken, ſie ſchämte ſich ihrer Unbeſonnenheit und Unbehülflichkeit, doch ſein ehrfurchtsvolles, und doch zutraulich-offenes Betragen half ihr bald, dieſe kleine Schwäche zu beſiegen.

Sie bemerkte nicht ungern, wie ſeine Augenbraunen zu finſterem Ernſte ſich zuſammen zogen, wie die Röthe des Zorns auf ſeiner Stirne aufflammte, während er mit geſpannter Aufmerkſamkeit ihrem Bekenntniſſe folgte. Sie konnte ihm ſogar nicht zürnen, als er im jugendlichen Eifer ſich ſo weit vergaß, wegen ihrer zu großen Raſchheit im Handeln ſie laut und nachdrücklich zu tadeln; denn gleich im nächſten Augenblick überzog glühendes Erröthen ſein ganzes Geſicht, und er verſtummte, weil es ihm noch zur rechten Zeit einfiel, wie wenig er zu ſolchen Aeußerungen berechtigt ſey. Mit anmuthiger Schüchternheit ſprach er dieſes Gefühl aus, klagte einer unverzeihlichen

Uebereilung ſich an, und bat dann Sidonien, ihm nochmals, und mit allen kleinen Nebenumſtänden, alles Vorgefallene zu wiederholen.

„Gräfin“, ſprach er, als ſie vollendet hatte, „werden Sie mich nicht einer zu großen Unbeſcheidenheit beſchuldigen, wenn ich Sie frage, ob es Ihnen möglich ſey, mir nur auf kurze Zeit die Rechte eines erprobten Freundes einzuräumen, und mir zu erlauben, hier für Sie thätig einzutreten? Geben Sie, ich beſchwöre ſie darum, den ganzen mißlichen und unangenehmen Handel, in welchen Ihre zu groſſe Güte Sie verwickelt hat, in meine Hände; ich ahne einen tief und ſchlau angelegten Betrug, dem auf die Spur zu kommen ich ſuchen will, und hoffe alles recht bald zu Ihrer vollkommenen Zufriedenheit zu löſen.“

Sein beſcheidenes Benehmen hatte ſo viel Vertraueneinflößendes, daß Sidonia keinen Augenblick zögerte, ihm zu gewähren, was er verlangte. Sie fügte ſogar das Verſprechen hinzu, vor ſeiner Wiederkunft auf keinen neuen Güterkauf einzugehen. Georg entfernte ſich, von Jugendeifer und dem Wunſche geſpornt, ſich des ihm geſchenkten Vertrauens würdig zu beweiſen.

Seine genaue Kenntniß der Oertlichkeiten ließ ihn bald den Aufenthalt des bei dem Handel thätig geweſenen Agenten entdecken, ſo ſorgfältig ihn dieſer auch zu verbergen geſucht hatte. Er fand ihn in Wallens Geſellſchaft, und dieſes war ihm genug.

Es wurde ihm nicht ſchwer, beide des vorgehabten Betruges zu überführen, der auch in der That ſo leicht angelegt war, daß nur eine mit dem Geſchäftsgange völlig unbekannte Frau ſich durch denſelben irren laſſen konnte; und nur die Beſorgniß, Sidonien in einen ihr unangenehmen Rechtshandel zu verwickeln, hielt ihn davon ab, ſowohl den Baron Wallen als deſſen Vertrauten den Gerichten zu überliefern. Wallen entkam alſo auch dieſesmal glücklich, aber nicht auf lange Zeit, er wurde an einem andern Orte als der Urheber früher dort verübter Unrechtmäßigkeiten entdeckt und angehalten, und ſein ferneres Geſchick verliert ſich von nun an in Dunkelheit.

Noch am Abende des nämlichen Tages, an welchem Sidonia Georg geſehen, brachte ein Bote ihr ein kurzes Schreiben von ihm, in welchem er ihr meldete, daß alles zu ihrer Zufriedenheit geſchlichtet, und weder von Ankauf noch Entſchädigung mehr die Rede ſey, das aber auch zugleich die Bitte enthielt, ihn an dem Orte ihres jetzigen Aufenthalts einige Tage zu erwarten, und ihres Verſprechens nicht zu vergeſſen, ſich während der

Zeit ſeiner Abweſenheit auf keinen neuen Ankauf einlaſſen zu wollen.

Sidonia betrachtete ſinnend die ſchönen klaren und doch feſt und leicht hingeworfenen Züge ſeiner Hand; ſie trugen gleichſam den Stempel von Georgs ganzem Weſen an ſich. Die einfachen ſchmuckloſen Worte, mit welchen er von dem Erfolg des ihm aufgetragenen Geſchäftes ihr Nachricht gab, und zugleich an das ihm geleiſtete Verſprechen ſie erinnerte, zeugten von einer männlichen Feſtigkeit, die mit ſeinem übrigen, an Schüchternheit gränzenden Benehmen gegen ſie, ſonderbar kontraſtirte. Nach ein Paar Tagen erſchien er ſelbſt bei ihr; ſein hellleuchtendes Auge, der Ton ſeiner Stimme, alles an ihm verrieth, daß eine gewaltige Freude ſeine ganze Seele erfülle, von der zu ſprechen er noch nicht wagen möge. Mit ſichtbarem Streben, Sidoniens Dankbezeigungen auszuweichen, ließ er ſich kaum auf die Beantwortung der Fragen ein, die ſie in Hinſicht des für ſie vollbrachten Geſchäftes an ihn richtete, und wagte endlich die Bitte, ſich ſeiner Leitung auf einige Tage zu überlaſſen, und ihm zu erlauben, ſie an einige der ſchönſten Punkte der Umgegend zu geleiten, mit denen man ſie entweder noch gar nicht, oder doch nur ſehr unvollkommen bekannt gemacht hatte.

Sidonia ſah ihn, wie er erröthend vor ihr ſtand; ſein Auge ſprach von freudiger Erwartung, aber auch von innerlicher Furcht, durch eine zu kühne Bitte ſie beleidigt zu haben. Es war ihr unmöglich, dieſen ſchönen Jugendhimmel, über deſſen Anblick ſie der eigenen Freudenloſigkeit vergaß, durch eine abſchlägige Antwort zu trüben, und Georg erhielt, was er begehrte, ſogar die Erlaubniß, Sidonien in ſeinem leichten Fuhrwerke ſelbſt fahren zu dürfen, weil es einen freieren Ueberblick der Landſchaft ihr gewährte, als ihr eigener Wagen, in welchem Agnes und Margarethe ihr folgen ſollten.

Am andern Morgen kam Georg ſie abzuholen. Sidonia konnte nicht ohne Wohlgefallen die leichte Gewandheit bemerken, mit der er kräftig und ſicher ſeine ſchönen muthigen Roſſe zu lenken verſtand, die flüchtig wie der Wind über Hügel und Thal mit ihr davon eilten.

Ein krampfhafter Schmerz zuckte dabei in ihrem Innern auf, denn jene Zeit ſtand plötzlich wieder vor ihr, wo ſie an Belmonts Seite in den Felſenthälern der ſchottiſchen Hochlande umherſchweifte. Unwillkührlich fühlte ſie zu einer Vergleichung beider Männer ſich hingezogen; keiner von ihnen konnte dadurch etwas verlieren, daß er dem andern gegenüber geſtellt wurde, denn jeder beſtand in der ganzen Eigenthümlichkeit ſeines Weſens für ſich allein ſo himmelweit von dem andern verſchieden, wie die erhabene gewaltige Natur der hebridiſchen Inſeln, die den Glanz von Belmonts großartiger Erſcheinung erhöhte, und die blühende friedliche Landſchaft, die Sidonien jetzt umgab, und die für Georgs jugendlich anmuthiges Bild ſich zum paſſendſten Hintergrunde eignete.

Gegen Abend führte Georg Sidonien zu einem Landgeiſtlichen, bei dem er die erſten Jahre ſeiner Jugend zugebracht hatte, und an dem er noch immer mit der herzlichen Liebe eines wohlgearteten Sohnes hing. Die ganze Familie deſſelben eilte aus dem geräumigen und heitern Pfarrhauſe den Ankommenden entgegen; der würdige Greis, ſeine freundliche Hausfrau, ſeine drei roſenwangigen blühenden Töchter. Noch nie hatte Sidonia einen Empfang geſehen, wie der, welcher Georgen hier wurde, und zum erſtenmal fühlte ſie, was Familienglück eigentlich ſey, was es heißen wolle, einem kleinen Kreiſe anzugehören, deſſen Mitglieder ſich unter einander mit gleicher Treue und Liebe umfaſſen und halten. Thränen glänzten in ihren Augen, Thränen des Schmerzes und der Freude, als nach der erſten, mit patriarchaliſcher Herzlichkeit an ſie gerichteten Begrüßung, ſich alle Georgen zuwandten, um einen Blick, einen Händedruck, ein freundliches Wort von ihm zu erhalten. Er ſelbſt flog von einem zum andern, drückte jeden ohne Unterſchied an ſein Herz. Niemand wurde von ihm überſehen, ſogar nicht der alte Hofhund, der wedelnd und freudig winſelnd an ihm aufſprang; auch nicht die Magd, die eben vom Melken kommend die vollen Milcheiner hinſetzte, um den lieben lange nicht geſehenen Junker Georg willkommen zu heißen.

Doch ungeachtet der augenſcheinlichen Freude, mit der Georg wieder in der Mitte eines ihm ſo werthen Kreiſes ſich ſah, hing dennoch ſein Blick einzig an Sidonien, und dieſes war ſeinen Lieben genug, um alle nur mögliche Aufmerkſamkeit ihr zuzuwenden, und ihr auf jede Weiſe zu zeigen, wie ſehr ihr Beſuch ſie erfreue; denn Georg hatte ſie ihnen ja zugeführt, und wünſchte, daß es ihr bei ihnen gefallen möge. Ein ſchlanker junger Jäger, der Sohn des Pfarrers, der in einiger Entfernung von ſeiner Familie lebte, machte durch ſeinen unerwarteten Beſuch die Freude des Abends vollkommen. Er kam, ſeinen Eltern die freudige Nachricht zu bringen, daß es ihm gelungen ſey, eine ehrenvolle Anſtellung beim Forſtweſen zu erhalten, dem er, wie Georg ebenfalls, von Jugend auf ſich gewidmet hatte. Mit einem lauten Freudengeſchrei flogen beide Freunde ſich einander in die Arme, und konnten nicht Worte finden für ihre Freude über dieſes unverhoffte Wiederſehen nach jahrelanger Trennung. Beide hatten von Jugend auf Leid und Freude, Arbeit und Erholung mit einander getheilt. Gleich zwei jungen Bäumen des Waldes, der ihr Lieblingsaufenthalt war, hatten ſie auf das innigſte ſich ſo in einander verzweigt, daß keine Trennung unter ihnen ſtatt finden konnte, ohne beide zu zerſtören.

Sidonien ging hier eine völlig neue Welt auf, das Reich der reinſten leidenſchaftsloſen, aber treueſten innigſten Liebe. Zum erſtenmal ſah ſie ſich von durch enge Familienbande unzertrennlich mit einander verbundenen Menſchen umgeben, denen das Glück des Einzelnen unter ihnen für das Glück Aller galt, und Georg, dem allein kein Anrecht an ihre Liebe angeboren war, gerade er war der Mittelpunkt derſelben, ihm wandte jeder Blick, jedes Herz in treueſter Anhänglichkeit ſich zu.

Wie wird er geliebt! und wie ſehr muß er es verdienen, geliebt zu werden! denn dieſen treuen einfachen Menſchen ſcheint die Erkenntniß des Guten und Rechten angeboren, und ihr reiner Sinn würde vor jeder Annäherung des Unwahren und

Erheuchelten von ſelbſt zurückſchaudern; dachte Sidonia, indem ſie mit gerührtem Blick die kleinen freudigen Gruppen überſchaute, die immer wieder von neuem um ihren jungen Freund ſich von ſelbſt bildeten. Ach und wie glücklich iſt er, der ſolche Liebe ſich erwerben konnte; wie glücklich wäre ich ſelbſt, wenn mein Geſchick mich in ſtillen ruhigen Umgebungen hätte aufwachſen laſſen, wie dieſe junge Mädchen, die von der übrigen Welt nichts wiſſen, und ihrem Urtheil nicht unterworfen ſind, weil auch ſie von ihnen nichts weiß. Sie brauchen ſich ihm weder zu ſchmiegen noch ihm Trotz zu bieten, wie ich leider es mußte.

Am andern Morgen führten Georg und deſſen ehrwürdiger Pflegvater Sidonien in den Garten des ziemlich bedeutenden Landgutes, zu welchem außer mehrern andern, auch dieſes Dorf gehörte. Sie fand einen herrlichen weiten, wenn gleich etwas vernachläſſigten Raum, mit prächtigen uralten Linden geſchmückt, der mit leichter Mühe, durch eine dem jetzigen Geſchmack gemäßere Anordnung, zu einem kleinen Paradieſe umgewandelt werden konnte; auch das auf einer kleinen Anhöhe belegene herrſchaftliche Wohngebäude, das ſeines Umfanges wegen wohl ein Schloß genannt zu werden verdiente, gefiel Sidonien, nicht nur wegen ſeines äußern alterthümlichen Ausſehens, und ſeiner innern höchſt wohnlichen und heitern Einrichtung, ſondern auch wegen ſeiner ſchönen Lage, die von allen Seiten eine der reizendſten und ausgebreitetſten Ausſichten über Thal und Hügel gewährte. Sie äußerte den Wunſch, ſich eines ähnlichen Beſitzthums erfreuen zu können; Georg erwiederte keine Silbe darauf. Schweigend führte er ſie wieder hinunter in den Garten, eine waldbewachſene Anhöhe hinauf, die noch zu demſelben gehörte, und plötzlich lag das Meer vor ihrem ſtaunenden Blick, von Fiſcherkähnen belebt, im hellſten Sonnenglanz ſtrahlend.

Eine ziemliche Weile ſtand Georg im Anblick ihrer freudigen Ueberraſchung verloren, ehe er Muth gewann, erſt etwas verlegen, dann aber mit immer wachſender Zuverſicht ihr zu geſtehen, daß er es gewagt habe, zu ſehr günſtigen Bedingungen den Kauf dieſes Gutes in ihrem Namen abzuſchließen, doch mit dem Vorbehalt, daß es ihr noch bis zum nächſten Morgen frei ſtehe, denſelben wieder rückgängig zu machen. Er ſetzte noch hinzu, daß er das Gut von früherer Zeit her genau kenne, und deshalb nicht nöthig gehabt habe, weitläuftigere Unterſuchung ſeines wahren Werthes anzuſtellen, daß er erſt ſeit wenigen Tagen erfahre, daß es zum

Verkauf ausgeboten werden ſolle, aber auch zugleich, daß ſchon mehrere zum Ankauf deſſelben ſich geneigt bezeigt hätten, und daß er deshalb für nöthig befunden, dieſen gewagten Schritt ohne Sidoniens Vorwiſſen zu thun, weil es ihm an Zeit gemangelt habe, ſie vorher um die Erlaubniß dazu zu befragen.

Ein Blick auf Georg, der hocherröthend vor ihr ſtand, aber mit dem Ausdruck des Bewußtſeyns, das Beſte für ſie gewählt zu haben, ein zweiter auf den Pfarrer, der ihr lächelnd zuwinkte, ſich nur unbedenklich auf ſeinen Pflegeſohn zu verlaſſen, war für Sidonien genug, um ſie zu bewegen, Georg freundlich die Hand zu reichen, ihn zu verſichern, daß ſie alles, was er gethan, billige, ſich ihm dafür höchlich verpflichtet fühle, und ihn nur noch bitte, das einmal für ſie unternommene Geſchäft nun auch bis zur völligen Vollendung zu führen.

Georg fand kaum Worte, um ſeinen Dank und ſeine Freude ihr auszudrücken, er erfüllte ihren Wunſch mit ſo viel Ernſt, ſo vieler Sachkenntniß, mit ſo behutſamer Umſicht, daß Sidonia ihm ihre Bewunderung nicht verſagen konnte. Unwillkührlich drang ſich ihr dabei die Bemerkung auf, wie viele der ausgezeichneten Eigenſchaften der drei Männer, die auf ihr Geſchick ſo großen Einfluß gehabt hatten, ſich in dieſem Einen vereinten. Falkenburg beſaß Adelheims klare und doch veredelnde Anſicht des Lebens, aber er blickte noch mit friſcher ungebeugter Jugendkraft in daſſelbe hinein, und Hoffnung und Vertrauen begleiteten jede ſeiner Unternehmungen. Feurig und geiſtvoll wie Robert, war dennoch deſſen extravaguirende Ueberſchwenglichkeit ihm ſtets fern geblieben. Er wußte nicht minder kräftig als Belmont ſich ſelbſt zu beherrſchen, und es mußte dieſes ihm ſchwerer werden als jenem, denn ſein noch nicht im Leben erkaltetes Gemüth ſtand in lebendiger Regſamkeit jedem wärmeren Gefühle noch offen. Was allen aber fehlte, beſaß er allein in hohem Grade, jene ruhige Einfachheit des Charakters, jene ſtille Harmonie ſeines ganzen Weſens, die ihn fähig machten, unerachtet ſeiner Jugend mit ſicherer Hand und ſeltener Einſicht in das wirkliche Leben einzugreifen, und ohne Unmuth und fruchtloſem Widerſtreben die Bedingungen deſſelben zu erfüllen.

Nur wenn es Sidonien galt, gewann das Herz, und das innige, wenn gleich noch unausgeſprochene Gefühl, das ſie ihm einflößte, bei ihm das Uebergewicht. Bei ſeinen übrigen Handlungen behauptete ſein geſunder heller Verſtand immer die

Oberherrſchaft, und der ihm angeborene Takt machte ihn fähig über Zuviel oder Zuwenig, über Recht oder Unrecht ohne Zögern zu entſcheiden.

Einige Wochen mußten noch vergehen, ehe Sidoniens neu erworbenes Eigenthum ihr förmlich übergeben werden konnte; ſie brachte dieſe Zeit theils in Hamburg, theils bei der ihr ſehr lieb gewordenen Familie des Pfarrers zu; Georg aber hatte in ihrem Schloſſe ſeine Wohnung genommen, und war dort in unabläſſiger Thätigkeit für ſie beſchäftigt, bis der Tag kam, an welchem er als Herrin ſie in daſſelbe einführen konnte.

Ermüdet von dem Geräuſch, den vielen Leuten, die ſie hatte ſehen, den vielen Förmlichkeiten, die ſie hatte durchgehen müſſen, ſaß Sidonia Abends in ihrem Zimmer allein, und ſuchte mit ihren neuen Umgebungen ſich zu befreunden, als Georg nochmals vor ſie trat. Er kam, um Abſchied von ihr zu nehmen und ihr zu ſagen, daß er Willens ſey, noch in der nämlichen Nacht dieſe Gegenden zu verlaſſen, und zu gehen, wohin ſeine Geſchäfte ihn riefen.

Ueberraſcht, faſt erſchrocken fuhr Sidonia auf. Zufolge ihrer alten ſüßen Gewohnheit, nur den Augenblick zu leben, war Georgs Entfernung ein Gedanke, den ſie bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte, um ſo mehr, da weder er ſelbſt noch ſonſt jemand von ſeinen Freunden nur auf die entfernteſte Weiſe auf die Möglichkeit eines ſolchen Ereigniſſes hingedeutet hatten.

„Sie wollen fort? wie iſt das möglich? und ſo ſchnell, ſo überraſchend ſchnell, was kann Sie dazu bewegen?“ rief ſie, ihn bei beiden Händen ergreifend, als wolle ſie ihn halten, damit er ihr nicht entfliehe, und blickte dabei mit wunderbarem Ernſt ihm feſt, beinahe ängſtlich in das klare Auge. Er mußte es von ihr abwenden, flammendes Erröthen überzog ſein Geſicht, aber er fühlte ſein Unvermögen, ihr nur ein Wort erwiedern zu können.

Sidonia bemerkte es nicht; ihr Herz wallte über von Dank und herzlicher Neigung zu ihm, mit inniger Wärme ſprach ſie es aus, wie ſehr ſie ſeinen ſeltenen Werth und alles, was er für ſie gethan, anerkenne, wie ſehr ſie es dem Zufall verdanke, der, gerade im Augenblick, da ſie eines ſolchen Freundes am bedürftigſten geweſen ſey, ihn ihr zugeführt. Es war zu viel für Georg, er vermochte das Uebermaaß von Glück, das auf ihn eindrang, kaum zu ertragen; betäubt, verwirrt ſchlug er beide Hände vor das Geſicht, und wandte ſich von Sidonien ab.

„Was iſt es, lieber Freund, habe ich Sie beleidigt? habe ich Ihnen wehe gethan? wahrlich ich wollte es nicht!“ rief Sidonia, ihn völlig mißverſtehend, und zog mit ſanfter Gewalt ſeine Hände herunter. Beide ſtanden, Auge in Auge, und beide verſtummten. Erſchrocken über ihre Unbeſonnenheit trat Sidonia völlig faſſungslos einige Schritte von ihm zurück.

„Sie wiſſen nun alles, und wahrlich, ich wollte es nicht! ich werde ja gehen“, ſprach endlich Georg leiſe, faſt tonlos.

Sidonia vermochte noch immer nicht ihm nur ein Wort zu erwiedern.

Georg ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſeine brennenden Lippen, und ließ ſie gleich wieder ſinken. „Gräfin, ich bin kein Kind, und auch kein eitler Thor“, ſprach er nach einer langen Pauſe, zwar ſehr bewegt, aber dennoch mit großer Faſſung. „Glauben Sie mir, ich fühle tiefer als Sie, wie wenig, wie faſt noch gar nichts ich bin; auch daß ich ſchweigen, daß ich das, was hier tobt und glüht, Ihnen nicht verrathen wollte, bitte ich Sie mir zuzutrauen. Sonſt bitte ich nichts, frage auch nichts, ich bin ja noch nicht würdig, es zu dürfen, aber ich will es zu werden ſuchen, und ſollte ich auch nie erringen, wonach mein ganzes Leben ringen wird. Leben Sie wohl, theure,

theure Sidonia, leben Sie wohl, und recht ſtill, recht ruhig; keine Wolke, kein Dämon, kein Schatten aus der Vergangenheit trübe Ihren, meinen Himmel.“ Er beugte ein Knie vor ihr, und drückte den Saum ihres Shawls an ſeine Lippen. Unwiderſtehlich zu ihm hingezogen, neigte Sidonia ſich zu ihm nieder, und ihre ſchöne Stirn ruhte einen Augenblick auf ſeiner Schulter. Sie fühlte den Kuß, den er nur dachte, denn ſeine Lippen berührten ſie nicht, und als ſie wieder aufblickte, war er verſchwunden.

* * *

Sidonia blieb allein. Welch ein Jugendhimmel hatte ſeinen heitern Schein in ihr verödetes, zerdrücktes Daſeyn geworfen! Ja dieſes, dies war die Liebe, die reine nichts begehrende, nur lieben wollende Liebe, die ſie jahrelang mit heißer Sehnſucht geahnet, die ſie, ſeit ſie Belmont verloren, gekämpft hatte, nur als ein weſenloſes, außer dem Reiche der Möglichkeit liegendes Schattenbild ſich vorzuſpiegeln; in der rührendſten Geſtalt war ſie jetzt ihr im Leben erſchienen.

Und immerfort trat Falkenburgs Geiſt in ihre jetzige Exiſtenz ſtill nachwirkend ein; wohin ſie die Schritte wandte, traf ſie auf Spuren ſeiner wohlgeordneten Thätigkeit, ſeines feinen, immer das Beſte wählenden Sinnes, überall hatte er etwas für ſie eingerichtet, beſorgt, angeordnet, das ihr lieb oder bequem ſeyn mußte, es war keine Möglichkeit, von dem Gedanken an ihn loszukommen, und auch der Umgang mit der Familie des Pfarrers, der in der erſten Zeit ihr einziger war, und ſpäterhin immer ihr der liebſte blieb, brachte den fernen Freund ihr unaufhörlich in das Gedächtniß zurück.

Aber auch die Vergangenheit ließ Sidonien nicht los. Zeitungen und Journale erwähnten auf das ehrenvollſte Belmonts und der Fortſchritte der Geſellſchaft gelehrter Reiſender, welche jetzt unter ſeiner Leitung im Reiche der Wiſſenſchaft die größten Erwartungen erregte. Selbſt aus dem Munde des alten Pfarrers, der ein eifriger Naturfreund war, mußte Sidonia faſt täglich den Namen nennen hören, der in ihrem wunden Gemüthe ſchmerzlich wiederhallte. In entfernten Weltgegenden, blitzte Belmont bald hier bald dort wie ein leuchtendes Meteor auf, ſchritt unaufhaltſam vorwärts, überwand Hinderniſſe, die vor ihm für unüberwindlich erklärt worden waren. Kurze Reiſeberichte, intereſſante Auszüge aus Briefen, die er an ſeine europäiſchen Freunde geſchrieben, waren in allen Journalen zu leſen. Nur an Sidonien ſchrieb er nicht, nur ſie war von jeder Theilnahme an ſeinem Wirkungskreiſe ausgeſchloſſen, an welchen er ihr ehemals einen ſo freudigen Antheil vergönnt hatte.

Aber auch Georg ließ nichts von ſich hören, ſelbſt ſeine Pflegeältern blieben ohne nähere Nachricht von ihm, worüber dieſe ſich aber weder wunderten noch betrübten; ſie ſchienen deſſen von ihm gewohnt zu ſeyn, ohne ihn deshalb weniger zu lieben, oder ihm ihre Theilnahme entziehen zu wollen. Doch über Sidonien kam darüber ein höchſt ſchmerzliches niederdrückendes Gefühl der Vergänglichkeit aller Dinge auf Erden, ihr Leben ſchien ſtille zu ſtehen, und bleiern und langſam zogen die weder durch neues Leid, noch durch neue Freude bezeichneten Tage an ihr vorüber.

Agnes allein war um ſie, um die trübe Einförmigkeit ihres jetzigen Lebens einigermaßen zu unterbrechen, ein froheres und dabei genügſameres Weſen als dieſes junge Mädchen hatte nie die Sonne beſchienen. Ueberall, wohin ihr friſches Auge ſich wendete, lachten Luſt und Freude ihr entgegen; an Sidonien hing ſie mit leidenſchaftlicher Verehrung; ſie hätte willig ihr Leben für ſie geopfert, doch in dem Pfarrhauſe war ihre eigentliche Heimath, denn dort fand ſie die beſchränkte Häuslichkeit wieder, an die ihre Mutter ſie gewöhnt hatte. Nie war ſie glücklicher, als wenn ſie ſtundenlang dort bei den Töchtern des Hauſes verweilen konnte, ſie half ihnen ſpinnen und nähen, legte bei ihren häuslichen Arbeiten mit Hand an, und ließ dabei immerfort von dem Bruder derſelben, hauptſächlich aber von Georg ſich erzählen, den alle liebten, ja in den ſie ſogar, ihrer Ruhe unbeſchadet, ſämmtlich gewiſſermaßen verliebt waren. Wenn Agnes dann zu Sidonien zurückkehrte, ſo war wohl nichts natürlicher, als daß ſie alles, was ſie eben gehört, dieſer wieder vortrug, mit einer Freude daran, mit einer Lebendigkeit, die Sidonien mit Schmerz und Luſt durchdrang. Agnes in ihrer Jugendlichkeit erinnerte ſie an Georg, ſie gewöhnte ſich, beide ſich immer neben einander zu denken, und kämpfte ſich endlich den Entſchluß ab, ihre junge Verwandte für ihn auszubilden, damit ſie ihm einſt werde, was ſie ſelbſt nicht mehr glaubte ihm werden zu können.

Sidonia und Georg ſtanden eigentlich in dem nämlichen Alter; erſtere hatte ihr fünfundzwanzigſtes Jahr ſo eben zurückgelegt, doch weder die Zeit, noch alles, was ſie erlitten, hatten mit unſanfter Hand den Glanz ihrer äußern Erſcheinung berührt. Noch prangte ſie in völlig erblühter Schönheit und war vielleicht nie reizender geweſen, als gerade jetzt, aber die lange Erinnerung, welche durch ihren ſehr frühen Eintritt in das wirkliche Leben und in die große Welt ihr aufgedrungen worden war, machte, daß ſie, Georg gegenüber, ſich ſelbſt veraltet erſchien, und die ſtille Neigung zu ihm, welche ſie ſelbſt ſich nicht mehr verbergen konnte, flößte ein heimliches Grauen ihr ein. Es ſchien ihr, als könne ſie es nimmermehr vor ſich ſelbſt verantworten, wenn ſie es wagen wolle, ſein friſches, kaum erblühtes Daſeyn an ihr eigenes, ſo ſchmerzlich und ſo mannichfaltig zerriſſenes zu knüpfen. Innerer grimmiger Zwieſpalt, wie ſie nie zuvor ihn gekannt, tobte in ihrem Gemüth, es neigte ſich Georgen zu, und doch konnte ſie Belmont nicht vergeſſen. Dieſer ſtand wie ein leuchtender Stern vor ihr, deſſen kalter Schimmer ſie anzog, ohne ſie erwärmen zu können, und es gab Momente, in denen es ihr wehe that, neben ihm an ihren jungen ſtill beſcheidenen Freund zu denken, zu dem in andern Stunden die innigſte Sehnſucht ſie zog.

Um aus allen dieſen peinlichen Gefühlen nur einigermaßen ſich zu retten, wandte ſie mit erzwungenem Eifer ihren alten Lieblingsbeſchäftigungen ſich wieder zu, aber das Herz that ihr deshalb nicht minder wehe, denn Niemand war da, den ſie dadurch erfreuen konnte. Ihr ward zu Muthe, wie dem Schäfer in Göthens herrlichem Liede, der Blumen pflückte, ohne zu wiſſen, wem er ſie geben ſoll.

Endlich hielt Sidonia den Gedanken feſt, Agnes mit allem zu ſchmücken, wovon ſie glauben durfte, daß Georg ſich daran erfreuen, daß es die junge Geliebte ihm noch lieber machen könne, die ſie ihm zuzuführen meinte. Sorgfältig bildete ſie die mannichfaltigen geiſtigen Anlagen des jungen Mädchens aus, zwang ſich, das Lehreramt bei derſelben zu übernehmen, wozu ſie, unerachtet des ſeltenen Reichthums ihres eigenen hochgebildeten Geiſtes, weder Neigung noch eigentliches Talent hatte; quälte ſich täglich, ſtündlich, um ſich zu einer Reſignation herunter zu ſtimmen, die durchaus nicht in ihrem Charakter lag, und gefiel ſich endlich in allen dieſen Voranſtalten zu einem Opfer, das ſie dem Glücke ihres Freundes muthig bringen zu können glaubte, denn er war fern von ihr, und ſie wußte nicht, was ſie an ſich ſelbſt dadurch that.

Wochen und Monate waren ſo vergangen,

der Winter vorüber, den Sidonia um Agnes willen größtentheils in Hamburg zugebracht hatte, und der Frühling hatte beide ſo eben ihrem ländlichen Wohnſitz wieder zugeführt, als eines Morgens Agnes nebſt ihren drei Freundinnen aus dem Pfarrhauſe mit tumultuariſchem Jubelgeſchrei in Sidoniens Zimmer eindrangen, um ihr zu melden, daß Falkenburg ſo eben die Allee zum Schloſſe hinauf fahre.

Freudig erſchrocken, von der allgemeinen Freude hingeriſſen, von ihrem eigenen Herzen mächtig gezogen, eilte Sidonia bis in die Vorhalle des Schloſſes ihm entgegen. Dort ſtand er ſchon, ſtrahlend vor Freude, unfähig, ein Wort aufzubringen, wie ein entzücktes Kind vor dem Weihnachtsbaum. Er beugte ſich tief zu Sidoniens Hand hinab, und bedeckte ſie mit Küſſen, während ſie, vor der Gewalt des Augenblickes alles vergeſſend, die ſchönen lichten Locken ihm ſtreichelte, und in den allerfreundlichſten Ausdrücken, faſt mit Liebesworten ihn willkommen hieß. Keins der jungen Mädchen, die ſie umſtanden, fand etwas an ihrem Benehmen zu tadeln; daß auch ſie dem Lieblinge hold ſey, dem Aller Herzen entgegen ſchlugen, ſchien den unverbildeten Kindern ganz natürlich, und ruhig warteten ſie es ab, bis auch an ſie die Reihe kommen würde, von ihm bemerkt zu werden. Auch wandte Georg ſich bald ihnen zu, umarmte alle, flog von einer zur andern, hatte jeder etwas beſonders zu ſagen, hatte jeder etwas mitgebracht, es war eine freudige Unruhe in ihm, die er weder bemeiſtern konnte noch wollte. Sidonia ſah lächelnd ihm zu, das Einfache, Ungekünſtelte ſeines ganzen Benehmens erfüllte ſie mit ſchmerzlicher Luſt, es wich ſo ſehr von dem ab, woran ſie gewöhnt war, es entfremdete ihn ihr gewiſſermaßen, und doch war es ſo menſchlich ſchön, und ſie hätte gern eine Welt darum gegeben, um jetzt die Vergangenheit bis zu dem Augenblick, wo ſie das Haus ihrer Stiefmutter betreten, aus ihrem Gedächtniß vertilgen und wieder ſeyn zu können wie er. Ihr war, als öffne ſich ihr die lange verſchloſſen gebliebene Pforte ihrer eigentlichen Heimath, und ſie ſtände an der Schwelle derſelben, zu ſchwer belaſtet, um ſie überſchreiten zu können.

Die erſte Freude des Wiederſehens war endlich verrauſcht; die Mädchen gingen, um Georgs gewohntes Zimmer im Pfarrhauſe zu ſeinem Empfange einzurichten, und jetzt erſt, als ſie mit ihm allein war, fiel Sidonien die große Veränderung auf, welche inzwiſchen mit Georg von Falkenburg vorgegangen war. Worin dieſe eigentlich beſtand, war nicht leicht auszuſprechen; auf den erſten Anblick ſchien er ganz derſelbe geblieben zu ſeyn, und doch war der Jüngling plötzlich zum Manne geworden, und dadurch Sidonien um vieles näher gebracht. Männlicher Ernſt leuchtete durch ſeine jugendliche Heiterkeit hindurch, er trat noch immer in höchſter Beſcheidenheit auf, und dennoch zeigte er eine gewiſſe ſichere Selbſtbewußtheit, wie einer, der ſich endlich einen feſten Standpunkt im Leben errungen, und muthig die Bahn überſchaut, die er von nun an zu durchlaufen hat.

Und ſo war es denn auch; das Glück war ihm günſtig, der Zufall ſein Freund geweſen, eine eben ſo ehrenvolle als bedeutende Anſtellung in ſeinem Fache war unerachtet ſeiner Jugend ihm geworden, der ſeine Kenntniſſe und Kräfte zwar völlig gewachſen waren, die aber dennoch ſeine kühnſten Wünſche und Erwartungen bei weitem übertraf. Und was ſeine Freude noch erhöhte, ein unfern von Sidoniens Gute belegenes Jagdſchloß war zu ſeinem künftigen Wohnorte ihm angewieſen worden. Alles dieſes trug er Sidonien mit ſehr einfachen Worten vor, aber gränzenloſe Freude blitzte aus ſeinen Augen, während er in den ihren die herzlichſte Theilnahme an ſeinem Glücke las.

„Ihnen, Ihnen allein verdanke ich alles!"

rief er freudig begeiſtert. „Ihr Anblick hat zuerſt zu einem neuen Leben mich erweckt. Zu einem andern kräftigen Weſen mich umgewandelt, allen Zwieſpalt in mir ausgeglichen, und meine Wünſche, meine Anſichten des Lebens, zu einem harmoniſchen Ganzen geordnet. So wie ich Sie geſehen, wußte ich, daß es an der Zeit ſey, dem zweckloſen träumeriſchen In-den-Tag-hineinleben zu entſagen, in welchem ich bis dahin mir ſo wohl gefiel. Ich freue mich meines Gelingens, ich darf ſagen, daß ich mich deſſelben nicht unwürdig und auch fähig fühle, die übernommenen Pflichten meines Standes zu erfüllen, aber ich ſchäme mich beinahe meines frühen Glückes, während ſo viele Würdige neben mir, erſt ſpät, vielleicht niemals dazu gelangen;“ ſetzte er mit rührender Beſcheidenheit hinzu.

Dann ging er zu Sidoniens eigenen Angelegenheiten über, und ſprach davon, wie er in Sorge um ſie von ihr geſchieden, und wie es ihn beglückt habe zu vernehmen, daß ſie mit dem, was er in ihrem Namen angeordnet, zufrieden ſey. „Obgleich ich mir die Entbehrung auferlegt hatte, Ihnen nicht zu ſchreiben“, ſprach er, „ſo ſchwebten Sie mir doch immer geiſtig vor, und ich hatte dafür geſorgt, von Ihnen und Fräulein Agnes auf anderem Wege Nachricht zu erhalten."

Indem trat Agnes herein, zögernd, erröthend ging ſie auf Falkenburg zu, als habe ſie ihm etwas zu ſagen, verſtummte aber, als ſie Sidonien gewahr wurde, und eilte wieder zum Zimmer hinaus.

„Welchen unglaublichen Einfluß doch die wenigen Monate, während welchen ich Fräulein Agnes nicht ſah, auf die Entwickelung dieſes anmuthigen Weſens geübt haben, man kann nichts lieblicheres und reizenderes ſich denken, als ſie jetzt iſt", ſprach Georg ganz unbefangen, indem er ihr nachſah. Doch dieſe wenigen Worte erinnerten Sidonien an alles, was ſie im erſten Freudenrauſch vergeſſen, an ihr Mißtrauen in ſich ſelbſt, an das Opfer, zu welchem ſie ſich verurtheilt hatte, und deſſen Schwere jetzt erdrückend ſie überfiel. Mit unglaublicher Anſtrengung hielt ſie noch eine Weile ſich aufrecht, bis ſie einen Vorwand fand, ſich zu entfernen, dann ſchloß ſie in ihr Kabinet ſich ein, und weinte bitterlich, in unausſprechlichem Mitleid mit ſich ſelbſt.

* * *

„O warum, warum muß das Phantom, das Jahrelang meiner Sehnſucht vorſchwebte, noch einmal in ſo rührender Geſtalt vor mir aufſteigen, um mich zu neuen Täuſchungen zu verlocken!“ ſeufzte Sidonia, und verſammelte ſorgfältig alle von Belmont ihr hinterlaſſene Andenken um ſich her. Der Anblick derſelben ſollte gegen Hoffnungen und Wünſche ſie waffnen, denen ſich hinzugeben ſie ſich ſcheute. Von Belmonts Zeichnungen und Kameen umgeben, fand Georg ſie verſunken in Betrachtung der glänzenden Trümmer eines ehemaligen Glückes. Das thränenſchwere Auge ruhte ſinnend auf den vor ihr ausgebreitet liegenden Kunſtwerken, aber mit einem Ausdruck, der deutlich verkündete, daß nicht die Schönheit derſelben ihren Geiſt in dieſem Augenblick beſchäftige.

Georgs Herz wallte über von Mitleid; innige Liebe, unausſprechliches Verlangen, ſie tröſten, ihr helfen zu können, erfüllten es; doch ihr Schmerz war ihm heilig, und tiefe Ehrfurcht vor demſelben hielt ihn ab, den Schleier lüften zu wollen, der die düſtere Vergangenheit der heißgeliebten Frau ihm verhüllte. Mißtrauen gegen ſie fand in ſeinem Gemüthe keinen Raum, unerachtet der ihr nachtheiligen Gerüchte, die auch in dieſen Gegenden ſich gegen ſie zu verbreiten anfingen, und ihm nicht verborgen bleiben konnten. Er war feſt überzeugt, daß Sidonia zwar vielleicht etwas ſehr Schmerzliches, doch aber gewiß nicht etwas ihrer Unwürdiges zu beweinen habe.

Hohes Erröthen färbte Sidoniens bleiche Wange, als ſie ſeiner gewahr wurde; ihre Thränen, die innere Bewegung, in der er ſie getroffen, ihm zu verbergen, war ihr unmöglich, auch verſuchte ſie es nicht; ſie reichte freundlich ihm die Hand, und ihre Lippen zuckten ſchmerzlich im Beſtreben zu lächeln und dem Ausbruch neuer Thränen abzuwehren. Georg ſchien nicht minder bewegt, als ſie ſelbſt, auch er ſchwieg, aber ſein Auge flehte, dringender, zutraulicher, beredter als tauſend Zeugen es hätten können. Die innigſte Hingebung, die reinſte glühendſte Liebe, die rührendſte Ergebung, ſprach in dem Ausdruck ſeiner Züge in ſeiner Haltung, in ſeinem ganzen Weſen ſich aus, während er lautlos vor ihr ſtand. Sidonia empfand die ganze Beredtheit dieſes Schweigens, die ihr gefährlicher zu werden drohte, als die heißeſte Liebesbitte es gekonnt hätte, und ſuchte zuerſt es zu brechen.

Sie fühlte, daß ſie einige Erläuterung des ſchmerzlichen Zuſtandes, in welchem er ſie gefunden, Georgen ſchuldig ſey. Er, der ſo vieles ſchon für ſie gethan, verdiente unſtreitig ihr vollkommenſtes Vertrauen, auch war ſie bereit, es ihm zu gewähren. War doch das, was ihr Gemüth ſo ſchwer bedrückte, nicht Mißtrauen in ihn, ſondern in ſich ſelbſt, in die Möglichkeit eines Glückes, einer Liebe, der ſie, verſchüchtert durch peinliche Erfahrung, keinen Glauben mehr ſchenken wollte und konnte. Sie gedachte auch des unglücklichen Robert, und wie leicht es ihr hätte werden können, dieſen bei Zeiten von dem Abgrunde zurückzuziehen, in welchem er unterging, wenn ſie ſich hätte entſchließen können, ſeine aufkeimende Leidenſchaft gleich im erſten Entſtehen dadurch zu erſticken, daß ſie jede Hoffnung ihm raubte; und ihr ſchauderte innerlich vor der Möglichkeit, zum zweitenmal, durch ähnliche Vernachläſſigung eine noch größere Schuld auf ſich zu laden.

Eine, wenn gleich nur oberflächliche Ueberſicht ihrer früheren innern und äußern Vergangenheit, mußte ihrer Anſicht nach hinreichend ſeyn, um Georg von einer Liebe abzuwenden, die augenſcheinlich ihn nicht beglücken konnte; ſie beſchloß, ihn mit allen den Ereigniſſen ihres Lebens bekannt zu machen, die den zerſtörendſten Einfluß auf daſſelbe geübt hatten, und nahm zuerſt von den vor ihr liegenden Kameen Anlaß von Belmont und von dem Verhältniß zu ſprechen, in welchem ſie zu dieſem geſtanden. Sie that es mit dem feſten Vorſatz, gegen Belmont wie gegen ſich ſelbſt gerecht zu ſeyn, nichts zu bemänteln, aber auch keinen an ſich ſchon dunkeln Schatten noch tiefer färben zu wollen, aber indem ſie den einſt geliebten Namen des verlorenen Freundes ausſprach; erwachte auch die nie erſtorbene Bewunderung ſeiner hohen Erſcheinung in ihrem Gemüthe, und riß zur Verkennung ihres eigenen Werthes, zu einer leiſen verſteckten Anklage ihrer ſelbſt ſie hin, die Georg nicht gleichgültig ertragen konnte.

Belmonts Erſcheinung, die übermüthige Kälte, mit der er bei dem erſten und einzigen Zuſammentreffen dieſer beiden, den unbekannten Jüngling von dem Scheitel bis zum Fuße betrachtet, gleichſam gemeſſen, hatten ſchon damals eine bittere Empfindung in Georgs Gemüth aufgeregt, die er aus Achtung für Sidonien zwar nicht laut werden ließ, aber auch nicht unterdrücken konnte; und was er jetzt aus ihrem Munde von Belmont vernahm, ſo mild und ſchonend ſie es auch vortrug, brachte ihn plötzlich zu der Ueberzeugung, daß das edle Weſen, das in der Glorie der höchſten Reinheit vor ihm ſtand, einem Uebermüthigen in die Hände gefallen ſey, der die Ruhe deſſelben zum Ziel eines frevelnden Spieles gemacht habe. Jedes anklagende Wort gegen ſich ſelbſt, das Sidonien entſchlüpfte, empörte ihn, er nahm ſich ihrer an, er vertheidigte ſie mit hinreißendem Feuer, denn er fühlte, was Sidonia noch leide, was ſie gelitten haben müſſe, bis die Harmonie ihrer edlen Natur in ſolchen innern Zwieſpalt ſich auflöſen konnte. Er ſtrebte ſie in ihren eigenen Augen wieder zu heben, ſie zur Ruhe zu ſprechen, ſie über Leiden zu tröſten, die er freilich nicht ganz verſtand; er ſprach ſo viel, ſo lange, bat ſo dringend, bis er darüber die Gewalt verlor, ſein eigenes Herz länger zu zügeln.

Leiſe Liebesbitten miſchten ſich in ſeine Troſtesworte, Erklärungen der innigſten Liebe, die ihr erſter Anblick ihm eingeflößt, und wie er ſeit jenem Augenblick nur ſie gedacht, nur ſie geſehen, wie der Gedanke an ſie ſein Leitſtern durchs Leben geworden ſey, der zum eifrigſten Streben nach Vervollkommnung ihn begeiſtert habe, ſelbſt damals ſchon, als er weder ihren eigentlichen Wohnort noch ihren Namen genau gekannt, und keine Hoffnung ihm geblieben ſey, ſie, die er in einem fremden entfernten Lande, in ihm gänzlich unbekannten Verhältniſſen zurückließ, jemals wieder auf Erden zu finden.

Sidoniens Zweifel, die innere Anſtrengung, mit der ſie ihrem eigenen Gefühl Widerſtand leiſtete, konnten vor der begeiſternden Gewalt dieſer Liebe nicht beſtehen, jedes Wort, das Georg ſprach, fand einen mit demſelben im vollkommenſten Einklange ſtehenden Wiederhall in ihrem Herzen, war wie abgelauſcht ihrem eigenen Empfinden. Was ſie gedacht, erträumt, erſehnt, und als unerreichbar wieder verworfen, trat plötzlich zur unabläugbaren Wahrheit geworden in ihr Leben ein. Ein ſchönes, leiſe hingehauchtes Zweifeln, ob ſie einer ſolchen Liebe noch werth, ob es wirklich möglich ſey, daß Georg ſie ſo lange und ſo hoffnungslos in ſeinem Herzen getragen, verbreitete einen zarten Schein jungfräulicher Demuth über ſie, der in Georgs Augen mit der Glorie einer Heiligen ſie umgab. Anbetend ſank er vor ihr hin, und der nächſte Augenblick fand Sidonien widerſtandslos in ſeinen Armen.

Ungeſehen, ungeahnet, wie das Glück von himmliſchen Höhen den Sterblichen meiſtens erſcheint, war es auch Sidonien aufgegangen, und erſtaunt, faſt erſchrocken über den hellen Schein, der ſo plötzlich ihr Daſeyn verklärte, fühlte ſie ſich wie ein ſelig Träumender, und zitterte vor dem Erwachen.

Ja der Triumph, den nur weibliche Eitelkeit verlangen, alle Huldigungen, nach welchen ſchöne Frauen oft mit Aufopferungen ringen, über deren Größe ſie erſchrecken würden, wenn ſie ſich Zeit nähmen, darüber nachzudenken, waren Sidonien bei ihrem erſten Eintritt in die Welt ganz ungeſucht geworden, und wurden noch immer, wohin ſie auch ihre Schritte wenden mochte, ihr dargebracht. Viele durch Rang, Geiſt, perſönliche Vorzüge und die glänzendſten Eigenſchaften ausgezeichnete Männer, hatten zu den Stufen des Thrones ſich gedrängt, auf den die allgemeine Bewunderung Sidonien erhoben, und um ihre Gunſt als um das höchſte Kleinod der Welt ſich beworben. Ihre Erſcheinung, wo ſie ſich auch zeigte, hatte laute Bewunderung, ſtille Anbetung, neben dem wildeſten Wahnſinn unbezwinglicher Leidenſchaft erregt, aber liebend geliebt zu ſeyn, im vollſten reinſten Sinne des Wortes, dieſes höchſte, lange ſehnend von ihr geahnete Glück, war ihr bis dahin noch nicht geworden, das jetzt zum erſtenmal ihr ganzes Weſen mit entzückender Seligkeit erfüllte, über die ſie alles außerhalb dem Kreiſe derſelben vergaß.

In Adelheim hatte ſie den ſichtbaren Schutzgeiſt ihrer Jugend mit dankbarer Verehrung geliebt. Belmonts große blendende Erſcheinung hatte ihr Gemüth erfüllt und beſchäftigt. Auch dieſen hatte ſie geliebt, aber mehr mit dem Verſtande, als mit dem Gemüth, weil ſie ſich ſelbſt ſagte und ſagen mußte, daß nur er allein ihrer Liebe würdig ſey. Die ſpätere Trennung von ihm hatte mehr ihrem Selbſtgefühl als ihrem Herzen gekoſtet. Denn hätte ſie geliebt, wie ſie zu lieben wähnte, es wäre gebrochen, und die Geſchichte ihres Lebens längſt beendet. Sie ſah in ihm einen von einer Pigmäenwelt umgebenen Halbgott, ſogar die innere Kälte ſeines Gemüths, die ihr oft fühlbar wurde, beſtärkte ſie in der Ueberzeugung der über dem Gewöhnlichen erhabenen Göttlichkeit ſeiner Natur. Um ſich bis zu ihm zu erheben, um immer mehr ihm zu gefallen, war ſie unabläſſig bemüht geweſen, ſich ihm anzubilden, zu ihm hatte ſie hinauf geſehen. Georg aber ſtand mit ihr auf einer Stufe, er war ihres Gleichen, mit Geiſt und Gemüth und unwandelbarer Innigkeit ihr ſo herzlich ergeben, daß ſie nur dem Gefühle ſich überlaſſen konnte, das zu ihm ſie zog, ohne weiter darüber zu denken und es deuteln zu wollen. Sie ſah das reine Entzücken, mit dem er in Freude über ihre Schönheit verloren, dennoch kaum ihre Hand zu berühren wagte; ſie ſah den Liebeglühenden mit faſt weiblichem Zartgefühl alles meiden, was an rohe Leidenſchaftlichkeit erinnern konnte, ſie ſah, wie er nur in ihr, in ihrem Anſchauen lebte, und fühlte mit unſäglicher Wonne ihr unendliches Glück.

Der vollkommenſte Einklang ihrer Gefühle beſeligte beide, ſobald es ihre Liebe galt, übrigens beharrte jedes von ihnen bei ſeiner ihm eigenthümlichen Art und Weiſe. Bei vielem, das Sidonia mit warmem Antheil umfaßte, blieb ihr Freund gleichgültig, denn die ganz verſchiedene Art ſeiner Bildung hatte ſeinem Geiſte eine von der ihrigen oft abweichende Richtung gegeben, ihre Herzen aber verſtanden ſich immer. Beide fühlten, daß gerade die Eigenthümlichkeit ihres Weſens den Grund ihrer Liebe bilde, und es fiel ihnen nicht ein, dieſe aufzugeben, in der eitlen Hoffnung, noch lieber geliebt werden zu wollen.

Beide gaben in den folgenden Tagen dem Gefühl ihres neuen Glückes ſich hin, das ſie als ein liebes Geheimniß im Innern ihrer Herzen verſchloſſen; Georg, als ſey es immer ſo geweſen, und müſſe ewig ſo bleiben; Sidonia, ſchüchtern, als habe eine ſchöne, der Vergänglichkeit geweihte Himmelsblüthe nur auf Stunden ſich ihr erſchloſſen; denn der Nachklang früherer Schmerzen hemmte noch immer ihr Vertrauen auf das Glück. Ihr tief verletztes Gemüth vermochte noch nicht von der Ueberzeugung der Unbeſtändigkeit deſſelben ſich los zu machen, und wie ein momentaner Wahnſinn flog oft mit ſtechendem Weh der Gedanke ihr durch die Seele, und ſtieg ſelbſt an Georgs Seite wie ein drohendes Geſpenſt vor ihr auf, daß die Stunden, die ſie jetzt verlebte, zu himmliſch ſchön wären, um dauernd bleiben zu können. Indeſſen rückte die Zeit heran, in der Falkenburg eine Reiſe antreten ſollte, welche Familienverhältniſſe und Geſchäfte nothwendig machten. Bei ſeiner einfachen Lebensanſicht konnte er nicht auf mehrere Monate, vielleicht auf noch längere Zeit ſich von Sidonien trennen, ohne mit dieſer vorher über manches, das ihre künftige Einrichtung betraf, ſich zu berathen. Die Beſtimmung des Ortes, den ſie künftig vereint bewohnen würden, ſchien ihm das nothwendigſte. Das ihm zur Wohnung eingeräumte Jagdſchloß konnte zwar mit leichter Mühe wohnlich und bequem gemacht werden, aber er fürchtete, daß Sidonia die ganz nach ihrem Geſchmack eingerichtete und geſchmückte Freiſtätte, die ſie erſt kürzlich erworben, nur ungern mit demſelben vertauſchen werde, und da die Entfernung zwiſchen beiden nur wenige Stunden betrug, ſo hoffte er ohne große Schwierigkeit die Erlaubniß zu erhalten, Sidoniens Gut zu ſeinem künftigen Wohnſitz erwählen zu dürfen.

Mit der Beſtimmtheit, die immer ihm eigen war, ſobald irgend etwas einem Geſchäfte ähnliches verhandelt werden mußte, ergriff er kurz vor ſeiner Abreiſe die erſte dazu ſich bietende Gelegenheit, um alles dieſes der Geliebten darzuſtellen, und ſie zwar mit zarter Schonung aber furchtlos um ihre Entſcheidung zu bitten; denn daß ſie ſich ernſtlich weigern könne, ihrer beider Glück auf die einzig mögliche Weiſe feſtzuſtellen, fiel ihm eben ſo wenig ein, als daß ſie fähig ſey, durch unwürdige Ziererei es verzögern zu wollen. Doch Sidonia antwortete zu ſeinem höchſten Erſtaunen mit keinem Laut auf alle ſeine Bitten und Fragen. Er ſah zu ihr auf, bleich wie ein Marmorbild ſaß ſie da, unſägliches Erbangen, lähmendes Erſchrecken ſprach aus ihren Zügen. Ihm war, als wanke der Boden unter ihm.

Zum erſtenmal ſchrillte ein ſchneidender Mißton zerſtörend durch die ſonſt ſich immer gleich bleibende Harmonie ſeines Weſens, er ſtand vor der Geliebten, wie vor einem Räthſel, deſſen Löſung er mit Angſt entgegen ſah. Gedanken, Berechnungen, die ſeinem, über jeden Eigennutz, jede Gemeinheit erhabenen Gemüthe ſtets fern geblieben waren, drangen gleich Furien plötzlich auf ihn ein, und zwangen, unerachtet ſeines innern Widerſtrebens, ſich ihm auf. Zuerſt der zwiſchen ihm und Sidonien beſtehende Unterſchied der Geburt, denn während ſie den älteſten Familien ſich zuzählte, war Falkenburg nur der Enkel eines in den Adelſtand erhobenen Fabrikherrn; dann Sidoniens noch immer ſehr bedeutendes Vermögen, dem er außer dem Ertrag ſeiner Stelle wenig entgegen zu ſetzen hatte, und nun zu alledem noch die Auslegung, die man jetzt ſeinem Eifer geben konnte, ſie zum Ankauf ihres ihm anſcheinend ſo bequem liegenden Gutes zu bewegen.

Sein reines Bewußtſeyn, ſeine innige Liebe, ſeine feſte Ueberzeugung von Sidoniens edlem Charakter, ſtellten jedem, die Geliebte herabwürdigenden Gedanken ſich entgegen, und doch, wie ſollte, wie konnte er ihr unerwartetes Zögern ſich erklären? woher dieſe mit ſtammelnder Lippe kaum vernehmbar ausgeſprochene Bitte um Aufſchub, um Zeit mit einem nie zuvor gedachten Gedanken ſich befreunden und einen Entſchluß faſſen zu können? ihm vergingen im Nachdenken darüber faſt die Sinne.

Ach er wußte, er ahnete nicht, welche Dämonen in dieſem Augenblick ſich Sidoniens bemächtigten und vor dem entſcheidenden Schritt ſie zurückbeben ließen, der nicht nur ihre eigene, der auch die Zukunft des Geliebten für das ganze Leben beſtimmen ſollte. Ihre ganze unſelige Vergangenheit ſtieg hinter dem Schleier, mit dem die kurze ſelige Gegenwart ſie verhüllt hatte, in drohender Geſtalt wieder vor ihr auf, die verzeihlichen Irrthümer ihrer Jugend, die Leiden, mit denen dieſe abgebüßt worden waren, ſogar alles Uebel, was die Welt ihr jemals zugefügt, nahmen die abſchreckende Geſtalt einer ſchweren, auf ſie laſtenden Schuld an, die ſie Georgs reiner Liebe unwürdig mache. Die Gleichheit ihres Alters ſtellte als ein nicht zu überwindendes Mißverhältniß ſich ihr dar, und ſelbſt die Anſichten ihrer Ehe, welche Belmont ihr einſt ſichtbar aufgedrungen hatte, wurden ihr plötzlich zur unumſtößlichen Wahrheit, und vermehrten ihre quälende Unentſchloſſenheit.

Sidonia ſaß lange ſchweigend da, die zarten weißen Hände bedeckten ihr Geſicht, als ſollten ſie dem Freunde den Kampf verbergen, den ihre unruhig auf und abwogende Bruſt ihm dennoch verrieth.

Georg unterbrach endlich das immer peinlicher werdende Schweigen. „Theure, geliebte Sidonia“, ſprach er, „ich ehre Ihren Willen, Ihr Gefühl, auch wenn ich beides nicht verſtehe. Hat vielleicht irgend ein Zweifel an mir in Ihrem Gemüthe verborgen gelegen, der erſt jetzt Ihnen deutlich wird? Schreckt vielleicht Furcht vor dem Urtheil der Welt Sie von einer Verbindung mit mir zurück? Wahr iſt es, der dunkle Name Falkenburg darf in keiner Hinſicht neben dem durch den Lauf vieler Jahrhunderte verherrlichten genannt werden, den Sie jetzt tragen, und was ich übrigens noch Ihnen zu bieten habe, ſteht eben ſo tief . . ."

„Georg, ſo niedrig denken Sie nicht von mir!" unterbrach Sidonia ihn mit großer Lebhaftigkeit. „Was iſt mir die Meinung der Welt, was kann ſie mir ſeyn? war doch mein ganzes Leben ein ewiges Kämpfen mit ihr! und nun, bei einem Schritt, von dem unſerer beider Zukunft abhängt, ſollte ich ihr mich fügen? Ich, mein geliebter Freund, ich ſollte fähig ſeyn, Dich zu verſchmähen, weil einige Flittern, einige armſelige Vorzüge Dir fehlen, die ich nie als ſolche anerkannt habe, die ich ſtets von Herzen verachtete?" ſetzte ſie von ihrem empörten Gefühl zu ungewohnter Vertraulichkeit hingeriſſen, mit großer Innigkeit hinzu. „Georg, Du liebſt mich und kennſt mich ſo wenig? können nicht wichtigere, edlere Beweggründe mein Zögern beſtimmen, als jene armſeligen, unſerer beider unwürdigen, die Du mir andichten möchteſt, und die meiner Seele ſo fern liegen?"

„Auch der meinigen liegen ſie fern!“ rief Georg, freier aufathmend. „Sidonia, Dich kann ich nie verkennen. Ich weis es, Du biſt treu und wahr, wie ich ſelbſt es bin, wiſſentlich kannſt Du mich nie täuſchen wollen, doch auch das edelſte Herz kann momentan an ſich ſelbſt irre werden. Beachte das wohl, bleibe Dir treu, und ſey nur um mich nicht bekümmert. Selbſt wenn Deine Liebe in einem ſchönen Irrthum ſich auflöſen und von Dir als ſolcher anerkannt werden ſollte, die Erinnerung an den wunderſchönen Traum, den ich nicht unwerth war zu träumen, wird mich dennoch vor dem Untergange bewahren, und mir Kraft geben, auch meine ſpätere Verlaſſenheit männlich zu tragen. Wendet aber mein Geſchick ſich glücklicher, ſagt Dir Dein Herz, daß Du mir wirklich angehörſt, Du Angebetete, Du Seele meines Lebens, ach, ich habe dafür keine Worte, aber mag dann die Welt Deine Wahl beſpötteln und verdammen, wir werden den Muth haben, glücklich zu ſeyn. Ich ſetze mein Leben daran, Dich vor ihr zu rechtfertigen, und ich weis, es wird mir gelingen.

* * *

Bald nach dieſem Geſpräch, deſſen Gegenſtand er ſowohl als Sidonia wieder zu berühren vermieden, trat Falkenburg, von ſeinem Freunde Wilibald begleitet, die beſchloſſene Reiſe an. Tiefe, an Trauer gränzende Stille, zog gleich nach ihrer Entfernung im Pfarrhauſe ein, die Schweſtern weinten dem Bruder nach, und Wilibalds greiſe Eltern konnten nicht ohne Schmerz den geliebten Sohn aus ihrem häuslichen Kreiſe ſcheiden ſehen, obgleich ſie es ſich zum Troſte ſagen mußten, daß er ſie nur verlaſſe, um die Bahn zu einem ehrenvollen und dauernden Glücke anzutreten, welche eignes Verdienſt und ein freundliches Geſchick ihm frühzeitig eröffnet hatten. Auch in Sidoniens Schloß war es öde und ſtille geworden, kein freudiger Ton, kein luſtiges Lachen, kein munteres Liedchen hallte, wie wohl ehedem, durch die weiten ſchweigenden Räume, durch Saal und Gemach, durch Garten und Park.

Sidonia ſaß ſchweigend und einſam in ihrem Zimmer, und ſelbſt Agnes ſchien alle Lebensfreudigkeit plötzlich verloren zu haben. Bleich und ſtill, kaum noch der Schatten von ſich ſelbſt, ſchlich ſie mit müde geweinten Augen im Hauſe umher; ſelbſt wenn ſie mit ihren Freundinnen zuſammen war, hörte man die jungen Mädchen nur leiſe und betrübt unter einander flüſtern, und die muntere Laune, der Geiſt der Freude, der in ihrem kleinen Kreiſe ſonſt einheimiſch geweſen, ſchien gänzlich aus demſelben verbannt.

Sidonia war indeſſen zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um die auffallende Veränderung ihrer jungen Verwandtin zu bemerken. Seit Georg wieder in ihrer Nähe lebte, hatte ſie dieſelbe vielleicht mehr aus der Acht gelaſſen, als ſie, nach der Strenge genommen, es vor ſich ſelbſt verantworten konnte. Sie hatte Agnes faſt nie mehr allein geſehen, die Stunden des Unterrichts, welche ſie ihr anfangs regelmäßig ertheilt, waren, wie das bei Lehrmeiſter-Dilettanten meiſtens geſchieht, nie mit großem Eifer betrieben worden, und allmählig ganz in Vergeſſenheit geſunken. Sidonia hatte kein Lehrertalent, nur der Gedanke an das große Opfer, das ſie Georgs Glück zu bringen ſich zwingen wollte, hatte ſie bewegen können, auch dieſe ſchwere Laſt ſich aufzubürden, die ſie freiwillig wieder abwarf, ſobald Georgs reine unabänderliche Liebe ihr das Ueberflüſſige derſelben deutlich machte. Agnes war jung genug, um in kurzer Zeit, unter der Leitung geübterer Lehrmeiſter, als Sidonia es war, alles jetzt Verſäumte wieder einzuholen, und Sidonia gönnte ihr von Herzen den unbeſchränkten Genuß der erſten fröhlichen Jugendzeit, die nur zu bald entflieht.

So lange Georg und Willibald im Pfarrhauſe weilten, hatte Agnes noch mehr Zeit als ſonſt bei ihren Freundinnen dort zugebracht; ſämmtliche junge Leute waren dadurch ſehr bald in jenen leichten vertraulichen Ton gerathen, den das Landleben gewöhnlich mit ſich führt; unter Scherz, Lachen, kleinen Neckereien, an denen Jung und Alt Freude hatten, gingen ihnen die geſelligen Stunden vorüber, und ſelbſt Sidonia nahm zuweilen heitern Antheil daran. Es entging ihr nicht, daß Agnes und Georg jetzt einander gegenſeitig als gute Freunde und Bekannte behandelten, ſich oft etwas zu ſagen hatten, was die Uebrigen nicht hören durften, ſich ſogar zuweilen in ernſterem Geſpräch mit einander zu vertiefen ſchienen, aber ſie war jetzt mit Georgs eigentlichen Gefühlen zu innig vertraut, als daß dadurch in ihrem Gemüth auch nur die leiſeſte unangenehme Aufwallung hätte entſtehen können.

Der erſte Brief, den Sidonia von ihrem Freunde erhielt, brachte wieder einiges Leben in die Einförmigkeit ihres jetzigen Daſeyns, die aufzugeben ſie ſich dennoch nicht entſchließen konnte. Bis dahin hatte der Schlag der Uhr, der ſonſt ſeinen nahen Beſuch ihr verkündete, ihr noch immer Thränen der Sehnſucht in das Auge getrieben; überall trat Georgs Bild ihr entgegen, und überall vermißte ſie ihn. Jetzt, durch den Briefwechſel mit ihm, war eine neue liebe Beſchäftigung ihr geworden. Oft war es, als ſtehe er ihr näher, indem ſie ſeine blos geiſtige Gegenwart empfand, als ſinke jede Schranke zwiſchen ihm und ihr, weil das Jugendliche ſeiner perſönlichen Erſcheinung ſie nicht mehr an ein Mißverhältniß erinnerte, welches freilich nichts weiter als ein Geſpenſt war, das ihre eigene Phantaſie heraufgerufen hatte, um ſie zu quälen.

Ihm gegenüber hatte Sidonia oft von einer nie zuvor empfundenen Schüchternheit ſich befangen gefühlt, wie man bei der welterfahrenen, an die größten Verhältniſſe gewöhnten Frau ſie nie hätte erklärlich finden können, wäre Georg nicht eigentlich ihre erſte Liebe geweſen. Doch die Feder in der Hand fühlte ſie ſich freier, offener. Herzlicher als je zuvor ſprach ſie es aus, was ſie für ihn empfand; Falkenburg erwiederte dieſe Geſtändniſſe mit aller Innigkeit ſeines liebenden Gemüths. Immer wärmer, immer angelegentlicher ward der Briefwechſel von beiden Seiten betrieben; eine vielbekannte Anekdote erzählt von einem Liebenden, der vorſätzlich von der Geliebten ſich entfernte, um nur die Freude zu haben, ihr ſchreiben zu können, wie er ſie liebe, und ſo lächerlich dieſes auch erſcheinen mag, Georg und Sidonia empfanden die hinter dieſem Mährchen verborgene Wahrheit. Ohne es zu wollen, ohne dazu beſonders aufgefordert zu werden, ja faſt ohne es zu wiſſen, nur von ihrem Herzen geleitet, überwand Sidonia endlich alle Schwierigkeiten, die früher ſie verhindert hatten, Georgs heißen Wünſchen, die erſehnte Antwort zu gewähren. Sie hatte eingewilligt, ihm ganz anzugehören, ohne zu begreifen, wie dieſes ihr möglich geworden, ſogar der Tag der Vermählung war auf einen der Georgs Heimkehr zunächſt folgenden Tage, und das Gut, das ſie gegenwärtig bewohnte, zu ihrem künftigen Aufenthalt von ihr beſtimmt. Georgs in höchſter Wonnetrunkenheit ausgeſprochenes Entzücken machte in ſeinem nächſten Briefe es ihr erſt recht deutlich, was ſie gethan, ſie erſchrack faſt darüber, aber es war ihr unmöglich, es zu bereuen.

Zwiſchen Erwartung und Sehnſucht, leiſem Bangen und muthigem Hoffen war endlich Falkenburgs Heimkehr immer näher und näher herangerückt; ſchon hatte er Sidonien gebeten, ihm nicht mehr zu ſchreiben, weil er ſich von nun an nirgend lange genug aufhalten werde, um mit Sicherheit auf den Empfang ihrer Briefe rechnen zu können. Sidonia fühlte zwiefach den Schmerz der Trennung, weil ſie der lieben Beſchäftigung entbehren mußte, die bis dahin ſie ihr erleichterte, als ein Brief von Belmont unerwartet und ſeltſam ſie überraſchte und neue Stürme in ihrem Gemüthe heraufzuführen drohte. Seit beinahe zwei Jahren war dieſes das erſte Zeichen, daß Belmont noch ihrer gedenke; mit leiſem Grauen hielt ſie das verhängnißvolle Schreiben in der zitternden Hand, betrachtete das ihr wohlbekannte Siegel, die Aufſchrift, auf der zu ihrem großen Erſtaunen der Name ihres jetzigen Wohnſitzes deutlich genannt war. Es währte lange, ehe ſie den Muth gewann, den Brief zu öffnen; ihr Herz klopfte in wilden hörbaren Schlägen, und die klaren feſten Züge der einſt geliebten Handſchrift ſchienen in ſchwankender Verwirrung ſich auf dem Papier durch einander zu bewegen.

Doch wider alles Erwarten wehte ein Hauch der Beruhigung, den ſie hier am wenigſten erwartet hätte, ihr aus dem Briefe entgegen. Jedes Wort in demſelben bezeugte, wie Belmont ihr eine Art geiſtiger Treue bewahrt habe, während er die Leidenſchaft, die er früher für ſie empfunden, und der er einſt ſie und ihr Wohl gern geopfert hätte, mit feſtem Muthe und aus den edelſten Gründen zu beſiegen geſtrebt. Er gab Sidonien frei, wie ſie früher ihn freigegeben, kein Wort von ihm verrieth auch nur den leiſeſten Wunſch, ein Verhältniß erneuern zu wollen, das er ſelbſt jetzt einen ſchönen Irrthum nannte, aber er ſprach es aus, daß er die Zeit, die er mit Sidonien verlebt habe, als die Blüthenkrone ſeines reichen Daſeyns betrachte, und bat ſie, ſich nicht von der Erinnerung an Verhältniſſe unwillig abzuwenden, aus denen ſie in aller ihrer urſprünglichen Klarheit ſich empor geſchwungen, wie ein Engel des Lichtes, der zu dem reinen Elemente, dem er angehört, wieder aufſchwebt, während er, Belmont, ſelbſt von tauſend Banden feſtgehalten, nur mit Bewunderung und Schmerz dem hohen Fluge nachblicken konnte, der ſie ihm entzog. Belmonts Geiſt übte noch immer die alte Oberherrſchaft über Sidonien aus, ſie erröthete, indem ſie bedachte, in welchem Lichte ihr jetziges Verhältniß ihm erſcheinen könne, und ob es ihr wohl möglich ſeyn werde, ihm daſſelbe zu geſtehen. Eine bis dahin von ihr überſehene Nachſchrift benachrichtigte ſie, daß durch ein Schreiben des alten Pfarrers, der als eifriger Naturforſcher und Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften auch mit ihm in Verbindung ſtehe, Sidoniens gegenwärtiger Aufenthalt zufälliger Weiſe ihm verrathen worden ſey. Daß er im Begriff ſtehe, nach Europa zurück zu kehren, und noch im Laufe dieſes Jahres die Erlaubniß von ihr zu erhalten hoffe, ſie wieder zu ſehen. Sidonia betrachtete den Brief genauer, er war aus Kairo datirt und über ſechs Monate alt.

Während Sidonia ſchwankend zwiſchen Freude und Erbangen ſich mit dem Gedanken an ein vielleicht ſehr nahes Wiederſehen bekannter zu machen ſuchte, ſtürzte plötzlich Agnes zu ihr herein. In leidenſchaftlicher Bewegung, in Thränen ſchwimmend; unfähig, nur ein Wort aufzubringen, warf ſie der erſchrockenen Sidonia ſich in die Arme, ſank vor ihr auf die Knie, küßte ihre Hände. „Gottlob, Gottlob, Sidonia, Du wenigſtens wirſt glücklich ſeyn“, ſchluchzte ſie endlich; „Du biſt Falkenburgs Braut, er hat es dem Pfarrer geſchrieben. Theure, liebe Sidonia, ſey nur recht glücklich, recht zufrieden und recht gütig gegen Deine arme Agnes, die nur Dich hat in der Welt.“

Sidonia glaubte zu vergehen, mit ſtarrem Blick betrachtete ſie das in Leidenſchaft ganz aufgelöſte Mädchen, das immer fortſprach, in kurzen abgeriſſenen, kaum verſtändlichen Sätzen, immerfort das nämliche wiederholte, bis es endlich erſchöpft zuſammen ſank. Sidonia hatte kaum noch Kraft genug, die arme Agnes der Pflege Margarethens zu übergeben, die dabei ſich der Aeußerung nicht enthalten konnte, wie ſie ſchon lange ſich darüber wundere, daß die gnädige Gräfin nicht bemerkt habe, wie krank, trübſelig und blaß Fräulein Agnes ſeit der Abreiſe des Herrn von Falkenburg einherſchwanke. Sie fühlte, als ob das Herz ihr brechen wolle, und eilte in ihrem Kabinette die Einſamkeit aufzuſuchen, deren ſie in dieſem Augenblick bedurfte, um nicht gänzlich der Laſt des Lebens zu erliegen.

Nach ein Paar Stunden ruhigen Schlummers kam Agnes wieder zu ſich ſelbſt, Ermattung trat an die Stelle der wilden Aufregung ihres ganzen Weſens, tief beſchämt konnte ſie nur furchtſam es wagen, ſich Sidonien zu nähern, und vermochte kaum den ſchüchtern bittenden Blick zu ihr aufzuſchlagen, um Vergebung in dem trüben Auge der geliebten Freundin zu leſen, die fortwährend mit unausſprechlicher Milde und Güte ſie behandelte.

So vergingen einige Tage; Sidonia brachte viele Stunden mit ſich allein zu, ſprach wenig, und bemühte ſich beſonders jede Erklärung mit Agnes zu vermeiden. Ihr ganzes Weſen hatte etwas feierlich-ernſtes angenommen, ſie war ſtill und freundlich, als hätte ſie die Rechnung mit dem Leben abgeſchloſſen, und man ſah deutlich, wie ſie mit ſich ſelbſt rang, um Kraft zur Ausführung eines großen Entſchluſſes zu gewinnen, der ihr Gemüth ausſchließlich beſchäftigte.

So erwartete ſie unter bangen Herzensſchlägen Georgs nahe Ankunft; ein Geräuſch in ihrem Vorzimmer ſchien eines Morgens ihr das Herannahen der ſchweren Stunde zu verkünden, der ſie ſchon Tagelang in zitternder Erwartung entgegen ſah, ſie ſtand auf, um dem Freunde entgegen zu gehen, doch die Kräfte verſagten ihr, ſie ſchwankte und mußte an dem vor ihrem Sofa ſtehenden Tiſch ſich feſthalten, als die Thüre ihres Zimmers ſich öffnete, und Belmont ſtatt Georgs vor ihr ſtand. Er verweilte einen Moment in einiger Entfernung von ihr. „So ſehe ich ſie denn wieder, die nie Vergeſſene!“ rief er mit bewegter Stimme, „o Sidonia, nehmen Sie gütig mich auf! Sie dürfen es, denn ich komme beſſer, ich komme reineren Herzens wieder, als ich Sie verlaſſen, und kann Reue verſöhnen, ſo ſind Sie verſöhnt“, ſprach er, indem er näher tretend ihre Hand ergriff, und mit einem langen forſchenden Blick ihr in das dunkle ernſte Auge ſah.

„Belmont, Herr von Belmont, ſeyn Sie willkommen in Europa", ſtammelte Sidonia, und wußte kaum, was ſie ſagte.

„Willkommen?" wiederholte Belmont gerührt, „das bin ich Ihnen wohl noch nicht, aber ich hoffe es zu werden", ſetzte er hinzu, indem er mit der ihm eigenen eleganten Gewandtheit ſie an ihren Platz zurückführte, für ſich ſelbſt einen Stuhl herbeizog, und ſich ſichtbar zuſammen nahm, um alles Geſpannte und Leidenſchaftliche von dieſem erſten Wiederſehen ſo fern als möglich zu halten.

„Wie ich doch ſo ganz unverändert ſie wiederfinde! ſogar ſchöner, blühender als je!" ſprach er, „und auch glücklicher. Ja, theure Sidonia, Sie ſind es, Sie werden es ſeyn, wenn gleich Ihr dem Boden zugewendetes Auge, und ein gewiſſer, mir wohlbekannter Zug um dieſen ſchönen Mund das Gegentheil behaupten möchten. Sprechen Sie noch nicht zu mir, erholen Sie ſich zuvor von dem Erſtaunen, oder darf ich ſagen, von der Freude dieſes unerwarteten Wiederſehens? Zwiſchen uns beiden bedarf es noch immer nicht vieler Worte, ich habe die liebe, oft geübte Kunſt noch nicht vergeſſen, Sie auch ohne dieſelben zu verſtehen, und Sie werden mir gern das ſchöne Vorrecht noch länger gönnen, in Ihrer Seele wie in einem offenen Buche zu leſen, wenn ich Sie verſichere, daß

Sie nichts neues mir zu ſagen, keine Erklärung mir zu machen haben. Ich bin nicht allein gekommen, theure Gräfin, ein Glücklicherer als ich folgt mir auf dem Fuße, ich bin ihm vorangeeilt, um Sie einen Augenblick früher als er zu ſehen. Soll ich ihn Ihnen nennen?“

„Georg!“ rief Sidonia mit hellem durchdringenden Ton, und ſank tief erſchüttert in die Kiſſen ihres Sofas zurück.

Belmont fuhr erſchrocken auf. „Was iſt das?“ rief er, „wäre es möglich? bin ich ſo tief in Ihren Augen geſunken, nein, Sie ſind Sidonia, es iſt nicht, es kann nicht ſeyn!“ Ernſt und forſchend weilte ſein Auge auf der faſt bewußtloſen Freundin, mit jenem mächtigen Blick, deſſen tief eindringende Gewalt ſie an eine Zeit, an Ereigniſſe erinnern mußte, von denen ſie noch immer mit innerem Grauen zurückbebte; auch jetzt wandte ſie mit ängſtlicher Scheu ſich von ihm ab und verhüllte ihr Geſicht. Belmont bemerkte es, er wollte ſie ſchonen, ſtand auf und ging einigemal im Zimmer auf und ab, bis es ihm gelungen war, auch den Sturm in ſeinem Innern zu beſchwören, und er gefaßter den Platz an Sidoniens Seite wieder einnehmen konnte.

„Laſſen Sie ſich erklären, theure Freundin, wie ich dazu gelangt bin, Herrn von Falkenburgs Bekanntſchaft zu machen, und mir ſogar ſein Vertrauen zu gewinnen", fing er im möglichſt ruhigen Converſationston an, ohne Sidoniens noch immer ſehr bewegten Zuſtand bemerken zu wollen. „In Kopenhagen trafen wir in einer ſehr großen Geſellſchaft vor Kurzem einander an, ohne eben viel Freude darüber zu empfinden. Obgleich Herr von Falkenburg in den zwei Jahren, in welchen ich ihn nicht geſehen, auf die ihm vortheilhafteſte Weiſe, vom Jünglinge zum Manne übergegangen iſt, ſo erkannte ich in ihm doch ſogleich Sidoniens jungen Ritter, der mir damals, zu meiner Schande ſey es geſagt, einiges böſes Blut gemacht hatte; auch ich ſchien ihm bekannt zu ſeyn, nur wußte er nicht gleich, wo er mich geſehen haben mochte. Freilich, die zwei Jahre, die ihm ſo vortheilhaft waren, haben an mir im entgegengeſetzten Sinne ihre Macht bewährt, und eine Luſtreiſe, wie ich ſie jetzt hinter mir habe, läßt ſich auch nicht ſo ganz ſpurlos zurücklegen. Man nennt das ein retrogradirendes Vorwärtsſchreiten", ſetzte Belmont lächelnd mit einem Blick auf den ihm gegenüberhängenden Spiegel hinzu, der die durch Seeluft, ſüdlichen Sonnenbrand und manche körperliche Anſtrengung gebräunten und vertieften Züge ſeines noch immer männlich ſchönen Geſichts treulich zurückgab. „Mein Name“, fuhr Belmont weiter fort, „der zufällig genannt ward, ſchien indeſſen den jungen Mann gleich auf die rechte Spur zu helfen, ich ſah es an der auf ſeiner Stirn aufſteigenden zornigen Röthe, an dem halb herausfordernden, halb kalt verachtenden Blick, mit dem er mich betrachtete, und was ſoll ich weiter ſagen? Genug, ich ergriff die erſte Gelegenheit, ihm die Veranlaſſung, mit mir näher bekannt zu werden, zu gewähren, die er ſuchte. Ein ganz ſtill unter uns verabredeter gemeinſchaftlicher Spazier-Ritt war die Folge davon, und wie das oft der Fall iſt, als Feinde waren wir ausgeritten, als Freunde mit gegenſeitiger herzlicher Hochachtung für einander kehrten wir zurück. Der Name Sidonia war die Zauberformel die dieſe Umwandlung bewirkte, doch wie ſie vollbracht wurde, Ihnen zu erklären, dieſes erlaſſen Sie mir wohl. Sie ſind glücklich, theure Sidonia, Sie werden immer mehr es werden, und ich bin es auch, weil die Laſt des innern Vorwurfs von mir genommen iſt, das edelſte liebenswertheſte Weſen auf eine Bahn verlockt zu haben, auf der unſere rauhere Naturen ſich zwar fortzuhelfen vermögen, ſo gut es eben angehen will, die aber, wie ich mit Schmerz zu ſpät entdeckte, kein Weib unbeſtraft betritt“, ſetzte er mit bewegter Stimme hinzu.

Von ungeduldiger Liebe und Sehnſucht getrieben, unterbrach Georg in dieſem Augenblick ihn; mit freudeſtrahlenden Blicken flog er auf Sidonien zu, ließ ihr nicht Zeit, ſich von ihrem Sitze zu erheben, kniete vor ihr hin und ſchloß ſie liebeglühend in ſeine Arme. Er überhäufte ſie mit dankenden Liebesworten, ohne den an Bewußtloſigkeit gränzenden Zuſtand, in welchem er ſie fand, zu bemerken, ſie beugte ſich zu ihm herunter, ihre Arme umſchloſſen ſeinen Nacken, ihr Haupt ſank auf ſeine Schulter, ein Strom von Thränen machte dem bis zum Zerſpringen gepreßten Herzen Luft. Sie weinte, weinte lange, unaufhaltſam, als ſolle ihr Leben mit dieſen Thränen verſtrömen. Belmont hatte indeſſen leiſe und unbemerkt ſich entfernt.

„Immer, immer noch Thränen?“ fragte Georg endlich mit zärtlicher Beſorgniß, „Sidonia, Geliebte, meine Braut, was verkünden ſie mir?“

„Abſchied, langen, langen Abſchied fürs ganze Leben“, erwiederte Sidonia, indem ſie aus ſeinen Armen ſich emporrichtete. „Beweine Du mich, ich will um mich ſelbſt nicht länger weinen“, ſprach ſie, indem ſie mit einer an Verzweiflung gränzenden

Kälte, vor der ihm innerlich ſchauderte, ihre Thränen trocknete. Auch den letzten Jugendtraum meines Lebens muß ich dahin ſchwinden ſehen, und mir ſagen, ich war nicht geboren, um glücklich zu ſeyn und zu beglücken. Ja könnte ich noch fühlen, wie ich einſt empfunden! könnte ich wie Du, mit reinem ungetrübten Auge, mit warmem Frühlingsgefühl in der Bruſt in das Leben ſehen! aber meine Blüthe iſt geknickt, mein Daſeyn gebrochen, meine Jugend dahin, mein guter Name mit ihr, und Dein iſt noch alles, was ich verlor."

„Sidonia! Sidonia!" rief Georg, „was iſt Dir, ich faſſe, ich begreife Dich nicht mehr."

„Und nun", fuhr Sidonia fort, ohne auf ſeine Einrede zu achten, „und nun, da ich den erſten Lichtblick des erwachenden Daſeyns, das erſte Aufflammen der glühendſten Liebe in einem noch unentweihten jugendlichen Herzen entſtehen ſah, für Dich, Georg, für dich, in einem Herzen rein und neu, und jugendfriſch, wie das Deine, das wahrlich nur ein Irrthum mir zugewendet hat, nun weis ich, und nichts kann die feſte Ueberzeugung mir rauben, daß ich mich täuſchte, indem ich wähnte, ich könne Dich noch beglücken."

Sidonia, erwache, erwache, oder erwecke mich aus einem Traum, aus einem Wahnſinn, der mit ſeinen Schreckensbildern mich zu vernichten droht!“ rief Georg. „Verſtehe ich Dich? verſtehſt Du Dich ſelbſt? was meinſt Du, wen meinſt Du? ich kenne keine Liebe, als die, ſo an Dich mich feſſelt, und will keine andere kennen. Welch grauſames Spiel willſt Du noch ferner mit mir treiben! was willſt Du mit mir?“

„Laß mich klar ſeyn, laß mich in wenigen Worten Dir ſagen, wie ich's meine, ehe meine Kräfte vollends zuſammen brechen“, erwiederte Sidonia. „Und beruhige Dich, mein Freund, was ich Dir zu verkünden habe, iſt nichts Unglückſeliges. Ein unbeſchreiblich anmuthiges unſchuldiges Weſen hängt mit inniger Liebe an Dir, und wird in dieſer Liebe rettungslos untergehen, wenn ich ſelbſtſüchtig Euch beide einer Täuſchung opfern wollte, aus der Du bald erwachen wirſt. Agnes! ſie liebt Dich, die wilde Verzweiflung hat mir die Augen aufgethan, die das zarte Weſen ergriff, als es mich Deine Braut nennen hörte. Agnes weis noch nicht, was Trennung, was Entſagung heißt, und warum ſollte ſie es lernen müſſen? Gibt es der Unglückſeligen meines Geſchlechtes nicht etwa ſchon genug? Verſchmähe nicht ein unentweihtes Herz, das ſeinen Jugendhimmel mit Dir theilen will, mich laſſe los, wie das Leben, wie das Glück mich ſchon längſt losgelaſſen hat. Sey glücklich mit ihr, die Kunde, daß Du es biſt, ſey mein Troſt, in jenem fernen Nebellande, in dem dunklen Schatten meiner ſchottiſchen Berge. Dieſes Gut iſt die Mitgift meiner Agnes", ſprach ſie, kurz, abgebrochen, einer Sterbenden ähnlich.

„Ha Belmont!" rief Georg zornentflammt.

„Belmonts Wiederſehen war mir ein furchtbarer Mahnbrief der Vergangenheit", erwiederte Sidonia ſanft, „der mir eindringlich bewies, wie wenig ich noch vom Leben zu fordern berechtigt bin. Ich habe in früheren Tagen mit ihm viel entzückend ſchöne Stunden und viel Schmerzen getheilt und erlebt, alle ſind dahin, als wären ſie nie geweſen. Auch das höhere ſchöne Glück, das ich an Deiner Seite mir träumte, iſt dahin. Ich werde es nie vergeſſen", ſetzte ſie unendlich weich werdend hinzu, und ergriff mit einem kaum fühlbaren Druck Falkenburgs Hand, „ich danke Dir innig, herzlich für Deine Liebe, mein Freund, indem ich ihr entſage, als einem Kleinode, deſſen Beſitz mir nicht zuſteht."

„Und wird es Dir ſo leicht, ſo leicht von mir zu ſcheiden? ſpricht denn in dieſem ſchönen Herzen keine Stimme mehr für mich?" bat Georg, ich glaube nicht an Agnes Neigung zu mir, ich habe überzeugende Gründe, nicht daran zu glauben."

„Sie liebt Dich, und geht zu Grunde, wenn wir ſie nicht retten", erwiederte Sidonia ſehr beſtimmt.

„Und muß ich, mußt Du ſelbſt geopfert werden, um den Jugendtraum eines Kindes in Erfüllung zu bringen, der, wenn es erwacht, von ſelbſt verfliegen wird?" rief Georg faſt ungeduldig. „Sidonia, beſinne Dich doch, ſieh mich an, biſt Du nicht ſchon mein? Du haſt mich geliebt, und bei der ewigen Wahrheit beſchwöre ich es, Du liebſt mich noch, und wirſt mich immer lieben, denn in Dir iſt weder Wanken noch Wechſel. Was Dich jetzt irre macht, iſt ein mir unbegreifliches Wahngebilde. Und wäre es auch mehr, kannſt Du von falſcher Großmuth verlockt mit dem Glücke eines Mannes ſpielen, den Du noch vor Kurzem zu ſo hohen Hoffnungen berechtiget haſt? kannſt Du ihn einer Andern abtreten wollen, wie etwa einen Schmuck, den Du großmüthig weggibſt, weil er einer Freundin gefällt, und kannſt Du mir zumuthen, daß ich zu ſolchem Opfer mich bequeme?"

„Georg! wie Du mich marterſt, ſchone mein", ſeufzte Sidonia, faſt ohnmächtig hinſinkend.

„Deiner ſchonen!" rief Georg, „mit meinem

Herzblut möchte ich Deinen Frieden erkaufen, Du weiſt es wohl, Sidonia. O höre mich, laß nicht trübe Verworrenheit Deinen ſonſt ſo klaren Geiſt länger umdunkeln. Entreiße Dich jenem fürchterlichen Mißtrauen in Dir ſelbſt, das endlich allem rein menſchlichen Gefühl Dich entfremden, und zuletzt zu Verfeinerungen deſſelben Dich hinauf ſchrauben wird, in denen Recht und Unrecht ſich in ein nie zu entwirrendes Chaos verlieren. Theure, geliebte Sidonia, auch unſern Tugenden ſind Schranken geſetzt, die überſteigen zu wollen, Uebermuth wäre; wir dürfen uns der Gottheit nicht gleich ſtellen wollen, und es gibt einen Edelmuth, der zur Sünde wird, weil er in die Rechte jener höheren Hand eingreifen will, die allein über das Geſchick ihrer ſterblichen Geſchöpfe zu entſcheiden hat."

Tief ergriffen von dem ernſten einfachen Sinn ſeiner Rede, blickte Sidonia zu ihm auf; er ſtand vor ihr wie ein Begeiſterter, mit flammendem Blick, in der edelſten Stellung, vom Schmerz durchdrungen, doch nicht gebeugt. Sie fühlte, daß ſie in ihm noch weit mehr aufgebe, als ſie gewähnt. Ihre völlig erſchöpfte Kraft trug es nicht länger, zum Tode ermattet lehnte ſie ſich ſchweigend mit geſchloſſenen Augen in ihren Seſſel zurück, und

Georg entfernte ſich, um ihr Zeit zur Erholung zu laſſen, deren ſie ſo nöthig bedurfte.

Nach einigen Stunden kehrte Georg zu Sidonien zurück; leichten Schrittes, fröhlichen Herzens; aus ſeinen Blicken, ſeinem ganzen Weſen leuchtete der heimliche Triumph eines faſt unbezähmbaren Entzückens ihr entgegen. „Das Räthſel iſt gelöſt!“ rief er ſchon aus der Ferne ihr zu; „Sidonia, Geliebte, jetzt biſt Du mein, jetzt mir auf immer gewonnen, und kein Opfer muß fallen, alles iſt geſchlichtet, jeder Irrthum gelöſt, und es liegt in Deiner Hand, auch außer mir noch zwei Weſen auf den Gipfel des Glücks zu erheben, die zu Dir aufſehen, wie zu einer ſegenſpendenden Gottheit. Du haſt Dich nicht getäuſcht, Agnes liebt, liebt mit aller Gluth eines neuerwachten Gemüths, mit einer Leidenſchaftlichkeit, an der ſie hoffnungslos untergehen könnte, hinge nicht auch mein Freund Willibald mit ganzer Seele an ihr. Sidonia, Geliebte, begreifſt Du nun meine unausſprechliche Freude?

Heftig erſchrocken ſtarrte Sidonia ſprachlos vor ſich hin. Doch im Taumel des Entzückens und in ſeinem Eifer, ihr umſtändlich die von ihm eben gemachte Entdeckung mitzutheilen, bemerkte Falkenburg dieſes nicht, oder glaubte es nicht bemerken zu müſſen, um der Geliebten eine leichte Beſchämung zu erſparen.

Willibalds Mutter und Schweſtern waren die einzigen Vertrauten der unſchuldigſten harmloſeſten Liebe geworden, die, während Willibald um ſeines Freundes Georg willen mehrere Wochen bei ſeinen Eltern zubrachte, ihn und Agnes unwiderſtehlich an einander zog. Nichts iſt ſchüchterner als das erſte Erwachen eines jungen Herzens, die Liebenden möchten ſich und ihr ſüßes Geheimniß am liebſten vor der ganzen Welt in heiliges Dunkel verbergen, deshalb hatte Willibald es auch ſeinem Freunde Georg nicht offenbart, vor dem er ſonſt nichts verborgen hielt, und dieſer war damals mit Sidonien und mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt geweſen, als daß er es hätte errathen ſollen, obgleich ihm wohl zuweilen eine leiſe Ahnung davon durch den Sinn fuhr. Faſt am Tage vor Willibalds und Georgs Abreiſe hatte erſterer ſich ſeinem Vater entdeckt, dieſen gebeten ihm und ſeiner Geliebten bei der Gräfin Adelheim das Wort zu reden, und mußte mit ſchmerzlichem Erſtaunen durch dieſen Schritt alle fernere Hoffnungen vernichtet ſehen. Bei zahlloſen vortrefflichen Eigenſchaften beſaß der gute Alte die Schwäche, Rang und Geburt zu hoch zu ſtellen; er ſah daher in den Wünſchen ſeines Sohnes ein faſt unverzeihliches Erkühnen, befahl ihm jeden Gedanken an das durch Vermögen und Geburt hoch über ihm ſtehende Fräulein Agnes von Bornefeld auf immer aufzugeben, ſetzte ihm und der Mutter, welche die Liebe des jungen Paares in Schutz nehmen wollte, weitläufig auseinander, wie ſehr es die Gräfin Adelheim beleidigen hieße, wenn man es nur wagen wolle einer Verbindung ihrer Kuſine mit dem Sohn ihres Pfarrers zu erwähnen, und wandte endlich ſein ganzes patriarchaliſches Anſehen daran, den Sohn zum Schweigen zu verweiſen, und die Mutter dahin zu bringen, daß ſie verſprach bei Agnes den Fehler wieder gut zu machen, den ſie aus übergroßer Nachſicht begangen. Durch ihres Mannes ernſte Ermahnung muthlos geworden, fing die gute Frau jetzt an das arme Herz des jungen Kindes mit einer Härte zu quälen, der nur ihr gänzlicher Mangel an aller Kenntniß der Welt außerhalb ihrer eigenen beſchränkten Sphäre zur Entſchuldigung dienen kann. Agnes unſchuldige Liebe ward in dem Lichte, in welchem ſie ihr dieſelbe jetzt zeigte, zu einem kaum zu verzeihenden Vergehen umgeſtaltet, zum ſchwärzeſten Undank gegen die edle Verwandtin, die ſo viel für ſie gethan, und der nimmermehr zu einem ſolchen Mißbündniß ihre

Einwilligung abgefordert werden könne. Agnes verging ſichtbar in tieſem Gram, die Mutter und Schweſtern des Geliebten weinten mit ihr, und konnten nichts weiter für ſie thun, bis endlich ein Brief von Falkenburg an ſeine Pflegemutter, dieſer ſein nahes Glück an Sidoniens Seite entdeckte. In ihrer Freude darüber ließ die gute Frau einige Worte fallen, welche in Agnes die Hoffnung erregten, Sidonien ihrer Liebe jetzt geneigter finden zu können, indem dieſe ja ſelbſt eine Art Mißbündniß einzugehen im Begriff ſtehe.

„Gewiß meine Sidonia, Du kannſt der armen lange gequälten, zu krampfhafter Anſpannung aller ihrer Nerven getriebenen Agnes nicht verargen, daß ſie ſogleich, kaum ihrer ſelbſt bewußt, zu Dir flog;“ ſetzte Georg am Schluß ſeiner Erzählung hinzu. „Bedenke die lange Pein des armen Kindes und vergib, daß es, von einem neuen Hoffnungsſtrahl unerwartet berührt, zu Deinen Füßen, an Deiner Bruſt den lange verhaltenen Schmerz ausweinte. Der Irrthum, zu dem ſie dadurch Dich verleitete, war ſchmerzlich für uns beide; daß Du ſie nicht verſtandeſt, nicht verſtehen konnteſt, war natürlich; doch nun hat alles ſo herrlich ſich gelöſt“, rief er entzückt, indem er Sidonien in ſeine Arme faſſen wollte.

„Agnes und Willibald ſollen glücklich ſeyn, ſo viel es in meiner Macht ſteht ihr Glück zu begründen“, erwiederte Sidonia mit feierlichem Ernſt; „ich danke dem Geſchick das mir noch dieſen Troſt in meine tiefe Einſamkeit mitgibt, doch Dich, mein Freund, verlaſſe ich jetzt mit weit bängerem Zagen; Ich ſcheide ſchwer, wie ein Glücklicher vom Leben, denn die Gewißheit Dich an einem andern Herzen glücklicher zu wiſſen, als Du es an dem meinen werden konnteſt, wird mir genommen, doch ich darf, ich kann an mein ſinkendes Leben, an mein zerſtörtes Daſeyn Dich nicht feſſeln. Mir fehlt der Muth die herben Folgen meiner verlornen Jugendzeit mit Dir zu theilen, und obgleich an Jahren Dir gleich, fühle ich an Deiner Seite mich veraltet. Faſſe Dich, erſchwere den Abſchied mir nicht zu ſehr, den unvermeidlichen“, ſetzte ſie bittend mit gefalteten Händen hinzu.

„Wie Sidonia! immer noch der alte Wahn! guter Gott wird er denn nimmer enden!“ rief Georg erbleichend. „Armes, armes Herz, wieſchonungslos muß die Welt dich behandelt haben, daß ſie bis zu dieſem Grade Dich an Dir ſelbſt irre machen konnte“, ſetzte er mit vor innerer Bewegung faſt brechender Stimme hinzu.“

Weinend ſank Sidonia an ſeine Bruſt, noch einmal erhob ihr edler freier Sinn ſich über alle kleinlichen Rückſichten, ohne Rückhalt, offen und wahr ſprach die ganze Größe ihrer Liebe ſich aus, aber auch wie eben dieſe überſchwengliche Liebe ſie zwinge, ihn zu verlaſſen. Georg lag zu ihren Füßen, umfaßte ihre Knie, flehte in den weichſten Accenten mit herzergreifenden Worten ſie an, nicht ihn und ſich ſelbſt einem unſeligen Wahne zu opfern; doch vergebens.

„So ſey es denn", rief er endlich, von tiefem Schmerz durchdrungen, von edlem Zorn entflammt, und richtete ſich hoch empor, „vollende unſer beider Elend, weil Du es nicht anders willſt. Weil Bitten und Vorſtellungen an Dir abgleiten, weil nichts Dich bewegen kann, Dein Unrecht einzuſehen, ſo müſſen wir allerdings ſcheiden. Sidonia, ich wollte Tage und Nächte lang zu Deinen Füßen liegen, wüßte ich Dich dadurch vor dem Jammer zu retten, den Du Dir ſelbſt bereiteſt, doch um Deinen Beſitz betteln vermag ich nicht."

Die Stimme brach ihm bei dieſen Worten, in verzweifelndem Schmerz wandte er ſich von ihr ab, das Geſicht mit beiden Händen verhüllend, eilte er der Thüre zu, und fühlte plötzlich von Belmonts Armen ſich umfaßt.

„Ich kenne dieſen Schmerz, der jetzt Dein Herz zerreißt", flüſterte Belmont mit unterdrückter Stimme, und führte den faſt Regungsloſen wieder zu Sidonien, „auch ich habe ihn einſt empfunden, und nicht ſchuldlos wie Du", ſetzte er kaum hörbar mit einem halb erſtickten Seufzer hinzu.

„Gräfin", ſprach Belmont, ſich gewaltſam zuſammen nehmend, mit ehrerbietigem aber feſtem Ton zu Sidonien, „ich bin, ohne es zu beabſichtigen, Zeuge einer Scene geworden, welche eine der ſchmerzlichſten Erinnerungen meines Lebens wieder erneute. Vergeben Sie mir, daß ich nicht gleich mich entfernte, ich bin nicht gewohnt, den Lauſcher zu ſpielen, aber mir war in dieſem Augenblick, als ſey ich berufen, als Schutzgeiſt Ihnen zur Seite zu ſtehen, und als ſolcher darf ich meine Pflegebefohlene überall umſchweben", ſetzte er mit ſchmeichelnder Gewandtheit hinzu.

„Belmont, was wollen Sie mit mir?" rief Sidonia ſehr erſchüttert.

„Was ich immer hätte wollen ſollen, Ihr Wohl", erwiederte Belmont, indem er ihre beiden Hände ergriff. „Gönnen Sie mir das einzige Vorrecht, an welches Anſpruch zu machen mir noch erlaubt iſt", fuhr er bittend fort, „das ſchöne Recht, Ihnen mit meinem Rathe beizuſtehen, wenn

Ihr ſonſt ſo klarer Sinn ſich nicht ſogleich aus den Labyrinthen des Lebens herausfinden kann.“

„Ich habe abgeſchloſſen mit dem Leben“, erwiederte Sidonia düſter, „ich fordere nichts mehr von ihm, und bedarf keines Rathes, denn für mich gibt es keine Wahl mehr.“

„Das Leben läßt keinen los, ſo lange er athmet, und rächt ſich fürchterlich an ſeinen Verächtern“, erwiederte Belmont mit feierlichem Ernſte. „Ich leſe in Ihrem Gemüthe, Sidonia, beſſer, klarer, wie Sie ſelbſt in dieſem furchtbaren Aufruhr Ihres ganzen Weſens es konnen; keine Regung deſſelben iſt mir verborgen, und ſo will, ſo muß ich denn ein hartklingendes Wort ausſprechen, ſelbſt auf die Gefahr hin, Ihren ganzen Zorn auf mich zu laden. Sidonia, nicht Ihre ſechsundzwanzig Jahre, nicht der Gedanke an frühere Verirrungen, aus denen Sie herausgingen, rein wie ein Engel des Lichtes, wenn gleich die Welt Sie verdammte; alles dieſes iſt es nicht, was zu dem gewaltſamen Schritt Sie bewegt, den Sie zu thun im Begriff ſtehen; auch nicht Erinnerung an Schmerzen, die Sie beſiegt haben, an Ungerechtigkeiten, denen Sie den Muth des reinſten Bewußtſeyns entgegen ſetzten, reißen von dem Manne Ihrer Liebe Sie los, um ihn und Sie ſelbſt der Reue, dem Untergange zu weihen. Ich muß es ganz ausſprechen, wie ich es meine und weis, dieſes bin ich Ihnen ſchuldig, als Erſatz für alles, was ich an Ihnen verübte. Und träfe mich auch künftig Ihr Haß, ich darf nicht ſchweigen, wo es Ihre Rettung gilt. Ihr Mißtrauen in ſich ſelbſt, Sidonia, iſt ein erkünſteltes, dem Ihre beſſere Ueberzeugung heimlich widerſpricht, es iſt nichts weiter, als phantaſtiſche Uebertreibung eines an ſich ſchönen Gefühls. Aber die alte Luſt, das Ungewöhnliche dem Gewöhnlichen vorzuziehen, und das ganz Unerwartete zu ergreifen, iſt wieder in Ihnen erwacht, dieſer einzige liebeswürdige Flecken Ihrer ſonſt ſo hohen reinen Natur, der von jeher zu manchem gewagten Schritt Sie verleitet hat. Auf Koſten Ihres Herzens wollen Sie von dem gewohnten Gange der Welt ſich ausſchließen, und Unerhörtes thun und tragen, um wunderbar und ſeltſam und allein dazuſtehen."

Immer bleicher und bleicher werdend blickte Sidonia zu Belmont auf, während er mit allen Zeichen innerer Rührung aber dennoch feſt und beſtimmt zu ihr ſprach. Ihr ganzes Weſen war furchtbar bewegt, die ungeſtümen Schläge ihres Herzens drohten die Bruſt ihr zu zerſprengen, ihre Hände falteten ſich krampfhaft, ihre Lippen zuckten, ohne einen Laut hervorbringen zu können, ihr Auge blickte ſtarr und wild. Belmont ſtand ſchweigend vor ihr, ſein Auge ruhte mit liebevollem aber tiefem Ernſt auf ihr, wie damals an ihrem Krankenbette in Bourdeaux, und mit einem lauten Schrei, beide Hände auf ihr Herz drückend, ſank Sidonia in halber Bewußtloſigkeit zuſammen. Falkenburg, der neben ihr ſtand, faßte in ſeine Arme ſie auf, er wollte reden, doch Belmont winkte ihm zu ſchweigen, und eine lange Pauſe entſtand, tiefe Stille herrſchte rings umher, bis Sidoniens ſich wieder färbende Wangen und eine leiſe Bewegung ihrer Hände das ihr wiederkehrende Leben anzeigten.

„Theure Gräfin“, nahm jetzt Belmont mit ſehr ſanfter, eindringender Stimme wieder das Wort, „auch von mir riſſen Sie einſt ſich los. Sie konnten es nicht ohne Schmerz, aber Ihr guter Engel gab damals dieſen Schritt Ihnen ein, und rettete Sie vom Untergange, den meine Selbſtſucht, ohne daß ich mir deſſen deutlich bewußt war, Ihnen bereitete. Sie litten wie ich, denn ich war Ihnen werth geworden, aber der Sieg über ein nur zu gefährliches Verhältniß gewährte Ihnen ein ſtilles triumphirendes Gefühl, das Sie tröſtete. Zum zweitenmal kann weder dieſer Troſt noch dieſer Triumph Ihnen werden, denn mit Falkenburg ſtoßen Sie jede Hoffnung, Sie ſtoßen mit ihm den Einzigen von ſich, den Sie jemals wahrhaft liebten, den Sie lieben können, der Sie liebt mit aller Innigkeit eines zur Liebe geſchaffenen unentweihten Gemüths, der ganz des hohen Lohnes würdig iſt, den Ihr Herz ſelbſt wider Ihren Willen ihm zugeſtehen muß. Sidonia, ich weis es, ich fühle es, ich wußte es, ſobald ich ihn kannte, er iſt der Einzige, der Erſte, der jener edlen Liebe würdig ſich Ihnen zeigte, deren hohes Ideal in Ihrem, wie in dem Buſen aller edlen Frauen lebt, und Ihr Herz, wenn Sie freie Wahl ihm laſſen, wird unter Tauſenden nur ihn wählen.“

Belmont ſprach nicht weiter; eine zweite lange Pauſe entſtand; Belmont und Falkenburg athmeten kaum in ſchweigender Erwartung. Da erhob ſich Sidonia, ihre Wange färbte ſich tiefer, ihr Auge leuchtete verklärter; ſie reichte Belmont die Hand, ſtrebte vergebens, ihm einige Worte zu ſagen, und ſank in Falkenburgs Arme.

„Er hat Recht, und kannſt Du vergeben?“ flüſterte ſie nur ihm hörbar. Belmont entfernte ſich, die Liebenden blieben allein.

* * *

Manches Jahr iſt ſeitdem vergangen. Sidonia lebt an Falkenburgs Seite ein ſchönes ruhiges Leben, beglückend und beglückt, von allen verehrt und geliebt, die ihrer wohlthuenden Nähe ſich erfreuen, aber fern von jenen glänzenden Kreiſen, in deren trügeriſchen Schimmer ſie ſich nicht zurückſehnt. Ihr Haus iſt jetzt ihre Welt, Freude um ſich her verbreiten ihre Beſchäftigung. Der größere Theil ihres Vermögens ward zwar ein Raub der immer ungünſtiger ſich geſtaltenden Zeit, aber die keineswegs drückende Beſchränkung, die ihr dadurch zur Pflicht wird, erhöht ihre Freude am Wohlthun, indem ſie ihr dieſelbe erſt recht fühlbar macht.

Seit Belmont mit feſtem Sinn und klarem Blick die Erkenntniß ihrer ſelbſt zu ihrem Heile ihr aufdrang, und durch ein raſch und kühn geſprochenes Wort von jeder Ueberſpannung ſie befreite, hat Sidonia gelernt, vom Leben nicht mehr zu fordern, als es zu gewähren vermag, und des gegenwärtigen Tages ſich freuen, ohne durch trübe Erinnerungen ihn ſich umdüſtern zu laſſen, die von ſelbſt immer tiefer in die Schatten der Vergeſſenheit ſich hinabſenken, wenn man nicht gewaltſam ſie feſthalten will.

An dem nämlichen Tage, an welchem Sidonia dem glücklichen Falkenburg am Altare die

Hand reichte, wurden auch Willibald und Agnes einander auf immer vereint. Belmont wartete die Hochzeitsfeier nicht ab, er lebt in Paris, wie er von jeher es gewohnt geweſen, ein in jeder Hinſicht genußreiches Leben, das er nach eigener Wahl und Laune ſich zu geſtalten ſucht. Ein nicht eifrig fortgeſetzter, aber auch nie ganz vernachläſſigter Briefwechſel mit Sidonien, erneut von Zeit zu Zeit ſein Andenken bei den Freunden, die ihr Glück ihm verdanken.

Gedruckt bei Carl Naumann in Frankfurt a. M.

Johanna Schopenhauer's

Nachlaß.

Herausgegeben

von

ihrer Tochter.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Braunſchweig,
Verlag von George Weſtermann.
1839.

Jugendleben
und
Wanderbilder

von

Johanna Schopenhauer.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Braunſchweig,
Verlag von George Weſtermann.
1839.

5

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunſchweig.

[illegible]
REGIA
[illegible]

Einleitung.

Où vont tous ces voyageurs?
Ils vont où va toute chôse,
Où va la feuille de rose
Où va la feuille de laurier!

Schon unzählige Male, in Verſen wie in Proſa, iſt bis zum Ueberdruß der Menſchen Leben einer Reiſe verglichen worden; die zwiſchen beiden obwaltende Aehnlichkeit drängt ſich unwiderſtehlich Jedem entgegen, und auch ich weiß dieſes Vergleichs mich nicht zu erwehren, obgleich ich, eben ſeiner Vortrefflichkeit wegen, mich ſeiner ſchäme.

Da ſtehe ich nun, zwar etwas reiſemüde, aber übrigens doch mit friſchem Sinn und voll innerer Lebenskraft auf der Höhe der letzten Station vor dem Ziele. Ich blicke noch einmal hinab auf den zurückgelegten langen Weg, auf die lieblichen Thäler, die ich durchwandelte, auf die ſteilen dornigen Felſenpfade durch die ich mich winden mußte; zwar will ein wunderbar weiches, aus Freude und Leid zuſammengeſetztes Gefühl bei dieſem Rückblicke ſich meiner bemächtigen, doch bin ich im Ganzen wohl zufrieden, ſo weit gelangt zu ſein.

Als vor ſechzig bis ſiebenzig Jahren von Eiſenbahnen und Chauſſeen noch gar nicht die Rede war, und Klopſtock ſeiner um ihn bangenden Cidli aus der Ferne die tröſtenden Worte zuſang:

»Cidli, Du weineſt, und ich ſchlumm're ſicher,
»Wo im Sande der Weg verzogen fortſchleicht — «

Damals freilich ſchlich auch das Leben ſo langſam gemächlich mit dem Menſchen dahin, wie Klopſtocks Wagen im Sande; einige kleine, unterwegs nicht zu vermeidende Püffe abgerechnet, kam man, halb im Traume, ehe man ſich deſſen verſah, an das uns Allen geſetzte Ziel, dem noch Keiner jemals ausgewichen iſt.

Im wirklichen wie im figürlichen Sinne, wie iſt doch das Alles in dieſer letzten Zeit, in welche die bei weitem größere Hälfte meines Daſeins gefallen iſt, ſo ganz anders geworden! Mit verdreifachter und vervierfachter Schnelle gehen Leben und Reiſen, in Eilwägen und auf Dampfſchiffen vorwärts, ſogar die Stunden galopiren. Was aus Armen und Beinen, beſonders aber aus den Köpfen werden wird, wenn erſt die Eiſenbahnen die ganze Erde wie ein

Netz umziehen, und vollends Herr Green den Plan ausführt, in Zeit von drei Tagen mit ſeinem Luftballon nach Amerika überzuſetzen und im Verlauf einer Woche die Welt zu umkreiſen, das freilich iſt eine Schwindel erregende Frage, deren Löſung nur die Zeit gewähren kann. Ob die Reiſenden bei ihrer Heimkehr von ihren Erfahrungen ſoviel werden zu erzählen wiſſen, als ihre langſamer fortſchreitenden Vorgänger, iſt ebenfalls ſehr zu bezweifeln, doch ſteht zu hoffen, daß ſie in keinem Falle minder unterrichtet zurückkommen werden, als der größte Theil der engliſchen ſogenannten Touriſten, welche jetzt ſchaarenweiſe in der Welt umherziehen.

Erzählen! Des Alters liebſte Unterhaltung; und warum ſollte ſie es nicht ſein? »Daß jeder Narr jetzt ſeine eigne Geſchichte hat, das eben iſt keine der geringſten Plagen der jetzigen böſen Zeit,« ſeufzte freilich einſt Göthe, als einige, übrigens ganz vortreffliche Perſonen, wenige Tage nach der Schlacht bei Jena, in etwas ungehöriger Breite von ihrem während derſelben und den ihr unmittelbar folgenden drei Plünderungstagen erlittenen Drangſale uns unterhalten hatten; auch ich habe manches aus meinen früheren Erlebniſſen, das ich gern mittheilen möchte, doch Göthe's Ausſpruch klingt abſchreckend genug, um wenigſtens einiges Bedenken dabei zu erregen.

Ein in Unmuth ausgeſtoßenes Wort macht indeſſen doch noch kein Geſetz, auch kann man ein Buch, das nicht unterhält, leichter zuſchlagen, als langweilige Schwätzer zur Thür hinausführen!

Nach der dem ſiebenjährigen Kriege nun folgenden dumpfen Ruhe fiel mein Leben in eine ſehr ereignißreiche Zeit, und von dem erſten im Jahre ſiebenzehnhundert und fünf und ſiebenzig in Philadelphia erfolgten Aufſtande der Amerikaner bis auf den heutigen zwei und zwanzigſten Januar des Jahres achtzehnhundert und ſieben und dreißig, an welchem der unerwartete Ausſpruch der Straßburger Jury über die Empörer, zu Gunſten des Prinzen Louis Napoleon, die vielbeſprochene Tagesneuigkeit iſt, hatte ich Zeit und Gelegenheit zum Ueberfluß, um manches zu ſehen, zu erleben, zu bemerken, was nicht allein meiner eignen Erinnerung, ſondern auch der Mittheilung nicht ganz unwürdig ſein dürfte.

So ſei es denn gewagt! Vielleicht gelingt es dieſen meinen Erinnerungen aus meiner langen Lebensreiſe, ſich eine nicht minder günſtige Aufnahme zu erwerben, als ſie meinen früheren, auf kürzeren Reiſen geſammelten Erfahrungen geworden iſt. Auch liegt gewiſſermaßen in dieſer Art von Wiedererleben des längſt Vergangenen ein eigner anziehender Genuß, dem Schmerzlichen darunter hat die Zeit den verwundenden Stachel abgeſtumpft, und welcher Seefahrer gedächte nicht gern früherer überſtandener Stürme! Die glücklicheren Tage hingegen, beſonders die der Kindheit, erſcheinen uns im verklärenden, Alles verſchönenden Schimmer der ſonnigſten Ferne.

Auch muß ich geſtehen, ich wünſche durch dieſe meine Selbſtbekenntniſſe jenen oberflächlichen Biographien zu entgehen, die, bei ſeinem Erlöſchen, jedem nur einigermaßen bekannten Schriftſtellerleben drohen, und mit Hülfe einiger von indiscreten Freunden und Bekannten leicht zu erhaltenden Briefen, Notizen und Anekdoten ſich ſchnell zuſammen bringen laſſen, wenn gleich die Verfaſſer derſelben während der Lebenszeit des Gegenſtandes ihrer Bemühungen, in keiner Art von Berührung mit demſelben jemals geſtanden. Wahrſcheinlich beabſichtigen ſie nur zur Verewigung ſeines Namens beizutragen, mir aber erſcheinen dieſe Herren wie Leichenfrauen, welche in Ausübung ihres Amtes den Todten, deſſen Wiederbelebung nicht in ihrer Macht ſteht, wenigſtens zum letztenmal mit traurigem Flitterſtaat aufputzen, ehe er völlig dem Dunkel des Grabes anheimfällt. Und wer, ſo lange Sonne und Mond ihm noch leuchten, möchte nicht Alles anwenden, um, wenn ſeine Zeit vorüber iſt, ſolchen Händen ſich zu entziehen?

Und ſo will ich denn verſuchen, mit leichten aber ſichern Zügen ein Sittengemälde meiner Zeit, in ihrem Fortſchreiten mit mir, zu entwerfen; jener alten ehrlichen Zeit, deren Gebräuche und Lebensweiſe uns jetzt ſo fern zu liegen ſcheinen, als wären ſie durch Jahrhunderte von uns getrennt, obgleich ſeit ihrem völligen Erlöſchen kaum funfzig Jahre vorüber gezogen ſind. Uebrigens bitte ich nicht zu viel von mir zu erwarten, aber auch nicht zu viel von mir zu befürchten, denn ich verſpreche mein Möglichſtes zu verſuchen, um die gefährlichſte aller Klippen, die der Langweiligkeit, zu vermeiden.

Wahrheit will ich geben, reine, unverfälſchte Wahrheit, ohne jede Beimiſchung von Dichtung, aber mit Auswahl, ohne auf eine ausführliche Darſtellung aller Ereigniſſe meines Lebens einzugehen, die doch nur für die Wenigen einiges Intereſſe haben können, welche perſönlichen Antheil an mir nehmen. Mit meinen Herzensangelegenheiten aber will ich die Welt ganz verſchonen; behaupten, ich habe deren nie gehabt, wäre eben ſo nutzlos als albern, denn wer würde es mir auf mein Wort glauben?

Es war damit eben wie gewöhnlich das alte Lied:

»Ä bißerl Liäb un ä bißerl Treu,
»Un ä bißerl Falſchheit war och mit dabei.«

Um indeſſen meine Leſer ſo viel möglich auf den Geſichtspunkt zu ſtellen, von welchem aus ich wünſche, daß ſie meine ſkizzenhaften Darſtellungen betrachten mögen, erlaube ich mir noch einige Worte über das, was ich bin und nicht bin, oder vielmehr über das, was ich zu ſein und nicht zu ſein glaube; denn wer wäre noch jemals zur völligen Erkenntniß ſeines eignen räthſelhaften Selbſt gelangt?

Für's erſte bin ich keine mit philoſophiſchem Blick und männlichem Muth in alle Verhältniſſe des Lebens, des eignen wie des fremden, tief eindringende und tief eingreifende Rahel; aber auch kein excentriſch-poetiſirendes Kind, deſſen übermächtige Phantaſie Wahrheit und Dichtung dermaßen in einander wirrt, daß es ſelbſt am Ende beide nicht mehr von einander zu ſondern vermag.

Auch lief ich nicht als ſechsjähriges Mädchen, wie meine berühmte Vorgängerin, ſchreibe ſeligen Andenkens, Frau von Genlis von ſich ſelbſt erzählt, in der Tracht eines Cupidon du siècle de Louis quinze, mit einem ſchön beflitterten Flügelpaar auf den Schultern in meinem elterlichen Hauſe umher.

Ihrer eigenen Verſicherung zufolge war Frau von Genlis in dieſer Tracht ſo überſchwenglich allerliebſt, daß ſie viele Monate hindurch ſie gar nicht ablegen durfte, ſondern Sonntags und Werkeltags ein franzöſirter Amorino blieb, was mitunter wunderlich ſich ausgenommen haben mag. Ich war im nämlichen Alter, im kattunenen Kleidchen, mit einer feinen weißleinenen Schürze und einer kleinen Flor-Dormeuſe auf dem Kopfe, unter welchem ein gepudertes Toupée hervorſah, herrlich geputzt, und nahm mich ungefähr aus, wie das kleine Louischen auf Chodowiesky's Kupfern zur erſten Ausgabe des Weiſſiſchen Kinderfreundes, dieſen treueſten Modebildern damaliger Zeit.

Soviel von dem was ich weder war noch bin; viel von dem, was ich zu ſein glaube, zu ſprechen, ſteht mir nicht zu, auch werden meine Leſer im Verlauf dieſer Blätter es ſelbſt wohl einſehen. Nur ſo viel noch nach dem Zeugniß derer, die mich perſönlich näher kennen, bin ich eine heitre, anſpruchloſe alte Frau, der man im geſelligen Umgange die Schriftſtellerin gar nicht anmerkt.

Und darauf bilde ich mir etwas ein.

Erſtes Kapitel.

Der iſt am glücklichſten, er ſei
Ein König oder ein Geringer, dem
In ſeinem Hauſe wohlbereitet iſt.
Göthe.

Am fernen Strande der Oſtſee, in der alt-ehrwürdigen damals noch freien Reichsſtadt Danzig, erblickte ich am neunten Juli des Jahrs ſiebenzehn hundert ſechs und ſechzig das Licht der Sonne zum erſten Mal. Ich kam an einem Poſttage, deren es damals nur zwei, und nicht wie jetzt, ſieben in der Woche gab, zur Welt, deshalb wollten Einige behaupten, meine Ankunft ſei an dieſem Tage meinem Vater nicht ganz bequem geweſen, weil ſie in ſeinen Geſchäften ihn ſtörte; demohnerachtet erregte ſie große Freude, um ſo mehr, da ſie meinen Eltern für den Verluſt ihres Erſtgebornen, eines Knaben, wenigſtens einigen Erſatz bot.

Ich erhielt in der Taufe den Namen Johanna Henriette, denn meine Mutter hatte auf ihrer großen und einzigen Reiſe von zwei und zwanzig Meilen, von der ſie immer gern erzählte, in Königsberg ein kleines allerliebſtes Mädchen geſehen, das Johanna hieß und Hänschen genannt wurde. Und ſo hieß denn auch ich ein paar Jahre hindurch Hänschen, bis man es für anſtändiger hielt, mich in eine franzöſiſche Jeannette zu überſetzen.

Zu meinem ſehr großen Glücke blieb ich nicht lange das einzige Kind; während des Verlaufs von ſieben Jahren wurden mir noch drei Schweſtern geboren, von denen zwei mir ſchon in die Ewigkeit vorangegangen ſind, die jüngſte aber noch in Danzig lebt.

Chriſtian Heinrich Troſiener, mein Vater, zählte ſich zwar nicht zu den reichſten, aber doch zu den angeſehenen und wohlhabenden Kaufleuten der großen Handelsſtadt. Der in Rußland wurzelnde, damals ſehr blühende Zweig ſeines Geſchäftes, der jetzt ganz verdorrt iſt, ließ keine Art von Sorge in ihm aufkommen. Auch war er fröhlicher und lebhafter Gemüthsart, dabei verſtändig, von unbeſtechlicher Redlichkeit und unbeugſam republikaniſchem Sinne. Angebornes Talent und wohlbenutzte Lebenserfahrungen ließen den faſt gänzlichen Mangel gelehrter Schulkenntniſſe bei ihm wenig gewahren; als Mann des

Volks ſtand er bei ſeinen Mitbürgern aus dem Mittelſtande in Ehren und Anſehen, denn wann hätte wohl jemals eine Republik, ſelbſt die kleinſte, ohne Oppoſitionspartei beſtehen können?

In ſeinem Aeußern hatte er etwas Impoſantes, ſeine Amtskleidung auf dem Rathhauſe, der faltenreiche, mit Sammet breit aufgeſchlagene Mantel, von ſchwerer ſchwarzer Seide, die lockenreiche, weißgepuderte Alongeperücke, die bis auf den Rücken herabreichte, gaben dem großen wohlgewachſenen Manne ein recht ſtattliches Anſehen. Für die damalige Zeit hatte er bedeutende Reiſen gemacht, war in Warſchau, Petersburg und Moskau geweſen, hatte in Frankreich, beſonders in Lyon, mehrere Jahre zugebracht, und nicht nur die Sprachen dieſer verſchiedenen Länder, ſondern auch eine gewiſſe geiſtige und körperliche Gewandtheit ſich angeeignet, durch die er auch in ſeiner äußern Erſcheinung ſich vortheilhaft auszeichnete.

Ueber alle dieſe lobenswerthen Eigenſchaften warf indeſſen eine nicht zu zähmende Heftigkeit des Charakters zuweilen ihren ſie verdunkelnden Schatten, welche denen, die ihn nicht genau kannten, den Umgang mit ihm verleidete. Gerade wenn man es am wenigſten erwartet hatte, konnte die unbedeutendſte Veranlaſſung zu wildeſten, freilich ſich ſchnell wieder legenden Zorn ihn aufbringen. Dann erbebte vor ſeiner Donnerſtimme das ganze Haus; wir Kinder waren ohnehin gewöhnt, uns ſtill zu verhalten, wenn es hieß: »der Vater kommt,« doch alle andere Hausgenoſſen, bis auf Hund und Katze, liefen ihm dann voll Angſt aus dem Wege.

Nur meine liebe ſanfte Mutter ließ durch ein ſolches häusliches Ungewitter ſich nicht aus der Faſſung bringen; ſie wartete in großer Gelaſſenheit, bis ihr Alter ausgetobt hatte. Sie predigte ihm nicht, ſie ſchmeichelte ihm nicht, ſie redete ſogar ihm nicht zu; aber ſie verſtand es, ihn ganz unmerklich zu beſänftigen und ihren grimmigen Löwen dahin zu bringen, daß er fromm wie ein Lamm ſeiner Uebereilung ſich innerlich ſchämte. Uns, jung wie wir waren, entging dies nicht, und wir hatten ihn deshalb nur um ſo lieber, denn ein Kindergemüth weiß jedes rein menſchliche Gefühl gleich anzuerkennen.

Eine gewiſſe altfränkiſche Galanterie gegen unſer Geſchlecht hielt übrigens meinen Vater ſtets ab, ſich gegen unſre Mutter merklich zu vergeſſen. Während ſeines langen Aufenthalts in Frankreich hatte er ſie ſich wahrſcheinlich angeeignet, und ſie war zur zweiten Natur ihm geworden, ohne jedoch in's Lächerliche zu fallen. Jetzt iſt dieſe alte Sitte dermaßen aus der Mode gekommen, daß meine Leſer kaum verſtehen werden, was damit eigentlich gemeint iſt; ſogar uns Töchtern kam dieſe mildere Sitte zu Gute. In einer ruhigen Stimmung konnten wir als ganz kleine Mädchen vom Vater alles erhalten, was wir wünſchten; ſobald wir nur nicht zudringlich ungeſchickt oder in unſerm Verlangen gar zu unverſtändig uns bezeigten.

Mit wenigen Strichen iſt das Bild meiner Mutter, Eliſabeth, geborne Lehmann, recht getreu und charakteriſtiſch darzuſtellen. Ein kleines zierliches Figürchen mit den niedlichſten Händchen und Füßchen, ein Paar große ſehr lichtblaue Augen, eine ſehr weiße feine Haut und ſchönes langes lichtbraunes Haar, ſo war ſie in der äußern Geſtalt.

Hübſch angezogen ſein war ihre Freude, auch mein Vater ſah ſeine kleine Frau gern geputzt und nahm, ohne daß ſie ihn dazu aufzufordern nöthig hatte, jede Gelegenheit wahr, welche ſeine Geſchäftsverbindungen ihm boten, um aus Lyon mit Kleidern, Blonden und Hauben, aus Italien mit den ſchönen Blumen ſie zu beglücken, die damals in jenem Lande aus Eierhäutchen und Seidenwürmer-Kokons der Natur täuſchend nachgebildet wurden.

Zur rührigen Hausfrau, in dem Sinne der damaligen Zeit, eignete meine Mutter ihrer Natur nach ſich wenig, auch war mein Vater keineswegs geſinnt, dieſes von ihr zu verlangen; er war völlig damit zufrieden, daß ſie die Oberaufſicht über ihr Hausweſen recht verſtändig zu führen verſtand. Uebrigens war ſie an ihrem Nähtiſch vom Morgen bis zum Abend für ſich und die Ihrigen beſchäftigt; das alte Sprichwort: was ihre Augen ſehen, wiſſen ihre Hände zu machen, galt im vollſten Maaße von ihr.

In Hinſicht auf das, was in unſern Tagen von Frauen und Mädchen gefordert wird, war freilich die Erziehung meiner Mutter nicht minder vernachläſſigt worden, als die der Mehrzahl ihrer Zeitgenoſſen. Ein Paar Polonaiſen, ein Paar Murkis auf dem Klavier, ein Paar Lieder, bei denen ſie ſelbſt ſich zu accompagniren wußte, Leſen und Schreiben für den Hausbedarf, das war ſo ziemlich Alles was man ſie gelehrt hatte. Doch Mutterwitz, natürlicher Verſtand und jene rege, den meiſten Frauen eigne Auffaſſungsgabe entſchädigten ſie für dieſen Mangel an erworbenen Kenntniſſen.

Bis zur Erſcheinung von Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen, hatte ſie außer Gellerts Schriften blutwenig geleſen. Romane ſtanden in jener Zeit in ſehr ſchlechtem Kredit, doch bei dieſem machte meine Mutter eine Ausnahme, weil er zum Theil in Danzig ſpielte, und Hermes, der Verfaſſer deſſelben, eine Zeitlang in unſerer Vaterſtadt gelebt hatte. Außer Gellerts ſchwediſcher Gräfin, höchſt langweiligen Andenkens, hatte ſie noch nie ein Buch dieſer Art geleſen, und ſie eröffnete durch dieſe Lektüre ſich eine ihr bis dahin ganz unbekannt gebliebene Quelle von Genuß, deren Unverſiegbarkeit weiterhin noch ihr ſpäteſtes Alter erheiterte.

Und nun! Adam! ehrlicher vieljähriger Diener Deines Herrn; Kaſche! Du treue, ſorgſame Pflegerin meiner hülfloſen Kindheit, Du, die ich ſo herzlich lieb hatte, und doch im Verein mit meinen Schweſtern täglich neue Ungezogenheiten zu Deiner Plage erſann; gute redliche Seelen, möge man es mir nicht verargen, daß ich im Hintergrunde dieſes Gemäldes meiner Familie Euren beſcheidenen Geſtalten ein Plätzchen anweiſe, wie ihr es im Leben in derſelben nicht unrühmlich ausfülltet.

Beide vermiſchen ſich mit meinen früheſten Erinnerungen; gleich bei meiner Geburt nahm Kaſche mich in ihre treuen Arme und theilte ſich in der Sorge für mich mit meiner Mutter, die im Widerſpruch mit dem Hausarzt und dem damals allgemeinen

Gebrauch, feſt darauf beſtand, mich keiner Amme anzuvertrauen.

Kaſche war meine erſte Lehrerin; von ihr lernte ich, noch früher als meine Mutterſprache, polniſch ſprechen; ſo wollte es mein Vater, in der Ueberzeugung, daß durch die ſehr ſchwere Ausſprache dieſer Sprache, die jeder andern, welche man ſpäterhin erlernt, ſehr erleichtert werde. Der Erfolg hat wenigſtens bei mir dieſen Grundſatz durch Erfahrung beſtätigt; polniſch Leſen habe ich indeſſen nie gelernt, weil Kaſche ſelbſt nicht leſen konnte, und da dieſe Sprache in unſerm Hauſe bald völlig außer Gebrauch kam, indem meine Mutter ſie nicht verſtand, ſo habe ich ſie ſehr ſchnell gänzlich vergeſſen. Abends beim Schlafengehen nahm Kaſche, als ich noch kaum ſprechen konnte, mich auf den Schooß, als ich größer wurde, ſtellte ſie mit gefalteten Händen mich vor den Tiſch hin und ließ mich beten:

»Des Walte Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geiſt. Amen!«

Das war mein ganzes Abendgebet, was es eigentlich ſagen wollte, wußte ich nicht, kümmerte mich auch gar nicht darum, mochte aber nicht ohne daſſelbe in's Bette. Während ich einſchlief, ſang Kaſche mit heller tremulirender Stimme: Nun ruhen alle Wälder, abwechſelnd mit: Nun ſich der Tag geendet hat; ich hörte aufmerkſam zu, bis der Schlaf mich übermannte, und weder die ruhenden »Vieh, Menſchen, Städt' und Felder,«. im erſten, noch die »ſchwarzen Nachtgeſpenſter« im zweiten Liede, haben jemals den mindeſten übeln Eindruck auf meine Phantaſie gemacht.

Uebrigens war Kaſche eine Wittwe in mittleren Jahren, aus der Gegend um Thoren herum, wo in jener Zeit in den niedern Ständen die polniſche Sprache noch die herrſchende war. Jungen Mädchen ſeine Kinder anzuvertrauen war damals ein Unerhörtes, und der wichtige Poſten einer Kinderfrau wurde nur von erfahrenen Perſonen ausgefüllt, die nachmals, wie unſere Kaſche eben auch, als Glieder der Familie, der ſie treu gedient hatten, bis an ihr Ende in Ehren gehalten wurden.

Adam war ein vielſeitigeres Genie, gleich Molière's Maîtres Jaques im Geizigen bekleidete er in unſerm Hauſe die Stellen eines Kammerdieners, Hausknechts, Lakaien, Kellermeiſters, ſogar die eines Haushofmeiſters, und zwar mit eben ſo viel Redlichkeit als Geſchick. Er nahm meiner Mutter alle jene Details des Hausweſens ab, die ſelbſt zu verwalten ihr zu beſchwerlich fiel, und beſorgte zugleich alle bedeutenderen Einkäufe, ſogar bis auf den des fetten Maſtochſens, den mein Vater nach dem damaligen allgemeinen Gebrauch im Herbſte zum Wintervorrath einſchlachten ließ.

Adam war der einzige im Hauſe, der meinem Vater alles recht zu machen verſtand, was ſelbſt meiner Mutter nicht immer gelingen wollte; dafür nahm er freilich zuweilen es ſich heraus, ein Wörtchen mit darein zu ſprechen, doch wurde er nicht leicht unbeſcheiden, und ließ ſich ſchnell wieder in ſeine Schranken zurückweiſen. Höchſt ſelten brach eines jener oben erwähnten häuslichen Donnerwetter über ſeinem Haupte aus, und faſt nie ein recht ſchweres.

»Unſer Herr iſt auch ein rechter Narr!« monologiſirte Adam einſt für ſich allein, indem er gleich nach einem ſolchen Gewitter, das er ſchweigend über ſich hatte ergehen laſſen müſſen, den Theeapparat herein trug.

»Meinſt Du Adam?« erwiederte ihm unerwartet mein Vater, indem er im Sopha hinter dem Theetiſch ſich aufrichtete, wo Adam ihn nicht bemerkt hatte. Adam ſank vor Schrecken faſt in die Kniee; doch fiel darüber kein Wort zwiſchen Herrn und Diener; Beide thaten, als wäre nichts geſchehen, und die Sache war zu ihrer Ehre abgethan und vergeſſen.

Zweites Kapitel.

»Es muß auch ſolche Kauze geben.«
Gothe.

Ich kann es mir nicht verſagen, dieſem vielleicht etwas zu ſehr Ifflandiſirenden Familiengemälde eine jener ergötzlichen Karrikaturen als luſtiges Nachſpiel anzuhängen, deren Originale in der neueren Zeit, ſelbſt in Krähwinkel, völlig ausgegangen ſind. Uebrigens gehört Herr Chriſtophorus Moſer, als Buchhalter meines Vaters und unſer täglicher Tiſchgenoſſe, ebenfalls zu meinen früheſten Erinnerungen und verdient ſchon für die Mühe, welche er ſich gab, mich in der edlen Schreibekunſt zu unterrichten, daß ich ſein Andenken der Vergeſſenheit zu entreißen ſuche.

Herr Moſer war ein klein-kleines Männchen, mit einer langen, rothen, ſpitzigen Naſe, neben der ein Paar ſchwarze Aeuglein unter einer ſchön friſirten Perrücke hervorleuchteten, an welcher ein großer majeſtätiſcher Haarbeutel befeſtigt war, der ihm faſt den halben Rücken bedeckte.

Dieſe außerordentliche Haarbeutelpracht verdankte der zarteſten, keuſcheſten und treueſten Liebe ihr Daſein; denn ſchon ſeit undenklichen Jahren war Herr Moſer verlobter Bräutigam der berühmteſten Haarbeutel-Fabrikantin der Stadt Danzig, der Jungfer Neſſelmann, mit welcher er ohne Nachtheil für beider guten Ruf wie für ihre Tugend im nämlichen Hauſe wohnte.

»Die kleine Familie koſtet zu viel!« erwiederte er ärgerlich, warf den Kopf auf und drehete dem Ueberläſtigen den Rücken zu, der zu fragen ſich erkühnte, ob der Hochzeitstag ſchon angeſetzt ſei?

Sein Stolz und ſeine Freude war: »ein Nürnperger Pürger« zu ſein; ſo ſprach er in ſeiner harten fränkiſchen Mundart es aus, die bei ſeinem ſteten Verwechſeln des B mit P, des G mit K, des D mit T, uns unaufhörlich zum Lachen reizte. Beſonders ſetzte ich, »Jungfer Scharnetta,« wie er mündlich und ſchriftlich mich nannte, ihn dadurch oft in Verzweiflung, und bedachte, oder vielmehr bemerkte in meinem kindiſchen Uebermuthe nicht, daß der damalige gedehnte ſingende Danziger Dialekt, der aber jetzt mit jedem Jahre mehr verſchwindet, doch auch nicht der lobenswertheſte ſei.

Mittags, wenn mein Vater zuweilen länger als gewöhnlich an der Börſe verweilte, nahm Herr Moſer gern die Gelegenheit wahr, ſich ein halbes Stündchen vor Tiſch in unſerem Wohnzimmer einzuſtellen, um mit meiner Mutter zu politiſiren, die ihrerſeits ebenfalls froh war, von Krieg und Frieden, und wie es zufolge des Hamburger Korreſpondenten überhaupt in der Welt ſtehe, etwas zu erfahren.

Doch auch Gegenſtände anderer Art kamen zuweilen zur Sprache; Herr Moſer wußte Geſchichten zu erzählen, für deren Wahrheit er ſich hoch und theuer verbürgte, und bei denen uns Allen, die Mutter mit eingeſchloſſen, ſogar am hellen Mittag kaltes Grauſen überkam, die wir aber alleſammt doch gar zu gern anhören mochten.

Zum Beiſpiel von Fauſt's Höllenzwang, den er mit eigenen Augen in der Bibliothek zu Nürnberg mit ſchweren eiſernen Ketten an den Tiſch angeſchmiedet geſehen, und nicht für die halbe Welt nur mit einem Finger das Buch habe berühren mögen. Einer ſeiner Jugendfreunde aber war ſo vorwitzig, ſich in die Bibliothek einzuſchleichen, ſich dort einſchließen zu laſſen, und wollte nun darüber her, die Beſchwörungen aus dem Höllenzwange zu kopiren. Doch was geſchah! Ueber Nacht entſtand ein gewaltiger Sturm, der das Dach der Bibliothek abzudecken drohte, und am Morgen fand man den jungen Frevler bewußtlos unter dem Tiſche liegen; er wurde zwar wieder zu ſich ſelbſt gebracht, blieb aber von Stund' an tiefſinnig ſein Lebenlang, und wollte Niemandem entdecken, was in jener Nacht ihm widerfahren ſei.

Auch vom Nativitätſtellen wußte Herr Moſer viel zu ſagen, und wie es damit doch ſein eignes Bewandniß habe, und gar nicht »mit Ohne« ſei. Er ſelbſt hatte einen jungen Nürnberger Patrizier gekannt, dem ſeine Eltern bei der Geburt die Nativität hatten ſtellen laſſen, und dem aus den Sternen geweiſſagt worden war, daß er in einem beſtimmten Jahre, an einem beſtimmten Tage, durch einen ſchneeweißen Schimmel ums Leben kommen werde. Nichts war wohl natürlicher, als daß die gnädige Mama ihn an dem Tage nicht aus dem Zimmer ließ, und ſiehe da, von der nach damaliger Art mit Hautreliefs von Stuckatur geſchmückten Decke löſete ein ſchweres weißes Pferd von Gyps ſich ab, und erſchlug den, nach dem Beſchluß der Sterne frühe dem Tode Geweihten.

Die ſchönſte von allen ſeinen Geſchichten, bei deren oft von uns erbetenen Wiederholung mein kleines republikaniſches Herzchen jedesmal in freudige Bewegung gerieth, war die Beſchreibung eines alten

Gebrauchs, der, wie Herr Moſer behauptete, damals noch alljährlich in Nürnberg ſtattfand. An einem dazu beſtimmten Tage hielt ein über und über geharniſchter Reiter vor dem Thore und verlangte in die Stadt gelaſſen zu werden; die Nürnberger fragten, in weſſen Namen er Einlaß begehre.

Im Namen Seiner Majeſtät des Königs von Preußen, erwiederte der Geharniſchte, und nannte der Reihe nach die übrigen Titel des Monarchen, welche alle auch Herr Moſer mit bewunderuswürdiger Zungenfertigkeit ableierte, zuletzt kam auch

Burg-Graf von Nürnberg!

Mit Nichten! riefen die tapfern Nürnberger, warfen, bauz! ihr Thor ihm vor der Naſe zu, und der Geharniſchte ritt wieder hin woher er gekommen, um im nächſten Jahre wieder zu kehren.

Mir ſchien es wirklich, als ob das etwas ungeheuer Großes ſei!

Doch wie wurden alle dieſe Geiſtesgaben durch die ſeltne Pracht in Schatten geſtellt, in welcher Herr Moſer an heitern ſonnenhellen Feſttagen der ſtaunenden Welt ſich zeigte! Unter dem Arme das kleine ſchwarzſeidene Dreieck, damals Chapeau-bas genannt, ebenfalls ein Meiſterwerk ſeiner kunſtfertigen Braut, dann der prächtige postillon d'amour, ein ſehr breites ſchwarzes Band, das, vom Haarbeutel ausgehend, locker und leiſe ſeine Wangen umſpielend, auf ſeiner Bruſt im breiten Jabot ſich verlor.

Und nun noch das grasgrüne, überall, ſogar rings um die zahlloſen Knopflöcher mit Gold beſetzte Kleid! An hohen Feſten, zu Oſtern und Pfingſten, war dies Kleid ſogar ſcharlachroth, dann vermochte kein ſterbliches Auge den Glanz zu ertragen. Dazu noch die Kleinodien, die lang herabbaumelnde goldige Uhrkette, den Ring am kleinen Finger, groß wie ein recht großes Achtgroſchenſtück, aus unzähligen kleinen Roſetten und Tafelſteinen künſtlich zuſammengefügt, dann die den ganzen Fuß bedeckenden funkelnden Steinſchnallen. Schon damals hatte die ganze große Stadt Danzig kaum eine zweite Figur dieſer Art aufzuweiſen; jetzt würde man wohl vergeblich die ganze Welt darnach durchſtreifen.

An ſolchen Tagen fiel es Herrn Moſer gar nicht ein, mit meiner Mutter die Geheimniſſe der europäiſchen Kabinette ergründen zu wollen; kerzengerade ſtand er wenigſtens anderthalb Stunden im brennendſten Sonnenſchein auf den breiten Stufen vor unſerm Hauſe, ließ Ring und Schnallen nach allen Seiten hin ihre Strahlen verſenden, kratzte mit großem Geräuſch zu einem zierlichen Tanzmeiſter Bückling aus, und ſchrie überlaut: »Kehorſchamſter Tiener, Herr ſo und ſo!« wenn ein bedeutender Mann auf der Straße ſich zeigte.

Kurz vor Tiſche ging er gewöhnlich noch zur Abkühlung ein Viertelſtündchen auf die Jagd; er begab ſich nämlich in den ſchattigen Hausflur, fing Fliegen, riß ihnen einen Flügel aus und legte ſie ſo verſtümmelt unſerm großen Z[illegible]er-Kater vor, der ruhig im Fenſter ſich ſonnte; worüber ich dann jedesmal in heftigen Zorn gerieth.

Gewiß gab es an ſolchen feſtlichen Tagen kein glücklicheres Weſen auf Erden, als Herrn Moſer, wenn nicht vielleicht ſeine Braut es war. Was mag ihr liebendes Gemüth empfunden haben, wenn der Bräutigam aus ihren ihn ſchmückenden Händen entlaſſen, in ſolcher Pracht die Straße herab ſtolzirte! Doch leider gedeiht unterm Monde kein dauerndes Glück! Einige Jahre ſpäter fingen die Zöpfe an die Haarbeutel zu verdrängen, Zopfperrücken ſogar nahmen Ueberhand! Das gefühlvolle Herz der Jungfer Neſſelmann erlag dieſem Schmerz: ſie ſtarb!

Unglaublich iſt es, aber doch wahr, kaum Jahr und Tag war vergangen, als der kleine Treuloſe mit ihrer Nachfolgerin in dem immer mehr ſinkenden Geſchäft ſich wirklich vermählte.

Meine gute liebe Mutter ſtellte ihn darüber recht ernſtlich zur Rede. »Ach!« ſeufzte lächelnd Herr Moſer, »heißt ſie doch gerade wie die ſeelige Jungfer, Adelgunda!«

Drittes Kapitel.

Nach Sevilla, nach Sevilla!
— — wo ſich Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus den Fenſtern ſehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach! da ſehnt mein Herz ſich hin!
Brentano.

Das Gepräge ehemaligen hohen Wohlſtandes, und der aus dieſem entſpringenden ſoliden Prachtliebe iſt meiner Vaterſtadt ſo tief aufgedrückt und dermaßen mit ihrem ganzen Weſen verzweigt und verwachſen, daß es unmöglich wäre, ſie zu moderniſiren, ohne ſie ganz zu zerſtören und ein neues Danzig auf der Stelle des alten zu erbauen.

Wie in allen einſt durch den alten Hanſeatiſchen Bund vereinigten Städten, ſtehen auch in dieſer alle Häuſer mit der Giebelſeite der Straße zugewendet, und erſcheinen daher nicht nur, im Vergleich zu ihrer Breite, von unverhältnißmäßiger Höhe, ſondern ſind es auch wirklich; und müſſen es ſein, um den ihren Bewohnern nothwendigen Raum der Luft abzugewinnen, welchen der durch die Feſtungswerke beſchränkte feſte Boden zu karg ihnen gewährte.

Auch wühlten unſere Vorfahren zum nämlichen Zwecke ſich tief in die Erde hinein; weitläufige Keller, oft zwei Stock über einander, ziehen unter den Häuſern ſich hin, deren Gewölbe einige Fuß über die Oberfläche ſich erhebt und eine Art Souterrain bildet, das häufig zu ziemlich bequemen, weder feuchten noch ſehr dunkeln Wohnungen eingerichtet iſt, zu denen man von der Straße aus hinabſteigt, und die von Bürſtenmachern, Korbflechtern, beſonders aber von Obſt-, Gemüſe- und Milchverkäufern vorzugsweiſe geſucht werden.

Hierin ſcheint mir die erſte Veranlaſſung der ganz eigenthümlichen Bauart zu liegen, durch welche meine Vaterſtadt von allen andern ihr ſonſt ſo ähnlichen alten Städten ſich unterſcheidet. Die Hauptſtraßen in Danzig ſind weit breiter als in jenen; in dem Raum zwiſchen den beiden einander gegenüberliegenden Häuſerreihen könnten zwei, ja drei Kutſchen bequem neben einander hin fahren, und zu beiden Seiten bliebe noch Platz für einen mit Platten belegten Fußweg. Und dennoch iſt die eigentliche fahr- und gangbare Straße durchweg ſo enge, daß ein recht gut eingefahrner Kutſcher es nicht immer vermeiden kann, mit ſeinem ihm entgegenkommenden Kollegen in unangenehme Kolliſion zu gerathen. Die in ſolch einen Wirrwarr hineinkommenden Fußgänger aber haben genug zu thun, um nur ihre geſunden Gliedmaßen zu ſalviren.

Die Beiſchläge vor allen Häuſern, von denen aber das, was man in Hamburg oder Lübeck mitunter ſo nennt, nicht den Schatten eines Schatten bietet, ſind die alleinige Urſache dieſer ſeltſamen Erſcheinung. Doch womit ſoll ich ſie vergleichen, um nur eine einigermaßen anſchauliche Idee von dieſen wunderlichen Propyläen zu geben, durch welche die alte nordiſche Stadt ein faſt ſüdliches Anſehen gewinnt, und in denen in meiner frühen Jugendzeit ein großer Theil des häuslichen Lebens mit jetzt unglaublicher Offenherzigkeit, faſt ſo gut als auf freier Straße, betrieben wurde.

Balkone ſind dieſe Beiſchläge nicht, eher möchte ich geräumige, ziemlich breite Terraſſen ſie nennen, die, mit großen Steinplatten belegt, längs der Fronte des Hauſes ſich hinziehen, zu denen einige breite bequeme Stufen hinaufführen und die ſtraßenwärts mit ſteinernen Bruſtwehren verſehen ſind.

Zwiſchen den aneinanderſtoßenden Beiſchlägen der zunächſt benachbarten Häuſer bilden vier bis fünf

Fuß hohe Mauern die Grenze; blecherne Röhren führen der auf derſelben ruhenden ſteinernen Rinne das Regenwaſſer von den Dächern zu, die dieſe durch den Rachen koloſſaler, zuweilen recht kunſtreich in Stein gehauener Wallfiſch- oder Delphinköpfe wieder ausſtrömen läßt.

Die launigſte aller Herrſcherinnen, die Mode, nimmt ſeit einiger Zeit alles, was ſonſt als altfränkiſch verſchmäht wurde, unter dem Namen Rokoko in ihren mächtigen Schutz; möge es ihr gefallen, dieſen auch den Danziger Beiſchlägen angedeihen zu laſſen! Schwerlich giebt es ein grandioſeres Rokoko, das deſſen würdiger wäre.

Häuſer von mehr als drei Fenſtern in der Fronte gab es in meiner Jugend in Danzig nur wenige; und ſie gehören wohl noch zu den Ausnahmen; weit häufiger ſind die, welche nur zwei Fenſter aufzuweiſen haben, und wie kahl, wie jämmerlich vereinzelt müßten dieſe vier bis fünf Stock hohen Häuſerſtreifen ohne den ſie dem Auge zu einem Ganzen verbindenden Vorhof der Beiſchläge daſtehen.

Die unbeſchadet der Vorliebe für Rokoko immer weiter um ſich greifende Verſchönerungs- oder vielmehr Moderniſirungsſucht unſerer Tage droht aber ſchon ſeit geraumer Zeit ihnen den nahenden Untergang. Schon ſind die alten herrlichen Kaſtanienbäume vor den Häuſern verſchwunden, deren weit ſich ausbreitende Zweige Kühlung und Schatten gewährten, unter welchen der arbeitsmüde Bürger in der Mitte der Seinen oder im Geſpräch mit dem zu ihm ſich herüber beugenden Nachbar einer Art leidlichen Genuſſes ſich erfreuete.

Denen, die durch ihre Verhältniſſe die ganze Woche hindurch in der Stadt feſtgehalten wurden, brachten die aufbrechenden Knoſpen dieſer ſchönen Bäume alljährlich Kunde von dem draußen eben angelangten Frühling, und ſeine Einladung, am nächſten Sonntage ihn vor dem Thore aufzuſuchen, wo er in aller Pracht und Herrlichkeit ſie erwarte.

Und welch' einen Spielplatz bot in meiner Jugend der Beiſchlag den Kindern! ſo ſicher, ſo bequem! Dicht unter den Augen der oben am Fenſter nähenden und ſtrickenden Mutter, die zuweilen es nicht verſchmähte, mitten unter ihnen des milden Abends zu genießen. Bei leidlichem Wetter brachten wir mit unſern Geſpielen alle unſere Freiſtunden in dieſem Aſyl zu, das noch den unſchätzbaren Vorzug beſaß, daß wir unſers lärmenden Treibens wegen weniger geſcholten wurden, weil es hier bei weitem nicht ſo läſtig wurde, als im Hauſe ſelbſt.

Mehrere Häuſer, deren Giebel mit Statüen und andern architektoniſchen Verzierungen von Bildhauerarbeit geſchmückt ſind, zeugen noch heute ſowohl von dem Reichthum als von der Kunſtliebe unſerer Vorfahren, welche bei deren Erbauung mit nicht unbedeutendem Geldaufwande dieſe Kunſtwerke von guten Meiſtern in Italien verfertigen und nach Danzig kommen ließen. Andere, früheren Tagen angehörende Häuſergiebel ſtehen noch in ihrer, faſt noch aus der Zeit der Tempelherren ſtammenden Alterthümlichkeit da, doch neigen ſich dieſe ganz ihrem Verfalle zu, und ihre Anzahl wird immer geringer.

Das ſchönſte und merkwürdigſte derſelben, welches ehemals meinem Onkel Lehmann angehörte und auch von ihm bewohnt wurde, iſt, wie ich höre, vor einigen Jahren auf Höchſten Befehl gekauft, ſorgfältig abgebrochen und auf die Pfaueninſel bei Potsdam verpflanzt worden. Allerdings iſt dies eine ſehr ehrenvolle Beſtimmung, doch fürchte ich, daß es dort bei weitem ſo gut ſich nicht ausnimmt, als in ſeinen ehemaligen, ihm angemeſſeneren Umgebungen in der Brotbäcker-Gaſſe.

Viertes Kapitel.

> Es iſt das kleinſte Vaterland der größten
> Liebe nicht zu klein.
> Je enger es Dich rings umſchließt, je näher
> wird's dem Herzen ſein.
> Wilhelm Müller.

Daß das Land, daß die Stadt, in welcher wir geboren und erzogen wurden, auf die Bildung unſeres Geiſtes, wie überhaupt auf die Entwickelung unſeres ganzen Weſens den mächtigſten Einfluß üben, iſt eine faſt unbeſtrittene Thatſache. Bei mir aber tritt noch überdem der beinah unglaubliche Fall ein, daß Beides, ja ich möchte ſagen, der Gang, den das Leben ſpäter mit mir genommen, von dem unbedeutenden Umſtande abhing, daß das Haus meiner Eltern gerade an der Stelle und an keiner andern ſtand. Einige Häuſer höher hinauf oder tiefer herunter, ſogar in der nämlichen Straße, und wahrſcheinlich wäre Alles anders gekommen, und ich ſelbſt eine ganz Andere geworden.

An der Mittagsſeite der heiligen Geiſt-Gaſſe liegt das Haus, in welchem ich geboren wurde, unfern dem nach der langen Brücke führenden Thor, über welchem damals die Räume ſich befanden, in welchen die dortige naturforſchende Geſellſchaft ihre Zuſammenkünfte hielt und ihre Sammlungen aufbewahrte.

Die lange Brücke aber iſt gar keine Brücke, ſondern ein hölzerner Kai, an der Landſeite längs den Häuſern mit Buden beſetzt, in welchen Früchte, Blumen und ſonſt noch allerlei, was ein Kinderherz erfreuen kann, zum Verkauf ausgeſtellt wird. Zwiſchen dieſem Kai und der gegenüberliegenden Speicherinſel fließt die hier ziemlich breite, mit Schiffen und Barken belebte Mottlau ſtill und ruhig der nahen Weichſel, und im Verein mit dieſer dem Meere zu.

Das Haus meiner Eltern gehörte zu der in Danzig gewöhnlichſten, drei Fenſter breiten Mittelgattung, die man weder ſchön noch häßlich, weder groß noch klein nennen kann; auch wich die innere Einrichtung deſſelben von der dort gewöhnlichen durchaus nicht ab, und war für den Bedarf unſerer Familie bequem und geräumig genug.

Keine beſternte Lyra bezeichnete ſchon vor meiner Geburt unſer Dach; die einzige Auszeichnung, deren es ſich zu rühmen hatte und wohl noch hat, beſteht darin, daß ſtatt der Götter, Engel, Vaſen, Adler, Pferde und andern Gethiers, das dort von der

Höhe anderer Häuſer auf die Straße hinab ſchaut, auf der höchſten Giebelſpitze deſſelben eine große metallene Schildkröte auf dem Bauche liegt, und mit nach allen Weltgegenden ausgeſtreckten, ſtark vergoldeten Pfoten und Kopf beträchtlich nickt und zappelt, wenn der Wind heftig weht. Dieſe langmüthige Kreatur mochte vielleicht ſchon weit über hundert Jahre ſich ſo abgemüht haben, ohne ſonderlich beachtet zu werden, aber Herrn Moſers Scharfblick entging dieſe Bemerkung nicht; er machte mich darauf aufmerkſam, und wir Beide waren die Einzigen im Hauſe, die dieſes bewundernswerthe Kunſtwerk gehörig zu würdigen verſtanden.

Zur linken Seite ſtieß die engliſche Kirche, zur rechten ein Gaſthof an unſer Haus, doch bitte ich, daß dabei Niemand an das alte Sprichwort denken möge, nach welchem der Teufel ſogleich neben jedem Gotteshauſe ein Kapellchen ſich anbaut, denn jene engliſche Kirche iſt eigentlich nichts anderes, als eine kleine, recht freundliche Hauskapelle, die nur höflicher Weiſe Kirche genannt wurde; an dem uralten roſtigen Schiffergilden-Hauſe aber, das wenigſtens viermal größer iſt als die Kirche, konnte der Teufel auch keine Macht haben, obgleich es einem verwünſchten

Schloſſe ſehr ähnlich ſah; denn die Bewohner deſſelben waren ſehr brave ehrbare Leute.

Alle bürgerlichen Gewerbe waren damals noch in Zünfte und Gilden getheilt, deren jede ihr eignes Haus beſaß, wo Meiſter und Geſellen zu beſondern, auf ihre Privilegien, Geſetze und Gebräuche Bezug habenden Zwecken ſich verſammelten, beſonders aber zur Faſtnachtzeit zu Banketten, bei denen es hoch und wild herzugehen pflegte.

Schon der Name deutet an, daß das Schiffergilden-Haus das Eigenthum der damals ſehr bedeutenden und geachteten Gilde der Danziger Schiffer war. Dort kamen ſie, in den ſich dazu vorbehaltenen Räumen zuſammen, um ſich über die Angelegenheit ihrer Corporation zu berathen, oder auch, um auf allgemeine Koſten und zum allgemeinen Beſten es ſich bei Tiſche wohl ſein zu laſſen. Bunte Wimpel und Flaggen neben einer weißen, mit dem Danziger Wappen bemalten Fahne, groß wie ein Segel, flatterten dann vom Beiſchlage herab und verkündeten der Nachbarſchaft die Feier des Tages.

Die übrigen Räume des weitläufigen, winkligen Gebäudes blieben dem Gaſtwirth überlaſſen, der nicht nur für den geſchickteſten Koch in Danzig galt, ſondern ſogar einer über-europäiſchen Berühmtheit ſich erfreuete. Seine winzig kleinen eingemachten Glasgurken gingen unter der Flagge ſeiner Beſchützer in alle Welt, und von ſeinen koloſſalen Baumkuchen wurden ſogar große Sendungen bis nach Amerika verladen.

Freundlicher, ewig heiſerer Herr Nachbar Bergmann, leicht ſei Dir die Erde; dankbar gedenke ich Deiner, denn in der glühenden Hitze Deines Küchenheerdes, mitten in den wichtigſten Arbeiten, zur Beſorgung einer hochzeitlichen Tafel, haſt Du auch Deiner kleinen Nachbarin gedacht! Mit manchem Gläschen ſüßen Gelée, manchem Tellerchen köſtlichen Backwerks, die Du durch Adam mir überſandteſt, erfreueteſt Du bei ſolchen Gelegenheiten mein kindliches Gemüth. Dafür ſei denn in dieſen Blättern Deinem Namen ein ewiges Denkmal geſtiftet, ſo weit nämlich in unſern Tagen eine ſolche papierne Ewigkeit reichen kann.

Doch wenden wir uns jetzt der linken Seite des Hauſes meiner Eltern zu.

In Folge eines, in früheren Zeiten abgeſchloſſe- Kontrakts, der bedeutende, ſonſt nur dem eingebornen Bürger zuſtändige Rechte ihnen zuſicherte, hatte ſeit langen Jahren eine Geſellſchaft engliſcher Kaufleute mit ihren Familien in Danzig ſich niedergelaſſen, und im Verlaufe der Zeit dermaßen ſich eingewohnt, daß es weder von ihrer noch von unſerer Seite Jemandem mehr in den Sinn kam, ſie als Fremde zu betrachten. An der Börſe wurden ihre Häuſer den erſten der Stadt gleichgeſtellt, in Sitten und Gebräuchen wichen ſie von den übrigen Einwohnern ſo wenig als möglich ab. Sie ſprachen Deutſch, machten die Nacht nicht zum Tage, aßen nach Landesgebrauch um ein Uhr zu Mittag, erzogen ihre Kinder, die größtentheils in unſerer Mitte geboren worden waren, auf die bei uns übliche Weiſe, und betrugen ſich im Ganzen wie vernünftige Leute thun, die nicht darauf ausgehen, durch thörichte Anmaßung und alberne Alfanzereien ſich und Andern das Leben zu erſchweren.

Das Haus meinem elterlichen zur Linken war das Eigenthum dieſer engliſchen Kolonie; mit Aufopferung des beſten Theils deſſelben, waren die bel-étage und die über derſelben durchbrochen worden, und eine hohe, helle, ziemlich geräumige Kapelle entſtanden, der es weder an einer Orgel, noch an einer Kanzel fehlte, noch an dem nach engliſchen Gebrauche unter dieſer angebrachten Katheder für den das Morgengebet ableſenden Clerk oder Küſter.

Der übrig gebliebene Raum des Hauſes war zur Wohnung ihres Geiſtlichen eingerichtet, den ſie ſelbſt ſich erwählte.

Fünftes Kapitel.

In truth, he was a strange and wayward wight,
Fond of each gentle and each dreadful scene.
In darkness and in storm he found delight,
Nor less than when on Oceans wave serene
The southern sun diffus'd his dazzling sheen.
Even vicissitude amus'd his soul;
And if a sigh would sometimes intervene,
A sigh, a tear so sweet, he wish'd not to control.
The Minstrel.

Der Einladung der engliſchen Kolonie folgend, die unter eben ſo ehrenvollen, als vortheilhaften Bedingungen ihn zu ihrem Prediger berufen, war Doktor Richard Jameſon, ungefähr gleichzeitig mit der Verheirathung meiner Eltern, in Danzig angelangt. Ob er einen Vorgänger im Amte gehabt, weiß ich nicht, bezweiſle es aber, weil ich einen ſolchen nie erwähnen gehört.

In Edinburg zum Doktor der Theologie promovirt, brachte er unſtreitig einen weit gründlichern und ausgebreitetern Schatz von Gelehrſamkeit mit ſich, als es ſeine Stellung erforderte, doch wurde dieſe nur für ihn ſelbſt ein Quell erhöhten Genuſſes, nie entſchlüpfte ihm eine Aeußerung, die nur von fern auf Pedantismus deutete, oder daß er ſich unterrichteter und deshalb beſſer fühle, als andere Leute.

Bei ſeiner Ankunft in Danzig mochte er, ſoviel ich ihm jetzt nachrechnen kann, ungefähr vier bis fünfunddreißig Jahre alt geweſen ſein. Sein Aeußeres zeichnete nur durch den Ausdruck des reinſten Wohlwollens ſich aus; die regelmäßigen Züge ſeines nicht ſchönen, aber angenehmen Geſichts verleugneten keineswegs ſein Vaterland: helle blaue Augen, blonde Augenbrauen und Wimper, ließen ſogleich den Schotten in ihm erkennen. Uebrigens war er von mittler ſchlanker Geſtalt, in ſeinen Bewegungen nicht ungewandt, trug eine runde wohlfriſirte Perrücke, und Jahr aus Jahr ein, bei ſchwarzſeidenen Unterkleidern und Strümpfen, einen hellgrauen Rock mit ſchwarzen Knöpfen.

Nie gab es ein ſtill zufriedneres Gemüth als das ſeine, nie einen jeder echten geräuſchloſen Freude offneren Sinn, nie ein regeres Gefühl für alles Edle, Große und Schöne, wie für jeden menſchlichen Schmerz, den zu lindern die Aufgabe ſeines Lebens zu ſein ſchien. Mit warmer Theilnahme umfaßte ſein mitleidiges Gefühl alles was in der Natur leidensfähig iſt, die Thiere mit eingeſchloſſen; er konnte keines derſelben mißhandeln ſehen, ohne ſich deſſen anzunehmen; aber falſche, erkünſtelte, oder übertriebene Sentimentalität, wie ſie zu ſeiner Zeit anfing Mode zu werden, war ihm unausſprechlich zuwider, und er verfolgte ſie unbarmherzig ſpottend, wo er ſie auftauchen ſah.

Seine innere und äußere Erſcheinung erinnerte lebhaft an Yorik, wie die sentimental Journey und Triſtram Shandy ihn darſtellen.

Bei aller ihm eignen Heiterkeit des Gemüths verrieth doch ein ihn zuweilen faſt unmerklich überſchleichender Zug von Schwermuth, daß er noch die Nachwehen von freilich jetzt vernarbten Wunden empfinde, die ihm früher das Leben geſchlagen haben mochte. Doch erwähnte er nie ſeiner Vergangenheit, wie er denn überhaupt nicht gewohnt war, viel von ſich ſelbſt zu ſprechen. Nie entſchlüpfte ihm ein Wort, das auf dieſelbe Bezug gehabt hätte, nie hörte ich Eltern, Verwandte, oder vertrautere Freunde ihn erwähnen. Fern vom geliebten Vaterlande, in einer ihm ganz fremden Welt, ſtand er mit ſeinem warmen Herzen ganz iſolirt da.

Meine Eltern, als ſeine nächſten Nachbarn, machten gar bald ſeine Bekanntſchaft; das heitre Familienleben des neuvermählten Paars hatte viel Anziehendes für ihn; feſter geknüpft durch die aneinander grenzenden Beiſchläge beider Häuſer, ging dieſe, anfangs oberflächliche Bekanntſchaft bald in einen vertrauteren Umgang über. Man ſah ſich faſt täglich, Jameſon hatte die deutſche Sprache ſich in dem Grade angeeignet, daß beinah nur ſeine etwas fremdartige Ausſprache als Ausländer ihn verrieth, und ſo war auch dieſes Hinderniß einer innigeren Annäherung von beiden Seiten völlig gehoben.

Als Kaſche an einem recht hellen Sonnentage mich zum erſtenmal in den Beiſchlag trug, um den neuen Ankömmling dem Herrn Nachbar zu zeigen, nahm er mich freudig in die Arme, und es war, als ob dieſer Augenblick das Band feſter verknüpfte, das ſchon damals mit meiner Familie ihn vereinte.

Als ich heranwuchs, wurde Jameſon mein Lehrer, mein Führer, mein Berather, und blieb mir zur Seite, und wachte über meine junge Seele, und ließ nicht von mir, bis die Zeit herangekommen war, in welcher ein Anderer die Verpflichtung, für mich Sorge zu tragen, mit meiner Hand am Altare übernahm.

Sechstes Kapitel.

I remember, I remember, when my little lovers came,
With a lily, or a cherry, or a new invented game.
M. Praed, Esq.

Kaum hatte ich das dritte Jahr meines Lebens zurückgelegt, als ich ſchon täglich zweimal, Vormittags und Nachmittags, in eine kaum zweihundert Schritt von meinem elterlichen Hauſe entfernte Schule auf ein Paar Stunden geſchickt wurde.

Kurz wie der Weg war, fehlte doch nicht viel daran, daß ich nicht eines Tages auf demſelben vom ungewöhnlich tief gefallenen Schnee, wie von einer Lavine verſchüttet worden wäre; Agathe, unſer Jungfermädchen, wie man in Danzig die Kammermädchen zu nennen pflegte, Agathe nahm meine kleine ziemlich ſchwere Perſon auf den Arm, weil ich zu Fuße nicht fort konnte, ſie wollte einem hinter uns her jagenden Schlitten aus dem Wege laufen, glitt aus, fiel auf die Kniee und rutſchte mitten in einen vom Winde ſeitwärts an den Häuſern zuſammengeweheten, mehrere Ellen hohen Schneehaufen hinein, aus welchem wir alle Beide, ich von ihrem Arm emporgehalten, kaum mit den Köpfen herausſahen. Es war zur Mittagszeit, und die Straße daher völlig menſchenleer, aufſtehen konnte Agathe nicht, ſo lange ſie mich auf dem Arme hielt, die Stimme verſagte ihr vor Kälte und Angſt. Schon ſchwanden ihre Kräfte, ſchon war ſie im Begriff mich ſinken zu laſſen, Gott weiß, was noch aus uns geworden wäre; da erſchien gleich einem rettenden Genius Herr Moſer, half uns tapfer ſchreien und brachte dadurch Leute aus der Nachbarſchaft herbei, die uns thätigeren Beiſtand leiſten konnten.

Stillſitzen lernen war Alles, was fürs erſte von mir gefordert wurde; anfangs proteſtirte ich ſehr laut gegen dieſe Zumuthung, doch Niemand kehrte ſich daran. Ich mußte den ſaueren Weg zur Schule gehen, und ging ſchon am zweiten Tage ihn gern, denn außer mir waren noch zwanzig Kinder aus der Nachbarſchaft, Knaben und Mädchen, zu dem nämlichen Zweck dort verſammelt, von dem ich aber nicht rühmen kann, daß er dadurch ſonderlich gefördert worden wäre.

Die düſtre Schulſtube, mit ihren getäfelten Wänden von durch die Zeit gebräuntem Eichenholz, in der wir dennoch ſo fröhliche Stunden verlebten, das große, aus mehr als hundert kleinen runden Scheiben zuſammengeſetzte Fenſter ſtehen noch ſehr lebhaft in meiner Erinnerung. In der Ecke dieſes Fenſters thronte in ihrem geräumigen Sorgſtuhl eine uralte Frau mit ſchneeweißem Haar, in etwas fremdartiger, ſehr ſaubrer, aber einfacher Tracht.

Das Alter hatte ihr Auge mit einem immer dichter werdenden Schleier umwoben, doch ihren heitern Sinn nicht zu umdunkeln vermocht. Deutſch ſprach ſie wenig und ungern, ſie war eine geborne Franzöſin und hatte, als Hugenottin, ihres Glaubens wegen, aus ihrem ſchönen Vaterlande flüchtig werden müſſen, aber ſowohl die Tracht, als Sitten und Sprache des franzöſiſchen Bürgerſtandes beibehalten. Ihr Alter und ihr ſchwaches Geſicht erlaubten ihr nicht, ihren beiden, auch ſchon ziemlich bejahrten Töchtern in Leitung der Schule beizuſtehen, aber ſie war doch gern mitten unter den Kindern.

Mich hatte ſie zu ihrem Liebling erkohren, ich durfte dicht zu ihr hinflüchten, wenn das Getobe der wilden Knaben mir zu arg wurde. Dann nahm ſie mich auf den Schooß und ſagte allerlei leichte franzöſiſche Worte und Redensarten mir vor, die ich zu ihrem großen Vergnügen wie ein gelehriger Papagei nachplapperte, und zuletzt auch wirklich verſtehen lernte.

Der Name dieſer Frau wird in der Kunſtgeſchichte unſrer Tage nie untergehen, denn ſie war die Mutter des in ſeinem Fach bis jetzt noch unerreichten Chodowiecki.

Während eines Beſuches von einigen Tagen, den er in Danzig bei ſeiner Mutter ablegte, ließ er auch in unſre Schulſtube ſich führen; neugierig ſah ich, wie der fremde ernſte Mann ein Tiſchchen hin- und herrückte, bis es ihm recht ſtand. Seine beiden Schweſtern, unſre Lehrerinnen, gingen indeſſen freundlich uns zuredend durch unſre Reihen, verſprachen Thorner Pfefferkuchen, Roſinen und Mandeln, die Hülle und Fülle, wenn wir nur ein kurzes Stündchen, ſo wie wir eben ſaßen und ſtanden, uns ruhig halten wollten.

Der fremde Mann ſetzte ſich inzwiſchen an ſeinen Tiſch, legte Papier vor ſich hin, packte Bleiſtifte und andre kleine Geräthſchaften aus, ſah aufmerkſam umher, ſchrieb etwas, wie es mir ſchien, ſah wieder auf, ſchrieb wieder, ich hielt mich nicht länger. Ich vergaß Roſinen, Mandeln und Pfefferkuchen und Alles; leiſe, leiſe, wie ein Kätzchen, ſchlich ich zwiſchen und unter Tiſchen und Stühlen bis zu ihm hin, und ſah ſo bittend ihm ins Geſicht, daß er es nicht übers Herz bringen konnte, mich zu verſcheuchen. Freundlich nickte er die Erlaubniß mir zu, neben ihm ſtehen zu bleiben.

Und nun ſah ich auf dem kleinen Blättchen die ganze Schulſtube vor meinen Augen entſtehen; das hatte ich mir nie als möglich gedacht! Der Athem verging mir darüber; ich dachte und empfand nichts, als das Glück, dergleichen ſchaffen zu können. Von dieſem Augenblick an ging all mein Wünſchen und Trachten auf Zeichnen und Malen aus. Wer mir eine Freude machen wollte, mußte Papier und Bleifedern mir ſchenken; ein Nürnberger Farbenkäſtchen verſetzte mich auf den höchſten Gipfel des Entzückens.

Und als nun der Künſtler am Ende ein ander Blättchen zurechtlegte, mich vor ſich hinſtellte, zeichnete, ohne daß ich ſehen konnte, was er machte, und mir nun das Blättchen hinreichte, um nebſt einem Gruße von ihm es meiner Mutter zu bringen. Meine ganze kleine Perſon, von dem bedormeuſeten Köpfchen an bis zu den etwas einwärts ſtehenden Füßen, war im verkleinerten Maßſtabe dargeſtellt. Es fehlte nicht viel, ſo wäre ich aus lauter Freude in Thränen ausgebrochen, kaum konnte ich die Zeit erwarten, bis Agathe mich abzuholen kam.

In jener Stunde war die in meiner noch ſo unentwickelten Kinderſeele tief ſchlummernde Neigung zur bildenden Kunſt zum erſten Male erwacht, die mein ganzes langes Leben hindurch mein Troſt und meine Freude blieb, und nur mit dieſem erlöſchen wird.

Meine Mutter bewahrte das Bild bei ihren liebſten Schätzen, denn Chodowiecki's Name war ſchon damals berühmt. Leider habe ich ſelbſt ſpäterhin, durch einen unſeligen Verſuch eben aus jenem Farbekäſtchen, es zu illuminiren, es verdorben.

Die Schulſtube hat der Künſtler durch den Grabſtichel verewigt, wie ich gehört habe; doch muß das Blatt wohl zu ſeinen ſeltenen gehören, denn ich habe es nie zu Geſichte bekommen.

Einer meiner Schul- und Spielkameraden aus jener frühen Zeit lebt noch in Danzig, als ehrwürdig-ergrautes Haupt des dortigen Hageſtolzen-Ordens. Ein Einziger unter ſo Vielen! Auch ihm, wie mir, verlieh die Natur die Gabe, alle die großen und kleinen Beſchwerden eines langen, wechſelvollen Lebens leichten Muthes zu ertragen oder zu überwinden, je nachdem die Umſtände es forderten oder erlaubten. Er iſt wahrſcheinlich noch ein Paar Jahre älter als ich, denn er hatte ſchon im a, b, ab große Fortſchritte gemacht, als ich noch das a, b, c ſtudirte, war aber auf dieſen Vorzug ſo wenig ſtolz, daß er eine ganze Woche hindurch artig zu ſein ſich bemühete, wenn er dafür die Ausſicht erhielt, Sonntags, bei ſchönem Wetter, im Beiſchlage mit mir ſpielen zu dürfen. Und dafür ſende ich ihm hier, vor aller Welt Augen, von den rebenumkränzten Felſenufern des Rheins bis an das kalte flache Geſtade der Weichſel meinen freundlichen Gruß.

Siebentes Kapitel

Es brauſ't das Meer, die Wogenhäupter ſchäumen,
Die Brandung ſtürmt die Burg des Felſenſtrandes.
Und mit dem großen Orlogſchiffe treiben
Die Wind' und Fluthen ihre wilden Spiele,
Wie Kinder mit dem leichten Federballe
Wilhelm Müller.

An ſchönen Sommerabenden, wenn die nur eben noch über dem Horizont ſchwebende Sonne zur guten Nacht die Erde noch einmal anlächelt, wie eine Mutter ihr entſchlummerndes Kind, dann zeigt ſich rings umher, im Wiederſchein ihrer ſcheidenden Strahlen, ſo weit das Auge nur reicht, Alles in überirdiſcher Klarheit. Die weiteſte Ferne iſt uns näher gerückt, unverſchleiert tritt ſie in der nebelfreien Luft uns entgegen, und Gegenſtände, an denen wir in der Frühe des thauigen Morgens vorübereilten, die wir ſpäter in den zitternden Dünſten, welche in der Hitze der Mittagsſtunden der Erde entqualmen, völlig aus den Augen verloren, werden uns wieder ſichtbar.

So iſt es auch am Abend unſers Lebens, wenn die Sonne deſſelben ihre letzten Strahlen ausſpendet; die meinige neigt ſehr merklich dem Untergange ſich zu, und indem ich von ihr umleuchtet den Blick noch einmal dem weit hinter mir liegenden Aufgange zuwende, drängt ein buntes Gewimmel der mannigfaltigſten Erſcheinungen ſich mir entgegen, die ich mit wenigen Strichen leichthin zu ſkizziren verſuchen will, ehe es ganz dunkel wird.

Ein großer Vorzug, der auch mir ward, und den man, wie jeden, mit dem die Natur uns freigebig beſchenkte, gewöhnlich ſehr ſpät erſt erkennt, iſt der, am Ufer des Meeres, im Angeſicht deſſelben, möchte ich ſagen, das Tageslicht zuerſt zu erblicken. Wie oft habe ich das ſpäterhin im Binnenlande ſehnſüchtig empfunden, wenn Abends ein dunkelblauer, am flachen Horizont ſich hinziehender Streifen mit lieber Illuſion mich täuſchte.

Was dem Schweizer ſeine Alpen mit ihrem würzigen Kräuterduft, das iſt uns, am Ufer des Meeres Gebornen, ſein friſcher Hauch, der Anblick der ewig bewegten, unabſehbaren Fläche, das nie verhallende Gebrauſe ſeiner Wogen; entfernt vom Meer werden wir der Sehnſucht darnach niemals los. Kein Strom der Welt, nicht der Rhein mit ſeinen paradieſiſch ſchönen Ufern, nicht die Donau, ſogar nicht die Elbe und die Themſe, mit ihren großen, prächtig einherſegelnden Seeſchiffen und dem zum Himmel aufſtarrenden Walde von Maſten in ihren Häfen, vermag uns Erſatz dafür zu bieten.

Daß es Leute geben könne, welche die See nie geſehen, kam als Kind mir ganz fabelhaft vor, ſpäterhin fühlte ich wahres Mitleid mit den Berlinern und andern Fremden, die zur großen, vier Wochen währenden Dominikömeſſe nach Danzig gekommen, meine Eltern beſuchten. Spät Abends ſtand ich, wenn im Hauſe alles ſtille war, am Fenſter auf dem Gange, und lauſchte mit einem ganz unausſprechlichen Gefühl auf die feierliche eintönige Melodie des bei gänzlicher Windſtille aus den tiefſten Tiefen der ſpiegelglatten See zuweilen aufſteigenden Gebrauſes, dieſes Aufathmens der nächtlich ruhenden Natur.

Morgen giebt es ſchön Wetter, die See raart, ſprach dann wohl Adam, oder wer ſonſt von unſern Leuten an mir vorüber ging, die See raart! mir grauſ'te ein wenig bei dem wunderlichen Wort, aber doch blieb ich an meinem Fenſter.

Wie gern möchte ich nur noch einmal die See raaren hören! von ſo manchem, das mir lieb war, bin ich jetzt unwiederbringlich geſchieden, und weiß es; doch von dem Gedanken, daß mir ſo gar keine Hoffnung geblieben, jemals das Meer wieder zu ſehen, wende ich immer mich ab.

Achtes Kapitel.

Bei meinem lieben Topf voll Reiß
Genieß' ich, Sklav des großen Dei's,
Sorgloſe ſtille Stunden.
Joh. Heinrich Voß.

Vor ſechzig bis ſiebenzig Jahren konnte Danzig noch füglich für einen der nordiſchen Markſteine der kultivirten Welt gelten; mit Rieſenſchritten hat ſeitdem die Kultur die früher ihr geſetzten Grenzen in den Staub getreten, und im Innern wie im Aeußern die bedeutendſten Umwandlungen herbeigeführt. Doch behielt meine Vaterſtadt, abgeſehen ſogar von ihrer vor andern ſie auszeichnenden Bauart, noch genug von ihrer früheren Originalität übrig, um noch heut zu Tage dem Fremdling in ihren Mauern ein lebhaftes Intereſſe einzuflößen, wenn er einigen Sinn für dergleichen mitbringt. Dazu gehört insbeſondre die Ankunft der mit Getreide beladenen polniſchen Fahrzeuge, die noch immer ein merkwürdiges Schauſpiel bietet, wenn gleich nicht mehr ganz in dem Grade, als in einer weit früheren Zeit.

Wenn der Frühling unter dem milderen Himmel des Rheins die ihm gebührende Oberherrſchaft ſchon längſt angetreten, und nur noch einzelne, ſchnell vorübergehende Scharmützel mit ſeinem überwundenen Feinde zu beſtehen hat, der im Fliehen ſich zuweilen neckend gegen ihn umwendet, dann erſt reißt er in meinem Vaterlande mit einem kühnen Sprunge aus dem kalten weißen Leichentuche ſich los, und zerbricht die kryſtallenen Gewölbe, unter welchen Quellen und Ströme gefeſſelt liegen.

Unglaublich ſchnell dringt dann aus Bäumen und Hecken, auf Wieſen und Feldern das friſche knospende Leben warm und duftig hervor; es giebt Tage, in denen man wirklich glauben möchte, das Gras wachſen zu hören, die Veilchen ſich entwickeln zu ſehen. Der Frühling iſt da und eilt vorüber, ehe man Zeit gehabt hat, ſich ſeiner recht zu erfreuen. Dann ſchwellen auch tief in Polen die Gewäſſer, und die, ſelbſt für die ſehr flach gehenden polniſchen Fahrzeuge oft zu ſeichte Weichſel wird gegen Ende des Maimonats kräftig genug, um auf ihrem Rücken die goldnen Gaben der Ceres in meine Vaterſtadt zu tragen, die mit vollem Recht in früherer Zeit die Kornkammer von Europa genannt wurde.

Die kleinen, längs der langen Brücke auf der

Mottlau vor Anker liegenden Seeſchiffe, auf welchen, wie auf den Retourchaiſen in Frankfurt, der Ort ihrer nächſten Beſtimmung auf ſchwarzen Tafeln zu leſen iſt, »will's Gott nach Königsberg,« »will's Gott nach Petersburg,« »will's Gott nach Memel,« ſie alle ſchließen vor der ſeltſamen Flotte ſich gedrängter an einander, welche nun die Mottlau bedeckt und einen höchſt wunderbaren Anblick gewährt.

Schiffe ſind die ſchlecht zuſammengezimmerten Fahrzeuge eigentlich nicht, aus welchen jene Flotte beſteht, ſie ſcheinen ſo unbequem und zerbrechlich, daß man kaum begreift, wie ſie den weiten Weg glücklich zurücklegen konnten, ohne unterzugehen; auch werden ſie am Ende ihrer Laufbahn zerſchlagen, das Holz wird verkauft, und die Mannſchaft mag zuſehen, wie ſie durch Moor, Haide und unwegſame Urwälder zu Fuße wieder nach Hauſe gelangt.

Am füglichſten wären dieſe Fahrzeuge einem kleinen Floße vergleichbar, nur ſind ſie weniger breit, laufen an beiden Enden in Form eines Kahns etwas ſpitz zu, und ſind rings um mit einem ziemlich niedrigen Bord verſehen. Eine Hütte am Ende derſelben bildet die Kajüte für den Oberaufſeher; ohne Maſt und Segel werden ſie durch ein ziemlich unförmliches Steuer regiert, und durch mehr als hundert rüſtige Arme dicht hinter einander auf ihren Bänken ſitzender und taktmäßig rudernder Schimkys ſtromabwärts geführt. Den ganzen übrigen Raum nimmt die Ladung von Weitzen oder Rocken ein, ſo hoch als möglich aufgethürmt liegt ſie ganz offen da, ohne den geringſten Schutz gegen Wind, Wetter und Näſſe.

In beſonders fruchtbaren und waſſerreichen Jahren, als vor der erſten Theilung von Polen der Kornhandel noch gleichſam ein Monopol meiner Vaterſtadt war, ſah man oft den ziemlich breiten Strom mit mühſam aneinander ſich fortſchiebenden Fahrzeugen über und über bedeckt. Wäre es möglich geweſen, einen auf dieſen Anblick ganz unvorbereiteten Fremden plötzlich auf die lange Brücke zu ſtellen, er hätte glauben müſſen, auf eine der damals kaum entdeckten Südſee-Inſeln, mitten unter die Kanoes der Wilden gerathen zu ſein, ſo durchaus uneuropäiſch ſahen die Schimkys und die ganze Flotille noch jetzt aus. Daß dergleichen in einem übrigens civiliſirten Lande, ſo nahe an Deutſchland, noch exiſtirt, ſcheint unglaublich; ein Galeerenſklave aus Toulon iſt, im Vergleich mit einem Schimky, ein Dandy.

Trotz ihrem wilden Ausſehen haben ſie doch nichts Unförmliches oder Widerwärtiges, dieſe ſtarkknochigen, mulattenartig gebräunten hagern Geſtalten; ein wohlbeleibter behaglicher Schimky wäre eine Idee außerhalb dem Gebiete der Möglichkeit. Bis auf den nationellen von Regen und Sonne gelb gebleichten Zwickelbart iſt der Kopf durchaus kahl geſchoren, und mit einem großen ſelbſtfabricirten Strohhut oder einer flachen Pelzmütze bedeckt, Hals, Nacken und Bruſt ſind entblößt. Die übrige Bekleidung beſteht in Pantalons und einem mit einem Strick um den Leib gegürteten Kittel, beides vom allergröbſten ungebleichten Leinen. Hölzerne mit ſtarken eiſernen Nägeln dicht beſchlagene Sohlen, die ſie unter den übrigens nackten Fuß binden, müſſen oft die Stiefel erſetzen.

Das wirklich gräßliche Getöſe, das dieſe Chauſſüre auf den granitenen Pflaſterſteinen hervorbrachte, wenn eine etwas zahlreiche Geſellſchaft von Schimkys die Straße herauf kam, jagte uns Kinder allemal aus dem Beiſchlag ins Haus, und ſelbſt als ich ſchon ziemlich erwachſen war, wagte ich mich nur mit bänglichem Herzklopfen in ihre Nähe. Ich fürchtete mich vor den wilden Geſtalten, die doch Niemandem etwas zu Leide thaten; nie habe ich vernommen, daß ein Schinky des Diebſtahls oder eines ähnlichen Verbrechens beſchuldigt worden wäre.

Sie waren Leibeigene, und ſind, außerhalb des Preußiſchen Staates, es wohl größtentheils noch. Ihr Leben wurde kaum ſo hoch gehalten, wie das eines Hundes oder Pferdes. Der Edelmann, der aus Verſehen oder im Zorn einen von ihnen erſchlug, zahlte, ohne weitere gerichtliche Prozedur, zehn Thaler Strafe, und damit war die Sache abgethan und vergeſſen.

Und doch giebt es kein zufriedeneres, ich könnte ſagen, kein fröhlicheres Völkchen, als dieſe Leibeigenen mitten in ihrer tiefen Armuth, ſie, die nie vermiſſen, was ſie nie beſaßen, ja wohl kaum dem Namen nach kannten. Die Freiheit, mit der ſie nichts anzufangen wüßten, wäre gewiß der jetzigen Generation ein höchſt unbequemes Geſchenk, und vielleicht muß noch mehr als Eine dahinſchwinden, ehe ſie lernen werden es gehörig zu würdigen.

Wie ſie im Winter daheim es halten, weiß ich nicht, den Sommer über iſt ihr Leben faſt ganz das eines Wilden. Tag und Nacht unter freiem Himmel, liegen ſie am Ufer des Stromes, neben den ungeheuern, beinahe haushoch aufgeſchütteten Weizenhaufen, die zu bewachen und fleißig umzuſtechen, um ſie, bis ſie eingeſpeichert werden, vor dem Verderben zu bewahren, jetzt ihre Beſchäftigung iſt.

Ein ſehr konſiſtenter Brei von Erbſen oder Buchweizen, den ſie in ihrem, an einer quer über zwei Kreuzhölzern gelegten Stange hängenden koloſſalen Keſſel ſich ſelbſt kochen, iſt einen Tag wie den andern ihre Nahrung; hat eine ſolche Tiſchgeſellſchaft ein Paar Talglichter erbeutet, um den magern Brei damit zu würzen, ſo iſt das Mahl köſtlich. Da ſitzen ſie dann zur Mittagszeit, dicht aneinander gedrängt, in wirklich maleriſchen Gruppen, um ihre dampfenden Keſſel; handhaben ihre großen hölzernen Löffel, die auch einen ihrer ſehr beliebten Handelsartikel ausmachen, und ſchöpfen, ſchlucken und ſchnattern, ohne Maß und Ziel.

Ein wenig naſchhaft, ein wenig lecker ſind ſie, trotz dem beſten Gaſtronomen, das iſt wahr, aber ihre Leckerbiſſen ſind eigner Art. Auf einem Gange durch die Speicher bemerkte ich eines Morgens, in einiger Entfernung einen Schimky vor einem offenen Speicher, in welchem allerhand Lebensmittel zum Verkaufe ſtanden, herumſchleichen, und ſehnſüchtige Blicke hineinwerfen. Jameſon, mein Begleiter und ich, ſtanden einen Augenblick ſtill, um zu ſehen, was der wunderliche Geſell eigentlich beabſichtige, da ſprang er plötzlich pfeilſchnell auf ein in der Thür ſtehendes Häringsfaß los, nahm aber nicht etwa einen Häring heraus, ſondern tauchte nur ein gewaltiges Stück Schwarzbrot, das er bei ſich führte, tief in die Häringslaake hinein, und lief davon, ohne ſich umzuſehen, als hätte er die köſtlichſte Beute erjagt.

Ein tüchtiger Schluck Kornbranntwein geht freilich noch über Talglicht und Häringslaake, aber wenn dieſes Mittelding zwiſchen Kind und Affe auch etwas benebelt iſt, ſo bleibt es doch gutmüthig; es prügelt ſich, verträgt ſich wieder und von Mord und Todtſchlag iſt nie die Rede. Freilich fehlt ihnen die gewöhnliche Veranlaſſung zu Hader und Zwiſt, Weiber und Mädchen, deren Begleitung der Edelmann nicht zugiebt.

Zuweilen kommt, in einer durch den Branntweinsgeiſt etwas exaltirten Stimmung, ein Paar von ihnen auf den Einfall, ſich außerordentlich gelant und höflich zu bekomplimentiren; im Beſtreben, einander das Knie zu umfaſſen, berühren ſie mit der Stirn faſt den Boden, küſſen einander die Hände, umarmen ſich nach der allgemeinen polniſchen Sitte, die ſelbſt unter Damen damals noch gebräuchlich war, indem jeder von ihnen den Kopf ſo weit als möglich über die Schulter ſeines Freundes hinüberbeugt, um ſeinem Nacken einen Kuß aufzudrücken. Ernſthaft dem zuzuſehen, iſt eben ſo unmöglich, als nicht dabei an ein Paar Urangutangs zu denken.

In der durchſichtigen Dämmerung einer ſchönen nordiſchen Sommernacht gewähren, aus der Ferne geſehen, die vielen kleinen Feuer einen wirklich romantiſchen Anblick, um welche am Ufer der Weichſel gelagert die Schimkys ihre Nächte zubringen. Einzelne wunderlich ſchnarrende und klimpernde Töne ſchallen von dort herüber, von denen es ſchwer zu entſcheiden iſt, welche Art von Inſtrument ſie hervorbringt. Die Schimkys ſind von Hauſe aus geborne Paganini's, ſobald man allein die Schwierigkeit in Anſchlag bringen will, welche der große Mann zu überwinden hatte, um auf ſeiner einzigen Violinſaite ſolchen Zauber zu üben.

Paganini's Inſtrument iſt indeſſen doch eine Violine wie ſie ſein ſoll, und die Saite derſelben iſt ebenfalls eine wirklich brauchbare Saite; aber etwas auch nur einer Melodie Aehnliches auf einer jener kleinen gelb mit rothen Blumen bemalten Nürnberger Spielzeug-Violinen hervorzubringen, wie ſie auf der langen Brücke um wenige Groſchen verkauft werden, das müßte ſelbſt dem großen Meiſter ſchwer fallen, und er greift gewiß lieber nach ſeiner einzigen Saite.

Solch ein Sarmatiſcher Orpheus läßt aber durch die Mangelhaftigkeit ſeines Inſtruments ſich nicht im mindeſten irren; er fiddelt herzhaft darauf los, früher gehörte oder ſelbſt erfundene Melodien, im echten Polonaiſen-Takt; denn daß bei ihm von Notenleſen nicht die Rede ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt.

Auch gelingt es ihm gewöhnlich, ſeine den wilden Thieren nicht ganz unähnlichen Zuhörer in begeiſterte Bewegung zu ſetzen; ſie faſſen jauchzend einander bei den Händen und führen, paarweiſe gereiht, die eleganten Schwenkungen ihres Nationaltanzes, der Polonaiſe, durch, oder ergötzen ſich an den wilden luſtigen Sprüngen der nicht minder nationellen Mazurka.

Wenn die Sonne recht hell ſcheint, beſonders wenn man, wie jetzt beinah alle Leute, etwas kurzſichtig iſt, glaubt man zuweilen eine ſeltſame breite, ungemein prachtvolle Geſtalt auf ſich zukommen zu ſehen; etwa einen chineſiſchen Mandarin, in einem ihn über und über bedeckenden Mantel vom reichſten Goldbrokat; in der Nähe verwandelt ſich der Mandarin in einen hinten und vorn, vom Kopf bis zu den Füßen mit breitgeflochtenen Rispen der größten, ſchönſten, goldig ſchimmernden Zwiebeln dicht behangenen Schimky, die er zum Verkaufe ausbietet.

Neben dieſen Zwiebel-Mandarinen begegnet man auch wandelnden Bergen von Töpferwaaren, und nur das von denſelben ausgehende jodelartige Geſchrei: Koop-Toopky, Top, Top, koop! verräth den in dieſer zerbrechlichen Umgebung hauſenden Schimky, deſſen über ſeinem ambulirenden Waarenlager nur eben herausragender Kopf gar leicht für einen Theil deſſelben gehalten werden kann.

In Polen wird jährlich eine Unzahl Kochtöpfe, Pfannen, Kaſſerollen, aus einem, jenem Lande eigenthümlichen Thon fabrizirt, ohne welche eine Danziger Köchin gar nicht beſtehen zu können glauben würde. Große Quantitäten dieſer Waare werden von den Schimky's zum Verkaufe gebracht, die Speculation rentirt ſich gut, die Maſſe der im Laufe des Jahres zerſchlagenen Töpfe hält der der neu eingeführten ſo ziemlich das Gleichgewicht; das Originellſte dabei bleibt immer die Art, wie ſie auf der Straße feil geboten werden.

An einem mehrere Ellen langen ſtarken Stricke werden ſo viele Töpfe und Pfannen von allen Dimenſionen, als derſelbe nur immer faſſen kann, gleich Perlen angereiht; mit dieſem Strick umwickelt ſich der Schimky von oben bis unten ſo künſtlich, daß die Töpfe, ohne zu zerbrechen, traubenartig über einander liegen. Die größten, die ſich nicht wohl anders anbringen laſſen, trägt er in der Hand. Daß die Beine nicht ſo gefeſſelt werden, daß er nicht bequem ausſchreiten könnte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.

Außer mit dieſen Töpferwaaren wird auch noch ein Nebenhandel mit ſeiner vortrefflicher Krakauer Grütze von den Schimky's betrieben, ebenſo mit jenen ſchon erwähnten hölzernen Löffeln, welche ſie in langen Winterabenden ſelbſt ſchnitzen, und die in unſern Küchen ebenfalls für unentbehrlich gelten.

Ueberſelig, jauchzend vor Freude, tritt ſolch ein armer Tropf den langen beſchwerlichen Rückweg zu Fuße an, wenn er im Laufe vieler Monate, im Kampfe mit unſäglicher Mühe und Noth, ſo viel erübrigen konnte, daß es ihm möglich wurde, ſich mit einigen Ellen des gröbſten blauen Tuches zu beladen; kann er vollends ein Paar mit Eiſen beſchlagener Stiefeln hinzufügen, ſo kennt ſein Glück keine Grenzen.

Die eben ſo maleriſche als prächtige Nationaltracht der reichen Polen wird jetzt ſelten, oder vielleicht gar nicht mehr geſehen; in der Zeit, von welcher ich ſpreche, begegnete man ihr in allen Straßen.

Den kahl geſchorenen Kopf ausgenommen, den aber ſchon in den achtziger Jahren nur alte Herren noch ſo trugen, giebt es wohl keine, die eine ſchöne Geſtalt vortheilhafter und zugleich anſtändiger bezeichnete. Solch ein Staroſt! die hohe viereckige Mütze von Sammt oder Seide, ein wenig ſeitwärts gerückt, eine Hand am reichen Gefäß des klirrenden Säbels, mit der andern den zierlichen Schnurrbart ſtreichelnd, den reichen ſeidnen Leibrock mit einer golddurchwirkten breiten Schärpe vielfach umwunden, und darüber das den Wuchs vortheilhaft bezeichnende Oberkleid mit den über dem Rücken tief herabhängenden Aermeln! trat ein ſolcher ſo ſtolz einher, als ob Gottes Erdboden zu geringe wäre, um ſeine Stiefeln von gelben Saffian zu küſſen!

Und nun als Gegenſtück der nur über ſtumpfſinnige Thierheit eben erhobene halbnackte Wilde, der dem nämlichen Lande entſproſſene Leibeigne jenes Sohns des Glücks! Der Kontraſt wäre herzzerſchneidend, wenn die Armen ihr Elend empfänden; doch dafür bewahrt ſie für jetzt noch jede Entbehrung, jedes Unglück mildernde Gewöhnung.

Ein Paar Monate vor der Erntezeit kamen auch die armen polniſchen Weiber ſchaarenweiſe gezogen, um für Koſt und ein Tagelohn von drei Düttgen damaliges Danziger Geld, ungefähr achtzehn ſächſiſche Pfennige, die Kornfelder in der Umgegend auszujäten. Auch die Erſcheinung dieſer armen Maruſchka's, wie ſie durchgängig genannt wurden, hatte viel Fremdartiges. Ein weißes Tuch, oft recht graziös um den Kopf gewunden, ein langes blaues, um den Leib feſt gegürtetes Gewand vom gröbſten Wollenzeug, war ihre ganze Bekleidung, Schuhe und Strümpfe kannten ſie gar nicht.

Hager, von der Sonne verbrannt, dürftig im höchſten Grade wie ſie es ſind, verleugnet ſich doch nicht bei allen unter ihnen die den Polinnen eigenthümliche Anmuth der Formen und der Bewegung. Ich habe zuweilen jugendliche, vom Leben noch nicht zu hart behandelte Geſtalten unter ihnen bemerkt, die jedem Künſtler zum Modell hätten dienen können, und denen ich, neben dem innigſten Mitleid, meine Bewunderung nicht verſagen konnte.

Einer meiner Freundinnen, die in der überſchwenglich fruchtbaren Gegend des Danziger Werders wohnte, wurde eines Tages die ganz unerwartete Niederkunft auf freiem Felde einer ihrer Maruſchka's gemeldet; das arme blutjunge Weib wurde ſogleich unter Dach gebracht und für deren Verpflegung geſorgt, was ihr ſehr wunderbar vorzukommmen ſchien. Am andern

Morgen ſtand ſie mit Sonnenaufgang fix und fertig da, das Kind in ein Tuch gebunden auf dem Rücken, und wollte durchaus auf's Feld an ihre Arbeit. Nur unter heißen Thränen und durch die Verſicherung, daß ſie dennoch ihre drei Düttgen täglich erhalten ſolle, ließ ſie ſich bewegen, einige Tage Ruhe ſich gefallen zu laſſen. Doch hielt ſie es nicht lange aus; ehe man es ſich verſah, war ſie draußen und konnte nicht begreifen, was man eigentlich mit ihr gewollt habe.

So ſucht die immer gütige Natur ſelbſt diejenigen ihrer Kinder, die ſie am ſtiefmütterlichſten behandelt, für dieſe anſcheinende Härte auf eine oder die andere Weiſe zu entſchädigen!

Neuntes Kapitel.

Der Zeiten Welle drängt in bunten Fluthen
Dicht um mich her die wandernden Nationen —
Anonym.

Die ſchmutzigen polniſchen Schacherjuden ſchiebe ich gern bei Seite, die weder vom Leibzoll, den ſie zahlen, noch durch die Bedrückung und Verhöhnung aller Art, die ſie von chriſtlichen Gemüthern erdulden mußten, ſich abhalten ließen, zahlreich ſich einzuſtellen, und an allen Ecken unter widrigem Geſchnatter und Geſchrei ihrem elenden Gewerbe nachzugehen.

Aber es gab auch noch andere alt-teſtamentariſche Geſtalten außer dieſen, deren würdigerer Anblick dazu mit beitrug, dem öffentlichen Leben in den Straßen eine intereſſante Mannigfaltigkeit der verſchiedenartigſten Erſcheinungen zu gewähren. Reiche iſraelitiſche Kaufleute aus Warſchau, Krakau, Poſen und andern bedeutenden polniſchen Städten in ihrer ſtattlichen Nationaltracht, die Geſchäfte halber in Danzig ſich einfanden; hochgewachſene Männer, mit ſchwarzen blitzenden Augen und echt orientaliſchen Zügen, himmelweit verſchieden von jenem zerlumpten Geſindel. Der wohl gepflegte, tief über die Bruſt ſich ausbreitende, oft ſchneeweiße Bart, die hohe dunkle Zobelmütze, der maleriſche Falten bildende ſchwarze Talar verlieh ihnen eine auffallende Aehnlichkeit mit den gelungenſten Propheten- und Apoſtelgeſtalten bildender Kunſt.

Auch ihre Frauen begleiteten ſie zuweilen; die Tracht derſelben nahm ſich freilich etwas barocker aus und machte einen ſehr fremdartigen Eindruck; Röcke von ſchwerem, großblumigen Seidenbrokat, ein bis an die Kniee reichender, unten mit Zobel beſetzter Leibrock von ähnlichem Stoff und eine goldene Haube. Ueber der Stirn trugen ſie ein ziemlich breites Bandeau, aus mehreren Reihen echter, großer, aber meiſtens ſchiefer, ſogenannter monſtröſer Perlen, das auch nicht ein Härchen ſichtbar werden ließ. Eine Menge ſchwerer, altmodiſcher goldener Ketten und Schmuck, aus allen Arten von Edelſteinen, vollendeten den Putz einer ſolchen Tochter Zions, der aber den brünetten, ſchwarzäugigen Geſichtern gar nicht übel ſtand, ſo lange ſie jung waren.

Uebrigens herrſchte in meiner, zur lutheriſchen

Konfeſſion ſich bekennenden Vaterſtadt völlige Glaubensfreiheit. Die aus Holland abſtammenden, meiſtens ſehr wohlhabenden Mennoniten, welche in feine und grobe ſich eintheilten, hatten ihre Bethäuſer, unſtudirte Bürger ihres Glaubens, meiſtens Handwerker oder Krämer, verwalteten in denſelben das Predigeramt, und erbauten Sonntags ihre Glaubensbrüder durch oft recht herzliche Reden. Auch durften ſie ihre Kinder ſo ſpät taufen laſſen als es ihnen beliebte; ich ſelbſt habe einmal der Taufe einer ſechszehnjährigen Freundin von mir beigewohnt.

Die Katholiken hatten ihre Mönchs- und Nonnenklöſter ſo ungeſtört, als lebten ſie mitten in einem katholiſchen Lande, nur auf Ehrenſtellen mußten ſie, ſo wie jeder andre, der nicht zu Luthers Lehre ſich bekannte, Verzicht leiſten; nicht einmal Nachtwächter konnten ſie werden.

Und doch übte der Papſt auf unſere lutheriſche freie Stadt eine althergebrachte, aber dennoch in unſerer Zeit unbegreifliche Gewalt. Nicht genug, daß in zu nahem Verwandtſchaftsgrade ſtehende Proteſtanten, den zu ihrer Verheirathung nöthigen Diſpens vom päpſtlichen Stuhl zu erhalten ſuchen mußten; in der Mitte der Stadt lebte unter dem Titel: Offizial, eine Art von Nuntius des Papſtes, der eben ſo gut als der berühmte Hufſchmied von Gretna-Green, ohne elterliche Einwilligung und ohne vorhergegangenes öffentliches Aufgebot, über proteſtantiſche wie über katholiſche Liebespaare, in der an ſeine Wohnung anſtoßenden königlichen Kapelle, den kirchlichen Segen ausſprach; das von ihm geknüpfte Eheband war feſt und hielt feſt, und gegen die Gültigkeit deſſelben galt keine Einwendung.

Meine Mutter erzählte von einer ihrer Jugendgeſpielinnen, die zu großer Verwunderung ihrer Familie an einem Samſtag Abend mit einer neugewaſchenen leinenen Schürze erſchien; an einem Samſtage obendrein ſpät Abends, es war unerhört! das Mädchen wollte nicht geſtehen, was es dazu bewogen; am folgenden Morgen aber klärte alles von ſelbſt ſich auf. Die neugewaſchne Schürze hatte ſie umgethan, um ſich mit ihrem Herzliebſten bei dem nur wenige Häuſer entfernt wohnenden Offizial in aller Geſchwindigkeit trauen zu laſſen.

Die moraliſche Nutzanwendung dieſer Geſchichte erfolgte in der weitläufigen Auseinanderſetzung des wenigen Segens, der auf dieſer, ſpäterhin ſehr unglücklichen Ehe geruht habe; ich hörte kaum darauf, ich überlegte in meinem zehnjährigen Kopfe, wie es möglich ſei, lieber in einer weißleinenen Schürze, als in einem prächtigen Brautkleide von großblumigem Seidenſtoffe, wie das noch immer viel bewunderte meiner Mutter war, Hochzeit zu machen.

Uebrigens blieb dieſes Vorrecht des Offizials bis zur endlichen Beſitznehmung von Danzig in voller Kraft, und ich habe noch einige Beweiſe davon erlebt, die in ſehr achtbaren Familien viel Herzeleid anrichteten.

Den Offizial habe ich nie geſehen, wüßte auch Niemand, der perſönlich mit ihm bekannt geweſen wäre; überhaupt lag in ſeiner ganzen Exiſtenz etwas Unheimliches, Scheueinflößendes, das er ſelbſt vielleicht fühlte und deshalb in ſtiller Zurückgezogenheit lebte. Die katholiſchen Prieſter zeigten ſich indeſſen in ihrer Ordenstracht überall. Auch unſere wohlehrwürdigen Herren ließen ebenfalls außerhalb ihrer Häuſer ſich nie anders, als in vollem Ornate erblicken, vor welchem Jedermann ſchon den Hut von weitem zog; in der lockenreichen großen Perrücke, dem langen weiten Prieſtergewande und mit dem Bäffchen unter dem Kinn.

Weit maleriſcher nahmen die baarfüßigen Franziskaner und Kapuziner in ihren mit einem Strick umgürteten braunen Kutten und der tief in das Geſicht gezogenen Kapuze ſich aus, denen man häufig begegnete; ſeltener ließen die weißgekleideten Dominikaner außerhalb ihres Kloſters ſich ſehen, am häufigſten aber die barmherzigen Brüder in ihrer ganz ſchwarzen Ordenstracht.

Am erſten Feiertage der Hohen Feſte ſtellten regelmäßig drei derſelben, demüthig ſich verneigend, in unſerm Speiſezimmer ſich ein, wo wir eben zum Mittagseſſen verſammelt waren. Sie brachten auf einem ſeltſam geformten ſilbernen Teller einige Blätter farbiger Oblaten, mit dem darauf eingedrückten Bilde des Gekreuzigten und einer Doſe mit Kräutertaback, den ſie in ihrem Kloſter bereiteten und zum Beſten der Armen verkauften.

Mein Vater ſtand vom Tiſche auf und ging ihnen einige Schritte entgegen; wir Kinder erhielten jedes eine Oblate, er aber nahm eine Priſe aus der Doſe und legte Geld auf den Teller; die Prieſter verneigten ſich abermals und gingen ſchweigend, wie ſie gekommen waren, zur Thüre hinaus.

Die ganze Verhandlung, bei welcher nie ein Wort geſprochen wurde, machte immer, wahrſcheinlich eben deshalb, einen eignen feierlichen und zugleich wehmüthigen Eindruck auf mich, und mir wurde etwas weinerlich zu Muthe. Ich wußte, daß dieſe Geiſtlichen unter eignen großen Entbehrungen alle armen

Kranken, weß Glaubens ſie auch ſein mochten, ſogar Juden, in ihrem Kloſter aufnahmen und ſorgfältig pflegten. Adam, der ſelbſt ein Katholik, und in einer ſchweren Krankheit von den frommen Vätern geheilt worden war, erzählte jedesmal davon, wenn ſie ihren Beſuch bei uns abgelegt hatten.

In ihrer nicht prunkenden, aber ſoliden, ihrem Klima angemeſſenen Nationaltracht ſah man noch während der erſten ſieben bis acht Jahre meines Lebens viele ruſſiſche Kaufleute alljährlich nach Danzig wiederkehren, und ihre fremdartige Erſcheinung war überall willkommen; ſie und ihre kleinen, von zottigen Pferden gezogenen, von langbärtigen Iswoſtſchicks regierten Kibitken; beſonders aber die Ladung der letztern, die großen Säcke voll ſilberner Rubel, mit denen alles baar bezahlt wurde, weil damals die Ruſſen mit Wechſelzahlungen noch nicht umzugehen verſtanden.

Ihre Kleidung, im Gegenſatz zu der weit brillanteren der Polen, war ſehr einfach, ein dem Oberkörper ſich eng anſchließender tuchener Rock, mit ziemlich weiten Aermeln von unentſchiedener, nicht zu dunkeler Farbe, über den Hüften mit einer breiten Schärpe von feinem perſiſchen Stoff einigemal umwunden. Der untere Theil dieſer Kleidung glich einem bis über das Knie gehenden, ſehr weiten, oben in dichte Falten gelegten Weiberrock, dazu mäßig kurz geſchnittenes ſtarkes Haar, und ein von einem Ohr bis zum andern reichender Kinn und Bruſt ganz überdeckender Bart, der ſehr ſauber gehalten, zuweilen ſogar künſtlich gekräuſelt wurde.

Oft verſammelte mein Vater eine große Geſellſchaft dieſer bärtigen Männer an ſeinem Tiſch, lauter gute Freunde, mit denen er ſeit vielen Jahren bedeutende Geſchäfte machte. Die Anordnung eines ſolchen Gaſtmahls verurſachte meiner Mutter und ihrem geheimen Kabinetsrathe Adam zwar einige Mühe, beſonders wenn während der endloſen ruſſiſchen Faſtenzeit alles mit Oel bereitet werden mußte; dafür fand ſie aber auch gewöhnlich in irgend einem Winkel ihres Zimmers einen Vorrath echten Karavanen-Thee verſteckt, wie ihn ſelbſt der Kaiſer von Rußland nicht beſſer trinkt, und der für Geld nicht zu erlangen war.

Anfangs fürchtete ich mich zwar vor den langen Bärten, aber dieſe Männer waren freundlich, trotz ihrem grimmigen Anſehen; ſie hatten die Kinder gern, das machte mir wieder Muth. Der ärmſte, abſchreckendhäßlichſte unter ihnen war mir der liebſte, ein ſchwarzer zottiger ruſſiſcher Knecht, Andruſchky geheißen, der jährlich mit ſeinem Herrn unſer Haus beſuchte und in demſelben ſo bekannt war, als unſere große Zypperkatze, eine Art von civiliſirtem Bär. Stundenlang galopirte er höchſt gutmüthig auf allen Vieren den Hausflur auf und ab, wenn es uns einfiel, uns auf ſeinen breiten Rücken zu ſetzen; auch brachte er uns ſchöne Geſchenke mit, ſteinharte ruſſiſche Pfefferkuchen und kleine fremde, faſt nie geſehene Nüſſe, die vortrefflich geweſen wären, wenn man ſie hätte aufmachen können. Das alles freute uns aber doch, wie jedes, woraus Kinder herausempfinden, daß man ſie lieb hat und auch abweſend ihrer gedenkt. Meine beſondere Gunſt aber erwarb Andruſchky ſich dadurch, daß er mir einmal ein wunderſchönes Hermelin mitbrachte, ſo künſtlich ausgeſtopft, daß jedes zoologiſche Kabinet ihm gern ein Plätzchen eingeräumt haben würde.

Ich kann es mir nicht verſagen, zur Ehre ſeines Gedächtniſſes ein Paar Anekdoten von dem ehrlichen Ruſſen hier aufzubewahren, von denen die erſte ſelbſt Yoriks sentimental journey nicht unwürdig wäre.

Andruſchky kaufte eines Morgens vor unſerer Thür einem Straßenjungen einen großen Käfig mit Vögeln aller Art ab, wie ſie zur Frühlingszeit damals häufig feil geboten wurden; es waren ihrer wohl mehr als zwanzig in dem Käfig, der Kauf ſchien Andruſchky's Baarſchaft faſt zu erſchöpfen.

Er zahlte indeſſen ohne Zaudern, öffnete den Käfig, jauchzte laut auf, als die befreieten Gefangenen ſich fürs erſte auf den Kaſtanienbaum vor unſerm Beiſchlag ſetzten, ſich luſtig ſchüttelten und dann über alle Häuſer weg in die weite Welt flogen. Den leeren Käfig warf er einſtweilen dem Verkäufer an den Kopf, hielt eine kurze aber eindringliche Rede an denſelben und ging ganz pathetiſch weiter. Unſere neben ihm ſtehende Kaſche überſetzte die Rede ſeinem verblüfften Zuhörer auf der Stelle, denn Ruſſen und Polen verſtehen einander ungefähr wie Portugieſen und Spanier.

Gott der Herr ſchickt die kleinen Vögel in den Wald, damit ſie die Reiſenden auf ihren ſauern Wegen durch ihren lieblichen Geſang erquicken ſollen, hatte Andruſchky geſagt; und, ſetzte er hinzu: treffe ich daher Dich Galgenſtrick noch einmal mit einer ſolchen Ladung, ſo breche ich Dir nicht nur Deinen Käfig in tauſend Stücke, ſondern bediene Dich auch dermaßen mit meinem Kantſchuh, daß Du noch nach hundert Jahren daran denken ſollſt.

Ein andermal hielt Andruſchky's Kibitke vor unſerer Thür; er ſelbſt trug einen Theil ſeiner Ladung ins Haus, in der Zwiſchenzeit ſcheuete ſich das muthige Pferd und ging in Pfeilesſchnelle durch. Andruſchky hörte das Raſſeln der Räder, er ſtürzte hinaus, von Pferd und Wagen war nichts mehr zu hören noch zu ſehen. Da ſtand der Arme und riß verzweifelnd ſich die Haare aus dem Kopfe. Das leichte Fahrzeug mußte umſtürzen, der Sack herausfallen, zerreißen, die Rubel ſich verſtreuen, nichts war gewiſſer, was konnte er anfangen! wohin ſich wenden!

Im nämlichen Augenblicke bog das jetzt ganz verwilderte Pferd mit der noch wohl erhaltenen Kibitke um eine Ecke wieder in unſere Straße ein; mit lautem Freudengeſchrei ſtürzte Andruſchky dem wüthendſchäumenden Thiere entgegen und warf ſich mit dem Geſichte platt auf den Boden hin, dicht vor den Hufen, die ſchon ſich hoben, um ihn zu zermalmen.

Erſchrocken fuhr das Pferd zuſammen, bäumte ſich nochmals hoch auf und ſtand dann, ohne ſeinen Herrn auch nur anzuſtreifen. Beide hatten einander wohl gekannt, das war ſichtbar.

Zu den fremdartigen Geſtalten, welche die bunte Welt, die meine frühe Kindheit umgab, noch bunter machten, muß ich auch die Dienerſchaft der vornehmen polniſchen Familien zählen, welche damals einen bedeutenden Theil des Jahres in Danzig reſidirten; in grellen Farben phantaſtiſch aufgeputzte Neger, ſogar auch noch ein Paar mißgeſtalte unförmliche Zwerge in türkiſcher Kleidung, und als Gegenſtück zu dieſen in enganſchließenden Jacken, über und über gelb gekleidete rieſengroße Heyducken.

Sogar bis auf die Schuhe ſchneeweiß gekleidete Läufer, hochwehende Straußenfedern auf der Mütze, trugen mit ängſtlich keuchender Bruſt im angeſtrengteſten Laufe ein kleines zierliches Stäbchen vor der unbarmherzig ſchnell hinter ihnen drein jagenden Equipage ihrer übermüthigen Gebieter her; eine Barbarei jener Zeit, die jetzt Gottlob außer Gebrauch gekommen zu ſein ſcheint, und über deren Anblick Jameſon jedesmal in heftigen Zorn gerieth.

Aber auch unter den in Danzig ganz einheimiſchen Bewohnern der Stadt war damals noch nicht jener Luxus vorherrſchend geworden, der jetzt Alle dem Auge gleichſtellt. Auf die aus einer früheren Zeit ſtammende Kleiderordnung wurde zwar nicht mehr nach aller Strenge des Geſetzes gehalten; nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei Begräbniſſen, Hochzeiten, Taufen wurde ſie beim Mittelſtande noch in Anregung gebracht. Bei der hochzeitlichen Tafel der reichſten und angeſehenſten Handwerkermeiſter erſchien unfehlbar im größten Galla-Anzuge, den Degen an der Seite, ein dazu angeſtellter Rathsdiener, um nachzuzählen, ob die Anzahl der Gäſte die erlaubte überſchreite, und zu ſehen, ob die Braut echte Perlen, Juwelen, und andere, gerade an ihrem Ehrentage ihr verbotenen Schmuck trage. Eine für eine freie Republik freilich ſehr ariſtokratiſch ſcheinende Einrichtung, über die aber, ſo viel ich weiß, kein Hausvater ſich jemals beklagt hat.

Mehr als das Geſetz hielt indeſſen die Furcht, bei ihres Gleichen lächerlich zu werden, die ehrſamen Bürger nebſt ihren Frauen ſchon von ſelbſt in beſcheidenen Grenzen; es fiel keiner ein, weder die Reifröcke, Poſchen, reich garnirten Schleppkleider, noch den thurmhohen überladenen Kopfputz der vornehmern Damen ſich anzueignen; wozu aber auch die große Unbequemlichkeit der damaligen, unter Ludwig dem funfzehnten bis zum unbegreiflichſten Unſinn geſteigerten Moden nicht wenig beitragen mochte.

Auch konnte man damals die Dienſtmädchen in der knappen, zierlichen Tracht ihres Standes, in der ſie weit beſſer ſich ausnahmen als in den mühſeligen Verſuchen der heutigen Generation, ſich in Damen zu traveſtiren, noch nicht mit ihren Gebieterinnen verwechſeln. Die vor kurzem eingetretene große

Revolution im Reiche der Mode, welche die weiten bauſchigen Aermel in knappe, enge verwandelte, und die jetzt, funfzig Jahre ſpäter, die zarten Gemüther ihrer Enkelinnen ſo ſorgenvoll bewegt, wäre gewiß unbemerkt an Jenen vorübergegangen.

Zehntes Kapitel.

> »O gönnt Jugend und Traum den Sterblichen!
> »Sie gleichen den Blumen zu ſehr, welche nur ſo
> »lange ſchlafen als ſie blühen; ſind ſie abgeblüht, ſo
> »ſtehen ſie aufgethan der kalten, naſſen, langen Nacht.«
>
> Jean Paul.

Faſt ſechs Jahre war ich alt, hatte von Anfang bis Ende Weiſſens damals Epoche machendes A, b, c-Buch durchſtudirt, dieſen erſten erfreulichen Verkündiger der unabſehbaren Reihe von Kinderbüchern, die bis auf den heutigen Tag ihm gefolgt ſind, und noch folgen werden; ich hatte die ſchönen bunten Bilderchen in demſelben nachgemalt, ſo gut es gehen wollte, und war folglich der Schule völlig entwachſen, die ich bis dahin beſucht hatte.

Doch, was ſollte, was konnte nun an die Stelle derſelben treten? Jameſon vertändelte manche Abendſtunde mit mir, aber Wunderkinder waren ihm ein Greuel, und ich war noch ſo jung! Let the little victims play, *) ſprach er freundlich, wenn meine

---

*) Let the little victims play, laßt die kleinen Opfer ſpielen.

Mutter ſchalt, weil ich mit meiner damals noch nicht vierjährigen Schweſter Lotte es zu arg trieb. Weder meine Mutter noch ich verſtanden dieſe Worte; als ich engliſch gelernt hatte, verſtand ich ſie wohl, aber die eigentliche tiefe, ernſte Bedeutung derſelben haben erſt viel ſpäter Leben und Welt mich erkennen gelehrt.

Damit denn doch etwas geſchähe, wurde einſtweilen ein Sprachmeiſter für mich angenommen, der beſte in der Stadt, denn er war der einzige; ein alter, ſtumpfer Franzoſe, der ſeine Mutterſprache halb vergeſſen und keine andere gelernt hatte. Der Unterricht währte nur einige Monate, mein Vater wurde bald gewahr, daß ich bei dem guten Alten nur retrograde Fortſchritte machen könne, und beſchränkte ſich einſtweilen darauf, ſo viel möglich franzöſiſch mit mir zu ſprechen, um nur das Wenige, das ich ſpielend mit aus der Schule gebracht, mich nicht ganz verlernen zu laſſen.

Indeſſen bedurfte ich doch einer ernſteren Beſchäftigung, als meine übrigens zärtlich geliebten Puppen mir gewähren konnten, obwohl ich deren Haushalt auf ſehr anſtändigen Fuß eingerichtet hatte, und mit großem Eifer ihm vorſtand; und ſo mußten ſich meine Eltern doch endlich entſchließen, dem damaligen allgemeinen Gebrauch Folge zu leiſten, und unerachtet meiner großen Jugend einen von allen Seiten ihnen empfohlenen Kandidaten der Theologie mir zum Lehrer zu geben, der die Verpflichtung übernahm, jeden Morgen eine Stunde mit mir zuzubringen. Die Anordnung des Unterrichts, den er mir ertheilen ſollte, blieb dabei ihm völlig überlaſſen. Als ich ihm vorgeſtellt wurde, blickte er freilich das kleine ſechsjährige Ding verwundert an, das man zur Schülerin ihm aufbürden wollte, doch er hatte ſein Wort gegeben; der Verſuch wurde gewagt, und es ging beſſer damit, als wir alle Beide erwarteten.

Kandidat Kuſchel, ſo hieß mein neuer Lehrer, war der Sohn eines nicht bemittelten, aber ſehr rechtlichen Handwerkers. Der Vater war geſtorben, der zweite Sohn noch zu jung, um dem Gewerbe deſſelben gehörig vorſtehen zu können; die Sorge für die alternde Mutter fiel zum großen Theil dem älteren zu, der ſeinen mit Unterricht außer dem Hauſe gewonnenen Erwerb freudig zu ihrer Pflege verwandte.

Des Himmels Segen ruhte darauf; ſein einfaches, anſpruchloſes Betragen, gleich entfernt von kriechender Demuth und hochfahrendem Weſen, erwarb ihm allgemeine Achtung, ſeine Milde und Herzensgüte die Liebe ſeiner Schüler. Sein Lehrertalent wurde von Jedermann als ausgezeichnet anerkannt, und der Tag hätte aus noch einmal ſo vielen Stunden beſtehen mögen, es hätte nur von ihm abgehangen, ſie alle zu beſetzen; er begnügte ſich damit zu leiſten, was menſchliche Kräfte vermögen.

Es iſt ſehr ſchwer, immer und unter allen Umſtänden von dem ſchönen menſchlichen Glauben zu laſſen, der jedem Kinde auf Erden ſeinen unſichtbaren Schutzengel zugeſellt, Dank ſei dem meinigen, im Fall er wirklich exiſtirt, daß er in die Hände ſolcher Männer, wie Jameſon und mein neuer Lehrer es waren, die Aufgabe legte, mich auf das mannichfach bewegte Leben vorzubereiten, das mir, wie den meiſten meiner Zeitgenoſſen, ohne daß man es damals ahnen konnte, bevorſtand.

Nie vielleicht hat die Natur einen hellen, hochgebildeten Geiſt, ein weiches und doch ſtarkes Gemüth, einen beſcheidenen und doch jeder Unwürdigkeit entgegenſtrebenden Sinn in eine unſcheinbarere Hütte verbannt, als die Geſtalt des Kandidaten Kuſchel es war. Die hohe ſeltſam eckige Stirn, die unförmliche lange Naſe, die dicken wulſtigen Lippen brachten den Eindruck eines häßlichen, aber doch nicht widerwärtigen Geſichts hervor; denn das Wohlwollen, die unbeſchreibliche Milde, die aus den matten grünlich-grauen Augen ſprachen, ließen bei ſeinen übrigen trefflichen Eigenſchaften dieſe Unbill der Natur leicht vergeſſen.

Uebrigens ſtanden, bei einem ziemlich hohen Wuchs, alle ſeine Glieder dennoch im wunderlichſten Mißverhältniß zu einander, und nur die große Ruhe und Mäßigung in ſeinen Bewegungen, die er ſich angeeignet hatte, konnten vor einem Anſtrich von Lächerlichkeit ihn bewahren. Daß eine ſeiner Schultern etwas höher war als die andere, fiel weniger auf, weil ſeine Kleidung dieſes verbergen half; denn die damaligen Kandidaten des heiligen Predigtamtes, gewiß ſehr ehrbare und achtungswerthe junge Männer, hatten genau das Koſtüm der ihrer Frivolität wegen berüchtigten franzöſiſchen Abbé's.

Schwarz gekleidet vom Kopf bis zu den Füßen, war an ihnen nichts Weißes ſichtbar, außer den ihren geiſtlichen Stand bezeichnenden beiden Läppchen unter dem Kinn; eine thalergroße ſchwarzſammtene Kalotte, auf dem Scheitel der gepuderten, lockenreichen Perrücke ebenfalls ein Aushängeſchild ihrer Frömmigkeit, und den Rücken halb bedeckend ein bis an den Boden reichendes ſchmales Mäntelchen, das der Träger mit einer Hand in elegante Falten zuſammenfaſſen mußte, wenn er auf der Straße ſich zeigte; ſo verlangte es das damals ſehr gefürchtete Oberhaupt der Geiſtlichkeit unſrer Kirche, der hochehrwürdige Doktor Heller.

Die innere Gluth des Glaubens mußte dieſe geiſtliche Herren gegen die in unſerem Klima oft bis auf zwanzig und mehr Grade Reaumur ſteigende Kälte ſchützen, denn von Pelz oder Ueberrock konnte bei ihnen gar nicht die Rede ſein. Wehe und abermals wehe dem unglücklichen Kandidaten, der außerhalb ſeiner vier Pfähle in einem andern als dem ihm vorgeſchriebenen Koſtüm ſich ertappen ließ! Die Hoffnung, jemals eine Pfarre zu erhalten, war für ihn verloren, denn Doktor Heller achtete ein ſolches Vergehen der ärgſten Ketzerei gleich. Nicht nur die Kandidaten, auch die ſchon angeſtellten Prediger, und ſogar ihre Frauen, durften an Theater, Konzert und ähnliche Vergnügungen gar nicht denken; höchſtens wurde unter dem Siegel des Geheimniſſes, im engſten vertraulichen Kreiſe, einem beſcheidenen Partiechen L'hombre durch die Finger geſehen.

Ohne zu philanthropiſchen Spielereien ſich herab zu laſſen, wie ſie damals durch die neuerfundene Baſedowſche Lehrmethode eben anfingen, Mode zu werden, wußte mein Lehrer, bei ſtetem Wechſel der Gegenſtände ſeines Unterrichts, meine Aufmerkſamkeit und Wißbegierde dermaßen zu erregen und zu feſſeln, daß ich ſeiner Ankunft immer mit Freuden entgegenſah, und nach Beendigung der Stunde, die er mir täglich gab, mit der Bitte, doch noch ein wenig zu bleiben, ihn weidlich plagte, weil er nur ſelten ſie zu erfüllen vermochte.

Jameſon ſah, mit welcher Leichtigkeit und welchem Vergnügen ich auffaßte, was man mich lehrte, und hatte große Freude daran. Selten ließ er jetzt einen Tag vergehen, ohne mich mit zu ſich zu nehmen; ſein ganzer Hausſtand wurde dann zu meiner Unterhaltung in Bewegung geſetzt. Sein großer pechſchwarzer Kater, Tamerlan, und ſein kleines ſchneeweißes Hündchen, Frei geheißen, machten ihre beſten Künſte mir vor; Jungfer Konkordia, die alte Haushälterin, fütterte mich mit Bonbons, und ſchälte mir Apfelſinen; er ſelbſt ergötzte mich unendlich durch allerlei artige Zauberkünſte, die er mit Hülfe einer außerordentlich zierlichen Elektriſirmaſchine hervorbrachte, oder erzählte mir Mährchen und allerlei Merkwürdiges von Thieren und Pflanzen und fremden Ländern. Dabei lernte ich nach und nach Engliſch, faſt ohne es gewahr zu werden; ich lernte es wie meine Mutterſprache, für's erſte nur plaudern, dann aber auch leſen und ſchreiben.'

Ein Mädchen und Engliſch lernen! Wozu in aller Welt ſollte das ihr nützen? Die Frage wurde täglich von Freunden und Verwandten wiederholt, denn die Sache war damals in Danzig etwas Unerhörtes. Ich fing am Ende an, mich meiner Kenntniß der engliſchen Sprache zu ſchämen, und ſchlug deshalb einige Jahre ſpäter es ſtandhaft aus, auch Griechiſch zu lernen, ſo ſehr ich es innerlich wünſchte, und ſo freundlich auch Jameſon deshalb in mich drang.

Der Widerwille gegen den Gedanken für ein gelehrtes Frauenzimmer zu gelten, lag ſchon damals, wie eben noch jetzt, in meiner jungen Seele, ſo viel Rühmliches mir auch mein Kandidat von Madame Dacier und Frau Profeſſorin Gottſched ſagte, die obendrein meine Landsmännin war.

So verging ein Jahr ungefähr, einige Monate drunter oder drüber? ich weiß es nicht und habe es nie gewußt, denn »dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde!« und es giebt kein glücklicheres Weſen auf Erden, als ein frohes, geſundes, geliebtes Kind, wie ich es war; die ganze Welt lachte mich an, vom erſten Januar bis zum Sylveſtertage war es Frühling in mir und um mich her. Alles, was mich umgab, blühte in erfreulichem Wohlſtande; fern von dem friedlichen Dach, unter welchem ich den erſten ſüßen Traum des Lebens träumte, blieben Sorge, Kummer und Noth!

Elftes Kapitel.

Lange haben wir geſtanden unter Schmach und Schimpf und Leid
Mochten kaum uns aufrecht halten in der jammervollen Zeit.

Grichenlieder von W. Müller.

Mein Vater war vom frühen Morgen an auf dem Rathhauſe, wohin er zu ganz ungewohnter Stunde berufen worden; Herr Moſer, ſtatt wie ſonſt im Comptoir hinter ſeinem Schreibepult wie angenagelt zu ſitzen, lief unruhig im Hauſe herum, knackte einmal über das andere mit den Fingern, und ſeufzte in einem fort: Ja, ja!

Im Wohnzimmer ſaß meine Mutter ganz erſchöpft auf dem Kanapee, mit fliegender Bruſt, glühenden Wangen und Thränen des Zornes im Auge. Ich drückte mich ängſtlich in eine Ecke, denn in ſo heftiger Bewegung hatte ich die liebe, ſanfte Frau nie geſehen.

Zu ſehr ungewohnter Stunde, denn Morgenbeſuche waren damals durchaus nicht gebräuchlich, war ein Freund unſers Hauſes gekommen, der Mann einer der liebſten Freundinnen meiner Mutter, und hatte ihr etwas erzählt, das ich nicht verſtand, worüber ſie aber vor Schrecken todtenbleich wurde und ſich kaum aufrecht halten konnte. Herr M*** ſprach noch viel, meine Mutter gerieth darüber mit ihm in Streit, ſie die nie ſtritt! es kam mir vor, als habe er etwas über meinen Vater geſagt, das ſie nicht zugeben wollte, zuletzt wies ſie ihm mit großer Heftigkeit die Thür, und erſuchte ihn, ſie künftig mit ſeinen Beſuchen zu verſchonen; er ging, und ich blieb ſtarr vor Erſtaunen über das nie zuvor Erlebte.

Jetzt kam auch Jameſon, und Onkel Lehmann, der Bruder meiner Mutter; auch Kandidat Kuſchel, der aber heute mich kaum bemerkte, ſo viel ich mir Mühe gab, mich ihm bemerkbar zu machen. Alle drei verſammelten ſich um meine Mutter in angelegentlichſt eifrigem Geſpräch, mir aber wurde angedeutet, mich zu Kaſche zu begeben, und ich mußte gehorchen, ſo ſehr die Neugier mich plagte. Ich hätte gar zu gern erfahren, warum meine Mutter ſich darüber ſo erzürnte, daß Herr M*** behauptet hatte: mein Vater trüge ſeinen Mantel auf beiden Achſeln; wie ſollte er denn ſonſt ihn tragen?

Unterwegs warf ich einen Blick zum Fenſter hinaus; auch auf der Straße ging es ungewöhnlich lebhaft her. Schiffer und Matroſen ſtrömten dem Schiffergilden-Hauſe zu, in den Beiſchlägen ſteckten Nachbarn und Nachbarinnen, in Schlafrock und Pantoffeln, die Köpfe zuſammen, überall, an allen Ecken ſtanden Leute haufenweiſe, eiferten, fluchten, weinten, rangen die Hände, ſtampften mit den Füßen, klagten überlaut.

Kaum ſieben Jahre war ich damals alt, vierundſechzig ſind ſeitdem vergangen; doch in früher Kindheit aufgenommene Eindrücke bleiben unauslöſchlich bis ins ſpäteſte Alter, und jener Morgen, an welchem ich zuerſt etwas einer Sorge Aehnliches empfand, ſchwebt in allen ſeinen Einzelnheiten noch deutlich vor mir, obgleich ich nicht im Stande war, all' das Unheil zu faſſen, das für eine lange Folgereihe von Jahren mit ihm hereingebrochen war. —

Setzt euch ruhig hin, beſorgt den Puppen ihr Frühſtück und zieht ſie ordentlich an, aber haltet euch ſtill, daß Niemand euch hört, ermahnte uns Kaſche, indem ſie mich und meine Schweſter Lotte in das Eckchen, zwiſchen Fenſter und Schrank führte, das uns zum Spielen eingeräumt worden, und das ich zum Wohnzimmer meiner Puppen recht nett aufgeputzt hatte.

Kaſche, liebe Kaſche! bat ich, wir wollen mäuschenſtille ſein, aber ſag' mir nur, was vorgegangen iſt? ach, ſage es mir nur, denn ich fürchte mich ſo!

Freilich wohl ein Unglück, und ein großes! antwortete Kaſche; aber ihr Kinder verſteht doch nichts davon. Der Preuß iſt über Nacht gekommen, — darum ſeid hübſch artig, ſetzte ſie hinzu, und ging.

Hätte ſie geſagt: der Löwe, das Tigerthier, der Bär, ich hätte eine Idee damit verbinden können; aber der Preuß! ich begriff keineswegs, was ſie damit meinte; doch eben das Unverſtändliche ihrer Worte vermehrte meine Angſt.

An jenem Morgen überfiel das Unglück wie ein Vampyr meine dem Verderben geweihte Vaterſtadt, und ſaugte Jahrelang ihr bis zur völligen Entkräftung das Mark des Lebens aus!

Die von den drei verbündeten Mächten im Jahr 1772 in Rußland beſchloſſene Theilung Polens, welche dieſem Königreich wenigſtens ein Viertel ſeines Umfangs raubte, war überraſchend ſchnell zur Ausführung gekommen; und obgleich die freie Stadt Danzig nur bedingungsweiſe unter polniſchem Schutze ſtand, ward der bei weitem wichtigſte Theil ihres Gebietes ihr dennoch mit entriſſen. Eine grauſame Ironie des Schickſals ſchloß von dem gewaltſamen

Raube ihrer nächſten Umgebungen ſie allein aus. Ihr gleichſam zum Hohne, wurde der freien einſt ſo mächtigen Hanſeſtadt ihre alt hergebrachte, republikaniſche Verfaſſung gelaſſen, während der Quell ihres Wohlſtandes, abgeleitet, allmählig verſiegte, und ihr auf kurze Zeit nur noch ein Scheinleben bleiben konnte, das mit jedem Tage gänzlicher Auflöſung ſich nähern mußte.

Der Hafen nebſt den ihm angrenzenden Umgebungen war von Preußen beſetzt, die ſehr überflüſſige Feſtung Weichſelmünde aber der Stadt geblieben; kaum eine halbe Stunde von dem äußerſten Thor, am Ende der damals neugepflanzten vier Reihen Linden, die jetzt zu einer der ſchönſten Alleen herangewachſen ſind, war der preußiſche Adler über Nacht aufgerichtet, und wenige Schritte weiter, am Anfange des beinahe aus lauter ſchönen Landhäuſern wohlhabender Bürger beſtehenden Oertchens Langefuhr, ſtand der Greuel aller Greuel, das Zollamt, in welchem, aus einem unbegreiflichen Irrthum des großen Königs, die im ganzen preußiſchen Lande verhaßte franzöſiſche Regie ihr Weſen trieb.

Vor einem andern Thor, näher der Stadt, fing die preußiſche Grenze ſogar mitten in der äußerſten Vorſtadt Schidlitz an. Dieſe Vorſtadt wurde während der letzten Belagerung auf Befehl des preußiſchen Generals niedergebrannt, und wird wahrſcheinlich nie wieder aus der Aſche erſtehen; ihre geringe Entfernung von der Stadt läßt hieraus ſich ermeſſen.

Auf der andern Seite, nach Elbing und Marienburg zu, längs dem Seeſtrande und der Weichſel, war der Stadt ihr ungefähr vier bis fünf Meilen weit ſich erſtreckendes Gebiet geblieben.

Viele Tage lang war es immerfort, als ob ein ſchweres Gewitter am Himmel ſtünde; wir Kinder hörten kein freundliches Wort, alle Leute im Hauſe gingen ſtumm und niedergeſchlagen neben einander her. Wir hätten es machen ſollen wie die Nürnberger, von denen Herr Moſer erzählt; wir hätten »mit Nichten!« ſagen ſollen, als der Preuße herein wollte, dachte ich bei mir ſelbſt, hütete mich aber weislich davor, es auszuſprechen. Nur auf einzelne Stunden kam der Vater den Tag über vom Rathhauſe, mit einem ſo finſtern Geſicht, daß ich mich mit meiner Schweſter Lotte gleich zu meinen Puppen retirirte, ſobald ich nur von ferne ihn ſah. Der Zorn der Bürger, denen das Gefühl ihrer Ohnmacht bis zu verzweiflungsvoller Wuth erhöht hatte, wandelte, als der erſte Schrecken überſtanden war, in verbiſſenen Ingrimm, in immer tiefer eingreifenden Haß

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

gegen Preußen und Alles was Preußiſch war, ſich um, der bald in den feſten Entſchluß überging, zur Vertheidigung des letzten armſeligen Scheines ehemaliger Freiheit, der ihnen geblieben war, alles daran zu ſetzen, Leib und Leben, Hab und Gut.

Bedeutende Wunden, welche das Schickſal uns ſchlug, lernen wir endlich mit einer Art ſtumpfſinniger Ergebung ertragen; doch nie verſchmerzen wir jene tauſend kleineren ſich täglich wiederholenden Nadelſtiche deſſelben, die uns gleichſam ſpottend verfolgen, und kommen nimmermehr dahin, uns geduldig ihnen zu unterwerfen. Die bis zur höchſten Ungebühr, täglich auf das ſchonungsloſeſte ſich wiederholenden Plackereien, welche das nach franzöſiſcher Art eingerichtete Acciſeweſen, beſonders in Langefuhr, ſich erlaubte, trugen daher faſt noch mehr dazu bei, die Erbitterung gegen Preußen aufs höchſte zu treiben, als alle anderen Maßregeln, welche die völlige Vernichtung des bürgerlichen Wohlſtandes der unglücklichen Stadt allmälig herbeiführen mußten.

Die empörende Behandlung, welcher die Einwohner Danzigs ohne Unterſchied der Perſon ausgeſetzt waren, ſobald ſie die ihnen ſo eng geſteckte Grenze ihres Gebiets überſchritten, muß in unſrer weit humaneren Zeit fabelhaft erſcheinen. Jeder Fußgänger wurde vor dem Acciſegebäude angehalten, und mußte es als eine große Gefälligkeit erkennen, wenn man, um ſich zu überzeugen, daß er nichts Acciſebares bei ſich führe, mit Durchſuchung ſeiner Taſchen ihn verſchonte.

Miethkutſchen und Equipagen wurden eben ſo wenig als Fuhrmanns- und Bauerwagen mit genaueſter Durchſuchung verſchont. Damen und Kinder mußten zuweilen im heftigſten Platzregen aus ihrem Wagen ſteigen, und, unter dem Hohngelächter ihrer Peiniger, geduldig unter freiem Himmel es abwarten, bis jenen gefiel, die Viſitation auch der verborgenſten kleinſten Räume im Wagen langſam zu vollenden. Dann begann noch die Durchſuchung der Perſonen, die damals Mode gewordenen Poſchen der Damen, eine Art leichterer Reifröcke, die freilich aus ſehr geräumigen Taſchen beſtanden, denen man ihren Inhalt von außen durchaus nicht anſehen konnte, waren dem franzöſiſchen Geſindel ein Hauptgegenſtand des Argwohns; keine Dame durfte ſich weigern, ihre Poſchen vor den Augen deſſelben auszuleeren, wenn ſie nicht der beleidigendſten Behandlung ſich ausſetzen wollte. Mit Dienſtmädchen und Frauen aus den geringeren Ständen verfuhr das freche Volk noch weit ſchonungsloſer.

Sogar in ihren Landhäuſern, ſowohl in Langefuhr ſelbſt, als in den in weiterer Entfernung, nach Oliwa zu belegenen, blieben die Danziger Bürger den Mißhandlungen jener fremden Sünder und Zöllner ausgeſetzt. Hausſuchungen nach Kontrebande, denen Niemand bei ſchwerer Strafe ſich widerſetzen durfte, fielen täglich vor, und Kaffeeriecher, von ihrem ehrenvollen Amte ſo benannt, ſpürten in Höfen, Häuſern und Küchen dem Geruch des friſchgebrannten Kaffee nach, der innerhalb der preußiſchen Grenze nicht anders als ſchon gebrannt verkauft werden durfte.

Durch alles dieſes ſteigerte die allgemeine Erbitterung ſowohl gegen die franzöſiſche Regie, als gegen den großen König, der dieſes Unerträglichſte mit dem Rechte des Stärkeren über uns verhängte, ſich auf's Höchſte. Bald nach der Occupation mußte ich leider ſelbſt Zeuge davon werden, bis zu welchen ſchauderhaften Ausbrüchen unzähmbarer Wuth und Grauſamkeit ein im Grunde gutmüthiges Volk getrieben werden kann, und die furchtbare Erinnerung daran hat mich noch lange nachher wachend und im Traume verfolgt.

Frecher Uebermuth, denn ein anderer Beweggrund zu einem ſo nutzloſen Wagſtück wäre kaum denkbar, verleitete die franzöſiſchen Zöllner, ſich von Zeit zu Zeit in die Stadt zu ſchleichen, und neue Königl. Preußiſche Verordnungen heimlicher Weiſe am Rathhaus anzuheften, die, ſobald man ihrer gewahr wurde, der ſchon über den bloßen Anblick des preußiſchen Adlers entrüſtete Pöbel ſogleich herunterriß.

Durch öfteres Gelingen wahrſcheinlich zu dreiſt geworden, ließen unglücklicher Weiſe zwei dieſer Elenden über der Ausführung eines ſolchen Unternehmens ſich betreffen, und waren im Nu vom wüthenden Pöbel umringt. Brüllend wie die vom Sturm gepeitſchten Meereswogen ſtrömte von allen Seiten das Volk herbei; mit Pflaſterſteinen und Stöcken bewaffnet, erhoben ſich tauſend drohende Fäuſte, unter wilden Flüchen und Schmähungen erſcholl aus tauſend Kehlen das Todesurtheil der Verhaßten. Nur ſchleunige Flucht konnte ſie retten. Aus vielen Wunden blutend gelang es endlich dem Leichtfüßigſten unter den Beiden, ſich in die Hauptwache zu werfen, wo ſeine Verfolger von ihm abließen. Wie ein gehetzter von einer Koppel Hunde gejagter Hirſch wurde indeſſen ſein Begleiter durch die halbe Stadt, durch Gaſſen und Gäßchen im angeſtrengteſten Lauf unter einem Hagel von Steinwürfen erbarmungslos fortgetrieben; nur die mit jedem Schritt ſich mehrende Anzahl ſeiner Verfolger, die endlich in den engen Straßen eine dicht zuſammengedrängte Maſſe bildeten, verhinderte ſie ihn zu ergreifen.

Brüllend, heulend vor Todesangſt und Schmerz, mit Blut bedeckt, die Ueberreſte ſeiner Kleider in Fetzen um ihn herumflatternd, ſah ich das Jammerbild, ganz nahe hinter ihm drein der tobende Haufen, an unſerm Hauſe vorüberjagen; er ſtürzte vor Entkräftung, raffte ſich aber ſchnell genug wieder auf, und erſt in der nächſten Straße ereilte ihn endlich das Schickſal, dem er vergeblich zu entfliehen ſtrebte.

Ich kann und mag das Schreckensbild nicht weiter ausmalen; ungerächt wie unbeklagt verendete der Unſelige im eigentlichſten Sinn des Worts unter den Fäuſten und dem Hohngelächter der zur wildeſten Rache empörten tief beleidigten Volksmenge; ſie wollte und mußte ihr Opfer haben, und jeder Verſuch, es ihr zu entreißen, wäre jetzt eben ſo vergeblich, als wahrſcheinlich in ſeinen Folgen verderblich geweſen.

Die freundlichen Gartenhäuſer in Langefuhr, Strieß, Oliwa, ſtanden eine Zeitlang verödet da; ihre Eigenthümer wollten anfänglich den gewohnten Gartenfreuden lieber entſagen, als ſo ſchmählichen

Bedrückungen ſich ausſetzen. Doch die Stadtthore wurden, nach damaligem Feſtungsgebrauch ſchon mit Untergang der Sonne geſchloſſen, die ſehr hohen Wälle, die hinter dieſen ſich erhebenden noch weit höheren Hügel, welche man, in einer übrigens flachen Gegend, wohl verleitet werden kann, Berge zu nennen, verhindern den freien Durchzug der Luft; Danzig liegt gewiſſermaßen in einem nach der Seeſeite zu ſich eröffnenden halben Keſſel, ſo tief, daß man vom Meere aus die Stadt ſelbſt gar nicht gewahr wird, und die hohen Thürme derſelben ſich gerade zu aus den Wellen zu erheben ſcheinen.

An recht heißen Sommertagen herrſcht daher in den engen von himmelhohen Häuſern umgebenen Straßen eine höchſt drückende Schwüle, in die freiwillig ſich einſperren zu laſſen faſt unmöglich iſt, wenn man bedenkt, daß ganz in der Nähe, in einer der ſchönſten Gegenden, ein oft von Großvater und Vater ererbtes geliebtes Eigenthum, ungeſehen und ungenoſſen verblüht. Meine nach friſchem Abendhauch lechzenden Landsleute fingen daher an, auf Auskunftsmittel zu ſinnen, und wer gehörig ſucht, der findet, wenn auch nicht immer das Rechte, doch wenigſtens ein Surrogat dafür.

Hat doch Doktor Fauſt ſogar mit dem Böſen ein Pactum geſchloſſen, und wurde demungeachtet nach ſeinem Ableben von Engeln in die ewige Seligkeit getragen, wie Göthe uns berichtet; daher darf man den Danziger Gartenbeſitzern es wohl verzeihen, wenn ſie ſich herablieſſen, mit der nicht weniger als der Teufel ſelbſt ihnen verhaßten franzöſiſchen Regie in Unterhandlung zu treten, welche die Folge hatte, daß Jeder um eine nicht unbedeutende jährlich zu zahlende Summe für die Zeit ſeiner Villegiatura ſich Zollfreiheit erkaufen konnte, wodurch ein groſſer Stein des Anſtoſſes gehoben ward.

Wem es nur irgend möglich war, der zog jetzt hinaus ins lang entbehrte Freie, und auch meine Mutter wollte, wie ſie gewöhnlich that, in der wärmſten Sommerzeit mit uns Kindern ein kleines artiges Gartenhaus in der Vorſtadt Schidlitz beziehen, denn auf eine weitere Entfernung von der Stadt hatte mein Vater ſich nie einlaſſen wollen. Jubelnd zogen wir mit ihr hinaus, doch ach! wie verändert fanden wir Alles!

Dicht neben dem mit Bäumen beſetzten Grasplatz vor dem Hauſe, dem eigentlichen Tummelplatz unſrer Freuden, ſtreckte der ſchwarz- und weißgeſtreifte Schlagbaum, den Niemand gern ſah, ſich quer über den Weg; denn unſer Haus war das letzte auf Danziger Grunde geblieben; ſchräg gegenüber war die Hauptwache errichtet, dicht daneben die verhaßte Acciſe. Auf dem nur durch eine niedrige Hecke von dem unſrigen getrennten Grasplatze ſahen wir dicht neben uns unter Schimpfen, Fluchen und Prügeln, vom Morgen bis zum Abend Rekruten exerciren, und vor der Hauptwache die Fuchtel blutjunger Officiere über dem Rücken alter Soldaten blitzen und niederfallen. Jene Zeit iſt vorüber und kommt nie wieder, doch damals war das Prügelſyſtem an der Tagesordnung, ſo wollte es der Gottlob jetzt gebannte Geiſt des ehemaligen preußiſchen Militärs.

Das überlaute »Abgelöſt!« der Wachen rief ſtündlich herbe Erinnerungen auf, und Abends ſahen wir mit innigem Mitleid den Mißhandlungen zu, welche die armen Kaſſuben, die auf ihren mit Ochſen beſpannten kleinen Wägelchen Holz und Lebensmittel dem Danziger Markte zuführen wollten, von den franzöſiſchen Zöllnern zu erdulden hatten.

Was iſt das für ein ſeltſames ängſtliches Getrommel? fragte meine Mutter eines Morgens.

Hochgeehrte Frau, antwortete der Gärtner, denn damals gab es bei uns noch keine Madams; hochgeehrte Frau, das iſt der Spießruthenmarſch, auf dem Felde hinter unſerm Garten; Gott erbarme ſich des armen Menſchen, er läuſt dreimal auf Leben und Tod. Nächſten Freitag kommt ſein Kamerad an die Reihe, dem wird's nicht beſſer ergehen, ſie haben deſertiren wollen.

Am Abend des nämlichen Tages waren wir ſchon wieder in der Heiligengeiſt-Gaſſe unter dem Schutz der unſer Dach hütenden Schildkröte, und verlangten nie wieder nach unſerm Gartenhäuschen.

Zwölftes Kapitel.

Auch Vergangenes zeigt euch Bakis; denn ſelbſt das
Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthſel vor Dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige;
Beides
Schließt an Heute ſich rein, an ein Vollendetes an.
Göthe.

Allmälig gerieth das Leben in Danzig wieder in den alten Gang, aus welchem das allgemeine Unglück es eine Zeitlang verſtört hatte. Die große Wohlhabenheit, zu der die Einwohner durch Fleiß, Sparſamkeit und ihre den Handel ſo ſehr begünſtigende Lage im Verlauf von Jahrhunderten gelangt waren, ließ im Innern ihrer Häuſer die Folgen deſſelben nicht gleich fühlbar werden, und wie ein an unheilbarer Auszehrung Leidender anfangs in glücklicher Unbewußtheit dem Grabe zuſinkt, ſo gingen auch ſie, ohne eine Ahnung davon zu haben, dem jammervollen Looſe des langſamen Verarmens entgegen. Klagen über ſchlechte Zeiten wurden zwar von allen Seiten geführt, und machten den Hauptgegenſtand aller geſelligen Unterhaltung aus, doch für's Erſte fiel die Einwirkung derſelben nicht ſonderlich auf.

Wie Alles, wovon mein Kindskopf zu keinem deutlichen Begriff gelangen konnte, beängſtigten auch dieſe Klagen mich oft bis zum Weinen; denn was ſchlechte Zeiten eigentlich wären, wußte ich in der That nicht, und war nicht übel geneigt, ſie wie Pocken und Maſern für eine Art Krankheit zu halten.

Können wir aber nicht wohin reiſen, wo keine ſchlechten Zeiten ſind? fragte ich furchtſam leiſe aus meinem Puppeneckchen hervor, wenn Herr Moſer ſein Lieblingsviertelſtündchen vor Tiſche benutzen wollte, um durch ſeine trübſeligen Jeremiaden meine Mutter bis zum weichherzigſten Einſtimmen in ſeine Klagen zu rühren, erhielt aber entweder gar keine Antwort oder wurde kurzweg zum Schweigen verwieſen.

Mein Vater nahm es weniger tragiſch; denn Klagen war durchaus nicht ſeine Sache, aber er war innerlich ergrimmt, und ſeine tiefe Erbitterung über die himmelſchreiende Ungerechtigkeit, welche die Stadt von ihrem übermächtigen Nachbar zu erleiden gezwungen war, ſprach in jedem ſeiner Worte, in all' ſeinem Thun und Laſſen ganz unverhohlen ſich aus. Jameſon ſtimmte völlig ihm bei, mein Onkel aber trieb es noch weiter; wie alle angehende Hageſtolzen, zu denen er damals noch ſich zählen konnte, pflegte er gern viel über Kindererziehung zu ſprechen, obgleich Niemand bereiter war, als eben er, ſeine Nichten, beſonders mich, die älteſte von ihnen zu verziehen.

Hamilkar ließ ſeinen Sohn Hannibal von früheſter Jugend an unverſöhnlichen Haß den Römern am Altare ſchwören — jeder Danziger Bürger muß als Pflicht es anerkennen, dieſem großen Beiſpiele zu folgen, und ſeine Kinder ohne Unterſchied des Geſchlechts das gleiche Gelübde gegen Preußen ablegen laſſen, rief er in ſeinem Eifer. Ich hoffte, mein Vater würde ſogleich zu der vom Onkel vorgeſchlagenen Feierlichkeit Anſtalt treffen; ein Gelübde! gar zu gern hätte ich erfahren, was das heiße.

Ich ſuchte indeſſen wenigſtens von Hamilkar und ſeinem Sohn etwas Näheres zu erfahren, als ich ſah, daß nicht ſo ſchnell, als ich es wünſchte, zur Ablegung des Gelübdes geſchritten werden würde, und fand meinen Lehrer nicht nur ſehr bereit, meine Wißbegierde recht umſtändlich zu befriedigen, ſondern auch ſonſt noch viel ſchöne, herzerhebende Geſchichten von alten Griechen und Römern mir zu erzählen, an denen ich die größte Freude hatte. Kandidat Kuſchel war in ſeinem Innern nicht minder republikaniſch geſinnt, dem preußiſchen Weſen nicht minder abhold, als mein Vater oder mein Onkel, aber er behielt in ſeinen Aeußerungen darüber die beſcheidene Zurückhaltung bei, welche ſeine perſönliche Lebensſtellung ihm von Jugend an aufgedrungen hatte.

Abſichtlich oder nicht, wählte er aber ein kräftigeres Mittel als jenes Gelübde geweſen wäre, das meinem kindiſchen Sinn ſo wohl gefiel, um in früher Jugend für Freiheit und Recht, für alles Große und Edle mich zu begeiſtern, indem er durch Beiſpiele aus der alten Geſchichte über den Druck und die Jämmerlichkeit der Gegenwart mich zu erheben trachtete.

Unerwartet kam aber auch dieſe in ſeinem Beſtreben ihm zu Hülfe; ich hatte eben mein neuntes Jahr erreicht, als Anno ſiebzehn hundert fünf und ſiebenzig der erſte Aufſtand der Amerikaner gegen die ſtolzen Gebieter der Meere in Philadelphia ausbrach. Glühend vor Begeiſterung brachte mein Lehrer mir die erſte Nachricht davon, und theilte in der Folge alles mir mit, was er von den denkwürdigen Ereigniſſen dieſes gerechteſten aller Kriege im Laufe der Jahre erfuhr. Penn, Waſhington, La Fayette, der unglückliche Major Andrée, alle bedeutenden Namen jener Zeit waren mir ſo geläufig, als die meiner nächſten Umgebungen.

Wie liebte ich ſie Alle! wie triumphirte ich über jede Niederlage der Britten! wie freuete ich mich, daß Frankreich den Unterdrückten zu Hülfe kam, und wie verabſcheuete ich den Landgrafen von Heſſen, der ſeine Landeskinder wie Leibeigene an England verkaufte, und nicht nur für jeden im Kriege Gebliebenen, ſondern auch noch nach einem von ihm erſonnenen Tarif für die einzelnen Gliedmaßen derſelben, für die Arme und Beine, die ſie, ohne zugleich das Leben einzubüßen, etwa in der Schlacht verlören, ſich beſondere Entſchädigungsgelder ausbedingte.

Ueber dem Intereſſe, das die tapfern Amerikaner mir einflößten, vergaß ich indeſſen doch meine alten Römer und Griechen nicht. Die letztern waren mir zwar weniger lieb und die Spartaner ſogar völlig widerwärtig, weil ſie die Kinder nicht bei ihren Eltern laſſen wollten, ſie peitſchten, ohne daß ſie etwas verbrochen hatten, und obendrein den Diebſtahl für lebenswerth erklärten. Auch ärgerte ich mich ſehr über den dummen ſpartaniſchen Jungen, der einen Fuchs geſtohlen hatte und ſich in aller Gelaſſenheit von ihm todt beißen ließ. Welche Albernheit, einen Fuchs zu ſtehlen! und wem kann er ihn wohl geſtohlen haben? Hunde hält man ſich wohl zur Jagd und zum Vergnügen, aber Füchſe?

Die Römer, die prächtigen Römer! das waren meine Leute! In einem alten Schranke meines Vaters fand ich eine ziemlich holperige Ueberſetzung von Rollins römiſcher Geſchichte, und unterlag, trotz meiner ſehr moraliſchen Geſinnungen, der Verſuchung, dem Beiſpiele des ſpartaniſchen Knaben zu folgen und ſie mir heimlich zuzueignen. Sonntags Nachmittags und in jeder andern freien Stunde, wo ich ſicher war, daß man mich nicht ſtören würde, verbarg ich mich damit in abgelegene Winkel, oft auf dem Boden oben unter dem Dache. Vier dicke Octavbände! mit welchem Eifer, mit welchem unbeſchreiblichen Intereſſe habe ich ſie geleſen, und wenn ich damit fertig war, wieder geleſen, und wenn ich mir ein beſonderes Vergnügen machen wollte, meine Lieblingsſtellen darin aufgeſucht.

Mucius Scävola, Brutus, Virginius, das waren meine Helden, und die ehrwürdigen Senatoren mit ihren langen, ſchneeweißen Bärten, wie ſie in ihren elfenbeinernen Seſſeln ſich auf dem Markte neben einander hinſetzten, und ſchweigend von dem eindringenden wilden Feinde ſich erſchlagen ließen! Auch Cicero gefiel mir ungemein, wenn er den gottloſen

Catilina öffentlich heruntermacht; die berühmte Rede die er an dieſen richtete, habe ich mir ſelbſt ſo oft vorperorirt, bis ich ſie größtentheils auswendig wußte. Vor allen Andern aber ehrte und bewunderte ich den Dictator Cincinatus! Stundenlang malte ich in Gedanken es mir aus, wie er in Rom als Sieger triumphirend einzog, und dann ſtill beſcheiden zu ſeinem Pfluge und ſeinen Teltower Rübchen zurückkehrte, die auch ich ſehr gern aß; denn daß der große Mann mit einer ſchlechteren Sorte als dieſer, ſeit der Erſcheinung des berühmten Briefwechſels ſpäterhin claſſiſch gewordenen, vorlieb genommen haben ſollte, war mir nicht denkbar.

Niemand, auch nicht mein Kandidat, erfuhr etwas von den römiſchen Studien, die ich ganz in der Stille neben den Lehrſtunden, die er mir gab, betrieb; warum ich ſo heimlich damit that, weiß ich ſelbſt nicht; wahrſcheinlich weil ich in meiner Begeiſterung mich nicht irre machen laſſen wollte. Uebrigens lernte ich mit großem Eifer Alles, Geographie,, alte und neue Geſchichte, Mythologie und noch Vieles, Vieles mehr, wovon ich jetzt wenig oder gar nichts mehr weiß; denn ich war in meinem zwölften Jahre weit gelehrter als ich jetzt in meinem ein und ſiebenzigſten es bin.

Auch mit der ſchönen Literatur unſers deutſchen Vaterlandes, die freilich damals erſt im Erblühen war, wollte Kandidat Kuſchel mich allmälig bekannt machen, und gab mir Kleiſt's Frühling zu leſen. Als einen ſeinen trefflichen vertrauensvollen Charakter, aber auch ſeine Unbekanntſchaft mit der Welt bezeichnenden Zug muß ich hier anführen, daß er die Stellen im Gedicht mit Bleiſtift bezeichnete, die ich überſchlagen ſollte, weil ich noch zu jung ſei, um ſie zu verſtehen. Es fiel dem guten Manne gar nicht ein, daß ich, als eine echte Tochter unſerer Urmutter Eva, doch nicht anders können würde, als gerade dieſe angeſtrichnen Stellen zu allererſt zu leſen.

Und ſo geſchah es denn auch: »Honny soit qui mal y pense;« ich hatte wenig davon. Ich las und las wieder, und konnte gar nicht begreifen, was der gute Kandidat mit ſeinem Verbot eigentlich gemeint habe. Der Frühling draußen kam mir überdem tauſendmal ſchöner vor, als der in dem Buche.

Es war mit mir wohl noch nicht an der Zeit, in das Wunderreich der Poeſie einzudringen, und nicht dem durch die Proſa des wirklichen Lebens doch etwas niedergehaltenen Kuſchel, ſondern meinem glücklichern Freunde Jameſon war es vorbehalten, mir ein Gebiet zu erſchließen, in welchem er einheimiſch war.

Dreizehntes Kapitel.

> Wer zählt das Heer der lichten Sterne?
> Wer mißt der Sonne ſchnellen Lauf?
> Wer dringt in ungemeßne Ferne,
> Und deckt des Himmels Ordnung auf?
> K. F. Drollinger

Mit verdoppelter Liebe und verdoppeltem Eifer nahm Jameſon ſeines kleinen Lieblinges ſich jetzt an. Auf welche Weiſe er meinen Unterricht betrieb, was er mich lehrte, wie ich von ihm lernte, iſt nicht recht wohl zu beſchreiben; ich möchte unabſichtlich es nennen, denn er lehrte und ich lernte, ohne daß wir alle Beide uns deſſen deutlich bewußt waren.

An ſchönen Sommerabenden, wenn die Kinder zu Bette geſchickt waren, mein Vater unter dem Kaſtanienbaum, der unſern Beiſchlag beſchattete, ſein Abendpfeifchen rauchte, meine Mutter ſtill freundlich neben ihm ſaß, dann zeigte Jameſon, der nie verſäumte, ſich ebenfalls einzufinden, mir die Sterne, ſoweit der beſchränkte Horizont ſie zu überſehen uns erlaubte. Wie hing ich ſo innig an ſeinen Worten, wenn er von dem geheimnißreichen Walten jener Myriaden hoch über uns kreiſender Welten ſprach! Er lehrte mich die Namen der bekannteſten Sterne; am folgenden Morgen ſuchte ich die Sternbilder, denen ſie angehören, auf ſeinem Himmelsglobus auf, Abends fand ich am nächtlichen Himmel ſie wieder. Auch die Längen und Breiten der Lagen der verſchiedenen Länder mußte ich berechnen, ich wußte auf ein Haar ihm zu ſagen, wie viel um drei Nachmittags bei uns, in Paris oder Archangel die Uhr ſei. Von jedem Schmetterlinge, jedem Käfer, der vorüberſummte, wußte er mir etwas zu erzählen. So lernte ich immerfort; vergeſſen habe ich das Meiſte, aber ich gewöhnte mich dabei doch auf das zu merken, was um mich her vorging, und nicht gedankenlos in die Welt hineinzuſtarren.

Mit meinen aſtronomiſchen Kenntniſſen hat es aber ein beſonders klägliches Ende genommen; von den Sternbildern kenne ich nur noch den großen Bären und den Jacobsſtab; aber das ſtille Entzücken, mit welchem ich damals in der Betrachtung des geſtirnten Himmels mich verlieren konnte, iſt mir unverkümmert geblieben, und wird, ſollte ich auch ein noch weit höheres Alter erreichen, ſo lange ich lebe, mich nicht verlaſſen.

Der engliſchen Sprache war ich inzwiſchen ganz unvermerkt faſt eben ſo mächtig geworden, als der mir angebornen deutſchen, ich las und verſtand und ſprach ſie mit großer Fertigkeit. Vom Spectator, den tales of the genii und den Briefen der Lady Montague ging Jameſon nun mit mir zu den Poeten über, und eine Welt voll warmen entzückenden Lebens öffnete ſich mir.

Zuerſt laſen wir den Homer, freilich nur in Pope's Ueberſetzung, die eher eine lahme Traveſtie genannt werden ſollte; doch Unſterbliches läßt ſich nicht tödten. Von Youngs Nachtgedanken, Miltons verlornem Paradieſe laſen wir nur Einzelnes, doch nun kam Shakſpeare.

Römer, Griechen, Shakſpeare, Homer, welchen Wirrwarr mußte das alles in einem ſo ſehr jungen Mädchenkopfe anrichten! Gewiß war ich, obgleich Kuſchel und Jameſon alles dagegen thaten, in eminenter Gefahr, ein unerträglich überſpanntes und verſchrobenes Perſönchen zu werden, ſo eine Art von gebildetem jungen Frauenzimmer. Doch eine neue Erſcheinung bewahrte glücklicher Weiſe mich davor; eine Erſcheinung, der ich, meine damaligen Zeitgenoſſen, unſere Kinder, und ſogar noch theilweiſe unſere Enkel, unendlich viel verdanken.

Weiſſens Kinderfreund, der erſt vor Kurzem ans Licht getreten war, dieſes vortreffliche, in ſeiner Art noch immer unübertroffene Werk war es, das, wenn meine poetiſche Exaltation gar zu überſchwenglich zu werden drohete, mich immer wieder in das Element zurückführte, in welches ich eigentlich noch gehörte, in die ſtille, freundliche Kinderwelt, die eben damals von dem ſchweren Joche der trübſinnigſten Pedanterie und unverſtändiger Härte langſam befreiet wurde, unter welchem ſie bis dahin geſeufzt hatte.

Ich lebte ganz mit Karl und Lottchen, mit Fritz und Louischen; ſie waren mir meine liebſten Spielgeſellen; an allen kleinen Ereigniſſen, die ihnen begegneten, und an deren Wahrheit ich ſteif und feſt glaubte, nahm ich den wärmſten Antheil. Nur Eines that mir leid, daß kein Herr Spirit ſich ausfindig machen laſſen wollte, denn Jameſon paßte als Engländer gar nicht dazu; aber den Magiſter Philoteknos, bis auf die Perrücke ſogar, mit welcher Chodowiecky ihn abbildete, hatte ich dafür in meinem Kandidaten Kuſchel, wie er leibte und lebte, der mir, nachdem ich dieſe Entdeckung gemacht, noch weit lieber wurde, als er mir früher geweſen; was ich denn auch nicht unterließ, ihm auf alle Weiſe an den Tag zu legen.

Vierzehntes Kapitel.

Praeses.
De non jamais te servire
De remediis aucunis
Quam de ceux seulment doctae facultatis?
Maladus deust il crevare,
Et mori de suo male?
Bachelierus.
Juro.

Molière.

Im Laufe der ſiebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fing es in ganz Deutſchland an mächtig zu tagen, wie Jedermann weiß. Göthe's jugendlicher Genius entfaltete die gewaltigen Schwingen, Klopſtock hatte ſeiner dem erhabenſten Gegenſtande geweiheten Lyra ſchon die erſten Töne entlockt. Ohne von Seiten der gekrönten Beherrſcher der Völker ſich beſonderer Aufmunterung oder Begünſtigung zu erfreuen, wurden im Reiche der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Poeſie die Geiſter wach. Nur in meiner Vaterſtadt, und wenigſtens dreißig Meilen in die Runde, blieb, mit wenigen Ausnahmen, noch Alles wie es früher geweſen.

War es ihre von dem damaligen Theile der kultivirteren Welt ſie abſondernde Lage, im fernen Norden, was jeder Erfindung neuerer Zeit ſie ſo abhold machte, und Kunſt und Poeſie als nutzloſe Spielereien betrachten ließ? War es der hauptſächlich nur baaren Gewinn berückſichtigende Kaufmannsgeiſt der Mehrzahl ihrer Bürger? Oder vielleicht der ſeit den letzten ihr ſo gewaltſam aufgedrungenen traurigen Neuerungen noch ſtarrer gewordene reichſtädtiſche Sinn der alten freien Hanſeeſtadt? wahrſcheinlich bewog ſie ein Zuſammenwirken von dieſem Allen, ſich feſter als jemals an dem Althergebrachten zu halten, und jedem Verſuche, verjährte Vorurtheile zu bekämpfen, die unerbittlichſte Strenge entgegen zu ſetzen.

Die heilſamſte Erfindung des achtzehnten Jahrhunderts, die wohlthätige Erhalterin des Lebens zahlloſer Kinder, die Inokulation der Blattern, war beſonders ein Gegenſtand des allgemeinen Widerwillens, gegen den alle Stimmen ſich erhoben. Vergebens ging das Lob derſelben vermittelſt der Zeitungen wie ein Lauffeuer durch halb Europa. Auf viele, viele Meilen weit rings um Danzig her dachte Niemand auch nur auf das Entfernteſte daran, ein ſolches gottverſuchendes, vorwitziges und frevelhaftes Wageſtück zu unternehmen, wofür es von eifrigen Zeloten überlaut, ſogar mitunter öffentlich von der Kanzel herab erklärt ward.

Nur genaueſte Bekanntſchaft mit dem finſtern Geiſte jener noch immer dunkeln Zeit kann den Muth meines Vaters gehörig würdigen laſſen, mit dem er, ſobald er von der Wahrheit der im ſüdlichen Europa ſchon ſeit mehreren Jahren gemachten günſtigen Erfahrungen ſich überzeugt hatte, in ſeinem Innern beſchloß, allem auf ihn einſtürmenden Widerſpruch Trotz zu bieten, und die erſte Gelegenheit, die ſich ihm zeigen würde, zu benutzen, um ſeinen zagenden Mitbürgern zum Beiſpiel die drei älteſten ſeiner geliebten Töchter der neuen Kur zu unterwerfen, und im Bewußtſein ſeiner redlichen Abſicht den Erfolg mit ergebenem Gemüth Gott anheim zu ſtellen.

Gewiß hatte er dabei manchen harten Kampf mit ſeinem eignen Herzen zu beſtehen, und es koſtete ihm nicht wenig Ueberwindung, unſere ihm ganz vertrauende, aber doch ſehr beſorgte Mutter zu bewegen, einer ſo mörderiſchen Krankheit als die Menſchenblattern es damals waren, uns hinzugeben.

Die dabei obwaltende Gefahr blieb ihm keineswegs verborgen, manches abſchreckende Beiſpiel vom unglücklichſten Ausgange einzelner Fälle ward neben dem der Inokulation ertheilten gerechten Lobe, ebenfalls durch die Zeitung bekannt, doch der geſunde Verſtand meines Vaters ließ dadurch ſich nicht irre führen; das Uebergewicht des Wohlthätigen eines Verfahrens, durch welches viel tauſend junge Leben unverkrüppelt erhalten wurden, ſprach gar zu deutlich ſich aus.

Ich kann nicht unterlaſſen, daran zu erinnern, daß immer nur von der Inokulation der wirklichen Menſchenblattern die Rede ſein konnte. Die allgemeine Verbreitung von Doctor Jenners wundergleicher Entdeckung der jede Idee von Gefahr beſeitigenden Schutzblattern war erſt mehr als dreißig Jahre ſpäter unſerm erfindungsreichen neunzehnten Jahrhundert vorbehalten.

Indeſſen waren unſere Danziger Aerzte in jener fernen Zeit noch ſo ſeltſam geartet, daß mein Vater die Möglichkeit, ſeinen zu unſerm und ſeiner Mitbürger Heil gefaßten Entſchluß mit ihrer Hülfe zu bewerkſtelligen, gar nicht abſehen konnte. Für's erſte waren ſie Alle, ſammt und ſonders, uralt, in vorgefaßten Meinungen ergrauet. Ob ſie jemals jung geweſen, wo ſie gelebt, was ſie gethan, ſo lange ſie es waren, weiß ich nicht, kann aber mit Wahrheit verſichern, daß ich während der erſten zehn bis vierzehn Jahre meines Lebens keinen jungen Arzt jemals geſehen, von keinem etwas vernommen, ja nicht einmal einen nennen gehört habe.

Excellenz wurden dieſe ehrwürdigen Herren betitelt, und dieſes nicht etwa nur in ihren Häuſern, von ihren eignen Bedienten, ſondern überhaupt im geſelligen Leben mit der Welt; nur ſehr vertraute Bekannte durften zuweilen es wagen, ein reſpectuöſes Herr Doctor ſich zu erlauben.

Ihr Haupt bedeckte eine ſchneeweiß gepuderte lockenreiche, dreizipfliche Allongenperrücke, einer dieſer Zipfel hing über den Rücken hinab, die beiden andern wiegten ſich auf den Schultern, ein goldbeſetzter, ſcharlachrother Rock, ſehr breite Spitzenmanſchetten und Jabot, weiße oder ſchwarzſeidne Strümpfe, Knie- und Schuhſchnallen von blitzenden Steinen oder vergoldetem Silber und ein kleines plattes Dreieck von ſchwarzer Seide unter dem Arm, chapeau-bas genannt, vollendeten die prachtvolle Toilette einer ſolchen über Tod und Leben Gewalt übenden Excellenz. Dazu denke man ſich noch ein ziemlich ſtarkes ſpaniſches Rohr mit einer goldenen oder aus Elfenbein künſtlich geſchnitzten Meerfrau als Krückenknopf darauf, um in ſchweren bedenklichen Fällen Kinn und Naſe zu ſtützen, und gewiß giebt Jedermann mir die Unmöglichkeit zu, in Gegenwart einer ſolchen Figur an eine Neuerung nur auf das allerentfernteſte zu denken.

Unverhofft und unerwartet erſchien indeſſen zur Hülfe in dieſer Noth ein Arzt aus der Fremde, ein nicht ganz junger, aber doch weit jüngerer Mann, als jene, ſeine ehrwürdigen Kollegen, modern gekleidet, im einfach dunkelfarbigen Rock, ſogar mit eignem friſirten Haar und einem Zopf, damals noch eine ſeltene Erſcheinung.

Doctor Wolf, ſo hieß er, war ein vielgereiſter, ſehr erfahrner und gelehrter Arzt, ein erklärter Feind jedes Schlendrians und aller konvenzionellen Umſtändlichkeit; wie ſehr willkommen, beſonders in jenem Zeitpunkt er meinem Vater ſein mußte, iſt leicht zu erachten. Die Verbreitung der Blatterinokulation war der Hauptzweck ſeiner Reiſe. Er kam aus England mit Empfehlungen an Doctor Jameſon, der ihn ſogleich in unſerm Hauſe einführte, und gehörte übrigens zu den damals eben Mode werdenden Aerzten, von denen ich noch viele Jahre ſpäter das letzte Exemplar in der Perſon des zu ſeiner Zeit ſehr berühmten Wundarztes von Theden in Berlin kennen gelernt habe, die mit der ausgeſprochenſten Verachtung aller geſellſchaftlichen Anſtandsregeln, einer an rückſichtsloſe Grobheit gränzenden Einfachheit des

Betragens ſich befleißigten, und gerade dadurch, vermuthlich wegen des Kontraſtes mit dem Altgewohnten, das allgemeine Zutrauen ſich erwarben, beſonders aber bei den vornehmſten Damen, und ſelbſt bei regierenden Fürſten in Ehre und Anſehen ſtanden.

»Nun, ihr Rangen? Könnt Ihr brav freſſen?« war das erſte Wort, das wir von dem neuen Doctor vernahmen, als wir, ich und meine Schweſtern, ihm vorgeſtellt wurden. »Das ſollt ihr aber ſchön bleiben laſſen, hungern müßt ihr, hungern, daß euch die Seele pfeift,« ſetzte er auf meine bejahende Antwort lachend hinzu und hielt leider Wort.

Waſſerſuppe, Thee ohne Milch, Weißbrot, Zwieback und Johannisbeergelée, war die damals für unumgänglich nothwendig gehaltene vorbereitende Diät, der wir uns viele Tage lang unterwerfen mußten, bis endlich der zur Ausführung des großen Wageſtücks vorher beſtimmte herankam. Die halbe Stadt war auf den Ausgang deſſelben geſpannt, und viele fromme Seelen nahmen ein großes Aergerniß daran.

Mit welcher ermüdenden Umſtändlichkeit ging damals noch alles vor ſich, was in unſern jetzigen Tagen mit ſpielender Leichtigkeit, faſt unmerklich, und doch nicht minder ſicher und vollkommen, vollbracht wird! wie ſchwer machte man ſich damals noch das Leben, in allen und jeden ſeiner Obliegenheiten! die zärtlichſte Mutter wird jetzt gegen ihre vertrauteſten Freunde höchſtens beiläufig erwähnen, daß ſie am Morgen ihren Kindern die Schutzblattern einimpfen ließ; bei uns wurde an jenem großen Tage das ganze Haus in Allarm geſetzt.

Unſere Eltern, wir drei unglückſeligen Hauptperſonen, Doctor Wolf, Herr Nirius, unſer Wundarzt, Kaſche und unſer Jungfermädchen Florentine, das Alles wurde an einem recht unfreundlichen Apriltage in Kutſchen gepackt und im abgelegenſten Winkel der Stadt, mitten in einem ſehr ſchmutzigen Hühnerhofe vor einem alten, ärmlich ausſehenden Hauſe abgeladen, deſſen Schwelle wir uns nicht nähern durften, aus Furcht, von den im vierten Stock liegenden Blatterkindern innerlich angeſteckt zu werden, was Doctor Wolf für lebensgefährlich erklärte.

Da ſaßen wir nun unter freiem Himmel, wir armen kleinen Mädchen, zitternd vor Angſt und Kälte, umſchnattert von Gänſen und Enten, umſchnüffelt von neugierigen Ferkeln. Jeder von uns brachte Doctor Wolf mit einer in Blattereiter getauchten goldnen Nadel acht kleine Wunden bei, zwei an jeder Hand, zwiſchen Zeigefinger und Daumen, und zwei auf jedem Knie; daß wir dabei eine ziemliche Weile vor allen Leuten mit bloßen Knieen daſitzen mußten, um das Gift eintrocknen zu laſſen, war in dieſer herben Stunde nicht das geringſte meiner Leiden, indem ich dieſen Theil der Operation höchſt unanſtändig fand.

Ueberhaupt wurde ſie mit einer umſtändlichen Weitſchweifigkeit ausgeführt, von der man heut zu Tage ſich kaum einen Begriff zu machen fähig iſt. Zu jeder der acht kleinen Wunden, die wir erhielten, mußte neuer Eiter von den Blatterkranken geholt werden, folglich mußte Herr Nirius vier und zwanzig mal, bis zum vierten Stocke unter dem Dache des baufälligen Hauſes hinauf und wieder herabſteigen. In der Hausthüre nahm Florentine ihm die Nadel ab, um jeder durch ihn möglichen Gefahr der ſo gefürchteten innern Anſteckung vorzubeugen. Florentine überreichte ſie unſerer einige Schritte weiter hin ſtehenden Kaſche, von dieſer erhielt ſie, abermals in einiger Entferuung, unſere Mutter, die ſie dann endlich dem Doctor Wolf übergab.

Halb tod waren wir, oder glaubten doch es zu ſein, als wir von dieſer peinlich quälenden Expedition zu Hauſe ankamen; gern wären wir alleſammt gleich zu Bette gegangen, doch daran war nicht zu denken; wir mußten ſpielen und luſtig ſein auf hohen Befehl. Und ſo ging es von nun an alle Tage, ſpielen und ſpazieren laufen vom Morgen bis zum Abend, obgleich wir bei der mit großer Konſequenz fortgeſetzten magern Diät endlich ganz von Kräften kamen. Doctor Wolf ſah ſich zuletzt genöthigt, uns etwas Bouillon reichen zu laſſen, um nur die Blattern zum Ausbruch zu bringen, und von dem Augenblick an ging es meinen Schweſtern vortrefflich: das gefürchtete Uebel ſchlich leicht und ſchonend an ihnen vorüber, ohne die geringſte Spur zu hinterlaſſen.

Anders, gar anders war es mit mir; über und über mit Blattern bedeckt fühlte ich mich ſehr leidend, und die unabläſſige, ſogar etwas ängſtliche Sorgfalt, welche Doctor Wolf mir widmete, verrieth, daß er meinen Zuſtand für nichts weniger als ganz gefahrlos anſah.

Abgerechnet davon, daß er wirklich ein gutmüthiger, menſchenfreundlicher Mann war, mußte unter dieſen Umſtänden an meiner Erhaltung ihm ohnehin alles gelegen ſein; auch wich er einige Tage lang faſt nicht aus unſerm Hauſe, und keine junge Prinzeſſin kann von dem Hochfürſtlichen oder gar Königlichen Leibarzte ihrer Eltern mit größerer Aufmerkſamkeit behandelt werden, als ich von ihm es wurde.

Eine Blatter, die auf einem meiner Augen ſich bilden wollte, und mich vielleicht blind gemacht hätte, verurſachte ihm beſonders große Sorge, doch gelang es ſeinem unabläſſigen Bemühen, ſie im Entſtehen zu zerſtören. Zum Umſinken kraftlos, vermochte ich kaum mich auf den Füßen zu erhalten, und doch mußte ich den Tag über außer dem Bette bleiben; glühend im heftigſten Fieber ſank ich ermattet auf dem Fußboden zuſammen, meiner Mutter und Kaſche wollte darüber das Herz brechen, doch Doctor Wolf riß mich empor, nahm mich auf den Arm und lief, bei Hitze und Kälte, bei Regen und Sonnenſchein, die lange Brücke mit mir auf und ab. Faſt bewußtlos hing ich ſtill wie ein Lamm ihm über der Schulter, während unter lautem Bedauern die uns begegnenden Leute uns nachſahen.

Doch auch dieſe böſen Tage gingen vorüber; die Kur war glücklich vollbracht. Doctor Wolf ließ eine kurze Beſchreibung des Verlaufs derſelben drucken; das Büchelchen ging von Hand zu Hand, alle unſere Bekannten beſuchten meine Eltern; die, welche nicht zu denſelben gehörten, gingen wenigſtens an unſerm Hauſe vorüber, um mich und meine Schweſtern friſch und geſund im Beiſchlage herumſpringen zu ſehen. Das Vorurtheil gegen die Inokulation hatte einen

Stoß erlitten, der endlich als tödtlich ſich bewies, und Doctor Wolfs Glück war auf ewige Zeiten begründet.

Er ließ in Danzig ſich förmlich nieder, wurde der Modearzt aller reichen und vornehmen Leute, behielt, theils aus Gewohnheit, theils aus Geſcheutheit, ſeine wunderliche, rauhe Sitte bei, und lebte viele Jahre lang in meiner Vaterſtadt in Ehre und Anſehen. In Folge einer in ſeinem Teſtamente von ihm getroffenen Anordnung wurde er, unter von ihm vorgeſchriebenen Vorbereitungen, auf dem Biſchofs-Berge, der höchſten Anhöhe in der Nähe der Stadt, in ein Grab gelegt, das er ſelbſt unter ſeinen Augen hatte graben laſſen; dicht neben der Sternwarte, wo er gewöhnlich die ſternhellen Nächte in Beobachtungen zuzubringen pflegte, und deren Entſtehung, nebſt mancher andern wiſſenſchaftlichen Einrichtung, die Stadt großentheils ſeiner Anregung verdankte.

Nach Verlauf von hundert Jahren ſollte das Grab an ſeinem Begräbnißtage wieder geöffnet und unterſucht werden, ſo hatte er in ſeinem Teſtamente es beſtimmt; doch kaum die Hälfte dieſer Zeit iſt verfloſſen und die Stätte deſſelben iſt nimmer zu finden. Die zweimalige Belagerung meiner unglücklichen Vaterſtadt hat dort alles vernichtet; von der

Sternwarte und den übrigen damaligen Gebäuden auf dem Biſchofsberge ruht kein Stein mehr auf dem andern, wie Spreu vor dem Winde iſt alles verweht.

So ſteht es um menſchliche Pläne, um menſchliche Anordnungen der Zukunft und um menſchliche Vorausſicht.

Funfzehntes Kapitel.

Feingerade!
Hübſch Füßchen aus- und einwärts, hübſch die Wade!
Den Rücken ſchlank! fein Hals und Kopf empor!
Zurück die Schultern! Bauch ein! Bruſt hervor!
Bürger.

Eine Reiſe von funfzig bis hundert Meilen, die man jetzt kaum des Erwähnens werth achtet, galt vor ſechzig bis ſiebenzig Jahren, bei dem damaligen Zuſtande der Wege und überhaupt aller Reiſeanſtalten, ſchon für ein bedenkliches Unternehmen. Sollte es vollends noch weiter gehen, in entfernte fremde Länder, dann überſchritt die Troſtloſigkeit der Zurückbleibenden alle Grenzen; ich erinnere mich noch aus meiner früheſten Kinderzeit ganz deutlich, wie Großmutter, Mutter und Tanten in Thränen zerfloſſen, als mein Onkel eine Reiſe nach Kaluga antrat, vor welcher er auf Leben und Sterben ſein Haus förmlich beſtellen mußte; denn Alle waren feſt überzeugt, daß er aus jener weitentlegenen Wildniß nie wieder heimkehren werde.

Längſt ſchon trug mein Vater ſich mit dem Gedanken an eine nicht minder weite, wenn gleich weniger gefährlich ausſehende Reiſe. Seine Ruſſiſchen Handelsfreunde konnten bei der gegenwärtigen Lage der Dinge Danzig nicht mehr beſuchen; der zwiſchen ihm und ihnen ſo lang beſtandene Verkehr war durch die von preußiſcher Seite getroffenen Zolleinrichtungen völlig geſtört, eine andre Bahn mußte ihm eröffnet werden, und dieſe bot am bequemſten die Leipziger Meſſe. Nach Leipzig wollte fortan mein Vater ſeine Waaren direkt von Frankreich aus verſenden und mit den ruſſiſchen Kaufleuten dort zuſammentreffen. Doch eine Reiſe nach Lyon war zu dieſer neuen Einrichtung durchaus erforderlich, und wie lange eine ſolche ihn von den Seinen entfernt halten könne, ließ ſich vorher nicht beſtimmen.

Haus und Kinder waren gut verſorgt, die Furcht vor den Blattern beſeitigt. Unſre Mutter, ſo lieb ſie ihn hatte, war doch viel zu verſtändig, um ſich nicht ohne Widerwillen in Alles zu fügen, was er zum Beſten der Seinen für gut und nützlich hielt. Fröhlichen Muthes, ohne ferneren Verzug, würde er die Reiſe gleich angetreten haben, nur die Sorge um mich und meine Erziehung hielt ihn noch zurück. Ich hatte das neunte Jahr erreicht, ich bedurfte anhaltender Beſchäftigung und hatte noch vieles zu lernen, ſo trefflichen Händen ich auch anvertraut war, was weder meine Mutter, noch Jameſon nach Kuſchel mich lehren konnten.

»Ich liebte nur Ismenen, oder: ich ſchlief, da träumte mir charmantes Kind von Dir,« zum Klavier ſingen, ein Paar Polonaiſen oder einen Maſureck recht taktfeſt abergeln, eine Menuet regelmäßig tanzen und höchſtens ein Paar franzöſiſche Redensarten ängſtlich herausſtottern können, war alles, was damals zur Vollendung der Erziehung einer Tochter erforderlich ſchien. Dem Tanzmeiſter war ich ſchon längſt überantwortet, und wunderlicher Weiſe ſchon um neun Uhr des Morgens; die Muſikſtunden waren auf mein Bitten nach wenigen Monaten aufgegeben worden, weil mein alter verdrießlicher Lehrer mich immer verſicherte, ich habe einen hölzernen Kopf, während alle andern mich lobten. Mein Vater ſann lange darüber nach, was nun ferner mit mir anzufangen ſei, und fand keinen ihm genügenden Ausweg.

Penſionsanſtalten gab es damals bei uns nicht, und konnte keine geben; ja ich glaube ſogar, daß man kaum einen eigentlichen Begriff von dem Weſen einer ſolchen Treibhausanſtalt hatte. Von ſeinem

Kinde ſich trennen, um es in einem fremden Hauſe von Fremden erziehen zu laſſen, war damals den Müttern noch ein Undenkbares; verwaiſete Kinder wurden bei ihren Vormündern oder in befreundeten Familien untergebracht, und wuchſen dort ebenfalls in ruhig ſtiller Häuslichkeit auf. An Zeit, ſich mit ihren Kindern zu beſchäftigen, konnte es überdem den Müttern nicht fehlen, denn der ganze Tag gehörte dem Familienleben an, Morgenbeſuche und Morgenſpaziergänge kannte man gar nicht, und die geſelligen Pflichten und Freuden nahmen nur die ſpätern Abendſtunden in Anſpruch.

Gegen den Vorſchlag, eine Gouvernante anzunehmen, hatte meine ſonſt immer zum Nachgeben geneigte Mutter ſich gleich auf eine Weiſe erklärt, die deutlich bezeigte, wie wenig ſie Willens ſei, ſowohl in der Liebe als in der Leitung ihrer Kinder mit einer Fremden zu theilen: Lernen mögen ſie von Andern, denn ich weiß zu wenig ihnen zu lehren, doch erziehen ſoll Niemand ſie als ich, hatte ſie meinem Vater erwiedert, was er ſpäter, wenn wir irgend eine Unart uns zu Schulden kommen ließen, ihr zuweilen vorhielt.

Und wäre ſie auch andrer Meinung geweſen, eine Gouvernante finden, wie mein Vater ſie wollte, wäre immer ein ſchwer zu erfüllender Wunſch geblieben. Die Fabriken in Genf, in Lauſanne, in Vevay, welche halb Europa mit ganzen Kutſchenladungen dieſes Artikels jetzt verſorgen, die ein Vetturino regelmäßig zweimal im Jahre nach Deutſchland führt und von dort wieder abholt, waren damals noch nicht organiſirt.

Die franzöſiſchen Mamſells jener Zeit, ſo nämlich wurden ein für allemal die Gouvernanten genannt, die franzöſiſchen Mamſells waren ſämmtlich geborene Berlinerinnen, aus der franzöſiſchen Kolonie, was man aus ihrem Dialekt ſowohl in deutſcher als in franzöſiſcher Sprache ſogleich errathen konnte, und hatten Frankreichs Boden nie betreten.

Das allgemeine Vorurtheil war ſchon des Ortes ihrer Geburt wegen gegen ſie geſtimmt, und auch ihnen konnte der Aufenthalt in der alten formellen Kaufmannsſtadt ſo wenig zuſagen, daß nur völlige Hoffnungsloſigkeit, ein angenehmeres Unterkommen zu finden, ſie zu bewegen fähig war, ſich zu demſelben zu bequemen. Auch war ihre Anzahl in Danzig ſehr beſchränkt; in Familien, mit welchen meine Eltern Umgang hatten, erinnere ich mich deren nur zwei geſehen zu haben, und der Widerwille meiner Mutter gegen dieſe Art von Erzieherinnen wurde gerade durch dieſe Beiden auf das Vollkommenſte gerechtfertigt.

Doch der Zufall, welcher vor einigen Monaten zur gelegenſten Zeit den Doctor Wolf aus England herüberführte, begünſtigte auch dieſesmal die Wünſche meines Vaters für das Wohl ſeiner Kinder; plötzlich und unverhofft führte er die Erfüllung derſelben ihm zu, und zwar aus einer Stadt, aus welcher man es nimmer erwartet hätte, aus Stockholm.

Eine ſchöne ſchwediſche Prinzeſſin, die jetzt wahrſcheinlich ſchon längſt in der Königsgruft ihrer Ahnherren den langen Schlaf ſchläft, hatte gerade in jener Zeit ihre letzten Kinderſchuhe ausgetreten. Ihre Erziehung wurde für vollendet erklärt, und das mit derſelben beauftragt geweſene Perſonal zerſtreute ſich in alle vier Winde. Alle wünſchten den ſchwer erworbenen Lohn vieljähriger Dienſte im Vaterlande zu genießen, nur eine franzöſiſche Untergouvernante, welche viele Jahre lang in der nächſten Umgebung der Prinzeſſin gelebt hatte, ließ von dem ſehr beſcheidnen Zuge ihres Herzens nach der ihr ganz unbekannten Stadt Danzig ſich führen, um in einer Entfernung von einigen zwanzig Meilen der Nähe ihres ſeit vielen Jahren ihr verlobt geweſenen Freundes, eines Herrn Hofraths, ſich zu erfreuen, den jetzt noch Geſchäfte in Königsberg feſthielten und noch lange feſtzuhalten drohten.

Sie brachte bedeutende Empfehlungen an einen in Danzig etablirten ſchwediſchen Kaufmann, einen alten Bekannten meines Vaters, mit, welche in Hinſicht auf ihr Betragen, wie auf ihre Kenntniſſe auch nicht dem kleinſten Zweifel Raum geben ließen.

Schön war ſie nicht, jung auch nicht, vielmehr ein wenig das Gegentheil von beiden, ziemlich lang, hager, etwas ſpitzig an allen Gliedmaßen, etwas unklar in der Geſichtsfarbe, und obendrein mit einem ziemlichen Anſatz zu dem, was man höflich einen kleinen Verdruß zu nennen pflegt, den ſie aber in vollem Anzuge recht geſchickt zu maſkiren verſtand. Uebrigens durchaus nicht zurückſtoßend, ſondern höflich zuvorkommend, und auf ihre Art ſogar liebenswürdig, wenn man an ihre ſteife Haltung und nach damaliger Weiſe abgezirkelten Hofmanieren ſich einigermaßen gewöhnt hatte.

Leider war auch ſie eine in Berlin geborene franzöſiſche Mamſell, doch lange Entfernung vom Vaterlande, und die während dem Lauf einer bedeutenden Reihe von Jahren in Stockholm ſie umwehende franzöſirende Hofluft hatten jede Spur dieſes Makels vertilgt. Sie ſprach deutſch ohne allen Berliner Accent, ihre franzöſiſche Ausſprache aber galt für unübertrefflich; der wahre accent d'Orleans, in höchſter Vollkommenheit, verſicherte mein Vater. Auch fehlte es ihr nicht an für jene Zeit nicht ganz gewöhnlicher Geiſtesbildung, ſie war mit der damaligen franzöſiſchen ſchönen Literatur wohlbekannt, und wußte mit Auswahl ſie zu würdigen. Der Feder vollkommen mächtig, ſchrieb ſie nicht nur recht gut franzöſiſch, ſondern noch überdem eine ſehr ſchöne franzöſiſche Damenhand, worauf mein Vater großen Werth legte.

In einer Hofrobe von ſchwerem zitrongelben Seidenſtoff mit großen rothen Blumen prachtvoll angethan, machte ſie meiner Mutter ihre Aufwartung, wie ſie es nannte, und wurde von der guten einfachen Frau, der bei ihrem Anblick ein ſchwerer Stein vom Herzen ſiel, auf das freundlichſte aufgenommen, denn daß die viel geprieſene Franzöſin ihr nicht zur Hausgenoſſin aufgedrungen werden könne, wie ſie noch immer heimlich gefürchtet hatte, davon überzeugte ſie der erſte Blick auf die vornehme, koſtbar geputzte Dame vom feinſten Ton, die höchſt graziös ſich vor ihr tief verneigte.

Eine meinen Eltern genau befreundete Familie hatte ſich entſchloſſen, auch ihre älteſte Tochter, die mit mir im nämlichen Alter ſtand, mit mir zugleich der Mamſell Ackermann anzuvertrauen. Das Uebereinkommen über die Bedingungen, unter welchen dies geſchehen ſollte, war zur völligen Zufriedenheit aller dabei Betheiligten leicht getroffen, und mein Vater trat völlig über mich beruhigt ſeine ſo lang verſchobene Reiſe an, in der feſten Ueberzeugung, für meine Beſchäftigung hinlänglich geſorgt zu haben.

Auch war dieſes faſt bis zum Uebermaße geſchehen; Jameſon, Kuſchel, der Tanzmeiſter und eine gute alte Frau, die im feine Wäſchenähen und Stopfen mich zu unterrichten kam, nahmen bis Mittag meine Morgenſtunden in Anſpruch, um zwei Uhr Nachmittags wurde ich zur Mamſell Ackermann gebracht, bei der wir bis ſieben Uhr verweilten, und bei meiner Zuhauſekunft fand ich oft noch meinen freundlichen Jameſon auf mich wartend, bei dem ich denn noch das letzte Abendſtündchen vor dem Nachteſſen recht vergnügt zubrachte.

Kaum hatte meine neue Lehrerin ſich einige Monate mit mir beſchäftigt, als ich ſchon anfing, zu aller Welt Erſtaunen, ſo fertig franzöſiſch zu plaudern, als hätte ich zeitlebens nichts anderes gethan;

bei meiner frühen, mit Hülfe meines Vaters fortgeſetzten, wenngleich ſehr unvollkommenen Bekanntſchaft mit dieſer Sprache war dieſes aber nichts Außerordentliches, doch das bedachte Niemand. Mamſell Ackermann wurde durch mich kleinen Papagaien bald ſo bekannt und berühmt, daß ſie in Kurzem unter den heranwachſenden Töchtern der bedeutendſten Danziger Familien die Wahl hatte. In weit weniger als Jahresfriſt war die Zahl ihrer Zöglinge vollſtändig, deren nie mehr als zwölf anzunehmen ſie meinem Vater verſprochen, was ſie auch immer redlich gehalten. Auch hatte ſie, in der That, mit uns vollauf zu thun.

Ich bin überzeugt, daß ſie früher nie einer Erziehungsanſtalt vorgeſtanden, wahrſcheinlich keine geſehen hatte, die vielleicht ausgenommen, in welcher ſie in ihrer Jugend ſelbſt Unterricht erhalten. Die Einrichtung der ihrigen war ſo abweichend von allen, die ich ſeitdem gekannt, und dabei ſo zweckmäßig für die Abſicht, der Erziehung heranwachſender Mädchen aus den feiner gebildeten Ständen die letzte Vollendung zu geben, daß es mir unmöglich wird, ſie ganz mit Stillſchweigen zu übergehen, obgleich ich heimlich befürchten muß, das Andenken der guten Ackermann einigem leiſen Spott auszuſetzen, haben wir ſie doch leider auch nicht immer damit verſchont, da ſie noch unter den Lebenden wandelte!

Erziehungsinſtitute kannte man bei uns damals unter dieſem Namen noch nicht; ein Ort, wo Kinder zum Unterricht hingeſchickt wurden, hieß ſchlechtweg eine Schule, aber die Exgouvernante einer ſchwediſchen Prinzeſſin ſchauderte vor dem plebejen Worte ängſtlich zurück. Eine Schule! Quelle horreur! quelle platitude! Eine Societé des jeunes dames war es, die ſie fünfmal in der Woche Nachmittags bei ſich empfing. Sie war die gutmüthigſte Seele, aber dem Unglücklichen, der ſich erkühnt hätte, ihren Namen mit jenem erniedrigenden Ausdruck in Verbindung zu bringen, hätte ſie weder im Leben noch im Tode verziehen.

Wahr iſt's, ihr Zimmer ſah gar nicht wie eine Schulſtube, ſondern wie das einer eleganten, vornehmen Dame aus; hübſche, zum Theil Mahagony-Meubles, Pfeiler-Spiegel, mit marmornen Konſolen davor, Wandleuchter von Porzellain, in Geſtalt großer Blumenſträuße an den Wänden, Blumenvaſen, Amorinen von Bisquit, welche die mit kleinen Diamanten beſetzte Taſchenuhr ihrer Gebieterin hielten: das Alles war ungemein zierlich. Vieles mochte ſie als Andenken früherer Zeiten aus Stockholm über die

See mitgebracht haben; es hatte ein fremdartiges Anſehen, und gefiel mir deswegen nur um ſo beſſer.

Natürlicher Weiſe mußte auch unſer Betragen nach dieſen Umgebungen gemodelt werden; auch nicht der kleinſte Verſtoß gegen konvenzionellen Anſtand und geſellige Sitte wurde, ohne auf der Stelle gerügt zu werden, uns durchgelaſſen. Ungeſchicktes Auftreten, ein ſchwerfälliger Gang, Thürenwerfen, überhaupt unnöthiges Geräuſch, zogen lange Strafpredigten nach ſich, die eine ſehr harte Strafe uns dünkten, weil ſie die gräßlichſte Langeweile uns erregten. Auch der damals beim Eintritt ins Zimmer noch übliche Knicks an der Thür durfte nicht unterlaſſen werden; wer ihn vergaß, mußte ihn auf der Stelle nachholen, wer in der Eile ihn nachläſſig hinſchleuderte, mußte ihn nochmals ſo lange einüben, bis es gelang, ihn graziöſer auszuführen.

Leicht obenhin betrachtet, ſieht das Alles zwar ungemein lächerlich aus, wird aber weniger ſo erſcheinen, wenn man einige ſechzig Jahre ſich zurück zu verſetzen im Stande iſt; zwar heißt es: andre Zeiten, andre Sitten, doch nur die Form ändert ſich, der Grund aber bleibt. Frühe Gewöhnung an das, was Anſtand und geſellſchaftliche Konvenienz von uns verlangen, ſo daß wir uns durch ſie weder gefeſſelt noch verlegen fühlen, weder aus linkiſcher Blödigkeit verſtummen, noch in jene zu warme Zutraulichkeit verfallen, die anfangs als köſtliche Naivetät bewundert, dann als zu täppiſche Dreiſtigkeit verſpottet wird, iſt jetzt wie damals beim Eintritt in die friſch erblühende Roſenzeit des Frühlingslebens ein großer Gewinn. Auch in ſpäterer Zeit kommt der ernſteren Hausfrau eine gewandte Sicherheit des Betragens im häuslichen wie im geſelligen Verhältniß wohl zu Statten, und hilft ihr über ihrem eignen, wie über dem Leben der Ihrigen einen Hauch von Ruhe und Anmuth zu verbreiten, der ſich empfinden, doch nicht analyſiren läßt.

Mamſell Ackermann war, wenigſtens für die damalige Zeit, auf das rechte Mittel verfallen, ihren Zöglingen jene Lebensleichtigkeit, die ſpäter zu erwerben oft unendlich ſchwer wird, durch Gewöhnung zur zweiten Natur zu machen. Sie legte vielleicht einen zu großen Werth auf dieſen Vorzug, ſie wandte zu viel daran, ihn uns anzueignen; doch wenn ich die jungen eben flügge gewordenen Vögelchen, ſo unſicher, ſo ängſtlich, oder auch ſo blind verwegen, dem Gewahrſam entflattern ſehe, in deſſen Schutz ſie bis dahin ſich ſicher fühlten, ſo will es mir zuweilen bedünken, als ob man in unſern Tagen in den entgegengeſetzten Fehler verfiele.

Daß dieſe ſtrenge Beobachtung aller Anſtandsregeln uns anfangs ſehr langweilig, verdrießlich, mitunter lächerlich erſchien, iſt nicht zu leugnen; dennoch mochten wir nicht förmlich uns dagegen auflehnen. Von unſerm ſtillen Mißmuth, von unſerm ſtörrigen Widerwillen die kleinſte Notiz zu nehmen, hielt aber Mamſell Ackermann nicht für nöthig.

Und ſo blieb es wie es geweſen. Wir gewöhnten uns mit der Zeit daran, wir blickten zuletzt mit kindiſcher Selbſtzufriedenheit auf die neuen Ankömmlinge herab, die noch nicht gelernt hatten, wie man in guter Geſellſchaft zu gehen, zu ſtehen, zu ſitzen und zu kniren habe, und waren ſtolz darauf, ihnen den erſten Unterricht darin zu ertheilen.

An Zank und Streit war unter uns gar nicht zu denken; wir nannten einander ma chère amie, und waren ſanft und lieb wie die Englein im Himmel, denn wir mußten immer franzöſiſch ſprechen. Kein deutſches Wort durfte über unſre Zunge gleiten, außer im Fall der höchſten Noth. Wer in aller Welt aber kann in einer fremden Sprache, deren er nicht ganz mächtig iſt, zanken und ſtreiten?

Schriftlich oder mündlich aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche, oder auch umgekehrt, überſetzen, Leſeübungen auswendig lernen, Herſagen des Gelernten nahm die erſten Stunden in Anſpruch; bis die Reihe an ſie kam, ihre Lektion herzuſagen, beſchäftigte jede von uns ſich ſtill vor ſich mit der ihr zugetheilten Aufgabe, und dieſer Wechſel unſrer Arbeiten erhielt uns in ſtets reger Aufmerkſamkeit. Aufgaben zu Hauſe auszuarbeiten wurden uns nie zugetheilt. Uebung im Schönſchreiben, und wenn noch etwas Zeit dazu übrig war, etwas Geographie, brachten gegen fünf Uhr die Theeſtunde herbei, und wie durch einen Zauberſpruch waren wir nun aus Schülerinnen in eine wirkliche Societé des jeunes dames umgewandelt.

Der Theetiſch wurde ſervirt, wie es eine ſolche Geſellſchaft erfordert. Mamſell Ackermann präſidirte dabei auf dem Sopha und ließ unter ihrer Leitung die Aelteſten von uns wechſelsweiſe die Rolle der Wirthin übernehmen; die Uebrigen ordneten ſich um den Tiſch, oder ſtanden und gingen im Zimmer umher, lachten und plauderten nach Belieben, Alles was ſich ziemte war erlaubt, als wäre es wirklich eine zur geſelligen Unterhaltung geladene Damengeſellſchaft, nur Deutſch reden war und blieb hoch verpönt.

Doch dieſes Intermezzo währte nicht lange. Der Theeapparat wurde beſeitigt, die Filetkäſtchen hervorgeſucht. Da ſaßen wir nun, wie es für junge Damen ſich gebührt, und fabricirten für unſre Papa's gewöhnlich ſehr unbrauchbare Geldbeutel und Manſchetten, von jenem feinen Netzwerk, das damals, wie jetzt Tapiſſerieſticken, die Modearbeit war.

Während der Zeit laſen die beſten Leſerinnen unter uns, unter Aufſicht unſrer Lehrerin, das Magazin des enfants mit lauter, deutlicher Stimme uns vor. Möge der guten ſeligen Madame le Prince de Beaumont noch heute in der Ewigkeit ein abſonderlich guter Tag dafür werden, daß ſie auf den vortrefflichen Gedanken verfiel, ihr an ſich lobenswerthes, aber doch ein wenig langweilig zu werden drohendes Buch, durch Einflechtung der köſtlichen Mährchen zu beleben; durch ſie ging eine bis dahin mir unbekannt gebliebene Welt, die weite reiche Feenwelt in blendender Glorie mir auf, ſo daß ich ſogar Gefahr lief, meine Römer und Griechen darüber zu vergeſſen. Alles, alles ſchien mir anders und bedeutſamer als ſonſt, jedes alte Bettelweib erhielt von mir einen Groſchen, wenn ich einen beſaß, oder was ich ſonſt Gutes ihr zuwenden konnte; dann dachte ich in meinem phantaſtiſchen

Wahn, wer kann wiſſen, ob in den ſchmutzigen Lumpen nicht vielleicht eine Fee ſteckt? und wenn die nun abfallen, und ſie ſteht da, ſtrahlend von Schönheit, von Gold und Diamanten. Ah!

Wenn ich dann aber mir ſelbſt wieder vernünftig zureden, mir bedeuten wollte, daß dergleichen Wunder nicht mehr geſchehen, daß dieſe ſchönen Geſchichten, alle mir zum Vergnügen erſonnen, und kein Fünkchen Wahrheit dabei wäre, wie betrübte mich das! weinen hätte ich mögen, daß mir ſogar keine Hoffnung bleiben ſollte, nur einmal, nur ein Einzigesmal eine Fee, wäre es auch nur von weitem, zu ſehen.

Ich war nun aber in dieſer Zeit einmal beſtimmt, der Mährchenwelt zu verfallen, denn ein Ungefähr, ich weiß ſelbſt nicht mehr welches, ſpielte die unvergleichlichen Contes de ma mère L'oie mir in die Hände. Das unſcheinbarſte Büchlein von der Welt, ein Duodez auf grauem Löſchpapier, die holprichſte deutſche Ueberſetzung kolonnenartig neben dem franzöſiſchen Originale, ſo ſchlecht als möglich abgedruckt, und jedem Mährchen ein ganz kleiner Kupferſtich, eine Hauptſcene aus demſelben darſtellend, beigegeben.

Welch ein Fund war das! Kein eifriger Philologe kann über die ſeltenſte und prachtvollſte Ausgabe eines alten Klaſſikers größere Freude empfinden, als ich über dieſen Schatz. Das waren ganz andere Mährchen, als die im Magazin des enfants, und wie erzählt! Von Blaubart, der auf einem der Kupferchen abgebildet iſt, wie er ſeine arme Frau, die er bei ihren Locken gepackt hält, mit einem Säbel, zweimal ſo lang als er ſelbſt, enthaupten will, wandte ich mit Grauſen mich ab, aber die kluge Prinzeſſin Finette, mit ihrem gläſernen Spinnrad, und die allerliebſte Cendrillon, mit dem gläſernen Schuh, und klein Däumchen mit ſeinen ſieben nichtsnutzigen Brüdern, und Prinz Rikett mit dem Zopf, wie entzückten ſie mich! Vor Allen aber der geſtiefelte Kater, ihm zu Ehren hieß das ganze Buch das Katzenbuch, bis ich ſogar den eigentlichen Titel deſſelben darüber vergaß. Chat botté war mein allen vorgezogener Held, durch den in einem verborgenen Winkelchen meines Herzens ſogar Mucius Scävola und Cincinnatus in Schatten geſtellt wurden.

Sechszehntes Kapitel.

Mit Adlersflügeln angethan
Fliegt Phantaſie dem Strom voran;
Zurück in kühle Dämmerung
Schifft einſam die Erinnerung!
Sophie Mereau.

Wo lebt der im Wechſel der Zeiten, im Gedränge der Welt, in Freude und Leid, in Arbeit und Ehrenſtellen ergrauete Geſchäftsmann oder Gelehrte, der die Erinnerung ſeiner Univerſitätsjahre aufgeben möchte? Der nicht, wenn ein Ungefähr es ihm vor Augen führt, das im Laufe der Jahre ſehr unſcheinbar gewordene kleine Büchelchen wehmüthig anblickte, das die Geiſter meiſt längſt vergeſſener, verſchollener, verſtorbener Jugendfreunde, für den Moment ihm wieder erweckt, deren Namen ſeinem Gedächtniſſe längſt entfielen?

Nur ein Solcher könnte vielleicht den erſten Stein auf mich werfen wollen, weil ich mich hinreißen ließ, über Zuſtände zu weitläufig mich zu verbreiten, die ernſthaften vernünftigen Leuten von einem gewiſſen

Alter gar zu alltäglich und unbedeutend erſcheinen müſſen, um ſie mehr als höchſtens ganz beiläufig mit einigen wenigen Worten zu erwähnen. Aber es giebt keinen Solchen; im höheren Alter, in welchem die Freuden der Gegenwart ohnehin immer dünner uns aufkeimen, richtet Jeder an der Erinnerung ſeiner roſigen Frühlingszeit gern ſich auf, vergißt den Schnee, der ſeine Scheitel deckt, und möchte um keinen Preis ſie entbehren.

Mögen daher meine edlen Zeitgenoſſen gegen zu bittern Tadel mich in Schutz nehmen; denn was ihnen ihre akademiſche Zeit war, iſt mir, obgleich es faſt lächerlich klingt, jene Societé des jeunes dames geweſen. Freilich fehlten mir damals wenigſtens noch zehn Jahre an dem Alter, in welchem Eltern ihre Söhne die Univerſität beziehen laſſen, aber mein Geſchlecht läuft immer dem männlichen um zehn Jahre voraus. Ob das als ein Vorzug deſſelben uns angerechnet werden darf, mag ich nicht entſcheiden; mit funfzehn Jahren ſcheint es ſo, mit vierzig wird man gewöhnlich anderer Meinung.

Jene Societé wird und muß in der Erinnerung mir immer werth bleiben, weil ſie einen neuen, reichhaltigen Freudequell mir eröffnete; durch ſie gerieth ich ſowohl aus dem eng beſchränkten Kreis des Familienlebens, als aus meiner zu weit ausgedehnten Ideenwelt, in den fröhlichſten geſelligen Verkehr mit Mädchen meines Alters, und kam doch immer wieder aus unſerm friſchen jugendlichen Treiben zu allem, was von früheſter Kindheit an mir lieb geweſen, mit unverkümmertem Genuß zurück.

Noch war ſeit der Ankunft unſerer Lehrerin, denn das war ſie doch eingentlich, kein volles Jahr verfloſſen, als ich an einem Nervenfieber erkrankte, ſchwer und gefährlich, wie man ſpäter mir ſagte; ich aber erinnere mich nicht dabei viel gelitten zu haben. In dumpfem, halbbewußtem Hinbrüten lag ich viele Tage lang; mein Vater war noch nicht aus Frankreich zurückgekehrt, meine Mutter hatte nicht gewagt, den Doctor Wolf rufen zu laſſen, und ſo war ich unſerer alten ſcharlachrothen Haus-Excellenz, dem Doctor de la Motte, übergeben, der meine Krankheit, die er dem von der Inokulation zurückgebliebenem Gifte zuſchrieb, für ſo gefährlich hielt, daß er den Beiſtand ſeines noch ältern Herrn Kollegen, des Doctor Reinecke verlangte.

»Laſſen Sie das Töchterchen ruhig im Herrn entſchlafen, Hochgeehrte Frau;« erinnere ich mich deutlich gehört, und halb wie im Traume geſehen zu haben, daß die beiden ſcharlachrothen Männer meine arme, ganz zuſammengeſunkene Mutter zur Thüre hinaus führten, dann ward es plötzlich Nacht und ich ſchlief ein, unter wirren ängſtlichen Träumen.

Als ich erwachte, ſchimmerte die hochſtehende Sonne durch die grünen Fenſtergardinen; beide ſcharlachrothe Excellenzen ſaßen zu beiden Seiten meines Bettes, die Naſen bedenklich auf ihre ſpaniſchen Röhre geſtützt, und ſahen ſehr verdrießlich aus. Meine Mutter aber kniete mir zur Seite, Kaſche weinte ſchluchzend helle Freudenthränen. Vier und zwanzig Stunden waren verfloſſen, ſeit ich meine Mutter hinausführen geſehen, und ich hatte die Zeit benutzt, mich zu Aller Erſtaunen geſund zu ſchlafen; ich war wie durch ein Wunder gerettet.

Nun aber fing meine eigentliche Qual erſt an, die bei meinem ſehr langſam fortſchreitenden Geneſen immer peinlicher mich drückte. Völlig entkräftet lag ich da, nur einzelne Stunden konnte ich, von vielen Kiſſen unterſtützt, in meinem Bette aufrecht ſitzen; ſpäter habe ich Wochen damit verbracht, wieder gehen zu lernen; die Gegenwart mehrerer, beſonders fremder Perſonen, war mir unerträglich, im Ganzen war jeder Beſuch mir verhaßt, ich verſtand kein Wort von dem, was geſprochen wurde, denn ich war aus Nervenſchwäche faſt völlig taub. Bei alledem litt ich unbeſchreiblich an der quälendſten Langenweile; doch nichts von allem, was Mutter, Freunde, Verwandte zu meiner Unterhaltung erſannen und herbei brachten, konnte auch nur Minuten lang mir gefallen. Ich fühlte mit Schmerz, wie läſtig ich Andern ſein müßte und war mir ſelbſt die ungeheuerſte Laſt.

Vielleicht war es jene Nervenſchwäche, unter welcher meine körperlichen Kräfte erlagen, die meine Seelenkraft unbegreiflicher Weiſe erhöhte: ich weiß nur, daß ich mich innerlich nie lebhafter aufgeregt gefühlt, nie nach geiſtiger Unterhaltung und Beſchäftigung mich inniger geſehnt habe als damals; aber ich ſchwieg, ob aus Eigenſinn, oder weil ich mich deſſen ſchämte? Ich weiß es nicht, ich war eben ein krankes, todtmüdes Kind.

Meinem guten, treuen Magiſter Philoteknos war es endlich beſchieden, den Talisman zu entdecken, der aus dieſem widerwärtigen, einer bösartigen Verzauberung ähnlichen Zuſtande mich zu befreien, Kraft beſaß. Schwer beladen mit vier dicken, glänzend eingebundenen Quartanten erſchien Kandidat Kuſchel vor meinem Schmerzensbette, und ſobald ich das erſte beſte Blatt in einem derſelben haſtig aufgeſchlagen, fühlte ich von meiner Qual mich erlöſt.

Die große Prachtausgabe der damals eben erſchienenen phyſiognomiſchen Fragmente war ſeltſamer Weiſe in die Bibliothek der Sanct Johanniskirche gerathen, wo ſie ziemlich unbeachtet ihren Platz füllte. Der Bibliothekar derſelben war ein Freund des Kandidaten Kuſchel und hatte von dieſem ſich bewegen laſſen, das ſehr koſtbare Werk meinen kindiſchen Händen anzuvertrauen; Kuſchel kannte mich wohl, und meine Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum, beſonders dieſer Art.

Mit raſtloſem Eifer warf ich mich ſogleich in das Studium von Lavaters wie ſeltſame Prophezeiungen klingenden Orakelſprüchen; ſie beſchäftigten mich unaufhörlich, ich las, verſtand Einiges, mißverſtand Vieles, blieb über dem Meiſten ganz in Dunkel, glaubte Manches zu errathen; die Stunden flogen an mir vorüber, ich war ruhig, heiter, ſehr zufrieden ſogar, wenn man mich nur gewähren ließ, ohne ſich viel um mich zu bekümmern. Die Furie Langeweile, die ſo lange mich gepeinigt hatte, war endlich gebannt.

Doch der bei weitem intereſſanteſte Theil dieſes wunderbaren Werkes, deſſen wie aus lauter Räthſeln zuſammengeſetzter Inhalt mir verwirrend durch den Kopf ſchwirrte, waren und blieben mir die Kupfer, um derentwillen es mir auch eigentlich anvertraut worden war, denn daß ein kaum zehnjähriges Kind an den Text zu denſelben ſich wagen würde, ſchien kaum denkbar. Höchſt mühſelig hatte ich einſt verſucht, die Kupfer aus Raffs Naturgeſchichte nachzuzeichnen; dieſe, einige in einzelnen Büchern zerſtreuten Bildchen, und Chodowiecki's allerliebſte kleine Meiſterſtücke im Gothaer Kalender, den mir Jameſon jedesmal zum neuen Jahre ſchenkte, waren faſt Alles, was ich jemals an Kunſtwerken geſehen. Die Wände mit Kupferſtichen zu beleben, war ein damals unter uns ſehr ſeltener Luxus, der ſogar für altmodiſch galt. Papier-Tapeten, die man durch das Einſchlagen der Bildernägel nicht verderben mochte, begannen eben an die Stelle der weißen, oft mit vergoldeter Stuckaturarbeit geſchmückten Wände zu treten; ſo ſtand es damals bei uns um den Kunſtgeſchmack.

Jetzt aber ſtürmte aus Lavaters Fragmenten eine Welt, zwar immer geahneter, aber nie geſehener Erſcheinungen auf mich ein; dieſe Köpfe! dieſe Geſtalten! ſchöne und häßliche, beſonders aber die Portraite! Mit den mir wohl bekannten Namen von Königen, Helden und Gelehrten bezeichnet, die ich wenigſtens oft gehört hatte, und daneben die breite mir meiſtens ganz unverſtändliche Auseinanderſetzung des Verfehlten und Lobenswürdigen in der Ausführung dieſer Kunſtwerke, die ich nicht genug bewundern zu können meinte. Wochen vergingen, ehe ich dazu gelangte, mit dem Allen mich zu befreunden; dann aber entzündete der Funke, den Chodowiecki's Beſuch in der Schule vor einigen Jahren in meine kindiſche Seele geworfen, ſich zu brennender Sehnſucht, und ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe.

Zeichnen lernen, malen lernen, war mein höchſter, einziger Wunſch, der aber leider unerfüllt bleiben mußte, ſo gern meine Eltern ihn mir gewährt hätten; denn in der ganzen großen Stadt war kein Lehrer, wie ich ihn bedurft hätte, aufzufinden.

Siebenzehntes Kapitel.

> Aber da regt ſich das wirkliche Leben,
> Rauh und feindlich faßt es mich an,
> Tödtet des Traumes beglückendes Leben,
> Reißet mich mächtig aus kindiſchem Wahn!
> Schulz.

Meine Taubheit verſchwand, ich lernte wieder gehen, wurde wieder kräftiger und ſtärker, und war endlich nach einigen Monaten völlig geneſen. Auch mein Vater war wieder heimgekehrt, meine Lehrſtunden begannen von Neuem; angelegentlicher und eifriger als je zuvor beſchäftigten Jameſon und Kuſchel ſich mit mir, um die verlorne Zeit mich einbringen zu laſſen. Ich ging wieder, wie gewöhnlich, zu meiner Mamſell Ackermann, und im Aeußern war alles anſcheinend wie es zuvor geweſen, doch in mir ſelbſt war es nicht mehr ſo.

Mein ganzes Sinnen und Trachten ging fortwährend auf Zeichnen und Malen, meine ſchwachen Verſuche, mir allein zu helfen, mißlangen, und doch geſtaltete ſich meinem Auge alles zum Bilde. An jeder fleckigen Mauer, in den am blauen Himmel hinwogenden Wolken wie in den Drapperien der Fenſter und jedem achtlos hingeworfenen zerknitterten Tuch, ſah ich Geſichter, Köpfe, Geſtalten, und brannte vor Begier, ſie zu zeichnen, und wollte vor Unmuth darüber, daß mir dieſes nicht gerathen könne, vergehen.

Schattenriſſe wenigſtens wollte ich aufnehmen. Dies ärmliche Surrogat eines Portraits, das damals eben anfing zur herrſchenden Mode zu werden, hatte ich aus Lavaters Fragmenten kennen gelernt. Mein Onkel ließ von ſeiner Vorliebe für neue Erfindungen ſich leicht bewegen, mir dabei Hülfe zu leiſten; Jeder, deſſen wir Beide nur habhaft werden konnten, mußte ſich hinſetzen, um ſeinen auf einen an der Wand angehefteten Bogen Papier fallenden Schatten von mir nachkritzeln zu laſſen, während mein Onkel ihm den Kopf feſthielt. Auch Jameſon geſellte ſich zu uns; er verſchaffte mir ein Reißbrett, ließ chineſiſche Tuſche und einen ſchönen metallenen Storchſchnabel aus England für mich kommen, lauter bis dahin mir ganz unbekannte Gegenſtände. Nun ging es mit großem Eifer an ein Zeichnen, Verkleinern und Schwärzen ohne Ende; viel gutes Papier, viel treffliche Tuſche wurden verdorben; eine Zeitlang befriedigte mich das neue Spiel, bald aber empfand ich das Unzulängliche deſſelben und ſtrebte etwas Anderes aufzufinden.

In meinem Lavater hatte ich das Portrait einer gelehrten und zu ihrer Zeit ſehr berühmten Jungfer Anna Schurmannin gefunden, von welcher zugleich erwähnt ward, daß ſie ungemein zierliche und feine Bilderchen aus freier Hand in Papier ausgeſchnitten, von denen noch heut zu Tage einige in Kunſtkabinetten, ich weiß nicht mehr, ob in Nürnberg oder in Augsburg, zu ihrem Andenken aufbewahrt werden.

Das Talent für dieſe unbedeutende Kunſt war auch mir angeboren. Sobald man es nur hatte wagen mögen, meinen Händen ein ſo gefährliches Inſtrument, wie eine Scheere iſt, anzuvertrauen, hatte ich auf meine kindiſche Art ſie geübt. Jetzt griff ich wieder darnach, um dem Beiſpiele der Jungfer Schurmannin zu folgen. Freunde und Bekannte überhäuften meine ſehr unbedeutenden Kunſtſtückchen mit Lob, das ſie wahrlich nicht verdienten. Mich ſelbſt befriedigten ſie gar nicht, bis ich auf den Gedanken kam, Profile von Bekannten, wie ich bis jetzt an der Wand ſie gezeichnet, im kleinſten Maßſtabe aus freier Hand auszuſchneiden. Dies gelang über alles Erwarten; in kurzer Zeit hatte ich deren eine unglaubliche Anzahl zuſammengebracht, die meinen Eltern und unſern Freunden viel Unterhaltung gewährten. Alle waren von unverkennbarer, wenngleich oft etwas karrikirter Aehnlichkeit. Das einzige Merkwürdige dabei war wohl, daß ich nie das Profil gegenwärtiger, oder vollends gar mir dazu ſitzender Perſonen, ſondern nur ſolcher, die eben nicht zugegen waren, darſtellen konnte.

Mit dieſen Künſteleien beſchwichtigte ich mich eine Zeitlang, bis Jameſon, um mir eine recht große Freude zu machen, einen ſchönen in Farben abgedruckten Kupferſtich mir brachte. Eine heilige Cäcilia, meinem Gefühl nach, der Inbegriff alles Graziöſen, nach einem Gemälde von Angelika Kaufmann.

Angelika Kaufmann! wer war Angelika Kaufmann?

Sie iſt eine noch in Italien lebende, allbewunderte, hochverehrte Malerin, erhielt ich zur Antwort. Eine Malerin, alſo kann es auch Malerinnen geben? ich hatte noch nie von einer gehört. Und von neuem überfiel mich die innere ängſtliche Unruhe, bei dem bloßen Gedanken; immer flüſterte eine leiſe Stimme mir zu: was Andere können, warum ſollteſt Du es nicht auch?

Für's erſte verſuchte ich auf alle Weiſe, das Wunderbild zu kopiren, quälte oft unter heißen Thränen unſäglich mich damit ab; es mißlang mir durchaus.

Da erwachte, mitten in meinem Jammer, ein tröſtender Gedanke in meiner Seele, ich bedachte, daß kein Meiſter vom Himmel fällt, und folglich ſelbſt Angelika ohne allen Unterricht keiner geworden wäre. Lernen will ich; was Andere können, kann mir nicht unmöglich bleiben, und eine Malerin, eine zweite Angelika will ich werden; dieſer Entſchluß ſtand mit jedem Tage feſter in meinem Gemüth; auch den Weg, die Ausführung deſſelben möglich zu machen, glaubte ich nach vielem Nachſinnen darüber endlich gefunden zu haben.

Die Zeit nahete heran, in welcher mein Vater verabredeter Maßen mit ſeinen ruſſiſchen Handelsfreunden in Leipzig zuſammentreffen wollte, als ich mir endlich ein Herz faßte, und zu einer mir ſehr gelegen ſcheinenden Stunde meinen Eltern meinen Wunſch entdeckte. Inniger, herzlicher als ich je etwas erbeten, zitternd, glühend, kaum fähig, meine Worte verſtändlich herauszubringen, beſchwor ich meinen Vater, mich mit ſich zu nehmen, mich von Leipzig nach Berlin zu bringen, und mich dort bei Chodowiecki, dem größten Maler, der meiner Meinung nach in der Welt, oder doch wenigſtens in Deutſchland exiſtirte, förmlich in die Lehre zu geben. Ich hatte von Malerſchulen gehört, ich hielt ſie für etwas unſern Zünften und Gilden Aehnliches, wie ſie in noch früheren Zeiten es wirklich geweſen ſind, und meinte in meinem kindiſchen Wahn, nur auf dieſe Weiſe eine wirkliche Malerin werden zu können.

Die Art, wie dieſe meine Bitte aufgenommen wurde, war die erſte recht bittre Erfahrung meines Lebens. Mein bei aller ihm eignen Heftigkeit dennoch gegen Unerfahrenheit und Unverſtand ſeiner Kinder ſonſt ſo nachſichtiger Vater, — ich erkannte ihn nicht wieder!

Und noch jetzt, nach mehr als ſechzig Jahren, verweile ich ungern bei der Erinnerung, wie unbarmherzig er meinen kindiſch-abgeſchmackten Einfall, wie er ihn nannte, verlachte.

Spottender Hohn iſt viel zu ſcharf, viel zu ſchneidend für ein armes, weiches, argloſes Kind; er verletzt, er erbittert, ſtatt zu belehren und zu beſſern. Niemand vermag die Tiefe und Dauer der Narben zu ermeſſen, die er in dem jungen Herzen zurückläßt; das ſollten Eltern wohl bedenken.

Meine liebe Mutter ſuchte zwar nach ihrer gewohnten milden Weiſe mich zu tröſten, indem ſie zugleich ſich bemühete, das, was auch ſie eine kindiſche Albernheit nannte, mir aus dem Kopf zu bringen, aber ſie konnte ſich nicht überwinden, den ſeltſamen Einfall ihrer Jeanette den nächſten Verwandten zu verſchweigen.

Welch ein Ungewitter brach abermals über mich Arme los! Alle waren empört, daß ein zu ihrer Familie gehörendes Kind auf den erniedrigenden Gedanken hatte verfallen können, gewiſſermaßen ein Handwerk treiben zu wollen. Sogar mein Onkel Lehmann, auf den ich doch feſt gebaut hatte, nahm ſich meiner nicht an, ſondern ſchüttelte nur ſchweigend den Kopf.

Jameſon litt mit mir, als ich mit meinen Klagen zu ihm flüchtete; auch er war weit entfernt, auf meine Idee einzugehen, aber ſuchte doch wenigſtens mich von der Unausführbarkeit derſelben zu überzeugen. Er bewies mir, daß Chodowiecki eigentlich kein Maler, ſondern ein Kupferſtecher und zugleich der bewundernswürdigſte Genrezeichner im Kleinen ſei, der wenigſtens in dieſer Zeit ſeines Gleichen nicht habe, und in der kommenden ihn ſchwerlich finden werde. Er machte den zwiſchen dieſen beiden Kunſtzweigen beſtehenden Unterſchied mir deutlich, und zugleich begreiflich, daß der berühmte, bis zum Uebermaß mit Arbeit überladene Meiſter, ſich unmöglich darauf einlaſſen würde noch könne, ein zehnjähriges, ſogar in den erſten Anfangsgründen der Kunſt noch völlig unerfahrenes Mädchen als Schülerin aufzunehmen.

Und ſo war ich denn von allen Seiten auf immer und ewig abgewieſen und mußte in mein Schickſal mich ergeben.

Doch der tief in meinem ganzen Weſen eingewurzelte Trieb, das, was ſichtlich mich umgab oder auch nur bildlich mir vorſchwebte, zu faſſen, zu halten und ſchaffend nachzubilden, ließ ſich nicht ausrotten; dreißig Jahre ſpäter führte er mich an den Schreibtiſch, um mit der Feder auszuführen, was der Geiſt der Zeit, in der ich geboren ward, mit dem Griffel und dem Pinſel zu können mir verweigert hatte.

Daß Jameſon, dem ich immer und in Allem unbedingt glaubte, mein Unternehmen als hoch über die Verhältniſſe und meine ſchwachen Kräfte hinausreichend mir darſtellte, ſtatt, wie meine Eltern und Verwandten gethan, ſchon den bloßen Gedanken als mich und meine Familie erniedrigend zu betrachten, trug viel zur Milderung meines Kummers bei; es verſöhnte mich mit mir ſelbſt und mit ihnen. Sie wiſſen es nicht anders, Jameſon verſteht das beſſer: dachte ich, hütete mich aber wirklich, es auszuſprechen.

Auch ihre Entſcheidung, wäre ich vierzig Jahre ſpäter, oder auch zweihundert Jahre früher geboren, würde vielleicht anders ausgefallen ſein — ob beſſer? — Pope zwar ſagt:

And spite of pride, in erring reasons spite,
One truth is clear, what ever is, is right.

Achtzehntes Kapitel.

— Und jungfräulicher Ernſt deckt das verſchämte Geſicht.
Täuſchte dich Jemand? und weineſt du, weil der Geſpielinnen eine
Nicht, wie du geglaubt, redlich und tugendhaft war?
Klopſtock.

Der Dominik, ſo wurde damals und wird auch noch heut zu Tage der einzige Jahrmarkt der Stadt Danzig genannt. Jetzt hat er als ſolcher an Bedeutung viel verloren, doch in meiner Jugend hätte er mit Recht als eine große Meſſe bezeichnet zu werden verdient. Die lange Reihe der Buden auf dem Dominiksplan, und die noch reicher ausgeſtatteten Magazine in der Stadt, boten vom Größten bis zum Geringſten alles dar, was Luxus, Mode und die allgemeinen Bedürfniſſe des häuslichen Lebens verlangen können. Käufer und Verkäufer, aus der Nähe wie aus weiter Ferne, zogen in großer Anzahl herbei. Am fünften Auguſt, dem mit dem Namen des heiligen Dominik bezeichneten Tage, wurde mit dem Schlage zwölf Uhr den fremden Kaufleuten durch Glockengeläute die Erlaubniß, ihre Magazine zu eröffnen, feierlich ertheilt, und dadurch zugleich das Signal zu einer Art von Volksfeſt gegeben, das von dem Augenblick an vier Wochen lang anhielt.

Muſik und Tanz, ſonntäglich geputzte Leute, fröhliche Kinder, ungezogene Straßenbuben und mitunter auch Taſchen- und Ladendiebe, traf man Sonntags und in der Woche überall; aber auch andere, bei uns ſeltnere Genüſſe boten ſich dar.

Die Schuchiſche Schauſpielergeſellſchaft, eine altberühmte, von einer der größeren Städte zur andern in unſrer Gegend herumziehende Truppe, zählte damals und auch noch mehrere Jahre ſpäter Mitglieder, welche ſelbſt in unſern jetzigen viel fordernden Tagen bei den beſten ſtehenden Theatern eine ehrenvolle Aufnahme finden würden, und von denen mehrere ſpäterhin eine Berühmtheit ſich erwarben, die in den Annalen dieſer Kunſt ihren Namen nicht untergehen läßt; wie zum Beiſpiel der Schauſpieler Koch, den ich noch den Hamlet ſpielen ſehen, und der noch vor wenigen Jahren in Väterrollen ganz Wien entzückte.

Dieſe Geſellſchaft bezog alljährlich zur Dominikszeit die baufällige bretterne Bude, welche eher einer Scheune als einem Theater glich; auch Seiltänzer, wilde Thiere, Kunſtreiter und was ſonſt noch zu dem unentbehrlichen Gefolge aller Jahrmärkte gehört, blieben nicht aus und fanden ihre Rechnung dabei. Für mich und meines Gleichen war dies Alles eine Quelle der Freude, des Entzückens, wie ich ſpäter in den größten glänzendſten Städten ſie nicht wieder gefunden habe. Wie ſchön iſt die Jugendzeit und der Roſenglanz, der Alles, was mit ihr in Berührung kommt, umſchwebt! Die wenigen Male, daß meine Mutter mich alljährlich mit ſich ins Theater nahm, konnte ich vor freudigem Herzklopfen, weder die Nacht vorher, noch die Nacht darauf, ruhig ſchlafen.

Es war zur Dominikszeit; ich hatte im Laufe des vergangenen Monates mein dreizehntes Jahr vollendet, und fing an, mich als ein ziemlich erwachſenes Mädchen zu betrachten, obgleich ich noch nicht allen Umgang mit meinen Puppen abgebrochen hatte: meiner Schweſter Lotte zu Gefallen, wie ich mir ſelbſt und Andern weismachen wollte.

Verſtändige Hausfrauen dachten in dieſen geſchäftigen Tagen nicht bloß daran, durch die neueſten Erzeugniſſe der Mode ihre eigene Garderobe zu ergänzen und zu vergrößern, ſondern ſuchten ſich auch auf das nächſte Jahr mit einem Vorrath jener mannichfaltigen und unentbehrlichen Gegenſtände zu verſehen, die man während des Jahrmarktes am beſten und am wohlfeilſten einkauft und von denen im Laufe von zwölf Monaten auch im geregeltſten Haushalt unendlich viel theils wirklich verbraucht wird, theils auf andere Weiſe zu Grunde geht.

An einem recht heißen ſonnigen Vormittage ſtand demalſo auch meine Mutter auf unſerm kühlen Hausflur, mit einem böhmiſchen Glashändler über die Rekrutirung ihrer Tiſchgläſer in eifrigſter Verhandlung. Glühend, athemlos, eilend wie ein dem Netz entflatternder Vogel flog ich die Treppe hinunter, ihr in die Arme.

Mutter, keuchte ich ängſtlich, der Kandidat will mich heirathen, und klammerte mich feſter an ſie an; vor Schrecken ließ ſie die Gläſer, die ſie eben in der Hand hielt, fallen. Doch faßte ſie ſich bald, der Glasmann wurde einſtweilen verabſchiedet, und zu einer gelegeneren Stunde wieder beſtellt, das Töchterchen aber vorläufig in Verhör genommen. Viel kam nicht dabei heraus; was ich ihr Alles vorgeklagt mitunter auch vorgeweint haben mag, weiß ich nicht mehr, aber es bewog ſie doch, den Kandidaten in dem Zimmer aufzuſuchen, wo ich ihn gelaſſen, als ich mitten in der Lehrſtunde ihm davonlief. Ich aber ſchlich ganz verſchüchtert in die Kinderſtube, die noch immer meine eigentliche Heimath, mein Aſyl in allen Nöthen war.

Nicht ich, wie meine Mutter im erſten Schrecken wohl gefürchtet haben mochte, ſondern mein guter Philoteknos war es, der, um es höflich auszudrücken, ein wenig die Tramontane verloren. Die herzliche Liebe, die ich ganz unverhohlen bei jeder Gelegenheit ihm bewies, die unverſtellte Freude, mit der ich Alles vollbrachte, was er mir auftrug, dazu noch meine kindiſche Art, mich ſo weit als möglich aus dem Fenſter hinauszubeugen, um ihm nachzuſehen, wenn er ging, und wo möglich noch einen Gruß ihm nachzuwinken, alles dies zuſammengenommen hatte bei ſeinem Mangel an Weltkenntniß und Lebenserfahrung der gute Kuſchel ganz mißverſtanden. Es hatte ihn verleitet, zu vergeſſen, daß ich mit meinen dreizehn Jahren doch noch nichts weiter ſei, als ein gutgeartetes, dankbares Kind.

Schon ſeit einigen Monaten hatte jener feine Takt, der bei Mädchen weit früher erwacht, als man gewöhnlich es glaubt, in dem Betragen meines Lehrers, in ſeiner Art mich anzuſehen, mitunter auch in ſeinen Aeußerungen, manches Fremdartige, mir zwar ganz Unverſtändliche mich bemerken laſſen, das aber ein dumpfes Mißfallen in mir erregte, welches ich nicht zu bemeiſtern im Stande war, ſo viel Mühe ich mir deßhalb auch geben mochte.

Von jenem Morgen, der mich in die Flucht jagte, weiß ich nur, daß der Kandidat mich umfaſſen und an ſich ziehen wollen, er, der noch nie auch nur meine Hand berührte! Dazu hatte er gerufen: Sie werden doch noch meine liebe kleine Frau! Doch das war genug und über genug, um wie mit Sturmesflügeln die zwei hohen Treppen hinab in den Schutz meiner Mutter mich zu treiben. Vom Schreck ganz verwildert, war mir, als eile drohende Gefahr dicht hinter mir drein, als werde die Heirath gleich vor ſich gehen, als müſſe ich eine Frau Paſtorin werden, ich Weltkind, das ſchon ſeit dem Einläuten des Dominiks ſich Tag und Nacht darauf freute, nächſtens zum Erſtenmal mit in die Komödie genommen zu werden.

Obendrein fühlte ich, als habe mein Lehrer ein ungeheures Verbrechen begangen, meine frühere Liebe zu ihm war verſchwunden, mir grauete vor dem Gedanken, ihn wieder ſehen zu müſſen, und doch weinte ich vor Kummer darüber, ihn auf dieſe Weiſe verloren zu haben.

Meine Mutter wußte indeſſen als eine ſehr verſtändige Frau und ohne alles Aufſehen uns Beide, den Kandidaten ſowohl als mich, wieder zur Vernunft zu bringen. Kuſcheln ſein Unrecht und ſeine kaum zu entſchuldigende Uebereilung begreiflich zu machen, war ihr vermuthlich nicht ſehr ſchwer geworden; denn nachdem ſie etwa anderthalb Stunden mit ihm zugebracht hatte, hörte ich ihn fortgehen, und ſah bald darauf wie ſie ein Paar Bilderchen, die ich ausgeſchnitten, meine Silhouette, eine kleine Bandſchleife, die mir einſt, ich wußte nicht wie, abhanden gekommen, und noch ein paar ähnliche Kleinigkeiten ſorgfältig aufbewahrte, welche von Seiten des Herrn Kandidaten ihr zugeſchickt wurden, und deren er, ohne daß ich es gewahr geworden, habhaft zu werden gewußt.

Mit mir hatte ſie ſchon einen etwas ſchwereren Stand; mein durch den Umgang mit der Welt noch nicht abgeſtumpftes Gefühl für Recht und Unrecht ließ ſich nicht ſo beſchwichtigen. Die Jugend iſt immer ein weit ſtrengerer Richter als das Alter; je höher ich meinen Lehrer geſtellt, je inniger ich ihn bewundert und verehrt hatte, deſto tiefer war er jetzt in meinen Augen geſunken. Der ängſtliche Widerwille, den ich gegen ihn empfand, war nicht zu beſiegen, und nur das Verſprechen meiner Mutter, mich nie mit ihm allein zu laſſen, konnte mich einigermaßen mit dem Gedanken verſöhnen, ihn wieder zu ſehen.

Ob mein Vater von dieſer tragikomiſchen Verirrung des guten Kuſchel jemals etwas erfahren hat, weiß ich nicht, in meinem Beiſein wurde ihrer nie erwähnt, was unſtreitig das Vernünftigſte war. Auch in ſeinem übrigen Verhältniß zu unſerm Hauſe, ſo wie im Betragen meiner Eltern gegen ihn, wurde auch nicht die kleinſte Abänderung bemerkbar, was zu ſeiner Beruhigung viel beizutragen ſchien.

Das im Grunde alberne Ereigniß war alſo abgethan, fiel der Vergeſſenheit anheim, für mich aber hatte es doch die ernſte Folge, daß ich gegen den herrſchenden Gebrauch wenigſtens zwei Jahre früher, als ſonſt üblich war, zur Konfirmation gelangte. Durch den ausgezeichneten Unterricht, den das Glück mir zugewendet hatte, war mein Erlerntes meinen Jahren gewiſſermaßen vorangeeilt. In vieler Hinſicht blieb ich aber doch noch an Alter wie an Verſtand ein recht kindiſches Kind, während ich unzeitig früh in die Reihe der Erwachſenen geſchoben wurde.

Meinen Eltern blieb indeſſen keine andere Wahl, um mich auf milde Weiſe von meinem Lehrer zu trennen, deſſen frühere Verdienſte um meine Erziehung die größte Schonung zur Pflicht machte.

Von nun an erhielt ich von ihm, um auf die Konfirmation mich vorzubereiten, ausſchließlich Religionsunterricht, bei welchem meine Mutter immer gegenwärtig blieb. Den Unterricht, den der Kandidat mir zuletzt in Gemeinſchaft mit meiner Schweſter Lotte gegeben, theilte meine dritte Schweſter Anette anſtatt meiner mit ihr.

So war Alles auf das Beſte geordnet. Der Winter verging, Pfingſten nahte heran, und endlich kam der bängliche Tag, an welchem ich ganz allein zu dem an der uralten weitentlegenen Graumünchenkirche angeſtellten Prediger Weidemann mich begeben mußte, dem vieljährigen Beichtvater meiner Eltern.

Kandidat Kuſchel erwartete mich im Zimmer des Wohlehrwürdigen; nach einem in Gegenwart deſſelben ehrenvoll beſtandenen Examen, das dem alten Herrn faſt zu gründlich und zu weitläufig zu werden ſchien, wurde ich als wohlunterrichtete lutheriſche Chriſtin eingeſegnet, und fuhr mit ſehr erleichtertem Herzen wieder nach Hauſe.

Nie und nirgend, als damals in jenen alten freien Städten, in denen die vollkommenſte Gleichheit unter den Bürgern beſtehen ſollte, hat wohl ein an's Lächerliche grenzender Ariſtokratismus tiefere Wurzeln geſchlagen; bei jeder öffentlichen, beſonders kirchlichen Feier, bei Trauungen, Taufen, ſogar vor Gottes Altar, beim Abendmahl, trat er ſchreiend hervor, und gab oft Veranlaſſung zu höchſt ärgerlichen Auftritten, beſonders unter den Frauen.

Um keinen Preis hätte ich damals an der öffentlichen Konfirmation der Kinder Theil nehmen dürfen, denn dieſe wurde nur für den niedern Bürgerſtand ſchicklich gefunden; auch durfte der Prediger nicht in mein väterliches Haus eingeladen werden, um in Gegenwart meiner Familie und theilnehmender Freunde die feierliche Handlung zu vollziehen, wie es doch wohl anſtändiger geweſen wäre; dieſes war in der reformirten Gemeine der Gebrauch, und die, in der lutheriſchen Stadt, in Allem bevorzugten Lutheraner, ſuchten an ihren eigenen alten Gebräuchen unabänderlich feſtzuhalten. So wollte es der noch immer dunkle Geiſt der damaligen Zeit, die keine Ahnung von dem wohlthätigen Lichte hatte, das nach mehreren Jahren hereinbrechend die Gemüther jetzt erhellt und beruhigt.

Auch noch manches andre Ueberbleibſel aus früheren Tagen war in den kirchlichen wie in den übrigen Einrichtungen der alten Handelsſtadt gleichſam verſteinert geblieben. Zu den erſten rechne ich die Privatbeichte, die der katholiſchen ungemein ähnlich ſah. Niemand, der ſich nicht Tages vorher ihr unterworfen hatte, durfte zum heiligen Abendmahl zugelaſſen werden. Der Ertrag derſelben, beſonders bei ſehr beliebten Predigern, machte einen bedeutenden Theil der Einnahme der Geiſtlichen aus, denn ohne dabei an das Kirchſpiel, in welchem man anſäſſig war, beſonders gebunden zu ſein, hatte ein Jeder die freilich ganz vernünftige Freiheit, ſeinen Beichtvater nach eignem Gefallen ſich zu wählen. Wenn aber dieſe Einrichtung unſrer Vorfahren darauf hinzielte, die unter den wohlehrwürdigen Herren herrſchen ſollende brüderliche Liebe und Einigkeit zu befördern, ſo glaube ich kaum, daß ſie ihren Zweck erreichte.

Tief bewegt im kindlich frommen Herzen folgte ich meinen Eltern am Morgen vor dem erſten Pfingſtfeſte in die Graumünchenkirche, die eben nach damaligem Gebrauch mit Blumen und jungen Maien zum morgenden Feiertage aufgeſchmückt wurde; der friſche Frühlingsduft, das mit dieſem kontraſtirende feierliche Dunkel in dem ehrwürdig alten Gebäude, deſſen frühere klöſterliche Einrichtung faſt ganz unzerſtört beibehalten war, erhöhten mein Gefühl zu glühender Andacht. So kam ich, an der Hand meiner ebenfalls ſehr gerührten Mutter, durch die nie zuvor von mir betretene Kirche an das Beichtzimmer unſres Seelſorgers, gewöhnlich die Tröſtkammer genannt. Eine große Anzahl Leute aus den geringeren Ständen, Dienſtboten, Handwerker, Arme, warteten vor der Thür derſelben; manchen ſah man es an, daß ſie ſchon weit länger, als ihre Verhältniſſe es geſtatteten, auf den glücklichen Augenblick geharrt hatten, in welchem ſo viele von ihnen als nur Raum fanden, eingelaſſen werden würden, um ſämmtlich zugleich zu beichten, ermahnt und abſolvirt zu werden, und auch die unerläßlichen Beichtgroſchen darzubringen.

Bei unſrer Ankunſt ſahen ſie ſich abermals, Gott weiß zum wie vielſten Mal an dieſem Morgen, in dieſer Hoffnung getäuſcht; ſie wurden zurückgewieſen, denn die Thür öffnete ſich nur uns Dreien.

Da thronte vor uns im vollen prieſterlichen Ornat unſer Seelſorger in einem weichen bequemen Großvaterſtuhl. Niederknieend auf den vor ihm angebrachten Betſchemeln ſagten wir unſre Beichte her; mein Vater hatte die ſeinige in einige kurze bündige Worte gefaßt, meine Mutter einen Vers aus einem geiſtlichen Liede ſich erwählt, und ich einen ſehr kurzen aus Gellerts Oden. In wenigen Minuten war das Alles vollbracht; dann ſetzten wir uns ſeiner Wohlehrwürden gegenüber, hörten eine Ermahnungsrede an, und wurden von unſern Sünden abſolvirt. Nach einem Geſpräch über Wind und Wetter, über die neueſten Politika und hauptſächlich über das werthe gegenſeitige Befinden, das mein Vater, welcher der draußen Harrenden gedenken mochte, möglichſt abkürzte, begaben wir uns wieder auf den Rückweg.

Die fromme Stimmung, in der ich die Tröſtkammer betreten, war, als ich ſie verließ, zu meinem eignen Leidweſen größtentheils verſchwunden, denn jung wie ich war, drängte dennoch das Unzulängliche und Zweckloſe dieſer feierlich ſein ſollenden Handlung ſich mir auf. Bei meiner feſten Ueberzeugung, daß vor Gott alle Menſchen gleich ſind, waren ſchon bei meiner Ankunft die draußen Wartenden, deren Anzahl ſich indeſſen noch bedeutend vermehrt hatte, ſehr ſtörend mir aufgefallen. Gelangweilt von der mein Gemüth durchaus nicht anſprechenden Ermahnungsrede konnte ich es ſpäterhin nicht unterlaſſen, mit neubegierigen Kinderaugen umherzuſchauen, und hatte manches entdeckt, das ich nimmermehr erwartet hätte, an dieſem Orte zu finden. Eine Flaſche Wein, ein Glas daneben, und noch manches andre ſchlecht verborgene hier ſehr unpaſſende häusliche Geräth; ich Kindskopf bedachte nicht, daß der alte Mann viele Stunden lang in dieſem Zimmerchen verweilen mußte, ohne es verlaſſen zu können.

Am empörendſten aber erſchienen mir die Dukaten, welche mein Vater heimlich, jedoch nicht unbemerkt, auf den neben dem Herrn Prediger ſtehenden Tiſch ſchob, und der Seitenblick, mit dem dieſer gewahr wurde, daß ihre gewöhnliche Zahl durch mein Dazukommnen um einen vermehrt worden war, nebſt dem frommen ſalbungsvollen Lächeln, mit dem er, ebenfalls verſtohlen, meinen Eltern den Dank dafür zunickte.

Doch ſchon an der Kirchenthür vergaß ich Alles, was meine Andacht geſtört hatte!

Indem Adam den Wagenſchlag öffnete, benachrichtigte er uns, daß wir einen weiten Umweg nehmen müßten, um nach Hauſe zu gelangen. Seine Stimme klang ſonderbar verändert, wir ſahen ihn an, er ſchien erhitzt und war doch todtenbleich, ſein zerzauſtes Haar, wie ſeine Kleider, mit Staub und Schmutz bedeckt.

Die jungen Herrſchaften ſind wohl, Alles bei uns iſt in guter Ordnung, doch in der Nachbarſchaft hat ein ſchweres Unglück ſich ereignet, ſetzte der treue Diener hinzu, als er im Geſicht meiner Mutter die in ihr aufſteigende Angſt gewahr wurde.

Neunzehntes Kapitel.

Tag des Entſetzens!
Rings umſchloſſen von deiner Zerſtörungen Trümmer, verliert ſich
Meines Daſeins Gefühl, in der chaotiſchen Nacht.
Fernow.

Dichtes Gedränge Wehklagender füllte die Straße, als wir unſerm Hauſe uns näherten. Langſam bahnte unſer Wagen ſich durch die Menge den Weg, gern wären wir ausgeſtiegen, doch von Grauſen, Schreck und unausſprechlichem Mitleid überwältigt, vermochten weder meine Mutter noch ich uns auf den Füßen zu halten.

Es währte lange, ehe wir ſchaudernd das furchtbare Grab wahrſcheinlich noch Lebender erblickten, freundlicher uns Allen wohlbekannter Nachbarn, die in dieſem Augenblick tief unter Schutt verſunken, in Nacht gehüllt, halb zerſchmettert, hülfloſer Verzweiflung hingegeben, den furchtbarſten Todeskampf kämpften.

Drei Häuſer, die ſeitwärts dem Schiffergildehauſe gegenüber die andere Ecke des zwiſchen Beiden ſich hinziehenden Quergäschens bildeten, waren plötzlich eingeſtürzt, wenige Augenblicke nachdem wir auf unſerem Wege zur Kirche an ihnen vorüberfuhren; vielleicht war ſogar die dadurch verurſachte Erſchütterung in dem engen Raum für einen Wagen Raum bietenden Gäschen der letzte Stoß geweſen, der die ſehr baufälligen Gebäude niederwarf. Alle drei waren bewohnt, Keiner der Einwohner hatte Zeit gehabt, der über ſeinem Haupte einbrechenden Gefahr zu entfliehen, ſie lagen Alle dort unten, und über ſie hoch aufgethürmt der Graus der Zerſtörung.

Wir waren vielleicht kaum hundert Schritte von der Unglücksſtelle entfernt geweſen, als Adam, hinten auf dem Wagen ſtehend, ein dumpf krachendes, lang nachhallendes Getöſe vernahm, das er für einen Donnerſchlag hielt; zugleich verfinſterte ein rauchartiger Qualm die Luft, verzog ſich aber ſchnell wieder, indem wir weiter fuhren. Wir im Wagen hatten theils vor dem Raſſeln der Räder auf dem ſchlechten Steinpflaſter, theils in ernſte Gedanken verſunken, nichts von dem Allen bemerkt.

Die Sonne ſchien hell, kein Wölkchen trübte den blauen Himmel, woher denn der plötzliche Donner?

dachte Adam, und eilte von ſeltſamer Angſt befallen nach Hauſe, ſtatt wie er geſollt, uns vor der Kirche zu erwarten. Dichte Staubwolken qualmten beim Eintritt in das unſerm Hauſe ſo nahe liegende Gäschen ihm entgegen, wurden immer dichter, gingen in faſt gänzliche Finſterniß über, benahmen ihm Luft und Athem je weiter er vorwärts gelangte. Schutt, Steine, Gebälke, Trümmer aller Art, thürmten ſich endlich vor ihm auf, und über dem allen herüber tönte herzzerreißendes Jammergeſchrei.

Als wir vor unſerm Hauſe anlangten, drängten Nachbarn und Bekannte ſich um uns her, um uns ihre Freude über unſere Rettung aus augenſcheinlicher Lebensgefahr auszudrücken, Mehrere unter den Erſten, die uns hatten in den Wagen ſteigen und gleich darauf das Entſetzliche hereinbrechen geſehen, hatten uns im erſten Schrecken für verloren geachtet; auch läßt es ſich nicht leugnen, wären wir nur ein wenig ſpäter ausgefahren, ſo lagen vermuthlich auch wir jetzt dort unter den lebendig Begrabenen.

Keiner von uns hatte noch dieſen erſchütternden Gedanken aufgefaßt, auch jetzt konnten wir an uns ſelbſt noch nicht denken, nur an Hülfe, nur an vielleicht noch mögliche Rettung der Verunglückten. Mein Vater, Jameſon und viele andere Männer, gingen die dazu nöthigen Anſtalten zu treffen oder zu beſchleunigen. Dem armen Adam ſtanden nur ſeine beiden rüſtigen Arme und ſein guter Wille zu Gebot; er that, was er gleich, da er das Unglück geſehen, gethan und nur uns abzuholen unterbrochen hatte, er warf ſeinen Rock ab, ohne ſich jetzt weiter um uns zu bekümmern, und fing an, die Umſtehenden durch thätiges Beiſpiel und Ermahnungen zum Wegräumen des Schuttes anzuregen.

Sein menſchliches Bemühen gelang; die nicht ganz gefahrloſe ſchwere Arbeit wurde kräftiger und zweckmäßiger betrieben, nach ein paar Stunden zog man zwei Schwerverletzte aus den Trümmern hervor, andere, theils todt, theils ſterbend, wurden im Verlauf des Tages bis zum Einbruch der Nacht aufgefunden. Mit grauendem Morgen begann die ſchauerliche Arbeit von neuem, und ehe noch das Kirchengeläute zur Feier des hohen Feſtes einlud, war auch die letzte Leiche der Verunglückten ans Tageslicht gebracht.

Die Zahl derſelben war nicht unbedeutend, die meiſten hatten dort unten, in dunkler Grabesnacht den Tod gefunden, andere ſtarben bald nach ihrer Befreiung, und nur ſehr wenige Gerettete blieben am Leben.

Tragikomiſcher Weiſe befand ſich unter dieſen der ſehr ſchuldige Urheber des ganzen Unglücks, der Eigenthümer der eingeſtürzten Häuſer, deſſen ſchmutziger Geiz, unerachtet aller an ihn ergangener Warnungen und Ermahnungen, ihn ſtets abgehalten hatte, auf die Erhaltung des baulichen Zuſtandes ſeines Eigenthums etwas zu verwenden.

Der eigenſinnigſte Zufall hatte gewollt, daß ſein Stuhl, nebſt dem kleinen vor demſelben befindlichen Tiſche, gerade auf den einzigen Theil des Gemäuers geſtellt worden war, der unverſehrt ſtehen blieb, als Alles rings umher zuſammenbrach. Ganz iſolirt, hoch in der Luft, in Schlafrock und Nachtmütze, ſaß vor aller Welt Augen die bebende, faſt entgeiſterte Jammergeſtalt des widrigen Greiſes, wie am Pranger, von Keinem der rings um um ihn her noch immer nachſtürzenden Ziegel und Balken getroffen. Tief unter ihm tobte mit wildem Hohn ein wüthender Haufen, bereit, ſobald er herunter käme, auf ſeine Weiſe über ihn Gericht zu halten.

Erſt ſpäter, als der ganze Raum mit Wachen umſtellt, und die müßig daſtehenden Zuſchauer entfernt worden waren, durfte man es wagen, den vor Angſt halb todten Alten von ſeinem erhabenen Platz hinunter in Sicherheit zu bringen.

Die Franzoſen pflegen ſpottend zu behaupten, daß wir Deutſche, wenn irgend jemand etwa ein Bein gebrochen hat, ihn immer noch glücklich preiſen, weil er nicht zugleich den Hals brach, was doch leicht hätte geſchehen können. Sie nennen das le bonheur allemand, und leugnen läßt es ſich nicht, dieſe Bemerkung, die obenhin betrachtet nichts weiter als ein artiger witziger Einfall zu ſein ſcheint, iſt auf eine tief im Charakter unſers Volkes liegende, ſehr ſchätzenswerthe Eigenheit begründet, die uns treibt, auch dem ſchwerſten Mißgeſchick irgend eine leidliche, einigermaßen Troſt gewährende Seite abzugewinnen.

Der Furcht vor dem bonheur allemand kühnlich entgegentretend, wage ich alſo die Bemerkung, daß die fürchterlichen Folgen jenes unglücklichen Einſturzes der Häuſer an jedem andern Wochentage noch weit höher, ja bis zum undenkbar Unerträglichen ſich geſteigert haben würden, denn in einem derſelben wurde eine Schule gehalten, gleich der, welche auch ich einſt bei Frau Chodowiecki beſuchte. Zwanzig bis dreißig kleine fröhliche Kinder, aus vielleicht eben ſo viel Familien, waren, Sonnabends und Sonntags ausgenommen, von früh acht Uhr an dort verſammelt.

Gottes Engel haben über die unſchuldigen Kinder

Wache gehalten! hörte man von allen Seiten, auch ich konnte damals, und kann bis zur gegenwärtigen Stunde dieſes frommen tröſtenden Glaubens mich nicht erwehren; ich habe zu viele demſelben entſprechende Beiſpiele erlebt, die mich darin beſtätigen, mag die widerſpenſtige Vernunft auch dagegen einwenden was ſie will und kann.

Aber jener bleiche ſchuldbewußte Sünder dort oben auf dem wankenden Gemäuer? Welche Macht nahm ihn in Schutz und wachte über ihm, damit die rings um ihn her niederregnenden Steine und Balken ihm nicht die Haut verletzten, während um ſeines niedrigen Geizes willen ſo viele Unſchuldige ihr Leben unter Höllenqualen aushauchen mußten? Wer beantwortet mir dieſe Frage?

Richtet nicht, ſo werdet Ihr auch nicht gerichtet!

Zwanzigſtes Kapitel.

So we grew together,
Like to a double cherry, seeming parted,
But yet a union in partition,
Two lovely berries moulded on onestem
Shakspeare.

So war ich denn plötzlich wie durch einen Zauberſpruch aus einem kleinen, wenig beachteten Mädchen eine erwachſene Mamſell geworden, die allmälig die Entdeckung machte, daß ſie auch Jemand ſei. Die Veränderung war groß, und ich mußte mich erſt daran gewöhnen, ehe ſie mir gefallen konnte.

Meine ſämmtlichen Stunden des Unterrichts waren aufgehoben, auch die Societé des jeunes dames beſuchte ich nur zuweilen, ein zur Theeſtunde geladener Gaſt. Mein Onkel hatte mir zwar endlich einen Zeichenlehrer aufgefunden, doch dieſer trug wenig zu meiner Zufriedenheit bei; denn wir lebten in ewigem Zwieſpalt mit einander. Silhouetten fabriciren und winzige Landſchäftchen nach kleinen Kupferſtichen, die er mir mitbrachte, malen, war Alles, was ich von ihm lernen konnte, und Beides widerte mich an. Der einzige Vortheil, den ſeine Bekanntſchaft mir gewährte, war, daß er mir Preislers, in Nürnberg herausgekommene, Anleitung zum Zeichnen lieh, nach der ich aus eigenem Antriebe Augen, Ohren und Naſen, ſo gut es ohne Hülfe gehen wollte, kopirte.

Auch hatte ich, von meinen Freundinnen dazu beredet, mir wieder muſikaliſchen Unterricht erbeten, brachte es aber mit unſäglicher Mühe, viel Zeit- und viel Geldverſchwendung in dieſer Kunſt nie ſo weit, daß die eigene Uebung derſelben mir wirklichen Genuß gewährt hätte. Jameſon war und blieb mein einziger Troſt; ſein Eifer für mich erkaltete nicht; bei ihm, mit ihm und mit Shakſpeare brachte ich jetzt meine genußreichſten Freiſtunden zu, und ich hatte der Freiſtunden nur zu viele!

Meine Emancipation aus der Kinderſtube fiel gerade in die ſchöne freudige Frühlingszeit; Bälle, Konzerte, Theater und was ſonſt noch zu den eigentlichen Wintervergnügungen gerechnet wird, hatten aufgehört. Nur einige verſpätete Abendgeſellſchaften kamen zuweilen noch vor, deren Lichtpunkte ein wenigſtens zwei Stunden währendes warmes Souper bildete, bei welchem die lange Tafel unter der Laſt der dicht an einander gereiheten Schüſſeln und

Aſſietten zuſammen zu brechen drohete. In Danzig, wie damals noch überall, überließ man gerade beim Abendeſſen ſich am liebſten den Freuden der Geſelligkeiten; Diners, wie ſie jetzt an der Tagesordnung ſind, kannte man gar nicht.

Bei einer ſolchen Abendgeſellſchaft wurde denn auch ich zum Erſtenmale in meinem Leben von einer mit meinen Eltern ſehr befreundeten Familie als eine Konfirmirte, und folglich erwachſene Perſon von kaum vierzehn Jahren eingeladen. Wie freuete ich mich auf mein Debüt in der großen Welt! und ach! wie kränkend für meine Eitelkeit fiel es aus!

Jedermann weiß oder könnte wiſſen, daß der vielfältig und vielſeitig bekannte Lord Cheſterfield einen noch jetzt in England für claſſiſch geltenden, ziemlich ſtarken Band ſehr geiſtreicher Briefe herausgab, in welchen er ſich bemüht, ſeinen Sohn in alle Pflichten und Geſetze der höchſten geſelligen Eleganz einzuweihen, deren Kenntniß und ſtrenge Uebung ihm über Alles ging. Seine Abſicht war, den jungen Mann zu einem vollkommenen Beau auszubilden, ein Wort, das in jener, hundert Jahr hinter uns liegenden Zeit, mit dem jetzigen Dandy, Exclusive, oder wie die Mode ſolch ein Wunder noch ferner zu taufen belieben wird, völlig gleichbedeutend war.

Doch die Saat, welche der edle Lord ausſäete, fiel leider auf einen zu ihrem Gedeihen ſich wenig eignenden Boden; zu ſeinem unausſprechlichen Entſetzen und höchſten Jammer mußte er nicht nur erleben, ſondern ſogar mit anſehen, daß ſein Sohn, der honorable Mr. Stanhope in der erſten Geſellſchaft, in welcher er ſich zeigte, vor den Augen der ſchönſten und vornehmſten Ladies der drei Königreiche, nachdem er ein Glas Gelée wie gewöhnlich mit dem Löffelchen geleert, den darin zurückgebliebenen kleinen Reſt ohne Scheu mit der Zunge ausleckte, um auch die ſüße Neige nicht zu verlieren!

Lord Cheſterfield blieb natürlicher Weiſe darüber untröſtlich ſein Lebelang, und, ewig bedauernswerthe Mamſell Ackermann! das wäre ohne Zweifel auch Dein hartes unverdientes Loos geweſen, hätte Dein guter Genius es nicht von Dir abgewendet, betrübter Augenzeuge des Mißgeſchicks Deiner erſten Schülerin zu werden. Sie, Dein Liebling, Dein Stolz, Deine Freude, die Du ſchmeichelnd zuweilen die Zierde Deiner Societé des jeunes dames zu nennen pflegteſt, hätteſt Du es mit anſehen müſſen, wie ſie mit der Thür nicht eben ins Haus, aber was noch weit ſchlimmer war, mitten in eine große Geſellſchaft feſtlich geputzter Herren und Damen platt auf die Naſe hineinfiel! O Du Aermſte! was wäre aus Dir geworden? Eine Ohnmacht wäre das Geringſte geweſen, um Dich einigermaßen aus dieſem Elend zu retten!

Mit glücklich konſervirter Friſur war ich nach meinen Eltern aus dem Wagen geſtiegen, Alles war in erwünſchter Ordnung, nicht ein Stäubchen Puder hatte an dem hohen Haarthurm ſich verſchoben, deſſen breite Fläche ein Labyrinth von Federn, Blumen und Perlen krönte; ſtolz wogte das neue ſeidene Kleid über den anſehnlich großen Reifrock. Auf goldgeſtickten Schuhen, mit wenigſtens zwei Zoll hohen dünnen Abſätzen, trippelte ich an der Hand der älteſten Tochter des Hauſes, die mir entgegengekommen war, zwei hohe Treppen bis zum Saale hinauf. So ſchön geputzt bei ſo bänglich pochendem Herzen war ich in meinem Leben noch nicht geweſen; die Flügelthüren flogen auf, und wir — ach!

Hatten unſere langen Schleppen ſich in einander verwickelt? unſere Reifröcke mit einander karambolirt? ein Strohhalm, ein Roſenblatt auf der Schwelle unſere Füße ins Gleiten gebracht? Wir alle Beide, Clementine und ich, uns feſt bei der Hand haltend, im gleichen Augenblick, denn mein Fall riß ſie mir nach,

— was ſoll ich weiter ſagen? daignez m'épargner le reste, ſeufze ich mit Grètrys tourière.

Clementine war kein Mitglied unſerer Societé des jeunes dames, doch konnte auch Niemand der in dieſer zu erlernenden Künſte leichter entbehren als ſie. Ein Hauch von Anmuth und unausſprechlicher Lieblichkeit umſchwebte die graziöſe Geſtalt, wie der ihrem Innern entſtrömende Duft die eben ſich öffnende Roſe umſchwebt, und neigte Augen und Herzen mit Wohlgefallen ihr zu. Clementine war ein oder ein paar Jahre älter als ich, wir hatten früher einander wenig oder gar nicht gekannt, und das tragi-komiſche Unglück, das bei meinem, im wörtlichſten Verſtande, erſten Austritt aus der Kinderwelt im Hauſe ihrer Eltern mich traf und in welches mein Ungeſchick ſie mit verwickelte, würde wahrſcheinlich jede Andere gegen mich erbittert haben. Sie hingegen ſuchte, um mich zu tröſten und zu beruhigen, alles Erſinnliche auf, und blieb den ganzen Abend gütig und freundlich und mild, wie ich ſie ſpäter immer gekannt.

Und ſo knüpfte ein Zufall, der uns auf immer von einander hätte entfernen können, jenes zarte Band innig vertrauter Mädchenfreundſchaft zwiſchen uns, deſſen wir beim Eintritt in die Welt zur Vollendung unſers Jugendglücks ſo ſehr bedürfen.

Beim ferneren Fortſchreiten im Leben geſtaltete unſer Verhältniß zu einander, wie unſer Karakter, ſich immer ernſter und feſter; von unſerm erſten Aufblühen an, bis unſere Locken ergraueten, war und blieb Clementine von Kampen die geliebteſte, vertrauteſte, ich darf ſagen, die einzige Freundin aus meiner Jugendzeit. Nie hatte ich eine zweite neben ihr, und habe auch nach keiner zweiten jemals ausgeſchaut.

Als wir Beide verheirathet waren, nahmen unſere Lebenspfade eine ganz von einander abgehende Richtung; doch bei jedem Wiederzuſammentreffen, welches ein freundliches Geſchick uns zuweilen gewährte, war es, als hätten wir erſt geſtern uns getrennt, obgleich wir nur ſelten Briefe wechſelten.

Im Jahre achtzehnhundertneunzehn, bei meinem letzten Beſuche in meiner Vaterſtadt, fand ich zwar an unheilbarer Bruſtkrankheit ſie leidend, doch ruhig ergeben. Acht Tage nachdem ich, ohne unſere ſo nahe Trennung für dieſes Leben zu ahnen, zum letztenmale ſie geſehen, ſchwankte langſam auf dem Wege von Oliwa nach Danzig der Trauerwagen an meiner Wohnung vorüber, der ihre entſeelte Hülle von ihrem ſchönen Landſitz in ihre Familiengruft zur ewigen Ruhe führte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Ihr habt uns tapfer ſtets gedient, Herr Obriſt.
Und billig iſt's, daß Ihr im Frieden ruht. —
Wir ſenden Euch drum zu der Hanſeſtadt,
Um Eures Fürſten Rechte zu vertreten,
Daß beiden Theilen Ehre draus erwachſe.
Altes Trauerſpiel.

Unerachtet ihrer geringen, immer mehr abnehmenden Bedeutſamkeit in der politiſchen wie in der merkantiliſchen Welt waren meiner Vaterſtadt mit dem Namen und dem Schatten deſſen, was ſie als freie Hanſeſtadt geweſen, auch alle äußern Ehren geblieben, deren ſie in den Tagen ihres jetzt verblichenen Glanzes ſich erfreuet hatte. Behalten doch auch Officiere, nachdem ſie aus den Reihen der Krieger getreten, noch mit ihrem Range und ihren Uniformen das Anrecht auf alle militairiſchen Ehrenbezeugungen bei, die Wachen treten nach wie vor ins Gewehr, ſobald man ſie erblickt, und auch noch nach ihrem Tode erſchallt kriegeriſcher Donner über ihrem friedlichen Grabe, ehe es ſich ſchließt.

So waren denn auch die Abgeordneten auswärtiger Mächte, die früher dort reſidirten, in Danzig geblieben, keiner derſelben war von ſeinem Hofe zurückberufen worden; obgleich es ſchwer zu ſagen war, worin die Geſchäfte eigentlich beſtanden, welche ihre Gegenwart nothwendig machten, ſo ſchienen die größtentheils dort alt gewordenen Herren ſich doch ſehr wohl dabei zu befinden, führten, zum Theil mit Frau und Kindern, ein ganz gemächliches Leben und wurden auch von den Einwohnern gern geſehen.

Immer noch, wie ſeit wenigſtens zehn Jahren, zog Herr de Pons auf hohen rothen Abſätzen an den Schuhen Viſiten machend einher, als käme er friſch von Verſailles, vom Lever ſeines Königs. Die im Weichbilde der Stadt geborne jüngſte Tochter des wackern Gascogners war ſogar die Pathe derſelben, und heißt, wenn ſie noch am Leben ſein ſollte, noch heute Mademoiſelle Danſik.

Der engliſche Konſul, Sir Trevor Correy, trug durch ſeine brillante Equipage zum Glanze der Stadt, durch ſeinen pechſchwarzen Negerknaben Pharao zur Erheiterung der Straßenjugend das Seinige redlich bei. Einen Reſidenten, der länger und ſtandhafter auf ſeinem Poſten geblieben, hat die Welt nie geſehen, denn er ſteht noch jetzt, funfzig Jahre nach ſeinem

Ableben, unbegraben in der großen Pfarrkirche zu Danzig, weil der noble Baronet lebend die deutſche Erde verſchmähete, und der Aberglaube der Schiffer dieſen nicht erlaubt, ihn nach England überzuführen.

Der däniſche, wie der ſchwediſche Konſul und der holländiſche Reſident blieben in ihren Würden und Ehren, der ruſſiſche Geſandte aber überſtrahlte ſie Alle zuſammen an Rang wie an Glanz.

Unerachtet ihrer Mitwirkung zu der, mit der erſten Theilung von Polen beginnenden, Vernichtung dieſes dem Untergange geweiheten Königreichs, behielt die Kaiſerin Katharina doch das Anſehen bei, als ob ſie, früherer Zeiten ſich erinnernd, ſowohl dieſes Land als den unglücklichen König, den ſie ſelbſt auf den wankenden Thron geſetzt, ihrer beſondern Werthachtung würdige, indem ſie Beide gewiſſermaßen bevormundete.

Auch Danzig, das wenigſtens ſcheinbar noch unter polniſchem Schutze ſtand, ſo ohnmächtig derſelbe auch zur Zeit der Noth ſich gezeigt, erhielt noch zuweilen Beweiſe, daß die mächtige Selbſtherrſcherin aller Reuſſen der hart gekränkten Stadt in Gnaden eingedenk ſei.

So ward denn auch der dort im Laufe mehrerer Jahre ganz einheimiſch gewordene ruſſiſche Chargé d'affaires einſt plötzlich nach Mohilow verſetzt; und ein weit vornehmerer Herr, eine Excellenz, kam als Miniſter-Reſident an deſſen Stelle. General P*** war von Geburt ein Deutſcher, ein Oeſterreicher wie ich glaube; er langte um die Zeit, als ich anfing, für ein erwachſenes Mädchen zu gelten, mit Familie und ziemlich großem Gefolge in Danzig an, und bezog das weitläufige Gebäude, das die ruſſiſche Krone zu dieſem Zwecke in Danzig beſaß. Jedes mit Vorhof und Kutſcheneinfahrt verſehene größere Haus wurde damals in unſern Gegenden ein Palais genannt, und ſo hieß denn auch dieſes, nichts weniger als palaſtartige Gebäude friſchweg das ruſſiſche Palais.

An Seiner Excellenz ſelbſt ließ ſich indeſſen wenig entdecken, das zu dieſem ſeinem, alles Uebervortreffliche bezeichnen ſollendem Prädikat ihn hätte berechtigen können. Alt, vertrocknet, vergelbt, verdrießlich, obendrein hoffärtig bis zur Lächerlichkeit, behangen mit Orden und Sternen, ſogar im täglichen häuslichen Leben, war er eine ſo durchaus widerwärtige Figur, daß man unwillkürlich auf den Gedanken gerathen mußte, ſeine Kaiſerin habe ihn nur deshalb ſo fern von ihrem Hofe fort befördert, um der Gefahr zu entgehen, ihn vielleicht einmal im Jahr an den Stufen ihres Thrones zufällig von ferne erblicken zu müſſen.

In lieblichſter Jugendblüthe, voll Geiſt, voll ſorgfältig gepflegten Talents, ſtand eine ätheriſche Nymphengeſtalt dem wenigſtens um dreißig Jahre ältern Manne zur Seite. Frau von P*** war die früh elternlos gewordene Tochter eines jener in Petersburg etablirten engliſchen Bankiers, die dort ſelten verfehlen, in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, und übrigens auch in der Fremde, ſowohl bei der Sprache als bei den Gebräuchen ihres Landes ſtandhaft beharren. Sogar in der koloſſalen Kaiſerſtadt konnte eine bezaubernde Erſcheinung wie die ihrige nicht unbewundert vorübergehen. Eine Schaar anbetender Verehrer ſammelte ſich um ſie her, an Stand und Reichthum über ſie erhaben, ſo tief ſie auch in anderer Hinſicht unter ihr ſtehen mochten. Glanz, Rang und Titel üben eine gar zu verführeriſche Gewalt über ein junges verwöhntes, argloſes Mädchenherz, ſie verlockten die Unerfahrene, ein Eheband zu knüpfen, wie deren noch heute ſo viele geknüpft werden; ein Mißgriff, für den ſie lebenslänglich auf's härteſte büßen mußte, was denn auch heut zu Tage ſelten auszubleiben pflegt.

Ein wunderſchönes Kind war der einzige Troſt, die einzige Freude, welche das hart beraubte Leben ihr bot. Armer kleiner Sachy! ſo nannte ſeine Mutter ihn, nach dem in Rußland gebräuchlichen Diminutiv ſeines Namens Alexander; noch ſeh' ich ihn, wie er, wenn ſein Vater unerwartet in das Zimmer trat, auf Händchen und Füßchen, mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte unter den nächſten Tiſch oder hinter die nächſte Fenſterdrapperie eilends ſich verkroch, um ſich zu verbergen.

Der Vater haßte den noch nicht zweijährigen Sohn, und der Kleine wußte es, und wurde bleich und zitterte in ſtummer Angſt, wenn er ihn erblickte. Alle Diener im Hauſe wußten ebenfalls darum und nahmen erbarmend des hülfloſen Knaben ſich an, den ſie ihrem Gebieter aus dem Wege zu bringen ſuchten, ehe dieſer ſeiner anſichtig werden konnte. Ich ſtand dabei und ſtaunte, und begriff nichts und nahm anfangs für ein luſtiges Spiel, was ſo bitterer Ernſt war.

Durch Miß Cramp, die Schweſter der Frau von P***, war ich in dieſem Hauſe gewiſſermaßen einheimiſch geworden, in welchem Alles himmelweit von dem abwich, woran ich von Jugend auf gewohnt geweſen war.

Sally Cramp war ein ſchönes, fröhliches, liebenswürdiges Mädchen von meinem Alter; ſie fühlte ſich ſehr vereinſamt in der düſtern, fremden Stadt, deren Sprache ſie nicht verſtand, und ſehnte ſich nach einer Geſpielin, mit der ſie in ihrer eigenen Mutterſprache ſich verſtändigen könne; Jameſon, der wohl wußte, was uns Beiden gut ſei, führte uns einander zu.

Seiner Fürſprache und Sally's ſchmeichelnden Bitten gelang es, von meinen Eltern die Erlaubniß auszuwirken, zuweilen einen Tag bei ihr zubringen zu dürfen, und bald verging keine Woche, in der ich nicht mehr als einmal von dieſer Erlaubniß Gebrauch machte. Ich hätte täglich kommen müſſen, wäre es nach Sally's Willen gegangen; wir waren ſo glücklich, ſo fröhlich, ſo einig mit einander. Wir hatten einander ſo lieb! O Zeit der erblühenden Jugend! goldene Zeit!

In der Mitte dieſer Familie, zu der auch ein alter Franzoſe, Gilard, und Miß Corderoy, Sally's Hofmeiſterin, als ſehr bedeutende Mitglieder derſelben zu zählen ſind, ging es mir ungemein wohl; was ich alles ihren vereinten Bemühungen um mich verdanke, weiß ich kaum in Worte zu faſſen. Mit Göthe möchte ich ſagen, ſie ſetzten meiner Bildung für die Welt und dem geſelligen Leben das noch fehlende Tippelchen auf dem J auf, zu welchem in jener unbeholfenen Zeit zu gelangen, ſchwer war.

Auch außer meiner Spielgefährtin Sally hatten Alle mich gern, und gaben in Scherz und Ernſt ſich viel mit mir ab; die alte verdrießliche Excellenz ausgenommen, von der ich nicht einmal gewiß bin, ob ſie mein Daſein jedesmal bemerkte. Sie zeigte ſich ſelten anders als bei Tafel, und ſprach nur, um ihre Unzufriedenheit mit dieſer oder jener Schüſſel auszudrücken, oder auch der Dienerſchaft ſtreng abgemeſſene Befehle im Lapidarſtyl zu ertheilen.

Frau von P*** war eine ſehr talentvolle, eifrige und fleißige Dilettantin im Gebiete der bildenden Kunſt; eine Erſcheinung, die mir bis jetzt bei meinem Geſchlecht noch nicht vorgekommen war. Sie zeichnete meiſterhaft, malte Aquarell, modellirte auf Glas oder Schieferplatten allerliebſte Figürchen in Wachs. Meine Kunſtliebe, ich ſollte wohl eigentlicher Kunſtſehnſucht ſagen, erwachte in ihrer Nähe von neuem mächtiger als je. Endlich war mir nun gewährt, wonach ich Jahre lang vergeblich geſtrebt hatte. Frau von P*** lehrte den Zeichenſtift mich führen, gab mir Studien nach der Antike, die ich zu Hauſe kopirte und dann zur Durchſicht ihr überbrachte, bei der ſie immer ſehr ſtrenge mit mir verfuhr.

Ich erinnere mich eines Kopfes der Tochter der Niobe, den ich fünfmal zeichnete, ehe ich nur einigermaßen ihr genügen konnte, und verdanke es ihr noch jetzt in meinem Herzen.

Alle dieſe Schwierigkeiten, weit entfernt mich abzuſchrecken, machten in Uebung der Kunſt mich nur noch eifriger; meine Verehrung und Bewunderung berühmter Künſtler wurde aber durch ſie bis zum unglaublichſten Enthuſiasmus geſteigert. Eines Tages ſah ich an der Mittagstafel meiner verehrten Beſchützerin einen ganz einfach gekleideten, hagern, kleinen Mann ihr zur Seite ſitzen. Sally flüſterte ſeinen Namen mir zu; es war der damals ſehr berühmte Paſtellmaler Darbes, der auf dem Wege von Petersburg nach Berlin, ſeine Freundin, auch wohl ehemalige Schülerin beſuchte. Vor lauter Ehrfurcht wagte ich nun kaum mich zu regen, ich hatte gehört oder geleſen, daß Frau von der Recke in einer ihrer Schriften ihn den Seelenmaler nannte, und wunderte mich nur, daß ein ſo großer Mann wie andere gewöhnliche Leute ſich benahm, noch mehr aber darüber, daß die übrige Geſellſchaft mit ihm umging, mit ihm lachte und ſcherzte, als ob er ihres Gleichen, und es weiter gar nichts Beſonderes mit ihm wäre.

Wachend wie ein ſchützender Genius über uns Beide, über Sally und mich, ſtand auf der anderen Seite Miß Corderoy neben uns, ſtets darauf bedacht, unſere Aufmerkſamkeit von dem troſtloſen Unfrieden abzulenken, der im Innern die Ruhe dieſes Hauſes untergrub. Erheiternde Beſchäftigung, die keinen andern Gedanken ſo leicht aufkommen läßt, ſchien hierzu das Zweckdienlichſte zu ſein; unter Sally's Beiſtand fing Miß Corderoy an, mich in Verfertigung jener kleinen namenloſen Zierlichkeiten zu unterrichten, in welchen junge, friſch aus der Penſion kommende Engländerinnen Meiſterinnen ſind, und die bei uns damals als nie geſehene Wunder angeſtaunt wurden; allerliebſte Sächelchen aus Seide, Pappe, Eierſchaalen, beſonders aber aus Papier gebildet, gingen in großer Mannigfaltigkeit zu unſerm Jubel aus unſern ſchaffenden Händen hervor. Nebenher ließ Miß Corderoy mit der zarteſten Schonung manche Vernachläſſigung meiner Haltung mich bemerken, und ermahnte mich, jene Aufmerkſamkeit auf die Pflege und Erhaltung meines Aeußern zu verwenden, wie ſie damals nur in der größern vornehmen Welt gebräuchlich war, und an die man in unſerer eng bürgerlichen reichſtädtiſchen Lebensweiſe wenig dachte. Mir ſelbſt unbewußt, ſtreifte ich jenes etwas gar zu ſteife, förmliche Weſen allmälig ab, das ich aus Mamſell Ackermanns Société des jeunes dames mitgebracht hatte, und lernte, wie man leichter und freimüthiger ſich in der Geſellſchaft bewegen könne, ohne deshalb gegen den Anſtand zu ſündigen.

Gilard, dieſes Muſterbild aller trefflichen und liebenswürdigen geſelligen Eigenſchaften, durch welche im vorigen Jahrhundert die über das vierzigſte Jahr hinaus gekommenen Franzoſen bis zur ſprichwörtlichen Redensart eine Berühmtheit ſich erworben, welche nur noch durch Tradition bis auf die jetzt lebende Generation hinabreicht; Gilard nahm einen noch bedeutenderen Platz als Miß Corderoy in dieſem Hauſe ein, ohne jedoch unter irgend einem andern Titel als dem eines Hausgenoſſen dazu berufen zu ſcheinen.

Der kleine Sachy war noch viel zu jung, um ſchon jetzt eines Hofmeiſters, wie Gilard mit der Zeit ihm gewiß werden konnte, zu bedürfen, und mit den Geſchäften Seiner Excellenz ſtand der übrigens ſehr gewandte und unterrichtete Franzoſe durchaus nicht in Zuſammenhang. Die beiden Legations-Sekretaire wußten ohnehin nicht, was ſie mit dem ganzen langen lieben Tag anfangen ſollten; abgeſondert von den übrigen Hausgenoſſen bewohnten ſie einen Flügel des Palais, und ich bin ihrer nur ſelten anſichtig worden.

Unbeſchränkt in ſeinem Thun und Laſſen, führte Gilard ein anſcheinend geſchäftsloſes Leben, war aber weit davon entfernt, die erniedrigende Rolle eines gefälligen Hausfreundes übernehmen zu wollen, wie man wohl in reichen und vornehmen Häuſern ſie häufig genug antrifft. Das Gefühl ſelbſtbewußter, wenngleich anſpruchloſer Unabhängigkeit, die Niemand anzutaſten wagte, bezeichnete ſein ganzes Benehmen, ſogar der General begegnete ihn mit rückſichtsvoller Achtung, beinahe als wäre der unbetitelte Mann ſeines Gleichen.

Und doch war Gilard Hausfreund; aber im edelſten Sinne des oft mißbrauchten Worts. Rathend, warnend, beſchwichtigend, verſöhnend, war es ſein eifrigſtes Streben, ſchien es die wichtigſte Aufgabe ſeines Lebens zu ſein, in dieſem unſeligen Hauſe alles zum Beſten zu lenken, und über dem armen Reſt von Ruhe und Frieden, welcher ſowohl im Innern ihres Gemüths als in ihren äußern Verhältniſſen der Herrin deſſelben noch blieb, mit Argusaugen zu wachen. Alt genug, um ganz bequem für ihren Vater gelten zu können, ohne alle Anſprüche auf perſönliche Eleganz mit einem von tiefen Blatternarben furchtbar entſtelltem Geſicht durfte er dieſes ungeſcheut; denn ohne ſich lächerlich zu machen, konnten ſelbſt der giftigſte Neid, die gehäſſigſte Klatſchſucht ſeinem Verhältniß zu der ſchönen, jungen, eleganten Frau, keine unziemende Auslegung geben.

Mitten durch alle dieſen Wirrwarr gingen Sally und ich fröhlichen Sinnes und unangefochtenen Muthes unſern leichten harmloſen Gang, ohne weder zur Rechten noch zur Linken viel um uns zu ſchauen; doch blieb das zwiefache Elend einer unglücklichen Ehe in den vornehmen Ständen von mir nicht lange unbemerkt, wo Zorn und Mißverſtehen nicht, wie ich bei ſogenannten gemeinen Leuten es wohl zuweilen geſehen, in rohen Ausbrüchen ſich Luft macht, und dann auf einige Zeit verraucht, ſondern ſchweigſam und heimlich, wie ein feines Gift am Leben nagt, bis dieſes erliſcht. In recht bänglicher Stimmung über Vieles, was ich weder gegen Sally noch gegen Jameſon erwähnen mochte, kam ich zuweilen Abends nach Hauſe, wo ſchon an der Schwelle alles Glück der zufriedenſten bürgerlichen Häuslichkeit mich umfing, und athmete aus froher freier Bruſt hoch auf, weil ich wieder unter den Meinigen war.

Die zahlreiche Dienerſchaft, die Equipagen, die Kammerfrauen, die ganze prunkende Einrichtung jenes vornehmen Hauſes, ließen mich eben ſo unverwöhnt als unverlockt; nie iſt auch nur für einen Augenblick in meinem leichten fröhlichen Gemüth der Wunſch, einſt ähnliche Herrlichkeiten zu beſitzen, erwacht; ich ſah zu theuer ſie erkauft! Die vielen Livreebedienten, deren Zahl zuweilen die der Gäſte, hinter deren Stühlen ſie poſtirt waren, überſtieg, ſchien mir ſehr läſtig; der über und über vergoldete Jäger hinter dem Seſſel Seiner Excellenz, die nie auf die Jagd ging, der elegant, wie zum Ball geputzte Kammerdiener, hinter dem der Frau Generalin, der, glaube ich, lieber die Welt hätte untergehen laſſen, ehe er einem Andern als ihr einen reinen Teller gereicht hätte, alles das kam mir beinahe wie eine Theaterpoſſe vor.

Am luſtigſten aber war mir die Figur des Mr. Prud'homme, eines ehrlichen Danziger Kleinbürgers von franzöſiſcher Abkunft, den ich oft im Vorübergehen mit der braunen Schürze und im Kamiſol hinter ſeinem Ladentiſche hatte ſtehen ſehen, wo er Sardellen, Kappern, Oliven feil hielt, und der jetzt ſein Deutſch vergeſſen zu haben ſchien, und als maître d'hôtel, im Gallakleide und in weißſeidenen Strümpfen paradirend, oft ſehr gewöhnliche Gerichte mit unendlicher Gravität vorlegte und herumreichte, als wären es die auserleſenſten Seltenheiten.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brauſend ſucht.
Praſſelnd in die dürre Frucht
Fällt ſie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume.
Schiller.

Der bewohnteſte und ſchönſte Theil meiner Vaterſtadt wird von dem Ufer der die Speicherinſel rings umfließenden Mottlau begrenzt, eine breite fahrbare Zugbrücke führt zu den Speichern, dieſer großen Schatzkammer der Danziger Bürger, hinüber. Damals, und wahrſcheinlich auch noch jetzt, wurde dieſelbe bei einbrechender Nacht an beiden Enden durch feſte Thore abgeſchloſſen, welche aber von den Wächtern willig geöffnet wurden, um Fuhrwerke oder Fußgänger durchzulaſſen, denn nur über die Speicherinſel konnte man zu dem gewerbreichen und weitläufigen Bezirk von Langgarten gelangen, der, ſowohl ſeiner von der eigentlichen Stadt abweichenden Einrichtung und Bauart, als ſeiner Entlegenheit wegen, beinahe wie eine Vorſtadt betrachtet wird, obgleich er noch innerhalb der Wälle liegt.

Der Raum, den ſie einnahmen, ihre Größe und ihre auf mehrere Hunderte ſich belaufende Anzahl, konnten dieſe Speicher beinahe einer kleinen Stadt gleichſtellen; die maſſiv ſolide, wenngleich nicht in die Augen fallende Bauart, in der ſie von unſern Vorfahren wie für eine Ewigkeit begründet daſtanden, war ein redendes Denkmal der vormaligen glücklicheren Zeiten und des bei ihrer Errichtung ſehr hoch geſtiegenen allgemeinen Wohlſtandes. Um aller Feuersgefahr zuvorzukommen, war jede Feuerſtelle im Bezirk der Inſel geſetzlich verboten, keiner der Eigenthümer durfte über Nacht in ſeinem Speicher verweilen, nach Sonnenuntergang wurden ſie alle verſchloſſen und lagen bis zum anbrechenden Morgen verödet in ungeſtörter Einſamkeit da.

Sogar bei einer Belagerung waren ſie durch ihre glückliche Lage vor Gefahr geſchützt. Von der waſſerreichen, hinter Langgarten beginnenden Niederung aus, konnte durch künſtliche, ſehr weit ſich verbreitende Ueberſchwemmungen, jede Annäherung der Belagerer verhindert werden; und auf der entgegengeſetzten, zugänglichen Seite der Stadt, hielten die weit ausgedehnten Feſtungswerke das Geſchütz derſelben ebenfalls in zu großer Entfernung, als daß Bomben, Granaden, und wie die Tod, Flammen, Verheerung in die Häuſer wehrloſer Bürger ſchleudernde Werkzeuge des Kriegs alle ſonſt noch heißen mögen, die Speicherinſel oder Langgarten hätten erreichen können.

Als Danzig vor jetzt ungefähr hundert Jahren wegen ſeiner treuen Anhänglichkeit an den unglücklichen, hart verfolgten König Stanislaus Leczinsky belagert wurde, eilten Alle, die es nur irgend möglich machen konnten, in Langgarten Sicherheit zu ſuchen. Auch die Eltern meines Vaters flohen mit ihrem damals etwa ſechsjährigen Knaben dort hin, der nicht vergaß, auch ſein liebes kleines Kanarienvögelchen mitzunehmen, dem, wunderbar genug, der Splitter einer Bombe ein Beinchen zerbrochen hatte, ohne den kleinen Sänger zu tödten. Mein Vater erzählte oft und gern, wie ſie, nebſt vielen Andern, ganz enge und klein in der Kirche ſich hatten einrichten müſſen, weil alle Häuſer von Flüchtigen überfüllt waren, wie unter der Pflege meiner Großmutter ſein kleiner befiederter Liebling geheilt wurde, ſo daß noch, ehe ſie ihren Zufluchtsort verließen, ſein Jubellied im Gewölbe der Kirche wiederhallte, und wie nach aufgehobener Belagerung Jedermann wohlbehalten in ſeine Wohnung zurückgekehrt ſei. Alles wiederholt ſich nur im Leben! Achtzig Jahre ſpäter wurden die Enkel durch die franzöſiſche Belagerung im Jahre achtzehnhundert ſieben getrieben, das ehemalige Aſyl ihrer Ahnherren wieder aufzuſuchen, und befanden ſich nicht minder wohl dabei; ihr liebſtes werthvollſtes Eigenthum wurde in den Speichern ſicher untergebracht.

Die Erde dröhnte, die Häuſer erbebten von dem furchtbaren Donner des Geſchützes; wenn die Geflüchteten ſpät Abends in der breiten Straße von Langgarten auf- und abgingen, ſahen ſie die Tod und Verderben verbreitenden Kugeln gleich feurigen Meteoren am ſchwarzen Nachthimmel hin- und herkreuzen. Sie hörten ihren ſchmetternden Fall, vielleicht auf ihrer Freunde, vielleicht auf ihr eigenes Dach, doch bis zu ihnen konnte der Greuel der Verwüſtung nicht dringen.

Und abermals, wenige Jahre ſpäter, nach unendlichem von den übermüthigen Eroberern erduldeten Drangſal, mußten alle dieſe Schrecken ſich erneuen! Doch ein tröſtender Hoffnungsſtrahl ging von den zu Deutſchlands Rettung verbundenen Mächten aus, und leuchtete durch die ſchwarze Gewitternacht, welche drohender als je über meine Vaterſtadt ſich zuſammenzog. Ermuthigt durch die Ausſicht auf endliche Befreiung von ihren Vampyren bereiteten die Einwohner mehrere Monate lang auf das kommende Elend ſich vor, dem zu entgehen keine Möglichkeit ſich zeigte. Jedes freie Plätzen in den Speichern wurde wieder mit ihren beſten Schätzen angefüllt, die alten Quartiere in Langgarten aufgeſucht, beſprochen und in wohnlichen Stand geſetzt. Reiche Familien ließen mit bedeutenden Koſten feſte Bombenhäuſer halb unter der Erde ſich erbauen, in die ſie zur Zeit der höchſten Gefahr ſich zurückzuziehen gedachten, andere richteten zum nämlichen Zweck die geräumigen gewölbten Keller unter ihren Häuſern wohnlich ein.

Monate lang ſah man dem drohenden Unheil in banger Erwartung entgegen, es brach herein, aber entſetzlicher, weit entſetzlicher noch als man nach vorhergegangener Erfahrung es ſich gedacht hatte, ſo ſchrecklich dieſe auch geweſen war. An den Jammer, den meine unglückliche Vaterſtadt, meine alte Mutter, meine Schweſtern, meine geliebteſten Verwandten und Freunde viele Monate lang erdulden mußten, den entſetzlichen Mangel an Allem, die fürchterliche Hungersnoth, in welcher nur ſehr bemittelte

Familien zuweilen ein Stück Pferdefleiſch mit Gold aufwiegen konnten, und ein gebratener Mops für einen unbezahlbaren Leckerbiſſen galt, auf den man nur ſeine auserwählteſten Freunde wie zu einem feſtlichen Mahle einlud, alles dieſes zu beſchreiben, liegt eben ſo ſehr außerhalb des Bereiches meiner Feder, als außerhalb des Zwecks dieſer Blätter. Ich ſelbſt litt damals nur aus weiter Ferne mit den Meinigen, Tag und Nacht von den Schreckbildern meiner Phantaſie verfolgt, und dieſe Darſtellung deſſen, was Alle wirklich erduldeten, giebt nur getreulich wieder, was ich einige Jahre ſpäter bei meiner letzten Anweſenheit in Danzig aus dem Munde ſehr ehrenwerther Freunde vernahm, an deren Glaubwürdigkeit kein Zweifel obwalten kann. Memoiren ſollen ſich aber nur mit wörtlich Selbſterlebtem beſchäftigen. Möge ich Verzeihung finden, daß ich, hingeriſſen von dem mich ſo nahe berührenden Gegenſtande, mir dieſes hors d'oeuvre erlaube.

In gewohnter Sicherheit der fernbleibenden Gefahr trotzend ſtanden die Speicher, während rings umher der Donner der Belagerung verheerend brüllte, von ihm unerreicht. Doch was wäre dem übermächtigen Erfindungsgeiſt dieſes Jahrhunderts unmöglich? Congreve's Raketen erreichten endlich das lange vergeblich erſtrebte Ziel, und die Speicher loderten in Flammen auf.

Das Gebrauſe der gleich einem Gluthenmeer wogenden Feuersbrunſt, war nur dem der vom Sturm gepeitſchten Brandung der in ihren tiefſten Tiefen empörten See zu vergleichen. Der Speicherinſel gegenüber, durch die ganze Breite des Stromes von ihr getrennt, war es auf der langen Brücke vor dem gewaltigen Getöſe unmöglich, dem Zunächſtſtehenden ſich verſtändlich zu machen; die Fenſter der Häuſer, welche auf der Landſeite die lange Brücke begrenzen, ungeachtet der weiten Entfernung, zerſprangen von der glühenden Hitze. Stadt und Umgegend waren um Mitternacht hell erleuchtet wie im mittäglichen Sonnenſchein; man verſichert, daß man in der ſechs bis acht Meilen von Danzig entfernten Stadt Elbing beim Feuerſchein unter freiem Himmel, die Zeitung habe leſen können.

Dichter glühendrother Regen fiel praſſelnd und ziſchend aus Dampfwolken in den Strom, es waren brennende Körner Weizen, Rocken, Kaffeebohnen: glühend in allen Farben des Regenbogens ſtreckte die von Oel, Spiritus, Branntwein genährte Flamme die feurigen Zungen himmelan und gewährte ein eben ſo furchtbares als bewundernswürdiges Schauſpiel. Flachs, Hanf, in Maſſen vereint, ſchienen der Hölle entronnene in Flammen gekleidete Dämonen, die in allen Richtungen über der Stadt kreuzten, um ſchadenfroh des Elendes noch mehr zu verbreiten. Durch die unnatürliche Helle in Buſch und Wald aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt, kamen zum allgemeinen Grauſen zahlloſe Vögel aller Art in dichten wolkenähnlichen Schwärmen am Himmel gezogen, flogen unter ängſtlichem Geſchrei über den Flammen hin und her, bis ſie von dieſer ergriffen in den großen Alles verzehrenden Scheiterhaufen, der unter ihnen glühte, herabſtürzten.

Von allen in den Speichern aufgehäuften Schätzen wurde nichts gerettet, alles verſank in Aſche, denn ſo wollte es der Gouverneur, General Rapp; er ließ die Eingänge zu der Inſel von ſeinen Truppen beſetzen, die den Danziger Bürgern den Zugang zu ihrem Eigenthum verwehren mußten.

Doch zurück von dieſen ſpätern Greueln, zurück zu den harmloſen, ahnungsfreien Tagen meiner Jugend, wo die Erzählung alter Leute von der vor ungefähr funfzig Jahren in ihrer Kindheit überſtandenen Belagerung wie nie ſich wiederholen könnende Sagen der Vorzeit uns klangen, wo die Speicher noch in unbedrohter Sicherheit ſtanden, und ich ganz wohlgemuth an Jameſons Arm, oder auch nur von Adam begleitet, an ihnen vorüber nach Langgarten wandelte, denn dort liegt, nebſt einigen andern ähnlichen Gebäuden, das ehemalige ruſſiſche Palais, jetzt das Gouvernementshaus.

Am Tage war mir dieſes ein angenehmer Spaziergang, nach Einbruch der Nacht aber hätte ich um keinen Preis mich bewegen laſſen, ihn zu Fuße zurückzulegen, denn eine Schaar gräßlicher Ungeheuer, denen ſogar ſchon manches arme Menſchenleben zur blutigen Beute geworden war, bezog dann unter den Speichern die Wache. Seit undenklicher, uralter Zeit wurde auf Koſten der Stadt eine Anzahl ſehr grimmiger Hunde von einer beſonders wilden, blutdürſtigen Raçe in feſten Zwingern gehalten, von dazu angeſtellten Wächtern mit rohem Fleiſche gefüttert, um ſie noch unzähmbarer zu machen, und mit eintretender Nacht auf der Speicherinſel losgelaſſen, die dann verſchloſſen wurde.

Wehe dem Verwegnen, der unbegleitet von einem ihrer Wächter, und deſſen ſtets knallender Peitſche, das ihnen eingeräumte Territorium betrat!

Manch armer Schimky iſt unter dem blutigen Rachen und Klauen der wüthenden Thiere gefallen, wenn er überwältigt vom Geiſte des Schnapſes in irgend einem dunkeln Winkel zwiſchen den Speichern einſchlief, und ungeſehen von den die Hunde loslaſſenden Wächtern dort zurückblieb. Sein Angſtgebrüll und das wilde Toben der vor Blutdurſt raſenden Beſtien ſchallte zu den Wächtern hinüber, dann aber war es zur Rettung zu ſpät. Selbſt die Wächter durften es nicht mehr wagen, ihre wahrſcheinlich ſchon tödtlich verletzte Beute ihnen entreißen zu wollen.

Wie oft ſah ich aus meinem ſichern Kutſchenfenſter die gräßlichen Hunde mit wie Kohlen brennenden Augen uns umtoben! Nur wenn Adam, ehe wir zwiſchen den Speichern einfuhren, ſich hatte bewegen laſſen, zu mir in den Wagen zu ſteigen, war ich der Angſt entledigt, daß die Hunde ihn von dem Bedientenbrett herunterreißen könnten.

Herr Umbach, ein zu meiner Zeit allbekannter, im Aufſpielen zum Tanz unermüdlicher Violoncelliſt, fand einſt in Langgarten bei Uebung ſeines Berufs zugleich im Weinglaſe den kecken Muth, ſpät nach Mitternacht es allein mit den Speicherungeheuern aufnehmen zu wollen. Da er feſt darauf beſtand, jede Begleitung von ſich abzuweiſen, ſo ließen die Wächter ihm den Willen, in der Meinung, er wolle das ſehr geringe Trinkgeld ſparen, das ſie für ihre Bemühung gewöhnlich erhielten.

Umbach trat kühnlich durch das Thor, doch kaum hatte er auf der gefährlichen Bahn einige Schritte zurückgelegt, als die fürchterlichen Hunde in hellem Haufen auf ihn losſtürzten. Was konnte er thun? er retirirte, retirirte, retirirte langſam, immer rückwärts, um den Feind im Geſicht zu behalten; ſtieß mit dem Rücken an die Mauer, kam darüber ins Stolpern, und endlich auf einen großen Stein am Eingange eines Speichers zu ſitzen. Den Rücken behielt er dadurch frei, das Inſtrument ſenkte ſich, wie aus Inſtinkt, ihm zwiſchen die Füße; da ſaß er in gewohnter muſikaliſcher Stellung und ſtrich in der Angſt, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, mit dem Bogen einmal über die Saiten: die Hunde ſtutzten und ſpitzten die Ohren, er wiederholte den Verſuch: kein Hund regte ſich.

Umbach ſpielte nun muthig darauf los, anfangs freilich nur etwas discordante eigne Phantaſien, dann aber Polonaiſen, Maſurecks, Menuetts, raſch hinter einander fort, wie es ihm eben in die Finger kam; der Erfolg übertraf alle Erwartung. Das vierbeinige Auditorium entſchlug ſich jedes feindſeligen Gedankens, ſetzte in ihn umſchließenden Kreiſen ſich dicht um ihn her, und accompagnirte ihn einſtimmig mit lautem Geheul.

Doch nur ſo lange er ſpielte, hielten dieſe friedlichen Geſinnungen vor. Erlaubte der neue Orpheus ſich nur die kürzeſte Pauſe, gleich regten ſich die Zuhörer und zeigten ihm knurrend die Zähne, zum feindlichſten Angriff bereit. Er mußte ſpielen, raſtlos ſpielen, bis er den Augenblick nahen ſah, wo der Bogen ſeiner entkräfteten Hand entſinken würde, und traf ſchon Anſtalt, ſeine arme Seele Gott zu empfehlen. Da kamen die Wächter, die dem wunderlichen Konzert lange zugehört haben mochten, und jetzt einſahen, daß es die höchſte Zeit ſei, demſelben ein Ende zu machen.

Als Danzig unter preußiſche Oberherrſchaft kam, ſollten, nebſt mancher andern veralteten, in die jetzigen Zeitumſtände nicht mehr paſſenden Einrichtung, auch die Speicherhunde verabſchiedet werden. Sie fanden eifrig am Alten hangende Vertheidiger, aber ſie verloren den Prozeß, wie es denn auch recht und billig war.

Kein ſchlaftrunkener Schimky wird mehr von den wilden Beſtien lebendigen Leibes zerriſſen, jeder Muſikus kann bei Nacht wie bei Tage in nüchterner oder exaltirter Stimmung ſeinen Weg durch die Inſel nehmen, ohne zu einem ſolchen extemporirten Konzert gezwungen zu werden, und die Speicher ſind vor nächtlichem Einbruch eben ſo geſichert, als ehemals.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

> Wie ſo bunt der Kram gewebter
> Muſterkarte giebt's zu leſen.
>
> Göthe

Unter Sonne, Mond und Sterne giebt es kein glückſeligeres Weſen als Miss in her teens. Mit dieſem Alles erſchöpfenden Ausdruck bezeichnet die engliſche Sprache die Zeit des Mädchenlebens zwiſchen dem vierzehnten und neunzehnten Jahr, den blumigen Scheideweg, der Kind und Jungfrau von einander trennt. Unſre Sprache kann beim Verſuch, ihn wiederzugeben, nur durch Umſchreibungen ſich helfen, die eben immer unbeholfen und ſchwerfällig auszufallen pflegen. Zu vergleichen aber wäre eine ſolche Miß am füglichſten dem eben der Puppe entſchlüpften Schmetterling, der verwundert über das unerwartet ihm gewachſene Flügelpaar ſich keck in die Lüfte ſchwingt, über die ihm eben ſo neue Blüthenpracht in friſches Erſtaunen geräth, jede Blume neugierig umflattert, die zuletzt gefundene immer für die am ſüßeſten duftende erklärt, und dadurch doch nicht abgehalten wird, auch um die Bekanntſchaft der übrigen ſich emſig zu bewerben.

Auch ich war in Arkadien! auch ich war vor vielen langen Jahren eine Miss in her teens, war ein ſolcher unvernünftiger, luſtiger, etwas naſeweiſer Sommervogel, dem der Himmel voll Geigen hing, den Alles entzückte, weil Alles ihm neu war.

Landpartien, Komödien, Tragödien, Hillerſche Operetten, ein Ball, ein Konzert, Marionetten, Kunſtreiter, Alles gefiel mir unbeſchreiblich, und um ſo mehr, weil meine Eltern vor Uebermaß des Genuſſes dieſer Freuden mich bewahrten, wie das ohnehin der Geiſt jener Zeit es mit ſich brachte. Die luſtige Jagd nach Vergnügen nahm damals noch nicht alle unſre Gedanken und die größere Hälfte unſrer Tage ein, Viſiten fanden nur bei Kondolenz oder Gratulationsfällen Statt, zu denen die jungen Töchter des Hauſes ſelten mitgenommen wurden. Die Vormittage und auch viele der Abendſtunden blieben ganz ungeſtört dem gewohnten häuslichen Leben.

Ich las mit Jameſon, obgleich ich Abends nicht mehr zu ihm ging, zeichnete mit Frau v. P..., lernte Klavierſpielen und ſingen, tant bien que mal, und las nebenher Alles was mir vorkam, auch Romane, die ein älterer Bruder Klementinens uns zu verſchaffen wußte; eine Leihbibliothek gab es glücklicherweiſe damals in Danzig noch nicht.

Werthers Leiden, dieſe allgemeine Aufmerkſamkeit erregende neue Erſcheinung, war ſogar bis zu unſerm abgelegenen Welteckchen hindurchgedrungen; Viele verdammten das Buch als höchſt unmoraliſch, dem Selbſtmorde das Wort redend. Ich hörte darüber ſo lange, ſo viel, ſo für und wider ſtreiten, daß ich endlich der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, mich bei der erſten Gelegenheit dieſes Zankapfels zu bemächtigen. Wie war ich froh, als ich unbemerkt ihn wieder auf den Schreibtiſch meines Vaters an die Stelle gelegt hatte, von der ich ihn heimlich genommen! Daß vernünftige Leute ſo viel Redens davon machen konnten, war mir unbegreiflich, ich hatte geleſen, geleſen und geleſen, ohne zu wiſſen was, und war dadurch nur immer verwirrter geworden.

Mit dem in jener Zeit hochberühmten Muſter übermenſchlicher Vortrefflichkeit, mit Sir Charles Grandisson ging es mir nicht viel beſſer. Jameſon las keine Romane mit mir, ich mußte alſo mit einer endlos breiten deutſchen Ueberſetzung dieſes bändereichen Werks vorliebnehmen, und mir viel Mühe geben, mir ſelbſt die Langeweile abzuleugnen, die es mir erregte. War doch Pamela, ein anderer Roman deſſelben Verfaſſers, deſſen ich aber nicht habhaft werden konnte, in England ſogar von der Kanzel herab als ein höchſt erbauliches Buch der chriſtlichen Gemeinde angeprieſen worden, wie alle Zeitungen zum Lobe engliſcher Aufklärung überlaut der Welt verkündeten.

In Deutſchland machte damals Siegwart Epoche; dieſer wirkte ſchon lebendiger auf mich ein; ich kaufte den Straßenbuben Vergißmeinnicht ab, bemühte mich, Abends unter dem Kaſtanienbaum vor unſerm Beiſchlage einen vertraulicheren Verkehr mit dem heiligen keuſchen Monde anzuknüpfen, verſuchte ſogar zu ſeufzen und etwas unglücklich auszuſehen, kam aber mit dem Allen nicht ſonderlich vorwärts. Es war gegen meine Natur, ich war von meiner Kindheit an zu ſehr an Wahrheit im Denken und Empfinden gewöhnt, und ſo gab ich den matten Zeitvertreib bald wieder auf.

In der erſten Hälfte der achtziger Jahre des letztvergangenen Jahrhunderts dämmerte noch keine Ahnung von der überſchwenglichen Fluth romantiſcher Dichtungen, die erſt weit ſpäter Alles zu überſchwemmen begann, der deutſchen Leſewelt auf. Nur wenig von dem wenigen Vorzüglichen, das damals in dieſem Fache erſchien, konnte bis zu uns gelangen. Klementine und ich ſahen daher, trotz den Bemühungen von Klementinens Bruder, demnach ſehr bald uns genöthigt, wieder zu unſrer alten Landbibliothek unſre Zuflucht zu nehmen, einer mehr als zwanzig Bände ſtarken Sammlung aus dem Engliſchen überſetzter Romane, welche Klementinens Mutter beſaß. Wir thaten es gern, es war uns ungefähr ſo zu Muthe, wie Einem, der nach kurzer Abweſenheit zu alten Bekannten nach Hauſe kommt.

Eine unſchädlichere Lektüre dieſer Art iſt kaum denkbar, ſolche unendlich tapfre, großmüthige, liebende Helden, im Gegenſatz zu ſolchen pechſchwarzen ruchloſen Böſewichtern, die gegen Ende des Buchs jenen allemal das Feld räumen mußten! Und dieſe Misses! alle nicht minder engelſchön, als tugendhaft! Da war von Schopenhauerſchen Entſagungsromanen, wie Herr Menzel funfzig Jahre ſpäter, meine beſcheidenen Verſuche in dieſem Fache getauft hat, keine Spur zu finden, alle jungen Ladies, wenn ſie nicht in ſeltenen betrübten Fällen an der Schwindſucht ſtarben, wurden, zur Belohnung ihrer großen Tugenden, in weißen ſeidenen Kleidern, erröthend wie junge Roſen, zum Altare geführt, mit der Ausſicht auf eine zahlreiche glückliche Nachkommenſchaft, in unzerſtörbarem Wohlergehen. Die gütigen, weiſen Mama's gingen immer in Kleidern von aſchgrauer ſchwerer Seide einher. Wer Geduld genug beſaß, es auf die Länge bei ihnen auszuhalten, ſah die Leute wie ſie leibten und lebten, und lebte zuletzt ganz bequem ſich ebenfalls mit ihnen ein.

Weit entfernt davon, mich auf Romanlektüre zu beſchränken, las ich, ſeit Kandidat Kuſchel die Wahl meiner Bücher nicht mehr leitete, ziemlich Alles, was der Zufall in meinen Bereich brachte, und dazu gehörten Lavaters damals eben erſchienene Tagebücher, die namentlich nur als Manuſkript für Freunde gedruckt und dennoch zu meiner ſtillen Verwunderung in jedem Buchladen für Geld zu haben waren.

Dankbar gedachte ich noch der phyſiognomiſchen Fragmente, ich ehrte und liebte ihren Verfaſſer, er kam ſo groß, ſo wunderbar, ſo heilig, ich möchte ſagen ſo prophetenartig mir vor. Das myſtiſch Geheimnißvolle ſeiner Worte zog um ſo ſtärker mich an, je weniger ich davon verſtand, oder fähig war, die Deutung derſelben auch nur von fern zu errathen. Kindiſch neugierig brütete ich ſtundenlang über die vielen Stellen in den Tagebüchern, die aus

Gedankenſtrichen oder Sternchen ſtatt Worten gebildet ſind, um ſie zu entziffern; halbe Nächte hindurch zerquälte ich mich damit, ein Tagebuch in Lavaters Sinn zu führen. Ich einfältiges, funfzehnjähriges Kind, was für Bekenntniſſe konnte ich niederzuſchreiben haben, die nur der darauf zu verwendenden Tinte werth geweſen wären! Das Ende von dem Allen war, daß ich einſt aus Aerger und Ueberdruß mein Tagebuch weit von mir ab in eine Ecke ſchob, und da iſt es denn auch liegen geblieben.

Mein Gefühl für Lavater, ſo wie ſein Andenken gingen allmälig in meinem Gemüth theils in Vergeſſenheit, theils in Gleichgültigkeit über; ein weit höheres, wahreres, eine Zeitlang mich faſt ganz beherrſchendes Intereſſe verdrängte ihn völlig aus meiner jungen Seele, Klopſtock! Wie ſoll ich die hohe Ehrfurcht, die glühende an Anbetung grenzende Bewunderung in Worten ausſprechen, mit denen die einzeln erſchienenen erſten Geſänge des Meſſias mich erfüllten! Einen noch wärmeren, innigeren Eindruck machten viele ſeiner Oden in der erſten Sammlung derſelben auf mich. Sie waren, das fühlte ich deutlich, der Erguß ſeines Herzens, und fanden tief in dem meinigen ihren Wiederhall.

Kapellmeiſter Neefe, deſſen einſt hochgeprieſener Name jetzt ſelten noch genannt wird, hatte gerade zu meinen Lieblingen unter dieſen Oden eben ſo einfache, als gefällige Melodien gefunden. Willkommen o ſilberner Mond, ſchöner ſtiller Gefährte der Nacht! »Meine Selma, wenn aber der Tod uns Liebende trennt, wenn Dein Geſchick Dich zuerſt zu den Unſterblichen ruft!« — Wie oft habe ich in ſtillen einſamen Stunden dieſe Lieder geſungen! und wie muthwillig lachten meine jungen Freundinnen mich unbarmherzig aus, wenn ich auf den Einfall gerieth, mich vor ihnen damit hören zu laſſen!

Damals verlohnte es ſich noch der Mühe, ein Buch geſchrieben zu haben, gleich viel was für eins, der Autor konnte ſicher erwarten, als eine große Merkwürdigkeit von der ihn umgebenden Menge bewundert zu werden. Daß es außer Mad. Dacier und Frau Profeſſorin Gottſched auch Schriftſtellerinnen geben könne, daß ich ſelbſt funfzig Jahre ſpäter die große Anzahl derſelben noch würde vermehren helfen, konnte im wildeſten Fiebertraum eben ſo wenig mir einfallen, als ich daran dachte, daß ein berühmter Dichter ein Menſch ſei wie andre, allen Gewohnheiten und Bedürfniſſen deſſelben unterworfen.

Ein ziemlich ſtarker Octavband, herausgegeben von einem der enthuſiaſtiſchen Anbeter Klopſtocks, dem damaligen Profeſſor Cramer in Kiel, entriß mich dieſem Wahn, aber auf eine Weiſe, die meine Bewunderung des größten Dichters unſrer Zeit, der er damals mir war, aufs Höchſte ſteigerte. Was mußte er ſein, über den man es wagen konnte, ein ſolches Buch zu ſchreiben wie dieſes „Klopſtock, Er und über Ihn.“

Im Schlafrock und Pantoffeln wie im Gallakleide war der große Mann in Lebensgröße vor uns hingeſtellt; mit mehr als Walter-Scottiſcher Ausführlichkeit; Er, ſeine häusliche Einrichtung, ſeine Eigenheiten, ſeine Hausſpäße, ſeine Freunde und Hausgenoſſen. In den jetzigen Tagen würde ein ſolches Buch für das Erzeugniß bitterer Ironie gelten, doch war es ehrlich gemeint, und wurde in jener grundehrlichen Zeit auch meiſtens ſo verſtanden. Ich hatte große Freude daran; daß man mit Klopſtock umgehen und ſprechen könne wie mit Andern auch, war bis dahin mir ein Undenkbares geweſen. Zwar war ich in mir feſt überzeugt, daß ich nie den Muth haben würde, Auge oder Stimme bis zu ihm zu erheben, wenn mein Geſchick mich jemals in ſeine Nähe bringen ſollte; aber was hätte ich nicht darum gegeben, nur einmal in beſcheidener Entfernung ihn zu ſehen, wie Profeſſor Cramer ihn beſchreibt, wenn er im Kaffeehauſe vor dem Ofen ſteht, ſtolz und erhaben, wie ein König, und aus langer, horizontal hoch vor ſich hingehaltner, thönerner Pfeife über die Häupter der Anweſenden bläuliche Rauchwölkchen ſich hinkräuſeln läßt!

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Alle feſſelt Modetyrannei.
Aus dem Füllhorn, das ſie lächelnd hält,
Sieh, was Alles auf uns niederfällt:
Prieſterkragen, Poſchen, Locken, Zöpfe;
Federbüſche, tiefer Ehrfurcht werth,
Für Dragoner- und für Mädchenköpfe,
Oder für ein ſtolzes Schlittenpferd.
H. P. Sturz.

Ballkleider hatten wir nicht, aus dem ganz einfachen Grunde, daß damals ſämmtliche ſpinnenwebenartige Stoffe noch nicht erfunden waren, welche jetzt die eleganten Geſtalten unſrer jungen Damen, wie leichte Nebel, verrätheriſch umſchweben, Tüll, Petinet, Organdy, und wie ſie ſonſt noch alle heißen mögen, lagen noch im Reiche der ſpäter ſich entwickelnden Möglichkeit.

Und dennoch tanzten wir in unſern ſchweren, ſeidenen Geſellſchaftskleidern, tanzten leidenſchaftlich gern, wurden geſucht, bewundert, mitunter auch etwas adorirt, genau ſo wie eben heut zu Tage unſre Enkelinnen; wie dieſes in unſerer damaligen entſtellenden Vermummung möglich war, iſt mir jetzt ſelbſt unbegreiflich. Hoffentlich wird Niemand mich unerlaubter Eitelkeit beſchuldigen, wenn ich aus der Erinnerung mein Ballkoſtüm hier mit wenig Federſtrichen leicht ſkizzire.

Ein ungeheurer, mit Drahtgeſtelle und Roßhaar unterbaueter, mit großen Maſſen von Federn, Blumen, Bändern gekrönter Haarthurm ſetzte über meinem Haupte meiner Länge wenigſtens eine Elle zu; die weißen, kaum mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgeſtickten Schleifen gezierten Ballſchuhen ſuchten dagegen am andern Ende meiner kleinen Perſon dieſes Mißverhältniß auszugleichen; obſchon ſie die Höhe des Kopfputzes bei weitem nicht erreichen konnten, waren ſie doch hoch genug, um mich faſt nur mit den Fußſpitzen den Boden berühren zu laſſen. Ein aus dicht an einander gefügten Fiſchbeinſtäbchen zuſammengeſetzter Harniſch, feſt und ſteif genug, um einer Flintenkugel zu widerſtehen, trieb gewaltſam Arme und Schultern zurück, die Bruſt heraus, und ſchnürte über den Hüften die Taille zur Wespenform ein. Das Vernünftigſte von dieſem, jede freie Bewegung hemmende Korſet war ein ziemlich ſtarker eiſerner Bügel, der den Druck deſſelben von der Bruſt abhielt.

Und nun der Reifrock! und über dieſem der mit Falbeln und allerhand unbeſchreiblichen Kinkerlitzchen faſt bis ans Knie hinauf garnirte ſeidene Rock, und über dieſem noch das mit einer langen Schleppe verſehene Kleid vom nämlichen Stoff; dieſes ging vorn weit auseinander, und war zu beiden Seiten eben ſo garnirt, wie der Rock; Hals und Bruſt wurden freier getragen, als man es jetzt ſchicklich finden würde, ein großer Strauß von künſtlichen Blumen vollendete den Putz. Die Aermel reichten bis an den Elbogen, und waren, bis zu den Schultern hinauf, mit Blonden und Band reich garnirt; doch war dies nur die Tracht junger Mädchen, unſre Mama's trugen prächtige Engageanten von Blonden oder köſtlichen Spitzen, ſo hießen die kleinen Schleppkleidern ähnlichen Manſchetten, die man noch an Portraits aus jener Zeit bewundern kann. Lange Aermel waren durchaus nicht Gebrauch, auch nicht an Hauskleidern; durch Gewöhnung abgehärtet, froren wir deshalb nicht mehr als jetzt eben auch.

Unſre Mama's waren noch viel reicher gekleidet, und folglich noch weit ſchwerer belaſtet als ihre Töchter; Paris ſandte ihnen ſeine Moden, freilich ſehr verſpätet, durch Uebertreibungen verunſtaltet, dennoch wurden ſie begierig aufgenommen; eine einzige derſelben machte eine Ausnahme, der Gebrauch, Roth aufzulegen. Die wenigen Damen, welche ſich erkühnten, gegen den Glauben, daß ſich ſchminken ſündlich ſei, zu handeln, durften dieſes nur ſehr vorſichtig unter dem Schleier des Geheimniſſes wagen, wenn ſie nicht einer öffentlichen Rüge von der Kanzel herab ſich ausſetzen wollten; denn Doktor Holler war gar ein ſtrenger, zu ſchonender Nachſicht wenig geneigter Wächter der ihm anvertrauten Heerde.

Dagegen hatte eine andere Mode bei unſern eleganten Damen allgemeinen Eingang gefunden, die ſo abgeſchmackt war, daß ich die Möglichkeit ihrer Exiſtenz bezweifeln würde, hätte das länglich platte, im Deckel mit einem kleinen Spiegel verſehene Döschen von Perlmutter mir nicht oft zum Spielzeug gedient, das alle Damen immer, und auch meine Mutter, zur Hand hatten, um daraus, im' Fall eine Muſche unberufen ihren Platz verließe, die dadurch entſtehende Lücke gleich wieder ausfüllen zu können. Dieſe aus ſchwarzem, ſogenannten engliſchen Pflaſter geſchlagenen, winzig kleinen volle und halbe Monde, Sternchen und Herzchen, ſollten mit Auswahl und Geſchmack im Geſicht angebracht, die Reize deſſelben erhöhen, den Ausdruck des Mienenſpiels beleben. Eine Reihe kleinſter, bis zu etwas größeren ſteigender Monde, im äußern Augenwinkel, diente dazu, die Augen größer ſcheinen zu laſſen, und ihren Glanz zu erhöhen; ein paar Sternchen im Mundwinkel ſollten dem Lächeln etwas bezaubernd Schalkhaftes geben, eine am rechten Orte auf der Wange angebrachte Muſche auf ein Grübchen in derſelben deuten. Es gab auch Muſchen in etwas größerem Format, Sonnen, Täubchen, Liebesgötterchen ſogar. Dieſe hießen vorzugsweiſe Assassins, vermuthlich wegen ihrer mörderiſchen Wirkung auf die Herzen.

Der Genius des guten Geſchmacks möge die jetzige, die Moden jener alten Zeit wieder hervorwühlende Generation wenigſtens vor der Erneuerung dieſer in Gnaden bewahren!

Auch die Kleidung der Männer war von der jetzigen himmelweit verſchieden, junge Elegants fingen allmälig an, den Perrücken den Abſchied zu geben, und ihr eigenes, gepudertes Haar, en aile de pigeon friſirt, zu tragen. Die Haarbeutel blieben indeſſen, nur in etwas kleineren Dimenſionen, und ohne Poſtillons d'amour. Pantalons, Gillets und Fracks, waren noch nicht erfunden. Die Röcke hatten beinahe den Schnitt der jetzigen Hofkleider, man trug ſie in allen Farben, ſogar weiße mit reichen Stickereien in Gold oder bunter Seide, und dazu paſſende, geſtickte ſeidene Weſten. Aeltere Männer, wie zum Beiſpiel mein Vater, trugen auch wohl Röcke von dunkelfarbigem Sammt, bei einer Weſte von Gold-Glacée, und ſahen recht ſtattlich und anſtändig in dieſer Kleidung aus. Manſchetten und Jabots von Brüſſeler Spitzen waren im Putz unerläßlich; vor Allem aber, bei Alt und Jung, der Degen, ohne welchen einige Jahre früher Niemand zu der höheren Bürgerklaſſe gehörend ſich auf der Straße gezeigt hätte.

Mein Vater und ſeine Zeitgenoſſen bedauerten noch immer, daß die Herren nicht mehr, wie noch vor Kurzem, an der Börſe Degen trugen, um dadurch von ihren Gehülfen ſich zu unterſcheiden. Um keinen Preis wäre er in Geſellſchaft, in Konzert oder auf den Ball ohne ein ſolches unſchuldiges Mordgewehr erſchienen, und manche Thräne habe ich heimlich vergoſſen, wenn Adam es verlegt hatte, der Wagen vor der Thür hielt und ich über dem Suchen darnach die ſchönſte Angloiſe verſäumen mußte.

Stiefel wurden nur bei üblem Wetter getragen, ſelbſt die älteſten Männer gingen täglich, ohne Beſorgniß ſich zu erkälten, in Schuhen und ſeidenen Strümpfen einher; in einer Geſellſchaft, wo Damen zugegen waren, in Stiefeln zu erſcheinen, wäre höchſt ungezogen geweſen. So wollte es damals die unter dem höheren Bürgerſtande allgemein herrſchende Etiquette, welche beſonders, wenngleich auf andere Weiſe, auch den Frauen manchen Zwang auferlegte. Ohne von einem Bedienten, oder in deſſen Ermangelung von ihrem Jungfermädchen ſich folgen zu laſſen, hätte keine Frau aus den höheren Ständen auch nur den kleinſten Weg über die Straße zurückgelegt; keine ging in die Läden, um ihre Einkäufe ſelbſt zu beſorgen, die Kaufleute waren darauf eingerichtet, die verlangten Waaren zur Auswahl in die Häuſer zu ſchicken. An öffentlichen Orten, auf der Promenade oder im Theater ohne männliche Begleitung zu erſcheinen, galt für unſchicklich; da aber die Männer nicht minder als jetzt mit Geſchäften überladen, Brüder und Vettern aber nicht immer zur Hand waren, ſo mag dieſe ſtrenge Sitte zu der häuslicheren Lebensweiſe der Frauen nicht wenig beigetragen haben.

Ergötzlich aber war es anzuſehen, wie die Phantaſie der Mütter bei der äußern Erſcheinung ihrer Söhne freien Spielraum ſich vorbehielt. Die Mädchen wurden mit einiger Abänderung nach der eben herrſchenden Mode gekleidet, aber die Knaben liefen bis in das ſechste oder ſiebente Jahr faſt karnevalsartig geputzt einher, weil die Kleidung ihrer Väter zu ſolchen Modifikationen ſich nicht herleihen wollte.

Die polniſche Nationaltracht war die gewöhnlichſte, und auch für Knaben die bequemſte, ſobald man nur nicht auf den Einfall gerieth, ſechsjährige Bübchen zu Staroſten umformen zu wollen. Aber da gab es auch noch Duodez-Huſärchen, Chineſerchen, Ungarn, Tyroler. Zwei meiner Vettern zeichneten, der eine als holländiſcher Matroſe, der andere als Großſultan ſich aus; Letzterer war mit allem Zubehör ausſtaffirt, mit Säbel, Turban, Reiherbuſch, ſogar mit einem mit blitzenden Steinen und Gold ausgelegten hölzernen Dolch, den er im Gürtel trug.

In andern Städten wurde dieſer wunderliche Gebrauch vielleicht noch weiter getrieben, denn eine Berliner Dame, welche meine Mutter beſuchte, brachte uns ſogar einen allerliebſt-niedlichen Hamlet von fünf Jahren in vollem Theaterkoſtüm zum Spielgeſellen mit.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Komm mit, o Schönſte! komm mit mir zum Tanze.
Tanzen verherrlicht den feſtlichen Tag.
Biſt Du mein Schatz nicht, ſo kannſt Du es werden,
Wirſt Du es nimmer, ſo tanzen wir doch!
Göthe.

Alles, im häuslichen wie im geſelligen Leben, geſtaltete ſich weit abweichend von dem jetzt Ueblichen, auch die höchſte Jugendfreude, der Tanz; ſchwerlich würde eine unſrer jetzigen eleganten Tänzerinnen den langweiligen Vandalismus eines damaligen Balles länger als eine Stunde ertragen, und gewiß ſchenken Alle dem Andenken ihrer längſt im Grabe ruhenden Großmütter noch jetzt ihr innigſtes Mitleid, wenn ſie erfahren, daß damals keine tanzende Seele bei uns, weder an Walzer noch Dreher, noch Galopade dachte. Dieſe Tänze gehören dem ſüdlichen Deutſchland an, und hatten bis zu dem eiſigen Geſtade der Oſtſee und der Weichſel noch nicht den Weg gefunden. Unſre nordiſchen Volkstänze, waren die Polonaiſe und der Maſureck, und ſind es noch bis auf den heutigen Tag.

Wie jetzt eben auch noch, eröffnete die Polonaiſe damals den Ball. Doch welch ein Unterſchied zwiſchen jenem großartig edlen, jeden Vorzug einer ſchönen Geſtalt, im anmuthigſten Fortſchreiten entwickelnden Tanz, und dem jetzigen nachläſſig-bequemen Einherſchlendern, das man ſehr unverdienter Weiſe mit ſeinem Namen beehrt! Damals wurde die Polonaiſe mit einem ihr eigenthümlichen pas wirklich getanzt, nicht bloß gegangen; um recht zu verſtehen, wie ich dies meine, muß man von Polinnen ſie tanzen, von Polen ihre mannichfaltigen Wendungen anführen geſehen haben, die dem eben vorhandenen Raum anzupaſſen, dem Vortänzer allemal überlaſſen blieb.

Der Polonaiſe folgte die Anglaiſe; die Schleppen, die bei jenem feierlichen Nationaltanz am Boden hinrauſchten, wurden von den ſorgſamen Mama's zierlich aufgeſchürzt, und Alles eilte dem erſten Paare ſo nahe als möglich in Reihe und Glied ſich zu ſtellen. Durch eine Kolonne von zwanzig bis dreißig Paaren, ſechs, acht, ſogar zwölf Touren mit jedem einzelnen derſelben durchzutanzen, dann ſtehen zu bleiben, bis auch das letzte der Paare das erſte geworden, und wieder bis an's Ende der Kolonne auf die nämliche Weiſe ſich hindurchgewunden hatte, war freilich ein großes Unternehmen.

Maſurecks, Anglaiſen, Deutſche, Quadrillen, zuweilen von einer Polonaiſe unterbrochen, folgten nun ſchnell auf einander, bis Menuets die große Pauſe vorbereiteten, welche das ſehr reichliche warme Abendeſſen herbeiführte, das weder Alt noch Jung verſchmähte; denn kalte Küche war nicht die Sache jener Generation, die überall dem Soliden den Vorzug gab, und eben ſo wenig ihrer Geſundheit, als ihres guten Appetits ſich ſchämte.

Nach Tiſch wurde der Tanz mit erneuerten Kräften auf die nämliche Weiſe fortgeſetzt, gewöhnlich bis der grauende Morgen durch die Fenſter hineinleuchtete.

Kein Walzer, kein Galop, und was beinahe noch mehr ſagen will, kein Cotillon! Denn dieſe große Geduldsprüfung der Mütter tanzfähiger Töchter war damals ebenfalls noch nicht erfunden; »Ach was war die alte Welt für eine dumme Welt!« ruft hier gewiß die jetzige junge, und doch erhob damals ein ſolcher Ball uns Alle auf den Gipfel irdiſcher Seligkeit, die wenigen Bedauernswerthen ausgenommen, denen das harte Loos fiel, in unerwünſchter Ruhe Zuſchauerinnen bleiben zu müſſen.

So tanzte und flatterte ich denn eine Weile zwiſchen Scherz und Ernſt durch's Leben, ehe dieſes nur zu bald mit ſeinen bedeutenderen Anforderungen auf mich eindrang. Nicht immer habe ich gelacht, ich habe auch Thränen gekannt, damals, als das Herz auch in meiner Bruſt erwachte, wie es im Frühling des Lebens in der Bruſt der Bauerntochter wie in der der Fürſtentochter erwacht. Die unbedeutend einfache Geſchichte deſſelben liegt aber dem eigentlichen Zweck dieſer Blätter zu fern, und ich habe verſprochen, meine Leſer mit derſelben zu verſchonen. Es ſei genug, wenn ich geſtehe, daß ich gerade unglücklich genug geweſen bin, um auch den ſüßen Schmerz, der allmälig in Wehmuth ſich auflöſenden herben Pein kennen zu lernen.

Der erſten Liebe zarte Götterblume zertrat ja ſtets des Lebens rauher Gang, hat, ich weiß nicht mehr wer, einſt geſungen oder geſagt; belehrt durch vieljährige Lebensbeobachtungen möchte ich dieſem Ausſpruch »glücklicher Weiſe!« hinzufügen, denn dem im erſten entzückendſten Morgentraum der Jugend auf ewig geſchloſſenen Bunde muß, wie die Welt einmal ſieht, jeder kommende Tag etwas von ſeinem Zauber rauben. Wir erwachen allmälig, die kalte Wirklichkeit tritt ein, mit ihren Plagen und Sorgen, der Himmelsglanz erbleicht, der das hohe Ideal unſrer Phantaſie zur Göttergeſtalt verklärte, es ſteht am Ende rein menſchlich vor uns da, und wir wähnen uns berechtigt, unſer hart beraubtes Leben für verloren zu halten, während doch nur zu hoch geſpannte Erwartung die Feindin war, die uns täuſchte. Und doch!

Leben muß man, und lieben; es endet Leben und Liebe,
Schnitteſt du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Auch Jugendſchmerzen ſind ein ſchönes Gut,
Das Herz genießt ſich ſelber in der Thräne,
Drum ruf' ich, denkend jenes tiefen Leids,
Das meiner frühen Tage Mark verzehrte,
In meine Saiten freudig doch zum Schluß:
O Jugend! Jugendluſt und Jugendglück!
Immermann.

Die Influenza, die zu Anfang der achtziger Jahre zum erſtenmal, von Rußland aus, ſüdlicheren Gegenden ſich zuwandte, brachte uns einen langen, traurigen Winter, ohne Tanz, ohne Muſik, faſt ohne allen geſelligen Verkehr, denn alle Welt war krank.

Beinahe kein Haus war von dieſem zwar nicht lebensgefährlichen, aber doch ſehr langwierigen und peinlichen Uebel ganz verſchont geblieben, und oft gingen Monate darüber hin, ehe die Geneſenden die Folgen deſſelben ganz überwinden konnten. Meine Mutter und ich wurden ſehr heftig davon ergriffen und Beide mußten, wie es ſchien, für unſere ganze Hausgenoſſenſchaft büßen, die befreiet davon blieb, während wir noch viele Wochen mühſam hin vegetirten, ehe es uns gelang, nach überſtandenem Leiden wieder zu Kräften zu kommen.

Von Danzig aus verbreitete ſich die Influenza faſt durch ganz Europa, und gelangte endlich auch nach Paris. Die Pariſer, nach ihrer gewohnten Art, ertheilten ihr lachend den Beinamen »la gripe«, als Anſpielung auf ihr heimtückiſches Weſen; wie Jeder leicht einſehen wird, der da weiß, was »prendre quelqu'un en gripe« im Franzöſiſchen ſagen will; und ſo iſt denn auch, wegen ſeiner Angemeſſenheit, der neuere Spottname ihr geblieben, und der frühere wohlklingendere iſt darüber vergeſſen.

Ein Ereigniß anderer Art, das Niemand ſich erklären konnte, von dem man aber eine ſolche Wirkung nie hätte erwarten dürfen, verbreitete ein oder zwei Jahre ſpäter ein ungewohnt reges, ich möchte ſagen, ein luſtiges Leben in meiner Vaterſtadt. Der große König ließ plötzlich in eine Art von Blokadezuſtand ſie verſetzen, ein bedeutendes Armeekorps ſchloß bis dicht an die letzten Außenwerke der Feſtung ſie ein, um jede Zufuhr von Lebensmitteln ihr abzuſchneiden.

Welche Gründe den größten Helden des achtzehnten Jahrhunderts zu dieſem eigentlich zweckloſen

Schritt bewegen konnten, iſt und bleibt unbegreiflich; ſchon der gänzliche Mangel an jeder Art von Belagerungsgeſchütz bewies, wie wenig es ihm damit ein Ernſt war, oder ſein konnte.

Der Bürgerſchaft entging dieſe Bemerkung nicht, ſie ahnete die mächtige Einwirkung der Kaiſerin Catharine, in der ſie noch immer, nach alter Gewohnheit, ihre Schutzgöttin verehrte, und ihr nie erſtorbener, republikaniſcher Sinn erwachte mächtiger als je. Stolz auf den Schein von reichſtädtiſcher Freiheit, der ihr geblieben war, und den ſie noch immer ſo gern für Wirklichkeit nahm, trotzte ſie in ſpottendem Uebermuth dem tödtlich gehaßten, ihr jetzt ſo ohnmächtig ſcheinenden Feinde. Bei jedem heitern Sonnenblicke waren, ganz gegen das ſonſt Uebliche, die Wälle mit geputzten Spaziergängern belebt, die auf das von unten zu ihnen aufſchauende Militair ſtolz herabblickten; nie wurde in Danzig mehr getanzt, nie häufigere und ſplendidere Gaſtmahle gegeben, als gerade während dieſer Zeit. Die Bürger, gleichviel ob vornehm und reich, oder arm und gering, ſuchten einander in Beweiſen ihrer patriotiſchen Geſinnungen zu überbieten.

General N****, der Commandeur dieſer ſeltſamen Expedition, war in Ohra bei dem Vater eines der angeſehenſten Danziger Handelsherrn einquartirt, welcher in dieſem der Stadt ſehr nahe gelegenen freundlichen Flecken in ſeinem ehemaligen Landhauſe von einem arbeitsvollen Leben in ſtiller Zurückgezogenheit ausruhete. Um ſeinen Dank für die zwar erzwungene aber doch gaſtlich gefällige Aufnahme die ihm geworden, zu bezeigen, ließ der General dem Sohne ſeines Hausherrn freie Einfuhr der für die Pferde deſſelben nöthigen Fourage anbieten; ein Artikel, an welchem die Stadt in der That anfing einigen Mangel zu befürchten.

»Ich danke dem preußiſchen General für ſeinen guten Willen, mein Stall iſt für jetzt noch hinlänglich verſehen, und wenn mein Vorrath verzehrt iſt, laſſe ich meine Pferde todtſtechen,« war die kurze bündige Antwort, die ganz unumwunden auf dieſes Anerbieten erfolgte.

Sie wurde bald bekannt, und von ſeinen Mitbürgern um ſo höher ihm angerechnet, da die Vorliebe dieſes Mannes für ſeine wirklich ſchönen Pferde faſt ſprichwörtlich geworden war. Niemand hatte größere Freude daran als ich, obgleich ich meinen echt republikaniſchen Landsmann nur von Anſehen kannte. Sein Benehmen ſchien mir ſogar eines meiner alten Römer nicht unwürdig zu ſein, an denen ich noch immer mit ſtiller Verehrung hing. Wie weit war ich damals von der Ahnung entfernt, wie ſehr nahe ich zu dieſem, mir damals faſt Unbekannten, mit dem ich noch nie ein Wort gewechſelt, in Kurzem ſtehen würde.

Uebrigens war bei uns an Hungersnoth ſobald noch nicht zu denken; Speicher und Keller waren mit Vorräthen jeder Art reichlich angefüllt, und von der Waſſerſeite, welche der Feind nicht abſperren konnte, wurden friſches Fleiſch, Wild, Fiſche, Federvieh faſt täglich zu Markte gebracht, ſo daß ſogar keine bedeutende Vertheurung der Lebensmittel ſonderlich bemerkbar werden konnte.

Faſt täglich kam irgend ein ergötzlicher Schwank auf Koſten des unſere Wälle müſſig und verdroſſen anſtarrenden Feindes zur Ausführung. Deutlich erinnere ich mich noch, wie ein Bauer ſeine in Mäntel und Betten wohl verpackte kranke Mutter mitten durch die Armee angeblich zum Arzte fuhr.

Mit welchem lauten Jubel die gute in ein ungewöhnlich großes fettes Schwein jetzt verwandelte Frau auf dem Markte ihrer Hüllen entkleidet wurde, kann man leicht denken. Es fehlte nicht viel, ſo hätte der Erfinder dieſes kecken Streichs ſich, ſammt ſeiner Mama aus dem Stegreif, wieder in ſein eignes Fuhrwerk ſetzen und nach engliſchem Gebrauch von dem ſich ſelbſt vorſpannenden Volke triumphirend durch die Straßen fahren laſſen müſſen.

Spurlos verſchwand endlich die Blockade, wie ſie gekommen war, und Alles kehrte, auch bei uns, in's alte Gleis zurück; die Zeit, die ſich ohnehin aus demſelben nie bringen läßt, war wie gewöhnlich auch mit mir fortgeſchritten; ſie führte, im Jahre ſiebenzehn hundert vier und achtzig, dem Anfange meines neunzehnten mich zu, ohne daß dadurch eine Veränderung in meinen äußeren Verhältniſſen und Beſchäftigungen entſtanden wäre. In meinem Innern war es freilich anders geworden; die zu frühe mir entſchwundene Ruhe des Gemüths war mir zwar wiedergekehrt, doch mit ihr zugleich eine Art an Lebensüberdruß grenzender Gleichgültigkeit gegen daſſelbe, die mich mir ſelbſt faſt unkenntlich machte.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

> Ach! daß der Menſch hier ſo viel vergehen ſieht,
> eh' er ſelbſt vergeht.
>
> Jean Paul.

Ohne daß ich es wollte, oder auch nur bemerkte, war indeſſen eben jener unbeugſame Republikaner aufmerkſam auf mich geworden, der ſeine Pferde lieber tödten, als eine Gunſtbezeugung des preußiſchen Generals hatte annehmen wollen. Er ſuchte während des Winters jede Gelegenheit auf, mich näher kennen zu lernen; mein Onkel Lehmann, der inzwiſchen aus einem angehenden Hageſtolz in einen jungen Ehemann ſich verwandelt hatte, wurde halb und halb ſein Vertrauter, und kam ſeinen Wünſchen hülfreich entgegen. Heinrich Floris Schopenhauer, ſo hieß der Mann, der während einer bedeutenden Reihe von Jahren mich treulich durchs Leben begleitet hat, wußte wenigſtens die Gewißheit, daß ich ſeine Hand nicht ausſchlagen würde, von mir zu erhalten, ehe er an meine Eltern ſich wandte, was damals, in jenen aller Romantik abholden Tagen, ohne Verwiſſen der am meiſten dabei betheiligten Hauptperſonen, noch oft der Fall war. Furchtloſe Offenheit war ein Hauptzug ſeines Charakters; auch kannte er mich ſchon genug, um vorauszuſehen, daß mein, bei der kindlichſten Anſpruchsloſigkeit doch ſtolzes Gemüth, eine andere Handlungsweiſe nie ertragen haben würde.

Aus freiem Entſchluß ſprach ich in Gegenwart meiner Eltern das erbetene Ja ſogleich aus, ſogar ohne die damals gewohnte Bedenkzeit von drei Tagen mir vorzubehalten. Alfanzereien dieſer Art ſtrebten meinem geraden Sinne immer entgegen, und ohne es zu wiſſen, ſtieg ich durch dieſes mein ungeziertes Benehmen in der Achtung des vorurtheilfreieſten Mannes, den ich je gekannt.

Noch vor Vollendung meines neunzehnten Jahres war mir nun durch dieſe Verbindung die Ausſicht auf ein weit glänzenderes Loos geworden, als ich jemals berechtigt geweſen zu erwarten; doch daß dies in ſo früher Jugend meine Wahl nicht beſtimmen konnte, ja daß ich kaum daran dachte, wird man mir hoffentlich zutrauen.

Ich meinte mit dem Leben abgeſchloſſen zu haben, ein Wahn, dem man in früher Jugend nach der erſten ſchmerzlichen Erfahrung ſich ſo leicht und gern überläßt. Meine Eltern, alle meine Verwandten, mußten meine Verbindung mit einem ſo bedeutenden Manne, wie Heinrich Floris Schopenhauer in unſerer Stadt es war, für ein ſehr glückliches Ereigniß nehmen, doch haben weder mein Vater noch meine Mutter ſich erlaubt, meinen Entſchluß leiten zu wollen, obgleich Herrn Schopenhauers Betragen gegen mich zu auffallend war, als daß ſeine Erklärung ſie hätte überraſchen können.

Sein ſtets gleiches, rechtliches Betragen, ſeine warme Freiheitsliebe, ſeine ausgebreiteten merkantiliſchen Kenntniſſe, neben der ungewöhnlichen geiſtigen Bildung, die er während ſeines mehrere Jahre währenden Aufenthaltes im Auslande, beſonders in Frankreich und England, erworben, hatten die Liebe und das Vertrauen ſeiner Mitbürger in hohem Grade ihm gewonnen; ich durfte ſtolz darauf ſein, dieſem Manne anzugehören, und war es auch.

Glühende Liebe heuchelte ich ihm eben ſo wenig, als er Anſpruch darauf machte, aber wir fühlten Beide, wie er mit jedem Tage mir werther wurde. An das bedeutende Mißverhältniß zwiſchen acht und dreißig und achtzehn dachte ich kaum; es konnte keineswegs mir ſtörend auffallen, war doch auch mein Vater funfzehn Jahre älter als meine Mutter.

Mein Brautſtand währte nur wenige Wochen; vom zehnten April bis zum ſechzehnten Mai iſt eine gar kurze Zeit; viele meines Geſchlechts achten die Brauttage für die glücklichſten ihres Lebens; mir waren ſie es nicht, obgleich ich gegen das Gefühl, ſowohl in der Familie, als in der Geſellſchaft plötzlich eine Hauptperſon geworden zu ſein, nicht ganz gleichgültig bleiben konnte. Auch mag ich nicht leugnen, daß die geſchmackvollen, und zum Theil ſehr koſtbaren Geſchenke mich freueten, mit welchen mich, die auch in dieſer Hinſicht an Mäßigkeit Gewöhnte, mein Bräutigam verſchwenderiſch überhäufte; das liebſte von Allen war mir immer der aus den ſeltenſten und duftendſten Blumen zuſammengeſetzte Strauß, der Morgens mein Erwachen begrüßte. Sonntags und bei großen feſtlichen Gelegenheiten war ein ſolcher Strauß ein althergebrachter Tribut, den jede Braut zu erhalten erwarten durfte; ich erhielt den meinigen alle Tage, weil mein Bräutigam behauptete, daß jetzt in ſeinem Kalender lauter Sonntage ſtänden.

Das Frühjahr war kommen, der Frühling noch nicht; während bei meinen, durch ſorgſame Pflege lange friſch erhaltenen Blumen ein Meer von Duft mich umſchwebte, ſtarrte draußen noch Alles in Schnee und Eis. Sibiriſche Kälte, wie ſie die älteſten Leute erlebt zu haben ſich nicht erinnerten, hatte im grimmen Winter des Jahres fünf und achtzig bei uns geherrſcht. In den Monaten Januar und Februar waren die Vögel bei hellem Sonnenſchein aus der eiſigen Luft erſtarrt zur Erde nieder gefallen, vor Kälte klafften im Walde große Bäume mit lautem Gekrach auseinander, hungernde Wölfe kamen heulend bis dicht vor die Thore der Stadt, Menſchen und Thiere erfroren, und die Schildwachen auf den höchſten Poſten der Wälle mußten deshalb alle Viertelſtunde abgelöſ't werden.

Bis zum Ende des Monats März lag die Natur in ſtarrem Todesſchlaf, als werde ſie nie wieder erwachen; bis in den Monat April hinein konnte man nur zu Schlitten über den bergehoch liegenden Schnee ſich den Weg bahnen, und der mit Eis bedeckte Weichſelſtrom wurde ſogar der Länge nach noch befahren.

Bänglich beklemmen ſah ich indeſſen dem Herannahen unſeres Hochzeitstages entgegen, und wahrlich, ein ſolches Feſt eignete ſchon an und für ſich ſelbſt in jenen Tagen ſich ganz dazu, die myrthengekrönte

Königin deſſelben im Voraus in Schrecken und Furcht zu verſetzen. In ſo zahlreichen und angeſehenen Familien, wie die unſrige, zeigten altreichsſtädtiſcher Prunk und altreichsſtädtiſche Gebräuche ſich dabei in ihrer vollen Kraft.

Schon bei der Einladung der Hochzeitsgäſte mußte großer Rath gehalten werden, um keinen und keine der Vettern und Muhmen zu überſehen, die auf dieſe Ehre Anſpruch machen konnten; die verwandtſchaftliche Nähe, in der ſie zu dem Brautpaare ſtanden, wurde dabei auf das genaueſte erwogen. In jener Zeit, zu ihrer Ehre ſei es geſagt, hielt man weit mehr auf Verwandtſchaftsbande, als in unſern jetzigen Tagen; ſie wurden bis über den dritten und vierten Grad hinaus beachtet, was aber freilich bei ſolchen Gelegenheiten die Zahl der Gäſte faſt bis ins Unüberſehliche vermehrte.

Dichtes Gedränge zahlreicher Neugieriger aus den geringeren Klaſſen füllte oft ſchon um vier Uhr Nachmittags Straße und Beiſchläge vor dem Hochzeitshauſe, um die Braut aus dem Wagen ſteigen zu ſehen, denn im elterlichen Hauſe dieſes Feſt zu feiern, erlaubte ſelten der Raum und war auch übrigens nicht gebräuchlich. Alle Fenſter der benachbarten Häuſer waren mit zu dieſem Schauſpiel eingeladenen Gäſten beſetzt, die ebenfalls der Ankunft der Kutſchen ungeduldig entgegenſahen.

Die ſchönſten Pferde, die brillanteſten Equipagen der Stadt paradirten bei ſolchen Gelegenheiten, ſelbſt die nicht zum Feſte geladenen Eigner derſelben liehen ſie ſehr bereitwillig zum Herbeifahren der Gäſte her, die der Bräutigam alle abholen ließ, ſie mochten eigene Equipage beſitzen oder nicht; ſo erforderte es damals der Gebrauch. Kutſcher und Bediente prangten dabei in Gallalivree mit weißen Handſchuhen, weißſeidenen Strümpfen und einem mächtigen Blumenſtrauß im Knopfloch; ſogar die Pferde wurden mit ſchneeweißen Leinen anſtatt der gewöhnlichen Zügel regiert.

Endlich rollte gegen fünf Uhr der erſte Wagen heran; in kurzen Wintertagen ſchufen Fackeln die früh eingetretene Nacht zum hellen Tage um. Im höchſten Putz, den Hut unterm Arm, mit weißen Glaceehandſchuhen, Haarbeutel und Degen, ſtürzten zwei der jüngſten Vettern des Bräutigams zum Hauſe hinaus, die Beiſchlagstreppe hinunter, um die Ausſteigenden zu empfangen und in der Hausthüre zwei andern jungen Herren zu übergeben, denen die Pflicht oblag, ſie hinauf in den zur Trauung beſtimmten Saal zu begleiten. Dieſe Ceremonie wiederholte ſich oft mehr wie zwanzigmal; den jungen Gäſte-Empfängern verging darüber Luſt und Athem, bis der zuletzt ankommende Geiſtliche endlich den Beſchluß machte. Bald nach ihm kam das Brautpaar, eine Art Beifallsgeſchrei pflegte es gewöhnlich zu empfangen.

Von allen vier Führern umgeben, wankte die bleiche, zitternde Braut an der Hand ihres Verlobten durch die ſie umdrängenden Zuſchauer, die ſich keinesweges entblödeten, ihre meiſtens ſehr unzarten Bemerkungen nur zu hörbar einander mitzutheilen.

Auf dem die kirchliche Feier andeutenden Teppich, vor dem die Stelle des Altars vertretenden Tiſch, die Agende in der Hand, in vollem Prieſterornat, erwartete der Geiſtliche das Brautpaar. Nach Rang, Nähe der Verwandtſchaft und Alter geordnet, bildeten die Hochzeitsgäſte ihm zu beiden Seiten einen Halbkreis. Ein Choral wurde unter Muſikbegleitung geſungen und leitete die gleich darauf erfolgende Trauung ein.

Ein paar langweilige Stunden waren nun zu überſtehen; an Tanz konnte bei vornehmen Hochzeiten nicht gedacht werden, dies Vergnügen blieb an ſolchem Tage dem Mittelſtande überlaſſen, und die Muſik ließ erſt bei Tafel ſich wieder hören. Bei dem mehrere Stunden währenden Souper floſſen die köſtlichſten Weine in Strömen, und begeiſterten die älteren Herren zu kühneren Witzworten und Geſundheiten; bis endlich die Zeit des Aufbruchs heran kam. Und wieder hatte vor dem Hauſe das Volk ſich verſammelt, zwar in weit kleinerer Anzahl, doch deshalb zur widerwärtigſten Luſtigkeit um ſo aufgelegter.

Die ganze Geſellſchaft, von einer langen Reihe Fackeln begleitet, fuhr jetzt wie in Prozeſſion nach der Wohnung des neuvermählten Paares; die Frauen bemächtigten dort ſich der Braut, die Männer des Bräutigams. Mit ausführlicher Beſchreibung dieſes aus ferner dunkler Zeit herſtammenden Gebrauchs will ich mich und meine Leſerinnen verſchonen, der unerträglichſte Theil deſſelben, die Strumpfbands-Ceremonie, war ſchon damals in der feinen, gebildeten Societät dahin abgeändert, daß eine der älteren Verwandtinnen der Braut eine Rolle Band unter die Herren warf, und es ihnen überließ, dieſes Andenken an dieſelbe auf ſelbſt beliebige Art unter ſich zu vertheilen.

Mein Bräutigam theilte mit mir den Widerwillen gegen den Gedanken, in ſolcher ernſten das Glück oder Unglück meines künftigen Lebens feſtſtellenden Stunde mich gleichſam zum Schauſpiel herzugeben, und beſchloß, mich davon zu befreien.

Unſer Hochzeitstag ſchien noch ins Ungewiſſe hinausgeſchoben zu werden, während er in aller Stille mit Mühe und Koſten uns die Erlaubniß auswirkte, nach nur einmaligem Aufgebot von der Kanzel gleich in der Kirche uns trauen zu laſſen. Ob er dieſe von unſerm Schutzherrn, dem Könige von Polen, oder durch den Official vom Papſte erhalten, ich weiß es nicht, und habe nie daran gedacht, ihn zu fragen. Seit Menſchengedenken war dieſer Fall, der die ganze Stadt in Verwunderung ſetzte, nicht vorgekommen, und meines Wiſſens hat ſpäter kein zweites Paar unſerm Beiſpiele gefolgt.

Ganz einfach in weißen Mouſſelin gekleidet, den unerläßlichen Myrthenkranz im Haar, fuhr ich am zweiten Pfingſtfeiertage mit meinem Verlobten nach Aller Engel, einer von einigen Häuſern umgebenen ſehr hübſchen Kirche, auf halbem Wege nach Langefuhr, ſeitwärts gegen die Mitte der dorthin führenden, prächtigen Lindenallee. Unſer Beider Eltern und Geſchwiſter erwarteten uns dort, um uns an den Altar zu begleiten. Nach der Trauung fuhren wir nach meines Gatten einfachem Landhauſe vor Oliva.

Ohne weitere Andeutung, als nur zum Mittagseſſen geladene Gäſte, erwarteten Jameſon und mein Onkel Lehmann uns dort, eilten an unſern Wagen und fragten, ehe ſie mich ausſteigen ließen, nach meinem Namen, den ich zu ihrem großen Vergnügen ihnen nicht gleich zu nennen wußte. Unſere vor der Kirche haltenden Kutſchen hatten beim Hinausfahren das Ereigniß des Tages ihnen verrathen; nur von unſern nächſten, theilnehmendſten Freunden umgeben, brachten wir den Tag in heiterer Stille zu, herzlich froh, der geräuſchvollen Feier deſſelben ausgewichen zu ſein.

Es war am ſechzehnten Mai, Vorhaus und Zimmer waren mit duftenden Blumen und Kränzen reichlich geſchmückt, im Freien erhob kaum ein Schneeglöckchen das farbloſe Köpfchen aus der eben aufthauenden Erde. An tiefen Stellen und im Schatten der Hügel lag noch Eis und Schnee, alles war öde, die Bäume ſtreckten noch wie klagend ihre nackten Zweige zum Himmel auf. Nur an einer einzigen Stelle des Gartens, welche jeder Sonnenblick im Laufe des Tages traf, verkündeten an einer Hagebuchenhecke einige wenige dem Aufbrechen nahe Knoſpen, daß noch nicht alles Hoffen auf den Frühling verloren ſei.

Spurlos iſt die Kirche von der Erde verſchwunden, vor deren Altar ich getrauet worden bin, und kein Stein bezeichnet mehr die Stätte, wo ſie einſt geſtanden. Bei der letzten Belagerung meiner Vaterſtadt wurde ſie abgetragen oder abgebrannt, ich weiß nicht, welches von beiden; auch nicht, ob bei ihrer Zerſtörung die Kirchenbücher gerettet wurden. Von unſern Hochzeitsgäſten iſt nur noch die jüngſte meiner Schweſtern am Leben.

Sechs der ſieben zwiſchen Strieß und Oliva unbeſchreiblich ſchön belegenen Landhäuſer, unter ihnen auch das eben als unſer Eigenthum erwähnte, verſinken verödet und einſam langſam in ſich ſelbſt.

In einiger Entfernung von einander erbauet, lehnen ſie mit ihren zum Theil recht grandioſen, von uralten herrlichen Buchen und Rüſtern umſchatteten Gartenanlagen, an den ebenfalls mit großen ehrwürdigen Bäumen prangenden Anhöhen, welche den Saum eines bis in Kaſſuben hinein ſich erſtreckenden Waldes bilden. Feld und Wald, die Halbinſel Hela mit ihrem Leuchtthurm, die offene See, die Rhede mit den aus blauer Ferne heranſegelnden Schiffen, der Hafen, der dieſen als erwünſchtes Ziel ſich eröffnet, der in die Oſtſee ſich ergießende Weichſelſtrom, mit der Feſtung Weichſelmünde an ſeinem Ufer, die ganze reich angebauete Umgegend, die über die hohen Wälle der Stadt hervorragenden, noch weit höheren Thürme, alles dieſes zuſammen aus den Fenſtern dieſer etwas hoch liegenden Häuſer geſehen, gewährt eine der reichſten und entzückendſten Ausſichten, die ich kenne; ſie alle waren das Eigenthum durch Wohlhabenheit ſich auszeichnender Familien, und wurden während der Sommerszeit von dieſen bewohnt.

Jedermann beeiferte ſich, die ihm empfohlenen Reiſenden in dieſe Gärten zu führen, was die gaſtfreien Eigenthümer ſehr gern geſtatteten. Niemand ging, beſonders an Sonntagen, an ihnen vorüber, ohne wenigſtens ein paar Minuten dem raſchen, lebendigen Spiel ihrer Springbrunnen zuzuſehen, von denen mehrere den reichen Waſſerſtrahl ſechzig bis ſiebenzig Fuß hoch himmelan warfen, der dann, den ſchönſten Regenbogen bildend, wie aufgelöſ't in Rubinen und Diamanten, ſich ſeinem Baſſin wieder zuſenkte.

Lautlos, unbewohnt, dem langſamen Verfalle geweiht, ſtehen die einſt ſo freundlichen Landhäuſer jetzt da, Unkraut und Neſſeln wuchern in den Gängen der Gärten; die größte Zierde derſelben, die herrlichen alten Bäume, ſind größtentheils umgehauen und ausgerottet, das liebliche Plätſchern und Rieſeln der Fontainen iſt verſtummt, ihre Röhren und Waſſerleitungen zerbrochen, die Stätte, die ſie ſchmückten, verſumpft.

In der das dazu nöthige Material ohnehin ſparſam bietenden Umgegend von Danzig hatte die bis zum völligen Erdrücken auf dieſer Stadt laſtende Oberherrſchaft der Franzoſen die Anlegung von Chauſſeen verhindert. Vor einigen Jahren erſt wurde damit angefangen und ſchnell vorgeſchritten, doch ſo, daß die große, über Oliva, in die weite ſüdlichere Welt führende Poſtſtraße jetzt in bedeutender Entfernung an jenen Landhäuſern vorbeigeht.

Durch das bequeme Neuere ſchnell verwöhnt, ſcheut man nun, den alten ſandigen, durch lange Vernachläſſigung noch mehr verdorbenen Weg zu einem freilich wenig eintragenden und ſehr koſtſpielig zu unterhaltenden Beſitzthum, zu welchem beſuchende Freunde, eben wegen jenes für Menſchen und Pferde beſchwerlichen Weges, nur ſelten und ſpärlich ſich einſtellen würden, und wählt lieber andere bequemer liegende Orte, die keinen ſo bedeutenden Aufwand erfordern, zum Sommeraufenthalt.

Das größte dieſer Landhäuſer, ein wirklich ſchloßartiges Gebäude, wird, wie ich höre, jetzt zu einer wohlthätigen Anſtalt, einem Hoſpital für Alte, Kranke und Gebrechliche eingerichtet. Das Letzte in der Reihe der ſieben, in einer ausgezeichnet ſchöneren Lage noch als die übrigen, nahe beim Flecken

Oliva, iſt das einzige, welches noch von dem Eigner unterhalten wird, der das von ſeinen edlen Eltern auf ihn vererbte Eigenthum ganz im Sinne derſelben erhält, verwaltet und während der ſchönen Jahrszeit es bewohnt.

Unſer ehemaliges, durch ſeine terraſſenartige Anlage und ſeinen Springbrunnen ſich auszeichnendes Landhaus theilt das Schickſal der übrigen, der jetzige Beſitzer deſſelben wohnt in der weit entfernten Stadt Memel, und mehrere Jahre vergehen, ehe er es einmal auf einige Wochen beſucht. Die Gartenpartien die nach meiner Angabe angelegt wurden, der Berg, den mein Mann mit den köſtlichſten Obſtarten teraſſenartig bepflanzen ließ, Neſſeln und wucherndes Unkraut bedecken auch dieſe.

Was ich in meiner Jugend geliebt, was mich gefreuet, was mich beglückte in meinen eigenen Frühlingstagen, Lebloſes und Lebendes, Alles, Alles iſt dahin! verſunken, verſchwunden, wie nie geweſen! Warum fiel gerade mir dieſes trübe Loos, das Männer weit leichter zu tragen wiſſen, als wir Frauen! Gleich einem dunkeln Nachtvogel ſchwebt in farbloſer Dämmerung mein rückblickender Geiſt nur noch über Gräbern und formloſen Ruinen.

Zurück, zurück von dieſen Gedanken, damit ich nicht in zweckloſes Mitleid mit mir ſelbſt verfalle, und das noch härtere Geſchick ſo vieler Tauſende meiner Zeitgenoſſen darüber aus den Augen verliere.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Ich ſah die Welt mit liebevollen Blicken,
Und Welt und ich, wir ſchwelgten in Entzücken;
So duftig war, belebend, immer friſch,
Wie Fels, wie Strom, ſo Bergwald und Gebüſch.
Göthe.

Vieles, unendlich Vieles lag bei dieſer gänzlichen Umwandlung meiner gewohnten Exiſtenz mir nun ob zu lernen, an manches mir bis dahin ganz fremd Gebliebenes mich zu gewöhnen; es ward mir eben nicht immer ganz leicht, doch guter Wille, Jugendmuth, und jene nicht genug zu preiſende Eigenſchaft meines Geſchlechts, die man im gemeinen Leben Mutterwitz nennt, haben wohl noch weit Schwereres vollbracht, als mir zu vollbringen auferlegt war. Ich fand bei meinem Manne die nachſichtigſte Anerkennung meines ernſtlichen Beſtrebens, ſogar wenn dieſes ſich nicht ganz zureichend zeigte, und ſtand mit mir ſelbſt und meinen Umgebungen auf dem beſten Fuße von der Welt, wie es eine ſo blutjunge Frau ſich nur wünſchen konnte.

Die elegante, mit allen engliſchen Comforts ausgeſtattete Einrichtung unſers nicht großen, aber freundlichen und bequemen Hauſes trug nicht wenig zu meinem Wohlbehagen bei, aber auch noch andere höhere Genüſſe, als ein zierliches Ameublement ſie gewähren kann, ſtanden in demſelben mir zu Gebot. Eine mit Kunſtſinn und Geſchmack gewählte Sammlung von Kupferſtichen ſchmückte zum Theil in ſchönen vergoldeten Rahmen die Wände unſerer Zimmer, zum Theil war ſie in großen Mappen zum ſeltneren Kunſtgenuſſe aufbewahrt. Gelungene Abgüſſe antiker Büſten und zur Verzierung eines Wohnhauſes ſich eignender Statuen waren an dazu paſſenden Orten aufgeſtellt, und machten auch mit dem mir bis dahin faſt unbekannt gebliebenen Zweige plaſtiſcher Kunſt mich bekannt. Eine nicht ſehr bändereiche, aber gewählte, und mit großer Eleganz aufgeſtellte Handbibliothek, die mir aber immer groß vorkam, bot mir einen unerſchöpflichen Quell der Belehrung und Unterhaltung.

Es währte einige Zeit, ehe ich, die in zwar nicht ängſtlicher, aber doch mir erſt jetzt fühlbar werdender Beſchränkung Aufgewachſene, mich gewöhnen konnte, Alles dieſes als mein, mir völlig zu Gebote ſtehendes Eigenthum zu betrachten; ſchüchtern wagte ich es kaum, aus den großen, mit Spiegelgläſern verſchloſſenen Bücherſchränken von Mahogoni ein Buch oder eine Mappe zum Durchblättern zu nehmen, ohne vorher die Erlaubniß meines Mannes mir einzuholen, die er, über meine Zaghaftigkeit mich auslachend, mir immer bereitwillig gewährte. Auch unternahm er es zuweilen, meine Lektüre leiten zu wollen, ich folgte auch in dieſer Hinſicht gern und willig ſeinem Rathe, doch ſeine Bildung in der großen, mir noch fremden Welt, ſeine Vorliebe für die damalige franzöſiſche Literatur, beſonders für Voltaire, deſſen Ruhm damals den höchſten Gipfel erreicht hatte, machten es mir ſchwer, bei der von ihm getroffenen Wahl meiner Bücher mich ſeiner Anſicht zu bequemen; es währte lange, ehe es mir gelang, ſowohl ihn ſelbſt, als ſeine Autoren zu verſtehen, wie ſie verſtanden werden mußten, um nicht in Ungerechtigkeit gegen Beide zu verfallen. Auch hier war Jameſon mein Troſt und mein Berather; der treue Freund hatte das Kind ſeiner Wahl noch nicht aufgegeben. Selten ließ er einen Tag vergehen, ohne mich zu beſuchen, zu ihm durfte ich noch wie ſonſt mit allen meinen kleinen Sorgen und Unſicherheiten mich flüchten, er wußte mich immer auf den rechten

Geſichtspunkt zu ſtellen, von welchem aus jede trübende Verworrenheit in Lichthelle ſich auflöſte.

Der erſte recht warme Frühlingshauch, die erſten Veilchen, die erſten Frühlingsknoſpen, riefen alljährlich mich hinaus nach unſerm Landhauſe bei Oliva, wo ich bis zum Spätherbſt verweilte und in der Zwiſchenzeit nur höchſt ſelten in die Stadt kam. Die Einrichtung meines dortigen Hausweſens erforderte den Sommer über meine Gegenwart nicht. Unter der Leitung einer alten treuen Dienerin ging dort Alles auf gewohnte Weiſe fort, während ich meine ebenfalls vollkommen eingerichtete Haushaltung auf dem Lande ſo gut führte, als es bei meiner wenigen Erfahrung in dieſem Fache mir möglich war. Doch auch hier half mir mein ernſtes Wollen, und gleich nach den erſten Monaten wußte ich auch in dieſer Aufgabe, der ich anfangs mich kaum gewachſen glaubte, mit kaum zu erwartender Leichtigkeit mich zu finden.

In ſtetem Wechſel zwiſchen tiefer Waldeinſamkeit, geräuſchvollem Treiben, wie die Nähe einer großen Seeſtadt es herbeiführt, und dem ſtillern Genuß ruhiger Geſelligkeit in der Mitte einiger vertrauten Freunde meines Mannes, vergingen mir in Oliva die Tage. Bei ſeinen ſehr ausgedehnten Geſchäftsverbindungen, als Chef ſeines Hauſes, durfte Schopenhauer die Stadt faſt nie auf längere Zeit als höchſtens ein paar Tage verlaſſen, während ich auf dem Lande zurückblieb. Meine Schweſter Lotte, oder eine meiner Jugendfreundinnen brachten zwar zuweilen einige Tage bei mir zu, oft aber blieb ich die ganze Woche in ununterbrochener Einſamkeit, nur mir ſelbſt gegenüber ganz allein, bis der Sonnabend meinen Mann, von ein paar Freunden begleitet, zu mir hinausführte. Mit dieſen verlebten wir den Tag in friedlichſter, ruhigſter Häuslichkeit, an dem ihm folgenden Sonntage aber ſchien unſer Speiſezimmer für die Zahl geladener und ungeladener fremder und einheimiſcher Gäſte kaum Raum genug zu bieten. Alle waren willkommen, und ſchieden in heiterer Zufriedenheit mit dem bei uns zugebrachten Tage. Montag Abend aber trat die gewohnte Stille um mich her wieder ein.

Bald nach meiner Vermählung feierte ich meinen neunzehnten Geburtstag; vorbei war es nun mit Miss in her teens, auf ewig und immer, aber ich fand mich heiteren Muthes in dieſen Verluſt, der mich durchaus nicht ſchmerzlich berührte. Mein Leben, ſo einförmig es dahin zu ſchleichen ſchien, war dennoch von dem anderer Frauen in meinen Verhältniſſen hauptſächlich nur dadurch verſchieden, daß dieſe Familienmütter waren, während ich allein ſtand.

Dafür aber blühete auch noch ſo manche Blume aus meinem Lebensfrühling zu mir herüber, an der ich mit echt kindlich gebliebenem Sinn mich freuete. Was beſaß ich nicht Alles! Den großen, ſchönen Garten voll Blumen und Früchte! Den Wald, mit ſeinen herrlichen Anhöhen und ſeinem hohen Laubgewölbe, den großen Gartenteich mit ſeiner bunt bemalten Gondel, die mein Mann mir aus Archangel hatte kommen laſſen, und die ſo leicht zu regieren war, daß ein ſechsjähriges Kind damit hätte fertig werden können!

Auch Thiere hatte ich zu meiner Luſt, ein paar Pferde, mit denen ich nach Belieben ſpazieren fahren konnte, rechnete ich kaum dazu; denn damals mochte ich noch lieber gehen als fahren; aber zwei ſchöne, winzig kleine, ſpaniſche Hündchen, acht Lämmer, deren Toilette die Gärtnerfrau beſorgte, ſo daß ſie nie anders, als wohlgebürſtet und ſchneeweiß vor mir erſchienen. Jedes von dieſen trug am Hals eine Glocke, von neuer in England gemachter Erfindung, und alle achte bildeten zuſammen eine wie Silber tönende, ſehr rein geſtimmte Octave. Auch meinen, mit ſchönem, zum Theil ſehr ſeltenem, Federvieh wohl verſehenen Hühnerhof muß ich hier erwähnen, und die zahlreichen uralten Karpſen in unſerm Teiche, die eilig herbeiſchwammen, ſobald ſie meine Stimme hörten, und mit aufgeriſſenen Mäulern die Brocken, die ich von meiner Gondel ihnen zuwarf, einander abzujagen ſich bemüheten.

Das Plätſchern der Fiſche, der Vögelgeſang, das Säuſeln des Windes im Walde, das ſanfte, unbeſchreiblich liebliche Glockenkonzert meiner auf den Raſenplätzen weidenden Lämmer boten, nachdem ich einige Stunden lang auf gewohnte Weiſe im Hauſe mich beſchäftigt hatte, mir Erholung genug; ein zuweilen auf Wochen ausgedehnter Beſuch meiner Schweſter Lotte, Jameſons, oder meines Onkels unerwartete Erſcheinung an einem ſchönen Sommermorgen, war mehr als hinlänglich, um jedes Sehnen nach einem bewegteren, an mannichfaltigeren Freuden reicheren Leben von mir fern zu halten.

Nie legte ich in Abweſenheit meines Mannes in der Nachbarſchaft Beſuche ab, bediente mich des mir zu Gebote ſtehenden Fuhrwerks nur zu kurzen Spazierfahrten, von denen ich, ohne irgendwo anzuhalten, zurückkehrte, wählte außerhalb dem weitläufigen Bezirk meines Gartens nur von der Landſtraße entlegene Wege, durch Wieſe, Feld und Wald, zu meinen größeren Spaziergängen; alſo rieth es zu meinem Heil mir eine gewiſſe innere Stimme, der zu folgen ich Zeitlebens bereit geweſen bin, weil ich in ſeltenen Fällen, wo ich ihr wiederſtrebte, immer Urſache gefunden, dieſes bitterlich zu bereuen.

Mein Mann war unfähig, durch direkte Aeußerung von Eiferſüchteleien mir das Leben zu verbittern; wie wenig er bei einem Weſen meiner Art dadurch gewinnen könne, wurde ihm immer deutlicher, je näher er mich kennen lernte, aber er konnte doch ſeine Zufriedenheit mit meinem Betragen mir nicht verbergen, und dieſe mir zu erhalten, konnte und mußte vernünftiger Weiſe das einzige Ziel ſein, das ich nie aus den Augen verlor.

Nie erwähnte er die große Verſchiedenheit unſeres Alters, doch wenn er in jugendlichen Umgebungen mit Andern meines Gleichen mich fröhlich umherflattern ſah, bemerkte ich wohl, wie dieſe Erinnerung ſich wenig erfreulich ihm aufdrängte. Die franzöſiſchen Romane, die er ſelbſt mir in die Hände gegeben, hatten mich belehrt, daß bei ſeinem vieljährigen Aufenthalte in jenem Lande manche Erfahrung ihm zu Theil geworden ſein müſſe, die ſich wenig dazu eigne, mein Geſchlecht in ſeinen Augen zu erheben. Ich fühlte, wenn ich gleich nicht in deutlichen Worten mir es ſagte, daß unſer Beider jetziges und künftiges Glück nur von ſeiner fortgeſetzten Zufriedenheit mit mir abhängig ſei, und ehrte und liebte ihn genug, um Alles daran zu ſetzen, mir dieſe zu erhalten und mit der Zeit ſein feſtes Vertrauen zu gewinnen, ohne deshalb zur Heuchelei und ſogenannten kleinen Weiberkünſten mich zu erniedrigen. Ich blieb gegen ihn wahr und offen, wie er es ſtets mir gegenüber geweſen, und befand mich wohl dabei.

Und wollte auch zuweilen ein leiſes Gefühl von Unbehagen oder Mißmuth auf mich eindringen, ein Blick auf die wundervolle Scenerie um mich her, und es war verklungen.

In der Abend- wie in der Morgenbeleuchtung, vom Sturm in ſeinen tiefſten Tiefen aufgeregt, erglänzend im hellen Sonnenſchein, oder von darüber hinfliegenden Schatten der „Segler der Lüfte,“ momentan verdunkelt, bot im Wechſel der Tageszeit das ewig bewegte Meer mir ein nie mich ermüdendes Schauſpiel; und wenn ich Abends die Jalouſien vor meinem Fenſter nicht ſchloß, weckte mich der erſte Strahl der mir gegenüber aus der Oſtſee glorreich ſich erhebenden Sonne. Mitternacht kam oft heran, die unausſprechliche Herrlichkeit der lauen nordiſchen Sommernacht, während welcher die Sonne nur wie zum Scherz auf wenige Stunden ſich verbirgt, hielt lange noch am offenen Fenſter mich feſt. Der purpurrothe Streif, der am Horizont die Stelle des Unterganges der Sonne bezeichnet, war noch nicht erloſchen, die zweite Morgenſtunde hatte noch nicht geſchlagen und ſchon erglühete der öſtliche Himmel in immer ſteigender Pracht. Ich ſah beide Leuchtthürme, den auf der Inſel Hela, und den am Danziger Strande, Meteoren gleich, durch die Dämmerung blinken, lauſchte noch eine Weile dem Geflüſter der Bäume im nahen Walde, dem wunderlichen Gezwitſcher der träumenden Vögel in meinem Garten, bis endlich das Gerieſel des nie raſtenden Springbrunnens unter meinem Fenſter mich unwiderſtehlich einlullte.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

> Es ſingen die Prieſter: Wir tragen die Alten
> Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten:
> Wir tragen die Jugend noch eh' ſie's gedacht.
> Göthe.

Gerade in der Zeit, in der auch mein Leben eine andre Geſtaltung gewann, hatte mein ehemaliger Lehrer, Kandidat Kuſchel, das Ziel ſeiner Wünſche auf die ihn ehrendſte Weiſe endlich erreicht. Nie hatte er durch das Beiſpiel der Mehrzahl ſeiner Kollegen und den Rath ſeiner Freunde ſich bewegen laſſen, um eine Predigerſtelle ſich bittend zu bemühen; ſtill ergeben baute er mit feſtem Gemüth auf Gottes Fügung und hoffte daneben, daß die gerechte Anerkennung ſeines ſtillen Verdienſtes doch nicht ewig ausbleiben könne, war aber dabei unwiderruflich entſchloſſen, lieber zeitlebens in ſeiner gegenwärtigen Stellung zu verharren, als ſich einen Schritt zu erlauben, den ſein Gefühl als ſeiner unwürdig ihm darſtellte.

Sein beſcheidenes Hoffen ging endlich in Erfüllung, und ohne ſein Zuthun wurde er zu einer der beſten Landpredigerſtellen, unfern der Stadt, ernannt.

Die kurze Thorheit, zu der ſeine Unbekanntſchaft mit dem wirklichen Lebensgange der Welt ihn verleitet hatte, war längſt vergeſſen, doch hatte ich zufällig während meines Brautſtandes, und ſelbſt einige Zeit vorher ihn nicht geſehen, und freuete mich von Herzen, meine Theilnahme an ſeinem Glück endlich ihm ausſprechen zu können, als ich, einige Tage nach meiner Vermählung, ihn unverhofft bei meinen Eltern antraf.

Freudig eilte ich auf ihn zu, er fuhr wie erſchrocken zurück; er ſah bleich, eingefallen, wie ein aus ſchwerer Krankheit Erſtandener aus, auch ſein Betragen gegen mich ängſtigte mich; er war ſcheu, verlegen, demüthig ſogar, demüthig gegen mich! ſeine Schülerin, die ihm ſo viel zu verdanken hatte! es that im Herzen mir weh, ich konnte es kaum ertragen. Nur als meine Mutter von den Seinigen und den guten Tagen, welche er dieſen jetzt bereiten könne, ſprach, ſchien ein Strahl von Freude in ihm aufzudämmern.

Er entfernte ſich bald; es war ein Scheiden auf ewig, ohne daß wir Beide es ahneten.

Der nächſte Sonntag war zu ſeiner Antrittsrede beſtimmt. Den Freitag vorher führte er freudig ſeine geliebte Mutter in ſeine neue bequeme Wohnung ein, den Sonntag hielt er ſeine Antrittspredigt zur rührendſten und herzlichſten Zufriedenheit ſeiner Gemeine. Montag Morgens fand man ihn ruhig entſchlummert in ſeinem Bette, entſchlafen, um nie wieder zu erwachen!

Der Arme war des Kummers, der Sorge, der angeſtrengteſten Arbeit zu gewohnt worden, ſein durch Leiden mancherlei Art früh untergrabenes Leben erlag der Ausſicht auf beſſere Tage, auf eine ruhigere glücklichere Exiſtenz. Er ſtarb am freudigen Vorgefühl ſeines Glückes. Der Ausdruck ſeiner im Tode verklärten Züge, den man lebend nie ſo an ihm gekannt, verkündete dieſe tröſtende Gewißheit.

Auch meine Sally Cramp iſt zur nämlichen Zeit auf Nimmerwiederſehen von mir geſchieden. Während meines Brautſtandes und auch ſchon einige Wochen vorher hatte ich ſie nicht geſehen; manches Seltſame mochte in jenem Hauſe vorgegangen ſein, wonach zu fragen ein eigenes inſtinktartiges Gefühl mich hinderte; daß es nicht erfreulicher Art ſei, deutete Jameſons abſichtliches Vermeiden, es gegen mich zu erwähnen, genugſam mir an.

Miß Corderoy, ſo viel erfuhr ich indeſſen, hatte unter heißen Thränen von ihrem geliebten Zögling ſich getrennt und war nach England gezogen, um ſich von dort aus nach Jamaika einzuſchiffen, wo theuere Verwandte und Freunde ſchon ſeit manchem Jahr ſie ſehnſüchtig erwarteten. Der kleine, jetzt ungefähr vier- oder fünfjährige Sachy war nach Petersburg in ein Erziehungsinſtitut gebracht worden. Frau von P... und ihre Schweſter, von Gilard begleitet, hatten unweit der Stadt ein ſehr hübſches Landhaus bezogen. Der ganze Haushalt war zerrüttet, Alles auseinander gegangen, nur der alte, mürriſche Gebieter deſſelben hauſte noch eulenartig in dem weitläufigen, verödeten Gebäude.

Mein Herz trieb mich; einmal, nur einmal noch, mußte ich vor meinem Vermählungstage meine liebliche Sally ſehen. Ich fand ſie unverändert liebenswürdig und jugendfroh. Wenige Tage ſpäter nahm ſie ſchriftlich Abſchied von mir; auch ſie wurde, ohne daß ſie vorher darum gewußt hatte, plötzlich nach Petersburg geſchickt, indem Frau von P... unter Gilards Eskorte ſich nach Paris begab, weil die ſehr geſchwächte Geſundheit derſelben ein milderes Klima erheiſchte.

Sally gedachte auch in der Entfernung meiner, wie ich ihrer noch heute gedenke. Einige Monate, nachdem ſie Danzig verlaſſen, erhielt ich von ihr ein kleines Medaillon mit einer Locke von ihrem Haar und ihrer Silhouette, zugleich ſchrieb ſie mir, wie ſie im Begriff ſtehe, von einem Ende Europa's zum andern, von Petersburg nach Liſſabon zu wandern, um ſich zu verheirathen; was ich freilich bequemer zu Hauſe habe ausführen können.

Arme, arme Sally, lange vor Erreichung ihres dreißigſten Jahres iſt ſie als die Gattin eines der in Liſſabon etablirten reichen Engländer, wahrſcheinlich an dem zu gewaltſamen Wechſel des Klima's, in blühender Jugend geſtorben. Doch wohl ihr, ſie hat das vielgeſtaltete Unheil, das ſeit einer Reihe von Jahren das ſchöne und unglückliche Portugal verwüſtet, nicht mehr geſehen, während ihre Schweſter, wie ich aus guten Gründen fürchten muß, in Paris alle Greuel der Revolution, ſogar die Schreckenstage unter Robespierre, noch erlebt hat, vielleicht denſelben zum Opfer gefallen iſt.

Schöne holde Schweſtern! beinahe funfzig ereignißvolle Jahre ſind jetzt über Euren weit von einander entfernten Gräbern in Sturmeseile dahin geflogen, eure liebliche Erſcheinung iſt verſchwunden, ſpurlos wie ein Morgentraum, und ich, hier am beſcheidenen

Ufer der Saale, bin auf der großen weiten Erde vielleicht noch die Einzige, die Eurer noch gedenkt!

Alexander von P..., vormals der kleine Sachy, ſtand, wie ich aus ſicherer Hand vernommen, ſchon vor zwanzig Jahren als Obriſt in ruſſiſchen Dienſten. Iſt er ſeitdem nicht auf dem Bette der Ehren, wie ſo viele ſeines Gleichen gefallen, haben Krankheit, Peſt, Cholera ihn verſchont, ſo ruht er wahrſcheinlich, ein faſt ſechzigjähriger General, auf ſeinen Lorbeeren, und keine Erinnerung an die kaum gekannte Mutter, deren Gedächtniß keine Freundesſtimme jemals in ihm erweckte, iſt ihm geblieben.

Dreißigſtes Kapitel.

Hoch durch die Lüfte der Adler kreiſ't!
Aber noch höher des Menſchen Geiſt.
Anonym.

Komme ich mir doch ſelbſt wie ein verſteinerter Repräſentant verſunkener Aeonen vor, indem ich dieſes niederſchreibe!

Doch auch weniger trübe Erinnerungen aus jener Zeit ſind mir geblieben. Von jeher hat es in Danzig an Beſuch von Reiſenden nie gefehlt, die, feſtgehalten von der dem Norden eignen Gaſtfreiheit, oft mehr Wochen da verweilten, als ſie bei ihrer Ankunft ſich vorgenommen hatten Tage bei uns zuzubringen. Die Mehrzahl derſelben brachte Empfehlungen an unſer Haus mit, und war dieſes auch nicht immer der Fall, ein einziges bedeutendes Rekommendationsſchreiben war damals und iſt auch heutiges Tages dort genug, um den Ueberbringer in die erſten Häuſer der Stadt einzuführen. Zu lange hatte mein Mann ſelbſt ein Fremder unter Fremden gelebt, um nicht Gaſtfreundſchaft gern zu üben; auch liebte er es, ſeine junge Frau die Honneurs ſeines Hauſes machen zu ſehen, was die Geläufigkeit, mit der ich engliſch und franzöſiſch ſprach, mir vor Vielen erleichterte.

Doch waren dieſe fremden Gäſte größtentheils wegen merkantiliſcher Speculationen und Verbindungen nach Danzig gekommen, eigentlich nur in Geſchäften, wie ich deren täglich verhandeln ſah und hörte. Allerdings traf ich unter ihnen manche intereſſante Bekanntſchaft, verbrachte manche heitre geſellige Stunde in ihrer Geſellſchaft, aber innerlich ging all mein Wünſchen doch nur darauf hin, auch Männer kennen zu lernen, deren berühmte Namen ich in Büchern und Zeitungen geleſen. Doch dieſe ließen in meiner abgelegenen faſt außer aller Berührung mit eigentlich wiſſenſchaftlichen Zwecken ſich damals befindenden Vaterſtadt nur äußerſt ſelten ſich blicken; ein Beſuch des ehemals berühmten Reiſebeſchreiber Bernouilli war in Danzig noch nach vielen Jahren in friſchem Andenken und wurde als ein bedeutendes, wichtiges Ereigniß erwähnt. Berühmte Künſtler, Schauſpieler, Virtuoſen, pflegten wohl auf dem Wege nach Petersburg einige Tage bei uns auszuruhen, doch auch dieſe ſogenannten Kunſtreiſen kamen damals weit ſeltner vor als eben in der jetzigen Zeit.

Wie groß und wie kindiſch zugleich war daher mein zwiſchen Freude und Furcht ſchwebendes Erſchrecken, als mein Mann, nicht lange nachdem wir verheirathet waren, mir in Oliva einen Beſuch zuführte, deſſen gefeierter Name damals auf allen Zungen ſchwebte — den Luftſchiffer Blanchard! Ich trauete weder meinen Augen noch Ohren, verlor Sprache und Athem über die ſeltene Erſcheinung; doch muß ich nur redlich geſtehen, daß eine ſchwer zu unterdrückende Neigung zum lauten Auflachen mich überfiel, als ich ſie mir näher betrachtete, und auch in meinem Mann, als er dies gewahrte, ſchien ſich etwas Aehnliches zu regen.

Wenn jemals die Natur ein Geſchöpf für den künftigen Beruf deſſelben auf das vollkommenſte ausſtattete, ſo war es dieſer berühmte Aeronaut! Ein Männchen, als wäre es aus Traganth geknetet, oder aus Elfenbein gedrechſelt, ſo zierlich, ſo durchſichtig zart, ſo ganz wie zum Wegblaſen leicht! Blanchard oder ſonſt Keiner, war zum Luftſchiffer geboren! er wog nur fünfundſiebzig Pfund, wie er bei Gelegenheit mit einer Art von Selbſtzufriedenheit geſtand. Gerade ſo viel als ein Paar wohlgemäſtete pommerſche Gänſe, dachte ich, und vergaß darüber, daß auch meine ſehr kleine Perſon wohl nicht viel ſchwerer ins Gewicht fallen werde.

Uebrigens führte Blanchard eine kleine weiße langöhrige Kreatur mit ſich, die er Mademoiſelle nannte, indem er ſie mir vorſtellte, und die eigentlich ein allerliebſtes Bologneſerhündchen war. Im Gaſthofe aber hatte er noch eine andere Perſon bei ſich, die Madame genannt wurde, wohl aber eigentlich nur Mademoiſelle hätte heißen ſollen. Dieſe aber ſtellte er aus guten Gründen keiner Dame vor. Die kühne Luftſchifferin, die als Blanchards Witwe vor wenigen Jahren noch zu höheren Regionen ſich aufſchwang, kann dieſe Frau, die damals ſchon wenigſtens einige zwanzig Jahre zählte, unmöglich geweſen ſein.

Ein mächtiger, Tod und Gefahr verachtender, zum glühendſten Enthuſiasmus ſich erhebender Geiſt, wohnte indeſſen in dieſer anſcheinend ſo zerbrechlichen Geſtalt. Alles Lächerliche, das in den Pariſer Salons ihm angeflogen war, und das aus Ungewohnheit uns noch lächerlicher erſchien, fiel von dem kühnen Aeronauten ab, ſobald er in Worten, die ihm nie genügen konnten, ausdrücken wollte, was er, hoch über den höchſten Gebirgen im Unermeßlichen ſchwebend, geſehen, gehört, gedacht und empfunden. Kein Improviſator in der Welt kann den hohen Grad poetiſcher Begeiſterung erreichen, der dann in ſeinen Blicken, im Ton ſeiner Stimme, in der Wahl ſeiner Worte ſich offenbarte, und Alle, die ihn hörten, zum unbedingten Glauben an die Wahrheit derſelben fortriß.

Die höchſte Freude meines Lebens wäre geweſen, auf einer ſeiner Himmelfahrten ihn zu begleiten, doch daran war nicht zu denken. Die erſte Aeußerung dieſer Art, die ich mir erlaubte, wurde von allen Seiten, und dieſesmal gewiß aus beſſern Gründen als damals, auf eine Weiſe aufgenommen, die mich lebhaft an jene Zeit erinnerte, wo ich verlangt hatte, Chodowiecki's Schülerin zu werden.

Ich mußte mich darin ergeben, Blanchards ungeheuren Ballon in aller ſeiner Aufgeblaſenheit vor dem Publikum einige Tage auf feſtem Boden ausgeſtellt und dann tragikomiſch zuſammenſinken zu ſehen, um wohl verpackt ſeinen Herrn zur großen Kaiſerin zu begleiten. Die Idee, in Danzig aufzuſteigen, hatte Blanchard nach den erſten Tagen ſeines dortigen Aufenthalts fallen laſſen. Ob er fürchtete, in der alten Kaufmannsſtadt ſeine Rechnung in pecuniärer Hinſicht nicht befriedigend zu finden? ob die

Nähe der Oſtſee, der Weichſel, des friſchen Haffs einige Bedenklichkeiten in ihm erregten, ich weiß es nicht.

Noch eine bedeutende Erſcheinung jener Zeit drängte hier meiner Erinnerung ſich auf. Abt Vogler, der weltberühmte Orgelſpieler, der auf die Idee verfallen war, ganze Epopeen auf jenem, dem heiligſten Zwecke gewidmeten Inſtrumente ohne Worte verſtändlich vorzutragen. Ein großes, über jeden Begriff, den wenigſtens ich von dem eigentlichen Weſen und Zweck der Tonkunſt hatte, weit hinausgehendes Unternehmen.

Sein Konzert fand nicht ohne zuvor mit der Geiſtlichkeit zu beſtehenden Kampf in der großen Pfarrkirche Statt. Da ſaßen wir nun in der mit Zuhörern überfüllten Kathedrale und ſtudirten das Programm, das man in Geſtalt eines ganz profanen Konzert- oder Komödienzettels uns beim Eingange überreicht hatte. Uns war etwas ängſtlich zu Muthe; anders als zu einem religiöſen Zwecke in der Kirche verſammelt zu ſein, war doch etwas gar zu ungewohnt Fremdes; nicht wir, nicht unſre ſeit grauer Vorzeit hier unter unſern Füßen ruhenden Vorfahren, hatten je etwas Aehnliches erlebt.

Plötzlich brauſte unter des großen Meiſters gewaltiger Hand ein Strom von Tönen auf uns ein, dem jeder andere Gedanke, jedes andere Gefühl weichen mußte. Die mächtigen Säulen ſchienen zu wanken, das hohe Gewölbe der Kirche aus den Fugen geriſſen zu werden.

Laut dem Programm wurde die Belagerung von Gibraltar dargeſtellt, oder war es die einer anderen Stadt? Eine Belagerung war es, darüber waren wir einig; eine wirkliche konnte kaum mehr lärmen und toſen, und die Bomben, die Kanonen, die Karthaunen pafften, donnerten und knallten ſo natürlich als möglich.

Soweit war Alles gut und ſchön, aber nun? Der uns noch in friſchem Gedächtniß ſchwebende heldenmüthige Opfertod des edlen Fürſten Leopold von Braunſchweig ſollte jetzt bis in die kleinſten Details folgen. Im Beſtreben, eine ganze Familie bei einer gefährlichen Ueberſchwemmung vom Untergange zu retten, war der Fürſt ſelbſt in der wildſchäumenden Fluth verſunken. Deutlich ſollten wir vernehmen, wie er Alle, die ihn daran hindern wollen, zurückweiſet, wie er in den Kahn ſpringt, wie er die Kette löſet, die dieſen an einen eiſernen Ring befeſtigt. Alles war mäuschenſtill, wir horchten mit angeſtrengteſter Aufmerkſamkeit, aber ach! Keiner von uns unpoetiſchen Reichsſtädtern hatte den Prinzen ſpringen, den eiſernen Ring klapſen, die Kette klirren gehört! wie das Programm es doch verſprochen. Und hätte der Abt Vogler die Gefälligkeit haben wollen, das nämliche Stück noch zehnmal nach einander uns vorzutragen, Keiner, der nicht vorher davon unterrichtet geweſen wäre, hätte daraus von der That des hochherzigen Helden eine Silbe erfahren.

Glücklicher Weiſe brach zum Schluß des Konzerts das jüngſte Gericht herein, ehe dieſe Bemerkungen lauter wurden, als es an dieſem Orte paſſend geweſen wäre; und abermals groß, majeſtätiſch, Alles überwältigend, zeigte Abt Vogler ſeine Macht im Reiche der Töne; leider aber erhob ſich nun dicht neben mir zwiſchen zwei Damen ein Streit. Die eine behauptete, das verheißene Geheul der Verdammten, die andere, den Jubel der Seligen zu hören. Daß keine von Beiden recht hatte, merkte ich wohl, doch das war auch Alles.

Bei alledem iſt Abt Vogler ein ſehr ausgezeichneter mit Recht berühmter Mann, wenn gleich ein ſolcher Neuling in den höheren Myſterien der Kunſt, wie ich es bin, nicht fähig iſt, ihn ſo zu verſtehen, wie er verſtanden ſein will, bemühete ich mich ganz beſcheiden zu denken, und freute mich darauf, ihn von Angeſicht zu Angeſicht in der Nähe zu ſehen, was in der Kirche mir nicht hatte gelingen wollen. Ein Diner, das einer unſerer Verwandten in ſeinem Landhauſe gab, bot mir die erwünſchte Gelegenheit dazu. Zwar fand ich auch hier nicht gerade, was ich erwartete, aber doch einen recht behaglichen, etwas unterſetzten Mann in mittleren Jahren, der gern lachte, von der Aufnahme, die er an Höfen gefunden, viel erzählte, die Brillantringe, die er von hohen Händen erhalten, an den Fingern blitzen ließ, und eine ſchöne goldene Doſe, ein Geſchenk des Königs von Preußen, recht gemüthlich rings um die Tafel zum Bewundern herumſchickte.

Der ſchöne Abend lockte uns nach Tiſch in den ringsum von einem ziemlich breiten Graben umgebenen Garten, deſſen ſtehendes Waſſer mit Waſſerlinſen wie mit einem grünſammtenen Teppich bedeckt war, der weit beſſer ausſah als er roch. In einer Anwandlung jugendlichen Uebermuths hatte Abt Vogler ſich einem alten halbvermoderten Kahn anvertraut, um in dieſem ſchlammigen Gewäſſer als kühner Schiffer ſich zu zeigen. Waren es die zürnenden Manen Leopolds von Braunſchweig, welche die geſtrige Unbill an ihm rächen wollten? Genug, der Kahn war umgeſchlagen, der große Mann über Kopf und Ohren in die grüne Fluth geſunken, hatte ſich aber, da dieſe zum Glück nicht tief war, ſehr behend wieder auf die Füße gebracht. Da ſtand er, als mich das von dort ertönende Angſtgeſchrei herbeilockte, das aber ſchnell in lautes Gelächter überging. Da ſtand er bis übers Knie im Gewäſſer, eine Krone jener Waſſerblüthen erſetzte auf ſeinem Haupte die runde Abbé's-Perrücke, die den Graben hinunterſchiffte. Doch mit ihr hatte er den Kopf nicht verloren; er zog die Tabatiere von Friedrich dem Großen hervor und nahm, in Erwartung der Rettungsanſtalten, mit unnachahmlichem Gleichmuth eine tröſtende Priſe.

Irgend ein neckiſcher Kobold muß es ſich zum Geſchäfte gemacht haben, mir den ehrwürdigen Herrn immer in wunderbaren Situationen zu zeigen. Zehn bis funfzehn Jahre ſpäter traf ich in Hamburg, in nicht zahlreicher Geſellſchaft, ganz unerwartet wieder mit ihm zuſammen. Er ſetzte ſich an das Pianoforte, und abermals mußten wir die Kraft, die Fertigkeit, das ganz Originelle ſeines Spiels ſtaunend bewundern. Ueber den ſeltenen Genuß, den er uns dadurch gewährte, war die Stunde des Abendeſſens ſchnell herbeigekommen; der größte Theil der Geſellſchaft entfernte ſich bald nach demſelben, Abt Vogler aber ſetzte unaufgefordert ſich nochmals an das Inſtrument, und raſſelte in ſichtbar aufgeregter Stimmung mit gewohnter Meiſterſchaft donnernd durch die Saiten.

Schrillend ſchrie eine derſelben nach der andern auf und zerſprang unter ſeinem muſikaliſchen Wüthen; er achtete ihr unheimliches Geklirre nicht, nahm zuletzt Elbogen und Handgelenk zu Hülfe, um dem Einſchlagen des Gewitters, das er uns vortrug, den gehörigen Nachdruck zu geben, und verfehlte auch mit dieſen, zu unſerm höchſten Erſtaunen, nie den Ton, den er treffen wollte.

Der Zuſtand der Zuhörer, der Anblick des gemißhandelten, ſehr vorzüglichen Pianoforte's, über den der muſikaliſchen Eigenthümerin deſſelben Thränen in die Augen traten, fingen an höchſt peinlich zu werden, doch jeder Verſuch, durch Bitten und Zureden ihn zu bereden, blieb vergeblich. Der Unbarmherzige tobte rückſichtslos fort, bis es ihm ſelbſt genug däuchte, dann ſtand er auf, verbeugte ſich ohne ein Wort zu ſprechen, und entfernte ſich.

Auch wir folgten ihm bald. Als wir hinunter in den ſehr geräumigen Hausflur kamen, deſſen hohe, faſt durch zwei Stockwerk hindurchgehende Decke einige freiſtehende mit Stuck bekleidete ſtarke

Säulen unterſtützten, ſanden wir unſern Orpheus, von der neugierigen weiblichen Dienerſchaft des Hauſes umgeben. Leiſe und unheimlich in ſich hineinkichernd ſtand er da, konnte weder vorwärts noch rückwärts und hielt mit ausgeſpreizten Armen eine jener Säulen umklammert.

Hatte Schwindel ihn ergriffen? war ſein Zuſtand die Wirkung der nach gewaltſamer Erhitzung plötzlich auf ihn eindringenden Kühle? oder — des Champagners?

Mit Hülfe unſers Bedienten brachte mein Mann ihn in unſern eben vorfahrenden Wagen, und ließ in ſeine Wohnung ihn bringen, wir aber gingen zu Fuße nach Hauſe, und ich habe den Abt Vogler nie wieder geſehen noch gehört.

Einunddreißigſtes Kapitel.

> Ay, every inch a King!
> *Shakspeare.*

Der alte Fritz iſt todt! endlich! endlich! ging es eines Tages wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und die Leute freuten ſich und rieſen beinahe jubelnd die längſt erwartete Nachricht einander entgegen, als wäre durch den Tod des großen Königs alles Leid von ihnen genommen, als müſſe der ſchwere Druck, unter dem ſie ſeit ſo vielen Jahren ſeufzten, jetzt ſchwinden, und Alles anders und folglich beſſer werden; denn jede Veränderung, wie ſie immer auch ſei, gewährt bei ihrem Eintritt dem Leidenden ein Gefühl von Erleichterung und nahender Erlöſung.

Mein Vater war weit davon entfernt, dieſen freudigen Taumel ſeiner Mitbürger mit ihnen zu theilen, obgleich er nicht durch offenbaren Widerſpruch ihn zu dämpfen ſuchen mochte; er wußte zu gut, wie bald er ohnehin ſchwinden werde.

Die Verblendung, die ein keimendes Glück zu ſehen glaubte, wo er nur die nahende Auflöſung des armſeligen Schattenbildes republikaniſcher Freiheit, das man uns gelaſſen, vorempfand, machte auf meinen Mann einen eben ſo traurigen als widerwärtigen Eindruck. Lieben konnte er den großen Zerſtörer unſers im Verlauf vieler Jahrhunderte durch die Zeit befeſtigten und geheiligten Glückes nicht, aber doch empfand er jede freudige Aeußerung über das Scheiden dieſes hohen, gewaltigen Geiſtes aus dem irdiſchen Leben als eine unwürdige Ungerechtigkeit.

Es war ihm unmöglich, die Eigenſchaften nicht anzuerkennen, durch welche der große König ſeine Zeitgenoſſen hoch überragte; er ſelbſt hatte in einer ernſten, verhängnißvollen Stunde dem ſcharf durchdringenden Blick des Auges gegenübergeſtanden, das nun auf immer geſchloſſen war, hatte den Zauber jener jetzt auf ewig verklungenen Stimme empfunden, dem Niemand ſo leicht zu widerſtehen vermochte. Bei ſeiner Durchreiſe durch Berlin, als er vor mehreren Jahren nach langem Aufenthalte im Auslande in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte, um dort mit ſeinem Bruder ſich zu etabliren, war er bei der Parade dem Könige aufgefallen, dem ſo leicht keine neue

Erſcheinung entging, und wurde noch am nämlichen Tage eingeladen, am folgenden Morgen früh um ſechs Uhr im Kabinet des Königs ſich einzuſtellen. Er folgte pünktlich dem ihn ehrenden Ruf und fand den König allein, der ſogleich anfing, mit bedeutender Sachkenntniß über die Handelsverhältniſſe der verſchiedenen Länder, in denen Schopenhauer längere oder kürzere Zeit verweilt hatte, ihn zu befragen.

Sein die Gegenwart, in der er ſich befand, nie vergeſſender Freimuth, ſchien dem Könige zu gefallen; aus Fragen von der einen, Antworten von der andern Seite, wurde zuletzt ein eben ſo lebhaftes als intereſſantes Geſpräch, das nahe an zwei Stunden währte. Das Ende deſſelben war eine wiederholte, beinahe dringend werdende Aufforderung des Königs, alle Prärogative und Vortheile, die ihm wünſchenswerth dünkten, zu verlangen, und auf ihre Gewährung zu rechnen, wenn er ſich entſchließen könne, ſtatt in Danzig, im preußiſchen Lande, gleichviel wo, ſich niederzulaſſen.

Voilà les calamités de la ville de Dansic, ſprach der König lächelnd, indem er auf einen mit Karten und Papieren bedeckten Tiſch in einer Ecke des Zimmers hinwies. Dieſe wenigen Worte brachen den Zauber, von dem Schopenhauer ſchon anfing ſich befangen zu fühlen; es gelang ihm ſich von jeder aus dieſer Stunde entſpringen könnenden Verbindlichkeit fern zu erhalten, aber wie ſehr es Friedrich dem Großen mit ſeinen Vorſchlägen ein Ernſt geweſen, davon habe ich von ihm eigenhändig unterzeichnete Beweiſe in den Händen meines Mannes geſehen, der ſie als ein übrigens ganz nutzlos gewordenes Andenken jener Stunde aufbewahrte.

Feſter als jemals wurzelte nach dem Tode des Königs der Entſchluß in ſeinem Gemüth, ſeine Vaterſtadt, alle unverkennbaren Vortheile und Annehmlichkeiten ſeiner jetzigen Lage aufzugeben, und ſobald Danzig dem Schickſal, unter preußiſche Oberherrſchaft zu gerathen, nicht mehr ausweichen könne, für ſich und mich einen andern Wohnplatz zu ſuchen. Er fühlte tief, wie ſchwer die Ausführung dieſes Vorſatzes, wenn es einſt ſo weit kommen ſollte, in jeder Hinſicht ihm werden müßte. Schonend, aber ernſt, ſuchte er mich darauf vorzubereiten, und wurde durch den hellaufflammenden Enthuſiasmus, mit dem ich auf ſeine Anſichten einging, eben ſo ſehr überraſcht, als erfreut. Wo er gefürchtet hatte, Thränen, Bitten, ſogar heftigen Widerſpruch bekämpfen zu müſſen, fand er die lebhafteſte Anerkennung ſeiner republikaniſchen Geſinnung, die genaueſte Uebereinſtimmung mit ſeinem eigenen Freiheitsgefühl.

Solchen echt-alten Römerſinn in ſeiner kaum zwanzigjährigen Frau zu finden, hatte er nicht erwartet; ob dieſer, wenn es jemals nöthig werden ſollte, auch in der Ausführung ſich bewährt finden laſſen würde, ob nicht jugendliche Unerfahrenheit oder phantaſtiſche Ueberſpannung zu dieſem hohen Aufſchwung mich begeiſterten, mochte er in der Freude ſeines Herzens nicht unterſuchen.

Und hätte er es gethan, ehrenvoll wäre ich vor der ernſtlichen Prüfung beſtanden; die Umgebungen, in denen ich aufgewachſen war, hatten jene Geſinnungen zu feſt in meiner jungen Seele begründet. Es konnte mir gar nicht in den Sinn kommen, daß Andere in dieſer Hinſicht nicht fühlen ſollten, wie ich.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Welche Luſt gewährt das Reiſen!
Johann von Paris.

Reiſen ſollte ich, reiſen! England ſehen! und noch viele Städte und Länder auf dem weiten Wege nach Calais. Mir ſchwindelte vor Freude, ich glaubte zu träumen, als mein Mann die nahe Ausſicht auf dies nie geahnete Glück mir eröffnete; es ſtörte mich in meinem Entzücken durchaus nicht, daß er zu gleicher Zeit mich ziemlich deutlich errathen ließ, wie er mit dieſer, eigentlich ohne Hinſicht auf merkantiliſche Pläne nur zum Vergnügen zu unternehmenden Reiſe, zugleich die Abſicht verbände, das häusliche Familienleben in jenem Lande der Freiheit, wie er es nannte, genauer kennen zu lernen, das vielleicht, wenn die geahnete Veränderung uns auszuwandern bewöge, das Land ſeiner Wahl werden würde. So lange wir jung ſind, liegt die Zukunft uns ſo fern! Ungeduldig zählte ich die Stunden bis zu dem zur Abreiſe feſtgeſetzten Tage, und dachte nie über denſelben hinaus; ich war wieder das kleine Mädchen geworden, das die Nacht über kein Auge zuthun konnte, weil die Mutter verſprochen hatte, es morgen ins Theater mit zu nehmen.

Endlich ging vor vollen funfzig Jahren, Anno ſiebenhundert ſieben und achtzig, die längſt herbeigeſehnte Sonne des Johannistages auf, oder vielmehr unter; denn in Folge einer ſeiner alten Gewohnheiten hatte mein Mann die Poſtpferde erſt um elf Uhr in der Nacht nach Oliva beſtellt. In ſpäter Mitternachtſtunde abreiſen, gefiel mir außerordentlich, es kam ſo poetiſch mir vor. Da ſtand ich und ſah unſere Koffer aufpacken, ſah ein dazu eingerichtetes Magazin unterm Wagen mit Weinflaſchen, die großen Seitentaſchen im Wagen mit Zitronen, Apfelſinen und ähnlichen guten Dingen anfüllen, wurde jetzt obendrein einen gewaltig großen Speiſekorb voll Proviant, meiner Meinung nach auf viele Wochen, gewahr, der aus der Stadt gebracht worden war. Um Gotteswillen, führt denn der Weg nach Berlin durch die arabiſche Wüſte? rief ich verwundert.

Mitternacht war gekommen, Alles zum Abfahren bereit; da ſprang unerwartet eine Rührung uns noch quer über den Weg, die, unerachtet des Heldenmuthes mit dem ich die Reiſe anzutreten im Begriff war, mir ein paar Thränchen ins Auge trieb. Baal, ein wunderſchöner großer Hund, ſeit ſo manchem Jahr meines Mannes treueſter Begleiter, war von ſeinem Herrn, für die Zeit unſerer Abweſenheit, einem ſeiner Freunde übergeben worden, bei welchem es dem Thiere noch weit beſſer ergehen mußte als bei uns. Baal hatte den Strick entzwei gebiſſen, an dem er im Stall angebunden geweſen, hatte in dunkler Nacht den langen Weg von Danzig nach Oliva zurückgelegt und ſprang nun, die Ueberbleibſel ſeiner Feſſeln um den Hals geknüpft, freudig bellend an ſeinen Herrn auf.

Das laute Heulen des armen Hundes, als er uns vom Hofe herunterfahren ſah, und uns nicht folgen durfte, ging uns durch die Seele, doch Baal wußte für die an ihm geübte Treuloſigkeit ſich zu rächen. Nie hat er nach unſerer Wiederkehr uns anders als mit Verachtung angeblickt, nie ſich bewegen laſſen, freundlich Notiz von uns zu nehmen, oder unſer Haus mit ſeinem Beſuch zu beehren; er blieb dem Manne treu, der ihn aufgenommen, als wir ihn verlaſſen, obgleich ſein Betragen deutlich verrieth, daß er uns erkannte.

Daß ich dieſe ziemlich triviale Hundeanekdote für das intereſſanteſte Ereigniß hier erkläre, welches auf dem Wege von Oliva bis Berlin uns aufſtieß, möge meinen Leſern zur Beruhigung dienen, denen vielleicht eine kleine Furcht davor anwandelt, von meiner, in dieſem Fach oft erprobten Feder, eine Reiſebeſchreibung en miniature hier überblättern zu müſſen.

Langweiliger als dieſe Reiſe kann ich mir nichts denken, als etwa eine Beſchreibung derſelben; Schritt vor Schritt zogen vier abgelebte Poſtpferde uns durch tiefen Sand, durch armſelige Städte und noch armſeligere Dörfer, wie ungleich denen auf dem Danziger Gebiet! Legten wir in anderthalb Stunden eine Meile zurück, ſo war der Poſtillon ſehr zu loben, brachte er zwei Stunden damit zu, ſo hatten wir kein Recht, uns über ihn zu beklagen; es gab ſogar eine Station, ich weiß nicht mehr genau, ob dicht vor oder hinter dem traurigen Städtchen Schlawe, auf der wir einen ganzen Tag zubrachten, um fünf unbarmherzig lange pommerſche Meilen mit den nämlichen Pferden zurückzulegen; ſo unwirthbar öde, ſo hauslos, möchte ich ſagen, war das Land meilenweit umher. Es war eine große Vergünſtigung des Herrn Poſtmeiſters, wenn wir nur eine Stunde auf friſche Pferde warten mußten, die in der Regel erſt vom Felde hereingeholt wurden, aber auch bei längerem

Verweilen blieb uns nichts übrig, als uns möglichſt in Geduld zu faſſen.

So ging es fort ohne Raſt und Ruh, vier oder fünf Tage und Nächte lang; der abſchreckenden Beſchaffenheit der Nachtquartiere, die unterwegs mit Ausnahme eines einzigen im Städtchen Köslin ſich uns boten, könnte nur die Feder des berühmten Beſchreibers von Italien, Herrn Guſtav Nicolai, in allen ihren Details das ihr gebührende Recht angedeihen zu laſſen.

Der conſumtible Theil unſeres Gepäcks ſchmolz indeſſen ſo zuſammen, daß wir auf der vorletzten Station vor Berlin ſogar den völlig geleerten Korb liegen ließen; was ohne denſelben in der zwar nicht arabiſchen, aber doch ſehr troſtlos dürren Wüſte, die wir durchzogen, aus uns geworden wäre, weiß ich in der That nicht.

Trotz allem dieſen kam ich doch ſehr wohlgemuth vor dem damals berühmteſten Gaſthofe zur goldenen Sonne, der auch vornehmer Hôtel de Russie genannt wurde, in Berlin an; erſt beim Ausſteigen entdeckte ich zu meinem Erſtaunen, daß ich auf meinen übermäßig angeſchwollenen Füßen weder ſtehen noch gehen könne. Mein Mann nahm ohne langes Bedenken mich wie ein Kind auf den Arm, trug mich die Treppe hinauf, und ſuchte unterwegs mich mit der Verſicherung zu beruhigen, daß ich nach einer in einem guten Bette durchſchlafenen Nacht wieder ganz hergeſtellt ſein würde; indem mein Zuſtand nur die natürliche Folge der ununterbrochen fortgeſetzten Reiſe ſei. Ich hätte mit dieſer Verſicherung mich auch gern ganz zufrieden gegeben, hätte nur die Schildwacht, die irgend einem vornehmen Reiſenden zu Ehren vor dem Hauſe aufgeſtellt war, nicht überlaut geſagt: »ein nettes Frauenzimmerchen, ſchade daß es kreuzlahm iſt,« was ich denn doch ſehr übel nehmen mußte.

Während der ſechs oder acht Tage, die wir dieſesmal in Berlin zubrachten, hatte ich vom Morgen bis zum Abend mit den Merkwürdigkeiten der großen Königsſtadt vollauf zu thun. Vor den Erzeugniſſen bildender Kunſt, die ich noch nie in ſo zahlreicher Zuſammenſtellung erblickt hatte, ſtand ich verſtummend, furchtſam, verlegen; ich wußte eigentlich nicht, wie mir geſchehen, denn ich hatte noch nicht ſehen gelernt.

Der Anblick der wie nagelneu ausſehenden Stadt war mir zwar auffallend, aber die unabſehbar langen und breiten Straßen kamen eben wegen ihrer Länge und Breite mir öde und menſchenleer vor, eben ſo auch die alle wie nach einem Modell erbaueten einander durchaus ähnlichen Häuſer, von denen damals einige gar keine Häuſer, ſondern bloß eine Façade waren, hinter welcher nichts als ein leerer Raum ſich befand, die nur der Symmetrie zu Liebe erbauet worden war, um eine entſtellende Lücke in der Reihe der übrigen Häuſer zu verbergen. Daß dem wirklich ſo ſei, davon konnte mich Ungläubige nur der Augenſchein überzeugen.

Stoff zur Bewunderung fand ich zwar überall und ſtündlich, bei jedem Schritte, doch ganz heimlich bei mir ſelbſt verwunderte ich mich am meiſten darüber, daß ich nicht noch weit mehr mich verwundern mußte; die glanzerfüllte Mährchenwelt, die hohe ernſte Würde des alten Roms, die Ueberbleibſel gediegener Vorzeit in meiner Vaterſtadt, leuchteten aus meinen Kinderjahren noch zu blendend zu mir herüber. Wider mein Wollen mußte ich in Berlin immer an Theaterdecorationen denken.

Der Weg von Berlin nach Potsdam beträgt nur vier Poſtmeilen, die kleine Reiſe, jetzt eine luſtige Spazierfahrt von höchſtens drittehalb Stunden, war damals aber ein Unternehmen, zu deſſen Ausführung man ſich im Voraus mit Geduld waffnen mußte. Im knietiefen Sande, beinahe einen ganzen Tag lang durch einen traurigen Fichtenwald ſich hinſchleppen laſſen zu müſſen, um einen ſo kurzen Weg zurückzulegen, war in der That keine Kleinigkeit.

Der Anblick der Stadt Potsdam, als wir ihn endlich errungen hatten, entſchädigte mich wenig für die überſtandene Mühſeligkeit, ſie kam mir noch menſchenleerer, noch verödeter vor als Berlin. Die äußerlich anſcheinende Pracht der Gebäude kontraſtirte damals gar zu auffallend mit der Aermlichkeit der Bewohner derſelben.

Uniformen rechts, links, wohin man ſah, überall nichts als Uniformen, nirgend echt bürgerliche Wohlhabenheit, frohſinniger, ſich ſelbſt lohnender Gewerbsfleiß. Mir war nicht wohl dabei, und ich ſehnte mich bald wieder hinaus.

Auch war es draußen unſtreitig weit angenehmer als in der Stadt, die Umgebung derſelben gefiel mir um ſo mehr, da es die erſte ſchöne Gegend war, die ich erblickte, ſeit ich Danzig verlaſſen; beſonders erfreuten mich die nie zuvor geſehenen Weinberge, welche hier ſchon anzutreffen ich nicht erwartet hatte. Man behauptete zwar, ſie brächten nur »Gewächs ſieht aus wie Wein,« aber was ging das mich an, durch eine ſolche Kleinigkeit ließ ich in meiner Freude mich nicht ſtören.

Schloß Sansſoucis machte in ſeiner grandioſen Einfachheit einen Eindruck auf mich, den ich nicht verſuchen will durch Worte wieder zu geben. Im Sterbezimmer des großen Königs ſtand noch Alles, wie es in jener verhängnißvollen ernſten Stunde vor einem Jahre geſtanden. Leiſen Schrittes näherte ich mich dem Armſeſſel vor dem Kamin, in welchem die peinlich drückenden Feſſeln des Lebens von dem Helden ſeines Jahrhunderts endlich abgefallen waren; ein lautes Wort wäre hier mir unmöglich, es nur zu hören unerträglich geweſen; doch Niemand unterbrach die heilige Stille, es war, als ob alle Gegenwärtigen noch unter dem Einfluß des hohen Geiſtes ſich fühlten, der einſt hier gewaltet.

Leichtfüßig ſchweifte ich in den Gärten umher, die ich in ſolcher Pracht noch nie geſehen; lachte den dickköpfigen chineſiſchen Pagoden ins Geſicht, die in einem Pavillon mich nickend begrüßten, wunderte mich über die übermäßigen Vergoldungen in einem andern, ſah die berüchtigte Windmühle von weitem, deren Flügel ebenfalls vergolden zu laſſen ein Spottvogel einſt dem Könige gerathen, blieb vor den Marmorbildern wie eingewurzelt ſtehen und meinte endlich ins Feenreich verſetzt zu ſein, als ich die Orangerie in voller Blüthe, die wunderbaren Palmen und

Bäume aus ſüdlichen Zonen, die Fülle der in unglaublichem Farbenglanz prangenden fremden Blumen erblickte, die mit wahrhaft königlicher Pracht in Treibhäuſern gepflegt wurden, deren Möglichkeit in ſolcher Größe und Vollkommenheit mir nie in den Sinn gekommen war.

Unfern dem Schloſſe, in einer von hohen Bäumen und düſterm Gebüſch umſchatteten Ecke des Gartens, erblickte ich mehrere kleine Leichenſteine mit Bello, Diana, Bijou und ähnlichen Hundenamen bezeichnet. Es waren die Gräber der zierlichen Windſpiele, einſt die vierfüßigen Lieblinge des gewaltigen Herrſchers über Millionen, die er im bittern Unmuth für ſeine »einzig getreuen Freunde« oft erklärt hatte. Wie ſchwarz und ſchwer, wie ſo ganz troſtlos muß in jener Stunde Menſchenverachtung ſeinen hohen Sinn gebeugt haben, in der er den Wunſch äußern konnte, hier in ihrer Mitte einſt begraben zu werden.

Uebrigens mag aber auch mancher Menſch das Schickſal dieſer zierlichen Thierchen mit Neid betrachtet haben; ſie führten ein köſtliches Leben, überall war ihnen weich gebettet. Im Zimmer des Königs durften ſie jede erſinnliche Freiheit ſich herausnehmen, wovon Sophas und Seſſel noch Beweiſe lieferten, und bei ſchlechtem Wetter fuhren ſie in Königlicher

Equipage ſpazieren, um die niedlichen Pfötchen nicht zu beſchmutzen. Der ſie begleitende Page nahm dann im Wagen den Rückſitz ein und überließ ihnen den bequemeren Ehrenplatz; auch redete er nur in der dritten Perſon des Plurals ſie an: Mylord! wo denken Sie hin? iſt das auch ein ſchickliches Betragen? Marquis, halten Sie doch Frieden! Comteſſe! wer wird denn ſo bellen?

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Was man nicht alles für Leute kennt!
Und, wie die Zeit von dannen rennt.—
Was werd' ich noch alles erleben müſſen!
Schiller.

Um wieder einmal die große Fontaine in Herrenhauſen ſpringen zu ſehen, und zugleich den berühmten Arzt, Ritter von Zimmermann, wegen kaum merklich werdender Abnahme ſeines Gehörs zu conſultiren, führte mein Mann mich von Berlin nach Hannover. Im Bewußtſein, nicht nur den großen Arzt, ſondern auch, was mir noch viel mehr war, den berühmten Schriftſteller, deſſen Werk über die Einſamkeit ich mit großem Intereſſe kürzlich geleſen, in ſeinem Hauſe aufzuſuchen, war mir freilich beim Ueberſchreiten ſeiner Schwelle ein wenig ängſtlich um's Herz. Die freundliche Art, mit der er als ein früherer Bekannter meines Mannes uns empfing, beruhigte mich indeſſen gleich anfangs wenigſtens in ſo weit, daß es mir möglich wurde, nicht durch kindiſche Scheu mich lächerlich zu zeigen; und als ich erſt in ſeinem Zimmer auf dem Sopha mich etablirt ſah, als ich nun, umherſchauend, an den Wänden und überall Gemälde und andere Dinge entdeckte, die auf ſein Buch Bezug hatten, und die ich ſogar aus den in demſelben enthaltenen Beſchreibungen wieder erkannte, da wurde die Möglichkeit, auch mit Männern dieſer Art zu ſprechen, ohne dabei vor lauter Ehrfurcht zu vergehen, mir einigermaßen klar.

Ritter von Zimmermann war eine ſtattliche Geſtalt, ſein Betragen das eines in den höheren Kreiſen gebildeten Weltmannes; die nicht eben ſchönen aber ausdrucksvoll-männlichen Züge ſeines Geſichts trugen Spuren jener tiefen Melancholie, welche einige Jahre ſpäter bis an das Ende ſeiner Tage in die trübſeligſte Hypochondrie ausartete. Für jetzt verriethen indeß weder ſeine Reden, noch ſeine Art zu ſein, den traurigen Verfall ſeiner geiſtigen Kraft, der durch frühere Krankheit herbeigeführt ihm nahe bevorſtand. Er ſprach viel und angenehm von ſeiner Fehde mit dem durch ihn berühmt gewordenen Doctor Oberreit, von ſeinem Beſuch am Sterbelager Friedrichs des Zweiten, und wußte mir ſo den Muth einzuflößen, dann und wann ein Wort in das Geſpräch einzuſchieben, oder eine ganz beſcheidene Frage zu wagen.

Am Ende unſers Beſuchs beſtimmte er meinen

Mann zur Brunnenkur in Pyrmont, wo er die beſte Gelegenheit haben würde, ihn als Arzt zu beobachten, die Urſachen ſeiner angehenden Taubheit zu ergründen und wo möglich zu beſeitigen.

Auf Wiederſehn in Pyrmont! Wie liebte ich den Ritter um dieſes einzigen Wortes willen, mit dem er von uns Abſchied nahm! Pyrmont! zwar wußte ich ſelbſt nicht recht, was ich mir dabei dachte; ich Neuling in der Welt, wie konnte ich?

Den Sonntag mußten wir in Hannover noch abwarten, um die große Fontaine in Herrenhauſen ſpringen zu ſehen, ein Schauſpiel, das, wie Alles, was auf Gartenkunſt Bezug hatte, meinen Mann ſehr intereſſirte. Auch war es hier des Sehens und Bewunderns vollkommen werth. Mit donnerähnlichem Brauſen drängte das Waſſer ſich unter der Erde durch die Röhren, und warf dann den mächtigen an Stärke dem Stamme eines großen Baumes zu vergleichenden Strahl ſiebenzig Fuß hoch in die Luft. Daß dieſer Strahl in der Mitte hohl ſei, und nur durch Kunſt dieſe ſcheinbare Stärke erlange, erfuhr ich ſpäter, aber die Illuſion war zu vollkommen, das Schauſpiel, das ſie bot, von zu erhabener Größe, um ſich hier nicht gern täuſchen zu laſſen.

Wie erglänzte im Strahl der ſinkenden Sonne, beim Nachhauſefahren der wunderherrliche Dom, den die nach Herrenhauſen führende Allee bildet, die größte in Deutſchland, vielleicht in der Welt; wie ſchimmerte das Laub, und deckte mit Millionen kleiner, auf goldigem Grunde tanzender Schatten, wie mit einem prachtvollen Teppich, die Erde!

Bei unſerer Ankunft wimmelte Pyrmont von Brunnengäſten aus allen, beſonders aus den höhern und ſelbſt höchſten Ständen; der ganze Ort kam wie ein ungeheurer Gaſthof mir vor. Von dem, was Badeleben eigentlich ſei, hatte ich keinen Begriff, ich hatte bis dahin es ganz treuherzig für einen letzten Verſuch gehalten, die dem Grabe zuſinkende Geſundheit wieder herzuſtellen. In Danzig kannte man eigentlich nur zwei Badeorte, Pyrmont und Karlsbad, und zwar größtentheils nur dem Namen nach; überhaupt galt die Verordnung einer Badereiſe als Andeutung, daß der Arzt keinen weitern Rath wiſſe und den Kranken gern aus ſeiner Nähe entfernen möchte, um im ſchlimmſten Fall weiterer Verantwortlichkeit enthoben zu ſein.

An die Möglichkeit, aus Pyrmont hergeſtellt wieder zu kehren, glaubte man einigermaßen, obgleich der Verſuch dazu nur ſelten gewagt worden ſein mag; aber das Pyrmonter Waſſer wurde ſchon damals weit und breit, ſogar bis zu uns verſendet; die Verordnung, nach Karlsbad zu gehen, wurde meiſtens wie eine Art Todesurtheil aufgenommen, jedem ſchauderte vor dem gleichſam aus der Hölle kochend heiß aufſprudelnden Waſſer, und die dorthin Abreiſenden ſchieden im bängſten Vorgefühl von ihren troſtlos ihnen nachweinenden Freunden.

Ueberhaupt gab es bei ſehr mangelhafter Einrichtung der Brunnenorte damals in Deutſchland derſelben nur wenige; jetzt würde es ſchwer fallen, mehr als zehn Meilen zurückzulegen, ohne auf eine größere oder kleinere, dem menſchlichen Erfindungsgeiſt oder der Natur entſpringende Heilquelle zu ſtoßen. Vor funfzig bis ſechzig Jahren waren viele der jetzt beſuchteſten theils noch unbekannt, theils nur von in der Nähe derſelben Wohnenden ſpärlich benutzt und ärmlich ausgeſtattet; an die zweckmäßige Einrichtung von Seebädern wurde aber noch gar nicht gedacht.

So war es damals nicht allein in unſerem abgelegenen Norden, ſondern wenig modificirt auch im eigentlichen Deutſchland; Pyrmont hatte indeſſen ſeit einigen Jahren, beſonders ſeit König Friedrich der Zweite es beſuchte, eine überwiegende Berühmtheit erlangt; es wurde als die Krone aller Bäder betrachtet, von Fürſten mit ihrer Gegenwart beehrt, von dem Landesherrn, dem Fürſten von Waldeck, auf jede ihm mögliche Weiſe gehoben und begünſtigt, und ſo hatte die Aufnahme, welche man dort fand, zwar bei weitem nicht ſo glänzend, als etwa jetzt in Wiesbaden, aber doch ſolcher vornehmer Brunnengäſte nicht ganz unwürdig ſich geſtaltet.

Ob die hohen Erwartungen, mit denen ich in Pyrmont eintraf, ganz befriedigt wurden, iſt eine Frage, die ich mit gleicher Wahrheit bejahend oder verneinend beantworten könnte.

Dieſelbe Couleur, aber in Grün, forderte, wie eine bekannte Anekdote erzählt, ein Dienſtmädchen einſt in einem Laden, und reichte ein Pröbchen roſenrothes Band dem Kaufmanne hin; was das Mädchen eigentlich meinte, war ungefähr das, was ich in Pyrmont gefunden: Alles wie ich es mir gedacht hatte, nur ganz anders: Gott verſteht mich, tröſte ich mich mit dem ehrlichen Sancho Pansa, wenn man mich hier etwas unbegreiflich finden ſollte.

Während der erſten Tage war mir freilich, mitten in dem bunten Treiben, ungefähr wie einem ins weite Meer gefallenen Regentropfen zu Muthe, doch auch hier trat, wie immer, mein Mann hülfreich ein, er führte früheren Bekannten, die er bald aufgefunden, mich zu, Männern und Frauen, aus Hamburg, Bremen und Lübeck, Hanſeaten, eben wie wir auch, bei denen ich bald ganz einheimiſch mich fühlte. Einer jungen liebenswürdigen Hamburgerin ſchloß ich herzlicher als den übrigen mich an, deren Mann ſchon früher dem meinigen befreundet geweſen, und die auch in ſpäteren Jahren immer meine treue Freundin geblieben iſt. Madame B** war ebenfalls einem weit ältern Manne ſehr glücklich vermählt, der in ruhiger Zurückgezogenheit von Geſchäften ſeines großen in Spanien erworbenen Vermögens mit feinem Sinn und in anſtändigem Wohlleben in Hamburg ſich mit ihr erfreuete.

Daß wir in dieſer lieben Geſellſchaft die oft beſchriebene ſchöne Gegend um Pyrmont auf größeren Spazierfahrten durchſtreiften, daß rüſtigere Fußgänger, als meine liebe B** es war, ſich zu mir geſellten, um mit mir die Berge zu beſteigen, wo Hermann mit ſeinen Cheruskern einſt hauſete, daß ich mit dem größten Intereſſe auf klaſſiſchem Boden hier wandelte, das Alles verſteht ſich von ſelbſt. Varus und ſeinen Legionen gönnte ich übrigens ihren Untergang, der in dieſer Gegend ſtatt gefunden haben ſollte, wie meine geſchichtskundigen Führer mich verſicherten, waren es doch nicht meine freien, tapſern Republikaner, die ich noch immer im Herzen trug.

Morgens verſäumte ich ſelten an den Brunnen zu gehen, obgleich ich ſelbſt ihn nicht trank. Alles ergötzte mich dort in ſeiner Neuheit; das mannichfaltige Getümmel der an der Quelle Geneſung Suchenden, die jungen Frauen und Mädchen, die, nachdem ſie ihren Becher haſtig geleert, leichtfüßig wie Elfen die Allee hinunter ſchwebten, und in ihren einfachen Morgenkleidern tauſendmal hübſcher waren als am Tage unter der ſchwerfälligen Laſt der damaligen geſchmackloſen Mode.

Der feierliche Choral, mit welchem das treffliche Muſikchor des Fürſten von Waldeck die Freuden des für uns eigentlich beginnenden Tages mit dem Schlage ſechs Uhr einleitete, ſchuf den hoch über uns ſich wölbenden von den ſtattlichſten Bäumen gebildeten grünen Dom zum herrlichſten Tempel Gottes um. Es war ein einziger Moment, der ſelbſt auf den Leichtſinnigſten unter uns nie ſeine Wirkung verfehlte, die aber auch mit dem letzten zum Himmel aufſchwebenden Ton meiſtens wieder verflog.

Wer iſt der hübſche junge Mann, der gleich nach dem Morgenliede ſich einen luſtigen Tanz aufſpielen läßt? fragte ich am erſten Tage. Sie meinen den, der ſich dort das niedliche Blumenmädchen herauslangt und die Allee mit ihr hinunterwalzt? Das iſt der regierende Herzog von Mecklenburg-Schwerin; erhielt ich zur Antwort, und mußte zwei-, dreimal ſie mir wiederholen laſſen, weil ich immerfort glaubte, falſch verſtanden zu haben.

Ein regierender Fürſt! es war der erſte, den ich jemals in der Nähe geſehen, denn damals waren ſo hohe Reiſende noch eine Seltenheit. Daß ſie nicht mehr die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand umherſpazieren, wußte ich längſt, aber ſo durchaus herablaſſend und human, ſo ganz frei von jenem Nimbus, den ich von der äußern Erſcheinung eines ſolchen Gebieters über Leben und Freiheit ſeiner Unterthanen mir unzertrennlich dachte, den hohen Herrn zu finden, wäre mir nie eingefallen.

Was würden die Danziger ſagen, wenn nur ihr regierender Herr Bürgermeiſter ein ſolches Tänzchen öffentlich wagen wollte! dachte ich.

Uebrigens ſtand Herzog Franz von Mecklenburg damals in blühendſter Jugend, was bei regierenden Bürgermeiſtern nie der Fall zu ſein pflegt; ſein Land, ſeine Familie haben während ſeiner langen Regierung ſich wohl befunden und ſeinen Tod aufrichtig betrauert; er ſelbſt aber hat erſt am Anfange dieſes

Jahres, ein einundachtzigjähriger noch immer lebenskräftiger Greis, ſein froh und glücklich geführtes Tagewerk froh und glücklich beendet, und ruht jetzt von des Lebens Mühen und Freuden bei ſeinen Ahnherren aus.

Der Nimbus von fürſtlicher Glorie, den ich bei dem lebensluſtigen Herzog von Mecklenburg vermißte, ſollte dennoch mir aufgehen, ehe ich Pyrmont verließ; in verdoppeltem und verdreifachtem Glanze umſtrahlte es die ſtattliche Geſtalt der regierenden Herzogin von Braunſchweig, die, umgeben von Kammerherren, Hofdamen und Allem, was zu einem förmlichen Hofſtaat ſonſt noch gehört, wenige Tage nach uns eintraf, um die Brunnenkur zu gebrauchen.

An jedem Morgen ſahen wir in der Allee eine lange Tafel bereitet, an welcher die Herzogin mit ihrer Geſellſchaft das Frühſtück einnahm; auch wir und unſere näheren Bekannten hatten zum nämlichen Zweck eine ähnliche, jener gegenüber ſchon früher etablirt. Beide waren die einzigen dieſer Art, die übrige Geſellſchaft frühſtückte an kleinen einzelnen Tiſchen oder zu Hauſe. Mich und Madame B** ergötzte es nicht wenig, das, was in jener uns ganz neuen Hofatmoſphäre vorging, wie ein Schauſpiel zu betrachten, über welches wir unſere mitunter ziemlich luſtigen Bemerkungen einander mittheilten, aber es fiel uns nicht ein, daß auch wir unſerm vornehmen vis à vis Stoff zu ähnlichen liefern könnten, die indeſſen, wie die Folge lehrte, nicht ungünſtig für uns ausgefallen ſein mußten.

Frau von B**, eine ſehr geiſtreiche Dame, mit der wir zufällig in eine Art oberflächlicher Bekanntſchaft gerathen waren, wie das an ſolchen Orten ſo leicht geſchieht, trat ganz unerwartet mit dem Erbieten hervor, Madame B** und mich der Herzogin von Braunſchweig vorzuſtellen. Sehr freundlich bemerkte ſie dabei, daß wir dadurch des Vorzugs theilhaftig werden würden, uns den großen Dejeuners anſchließen zu dürfen. Vergebens erinnerte ich unſere Beſchützerin an unſeren durchaus nicht hoffähigen Bürgerſtand; ſie erwiederte lächelnd, daß an Orten wie dieſer auf Hofetikette nicht ſo ſtrenge gehalten werde, wandte Alles an, um meine Zweifel zu heben und lud uns endlich ein, der Herzogin noch am nämlichen Nachmittage in der Allee zufällig zu begegnen. Wir hätten dabei nichts weiter zu thun, ſetzte ſie hinzu, als nach dem Rock oder der Hand der Herzogin uns zu bücken, um ſie zu küſſen, was die ungemein herablaſſende Fürſtin aber gewiß nicht zugeben werde.

Wir, keinem Fürſten unterthan, freigeborene Frauen, wir ſollten einer anderen Frau, die weder unſere Mutter noch Großmutter war, die Hand küſſen? oder vollends gar bis zur Erde uns beugen, um den Saum ihres Gewandes zu ergreifen, ein Zeichen leibeigener Knechtſchaft, das ſogar von Seiten der Schimkys und der rohen kaſſubiſchen Bauern mich immer empört hatte! Der Gedanke, daß man ein ſolches uns zumuthen könne, brachte mein republikaniſches Blut in heftige Wallung. Feuerroth mit blitzenden Augen und zornbewegter Stimme erklärte ich, daß ich für meine Perſon unter ſolchen Bedingungen der mir zugedachten Ehre entſagen müſſe, und meine Hamburger Freundin, durch mein Beiſpiel ermuthigt, ſtimmte mir bei.

Vergebens ſuchte Frau von B** meine Anſicht deſſen, was man von uns verlangte, zu berichtigen, vergebens wollte ſie als eine bloße, bei ſolchen Gelegenheiten zwar unerläßliche Formalität es mir darſtellen, bei der es die ſehr gnädige Herzogin aber nie weiter als zur bloßen Demonſtration kommen laſſe; auch zu einer ſolchen erklärte ich, könne ich als freie Republikanerin mich nicht entſchließen. Genug, wir beharrten auf unſerem ſtarren reichſtädtiſchen Sinn, und blieben jener Sphäre fern, in deren Nähe wir uns nie geſehnt hatten. Belobt von unſern Männern, die bei dieſer, meiner erſten und einzigen diplomatiſchen Verhandlung als paſſive Zeugen ſich verhalten hatten, von unſern übrigen hanſeatiſchen Freunden bis in die Wolken erhoben, dachten wir gar nicht daran, wie viel Stoff zu witzigen Einfällen unſer Bürgerhochmuth wahrſcheinlich dem Tiſch an der entgegengeſetzten Seite der Allee geliefert haben mochte.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Un homme d'esprit n'en a pas tous les jours!

Gleichzeitig mit der Herzogin von Braunſchweig hatte auch der Ritter von Zimmermann ſich in Pyrmont eingeſtellt. Gepudert, friſirt, in vollem Anzuge, faſt immer den Hut unterm Arm, mit dem Wladimirorden prangend, mußte ich ihn, noch lange vor dem Morgenliede, ſich in der Allee ſchmiegen, bücken, von einem vornehmen Brunnengaſt ſchnell zu einem noch vornehmern übergehen, kurz eine für ſein Alter wie für das was er war ganz unpaſſende Rolle ſpielen ſehen. Doch muß ich auch bekennen, daß er, weit davon entfernt uns Nobody's darüber zu vernachläſſigen, ſelten einen Morgen vorbeigehen ließ, ohne auch von uns Notiz zu nehmen, und mich in der Allee eine kleine Strecke zu begleiten. Zuweilen ſuchte er im Laufe des Tages in unſrer Wohnung uns auf, in offnem traulichen Geſpräch flogen dann die Stunden an uns vorüber. Er zeigte ſich ganz wie ich nach Leſung ſeines Buchs über die Einſamkeit ihn mir gedacht und in ſeinem Hauſe ihn gefunden. Aus Allem ging hervor, daß nicht Wohlgefallen an dieſem Treiben, ſondern übermäßige Eitelkeit ihn verleitete, ſich einer Laſt zu bequemen, die ſeinem eigentlichen Weſen durchaus widerſprach, was ich ohne inniges Bedauern nicht anſehen konnte.

Mein Wunſch, literariſche Notabilitäten kennen zu lernen, fand übrigens in Pyrmont der Befriedigung vollauf, inſofern ich mit dem bloßen Anblick ihrer Perſönlichkeit mich begnügen wollte. Täglich entdeckte ich neue mir noch unbekannte Brunnengäſte, und hörte mit aus Journalen und Büchern mir wohlbekannten berühmten Namen ſie nennen. Doch dabei blieb es gewöhnlich, höchſtens kam es bis zu einem Gruß beim Begegnen, und einer flüchtigen Frage nach dem gegenſeitigen Befinden. Man ſah es dieſen Männern an, daß das Bedürfniß, nach einem langen arbeitsvollen Winter im Freien ſich zu erholen, ſie nach Pyrmont geführt, und ſie folglich wenig aufgelegt ſein konnten, dem hohlen, geräuſchvollen, ihnen wenig zuſagenden Badeleben ſich hinzugeben.

Zwei von dieſen, der Buchhändler Nikolai aus Berlin und ſein von ihm unzertrennlicher Freund, der Bibliothekar Bieſter, Herausgeber der Berliner Monatsſchrift, hatten ſich indeſſen uns mehr genähert. Nikolai war ein ältlicher, ernſter, etwas finſter ausſehender Mann, was theils von ſeinem etwas ſchweren Gehör, theils von den vielen, von beiden Seiten oft mit großer Erbitterung geführten literariſchen Fehden herrühren mochte, in welche er in jener Zeit verwickelt war. Doch habe ich im geſelligen Umgange nichts weniger als abſtoßend oder mürriſch ihn gefunden. Sebaldus Nothanker war die einzige ſeiner Schriften, die ich geleſen, die beſonders durch die kleinen Meiſterwerke, mit denen Chodowiecky's unnachahmliche Laune das Buch ausgeſtattet hatte, mir intereſſant geworden war, und bei welchem eigentlich nur der darin vorherrſchende Humor mich feſthalten konnte, da ich von dem hinter dieſem verborgenen tiefen Ernſt wenig verſtand. Nikolai ließ oft ſehr freundlich auf mein unbedeutendes Geſchwätz ſich ein, doch wohl nur aus höflicher Rückſicht gegen mein Geſchlecht; denn daß nicht ich, ſondern mein Mann ihn an uns gezogen, ging aus den lebhaften oft die heterogenſten Gegenſtände erſchöpfenden Geſprächen dieſer Beiden täglich hervor. Bibliothekar Bieſter war gewöhnlich der Dritte in ihrem Bunde; doch da in ſeiner Perſönlichkeit wenig Anziehendes für mich lag, ſo ſchwebt ſein Bild nur in undeutlichen Umriſſen meiner Erinnerung vor.

Das Beſte hebt jede gute Hausfrau gern bis zuletzt auf, und ſo will denn auch ich, indem ich im Begriff ſtehe, von Pyrmont zu ſcheiden, erſt zum Schluſſe den Mann nennen, deſſen mir höchſt liebe und wohlthätige Erſcheinung die zerſtörende Gewalt der Jahre in meinem Gemüthe nie verlöſchen konnte, Juſtus Möſer.

Seine patriotiſchen Phantaſien waren zufällig unter die kleine Anzahl von Büchern gerathen, die ich in Oliva vorfand; ſie ſind für Weſtphalen geſchrieben, ein fernes Land, deſſen Einrichtungen und Gebräuche ich nicht kannte; vieles darin mußte mir deshalb unverſtändlich bleiben, dennoch zog das Buch mich mächtig an, und ſo lange ich auf dem Lande blieb, ließ ich ſelten mehrere Tage vergehen, ohne mich in einzelnen Stunden daran zu ergötzen. Wer es kennt, wird dies begreifen, wer es nicht kennt, wird es jetzt ſchwerlich kennen lernen; es iſt zu neu, um durch Alterthümlichkeit anzuziehen, zu alt, um in dieſer ganz veränderten Zeit Anklang zu finden.

Der durch das innigſte Wohlwollen und den Erguß des heiterſten Humors gemilderte Ernſt, mit welchem der Verfaſſer in jenem Buche gegen die

Mißbräuche ſeiner Zeit ankämpft, ſeine treuherzige, ich möchte ſagen väterliche Art, ſeinen Landsleuten guten, ja den beſten Rath in wichtigen Angelegenheiten des Lebens zu ertheilen, die ſtrenge Wahrheitsliebe, welche aus jedem ſeiner Werte hervorgeht, mußten die allgemeinſte Liebe und Achtung derer ihm erwerben, die aus ſeinem ſchriftſtelleriſchen Wirken ihn kannten; doch wie ſehr wurden dieſe durch ſeine perſönliche Erſcheinung erhöht!

Die Natur hatte mit ihren edelſten Gaben verſchwenderiſch ihn beglückt, und Kränkung, Kummer, Sorge, waren ſeinem für Anderer Wohl unermüdlich thätigen Leben immer fern geblieben. Er ſtand, als ich ihn kennen lernte, ſchon in ſeinem ſiebenundſechzigſten Jahr, und hatte noch nie erfahren, was Schmerz und Krankheit ſei. Das vollkommenſte Ebenmaß ſeiner ungewöhnlich hohen, vom Alter ungebeugten Geſtalt, ſeine ſichere kräftige Art, ſich zu bewegen, der zugleich heitere und würdige Ausdruck ſeines edlen Geſichts, zog alle Herzen zu inniger Verehrung gegen ihn hin, und zeichnete unter Hunderten ihn aus. So war er im Aeußern, das mit ſeinem Geiſte, wie mit ſeinem Gemüth, in vollkommenſter Harmonie ſtand, wie unſre Welt ſie ſelten aufzuweiſen vermag.

Was ſein beſonderes Wohlwollen auf mich gerichtet, weiß ich nicht, es war wohl nur die Gunſt des Augenblicks, aber er gab gern und viel und täglich ſich mit mir ab. Wie ſtolz war ich, wenn die Leute uns Beiden nachſahen, indem wir mit einander die Allee auf- und abſpazierten. Seine ſehr hohe und meine ſehr kleine Geſtalt mögen ſonderbar genug mit einander kontraſtirt haben, auch führte er mich gewöhnlich wie ein kleines Kind an der Hand, weil es mir zu unbequem war, meinen Arm bis zu dem ſeinigen zu erheben.

God bless the tall gentleman! Gott ſegne den langen Herrn! Hatten die Londoner Blumen- und Gemüſeverkäuferinnen immer ihm nachgerufen, wenn er in London über Covent-garden-market ging.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Alles entſteht und vergeht nach Geſetz, doch über des Menſchen Leben, den köſtlichſten Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.
Goethe.

Nicht in ſauſendem Galop, aber doch auf gebahnten, ich glaube gar auf Chauſſeewegen, ging es einſtweilen auf Kaſſel zu, und dann immer weiter, — nach Paris, das wenigſtens im Fluge mir zu zeigen, Ritter Zimmermann meinen Mann bewogen hatte, wofür ich noch bis zu dieſer Stunde ihm dankbar verpflichtet mich fühle.

In Hörter, einem kleinen Orte zwiſchen Pyrmont und Kaſſel, hemmte ein Gedränge vieler Leute vor dem Poſthauſe uns den Weg; es war noch ſehr früh am Tage, ein hübſches ſechzehnjähriges Kind, die Tochter eines Kaufmanns dem Poſthauſe gegenüber, tritt ſingend heraus, um die Fenſterladen an ihres Vaters Hauſe zu öffnen, ein übermäßig hochbeladener Erntewagen kommt im nämlichen Augenblick die Straße herab, ſchlägt um! — ehe die unruhig gewordenen Pferde abgeſpannt, der Wagen aufgerichtet, die Ladung fortgeſchafft werden kann, iſt die Unglückliche erſtickt. Wenig oder gar nicht entſtellt ſah ich ſie an uns vorüber in das väterliche Haus tragen, und wandte erſchüttert und trauernd von dem Anblick mich ab, den ich lange nicht vergeſſen konnte. Noch jetzt muß ich vor jedem Erntewagen unwillkürlich zurücktreten, der mir begegnet.

Das Marmorbad in Kaſſel blendete mich durch nie geſehene Pracht. Den Winterkaſten auf Weiſſenſtein aber, wie damals die jetzige Wilhelmshöhe genannt wurde, war ich bereit, mit ſammt ſeinem Herkules für das achte Wunder der Welt anzuerkennen. Die rohe phantaſtiſche Größe dieſes kaum zur Hälfte vollendeten Rieſenbaues ſtand wie ein koloſſales Traumbild aus einer, ich wußte nicht ob überirdiſchen oder unterirdiſchen Wunderwelt vor mir. Mag man immerhin geſchmacklos mich ſchelten, ich hoffe, unſre neue überſchwengliche Zeit wird ſich nie bis zu der Höhe verſteigen, es untergehen laſſen zu wollen.

Beim Abſchied ſtattete ich noch den Herren Pythagoras, Solon, Demokrit, und wie ſie weiter noch heißen, in ihren damaligen reſpektiven Sommerwohnungen auf dem Weiſſenſtein einen kurzen Beſuch ab, einen andern desgleichen in Kaſſel ſelbſt, den wächſernen Landgrafen und Gräfinnen, die damals angethan in Prachtgewändern, die ſie, als ſie noch lebten, getragen, Tag und Nacht im Muſeum neben einander ſaßen und Hof hielten.

In Frankfurt wehte ein Hauch vaterländiſcher Luft mir entgegen. Die ſchmalen Straßen, die hohen Häuſer, die kleinen Schiffchen auf dem Main, Alles erinnerte mich an Danzig und an das dortige, reichsſtädtiſche Leben. Nur ſchien es mir enger und kleiner, die Gaſthöfe und das große Gewühl abgehender und ankommender Reiſenden ausgenommen. Damals rechnete man in Frankfurt auf jede Viertelſtunde eine abgehende oder ankommende Extrapoſt. Dampfſchiffe und Eilwagen haben die Zahl derſelben zwar bedeutend vermindert, die Eiſenbahnen werden mit der Zeit noch mehr dazu beitragen, aber die Zahl der Reiſenden nimmt gewiß nicht ab. Die glückliche Lage der Stadt führt Alles, was von Süden nach Norden, von Oſten nach Weſten will, durch ſie hindurch, und Jeder freuet ſich, einen angenehmen Ruhepunkt zu finden, wäre es auch nur für wenige Stunden.

Statt der köſtlichen Promenaden, die jetzt wie ein vollblühender Kranz Frankfurt umſchlingen, das ſeitdem an Schönheit und Größe mit jedem Tage zugenommen hat und noch zunimmt, war es vor funfzig Jahren noch feſtungsartig von traurigen Wällen umgeben, für mich eine Erinnerung mehr an meine liebe Vaterſtadt.

Ich wurde des Reiſens nicht müde; freilich war die Sommerhitze groß, aber wir hatten Mittel gefunden, ihr auszuweichen; wir kehrten am heißen Mittage im erſten leidlichen Gaſthofe ein, ſchliefen ruhig einige Stunden, kleideten uns um, aßen gegen fünf Uhr zu Mittag, und ſetzten dann in beginnender Abendkühle unſre Reiſe fort, die ſchöne kurze Sommernacht hindurch, dem Sonnenaufgang entgegen, bis die wieder zunehmende Hitze des Tages uns abermals bewog, ein ſchattendes Dach aufzuſuchen.

So gelangten wir über Deutſchlands Grenze hinaus nach Gent, nach Antwerpen, nach Lille, nach Brüſſel, und ich will ehrlich geſtehen, daß Bettler und Straßenjungen durch ihr Franzöſiſchparliren mir anfangs einigermaßen imponirten.

Feſtgehalten von alten Freunden meines Mannes, verweilten wir in allen jenen Städten einige Tage, während welcher ich im Kreiſe der Familien, bei denen ich eingeführt wurde, mich ungemein wohl befand, um ſo mehr, da ich jeden Augenblick auf etwas mir durchaus Fremdartiges ſtieß. Bald war es die beim Mittagseſſen ſelten ausbleibende Gegenwart eines wohlgenährten Geiſtlichen, des Beichtvaters des Hauſes, oder einer ſehr freundlichen Soeur grise, der ſorgſamen Pflegerin eines kranken oder altersſchwachen Mitgliedes der Familie; Beide nahmen unausbleiblich die Oberſtelle am Tiſche ein und wurden mit ausgezeichneter Ehrerbietung vor allen andern Gäſten auf das Aufmerkſamſte bedient; zuweilen war es aber auch der innere Kampf im Gemüth der Frau vom Hauſe, der mir ein heimliches Lächeln ablockte, wenn ihr Mann an einem Freitage auf den profanen Einfall gerieth, einen Flügel von dem Rebhuhn eſſen zu wollen, das ſie, mit großer Selbſtüberwindung, nur aus Nachſicht für uns Ketzer hatte auftragen laſſen, und ſie nun nicht wußte, wie ſie von einer ſo ſchweren Sünde ihn abhalten könne, ohne zugleich uns wehe zu thun.

Mehr als Alles aber ſetzte der Frauen genaue Bekanntſchaft mit den Geſchäften ihres Hauſes mich in Erſtaunen; ſie ſchienen davon weit unterrichteter als der eigentliche Chef deſſelben, der bei den Geſprächen, die ſie darüber mit meinem Manne führten, ſich gewöhnlich ſchweigend verhielt. In vollem Anzuge, reich und elegant gekleidet, von ihren erwachſenen Töchtern umgeben, denen gewöhnlich das Amt des Kaſſirers übertragen war, brachten die Frauen der bedeutendſten Banquiers den Vormittag im Comptoir zu; da ſaßen ſie an einem etwas abgeſonderten Platz, von welchem aus ſie Alles, was in demſelben vorging, überſehen konnten, ſchrieben, diktirten, rechneten, nahmen die Fremden an, die ſich präſentirten, und ließen, den Cours gehörig berechnend, ihre Wechſel ihnen auszahlen.

So war es vor funfzig Jahren; ein mir ſehr ſeltſam erſcheinender Zuſtand, dem ich keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Zeit und Umſtände haben ſeitdem freilich viel verändert.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Welche Thurme! welche Maſſen!
Welche Welt von Kalk und Stein
So die Blicke kaum umfaſſen!
Heinrich Brockes.

Endlich ſah ich Paris! Paris, das Wunder der Welt! Orhöfte voll Tinte ſind ſeitdem in Beſchreibungen deſſelben konſumirt worden. Der Gegenſtand iſt erſchöpft, was läßt ohne ermüdende Wiederholungen ſich weiter darüber ſagen? wenn der Autor nicht ſeine eigene Perſon zum Mittelpunkt erheben will, um den die Welt ſich dreht.

Madame est belle comme elle est bonne! rief ein altes Weib mir hohnlachend zu, dem ich nichts gegeben, weil ich nichts ihr zu geben hatte. Ich ſaß in meinem Wagen vor einem großen Hotel in der rue des bons enfans, eine der gewühlreichſten pariſer Straßen, und harrte der Entſcheidung meines Mannes, der ins Haus gegangen war, um ſich die Zimmer zeigen zu laſſen, die man uns einräumen konnte.

Mit zwanzig Jahren und einem gewiſſen Bewußtſein, das in jenem glücklichen Alter ſelten auszubleiben pflegt, kann ein Witzwort, wie das, welches die Bettlerin im Zorn gegen mich ausgeſprochen, keinen ſehr großen Eindruck machen, ich fand im Gegentheil es ſehr ergötzlich, echt franzöſiſch und war ſchon auf Mittel und Wege bedacht, ſie vermittelſt einiger Sous königlich dafür belohnen zu laſſen, als plötzlich rings umher eine Menge Ritter mit großem Geräuſch zur Vertheidigung meiner Schönheit aufſtand; Lohnbediente, Laſtträger, Commiſſionairs, die, ihrem Gewerb nachgehend, um den Wagen ſich verſammelt hatten, drangen mit zürnender Geberde, unter lautem Schreien, ſogar mit drohenden Fäuſten auf die Alte ein; die Vorübergehenden fingen an, theilnehmend ſtillzuſtehen, unſer Bediente, der kein Wort Franzöſiſch verſtand, zitterte und bebte, mir ſelbſt verging Hören und Sehen über den Höllenlärm, den nur Pariſer Kehlen bis zu dieſer Höhe zu ſteigern vermögen.

Wie froh war ich, als mein Mann zu meiner Befreiung erſchien und aus meiner ängſtlichen Lage mich erlöſ'te.

Das Entresol war beſetzt, die Bel-étage ebenfalls, wir mußten eine dritte Treppe erſteigen; die

Wirthin lief geſchäftig an mir vorüber, um die Fenſter des Zimmers, in das ich eben hineingeführt wurde, zu öffnen. Ich trat auf den Balkon, und blieb vor dem überraſchenden Anblick wie verſteinert. Das Palais royal in all' ſeinem damals entſtehenden Glanz, lag gleich einer Feeninſel vor mir.

Vormals war dieſer Zauberort der zum Palaſt des Herzogs von Orleans gehörende Garten geweſen; die hohen Alleen, die ſchattenreichen Bosquets, die alten prächtigen Bäume waren ſeit Kurzem der Zerſtörungswuth und dem Eigennutz des Eigners derſelben zum Opfer gefallen. — Ganz Paris hatte darüber ziemlich vernehmlich gemurrt, ganz Paris war jetzt über die neue Schöpfung entzückt, die aus jenem Chaos hervorging; Paris war in dieſer Hinſicht immer Paris und wird es bleiben, ſo lange dort ein Stein auf dem andern ruht.

Wer kennt nicht das Palais royal, wenigſtens aus Beſchreibungen? wer würde nicht mitleidig die Achſel zucken, wenn ich es unternähme, jenen vielen hier noch eine hinzufügen zu wollen? Nur ſo viel kann ich zu ſagen mir erlauben, Alles, was man im Leben bedarf und nicht bedarf, umſchloß es ſchon damals in ſeinen weitläufigen Bezirken; nur keine

Kirche und keine Reſtauration, die letztere aus dem ganz einfachen Grunde nicht, weil die Erfindung dieſer ſehr heilſamen Inſtitute einer etwas ſpäteren Zeit vorbehalten worden war.

Herr und Madame P... aus Hamburg, bewohnten die Belle étage in unſerm Hotel; in Geſellſchaft dieſer Freunde, zum Theil unter ihrer Leitung, benutzte ich unermüdlich die mir ſpärlich gemeſſene Zeit von vier Wochen. Doch daß ich dadurch meinem Zweck, Paris kennen zu lernen, bedeutend näher gekommen wäre, darf ich nicht behaupten; im Gegentheil, wie in einem Ameiſenhaufen, wirbelte in meinem Kopfe Alles durcheinander; der Gegenſtände waren zu viele, der Tage, die ich ihnen widmen konnte, zu wenige. Aber hätte ich auch ſo viele Monate in Paris verweilen dürfen, als mir Wochen vergönnt waren, ich wäre doch nicht zu vollkommen klarer Anſchauung deſſen, was ich erblickte, gelangt. Wie neugeborne Kinder das Sehen durch Uebung erſt erlernen müſſen, ſo will auch das Sehen auf Reiſen erſt erlernt werden, wenn man etwas Beſſeres mit nach Hauſe bringen ſoll, als etwa einige Anekdoten aus den häuslichen Zuſtänden jetzt berühmter Schriftſteller, deren man nach höchſtens zwanzig Jahren nicht mehr gedenken wird; ein Surrogat, mit welchem die Mehrzahl unſerer Reiſebeſchreiber ſich einſtweilen behilft.

Abends ruhte ich in einem der vielen Theater aus, deren in Paris mehrere den Schauluſtigen täglich offen ſtanden, und kam faſt immer befriedigt nach Hauſe. Nur eines einzigen derſelben, und zwar eines der kleineren will ich hier erwähnen; les petits comediens du Roi. Die Schauſpieler waren Kinder von vierzehn bis ſechzehn Jahren, die im Bezirk des Palais royal in einem eleganten kleinen Schauſpielhauſe ihr luſtiges Weſen trieben. Sie ſpielten zur allgemeinen Zufriedenheit eines leicht zu amüſirenden Publikums Sprichwörter, Operetten, kleine Luſtſpiele, Vaudevilles, alle jene zierlichen Blüetten, in denen die Franzoſen alle anderen Nationen weit hinter ſich zurücklaſſen.

»Das einzige Merkwürdige hier iſt, daß einer dieſer jungen Schauſpieler kein Wort ſpricht, er ſpielt, während ein anderer in der Kouliſſe ſeine Rolle für ihn deklamirt; könnten Sie ihn unter den Uebrigen wohl herausfinden?« flüſterte Jemand aus unſerer Geſellſchaft mir zu. Ich gab genauer Acht, glaubte den Stummen entdeckt zu haben, und vernahm zu meinem größten Erſtaunen, daß der Knabe, den ich bezeichnete, nur ein etwas ungeſchickter Anfänger ſei, daß aber in der That kein einziger der jungen Schauſpieler und Schauſpielerinnen ein Wort ſpräche, daß das ganze Stück eigentlich hinter der Scene aufgeführt würde und die Schauſpieler hier vor uns nur eine pantomimiſche Darſtellung deſſelben gäben.

Die Täuſchung war vollkommen, ſelbſt als ich davon unterrichtet war, koſtete es mir Mühe daran zu glauben; kein Blick, keine zu früh oder zu ſpät eintretende Miene oder Gebehrde verrieth ſie; auch nicht beim Geſange, wo man deutlich die Anſtrengung zu bemerken glauben mußte, mit welcher die jungen Sänger etwas ſchwierige Koloraturen herausgurgelten.

Der Nutzen dieſer gewiß für Lehrer und Schüler gleich läſtigen Abrichtung der armen Kinder blieb mir indeſſen eben ſo unbegreiflich als das Gelingen derſelben; auch wußte Niemand mir etwas Befriedigendes darüber zu berichten. In den Stürmen der Revolution iſt das ganze Gaukelſpiel ſeitdem verweht und liegt zu ſehr außer dem Geſchmack der Zeit, um wieder hervorgeſucht zu werden.

Das unverhoffte Wiederſehen der Gemahlin des ruſſiſchen Geſandten in Danzig, der Frau von P…, die wir in Paris wiederfanden, freute und betrübte mich zugleich; perſönlich fand ich ſie faſt unverändert, doch wie war es um ſie her ſo gar anders geworden, als es früher geweſen! Ihr fehlte augenſcheinlich Alles, was Gewohnheit ihr ſonſt unentbehrlich gemacht. Sie bewohnte das niedrige Entresol eines ſehr bürgerlich ausſehenden Hauſes, ohne Vorhof, ohne Thorfahrt. Dicht unter ihrem Fenſter raſſelten Karren und Wagen vom grauenden Morgen bis tief in die Nacht in ununterbrochener Folge vorbei, und jede Art ohrenzerreißenden Straßenlärms tönte betäubend zu ihr hinauf. Ein Fenſter zu öffnen, um friſche Luft ins Zimmer dringen zu laſſen, verwehrte der in dicken Wolken hochaufwirbelnde Staub und das wilde Getöſe draußen, bei dem es unmöglich war, ſich im Zimmer einander verſtändlich zu machen. Nur harte Nothwendigkeit konnte die erwähnte Frau gezwungen haben, aus ökonomiſchen Gründen dieſe Wohnung zu wählen.

Kein Kammerdiener, keine bunt galonirten Lakeien harrten in ihrer verödeten Antichambre ihrer Befehle; von ihrer ganzen zahlreichen Dienerſchaft war nur eine einzige ruſſiſche Kammerfrau ihr geblieben, die ihr ſchon von Petersburg nach Danzig gefolgt war, von ihren übrigen Umgebungen nur das von Darbes gemalte Paſtellbild einer geliebten Jugendfreundin, das ich in Danzig in ihrem Kabinette oft bewundert, und — Gilard, der alte treue Gilard. Mit unbeſchreiblichem Zartgefühl ſuchte er durch verdoppelte Aufmerkſamkeit und jede nur erſinnliche Schonung die herbe Veränderung ihrer Lage ſie vergeſſen zu laſſen, der er doch immer ſelbſt mit tiefem Schmerze gedachte, und die ſie mit unbeſiegbarem Gleichmuth und Ehrfurcht gebietender Würde zu ertragen verſtand.

Dem niederſchlagenden Bilde dieſer durchaus verfehlten, zerriſſenen Exiſtenz eines von der Natur zu den ſchönſten Erwartungen berechtigten, liebenswürdigen Weſens, reiht hier in meiner Erinnerung das eines der edelſten Greiſe, des Abbé L'Epée ſich troſtbringend an, zu welchem ein Freund deſſelben mich führte; denn jene öffentlichen, theatraliſch pomphaften Schauſtellungen, welche unter dem Abbé Sicard, ſeinem Nachfolger, Zeit und Umſtände ſeitdem als nothwendig bedingt haben, fanden vor funfzig Jahren noch nicht Statt.

Von einem einzigen großen Gedanken ergriffen, hatte der Abbé L'Epée ſein Leben, ſein Denken und Wirken, der Ausführung deſſelben zugewandt. Mit einem ſehr mäßigen, für das Ziel, das er ſich erwählt, ſogar dürftigen Einkommen, hatte er das große ſegenreiche Werk begonnen und durchgeführt, unglückliche taubſtumme Kinder aus tiefſter an Thierheit grenzenden Verſunkenheit zu menſchlicher Würde zu erheben. Ganz allein, unter Entbehrungen jeder Art, die er ſich freiwillig auferlegte, hatte er die ihm ſpäter gebotenen Geſchenke fremder Monarchen verſchmäht, hatte nie die Aufmerkſamkeit ſeines eigenen Hofes zu erregen geſucht, und war folglich in jener frivolen Epoche, in welche ſein Leben fiel, von dieſem unbeachtet geblieben. Sein ganzes Streben ging nur darauf hinaus, ſo viel Gegenſtände ſeines wohlthätigen Wirkens, als er erreichen konnte, in ſeinem Hauſe zu verſammeln und in ihrer Mitte zu leben, wie ein angebeteter Vater unter ſeinen geliebten Kindern.

So fand ich ihn in ſeinem nur mit den unentbehrlichſten Bequemlichkeiten einfach bürgerlich ausgeſtatteten Zimmer, ein milder ehrwürdiger Greis von fünfundſiebenzig Jahren, mit ſchneeweißen Locken, die ſich einzeln unter dem ſchwarzen Käppchen hervordrängten, das ſeine Scheitel deckte. Sein ganzes Weſen trug den Ausdruck herzgewinnender Freundlichkeit und unausſprechlichen Wohlwollens. Meine warme ungeheuchelte Theilnahme, die ich nicht verbergen konnte noch mochte, wandte ſeine Aufmerkſamkeit mir zu, er ſprach viel mit mir über den

Anfang und glücklichen Fortgang ſeines gewagten Unternehmens, und erwähnte dabei, wie eigne Harthörigkeit und das daraus entſtehende Bemühen, durch die Augen den Mangel des Gehörs zu erſetzen, ihm ſchon früher den Weg angewieſen, auf dem er ſeitdem mit Gelingen vorwärts ſchritt.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

> Es fürchte die Götter
> Das Menſchengeſchlecht!
> Der fürchte ſie doppelt,
> Den je ſie erheben!
>
> Goethe.

Die kurzen unſerm Aufenthalt in Paris beſtimmten vier Wochen nahten ihrem Ende; nur das Feſt des heiligen Ludwig, am fünfundzwanzigſten Auguſt, wollten wir noch abwarten. Unſer alter Freund de Pons, der vieljährige franzöſiſche Reſident in Danzig, deſſen ich ſchon in dieſen Blättern erwähnt habe, war eben damals bei ſeiner in Verſailles wohnenden Familie auf Urlaub zum Beſuch, und bot uns durch ſeine gaſtfreie Einladung die ſchönſte Gelegenheit, an dieſem feſtlichen Tage, bei der Prozeſſion des rothen Ordensbandes, den Hof Ludwigs des Sechzehnten im größten Glanze zu ſehen.

Das Namensfeſt des Königs wurde nie wieder ſo gefeiert, der furchtbare Orkan, der über ihn und ſein dem ſchmählichſten Verderben geweihtes Haus vernichtend niederſchmettern ſollte, ſammelte ſchon drohend ſich über ſeinem Haupt. Bange Ahnung erfüllte zwar die Gemüther rings um ihn her, doch wie fern blieb ſie hinter den Greueln zurück, die ſchon jetzt, ſogar in der nächſten Nähe des Königs, ſich heimlich vorbereiteten!

Zeichen der im Innern gährenden Unzufriedenheit der Pariſer, ihres mitunter laut geäußerten Argwohns, ja ſogar Widerwillens gegen die Königin, die ſie nur die Oeſtreicherin nannten, äußerten ſich unverhohlen auf mannichfache Weiſe und rückhaltsloſer als zuvor. So hatten zum Beiſpiel, die ſpäter ſo furchtbaren Pariſer Poiſſarden ſich diesmal geweigert, dem Könige das ſonſt gewöhnliche Bouquet, begleitet von einer in ihrem Styl abgefaßten Anrede, zu ſeinem Namensfeſte zu überbringen; doch das Alles ging, zwar nicht unbemerkt, nicht unbewitzelt, aber doch unbeachtet, fürs erſte noch vorüber. Daß es auf mich keinen Eindruck machte, war natürlich, das große glänzende Schauſpiel, das ſich dicht unter meinen Augen entwickelte, war dazu geeignet, alles Andre ausſchließend, mich zu beſchäftigen.

Da ſtand ich nun unter der Leitung unſers Gaſtfreundes de Pons im berühmten Oeil de boeuf zu

Verſailles, durch welches der königliche Zug gehen mußte, höchlich verwundert, in dem berühmten Vorſaal mich wirklich zu befinden, deſſen zeitgeſchichtlichen ſeltſamen Namen ich ſo oft gehört und geleſen. Wir hatten in Paris uns bei guter Zeit auf den Weg gemacht, es war noch ziemlich früh und die Anzahl der gleich uns von Neubegier Hergezogener war noch nicht bedeutend.

Doch allmälig, ſo wie die Zeit vorrückte, füllte ſich der weite Raum, ein Gedränge entſtand, wie ich an dieſem Ort es kaum für möglich gehalten. Nach der damals neueſten Mode gekleidet, mein weit über den Rücken hinabreichendes, an den Spitzen in Locken geſchlagenes ſtark gepudertes Haar à la conseillère friſirt, fühlte ich in der vorderen Reihe der Zuſchauer mich von beiden Seiten auf eine Weiſe plötzlich zuſammengedrückt, die mir nicht die kleinſte Bewegung erlaubte. Meine langen Locken waren in dem unruhigen Hin- und Herwogen der Maſſe zwiſchen weit hinter mir ſtehenden Leuten, die in ihrer gepreßten Lage eben ſo wenig als ich ſelbſt im Stande waren, nur eine Hand zu bewegen, feſt eingeklemmt worden, ich wurde vorwärts geſchoben, es war einer der angſtvollſten und peinlichſten Augenblicke meines Lebens. Ich fühlte brennenden Schmerz in ſedem einzelnen Haar, ich ſah mich in der eminenteſten Gefahr, auf die gräßlichſte Weiſe ſcalpirt zu werden, und würde den, der mit einer Scheere die Locken, die ſonſt mein Stolz waren, von meinem Haupte getrennt hätte, für meinen größten Wohlthäter erklärt haben.

Messieurs sauvez votre compatriote! rief Herr de Pons, der meine Gefahr ſah, doch ebenfalls ohne ihr abhelfen zu können, einem von der Schweizergarde in unſrer Nähe zu, zwei von den wackern Männern eilten herbei; dieſen konnte es nicht ſchwer werden ſich Raum zu verſchaffen, und ich ſtand im nächſten Augenblick zitternd mit hochklopfendem Herzen wieder frei auf meinen Füßen, gleich einem armen Vogel, dem eine mitleidige Hand aus der Schlinge half, in die er ſich verſtrickt hatte. Beide Schweizer, große männlich ſchöne Geſtalten, blieben jetzt zu meinem Schutze mir zur Seite, was ſich komiſch genug ausgenommen haben mag.

Ach hätten ſie und ihre tapfern Kameraden zwei Jahre ſpäter auch ihre Königin ſo befreien können, für die ſie Alle unter Mörderhänden ihr Leben verbluteten. Leider konnten ſie nichts für ſie thun, als für ſie ſterben! ſo war es dort oben geſchrieben.

Jetzt nahte der Zug, und die Gefahr, der ich vor wenigen Minuten entgangen, war vergeſſen. Düfte des Orients verkündeten ſchon von ferne ſein Herannahen; der blendende Schimmer der Edelſteine, der reichen Stickereien, verwirrte das Auge, ich ſah und wußte kaum was. Eine deutliche Ueberſicht des Ganzen iſt mir nach ſo vielen langen Jahren nicht geblieben, nur einzelne Geſtalten haben in meiner Erinnerung ſich feſtgeſtellt.

Zuerſt der König, in der Mitte der Großen ſeines Reichs; ſeine unbehülfliche zu ſtarke Geſtalt, ſein ſchwerfälliger ſchwankender Gang fielen keineswegs vortheilhaft aus; eine gewiſſe ſchüchterne Unſicherheit, wie man ſie einem Könige am wenigſten zutrauen ſollte, ſprach in ſeinem ganzen Weſen, wie im Ausdruck ſeiner übrigens nicht unangenehmen Geſichtszüge ſich aus. Tief verhüllt und unerkannt im Innern dieſer unſcheinbaren Formen lag noch der edle Geiſt, der ſie belebte, verborgen, der erſt ſpäter, als er vom Schaffot ſeiner eigentlichen Heimath zuſchwebte, in ſeiner vollen Glorie ſich der Welt offenbaren ſollte.

Die beiden Brüder des Königs, der Graf von Provence und Graf d'Artois, in ſpätern Zeiten als Ludwig der Achtzehnte und Karl der Zehnte ſeine Nachfolger, ſtanden in der äußern Erſcheinung hoch über ihm; ſchöne ſtattliche Männer, die jeden Vorzug, mit welchem die Natur ſie beſchenkt hatte, geltend zu machen verſtanden. Doch auch ſie wurden von ihrem Vetter, dem Herzog von Orleans, bei weitem überragt. Dieſe hohe wahrhaft königliche Geſtalt, dieſe ſchönen regelmäßigen Geſichtszüge; wer hätte damals das Scheuſal der Welt, den Mörder ſeines königlichen Verwandten, den entſetzlichen Egalité hier vorahnend erkennen ſollen, in deſſen Bruſt ſchon damals die Hölle tobte, der ſo tief ſich herabwürdigte, daß zuletzt ſelbſt der Abſchaum der Hefe des Volks, dem er ſich zugeſellt hatte, ihn verachtend und verhöhnend von einem Gefängniß in's andere, endlich zur Guillotine ſchleppte, um nur ſeiner los zu werden.

Und nun die Königin! die blendendſte Erſcheinung ihrer Zeit. Sie ſtand damals in ihrem zweiunddreißigſten Jahr, erblüht zur vollkommenſten Entfaltung ihrer Schönheit, ohne an Jugendreiz dadurch verloren zu haben. Schlank und hoch gewachſen, im vollkommenſten Ebenmaß der edlen Glieder, unbeſchreibliche Anmuth in Gang und Blick, mit hoher Würde gepaart, ſchien die deutſche Kaiſers-Tochter geboren eine ihr huldigende Welt zu beherrſchen und zu entzücken.

Sie war blond, blendend weiß, die regelmäßigen Züge, das ſchöne Oval ihres Geſichts, die ſtrahlenden blauen Augen, die ſanft gebogene Adlernaſe, Alles an ihr vereinte ſich zu einer jener zaubervollen Geſtalten, wie die Welt ſelten ſie erblickt. Sogar die damals herrſchende Mode in aller ihrer geſchmackloſen Uebertriebenheit entſtellte ſie nicht, wenigſtens nicht in den daran gewöhnten Augen ihrer Zeitgenoſſen. Obwohl die Pariſer, um doch einen Tadel an ihr zu finden, hin und wieder behaupten wollten, ſie habe röthliches Haar, ſo war es doch ſchwer hierüber zu entſcheiden; der damals übliche bräunliche Puder à la marechalle, den auch die Königin trug, lieh allem Haar einen röthlichen Schein, von welcher Farbe es auch ſein mochte.

Ich zweifle, ob die Volkswuth ein gut gemaltes ähnliches Portrait der Königin unzerſtört auf die Nachwelt kommen ließ. Ich habe, ſo viel ich auch darnach geforſcht, nie eines geſehen oder davon gehört; doch wäre dieſes auch der Fall, ſo würde jenes lächerlich erſcheinende Koſtüm doch nie erlauben, ihr volle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Die ihr folgenden Damen, welch reicher Himmel, Stern bei Stern! wer nennet ihre Namen? Mir wurden ſie genannt, dieſe Namen, indem die glänzenden Erſcheinungen langſam an mir vorüberzogen; welch ein Geſchick ſtand ihnen allen ganz nahe bevor! Wie oft habe ich viele dieſer großen Namen ſpäter in öffentlichen Blättern ſchaudernd geleſen! Am deutlichſten erinnere ich mich noch der Schweſter des Königs, der Prinzeſſin Eliſabeth, als eines unbeſchreiblich holden, lieblichen, wenn gleich durch auffallende Schönheit ſich nicht auszeichnenden Weſens, Sie, die in Noth und Tod treue Freundin; wohl war ſie den Ihrigen ein tröſtender Cherub vom Himmel geſandt! der auf blutiger Bahn in ſeine Heimath ihnen nachfolgte, als er ſeine ſchwere Aufgabe auf Erden vollendet und den bitterſten Kelch der Leiden bis auf die Hefen muthig mit ihnen geleert hatte.

Auf der großen Terraſſe, dicht vor dem Schloſſe, ſaß ein kleiner lächelnder Knabe in einem Kinderwägelchen, ein etwa achtjähriges ſchlankes, etwas bleiches Mädchen, hielt, neben ihm hergehend, ihn beim Händchen und ſah mit ruhigen freundlichen Augen in die bunte regſame Welt hinein, die ſie umgab. Der Knabe war das ſchuldloſeſte Oſterlamm ſeiner Zeit, der Dauphin; die zierliche kleine Nympfe war ſeine Schweſter, nachmals Herzogin von Angoulème, die unglückſeligſte ihres Geſchlechts.

Hochgebietend, blendend ſchön ging, die königlichen Kinder begleitend, Diana von Polignac; vielleicht war es nur ihr dem Volke ſchon damals verhaßter Anblick, das in ihr eine gefährliche Beratherin der Königin zu ſehen meinte, was die zahlloſen Spaziergänger im Garten abhielt, den kleinen Dauphin wie ſonſt jubeld zu begrüßen.

Was könnte ich hier noch weiter hinzufügen?

Es wenden die Götter
Ihr ſegnendes Auge
Von ganzen Geſchlechtern,
Und meiden im Enkel
Die eh'mals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu ſeh'n.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

> I looked at Monsieur dessein trough and through — ey'd him as he walked along, in profile — then en face — thought he look'd like a Jew — then a Turk.
>
> *Yorik's sentimental Journey.*

Da waren wir nun in Calais, in dem aus Yorik's empfindſamen Reiſen aller Welt bekannten Hotel Dessein, das ich bis dahin nur für eine von Sterne's poetiſchen Fictionen gehalten hatte und nun auf vielleicht vierundzwanzig Stunden und länger mich ſelbſt darin einheimiſch fand; denn vierzig Jahre vor Erfindung der Dampfſchiffe mußte noch günſtiger Wind und ein Paketboot abgewartet werden, um von Frankreich nach Albion ſich zu verſetzen.

Es war noch ziemlich frühe am Tage, für heute keine Ausſicht ſich einſchiffen zu können vorhanden, und wir hatten Zeit vollauf, uns in Calais umzuſehen. Mit unſerm Gaſthofe, als der uns zunächſt liegenden Merkwürdigkeit, fingen wir an, und gaben die Hoffnung auf, hier eine größere zu finden, denn dieſes wirklich koloſſale Etabliſſement konnte an Umfang beinahe einer kleinen Stadt ſich vergleichen laſſen. Ich habe ſeines Gleichen nie wieder geſehen, und glaube auch nicht, daß es noch irgendwo in der Welt anzutreffen ſei. Es war ganz auf das damals durch Wind und Wetter bedingte unwillkürliche Verweilen der Reiſenden, beſonders der brittiſchen, berechnet und paßt nicht mehr für unſere raſtloſe, niemals Zeit habende Zeit.

Der europäiſche Ruf, den Yorik noch neben der Anwartſchaft auf literariſche Ewigkeit dem Stifter dieſes Hotels verliehen, hatte dieſem goldene Früchte gebracht, deren Ertrag er und ſeine Nachkommen darauf verwandten, im Bezirk deſſelben alle Comforts zu vereinen, die Reiſende wünſchen und bedürfen können. Auf die Milords anglois, die ihm in Fülle zuſtrömten, um in die Fußtapſen ihres berühmten Landsmanns zu treten, war es hauptſächlich dabei abgeſehen, das verſteht ſich von ſelbſt. Bekanntlich aber iſt in Frankreich jeder Engländer, der gut bezahlt, ein Mylord; auch gefiel es manchem derſelben dort ſo gut, daß er einige Wochen in Calais verweilte, dann direkt in ſeinen Laden oder ſein Brauhaus in der City zurückkehrte, und Zeitlebens mit der Ehre ſtolzirte, auf dem Continent und in Frankreich geweſen zu ſein.

Die große Anzahl der Zimmer und Säle, die für jeden Stand und jeden Geldbeutel berechnete Einrichtung derſelben, will ich übergehen; dergleichen trifft man auch jetzt und mit noch weit größerem Luxus ausgeſtattet, in viel beſuchten großen Städten hin und wieder an, aber nicht ſo wie hier, die Möglichkeit, ſich mit Allem zu verſehen, was man auf Reiſen bedarf, ohne deshalb gezwungen zu ſein, ſich nur einen Schritt weit von ſeinem Gaſthofe zu entfernen.

Sattler, Schreiner, Stellmacher, Schmiede, Schloſſer, Riemer, alle Gewerke, deren ein Reiſender für ſein weiteres Fortkommen nöthig haben kann, hatten hier in für ſie eingerichteten Werkſtätten, ihren eigenen Repräſentanten, und dabei in wohlgefüllten Magazinen das rohe Material zur Hand, deſſen ſie zu ihrer Arbeit bedurften. Die Remiſe, deren Yorik erwähnt, ſtand noch voll Fuhrwerke jeder Art zum Verkauf, daneben ein Magazin mit Koffer und Mantelſäcken von allen Größen und Formen. Schneider und Schuhmacher, Barbiere und Friſeurs, waren in Maſſe zur Auswahl vorhanden, Modiſten, Seiden- und Tuchhändler, Bijouteriehändler hielten ihre Waaren, auf das zierlichſte zur Schau geſtellt, jeder in ſeinem eignen Laden feil.

In einem großen Schoppen ſah ich mehrere hundert rother Rebhühner und eine große Anzahl Haſen und Rehe ſorgfältig einpacken, die mit uns nach England überſchiffen ſollten, und ſo ſtieß ich, faſt bei jedem Schritt, auf neue Beweiſe der auf die engliſchen Guineen ſehr weislich ſpeculirenden franzöſiſchen Induſtrie.

Das Alles indeſſen erſcheint noch ausführbar, aber was außer in dieſem einzigen Fall gewiß noch in keines Gaſtwirths Herz gekommen, iſt der Gedanke, in ſeinem Garten ein kleines elegantes, mit dem Gaſthofe in Verbindung gebrachtes Theater zu erbauen, und darin für die Zeit, während welcher die eigentliche Reiſeſaiſon vorhält, auf eigne Koſten eine Schauſpielergeſellſchaft zu etabliren. Deſſeins Truppe beſchränkte ſich auf kleine Operetten, Vaudevilles und dergleichen, die ſie bei der Darſtellung, der ich am nämlichen Abend beiwohnte, mit ziemlichem Geſchick und durchaus gutem Humor durchführte. Sehr zufrieden mit meinem in Calais zugebrachten Tage ging ich Abends zu Bette, und ahnete nicht, daß mir am folgenden Morgen noch die größte Merkwürdigkeit dieſes Hauſes kennen zu lernen bevorſtände, den Erfinder und Stifter aller übrigen, den alten Herrn Deſſein ſelbſt, in eigner, lebender Perſon, den ich nach den vielen Jahren, die ſeit der Erſcheinung von Yoriks empfindſamen Reiſen verſtrichen waren, längſt zu ſeinen Vätern verſammelt glauben mußte. Auch hatte ich im Hauſe, deſſen Leitung er ſeinen Kindern übergeben hatte, nie ihn erwähnen gehört. Eine ſeltſam gebrochne, mit großer Geläufigkeit jedoch ſehr undeutlich perorirende Stimme, machte auf dem Wege zum Garten, wo wir zu frühſtücken gedachten, auf eine Gruppe von mehreren Aufwärtern uns aufmerkſam, die vor der offenen Thüre eines Bedientenzimmers einen uralten, wenigſtens achtzigjährigen Greis umſtanden, deſſen lange und heftige Rede ſie ganz ehrerbietig und andächtig anhörten. Der Alte war ein von der Laſt der Jahre zuſammengedrücktes, in ſich verſinkendes, von einem dünnen Morgenrock umflattertes Skelett, mit einem Paar dunkelglühenden Augen, in welche der ganze Reſt des ihm noch inwohnenden Lebens ſich augenſcheinlich zurückgezogen hatte. In der Hand hielt er einen in traurigen Umſtänden befindlichen Strohſeſſel, das Thema ſeiner Rede, in welcher er ſehr eindringlich ſeinen Zuhörern das Unrecht verhielt, ein Möbel durch Vernachläſſigung ſo weit herunter kommen zu laſſen, während mit einem einzigen Hammerſchlag und einem Nagel der Schaden gleich anfangs geheilt und es noch auf lange Jahre dem Hauſe erhalten werden könne.

Ein alter Franzoſe damaliger Zeit blieb höflich bis zum letzten Hauch ſeines Lebens. Sobald Herr Deſſein uns gewahr wurde, verabſchiedete er ſein Auditorium auf der Stelle und eilte, mit für ſeine Jahre bewundernswerther Leichtigkeit, auf uns zu, um ſich wegen der unanſtändigen Scene, wie er ſie nannte, zu entſchuldigen, von der wir wider ſeinen Willen Zeugen geworden waren. Er gab ſich daneben als der, der er war, zu erkennen und war entzückt, als wir unſere Freude ihm ausdrückten, einen in der Welt ſo berühmt gewordenen Mann perſönlich kennen zu lernen.

Wundern Sie ſich nicht, daß ich von einer ſolchen Miſere, als ein alter zerbrochener Strohſtuhl iſt, ſo viel Aufhebens mache, ſprach er beim Scheiden; auch das Geringſte zu beachten, iſt der nächſte Weg zum Großen zu gelangen, und ich laſſe noch bis auf den heutigen Tag keine Woche vergehen, ohne jedes einzelne Zimmer in dieſem weitläufigen Hauſe recht gründlich zu revidiren.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Wie ohne Raſt die Fluth der leichten Wogen
Sich zitternd regt, im wandelbaren Schaum,
Wie ewig neu der Wolke zarter Flaum
Verſchwebend wallt am blauen Himmelsbogen,
So werd' auch ich unruhig fortgezogen,
Bild folgt auf Bild, und Traum zerrinnt in Traum.
Ernſt Schulze.

Der Wind war indeſſen uns günſtig geworden, ein engliſches Packetboot lag ſeegelfertig, wir ſchifften uns ein. Ich etablirte mich in einem auf dem Verdecke feſt gebundenen Lehnſtuhle, denn mir grauete vor der ſchwülen dumpfen Kajüte. Das Wetter war ſchön, ich freuete mich auf die herrliche Waſſerfahrt; aber ach! das Meer behandelte ſeine Verehrerin nicht freundlich; krank, krank, ſterbenskrank, wie ich meinte, war ich bereit, mein Leben für eine Nußſchaale hinzugeben, ſo entmuthigte mich das für den Augenblick troſtloſeſte aller Uebel! Zum Glück währte dieſer Zuſtand nicht lange. Nach wenigen Stunden landeten wir in Dover, und all mein Leid war vergeſſen.

Wir hatten, um die Koſten und Umſtändlichkeiten des Einſchiffens zu vermeiden, unſern in England ohnehin leicht zu entbehrenden Wagen bis zu unſerer Wiederkehr in Herrn Deſſeins Remiſe ſtehen laſſen, und traten noch am Tage unſerer Ankunft in Dover die Reiſe nach London in einer Stage coach an. Es war das erſte-, und blieb das einzigemal, daß ich in einem ſolchen, aus meinen engliſchen Romanen mir wohlbekannten Fuhrwerke mich befand. Sehr geſpannt auf alle die intereſſanten Ereigniſſe, die mir in demſelben begegnen würden, ſetzte ich recht bequem und erwartungsvoll mich zurecht und erlebte gar nichts, außer daß ich am folgenden Morgen ganz wohlbehalten in London anlangte. Nicht einmal ein Highwayman, von denen es in meinen Romanen doch wimmelte, hatte während dieſer proſaiſchen Nacht ſich blicken laſſen, und dieſe jetzt ganz verſchollenen irrenden Ritter waren doch damals, ſogar noch außerhalb der Zeitungsblätter, in der Nähe von London wirklich vorhanden.

Von Allem, was ich während meines damaligen Aufenthalts in London, und auf unſern kurzen Ausflügen in den Umgebungen der koloſſalen Stadt ſah und bemerkte, will ich hier nichts erwähnen; was ich von England und Schottland zu ſagen weiß, habe ich längſt nach einer zweiten weit ſpäteren Reiſe dem Urtheile der Leſewelt unterworfen, die mit nachſichtigem Wohlwollen es aufgenommen hat.

Ueberdem hatte ich, mir ſelbſt völlig unbewußt, ſchon von Danzig aus meine Reiſe in einem Zuſtande angetreten, in welchem Frauen keine unternehmen ſollten, ohne von dringender Nothwendigkeit dazu gezwungen zu werden. Ich befand mich übrigens wohl, aber es wurde mir täglich ſchwerer, mich mit jener Leichtigkeit von einem Orte zum andern zu bewegen, wie es doch noch ganz vor Kurzem der Fall geweſen war.

Schopenhauer, wie alle angehende Väter, hoffte auf einen Sohn und Erben ſeines Namens; jeder von ausländiſchen Eltern in England, ja ſelbſt nur auf einem engliſchen Schiffe Geborne, wird durch ſeine Geburt bekanntlich ein Engländer, gewinnt durch ſie alle übrigens unerkäuflichen Vorrechte eines ſolchen, und wird in jeder Hinſicht als ein echter Sohn Albions betrachtet.

Daß mein Mann unſerm zu hoffenden Sohne dieſes beſonders für ſeine Verhältniſſe als Kaufmann ſehr bedeutende Vorrecht zu verſchaffen wünſchte, da die Gelegenheit dazu ſo vollkommen ſich darbot, daß er Alles anwandte, um mich zu bewegen, meine Niederkunft in London abzuwarten, war ſehr natürlich;

aber auch mir wird wenigſtens keine Frau das offene Geſtändniß verargen, daß es mir diesmal unendlich ſchwer wurde, mich ſeinem Wunſche zu fügen.

Erſt nach ſehr harten Kämpfen mit mir ſelbſt, die ich ganz allein beſtand, gelang es mir, mein inneres Widerſtreben zu beſiegen, die bange Sehnſucht nach der beruhigenden Gegenwart, der wohlthätigen Pflege meiner Mutter in jener mir immer näher rückenden ſchweren Stunde.

So ergab ich mich denn endlich auf leidlich gute Art dem Willen meines Mannes, dem ich, außer dem, was mich ſelbſt allein betraf, eigentlich nichts Vernünftiges entgegenzuſtellen wußte; anfangs zwar mit ſchwerem, dann aber mit durch äußere Veranlaſſung ſehr erleichtertem Herzen.

Die Fertigkeit, mich in der Landesſprache mitzutheilen, die leichte und willige Art, mit der ich in ihre Sitten und Gebräuche mich ſchickte, machten mich bei den Familien, in welche ich eingeführt wurde, zu einem gern geſehenen Gaſte, während mein Zuſtand in einem fremden Lande bei ſo großer, anſcheinend noch an Kindheit grenzenden Jugend, mir die wärmſte Theilnahme der älteren Frauen erwarb. Lange Zeit habe ich immer für weit jünger gegolten, als ich es eigentlich war, und obgleich ich damals ſchon vor zwei Monaten mein einundzwanzigſtes Jahr vollendet hatte, ſo beſtanden meine engliſchen Freundinnen doch darauf, daß ich unmöglich älter ſein könne als ſiebzehn, höchſtens achtzehn Jahre.

Von allen Seiten kamen ſie mit tröſtendem, wahrhaft mütterlichem Zuſpruch mir entgegen, ſuchten meine zu ängſtliche Bangigkeit zu bekämpfen, überließen ſo wenig als möglich mich meinen trüben Gedanken, verhießen mir die Stelle meiner Mutter gewiſſenhaft und liebend zu erſetzen, mich und mein Kind zu pflegen, mich unter keiner Bedingung zu verlaſſen, und überdem Alles, was ich ſonſt noch bedürfe, recht pünktlich zu beſorgen. Doctor Meyer, ein deutſcher, in London hochgehaltener Arzt, den mein Mann mir zuführte, trug durch ſeine Theilnahme, ſeine geiſtreiche Unterhaltung und das in der Fremde ſo mächtige und anziehende Band landsmannſchaftlicher Verwandtſchaft viel dazu bei, mich mit meinem Entſchluß völlig auszuſöhnen, und ich ſah, von allen Seiten mit liebenden Freunden umgeben, jetzt ruhig der Zukunft entgegen.

Die ſchönen Monate September und October vergingen unter mancherlei Freuden und Genüſſen, der düſtere November kam herbei mit ſeinen trüben, nebelvollen Tagen, während welchen man in London oft nur wenige Stunden brennende Kerzen und Lampen entbehren kann, und nun verfiel mein Mann plötzlich in die nämliche ängſtliche Sorge um mich, von der ich eben mich losgekämpft hatte.

Meine ſtille Ergebung in ſeinen Willen hatte einen weit tieferen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht, als er es anfangs mir zeigen mochte, die große Theilnahme, die ich überall fand, erweckte in ihm Befürchtungen mit meinem in London Bleiben verknüpfter Gefahr, die ihn endlich zu dem Entſchluß bewogen, alle Pläne für unſer noch ungeborenes Kind aufzugeben, um mich nur im Schutz und in der Pflege meiner Mutter zu ſehen. Wir hatten jetzt wirklich im wörtlichſten Sinne die Rollen gegenſeitig vertauſcht und kamen endlich nach vielem Hin- und Wiederſtreiten überein, daß der damals berühmteſte Arzt in London, der bekannte Doktor Hunter, über unſer Gehen oder Bleiben entſcheiden ſolle.

Der große Mann erhob ſich ein ganz klein wenig in ſeinem Lehnſeſſel, beugte beinahe unmerklich das Haupt und lud mit einer Bewegung der Hand uns ſchweigend zum Niederſitzen ein, als wir ſein Zimmer betraten.

Mein Mann ſetzte die Veranlaſſung unſeres Beſuches ihm aus einander, ich ſchob beſcheiden ebenfalls ein paar Wörtchen ein; Doctor Hunter ſah forſchend mich eine Weile an, als wolle er mich durch und durch ſehen, hielt ein paar Augenblicke meine Hand, um meinen Puls zu beobachten und verſicherte dann, daß für Frauen in meinem Zuſtande Bewegung ſehr heilſam ſei, daß noch nie eine an der Seekrankheit geſtorben wäre, und daß wir folglich, ſobald es uns bequem ſei, die Reiſe nach dem Continent antreten könnten; nur wolle er uns unmaßgeblich den Rath ertheilen, zu lange Tagereiſen zu vermeiden.

Die ganze Verhandlung war in weniger als einer kleinen halben Stunde abgethan, Doktor Hunter ſteckte die beiden Guineen, die er erhielt, ſehr gleichgültig ein und verabſchiedete uns eben ſo höflich als er uns empfangen.

Zwei Guineen war ſein feſtgeſetzter Preis für einen in ſeinem Hauſe empfangenen Krankenbeſuch; für einen außerhalb deſſelben verlangte und erhielt er das doppelte Honorar.

Und ſo war denn durch Doctor Hunters Orakelſpruch Alles ohne Widerrede entſchieden; wir beſorgten die nothwendigen Reiſeanſtalten und, nach einem recht ſchmerzlichen Abſchiede von meinen Londoner Freunden, war ich an einem der letzten Abende des

Monats November, jedoch nicht in einer Stage coach. in Dover glücklich angelangt und hinter einer Schüſſel voll der größten Auſtern placirt, die ich jemals früher oder ſpäter geſehen. Eine derſelben mit einem Schluck zu bewältigen war unmöglich, ſie mußten zerſchnitten werden und wurden dadurch eben nicht einladender.

Ganz unerwartet wurden wir ſchon um drei Uhr geweckt, um uns bei plötzlich günſtig gewordenem Winde an Bord zu begeben; gewiß eine harte Zumuthung, aber wir mußten ihr folgen.

Als wir bei dem Packetboote anlangten, wollte mein Mann mich nicht auf die gewöhnliche Art hinaufſteigen laſſen; es mußte von einem im Hafen liegenden Schiffe ein zu dem Zweck eingerichteter Lehnſtuhl geholt werden, um mich hinauf zu ziehen, und als dieſer endlich herbeigeſchafft worden war, ſuchte mein Mann durch reichliche Trinkgelder die Matroſen zu beſtimmen, ſich zuvor herauf ziehen zu laſſen, um ſich von der Sicherheit der Anſtalt und der Stärke der Stricke zu überzeugen, ehe er mich ihnen anvertrauete.

Neptuns luſtige Söhne erfüllten einer nach dem andern unter lautem Lachen ſein Begehren und ſchienen darin gar nicht ermüden zu wollen. Am Ufer des Meeres, beim Scheine der Laternen, übrigens in dunkler Nacht, gab dies eine Scene, der Darſtellung des in dieſem Fache unübertrefflichen Zeichners Cruikſhank nicht unwerth, die mich unendlich beluſtigt haben würde, hätte ich mit einiger Bequemlichkeit und nicht vom kalten Nachtwinde durchweht, ihr beiwohnen können.

Endlich war ich glücklich an Bord und in der Kajüte in einem wohl durchwärmten Bette untergebracht; eine engliſche Dame, die ich in derſelben vorfand, nahm ſehr menſchenfreundlich ſich meiner an und ſetzte ſich neben meinem Lager, um mich zu verpflegen, da ſie, wie ſie verſicherte, der Seekrankheit nicht unterworfen ſei, indem ſie ſchon zweimal die Reiſe nach Oſtindien beſtanden habe.

Das Alles war ſehr tröſtlich und vortrefflich, ſo lange das Schiff ruhig lag, doch kaum waren die Anker gelichtet, als meine Pflegerin von Schwindel ergriffen ſich fühlte, wenige Minuten darauf lag ſie in einem Bette mir gegenüber, faſt nicht minder leidend als ich ſelbſt es war.

Der uns übrigens günſtige Wind war in Sturm übergegangen, pfeilſchnell flogen wir über die wildempörten Wogen hin, und die träge Novemberſonne war kaum aufgegangen, als wir nach kaum vier Stunden in Calais landeten.

Unſer Wagen wurde aus Monſieur Deſſeins gaſtlicher Remiſe wohlbehalten hervorgezogen und ich gewann einige Stunden Zeit zum Ausruhen, während die höchſt langweiligen und verdrießlichen Verhandlungen im Zollamte abgethan wurden; dann ſetzten wir unſern Weg fort, um bald ein leidliches Nachtquartier zu erreichen.

In Lille ließ ich ein paar Tage von unſern Freunden wie ein verzogenes Kind mich pflegen; in Lüttich, wo keine uns bekannte Seele lebte, mußte ich, zum Erſtenmal ſeit wenigſtens zehn Jahren, einen ganzen Tag im Bette zubringen, weil das ſchnelle Reiſen meine Kräfte erſchöpft hatte. Dann ging es nach dem nahen Aachen. Dort verbrannte ich in einem friſch aus der heißeſten Quelle geſchöpften Glaſe Waſſer aus kindiſcher Neugier mir die Finger, und verlor darüber einen nicht koſtbaren, aber mir ſehr werthen Ring; weiter weiß ich für dasmal von der uralten berühmten Kaiſerſtadt nichts zu bemerken.

Von der vortrefflichen Kunſtſtraße, die jetzt von Köln nach Mainz, längs dem Rhein, durch das Paradies von Deutſchland führt, war vor funfzig Jahren noch keine Spur vorhanden; der Weg war theils unfahrbar, theils gefährlich und in keinem Fall uns zu empfehlen. Wir wandten uns alſo von Aachen geradezu nach Düſſeldorf, um von dort aus durch Weſtphalen den kürzeſten Weg nach Berlin einzuſchlagen, ohne das, wegen ſeiner Düſterheit damals verſchrieene Köln mit ſeinen dreihundert Kirchthürmen, welche die Sage der frommen Stadt zuſchrieb, zu berühren.

So viel ich von Düſſeldorf, das ich ſeitdem nicht wieder geſehen, mich erinnere, machte die Stadt einen recht freundlichen Eindruck auf mich; die berühmte, damals noch nicht nach München abgeführte Bildergallerie war die erſte bedeutende, die ich ſeit Berlin und Potsdam, oder vielmehr überhaupt geſehen, und ſtaunend über den Reichthum, der hier ſich mir offenbarte, ſchlich ich langſam durch die weiten Räume, bis ich vor Rubens' jüngſtem Gerichte ſtand. Auch dieſes weltberühmte Gemälde habe ich ſeitdem nicht wieder erblickt, aber den gewaltſamen, ich kann ſagen fürchterlichen Eindruck, den es auf mich machte, haben die funfzig Jahre, die ſeitdem verſtrichen ſind, nicht völlig auslöſchen können.

Alle dieſe wunderſeltſam in einander verſchlungenen nackten Leiber, verzweifelnder oder zu Paradieſesſeligkeit entzückter Menſchen, die wilden Teufelsfratzen, die holden Engelsbilder, die alle zuſammen rings um das koloſſale Gemälde zu einem ſchauerlichen Kranz ſich gleichſam verflechten! ich konnte vor innerem Grauen den Anblick kaum ertragen, und auch nicht mich davon abwenden. Lange hat er wachend und im Traume mich verfolgt. Ich wünſche, das Gemälde jetzt wieder zu ſehen, um es in der Wirklichkeit mit dem zu vergleichen, das noch immer meiner Phantaſie davon vorſchwebt.

Aber wie ſoll ich es anfangen, um die tragikomiſchen, oft unüberwindlich, oft unaushaltbar ſcheinenden Mühſeligkeiten unſerer ferneren Reiſe durch Weſtphalen gebührend zu beſchreiben? dieſe mit großen rohen Feldſteinen überſchütteten Straßen, welche die Leute Chauſſeen nannten, auf welchen wir Tage lang uns fortſchleppen laſſen mußten, wollten wir nicht zur Abwechſelung auf dem daneben hinlaufenden ſogenannten Sommerwege bis über die Achſe in Koth verſinken!

»Ah quel chien de pays!« rief ich an allen Gliedern wie zerſchlagen, halb lachend halb weinend mit Voltaire aus, an deſſen Bericht von dem Schloſſe des Monsieur le baron van Tonderstronkhausen mich hier Alles erinnerte. Hülfreiche Bauern begleiteten uns oft große Strecken weit, um unſern Wagen an recht gefährlichen Stellen vor dem Umfallen zu bewahren, oder mit langen Hebebäumen ihn aus den Löchern zu lüſten, in die er verſank.

In den jetzt nicht zu umgehenden Nachtquartieren lauſchte ich Nächte hindurch dem traulichen Gepiepe geſellig mich umtanzender Mäuſe; in den vereinzelt liegenden Poſthaltereien, wo wir anhielten, um Pferde zu wechſeln und ich aus dem Wagen ſtieg, um von der langwierigen Seſſion in demſelben mich zu erholen, wurde ich jedesmal in die ſehr geräumige Küche gleich am Eingange geführt, die zugleich zum Wohnzimmer diente. Mitten in derſelben, auf einem ſehr wenig erhöheten Heerde, brannte ein gewaltiges Torffeuer, über welchem, in an der Decke befeſtigten eiſernen Ketten, ein ziemlich großer offener Keſſel hing, in welchem ein ſchwärzliches Gebräude broddelnd kochte, das die Leute Kaffee nannten. Uebrigens war es unmöglich, hier aufrecht zu gehen oder zu ſtehen, ohne zu erſticken, denn wegen der unter dem Dache zum Räuchern aufgehängten Schinken und Speckſeiten, dem weltberühmten Erzeugniß dieſes Landes, war das Gebäude mit keinem Schornſteine verſehen, und eine undurchdringlich dicke Rauchſäule ſenkte bis etwa zwei Ellen über dem Fußboden ſich von oben herab, die den ganzen übrigen Raum ausfüllte.

Eine Geſellſchaft des Rauches wegen ganz gebückt ſitzender Bauern bildete, den Tabacköpfeifenſtummel im Munde, rings um das Feuer einen Kreis, und hatte auch wohl die Gefälligkeit zuſammen zu rücken, um mir in ihrer Mitte ein Plätzchen, wo ich mich erwärmen könne, einzuräumen, wenn die Wirthin ſie darum erſuchte.

Und wieder ſeufzte ich innerlich, ah quel chien de pays! hütete mich aber etwas dem Aehnliches zu äußern, denn die Kaffeegeſellſchaft ſah gar nicht darnach aus, als ob ſie geneigt wäre, dergleichen gelaſſen hinzunehmen.

Dieſer Zuſtand wiederholte ſich während mehrerer Tage, denn bei dem jetzt eingetretenen unaufhörlichen Regen und den entſetzlichen Wegen kamen wir nur ſehr langſam vorwärts. Mancher andere wirklich tragikomiſche Unfall, der uns betraf, diente uns mitunter zur erheiternden Abwechſelung; ſo kauften wir zum Beiſpiel einmal unterwegs einen Haſen, freuten uns der Ausſicht auf ein ſeltenes gutes Souper, und als wir in unſerm Nachtquartier anlangten, war im ganzen Orte Niemand aufzutreiben, der dem ehrlichen Lampe das Fell abzuziehen verſtand.

Eine in einem guten Bette von Mäuſen unbeunruhigt durchſchlafene Nacht hatte in Osnabrück mir neue Kräfte verliehen; bei dem Poſtmeiſter der nächſten nur drei Meilen entfernten Station, den wir, im Begriff nach Hauſe zu reiſen, in unſerm Gaſthofe antrafen, beſtellten wir Nachtquartier, und ruhten nun getroſten Muthes bis gegen Mittag in Osnabrück aus, in der feſten Ueberzeugung, für den Abend auf das vortrefflichſte geſorgt zu haben.

Wir reiſ'ten ab; anfangs ging Alles herrlich bis ungefähr eine Viertelſtunde vor der Stadt, dann aber empfing uns die gräßlichſte aller weſtphäliſchen Chauſſeen, die unſere Geduld und unſern Wagen bis jetzt auf die Probe geſtellt hatten, eine Sammlung der größten ganz unbehauenen ſorglos über einander hingeworfener Feldſteine bildete dieſen Weg; ſo mag vor der Schöpfung die Welt ausgeſehen haben! Schritt vor Schritt krochen die Pferde vorwärts, bis endlich unſer Wagen es müde wurde. Ein heftiger Stoß, ein lauter Krach, und da lagen wir mit einer zerbrochenen Achſe, bei einbrechender Nacht und heftig ſtrömendem Regen, mitten im Wege.

Guter Rath war hier theuer, weit und breit kein Gaſthof, kein ſchützendes nicht mit Rauch angefülltes

Obdach. Schon machte ich Anſtalt, etwas zu verzweifeln; da erſchien als rettender Engel der Verwalter eines nahe liegenden adeligen Gutes, den unſer geſcheuter Poſtillion ganz in der Stille herbeigeholt hatte, und mit dieſem noch ein halb Dutzend rüſtiger Knechte. Jetzt war nur noch die Frage, wie ich fortzubringen ſei, denn für unſern Wagen war nun geſorgt.

Auch hier wußte der Verwalter Rath; ein wegen ſeiner außerordentlichen Stärke weit und breit berühmter Mann wurde aus dem Dörſchen herbeigeſchafft, um mich ins Schloß zu tragen, wo zwar die Herrſchaft nicht mehr anweſend war, der Verwalter aber für dieſe Nacht uns dennoch unterzubringen verſprach. Der Rieſe kam, groß und breit wie Sankt Chriſtopherus; leicht, als wäre ich eine Feder, trug er bei Laternenſchein mich Zitternde auf ſeinen Armen durch dick und dünn, von herabſtrömenden Regengüſſen umſäuſelt. Stark war er, das iſt gewiß, und ging unter ſeiner Laſt ſichern Trittes vorwärts, doch leider war er engbrüſtig, wie er mir unterwegs klagte, und mußte deshalb alle acht Schritte ohne ſonderliche Auswahl des Platzes mich auf die Füße ſtellen, um zu verſchnaufen. In welchem Zuſtande ich daher nach allem dieſen im Schloſſe anlangte, iſt leicht zu errathen, das übrigens gar nicht an Tonderſtronkhauſen erinnerte, ſondern alle Bequemlichkeiten uns darbot, die wir vernünftiger Weiſe wünſchen konnten.

Um die Abenteuer dieſes abenteuerlichen Tages würdig zu beſchließen, mußte auch der einzige Schmied des Dorfes ein paar Stunden vor unſerer Ankunft mit Tode abgegangen ſein. Ein anderer wurde aus einem ziemlich weit entlegenen Orte herbeigerufen. Er kam am folgenden Morgen, ſchweißte die zerbrochene eiſerne Achſe zuſammen und verlangte vier Louisd'or für eine Arbeit, die mit halb ſo viel Thalern überreichlich bezahlt geweſen ſein würde.

So en Mylord anglois mitten in Deutſchland behandelt zu werden, war uns doch zu viel; mein Mann ſtritt hin, der Schmied ſtritt her, endlich trat der Verwalter vermittelnd dazwiſchen und beſtimmte beide Parteien im nächſten Dorfe, wo heute eben Gerichtstag gehalten werde und durch welches ohnehin unſer Weg ging, die Sache durch den dortigen Gerichtshalter entſcheiden zu laſſen.

Bei dicht verſchloſſenen Fenſterladen hielt ich eine Stunde darauf in unſerm Wagen vor dem Gerichtshofe; während mein Mann hineinging, umtobt von der muntern Dorfjugend, von unter ſich zankenden

Weibern laut umſchrien, drückte ich ganz ſtill mich in eine Ecke. Endlich kam ſogar unter Fluchen der Widerſacher mit einem Beile in der Hand, um die eben von ihm reparirte Achſe wieder zu zerſchlagen, wovon die Umſtehenden nur mit großer Mühe ihn zurückhielten; bald darauf wurde der Wagenſchlag heftig aufgeriſſen, Schopenhauer ſprang ſehr erhitzt herein und wir fuhren ab.

Ah quel chien de pays! rief nun auch er, und diesmal gewiß nicht mit Unrecht. Der Herr Gerichtshalter hatte erklärt, die zuſammengeſchweißte Achſe ſei eine Kunſtarbeit, die er nicht zu beurtheilen verſtehe, wir möchten daher gefälligſt im Orte verweilen, bis die gehörige Anzahl Schmiedemeiſter aus der Umgegend verſammelt werden könne, um ſie zu tariren, oder die vier Louisd'or bei ihm einſtweilen deponiren, von denen das etwa übrig bleibende uns gewiſſenhaft nachgeſchickt werden ſolle. Welchen von dieſen beiden Vorſchlägen mein Mann befolgte, iſt wohl keine Frage.

Nach vielen noch erlittenen Püffen und Stößen ſahen wir endlich das erſehnte Städtchen Bohmte vor uns; der Poſtmeiſter, der ſchon am vorigen Abende uns erwartet hatte, begegnete uns, erkundigte ſich nach der Urſache unſers Ausbleibens und ſchlug dann einen näheren Fußſteig nach ſeinem Hauſe ein, um unſern Empfang vorzubereiten, während wir auf der Landſtraße weiter fuhren.

Und wieder gab es einen gewaltigen Stoß, einen Krach; und wieder, wie am geſtrigen Abende, nur bei hellem Tage und heiterem Himmel, lagen wir. Die Unglücksachſe war ebenfalls an der nämlichen Stelle gebrochen. Dieſesmal aber vertrauete ich lieber meinen eignen Füßen und dem ſtützenden Arm meines Mannes, um die wenigen Schritte bis zum Poſthauſe zurückzulegen.

Das Unangenehmſte dabei war, daß wir an dieſem Tage nicht weiter fahren konnten, aber wir waren gut aufgehoben, bei guten, freundlichen Leuten. Ach nur zu freundlichen! Der Herr Poſtmeiſter kam gleich nach Tiſche, meinem Manne Geſellſchaft zu leiſten, die Frau Poſtmeiſterin zu mir, ſobald ihre Geſchäfte dies erlaubten und brachte noch ein halb Dutzend kleiner niedlicher Poſtmeiſterlein beiderlei Geſchlechts mir zur Erheiterung mit. Was konnte ich unter ſolchen Umſtänden beſſeres thun, als unter dem Vorwande recht großer Ermüdung recht frühe zu Bette zu gehen?

Mit dieſem Tage waren auch alle Tribulationen beendet, die wir bisher ſtandhaft ertragen; auf leidlichen Wegen erreichten wir bald die weſtphäliſche Grenze, kamen durch bekannte, befreundete Städte, und endlich wohlbehalten in Berlin an.

So erging es uns, genau ſo, ohne alle Uebertreibung, in Weſtphalen; aber vor funfzig Jahren und in der Reiſenden ungünſtigſten Jahrszeit, das iſt dabei wohl zu erwägen. Die immer höher ſteigende, überall ſich verbreitende Kultur der neueren Zeit, hat gewiß jetzt auch dort Vieles, wenn gleich vielleicht nicht Alles, verändert und verbeſſert.

Vierzigſtes Kapitel.

Le plus beau jour du voyage,
Ah c'est le jour du retour.
La Colonie.

Doctor Hunters Ausſpruch bewährte ſich glorreich durch den Erfolg; glücklich und geſund langte ich am letzten Tage des Jahres ſieben und achtzig in meiner lieben Vaterſtadt, im noch lieberen Kreiſe der Meinen an. Die auf dem Hinwege ängſtlich vermiedenen Nachtquartiere zwiſchen Berlin und Danzig fand ich jetzt vortrefflich, ſobald ich dabei an Weſtphalen zurückdachte und achtete im Gefühl des nahen Wiederſehnes weder Ermüdung noch Unbequemlichkeit.

Meine Erſcheinung nach der Reiſe führte im Kreiſe meiner Landsmänninnen eine große Revolution herbei. Sämmtliche Poſchen und Reifröcke ſanken in ihr voriges Nichts zuſammen, denn gleich am erſten Tage meiner Ankunft in Paris waren die meinigen als eine unerträgliche Antiquität, une mode d'avant hier, dem herrſchenden Geſchmacke des Tages zum Opfer gefallen. Die Friſur war von den läſtigen Unterlagen befreiet, und alle Damen ließen, nach meinem Beiſpiel, zwiſchen den tief ins Geſicht gezogenen, bis auf die Schultern herabhängenden, wohl pomadiſirten und gepuderten Locken, nur Mund, Augen und Naſe ſichtbar werden.

Geliebt, gehätſchelt, von Mutter und Schweſtern und allen mir Naheſtehenden gleichſam auf Händen getragen, vergingen mir die Tage und Wochen, bis ich am zwei und zwanzigſten Februar des Jahres acht und achtzig die frohe Mutter eines kräftigen geſunden Knaben wurde.

Druckfehler im erſten Bande.

Seite 7 Zeile 5 von unten lies ſtatt ſchreibe ſeligen — ſchreibſeligen.
Seite 25 Zeile 8 von oben l. ſt. Zücherkater — Zyperkater.
Seite 57 Zeile 5 v. o. l. ſt. Rocken — Roggen.
Seite 89 Zeile 7 v. u. l. ſt. nicht — mich.
Seite 91 Zeile 2 v. o. nach Wohlſtand fehlt das Semicolon.
Seite 276 Zeile 10 v. o. l. ſt. weidender — weidenden.
Seite 360 Zeile 12 v. u. l. ſt. eingerichtete — eingerichteten.

Druckfehler im zweiten Bande.

Seite 2 Zeile 10 v. u. nach für mich muß nicht wegbleiben.
Seite 6 Zeile 3 v. u. l. ſt. von — vor.
Seite 84 Zeile 9 v. o l. ſt. gottvergnügte — Gott vergnügte.
Seite 105 Zeile 4 v. u.: das Komma muß ſt. nach zu Hoch — nach am Tage ſtehen.
Seite 258 Zeile 10 v. u. l. ſt. Er — Es.

Johanna Schopenhauer's

Nachlaß.

Herausgegeben

von

ihrer Tochter.

Zweiter Band.

Braunſchweig,
Verlag von George Weſtermann.
1839.

Jugendleben

und

Wanderbilder

von

Johanna Schopenhauer.

Zweiter Band.

Braunſchweig,
Verlag von George Weſtermann.
1839.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunſchweig.

Erſtes Kapitel.

Die Knoſpen fragen an,
Ach dürfen wir's wohl wagen!
Der Weſtwind ſprach: nicht zagen
Sollt ihr, brecht euch nur Bahn.
Schneeglöckchen guckt heraus:
Ich will den Winter necken,
Ich will die Schweſtern wecken
In ihrem engen Haus!
Immermann.

Wie alle jungen Mütter ſpielte auch ich mit meiner neuen Puppe, war feſt überzeugt, daß kein ſchöneres, frömmeres und für ſein Alter klügeres Kind auf Gottes Erdboden lebe, als das meinige, und hatte am Tage wie bei der Nacht kaum einen andern Gedanken als meinen Sohn Arthur. Dieſen Namen hatte ſein Vater, mit Rückſicht auf die dereinſtige kaufmänniſche Firma des jungen Weltbürgers, ihm in der Taufe beilegen laſſen, weil er in allen Sprachen unverändert der nämliche bleibt.

Müde des ewigen fruchtloſen Ankämpfens gegen die ſich täglich erneuende Hinderniſſe, welche der

Fortſetzung ſeiner früheren Verbindungen mit ſeinen ruſſiſchen Handelsfreunden ſich entgegenſtellten, faßte mein Vater, ungefähr ein Jahr nach der Geburt meines Sohnes, den Entſchluß, ſein Geſchäft aufzugeben und ſich mit den Seinigen auf's Land zurückzuziehen.

Stutthof, die bedeutendſte Stadtdomaine, war durch den Tod des bisherigen Pächters derſelben eben erledigt. Meinem an Körper wie an Geiſt noch immer ſehr rüſtigen Vater ſchien in der Verwaltung einer ſo großen Beſitzung ein weites, ſeinem lebhaften Hange zu bedeutender Thätigkeit zuſagendes Feld ſich zu öffnen; er übernahm den Pacht, und ich hatte den Schmerz, Eltern und Schweſtern aus meiner Nähe ſcheiden zu ſehen. Nur mein Kind und die für mich nicht unbedeutende Entfernung von fünf Meilen gaben mir den Muth, dieſe Trennung, die erſte in meinem Leben, mit leidlicher Faſſung zu ertragen.

Stutthof liegt ungefähr in der Mitte der Landzunge, welche die Danziger Nehrung genannt wird, und die zwiſchen der Oſtſee und einem Arm der Weichſel bis gegen das friſche Haff hin ſich erſtreckt. Das alte, aber bequeme von weitläufigen Gärten, zwei geräumigen Höfen und mehreren großen Nebengebäuden umgebene Herrenhaus, das meine Eltern bewohnten, grenzt an das wohlhabige zu demſelben gehörende Dorf gleichen Namens.

Ein Fichtenwald, dort zu Land eine Haide genannt, ſo ſchön als einer dieſer Art es nur ſein kann, zieht zwiſchen dem Dorfe und der ſehr nahen Oſtſee ſich hin. Nur das melodiſche Geläute der unter den hohen Bäumen die duftenden würzigen Waldkräuter abweidenden Kühe unterbricht das ernſte Schweigen dieſer immer grünen Waldeinſamkeit.

Die Oſtſee ſpendet hier nicht kärglich ihr koſtbarſtes Erzeugniß, den Bernſtein; bei günſtigem Winde ſpülen ihre Wellen, meiſtens in kleinen, zuweilen aber auch in bedeutend größeren Stücken ihn an den Strand. Auch Fiſche giebt es in Ueberfluß, Dorſche, Steinbütte, große Lachſe und Störe. Ungefähr eine Meile hinter Stutthof wird aus dem Rogen der letztern ſchon Kaviar gemacht, er iſt aber kleinkörnig, und ſteht dem ruſſiſchen bei weiten nach.

Im Kontraſt mit dieſer großartigen Scenerie umfriedet der Weichſelſtrom auf der andern Seite ein lachendes fruchtbares Gelände; Gärten, Wieſen, Felder, Laubgebüſch, belebt durch große einzelne Bauerhöfe, durch wohlgebaute reiche Dörfer, wie man nicht überall in Deutſchland ſie antrifft, bewohnt von einem ſchönen kräftigen Schlage Menſchen, der durch manche von andern ihn unterſcheidende Sitte ſich auszeichnet.

Hier lernte ich das eigentliche Landleben erſt kennen. Wie himmelweit verſchieden iſt es von dem, was wir Städter ſo nennen, wenn wir zur ſchönen Sommerzeit unſere eleganten Landhäuſer beziehen! Mit dem erſten Maitage, zur Zeit, in welcher mein Mann ohnehin durch ſeine Geſchäfte abgehalten wurde, Oliva zu beſuchen, ging ich alljährlich mit meinem Kinde zu meinen Eltern, um bis zum Anfange des Monats Juni bei ihnen zu verweilen. Reif und Schnee fiel dann oft noch auf die eben knospenden Bäume, aber in jenem Klima iſt der Frühling ein gar mächtiger Held, der die kurze Zeit ſeiner Regierung gewaltſam zu benutzen weiß. Ehe man ſich deſſen verſah, war auch die letzte Spur des Winters verſchwunden, Alles ſtand in herrlichſter Blüthenpracht und die Nachtigall ſchlug im Gebüſch unter den eben ſich entfaltenden Blättern.

Nur im Umkreiſe von höchſtens anderthalb Meilen rings um Stutthof her findet die Nachtigall einen ihr zuſagenden Aufenthalt; näher der Stadt, nach Oliva zu, ja, ſelbſt weiter hinaus auf dem Wege nach Berlin läßt ſich keine hören, aber um

Stutthof herum ſtellen ſie alljährlich in bedeutender Anzahl ſich ein. Das Klima iſt dort nicht minder rauh, am Waſſer und friſchen Laubgebüſch kein Mangel rings um Danzig herum, ihre beſondere Vorliebe gerade für dieſe Gegend bleibt daher unerklärlich; daß aber der größte Theil meiner Landsleute aus der Welt geht, ohne jemals eine Nachtigall anders als hinter den Stäben ihres engen Käfigs ängſtlich klagend gehört zu haben, iſt gewiß.

Doch nicht nur im Monat Mai, auch im heißen Sommer ließ ich von dem weiten ſandigen Wege mich nicht abſchrecken, meinen Beſuch in Stutthof, ſo oft ich es füglich nur konnte, zu wiederholen; ſogar mitten im Winter flog ich im wohlverwahrten Schlitten über die eisbedeckte Fläche der Weichſel, um in der Mitte der Meinigen einige Tage zu verweilen. Glückliche, glückliche Zeit, die ich damals mit ihnen verlebte! Jeder meiner Beſuche glich einem Wiederfinden nach langer Trennung. Was hatten wir nicht Alles einander zu ſagen, zu erzählen, zu vertrauen, meine Mutter, meine Schweſter Lotte und ich! Es war ſo wenig, ſo unbedeutend, und uns doch ſo viel, daß oft die Mitternacht über unſerm traulichen Geſchwätz heranſchlich. Uebrigens war es in jenem abgelegenen Winkel der Welt ſogar im Winter bei weiten nicht ſo einſam als man bei dem gänzlichen Mangel an dem, was man auf dem Lande angenehme Nachbarſchaft zu nennen pflegt, es hätte erwarten ſollen; an Umgang mit Menſchen fehlte es keineswegs, wohl aber an ſogenannter Societät, dieſem oft langweiligſten Dinge auf Erden.

Im Sommer wie im Winter fand ununterbrochen ein Kommen und Gehen, Fahren und Reiten der Bewohner der benachbarten Dörfer Statt, die meinem Vater irgend ein Anliegen oder ein Geſchäft vorzutragen hatten. Die vielen Knechte und Mägde, welche die ſehr ausgedehnte Landwirthſchaft erforderte, der im Dienſte meines Vaters ſtehende Brauermeiſter, der Bäcker, der Branntweinbrenner mit ihren Gehülfen, die in dazu beſtimmten Nebengebäuden dieſe Geſchäfte betrieben, über welche eine Art von Monopol nicht zu den unbedeutendſten Vorrechten meines Vaters gehörte, alle dieſe an Rang und Anſprüchen unter ſich ſo verſchiedene und in ihrer Art eben ſo ſtreng, wie ihres Gleichen in Städten, auf dieſen Unterſchied haltende Leute verbreiteten eine Art Lebendigkeit um ſich her, die viel dazu beitrug, unſer Familienleben vor einſchläfernder Monotonie zu bewahren.

Ich trug aus dieſen mir ganz neuen Umgebungen den unſchätzbaren Gewinn davon, dem Leben manche wichtige Anſicht abzulauſchen, die mir ſonſt ewig verborgen geblieben wäre; mais c'est tout comme chez nous! rief ich oft lachend bei der näheren Bekanntſchaft mit den Sitten, der Denkungsart, den Grundſätzen der Landleute, die ich mit nie ermüdendem Intereſſe beobachtete.

Die Herren Poeten, beſonders die aus meiner ſentimentalen Jugendzeit, verſündigen ſich ſchwer an der Wahrheit, indem ſie die große Treue, Redlichkeit, Frömmigkeit, Sittlichkeit des einfachen Landmanns auf unſre Koſten erheben. Jene ſind wie wir, wir ſind wie ſie, Beide vom nämlichen Metall, nur die gröbere oder zierlichere Ausführung der Form bildet den einzigen Unterſchied. Was wir an geiſtiger Kultur und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen vor dem Landmanne voraushaben, wird ihm durch den ihm angebornen Scharfblick, die ihm eigne Schlauheit und echten Mutterwitz oft in ſo hohem Grade erſetzt, daß unſre durch Erziehung verfeinerte Bildung kaum Schritt mit ihm halten kann.

Alles intereſſirte mich in Stutthof, und nicht bloß der Neuheit wegen; die eigentliche Landwirthſchaft machte mir die gröſte Freude, an deren Spitze, zwar anfangs mit wenig Erfahrung, aber mit deſto gröherem Eifer und daraus entſpringendem Gelingen ſich meine Schweſter Lotte geſtellt hatte, um unſrer Mutter ein ruhiges, müheloſes Alter zu bereiten.

Die vielen Kühe, die Pferde, all' das befiederte Gethiere um uns her, beſonders der Storch, der ſeit undenklichen Jahren nie verſäumte, das ihm wohlbekannte Neſt auf dem Giebel der Scheune zur rechten Zeit zu beziehen, wie liebte ich, wie freute mich das Alles! Und das Ballet am erſten recht warmen Maitage, wenn die jungen im Spätjahre und Winter gebornen Thiere aus den dunkeln Ställen, in welchen ſie bis dahin gelebt, zum Erſtenmal in den ſonnenhellen Hof getrieben wurden! Die dummen täppiſchen Kälber, die, vom nie geſehenen Sonnenſchein geblendet, mit den breiten Köpfen gegen Thüren und Mauer krachend anrannten, die tollen luſtigen Sprünge der zottigen Füllen, die wie betrunken einhertaumelten, das Freudengeſchrei und Gelächter der Knechte und Mägde, die in Thüren und Winkel ſich duckten, um ſich vor den Freudenbezeigungen ihrer emancipirten Zöglinge ſicher zu ſtellen; kein noch ſo gewandter Grotesk-Tänzer hat jemals ſo mich beluſtigt.

Aber Stutthof, wie Alles in dieſer Welt, hatte auch ſeine Kehrſeite, und dieſe erſchien mir dunkel genug, um, wenn ich ſie recht ins Auge faßte, auf ſo vieles übrigens Lobenswerthe einen entſtellenden Schatten zu werfen. Dieſe Kehrſeite beſtand in gewiſſen zu dem Gute gehörenden Vorrechten, Privilegien, ſogenannten alten Gerechtigkeiten, welche man füglicher Ungerechtigkeiten benennen könnte, und die aus ſehr früher, vermuthlich noch aus der Zeit der in Danzig und Marienburg hauſenden Ordensritter herſtammen mochten. Sie waren traurige Ueberbleibſel jenes den freigebornen Landmann zum Leibeignen herabwürdigenden Feudalismus des Mittelalters, gegen die mein Freiheitsſinn ſich mächtig empörte, und von denen ich nicht begriff, wie ſie, bei der republikaniſchen Verfaſſung meiner Vaterſtadt, bis auf die gegenwärtige Zeit ſich erhalten haben konnten.

Jeden Sonnabend ſah ich zum Beiſpiel die Frauen und Mädchen aus dem Dorf mit Beſen und Rechen in großer Anzahl heranziehen, um den Hof vor meines Vaters Hauſe zu reinigen und zu ordnen, während der Frohnknecht mit einer Karbatſche dabeiſtand, um über ſie die Aufſicht zu führen. Gern hätte mein Vater auf unſer Bitten dieſen Gebrauch aufgehoben, oder doch wenigſtens den widrigen Anblick jenes Menſchen uns erſpart; aber er durfte keines der auf ihn übertragenen Vorrechte ſeinem dereinſtigen Nachfolger entziehen, und ſelbſt der Frohn hielt wie auf einen Ehrenpunkt auf ſein Recht bei dieſer Expedition, wenigſtens in der Eingangsthür Wache zu halten.

Auch zur Erntezeit mußten die Bauern aus den zu Stutthof gehörenden, oft weit entlegenen Dörfern ſich einſtellen. Mehrere Tage nach einander, je nachdem es erforderlich war, zogen ſie zu funfzigen und in noch größerer Anzahl mit Tagesanbruch zur Frohnarbeit herbei, während ihre eigne Ernte darüber nachblieb. Mittags nahmen ſie im Hofe an langen ordentlich gedeckten Tafeln Platz. Es läßt ſich nicht leugnen, ſie zeigten ſich luſtig und guter Dinge, als wären ſie zu einem Gaſtmahl verſammelt, ſie lachten, ſangen, trieben allerlei Späße, denn mein Vater hielt ſtreng auf ihre gute Bewirthung, ſowohl auf dem Felde bei der Arbeit als in den Ruheſtunden; aber Zwang und nicht freie Wahl führte ſie hier zuſammen, und obgleich mein Vater ſich alle erſinnliche Mühe gab, mir deutlich zu machen, wie es ſelbſt dem wohlhabenden Landmanne weit leichter werde, ſeine Steuern mit Arbeit anſtatt mit baarem Gelde abzutragen, ſo war es mir doch unmöglich, auf ſeine Anſichten einzugehen, und mich ſowohl mit dieſen als manchen ähnlichen Einrichtungen auszuſöhnen.

Lange vor meinem Vater, in den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, hatte der Großvater meines Mannes Stutthof in Pacht gehabt; noch lebte eine Art Reliquie aus jener frühen Zeit, ein mehr als hundertjähriger Greis, der in deſſen Dienſten geſtanden, und wurde als ein von dem Hauſe unzertrennliches Stück des alten Mobiliars betrachtet und gehalten. Der alte Mann war für ſeine hohen Jahre noch ſehr rüſtig und ſeiner Sinne vollkommen mächtig, auch ſein Gedächtniß war ihm treu geblieben, doch nur für die frühere Zeit ſeines Lebens; die ſpätere war für ihn verſunken und verſchwunden. Deshalb nannte er meinen Sohn immer Andreas, und ließ es ſich nicht ausreden, daß es der Sohn ſeines alten Herrn, eigentlich der Großvater meines Arthurs ſei, den er in gleichem Alter noch auf dem Arm getragen.

Peter der Große war auf der Durchreiſe mit ſeiner Katharine unerwartet nach Stutthof gekommen, er hatte beſchloſſen, dort zu übernachten, und die Erinnerung an dieſen hohen Beſuch war, als das merkwürdigſte Ereigniß ſeines ganzen langen Lebens, dem Hundertjährigen unvergeßlich geblieben. Der

Kaiſer und ſeine Gemahlin durchzogen das Haus, um ein Schlafzimmer ſich zu wählen, und ihre Wahl fiel auf ein zu meiner Zeit noch exiſtirendes nicht großes Zimmer, in welchem aber weder Ofen noch Kamin ſich befand; nun aber galt es, bei ſtrenger Kälte, zur Winterszeit dieſes Zimmer zu erwärmen. Guter Rath war hier theuer; aber der alte Herr Schopenhauer wußte ihn doch zu finden, und obendrein zu großer Zufriedenheit ſeiner hohen Gäſte. Die weißen untapezirten Wände, der nach damaliger Art mit holländiſchen Flieſen ausgelegte Fußboden ſtellten der Ausführbarkeit deſſelben kein Hinderniß entgegen.

Mehrere Fäſſer voll Branntwein wurden herbeigeſchafft, in das übrigens dicht verſchloſſene Zimmer ausgegoſſen und angezündet. Jauchzend vor Freude blickte der Czar in das zu ſeinen Füßen wogende Feuermeer, während alle erſinnlichen Anſtalten getroffen wurden, um die weitere Verbreitung deſſelben zu verhindern. Sobald es ausgebrannt war, begab er in dem glühend heißen, mit Qualm und Dunſt erfüllten kleinen Raum mit ſeiner Gemahlin ſich zur Ruhe, Beide ſtanden am folgenden Morgen ohne Migräne wieder auf, was in unſern nervenſchwachen Tagen ihnen ſchwerlich Jemand nachthun würde, und verließen, die ihnen gewordene Aufnahme rühmend, das gaſtfreie Dach ihres Wirths.

In Danzig erregte alles Merkwürdige, beſonders aber die prächtige, bei weiten nicht genug bekannte Pfarrkirche, die Aufmerkſamkeit Peters des Großen. Da es gerade Sonntag war, verlangte er dem Gottesdienſte in derſelben beizuwohnen, und wurde in den Rathſtuhl geführt, eine Art abgeſchloſſenen, ringsum mit Schiebfenſtern verſehenen Kabinets, wie man noch in Deutſchland hin und wieder in Kirchen ſie findet. Dort ſaß nun der große Kaiſer, ſeine Blicke wanderten von dem bewundernswürdigen Gewölbe hinab auf die den weiten Raum füllende zahllos erſcheinende Menge, dann zur Orgel, und von dieſer zu dem Prediger, deſſen Rede er mit großer Gelaſſenheit anhörte, obgleich er wahrſcheinlich keine Silbe davon verſtand. So weit ging Alles gut, aber ihn fror, denn er hatte aus Ehrfurcht vor dem Ort beim Eintritt in die Kirche ſeine Mütze abgelegt. Schon begann er unruhig zu werden, das Gefühl erſtarrender Kälte nahm mit jedem Augenblick zu, er überlegte, welches von beiden am wenigſten unſchicklich wäre, die Mütze aufzuſetzen oder die Kirche zu verlaſſen; er ſah gleichſam Hülfe ſuchend ſich um, da zeigte ſich ihm plötzlich ein willkommenes Auskunftsmittel, mit einem einzigen raſchen Griff nahm er die große Alongenperrücke vom Haupte des hinter ihm ſitzenden erſten Bürgermeiſters, ſetzte ſie auf das eigne, und wohnte nun, umfloſſen von der reichen warmen Lockenfülle, weit zum Fenſter des Rathſtuhles hinausgelehnt, dem Gottesdienſte ruhig bis an's Ende deſſelben bei, wo er nicht ermangelte, die Perrücke dem Eigner derſelben freundlich dankend zu überreichen.

Solches geſchah ungefähr funfzig Jahre vor meiner Geburt: ſo waltet der mächtigſte Regierer, die Zeit!

Zweites Kapitel.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbſt auch thöricht zu ſein, wie es die Zeit mir gebot.
Goethe.

Immer ſchwerer, immer zerſtörender begann im Lauf der Jahre der Druck äußrer Uebermacht auf den ehemaligen Wohlſtand meiner unglücklichen Vaterſtadt einzuwirken.

An alten reichen Familien, an einzelnen bedeutenden Handelshäuſern, die mit großen Mitteln und ausgebreitetem Kredit ihre merkantiliſchen Kenntniſſe und Erfahrungen geltend zu machen verſtanden, fehlte es zwar nicht, und dieſe verbreiteten allerdings noch eine Art von Scheinleben um ſich her, durch welches dem oberflächlich darüber hinſtreifenden Blicke das tief im Innern zehrende Verderben verſchleiert wurde. Der Kleinbürger aber, der Ladenhändler, der Handwerker, Alles was zum arbeitenden Mittelſtande gehört, dieſem eigentlichen Herzen großer und kleinſter Staaten, durch welches das Leben pulſirend ſich weiter verbreitet, waren dem langſamen allmälichen Verarmen verfallen. Die Zahl unbewohnter, feſt verſchloſſener Häuſer mehrte ſich überall, und nicht allein in kleinen abgelegenen Gäßchen, auch in den ſonſt bewohnteſten Hauptſtraßen der Stadt.

Viele achtbare Bürger, die unter harten Entbehrungen einen ſchwachen Schimmer ehemaliger beſſerer Tage mühſelig beizubehalten ſuchten, waren im Grunde jenen verſchämten Hausarmen zuzuzählen, gegen deren hartes Loos das eines in Lumpen gehüllten, die allgemeine Wohlthätigkeit öffentlich in Anſpruch nehmenden Bettlers faſt beneidenswerth erſcheint.

Jameſon konnte das allmäliche Verkümmern des Ortes, den er in der Blüthe des Wohlſtandes gekannt, nicht anſehen, ohne ſelbſt es mit zu empfinden; ihm war dabei zu Muthe als ſtünde er am Schmerzenslager eines langſam Hinſterbenden. Im Kreiſe der ihn zunächſt umgebenden Freunde trat manche ihn ſchmerzlich berührende Veränderung nach und nach ein, war im Wechſel des Lebens ſo manche Lücke entſtanden, welche er nicht wieder gefüllt zu ſehen hoffen durfte; und als er zuletzt auch das Haus meiner Eltern verſchloſſen und verödet erblickte, als er, von alter Gewohnheit verleitet, wohl zehnmal des Tages ſein Fenſter öffnete, um in unſern Beiſchlag hinabzuſehen, und keine der ihm ehemals ſo befreundeten lieben Geſtalten ſich mehr zeigte, da war ihm als ſei auch das letzte Band zerriſſen, das in ſeiner jetzigen Stellung ihn feſthielt. Ich, das Kind ſeines Herzens, ſein früheſter Liebling, den er mit ſo großer Liebe und Treue erzogen und geleitet hatte, war ihm zwar geblieben; aber durch andere Pflichten, andere Verhältniſſe in Anſpruch genommen, war es mir nicht möglich ihm zu erſetzen, was er durch die Trennung von der nahen lieben Nachbarſchaft derer verlor, die er im Lauf von faſt dreißig Jahren ſich gewöhnt hatte, als ganz zu ihm gehörend zu betrachten.

Seine Geſundheit wankte, nur ein raſcher Entſchluß konnte vor allmäligem Verſinken in Schwäche und Trübſinn ihn bewahren, und er war noch kräftig genug, um ihn zu faſſen und auszuführen. Er legte ſeine Stelle nieder, ſchiffte ſich ein, und eilte ſeiner urſprünglichen, ihm beinah fremd gewordenen Heimath, ſeinen ſchottiſchen Bergen wieder zu. Mit welchem Gefühl, mit welchem heißen Trennungsſchmerz, hat er ſelbſt nie auszuſprechen unternommen, und ſo will denn auch ich ſeinem Beiſpiel folgen. Daß ich entfernt von Eltern und Geſchwiſtern, nach dem Verluſt auch des letzten Freundes meiner früheſten Jugendjahre einzelne Stunden verlebte, in denen ich ſehr vereinſamt mich fühlen mußte, liegt ja deutlich genug zu Tage; was bedarf es da noch vieler Worte!

Mit immer ſteigendem Intereſſe wandten indeſſen mein Mann und ich unſre Blicke nach Paris den dort beginnenden Kämpfen eines großen Volkes zu, das aus den Ketten des Despotismus ſich loszuwinden ſtrebte. Die eben zuſammenberufene Nationalverſammlung wurde mir jetzt, was meine alten Römer, was meine tapfern freigeſinnten Amerikaner in den Tagen meiner Kindheit mir geweſen waren, ſie erhoben mich über die mich umgebende Gegenwart; und meine warme Theilnahme an dem Verſuche, ein unter Zwang, thörichter Verſchwendung und verdammenswürdigen Leichtſinn untergehendes Volk zum Gefühl der Würde freigeborner Menſchen zu erheben, nahm mich dermaßen in Anſpruch, daß ich die Lücke, welche die letzte Zeit in mein eignes Daſein geriſſen, darüber weit weniger empfand.

Zeitungen hatte ich immer ſo fern als möglich von mir geſchoben, und darüber manchen halb ſpottend halb ernſt gemeinten Vorwurf meines Mannes geduldig über mich ergehen laſſen; denn von jener Zeit her, in welcher ich die ſehr unleſerlich gedruckte, aber wegen ihres vortrefflichen franzöſiſchen Styls damals ſehr berühmte Gazette de Leyde meinem Vater poſttäglich vorleſen mußte, war mir ein unüberwindliches Grauen vor allen nur erdenklichen politiſchen Blättern geblieben. Ich behauptete ſteif und feſt, ich erführe ohnehin, was ſich in der Welt Merkwürdiges begebe, ohne mir Zeit und Laune mit ſolchen Langweiligkeiten zu verderben; jetzt aber konnte ich die Ankunft des Hamburger Correſpondenten kaum erwarten, und zürnte recht ernſtlich, wenn man vergaß, ihn mir nach Oliva zu ſenden.

So ſtand ich denn an einem recht heißen Sommertage des Jahres ſiebzehnhundertneunundachtzig in Oliva am Fenſter, in Erwartung des Boten, der mir die Zeitung bringen ſollte, und ſah zu meiner großen Verwunderung ſtatt ſeiner meinen Mann in den Hof reiten; an einem Poſttage! Nur eine wichtige Veranlaſſung konnte Heinrich Floris Schopenhauer an einem ſolchen zu dieſem Beſuch bewogen haben. Und ſo war es denn auch, er hatte Comptoir und Geſchäfte verlaſſen, um die Kunde des erſten Triumphs der Freiheit, der Eroberung der Baſtille, mir ſelbſt zu überbringen.

Von nun an ging ein neues Leben mir auf, unerhörte Hoffnungen eines durchaus veränderten Zuſtandes der Welt wurden in mir rege, welche jedes Blatt des faſt gleichzeitig entſtandenen Moniteurs immer feſter ſtellte. Nur wenige meiner Zeitgenoſſen mögen jener jetzt faſt vergeſſenen Ereigniſſe ſich noch lebhaft erinnern, aber dann gedenken ſie auch gewiß der glühenden Begeiſterung, des hohen, Alles wagen, Alles willig aufs Spiel ſetzen wollenden Freiheitſinnes, der damals im Gemüth der edelſten Jugend ſich entzündete, und ſie antrieb, ihr Hoffen, Sinnen und Trachten einzig jener hochbewunderten Nation zuzuwenden, die für Alle ſiegreich in die Schranken trat, verjährte Vorurtheile niederbrach, und Blut und Leben nicht ſchonend, in Ausübung deſſen, was Noth that, uns mit Lehre und Beiſpiel glorreich voranging. Etwas Mord, einzelne Greuelthaten, die bei der Eroberung der Baſtille vorgefallen waren und noch täglich, leider in immer ſteigender Anzahl, ſich erneuerten, wurden als in ſolchen Zeiten unvermeidlich nicht ſonderlich beachtet. Verjährte Krebsſchäden ſind nicht mit Roſenwaſſer zu heilen, war ein damals ſehr beliebter Kernſpruch.

Und was war denn die Hinrichtung eines oder zweier Elenden, die, ſtrotzend von erpreßtem Reichthum und Wohlleben, das hungernde, nach Brot ſchreiende Volk zur Zielſcheibe ihres Witzes zu wählen ſich erkühnt hatten? Was war ſie, verglichen mit dem unheilvollen Geſchick jenes Greiſes, der bei der Zerſtörung der Baſtille im dunkelſten Kerker derſelben aufgefunden worden war? Wie gewöhnlich ohne Verhör und Urtheil hatte vor undenklicher Zeit eine lettre de cachet in jenes Grab der Lebenden ihn hinabgeſtoßen. Welches Vergehens man ihn anklagte, hat nicht er ſelbſt, hat Niemand jemals erfahren, auch König Ludwig XV. nicht, der gewohnt war, jene Glück und Leben tödtende Waffe als eine nicht abzuſchlagende kleine Gefälligkeit der Fürſprache mächtiger Günſtlinge gedankenlos preis zu geben.

Wochen, Monate, Jahre lang ſaß der Unglückliche da, lichtlos, einſam, in Hunger und Blöße, in Näſſe und Kälte, und konnte nicht ſterben. Er hörte zuletzt auf, die Tage, die Jahre zu zählen, vergaß endlich ſogar ſeinen eigenen Namen, und was er früher in der Welt geweſen, und vegetirte in dumpfem Halbbewußtſein fort, von Allen, ſogar von ſeinem Kerkermeiſter vergeſſen, nur von dem Knecht nicht, der aus alter Gewohnheit ſeine karge Nahrung gleich einem im Käfig gehaltenen wilden Thiere ihm zuweilen hinwarf.

Ohnmächtig ſank er zuſammen, als die Befreier in ſeine Jammerhöhle drangen und ihn hinaustrugen in die laute lichtvolle Welt. Als er aus langer ſtarrer Bewußtloſigkeit erwachte, laſtete die friſche freie Luft mit Zentnerſchwere auf ſeiner eingeengten keuchenden Bruſt; das ſeit funfzig bis ſechzig Jahren nicht geſehene Tageslicht war ſeinen gelähmten Augen die quälendſte Folter, jeder Ton, der ſein an lautloſe Grabesſtille gewöhntes Ohr traf, verſetzte ihn in peinlichſte Furcht.

Aengſtlich, zitternd, wimmernd, mit gebrochner kaum vernehmlicher Stimme flehte er ſeine Befreier an, ihn wieder hinunter zu ſchaffen in ſeine düſtere Wohnung, wand ſich, winſelte, ächzte und entſchlummerte.

Der Namenloſe fand ein namenloſes Grab; nach einer nicht mehr zu berechnenden Anzahl in qualvollſter Gefangenſchaft vollbrachter Jahre, konnte nur dieſes vor der Pein des ihm neu aufgedrungenen Lebens ihn bergen. So ſtirbt ein dem Hungertode Geweihter an Nahrungsmitteln, die nach zu langem Entbehren ihm tödtlich werden, ſtatt ihn zu erquicken.

Drittes Kapitel.

Jene Menſchen ſind toll, ſo ſagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich hören, auf Straßen und Markt:
Auch mir ſcheinen ſie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weiſe Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sclaven verſtummt.
Goethe.

Die Eroberung der Baſtille, die Zerſtörung derſelben, das grauſenvolle Geſchick jenes unglücklichen Greiſes, welches durch öffentliche Blätter allgemein verbreitet wurde, wirkte berauſchend auf die Gemüther. Ergründen zu wollen, wie viel von jenem ſchaudervollen Ereigniſſe der franzöſiſchen Verſchönerungsſucht angehöre, fiel keinem ein.

Lag doch in dem ganzen Vorgange an und für ſich nichts Unmögliches oder Unwahrſcheinliches, waren doch die entſetzlichen lettres de cachet wirklich bis zur Zerſtörung der Baſtille als eines der bedeutendſten Vorrechte des Königs noch in voller Kraft! Selbſt Ludwig XVI, ſo wenig er zu türkiſchem

Deſpotiſmus ſich hinneigte, hatte aus alter königlicher Gewohnheit mehrere derſelben ohne Bedenken ausgefertigt und zu beliebigem Gebrauch dem ihn darum Erſuchenden in die Hände gegeben.

Jetzt war das Rächerſchwert der ſtrafenden Gerechtigkeit in die Hände des wüthenden, im Blutdurſt und wilder Zerſtörungsſucht immer mehr ſich entflammenden Volkes. Die Stelle der damals noch nicht erfundenen Guillotine vertrat einſtweilen der berüchtigte Laternenpfahl, die Procedur dabei war noch kürzer; ſchauerliche Mordthaten fielen täglich vor, doch wir in der Ferne gedachten nur der Miſſethaten der Mächtigen und Großen, die das jetzt nicht mehr zu bändigende Volk bis zur Verzweiflung getrieben, und entſchuldigten, was wir nicht billigen konnten.

Luſtig ſangen wir ah ça ira, ça ira, ça ira! les aristocrates à la lanterne! und wären halb des Todes geweſen, hätten wir Einen von ihnen hinführen ſehen müſſen; abſonderlich ich, die ich über meine gefiederten Unterthanen auf dem Hühnerhofe nie ohne bängliches Herzklopfen ein Todesurtheil ausſprechen konnte.

Das aber iſt die alles Schauerliche, alles Traurige mildernde Gewalt der Entfernung; über einen gebrochenen Arm im Hauſe des Nachbars, über die blutende Stirn eines auf unſerer Schwelle gefallenen fremden Kindes, traten Thränen des Mitleids uns ins Auge, aber gelaſſenen Sinnes leſen wir den Bericht einer Schlacht, in welcher Tauſende fielen; der brennenden Wunden, des unendlichen Jammers der ſchwerverwundet auf dem Schlachtfelde Vergeſſenen, des peinlichen Todeskampfes der verlaſſen Hinterbliebenen gedenken wir dabei nicht.

Wer aber hielte es aus, wer könnte die Stunde überleben, in welcher all das Elend ſich recht anſchaulich vor ihm ausbreitete, das nur im kurzen Verlaufe von nicht mehr als ſechzig Minuten ſich fortwährend über unſere Erde ergießt! Wohl uns, daß wir ſind, wie wir eben ſind, und daß der dichte Schleier, der unſere Zukunft deckt, auch jene durch den Raum weit von uns getrennte Gegenwart uns ſchonend verhüllt!

Die Macht des Wortes, die Alles mit ſich fortreißende Gewalt jener ohne Vorbereitung unmittelbar dem Herzen, der innerſten, feſteſten Ueberzeugung entſtrömenden Beredſamkeit, zeigte ſich damals in Paris in ihrer höchſten Kraft. Auf öffentlichen Plätzen, auf den Boulevards, an jeder Straßenecke erhoben ſich Stimmen aus der Mitte des Volks, deren Zauber ſich unwiderſtehlich erwies, indem er die Menge zu Thaten hinriß, über welche, wenn ſie vollbracht waren, vielleicht die Thäter ſelbſt mitunter ein Grauſen überkam.

La Fayette! Mirabeau! Péthion! Bailly! und ſo Viele noch, deren damals auf allen Zungen ſchwebende Namen jetzt verklungen ſind! wie erglühte ich in freudiger Begeiſterung, wenn ich in ſtillen Abendſtunden meinem Manne und etwa noch zweien oder dreien ſeiner vertrauteſten Freunde ihre Reden vorlas, welche der Moniteur uns getreulich mittheilte! Wie beſeeligte uns die ſichere Erwartung einer jetzt zwar im Sturm nahenden, aber gewiß einſt Freiheit, Friede und Bürgerglück verbreitenden goldenen Zeit.

Bei alledem hütete ich mich davor, mit meinem Enthuſiasmus für das Treiben in Paris prunken zu wollen. Mirabeau's häßliche Fratze, von der behauptet wurde, daß ſie, wenn er begeiſtert, in ernſte Schönheit ſich umwandle, war zwar auf meinem Fächer gemalt, und Lafayette's edlere Züge ſchmückten mein Armband; doch das waren gewiſſermaßen aus Paris uns zukommende Modeartikel, welche auch von Frauen getragen wurden, die weiter keine beſondere Idee damit verbanden. Andere äußere Andeutungen meiner politiſchen Geſinnungen habe ich mir nie erlaubt;

nie habe ich die drei Farben als Wahrzeichen derſelben zur Schau getragen, und hätte um keinen Preis die rothe Jakobinermütze aufſetzen mögen, mit welcher durch Geiſt und Talent übrigens ausgezeichnete deutſche Frauen in Mainz öffentlich herumſpazierten, und zur allgemeinen Aufregung des Volkes nach Kräften beitrugen. Des berühmten Forſters Gattin, ſpäterhin die als Thereſe Huber rühmlichſt bekannte Schriftſtellerin, wurde unter dieſen beſonders genannt.

Alles männliche Thun war und blieb mir von jeher an Frauen verhaßt; wenn es Noth thut, im Herzen männlicher Muth, übrigens aber kein Verſuch in Kleidung, Anſprüchen und Betragen uns den Männern zu nähern, ſchien allein mir geziemend und recht.

Bei aller innern Aufregung ging das Leben übrigens mit mir ſeinen gewohnten friedlichen Gang. In Stutthof, in Danzig, in meinem geliebten Oliva, verlebte ich im angenehmſten Wechſel gar freundliche Tage, nur wollte, beſonders wenn ich meines ſchönen Beſitzthums in Oliva mich recht innig erfreute, ohne alle weitere Veranlaſſung ein wehmüthiges Vorgefühl mich oft beſchleichen, als ob das Alles mir nur gleichſam geborgt wäre, und ich vielleicht bald es verlieren müſſe.

Unſere Nachbarſchaft hatte inzwiſchen durch den Nachfolger des unlängſt verſtorbenen Abtes in Oliva an Annehmlichkeit bedeutend gewonnen. An die Stelle jenes frommen Greiſes, der als ein geborner Pole nur die Sprache ſeines Landes kannte, in klöſterlicher Zurückgezogenheit lebte, und an dem, was übrigens in der Welt vorging, keinen Antheil nahm, hatte der König von Preußen den Fürſtbiſchof von Ermland aus dem Hauſe der Hohenzollern ernannt. Früher Militair, wenn ich nicht irre, Obriſt in franzöſiſchen Dienſten, hatte dieſer am Abend ſeines Lebens das ritterliche Schwert gegen den geiſtlichen Krummſtab vertauſcht, und zog den Aufenthalt in Oliva dem geiſtlichen Prunk ſeines Biſthums vor, um in ländlicher Einfachheit ſich der letzten Strahlen ſeiner ſinkenden Lebensſonne zu erfreuen.

Seiner hohen geiſtlichen Würde unbeſchadet, war der Fürſtbiſchof im reinſten Sinne des Wort, ein lebensfroher, mit den Convenienzen feinerer Geſelligkeit wohlvertrauter Weltmann geblieben. Freilich verreiſte er gern, um dem ermüdenden Pomp der Frohnleichnamsprozeſſion zu entgehen, und die drei Predigten, die einzigen, die er ſein Lebenlang zu halten verpflichtet war, wurden von einem Jahr zum andern verſchoben, bis ſeine eigne Lebensuhr darüber ablief; aber er war wohlthätig, nachſichtig und ſchonend gegen Arme und ihm Untergebene, und wurde dafür allgemein geehrt und geliebt. Heiter und anſpruchlos von Natur, war er ſeinen Nachbarn in Oliva ein ſtets willkommener Gaſt, Jung und Alt eilte freudig ihm entgegen, wenn man ſeiner Abbé-Perrücke, ſeines langen violetten Ueberrocks, ſeiner violetten Strümpfe von fern anſichtig wurde, als Biſchof war er dem Tragen der Mönchstracht ſeines Kloſters überhoben.

Zwar ſagte er ein wenig öfter als gerade nothwendig geweſen wäre, mon cousin, le Roi! aber wer hätte es übers Herz bringen mögen, dem freundlichen Manne dieſe kleine Schwäche zu verargen! Seine große Vorliebe für Gartenbaukunſt, beſonders für Veredlung der Obſtbaumzucht, führte ein recht freundliches Verhältniß zwiſchen ihm und meinem Manne herbei, während ich die größte Freude an den herrlichen Blumen, beſonders an den Nelken hatte, die er zog und die ich nie wieder in ſolch übergroßer Pracht geſehen habe. Verzierung und Anlage ſeines großen Gartens war freilich barock, und würde jetzt lächerlich erſcheinen; doch war es der nur etwas überladene, in Deutſchland ziemlich allgemein verbreitete Geſchmack der damaligen Zeit, die ihn den engliſchen nannte. Wo nur irgend ein Plätzchen ſich dazu vorfand, waren poetiſche Inſchriften angebracht, um die Spazierenden gleich zu belehren, was ſie an dieſer oder jener Stelle zu empfinden hätten, und da der Biſchof in Folge der ihm eignen Gemüthlichkeit den Zutritt in ſeinen Garten gern erlaubte und ſich freuete, ihn an Sonn- und Feiertagen recht belebt zu ſehen, ſo wimmelte es an ſolchen Tagen von Beſuchern, die ſich eifrig bemüheten, die ihnen hier dargebotenen Sprüchlein zu ſtudiren, und die ſie umgebende Pracht der Natur gänzlich vergaßen.

Aber noch ganz andere Raritäten drängten im Innern des aus dem Franzöſiſchen ins ſein ſollende Engliſche gewaltſam überſetzten Gartens ſich auf; fürchterliche chineſiſche und indiſche Götzenbilder grinzten aus Roſen- und Jelängerjelieber-Lauben die Vorübergehenden an. Grimmige Bären von Holz, ebenfalls naturgetreu angeſtrichen, kletterten an den Stämmen alter Bäume empor, Affen, Eichhörnchen, Papageien, Alles aus der nämlichen Fabrik, wiegten ſich in den Zweigen, auch Löwe und Tigerthier waren vorhanden, als ob man beabſichtige, Raffs Naturgeſchichte in koloſſalem Maßſtabe hier plaſtiſch darzuſtellen; und doch war es unmöglich, bittern Spott ſich hier zu erlauben. Eines unmerklich über die Lippen hingleitenden Lächelns konnte man ſich freilich dabei nicht erwehren, aber der Eigner und Erfinder dieſer ſonderbaren Schöpfung hatte eine ſo rein kindliche Freude daran, er ſelbſt war in ſeinem Gebiet ſo unabläſſig für das Vergnügen anderer ihm völlig unbekannter Leute bemüht, daß es barbariſch geweſen wäre, durch herben Tadel ihm ſein eignes zu verderben.

Eine einzige alte Allee zu ſchwindelnder Höhe empor gewachſener geſchorener Buchenhecken, deren Gleichen ich nie geſehen, zeichnet dieſen Garten vor allen ihm ähnlichen aus; das grandioſeſte Rokoko, das ſich erdenken läßt. Möge jetzt, wo Kloſter Oliva durch den Tod ſeines letzten Mönchs verödet iſt, der gute Genius des Ortes Wind und Froſt davon abwehren, und nie dulden, daß eine mörderiſche Art vernichtend ihm nahe.

Im ſchönſten Verhältniß ihrer Breite, zu der erſtaunenswürdigen Höhe ihrer grünen Laubwände, durchſchneidet dieſe Allee, von der Gartenfronte des Schloſſes an, nicht nur die Länge des Gartens, ſondern reicht noch wenigſtens eine Stunde über denſelben hinaus, bis dicht an das ferne Geſtade der Oſtſee, deren tiefblaue Wogen ſie begrenzen. So ſcheint es wenigſtens dem durch optiſche Kunſt getäuſchten Auge, und dieſe Täuſchung ſchwindet nicht, bis man die Allee hinunter an die eigentliche durch ein breites Aha gebildete Grenze derſelben gelangt. Das bedeutende, die Allee von einem ihr gegenüberliegenden Fichtenwäldchen trennende Stück Feld, ſo wie auch das nicht kleinere, auf der andern Seite des Gehölzes zwiſchen dieſem und dem Meeresufer belegene, ſind durch weiſe Berechnung der Grundfläche dem Auge völlig entzogen; der Wald ſo durchhauen, daß er wie eine ununterbrochene Fortſetzung der hohen Buchenwände der Allee und die Oſtſee wirklich die äußerſte Grenze derſelben zu umſpülen ſcheint.

Wenn man hier an die Stelle dieſes Prachtſtückes altfranzöſiſcher Gartenkunſt eine krausgewundene, von nordamerikaniſchem Geſträuch umſchattete engliſche Anlage der neuern Zeit ſich denkt, die allerdings als Umgebung eines bürgerlichen Landhauſes ganz an ihrem Orte ſich befindet, dann erſt fühlt man, welche faſt poetiſche Lebensweisheit in le Nötres Beginnen verwaltete. Vornehme Leute müſſen auch im Grünen ſich vornehm ergeben können, und die ihre Paläſte zunächſt umgebenden Anlagen dürfen daher mit vollem Rechte nur als Uebergang aus ihren Prunkgemächern in die freie Natur ſich darſtellen.

Gegen Ende der achtziger oder ganz zu Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts führte eine Reiſe den König von Preußen in die Nähe von Danzig, und veranlaßte ihn, Oliva als einen ſehr willkommenen Ruhepunkt zu betrachten. Wie entzückt der Fürſtbiſchof über dieſen ihm zugedachten Beſuch, als neuen Beweis der königlichen Gnade war, wie er Alles aufbot, was an Erfindungsgeiſt ihm zu Gebote ſtand, um »mon cousin le Roi« recht ausgezeichnet zu empfangen und zu bewirthen, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Während nun im biſchöflichen Schloſſe Alles mit Vorbereitungen zu dem großen Tage vollauf zu thun hatte, waren aber auch meine ſchauluſtigen Landsleute in der Stadt nicht weniger geſchäftig, und unerachtet ihres Haſſes gegen Preußen, nicht etwa in feindſeliger Abſicht. Es galt nur den Tag und die Stunde genau zu erſpähen, in welcher der König, die Wälle der Stadt von außen umfahrend, durch die nach Langefuhr führende Allee den Weg nach Oliva einſchlagen werde. Daß er die Stadt umgehend ſie ſeitwärts liegen laſſe, war voraus zu ſehen, und doch wollten die Bürger dieſe, für den größten Theil derſelben erſte, und wahrſcheinlich einzige Gelegenheit, einen König von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, nicht unbenutzt vorübergehen laſſen.

Der Tag kam, die ganze Stadt zog hinaus, nur hülfloſe Greiſe, neugeborne Kinder, Krüppel und Kranke blieben in ihren vier Pfählen. Ein unüberſehbares Gewühl vieler Tauſende aus allen Ständen umwogte in ungeduldiger Erwartung des Monarchen den Platz vor dem Thore, über den er fahren mußte. Friedrich Wilhelm II. war bel homme ganz im franzöſiſchen Sinne des Wortes, ſeine impoſante Geſtalt reichte über das Gewöhnliche hinaus, und überragte bei weitem die Köpfe ſeiner Unterthanen; die weder ſchönen noch häßlichen, weder anziehenden noch abſtoßenden Züge ſeines Geſichts erinnerten keineswegs an ſeinen großen Vorfahren, gewannen aber ungemein, wenn ein gewiſſer Ausdruck wohlwollender Freundlichkeit, der ihm ſehr wohl ſtand, ſie belebte.

Schritt vor Schritt fuhr er, im offenen Wagen, durch die ihn umwogende Menſchenfluth, und ſchon aus der Ferne wirkte der Anblick des Königs mit magiſcher Gewalt. Als er näher kommend nach allen Seiten hin freundlich grüßte, da kannte die Begeiſterung keine Grenzen mehr; Hüte und Tücher winkten allgemeines Entzücken ihm zu, Hurrahs waren außerhalb Rußlands noch nicht gebräuchlich, aber in ſeliger Unbewußtheit glitt manches Lebehoch über Lippen, die bis dahin nur Verwünſchung Preußens und alles Preußiſchen gekannt hatten. In der Stadt war den ganzen Tag nur von dem ſchönen freundlichen Herrn die Rede, und wer unter den Bürgern ſich nahe genug an ſeinen Wagen gedrängt hatte, um wähnen zu können, daß der Gruß der Majeſtät ihm beſonders gegolten, hörte nicht auf, dieſen merkwürdigen Glücksfall zu preiſen.

Ich ſelbſt war an jenem Tage mit dem Empfange meiner Freunde und Bekannten in Oliva beſchäftigt, die es vorzogen, den König dort vorüberfahren zu ſehen und ihm ſpäter vielleicht noch einmal auf einem Spaziergange im biſchöflichen Garten zu begegnen. Sehr glaubwürdige Männer als Augenzeugen behaupteten indeſſen, Friedrich Wilhelms II. Anblick habe ſo durchaus berauſchend die Geiſter aufgeregt, daß es dem Könige möglich geweſen ſein würde, vom Volke ſelbſt in die, nach faſt zwanzigjährigem Widerſtande ihm freiwillig huldigende alte Hanſeſtadt ſich triumphirend einführen zu laſſen, hätte er, mit Mirabeau's Redekunſt begabt, die Gunſt des Augenblicks geſchickt zu benutzen gewußt.

Wie aber am folgenden Tage, nach ausgeſchlafenem Rauſche, das Erwachen aus demſelben ſich möchte geſtaltet haben, das freilich iſt eine der Fragen, die am beſten unerörtert bleiben.

Soviel bleibt indeſſen gewiß, wäre den Geſalbten des Herrn der ganze Umfang der ihnen von oben verliehenen Zauberkraft bekannt, wüßten ſie genau, was ſie mit einem Blick, einem Wort, einem Zeichen rein menſchlicher Theilnahme über die Gemüther vermögen, ſie würden Wunder bewirken, über deren glückliches Vollbringen ſie ſelbſt erſtaunen müßten. —

So weit hatte meine Mutter geſchrieben, als unerwartet, ja ungeahnt, der Tod wie ein längerer Schlummer ſie überſchlich — ſie legte die Feder nieder und entſchlief in der Nacht des ſechzehnten Aprils ſchmerzlos, ohne Vorgefühl ihrer Auflöſung.

Es iſt mir nicht möglich zu ergänzen, was ſie unvollendet zurückließ, doch hoffe ich, daß es ihren Leſern lieb ſein werde, wenigſtens die Umriſſe der ferneren Geſtaltung ihres Lebens in dieſen Blättern aufbewahrt zu finden. Meiner Mutter Charakteriſtik liegt in faſt allen ihren Schriften zu Tage; ſie ließ alles Aeußere ruhig auf ſich einwirken und blieb dennoch im Innern ſich gleich; ſie ertrug unendlich viel Schweres ohne Klage, und genoß alles Gute, was ihr das Daſein bot, mit dankbar heiterem Gemüth. —

Als hätte der Tod die Anmuth ihrer ganzen Exiſtenz geſcheut, nahte er mit leiſer ſchonender Hand, und faſt könnte man ſagen, ſie ſei mit einer heitern Lebenshoffnung auf den Lippen geſtorben.

Von den abgebrochenen Memoiren finden ſich noch folgende wenige Seiten des Schema's, die gleichſam Ueberſchriften zu den leider ungeſchrieben gebliebenen Kapiteln derſelben bilden. Ich erlaube mir, ſie ganz unverändert als bloße Notizen hier wieder zu geben, um ihnen in den folgenden Blättern einige Erläuterungen anreihen zu können.

Zweiter und dritter Band.

Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution im Jahr 1789 erhöht meine republikaniſchen Geſinnungen bis zur Begeiſterung. Mein Mann, wie Alle damals, theilte ſie mit mir; der Moniteur, und die in demſelben enthaltenen trefflichen Reden verblendeten uns gegen die Greuel, die wir nur aus Beſchreibungen in der Ferne kennen lernten.

Im Jahr 1793 wurde Danzig blockirt und verlor den letzten armſeligen Schimmer von Freiheit, den man der Stadt gelaſſen, er hatte ihr Elend nur vermehrt, aber die empörten Gemüther der Bürger vermochten nicht ſogleich dieſes zu faſſen.

Mein Mann und ich hatten längſt beſchloſſen, mit ſehr bedeutenden Opfern unſere Vaterſtadt zu verlaſſen, wenn ſie jemals unter preußiſche Oberherrſchaft gelangen ſollte, und führten dieſen Entſchluß aus, ſobald wir die Gewißheit erlangten, daß dies unvermeidlich ſei, und zwar innerhalb vierundzwanzig Stunden. —

Unſere Emigration durch das damalige ſchwediſche Pommern nach Hamburg. Im März 1793.

Vergleichung beider alten Hanſeſtädte. Das Treiben von vierzigtauſend Emigranten in Hamburg; geſellige Zuſtände, Sitten, Gebräuche wie ſie vor fünfundvierzig Jahren dort noch exiſtirten, und allmälig im Lauf von zwölf Jahren ſich umgeſtalteten.

Reiſe nach Danzig im Jahr 1794, wie ich dort allmälig mit den vorgegangenen Veränderungen mich ausſöhnte. Mein Leben in Hamburg, kleinere und größere Reiſen nach Holſtein, Dresden, Karlsbad, Berlin, doch keine Reiſebeſchreibung. —

Merkwürdige Bekanntſchaften. Klopſtock, Domherr Meyer, Tiſchbein, der Neapolitaniſche. — Doctor Reimarus, Baron von Stael, Gemahl der berühmten Frau von Stael, Madame Chevalier, Profeſſor Büſch, Graf Reinhard, Profeſſor Meisner aus Prag, Feldmarſchall von Kalkreuth, das Sieveking'ſche Haus ꝛc., Lady Hamilton, Nelſon.

Die große beſchriebene Reiſe von 1803 bis 1805, von der ich nur Einiges nicht Erwähnte nachholen werde, inſofern es mich perſönlich betrifft. —

Plötzlicher Tod meines Mannes nach unſerer Rückkehr nach Hamburg. Mein Entſchluß nach Weimar zu ziehen. Ankunft daſelbſt 1806, vierzehn Tage vor der Schlacht bei Jena. — Wiederfinden daſelbſt meines alten geehrten Freundes, General Feldmarſchalls von Kalkreuth.

Die nun folgende, ſehr ereignißreiche Zeit, Goethe's Heirath, ſeine Frau, ſein Sohn Auguſt. Meine durch die wunderbare Zeit ſich verbreitenden Verbindungen. Herzogin Amalia. Die fürſtlichen Perſonen des Hofes. Die beiden letzten Herzöge von Gotha. Der jetztverſtorbene Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, der damalige Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz. Die Herzogin von Hildburghauſen. Bettina in Weimar, durch Goethe bei mir eingeführt.

Mein Salon, der wöchentlich zweimal bei mir ſich verſammelte, und der wohl ſobald nicht wieder ſich zuſammen finden wird. Alle bedeutenden Fremden, die einige Zeit in Weimar verweilten, wurden bei mir eingeführt. Nur wenige der Hauptperſonen, die meine Zirkel bildeten, kann ich hier nennen, ohne zu weitläufig zu werden. Goethe, Wieland, Heinrich Meyer, Falk, Fernow, Bertuch Vater und Sohn, Zacharias Werner, Friedrich Majer, Froriep, St. Schütze, Riemer, Grimm aus Kaſſel, Fürſt Pückler und Viele mehr. — An Stoff fehlte es nicht!

Dann kam der Befreiungskrieg mit ſeinen gewaltigen Ereigniſſen, es folgte die ruhige Friedenszeit. Badereiſen ꝛc.; überall neue intereſſante Bekanntſchaften. —

Im Jahr 1829 verließ ich Weimar, um am Rhein ein milderes Klima aufzuſuchen. Zeit, Raum und meine Stimmung werden entſcheiden, wie viel und was ich aus meinem achtjährigen Aufenthalt in Bonn mittheilen werde.

Alte Anhänglichkeit an Weimar hat ſeit ſechs Monaten mich wieder in das Land gezogen, das gewiſſermaßen mein zweites Vaterland geworden iſt, und wo ich, in Jena, das Ende meiner Tage abzuwarten gedenke.

Und es geſchah leider wie ſie es gedacht! Kaum ein halbes Jahr nach unſerer Ankunft ſchloſſen ſich ihre klaren Augen für immer! — Ich kann nicht umhin, der Gnade unſeres Durchlauchtigſten Fürſtenpaares tief dankbar zu erwähnen, das ihr durch eine Penſion den letzten Erdenwunſch gewährte, den, unter ihren alten Freunden und Umgebungen zu ſterben! Auch erlaube ich mir zu gleicher Zeit allen Denen zu danken, deren treue Neigung und Pflege ihre letzten Tage verſchönten!

Indem ich nun nachfolgende, theils vor Jahren einzeln erſchienene, theils bisher ungedruckte Aufſätze, chronologiſch geordnet, dem Publikum übergebe, glaube ich, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, dem Plane der Verſtorbenen zu folgen. Leider findet ſich nichts Mittheilbares über ihren zwölfjährigen Aufenthalt in Hamburg, den freilich häufige und ſehr lange Abweſenheiten unterbrachen.

Meines Vaters feſter, worthaltender Charakter ließ ihn in dem einmal gefaßten Entſchluſſe beharren und ihn ausführen: bei der Beſitznahme von Danzig verließen er und meine Mutter ihre Vaterſtadt, die er ſelbſt nie wieder betrat, obſchon er, einem Verſprechen gemäß, meiner Mutter alle vier Jahre hinzureiſen geſtattete, um ihr und ihren Verwandten die ſchmerzliche Trennung zu erleichtern.

Die Beſchreibungen der Reiſen meiner Eltern von Hamburg aus haben zuerſt meiner Mutter einen literariſchen Namen erworben. Nachſtehendes Bild Münchens, wie es vor ſechs und dreißig Jahren ihrem unbefangenen Blicke ſich darbot, iſt aus der nämlichen Quelle, aus ihren damaligen Tagebüchern geſchöpft, und hat vielleicht wegen des großen Contraſtes zur Gegenwart ein erneuetes friſches Intereſſe. Ich gebe es ganz unverändert wieder. Die beiden andern Aufſätze beſtimmte ſie ſelbſt für die Memoiren; ſie ſind vor Jahren theilweiſe im Rheiniſchen Taſchenbuche erſchienen, doch nicht ſo allgemein bekannt, daß ich die Theilnahme für dieſelben erloſchen glauben dürfte; auch dienen ſie zur Vervollſtändigung der Reiſen.

München vor ſechsunddreißig Jahren.

(Bruchſtück aus meiner Mutter Tagebuch.)

Sowie wir Bayern erreichten, ſchien die Gegend angenehmer zu werden. Zwar iſt das Land auch hier noch flach, aber beſſer angebauet als in dem Theile Schwabens, durch welchen unſer Weg uns geführt, die Felder ſind wieder häufig mit lebendigen Hecken eingefaßt, Bäume ſtehen wieder an den Landſtraßen und die Kruzifixe und Heiligenbilder ſind verſchwunden. Wir kamen durch manches behaglich-anſehnliche Dorf und Städtchen, auch durch große, meiſt aus Nadelholz beſtehende, ſich weithinſtreckende Waldungen. Gegen Abend waren wir in München.

Dieſe Reſidenz iſt kleiner als Augsburg, aber hübſcher, mit ſchönen breiten Straßen und vielen großen anſehnlichen Häuſern geſchmückt, die nicht ſo wunderbar groteſk-fromm decorirt ſind, als jene, die von altfränkiſchem Anſehen und von oben bis unten mit bizarren geiſtlichen und weltlichen Bildern bemalt ſind. Auch der Gaſthof zum goldenen Hirſch iſt ungleich beſſer als der in Augsburg, ſo daß wir gern einige Tage verweilten.

Die Stadt hat etwas Freundliches und Heiteres; für ihre Größe iſt ſie ſehr volkreich, man ſieht fortwährend viele wohlgekleidete Menſchen in den Straßen, beſonders an Feſttagen. Die Damen putzen ſich wohl ein wenig zu auffallend um zu Fuß zu gehen, und wir vermißten hier die prächtige und elegante Simplicität der Pariſerinnen. Indeſſen habe ich wenig wirklich lächerliche Figuren geſehen, und dieſe Wenigen erheitern das Ganze durch den Kontraſt. Die bayeriſchen Mützen ſtehen allerliebſt, ſie werden von der wohlhabenden Klaſſe von Bürgerinnen ſowohl wie von den Aermeren getragen, und beſtehen aus einem ganz kleinen, hinten hoch aufgeſchnittenen Mützchen von Gold- oder Silberſtoff, ſtark mit Gold beſetzt und haben eine große Schleife von ſchwerem goldenen Bande. Dies Käppchen wird ſehr nach hinten geſetzt, ein dicker Chignon quillt darunter hervor, und wer auf Eleganz Anſpruch macht, friſirt die Haare vorn in vielen kleinen Locken. Die Dienſtmädchen pudern ſie, und kämmen ſie ſchlicht nach dem Hinterkopfe hin, was übel läßt. Auf die erſte Weiſe habe ich ſie von übrigens ſehr zierlich und modern gekleideten Frauenzimmern tragen ſehen und gefunden, daß ſie manchem hübſchen Geſichtchen ein angenehmes Air von Naivetät geben.

Die Gegend um München hat nichts Ausgezeichnetes, ſie iſt ſehr flach, aber gut angebaut. Hinter dem Schloß iſt der Hofgarten, eine vielbeſuchte Promenade; es iſt ein weiter Platz voller Bäume und Ruheſitze, auf zwei Seiten umgiebt ihn ein bedeckter, auf Säulen ruhender Gang, der nach der Gartenſeite offen iſt. Ueber einem Theile deſſelben liegt die Gemäldegallerie. Die Sammlung iſt ſehr groß, in verſchiedenen aneinanderſtoßenden Sälen aufgeſtellt und noch nicht geordnet. Durch die neuen Acquiſitionen des Kurfürſten, beſonders durch die Manheimer Gallerie iſt ſie bedeutend vermehrt worden, und man iſt jetzt damit beſchäftigt, unter der großen Anzahl von dreitauſend Gemälden eine Auswahl zu treffen und ſie dann ordentlich zu rangiren. Zum Theil iſt man ſogar damit fertig, denn gleich am Eingange ſind die älteſten Gemälde aus früheſter Zeit bereits aufgeſtellt.

Es wird mir immer ſchwer, an dieſen alten treuherzigen Bildern, die ſo anſpruchlos und doch ſo wahr, ſo fleißig gearbeitet dahängen, vorüber zu gehen, ohne ſie einige Augenblicke zu betrachten; und doch wird man immer von den eiligen Gallerie-

Inſpectoren vorbeigetrieben. Nirgend als in Frankreich iſt dem Kunſtfreunde der echte Genuß ſeiner Lieblinge erlaubt. Dort geht man, den Katalog in der Hand, ungeſtört umher, verweilt wo und wie lange man will; hier aber und überall in Deutſchland ſucht der oft herzlich unwiſſende Führer ſeinen Thaler oder Ducaten nur ſo ſchnell als möglich zu verdienen, und damit Gott befohlen!

Ein großer Saal enthält viele ſchöne Arbeiten franzöſiſcher Künſtler, ein anderer iſt mit den Werken deutſcher, beſonders bayeriſcher Maler angefüllt. Auch hier fiel mir manches ſehr gute Bild auf, aber ich bin zu ſchnell durchgejagt worden, um etwas mehr als eine verworrene Erinnerung von dem, was ich ſah, behalten zu haben. In den andern Sälen hängen die italieniſche und niederländiſche Schule durch einander; letztere nimmt unſtreitig den größeren Platz ein, und es ſind bedeutende Meiſterwerke darunter, beſonders Scenen des niedrigen Lebens, in welchen dieſe Niederländer ſo excelliren, daß ich bei ihrem Anblick Alles vergeſſe, was ich ſonſt über die eigentliche hohe Beſtimmung der Kunſt denke und fühle, und mit innigſtem Wohlgefallen bei dieſen unbegreiflich fleißig und wahr gearbeiteten Bildern verweile, die ſo ganz die Sache ſelbſt ſind, die ſie vorſtellen.

Eine Stube, wo die Sonne durch die oben geöffneten Fenſterladen hineinſcheint, und eine alte Frau beleuchtet, die mitten im Zimmer ſitzt und ihren Morgenſegen lieſt, von Peter de Hoog, iſt unbeſchreiblich täuſchend, eben ſo wie die alten Köpfe von Denner, in ſeiner bekannten mühſamen Manier. Dann ſind noch ein paar treffliche Landſchaften von Claude Lorrain, Berghem und vieles, vieles Andre hier, mit dem man ſich billig Tage lang beſchäftigen möchte und ſollte. An Rubens fehlt es ebenfalls nicht, die Krone von ſeinen Werken iſt hier, ein mir höchſt widerwärtiger Bethlehemitiſcher Kindermord. Einige herrliche Portraits von Van Dyk, ein paar allerliebſte Stücke von Mieris, ein ſehr ſchönes Blumenſtück von Huyſum — das wäre ungefähr Alles, was mir, aus der Menge auftauchend, noch deutlich vorſchwebt.

Die italieniſche Schule iſt weniger reich und enthält eine Menge gräßlicher Märtyrergeſchichten. Ein allerliebſter Amor, angeblich von Correggio in Oel auf Papier gemalt, ein liebliches Köpfchen von Carlo Dolce und einige Savoyarden-Buben von Morillo gefielen mir ſehr. Uebrigens kam es mir vor, als ob hier viele Kopien mit untergelaufen wären, wie es wohl überall, das Muſeum in Paris ausgenommen, der Fall ſein mag.

An den Hofgarten ſtößt der engliſche Garten, der jedoch eigentlich ſchon außerhalb der Stadt liegt. Dieſer große, hübſche und ſchattige Garten, im engliſchen Geſchmack angelegt, wird ſehr durch einen Fluß belebt, der durch ihn hinſtrömt; einige Partien des Gartens, beſonders die am Waſſer gelegenen, ſind höchſt lieblich. Von einem Chineſiſchen Thurm aus, der darin erbaut iſt, hat man eine freundliche weit ausgebreitete Ausſicht auf die Stadt und das Schloß Nympfenburg, auf die umliegende Gegend und die fern blauenden Gebirge Tyrols. Dieſer Garten gehört dem Fürſten, er ſteht jedoch dem Publikum offen, und iſt vor ſechzehn Jahren von dem bekannten Grafen Rumford angelegt, der damals in Bayerſchen Dienſten ſtand. Mir gefiel ein Anſchlagzettel am Eingange, in welchem der Fürſt die Spaziergänger bittet, einander nicht durch ewiges Grüßen beſchwerlich zu fallen; er ſelbſt ſoll auch hier ſpazieren gehen, bloß von einem treuen Pudel begleitet.

Das Schloß iſt groß, alt, und von außen gar nicht viel verſprechend. Von Innen iſt es indeſſen ſehr prächtig, nur etwas altmodiſch. Die Zimmer der Kurfürſtin ſollen, wie man mich verſicherte, modern und ſchön eingerichtet ſein. Ich konnte ſie aber nicht zu ſehen bekommen, weil man darinnen einige Veränderungen mit den Tapeten vornahm; die Kurfürſtin iſt nämlich auf einer Reiſe nach Berlin begriffen.

Zuerſt ward ich in die reiche Hofkapelle geführt. Sie wird nur einige Mal des Jahres zu einer ſtillen Meſſe gebraucht, welche dort, alten Vermächtniſſen zufolge, gehalten werden muß. Alles glänzt hier von Gold, Silber und Edelſteinen aller Art. Prächtiger, geſchmackloſer, unnützer läßt ſich kaum etwas denken, als dieſe kleine Kapelle; die Verzierung der Wände iſt noch das Einzige, was wirklichen Kunſtwerth hat; ſie ſind von oben bis unten mit Moſaik belegt, ein paar Stücke darunter von Florentiner Arbeit ſind der ſchönen täuſchenden Perſpektive wegen ſehr bemerkenswerth. Der Altar iſt, wie man ſich leicht denken kann, mit prächtigem Geräthe, Monſtranzen, Leuchtern, Alles ſtrahlend von koſtbaren Perlen und Steinen, überladen. Die höchſte Pracht aber wird in vier oder fünf Schränken mit herrlich geſchliffenen Scheiben von Kryſtall bewahrt; hier ſtehen unzählige Knochenüberreſte, heilige Reliquien mit Diamanten, Perlen, Edelſteinen von allen

Farben, kurz mit allem Köſtlichen, was es nur giebt, verziert und überdeckt, unter Anderm auch ein paar von den unſchuldigen Kindern, die Herodes umbringen ließ. Ich freute mich heimlich auf die alten Legenden und Wundergeſchichten, die ich zu hören hoffte, — damit aber war es nichts. »Wir erklären das nicht mehr,« ſagte der Führer, auf meine neugierige Frage. Man iſt überhaupt ſehr viel freiſinniger und aufgeklärter in München, wenigſtens dem Aeußern nach, als ich vermuthet hatte; der Kurfürſt iſt ein geſchworener Feind aller abergläubigen Alfanzereien, und treibt das Ding mit einem Eifer, den man ihm verdenkt. Aber was würde er ohne dieſen ausrichten? Daß er die Klöſter niederriß und ſchöne freie Plätze auf ihren Stätten anlegte, daß er einige Kirchen, deren Anzahl für die kleine Stadt München allzugroß war, zu andern Zwecken verwendete, daß er, um ſein Volk von Kriegsſteuern frei zu erhalten, die ſilbernen Kirchengeräthe in die Münze ſandte, und ihre Stelle mit Argent haché erſetzte, wird ihm gewiß einſt eine billigere und erleuchtetere Nachwelt danken. — Warum er aber nicht ſeine eigene Hofkapelle in die weite Welt ſchickte, begreife ich allerdings nicht.

Unter dieſen Heiligthümern gefielen mir zwei ziemlich große Reliquien-Schreine vor allen, die ſchönſten Perlen und Diamanten waren daran verſchwendet, aber einen weit höhern Werth gaben ihnen in meinen Augen eine Menge der ſchönſten antiken geſchnittenen Steine, mit denen ſie aufs reichſte verziert waren. Lächerlich war mir dennoch die Geburt der Venus, des Apollo und der Daphne, ja ſogar Jupiters ganze ſcandaloſe Geſchichte auf dieſem heiligen Behältniſſe zu ſehen.

In einem andern Schranke prangten mehrere päpſtliche Kronen, die ein heiliger Vater, ich weiß nicht welchem Kurfürſten, einſt geſchenkt hatte; ſie ruhen auf blauſammetnen mit Perlen geſtickten Kiſſen, Schnuren der herrlichſten und reinſten Perlen winden ſich darum her. Eine rabenſchwarze Madonna thronte einſam in einem Schranke; ſie iſt ebenfalls mit Koſtbarkeiten überdeckt und eine getreue Kopie der heiligen Frau von Loretto. Man zeigte uns noch viele Reichthümer; da ſie aber weder durch ihre Bedeutung noch durch Kunſtwerth merkwürdig waren, entſchwanden ſie bald meinem Gedächtniß.

Wir ſtiegen von hier aus hinauf in die fürſtlichen Staatszimmer. Man ſieht es dem alten räucherigen Gebäude von außen nicht an, daß es ſo prächtige Zimmer enthält; freilich ſah ich Weniges, das ich zu eigenem Gebrauche hätte haben mögen, indeſſen nimmt ſich das Ganze gut aus, es iſt reich und einem großen Fürſten angemeſſen, wenn gleich nicht modern. Wir gingen durch eine Reihe ſchöner Gemächer; in einem derſelben hing ein Kronleuchter, den ein Kurfürſt aus Meſſing gedreht hat, in einem andern ſah ich recht ſchön geſtickte Sophas und Seſſel, die Arbeit der Gemahlin Karls des Siebenten, der zugleich Kaiſer war. Auch eine Bildergallerie wurde uns gezeigt; ſie iſt brillant mit Spiegeln und Vergoldungen zwiſchen den Gemälden dekorirt, ſie hat mehr das Anſehen eines Geſellſchafts-Saales, als einer Gallerie, und dient auch wirklich an großen Hoftagen zum Spielzimmer. Die Gemälde, die ſie enthält, ſind nichts Außerordentliches. Eine heilige Cäcilia, ich weiß nicht von welchem italieniſchen Meiſter, war das Einzige, was ich von hier erwählt haben würde. Ein Kabinet mit Miniaturbildern intereſſirte mich; aber auch hier war keines, was ich gemalt zu haben mir wünſchte; dieſer Theil der Kunſt iſt wohl jetzt auf dem höchſten Gipfel, wenigſtens ſcheint dies ſo, wenn man auf die Vergangenheit der Kunſtleiſtungen in dieſem Fache zurückblickt; fleißig waren die alten Meiſter, mühſam reiheten ſie Punkt an Punkt, aber was ſind dieſe kalten todten Bilderchen gegen das warme Leben in Auguſtins, Iſabey's, Demiani's, Janoſchs und noch ſo vieler anderer neuerer Meiſter Werke? Mich freuete doch, daß wenigſtens ein Zweig der Kunſt jetzt in herrlicherer Blüthe ſteht.

Das Staatsſchlafzimmer ward uns gezeigt. Das Bett ſteht, wie es in ſolchen Zimmern gewöhnlich iſt, auf einer kleinen Erhöhung, die durch eine Baluſtrade vom übrigen Theil des Zimmers abgeſondert iſt, gleichſam wie in einem Alkoven. Die Tapeten dieſes Alkovens, die Bettgardinen nebſt der Bettdecke und ein paar Stühle ſind von rother Seide mit Gold geſtickt. Zweiunddreißig Menſchen haben ſieben Jahre daran genäht und etliche dreißig Centner Goldfaden hineingeſtickt; auch gleicht dies ſchöne Werk mehr einem vom Goldſchmied gearbeiteten Beſchlag als einer Stickerei; ich begreife nicht mit was für Nadeln das genäht iſt. Die Gardinen ſind ſo ſchwer, daß ich ſie gar nicht bewegen konnte, und den möchte ich ſehen, der im Stande wäre, unter dieſer Decke zu ſchlafen. Nachdem wir dieſe ſchwerfällige Pracht genugſam bewundert hatten, gingen wir in den älteren Theil des Schloſſes, den jene fleißige Kaiſerin einſt bewohnte.

Dieſe Zimmer ſind weit altmodiſcher als die andern, aber für mich waren ſie intereſſanter. In zwei derſelben fand ich recht ſchöne Hauteliſſe-Tapeten, die hier in Bayern gemacht ſind, aber freilich unter der Anleitung eines Franzoſen, die im zweiten Zimmer waren ſehr brillant und vor einigen zwanzig Jahren gewirkt. Ein anderer Saal war mit ſchöner Florentiner Moſaik, wie die Hofkapelle, dekorirt. In einem dritten hingen lauter Portraits von Kindern aus dem Bayeriſchen Hauſe; es waren allerliebſte Köpfchen darunter, freilich größtentheils von ſchwerem Fürſtenſchmuck niedergedrückt, der dieſem zarten Alter ſo wenig angemeſſen iſt; aber die ganze Idee gefiel mir, gewiß war es eine Mutter, die zuerſt den Anfang dieſer lieblichen Sammlung machte.

Nachmittags fuhren wir nach Nymphenburg, dem Luſtſchloſſe, das der Kurfürſt gewöhnlich während des Sommers bewohnt; es liegt eine halbe Meile von München, eine hübſche Allee längs dem Ufer eines Kanals führt dahin. Das Schloß ſelbſt iſt nicht groß, doch nimmt es ſich mit ſeinen vielen Nebengebäuden recht ſtattlich aus; alle dieſe, Ställe, Wirthſchaftshäuſer ꝛc., bilden ein Ganzes, das gegen die Straße zu in einem großen Halbkreiſe einen hübſchen freien Platz umſchließt, in deſſen Mitte ein ſiebenzig Fuß hoher Springbrunnen ſich erhebt; gegenüber liegt die Porzellainfabrik. Der Garten iſt ganz flach; indeſſen hat er doch hübſche Partien, die der Kanal, auf welchem eine Menge Schwäne ihr Weſen trieben, ſehr belebt; ſchöne Alleen und ein großes Blumenparterre vor dem Schloſſe mit Marmorſtatuen und Vaſen; Alles dies giebt ein großartiges und wirklich fürſtliches Anſehen; weiter vom Schloſſe ab gleicht er faſt mehr einem Park als einem Garten. Ueberhaupt hält die Anlage des Ganzen die Mitte zwiſchen dem franzöſiſchen und engliſchen Geſchmack. Es werden aber noch mehrere Springbrunnen angelegt. Zwei Kaskaden ſind ſehr unbedeutend, doch nicht ohne Reiz. Vier ziemlich große Gebäude befinden ſich hier im Bezirk des Gartens. Das erſte derſelben iſt eine Art Eremitage, in welcher der Kurfürſt Max Emanuel ſeine letzten Jahre in ſteter Bußübung zubrachte. Die Entree bildet eine Kapelle aus lauter Muſcheln und Seegewächſen, wie eine ſogenannte Grotte zuſammengeſetzt, einige der großen Muſcheln ſind bewundernswürdig ſchön; beſonders merkwürdig ſind noch auf dem Altar ein Paar große Leuchter, aus dem Horn eines Wallroſſes gedreht, und ein Kruzifix von Korallen.

Die Zimmer, die der Kurfürſt bewohnte, ſind ſehr einfach, aber eine herrliche Magdalene von M. A. Caravaggio gab ihnen einen für mich unnennbar hohen Reiz; Anmuthigeres läßt ſich nichts denken als dieſe faſt nackte Geſtalt: das holde Geſicht erräth man kaum, das weit herabwallende Haar, und die Hand, in welcher das herrliche Köpfchen ruht, verdecken es faſt ganz. Es iſt die Krone aller Gemälde, die der Kurfürſt beſitzt.

Unter manchem alterthümlichen Hausgeräth fielen mir einige ſehr große Schüſſeln auf, dem Anſehen nach von Glas, ſie gaben einen prächtigen Ton an, wenn man darauf ſchlug. Sie ſollen von geſchmolzenem Bergkryſtall ſein, und zwar war es ein alter Neapolitaner, der dieſe jetzt verlorne Kunſt beſaß; er nahm ſie mit ins Grab, denn er wollte ſie keinem ſeiner Söhne, deren er fünf beſaß, entdecken, weil er mit ihnen allen unzufrieden war. Der fürſtliche Kapellmeiſter hat einmal ein höchſt originelles Konzert auf dieſen Schüſſeln und Tellern geſpielt.

Ein anderer Garten-Pavillon, die Pagodenburg, iſt ziemlich unbedeutend. Daſſelbe gilt vom Badehaus, das, keineswegs im Geſchmack der prächtigen Bäder von St. Cloud oder Heſſen-Caſſel, ſehr veraltet erſcheint, und auch nicht mehr gebraucht wird. Die Badewanne iſt eigentlich ein ziemlich großer Salon, in dem man gar wohl ertrinken könnte, wenn er voll Waſſer iſt. Die alten Kurfürſten müſſen ſehr geſellſchaftlich geſinnt geweſen ſein, ſonſt begreiſe ich nicht, wozu dies große Lokal angelegt worden iſt.

Der vierte Pavillon iſt ein hübſches Luſtſchlößchen; es heißt die Amalienburg, und iſt ſehr elegant im ältern franzöſiſchen Styl und Geſchmack Ludwigs XV. möblirt, indeſſen hat hier Alles ein friſches heitres Anſehen. Beſonders ſchön ſind zwei Säle, der eine gelb, der andere hellgrau mit Silber dekorirt. In einem Nebenzimmer hängen viele Abbildungen von hier gehaltenen Carouſſels, Falkenjagden, Hirſchſtechen und dergleichen. Die Fürſten haben in unſern Tagen Luſt und Geſchmack an dieſen glänzenden Feſten verloren, an welchen denn am Ende das Volk doch auch ſeinen Theil dahinnahm, und ſich wahrſcheinlich eben ſo ſehr, vielleicht ſogar mehr dabei freuete, als die Hauptperſonen ſelbſt. Jetzt ſuchen die Fürſten ſtillere Freuden, die ſie mehr dem glücklicheren bürgerlichen Leben nähern ſollen; an Lebensgenuß gewinnen ſie dabei, aber wohl nicht an Popularität. Mir aber däucht, ein Fürſt muß es ſich ſchon von Amtswegen eigentlich gefallen laſſen, ein wenig zu repräſentiren, und dann iſt es auch wohl billig, daß der, welcher bezahlt, und das iſt doch immer das Volk, auch ſeinen Theil am Genuß habe, und den bekam es ehemals durch das Geld, welches ein ſo prächtiger Hofſtaat unter der arbeitenden Menge in Umlauf brachte und auch durch die Freude am Anblick ſo vieler Herrlichkeiten.

Von Nymphenburg fuhren wir nach dem ganz nahe liegenden Hirſchgarten; im Vorbeigehen legten wir noch einen Beſuch ab bei den kleinen niedlichen Pferden, die der König von Schweden dem Kurfürſten geſchenkt hat. Im Hirſchgarten fanden wir viele Leute aus dem Mittelſtande, die wie wir dort im Gaſthofe Erfriſchungen nahmen und ſich des herrlichen Abends erfreuten. Ehemals gab es hier ſehr viel Wild, jetzt ſind kaum noch zwanzig ſehr zahme Hirſche und Rehe hier, die ganz furchtlos um uns her ſpielten. Den andern Tag hatte ich noch die Schatzkammer zu beſuchen, um doch Alles in München geſehen zu haben, was man für merkwürdig dort hält. Das grüne Gewölbe in Dresden iſt freilich unendlich bedeutender, doch ſind auch hier viele Koſtbarkeiten aufgehäuft. Sehr große Brillanten, beſonders einer von ſechsunddreißig Karat, wenn ich nicht irre, herrliche Perlen. Eine der Schnuren darunter war von außergewöhnlicher Größe, aber von ſchlechtem Glanz, beſteht aus in Bayern gefiſchten Strom-Perlen. Außerdem viele Ordensketten, Kronen, Trinkgeſchirre von Elfenbein, Kryſtall, geſchnittener Steinen — kurz viel glänzendes Spielwerk für große Kinder.

In der Mitte ſteht eine ſehr getreue Abbildung der Trajaniſchen Säule zu Rom; ſie iſt ungefähr fünf Fuß hoch. Die ganze innere Einrichtung, die Treppe, die von innen hinaufführt, die Fenſter, Alles iſt auf das genaueſte nachgebildet, die ſchönen Basreliefs, die einen Triumph Trajans vorſtellen, winden ſich rund umher, wie ein Band, von oben bis unten. Die Figuren, deren Winckelmann ſechstauſend zählt, jede in einer andern Stellung und Form, ſind von vergoldetem Metall, der Grund Lazur. Es iſt ein ungeheures Stück Arbeit, und zum Verwundern genau und ſchön vollendet. — Es ward in Rom von einem deutſchen Künſtler, unter Anleitung eines Franzoſen gefertigt, und ſtand lange zum Verkauf, bis der Kurfürſt es kaufte. Mir iſt auf Reiſen kein zweites Kunſtwerk dieſer Art vorgekommen.

In München iſt ein recht hübſches Hoftheater, ſchade, daß es nicht größer iſt; es hat zwar vier Reihen Logen, aber alle ſind von der Nobleſſe und dem, was ihr ſich anſchließt, abonnementsweiſe beſetzt. Wer ſich nicht abonnirt, oder fremd iſt, wird dadurch genöthigt, ins Parkett zu gehen, und das iſt keine ganz angenehme Partie. Ich habe indeſſen doch zwei Abend dort ganz gerne zugebracht. Das Abonnement und überhaupt das ganze Schauſpiel iſt überaus wohlfeil, ſonſt würde es nicht ſo ſtark beſucht werden. Das Orcheſter iſt ſehr gut, die Truppe ebenfalls; wenn gleich vielleicht kein einziger ganz ausgezeichneter Schauſpieler darunter iſt, iſt doch das Enſemble ſehr gut komponirt, aber das Ballet iſt erbärmlich.

Auch einige der ſchönſten Kirchen habe ich beſucht. Die Theatiner-Kirche iſt die größte; es ward eben Hochamt gehalten; eine herrliche reiche Muſik rauſchte feierlich durch das hohe Gewölbe. Die knieende Menge, die feierlichen Kerzen, der Weihrauchduft, die geputzten Altäre einten ihre Gewalt den hinreißenden ſchwellenden Tönen; Alles dies muß auch den Kälteſten zur Andacht ſtimmen, und ich begreife gar wohl, wie man in katholiſchen Ländern ſo viel aufs Kirchengehen hält; unſre erhabenſten Empfindungen berühren ja faſt immer unſre irdiſche Sinnlichkeit, und es iſt uns natürlich zu ſehen oder zu ſehen wähnen, wo wir lieben und vertrauen ſollen.

Von der Theatiner-Kirche aus ging ich in die Marien-Kirche; die Meſſe war beendet und nur einſame Beter lagen noch hier und da auf den Knien — leiſe ſchlich ich zwiſchen den Säulen hin, um ſie nicht zu ſtören. Die Kirche ſcheint ſehr alt, und hat etwas ſchauerlich Düſtres. Unter der großen Menge von Altären, die alle mit zum Theil ſehr vorzüglichen Gemälden geſchmückt ſind, bemerkte ich eines von Mich. A. Caravaggio: die Anbetung der Könige.

Die Jeſuiten-Kirche iſt wegen ihres Gewölbes merkwürdig; ohne auf Säulen zu ruhen, wölbt es ſich wie der Himmel über die große Steinmaſſe hin. Dieſe Kirche iſt übrigens die einfachſte von allen ich bemerkte an einem ihrer Altäre einen ſehr ſchönen Chriſtuskopf, von einem bayeriſchen Künſtler.

In der Hoffnung, im Verlauf von wenigen Tagen die große Kaiſerſtadt zu erreichen, die zu ſehen von jeher einer meiner Lieblingswünſche geweſen war, hatten wir München verlaſſen; aber man fährt eben nicht, wenn man will, in Wien ein, wie etwa in London oder Paris.

Die Gegend wurde einige Meilen hinter München ſehr angenehm; hätten Erinnerungen an die vor Kurzem verlaſſene Schweiz uns nicht noch zu deutlich vorgeſchwebt, ſo wäre ſie uns vielleicht entzückend ſchön vorgekommen. Fröhlichen Sinnes rollten wir auf wohlgebahnten Wegen über Berg und Thal, zwiſchen Wald, Wieſen und Getreidefeldern hin, mußten, weil wir etwas ſpät von München ausgefahren waren, in Ampfing unſer Nachtquartier nehmen, und erreichten am folgenden Tage Braunau, die erſte öſtreichiſche Grenzſtadt, an deren Wällen die hier ſehr breite Salza, welche die Grenzſcheide zwiſchen Bayern und Oeſtreich bildet, reißend ſchnell vorüberſtrömt.

Die Sonne ſtand noch ziemlich hoch, der Tag war drückend ſchwül geweſen, wir hofften in der erquickenden Abendkühle noch ein paar Stationen zurücklegen zu können, und es war uns daher keineswegs angenehm, als der Poſtillon vor dem Mauthhauſe anfuhr; wir waren indeſſen überzeugt, keine Contrebande bei uns zu führen, und tröſteten uns über den nicht zu vermeidenden Aufenthalt mit der Hoffnung, vermittelſt einiger Gulden die Herren Zöllner zur ſchnellen Verwaltung ihres angenehmen Geſchäfts bewegen zu können und ohne gar zu großen Zeitverluſt wieder aus ihren Händen zu entkommen.

Zu allererſt wurde unſer Reiſepaß von uns gefordert; ſeit geraumer Zeit hatte, außer den Herren von Bern, keine lebende Seele ſich um denſelben bekümmert, wir ſelbſt hatten ſeiner nicht wieder uns erinnert. Doch glücklicherweiſe fand er ſich zur Hand, wir reichten ihn hin, und vernahmen gleich darauf zu unſerm nicht geringen Schrecken, daß der Paß ungültig ſei, und wir mit demſelben keinen Zoll breit weiter in die öſtreichiſchen Lande hineinfahren dürften.

Unſer in beſter Form von dem Senat in Hamburg ausgefertigter Paß, der in Holland, in der Schweiz, in aller deutſchen Fürſten Ländern, deren Grenzen wir berührt hatten, reſpektirt worden war; der ſelbſt in dem damals mit einander im Kriege begriffenen Frankreich und England für hinlänglich erkannt wurde, uns einen von der dortigen Regierung unterſchriebenen Paß zu verſchaffen, der ſollte hier, mitten im Frieden, in dem Lande des Kaiſers, unter deſſen Schutz die freie Reichsſtadt Hamburg damals noch ſtand, für ungültig erklärt werden? Es war unmöglich, wir konnten und wollten es nicht glauben.

All unſer Widerſtreben war indeſſen vergeblich. „Wir hätten in München, oder bei irgend einer andern öſtreichiſchen Geſandtſchaft unſern Paß unterſchreiben laſſen ſollen,« hieß es. Vergebens ſchützten wir unſre Unbekanntſchaft mit dieſer Verordnung vor, uns wurde nur die traurige Alternative gelaſſen, entweder ſogleich wieder dahin zu fahren, woher wir gekommen, oder eine Eſtafette nach Wien abzuſchicken, um uns die Erlaubniß, die kaiſerlichen Lande betreten zu dürfen, zu verſchaffen; die Rückkehr derſelben mußte indeſſen in Braunau geduldig abgewartet werden; das war freilich eine ſehr harte Aufgabe. Ich meinte, ein Reiſepaß ſei doch eigentlich nur ein Beglaubigungsſchein, daß der, ſo ihn führt, kein Deſerteur, kein dem Gefängniß entſprungener Verbrecher, überhaupt keine verdächtige Perſonage ſei, welche der öffentlichen Sicherheit gefährlich werden könne, und die in einen wohlpolizirten Staat einzulaſſen, man billig Bedenken tragen müſſe. Es war mir unmöglich zu begreifen, wie ein wildfremder Geſandter, der in ſeinem Leben noch nichts von uns gehört noch geſehen, dies beſſer von uns bezeugen könne, als der Magiſtrat der Stadt, in welcher wir anſäſſig waren.

Doch Alles dies half uns nichts, wir mußten unſern Verſtand gefangen geben, und unſern Reiſewagen dazu, der ſogleich von der Polizei in Beſchlag genommen wurde, auf den Fall, daß es uns vielleicht einfallen könne, bei Nacht und Nebel auf und davon zu fahren.

Halb Braunau hatte während dieſer Verhandlungen ſich indeſſen auf der Straße um uns verſammelt, und ſtaunte halb furchtſam, halb neugierig bald uns, bald unſern engliſchen Reiſewagen an. Eine Gruppe Kannegießer ſchüttelte gar bedenklich die Köpfe, und mochte Spione, Hochverräther und Gott weiß was ſonſt noch für gefährliche Leute in uns wittern. Wir überlegten indeſſen in aller Geſchwindigkeit: ob wir nicht, ohne allzuviel dabei zu verlieren, mit London, Edinburg, Paris, Amſterdam und allem Großen und Bedeutenden, was wir ohne ſo viele Weitläufigkeiten geſehen, uns begnügen und Wien aufgeben ſollten? Unſre Briefe von Hauſe erwarteten uns indeſſen in Wien; auch war mein Wunſch, die große, und weil es ſo ſchwer war zu ihr zu gelangen, gewiß höchſt wundervolle Kaiſerſtadt mit meinen leiblichen Augen zu erblicken, durch alle Schwierigkeiten, die uns dabei entgegentraten, eher geſteigert als unterdrückt. Und ſo beſchloſſen wir denn, uns in das Unabänderliche, ſo gut es gehen wollte, zu fügen. Der erſte Stock des beſten Gaſthofes, der bei alledem ſchlecht genug war, wurde von uns in Beſitz genommen, und die Stafette nach

Wien augenblicklich abgefertigt, deren Rückkunft wir in höchſtens drei bis vier Tagen entgegen ſehen zu können glaubten.

Nun aber begann eine tragikomiſche Scene, deren getreues Abbild, ſo oft ich Kotzebue's Luſtſpiel: »der Landjunker in der Reſidenz« vorſtellen geſehen, mich durch die Erinnerung an Braunau recht ſehr beluſtigt hat, die mir aber damals, als ich ſie an mir ſelbſt erleben mußte, gar nicht amüſant ſchien. Die Mauth fiel mit recht pflichtmäßigem Eifer über unſern Wagen her, ſie betrieb ihr Werk wirklich con amore, denn ſie konnte ſich nach Belieben Zeit dazu nehmen, und nie iſt wohl ein Wagen ſo unbarmherzig durchſucht worden, als damals der unſre; alle Koffer wurden bis auf den Grund durchwühlt, auch nicht das kleinſte Täſchchen blieb verſchont.

Ein Dutzend Cigarren und ein Röllchen Kanaſter wurden gleich in Beſchlag genommen; dieſe in öſtreichiſchen Landen verdampfen zu laſſen, hätte Kaiſer und Reich in zu großen Schaden gebracht; da man ſich aber erinnerte, daß jedem Reiſenden erlaubt iſt, für ſeinen eignen Gebrauch ein halbes Pfund Taback einzuführen, ſo gab man unſerm Bedienten ſeinen mitgebrachten Vorrath zurück, der freilich weder aus Havannah-Cigarren, noch aus echtem Kanaſter beſtand.

Unſre Bücher erregten ebenfalls großes Bedenken, nur als man bemerkte, daß ſie größtentheils aus engliſchen und franzöſiſchen beſtanden, entſchloß man ſich, ſie paſſiren zu laſſen. Mit dem wälſchen Zeuge wußte die Mauth nichts anzufangen, aber ein unbedeutender deutſcher Roman, den ich in Augsburg gekauft, wurde als neu ohne Erbarmen konfiszirt. Ein ſchöner Dollond, den wir vor mehr als Jahr und Tag in London gekauft, ſollte das gleiche Schickſal haben, und nur die ſehr ernſte Drohung, daß wir nicht ermangeln würden, uns in Wien bei der höchſten Behörde über ein ſo widerrechtliches Verfahren zu beklagen, erhielt ihn in unſerm Beſitz.

Meine aus Paris mitgebrachten elfenbeinernen Täfelchen, meine Pinſel, meine Paletten, meine pariſer Miniaturfarben, und noch hundert ähnliche Kleinigkeiten, mußten wir auf gleiche Weiſe der habſüchtigen und ſchadenfrohen Mauth abkämpfen. Die ärgerliche Inquiſition unter den Augen der rings umher verſammelten zahlreichen Zuſchauer währte mehrere Stunden lang; daß ſie uns eben nicht in den heiterſten Humor verſetzte, wird Jeder verzeihlich finden, auch daß wir recht ſehr bedauerten, die Eſtafette nach Wien ſchon abgeſchickt zu haben, denn in dieſen Stunden des gerechten Unmuths hätten wir ſehr gern den Rückweg wieder angetreten.

Böſe Stunden vergehen indeſſen auch ſo wie die guten. Am folgenden Morgen erſchien uns Alles in einem weit erträglicheren Lichte. Wir fingen an, uns für die Paar Tage ſo gut als möglich einzurichten, die wir höchſtens in dieſem kleinen Städtchen verweilen zu müſſen gedachten. Bücher, Schreibzeug, allerlei kleine Arbeiten wurden vorgenommen, die uns helfen ſollten, die langen Stunden zu beflügeln. Schon geſtern beim Einfahren hatten wir die anmuthige Lage von Braunau bewundert; die Ufer des Stroms bieten die herrlichſten Ausſichten auf waldbewachſene Berge, wohlgebaute Klöſter, Ortſchaften und einzelne Gebäude, und am fernen Horizont ziehen die Tyroler Gebirge in majeſtätiſcher Schönheit ſich hin. Nur an Schatten fehlt es dem Luſtwandelnden, die Gegend iſt im Ganzen baumarm; ſelbſt an Obſtbäumen ſcheint es zu mangeln, und die Landſtraßen ſind nicht, wie in Frankreich oder in der Schweiz, mit weitſchattenden Bäumen beſetzt.

Der ſehr ſchwüle Tag war uns in ſelbſtgewählter Beſchäftigung ganz leidlich vergangen, gegen Abend wollten wir der erfriſchenden Kühle in der lieblichen Gegend uns erfreuen, wurden aber am

Thore angehalten und um unſern Paß befragt; da wir dieſen nicht vorzeigen konnten, weil er auf dem Wege nach Wien war, wo wir ſelbſt ſo gern geweſen wären, mußten wir uns vom Thorſchreiber wieder zum Polizeikommiſſair führen laſſen. Das Examen fing von Neuem an: wer ſeid's? woher? wie alt? Der gute Mann hatte uns geſtern eine ganze Stunde lang ausgefragt, und that jetzt ſo wild fremd, als habe er uns nie geſehen. Unerachtet unſers innern Verdruſſes konnten wir doch nicht unterlaſſen, ihm gerade in das Geſicht zu lachen, indem wir ihn verſicherten, daß er das Alles ja eben ſo gut wiſſe, als wir ſelbſt. Dieſes ſchien ihn einigermaßen zur Beſinnung zu bringen, er wurde merklich höflicher, und war endlich ſo geneigt, uns eine Karte zu geben, die uns die Erlaubniß verſchaffte, nach Belieben aus den Thoren der Stadt zu gehen; die ich aber wenig benutzt habe. Das Delinquentenmäßige unſerer Lage wurde mir unerträglich, die Leute in der Stadt ſahen uns faſt wie Gefangene an und ſtürzten an Fenſter und Thüren, wenn wir uns auf der Straße blicken ließen. Ich ſperrte mich alſo lieber freiwillig in meinem Zimmer ein, ſuchte meinen kleinen Malerapparat hervor, fing mit gewaltigem Eifer an, ein Miniaturgemälde zu malen, und die vor einigen Monaten bei Auguſtin in Paris gelernten Künſte zu üben, und vergaß darüber glücklich Alles, was mich hätte zum Unmuth aufreizen können.

Die Tage vergingen, der zweite, der dritte, der vierte, endlich auch der fünfte, wir fingen ungeduldig an, die Stunden zu zählen, keine Staffette ließ ſich blicken; bei der nicht gar großen Entfernung von Wien war dieſes Ausbleiben unbegreiflich.

Endlich, am ſiebenten Tage langte früh Morgens die Staffette an, und zwar zu Fuß, in Geſtalt eines alten Weibes. Jetzt war das lange Verweilen derſelben uns erklärbar. Gäſte unſerer Art, die ſo lange in Braunau blieben, waren dem Poſtmeiſter, der zugleich Gaſtwirth war, eine Seltenheit, von der er ſich nicht zu bald zu trennen wünſchte; unſre Staffette, obgleich wir ſie ſehr ſtaffettenmäßig bezahlen mußten, war daher vermuthlich in Fußboten umgewandelt worden, wir aber waren zu froh über die endlich wieder erhaltene Freiheit, um dies zu rügen. Die nothwendigſten Beſuche bei Polizei und Mauth wurden abgelegt, glücklich wie Kinder ſtiegen wir in unſern freigegebenen Wagen, noch eh' der Poſtillon mit Anſpannen fertig war, und rollten endlich wie auf Windesflügeln aus dem verhaßten Thore hinaus.

Unſer Weg führte uns durch ein höchſt anmuthiges von ſchönen Hügeln unterbrochenes Land. Prächtige, auf den Fruchtfeldern recht maleriſch vertheilte Baumgruppen gaben ihm die größte Aehnlichkeit mit den großen engliſchen Parks; das fröhliche Leben der Heuernte umwogte uns von allen Seiten, die herrlichſten Ausſichten boten ſich, wenn wir die grünen waldbewachſenen Hügel hinunterrollten, und wir, des leidigen Zwanges endlich frei, waren in der rechten Stimmung, um das Alles mit heiterem Gemüthe aufzufaſſen und zu empfinden.

Unſer kleiner Vorrath von Geduld war indeſſen in Braunau rein aufgezehrt, die Sehnſucht, die große Kaiſerſtadt, um die wir ſo Vieles ertragen, endlich zu erblicken, trieb uns, unerachtet der ſchönen Gegenden, die dadurch uns verloren gingen, die Nacht durchzufahren, und ich mußte dieſe Abweichung von der gewohnten Regel mit der fürchterlichſten Migräne bezahlen, die ich jemals empfunden. Die in ſeltener Pracht und Herrlichkeit aufgehende Sonne fand mich in einem mitleidswürdigen Zuſtande. Ich weiß nur, daß beim Durchfahren die Stadt Linz, wo wir, und nachher in noch ein paar andern kleinen Städten, der Polizei unſern Paß vorzeigen mußten, mir groß und wohlgebaut vorkam.

Meine Reiſegefährten waren von der Schönheit des Landes entzückt, ſahen bald die Donau, bald prächtige Klöſter am Ufer derſelben, bald hohe Berge, ich konnte nichts ſehen, ich fühlte nichts, als den ſtechenden Schmerz, der in meinen Schläfen wühlte. So ſind alle, auch die reinſten Freuden des Lebens, nur durch die Art bedingt, wie das Blut in unſern Adern kreiſ't.

In Mölk, wo wir Abends anlangten, um dort zu übernachten, legten ſich meine Schmerzen. Die Gaſthöfe hier, wie im ganzen Lande, ſind höchſtens nur erträglich zu nennen, aber immer noch beſſer und reinlicher als im ſüdlichen Frankreich; die Küche ausgenommen, die in ganz Oeſtreich ein ewiges fades Einerlei iſt.

Am folgenden Tage erreichten wir endlich Wien, das Ziel unſrer Wünſche. Es war als hätte ſelbſt der Himmel ſich mit der Polizei verbunden, um uns den Eingang in die Kaiſerſtadt zu verwehren, denn auf der vorletzten Station vor derſelben überfiel uns das fürchterlichſte Hagelwetter, das ich jemals erlebt habe. Die Schloſſen fielen ſo groß und mit ſolcher Gewalt, daß die Pferde abgeſpannt und unter einen großen Baume mitten im Felde in einigen Schutz gebracht werden mußten; dazu donnerte und blitzte es unaufhörlich. Aus Furcht, erſchlagen zu werden, kroch unſer Poſtillon unter unſern Wagen, unſern Bedienten nahmen wir in denſelben hinein, und ſaßen nun mit geſchloſſenen Jalouſien, denn die Fenſter wären gewiß zertrümmert worden, in ſteter Erwartung, daß der Wagen von den fauſtgroßen Schloſſen zerſchmettert werden würde.

Doch auch dieſes Unwetter ging vorüber, wie Alles in der Welt. Bis eine Meile vor Wien fuhren wir nun durch einen großen ſchönen Wald. Paris kündet ſich dem ankommenden Reiſenden bei weitem nicht ſo grandios an, als Wien. Dort iſt Alles öde, bis dicht vor der Stadt, hier kamen wir durch mehrere anſehnliche Dörfer, in welchen wir große ſchöne Landhäuſer erblickten, dann bei Schönbrunn, dem kaiſerlichen Luſtſchloß, vorüber; endlich bei tiefer Dämmerung an die Linie, ſo wird die erſte Barriere der Vorſtadt genannt.

Da hielten wir denn nun wieder vor der gefürchteten Mauth, aber ſie war hier viel traktabler als in Braunau, und ließ, auf Vorzeigung eines dort erhaltenen Paſſirzettels, uns ungehindert fahren wohin wir wollten.

Ein Quartier in einem Privathauſe am Kohlenmarkt, einer der lebhafteſten Straßen der Stadt, war für uns beſtellt worden, doch dieſes in der jetzt eingetretenen Finſterniß aufzufinden war nicht leicht, denn in Wien wie in Krähwinkel werden keine Laternen angezündet, ſobald Mondſchein im Kalender ſteht.

Einige Wochen ſpäter.

So war denn nun mein Aufenthalt in der großen Kaiſerſtadt vorüber, auf den ich ſo lange mich gefreut, dem ich mit ſo geſpannter Erwartung, jedes mir dabei entgegentretende Hinderniß überwindend, entgegenging, und ich überlegte jetzt mit mir ſelbſt, ob ich wirklich Alles ſo gefunden, wie ich es mir gedacht, ob alle meine Erwartungen erfüllt worden wären.

Um ganz ehrlich zu ſein, muß ich bekennen, daß dieſes nicht immer der Fall geweſen war. Manches aber habe ich auch gefunden, wie ich es mir gedacht, und zuweilen mehr als ich erwartete. Nie ſollte man, wie ich gethan, Wien beſuchen, nachdem man kurz vorher London und Paris oder auch nur Amſterdam geſehen. Vergleiche anzuſtellen iſt verboten, und doch iſt es unendlich ſchwer, ſie ganz zu unterlaſſen; unwillkürlich legt man den mitgebrachten Maßſtab an, und iſt es unſre Schuld, wenn wir ihn dann von allen Seiten zu groß finden.

Das große viel geprieſene Wien kam mir wirklich klein vor, und die eigentliche Stadt iſt es auch in der That. Wir mochten fahren wie wir wollten, ehe wir es vermutheten waren wir zum Thore hinaus; auch kann, ſelbſt nach dem Ausſpruche der Wiener, ein mäßiger Fußgänger die ganze eigentliche Stadt in Zeit von einer Stunde umgehen. Die Straßen ſind meiſtens nicht breit, aber ganz vortrefflich gepflaſtert, mit Trottoirs verſehen, die aber wegen der Enge des Raumes ſehr oft von den Wagen überſchritten werden. Die Vorſtädte aber ſind wirklich groß, und müſſen es auch ſein, wo ſollten ſonſt die dreimalhunderttauſend Einwohner, die in Wien leben, gehörigen Raum finden?

In den Vorſtädten ſind die Straßen ſehr breit, aber leider ungepflaſtert, nur mit einer Chauſſee verſehen, bei Regenwetter, das hier weniger ſelten iſt als irgendwo, werden ſie leicht faſt ungangbar, und ein Tag Sonnenſchein bringt dann wieder den feinſten, Bruſt und Athem beklemmenden Staub hervor, den man ſich denken kann. Auch in Hinſicht der brillanten Eleganz der Läden bleibt Wien weit hinter Paris und London zurück, nur die Läden der Goldarbeiter zeichnen in dieſer Hinſicht ſich einigermaßen aus, ihre Arbeiten ſind meiſtens vortrefflich, und nach Verhältniß wohlfeil zu nennen. In Wien iſt überhaupt nichts eigentlich theuer, ausgenommen fremde Weine, Kaffee und ähnliche Luxusartikel, auf welchen ein ſchwerer Zoll liegt. Die Handwerker arbeiten zu ſehr billigen Preiſen, und ſind im Durchſchnitt freundliche ehrliche Leute, die auch den Fremden nicht leicht übertheuern.

Auch die Donau erfüllte in der Nähe von Wien nicht meine Erwartung, ſtatt des breiten majeſtätiſchen Stromes, den ich zu ſehen hoffte, fand ich nur einen ſchmalen halb ausgetrockneten Fluß, ſo erſcheint die Donau wenigſtens der flachen ſeichten Ufer wegen, obgleich ſie in der Nähe derſelben an einigen Stellen faſt unergründlich tief ſein ſoll. Sie theilt in der Nähe von Wien ſich in mehrere Arme, und erhält dadurch dieſen ärmlichen Anſchein; eine Stunde von Wien aber, bei dem artigen Dörfchen Nusdorf, wo ſie ganz ungetheilt beiſammen iſt, gewinnt ſie freilich ein anderes Anſehen. Dort bildet ſie einen recht ſchönen breiten Strom. Die Ausſicht von der

Brücke daſelbſt iſt eine der intereſſanteſten, beſonders weil einer der in die Donau fallenden Arme derſelben eine Art Strudel hier bildet. Aber die von mächtigen Seeſchiffen durchwogte Elbe bei Hamburg iſt ſie doch nicht, leer und todt iſt hier die breite ſilberne Fläche, nur durch einzelne Nachen und kleine Marktſchiffe belebt.

Mit den Theatern ging es mir wie mit der Donau, ſie erfüllten meine Erwartungen nicht, freilich aber ſah ich ſie im Sommer, in der ihnen ungünſtigſten Jahreszeit. Aber ich fand auch ihre innere Einrichtung der berühmten Kaiſerſtadt nicht angemeſſen, und keine Spur der heitern Eleganz und Pracht, an die ich in Paris und London mich gewöhnt hatte. Die Logen und Sperrſitze ſind unbequem, das Haus ſelbſt ſo ſchlecht erleuchtet, daß man die Zuſchauer kaum gewahr wird. Kein Wagen darf vorfahren, ehe die Herrſchaft, der er angehört, ihre Loge verlaſſen hat, wie das denn auch recht und billig iſt; aber die Halle, in der ſie in einem unerträglichem Gedränge, unter groben Bedienten und Zuſchauern aller Art ihn erwarten müſſen, iſt ſo ſchmutzig, ſo eng und klein, ſo ſehr dem Zugwinde und dem durch die offne Thür hereinſtrömenden Regen ausgeſetzt, wie ſie nur immer in der Bretterbude des kleinſten Landſtädtchens es ſein kann. Ich dachte dabei mit einem ſtillen Seufzer an die zu gleichem Zweck beſtimmten, eleganten Säle in London und Paris, und an die Säulengänge vor dem Hauſe, unter welchen die Bedienten die Wagen ihrer Herrſchaft erwarten, und an die pariſer Savoyarden, und die londoner Cryers, die jeden verlangten Wagen augenblicklich herbeiſchaffen.

Was meine Erwartung von Wien ganz erfüllte, ſind in der eigentlichen Stadt die großen ſchönen, wenn gleich nicht immer ganz modernen Häuſer der wohlhabenden Bürger; weniger, in Hinſicht auf architektoniſche Größe und Schönheit, die Paläſte der Großen, die freilich jetzt im Sommer unbewohnt ſtehen. Die nicht großen aber heitern, meiſtens von ſchönen Gebäuden umgebenen Plätze, mit ihren vielen reich verzierten Springbrunnen, erinnern lebhaft an den Süden. Groß und herrlich iſt die ehrwürdige, mit gothiſchen Bildwerken über und über verzierte Stephanskirche mit ihrem hohen prächtigen Thurme, das Bibliothekgebäude, die vielen ſchönen Kirchen und andere öffentliche Gebäude, die wahrlich einer Kaiſerſtadt nicht unwürdig ſind. Die Vorſtädte ſind in dieſer Hinſicht mit der eigentlichen Stadt nicht zu vergleichen, ſie ſind viel ſpäter entſtanden als dieſe. Einige ſchöne Landhäuſer der reichen Wiener und die beiden in der Vorſtadt belegenen Theater ausgenommen, trifft man in ihnen meiſtens nur kleinere Häuſer an, die größtentheils von Krämern, Handwerkern, überhaupt von den arbeitenden Ständen bewohnt werden.

Auf das erfreulichſte überraſchte mich der Reichthum an Kunſtwerken, beſonders Gemälden, den Wien in ſeinen Mauern aufbewahrt. Keine Stadt außerhalb Italiens, nicht London und Paris, kann in dieſer Hinſicht mit dieſer ſich meſſen. Alle dieſe großen und reichen Sammlungen, außer der, alle übrigen übertreffenden kaiſerlichen in Belvedere, gehören den edelſten und reichſten Familien des Reichs an, und werden dem Kunſtfreunde, wie dem praktiſchen Künſtler, mit einer Liberalität geöffnet, zu welcher der Kaiſer ſelbſt das lobenswürdigſte Beiſpiel giebt.

Die Vorliebe der Wiener für Tonkunſt iſt weltbekannt, ſie iſt dem heitern lebensluſtigen Völkchen ſo natürlich, wie das Athemholen. Auf Straßen und Promenaden, in Gaſthöfen und Kaffeehäuſern, in allen geſellſchaftlichen Zuſammenkünften wird gedudelt, geklimpert, gegeigt, geſungen, und muſikaliſcher Unterricht iſt bei den höchſten wie bei den untergeordneten Ständen ein Haupterforderniß der Erziehung. Dafür hört man hier aber auch Dilettanten und Dilettantinnen, die überall in der Welt für Virtuoſen würden gelten können; und die Konzerte und andre öffentliche muſikaliſche Feſte ſtehen auf einer Höhe, wie man ſie außerhalb Wiens ſelten antrifft.

Was aber vor allem Andern der Stadt ein wirklich großſtädtiſches Anſehen giebt, iſt die große Menge von Fuhrwerken aller Art, die vom Morgen bis in die Nacht unaufhörlich durch die Straßen rollen; ich glaube kaum, daß in Paris mehr gefahren wird als hier. Mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit wiſſen die Kutſcher in den engen Straßen einander auszuweichen, und den ihnen zu Gebote ſtehenden Raum bis auf die Breite eines Haares zu berechnen. Jetzt iſt es aus und vorbei, dachte ich oft, wenn ich in den Abgrund einer Kellertreppe hinabſah, an deren außerſtem Rande mein Kutſcher mit mir hinfuhr, und doch ging es immer glücklich ab, obgleich man hier im Durchſchnitt ſehr ſchnell fährt, was für die Fußgänger durchaus nicht erſprieslich iſt. Aber es ſcheint auch, als ob Niemand Beine zum Gehen hätte; Alles fährt, die große Menge von Fiakers, die in allen Straßen ihren

Stand haben, bleiben in ewig rollender Bewegung, und wer es nur irgend möglich machen kann, ſchafft eigne Equipage ſich an, und ſollte ſie auch nur aus einem mit einem einzigen Pferde beſpannten Kabriolet beſtehen. Recht ſchöne elegante Equipagen habe ich indeſſen wenig bemerkt, wahrſcheinlich weil der hohe Adel im Sommer die Stadt verläßt. Und wo fährt ſie denn hin, dieſe ewig bewegliche Menge? Nach Schönbrunn, um die im Freien auf einer Wieſe herumſpazierenden Elephanten, Kameele, Dromedare und Büffelochſen zu ſehen, und ſich dann bei dem dortigen Reſtaurateur nach der Ermüdung zu erquicken; nach dem Augarten, obgleich dieſer ſo nahe bei der Stadt liegt, daß man ſich eigentlich ſchämen ſollte, ihn nicht zu Fuße zu beſuchen. Bei ſchönem warmen Wetter kann nichts angenehmer ſein, als in dieſem, nach alter Art angelegten, von breiten ſchattigen Alleen durchſchnittenen Luſtholze zu wandeln. Auch giebt es dort ein Billard, Muſik, einen guten Gaſthof und überhaupt Alles, was ein wiener Herz ſich nur wünſchen kann.

Der Haupttummelplatz aller Freuden bleibt aber immer der Prater, dieſes irdiſche Paradies der Wiener, dem in ihren Augen nur das ewige himmliſche gleichzuſtellen iſt. Daß ich hier immer von dem

Mittelſtande, dem höheren wie dem geringeren, ſpreche, brauche ich hoffentlich nicht beſonders zu erwähnen, denn dieſer macht ja eigentlich das Volk aus. Der Pöbel iſt ſich in allen Städten gleich, und die hohe feine, vornehme Welt, mit wenig Abweichungen ebenfalls; obgleich ſie gerade in Wien lebhafteren Antheil an den echten Volksfreuden zu nehmen ſcheint, als in andern Reſidenzen.

Da ſieht man denn im Prater an ſchönen Nachmittagen in der bis nahe an die Donau führenden Hauptallee hunderte von Fuhrwerken in ſchönſter Ordnung hintereinander her auf- und abfahren, Equipagen, ſogar Staatskutſchen, Fiakers, offne Wagen, Kabriolets, auch Reiter, Alles durcheinander. In Hinſicht auf Pracht, Eleganz, beſonders aber der ausgezeichneten wundervollen Schönheit der Pferde, kann dieſe Kavalkade ſich freilich nicht mit der Morgenpromenade meſſen, die im londoner Hydepark, beſonders Sonntags, zwiſchen drei und fünf Uhr ſtattfindet, wo immer die ſchönſten Pferde der Welt, die modernſten, glänzendſten, alle Monate die Form wechſelnden Fuhrwerke der vor Reichthum übermüthig gewordenen Vornehmen, zur Schau geführt werden; aber an wahrhaft menſchlichem Intereſſe überwiegt ſie jene bei weiten; denn zu beiden

Seiten des Weges wogt eine Unzahl wohlgekleideter, genußluſtiger, fröhlicher Menſchen den Hunderten von kleinen Vergnügungsanſtalten zu, die dieſes große Luſtholz in ſich vereint. Da giebt es die herrlichſten kleinen Wieſenplätze, um ſich im Schatten der prächtigen Bäume zu laben, und Gottes Gaben zu genießen, da giebt es Marionetten zu ſchauen, und Seiltänzer, Schlangen, Löwen und allerlei ſolch wildes gefährliches Vieh zu bewundern; da giebt es alle möglichen Arten von Schaukeln und Carouſſels, und Sarazenenköpfe im ſchnellen Drehen herunterzuſäbeln, und Billard, Kegelſpiel und alle Spiele der Welt. Kaffee- und Eisbuden in unzählbarer Menge, Limonade, Bier und Wein, Alles vollauf; mit jedem Athemzuge trinkt man den Duft von gebratnen Würſt'ln, gebratnen Händ'ln, in Butter praſſelnden Dampfnudeln und allem erſinnlichen Backwerk ein. Ein Gascogner müßte von dem bloßen Geruche hier ſchon ſatt werden können. Daß es dabei an Muſik jeder Gattung, an Pauken und Trompeten, an Geigen und Harfen nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt; wo Wiener verſammelt ſind, iſt auch Muſik und Tanz dabei, das iſt einmal ſo in der Regel. Wie ſie ſich drehen auf dem grünen Plan! und wie ſie dann eſſend und trinkend ausruhen! und ſo recht innerlich vergnügt ins weite Himmelsblau gucken! Und das Gewühl, das bunte Gewimmel, das Gedränge um alle dieſe Buden und Lauben und Hütten her, als wäre es ein Feſt, das höchſtens im ganzen Jahre einmal wieder käme. Und ſie haben es alle Tage, ſobald der Himmel nur nicht allzu unbarmherzig mit Regenſtrömen darein fährt. Nirgend habe ich ſolche unermüdliche Genußfähigkeit angetroffen, nirgend ſo in ſich und gottvergnügte Leute.

Vom Prater ziehen ſie ins nahe Theatrum, wo ſie über den lieben Narren, den Kasperl, ſich halb todt lachen, vom Theatrum wieder auf die Promenad', auf die Baſtey oder den Graben, ſo heißt nämlich eine recht ſchöne Straße mitten in der Stadt, in der beinahe das dritte Haus ein Kaffeehaus iſt. Da ſitzen ſie wieder vor den Thüren; nehmen wieder Sorbett, Eispunſch, g'backne Händ'l zu ſich, und gehen dann ſatt und zufrieden nach einem wohl hingebrachten Tage nach Hauſe ins Bette, um vom Schlafe geſtärkt das Leben am Morgen wieder da anzufangen, wo ſie es am Abende gelaſſen. »So knüpfen ans fröhliche Ende den fröhlichen Anfang wir an:« bleibt der ewige Refrain ihres Daſeins. Es iſt in der That ſo, nirgend giebt es mehr Kaffeehäuſer als in Wien, aber man gehe an jedem derſelben vorüber, zu welcher Tagesſtunde es auch ſei, immer ſitzen Eis oder Kaffee, oder was es auch ſei, genießende Menſchen vor der Thür, und wirft man einen Blick in das Innere derſelben, ſo iſt es auch dort gedrängt voll von Leuten früh und ſpät, an Sonn-, Feier- und Werkeltagen, immer iſt und bleibt es daſſelbe. Und doch ſcheint kein recht echter freudiger Geiſt hier die Oberherrſchaft zu üben, die Leute ſehen gar zu gleichmüthig aus, ſie ſind jovial aber nicht heiter; ſie lachen wohl einmal, daß Tiſch und Wände dröhnen, aber das Lachen greift ſie an, es wird ihnen ſchwer, ſie müſſen wieder etwas zu ſich nehmen, um ſich davon zu erholen. Sie laſſen auf dem Carrouſſel ſich drehen, in der Schaukel ſich ſchwingen aber ganz ernſthaft, als thäten ſie es nur um der Motion willen. Was man hier ſieht, iſt nicht Ruhe und Erholung nach vollbrachter Arbeit, das Vergnügen ſelbſt iſt ihnen zur Arbeit geworden, und ſie betreiben es auch als ſolche. Die Leute ſind hier viel zu ſatt, um viel lachen, ſchnattern, ſpringen zu können, wie die fröhlichen und daheim ſo mäßigen Franzoſen. Aber glücklich ſind ſie doch nach ihrer Art, und dabei gutmüthig und wohlthätig in hohem Grade; davon legen in Wien die vielen Armenanſtalten und

Hospitäler mit ihrer trefflichen Einrichtung den redendſten Beweis ab.

Der Reichthum der Großen iſt hier wie in England unermeßlich, nur wiſſen ihn die Wiener auf eine andere, ich möchte faſt ſagen menſchlichere Weiſe zu genießen, als jene Engländer, die Alles, was nicht zu ihnen gehört, wie gar nicht exiſtirend betrachten. Aber wodurch Wien vor allen Reſidenzen ſich auszeichnet, das iſt die überall hervorleuchtende Wohlthätigkeit der mittleren Stände. Bettler ausgenommen, deren es viele hier giebt, und deren elendes Gewerbe hier gewiß ſehr einträglich iſt, bin ich in ganz Wien faſt keinem einzigen wirklich ſchlecht bekleideten Menſchen begegnet, keinem, dem Noth und Sorge auf dem Geſichte zu leſen war. Es giebt ſchwerlich in der ganzen Stadt nebſt den Vorſtädten eine Bürgersfrau, die nicht ihren Schmuck hätte, und beſtände er auch nur aus einem Paar altmodiſcher Ohrringe mit Diamanten, einiger Schnüren echter Perlen oder einer ſchweren Halskette von Gold, der man es anſieht, daß ſie ein Erbſtück von der ſeligen Großmutter iſt. Geſchmack und geſuchte Eleganz in der Kleidung iſt ihre Sache nicht; in der Form erſcheint dieſe oft weit hinter der herrſchenden Mode zurückgeblieben; recht helle, grell gegen einander abſtechende Farben ſind ihnen die liebſten, und ſo iſt es auch bei den Männern, die gern mit glänzenden Uhrketten und großen Bruſtnadeln einherſtolziren, aber was ſie tragen iſt immer echt, von gutem, oft ſehr theurem würdigen Stoffe und auf die Dauer berechnet; denn aller Flitterkram iſt ihnen verhaßt.

Die goldenen wiener Bürgerhauben ſcheinen allmälig verſchwinden zu wollen, doch behalten Viele ſie noch bei, die wohl wiſſen, wie gut ſie die niedlichen, Doſenſtückchen ähnlichen Geſichtchen mit ſchwarzen blitzenden Augen kleiden, denen man, wie auch den reizendſten üppigſten Geſtalten auf jedem Schritte hier begegnet. Bei alledem ſind dieſe Hauben bei weitem nicht ſo hübſch und geſchmackvoll als die Bürgerhauben im Bayerlande. Sie haben etwas Grenadiermütziges in der Form; ein breiter, glattanliegender Paß, aus goldenen Spitzen beſtehend, deckt den Scheitel, an dieſen fügt ſich der hoch und ſpitz emporſtehende Boden der Haube, ebenfalls von goldenen Spitzen verfertigt, und hinten im Nacken quillt aus demſelben ein dicker Chignon üppig hervor. Die Stirn und die ſchönen, meiſt dunkeln Löckchen über derſelben, umſpielt zuweilen ein Streif von ſchwarzen Blonden, der den hübſchen roſenwangigen Kindern ganz ungemein reizend ſteht.

Die Art, wie hier Alles in den Adel erhoben wird, kam mir, ehe ich mich daran gewöhnt hatte, ungemein wunderlich vor; was keine goldene Bürgerhaube trägt, iſt Ihr Gnoden; Reiſende wie wir ſind hochgräfliche Excellenzen, ſie mögen ſich dagegen ſträuben, ſo viel ſie wollen. Meine Frau Wirthin war auch eine gnädige Frau und hatte ihren ſchönen Schmuck, und ihre eigne Equipage, und ihr gnädiges Fräulein Tochter hatte die Gnad', mir für achtzehn Kreuzer ein zerriſſenes Halstuch recht ſauber und geſchickt auszubeſſern. Oft kam es mir bei ſolchen Gelegenheiten vor, als ſähe ich Kinder mit einander Könige oder Grafen ſpielen, und wirklich ſind auch dieſe frohen gemüthlichen Menſchen wie die Kinder. Ihr Ideenkreis iſt beſchränkt, davor können ſie nicht, und könnten einen mehr erweiterten auch ſchwerlich brauchen, den zu erringen Mittel und Wege ihnen ohnehin abgeſchnitten ſind. Ihr ganzes Dichten und Trachten geht auf ſinnlichen Lebensgenuß aus und den haben ſie reichlich. Dabei ſteht neben ihnen der Beichtvater und ſorgt dafür, daß ſie es nicht zu arg treiben, und hinter ihnen die argusäugige ma bonne Polizei, mit aufgehobnem Finger drohend: Du, Du, nimm Dich in Acht! wenn es ausſieht, als ob ſie ſich einmal ein wenig emanzipiren wollten; aber ſie ſind gut und harmlos, und ſo etwas kommt ihnen gar nicht in den Sinn.

Von dem geſelligen Leben der vornehmen und eleganten Welt weiß ich wenig zu ſagen, ſie iſt im Sommer meiſtens in Bädern, auf Reiſen, auf ihren Gütern, nach allen vier Winden verſtreuet, doch daß man im Winter in Wien vor Vergnügen aller Art vom Morgen bis in die Nacht nicht zu ſich ſelbſt kommt, und daß man gegen Fremde ungemein gaſtfrei und zuvorkommend ſich bezeigt, iſt weltbekannt. Einigen Diners und Soirées in den Häuſern der vornehmſten Banquiers habe ich beigewohnt, wurde freundlich und zuvorkommend empfangen, fand die Aufnahme wie die häusliche Einrichtung prächtig und elegant, den Ton leicht und angenehm, übrigens Alles wie in Paris, Hamburg und ähnlichen großen Städten auch. In der Geſellſchaft iſt die franzöſiſche Sprache die vorherrſchende, beſonders in Gegenwart von Fremden. Die höheren Stände ſchämen ſich ihres Dialekts, und das mit Recht, er iſt wirklich ohrzerreißend und unverſtändlich im höchſten Grade, im Munde des Volks aber gewinnt er eine komiſche Naivetät, die oft wirklich anziehend erſcheint.

Um doch auch in Ungarn geweſen zu ſein, unternahmen wir eine Luſtfahrt nach Preßburg, das freilich nur zehn Meilen von Wien, ſehr nahe an der Grenze jenes Landes liegt. Den Weg dorthin fanden wir gut, aber nicht eben angenehm, ein wenig monotones Einerlei, zwiſchen Getreidefeldern hin, welche die weite, nur ſelten durch ein paar Bäume unterbrochene Ebene bedecken. Näher an Preßburg wird das Land hügeliger und gewinnt dadurch an Mannichfaltigkeit, oft erblickten wir von der Höhe eine Anſicht der Donau und ihrer jenſeitigen hohen waldbewachſenen Ufer, bis wir endlich jenſeit des hier ſehr breit und wild dahinwogenden Stromes Preßburg vor uns liegen ſahen.

Die Lage dieſer hart am Ufer der Donau erbaueten Stadt iſt eine der ſchönſten, die ich kenne; der breite Strom, deſſen bewegte Fluth das Spiegelbild der hohen Thürme und Mauern zurückwirft, die fruchtbar angebaueten, ſchattenreichen Hügel, welche von beiden Seiten der Stadt ſich anſchließen, bilden ein höchſt maleriſches Ganzes, aber auch hier fließt der prächtige Strom einſam und unbelebt dahin. Man ſieht kein Schiff die ſilbernen Wogen ſtolz durchſchneiden, und dieſe Stille muß Jedem traurig und ſtörend auffallen, der an das ewig bewegte Leben auf der Themſe, auf der Elbe bei Hamburg, oder ſelbſt auf dem Rheine bei Köln gewöhnt iſt.

Die Donau iſt bei Preßburg ſo breit und tief, die Strömung ſo heftig, daß ſie keine ſtehende Brücke, nicht einmal eine Schiffsbrücke dulden will. Eine ſehr große fliegende Brücke, wie die einſt bei Koblenz, und jetzt noch bei Bonn über den Rhein führende, bietet das einzige Mittel, um über den Strom zu gelangen, und bei ſtürmiſchem Wetter und ungünſtiger Jahreszeit wird oft Tage, ſelbſt Wochen lang jede Kommunikaton mit dem jenſeitigen Ufer durchaus unmöglich. Nach Wien kann man indeſſen von Preßburg aus, wenn gleich auf einem ſehr bedeutenden Umwege, immer gelangen.

Auch dieſesmal war das Waſſer ſehr hoch, die Strömung ſehr reißend, ein heftiger Oſtwind wehete, den wir im Wagen wenig bemerkt hatten, und luſtig tanzten nicht ganz unbedeutende Wellen auf den aufgeregten Fluthen einher. Eine Menge Leute ſtand am Ufer, die Fährleute weigerten ſich ſie überzufahren, ſprachen von Gefahr, und es bedurfte von unſerer Seite recht gewichtiger Gründe, die freilich in Papier leicht genug ausfielen, um ſie endlich zur Ueberfahrt zu bewegen. Nach Stand und Gebühr hätte auch auf dieſer Brücke wie auf allen in den öſterreichiſchen Landen St. Nepomuk ſeinen herkömmlichen Ehrenplatz, aber ihm war auch noch in einer kleinen, ſehr aufgeputzten

Kapelle ein ſchön geſchmücktes Muttergottesbild zur Gehülfin gegeben, vor welchem die Weiber, die mit uns überfuhren, ſich gleich auf die Kniee warfen, um deſſen Schutz in dieſer Gefahr zu erflehen, die am Ende nicht ſo groß war als ſie ausſah, denn nach einigem Drehen und Schwanken kamen wir in Zeit einer halben Stunde Alle geſund und wohlbehalten in dem erwünſchten Hafen an.

Preßburg iſt eine ziemlich große, lebhafte, wenngleich nicht eigentlich ſchöne Stadt. Wir bemerkten viele recht große und ſtattliche Häuſer in derſelben, welche aber nur während des Winters von dem benachbarten Adel bewohnt werden, dem ſie angehören. Feſte aller Art, Bälle, glänzende Geſellſchaften, Opern, Concerte, verbreiten dann neues Leben unter den Einwohnern, die im Sommer mit den Freuden, welche die Natur ihr reichlich gewährt, ſich begnügen müſſen.

Ganz nahe vor der Stadt iſt eine recht ſchöne Promenade vor einigen Jahren angelegt worden, die an heitern Sommerabenden von Spaziergängern wimmelt; elegante Herren und Damen ſitzen in langen Reihen auf Rohrſtühlen vor dem Kaffeehauſe an derſelben, laſſen mit Eis, Sorbet und allen möglichen Erfriſchungen ſich bedienen, und ſehen dem bunten Gewimmel der Fußgänger zu. Der Anblick war mir wirklich überraſchend, theils wegen des ſehr eleganten und modernen Koſtüms der Damen, das ich in dieſem abgelegenen Winkel der Welt nicht ſo zu finden erwartete, mehr aber noch durch die vielen ſchönen graziöſen Geſtalten unter den Männern wie unter den Frauen, denen ich bei jedem Schritte begegnete; wunderliebliche, regelmäßig ſchöne Geſichtszüge, Haare, Wuchs, Augen, blühende Wangen, wie nur immer ein Maler ſich dieſelben zum Modell wünſchen kann.

Auch hier trägt Alles einen Anſtrich von Wohlhabenheit und lebensfroher Behaglichkeit; gefahren wird nicht viel weniger als in Wien, an allen Ecken der Stadt ſtehen ziemlich gute Fiaker, gewöhnlich recht hübſche halb bedeckte Chaiſen zum augenblicklichen Dienſte bereit, und werden fleißig benutzt; auch an eignen Equipagen ſcheint es nicht zu fehlen. Unter dem Volke ſieht man noch viele ältere Frauen in der eigentlichen ungariſchen Tracht, eine Art nur bis über die Hüſten reichender Jacke, deren Aermel hinten herabhängen; auch die vom Lande hereinkommenden Bauern tragen ſie zum Theil. Alles dieſes bringt eine gewiſſe fremdartige Mannichfaltigkeit hervor, die dem Auge gefällt und das Intereſſe erhöht.

Das an der Promenade erbauete neue, recht hübſche und große Schauſpielhaus war leider, wie immer zur Sommerszeit, geſchloſſen. Eigentliche Sehenswürdigkeiten, die jeder Fremde ſchon von Amtswegen beſuchen muß, enthält Preßburg nicht; wenigſtens wußte der Herr, an welchen wir von Wien aus adreſſirt waren, und der übrigens für unſere Unterhaltung auf das Gefälligſte Sorge trug, uns keine derſelben zu nennen. Doch kann es einer ſo alten Stadt, wie Preßburg iſt, doch ſchwerlich ganz an Merkwürdigkeiten, die eines Beſuches würdig wären, fehlen, nur gehört vielleicht Zeit und Mühe dazu ſie aufzufinden. Bloß ſchauluſtige Reiſende wie wir kommen nur ſelten aus der Ferne hierher, und der Eingeborne, wie die nächſte Nachbarſchaft, pflegen oft das eigenthümliche Intereſſe deſſen, was ſie täglich vor Augen haben, zu vernachläſſigen.

Wir mußten alſo mit dem, was die nächſten Umgebungen der Stadt uns bieten konnten, uns begnügen, und thaten es gern, und hatten alle Urſache, damit zufrieden zu ſein. Ein auf einer Ebene, nahe an der Stadt aufgeſchlagenes Luſtlager, in welchem über die Garniſon derſelben eine Art Revue gehalten wurde, gewährte uns ein recht intereſſantes militairiſches Schauſpiel, beſonders durch die Schönheit und Gewandtheit der Pferde. Der Fuß der großen Karpathiſchen Gebirgskette ſteigt aus dieſer Ebene, ſie begrenzend, empor, und drückt durch die ſchöne Form ſeiner Felſen ihr den Stempel der Erhabenheit auf. Die Berge erheben ſich nicht zu der himmelanſtrebenden ſchwindelnden Höhe der Schweizeralpen, aber ſie ſind doch hoch und ſteil genug, um einen ſehr imponirenden Anblick zu gewähren. Von der Ebene bis ungefähr zur Hälfte hinauf ſind ſie mit Weinreben bekleidet, dann folgt niederes Gehölz, und endlich bedeutende Wälder, die auf ihrem Scheitel ſie krönend ſich hinziehen. Zwei Meilen höher hinauf wächſt ſchon an dieſen Felſen der Georger Ausbruch, der zwar etwas an Feuer, aber durchaus nicht an Süße dem berühmten Tokayer nachſteht und wohl größtentheils unter deſſen Namen zu uns herüber kommt. Der wahre Tokayer wird zwanzig Meilen höher hinauf gewonnen und zwar nur an der Mittagsſeite eines einzigen Berges, der unmöglich nur die Hälfte des Weines liefern kann, der in der Welt unter ſeiner Firma kurſirt.

Verwundert ſah ich mich um, als man mir dieſes erklärte; ich ſuchte vergebens die Pflanzenwelt ſüdlicher Zonen; keine Oliven, kein Johannisbrotbaum, keine Feigen und Mandeln und Myrthen wachſen hier; etwas Seide wird zwar gewonnen, aber die Maulbeerbäume müſſen ſorgfältig vor dem

Erfrieren bewahrt werden, und gehen dennoch oft zu Grunde. Wie ſollte ein ſo ſüßer Feuerwein in dieſem Klima wachſen können, das wenig milder iſt als das unſere, wo der Winter nicht weniger rauh ſich zeigt als bei uns, und Schnee und Eis Monate lang die Erde bedecken?

Die Art, wie hier zu Lande die Weinleſe betrieben wird, wurde mir jetzt aus einander geſetzt, um dieſes Räthſel mir zu löſen. Auf der nämlichen Traube wächſt der ſüße Feuerwein neben dem allerſauerſten, wie ihn etwa die Thüringer Berge bringen. Jede einzelne Traube wird von dem Winzer ſorgfältig durchgeſehen, und nur die überreifen Beeren, die gleichſam wie halb verdorben und vertrocknet ausſehen, werden mit einer Scheere aus derſelben herausgeſchnitten; nur hat er ſich ſehr davor zu hüten, keine wirklich angefaulte oder verſchimmelte Beere unter dieſe Auswahl kommen zu laſſen. Wenn der Winzer aus einem ganzen Korbe voll Trauben ungefähr einen Hut voll ſolcher reifen Beeren erhält, ſo hat er ſchon alle Urſache zufrieden zu ſein. Dieſe liefern den Ausbruch, den wir in Deutſchland unter dem Namen Ungarwein kennen; der übrige giebt einen weißen, etwas ſauern Landwein, der einige Aehnlichkeit mit ſchlechtem Rheinwein hat. Bei ſehr edlen Gewächſen, wie beim Tokayer, wird dieſe Auswahl der Beeren zweimal vorgenommen und dadurch zweierlei Arten von ſüßem Wein von verſchiedener Güte gewonnen. Was aber dann noch übrig bleibt, giebt ein eſſigſaueres Getränk, dem berüchtigten Seewein, Schulwein, Dreimännerwein vergleichbar, der an den Geſtaden des Bodenſees wächſt, und deſſen bloßer Name ſchon Furcht und Schrecken erregt; und gerade auf Tokay geräth er dem Eſſig am ähnlichſten.

Der beſte Tiſchwein, der in Ungarn, wie überhaupt in Oeſtreich gewöhnlich getrunken wird, kommt hier von den Bergen, wo man die Trauben keltert, wie ſie vom Rebenſtock kommen, weil das Gewächs zu ſchlecht iſt, um die Mühe, Ausbruch davon zu machen, zu belohnen. Es iſt ein etwas ſäuerlicher, aber ganz trinkbarer, leichter weißer Wein, der mit dem, was wir unter dem Namen Ungarwein kennen, nicht die mindeſte Aehnlichkeit hat, wohl aber eher mit dem Moſelwein und den leichteren Gattungen des Rheinweins.

Gegen Abend fuhren wir nach einer an der andern Seite der Stadt liegenden Mühle, welche in der ſchönen Sommerszeit von den Preßburgern viel beſucht wird. Es iſt eben eine Mühle wie andere auch, aber der Weg, der längs dem hohen Ufer der Donau zu ihr führt, iſt unbeſchreiblich angenehm, die ganze Gegend von ſeltener Schönheit. Hohe Weinberge begrenzen ihn von der einen Seite, von der andern erblickt man tief unten den prächtig wogenden Strom. Der Abend war wunderſchön, die ganze Gegend lag von roſigem Dämmerlichte umfloſſen, während der aufgehende Mond die Gipfel der Bäume hell und ſilbern verklärte, und nur das eintönige Klappern der Schiffsmühlen, und das leiſe Geflüſter der Wellen wurde durch die tiefe Stille der abendlichen Ruhe hörbar.

Nach ein paar in Preßburg recht angenehm verlebten Tagen kehrten wir nach Wien zurück, um nun auch bald von dort aus unſern Reiſeſtab weiter zu ſetzen. Alle Zeit, welche Einpacken und Abſchiednehmen uns übrig ließen, wurde in dieſen wenigen Tagen, die wir noch vor uns hatten, darauf verwendet, die bis jetzt von uns ungeſehen gebliebenen Merkwürdigkeiten der Kaiſerſtadt noch zu beſuchen. Am Tage vor meiner Abreiſe ſah ich deren noch zwei, die mir bis dahin unbekannt geblieben waren, den kaiſerlichen Schatz — und den echten Kasperle, La Roche, den eigentlichen Stifter und Schöpfer dieſer, jetzt auf der Wiener Bühne zum ſtehenden Charakter gewordenen

Rolle, der ein mehr als ſiebenzigjähriger Greis an dieſem Abende in einer elenden komiſchen Oper: die Zauberzitter, als Kasperle auftreten wollte, was er nur noch ſehr ſelten wagt.

Der Schatz des Kaiſers iſt, wie alle Schätze dieſer Art, prachtvoll, glänzend und langweilig anzuſehen. Es traf ſich ſehr unglücklich, daß gerade dieſer Tag einer von denen war, an welchen alle Welt Zutritt hat; das Gedränge war unerträglich, aber der Herr Schatzmeiſter wußte recht gut ſeine Leute nach Stand und Rang zu ſondern und zu behandeln. Im erſten Zimmer, durch das wir getrieben wurden, ſahen wir eine große Anzahl künſtlichen Schnitzwerks von Elfenbein, Holz und anderm Material in Glasſchränken ſtehen, im zweiten alte Uhren und andere von Uhrwerken getriebene Kunſtſtücke. Eine alte häßliche Uhr ſtellte den Kaiſer Franz den Erſten und deſſen Gemahlin vor, wie ſie ſich von den Landſtänden huldigen laſſen; die lieben Englein fliegen herbei, um das kaiſerliche Paar zu krönen, dabei wird der blaſſe grimmige Neid von einem Engel mit dem flammenden Schwerte derb durchgeprügelt. Die Sache ſchien gar kein Ende nehmen zu wollen, ich meinte vor langer Weile zu ſterben, aber der grauſame Schatzmeiſter ließ uns nicht von der Stelle, bis Alles abgethan war.

Dann kamen wir an einer großen Anzahl prachtvoller Vaſen, Schaalen und Gefäßen von koſtbaren und ſeltenen Steinen in einem dritten Zimmer vorüber, doch ohne ſie eigentlich ſehen zu können. Alles ſteht in wohlverſchloſſenen Glasſchränken, Vieles ſo hoch, daß kein Auge es erreichen kann. Im grünen Gewölbe in Dresden iſt das anders.

Die eigentliche Juwelenſammlung aber iſt in der That merkwürdig. Sie enthält höchſt ſeltene und koſtbare Stücke, birnförmige Perlen von unſchätzbarem Werthe, prachtvolle roſenfarbene Brillanten, und unter andern einen großen Diamant, der nur drei Karat weniger wiegt, als der berühmte Regent. Ich ſtaunte alle dieſe Herrlichkeiten an und war froh, als ich die ganze Schauſtellung überſtanden hatte. Was unter den übrigen Dingen, die man uns vorzeigte, mir ein augenblickliches Intereſſe abgewann, waren ſehr alte, mit Gold und Perlen überladene Meßgewänder, in der früheſten Zeit bei den Gobelins in Paris gewebt, mit ganz kleinen Figuren, wie man heut zu Tage ſie nicht mehr hervorbringen kann, oder vielleicht nicht will. Grenadiere, denen man zur Probe ſie anlegte, ſind unter der heiligen Laſt umgeſunken, ſo ſchwer ſind ſie, und doch ſieht man deutlich, daß ſie viel getragen worden ſind. Die heilige Kirche muß wohl damals beſſer bei Kräften geweſen ſein, als ſie es jetzt iſt.

Am Abende machte der Anblick des armen Kaſperl' La Roche einen mehr peinlichen als erfreulichen Eindruck auf mich. Jetzt iſt er längſt von der Bühne des Lebens abgetreten, aber als ich ihn damals ſah, war er in ſeinem hohen Alter nur noch der Schatten von dem, was er früher geweſen. Es that mir im Herzen weh, einen Greis, dem gar nicht luſtig zu Muthe zu ſein ſchien, mit der albernen Rolle des Knappen, in der eben ſo langweiligen als abgeſchmackten Oper, die Zauberzitter, ſich abmartern zu ſehen. In ſeinem Betragen wie in ſeiner Perſönlichkeit lag ſogar eine gewiſſe Würde, und er kam mir faſt wie ein guter, alter, ehrwürdiger Großpapa vor, der einem ungezogenen Kinde zu Liebe ſelbſt einmal Poſſen und Kindereien treibt. Das Publikum aber zeigte ſich diesmal wirklich als ein recht ungezogenes und undankbares Kind. Statt den in ſeinem Dienſte grau gewordenen alten Mann mit Händeklatſchen und Freudengruß zu empfangen, wie ich es doch nicht anders erwartete, ließ es ihn ſtill kommen und ſtill wieder abgehen, ohne daß nur eine ihm Beifall ſpendende Hand ſich geregt hätte, Niemand ſchien mehr der zunächſt vergangenen Zeit zu gedenken, und der unſäglichen Luſt, der vielen frohen Stunden, die ſie dieſem nämlichen Manne einſt verdankten. La Roche ſpielte dieſe wie alle ſeine Rollen im öſtreichiſchen Bauerndialekt, von dem ich nur wenig verſtand; aber daß er ein ſehr braver, ungemein talentvoller Schauſpieler war, entging mir dennoch nicht. Die Höhe, zu welcher er in ſeiner Kunſt ſich hätte erheben können, wenn er mehr Gelegenheit gehabt hätte, ſein Talent nach beſſern Muſtern auszubilden, läßt ſich unmöglich berechnen, aber das Verdienſt eigner großer Originalität kann ihm wenigſtens Niemand abſprechen. Das Fach, in welchem er glänzte, hat er ſich ſelbſt geſchaffen, und ſeine Nachfolger können nur ſeinem Beiſpiele nachſtreben. Sein Spiel war niedrig-komiſch, ſank aber nicht zum Abgeſchmackten und Gemeinen herab. In ſeinen jungen Tagen mag er ein recht ſchöner Mann geweſen ſein, in ſeiner Geſtalt kann nie etwas eigentlich Komiſches gelegen haben, jetzt gab ſein hohes Alter, das er auf keine Weiſe zu verbergen ſuchte, ihr wirklich etwas Ehrwürdiges. Unerachtet ſeiner Jahre zeigte er ſich noch immer unglaublich gewandt, aber er ſchien es tief und ſchmerzlich zu empfinden, daß er einſt der Mann geweſen, der mit einem Blicke, einem Worte das ganze Haus in lautes, jubelndes Entzücken, von deſſen Ausdruck die Wände erdröhnten, zu verſetzen gewohnt geweſen, und daß jene Zeit nun auf immer dahin ſei. Um ſo mehr verdroß mich die Gleichgültigkeit, durch welche das Publikum den würdigen Veteran niederbeugte.

Das übrige Perſonal der Oper war dieſer würdig, die Decorationen ſehr mittelmäßig, das Ganze über die Maßen langweilig, aber es freuete mich doch, den Mann geſehen zu haben, deſſen Andenken in den Annalen der Schauſpielkunſt nicht ſo leicht untergehen wird, wenn er gleich nur in einem untergeordneten Fache glänzen konnte.

Indem wir am folgenden Tage Wien verließen, fuhren wir zur Taborlinie hinaus; die Donau iſt hier faſt eben ſo breit als bei Preßburg, aber bei Weitem nicht ſo tief, noch die Strömung ſo heftig und reißend. Eine lange, durchaus nicht ſchöne Brücke ließ uns gemächlich das andere Ufer des Stromes erreichen. Auf einer vom Regen verdorbenen, mit darüber hingeworfenen loſen Kieſelſteinen wieder ausgebeſſerten Chauſſee fuhren wir, unbequem genug durch eine ebene, fruchtbare, aber höchſt langweilige Gegend; Getreidefelder vor uns, hinter uns, uns zur Seite, überall nichts als Roggen und Waizen, und Gerſte und Hafer, ſo weit das Auge reicht. Kruzifixe und Heiligenbilder ſtanden überall am Wege, aber faſt kein einziger Baum; wir kamen durch keinen einzigen, nur einigermaßen wohnlich ausſehenden Ort, nur durch ärmliche und elende Dörfer, in welchen Schaaren überläſtiger Bettler uns verfolgten. So ging es auf dem holperigen Wege zehn Meilen weit, bis der Abend einbrach.

In großen Städten, beſonders wenn man einige Zeit in denſelben verweilte, kommt man bei der Abreiſe nie zur rechten Stunde fort; auch dieſesmal waren wir von Wien zu ſpät ausgefahren und hatten dann zu ſchlechte Wege angetroffen, um das Städtchen Znaym an der mähriſchen Grenze erreichen zu können. Wir mußten in Holabrunn, einem jämmerlichen Neſte, mit einem nichts weniger als eleganten Logis vorlieb nehmen. Am nächſten Morgen fanden wir Alles wie am vorigen Tage, wieder die langweilige fruchtbare Ebene, Kornfelder, zuweilen ein Weingarten, ſchattenloſe verdorbene Chauſſeen, Bettler und Heiligenbilder in Menge, bis an die Grenze von Mähren. Hier gewann die Gegend ein beſſeres

Anſehen, der Weg führte durch einige kleine Tannenwälder, deren Anblick uns erquickte, das Land von kleinen Hügeln unterbrochen, war nicht mehr jene traurige Fläche, die keinen Gegenſtand bot, auf welchem der Blick verweilen mochte.

Wir erreichten Znaym, ein recht artiges Städtchen mit einem großen anſehnlichen Marktplatze, in der Mitte deſſelben ein ſtattlicher Springbrunnen, mit einer hohen Säule geſchmückt, auf welcher ein Heiliger mit vergoldeten Extremitäten ſteht, am Fuße deſſelben eine Gruppe anderer Heiligen, in andächtiger Stellung zu ihm aufblickend.

Aehnliche Brunnen fanden wir auf der weitern Reiſe durch dieſes Land in allen Städtchen und Flecken, durch welche der Weg uns führte, auch überall in deutſcher und in böhmiſcher Sprache den Namen des Orts über dem Thore deſſelben angeſchrieben. Die Lage von Znaym, in einem von mit Bäumen und Gebüſch bewachſenen Bergen gebildeten Keſſel ſchien uns angenehm, der Gaſthof, in welchem wir zu Mittag aßen, war ganz leidlich, doch war es noch zu hoch am Tage, um hier zu verweilen; leider aber auch wieder zu ſpät, um noch vor gänzlichem Einbruch der Nacht die nächſte Stadt Iglau zu erreichen, denn die Städte ſind in dieſem Lande gar dünne geſäet. Die Nacht durchzufahren erlaubten die immer ſchlechter gewordenen Wege uns nicht. Wir fuhren indeſſen auf gut Glück aus, und fanden bald, daß Znaym wie eine grüne Oaſe mitten in jener langweiligen unabſehbaren Getreidewüſte liegt. Unerachtet der Fruchtbarkeit des Landes erblickten wir doch überall in den wenigen Dörfern, durch die wir kamen, Spuren der bitterſten Armuth, zerlumpte elende Menſchen, mit dem Ausdruck gefühlloſer Unwiſſenheit in den verwilderten Zügen.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir das Dorf Budwitz. Der neuangeſtrichene Gaſthof ſah von Außen ſo einladend aus, daß wir, ermüdet wie wir waren, in demſelben zu übernachten beſchloſſen. Es war ein unglücklicher Einfall, es wäre weit beſſer geweſen, auf die Gefahr hin, umgeworfen zu werden, ſich die ganze Nacht auf dem böſen Wege durchſchütteln zu laſſen. Wir fanden ein großes leeres Haus, ſchmutzig, wie uns, ſeit wir das ſüdliche Frankreich verlaſſen, noch keins vorgekommen war, und in allen Ecken die tiefſte unleidlichſte Armuth. Von Betttüchern wußten die Leute in dieſem Hauſe gar nichts, ſie machten Anſtalt, ſie durch Tiſchtücher zu erſetzen, welche, wie Probekarten aller Mahlzeiten, welche ſeit drei Monaten hier verzehrt worden waren, ausſahen;

daraus iſt leicht zu erachten, wie es mit allem Uebrigen beſtellt war.

Wir waren indeſſen einmal da, in dieſem unglückſeligen Orte; mit Hülfe unſerer Kutſchkiſſen richteten wir uns für die Nacht ein, ſo gut als es unter ſolchen Umſtänden möglich war. Der Tag brach endlich an, wir fuhren weiter und erreichten gegen Mittag Iglau, ein recht hübſches Städtchen, hart an der böhmiſchen Grenze, welches durch einige dort befindliche Tuchfabriken ein Anſehen von Lebhaftigkeit und bürgerlichem Anſtand gewinnt. Die nächſten Umgebungen von Iglau ſind ſehr angenehm, ſehr fruchtbar angebaut; ſchöne, mit Tannen bekleidete Berge, ein ziemlich breites, ſilberhelles Gewäſſer, das dicht an der Stadtmauer vorüberfließt, bilden eine ſehr liebliche Landſchaft, die mir um ſo erfreulicher erſchien, weil ich ſeit mehreren Tagen nichts Aehnliches geſehen. Aber vergebens ſuchte ich den Namen des kleinen Flüßchens zu erfahren, dumm lächelnd ſtierten die Leute, die ich darum befragte, mich an, und konnten gar nicht begreifen, was ich eigentlich von ihnen wollte.

Gleich hinter Iglau fuhren wir über die Grenze in Böhmen ein, und ſahen uns von nun an von lauter Stockböhmen umgeben, unter denen es ſchwer war, nur einen aufzufinden, der etwas deutſch verſtand und uns in dieſer Sprache Rede ſtehen konnte. Die Poſtillone, die Mägde und Aufwärter in den Gaſthöfen, die Bauern, Alle ſprachen und verſtanden nur das Kauderwelſche, das hier die Landesſprache ausmacht und die Annehmlichkeit unſerer Reiſe unter dieſem armſeligen, ſchmutzigen, auf der niedrigſten Stufe menſchlicher Kultur ſtehenden Volke wurde dadurch nicht erhöht.

In Oeſtreich und Mähren war die Kornernte ſchon in vollem Gange, in Böhmen hatte ſie noch nicht begonnen. Aber auch dort hatten wir nichts von dem fröhlichen Gewimmel erblickt, das im nördlicheren Deutſchland die Erndtearbeit zum Volksfeſte umwandelt; kein luſtiges Schnitterlied ertönte, keine friſchen rüſtigen Landmädchen ſammelten unter Scherz und Lachen die Aehren in Garben. Ein einſames ſchmutziges Weib ſchnitt hier und dort ganz allein auf einem weiten Kornfelde mit der Sichel die Aehren ab, oder band ſie in Garben. Der heitere Geiſt der Geſelligkeit, der auch die ſchwerſte Arbeit zum Spiele umwandelt, kann bei dieſen armen verwahrloſeten Menſchen nicht einheimiſch werden, die in Schmutz und Dunkelheit, mit umdüſtertem Geiſte, in halber Bewußtloſigkeit nur ſo eben hin vegetiren.

Teutſchbrod, das erſte böhmiſche Städtchen, durch welches wir kamen, ſah, als ſolches betrachtet, ganz erträglich aus, aber wir ſehnten uns recht herzlich, endlich dieſes unwirthbare Land hinter uns zu wiſſen, und fuhren weiter, ohne ein kleines Gewitter zu beachten, das inzwiſchen aufgeſtiegen war. Die Nacht war warm und ſchön, der Regen hatte das Land erfriſcht, welches indeſſen dieſer Erfriſchung bedurfte; der Vollmond ſchien hell und klar, nur zuweilen von vorüberfliegendem Gewölke umſchleiert. Zum Erſtenmal in meinem Leben erblickte ich einen vom Mondſchein gebildeten Regenbogen. Völlig farblos, einer Geiſtererſcheinung ähnlich, wölbte ſich der weiße glänzende Streif hoch über die dunkle Flur, und die ſchwarzen Tannen flüſterten ſchaudernd untereinander.

In einem Dorfe, das Jenikau heißt, wo wir um Mitternacht anlangten, fanden wir ein weit erträglicheres Nachtquartier, als das, in welches am vergangnen Abend in Budwitz der äußere Schein uns verlockt hatte. Wir ruhten einige Stunden, und traten dann unſre mühſelige Fahrt wieder an. Bis jetzt waren wir noch immer auf der großen berühmten Chauſſee, welche von Wien nach Prag führt, geblieben, und hatten ſie ſchlecht genug befunden, bei

Czaslau, der nächſten Station aber, gingen wir von derſelben ab, um den Weg nach Schleſien einzuſchlagen, und waren nun aus dem Regen unter die Traufe gekommen. Herzlich froh waren wir in Crudim, einem ziemlich anſehnlichen Ort, wo wir gegen Mittag anlangten, unſern müden Gliedern einige Ruhe gönnen zu dürfen; dann ging es wieder weiter, der Weg war und blieb abſcheulich, aber die Gegend war angenehmer geworden, ſie war weniger flach, nicht mehr das alte ewige Einerlei: Tannenwälder und fruchtbare Berge böten doch einige Abwechſelung.

Gegen Abend langten wir in der Feſtung Königgrätz an. Zum Erſtenmal, ſeit wir Wien verlaſſen, fanden wir in dem dortigen recht guten Gaſthofe ein einigermaßen menſchliches Logis, und machten eben Anſtalt, der lange entbehrten Bequemlichkeit uns recht zu erfreuen, als ein himmellanger böhmiſcher Unteroffizier zu uns ins Zimmer trat, dem wir faſt unſern ganzen Lebenslauf erzählen mußten, ſo genau und vielfach waren ſeine in gebrochnem Deutſch uns vorgetragnen Fragen. Wir antworteten ihm auf alle mit der in dieſem Lande unentbehrlichen Geduld, die wir uns, durch Erfahrung gewitzigt, allmählig angeeignet hatten. Er ging endlich, wir waren deſſen ſehr froh, aber nach fünf Minuten war er wieder da: der ehrliche Böhme hatte das ohnehin wohl nur Halbverſtandene unterwegs wieder vergeſſen, und das Examen ging von Neuem an. Er ging wieder, und wir hofften nun, ihn auf immer los zu ſein, als er zu unſerm Verdruß und Erſtaunen noch einmal erſchien, um ſich Alles, was wir ihm geſagt hatten, nochmals wiederholen zu laſſen.

Zum vierten Male wiederzukommen, mochte ihm wohl Muth und Luſt vergangen ſein, und Gott mag wiſſen, was er von uns mag rapportirt haben, denn ich bin feſt überzeugt, daß er ſchon auf der Schwelle des Gaſthofs kein Wort von Allem, was er erfragt hatte, mehr wußte. Und doch ſchien dieſes uns ſo läſtige Examen nur zur Befriedigung der Neugier des Herrn Feſtungskommandanten angeſtellt zu ſein, denn wozu in aller Welt konnte es ſonſt noch dienen?

Schon gegen fünf Uhr am andern Morgen ſaßen wir im Wagen, um nur die zehn Meilen bis Landshut an dieſem Tage abzufahren, und endlich von dem böhmiſchen Jammer erlöſ't zu werden, aber der ganze Weg war ein Sumpf, mit großen darüber hingeworfenen Feldſteinen beſäet. Die Gegend war ſchön, aber wie war es unter dieſen Umſtänden möglich, ſich ihrer zu erfreuen? Kaum vermochte ich meine alte liebe, lange nicht geſehene Freundin, die Elbe zu begrüßen, die uns hier unfern ihrer Quelle, freilich noch in ſehr jugendlicher, demüthiger Geſtalt entgegenkam.

Die vier Meilen von Jaromircz bis Trautenau, die wir jetzt zurückzulegen hatten, überſteigen jede Beſchreibung. Arg genug war der Weg bisher geweſen, aber was keine menſchliche Phantaſie ſich im Voraus vorſtellen konnte: er kam noch weit ärger; wenn man ihn nur anſah, glaubte man ſchon Arme und Beine zu brechen. Eine Strecke von etwa zwei Meilen, über die wir hinweg mußten, und die man, ich weiß nicht warum, das Königreich nennt, war das Entſetzlichſte von Allem. Mich trieben die unbarmherzigen Stöße, die ich unabläſſig erhielt, zum Wagen hinaus, und gern hätte ich den ganzen Weg zu Fuße zurückgelegt, ich kam doch immer noch geſchwinder fort als der Wagen. Aber der tiefe Koth, durch welchen kein Durchkommen mir möglich war, trieb mich bald wieder in den Wagen hinein, die fürchterlichen Stöße trieben an der erſten leidlich trocknen Stelle mich wieder hinaus, und ſo ging es fort und fort, bis wir endlich nach ſieben Stunden in Trautenau anlangten.

Nur noch zwei Meilen hatten wir von hier aus bis an die Grenze; zwar lag ein ähnlicher Weg, wie der, welchen wir eben zurückgelegt hatten, vor uns, aber der Gedanke, nun bald aus Böhmen erlöſ't zu werden, ſtärkte unſern Muth, und ließ keine Ermüdung uns beachten. Es war ſchon ſpäter Abend als wir an der Grenze anlangten, aber die immer wache Mauth war doch gleich bei der Hand. Mit unſerm Gepäck hatte ſie diesmal nichts zu ſchaffen, wohl aber mit unſerm Reiſepaß. Eine ſtarke halbe Stunde währte es, ehe ſie denſelben durchgeſehen und unterzeichnet hatte; es iſt zum Letztenmal! riefen wir einander tröſtend zu.

Und nun waren wir in Schleſien, auf preußiſchem Grund und Boden unter Leuten, die Deutſch ſprachen, und hatten obendrein eine vortreffliche Chauſſee unter uns, auf der wir raſch und luſtig hinrollten; wir gratulirten einander in der Freude unſrer Herzen, als wäre ein großes Glück uns widerfahren.

Wir waren nun völlig außer dem Bereich der unerträglichen Mauth, aber ach, im ganz nahen preußiſchen Städtchen Lübau harrte unſrer das ganz empfindſam im Mondſchein promenirende Zollamt! Wir erblickten es nicht ohne heimliches Schaudern, wir waren ſo müde, ſo ſehr der Ruhe bedürftig, und fühlten ſchon im Geiſt den unermeßlichen Zeitverluſt und die Scene bei Braunau ſich erneuen. Aber die Lübauer Zöllner waren vernünftiger als die Braunauer Mauth. Sie ſahen es uns an, daß wir keine Schleichhändler ſein könnten, ließen mit ſich reden, und nach wenigen Minuten fuhren wir fröhlichen Muthes auf wohlgebahnten Wegen weiter, bis wir nach Mitternacht in Landshut anlangten, wo wir am Markte, im Raben abſtiegen, einem ziemlich guten Gaſthof, der mir aber damals als der allervortrefflichſte in der Welt erſchien. Gute Betten, Betttücher, weiß wie Schnee, glatt wie Atlas, in dem Augenblick ging mir nichts darüber.

Den folgenden Tag brachte ich ganz mit Ausruhen zu, was mir wohl Niemand verdenken wird.

Das ſchleſiſche Gebirgsſtädtchen Landshut wäre gar unbedeutend und klein, wenn nicht der ſehr beträchtliche Leinwandhandel Leben und Wohlſtand in demſelben verbreitete. Die vielen großen flachen Felder, die man weit und breit umher, ſchon in großer Entfernung von der Stadt erblickt, künden durch ihr wunderſchönes, den Augen ungemein wohlthätiges Grün dieſen Nahrungszweig ſchon von weitem an, auch die armen Weber, dieſe bleichen, frommen, genügſamen Menſchen, aus deren Hütten meiſtens die Dörfer rings beſtehen, wo Nachts bis gegen Mitternacht und Morgens lange vor Tagesanbruch, bei dürftigem Lampenlicht der Weberſtuhl klappert, um nur ihr und der Ihrigen kümmerliches Leben zu friſten.

Die Stadt beſteht nur aus dem großen Marktplatze, den einige hübſche, große Häuſer zieren, unter welchen rings umher, ungefähr wie in Bern, ein auf Pfeilern ruhender, bedeckter Gang hinläuft, in welchem zweimal die Woche die Weber ihre Waare zum Verkauf ausſtellen, und nächſtdem noch aus einigen ſchmalen Straßen. Vor der Stadt aber liegen mehrere recht anſehnliche Landhäuſer, welche den reichen Kaufleuten zum Sommeraufenthalte dienen. Dieſe befinden ſich denn hier mitten in ihrem Gewerbe, von ihren großen Leinewandbleichen umgeben, neben dem Hauſe die große Waſſermangel, die vermittelſt Räder vom Waſſer getrieben wird, weil ſie ſo ſchwer iſt, daß ſie auf keine andre Art in Bewegung geſetzt werden kann. Sie giebt der Leinewand die Glätte, durch welche das ſchleſiſche Leinen ſich auszeichnet; und die guten Hausfrauen benutzen ſie auch bei der Wäſche, die dadurch ein unglaublich ſchönes Anſehen erhält: die älteſten Tiſchtücher ſehen aus als würden ſie zum Erſtenmal auf die Tafel gedeckt. Schönere und weißere Wäſche habe ich ſelbſt in Holland nicht geſehen. Das zum Waſchen und Bleichen vortreffliche Waſſer iſt die Urſache dieſer außerordentlichen Weiße, dafür aber erſcheint es auch dem nicht daran Gewöhnten beim Trinken ungenießbar.

In Landshut wohnen ſehr viele reiche Leute, aber ſie ſind nicht nur reich, ſie ſind auch freundlich, zuvorkommend, gaſtfrei, und in ihrem Weſen liegt eine gewiſſe ungekünſtelte Treuherzigkeit, die viel Anziehendes hat. Sie leben ſehr gut, ſogar mit einer gewiſſen Eleganz; halten viel auf ſchöne Pferde und Wagen, haben hübſche Häuſer, hübſche Meublen, ſchmücken ihre Zimmer mit ſchön gefaßten engliſchen Kupferſtichen; es wird hier viel geleſen, beſonders von den Frauen; genug, der Abſtand zwiſchen hier und dem benachbarten Böhmen iſt unermeßlich.

Nur Eines that mir im Herzen weh, und ich begriff nicht, wie es mit dem ſonſt ſo gutmüthigen, menſchlichen Weſen der wackern Schleſier ſich vereinbaren konnte: der Leinwandmarkt, der dicht unter meinem Fenſter, an den dazu beſtimmten Tagen gehalten wurde. Die Landleute ſtellen ihre Leinwand ſo wie ſie vom Weberſtuhle kommt zum Verkauf aus, die Kaufleute handeln ſie ihnen ab, laſſen auf ihren eignen Bleichplätzen ſie bleichen, ſie gehörig zubereiten, mangeln und glätten, dann ſenden ſie die Waare in die Welt, nach Norden wie nach Süden; und welchen nicht zu berechnenden Vortheil dieſer Handel ihnen bringt, geht aus ihrer ganzen Exiſtenz hervor.

Da ſtanden ſie denn nun auf dem Markte, die Herren, mit dem Ausdruck des behaglichen Wohllebens, feſt auf den Beinen, als wären ſie in der Erde eingewurzelt, einen Teller voll reichlich gezuckerter, würziger Walderdbeeren in der Hand, die ſie vergnüglich mit den gleichgültigſten Mienen von der Welt verzehrten. Denn Erdbeeren giebt es hier vom Ende Juni bis tief in den Herbſt hinein, weil im Gebirge überall kleine verborgne Thäler und Steinklüfte ſich finden, in welchen die Sonne erſt ſpät ſie zur Reife bringt. So ſtanden denn dieſe reichen Kaufherren da, und vor ihnen abgemagert dünn und elend bekleidet, Sorge und Hunger in den blaſſen Geſichtern mit tiefliegenden, um Mitleid flehenden Augen, die armen Weber. Sie baten inſtändigſt, ſie nicht allzuhart zu bedrücken und nur etwas Weniges dem Gebote zuzulegen, das jene auf ihre Waare ihnen gethan, aber vergebens.

Das Ende einer ſolchen Scene war immer, daß der Arme endlich unter tiefen Seufzern, oft mit naſſen Augen das nahm, was der Reiche für ſeine Arbeit, für ſeine mühſelig durchwachten Nächte ihm geben wollte, um nur nicht mit ganz leeren Händen zu den Seinigen heimzukehren.

Muß das ſo ſein? fragte ich unſre Landshuter Bekannten, und die Antwort fiel immer bejahend aus. Sie demonſtrirten mir, daß ihr Handel ohne dieſe anſcheinende Härte nicht beſtehen könne, die mir übrigens des Ungewohnten wegen größer erſcheine als ſie eigentlich ſei. Sie wiederholten mir den leidigen, nur zu oft ſchon gehörten Grundſatz, daß im Handel weder Freundſchaft noch Mitleid gelte. Ich aber danke Gott, daß ich kein ſchleſiſcher Kauf- und Fabrikherr bin; ich würde ſchlechte Geſchäfte machen, glaube ich.

Noch einmal mußte ich mich entſchließen, die böhmiſche Grenze zu überſchreiten, um der freundlichen Einladung eines unſrer Landshuter Freunde Folge zu leiſten, der da behauptete, ich könne Landshut nicht verlaſſen, ohne Adersbach geſehen zu haben. Wir hatten wieder böhmiſche Landwege zu beſiegen, deshalb war der mit zwei ſchönen muthigen Pferden beſpannte, ſehr elegante Char à banc, der mich abzuholen kam, das bequemſte Fuhrwerk, um damit ohne alle Gefahr die kleine Reiſe von drei Meilen zurückzulegen. Die Gegend, durch welche wir fuhren, war wunderſchön: Berg und Thal, Wälder und Wieſen und Ackerland, in reizender Abwechſelung; wir gingen indeſſen mitunter viel zu Fuß, denn der Weg war an einigen Stellen faſt eben ſo ſchlecht, als in dem oben belobten Königreiche.

Der erſte Anblick von Adersbach ſetzte mich wirklich in das höchſte Erſtaunen, ich wüßte ihn mit nichts zu vergleichen von Allem, was ich in der Welt geſehen. In einem von hohen Tannen bewachſenen Bergen umſchloſſenen Thale, und ſelbſt die Berge hinan, ſah ich einzelne Felſengebilde ſich erheben; in den allerſeltſamſten Formen, wie nur die aufgeregteſte Phantaſie es erſinnen kann, ſtarren tauſend und aber tauſend dieſer Felſenzacken himmelan. Von fern glaubte ich das Eismeer von Chamouny verſteinert zu erblicken; aber als ich der wunderbaren Erſcheinung näher kam, ſah ich wohl ein, daß dieſe Felſenmaſſen jene Eispyramiden an Höhe bei weitem überragen. Auch haben ſie nicht die ſpitz zulaufende, zackig-ſcharf bezeichnete Form derſelben, ihre Konture ſind runder, unbeſtimmter, auch ſind ſie, im Gegenſatz mit jenen Pyramiden, meiſtens unten weit ſchwächer, als oben.

mit

Durch welche gewaltſame Revolution in der Natur dieſes Wunder entſtanden iſt, wäre ſchwer zu ermitteln; mächtige Fluthen, die vor Jahrtauſenden hier wütheten, haben vielleicht ein ganzes Gebirge weggeſpült und nur gleichſam das Gerippe davon ſtehen laſſen, denn dieſe ſteinerne Welt erſtreckt ſich an drei Meilen in die Runde, über Berg und Thal. Daß Feuer hier nicht gewirkt haben kann, bezeugt die runde, gleichſam verwaſchene Form der Felſengebilde; ſie beſtehen aus einer Art Sandſtein, deſſen Oberfläche ziemlich verwittert erſcheint.

Die Mannichfaltigkeit der Formen, in der dieſe Erſcheinung ſich zeigt, iſt unbeſchreiblich, kein einziger dieſer Steine iſt dem andern gleich. Oft glaubt man Ruinen alter Schlöſſer oder verfallener Thürme zu erblicken, auch haben die Leute in der Umgegend nicht ermangelt, manchen einzelnen Stein mit dem Namen von Gegenſtänden zu bezeichnen, mit denen er eine entfernte Aehnlichkeit hat. So zeigte man mir zum Beiſpiel einen Mönch, ein giganteskes Lamm, eine Vaſe, eine Säule, ſogar eine Brücke, die in einem Bogen von dem Gipfel eines dieſer Felſen zu dem eines benachbarten hinüberreicht. Einer dieſer Steine, den man den Zuckerhut getauft hat, ſteht auf ſumpfigen Boden, ringsum mit Waſſer umgeben, unten hat er kaum drei Ellen im Umfange, nach oben zu gewinnt er eine ungeheure Breite, und noch ein andres großes Felſenſtück liegt anſcheinlich ganz los auf ſeiner Fläche. Man begreift nicht, wie das nur eine halbe Stunde ſo ſtehen kann, ohne umzuſinken, und doch ſteht er ſeit Jahrhunderten, ja ſeit Jahrtauſenden.

Im Durchſchnitt ſteht die Baſis aller dieſer viel tauſend Felſenſtücke, in Hinſicht auf ihre Stärke, in gar keinem Verhältniß zu der obern Breite derſelben. Sie ſind hundert bis zweihundert Fuß hoch, viele derſelben ſind mit darauf ruhenden großen, unförmlichen Felſenmaſſen belaſtet, auf andern ſchwanken junge, hohe Tannen im Winde, die auf ihnen Wurzel faßten, und doch iſt noch keiner dieſer Steine umgeſunken, nur der Blitz, der oft in ſie fährt, ſchlägt zuweilen große Stücke davon ab. Alle ſind in Stellung und Form von einander verſchieden, oft ſtehen ſie ſo nahe aneinander, daß ſie ſich beinahe berühren, oft aber auch entfernter, ſo daß zwei, drei Perſonen bequem zwiſchen ihnen hindurchgehen können. Friſches Grün, junges Geſträuch drängt ſich um ihren Fuß, wo es nur irgend der Raum erlaubt, hohe, gewaltige Tannenbäume ſtehen mit in ihren Reihen, die aber, unerachtet ihrer bedeutenden Höhe, von dieſen Steingebilden bei weitem überragt werden. Die Gegend rings umher iſt von unbeſchreiblicher Anmuth: ein üppig grünendes Thal, von hohen waldbewachſenen Bergen umgeben, und mitten in demſelben dieſe geſpenſterartigen, gleichſam der Unterwelt entſtiegenen Rieſengebilde, in nie zu löſender Erſtarrung, vom friſcheſten Leben umringt.

Wir fuhren am Forſthauſe vor, um dort unſer Mittagseſſen zu beſtellen. Das ländlichartige Haus liegt eben ſo freundlich als ſeltſam, auf einem ſchönen grünen Platze, um welchen eine große Anzahl jener wunderbaren Felſen einen weiten, ſäulenartigen Halbkreis bilden. Vom Förſter ſelbſt und zwei ſeiner Jäger begleitet, wagten wir uns nun weiter in das wundervolle Labyrinth dieſer Felſenhallen, denn was wir bis jetzt geſehen, waren nur die zu ihnen führenden Propyläen. Zwiſchen jenen ſein Haus umgebenden Säulen hindurch führte uns der Förſter an eine ſchmale, hölzerne Thür, die den Eingang zu dem engſten, düſterſten Thale verſchließt, das ich jemals geſehen. Ein kleiner Bach fließt in demſelben, den man einſt verſucht hat, zum Holzflößen brauchbar zu machen. Der Boden iſt feucht und moorig; von den Steinen, die es rings umgeben, tröpfelt unaufhörlich das Waſſer herab, und ohne die Bretter, mit welchen der Förſter den Boden hat belegen laſſen, würde es ſchwer werden, das Ende dieſes höhlenartigen Thales zu erreichen. Schauerlich kalt, feuchte Kellerluft wehte uns entgegen, als wir den Eingang betraten, der ſo eng iſt, daß nicht zwei Perſonen neben einander gehen können. Düſtre nachtähnliche Dämmerung umfing uns, obgleich draußen die Mittagsſonne hell und klar am blauen Himmel ſtand, denn die Steine, die in dichtgedrängten Reihen dieſen Platz von beiden Seiten umgeben, breiten ſich oben ſo weit aus, daß nur wenige Lichtſtrahlen durch Ritzen und ſpaltenartige Oeffnungen ſich hindurchdrängen können, und doch grünt und blüht hier Gras und Blumen, und Tannenbäume haben ſelbſt in dieſe Steinwelt ſich hineingedrängt, wo nur irgend ein Plätzchen für ſie frei war. Sie grünen ſelbſt oben auf den höchſten Steinen, ſo daß man oft nicht weiß, ob man in einer Laube, in den Säulenhallen verfallner Tempel, oder in einer dunkeln Höhle wandelt.

Wir gingen ziemlich lange, immer auf dem, von Brettern gebildeten Fußſteige Berg auf Berg ab, immer von den, oft in die groteskeſten Formen übergehenden Felſengebilden umgeben. Endlich kamen wir an einen ziemlich freien, grünen Platz; ein Quell rieſelt hier von einer nicht unbedeutenden Höhe herunter, der mit großem Recht der Silberquell genannt wird, denn ein reineres, klareres, aber auch kälteres Waſſer als dieſes, kann es in der Welt nicht geben.

Nun ging es einen ſteilen, ſandigen Berg hinan, die Felſengebilde blieben uns immerfort zur Seite, wir gingen eine Strecke wieder abwärts, und befanden uns plötzlich an einem ſo wild phantaſtiſchen, düſtern, ich darf wohl ſagen ſchauerlichen Orte, daß mir wirklich im erſten Augenblicke ganz unheimlich zu Muthe wurde. Die hohen gewaltigen Steine ſtanden rings um einen kleinen runden Platz ſo dicht zuſammengedrängt, ſie breiteten oben ſo gewaltig ſich aus, daß der Ort wirklich eine Höhle genannt zu werden verdient, in welcher das durch die Felsſpalten ſehr ſpärlich hereinfallende Tageslicht eine trübe Dämmerung verbreitete, die eben nur hell genug war, um uns die nächſten Gegenſtände erkennen zu laſſen. Die ganze Höhle war voll Waſſer, und nur durch die Vorſorge des Förſters war es möglich geworden, in ihr Inneres zu gelangen.

Da ſtand ich nun auf den ſchwankenden Brettern, die der vorſichtige Mann hatte legen laſſen, ſchaudernd vor Kälte, vielleicht auch ein wenig vor

Grauen, und betrachtete einen Waſſerfall, der, mir gerade gegenüber, von einer Höhe von hundert Fuß ſenkrecht herabfiel.

»Hier oder nirgends iſt Rübezahls Abſteigequartier, wenn er einmal aus ſeinem unterirdiſchen Palaſte hinauffährt in die Oberwelt,« rief ich, aber etwas waſſerreicher könnte er jene Kaskade wohl halten,« ſetzte ich hinzu.

Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als ein immer gewaltiger, immer donnerähnlicher, zuletzt wirklich betäubend werdendes Brauſen ſich hören ließ, der kleine Waſſerfall wurde im Augenblick zum wild brüllenden Katarakt, Fluthen ſtürzten auf Fluthen, der Sturmwind, den der ſchnelle Fall einer ſo großen Waſſermaſſe erregte, benahm mir den Athem, das laute Toben und Toſen in dem engen, dicht umſchloßnen Felſenraume betäubte mir Gehör und Sinne. Ich war in dem Augenblicke von Rübezahls Exiſtenz gläubig überzeugt, und überlegte in aller Geſchwindigkeit: ob dieſes unerwartete Schauſpiel eine Galanterie ſei, die er mir, als einer Fremden, habe erweiſen wollen, oder ob er meine etwas frevelnd ausgeſprochene Bemerkung gehört, und, darüber erzürnt, im Sinne habe, uns alle zur Strafe dafür hier zu erſäufen. Mein freundlicher Führer erklärte mir jetzt, daß der Bach oben eine Mühle treibe, und daß man nur ſelten Fremden, die man beſonders ehren wolle, zu Gefallen, die Schleuſe aufziehe.

Ob ich für dieſe proſaiſch-verſtändige Erklärung gehörigſt dankte, weiß ich nicht mehr.

Die Hauptſehenswürdigkeiten dieſes Thales waren mir nun vorgeführt, und wir gingen den nämlichen Weg zurück, den wir gekommen waren. Auf dem freien Platze vor dem Forſthauſe führte man mich an einen Stein, und bat mich einige Augenblicke hier zu ruhen. Ein neuer Zauber war mir hier bereitet, anmuthig und ſanft, im vollſtändigſten Kontraſt mit jenem in Rübezahls ſchaurig-düſtrer Höhle. Zwei Waldhörner ließen mit einer einfach klagenden Melodie ſich hören, ſie blieſen mehrere Takte, und machten dann an einer paſſenden Stelle eine Pauſe. Dreimal nach einander, laut und deutlich, das Letztemal wie in der zweiten Stimme accompagnirend, wiederholte die Stimme der Felſen die Melodie, ohne eine Note auszulaſſen. Es war wundervoll entzückend! Ein Wechſelgeſang zwiſchen den Waldhörnern und dem Echo entſtand jetzt, von dem Worte keinen Begriff zu geben vermögen.

Zuletzt feuerten die Jäger noch einige Büchſenſchüſſe ab, deren Nachhall ſehr lange wie ferne Donner durch das Gebirge rollte.

Sehr zufrieden mit einem Tage, wie ich deren ſeit längerer Zeit nicht viele gezählt, traten wir nach Tiſche den Rückweg an. Ich war entzückt über Alles, was ich geſehen und gehört hatte, und unſer Begleiter freute ſich ſeinerſeits nicht wenig, daß ſeine Abſicht, uns Vergnügen zu bereiten, ihm ſo ganz, ohne die mindeſte Störung, gelungen war.

Eine Meile vor Landshut nahmen wir noch das Kloſter Grißau in Augenſchein, das jetzt aufgehoben iſt, und das reichſte im Lande war. Ciſtercienſermönche, unter der Obhut eines gefürſteten Abtes, den ſie jedesmal aus ihrer Mitte wählten, und der zugleich der erſte Landſtand in Schleſien war, trieben damals ihr Weſen darin. Seiner regierenden hochwürdig-fürſtlichen Gnaden waren damals ein Bauersſohn aus der Umgegend, deſſen Bruder in Landshut das ehrbare Schuhmacherhandwerk betrieb, und ohne ſeinem fürſtlichen Bruder etwas verdanken zu wollen, aus freier Wahl, bei ſeinem Leiſten blieb. Ein ſeltnes Beginnen für den Nepoten eines ſo vornehmen geiſtlichen Herrn!

Siebenzig Dörfer gehörten damals zu dieſer Abtei. Auch bezeugte ſchon die Außenſeite des einem

Palaſte ähnlichen Kloſters, daß die frommen Bewohner deſſelben ein ſehr behagliches und gemüthliches Leben führen mochten; die große, ziemlich neue Kirche war ebenfalls ſehr prachtvoll geſchmückt, wenngleich geſchmacklos von Innen wie von Außen, bunt und mit Zierrathen überladen, wie ein Konditor-Aufſatz.

Die Umgebungen von Landshut ſind wunderſchön, ſchöner noch mehr durch die Gebirge, und ſogar der über einen bedeutend hohen Berg führende Weg nach dem nur zwei Meilen von jener Stadt entfernten Städtchen Schmiedeberg. Obendrein ſind die Chauſſeen in dieſem ſchönen Lande außerordentlich gut, nur die böhmiſche Grenze muß man ſich hüten zu überſchreiten. Das ſchleſiſche Gebirge trägt einen ganz eigenen Charakter von Anmuth und Lieblichkeit, durch den es ſich von allen andern, die ich bereiſet, unterſcheidet. Die hohe Majeſtät, die gigantesken Formen der Schweizeralpen muß man hier anzutreffen nicht erwarten, auch weder den düſtern feierlichen Ernſt des ſchottiſchen Hochgebirges, noch die nordiſch-wilde, und doch ſo romantiſch-ſchöne Natur, die das Harzgebirge bezeichnet. Die ſchleſiſchen Berge ſind runder, lachender, nirgends erblickt man ſtarre, nackte Felſen, Alles iſt mit Gärten, Flachs- und Getreidefeldern oder mit ſchönen Waldungen bekleidet, und die Thäler ſind weit offner und freier.

Der Weg nach Schmiedeberg führte uns ganz nahe am Fuß der Schneekoppe vorüber, des höchſten Berges in Schleſien, und wie behauptet wird in ganz Deutſchland, dem ſelbſt der Brocken an Höhe weichen muß. Ich konnte auf der Kuppe ſelbſt keinen Schnee gewahr werden, wohl aber auf den ſie umgebenden hohen Bergen. Doch darf man dabei an das in ewigem Schnee und Eis ſtarrende Hochgebirge in der Schweiz nicht denken, dieſe Berge ſind nur beſchneit.

Oben auf der Schneekoppe ſteht eine kleine Kapelle, in welcher Einigemal im Jahre feierlich Meſſe geleſen wird; wer dieſe Meſſe beſucht, erhält Ablaß für alle ſeine Sünden, auch ſieht man dann die frommen Pilger in gedrängten Schaaren hinaufziehen. Auch wir hatten anfangs den Plan, dieſen Berg zu beſteigen, unterließen es aber auf den Rath unſrer ſchleſiſchen Freunde. Der Weg iſt ſehr beſchwerlich; um oben die Sonne aufgehen zu ſehen, was doch bei ſolchen Expeditionen die Hauptabſicht iſt, muß man, ungefähr auf halbem Wege, in der Hempelbude übernachten, einer Art Sennerei, von welcher man uns keine eben ſehr einladende Beſchreibung machte; und iſt man endlich am andern Morgen oben bei der Kapelle, ſo wäre zehn gegen eins zu verwetten, daß man unmuthig und verſtimmt den Berg wieder hinabklettert, weil nur wenige Morgen, beſonders zur ſpätern Sommerszeit, hell genug ausfallen, um die dort oben wirklich herrliche Ausſicht nach Wunſch genießen zu können.

Ungemein ſchön iſt der Park des Grafen von Reden in Buchwald, eine halbe Stunde hinter Schmiedeberg. Die Nähe des Gebirges, die herrlichen Anſichten, welche beſonders die ſehr enge Schneekoppe bietet, ſind auf das Verſtändigſte, ich möchte ſagen mit poetiſchem Geiſte benutzt, und vielleicht giebt es in ganz Deutſchland keine Gartenanlagen, die ſo ganz ihren Vorbildern, den engliſchen, ähnlich wären als dieſe. Die Tempel, die Grotten, die Pavillons, mit welchen die meiſten engliſch ſein ſollenden Gärten in Deutſchland ſo überladen erſcheinen, fehlen auch hier nicht ganz, ſind aber mit weiſer Sparſamkeit, und immer an ſolchen Stellen angebracht, wo ſie wirklich zur Verſchönerung des Ganzen beitragen. Beſonders entzückte mich in der Nähe des ſehr einfachen Schloſſes eine Schattenpartie am Waſſer. Die Anlagen ſind ſehr waſſerreich, was in dieſen eigentlich waſſerarmen Gegenden kein kleiner Vorzug iſt, doch ſchien es mir, als ob die Engländer dies erheiternde belebende Element in ihren Parks noch beſſer zu benutzen verſtänden, als in Buchwald geſchehen iſt. Hart am Garten und ſchnurgerade fließt ein ſtarker Bach vorüber, der, auf gehörige Art durch denſelben geleitet, zu der Verſchönerung unendlich viel beitragen könnte.

Schmiedeberg beſteht eigentlich nur aus einer einzigen Straße, die aber beinahe eine halbe Meile lang ſein mag; überall erblickt man große neue Häuſer; ſchöner als in Landshut, die von der großen Wohlhabenheit ihrer Beſitzer zeugen, welche dieſe dem Leinwandhandel verdanken, der auch hier das Hauptgeſchäft ausmacht, das die Armen kümmerlich ernährtu nd die Kaufherren bereichert. Schmiedeberg hat aber keinen Leinwandmarkt, die Einkäufe werden daher gemeiniglich in Landshut gemacht.

Die Lage des freundlichen Ortes nahe an der Schneekoppe, in einem unbeſchreiblich fruchtbaren, von waldbewachſenen Bergen umgebenen Thale, durch welches ein kleines Strömchen ſich windet, iſt außerordentlich ſchön. Dieſes Strömchen iſt eigentlich die noch ſehr kleine Elbe, der man es noch gar nicht anſieht, welch ein mächtiger Strom ſie einſt werden wird.

Und immer ſchöner wird die Gegend, jemehr man der nur zwei Meilen entfernten Stadt Hirſchberg ſich nähert, immer mannichfaltiger der Wechſel zwiſchen Thal und Hügel, der Ausſichten auf ein fruchtbar blühendes Land, die bei jeder Wendung des Weges in veränderter Geſtalt ſich zeigen. Das Thal iſt ſehr breit, die Schneekoppe, nebſt dem höheren Gebirge, tritt in bläulige duftige Ferne zurück; wohin das Auge ſich wendet, erblickt es große Dörfer, ſchöne Hügel, Baumgruppen, mit Weizen, Flachs und Korn bedeckte Felder, kleine Tannenwälder, und unüberſehbar große, mit weißer Leinwand bedeckte Bleichen, die mitten im Sommer wie Schneefelder dem getäuſchten Auge erſcheinen und mit der grünenden blühenden Pracht ringsum auf das allerſeltſamſte kontraſtiren. Dieſes Land verbindet alle Anmuth einer wohlangebaueten Ebene mit der hohen ernſten Schönheit einer Gebirgsgegend; es wäre eines der ſchönſten in der Welt, wäre es nur nicht ſo ganz arm an Waſſerpartien. Wer jemals an den ſchattigen Felſen umkränzten Ufern der großen Seen wandelte, welche der Schweiz und den ſchottiſchen Hochlanden jenen ernſten unbeſchreiblichen Stempel der höchſten Schönheit aufdrücken, die Keiner vergißt, der ſie einmal erblickte, wird dieſes feierlichſtille und doch allerlebendigſte Element in Schleſien ewig vermiſſen.

Zwar fließt der Zacken, ein kleines lebendiges Strömchen, durch das hirſchberger Thal, aber das Bett deſſelben iſt zu ſeicht und liegt obendrein zu voll Steine, als daß dies kleine Gewäſſer einen bedeutenden Effekt hervorbringen könnte.

In Hirſchberg ging es uns eben nicht ſonderlich, unerachtet unſere dortigen Bekannten alles Mögliche anwendeten, uns den Aufenthalt zu erleichtern; wir hatten ſie gebeten, uns ein Logis zu beſorgen, und mußten, unerachtet aller Mühe, die ſie ſich unſertwegen gegeben hatten, mit einigen ſehr ſchlechten Dachkämmerchen in einer ganz ordinairen Fuhrmannsherberge vorlieb nehmen, denn in dem einzigen leidlichen Gaſthofe, den es in Hirſchberg gab, war Alles beſetzt. Eine herumziehende Schauſpielerbande, die eben in dieſer Stadt ihr Unweſen trieb, hatte eine Unzahl von Gäſten aus der Umgegend herbeigezogen, ſo daß ſelbſt in dem nahen Bade Warmbrunn kein Unterkommen mehr war. Obendrein hatten wir unſere Dachkämmerchen nicht für uns allein, wir mußten an Theatertagen uns gefallen laſſen, daß eine ländliche Familie aus der Nachbarſchaft in einem derſelben nach dem Schauſpiel ſoupirte, ehe ſie den

Weg in ihre Heimath wieder antrat. Dieſes war auch einmal wirklich der Fall zu meinem großen Ergötzen; denn ich hörte in der Nebenkammer die kritiſchen Urtheile in der Geſellſchaft über das eben geſehene Schauſpiel mit an; und wie die Herren das wunderſchöne Agiren des Ritters Bayard und der herrlichen Bianka bis in die Wolken erhoben, und wie die Damen über den erſten Jammer, den ſie eben erlebt hatten, ſich gar nicht zufrieden geben wollten, und meinten: ein ſchöneres und rührenderes Stück könne es doch in der Welt nicht mehr geben. Ach, und die Leute hatten ſo göttlich agirt! Das Nächſtemal müſſe der Papa wieder mit ihnen herüberfahren, ſo viel ſei gewiß. Der Papa aber war nicht ganz dieſer Meinung und brummte etwas.

Hirſchberg iſt eine recht hübſche Stadt, voll großer anſehnlicher Häuſer, weit größer und ſchöner als Landshut oder Schmiedeberg, auch hier blüht der Leinwandhandel wie eben dort auch. Equipage, Kleidung, Einrichtung der Häuſer, Alles nähert ſich hier weit mehr dem, was man in größeren Städten in dieſer Art zu finden gewohnt iſt, und dieſe auffallende Verfeinerung der Sitten wie des Geſchmacks, dieſe Neigung zu erhöhetem Luxus rührt meiſtens von dem Beiſpiele der vielen Fremden, beſonders der reichen

Polen her, die alle Sommer das nur eine kleine Meile von der Stadt entlegene Bad Warmbrunn in großer Anzahl verſammelt.

Warmbrunn gehört dem Grafen von Schafgotſch, der mir beinahe wie der Marquis von Karabas in dem Mährchen vom geſtiefelten Kater vorkam, denn ich mochte fragen wen ich wollte: Hirſchberg ausgenommen war Alles ſein, was ich ſah. Die Beſitzungen dieſer alten edlen Familie ſind in dieſem Theile von Schleſien in der That unermeßlich groß. Der Ort ſelbſt iſt ungemein freundlich, voll artiger Häuſer, in welchen Brunnengäſte, die ſich bei Zeiten melden, ſehr angenehm wohnen können. Das große Schloß des Grafen zeichnet ſich durch keinen gefälligen Styl der Architektur aus, es kam mir einigermaßen geſchmacklos vor, aber die von dem Grafen ſelbſt ohnlängs erbauete Gallerie, in welcher die Brunnengäſte ſich verſammeln, iſt eins der ſchönſten und zweckmäßigſt eingerichteten Gebäude dieſer Art, die ich kenne. Es bildet ein vollkommenes Viereck, beide Fronten haben ein ſchönes, auf Säulen ruhendes Periſtyl. Beim Eintreten kommt man zuerſt in eine von oben vermittelſt der Kuppel erleuchtete Halle, an einer Seite derſelben liegt der große Speiſeſaal, an der andern der Tanzſaal und eine Menge kleiner, zum Spiel und zur geſelligen Unterhaltung beſtimmte wohl dekorirte Zimmer.

Leider macht auch hier, wie in ſo vielen Bädern, das Spiel die Hauptunterhaltung aus. Vom Morgen bis in die Nacht regierte König Pharao, rollten die Würfel, drehete ſich die Roulette, unerachtet des Verbots von höchſter Hand und der Wachſamkeit der Polizei.

Das Waſſer in Warmbrunn iſt weniger heiß, als das Karlsbader; gegen Gicht, Augenkrankheiten, Lähmungen und ähnliche Uebel ſoll es ſich ſehr wirkſam erweiſen. Ich habe keines der beiden Badehäuſer ſehen können, die ſich in Warmbrunn befinden, denn der Ort war eben ſo von Fremden überfüllt, daß vom Morgen bis in die Nacht die Bäder nicht leer wurden.

Daß es in dieſer paradieſiſch ſchönen Gegend den Brunnengäſten an Spaziergängen nicht fehlen kann, bedarf ich wohl nicht zu erwähnen. Die eigentlich für ſie beſtimmte Promenade, die beſonders Morgens viel beſucht wird, beſteht in einer langen, ſchönen Allee von Pappeln, dicht neben der Gallerie.

Der eine halbe Stunde hinter Warmbrunn liegende Kynaſt, ein ziemlich hoher Berg, auf deſſen höchſter Höhe die Ruinen eines Schloſſes ſich erheben, das ebenfalls den Grafen Schafgotſch angehört, und, wie ich glaube, ihr Stammſchloß iſt, bietet einen der ſchönſten und intereſſanteſten Spaziergänge. Von der einen Seite erhebt der, bis faſt oben hinauf mit ſchönen Tannen bedeckte Berg, ſich ſenkrecht ſteil aus einem duftig grünen nicht breiten Thale, welches auf der dem Kynaſt entgegengeſetzten Seite ſchön geformte waldbewachſene Berge umgeben, und iſt von hier aus völlig unzugänglich. Auf der andern Seite aber windet ein ſehr bequemer Pfad ſich durch die Tannen hinauf, den ich, die ich nie eine ſehr rüſtige Fußgängerin war, in weniger als einer Stunde zurücklegte. Lahme, Kranke oder Träge finden aber auch immer am Fuße des Berges bequeme Seſſel und Träger, die ſie hinaufzutragen bereit ſind. Die von einer Seite ſehr ausgebreitete Ausſicht iſt eine der reichſten und ſchönſten, man überſieht das ganze herrliche Thal mit ſeinen Hügeln und Wäldern, Warmbrunn, Hirſchberg, viele ſchöne Dörfer und noch ein anſehnliches Schloß, das, wie hier faſt Alles, ebenfalls zu den Beſitzungen der Grafen von Schafgotſch gehört. Eine lange Kette hoher duftiger Berge zieht am Horizonte ſich hin, der nur an einer Stelle unbegrenzt erſcheint. Hier aber, wo man das reiche Land in einem Umkreiſe von mehreren Meilen überſchaut, fühlt man es recht, wie weit ſchöner das Alles erſcheinen müßte, wenn ein bedeutender Landſee oder ein großer ſchiffbarer Strom dieſe fruchtbaren Gefilde belebten. Zwar fließen die Bober und der Zacken durch das Thal, und tragen dazu bei, die Fruchtbarkeit der Fluren und Aecker zu erhöhen, doch ſind beide Flüßchen zu klein und unbedeutend, als daß man auf der Bergeshöhe viel von ihnen gewahr werden könnte. Von der andern Seite des Kynaſt blickt man tief hinab in den ſenkrecht ſteilen Abgrund, in das heimliche, enge, grüne Thal an ſeinem Fuße, in welchem ein Dörfchen, ſo ſtill, ſo friedlich, wie von der Außenwelt ganz abgeſchieden, im ſchattigen Dunkel ſeiner Bäume liegt. Und gegenüber die ſchönen, ganz nahe erſcheinenden Berge, mit ihren üppig grünen Matten und ihren prächtigen Tannenwäldern! Einige junge Leute, die eben oben waren, feuerten hier ihre Piſtolen ab; bei jedem Schuße war es, als ob auf den nächſten Bergen die mächtigen Tannen krachend zuſammen brächen und in dem entfernteren Gebirge hallte der Schall wie Donner erſt laut, dann immer ſchwächer und ſchwächer lange noch nach.

Von der Schloßruine ſteht noch viel altes Gemäuer, auch ein Thurm, der aber jetzt unzugänglich iſt. Vor einigen Jahren hat hier der Blitz gezündet und die an ſich ſehr maleriſche Ruine hat dadurch an pittoreskem Effekt noch gewonnen. Ernſt und doch recht innerlich froh wandelte ich auf dieſem Schauplatze alter Größe, auch wohl alter Verbrechen umher, horchte auf das Echo, das noch immer wie mit Geiſterſtimmen feierlich durch Berg und Wald hallte, und ließ mir von dem neben mir her hinkenden, invaliden Schloßverwalter, der hier mit dem Titel eines Herrn Kommandanten beehrt wird, alte Sagen erzählen: von einem alten Wolf, dem man die Zähne ausgebrochen, und der viele Jahre lang in der nämlichen Küche, auf deren zuſammengeſunkenen Gemäuer wir ſtanden, den Bratſpieß gewendet hatte, und doch zuletzt ein halb gar gebratnes Lamm fraß, um eine alte Prophezeiung zu erfüllen, die ſeinem in Anſehn und Ehre lebenden Herrn den Tod auf dem Schaffot verkündigte.

Auch von einem wunderſchönen Fräulein Kunigunde, das ſtolz und ſpröde, keinem Ritter die Hand geben wollte, der nicht auf der nämlichen Mauer, an die ich mich lehnte, dreimal rings um das Schloß geritten wäre. Und, wie zwar viele hundert ſchöne, tapfere Ritter ſammt ihren Roſſen darüber unten in dem ſchauerlichen Abgrunde, an deſſen Rande die Mauer hinläuft, den ſchmählichſten Tod gefunden, aber doch immer neue verliebte Thoren ſich gemeldet hätten, um das Wagſtück zu beſtehen, das Keinem gelang. Bis endlich Einer kam, der ſein Pferd auf dieſes bedenkliche Reiterkunſtſtück gehörig abgerichtet hatte, und der wirklich das ganz Unerhörte vollbrachte. Stolz und trotzig ſchlug er die ihm jetzt willig dargebotene Hand aus; ob aber die Ohrfeige, die er dem Fräulein bei der Gelegenheit gegeben haben ſoll, eine Erfindung des Herrn Kommandanten iſt, wage ich nicht zu entſcheiden; ritterlich wäre dieſer Zuſatz zu ſeiner abſchlägigen Antwort freilich nicht, wenn gleich auch nicht ungerecht, zu nennen. Die Nemeſis aber hat auf wirklich ſchmähliche Weiſe das Andenken der holden Kunigunde der ſpäteſten Nachwelt zur Rache übergeben; ein großer alter ganz abſcheulicher hölzerner Puppenkopf mit langen fliegenden Haaren paſſirt für ihr Bildniß; und Handwerksburſche und Bauern, die an Sonn- und Feſttagen oben ihr Bier trinken, treiben allerlei Unfug damit, indem ſie einander zwingen wollen, das Fräulein Kunigunde zu küſſen.

Hinter dem Kynaſt geht der Weg noch ein bis zwei Stunden durch dies breite lachende Thal, längs dem Bette des Zacken hin, der hier ziemlich raſch und wild über große Felſenſtücke einherbrauſt. Dann wird das Thal enger, von hohen waldigen Bergen dichter umſchloſſen, die Gegend wilder und pittoresker, bei Schreiberhau, das wirklich ſehr romantiſch in einer wilden Felſengegend liegt, die von dem, was ich in Schleſien geſehen, ſich durchaus unterſcheidet. In Schreiberhau befindet ſich eine merkwürdige und bedeutende Anſtalt zur Bereitung des Vitriols.

Gleich hinter Schreiberhau führt ein ſchmaler Fußpfad durch ein enges, waldiges Felſenthal, immer längs dem Zacken, zu dem Zackenfall, und von dieſem hat man etwa noch anderthalb Stunden bis zum Kachelfalle zu gehen. Leider aber mußten wir auf halbem Wege wieder umkehren. Von dem häufigen Regen während dieſes gewitterreichen Sommers angeſchwellt, hatte der kleine Strom ſeine Ufer übertreten und den ſchmalen Fußpfad unwegſam gemacht. Es that uns leid, die beiden bedeutendſten Waſſerfälle in Schleſien nicht ſehen zu können, die allen Beſchreibungen, die wir davon hörten, zufolge, außerordentlich ſchön ſind, ſowohl durch ihre Umgebungen, als an und für ſich ſelbſt.

In Warmbrunn war es unmöglich, ein leidliches Unterkommen zu finden, auf die Länge wurden wir es müde, in unſerm, jeder Bequemlichkeit ermangelnden Quartiere in Hirſchberg auszudauern, und ſo verließen wir dieſen freundlichen, für uns unwirthbaren Ort um mehrere Tage früher als es unſer Plan geweſen. Wir verloren dadurch gewiß manchen großen Genuß, den uns die köſtlichen Umgebungen der Stadt gewährt haben würden. Die Sonne war ſchon im Sinken als wir den Rückweg nach Schmiedeberg antraten, und die Gegend erſchien uns in der günſtigen Abendbeleuchtung noch weit entzückender als das Erſtemal.

Um die im Gebirge ſehr drückende Schwüle des Tages zu vermeiden, machten wir uns am andern Morgen mit Sonnenaufgang auf den Weg nach Landshut zurück. Ich ging zu Fuße den hohen Berg hinunter, der zwiſchen beiden Städten liegt. Wie ſchön war Alles um mich her; wie ſtrahlte die hohe Schneekoppe im Roſenglanz des frühen Morgenlichts! Je länger und je mehr ich von dieſem Gebirge ſah, je ſchöner ward es, je mehr entzückte es mich. Wohl iſt daſſelbe werth, recht langſam, recht aufmerkſam durchreiſ't zu werden, ſelbſt wenn man die Schweiz geſehen; in dieſen üppig grünen Thälern, in der Form dieſer Berge, in dem ganzen milderen, ſanfteren Charakter dieſes Gebirges liegt ein eigener unbeſchreiblicher Reiz, der immer bezaubernder erſcheint, je länger man in demſelben verweilt.

In Landshut hielten wir nur wenige Stunden uns auf, um den heißen Mittag vorübergehen zu laſſen, dann fuhren wir drei Meilen weiter nach Waldenburg. Der Weg geht über das Gebirge, von jeder Höhe entzückten uns neue Ausſichten dieſes ſchönen Landſtrichs in mannichfaltigem Wechſel. Fruchtbare grüne Thäler mit ihren Dörfern und einzelnen Wohnungen, ſchöne Berge, bis zur Hälfte mit den verſchiedenartigſten Feldfrüchten, höher hinauf mit Tannenwäldern bekleidet, aus blauer Ferne zu uns herüberdämmerndes höheres Gebirge, gingen wie im Fluge an uns vorüber, bis wir Waldenburg erreichten. Das Thal, in welchem dieſes Gebirgsſtädtchen liegt, iſt eines der maleriſchſten und ſchönſten, die wir in dieſem Gebirge geſehen; der Ort ſelbſt ſchien erſt ſeit einigen Jahren durch den, auch hier ſehr ſtark betriebenen Leinwandhandel recht in Aufnahme gekommen zu ſein, denn überall erblickten wir neu erbauete, anſehnliche Häuſer; auch trägt die Nähe des Brunnenortes Altwaſſer nicht wenig dazu bei, ihn während des Sommers zu beleben. Sogar eine Schauſpielerbande hatte in einer Bretterbude ihre Bühne aufgeſchlagen; im Vorübergehen an derſelben hörten wir die Künſtler, denn ſo laſſen ſie doch am liebſten ſich nennen, dermaßen drinnen tragiren, daß der vor der Bude verſammelten Straßenjugend kein Wort des Rührſpiels, das ſie eben vortrugen, entging.

Nahe bei Waldenburg liegt ein ſehr ergiebiges Steinkohlenbergwerk, das, wie das des Herzogs von Bridgewater bei Mancheſter, vermittelſt eines unterirdiſchen Kanals befahren wird. Auch dieſe ſehr vortheilhafte Einrichtung hat Schleſien dem Grafen von Reden, dem Eigenthümer von Buchwald zu danken, der ſeinen frühern Aufenthalt in England auf die ſeinem Vaterlande erſprießlichſte Weiſe, ſowohl zur Verſchönerung als zum Vortheil deſſelben zu benutzen wußte.

Zwar hatte ich in der bekannten Leaks-Höhle in Derbyſhire halb und halb mir gelobt, mich des freundlichen Sonnenlichts zu freuen, ſo lange das Geſchick mir dieſes vergönnt, und nie wieder dem Schooße der Erde mich anzuvertrauen, bis er auf immer mich aufnimmt; aber ich ließ mich dennoch bereden, hier eine Ausnahme zu machen und hatte keinen Grund, dieſes in der Folge zu bereuen, obgleich bei der Einfahrt in das Gewölbe kalte, dumpfe

Kellerluft mich anwehte, und die Feuchtigkeit von der Decke auf uns niedertropfte, was nach einem ſo glühend heißen Tage nicht ſehr heilſam wirken konnte.

Uebrigens iſt die Einfahrt nicht unbequemer als jede andere Waſſerpartie. Am Eingange des Schachtes ſtiegen wir, von zwei Bergleuten und mehreren Grubenlichtern begleitet, in ein ſchmales aber langes Boot, und waren ſehr bald von dichtem nächtlichen Dunkel umgeben, das durch den ſchwachen Schimmer der Grubenlichter erſt recht ſichtbar wurde. Der Kanal iſt vielleicht etwas ſchmäler, als der in England, aber bei Weitem kürzer, er geht nicht wie dort unter dem ganzen Berge durch, ſo daß man auf der entgegengeſetzten Seite wieder herausfahren könnte, die Nachen müſſen am Ende deſſelben wieder umkehren und an derſelben Stelle wieder ausfahren wo ſie eingefahren. Das Gewölbe iſt ziemlich luftig und hoch, an einigen Stellen ſorgfältig aufgemauert, an andern, wo die Lokalität es erlaubte, in den nackten Fels eingehauen, eben wie in England auch. Die Strecken, ſo nennen die Bergleute das Steinkohlenlager, liegen zu beiden Seiten des Kanals. Sie ſind ſchon tief genug ausgearbeitet, um auf ihnen aufrecht ſtehen zu können, dieſes war in des Herzogs von Bridgewater Kohlenbergwerk nicht der Fall; dort mußte man mühſam zu den Strecken hinaufklettern und faſt auf allen Vieren darin herumkriechen, um nur etwas zu ſehen.

Tiefes ſchweigendes Grabesdunkel umgab uns während unſerer unterirdiſchen Fahrt; nur zuweilen ſchimmerte aus der Höhe das Tageslicht wie ein erbleichender Stern auf uns herab, wenn wir unter den ehemaligen Schachten hinfuhren, durch welche die Bergleute ſonſt herabſteigen mußten, ehe der Kanal angelegt worden war. An einer Stelle des Kanals, wo zwei Nachen an einander vorüberſchiffen können, begegneten wir den für die nächtliche Arbeit einfahrenden Bergleuten; denn in dieſen unterirdiſchen Regionen, die weder Sonne noch Mond beleuchten, kennt man den Wechſel der Tageszeiten nicht, und nicht die Ruhe der Nacht. Die bleichen, von Kohlenſtaub geſchwärzten Geſtalten ſehen bei dem ſie noch bleicher erſcheinen laſſenden Grubenlicht recht geiſtermäßig aus; hohl und dumpf erklang ihr »Glück auf!« durch die todte Stille der ewig ſchweigenden Fluth, die völlig lautlos einher ſchleicht. Alles um uns erinnerte an den ſelbſt Göttern furchtbaren Styx und den ewig geſchäftigen Nachen des alten grimmigen Charon.

Mit erneueter Freude begrüßten wir nach einer in undurchdringlichem Dunkel hingebrachten Stunde das heitere Tageslicht wieder und die Sonne, und die in den letzten Strahlen derſelben in erhöheter Anmuth blühende ſchöne Erde. Am folgenden Morgen führte der Weg uns noch eine Meile durch das Gebirge, dann ſenkte er ſich dem ſchon im Thale liegenden Städtchen Freiberg zu. Von hier aus ging es plötzlich bergunter; ehe wir uns deſſen verſahen, befanden wir uns in der weiten, unabſehbaren Ebene, und immer weiter trat hinter uns das Gebirge zurück, bis es endlich in den bläulichen Schleier der Ferne eingehüllt nur noch gleich Wolkenbildern den Horizont begränzte.

Die flache Ebene, durch welche wir auf ſehr wohlgehaltener Chauſſee jetzt hinrollten, war reich angebauet und fruchtbar, vermochte aber nicht, nach den Scenen, die wir eben verlaſſen, uns eben irgend ein lebhafteres Intereſſe zu erregen. Von der Feſtung Schweidnitz, die wir bald darauf erreichten, weiß ich nur zu ſagen, daß mir das artige Städtchen weit hübſcher vorkam, als ich es mir gedacht hatte; daß wir in demſelben zwei Stunden lang auf friſche Pferde warten mußten, und daß wir beim Einfahren dreimal und beim Ausfahren zweimal über Namen und Stand, über Woher und Wohin, und über den eigentlichen Zweck unſerer Reiſe uns ein langes, ſehr genaues Examen gefallen laſſen mußten. Die Gegend blieb ſich gleich, bis wir Abends um ſechs Uhr in Breslau anlangten.

Reiſeerinnerungen aus früherer Zeit.

Der Windsbraut ähnlich rauſcht die Gegenwart, Altes und Neues durch einanderwerfend, an uns vorüber, und ergreift uns ſelbſt oft gewaltſam, daß wir Sinn, Athem und Gleichgewicht darüber verlieren möchten, wenn wir nicht, nach Art des auf ſteilem Bergpfad gegen den Sturm ankämpfenden Wanderers, zuweilen ſtill ſtehen und den Blick rückwärts wenden, um nur wieder zur Beſinnung zu kommen.

Nie war es vielleicht nothwendiger als in unſern Tagen, ſelbſt die nächſte Vergangenheit ſo feſt als möglich im Gedächtniſſe zu halten, damit ſie nicht ganz und ſpurlos uns entſchwinde; denn die Zeit zeigte ſich nie gewaltiger und vernichtender in ihren Wirkungen. Zehn Jahre ſind jetzt mehr als ehemals hundert, es ereignet ſich täglich ſo viel Neues in der Welt, daß man Eines über dem Andern vergeſſen muß, wenn man nicht mit der Feder in der Hand leben will. Der zwanzigjährige Jüngling iſt jetzt reicher an Erfahrungen, hat zehnfach mehr Wichtiges und Folgereiches erlebt, als ſein Großvater, der vor vierzig Jahren als ein achtzigjähriger Greis ſanft im Herrn entſchlief; aber der Drang der Zeiten, die raſch auf einander folgenden Begebenheiten, werden ihm ſchwerlich erlauben, ſeine zu ſehr zuſammengedrängten Erfahrungen auch in demſelben Maaße zu benutzen.

Meine Tagebücher von früheren Reiſen, deren Inhalt größtentheils ſchon bekannt iſt, und mit ſehr milder Nachſicht aufgenommen wurde, liegen in dieſem Augenblicke vor mir. Ich durchblättere ſie, aber wie veraltet erſcheinen ſie mir jetzt, wie iſt ſeitdem Alles ſo ganz anders in der Welt geworden! Die Zeit, in der ich ſie niederſchrieb, ſieht aus ihnen gar wunderſam, beinahe geſpenſterartig mich an; ſie ſelbſt kommen faſt legendenartig mir vor; aber vielleicht gewährt dieſes den einzelnen ſkizzenartigen Darſtellungen, die ich aus ihnen wähle, einen Theil des Intereſſes, das den früher bekannt gewordenen der friſche Reiz der Neuheit lieh.

Wir brachten den Winter von 1803 in Paris zu, ich ſah dort den erſten Tag des merkwürdigen Jahres aufgehen, in welchem Napoleon den höchſten Gipfel menſchlicher Größe erreichte, ſich auf den von ihm ſelbſt errichteten Kaiſerthron ſchwang, und nun da ſtand, feſt und ſtolz und ſicher wie ein Gott, ohne nur die Möglichkeit ſeines nahenden Unterganges ſich zu denken. Aber ich will mich hier weder in politiſche Bemerkungen noch in Reflexionen über die Wandelbarkeit des Glückes verlieren, die bei ſolchen Anläſſen ſich Jedem ohnehin entgegendrängen, auch durch eine Beſchreibung jener koloſſalen Stadt, wie ſie damals war und längſt nicht mehr iſt, will ich weder mir noch Andern Langeweile machen. Einzelne Gegenſtände und Geſtalten, wie Glück und Zufall ſie mir entgegen führten, will ich mit leichten Strichen zu ſkizziren ſuchen, und da tritt mir gleich das freundliche Bild des guten, einſt hoch gerühmten Mercier entgegen, dieſer lebendigen Chronik von Paris, der damals mein faſt beſtändiger Führer und Begleiter zu allem Merkwürdigen und Intereſſanten ſeiner Stadt war.

Mich dünkt, ich ſehe ihn noch vor mir, den ſtattlichen Mann, von mittlerer Größe, den unerachtet ſeiner vier und ſechzig Jahre eine gewiſſe graziöſe Gewandtheit in Gang, Haltung und Bewegung noch nicht ganz verlaſſen hatte; in ſeinem altmodiſchen aber ſehr ſauber gehaltenen braunen Rock mit großen Perlmutterknöpfen, mit der ziemlich langen, mit einer geſtickten bunten Blumenguirlande geſchmückten

Weſte von weißer Seide, in weißſeidenen Strümpfen und Schuhen mit goldenen Schnallen. Bei alledem war Mercier weit davon entfernt, eine Karrikatur zu ſein, wie man nach einer ſolchen Beſchreibung ihn ſich vielleicht denken möchte; Alles, was er trug, ſtand ihm gut und natürlich. In Frankreich herrſchte damals noch unter vielen Leuten von einem gewiſſen Alter, ſowohl Männern als Frauen, die Sitte, nach dem funfzigſten oder fünf und funfzigſten Jahre keine neue Mode mehr mitzumachen, und ſo hatte ſeine Figur durchaus nichts Lächerliches noch Auffallendes, man begegnete, auf Straßen und Promenaden, überall ihr ganz Aehnlichen.

Die regelmäßigen edlen Züge ſeines einnehmenden Geſichts, wie ſein ganzes Weſen, der milde Ton ſeiner Stimme, jede ſeiner Aeußerungen und Bewegungen trugen das Gepräge hoher Rechtlichkeit, kindlicher Einfachheit und Argloſigkeit, und dabei unbeſchreiblichen Wohlwollens gegen Alles, was athmet und lebt. Sein ſchneeweißes aber noch immer reiches Haar ſchien von ſelbſt der alten Form der ailes de pigeon noch immer zuzuſtreben, die es, als es noch braun war, hatte annehmen müſſen, was den alten Mann, als zu ſeinem übrigen Anzuge paſſend, ungemein wohl kleidete, Locken und Zopf aber waren längſt als Opfer der damaligen Zeit, der Scheere verfallen. In meiner Jugend behauptete man, und nicht mit Unrecht, ein Franzoſe ſei erſt nach dem vierzigſten Jahre wahrhaft liebenswürdig; Mercier war ganz das Urbild eines ſolchen, und vielleicht der Letzte dieſer Art, die nur noch in der Tradition exiſtirt und nie wiederkehren wird noch kann.

Kaum erinnert man ſich noch, daß Mercier während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis gegen Ende deſſelben einer der berühmteſten Schriftſteller ſeines Vaterlandes war. Seine, bei ihrem erſten Erſcheinen mit allgemeinem Enthuſiasmus aufgenommenen Werke gingen ſpäterhin in dem Alles ergreifenden Strudel der Begebenheiten unter, die das unglückliche Frankreich damals zur Mördergrube machten; aber es werden Zeiten kommen, in denen man ſie wieder hervorſuchen und für die Sittengeſchichte der der Revolution zunächſt vorangehenden Jahre als klaſſiſch anerkennen wird. Sein tableau de Paris, welches er in den achtziger Jahren in zwölf Bänden herausgab, iſt noch immer in Hinſicht auf Treue, Kraft, Wahrheit und Lebendigkeit der Darſtellung ein Meiſterwerk zu nennen. L'an 2240, das einige Jahre früher erſchien, erregte damals nicht weniger Aufmerkſamkeit und Bewunderung. Mercier läßt in dieſem Buche einen jungen Pariſer nach ſiebenhundert verſchlafenen Jahren in Paris wieder erwachen. Er geſtand ſpäterhin ſelbſt, daß ſeine Phantaſie unendlich weit hinter den Veränderungen zurückgeblieben ſei, die er in den letzten zwanzig Jahren habe erleben müſſen. Freilich waren dieſe Veränderungen aber auch ganz anderer Art, denn ſeine heitere, verſtändige und reine Natur konnte unmöglich ſolche Greuelthaten erſinnen.

In früheren Tagen hatte er ſich viel mit Dramaturgie beſchäftigt, er hatte mehrere Dramen und Komödien geſchrieben, die damals mit Beifall aufgenommen wurden, und von denen noch einige bis zur neueſten Zeit ſich auf dem Repertorium des großen National-Theaters in Paris erhalten haben. Ein Freiplatz in demſelben und ein beſtimmter Antheil an der Einnahme jeder Vorſtellung ſeiner theatraliſchen Dichtungen ſind, nach ſehr löblichem franzöſiſchen Gebrauch, ihm lebenslänglich dafür geblieben.

Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch eines Abends, an welchem ſein Luſtſpiel, la maison de Molière, bei ziemlich gefülltem Hauſe geſpielt wurde. Schon mehrere Tage vorher hatte er dieſes ihm wichtige und erfreuliche Ereigniß mir verkündet, und ohne ihm wehe zu thun konnte ich dem guten Alten es unmöglich abſchlagen, mich von ihm, an dieſem ſeinem Ehrentage auf den ſehr anſtändigen und bequemen Platz in der großen Gallerie vor den erſten Ranglogen führen zu laſſen, der nahe am Theater Dichtern und andern um die Bühne ſich verdient gemachten Perſonen eingeräumt war. Ich bereuete es wahrlich nicht, ſeinem Wunſche nachgegeben zu haben, der Eintritt in dieſem Raum verſetzte mich auf ein paar Stunden in eine mir völlig neue Welt, die mich lebhaft an jene längſt verſunkene erinnerte, die ich nur noch aus Traditionen kennen konnte, in welcher die Damen Du Deffant, Lespinaſſe, Geoffrin noch regierten, in der man weder an Revolution noch politiſche Händel dachte und nur für die neuen Erſcheinungen der Literatur, der Kunſt und Poeſie ſich lebhaft in der Geſellſchaft intereſſirte.

Mehrere Männer und Frauen, viele derſelben von mittlerem Alter, waren bei unſerem Eintritt in die Loge ſchon verſammelt. Als ſie ihn erblickten, ſtanden ſie auf und umringten ihren ehrwürdigen Veteranen, um ihre freudige Theilnahme ihm auszudrücken. Der beſte und bequemſte Platz wurde uns Beiden eingeräumt, Alle beeiferten ſich, dem Dichter etwas Angenehmes zu ſagen, zu erweiſen.

Bei jedem vorzüglich gut gelungenen Zuge, bei jedem Händeklatſchen des Publikums würde von allen Seiten ihm Beifall zugewinkt und zugeflüſtert: mein guter Mercier war überſelig, das Stück ſchien nach langem Schlummer wieder aufgenommen zu ſein, es war beinahe, als würde es zum Erſtenmale gegeben. Die erſten Schauſpieler in Paris boten ihre Kunſt auf, um es zu heben, die ſonſt mit vornehmem Sinn dergleichen Antikaglien zu verſchmähen und ſie ihren Doubleuren zu übergeben pflegen, und Alle beeiferten ſich, dem liebenswürdigen und geehrten Greiſe Ehre und Freude zu machen.

La maison de Molière iſt ein in Deutſchland vielleicht kaum bekannt gewordenes, und gewiß längſt vergeſſenes Luſtſpiel, das aber für die Pariſer den großen Reiz der Lokalität hat. —

Es zeigt uns Molièren in ſeinem Hauſe, von Freunden und Feinden umgeben, an dem Tage, an welchem die große Frage entſchieden werden ſoll, ob Tartüffe, das anerkannteſte und angefochtenſte ſeiner Meiſterwerke, das unlängſt wieder neues Aufſehen erregt hat, öffentlich geſpielt werden ſoll oder nicht; ob der König und die Aufgeklärten und Beſſergeſinnten des Hofes, oder die Heuchler und Schwachköpfe diesmal den Sieg davon tragen ſollen. Molière ſelbſt, die damals berühmte Schauſpielerin, Mademoiſelle Béjèrt, die Plage und Freude ſeines Lebens, ſeine Freunde und ſeine Verfolger traten darin auf, ſogar ſeine alte kunſtrichtende Köchin. Die Schauſpieler hatten ſich mit vielem Gelingen bemüht, eine Art Portrait-Aehnlichkeit der merkwürdigſten Perſonen ſich anzueignen, von denen noch Bilder vorhanden ſind; auch das Coſtüm jener Zeit war möglichſt treu beibehalten.

Mehr als dreißig Jahre lang war der Schriftſteller Mercier die Ehre und Freude ſeines Volks geweſen, ſeine Verdienſte um die Literatur waren allgemein anerkannt; er ſelbſt war unendlich fleißig und arbeitete gern und leicht. Dennoch aber durfte er, in ſeinem höheren Alter, ſich nicht eines gewiſſen Wohlſtandes erfreuen; er war eher arm zu nennen. Außer der gewiß nicht brillanten Einnahme, welche ſeine theatraliſchen Arbeiten ihm noch zuweilen gewährten, und der Penſion, die er als Mitglied des Inſtituts für Wiſſenſchaft und Kunſt genoß, ſchien er wenig zu beſitzen. Aber er wußte mit einer Art ihn ſehr wohl kleidenden Stolzes dieſe Armuth auf eine ſolche Weiſe zu tragen, daß ſie weder ihm ſelbſt, noch denen, welche mit ihm Umgang hatten, drückend wurde. Freilich iſt dieſe, Andern ſo ſchwer werdende

Kunſt ein eigenthümlicher Vorzug ſeiner Nation, wie Jeder wiſſen wird, der ſich noch der Zeit erinnern kann, in welcher Deutſchland von Emigranten wimmelte, die ihre Jugend in Luxus und Pracht verlebt hatten, und jetzt, in tiefer Dürftigkeit, durch Talent, Fleiß und Induſtrie ihr armes Leben von einem Tage zum andern zu friſten ſuchten, ohne ſich dadurch niederdrücken zu laſſen, oder ſich erniedrigt zu fühlen.

Oft hatte Mercier die ſchöne, weit ausgebreitete Ausſicht mir gerühmt, die er aus ſeiner, im fünften Stock eines ſehr großen hohen Hauſes gelegenen Wohnung genoß, und ich legte es eigentlich darauf an, dieſe einmal zu ſehen, nicht ſowohl der Ausſicht als der Inſicht wegen; ich hätte gar zu gern, aus vielleicht verzeihlicher Neugier, die häusliche Einrichtung eines franzöſiſchen Gelehrten ſeiner Art kennen gelernt. Aber er wußte immer dieſen Beſuch ſo höflich als gewandt abzuweiſen, obgleich ich mehrere Male mit ihm ſeinem Hauſe ganz nahe war. Ich wunderte mich darüber, denn ſeine Wohnung mochte noch ſo einfach meublirt ſein, er war gewiß nicht der Mann, der ſeiner ehrenvollen Armuth ſich ſchämen konnte. Späterhin erfuhr ich die ihn allerdings ganz entſchuldigende Urſache ſeiner Weigerung, mich bei ſich zu ſehen. Einer ſeiner und meiner deutſchen Freunde, gegen den er nicht ſo zurückhaltend ſein zu müſſen glaubte als gegen eine Frau, hatte in ſeiner wirklich ſehr heitern und geräumigen, wenn gleich nur mit dem nothwendigſten Hausrath verſehenen Wohnung ihn beſuchen dürfen; und ihn, den nicht verheiratheten Mann von einer zahlreichen Familie umgeben gefunden, für die er väterlich ſorgte; ihre Mutter, eine kräftige, noch immer angenehme Frau mittleren Alters, waltete heiteren Sinnes und fröhlichen Muthes mitten unter ihren Kindern; ſeit vielen Jahren war ſie die treue Pflegerin und Gefährtin ſeines Lebens gewesen, und hatte ſeinem kleinen Haushalte vorgeſtanden. Er theilte Alles was er beſaß, alle ſeine Leiden und Freuden mit ihr und ſeinen Kindern, und ſie war damit zufrieden, ohne ihm durch höhere Anſprüche läſtig werden zu wollen. Die Kinder wurden für den arbeitenden Mittelſtand erzogen, weil die Lage ihres Vaters ihm nicht erlaubte, ſie höher heben zu wollen. Mercier war überzeugt, daß er nur auf dieſe Weiſe ihr künftiges Fortkommen dauernd begründen könne, er hütete ſie ſorgſam vor Allem, was ſie bewegen konnte, höher hinauf ſtreben zu wollen, und war glücklich in ihrer Mitte, weil er ſeine Kinder heiter und freudig um ſich erblühen ſah.

Mercier ſprach gern und viel; zuviel für Viele ſeiner Landsleute, die am liebſten ſich ſelbſt reden hören und ihn mitunter einen alten Radoteur nannten; auch mag es wahr ſein, daß er in den letzten Jahren ſeines Lebens mit einer Art Eigenſinn einige ſeltſame Ideen, beſonders in Hinſicht auf die Kunſt aufgefaßt hatte, die er ſtandhaft vertheidigte. Aber es war doch ein hoher Genuß ihn zu hören, wenn man im Geſpräch dieſe Punkte zu berühren vermied, was eben nicht ſchwer war; denn er war an Stoff zu belehrender und geiſtreicher Unterhaltung unerſchöpflich. Wie Vieles hatte dieſer Mann auf dem großen Theater der Revolution erlebt und geſehen, auf welchem er ſelbſt eine wahrhaft ehrenvolle Rolle geſpielt hatte. Daß er, als Mitglied des Nationalconvents faſt allein es gewagt, das Leben ſeines unglücklichen Königs gegen die blutdürſtigen Richter deſſelben zu vertheidigen, daß er dafür aus dem Convent geſtoßen wurde, und unter ſteter Todesgefahr ein Jahr lang im Gefängniß ſchmachten mußte, war ein Punkt in ſeinem Leben, auf den er im Geſpräch immer gern wieder zurückkam; und wer möchte deshalb ihn tadeln?

Einer meiner Hauptwünſche in Paris war, von dieſer merkwürdigen koloſſalen Stadt mir eine deutliche

Anſicht anzueignen; ſo oft dieſes nur thunlich war, wendete ich zu dieſem Zwecke ein Paar Stunden daran, in den Straßen derſelben umher zu ſchweifen; Mercier war bei dieſen kleinen Excurſionen gewöhnlich mein Führer und Begleiter. Doch zur Winterszeit konnten ſie nicht anders als fahrend ſtattfinden, und wie viel ich dadurch verlor, wie wenig ich eigentlich auf dieſe Weiſe ſehen konnte, wird Jeder leicht begreifen. Im Winter zu Fuße gehen iſt in Paris für eine Frau, die nicht dort geboren und erzogen iſt, rein unmöglich, davon wurde ich durch Erfahrung überzeugt, indem ich einſt, durch einen Unfall mit meinem Wagen dazu veranlaßt, es unternahm, von der rue de la fesonerie bis in die rue de la lois, ehemals rue Richelieu, wo wir wohnten, zu gehen. Nur einer Pariſerin kann es gelingen, den Alles übertreffenden Koth dieſer ſchönen Stadt zu überwinden.

Eines Tages fuhr ich mit Mercier durch die Vorſtadt St. Antoine nach Charenton, einem nahe am Strom auf einer Anhöhe liegenden Dorfe, in deſſen Nähe die Marne mit der Seine ſich vereint, und die über den Strom führende Brücke eine ungemein reizende Ausſicht gewährt. Wir hielten auf dem Heimwege einige Augenblicke an dem Platze, wo einſt die furchtbare Baſtille ſtand. Einige Thore, Louvois Wohnung, und das Wachtgebäude der Invaliden, welche ehemals hier Wache hielten, ſind noch erhalten, alles Uebrige iſt der Erde gleich gemacht und die Stätte der alten düſtern Burg nicht mehr zu erkennen. Ein Holzplatz, nicht ein Tanzplatz, wie ſonſt von Vielen behauptet wurde, nimmt jetzt die Stelle des Schauplatzes der namenloſen Greuel ein, die hier verübt wurden. Wer möchte hier auch tanzen, wo einſt ſo viele bange Seufzer unſchuldiger Schlachtopfer ungehört verhallten!

Auf unſerm fernern Wege nach Charenton machte Mercier, nahe an der Barriere, auf ein großes anſehnliches Haus mich aufmerkſam. Was er von dieſem Gebäude mir erzählte, dünkte mir merkwürdig genug, um es zu Hauſe ſogleich in meinem Tagebuche aufzuzeichnen, und doch klang es ſo ſeltſam und abenteuerlich als möglich, obgleich nicht ganz unglaublich, wenn man die durch Greuelthaten aller Art ausgezeichnete Zeit in Betracht zieht, in welcher jene Begebenheit ſich ereignet haben ſollte. Mercier war von der Wahrheit derſelben überzeugt, denn eine wiſſentliche Lüge lag nicht in ſeinem Charakter, und was hätte ihn bewegen ſollen, mich auf dieſe Weiſe zu täuſchen? Ob er nicht Wahrſcheinlichkeit für

Thatſache nahm? Ob er nicht vielleicht von Andern zum Gegenſtande einer der damals beſonders beliebten Myſtifikationen gemißbraucht wurde? Das ſind Fragen, die ich nicht zu beantworten weiß, und die jetzt wohl immer unbeantwortet bleiben werden.

Im Bezirk jenes Hauſes, das einſt dem eben ſo berüchtigten als berühmten Beaumarchais gehörte, verſicherte Mercier, befand ſich der Ausgang eines uralten, tief in das Innere der Baſtille führenden unterirdiſchen Ganges, wie deren faſt in jedem feſten Kaſtell aus jener frühen Zeit des Mittelalters anzutreffen ſind, in welcher auch die Baſtille zu Vertheidigung der Stadt gegen von außen andringende Feinde erbauet worden iſt. Außer dem Beſitzer jenes Hauſes wußte Niemand um das Geheimniß, aber er war auch ganz der Mann dazu, es zu ſeinem Vortheile zu benutzen und es geltend zu machen. Im Anfange der achtziger Jahre, kurz vor der Revolution, als Unzufriedenheit und Empörung ſchon heimlich im Lande gährten, wurde dieſes Haus plötzlich verſchönert und vergrößert. Was Luxus und Prachtliebe nur jemals erſonnen, wurde in dem Innern deſſelben verſchwendet, um es mit der raffinirteſten Eleganz auszuſtatten. Ganz Paris ſprach davon, alle Welt wunderte ſich, auf welche Weiſe Beaumarchais die ungeheuren Summen aufzubringen vermöge, welche das Alles koſtete. Aber Graf Artois und der damalige Herzog von Orleans trugen heimlich die Koſten davon. Sie und noch einige Verſchworene hatten den Plan gemacht, zuerſt durch die große, in demſelben herrſchende Eleganz des Königs Aufmerkſamkeit auf dieſes Haus zu richten und ihn dann bei ſeiner Rückkehr von einer Jagdpartie in daſſelbe durch Neubegier zu verlocken. Ihn von hier aus durch jenen unterirdiſchen Gang in die Baſtille zu bringen, deren dunkele Geheimniſſe damals kein menſchliches Auge durchdrang noch durchdringen konnte, ihn dort, nach Art der eiſernen Maske, lebenslänglich gefangen zu halten, und ihn vor der Welt für plötzlich geſtorben auszugeben, ſchien ihnen nichts weniger als unausführbar. Die nächſten Blutsverwandten des unglücklichen Königs wollten dann des Reichs ſich bemächtigen. Sie waren Willens, das alte Feudalſyſtem wieder einzuführen, das ſchöne Frankreich ſollte zerſtückelt in mehrere kleine Königreiche zerfallen, jeder der Prinzen ſollte über eines derſelben als unumſchränkter Herr und König regieren. So war der abenteuerliche Plan ſchwarz genug erdacht, aber in einer Zeit, wo des unglücklichen Ludwigs XVI. Herzen am nächſten ein Egalité entſtehen konnte, vielleicht für unausführbar, aber doch nicht für moraliſch unmöglich zu erklären.

Merciers literariſcher Ruhm hatte damals den höchſten Gipfel erreicht. Er galt für einen der beliebteſten Schriftſteller ſeines Volks, ſein Name allein war genug, um die Mehrzahl für ſeine Meinung zu gewinnen, und die Verſchworenen glaubten keine beſſere Wahl treffen zu können als ihn, um im Voraus die Gemüther für ihre Anſichten zu ſtimmen und ſich dadurch den Weg zu ihrem gewagten Unternehmen zu bahnen. Zwar wurde er in ihre dunkeln Geheimniſſe nicht eingeweiht, aber von unbekannter, und wie man ihm merken ließ, hoher Hand, gelangte der Auftrag an ihn, über das Feudalſyſtem eine Abhandlung zu ſchreiben, in welcher zu deſſen Lobe Alles geſagt würde, was ſich nur irgend dafür aufbringen ließe.

Mercier ging darauf ein. Jedes in der Welt hat ſeine dunkele wie ſeine glänzende Seite; Mercier fand ein eignes Intereſſe dabei, auch hier die letztere aufzuſuchen und es gelang. Die Abhandlung wurde zur beſtimmten Zeit fertig, abgeholt, und die dafür verheißene ſehr bedeutende Summe gezahlt. Was man mit dieſem Auftrage beabſichtigte, wurde ihm nie erklärt; die Schrift ſelbſt aber iſt nie vollſtändig im Druck erſchienen, nur in Journalen und einzelnen

Broſchüren, deren damals täglich eine Unzahl erſchien, hat Mercier einzelne Stellen daraus angetroffen und wieder erkannt. Er wußte nicht, was er davon denken ſollte, und bemühete ſich, dem Schickſale ſeiner wie von der Erde weggeſchwundenen Arbeit auf alle Weiſe nachzuforſchen.

Die geheimnißvolle Intrigue ging indeſſen ihren ſtillen dunkeln Gang; die Anzahl derer, die darum wußten, vergrößerte ſich allmälig, bis ſie endlich, wie oft ſchon in ähnlichen Fällen geſchah, an der Gewiſſenhaftigkeit, vielleicht auch an der Muthloſigkeit eines der Mitverſchworenen ſcheiterte, der zuerſt den König dahin brachte, ihm Verſchwiegenheit und Verzeihung zu geloben, und dann das Ganze Geheimniß ihm warnend entdeckte.

Ludwigs Schrecken über die ſeinem Haupte und ſeinem Reiche drohende Gefahr, von der er damals noch keine Ahnung hatte, iſt leicht zu ermeſſen. Die überzeugende Gewißheit, an ſeinem Buſen, in ſeinem Hauſe, unter ſeinen nächſten Blutsverwandten ſeine ergrimmteſten, gefährlichſten Feinde ſuchen zu müſſen, beugte ihn ſchmerzlich und tief. In ſeinem Jammer, in der großen Angſt ſeines Herzens, ſah er keine andere Rettung für ſich und Alle, als in die Arme ſeines Volks ſich zu werfen. Er berief die Notablen zuſammen und legte durch dieſen Entſchluß den Keim zu ſeinem und der Seinigen Untergang und allen dieſem folgenden Greueln und Unthaten, die ſein ſchönes Land zerſtörten.

So erzählte mir mein alter Mercier, und ich erzähle weder gläubig noch ungläubig ihm nach. Mag Wahrheit und Dichtung hier vermiſcht ſein, ich unternehme es nicht darüber zu entſcheiden; nur allein dem, was er von der bei dieſer Gelegenheit ihm aufgedrungenen Rolle mir ſagte, ſchenke ich unbedingten Glauben im feſten Vertrauen auf ſeinen offnen, jeder abſichtlichen Verfälſchung der Wahrheit unfähigen Sinn.

Eines der dreihundert Mitglieder des an die Stelle der ehemaligen Akademie getretenen Inſtituts für Kunſt und Wiſſenſchaft zu werden, iſt bekanntlich der wärmſte Wunſch, es zu ſein, der Stolz aller Gelehrten und Künſtler in Frankreich. Letzteres war Merciers Fall, und das anerkannt Ehrenvolle dieſer Stellung, die neben einer nicht ganz unbedeutenden lebenslänglichen Penſion damit verknüpften Vortheile, mögen dieſer kleinen Schwachheit, wenn es eine iſt, gar wohl zur Entſchuldigung dienen.

An einem Tage, an welchem eben keine akademiſche Sitzung war, führte Mercier mich in den Louvre, um mir wenigſtens den Schauplatz der höchſten literairiſchen Ehre, zu der er gelangt war, zu zeigen; denn die Einlaßkarten zu der nächſten öffentlichen Verſammlung des Inſtituts, deren faſt alle Monate Eine gehalten wird, hatte ich unter einem glücklich gefundenen Vorwande auszuſchlagen gewußt. Die Anzahl der Damen, die bei ſolchen Gelegenheiten ſich hier einfinden, iſt freilich eben ſo groß als brillant; ſie hören dann endloſe Vorleſungen und Reden an, von denen ſie meiſtens wenig verſtehen, was ſie aber nicht abhält, davon entzückt zu ſein; mir aber dünkte ein ſolcher Hochgenuß etwas langweilig, und ſo war ich froh, mich deſſen überhoben zu ſehen.

Der große Verſammlungsſaal kam mir etwas düſter vor, was aber von der ziemlich veralteten innern Einrichtung deſſelben herrühren mogte, die noch aus dem Zeitalter Ludwigs XV. zu ſtammen ſchien. Uebrigens fehlt es hier den Herren weder an gut gepolſterten und bequemen Armſeſſeln, noch an Schreibepulten nebſt allem Zubehör, und Alles rings umher ſah recht gemächlich gelehrt aus. Die nicht ſehr große Bibliothek des Inſtituts ſtößt an den Verſammlungsſaal und an dieſen einige Zimmer, in welchen Modelle aufgeſtellt ſind, welche wahrſcheinlich in denſelben zur Prüfung vorgelegt wurden. Eins derſelben war mit architektoniſchen Modellen angefüllt; die von der unſrigen ~~nicht~~ ganz abweichende Bauart der Alten, die ohne Mörtel und Kitt felſenfeſte Mauern aufführten, wurde mir hier recht anſchaulich demonſtrirt. Keiner der Bauſteine hatte eine regelmäßige Form, alle waren voll Zacken und Spitzen und Vertiefungen, die genau in einander gefügt wurden, ſo daß eins das andere halten und tragen mußte, wodurch das Ganze eine unverwüſtliche Dauer erhielt, zu der es keines andern Bindemittels bedurfte. Hier wurde mir auch, als eine Frauen beſonders intereſſirende Seltenheit, eine viertauſendjährige Tunika gezeigt, die in Aegypten in einer feſt verſchloſſenen Höhle gefunden worden war. Das Gewand war von ſehr feinem geköperten wollenen Zeuge mit recht zierlichen Stickereien nach einem geſchmackvollen Muſter geſchmückt; der Schnitt deſſelben war ſehr einfach, faſt wie ein gewöhnliches Frauenhemd.

In einem andern Zimmer waren eine Menge Modelle hydrauliſcher Werke aufgeſtellt, Schleuſen, Waſſerleitungen, Brücken, Mühlen und dergleichen. Intereſſanter als dieſe, von denen ich wenig verſtand, waren für mich die Modelle aller Fahrzeuge, welche der verwegne menſchliche Sinn jemals erfand, um, gegen Sturm und Wogen ankämpfend, von Küſte zu Küſte, von Land zu Land ſich tragen zu laſſen. Jede einzelne Art derſelben, aus allen Ländern, Zonen und Zeiten ſah ich hier bis in die kleinſten Einzelheiten auf das pünktlichſte nachgeahmt, vom einfachſten Kanot des Wilden bis hinauf zu dem ungeheuren Kriegsſchiff, das eine kleine Welt im Innern birgt. Sogar der Bucentaur des ehemaligen Dogen von Venedig war nicht vergeſſen. Seeleute, welche oft dieſe Sammlung mit großer Aufmerkſamkeit betrachteten, haben an allen dieſen zahlreichen Fahrzeugen aller Art nie den kleinſten Mangel entdeckt und konnten die Pünktlichkeit nicht genug bewundern, mit der auch das unbedeutendſte Stückchen Holz, das kleinſte Seil nicht überſehen worden iſt.

Mercier war in dem ältern Theile des Louvre, wohin nur ſelten der Fuß eines Fremden ſich verirrt, ſo bekannt, als wäre er Jahre lang der Kaſtellan deſſelben geweſen. Er führte mich über Treppen und Treppchen, durch weite Korridore und enge Gänge, wußte überall auf den Schauplatz irgend eines merkwürdigen Ereigniſſes mich aufmerkſam zu machen, und ſo geriethen wir endlich auch in das Schlafzimmer Heinrichs IV., ein hohes düſteres Gemach, das wohl ſchwerlich ein regierender Herr unſerer Zeit ſich dazu wählen würde. Es hat nur ein einziges Fenſter, welches durchaus keine nur einigermaßen angenehme Ausſicht gewährt. Die dunkeln gewebten Tapeten, die mit ſchwerfälligem Schnitzwerk überladene Baluſtrade, hinter welcher das Bett auf einer Eſtrade ſtand, ſind noch dieſelben, wie ſie zu des guten Königs Zeiten waren; auch die verborgene Thür, welche über eine kleine ſteile Treppe ihn in die Zimmer der ſchönen Gabriele führte.

Unter der großen Haupttreppe zeigte mir Mercier ein kleines dunkeles Behältniß, das zum Aufbewahren des Brennholzes diente. Hierher wurde, gleich nach Ravaillac's Unthat, Heinrichs IV. blutige Leiche im eigentlichſten Sinne des Wortes hingeworfen, ſagte Mercier; vier und zwanzig Stunden vergingen, ehe die Königin Maria von Medicis ſich entſchloß, dem ermordeten Gemahl einen anſtändigeren Platz anweiſen zu laſſen, der unter ſolchen Umſtänden der Leiche des erſchlagenen Bettlers nicht verſagt wird.

Wie wunderbar wechſelt das Geſchick der Herrſcher hier auf Erden! dachte ich ſtill und blickte nach der nahen Stätte, wo Ludwigs XVI. blutiges Haupt unter dem Henkersbeile fiel, und ſah dann wieder ſchaudernd hinauf nach dem Fenſter, aus welchem Karl IX. in wilder, wahnſinniger Luſt auf ſeine Unterthanen ſchoß!

Auch zu den Gobbelins führte mich Mercier eines Morgens. Dieſe in ihrer Art einzige Fabrik war damals in voller Thätigkeit, um den vielen Beſtellungen Bonaparte's zu genügen, und arbeitete ſchöner als je. Zwar nicht in Hinſicht auf den Kunſtwerth der Gemälde, die hier auf wirklich unbegreifliche Weiſe täuſchend nachgebildet werden; unſere Zeit hat keinen Raphael mehr, der die Kartons liefern könnte, aber das Kolorit hat an Natürlichkeit und ſanfter Verſchmelzung der Farben in der neueſten Zeit unendlich gewonnen, und die halbfertigen Arbeiten, die ich hier im Entſtehen ſah, ſind bei weitem nicht ſo buntſcheckig aus ſo ſchreiend kontraſtirenden Farben zuſammengeſetzt, wie es bei der Mehrzahl der Farben der Fall iſt. Ich ſah unter andern das ſehr ähnliche Portrait des Grafen Rumfort hier im Werden, und ſtaunte über die Kunſt, mit welcher der Weber hervorbringt, was ſonſt nur die kunſtfertige

Hand eines ausgezeichneten Malers vermöchte, ohne das Nachdunkeln der Farben, oder ähnliche Nachtheile fürchten zu laſſen, die mit der Zeit jedem Oelgemälde den Untergang drohen.

Wie dauerhaft dieſe Farben ſind, wenn nur für ihre Erhaltung einigermaßen Sorge getragen wird, bewies mir eine ungeheuer große Darſtellung einer Scene aus Racine's Trauerſpiel, Athalia, welche im oberen Stocke des Gebäudes uns vorgezeigt ward. Siebenzig Jahre waren ſeit Vollendung dieſes Gewebes vergangen, und noch leuchteten die Farben ſo friſch, als wäre es erſt geſtern vom Webeſtuhl heruntergenommen. Ueberhaupt kann ich die Lebhaftigkeit und Pracht derſelben und die unbegreifliche Art, wie ſie in faſt unſichtbaren Uebergängen in einander verſchmelzen, nur mit den Meiſterwerken der alten Maler aus den niederrheiniſchen Schulen vergleichen. Im nämlichen Saale ſah ich mehrere der neuern vollendeten Erzeugniſſe dieſer Anſtalt; eine wirklich ſehr ſchöne Landſchaft, ein unbeſchreiblich liebliches, aus Blumen und Früchten zuſammen geſetztes Stück, friſch und blühend, daß man den Duft der Blumen einzuathmen glaubte; mehrere Darſtellungen aus der früheren Geſchichte Frankreichs, franzöſiſchen Meiſtern nachgebildet; z. B. der Tod des Admirals Coligny, Alles auf das Vollkommenſte ausgeführt, mit ſo täuſchender Wahrheit dem Pinſel nachgebildet, daß es auch dem ſchärfſten Auge ganz in der Nähe faſt unmöglich wird, dieſe Bilder, denn Gemälde darf ich ſie doch nicht nennen, für das zu erkennen, was ſie eigentlich ſind.

Die pünktliche Treue, mit welcher hier auf ganz mechaniſchem Wege kopirt wird, ſollte man bei der großen Koſtſpieligkeit der Erzeugniſſe dieſer Fabrik eigentlich nur auf die höchſten Meiſterwerke der bildenden Kunſt anwenden, die von ihnen an Dauerhaftigkeit unendlich übertroffen werden, damit wenigſtens eine Idee von dem, was Jene geweſen, kommenden Jahrhunderten aufbewahrt werde.

Lange ſtand ich noch unten neben den Arbeitern und ſah ihrem Verfahren beim Weben zu; aber was ich ſah, blieb mir ſo unbegreiflich, als wäre Zauberei damit im Spiele. Der Webeſtuhl ſteht aufrecht, ſenkrecht ſteil aufgeſtellt vor dem Arbeiter, denn eine Art Webeſtuhl iſt es doch, obgleich die Einrichtung deſſelben von der gewöhnlichen ſehr verſchieden iſt. Die Fäden des Einſchlags, von feiner weißer Wolle, vielleicht auch von Kameelgarn, ſind wie gewöhnlich eingeſpannt, und die vorher durch Oelpapier ſorgfältig nachgezeichneten Umriſſe des zu kopirenden Gemäldes ſind mit feſter, aber wie es ſich von ſelbſt verſteht, ſehr leichter Hand auf dieſen Fäden angegeben. Die zahlloſen Nüancen der farbigen Wolle ſind nicht auf Weberſchiffchen, ſondern auf leichte Klöppel gewunden, denen ähnlich, deren die Spitzenklöpplerinnen ſich bedienen, auch werden die Fäden des Einſchlags nicht durch den gewöhnlichen Mechanismus beim Weben aus einandergebracht, um die Navette, oder hier die Klöppel, durchzulaſſen. Jeder Faden iſt mit einer daran befeſtigten Schlinge oder Oeſe von gröberer Wolle verſehen, vermittelſt welcher der Arbeiter den einzelnen Faden, welchen er eben braucht mit der linken Hand an ſich zieht, während er mit der Rechten den farbigen Faden hindurch ſchlingt. Daß das Gemälde, welches kopirt wird, hinter dem Arbeiter ſteht, und daß er ſelbſt nur die ſehr verworren durch einander laufende Rückſeite ſeiner Schöpfung erblicken kann, iſt allbekannt, vermehrte aber doch mein Erſtaunen über dieſe unbegreifliche Erfindung, als ich es mit eigenen Augen ſah.

Wie fangen dieſe Leute es an, immer den Klöppel mit der erforderlichen Farbe zu ergreifen, da ſie doch augenblicklich nichts vor ſich haben, das ihnen dabei zur Richtſchnur dienen könnte? Dieſes muß

Jedem unbegreiflich bleiben, der nicht in die Geheimniſſe dieſer Kunſt eingeweiht, um die wahrſcheinlich nur diejenigen wiſſen, welchen die Leitung dieſer merkwürdigen Manufaktur anvertraut iſt. Gewiß wird Alles nach künſtlich berechneten mechaniſchen Regeln und Vorrichtungen hier betrieben, die aber kein fremdes Auge durchſchauen kann. Sogar die gewöhnlichen Weber in der Fabrik kennen ſie nicht, ſie arbeiten, wie ihnen vorgeſchrieben iſt, und wiſſen eben ſo wenig, was ſie thun, als ſie während der Arbeit das Reſultat ihrer Bemühung erblicken können.

Ein alter Mann, der mir als der Geſchickteſte unter ihnen bezeichnet wurde, und an den ich mit meinen Fragen mich wandte, wollte ſich freilich gegen mich das Anſehen geben, als kopire er mit ſeinen wollenen Fäden, wie der Maler mit ſeinen Farben; doch die Unmöglichkeit davon iſt augenſcheinlich. Nicht nur, weil dieſe Leute ihre eigene Arbeit nicht ſehen und auch nicht das Original, das ſie nachahmen ſollen; es iſt ihnen auch einerlei, ob ſie es der Länge oder der Breite nach kopiren, die ſchmälſte Seite des Gewebes macht immer die Breite des Gewebes aus, und Köpfe und Geſtalten auf hiſtoriſchen aus mehreren Figuren zuſammengeſetzten Gemälden, die mehr breit als hoch ſind, werden immer, ohne auf ihre Stellung

Rückſicht zu nehmen, kopirt: welcher Maler könnte auf dieſe Weiſe arbeiten?

Oft weben an einem großen Bilde drei bis vier Perſonen zu gleicher Zeit, aber die Arbeit geht doch, bei der unendlichen Feinheit der Fäden, nur ſehr langſam vorwärts. Daß ein Arbeiter hier, wie bei jeder andern Fabrik, zu einem höhern Grade von Geſchicklichkeit und Vollendung gelangt, wird Niemand ableugnen wollen, aber ich bin feſt überzeugt, daß auch der Beſte unter ihnen nicht im Stande wäre, im Auslande eine ähnliche Fabrik einzurichten.

Die öffentlichen Uebungen in dem Taubſtummen-Inſtitute des Abbé Sikard, welche faſt alle Monate Statt haben, gewährten mir einen ſehr intereſſanten Morgen. Mit den dazu unentbehrlichen Einlaßkarten verſehen, fuhren wir, um uns gute Plätze zu ſichern, ſchon um zehn Uhr hin; denn der Zudrang der Schauluſtigen iſt bei ſolchen Gelegenheiten in Paris ſehr groß, und das weder ſehr geräumige noch brillante Lokal des guten Sikard wird ſehr leicht überfüllt.

Dieſesmal aber waren wir doch zu früh gekommen; der Verſammlungsſaal war noch verſchloſſen, wir mußten ziemlich lange in den Korridors und im Vorhauſe herumſpazieren, um das Oeffnen deſſelben zu erwarten; aber es reuete uns nicht; wir gewannen dadurch die uns ſonſt wohl nicht gewordene Gelegenheit, die Zöglinge des Inſtituts ganz zwanglos ſich bewegen zu ſehen; ſie in ihrem gewohnten Thun und Treiben zu beobachten, und uns durch den Augenſchein zu überzeugen, daß ſie nicht bloß für die äußere Repräſentation abgerichtet, ſondern für das wirkliche Leben, ſoviel ihr Unglück dieſes erlaubt, hier gebildet werden.

Unhörbar leiſe, wie kleine Elfen, friſch, in blühender Geſundheit, munter wie der Vogel auf den Zweigen, kamen aus allen Ecken eine bedeutende Anzahl jener unglücklichen Kinder herbei, deren trübes Loos hier, ſo viel dieſes möglich iſt, gemildert wird, ſie ſahen aber nichts weniger als unglücklich aus.

Es war ein ſonderbarer, halb wehmüthiger, halb tröſtender Anblick. Die kleinen Mädchen ſonderten von den Knaben ſich von ſelbſt ab, viele unter ihnen zeichneten durch ein ſehr angenehmes Aeußere ſich aus. Arm in Arm gingen ſie, recht zierlich nach Mädchenart in kleine Gruppen getheilt, auf und ab und hatten einander wundérviel zu ſagen und zu erzählen, wie es ſchien; denn Köpfchen, Augen und

Fingerchen waren in unaufhörlicher lebhafter Bewegung.

Unter den Knaben ging es ſchon etwas luſtiger zu. Dieſe trieben nach Knabenart unter ſich ihr Weſen, jagten ſich herum, neckten, ſtritten ſich und verſöhnten ſich wieder, und das Alles ohne auch nur einen Laut von ſich zu geben; da ſie nicht hören, ſo fühlten ſie wahrſcheinlich nicht wie andere Kinder das Bedürfniß zu jauchzen und ſich auszuſchreien. Der Diskurs unter ihnen wurde indeſſen nicht minder lebhaft und ununterbrochen geführt, als von den Mädchen, und auf die nämliche Weiſe. Oft ſprachen drei und vier zugleich und verſtanden ſich dennoch recht gut; ſie ſchienen den ihnen mangelnden Sinn und das Vermögen, reden zu können, gar nicht zu vermiſſen. Der Eindruck aber, den dieſe lautloſe Stille bei ſo viel äußerer lebendiger Bewegung auf uns machte, läßt ſich gar nicht beſchreiben. Man meinte faſt ſelbſt taub geworden zu ſein, indem man in dieſes bewegte Treiben hineinblickte, ohne nur einen Ton des ſonſt nicht zu trennenden Lärmens ſo vieler Kinderſtimmen zu hören.

Der Saal wurde geöffnet; kaum daß wir in der vorderen Reihe unſere Plätze eingenommen hatten, ſo war er auch dermaßen mit Zuſchauern überfüllt, daß im eigentlichſten Sinne des Sprichworts kein Apfel mehr hätte zur Erde fallen können. Eine ſehr wohlgekleidete Frau, welche ein auffallend ſchönes, ungefähr neun Jahre altes Mädchen an der Hand hielt, wurde auf den Platz neben mir geführt; ſie ſchob das Kind zwiſchen uns Beide ein und bald entdeckte ich, daß auch dieſes kleine, unbeſchreiblich anmuthige Weſen zu der Zahl jener Unglücklichen gehöre, die hier unter der Leitung ihres edlen Lehrers erſt zum wirklichen menſchlichen Daſein erwachen.

Das Kind ſowohl als ſeine Begleiterin ſchienen den höher gebildeten Ständen anzugehören. Noch hatte die Kleine in ihrem traurigen Zuſtande keinen andern Unterricht erhalten, als den die Liebe der Ihrigen für ſie zu erfinden und ihr zu gewähren vermochte. Man hatte wahrſcheinlich mit der Idee, ſie Sikards Leitung anzuvertrauen, an dieſem Morgen ſie zum erſtenmal hierhergeführt, um den Eindruck zu beobachten, den der Anblick und das Benehmen ſo vieler jungen Unglücksgefährten auf ſie machen würde. Aber aus ihren großen dunkeln Augen blitzte ſo viel geiſtige Anlage, ſie ſchien ſchon auf einer ſolchen Stufe von Bildung zu ſtehen, zeigte ſo viel Intelligenz und Empfänglichkeit für alle äußeren Eindrücke, daß ſie gewiß jetzt, wenn ſie noch lebt, unter Sikards Leitung dahin gediehen iſt, ihren Platz in der Welt zu ihrer und der Ihrigen Zufriedenheit auszufüllen, und nicht in Dumpfheit und Trübſinn ihr Leben verſchmachten zu müſſen.

Durch den vieljährigen Umgang mit einer ſehr geiſtreichen, aber in ihrem zwanzigſten Jahre ſtocktaub gewordenen Verwandtin, hatte ich und meine Geſchwiſter von Kindheit auf eine Art von Zeichenſprache erlernt, zum Theil auch erfunden, durch die wir auf eine für Fremde unbegreifliche Weiſe uns mit dieſer Frau verſtändigten. Jetzt erinnerte ich mich der alten Künſte wieder, ich verſuchte mit meiner kleinen taubſtummen Nachbarin auf die nämliche Weiſe, wie ich vor Zeiten mit meiner Tante mich verſtändigt, ein Geſpräch anzuknüpfen; zu meiner großen Freude verſtand auch ſie mich; ſie antwortete auf ihre Art durch Zeichen und Geberden, deren Sinn ich errieth. Mit rührender Zutraulichkeit und vor Freude ſtrahlenden Augen wendete die arme Kleine nun bei Allem, was ſie von den Vorgängen um uns her wiſſen wollte, ſich an mich, und eine Art ſtummer Converſation kam zwiſchen uns zu Stande, die uns Beide gleich lebhaft intereſſirte.

Nach elf Uhr erſchien der Abbé Sikard, eine große Anzahl taubſtummer Kinder beiderlei Geſchlechts folgte ihm; Maſſieu, ſein Zögling, Freund und Gehülfe, war ihm zur Seite. Das Aeußere des guten alten Abbé machte auf den erſten Anblick einen nichts weniger als angenehmen Eindruck, der nur allmälig ſich verlor. Die Natur war von jeher bei der Bildung ſeiner Geſtalt und ſeiner Züge etwas ſtiefmütterlich mit ihm verfahren, die Zeit hatte ihn nicht verſchönern können, und nun hatte er noch obendrein bei dem vieljährigen ununterbrochenen Umgang mit ſeinen Taubſtummen ſich gewöhnt, jedes Wort, das er ſprach, mit gewiſſen, ausdrucksvoll ſein ſollenden Mienen zu begleiten, die allmälig zur Grimaſſe wurden, ſeine Züge bleibend verzerrten und ihn wirklich zur Karrikatur umbildeten.

Im auffallendſten Kontraſt mit ihm ſtand ſein ſchöner junger Freund Maſſieu neben ihm; groß und edel von Geſtalt, beſcheiden, doch würdevoll, gleich einer Erſcheinung aus einer andern Welt. Ein beredteres Auge, ausdrucksvollere Züge, in denen der reinſte Seelenadel ſich ausſpricht, als die dieſes Taubſtummen, kann es nicht geben; nie habe ich an einem lebenden Menſchen ein ſo rein griechiſches Profil geſehen, wo die hohe edle Stirn den Uebergang zu der feingeformten Naſe über den Augen nur durch eine unmerklich ſanfte Biegung andeutet, wie bei dieſem durchaus ſchönen Kopf. Und wie herrlich entſpricht die reine edle Seele dieſes Mannes der ſchönen Hülle, die ſie bewohnt und belebt.

Liebe, die heißeſte, innigſte Liebe zu ſeinem Lehrer Sikard, deſſen Stütze er geworden, iſt der Grundton ſeines Weſens; dies Gefühl ſpricht in jedem ſeiner Blicke, jeder ſeiner Bewegungen ſich aus. Ihm widmet er ſein ganzes Leben, und Sikard geſteht ſelbſt, daß er ſeiner Hülfe unendlich viel verdanke. Nächſt dieſem hängt Maſſieu's Herz mit unendlichem Mitleid an ſeinen Unglücksgefährten. Was er für dieſe mit gewiß großer Aufopferung ſeiner Selbſt Alles thut, läßt kaum in Worte ſich faſſen, wie er weder Mühe noch Geduld ſcheut, um den armen gefeſſelten Geiſt dieſer Bedauernswerthen dem Dunkel zu entreißen, das ihn umhüllt. Alle Zöglinge Sikards werden bei ihrem Eintritt in das Inſtitut zuerſt Maſſieu übergeben, und immer findet dieſer, freilich mit unendlicher Mühe und Geduld, Mittel und Wege, ſich mit ihnen zu verſtändigen, ſich Einfluß auf ſie zu erwerben. Auch die wildeſten weiß er am Ende menſchlicher zu ſtimmen und ſie gewiſſermaßen zu der großen geiſtigen Umwandlung vorzubereiten, die mit ihnen vorgehen ſoll. Nur Liebe allein, keineswegs ſeine äußern Verhältniſſe, zwingen dieſen edlen Menſchen zu ſo beiſpielloſer Aufopferung. Maſſieu iſt nicht nur von ſehr gutem Herkommen, er iſt auch wohlhabend genug, um nach eigner Wahl ein ſo genußreiches Leben zu führen, als er bei der unglücklichen Mangelhaftigkeit ſeiner Sinne es nur könnte; er beſitzt ein jährliches Einkommen von zwölf- bis vierzehntauſend Franken. Aber Dankbarkeit, das Gedächtniß des Herzens, wie er dieſes Gefühl einſt ſo wahr als ſchön definirte, feſſelt ihn unaufhörlich an ſeinen Lehrer und Wohlthäter; ſich von dieſem und ſeinen Schützlingen zu trennen iſt ein Gedanke, den er gar nicht zu faſſen vermag.

Daß Maſſieu, als ſechzehn- oder achtzehnjähriger Jüngling, in jener furchtbaren Schreckenszeit, an welche die Welt noch mit Schaudern denkt, ſeinen geliebten Sikard aus dem Gefängniſſe rettete, wo das damals nichts verſchonende Eiſen der Guillotine ſchon über ihm hing, war einſt allbekannt; iſt jetzt wahrſcheinlich ſchon vergeſſen, und ſo darf ich mir wohl erlauben, hier wieder daran zu erinnern. Jedes Zeichen der Theilnahme an dem Geſchick eines als verdächtig Eingezogenen galt damals als Hochverrath an der Majeſtät des Volkes und zog unvermeidlichen Tod nach ſich; aber der arme taubſtumme Knabe hatte dennoch den Muth, mit einer von ihm ſelbſt verfaßten Bittſchrift um das Leben ſeines Wohlthäters ſich an jene Furchtbaren zu wenden, die damals als unbeſchränkte Richter über Leben und Tod zu entſcheiden hatten. Die ungekünſtelte Beredſamkeit eines dem gewohnten Gange der Welt völlig fremden Gemüths rührte jene Tiger, deren Ohr ſich noch nie der ſanften Bitte geöffnet hatte. Sikard ward frei und ſeinem wohlthätigen Berufe wieder gegeben.

Maſſieu's Bittſchrift wurde damals in mehreren öffentlichen Blättern mitgetheilt; jedes Wort derſelben, wie überhaupt jede ſeiner Aeußerungen, jede ſeiner Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen, trägt unverkennbar den Stempel der Wahrheit und des reinſten tiefſten Gefühls für Gut und Böſe, Recht und Unrecht; aber ſeine Art, dies Gefühl auszuſprechen, iſt höchſt ſonderbar und ganz ſo, wie nur ein ſo ganz einfaches Weſen ſie erfinden kann, deſſen Ideengang äußerſt beſchränkt ſein muß, weil es nie eine andere Sprache hört, als die ſeines eigenen reinen Herzens.

Ich habe nie Maſſieu im geſelligen Leben geſehen, aber von Perſonen, die Umgang mit ihm hatten, viel Intereſſantes von ihm vernommen. Alle waren ſeines Lobes voll und fanden nicht Worte genug, um ihre Bewunderung ſeiner unbeſchreiblichen Herzensgüte und ſeiner ausgezeichneten Geiſteseigenſchaften auszudrücken. Er iſt von Natur ſehr geſellig, und dabei fröhlichen heiteren Muthes, ohne eine Spur von Mißtrauen, das doch ſonſt den meiſten Tauben das Leben verkümmert. Er iſt in einigen Familien eingeführt, in deren Mitte er zuweilen die Abende zubringt als ein immer gern geſehener Gaſt, den Alle lieben und ehren. In einem dieſer Häuſer, das er vorzugsweiſe oft beſuchte, kamen einige junge Leute einſt auf den Einfall, ihn abſichtlich zu erzürnen, um zu ſehen, wie dieſe ſanfte, heitere Natur ſich dann zeigen würde. Die Converſation mit Maſſieu wurde in der Geſellſchaft gewöhnlich vermittelſt einer Schreibtafel geführt; ſeine übermüthigen jungen Freunde ſchrieben einige, das Andenken des Abbé L'Epée beleidigende Worte auf, ſeines erſten Lehrers und Wohlthäters, der ſeiner früheſten hülfloſen Kindheit ſich angenommen; aber ſie mußten gar bald die Ausführung dieſes Einfalls bereuen.

Sobald Maſſieu die frevelnden Worte geleſen, ging eine furchtbare Verwandlung mit ihm vor. Sein Haar ſträubte ſich ſichtlich empor, ſein dunkles

Auge ſchien Flammen zu ſprühen, ſein Geſicht, ſeine ganze Geſtalt nahm den Ausdruck unbezwinglicher Wuth an; er brach in ein entſetzliches, faſt thierartiges Geſchrei aus, und ward in dieſem Augenblicke ganz der Wilde, der er, ohne die Fürſorge und Pflege ſeiner Lehrer, vielleicht auf immer geworden wäre. Aber er faßte ſich wieder, mit zitternder Hand warf er einige kräftige Worte auf die Tafel hin, wie eben der gerechte Zorn ſeinem ſchwer beleidigten Gefühl ſie eingab, und eilte zum Zimmer hinaus. Alle eilten ihm nach, Bitten, Betheuerungen, daß man ſich nur einen, freilich gewagten Scherz mit ihm erlaubt habe, daß man weit entfernt ſei, es ſo übel zu meinen, als er es glaube, beſänftigten ihn allmälig wieder; er ließ ſich in das Zimmer zurückführen und ward wieder ſanft, freundlich und heiter, wie zuvor. Aber Niemand verlangte jemals wieder danach, ihn zürnend zu ſehen.

In der Rede, die Sikard gleich zu Anfange an die Verſammlung richtete, bemühte er ſich zuerſt, uns begreiflich zu machen, wie er mit den taubſtummen Kindern bei ihrem Eintritt in ſein Haus ſich zu verſtändigen ſuche, wie er und Maſſieu zu dieſem Zwecke ihre Mienen, ihre ſtummen Zeichen, ihr ganzes Benehmen mit der größten Aufmerkſamkeit oft viele Monate beobachten, ehe es ihnen gelingt, in der allmäligen Ausbildung der geiſtigen Anlagen dieſer Bedauernswerthen allmälig fortzuſchreiten, indem er in ihre Art von Pantomime eingeht, dieſe nachahmt, und ſo auf ihre eigene Weiſe ihnen deutlich zu werden ſucht. Iſt ihm dies einigermaßen gelungen, ſo geht er zum Unterricht mit Hülfe des Zeichenſtifts über. Um uns die Art, wie dieſes geſchieht, recht anſchaulich vorzuſtellen, zeigte Maſſieu den Kindern ein Meſſer, dann zeichnete er mit Kreide auf einer großen ſchwarzen Tafel die Kontour dieſes Meſſers hin; die Kinder gaben zu verſtehen, daß ſie in dieſer Zeichnung den Gegenſtand, den ſie vorſtellte, recht wohl erkannten. Jetzt ſchrieb Maſſieu in die Mitte der Zeichnung das Wort couteau hin, ließ die Kinder es genau anſehen, löſchte dann die Kontour aus, das geſchriebene Wort blieb allein ſtehen, und dieſe Uebung wird ſo oft wiederholt, bis die Kinder gelernt haben, im geſchriebenen Wort die Sache, die damit benannt wird, ſogleich wieder zu erkennen. Auf dieſe Weiſe lernen ſie die Benennung aller ſichtbaren Gegenſtände, die in ihren Bereich kommen, auf dieſe Weiſe lernen ſie ſchreiben, leſen und denken; welch ein mühſeliger Weg!

Doch dieſes iſt noch nicht genug; Gefühle laſſen nicht mit dem Zeichenſtift ſich ausdrücken, wenigſtens dieſen in ihrem Ideenkreiſe ſo ſehr beſchränkten Weſen nicht. Hier mußte Sikard wieder zur Mimik ſeine Zuflucht nehmen, und ſuchte durch ein anſchauliches Beiſpiel uns deutlich zu machen, wie dieſe ſchwere Aufgabe von ihm gelöſt werde.

Zwei Körbchen mit Obſt und Blumen wurden vor ihn hingeſtellt. Sikard ſuchte durch Mienen und Bewegung den Wunſch auszudrücken, das eine derſelben, welches ihm zur Rechten ſtand, zu beſitzen, und Maſſieu ſchrieb mit großen deutlichen Buchſtaben auf die Tafel: »vouloir.« Sikard wiederholte die vorige Pantomime mit größerer Lebhaftigkeit, und Maſſieu ſchrieb: »vouloir vouloir.« Sikard ſuchte den vorigen Ausdruck noch zu verſtärken, Maſſieu ſchrieb dreimal vouloir. Der gute Sikard ſtrengte ſich nun auf das gewaltſamſte an, um den heftigſten und leidenſchaftlichſten Wunſch nach dem Beſitz jenes Körbchens auszudrücken. Es war ein wirklich widerwärtiger Anblick, den nur der Gedanke an die ihm zu Grunde liegende gute Abſicht erträglich machen konnte; die ohnehin nicht angenehmen Züge ſeines Geſichts verzogen ſich dabei zur gräßlichen Karrikatur; Maſſieu ließ ſich dadurch nicht irre machen, und ſchrieb ſein »vouloir« viermal nach einander auf die Tafel.

Das war nun die Taubſtummenſprache, wie Sikard es nannte; Maſſieu mußte den Sinn aller dieſer vouloirs ins Franzöſiſche überſetzen, und nun ſtand das Ganze folgendermaßen auf der Tafel.

Taubſtummen-Sprache	Franzöſiſch.
vouloir	vouloir.
vouloir vouloir	aimer.
vouloir vouloir vouloir	désirer.
vouloir vouloir vouloir vouloir	s'impatienter.

So lehren Sikard und Maſſieu die Kinder die vorgeſchriebene Form und die Bedeutung aller das Sichtbare andeutenden Worte kennen, auf dieſe nämliche Weiſe gehen ſie, ſo viel dieſes möglich iſt, alle Gefühle mit ihnen durch, lehren ſie nicht nur leſen, ſchreiben und denken, ſondern auch Recht vom Unrecht unterſcheiden. Daß der Ideenkreis dieſer Kinder dabei ſehr einfach bleiben muß, daß der Gang ihrer Gedanken von dem unſrigen ſich himmelweit unterſcheidet, iſt wohl natürlich. Eigentlich lernen ſie nicht vielerlei, aber was ſie gelernt haben, wiſſen ſie auch recht gründlich; weil ſie nichts lernen können, was ſie nicht auch begreifen, und vom bloßen Nachbeten bei ihnen nicht die Rede ſein kann.

Dieſer Theil von Sikards Unterricht ſchien mir bei weitem der intereſſanteſte. Er erklärte uns noch unter Anderm, wie er es anfängt, die Kinder das Alphabet zu lehren; dann führte er ein außerordentlich hübſches, recht freundlich lächelndes Mädchen von etwa zwölf Jahren vor, die er gelehrt hatte, die Buchſtaben auszuſprechen. Er faßte beide Hände der Kleinen, die ihm unbefangen ſtarr ins Geſicht ſah. Nun machte er mit dem Munde die Bewegung, als ob er B ſage, das Kind ahmte ihm nach und ſagte deutlich B. Nun drückte er ihre Hand, und die Kleine ſagte P. So ging es mit D und T und mehreren Buchſtaben, die er ſie ausſprechen ließ. Der ſonderbare Ton ihrer Stimme war eigentlich unangenehm, und glich mehr dem eines Papageien oder einer zum Sprechen abgerichteten Elſter, als der eines Kindes. Das Ganze kam mir wie eine zweckloſe Spielerei vor, fand aber überlauten Beifall.

Auch die Uebungen, die er mit mehreren ſeiner Zöglinge ſpäterhin vornahm, ſchienen mir mehr auf die Unterhaltung ſeiner Zuſchauer, als auf wirkliche Belehrung berechnet. Sie gingen offenbar nur darauf aus, ſein Inſtitut im glänzendſten Lichte zu zeigen. Aber in Paris iſt dergleichen nicht zu umgehen, und die kleinen Charlatanerien, zu denen Sikard von Zeit zu Zeit ſich herablaſſen mußte, um das Intereſſe des Publikums warm zu erhalten, waren gewiß nicht das kleinſte Opfer, das er dem wohlthätigen Zwecke brachte, dem er ſein ganzes Leben geweiht hatte.

Niemand aber bezeugte bei allen dieſen Verhandlungen ſich aufmerkſamer und theilnehmender, als meine kleine Taubſtumme neben mir. Ihre ganze Seele war in ihren Augen; keine Bewegung ihrer jungen Unglücksgefährten entging ihr, manche ahmte ſie, ſich ſelbſt unbewußt, nach; auch ſchien es mir, als ob ſie, zwar nicht die jenen gelehrte Fingerſprache, aber doch Manches von dem recht gut begreife und verſtünde, was ſie unter ſich durch Mienen und Zeichen verhandelten. Die Mädchen ihres Alters, die Sikard zuweilen hervorzog, um ihre kleinen Künſte zu zeigen, intereſſirten ſie vor Allem. Oft zupfte ſie mich am Arm und fragte mich mit Blicken und Zeichen, indem ſie auf Einzelne unter denſelben hindeutete, ob dieſe auch taubſtumm wären, und auf meine bejahende Antwort glänzte die höchſte Verwunderung aus ihren beredten Augen, und ein wirklich ſeliges Lächeln verklärte das liebliche Geſichtchen.

Maſſieu war wenig von ihr beachtet worden, ſie hielt ihn vermuthlich nicht für das, was er war, bis irgend etwas, ich weiß nicht wie, ſie auf den Gedanken brachte, es könne vielleicht ein Taubſtummer ſein. Lange haftete jetzt ihr Auge auf ihm allein, dann faßte ſie mit beiden Händchen meinen Arm und fragte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, ob auch Dieſer weder hören noch ſprechen könnte. Ich antwortete bejahend, aber ſie mochte wohl glauben, ich habe ihre Frage nicht verſtanden; ſie wiederholte ſie mit auffallender Heftigkeit in Mienen und Geberden; ich antwortete ihr wie zuvor.

Eine Ahnung von Unwahrheit oder Verſpottung ſchien in ihrem umdüſterten Gemüth ſich zu regen, Thränen ſtiegen ihr ins Auge, ſie beugte ſich weit vor, faßte heftig meine beiden Hände, und ſah halb bittend, halb zürnend mir feſten Blicks ins Geſicht. Ich ſuchte durch Zeichen ihr begreiflich zu machen, daß ich ſie recht wohl verſtanden habe, legte wie betheuernd die Hand auf die Bruſt und verſicherte ſie in der unter uns ſchon ziemlich in Gang gebrachten Zeichenſprache, daß Maſſieu eben ſo wenig hören und ſprechen könne, als ſie und die Uebrigen alle.

Der Eindruck, den dieſes auf ſie machte, war eben ſo auffallend als groß. Mit der Geberde des höchſten Erſtaunens ſchlug ſie ihre beiden kleinen Händchen zuſammen, ſprang von ihrem Sitze auf und machte Miene, von der Eſtrade, auf welcher wir ſaßen, herunter zu ſpringen und zu dem Abbé hinüberlaufen zu wollen. Ich und ihre Begleiterin vermochten kaum ſie wieder zur Ruhe zu bringen. Doch von nun an ſaß ſie wie zur Bildſäule erſtarrt da, verwandte keinen Blick mehr von Maſſieu, und nur ihr ſprechendes Auge und die ſehr beweglichen ausdrucksvollen Züge ihres Geſichts deuteten die rege Theilnahme an, die ſie ganz in Anſpruch nahm, ſo daß ſie auch mich darüber zu vergeſſen ſchien. Ein Strahl des Lichts war in ihre junge, noch mit Dunkel und Dumpfheit kämpfende Seele blendend gefallen; wortloſe Hoffnungen, Ahnungen und Wünſche waren in ihr erwacht und laſteten in dieſem erſten Augenblick wie ein ſchwerer Traum auf einem Halberwachten betäubend auf ihr.

Leider konnte ich das Ende der Verſammlung nicht abwarten. Die Hitze, die durch die im engen Raum zuſammengepreßte Menge von Menſchen im hohen Grade verdorbene Luft zwangen mich wider meinen Willen, das Freie zu ſuchen. Auch vernahm ich, daß dieſe Verſammlungen oft vier bis fünf

Stunden währen, viel zu lange, um nicht, ſelbſt beim beſten Willen, die Aufmerkſamkeit, welche dieſe wohlthätige Anſtalt verdient, zu ermüden.

Seit fünf oder ſechs Jahren war auch der Wilde von Arveicon Sikards und Maſſieu's Pflege und Fürſorge übergeben. So nannte man einen Knaben, der in jener Zeit, anſcheinend in einem Alter von neun Jahren, in den dortigen Wäldern gefunden worden war. Ein fürchterliches Schickſal muß in früheſter Kindheit ihn von ſeinen Eltern getrennt, vielleicht dieſe getödtet haben, und ein unbegreifliches Wunder hat ihn lebend erhalten. Allein in der öden Wildniß, ohne Pflege, ohne Bedeckung, ohne ein ſchützendes Obdach, der Wuth der Elemente und dem Wechſel der Jahreszeiten preisgegeben, wuchs er auf, wie die Thiere des Waldes. So fand man den Armen, aber keine Spur, die nur ganz von fern andeuten könnte, wem er angehört. Vielleicht mußten ſeine Eltern in den ſchrecklichen Tagen der Revolution die Flucht ergreifen, vielleicht hat ſeine unglückliche Mutter ihn in jenen Wäldern geboren und darüber das Leben verloren. Die Nachricht von ſeinem Auffinden wurde in Frankreich allgemein bekannt, aber Niemand, dem er angehören könnte, meldete ſich. Die Seinigen ſind wahrſcheinlich alle zu Grunde gegangen, denn wie viele Familien in Frankreich ſind in jener fürchterlichen Zeit ſpurlos verſchwunden, von denen man nie wieder etwas gehört hat!

Sikard und Maſſieu haben ſich unendliche Mühe mit dem unglücklichen Knaben gegeben, doch leider ohne allen Erfolg. Seine körperliche Kraft iſt übermenſchlich, aber kein Funke eines geiſtigen Daſeins läßt ſich in ihm erwecken; er iſt und bleibt in einem thierähnlichen Zuſtande, der auf keine Weiſe ſich vermenſchlichen läßt. Der Zutritt zu ihm wurde uns, wie allen Anderen, verſagt, auch muß ſein Anblick beides, ſchrecklich und demüthigend zugleich, ſein. Was iſt der Menſch, wenn er fern von menſchlicher Geſellſchaft ſich ſelbſt überlaſſen bleibt! Wie tief ſteht der Neugeborne in ſeinem natürlichen Zuſtande unter dem Thiere, zu deſſen Gebieter er ſich hinaufſchwingt!

Ich konnte mich von der Ueberzeugung nicht losmachen, daß Beide, Sikard und Maſſieu, zu dem Bedauernswürdigſten gezählt werden dürfen, was Paris damals umſchloß. Welche Ausdauer, welche Geduld, welche Anſtrengung ihrer moraliſchen und phyſiſchen Kraft gehörte nicht dazu, um auf dem mühevollen Wege, den ſie ſich gewählt hatten, ohne Wanken fortzuſchreiten!

Jeden Genuß ihres Lebens, dieſes Leben ſelbſt, opfern ſie im Dienſte des Unglücks willig auf, ohne damit groß zu thun oder auch nur Dank dafür zu fordern.

Lange, nachdem ich Sikard und ſein Inſtitut nicht mehr ſah, hat das Beſtreben, zu ergründen, auf welche Weiſe dieſe Taubſtummen ihre Gedanken bilden mögen, mich faſt quälend beſchäftigt. Worte haben ſie eigentlich nicht, ſelbſt der allen Anderen weit vorangeſchrittene Maſſieu hat keine, ihm und ihnen Allen ſind nur die conventionellen Zeichen der Worte, welche dieſelben dem Auge andeuten, bekannt. Sie können ihre Gedanken innerlich nicht in Worte bilden, denn ſie haben keine Idee von der Art, wie man ſie ausſpricht, was Ton und Klang iſt, wiſſen ſie nicht, ſie haben nicht einmal eine deutliche Vorſtellung davon, was hören und ſprechen eigentlich ſei, ſo wie der Blindgeborene nicht weiß, was Sehen eigentlich iſt. An Andern werden ſie zwar die Wirkung des Sprechens und Hörens gewahr, aber auf welche Weiſe dieſe entſteht, können ſie unmöglich ſich vorſtellen. Aber mitten in der Verwirrung, in welche die mir unmöglich ſcheinende Löſung dieſes Räthſels mich verſetzt, fühle ich den Begriff von unſerm innern geiſtigen Weſen unendlich erhoben, das dieſer Vervollkommnung fähig iſt, ohne nur Sprache und Worte zu haben, die uns Anderen bei Allem, was wir erlernen, ſo mächtig forthelfen und unentbehrlich uns dünken.

Im Ganzen hatte der Anblick dieſer Kinder mich ſehr wehmüthig ergriffen, und doch auch wieder erfreulich, denn er beſtärkte mich in meiner Ueberzeugung, daß wir von Natur Alle gut ſind. Alle dieſe Kinder trugen den reinſten Ausdruck innerer Ruhe und treuherziger Gutmüthigkeit im Geſicht. Da war kein Zug zu erblicken, der Bosheit oder Tücke verrathen hätte. Und welch ein edles Weſen iſt Maſſieu! Ach die Welt, das geſchäftige Leben in ihr, in welchem Jeder nur dahin trachten muß, dem Andern den Rang abzulaufen, und was wir von Jugend auf ſehen und hören, verderben uns; ſonſt wären wir Alle dankbar, mild und arglos wie dieſe Armen! —

Mehrere Monate ſpäter, bei einem Beſuche des Erziehungsinſtitutes des würdigen Peſtalozzi in

Burgdorf, wenige Meilen hinter Bern, fühlte ich unvermuthet ſehr lebhaft an den Abbé Sikard und ſeine Erziehungsmethode mich erinnert.

Es war eben Jahrmarkt in Burgdorf; in dem Gaſthofe, in welchem wir abſtiegen, fanden wir auf Treppen und Vorplätzen ein faſt undurchdringliches Gewimmel luſtiger halbbetrunkener Bauern und ihrer ſchreienden, ſchnatternden Liebchen; vom Saale her ſchallten die ohrzerreißenden Töne einer Tanzmuſik, welche Todte hätte auferwecken können, und das Jauchzen und Stampfen der Tänzer uns entgegen. Das waren traurige Ausſichten für uns, die wir hier die Nacht zuzubringen und mit dem Früheſten weiter zu fahren gedachten! Unſere Wirthin wußte uns indeſſen ein ziemlich ruhiges, abgelegenes Zimmer zu verſchaffen, gab uns obendrein die tröſtliche Verſicherung, daß der Ball um zehn Uhr beendet ſein werde, und wir, froh, dem Lärmen und Toſen zu entgehen, machten uns ſogleich auf den Weg nach dem auf einer ziemlich ſteilen Anhöhe liegenden Schloſſe, welches dem Peſtalozzi, an den wir von Lauſanne aus Empfehlungsbriefe mitbrachten, jetzt für ſein Inſtitut eingeräumt, und das ehemals die Wohnung des Amtmanns geweſen war.

Peſtalozzi war eben ſpazieren gegangen, aber ſeine recht liebenswürdigen Töchter nahmen mit treuherziger Freundlichkeit wie gute alte Bekannte uns auf; auch die Lehrer zeigten ſich ſehr zuvorkommend und gaben ſich viel Mühe, uns die Art des Unterrichts, wie er dort ertheilt ward, deutlich zu machen.

Neunzig in drei Klaſſen vertheilte Zöglinge befanden ſich damals in dem Peſtalozziſchen Inſtitut, aber uns wurde gerathen, nur die erſte derſelben, als die intereſſanteſte, zu beſuchen, weil in dieſer der Grund zu dem Unterricht gelegt werde, der in den beiden anderen mehr auf die gewöhnliche Weiſe fortgeſetzt wird.

In einem hohen großen Zimmer, deſſen Fenſter eine wirklich entzückend ſchöne Ausſicht über Berg und Thal gewährten, fanden wir zwanzig bis dreißig Kinder zwiſchen ſechs und zehn Jahre alt, meiſtens ſehr hübſche Knaben, friſch und blühend wie die Geſundheit ſelbſt; ſo froh und frei, als wäre von Spiel und Zeitvertreib, keinesweges von Lehrſtunden die Rede. Auch gegen uns Fremde bezeigten ſie ſich weder unbeholfen noch ängſtlich ſcheu, wie das in ihrem Alter oft der Fall iſt, ſondern ſo zutraulich und unbefangen, wie recht glückliche Kinder im Kreiſe der Ihrigen es immer ſind. Auch gefiel mir die Art, wie die Lehrer ſie behandelten, ungemein, die liebreiche Weiſe, mit der ſie die, welche zu vorlaut und unruhig ſich bezeigten, zu beſchwichtigen und zur Ruhe zu bringen wußten. Alles, was ich hier ſah, trug das Gepräge ruhigen, häuslichen Glücks im Kreiſe einer großen, aus vielen Mitgliedern beſtehenden Familie.

Nach Peſtalozzi's Ueberzeugung lernt der Menſch wirklich nur das recht üben und faſſen, was ihm ſo anſchaulich deutlich gemacht wird, daß er es gleichſam mit Händen greifen kann.

Auf dieſem Grundſatz beruht ſeine ganze Lehrmethode; daß dabei an bloß mechaniſches Auswendiglernen nicht gedacht wurde, liegt in der Natur der Sache. Der erſte, allem folgenden zu Grunde liegende Unterricht zerfiel bei ihm in drei Theile. Die Zöglinge lernten Rechnen, um das Nachdenken, das Begreifungsvermögen und die Urtheilskraft beim Vergleichen einer gegebenen Anzahl gegen einander zu üben und zu entwickeln. Sie lernten reden, um das, was ſie wußten, auch Anderen klar und deutlich mittheilen zu können, und endlich Zeichnen, um das Auge an Vergleichung der Größen und Auffaſſen der Linien, und die Hand in der Darſtellung deſſen, was ſie ſehen, zu üben.

Leſen und ſchreiben lernen ſie auch, aber dieſer Unterricht wurde mehr wie der Uebergang vom Reden zum Zeichnen betrachtet und machte keine beſondere Abtheilung ihres Unterrichts aus, er wurde gleichſam nur nebenher, als Zugabe zu jenem, ihnen ertheilt. Um einen langen mit Bänken umgebenen Tiſch fanden wir eine Menge Kinder verſammelt. Sie ſaßen nicht ſteif da, wie in einer gewöhnlichen Schule, ſondern knieeten auf der Bank, oder ſtanden, wie es ihnen eben gefiel. Alle bewegten ſich nach Belieben, betrugen ſich munter und frei, als wären ſie nicht zum Unterricht, ſondern zu einem geſellſchaftlichen Spiele verſammelt, betrieben aber doch das, was ſie vorhatten, mit auffallendem Eifer und Ernſt. Mitten unter ihnen ſaß ein freundlicher junger Mann, ihr Lehrer; die Kleinſten ritten auf ſeinen Knieen oder kletterten an ihm hinauf; vor ihm lagen eine Menge länglicher Stückchen ſteifer Pappe auf dem Tiſche; er legte nach und nach einzeln ſie vor den Knaben hin. »Das iſt Eins!« riefen ſie, »das zweimal Eins, das dreimal Eins,« und ſo weiter. Nun legte er zwei Reihen, in der einen mehr Pappſtreifen als in der andern; die Kinder mußten ſagen, in welcher Reihe mehr davon wären, und wie viele mehr; der Lehrer legte die Stückchen paarweiſe vor ſich hin, »das ſind zwei, das ſind zweimal zwei,« riefen die Kinder; er legte neben zweien noch zwei, »das iſt vier,« riefen die Kinder; er legte noch eins hinzu, »das iſt vier, und der vierte Theil von vier,« ſprachen ſie; er legte noch zwei hinzu, »das iſt vier, und drei mal der vierte Theil von vier, wie viel macht das?« »ſieben,« was iſt dieſes? fragte er, und nahm ein Stückchen davon, »der ſiebente Theil von ſieben. So ging das fort, durch alle Zahlen durch; die Kinder theilten die ihnen gegebene Anzahl ein, berechneten die Hälften, die Viertel, machten aus, wie viel noch dazu gehöre oder abzunehmen ſei, um irgend eine ihnen genannte Zahl hervorzubringen; und Alles dieſes geſchah ohne Anſtrengung, ſo leicht und fröhlich, als wäre es ein Spiel.

Es iſt faſt unglaublich, wie weit dieſe Kinder in ſehr kurzer Zeit auf dieſe einfache anſchauliche Weiſe es im Kopfrechnen brachten. Ein kleiner ſiebenjähriger Knabe aus Lauſanne, der erſt ſeit anderthalb Jahren in dieſem Inſtitute war, berechnete Aufgaben, die einer aus unſerer Geſellſchaft ihm vorlegte und die ſelbſt einem ſehr geübten Rechner auf dieſe Weiſe, ohne Tafel und Stift, nicht ganz leicht geworden wären; und that dies mit einer Leichtigkeit, die wir nicht genug bewundern konnten.

Nun ging es an die Redeübungen, mit welchen zugleich der Unterricht in der franzöſiſchen Sprache verbunden war; der einzigen, die damals dort gelehrt wurde. An die lateiniſche ſollte mit Nächſten die Reihe kommen. An Grammatik wurde bei dieſem erſten Unterrichte noch nicht gedacht, dieſe wird ſpäter in den beiden andern Klaſſen, und zwar ziemlich auf die gewöhnliche Weiſe gelehrt; ſindet dann aber auch ſchon den Weg gebahnt und das Fortſchreiten auf demſelben ſehr erleichtert.

Mein kleiner hübſcher Lauſanner ſpielte auch bei den Redeübungen eine bedeutende Rolle, wahrſcheinlich weil er im Franzöſiſchen, als ſeine Mutterſprache, ſich beſſer ausdrücken konnte als ſeine Mitſchüler. Der Zweck dieſes Theiles des Unterrichts geht dahin, den Kindern zu einer deutlichen Anſchauung Alles deſſen, was ſie umgiebt, zu verhelfen, und fängt natürlicher Weiſe mit dem an, was ihnen am nächſten iſt, mit dem Menſchen. Thiere, Pflanzen, Geräthe, und alles Uebrige kommen ſpäter an die Reihe.

Mehrere Knaben ſtellten ſich in Reihe und Glied, mein kleiner Lauſanner trat vor ſie hin. »Der Kopf!« rief er ganz keck und legte die Hand auf ſein blondes Lockenköpfchen, die andern Knaben ahmten und ſprachen ihm nach; »la tête,« rief er jetzt, und die

Andern riefen ihm nach. »Le front, die Stirn,« folgte jetzt, und ſo wurden in beiden Sprachen alle Theile des Kopfes genannt, und immer legten die Kinder die Hand auf den eben bezeichneten Theil, Dann gingen ſie ebenfalls in beiden Sprachen zu der nähern Beſchreibung jedes einzelnen Theils des Kopfes über; zum Beiſpiel: »die Naſe befindet ſich in der Mitte des Geſichts zwiſchen den Augen und der Stirn.« Der Lehrer ſtand ſchweigend dabei, um auf Ordnung zu halten.

Die ganze Sache wollte mir anfangs in einem etwas komiſchen Lichte erſcheinen, aber ich wurde doch bald gewahr, wie ſie das Nachdenken, die Urtheilskraft der Kinder frühzeitig ſchärft und ſie gewöhnt, auf Alles, was ſie umgiebt, gehörig zu achten. Ich bat zum Scherz einen neben mir ſtehenden kleinen Knaben, mir einen ganz gewöhnlichen hölzernen Stuhl, der eben in der Nähe war, auf dieſe Weiſe zu beſchreiben, und hörte mit Erſtaunen an, was das Kind mir Alles von dieſem zu ſagen wußte, von den Handwerkern, die dazu gehörten, ihn hervorzubringen, von der Holzart, aus der er beſtand, von dem Baume, der dieſe Holzart lieferte. Eine Menge nützlicher Kenntniſſe wurden an die Beſchreibung dieſes unſcheinbaren Stuhls geknüpft.

Das Leſen wird vermittelſt langer Stäbe gelehrt, auf deren jedem ein Buchſtabe ſteht, und die dann neben einander geſtellt, zu einzelnen Silben, endlich zu Wörtern vereinigt werden.

Aber das Bewundernswürdigſte von Allem, was ich ſah, waren und blieben mir die mathematiſchen Figuren, welche die Knaben aus freier Hand hinzeichneten, ohne Lineal, ohne Zirkel, ohne Winkelmaß, ohne Alles, was man ſonſt für unentbehrlich hält, nichts außer dem Bleiſtift in der Hand und Nähe. In dieſem Hauſe würde Giotto ſich gewiß nicht durch das Hinzeichnen eines durchaus fehlerloſen regelmäßigen Kreiſes aus freier Hand, als den größten Maler ſeiner Zeit, der er war, zu erkennen gegeben haben, wie Vaſari von ihm erzählt; ein halb Dutzend noch nicht zehnjähriger Knaben wären ohne Mühe zu finden geweſen, die es ihm hierin gleich zu thun vermochten. Auch beim Zeichnen wird hier mit dem Uranfange jeder Figur, mit der geraden Linie, der Unterricht begonnen; erſt wenn ſie eine ſolche mit feſter freier Hand hervorzubringen im Stande ſind, gehen die Kinder zu andern komplicirten über. Indem ſie weiter ſchreiten, lernen ſie die techniſche Benennung der verſchiedenen mathematiſchen Figuren, aus denen ſie dann andere zuſammenſetzen, ſo bunt und kraus ſie immer wollen, bis ſie zur Nachbildung der Gegenſtände, die ſie um ſich her ſehen, gelangen; mit ſicherm Scharfblick und feſter Hand bringen ſie endlich auf dieſe Weiſe Zeichnungen hervor, die in Hinſicht auf Perſpektive, Treue und Deutlichkeit durchaus tadellos ſind.

Die ſinkende Sonne und einige Anſtalten zum Abendeſſen, die wir gewahrten, bewogen uns endlich, uns wieder in unſern noch immer ziemlich geräuſchvollen Gaſthof zu begeben; doch kaum waren wir in unſerm Zimmer angelangt, als Peſtalozzi ſelbſt kam, uns zu beſuchen. Dieſen merkwürdigen Mann von Angeſicht kennen zu lernen war mir eine große, nicht mehr gehoffte Freude. Er war damals ſchon ziemlich bejahrt, klein von Geſtalt, und ſein ſchlichtes, einfaches Aeußere hatte durchaus nichts Ausgezeichnetes. Aber eine Lebhaftigkeit wie die ſeine war mir bis dahin noch nie vorgekommen. Sie äußerte ſich nicht nur in ſeinen Bewegungen, ſondern ſogar in ſeiner Sprache; er ſtotterte wirklich, weil ein Wort das andere jagte und er ſich zu keinem Zeit ließ.

Es ſchien, als ob es ihm ſchwer würde, ſich in franzöſiſcher Sprache mit Leichtigkeit auszudrücken, wir gingen alſo zur deutſchen Sprache über, aber nun wurde es meinerſeits ſehr ſchwer ſein Schweizerdeutſch zu verſtehen. Er ſowohl als alle Lehrer ſeines Inſtituts konnten nur in dieſer, einem wirklich deutſchen Ohr faſt unverſtändlichen Sprache ſich ausdrücken; die Kinder aus der franzöſiſchen Schweiz, deren Viele auch zur Erlernung der deutſchen Sprache ihm zugeſandt wurden, lernten keine andere, und mögen, wenn ſie ſpäterhin nach Deutſchland kamen, die übelen Folgen davon empfindlich genug gefühlt haben.

Mit der liebenswürdigſten Offenheit erzählte er mir, wie er ſich Jahre lang mit ſeinem Erziehungsplan herumgetragen habe; und wie er anfangs große Opfer habe bringen müſſen, um nur Eltern zu finden, die geneigt waren, ihm ihre Kinder zur Realiſirung deſſelben anzuvertrauen. Sein Hauptgrundſatz dabei war von jeher, daß die Kinder nicht vielerlei lernen ſollen, aber das Wenige recht und gründlich; bei der jetzigen Erziehungsmethode, wie ſie allgemein üblich iſt, behauptete er, lernen ſie von Allem etwas, aber nur oberflächlich, ſo daß all ihr Wiſſen ihnen im Grunde wenig hilft, eine Behauptung, gegen die ſich viel einwenden ließe, was ich aber nicht thun mochte; denn bei ihm wie bei allen intereſſanten Männern, die ich ſo glücklich war kennen zu lernen, lag mir weit mehr daran, ſie zu hören, als mich von ihnen hören zu laſſen, es ſei denn, daß längere und nähere Bekanntſchaft mit ihnen mir erlaubte, auch mich gegen ſie auszuſprechen, und in Rede und Gegenrede Genuß und Belehrung zu ſuchen und zu finden.

Auf meine Frage, wie er es angefangen habe, Gehülfen zu finden, die ſo ganz in den Gang ſeiner Anſichten eingingen, erwiederte er mir, er habe hierin viel Glück gehabt. Ueberdem wähle er keine Gelehrten dazu, ſondern einfache, gut unterrichtete junge Männer aus dem Volke, von gutem Naturell und hellem Geiſte; dieſe folgten ſeinem Rathe und ſeinem Willen mit guter Art und pünktlicher Treue, jene aber, meinte er, würden lieber ihren eigenen Weg gehen, und ihm eher im Stillen entgegen gearbeitet haben.

Ich wagte es nun, ihm zu geſtehen, daß ich dieſen Abend in ſeinem Hauſe unaufhörlich an den Abbé Sikard gedacht habe, und daß ich die größte Aehnlichkeit zwiſchen ſeiner Erziehungsmethode und der jenes trefflichen Mannes gefunden habe. Er hörte freundlich mich an und geſtand mir nun, daß bei ſeinem Beſuche beim Abbé Sikard ihm dieſe

Aehnlichkeit ebenfalls ſehr aufgefallen wäre, daß er es aber dem Abbé nicht habe ſagen mögen.

Aus jedem ſeiner Worte wie aus ſeinem ganzen Betragen leuchtete ein heller Geiſt und die reinſte Herzensgüte hervor. Mir that es ſehr leid, ſobald von ihm ſcheiden zu müſſen; hat er geirrt, ſo geſchah es gewiß ohne Arg. Eigennutz, Arroganz und jede unlöbliche Abſicht blieben gewiß ewig fern von ihm.

Bald nach ihrer Rückkehr von dieſer Reiſe, die ein halbjähriger Aufenthalt meiner Mutter in Danzig beſchloß, verlor ſie meinen Vater. Sein ganz unerwarteter Tod gab ihrem Leben eine völlig neue Wendung. Daß der plötzliche Hintritt eines bedeutenden Kaufmanns, beſonders nach mehrjähriger Abweſenheit, den ſchlimmſten Einfluß auf ſein Handlungshaus ausüben muß, iſt begreiflich. Außer dem Schmerz, ihn ſelbſt verloren zu haben, traf ſie und uns Kinder noch mancher äußere Verluſt.

Quälend gewordene Erinnerungen und die Nothwendigkeit einer weniger koſtbaren Lebensweiſe veranlaßten meine Mutter, mit dem immer noch bedeutenden Reſt ihres Vermögens Hamburg zu verlaſſen

Sie wählte Weimar, das ſie auf einer früheren Reiſe kennen gelernt hatte zum Aufenthalt.

Von den erſten ſtürmiſchen Tagen, die ſie dort verlebte und deren Herannahen ſie leider bei ihrem Hinzuge überſehen hatte, geben folgende Blätter das lebendigſte Zeugniß.

Weimar, den 18. October 1806.

Daß ich noch lebe, ſiehſt Du wohl; zugleich will ich Dir nur verſichern, daß wir Alle wohl ſind, und Keinem in unſerm Hauſe etwas zu Leide geſchehen iſt. Ich habe ehegeſtern, da ich kaum mich ein wenig geſammelt hatte, Dir ein paar Zeilen geſchrieben, um Dich zu beruhigen; denn ich fürchte, Du wirſt meinetwegen ſehr beſorgt ſein; aber ich weiß nicht, ob Du ſie erhalten wirſt. Die Poſten gehen noch nicht; morgen heißt es, geht die erſte, und ich ſchreibe dies in Vorrath. Jene Zeilen hat ein franzöſiſcher Officier durch einen preußiſchen gefangenen Officier unverſiegelt befördert; der Preuße wurde weiter transportirt und hat verſprochen, meinen Brief mit der erſten Gelegenheit auf die Poſt zu geben. Ich hoffe, er hat es gethan; aber es iſt doch möglich, daß dieer Briſe eher ankommt. Nun will ich Dir in der Kürze die Geſchichte — —

Den 19. October.

Hier wurde ich geſtern unterbrochen; wir leben noch in ſehr unruhigen Tagen; ich werde auch dieſen Brief nicht eher abſchicken, bis ich gewiß weiß, daß er ankommt, denn ich möchte dieſe Geſchichte nicht gern wieder zu erzählen haben. Ich ſchreibe Dir indeß mit jeder Gelegenheit ein paar unbedeutende Zeilen, in der Hoffnung, daß doch etwas davon ankommt; denn wirklich, Du mußt unſertwegen in Aengſten ſein. Nun laß Dir erzählen; ich hole aber weit aus; auch iſt mein Kopf noch gar nicht wieder recht beiſammen; ich hoffe, das ſoll ſich im Schreiben finden, Schreiben war von jeher ein calmant für mich. Wann ich Dir zuletzt ſchrieb, weiß ich nicht mehr; auch kann ich jetzt nicht zu meinem Schreibekaſten kommen um nachzuſehen; ich weiß, daß damals Alles hier voll Preußen und Sachſen war und Niemand die Nähe dieſer ſchrecklichen Kataſtrophe ahnte. Guter Gott! hätte ich gewußt, was uns bevorſtand, zu Fuße wäre ich fortgelaufen und hätte ſehr übel daran gethan, denn jetzt iſt's überſtanden und ich und die Meinigen ſind gerettet.

Mein Logis im Erbprinzen wurde durch die Menge Fürſten und Generäle, die dort logirten, ſehr unbequem, ich eilte, meinen eigenen Heerd zu haben, und bezog den 8. October meine Zimmer, die ganz nach meinem Geſchmacke eingerichtet waren, und in welchen ich nur noch für die Gardinen und dergl. zu ſorgen hatte.

Den 28. September war ich angekommen, damals war die preußiſche Armee in der Nähe, aber noch nicht in der Stadt. Den 1. October zog ſie hier durch nach Erfurt zu, wo man die Franzoſen in der Nähe vermuthete, das dauerte bis zum 3ten oder 4ten etwa. Ich beſchrieb Dir damals all den militairiſchen Pomp; Alles hoffte, Niemand konnte vermuthen, daß Thüringen der Schauplatz des Krieges bleiben würde. Den 3. October war eine eigene Bewegung in der Armee, Truppen, die unlängſt durchgezogen waren, kamen zurück. In den folgenden Tagen kam Alles wieder von Erfurt; in und um unſere kleine Stadt war ein Heer von über 100,000 Mann Preußen und Sachſen. Die Soldaten waren mißmuthig über die unnützen, ermüdenden Märſche, die Landeseinwohner über die ſtarke Einquartierung und daraus entſpringende Theurung; man hoffte noch, aber ein düſterer Geiſt ging durch alle Gemüther; man hoffte und zitterte. Ich wollte fort, aber wo ſollte ich hin? Alle riethen mir zu bleiben. Ich mußte wohl bleiben, denn es waren keine Pferde mehr zu haben, nicht einmal zu kaufen; auch machte Niemand Anſtalt zu entfliehen. Den 9. oder 10. October traf der König mit der Königin, der Herzog von Braunſchweig und viele Generäle hier ein; die Herzogin reiſte ab. Ein Lager wurde von Erfurt bis zum Ettersberge, eine Meile von hier jenſeit Weimar aufgeſchlagen, welches ſich bis dicht an unſern Park erſtreckte. Man erfuhr mit Gewißheit, daß die Franzoſen auf der Seite, wo man ſie nicht vermuthete, hereingebrochen wären, daß ſie Coburg und Saalfeld im Beſitz hatten, man hörte von fern kanoniren, man wußte nicht, was man denken ſollte; man glaubte, ſie zögen auf Dresden und Leipzig, und der König, die Königin und der Herzog von Braunſchweig waren ruhig hier, die Armee im Lager. Jedes Herz klopfte vor Ungeduld über alles dieſes. Den 11ten erfuhr ich, daß der General von Kalkreuth hier wäre. Ich ſchickte ihm meine Adreſſe. Er ſprach ſelbſt mit Duguet *) und ſagte ihm, er würde den Abend zu mir kommen. Wir

---

*) Ein franzöſiſcher Bedienter der Verfaſſerin.

hätten, ?

ſahen nun flüchtige, verwundete Sachſen und Preußen zurückkommen, das entfernte Kanoniren hatte faſt alle die Tage nicht aufgehört. Wir erfuhren, daß eine zu kleine Armee, angeführt vom Prinzen Louis, nach einem achtſtündigen Gefechte gänzlich bei Rudolſtadt geſchlagen worden wäre; der Prinz, deſſen ſchöne Geſtalt wir noch vor wenigen Tagen bewundert hatten, war geblieben, er wollte ſich nicht ergeben, er wollte dies nicht überleben. Der Anblick der Flüchtigen, noch mehr der Verwundeten, war gräßlich, es fielen herzzerreißende Scenen vor. Auf der Straße ſah ich einen Officier geritten kommen, dieſer fragte einen verwundeten Cüraſſier: »Wißt Ihr etwas vom Rittmeiſter Bär?« — »Der iſt todt,« war die Antwort, »ich ſah ihn fallen;« und der Officier war ſein Bruder. Ich war noch immer entſchloſſen fortzugehen, allein ich hatte keine Pferde; auch ſagte mir Jedermann, perſönlich würde mir nichts geſchehen, wenn ich in der Stadt bliebe, aber die Wege wären unſicher. Ich blieb, ſuchte immer im voraus nach Pferden, ließ einpacken und wollte erſt Kalkreuth ſprechen; er ſchrieb mir dieſen Abend, er könne nicht kommen, er würde den folgenden Tag, den 12ten kommen. — Man beruhigte ſich. Den 12ten beſuchte mich erſt Bertuch, der mich ſehr beruhigte; man glaubte beſtimmt, die Franzoſen zögen nach Leipzig, Alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz darauf meldete man mir einen Unbekannten. Ich trat ins Vorzimmer und ſah einen hübſchen ernſthaften Mann im ſchwarzen Kleide, der ſich tief mit vielem Anſtande bückte und mir ſagte: »Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimen-Rath Goethe vorzuſtellen.« Ich ſah im Zimmer umher, wo der Goethe im Bildniſſe wäre; denn nach der ſteifen Beſchreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich in dieſem Manne ihn nicht erkennen. Meine Freude und meine Beſtürzung waren gleich groß und ich glaube, ich habe mich deshalb beſſer benommen, als wenn ich mich darauf vorbereitet hätte. Als ich mich wieder beſann, waren meine beiden Hände in den ſeinigen, und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er ſagte mir, er hätte ſchon geſtern kommen wollen; beruhigte mich über die Zukunft und verſprach wieder zu kommen. Der Tag ging ruhig hin, Lager und Alles blieb wie es war. Den Abend kam der General von Kalkreuth; er hatte ſich's ausgebeten, mich allein zu finden und ich war allein. Er war gegen mich wie ſonſt, übrigens rieth er mir auch zu bleiben bis zum Nothfall, ſchien ſehr unzufrieden mit dem Gange der Dinge, ſagte mir, die

Feinde ſeien in Naumburg und hätten dort das Magazin abgebrannt. »Bleiben wir morgen noch hier,« ſagte er, »ſo ſind wir verloren. Ich glaube, Sie riskiren nichts, wenn Sie bleiben, wollen Sie aber fort, ſo gehen Sie nach Erfurt, von dort nach Magdeburg und wohin Sie weiter wollen.« Er wollte mir viel von der Lage der Dinge ſagen, indeß trat ſein Adjutant herein und meldete ihm, daß man wieder eine ſtarke Kanonade höre. Er konnte kaum Abſchied nehmen und eilte zum König. Es war ſchon ſpät; aber ich bat noch Conta, der ſeit einigen Tagen bei mir und im Hauſe war, meinen Paß zum Herzoge von Braunſchweig zu tragen, um ihn unterzeichnen zu laſſen, was auch geſchah. Pferde hoffte ich noch immer zu bekommen, obgleich auf der Poſt keine waren und die Bürger keine geben durften. Ich war noch nicht entſchloſſen zu gehen, aber ich wollte auf den Nothfall bereit ſein. Riedel und mein Landsmann Falk *) kamen noch; Letzteren hatte ich verſprochen mitzunehmen, um ihn vor dem Schickſale des Buchhändlers P. zu bewahren. Ich trug ihm auf, ſich auch einen Paß zu verſchaffen, nach Pferden zu ſuchen und jede Stunde bereit zu ſein, er ſowohl als Riedel *) hielten die Gefahr noch nicht für dringend. Wir laſen das Manifeſt, das ich erhalten hatte, und trennten uns recht ruhig. Montag den 13ten Morgens, ging ich mit Conta **) und Adelen ins Lager; das Wetter war alle dieſe Tage himmliſch ſchön; das Leben und Treiben im Lager, der ſchöne Park, der Sonnenſchein erheiterten mich. Beim Nachhauſegehen ſahen wir alle Officiere vor des Königs Hauſe und den König am offenen Fenſter. Mit Mühe drängten wir uns durch. Zu Hauſe hörte ich, Kalkreuth wäre dort geweſen; er hatte Sophien geſagt, er würde um zwei Uhr abreiſen, er würde mich nicht mehr ſehen können, er bäte, ich möchte ihm einige Zeilen zum Abſchiede ſchreiben. Das that ich, ich bat ihn mir zu ſagen, ob ich fliehen ſollte und wohin, und mir Pferde zu verſchaffen, und vor zwölf Uhr. Ich ging alſo zur Hofdame der verwittweten Herzogin, Fräulein von Göchhauſen, die in der Zeit meine Freundin geworden war, ins Schloß, um etwas Neues und Beſtimmtes zu hören; ich traf ſie gerade mit der Herzogin auf der Treppe. Ich ward ſogleich der Herzogin auf der Treppe vorgeſtellt, die ſchon von mir gehört hatte, und beängſtigt wie ſie war, mich doch ſehr freundlich aufnahm und mich mit in ihr Zimmer nahm. Hier kamen verſchiedene Officiere, alle mit beunruhigenden Nachrichten. Man hörte wieder ſtark kanoniren. Das Lager, von welchem ich eben kam, wurde abgebrochen; Alles machte ſich marſchfertig. Wie ſie fort waren, mußte ich mich zur Herzogin ſetzen; ich blieb eine gute halbe Stunde bei ihr; wir ſuchten auf der Charte den Weg, den Kalkreuth mir vorgeſchlagen hatte. Die Königin war eben nach der andern Seite hin aufgebrochen. Die Herzogin ſagte mir, ſie ließe Alles einpacken zur Reiſe, und rieth mir ein Gleiches zu thun. Pferde konnte ſie mir nicht geben, ſie hatte kaum ſelbſt welche, auch war ſie nur reiſefertig, nicht zur Reiſe entſchloſſen. Sie wollte mir wiſſen laſſen, wann und wohin ſie ginge ſo ſchied ich von ihr. Zu Hauſe fand ich Kalkreuths Antwort. Er ſchrieb mir, wenn es ihm möglich wäre, würde er noch einen Augenblick zu mir kommen übrigens hätte ich, wenn beide Herzoginnen hier blieben, als Privatperſon nichts zu fürchten. Pferde hätte er nicht übermorgen würden Poſtpferde zu haben ſein, dann möchte ich über Erfurt,

---

*) Der bekannte Satyriker.

---

*) Nachheriger Kammerdirector, Erzieher des jetzigen Großherzogs.

**) Ein vieljähriger Freund der Verfaſſerin, jetzt Vicepräſident zu Weimar.

Langenſalza nach Magdeburg oder Göttingen dieſe Route wäre ſicher. Ich beruhigte mich alſo weil ich mußte. Das Gewühl der abziehenden Truppen in der Stadt, die Abreiſe des Königs, alles das benahm mir allen Sinn für eigene Gefahr, die in der That Niemand ſo nahe glaubte. Gegen vier Uhr, da die Trommel ſeines Regiments ſchon zweimal gegangen war, kam Kalkreuth ſelbſt. Er war ſehr bewegt und zugleich voll der großen Ereigniſſe, die ihm bevorſtanden. Er konnte mir nichts ſagen, unſer Abſchied war wirklich erſchütternd da ging die Trommel zum dritten Male und er riß ſich los. Mir that das Herz weh, den ſchönen alten Mann ſo hingehen zu ſehen. Ich weiß noch nicht, was aus ihm geworden iſt.

Dieſer Abſchied und der ganze Wirrwarr des Tages hatten meine Kräfte erſchöpft ich ſchickte Sophien*) mit Adelen in die Komödie, wo eben Fanchon gegeben wurde, um allein zu ſein. Ich lag ganz ſtill auf meinem Sopha, die Todtenſtille nach dem Lärmen aller dieſer Tage war entſetzlich.

Um 7 Uhr hörte ich wieder Fahren und Lärmen in den Straßen. Nun wurde es mir im Hauſe zu enge; ich ließ mich von Duguet zu Riedel's bringen, nur durch große Umwege konnte ich bis zu ihnen kommen; alle Straßen waren voll Pferde und Wagen; es war die Bagage, die der Armee folgte. Bei Riedel's ſprachen wir uns wechſelſeitig Muth ein; die allgemeine Meinung war noch immer, die Franzoſen wären bei Leipzig, unſere Armee ginge ihnen dorthin entgegen, wo wahrſcheinlich eine Schlacht erfolgen würde. Ich ging zu Hauſe, Riedel begleitete mich; das Gewühl war geringer geworden, die meiſten Wagen ſchon fort. Ich fand Sophien und Adelen ganz luſtig aus der Komödie zu Hauſe. Wir gingen ohne Sorgen zu Bette. Ich wachte des Nachts oft auf, Alles war ſtill wie das Grab, und mir ſchauderte bei dieſer Ruhe nach all dem Lärmen, den wir bisher Tag und Nacht gehabt hatten. Ich ſtand erſt halb 8 Uhr auf, die Schlacht hatte ſchon vor 6 Uhr bei Jena angefangen. Du kennſt den Weg von Weimar nach Jena; Du weißt die Felſen, die mit Mauern verſehen ſind, damit die Wagen nicht in den ſteilen Abgrund fallen *), unten im Abgrunde liegt das Mühlthal, dort waren die Franzoſen, der Kaiſer unter ihnen. Der Nebel war ſo dick, daß man im Anfange nichts ſah; der Kaiſer —

---

*) Duguet's Frau.

---

*) An der ehemaligen Landſtraße, die Schnecke genannt.

ich weiß es von Augenzeugen — ſtand vor einem Wachtfeuer und wärmte ſich und fragte immer, ob man die Preußen nicht ſähe. Da ſah man ſie auf der Höhe blinken. Die wüthenden Franzoſen klimmten die ſteilen Felſen hinan. Der Sieg blieb eine Weile unentſchieden, aber alle Augenblicke ſtießen friſche Truppen zur franzöſiſchen Armee. Die Preußen kämpften wie Löwen aber die Uebermacht war zu groß, ſie wurden aus ihrer vortheilhaften Poſition, die auch wohl nicht genug benutzt wurde, vertrieben und den Erfolg weißt Du. Ich erfuhr erſt gegen 9 Uhr von Dem~~oiſelle~~ Conta, die bei uns im Hauſe iſt, daß man kanoniren höre und eine nahe Schlacht vermuthe. Nun rief ich Sophien, mein Schmuck ward in mein Corſett genähet, das ich anzog; ich hatte mir Tags vorher von einem hieſigen Kaufmanne 50 Louisd'or in Silber gegen einen Wechſel geben laſſen, um mein Geld zu ſchonen, denn es war keins mehr in der Stadt zu haben. Ich hatte noch über 100 Louisd'or in Geld, die in eine Art Gürtel genäht waren, den Sophie auf den bloßen Leib band. Mein Silberzeug hatte ich ſchon gepackt; dies, die Wäſche und was ich ſonſt der Mühe werth hielt und fortnehmen durfte, ohne das Haus ganz zu entblößen und Verdacht zu erregen, wurde in eine kleine Kammer neben meinem Boden gebracht und eine Menge Holz und Reiſig darüber geworfen, ſo daß es wie eine Holzkammer ausſehen mußte. Andere Dinge wurden im Keller vergraben und eine Menge Kartoffeln darüber geworfen; in weniger als anderthalb Stunden war Alles in Ordnung; Conta, ſein jüngerer Bruder und ein Liebhaber einer unſerer Mädchen, der zum Glück da war, halfen meinen Leuten redlich. Meine Wirthin, die Hofräthin Ludekus *), war zu mir gekommen, wir gaben einander die Hand darauf, Alles zuſammen zu tragen und den Muth nicht zu verlieren, komme was da wolle. Dieſe wirklich brave Frau hat uns Alle mit ihrer Entſchloſſenheit beſeelt. Um 10 Uhr ließ mir die alte Herzogin ſagen, ſie reiſe in einer Stunde nach Erfurt, ich möchte mich an ſie anſchließen, wenn ich Pferde hätte. Ich hatte keine, und ergab mich mit Muth in mein Schickſal. Die gute Ludekus wollte mich mit Adelen zur Gräfin Bernſtorf bringen, die als Dänin ſicher zu ſein glaubte, aber Sophien und Duguet konnte ich nicht mitnehmen. Wie konnte ich die treuen Menſchen verlaſſen? Ich blieb und wohl mir, daß ich

---

*) Als Schriftſtellerin unter dem Namen »Amalie Berg« bekannt.

es that! Wir ſetzten uns, Madame Ludekus, Mademoiſelle Conta, ich, Adele und Conta, gelaſſen in mein Zimmer im erſten Stocke und machten Charpie, warum uns die Regierung hatte bitten laſſen. Das waren ſchwüle Stunden, mein Freund; die Kanonen donnerten von fern, Alles war in der Stadt wie ausgeſtorben. Die Sonne ſchien auf die grünen Bäume vor meinem Fenſter. Alles war Ruhe von Außen, und welcher Sturm, welche Angſt des Erwartens in unſeren Herzen! Doch ſprachen wir gelaſſen und munterten einander auf. Die gelaſſene Ergebung der Ludekus war unbeſchreiblich tröſtend. Ich folgte ihr ſo gut ich konnte, nur durfte ich nicht auf meine Adele ſehen, dann war's mit meinem Muthe aus. Adele ſelbſt war ruhig, unbefangen, ein wahres Kind, und mir ein tröſtender Engel. Nun kam eine gute Nachricht über die andere. Bertuch und viele Freunde verſicherten uns, die Preußen ſiegten. Wir Armen hofften mit Angſt es war ſehr quälend. Conta ging ins Schloß und brachte von dort die Nachricht, die Herzogin hätte einen Jäger aufs Schlachtfeld geſchickt, der dieſelbe Nachricht brächte. Es ſchlug 12 Uhr wir hörten nicht mehr die Kanonade. Welche bange Stille! In der Zeit war Sophie nicht müßig. Wir ließen Brot und Fleiſch aufkaufen, ſo viel wir bekommen konnten 1; Sophie ließ kochen und braten, Duguet mußte 50 Bouteillen Wein aus dem Keller holen. Man hatte uns dieſe Vorſicht gerathen, weil dies das Erſte ſei, wonach die Franzoſen fragen, und man mich warnte, ſie in den Keller zu laſſen. Madame Ludekus that daſſelbe. Um ein Uhr klopfte ein Freund ans Fenſter und rief uns zu: »Sieg, vollkommener Sieg!« O, mein Gott! wir fielen einander in die Arme, wir wußten nicht wie uns war, aber auf mein Herz fiel eine unſägliche Angſt, eine Ahnung von Unglück, wie ich ſie einmal auch ſchon gehabt habe. Jetzt erſt zitterte ich und ſchalt mich ſelbſt darum. Wenig Minuten darauf entſtand ein entſetzliches Geſchrei auf den Straßen: »Die Franzoſen kommen!« Hunderte von Menſchen ſtrömten nach dem nicht weit entfernten Markte. Wir machten erſchrocken die Fenſter auf, eine preußiſche Schildwach rief uns zu: »Es 17 iſt nichts, ſie bringen Kriegsgefangene!« Wirklich ſahen wir einige Kriegsgefangene verwundet vorbeibringen. Ich ſah einen über und über mit Blut bedeckten Chaſſeur, den ein braver ſächſiſcher Küraſſier gegen die Inſulten des Pöbels vertheidigte. Der Anblick jagte mich vom Fenſter. Ich mußte aber doch wieder hin. Nun kamen Reiter, Sachſen und

Preußen, eine unzählige Menge Bagagewagen in wilder Unordnung, in voller Carriere gejagt. Nun war's mit dem Hoffen vorbei; wir gaben einander ſtumm die Hände und gingen hinauf in die Zimmer der Hofräthin, die eine Treppe hoch und folglich etwas ſicherer uns dünkte. Noch kamen Freunde, die uns ſagten, die Bagage der 20,000 Mann, die noch friſch im Lager ſtänden, hätte nur retiriren müſſen, weil jene vorgerückt wären, und dieſe nicht ohne Schutz zurücklaſſen könnten. Andere ſagten, es ſtände freilich nicht ſo gut als vorhin aber noch wäre nichts verloren. Ach! aber es waren leidige Tröſter, nicht mehr die frohen Geſichter von vorhin. Nun donnerten die Kanonen wieder, und näher und näher, fürchterlich nah. Conta war nach dem Schloſſe gegangen und brachte die Nachricht, es wäre vorüber, die Wachen wären vor dem Schloſſe und an den Thoren ſchon abgelöſt. Wir ſahen die Sachſen wieder traurig vorbeireiten. O, mein Arthur! die Erinnerung allein macht mich jetzt beben. Jetzt raſ'ten die Kanonen, der Fußboden bebte, die Fenſter klirrten. O, Gott, wie nahe war uns der Tod! Wir hörten keinen einzelnen Knall mehr, aber das durchdringende Pfeifen und Ziſchen und Knattern der Kugeln und Haubitzen, die über unſer Haus und funfzig

Schritte davon in Häuſer und in die Erde flogen, ohne Schaden zu thun, Gottes Engel ſchwebte über uns. In mein Herz kam plötzlich Ruhe und Freudigkeit ich nahm meine Adele auf den Schooß und ſetzte mich mit ihr auf das Sopha ich hoffte, eine Kugel ſollte uns Beide tödten, wenigſtens ſollte Keine der Andern nachweinen. Nie war mir der Gedanke an den Tod gegenwärtiger, nie war er mir ſo wenig fürchterlich. Adele hatte ſich den ganzen Tag, ſelbſt in dieſem ſchrecklichen Momente nicht aus der Faſſung bringen laſſen. Keine Thräne ſah man, noch hörte man Angſtgeſchrei von ihr; immer ging ſie neben mir, und wenn's ihr zu viel ward, küßte ſie mich und drückte mich an ſich und bat mich, nicht in Angſt zu ſein. Auch jetzt war ſie ganz ſtill; aber ich fühlte die zarten Glieder wie von Fieberfroſt beben und hörte wie ihre Zähne an einander ſchlugen Ich küßte ſie, bat ſie ruhig zu ſein, wenn wir ſtürben, ſo ſtürben wir ja mit einander, und ihr Zittern legte ſich und ſie ſah mir freundlich in die Augen. Ich war in der That damals weit ruhiger als ich es jetzt bin, da ich Dir die Schreckensſcene erzähle Gott gab mir großen Muth, wie mir es Noth darum war; die Ludekus war ganz gelaſſen, die arme Conta folgte unſerm Beiſpiele und verbarg wenigſtens ihre Angſt. So ſaßen wir; da ſchwiegen die Kanonen, aber nun hörten wir in den Straßen ein fürchterliches Muſketenfeuer, einen dumpfen Lärm vom Markte her, und das Trappeln der fliehenden Preußen durch die Straßen. Jetzt wieder einige Minuten die fürchterliche Stille des Erwartens, da trat Conta's jüngerer Bruder mit der Nachricht herein, ſie wären da, er hätte die Generäle vor dem Schloſſe abſteigen ſehen, ſie ſähen gar prächtig aus, voll Gold und Silber. Auf dem Markte lägen viele todte Preußen und Franzoſen, übrigens verkauften ſie ſchon erbeutete Pferde auf dem Markte ꝛc. Da kam Sophie mit der Nachricht, wir hätten fünf Huſaren im Quartier; ſie ſchienen ganz artig, einer darunter war Sophiens Landsmann. Ihre Forderungen waren Eſſen, Wein, Fourage. Sie waren freilich etwas ungeſtüm; doch Conta und Sophie beſchwichtigten ſie, und wir gaben her, was wir konnten. Die Einquartierung geht freilich nur den Hauswirth an, aber es wäre mir in dem Augenblicke unmöglich geweſen, das, was ich an Wein, Braten ꝛc. hatte, nicht gern zu geben, um meiner mir ſehr lieb gewordenen Ludekus zu helfen. Die Noth vertilgt jedes kleinliche Intereſſe, und lehrt uns erſt, wie nahe wir Alle einander verwandt ſind. Jetzt athmeten wir wieder; wir glaubten das Gräßlichſte überſtanden, ach! es ſollte erſt kommen. Es war beinahe acht Uhr; ich beſtand darauf, daß wir uns ordentlich zu Tiſche ſetzten; einige Taſſen Bouillon und einige Gläſer Wein ausgenommen, hatte Keines von uns den ganzen Tag etwas genoſſen, und die verzehrende Angſt dabei. Eben ſetzten wir uns zu Tiſche, da entſtand ein Feuergeſchrei, und hoch, wie der Montblanc, thürmte ſich eine Feuerſäule empor. Wir ſahen wohl, daß es nicht ganz in unſerer Nähe war aber man rief: »Das Schloß brennt!« man rief: »Die Stadt wird an vier Ecken angezündet!« Lieber Arthur, thut Dir nicht das Herz um uns weh? O, mein Sohn, zu was für Schrecken bin ich geboren! Endlich erfuhren wir, es brenne weit von uns in der Vorſtadt, wo viele kleine Häuſer ſtehen, das Schloß wäre nicht in Gefahr. Es war ſtille kein Wind wehte wir vertrauten auf Gott und wurden ruhiger. Umſonſt neues Schrecken war uns nahe. Heulend und zitternd ſtürzten zwei Frauenzimmer, begleitet vom jüngern Conta, zu uns herein ſie waren aus ihrem Hauſe den Soldaten entflohen man hatte ihnen Bajonette auf die Bruſt geſetzt man drang in die Häuſer, man plünderte. Erſt konnten wir es nicht glauben doch fühlten wir, daß wir uns nicht aus der

Faſſung bringen laſſen mußten. Ich und Madame Ludekus bedeuteten den Damen ſehr ernſtlich, daß ſie, wenn wir ſie da behalten ſollten, ganz ſtill in einer Ecke ſitzen müßten, ohne auch nur durch Klagen und Schreien zu ſtören. Ich ſetzte die Tochter in einen Winkel, die Ludekus die Mutter in den andern, und die armen Seelen thaten, was wir wollten.

Unſere Huſaren waren indeß von Sophien ganz gewonnen; die Gegenwart des Geiſtes, der Muth dieſer Sophie iſt unbeſchreiblich; ſie und Conta haben uns in dieſer Schreckensnacht vor Uebeln gerettet, denen faſt kein Anderer entgangen iſt. Die Huſaren ließen uns ſagen, wir möchten kein Licht ſehen laſſen und die Thüren feſt verſchließen; eine Thür zu erbrechen, wäre bei Lebensſtrafe verboten, obgleich die Soldaten, da ſie keine Bagage mit ſich führen durften, die Freiheit hatten, Eſſen und Trinken zu fordern. Aber in unſerm armen Weimar war das Verbot aufgehoben, das wußten wir nicht. Kurz darauf drohte man, die Hausthür zu erbrechen. Sophie und Conta liefen hinunter und beredeten die wilden Menſchen, Gott weiß wie, ans Fenſter zu kommen. Sie forderten ſchnell Brot und Wein. Beides wurde ihnen zum Fenſter hinausgereicht.

Sie wurden luſtig, ſangen und tranken Sophiens Geſundheit, die ihnen Beſcheid thun mußte, und gingen weiter. So ging es verſchiedene Male hinter einander. Wir hofften wieder, Alles wäre vorüber; mit einem Male rief einer unſerer Leute, die Thür wäre erbrochen, ſie wären im Hauſe. So war's nicht, bloß die äußere Gartenthür war erbrochen, ſie donnerten an die Hausthür und verlangten Einlaß, wenn ſie die Thür nicht einſchlagen ſollten, ein Herr aus dem Hauſe hätte ihnen Einlaß verſprochen. So war's auch; der jüngere Conta hatte, da er die Frauenzimmer herbrachte, auf der Straße den kopfloſen Einfall gehabt, um ſie ſich abzuwehren. Sophie und der ältere Conta gingen alſo hin; wir bereiteten uns darauf, ſie ins Zimmer dringen zu ſehen. Wir waren Alle in ein kleines Hinterſtübchen zuſammengedrängt, um kein Licht ſehen zu laſſen; Adelen hatte ich auf ein Bett gelegt, ich ſetzte mich darauf, meinen Beutel mit etlichen Thalern in der Hand. Nun hörten wir die wilden Stimmen unten: »Du pain, du vin, vîte, nous montons!« und Sophie und Conta hießen ſie freundlich willkommen. Sophie ſagte, ſie hätte längſt auf ſie gewartet und für ſie zugekocht, ſie möchten nur ſtill ſein, damit der Offícier, den wir im Hauſe hätten, ſie nicht höre; dann fragte ſie, ob ſie im Zimmer eſſen wollten; ſie hätte jedoch den Schlüſſel nicht zur Hand, aber hier auf der Diele wäre ja die ſchönſte Gelegenheit, Tiſch und Alles, und damit tiſchte ſie ihnen Brot, Wein und Braten auf. Conta, der für ihren Mann paſſirte, that das Seine; die Wilden wurden wieder zahm, aßen, tranken und waren ganz fidel. Denk' Dir dabei die gräßlichen Geſichter, die blutigen Säbel blank, die weißlichen mit Blut beſpritzten Kittel, die ſie bei ſolchen Gelegenheiten tragen, ihr wildes Gelächter und Geſpräch, ihre Hände mit Blut gefärbt. Ich ſah ſie nur einen Augenblick von der Treppe, es waren zehn bis zwölf. Sophie, mitten drunter, ſcherzte und lachte. Einer faßte ſie um den Leib; ſie drehte ſich ſchnell um und ſchüttelte ihm die blutige Hand, damit er ihren Gürtel nicht fühlen ſollte. Duguet hatte ſie faſt mit Gewalt eingeſchloſſen; als Franzoſe riskirte er nichts, aber ſie fürchtete ſeinen Rauſch, der, wie Du weißt, von der ſchlimmſten Art iſt, und den er bei der Abſpannung aller Kräfte, da er den ganzen Tag nicht gegeſſen und viel gearbeitet hatte, leicht beim Zutrinken hätte bekommen können. Die Herren gefielen ſich ſo wohl, daß ſie gar nicht Miene machten, zu gehen; da holte Sophie Adelen, die ganz niedlich mit ihnen ſprach und ſie bat, zu gehen, weil ſie ſehr ſchläfrig wäre, und die Unholde ließen ſich von dem Kinde bereden und gingen; unſere beiden treuen Huſaren waren mit dabei, die drei anderen ſchliefen im Vorderhauſe. Nun waren aber meine Kräfte ſo erſchöpft, daß ich ſchlafen mußte, und wenn der Tod neben meinem Bette geſtanden hätte. Zufällig war ich ſchon den Tag und den Tag vorher matt und nicht wohl geweſen. Unſere Thüren wurden wieder verrammelt; ich legte mich mit Adelen in den Kleidern aufs Bette; Sophie that ein Gleiches unten in ihrem Zimmer, dicht an meinem Zimmer ſchläft Conta. Dieſer und alle die Uebrigen blieben wach; aber ich ſchlief ſanft und ruhig vier Stunden lang. Das Feuer wüthete noch immer, kein Menſch durfte löſchen. Wenige wagten aus ihren Häuſern zu gehen; diejenigen, die es thaten, wurden von den Franzoſen zurückgehalten. Die Herzogin hatte ihre Bedienten zum Feuer geſchickt, man ließ ſie nicht durch. Menſchen wollten das arme Weimar verderben, Gott war barmherzig. Eine kleine Straße, dem herzoglichen Stallgebäude gegenüber, brannte unaufhaltſam; die Flamme ſchlug hoch in die Lüfte; nur etwas Wind, und das Schloß wäre in Brand gerathen, und mit ihm wahrſcheinlich die ganze Stadt. Aber kein Lüftchen regte ſich, das Feuer brannte ſtill fort bis an ein Eckhaus, dann ſank es von ſelbſt zuſammen. Es hat bis an den folgenden Mittag gebrannt, und doch ſind nur fünf Häuſer zu Grunde gerichtet. Alles war von dem Feuer erleuchtet; ich ſah die helle Flamme und mußte doch ſchlafen. Eine ähnliche Müdigkeit habe ich nie gefühlt. Die Nacht ging uns ziemlich ruhig hin. Es wurde verſchiedentlich gepocht; da man aber nicht aufmachte und kein Licht zu ſehen war, ſo ging man wieder. In der Stadt war entſetzliches Elend und in den Vorſtädten. Die Esplanade liegt zwar nahe, aber doch nicht im Mittelpunkte der Stadt; dies und Sophiens und Conta's Gegenwart des Geiſtes haben uns gerettet. Die Stadt iſt förmlich der Plünderung preisgegeben; die Officiere und die Cavallerie blieben frei von den Gräueln, und thaten, was ſie konnten, um zu ſchützen und zu helfen. Aber was konnten ſie gegen 50,000 wüthende Menſchen, die dieſe Nacht hier frei ſchalten und walten durften, da die erſten Anführer es, wenigſtens negativ, erlaubten! Viele Häuſer ſind rein ausgeplündert; zuerſt natürlich alle Laden; Wäſche, Silberzeug, Geld ward fortgebracht, die Möbeln, und was ſich nicht transportiren ließ, verdorben; dazu der gräßliche Witz dieſer Nation, ihre wilden Lieder: Mangeons, buvons, jouons, brûlons tous les maisons! hörte man an allen Ecken. Ueberall liefen ſie mit brennenden Lichtern umher, die ſie dann in den erſten beſten Winkel ſchleuderten. Es iſt unbegreiflich, daß nicht Feuer an allen Ecken ausgekommen iſt. Auf dem Markte hatten ſie große Wachtfeuer angebrannt, um welche ſie ſchwärmten, und Hühner, Gänſe, Ochſen brateten und kochten. Im obern Theile des Parks bis an Ober-Weimar und das Webicht hin war ihr Lager, das heißt, die nicht einquartiert waren, bivouaquirten ohne Zelte bei großen Feuern. Der Park iſt ſehr verwüſtet, die ſchönſten Bäume zum Feuer umgehauen, alle Gebäude darin, bis auf die kleinen Verhältniſſe, wo das Gartengeräthe aufbewahrt wurde, ſogar erbrochen und beſchädigt worden. Die Wenigſten im Lager wußten, daß unten eine Stadt wäre; denn kamen die aus der Stadt mit Beute beladen ins Lager und erzählten, daß es unten eine anſehnliche Stadt gäbe, die ihnen preisgegeben wäre, ſo liefen faſt Alle hinunter. Die Officiere waren außer ſich darüber; aber ſie durften ſie nicht halten. Prinz Murat und viele Generale waren in der Stadt, der Kaiſer kam erſt den folgenden Morgen. Viele Einwohner flüchteten aus den Häuſern in Wald und Feld und ſind zum Theil noch nicht wieder da. Hunderte hatten ſich ins Schloß gerettet; auch in dieſem iſt man in die Silber- und Wäſchkammer 7, gedrungen/und hat Manches daraus geraubt. Auch des Herzogs Gewehrkammer iſt geplündert worden. Die Herzogin hat unbegreiflich vielen Muth gezeigt und uns Alle gerettet. Auch hat der Kaiſer faſt zwei Stunden mit ihr geſprochen, was noch keiner Fürſtin widerfahren ſein ſoll. Sie allein iſt geblieben, während alle die Ihrigen entflohen. Wäre ſie auch fortgegangen, ſo ſtände Weimar nicht mehr. Alles, was ins Schloß geflüchtet war, nahm ſie auf und theilte mit ihnen, dadurch kam es denn, daß ſie und Alle einen ganzen Tag nur Kartoffeln zu eſſen hatten. Alle, die um ſie waren, verſichern mich, daß die großherzige Frau ſich immer ganz gleich blieb, und in ihrem ganzen Weſen faſt kein Unterſchied gegen ſonſt zu bemerken war. Alle, die ihre Häuſer verließen, haben faſt Alles verloren. Einige ſind ſo glücklich geweſen, gleich Officiere ins Quartier zu bekommen, die ihnen etwas Schutz, oft mit eigener Lebensgefahr, gewährten. Am beſten kamen diejenigen weg, die, wie wir, Muth genug hatten, keine Angſt zu zeigen, der Sprache und der franzöſiſchen Sitte mächtig waren, darunter gehört Goethe, der die ganze Nacht in ſeinem Hauſe die Rolle ſpielen mußte, die bei mir Sophie und Conta ſpielten. Falk hat ſich auch gut durchgeholfen, obgleich er ſchlecht franzöſiſch ſpricht, und ſo noch einige Andere. Dem Bergrath Kirſten, der bei uns im Vorderhauſe wohnt, haben wir durchgeholfen, denn bei ihm kann Niemand Franzöſiſch. Wieland hat, als Mitglied des National-Inſtituts, gleich vom General Denon eine Sauvegarde bekommen. Die Withwe Herder *), deren Logis ich jetzt bewohne, mußte ins Schloß flüchten; bei ihr iſt Alles zerſtört, und, was unerſetzlich iſt, alle nachgelaſſenen Manuſcripte des großen Herder, die ſie mitzunehmen vergaß, ſind zerriſſen und zerſtreut. Riedel's haben nichts als die Möbeln behalten; Silberzeug, Gold, Wäſche, Kleider ſind fort. Sie hatten auf meinen Rath die Sachen auf dem Boden verſteckt. Wie das Feuer ausbrach, glaubten ſie es ſich ſehr nahe, was es nicht war, und trugen ſie in den Keller, der gleich zuerſt erbrochen wurde. Die ſilberne Theemaſchiene haben ſie behalten, weil man ſie nicht

---

*) Wittwe des verſtorbenen Leibarztes, Herder's Sohn.

für Silber hielt, und einen Leuchter, den ein Soldat aus Dankbarkeit für ein geſchenktes Hemde dem Andern wieder abnahm. Kühn's iſt es fürchterlich ergangen. Ihr Haus liegt, wie Du weißt, in der Vorſtadt, — wohl mir, daß ich es nicht kaufte! — Dort haben die Barbaren am tollſten gewirthſchaftet. Kühn reiſte Montag nach Hamburg, mußte aber wieder umkehren. Dienſtag machte er ſich doch, trotz der ganz nahen Gefahr, davon, und was aus ihm ward, weiß ich nicht. Frau und Kinder verſteckten ſich, noch ehe die Feinde hereindrangen, im Garten, in einem Loche unter der Erde, der Hauslehrer, ein Franzoſe, Perrin, blieb im Hauſe, machte ſich aber, wie die Plünderung anging, und ihm blanke Säbel und Bajonette drohten, davon, nun ward Alles geraubt und die Möbeln in Stücke zerſchlagen. Gegen Morgen wurden die Unglücklichen in ihrem Zufluchtsorte entdeckt, man wollte hineinſchießen; ſie kauften ſich mit Allem, was ſie an Geld und Koſtbarkeiten bei ſich hatten, los. Gegen Mittag kamen wieder Andere, die ihnen den Tod drohten. Endlich gegen Abend, nachdem ſie 24 Stunden Todesangſt ausgeſtanden hatten, ſind ſie herausgegangen, und jetzt im Hauſe des Kaufmanns Desport am Markte. So höre ich noch alle Tage

1 y

neue Gräuel erzählen. Profeſſor Meyer *) wollte in ſeinem Hauſe bleiben, aber die fliehenden Preußen ließen drei Pulverwagen dicht vor ſeinem Hauſe ſtehen, wovon einer ganz zerbrochen war, daß das Pulver umher lag. Meyer konnte alſo nicht bleiben; er eilte zu ſeinen Schwiegereltern, die nicht weit von Kühn's wohnen. Auch hierher drangen die Unholde, raubten Alles, trieben zuletzt mit Gewalt die unglückliche Familie zum Hauſe hinaus, welche zuſehen mußte, wie man ihre Habſeligkeiten ordentlich auf Wagen lud und fortfuhr. Meyer's Schwiegervater iſt ein alter kränklicher, hypochondriſcher Mann, der eine Caſſe zu verwalten hat und ängſtlich Ordnung liebt. Goethe ſagte mir nachher, er hätte nie ein größeres Bild des Jammers geſehen, als dieſen Mann im leeren Zimmer, rund um ihn alle Papiere zerriſſen und zerſtreut. Er ſelbſt ſaß auf der Erde, kalt und wie verſteinert. Goethe ſagte, er ſah aus, wie König Lear, nur daß Lear toll war, und hier war die Welt toll. Ich habe Meyern und einigen Andern mit den Hemden und anderer Wäſche Deines Vaters ausgeholfen, bis ſie ſich wieder welche anſchaffen können; auch mit un-

---

*) Der bekannte Kunſtkenner, Goethe's Freund.

ſerm Weine habe ich ſchon manches traurige Herz erquickt. Den Verwundeten habe ich Erquickung ins Lazareth geſchickt, die anderen Einwohner der Stadt können noch nicht daran denken, weil ſie zu viel verloren haben; aber ich kann es, denn mir iſt Alles geblieben. Sterbende haben mich geſegnet, das giebt mir wieder Freudigkeit, und der Segen wird auf uns ruhen. Des Abends verſammeln ſich meine Bekannten um mich her; ich gebe ihnen nur Thee, aber mein heiterer Sinn iſt mir geblieben, und Mancher, der traurig kam, geht erheitert fort; die gute Ludekus ſteht mir immer bei.

Alles dies geſchah, während ich ſchlief. Gegen 6 Uhr wurde ich geweckt, weil die Feuersgefahr ſich zu nähern ſchien; doch dieſe Beſorgniß legte ſich bald; ich ſah auf der Straße einzelne mit Beute beladene Soldaten; ich glaubte, die Unordnung wäre vorüber, man ſagte, die Truppen ſollten weiter marſchiren: da erhob ſich das wüſte Geſchrei von neuem. Unſer ehrlicher Huſar brachte eine geſtern bei all dem Unglück entbundene junge Wöchnerin, ihren Mann, den Säugling und noch zwei Kinder und eine Magd, er bat um Gotteswillen, wir möchten die armen Leute aufnehmen; die Barbaren hatten ſie ausgeplündert und auf die Straße geworfen.

Die junge Frau hatte die Gelaſſenheit und das Geſicht eines Engels; ſtill ſetzte ſie ſich hin und ſäugte ihr Kind; ohne Klagen ſprach ſie von ihrem Schickſale und voll Vertrauen auf Gott mit einer ſo anſpruchsloſen Art, es ging mir durchs Herz. Ich fiel ihr um den Hals und küßte ſie ſo herzlich, wie ich nie eine Frau geküßt habe; ich hätte ihr die Hand küſſen mögen, ſie flößte mir ſo viel Ehrfurcht ein. »Sehen Sie,« ſagte ſie, »iſt das denn nicht ſchön, daß eine ſo gute Frau Theil an meinem Schickſale nimmt, und muß mich das nicht tröſten?« Ich habe mich nachher nach den Leuten erkundigt, ſie haben doch nicht Alles verloren; Gold und Silber hat man nicht gefunden; Mutter und Kind ſind geſund geblieben; der Mann heißt Facius*), iſt ein ſehr geſchickter Steinſchneider, und hat für die ganze Gegend weit und breit zu thun, er wird ſich alſo bald wieder aufhelfen. Nun war unſer Zimmer ganz voll; dieſe Leute, die alte Madame Jagemann mit ihrer Tochter von geſtern Abend, dazu die Forſtmeiſterin Wilhelmi, die aus der Gegend von Erfurt ſich hierher geflüchtet und bei Riedel's logirt hatte.

---

*) Das damals geborne Kind iſt die jetzt als Künſtlerin rühmlich bekannte Angelica Bellona Facius.

Riedel's waren eben des Feuers wegen, das noch immer ruhig brannte, ins Schloß geflüchtet, und ſie erzählten uns, welche Gräuel dort geſchehen wären, und wie dieſe noch immer fort währten. Nun hörten wir am Thorwege vom Vorderhauſe ſtark klopfen. Ich ſah aus dem Fenſter, ſah das Thor in tauſend Stücken brechen und zehn bis zwölf wüthende Menſchen mit gefälltem Bayonette in den Hof ſtürzen. Guter Gott, welch ein Anblick! Doch faßte ich mich; wir rangirten uns im Zimmer, die Heulenden wurden zur Ruhe verwieſen; ich ſtellte mich vor Adelen, wieder den Geldbeutel in der Hand; Sophie und Conta eilten hinunter. Krach! fiel die Thür unten, die den Gang nach meinem Zimmer verſchließt. Die Bayonette haben auf Conta's Bruſt geſtanden, und doch gelang es ihm und Sophien, die Menſchen mit Wein, Brot und freundlichen Worten hinauszubringen. Jetzt verlangte der Huſar mich zu ſprechen, er hatte mich noch nicht geſehen. Ich flog zu ihm, gab ihm die Hand. Er ſagte, er wäre der Ehre nicht werth, er wäre nur ein Bauer; aber doch hätten ſeine Hände nie ſolche Gräuel beſudelt, und ſo gab er mir die Hand. Ich bot ihm Geld an, er wollte es durchaus nicht nehmen; doch nahm er einen Speciesthaler am Ende.

In der Hitze des Geſprächs zog ich meine goldene Doſe heraus, er ſah ſie bedeutend an. »Si vous la demandez, il faut que je vous la donne,« ſagte ich. Das erſchütterte den großen ſchnurrbärtigen Menſchen faſt bis zu Thränen; aber um eine Priſe aus der ſchönen Doſe bat er mich. Nun rieth er mir, bei einem General um eine Sauvegarde anzuhalten, und ſagte mir dabei, die Plünderung hätte nun ein Ende, die Infanterie, die einzige, die ſich deren ſchuldig gemacht hätte, müßte nun fort; einen der Plünderer hätte eben ein Officier vor ſeinen Augen auf der Straße zuſammengehauen, zwei würden eben im Lager füſilirt. Niemand von uns konnte zum General gehen; Conta mußte im Hauſe bleiben, alſo faßte ich meinen Huſaren unter den Arm, Adelen an der Hand, und ſo hin aufs Schloß zum Prinzen Murat. Welch ein Gang! überall die Spuren der geſtrigen Nacht; Todte, Verwundete auf der Straße; gefangene Preußen im Park vor dem Schloßplatze, wo ſie noch vorgeſtern ſtolzirten; wilde, blutige Menſchen, die ich nicht Soldaten nennen kann, in weißen, zerriſſenen Kitteln, Mord und Tod im Geſicht, die alle Augenblicke meinen Huſaren als Camarade anredeten, dazwiſchen die Muſik, Pferde, Reiter; ein unendliches Gewühl! Beim

Prinzen wurde ich nicht vorgelaſſen; er hatte ſich eingeſchloſſen und ließ Niemanden vor. Ich ging zu Hauſe, ſchrieb ihm, wer ich wäre, forderte ſeine Menſchlichkeit auf, ſchickte ihm meinen von Bourienne unterzeichneten Paß, bat, dieſen zu unterzeichnen, mir zu ſagen, wohin ich gehen könnte, und bat um eine Sauvegarde. Dies ſchickte ich gleich durch meinen Huſaren hin; der Prinz ſprach ihn ſelbſt, unterzeichnete meinen Paß, pour se rendre en France, ſchrieb dabei einen Befehl an alle Militair- und Civilbehörden, mich zu ſchützen, und ließ mir ſagen, ich ſollte ruhig ſein, als Fremde brauche ich keine Sauvegarde, überdies hätten die Unordnungen ein Ende. Aber es war nicht ſo, es drangen aufs neue Soldaten bei uns ein. Zum Glück kam im nämlichen Momente ein Dragoner-Officier, der zu Eſſen verlangte; dieſer vertrieb ſie mit leichter Mühe. So wie ich davon hörte, ließ ich ihn in eines meiner Zimmer führen, und eilte zu ihm und bat ihn um Schutz. Es war ein freundlicher, nicht mehr junger Mann, meine Lage ging ihm zu Herzen. Er verſicherte mich, daß alle Officiere über die Art, mit der Weimar behandelt worden wäre, empört wären; aber die Armee reiſt ohne alles Gepäck, und wenn die Leute müde und hungrig, vollends nach einer

12)

Schlacht, ankämen, müßte man ihnen erlauben, Brot und Wein zu fordern. Was aber übrigens hier geſchehen wäre, wäre freilich entſetzlich; jetzt hätte dies aber ein Ende. Indeſſen, indem wir ſo ſprachen, mußte er doch noch uns und unſern Nachbar, dem eben die Fenſter eingeworfen wurden, vertheidigen. Nach zwei Stunden wollte er fort, ſeine Ehre hing daran; er hatte bis morgen einen beſtimmten Weg zu machen; aber ich ſtrengte alle meine Beredſamkeit an, und ſo gelang es mir, ihn zu bewegen, daß er mir verſprach, bis 2 Uhr des Morgens zu bleiben, wenn er keinen Officier fände, der ſeine Stelle erſetzte. Er ging ins Vorderhaus, danach auszuſehen, und brachte mir glücklich einen Commissaire des Guerres des Generals Berthier. Nun waren wir aus der Noth. Oben war kein Platz, ich räumte ihm alſo gleich mein beſtes Zimmer, das ich zum Staatszimmer beſtimmt hatte, ein und übernahm es, die Officiere an meinen Tiſch zu nehmen, was meine gute Ludekus, umringt von Allen, die zu ihr geflüchtet waren, nicht konnte. Der Dragoner ritt gleich nach Tiſche fort, Mr. Denier blieb. Einen artigeren, gebildeteren und dabei hübſcheren Franzoſen habe ich nicht leicht geſehen. Mein Tiſch war alle dieſe Tage ſehr ſchlecht beſtellt; es war eben keine Theuerung, aber eine ſo große Seltenheit an Lebensmitteln, beſonders Brot, entſtanden, daß man allgemein Hungersnoth befürchtete. Der gute Denier nahm an unſerm Unglück Theil, als ob es ihn ſelbſt betroffen hätte. Mit ſeiner Schonung machte er es ſo, daß ſein Freund beim General Berthier aß, er ſelbſt aber blieb zu Hauſe; und wenn er ausging, bat er mich um Erlaubniß und ſagte mir, wohin er ginge und wann er wiederkommen würde, ſeine Leute mußten dann Schildwache halten. Den ganzen Tag mußte er uns noch oft die Plünderer abwehren, dafür mußte ich mir gefallen laſſen, daß mir den Abend wenigſtens zehn Officiere vorgeſtellt wurden, die bei mir Thee tranken und himmliſch vergnügt waren, wieder einmal ein hübſches Zimmer, reine Taſſen und ein franzöſiſches Haus zu ſehen, denn dafür hielten ſie mich wegen meiner Bedienung und Adelen, die wirklich jetzt nach all dem Schrecken ganz allerliebſt war. Ich that indeſſen doch etwas Gutes, ich ſchrieb allen Officieren, die mir vorkamen, die Namen von Loder, Schütz, Froriep und Reichard in Halle auf und bat ſie, dieſe Häuſer, wenn ſie hinkämen, zu ſchützen. Alle gaben mir ihr Ehrenwort darauf und verſprachen freiwillig, auch ihren Freunden dieſe Namen zu geben. Halle iſt ſeitdem mit Sturm genommen; man hatte die Thore geſchloſſen, um den Preußen die Flucht zu erleichtern; vielleicht hat meine Fürbitte etwas geholfen, dieſe Leute zu ſchützen, die mir ſo freundlich entgegengekommen ſind. Man hat in Halle gehauſt wie hier; auch Jena iſt fürchterlich behandelt worden. Funfzehn Häuſer ſind abgebrannt; Frommann's und Farrenkrüger ſind indeſſen ziemlich gut davon gekommen. Dr. Stark wird gezwungen, da zu bleiben, um die Lazarethe zu beſorgen. Die ſchönen Weiden in dem herrlichen Thale ſind umgehauen, und ſie wollten hernach nicht brennen, alſo umſonſt. In welchen Zeiten leben wir! Ja wohl the times are out of flight. — Der folgende Tag, der 16. October, verging eben ſo. Wir wurden ruhiger, wenn das Ruhe heißen kann, wenn man es nicht wagt, ſich des Abends auszukleiden; wenn man bei jedem Geräuſch, jedem Pferde oder Wagen, der vorbeifährt, jeder lauten Stimme auf der Straße ängſtlich zuſammenſchreckt, in dieſer Stimmung ſind wir auch lange geblieben, noch viele, viele Tage. Meine Geſundheit hat nicht merklich gelitten; ich bin aber ſo mager geworden, daß alle meine Kleider, die mir früher zu enge wurden, jetzt viel zu weit ſind. Doch das Unglück iſt nicht groß; Ruhe wird das Ver-

7, 1

lorene bald wieder erſetzen. — Den 17. October, des Morgens, verließ mich mein Beſchützer Denier, nachdem er Vorkehrungen getroffen hatte, zu verhindern, daß wir wieder mit Einquartierung beläſtigt würden. Wenige Zeit darauf marſchirte das Regiment des Marſchalls Augereau hier ein; gerade dieſe waren den 14ten und 15ten nebſt Anderen unſere Peiniger geweſen. Dies bewog uns doch wieder, um einen Officier zu bitten. Wir bekamen zwei, einen aus der Picardie, den andern aus der Normandie. Sie mögen brave Leute geweſen ſein; allein man ſah ihnen ihr ſchreckliches Handwerk zu deutlich an. Dieſen Tag mußte ich ſchon mit ihnen zubringen. Mir kam es bisweilen vor, als ob ich holländiſche Schiffer bei mir hätte; der Abſtand zwiſchen der Cavallerie und Infanterie in der franzöſiſchen Armee iſt ungeheuer. Die erſteren tragen alle das Gepräge der Cultur bis auf den gemeinen Huſaren herab, die letzteren ſind ein wildes Volk, abgehärtet für Alles. Glücklicherweiſe ward ich dieſen Abend ganz heiſer, ſo daß ich zuletzt keinen hörbaren Laut hervorbringen konnte, dies entſchuldigte mich den folgenden Tag, nicht zu erſcheinen. Die Herren ließen ſich's auch ohne mich wohl ſein. Ich habe dieſes Uebel ſchon vor ſieben Jahren in Danzig gehabt, obgleich weniger heftig. Mein Schwager warnte mich damals, es zu vernachläſſigen. Den 18~~ten~~ war ich faſt ſtumm, und nahm, da Hausmittel nicht halfen, meine Zuflucht zum Arzt, es war kein anderer da, als Dr. Huſchke*); er hat mich aber innerhalb zwei Tagen ganz wieder hergeſtellt. Ich litt unbeſchreiblich dabei, daß das Regiment alle Tage drei Mal vor unſerm Hauſe verſammelt, und jeder Soldat mit Namen einzeln aufgerufen wurde. Der Ordnung wegen war das recht gut; allein ich ſah wieder die fürchterlichen Geſichter, die weiten, ſchmutzigweißen Mäntel, die ſie über die Uniform werfen, und die die Spuren der Schlacht und aller verübten Gräuel an ſich trugen; ſo waren ſie auch in jener Schreckenszeit. — Den 18. October wurde der preußiſche General v. Schmettau hier feierlich mit allem militäriſchen Prunk begraben. Nach dem Begräbniß verſammelte ſich das Regiment wieder auf der Esplanade, die Muſik ſpielte Opern-Arien, und die wilden Menſchen tanzten und tobten luſtig umher, bis ſie ins Quartier mußten.

Endlich zogen ſie den 19ten fort; wir behielten den General Denzel mit einem kleinen Corps zum Schutze. Er iſt ein Deutſcher, und hat ſich ſeitdem ſehr menſchlich und brav gegen uns benommen. Seine genaue Kenntniß aller Wege, da er früher in Jena ſtudirte, iſt der Armee ſehr zu Statten gekommen. Wie konnte er aber dazu helfen, das Paradies *) zu verwüſten, er, der doch gewiß ſeine ſchönſten Tage darin verlebte? — Der General von Schmettau, der hier begraben wurde, war ſchwer verwundet hier eingebracht. Man kündigte ihm an, daß er in vier Tagen nach Paris transportirt würde. In einem einſamen Augenblicke ſtürzte er ſich aus dem Fenſter, und ſtarb wenige Stunden darauf. Seitdem wurden wir wegen der Menge Verwundeter, die in Lazarethen, Gaſthöfen, im Komödienhauſe auf einander gehäuſt lagen, ohne Pflege, Ordnung und Reinlichkeit, und wegen der großen Anzahl unbegrabener Todten, die bis vor's Schloß herum lagen, aufs Neue in Angſt geſetzt, man fürchtete anſteckende Krankheiten. Allmälig wird auch hierein Ordnung gebracht, die Todten werden in große, mit Kalk ausgefüllte Gruben, die von der Stadt entfernt liegen, begraben. Dieſeni-

---

*) Leibarzt des Großherzogs.

---

*) Eine ſehr ſchöne Wieſe mit Alleen bei Jena.

gen, welche in der Schlacht ſielen, ſind Alle ſchon begraben. Die Todten aus den Lazarethen werden nun auch gleich fortgeſchafft, und liegen nicht mehr, wie anfangs, hoch auf einander gethürmt, Tage lang auf der offenen Straße. Von dieſen Gräueln des Kriegs hat man nur einen Begriff, wenn man ſie, wie ich, in der Nähe ſieht. Ich könnte Dir Dinge erzählen, wovor Dir das Haar emporſträuben würde; allein ich will es nicht thun, denn ich weiß ohnehin, wie gern Du über das Elend der Menſchen brüteſt. Du kennſt es noch nicht, mein Sohn; Alles, was wir zuſammen ſahen, iſt nichts gegen dieſen Abgrund des Jammers. — Was mich bei dem Anblick alles Entſetzlichen, was man ſich denken kann, noch hier hielt, iſt, daß ich half, wo ich konnte, um den Jammer zu lindern. Mein Landsmann Falk gab mir die Wege an, und ſo habe ich mich einer Stube im Alexanderhofe, in der an dreißig Verwundete, meiſtens Preußen, lagen, angenommen. Ich ſchickte ihnen Leinwand zum Verbinden, Wein, Thee, welcher letztere erſt bei mir in einem großen Keſſel gekocht wurde, Suppe, einige Bouteillen Madera, wovon jeder nur ein kleines Glas bekam, und doch über dieſes Labſal in lauten Jubel ausbrach und mich ſegnete, Brot und was ich konnte; Sophie und Duguet vertheilten es ſelbſt, denn dem harten Inſpector konnte man nichts vertrauen. Es war im Ganzen wenig, und half doch viel, beſonders da ich die Erſte war; ich rettete die Armen vor dem Unglück, an Gott und Menſchen zu verzweifeln. Goethe und Andere haben davon gehört, und ſind meinem Beiſpiele gefolgt. Was mich am meiſten freut, iſt eine Quantität Aepfel, die ich wohlfeil kaufte, und dann unter eine Menge Verwundeter austheilte, welche ohne alle Erquickung vor dem Komödienhauſe lagen und nach etwas Kühlendem ſeufzten. Auch zu dieſer guten Idee verhalf mir Falk. Unendlich freuten ſich die Verwundeten über dieſe Erquickung. Die meiſten meiner Pfleglinge ſind jetzt todt; ihre Stellen werden ſchnell erſetzt; alle Abende kommen wenigſtens 300 Verwundete aus Naumburg und anderen Orten hier an, jeden Morgen ſchafft man eine noch größere Anzahl weiter nach Erfurt. Wie hartherzig macht das Unglück! Ich freue mich jetzt, wenn ich höre, daß vier, fünf bis ſechs mit ihren ganz zerſchmetterten Gebeinen weiter gefahren werden, ich, die noch vor wenig Wochen den Jungen, der vor unſerm Hauſe den Arm brach, um keinen Preis ohne Hülfe fortgelaſſen hätte! Wir hoffen, daß in wenig Wochen das ganze Lazareth fortgeſchafft werden ſoll. Der Tod hilft uns fürchterlich. Falk iſt als Dolmetſcher beim jetzigen Commandanten angeſtellt; Denzel iſt fort; der jetzige kann nicht Deutſch, zeigt aber faſt noch mehr Eifer, der Stadt zu helfen. Er hat alle Soldaten, die noch hier im Quartier liegen, entwaffnet, und hält die ſtrengſte Mannszucht. Wie wunderbar ſpielt das Schickſal mit uns! Dieſer Falk lebt jetzt mitten unter den Menſchen, vor denen ich ihn vor vierzehn Tagen retten ſollte und wollte, und dient ihnen. Für die Sicherheit der Stadt iſt aufs Beſte geſorgt. Der franzöſiſche Commandant thut das Seine, und alle Nächte patrouilliren ſechzig unſerer Bürger, ohne Anſehen des Ranges und der Perſon, um für die Sicherheit der Stadt zu ſorgen. Wir fürchten die Franzoſen wenig mehr, aber wir fürchten die Einwohner der benachbarten Gegend, welche an den Bettelſtab und zur Verzweiflung gebracht ſind. Wir erwarten den Herzog, der, wie es heißt, bald zurückkommen wird, dann ſind wir ſicher, und die wohlthätige Zeit wird unſere Wunden heilen. Ohne die Herzogin, die ſtandhaft dablieb, wären wir Alle verloren geweſen; das Schloß wäre verbrannt und die Stadt an allen Ecken angezündet worden, glühende Kugeln waren bereit; nur auf die

Nachricht, daß ſie noch da wäre, blieben wir verſchont, das weiß man jetzt mit Gewißheit. Es iſt unbegreiflich, wie man dem größten Unglück entgangen iſt; Gottes Engel wachte über uns. Noch heute ſagte mir Goethe, daß man in ſeinem Hauſe überall zerſtreutes Pulver und gefüllte Patronen gefunden hat. In einem Hauſe ihm gegenüber iſt förmlich Feuer angelegt und nur durch Zufall entdeckt und ausgelöſcht worden. Ueberall lag Pulver und Patronen, überall ſtanden Pulverwagen, überall lief man mit brennenden Lichtern umher, und Gott erhielt uns doch. Meine Exiſtenz wird hier angenehm werden; man hat mich in zehn Tagen beſſer, als ſonſt vielleicht in zehn Jahren kennen gelernt. Goethe ſagte heute, ich wäre durch die Feuertaufe zur Weimaranerin geworden. Wohl hat er recht. Er ſagte mir, jetzt, da der Winter trüber als ſonſt heranrücke, müſſen wir auch zuſammenrücken, um einander die trüben Tage wechſelſeitig zu erheitern. Was ich thun kann, um mich froh und muthig zu erhalten, thue ich. Alle Abende, ſo lange dieſe Tage des Trübſals währen, verſammeln ſich meine Bekannten um mich her, ich gebe ihnen Thee und Butterbrot im ſtrengſten Verſtande des Wortes. Es wird kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet, und doch kommen ſie immer wieder, und ihnen iſt wohl bei mir; Meyer's, Fernow, Goethe bisweilen, ſind darunter. Viele, die ich noch nicht kenne, wünſchen bei mir eingeführt zu werden. Wieland hat mich heute um die Erlaubniß bitten laſſen, mich dieſer Tage auch beſuchen zu dürfen. Alles, was ich ſonſt wünſchte, findet ſich ſo von ſelbſt; und ich verdanke es bloß dem Glücke, daß meine Zimmer unverſehrt blieben, und daß ich Gelegenheit fand, mich zu zeigen, wie ich bin, daß meine Heiterkeit ungetrübt blieb, weil ich von Tauſenden die Einzige bin, die keinen herben Verluſt zu beweinen hat, und nur das allgemeine Leiden, kein eigenes, mein Herz preßt. Ich fühle es wohl, wie egoiſtiſch alles dieſes klingt, und dies iſt eben die entſetzlichſte Seite des allgemeinen Unglücks, daß es auch die Beſſeren unter uns zu dieſem Egoismus herunterſtimmen kann. — Lebe wohl, Beſter, ich wünſche Dir Geduld, dieſen unendlich langen Brief zu leſen; aber ich konnte mich nicht kürzer faſſen, wenn ich Alles erzählen wollte, und das mußte ich doch. Theile ihn meinen Freundinnen, Madame Bregard und Madame Piſtorius, mit, ich weiß, mein Schickſal intereſſirt ſie, und es iſt mir unmöglich, alles dies mehr als einmal zu ſchreiben. Sage Beiden, daß ich ſchreiben werde, ſobald ich kann; ich habe aber noch viele höchſt nöthige Briefe nach Danzig zu ſchreiben, und bin noch immer nicht in der rechten Faſſung zu einer anhaltenden Beſchäftigung. Auch dieſes habe ich nur in abgeriſſenen Viertelſtunden zuſammengeſchrieben, wie Du leicht ſehen wirſt. Erzähle Herrn Böhl, was ich Dir geſchrieben habe, oder laß es ihm leſen, wenn er die Geduld dazu hat, woran ich zweifle, da meine Handſchrift ſo klein und unleſerlich iſt, ſage ihm, daß ich oft ſeiner und der Madame Böhl gedacht habe, und ihrer Freundſchaft für mich; ſie ſind Beide meine älteſten Freunde in Hamburg; ich werde auch ihnen nächſtens ſchreiben. Wenn Du mit dem Briefe fertig biſt, ſo ſchicke ihn Julchen nach Danzig, denn auch dorthin kann ich dies Alles nicht noch einmal ſchreiben, und ich muß ohnehin über Hamburg nach Danzig ſchreiben. Adieu! Sei meinetwegen unbeſorgt, der Horizont wird täglich heller. Ich wünſchte, Du könnteſt Tiſchbein meinen Gruß bringen und ihm ſagen, daß ich noch lebe und für ſeine Empfehlung herzlich dankbar bin. — Goethe hat nichts verloren, Prof. Meyer Alles, auch ſeine Zeichnungen, nur nicht ſeine Schriften und ſeine gute Laune. Herder's nachgelaſſene Manuſcripte ſind unwiederbringlich verloren.

Dieſen äußern Stürmen folgte eine ſchöne Zeit! Ich möchte ſie faſt einen zweiten Geiſtesfrühling meiner Mutter nennen, denn der Himmel gewährte ihr während derſelben, was er ſonſt nur der Friſche der Jugend zu geben pflegt. Mit dem wärmſten, ſorgloſeſten Gefühle blickte ſie in eine ihr bis dahin unbekannt gebliebene und doch längſt geahnete neue Welt; überraſcht von der plötzlich ſich entfaltenden Kraft ihrer Fähigkeiten, von ihrem bis dahin ſchlummernden Talent mit einem Male gehoben, genoß ſie mit ſich täglich erneuender Freude den Umgang der ausgezeichnetſten Männer, die damals Weimar theils als ihm angehörig in ſich ſchloß, theils durch dieſelben aus entfernteren Gegenden Deutſchlands an ſich zog. Sie gefiel und that gemüthlich wohl. Sie war wohlhabend genug geblieben um bequem leben und den reichen Kreis dieſer Freunde faſt täglich um ſich herziehen zu können. Ihr anſpruchloſer und doch erregender Umgang machte ihr Haus zum Mittelpunkt des geiſtig geſelligen Treibens, in dem Jeder ſich ſelbſt heimiſch und behaglich empfand, und unbefangen das Beſte darbot, was er zu geben vermochte. Sie ſelbſt nennt in dem Schema zu ihren Memoiren einen Theil der intereſſanteſten Menſchen, die ſie damals um ſich ſah, zahlloſe Andere führte die Zeit vorüber, und lange, lange Jahre hindurch blieb, trotz allen äußern Veränderungen, ein Nachſchimmer jener Tage, wie ein ſpäter Sonnenſtrahl, auf unſerm Hauſe ruhen.

Unter Allen trat ihr Fernow am nächſten. Er ward ihr Freund und ihr Lehrer, ordnete ihre ungeregelten, oft mangelhaften Kenntniſſe, lehrte ſie die Antike verſtehen, die ihr früher ganz fern lag, und gab beſonders ihrem, durch den Maler Auguſtin techniſch längſt entwickelten Talent zur Malerei, die Baſis der Kunſtkenntniſſe, welche ihr ſpäter die Herausgabe einiger in dies Fach ſchlagender Schriften möglich machten. Fernow war ein edler, ein völlig ausgebildeter, am Leben ſelbſt zu großer Tüchtigkeit gereifter Mann, und wandte ihr eine ſehr ernſte Neigung zu. Es iſt durch ſeine, von ihr geſchriebene Biographie bekannt, was ſie für ihn zu thun durch ſein Leiden veranlaßt ward, aber nicht mit welcher Zartheit er Alles, was in ſeiner Macht ſtand, für ſie that, ich möchte ſagen, es ſei von ihm aus jeder Halt und jeder Schmuck ihres ſpätern Lebens ausgegangen, und ſein Geiſt habe in jeder bedeutenden Stunde deſſelben auf ſie rückgewirkt, wie in ihrer früheren Jugend Jameſons Andenken.

Nach ſeinem Tode machten pecuniaire Schwierigkeiten den Verkauf ſeiner ſehr bedeutenden Bibliothek nothwendig. Der Durchlauchtigſte Großherzog Carl Auguſt gewährte für die Einverleibung derſelben in die Weimariſche Bibliothek den hinterlaſſenen Söhnen Fernows ein Erziehungsgeld bis zum zwanzigſten Jahre; ehe aber dieſes Geſchäft zu ſchließen möglich ward, mußte eine beträchtliche Forderung Heinrich Cotta's auf dieſelbe befriedigt werden. Es iſt mir noch unerklärlich wie es möglich war, daß Cotta meiner Mutter den Vorſchlag machte, aus den vorgefundenen Materialien die Biographie Fernows zu entwerfen, denn bis zu jenem Augenblick hatte ſie nie eine Zeile für den Druck geſchrieben — für dies Buch erbot er ſich den Erben ſeine große Forderung gänzlich zu erlaſſen. Meiner Mutter Herz konnte keinen Augenblick anſtehen zu gewähren, was man auf ſo edele Weiſe von ihr forderte; doch geſchah es nicht ohne Schüchternheit, denn ſie ſelbſt ahnete kaum ihr Talent.

Das Werk fand großen Beifall — und ſo hatte der Freund ihres Lebens, unbewußt nach ſeinem Tode, eine Bahn des regſten Strebens ihr eröffnet — meine Mutter war mit einem Male Schriftſtellerin, und nach wenig Jahren eine der beliebteſten Schriftſtellerinnen Deutſchlands geworden.

Gerhard von Kügelgens Neigung war das zweite bedeutende Erbtheil, das Fernow ſeiner Freundin hinterließ. Beide ſo gänzlich verſchiedene Männer waren ſeit langen Jahren durch die innigſte Freundſchaft verbunden, Beide ergänzten einander ſo ſehr, waren ſich ſo geiſtig nothwendig, daß man behaupten könnte, Gerhard von Kügelgens Kunſt habe nach Fernows Tode eine neue Richtung genommen. — Die Nachricht des hoffnungsloſen Zuſtandes ſeines Freundes trieb Kügelgen nach Weimar, er erreichte es am Begräbnißtage. — Von da an übertrug er ſeine Neigung auf meine Mutter, von deren inniger Anhänglichkeit die folgenden Blätter und die Recenſion über Haſſens Lebensbeſchreibung Gerhard von Kügelgens zeugen mögen.

Meines Wiſſens iſt dieſe Recenſion die einzige, die meine Mutter je geſchrieben. Dem Herausgeber derſelben giebt ſie das unumſtößliche Zeugniß der großen Wahrheit ſeiner Darſtellung; zu gleicher Zeit aber ſpricht ſich meine Mutter in derſelben indirect über Selbſtbiographien auf eine Weiſe aus, die ich für Alles, was ſie und ich von ihr Selbſt in dieſem Buche geſagt, geltend machen möchte. Denn ihrer beſtimmten Anſicht bin ich ſtreng gefolgt, indem ich von ihren Lebenserfahrungen nur die berührte, die auf ihr öffentliches Auftreten in der Welt Bezug hatten. Ihre übrigen Verhältniſſe ſtanden von dem Allen geſondert und haben eigentlich um ſo weniger Einfluß auf ihre literariſche Laufbahn gehabt, als ſie dieſelbe in ſchon ziemlich vorgerücktem Alter betrat. Nach Fernows Verluſt hat zwar noch mancher freundſchaftliche Umgang erfreulich oder betrübend, doch nie mehr entwickelnd auf ſie eingewirkt, auch hat von allen ſpäteren Erlebniſſen keines ſo bedeutenden Einfluß gewonnen, daß es ihre gereifte Kraft zu überbieten vermocht hätte.

Wir verließen Weimar im Jahre neun und zwanzig, ruhig beſonnen uns den äußern Umſtänden fügend, wir kehrten, des ſchönen Rheinlandes dankbar gedenkend, dahin zurück, als dieſe Umſtände und das hohe Alter meiner Mutter, das ihr große Geſelligkeit beſchwerlich, und Altgewohntes behaglicher machte, uns dazu veranlaßten.

Der Stempel der Wahrheit und Lebendigkeit der Auffaſſung, den das Publikum mit ſo großer Güte all ihren Schriften der Art aufgedrückt gefunden, ſchien mir auch den im Jahre funfzehn geſchriebenen Scenen aus Karlsbad nicht zu fehlen. Der ihnen folgende Brief deutet das raſche Fortſchreiten der äußern Lebensbedingungen hinlänglich an, um jetzt abermals neue Veränderungen vorausſetzen zu laſſen. Indeſſen bleiben ſich Gegend und Badeleben im Allgemeinen noch immer ſo gleich, daß ich hoffen durfte, man werde dieſe Schilderung mit gewohnter Theilnahme aufnehmen. Mögte ſie dem Leſer und den noch lebenden Freunden das heitere Bild der Reiſenden zurückrufen, die jetzt von ihrer langen ſchönen Wanderung ausruht!

Gerhard von Kügelgens Portraits

von

Goethe, Wieland, Schiller und Herder.

Fragment 1809.

Gerhard von Kügelgen verlebte dieſen Winter zwei Monate in Weimar und benutzte dieſe Zeit, um die vier Portraits zu beginnen. Er ſchickte ſie kürzlich vollendet hierher, ſeinen und der Kunſt Freunden zur Freude, zur Beurtheilung, kurz zum Anſchauen. —

Goethe iſt auch hier, wie auf allen Gemälden, die ich noch von ihm ſah, faſt ganz en face genommen. Nach der rechten Seite, von welcher das Licht einfällt, iſt der Kopf ein ganz klein wenig gewendet, ſo auch der Körper; er blickt gerade zum Bilde heraus, das dunkele Haar iſt nur leicht durchgekämmt und läßt die Stirn ganz frei; es iſt nicht gelockt, aber doch weich, wellenartig, obgleich es etwas in die Höhe ſtrebt. Aber wie Dir das geſchickt beſchreiben? Seine Züge kennſt Du, Jeder kennt ſie, denn alle Portraits von ihm ſind in dieſer Hinſicht nicht ohne Aehnlichkeit.

Unſerm Künſtler gelang, was noch keinem in dieſem Grade gelungen iſt, er faßte einen glücklichen Moment auf und hielt ihn feſt, mit Einfachheit, Wärme und Klarheit. Goethe ſpricht nicht, aber er hat eben geſprochen und iſt im Begriff zu antworten, was er hört, freut ihn, er hat den Sprecher lieb, aber er iſt nicht ganz ſeiner Meinung. So wollte ihn uns der Künſtler geben, den höhern Menſchen unter Menſchen, nicht den ſchaffenden Geiſt in der Stunde der Begeiſterung, und doch ſieht man es dieſer prächtigen Stirn, dieſen Augen an, wie alle die großen und lieblichen Geſtalten, die er hervorrief, ihn umſchweben, und wie er im hohen Bewußtſein ſich ihrer freut.

Die Behandlung des Bildes iſt, wie wir ſie von dieſem Künſtler gewohnt ſind, ausgeführt ohne Aengſtlichkeit, lebendig und reich an Farben, ohne bunt zu ſein. Warm und kräftig iſt das Colorit, wie es das Original fordert, die Draperie ſehr ſchön, die Wäſche höchſt zierlich und ſauber; ein einfacher, ſchiefergrauer Rock, das breite Band des Annenordens ſieht halb daraus hervor, ſo auch der Stern auf der rechten Seite, den ein ſchöner grüner, mit purpurrothem

Sammet gefütterter Mantel halb bedeckt. Im Knopfloch iſt das Band der Ehrenlegion ſichtbar, der Mantel ſinkt von beiden Schultern ein wenig zurück und iſt vorn über einander geſchlagen, das Unterfutter fällt breit über, beſonders an der linken uns zugewandten Seite, und macht einen prächtigen Effekt. Sehr geſchickt hat der Künſtler die drei brennenden und doch unter ſich verſchiedenen Farben der rothen Bänder und des Sammets ſo zu ſtimmen gewußt, daß ſie einander nicht Schaden thun, ſo wenig als die Orden der hohen Würde und Einfachheit des Ganzen. Der Grund iſt bläuliche, ins Röthliche ſpielende Abenddämmerung; um doch auch etwas zu tadeln, muß ich bemerken, daß ich ihn gern einen Ton wärmer ſehen möchte. Das Ganze iſt ein in aller Hinſicht erfreuliches Bild, und werth der Nachwelt zu zeigen, in welcher Geſtalt dieſer Genius unter uns wandelte.

Jetzt zu Schiller. Der Künſtler ſah ihn nur einmal im Leben, vor langer Zeit. Außer einer ſchönen Marmorbüſte von Dannecker giebt es kein ganz ähnliches Bild von Schiller. Die meiſten ſind zu krank und zeigen ihn unter dem Drucke körperlicher Leiden, die dieſer hohe Geiſt weit edler zu tragen wußte als es dargeſtellt wird; übrigens theilt er auch hierin Goethe's Schickſal, daß keines dieſer Portraite ganz unähnlich iſt.

Der Künſtler benutzte nur die Büſte und Beſchreibungen, von Schillers innigſten Freunden ihm gegeben; dazu leitete eignes Gefühl ihm die ſichere Hand und er hat ein Wunder hervorgebracht. Nach dem Urtheile Aller, die Schillern genau kannten, ſogar nach dem ſeiner Gattin, iſt dies Gemälde das einzig befriedigende, es ſind nicht nur ſeine Züge, ſondern ſein eigenſtes Daſein ſtrahlt auch daraus hervor. Der Kopf ſteht faſt ganz im Profil, nur wenig ſieht man von der linken Augenbraune. In dieſer Stellung tritt am vortheilhafteſten die Adlernaſe unter der gewölbten bilderreichen Stirn hervor. Der Uebergang von der Naſe zum ſchön geformten Munde herab bis ans Kinn iſt höchſt ähnlich und unbeſchreiblich lieblich. Im blauen Auge ſtrahlt gemildertes Feuer, doch ſieht man, daß dies Auge auch blitzen kann, und daß es jetzt nur ruhend in dämmernde Ferne blickt. So ſah Schiller aus, wenn er eins ſeiner unſterblichen Lieder geſungen hatte, und nun, den Nachklang im Herzen, unter ſeine Lieben trat; noch ſchweben die Göttergeſtalten vor ſeinem Blick und ſein Mund will ſich zur freundlichen Anrede öffnen. Er iſt etwas jünger und weniger leidend, als er kurz vor ſeinem Hinſcheiden war, und dies iſt vom Künſtler zart gefühlt. Warum ſollte uns ewig der Anblick des Hinwelkens verwunden? Auch das Colorit iſt nicht krank, nur zart, und eine ſanft angeflogene Röthe färbt ein wenig die ſonſt blaſſe Wange. Das ins Rothe fallende Haar iſt durchgepudert, in großen wellenförmigen Maſſen lockt und biegt es ſich, ſo wie Schiller es trug, weich und ſeiden. Er trägt einen hellbraunen, ins Gelbliche ſpielenden Rock mit dunkelem Sammetkragen, nur Wenig von der blau und weiß geſtreiften Weſte erſcheint aus dem zugeknöpften Rocke, das Halstuch iſt leicht geknüpft; das Ganze hat einen Anſtrich ungekünſtelter Nachläſſigkeit. Auf der abgewandten linken Schulter hängt ein ſcharlachrother Mantel, der unterm rechten Arm durchgeht und vorn zuſammen gehalten wird. Der Grund iſt wie auf Goethes Gemälde; auch von der Behandlung kann ich nur das oben Geſagte wiederholen.

Wende Dich gleich mit mir zu Herder's Bildniß, auch hier konnten nur einige nicht gerathene Portraite, zwei Büſten von Klauer und Weiſer, und eigne Ahnung den Künſtler leiten, nächſt dem, was die nachgebliebenen Freunde Herder's ihm noch durch Beſchreibungen andeuten konnten, und wunderbar traf er auch hier das Rechte. Nach dem Urtheile Aller, die Herder kannten, iſt dies Portrait bei Weitem das ähnlichſte von allen, die je von ihm gemacht wurden, ſelbſt ſeine Wittwe und Tochter ſahen es mit wehmüthiger Freude und erkannten es an. Nur dieſe hellen, ſchön geſchweiften Augen waren in der Natur durch Krankheit lange Zeit verdunkelt, er litt an einer Augenkrankheit, dies trübte den Blick und zog die Augenlieder herab; aber mußte Kügelgen uns die Krankheit malen? Nein, ſo blickte Herder in geſunden Tagen, und ſo gab ihn uns der fühlende Künſtler. Von allen läßt dies Bild ſich am wenigſten beſchreiben, es iſt ſo einfach, ſo voll Wahrheit, Du mußt es ſehen, oder Du erfährſt nichts davon; die herrlich gewölbte, im hellſten Licht faſt verklärte Stirn, welche Gedanken mußten in dieſem Tempel hauſen! Die braunen lebensvollen Augen blicken unter den gewölbten dunkeln Augenbraunen hervor, als ſähen ſie in ein beſſeres Land; auf dieſen Lippen thront die Beredſamkeit. Sie geben uns Griechenlands und Spaniens Geſänge und das Lebensreichſte aller Zeiten.

Das Bild iſt mit eben der Liebe gemalt, als die andern; Stellung und Anordnung ſind höchſt einfach und das Ganze ſpricht zum Herzen, wie Herder einſt ſelbſt. Der hochgewölbte Scheitel iſt ganz kahl, an den Seiten ſchlägt das bräunliche verſilberte Haar ſich über dem Ohr zum Nacken leicht in Locken, in geiſtliche Locken möchte ich ſagen, denn ſie bezeichnen deutlich den Stand, zu welchem Herder gehörte. Ueber ein ſchwärzlich graues Kleid, unter welchem ſich nur wenig von einer lilla Weſte zeigt, ſchlägt ſich ein dunkler, bläulicher Mantel mit breit übergeſchlagenem Unterfutter von violetten Sammet. Der Grund iſt wie bei den andern Gemälden, der Ausdruck des Ganzen, himmliſche Liebe und Troſt.

Meinen Liebling habe ich mir zuletzt geſpart, denke nur nicht in Deinem argen Sinn, daß ich mich deshalb zu den Grazien drängen will. So muß das Alter dargeſtellt werden, wenn wir alle Luſt bekommen ſollen alt zu werden, oder was noch mehr ſagen will, darüber tröſten ſollen, daß wir alt ſind. Liebenswürdigeres läßt ſich nichts denken, als Wieland in dieſem ſprechend ähnlichen Bilde iſt. Wie ſchön ſteht das ſchwarz ſammetne Käppchen über den ſilbernen ſeidenen Locken, über der verklärten Stirn zu dem ſchwarzen Kleide und dem zierlich ausgemalten, brillantenen Annen-Orden an dem rothen Bande um den Hals! Es giebt ihm das Anſehen eines gefürſteten Prälaten, und doch ſieht man gleich mit einem

Blick in dieſes Geſicht, daß ſein Reich nicht unter jenen iſt. Die breite, hohe Stirn, die geiſtreichen bläulichen Augen, die ſo voll Huld, ſo großväterlich uns anblicken, daß keine Falte unſers Herzens ihnen verborgen bleiben könnte, der lächelnde Mund, der Ausdruck des Ganzen, wer beſchreibt das? Er ſieht Amanden und Pſyche, Muſarien und alle ſeine holden Schöpfungen vor ſich im leichten Tanze ſchweben, und unter ihnen liebe Geſtalten, die ſeine Jugend und ſein Alter umgaben und noch umgeben. Wahrheit und Dichtung werden ihm eins, halb ſchon dieſer Welt und ihren beengenden Sorgen entrückt, ſieht er nur ein leichtes luſtiges Jugendſpiel und nickt ihm Beifall zu.

Die Kleidung habe ich Dir ſchon beſchrieben, ſie iſt einfach, würdig und zierlich, der Grund fällt mehr ins Grünliche, und ſtimmt ſchöner als bei den andern Bildern zum Ganzen. Der Kopf iſt etwas gegen die rechte Seite gewendet. Das Licht fällt gerade in der Mitte auf die Stirn herab, ſo daß ſich der Schatten auf beiden Seiten vertheilt.

Nun weißt Du Alles, was ich von dieſen mir unvergeßlichen Bildern ſagen kann, möchte ich nur eine Ahnung von ihrem Werthe und der Freude, die ihr Anſchauen mir gewährte, Dir gegeben haben! —

Ueber
Gerhard von Kügelgen und Friedrich, in Dresden.

(Zwei Briefe, geſchrieben 1810.)

Gerhard v. Kügelgen.

Es iſt mir ein zugleich rührender und erhebender Anblick, in der Werkſtätte ausgezeichneter Künſtler zu ſehen, wie ſie ohne große Aufforderung und Belohnung von Außen, mit ſtillem, freudigem Sinne weiter ſtrebend, in der Uebung ihrer Schöpferkraft beſeligt, alle glänzenden Erdengüter leicht entbehren, ja ſie nicht einmal vermiſſen, und den Raum um ſich her mit ſchönen Gebilden erfüllen, die vielleicht eine dankbare Nachwelt erſt dann zu würdigen wiſſen wird, wenn der Geiſt, der ſie ſchuf, längſt ſich zu einer noch höheren Beſtimmung aufgeſchwungen hat.

Der echte Künſtler ſcheint mir der echte Menſch zu ſein, deshalb ſuche ich gern den Umgang mit Künſtlern, um mich an ihrem Geiſte im Leben ſowohl, als in ihren Werken zu erfreuen. Seit ich in Dresden bin, iſt mir dieſe Freude oft geworden, und um ihnen zu zeigen, daß ich dennoch dabei meiner entfernten Freunde nicht vergeſſe, will ich mein Verſprechen löſen und mit Ihnen, mein Freund, theilen, ſo gut es gehen will. Zuerſt führe ich Sie zu Gerhard von Kügelgen. Vergeſſen Sie es aber nicht, nur was ich ſah und wie ich es ſah, vermag ich zu erzählen, auf eigentliche Kunſturtheile, aufgeſtutzt mit techniſchen Ausdrücken, kann ich mich nicht einlaſſen. Ueberdies glaube ich, der ſchöne Zweck der heiligen Kunſt ſei nicht, eigentliche Kunſtrichter zu befriedigen, ſondern vielmehr ſtille einfache Gemüther zu beſeligen, die ſich ohne Krittelei ihrem Zauber hingeben.

Die Mythe vom Apoll und Hyazinth iſt allbekannt. Der Gott des Tages ſtieg aus Liebe zu einem ſchönen Hirtenknaben oft zur Erde und ergötzte ſich mit ihm in mancherlei Spielen. Eines Tages warf er die Wurfſcheibe hoch, ſehr hoch. Wie Kinder thun, ſprang der Knabe zum Orte, wo die Scheibe zur Erde fallen mußte, um ſie ſeinem göttlichen Freunde vielleicht zu einem noch höheren Wurfe wieder zu bringen; er langte in dem Momente an, wie ſie mit einer Heftigkeit fiel, die ſie wieder von der harten Erde aufſchlagen machte. Sie traf die zarte Schläfe des ſchönen Hyazinth. Der Gott eilt hinzu, nimmt den blutenden Knaben auf den Schooß, wie um Hülfe flehend umſchlingt dieſer ſeinen Hals mit den Armen, die im nämlichen Augenblicke im Tode erſtarrend wieder niederſinken.

Dieſen Moment wählte der Künſtler zu ſeiner Darſtellung. Das Gemälde iſt faſt über Lebensgröße gehalten. Selten wird ſchon ein Werk von dieſem Umfange in unſern beengten Zeiten hervorgebracht. Ohne alle Bekleidung, die zierlichen Sandalen ausgenommen, ſitzt Apoll auf ſeinem ihm eben von der Schulter ſinkenden Purpurmantel. Das goldene, ſchön geordnete Haar, der glänzende Köcher auf dem Rücken bezeichnen den Gott des Tages. In vorgebeugter forſchender Stellung hält er den zwiſchen ſeinen Knieen ſterbend hinſinkenden Knaben mit den Armen umſchlungen. Den Kopf des Gottes ſieht man im Profil, aber wie beſchreibe ich Ihnen dies ſchöne Geſicht und ſeinen Ausdruck, dieſes ernſte, an Angſt grenzende Forſchen nach Leben, nach möglicher Rettung, dies innere Zürnen über das auch von den Göttern nicht abzuwendende Geſchick? Er muß den ſchönen Liebling hülflos untergehen ſehen, er vermag es nicht, ihn zu ſich in den Olymp zu erheben.

Nur das Andenken des geliebten, zu ſchnell entfliehenden Lebens zu verewigen, iſt ſeiner Macht vergönnt, er läßt aus dem Blute Hyazinths eine Blume aufblühen, die deſſen Namen trägt, und ihm ähnlich iſt an Reiz und Reinheit.

Der eben an das Jünglingsalter gränzende Hyazinth iſt eine der lieblichſten und rührendſten Geſtalten. Des Todes Bläſſe raubt ihm keinen Reiz; wie eine vom Sturm zerknickte weiße Roſenknoſpe liegt er bewegungslos mit hinſinkendem Haupte in den Armen ſeines hohen Freundes; der Arm, mit dem er eben ſeinen Hals umſchlang, gleitet kraftlos hinab, die ſterbende Lippe, das brechende Auge ſcheinen noch ein Lächeln verſuchen zu wollen. Blut quillt unter den hellbräunlichen Locken, die das holde Geſicht umſchatten, Blut befleckt den zur Seite liegenden Diſkus, und zu ſeinen Füßen blüht die weiße Hyazinthe ebenfalls aus einigen Blutstropfen auf. So iſt die ganze rührend ſchöne Mythe auf das Deutlichſte bezeichnet. Auch der Knabe iſt ohne alle Bekleidung dargeſtellt, ſehr ſchön; der Kontraſt der reizend jugendlichen Formen mit der hohen Göttergeſtalt, und das Kolorit, bezeichnen den Unterſchied Beider auf das Treffendſte. In den Adern des Gottes ſcheint himmliſches Feuer, nicht ſterbliches

Blut zu wallen, durch die zarte durchſichtige Haut des Knaben glaubt man zu ſehen, wie der purpurne Strom des Lebens unaufhaltſam dahin fließt.

Dies Gemälde drückt ganz den Geiſt des Heidenthums aus. Hier iſt Alles für den gegenwärtigen Augenblick berechnet, ſelbſt der Gott vermag nicht darüber hinaus zu gehen. Ueber das unbeſtimmte Dunkle hin ſchwindet das ſcheidende Leben, keine Hoffnung höherer Art dämmert dem brechenden Blick; und ſelbſt der mächtige Gott der Arzneikunſt und der Sonne vermag nicht, dem gebietenden Schickſal zu widerſtreben. Aber wie genußreich war auch jene Gegenwart! jenes Leben, in welchem Götter und Sterbliche durch das Band hoher Schönheit vereint, gemeinſam ſich der Gunſt des Augenblicks erfreuten.

Wie weht dagegen der milde Geiſt des Chriſtenthums in der dicht daneben aufgeſtellten Verkündigung unſers Künſtlers!

Auf den Stufen des einfachen, ſeitwärts von einer Palme, dem Sinnbilde des Friedens, beſchatteten Hauſes kniet, in Demuth vor dem himmliſchen Boten hingeſunken, Maria. Aus ſeinem Munde hört die eben hold aufblühende Jungfrau den Willen des Herrn; er hat ſie zur gebenedeiteſten unter den Weibern, zur Mutter eines Königs erkoren, deſſen Reich nie enden wird, und ſie antwortet in ſtiller Ergebung: »ich bin die Magd des Herrn, ſein Wille geſchehe.«

Es iſt Morgen; früh war ſie hinausgegangen ihre Blumen zu pflegen, unter denen ſie jetzt knieet, die lieblichſte von allen. Das holde roſige Geſicht mit dem reinſten Ausdruck der Andacht und Ergebung, demüthig zur Erde blickend, das Jugendliche, Jungfräuliche, Grazioſe der Geſtalt ſowohl als der Stellung, die ſchöne Beugung des Nackens ſind nur für's Anſchauen, nicht für die Beſchreibung. Man ſieht das Köpfchen im Profil, ſchön iſt das bräunliche Haar geflochten und geordnet, über dem glänzend rothen Gewande trägt ſie einen weit hinter ihr ſich ausbreitenden hellblauen Mantel, die Falten der Draperie ſchmiegen ſich ſanft an die ſchöne Geſtalt, das Ganze drückt die höchſte Anſtändigkeit und Einfachheit aus. Seitwärts um ſie her ſtehen die Blumen, zuerſt die deutungsvolle Paſſionsblume, mehr zur Seite der Roſenſtock, das Bild des Lebens, mit ſeinen Dornen und Blüthen. Vor den Stufen des Hauſes, der Jungfrau gegenüber, ſchwebt der Engel über der Erde. Veilchen und duftende Kräuter ſprießen unter ſeinen Füßen; ein langes, glänzend gelbes Gewand, mit weiten Aermeln bedeckt ihn bis auf die Füße hinab, leicht ſchwebt ſein blondes Haar, mächtige, röthlich azurne Schwingen ruhen auf ſeinem Rücken, er ſchwebt ohne ihre Hülfe, durch ſeine ätheriſche Natur allein. In der linken Hand hält er den Lilienſtengel, das Bild der höchſten Reinheit, mit der Rechten deutet er auf eine himmliſche Erſcheinung im Hintergrunde, die da verkündet, daß die ewige Liebe herabſteigen will von ihrem Throne, um durch den Tod eine in Jammer verlorene Welt zu erlöſen, und ſo die Worte des göttlichen Boten beſtätigt und erläutert. Auf dem uns ebenfalls nur im Profil ſichtbaren Geſichte des Engels ſtrahlt hohe Schönheit, milder Ernſt und die Würde ſeiner himmliſchen Sendung. Dichte Nebelwolken erfüllen den ganzen Hintergrund des Gemäldes; ſie ſenken ſich bis zu den Blumen herab. Ein Strahl von oben trennt ſie in der Mitte; aus den hellen Himmelsräumen tritt die Erſcheinung des Herrn der Welt in der Geſtalt eines königlichen Kindes hervor, hellere Lichtſtreifen bilden hinter ihm ein Kreuz, über ſeinem Haupte ſchwebt die goldene Königskrone aus Dornen gebildet, mit ſeiner Rechten drückt es den Erdball oder den Reichsapfel an ſein Herz; in der Linken hält es den Königsſtab, auf deſſen Spitze der Stern ſtrahlt, der ſpäter bei ſeiner Geburt den Weiſen zum Wegweiſer diente, liebevoll blickt es hinaus in die Welt, der es nun bald das hohe Opfer bringen ſoll.

Die ganze Erſcheinung iſt wie in Dämmerung hinter einem ins Violette ſpielenden Nebel gehalten. Die Geſtalten ſind in halber Lebensgröße. Das Ganze macht einen höchſt einfachen, frommen kirchlichen Eindruck. Bei aller der techniſchen Vollendung, die Gerhard von Kügelgen ſeinen Gemälden zu geben gewohnt iſt, nähert es ſich in der Darſtellungsweiſe der hohen Einfalt der alten deutſchen Meiſter, und ſpricht wie ſie gerade zum Herzen.

Auch dies Gemälde ſoll, wie ſo manches andere von dieſem Künſtler mit Liebe erfundene und ausgeführte Werk, nach Rußland bis an den Fuß des fernen Kaukaſus wandern. Trauernd werde ich ihm nachſehen, ſo wie ich bei meiner Ankunft in Dresden genug ſeiner Vorgänger nur eben noch einpacken ſehen konnte, die ſchon jetzt dieſen Weg geführt werden. Das eine, ebenfalls in halber Lebensgröße, ſtellt den Kampf Michaels mit Lucifer vor. Triumphirend, zürnend, in himmliſcher Schönheit ſteht der Engel da in Wolken und Ungewitter; den Speer in der rechten Hand, zeigt er gebietend mit der Linken auf den Flammen aushauchenden Abgrund, in welchem eben der Feind hinabſtürzt. Dieſer ſataniſch zwar, doch nicht ganz die höhere Abkunft verleugnend, halb hohnlachend, halb knirſchend, zuckt fallend noch in ohnmächtiger Wuth den Dolch gegen das ewig Unerreichbare, gegen den Blitzſtrahl, der ihn zur Hölle ſchleudert.

Das zweite kleinere Bild, Ganymed, iſt nach meinem Gefühl eines der gelungenſten dieſes Künſtlers unſerer Zeit. Himmliſche Freude im Blick und Ausdruck, ſchwebt der ſchöne, nach den edelſten Verhältniſſen geformte Jüngling den Adler umſchlingend hinauf durch den Aether, der langerſehnten Heimath zu, hinweg von der in trübe Nebel und tobende Ungewitter eingehüllt liegenden Erde. Es iſt unmöglich, nicht an Goethe's Ganymed bei dieſer Abbildung zu denken.

Hinauf! hinauf ſtrebt's.
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In eurem Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an Deinem Buſen
Alliebender Vater!

Zu meiner Freude und aller Derer, die die Kunſt lieben, wird Kügelgen eine Reihe von kleineren Gemälden für einen deutſchen Kunſtfreund malen; dieſe bleiben dann doch im Vaterlande, dieſe und des Künſtlers Heiligthum, ſein Stolz und ſeine Freude, von der er ſich nie wird trennen können, ſeine meiſterhafte Kopie der Madonna von Raphael aus der hieſigen Gallerie.

Wer kennt dies einzige Gemälde nicht! und wer kennt nicht auch mehr oder weniger mißlungene Kopien deſſelben. Die Schwierigkeiten des Kopirens bei dieſem Gemälde, welches bei aller hellſtrahlenden Herrlichkeit dennoch durch die Zeit unendlich gelitten hat, ſind faſt unüberwindlich, gerade weil ſo viel oder ſo wenig noch davon exiſtirt. Ich möchte ſagen, der Körper ſei faſt verſchwunden, und nur der Geiſt ſchwebe in himmliſcher Klarheit vor unſern Augen. Wie ſchwer iſt es da, nicht zu viel vom Eignen hinzuzuthun, und wieder auch nichts zu verlieren! Wunderbar hat unſer Künſtler den rechten Weg gefunden. Kein Zug iſt da, der nicht Raphael angehörte, aber aller Schmutz der Zeit, alles Fremde, Entſtellende, iſt verſchwunden. Die Kopie hat ſogar nicht das Anſehen eines friſch gemalten Bildes. Es iſt Raphaels Madonna, reſtaurirt; man freuet ſich, das alte herrliche Gemälde wieder in einem Zuſtande zu ſehen, in welchem es auf's Neue der Macht vieler Jahrhunderte zu trotzen vermag.

Zweiter Brief.

Der Landſchaftsmaler Friedrich.

Jetzt, mein Freund, führe ich Sie zum Landſchaftsmaler Friedrich. Sie wiſſen, auf wie verſchiedene Weiſe ſeine Arbeiten als eine neue Erſcheinung im Gebiete der Kunſt beurtheilt werden.

Gern räume ich die Nothwendigkeit beſtimmter Regeln ein, dem Künſtler wie dem Kunſtrichter heilig, denn ohne ſie verſänke Alles wieder in wildes, zweckloſes Streben; ſie ſind unentbehrlich, wie jeder gerade Weg zum Ziele. Wenn aber ein Einzelner, getrieben von ſeinem Genius, dieſen Weg verläßt, und ſich einen neuen, ſei es auch gefährlichen, Fußweg bahnt, ſo kann man, glaube ich, wohl ſeinem Beginnen zuſehen, ohne ihn mit Steinwürfen hindern zu wollen, und es abwarten, ob er nicht auch am Ende ans Ziel komme. Und gelingt ihm dies, wählt er ſeinen Weg mit Muth und Geiſt, weiß er Gefahren und Schwierigkeiten zu überwinden, ſo darf man ihm den wohlverdienten Beifall nicht verſagen.

Iſt doch ſchon jedes ernſte Streben ſeiner Krone werth. Nur die eigentlichen Nachtreter, dünkt mich, ſollte man nicht aufkommen laſſen; doch die verlieren ſich ohnehin ſehr bald.

Friedrichs Arbeiten unterſcheiden ſich beſonders durch die Wahl der Gegenſtände auffallend von denen aller anderen Landſchaftsmaler. Die Luft, die er aber meiſterhaft zu behandeln weiß, nimmt bei den meiſten ſeiner Gemälde weit über die Hälfte des Raumes ein, und oft fehlen die Mittel und Hintergründe ganz, weil er Gegenſtände wählt, bei denen keine darzuſtellen ſind. Er malt gern unabſehbare Flächen. Der Natur getreu bis in den kleinſten Zügen, hat er es auch im Techniſchen der Kunſt zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht, ſowohl in ſeinen Oelgemälden als in ſeinen Sepia-Zeichnungen. Seine Landſchaften haben einen ſchwermüthigen, geheimnißvollen religiöſen Sinn; ſie ergreifen das Gemüth mehr als das Auge. Seine Werkſtatt iſt in dieſem Augenblicke nicht reich der Zahl nach; er beſitzt nur zwei große Oelgemälde, ein Seeſtück und eine Winterlandſchaft.

Das erſte ſtellt die Oſtſee vor. Hoch wölbt ſich der Himmel über ihr. Sie iſt nicht in ſtürmiſcher Bewegung, aber auch nicht in der Spiegelhelle einer Meeresſtille dargeſtellt. Weiß ſchäumend kräuſeln ſich in unüberſehbarer Anzahl und Reihe, einander jagend, die kurzen dieſem Meere ſo eigenthümlichen Wellen auf der dunkeln ſchwarzblauen Fläche; den Vorgrund macht das flache, unfruchtbare Sandufer, auf welchem feierlich und einſam ein Eremit wandelt. Da haben Sie das ganze Gemälde, einfacher kann wohl keines ſein; dennoch erregt es ein eignes, ſchauerliches Gefühl der Einſamkeit, je länger man es anſieht. Mir dünkt es wie das Bild der Ewigkeit. Der Eremit ſteht am Geſtade, als verſuche er die Wellen zu zählen, ſie gleiten vorüber ohne Spur, und wer kann ihren Anfang, wer ihr Ende ermeſſen?

Das zweite Gemälde iſt ein Winterabend, die Gegend ſtellt die Ruinen einer Kirche vor. Die Sonne iſt untergegangen, aber der letzte Widerſchein des Abendroths fällt noch unmerklich auf die höchſte Spitze des alten Gemäuers, und es iſt noch hell genug, um jeden Gegenſtand zu unterſcheiden. Hoch in der kalten klaren Luft ſteht der Neumond, neben ihm funkelt der Abendſtern, man entdeckt auch die dunkle Seite des Mondes, wie das in ſehr kalten hellen Winternächten wohl der Fall iſt. Die Gegend iſt flach, die Natur ganz erſtorben, ſchwer laſtet der Schnee auf der Erde, wie ein marmorner Grabſtein; ſchwarze, große Eichen ſtrecken die nackten Aeſte zum Himmel; ſie ſtehen da wie klagende Geſpenſter um das einzig übrig gebliebene Portal der zerſtörten Kirche. Hoch wölbt ſich noch die Pforte, ein großes Kruzifix theilt ihre Oeffnung, man ſieht in weiter Ferne noch den Schein einer ewigen Lampe hindurch blinken; einige verfallene Gräber ſtehen umher. Ein geiſtermäßiger Leichenzug, von Mönchen begleitet, zieht ſich über den Vorgrund zum Portal, der Sarg wird eben hineingetragen. Aus der Erde aufſteigende Nebelwolken, von der Kälte faſt ſchon zu Reif verkörpert, verdecken alle Ferne, ſie wälzen ſich ganz nahe heran. Welch ein Bild des Todes iſt dieſe Landſchaft! Wie ſchauerlich, wie hoffnungsleer ohne den ewigen Stern der Liebe, der oben blinket!

Das Gemälde iſt mit dem lobenswertheſten Fleiße vollendet, überall auf's Treueſte den Erſcheinungen der nordiſchen Natur nachgebildet, man friert, wenn man es betrachtet, und glaubt den Schnee unter den Tritten kniſtern zu hören.

Nicht immer indeſſen geht die Phantaſie dieſes Künſtlers auf ſo dunkeln Wegen, er weiß auch der Natur ihre freundliche Seite abzulauſchen. Ich habe einige gar erfreuliche kleine Blätter, in Sepia gezeichnet, von ihm geſehen, welche Ausſichten aus ſeinem Fenſter vorſtellen, theils hier in Dresden, wo er nach der Elbe blickt, theils aus Loſchwitz, einem romantiſch gelegenen Dörfchen aus der Nachbarſchaft. Immer hat er das Fenſter, aus welchem er hinaus ſah, und einen Theil ſeines Zimmers mitgezeichnet, und es wird einem gar häuslich und gemüthlich beim Anſchauen dieſer Blätter zu Muthe. —

Das Badeleben in Karlsbad

während der Monate

Julius und Auguſt im Jahre 1815.

Abgeſehen von der Wunderkraft ſeiner Heilquellen, darf Karlsbad auch in Hinſicht ſeiner Lage jedem andern Brunnen-Orte den Rang ſtreitig machen. Faſt wie eingeklemmt in dem lieblichen Thale, welches die Töpel durchſtrömt, umgeben von herrlichen waldgekrönten Felſen, bietet es eine unendliche Abwechſelung der freundlichſten und erhabenſten Scenen. Dankbar gegen den Reichthum, den hier die Natur ſpendete, benutzte man dieſe reizenden Umgebungen mit echtem Schönheitsſinn. Ueberall, in einem ziemlich großen Umkreiſe, winden ſich liebliche Spaziergänge durch Berg und Thal, überall findet der Müde bequeme Ruheplätze, immer an den intereſſanteſten Stellen angebracht, wo eine freundliche oder erhabene Ausſicht das Gefühl der Ruhe zur Freude oft zum Entzücken erhöht. Hin und wieder, doch mit weiſer Sparſamkeit vertheilt, ſchmücken zierliche, tempelartige Pavillons die Gegend. Reinlich gehalten, breit und bequem ſind die Fußpfade; wo der Weg zu ſteil iſt, erleichtern ihn in den Felſen gebauene Stufen. Selbſt nach dem heftigſten Regen ſind die Spazierwege in wenigen Stunden wieder trocken und gangbar, eine Eigenſchaft derſelben, die wir in dieſem allen Brunnenkuren ſo ungünſtigem Sommer wohl ſchätzen lernten. Seit funfzehn Jahren ſah ich Karlsbad nicht, und fand es ſeitdem unglaublich verſchönt. Sogar die Inſchriften, mit welchen eitle geſchmackloſe Brunnengäſte die herrlichen Felſen verunſtalteten, verſchwinden allmälig, die älteren verwittern, und ſo viel ich bemerken konnte, kamen keine neueren hinzu. Die Wege um Karlsbad herum waren ſonſt unglaublich ſchlecht, ſchöne Kunſtſtraßen, auf denen es ſich ſehr gemächlich hinrollt, führen jetzt zu allen den entfernteren Luſtörtern. Die Wohnungen ſind überall beſſer eingerichtet, die weißen Wände verſchwunden, Möbeln und Betten beſſer und bequemer.

Dieſer Sommer war freilich der ſchlechteſte von allen, deren Menſchengedanken ſich erinnern können; die Karlsbader Brunnengäſte klagten ſehr darüber, und mit Recht; dennoch wirkte er doch im Ganzen nicht ſchädlich auf ſie. Die warmen Ausdünſtungen der Quellen erwärmen die Atmoſphäre in dieſem engen Thale, und das warme Waſſer war denn doch noch bei der naſſen Kälte früh Morgens angenehmer zu trinken, als das eiskalte anderer Heilbrunnen. Hygiäens warme Hühnerbrühe ſchmeckt wirklich ſo gar übel nicht; nur ein paar Mal darf man ſie verſuchen, ſo iſt man daran gewöhnt, und Viele tranken ihren Becher Sprudel oder Neubrunnen zuletzt mit wahrem Wohlgefallen.

Karlsbad war ſeit mehreren Jahren nicht ſo beſucht, als diesmal. Wer ſeine Wohnung nicht früher beſtellt hatte, fand es ſchwer, nur unter Dach zu kommen, denn der Gaſthof zum goldenen Schild, der ſonſt zum erſten Abſteigequartier dient, war faſt immer beſetzt. Angeſehene Familien mußten ſich daher oft mehrere Tage in Bodenkammern behelfen, bis Glück und Zufall ihnen eine bequemere Wohnung verſchafften. Fürſtliche Brunnengäſte, die ſich durch glänzende Feſte und Aufwand ausgezeichnet hätten, waren dieſen Sommer nicht da; die wenigen Perſonen von hohem Range, die ſich ihrer Geſundheit wegen in Karlsbad aufhielten, lebten in ihrem engern Kreiſe und wurden wenig geſehen. Dadurch verlor der Aufenthalt zwar an Glanz, aber er gewann an Geſelligkeit. Die von jeder Hofhaltung unzertrennliche Etiquette führt immer Zwang und Abſonderung der Geſellſchaften mit ſich. Alle, die an den Hofzirkeln nicht Theil nehmen können oder wollen, fühlen ſich zurückgeſetzt, ausgeſchloſſen von Oertern, wo ſie eigentlich auch das Recht hätten, zu erſcheinen, und dies Gefühl ſollte denn doch Niemand drückend werden an einem Orte, wo Alle ſich zu gleichem Zweck verſammeln und des Lebens Laſten mit ſeinen Ehren und Bürden auf einige Zeit beiſeite legen wollen.

Zwar wollte es im Anfange mit der allgemeinen Geſelligkeit nicht recht fort; die vornehmen ruſſiſchen und polniſchen Familien ſonderten ſich von den anderen Brunnengäſten ganz ab und blieben unter ſich. Unter den Deutſchen hatten leider politiſche Meinungen und Verhältniſſe eine Spannung erregt, die faſt in Zwieſpalt ausgeartet wäre. Dieſe überall unter Deutſchen, und an einem Badeorte ganz beſonders zu tadelnde Stimmung gab zu einer Menge Landsmannſchaften Anlaß, faſt wie auf einer Univerſität, die ſich gegenſeitig vermieden, ja beinahe anfeindeten. Mancher nahm warmen Antheil daran, ohne recht zu wiſſen warum; doch dieſe feindſelige

Stimmung verſchwand bald, wie alles Widerſinnige in der Welt. Die wärmſten Aufrechthalter der Landsmannſchaften reiſten allmälig ab, andere Brunnengäſte, die Sinn für echte Geſelligkeit hatten, kamen an ihren Platz. In ſolchen, aller Welt unbequemen Stimmungen darf nur Jemand ſich der allgemeinen Noth annehmen, der geſelligen Takt und guten Willen hat, den Leuten heraus zu helfen, ſo macht ſich das Uebrige von ſelbſt. Größere und kleinere Partien wurden arrangirt, zu welchen Jeder gezogen ward, der zur Geſellſchaft gehörte, gleichviel, wo er lebte oder geboren war; man ward bekannt, man amüſirte ſich, und in wenigen Tagen war jede Mißhelligkeit vergeſſen, und echte, geſellige Freude an der Tagesordnung.

Die politiſchen Angelegenheiten machten uns auch noch auf andere Weiſe große Noth. Wir wußten Alle, daß ungeheure Begebenheiten in der übrigen Welt vorgingen, und Niemand konnte etwas Beſtimmtes erfahren, denn Zeitungen gehören in Karlsbad zu den ſeltenſten Seltenheiten. Daß man darauf in der Poſt ſubſcribirte, half zu gar nichts, denn man erhielt ſie doch nicht. Beneidenswerth glücklich war, wer einmal ein Zeitungsblatt erhaſchte. Am Brunnen drängte ſich Alles um ihn her, und horchte auf ihn, wie auf ein Orakel. Die widerſprechendſten Gerüchte durchkreuzten ſich alle Morgen, manchen derſelben merkte man es an, daß ſie an Ort und Stelle ſelbſt entſtanden waren. Doch bewegten ſie alle Gemüther, ſchnell wie ein Lauffeuer gingen ſie von Mund zu Mund, wurden geglaubt, wurden beſtritten, bis der folgende Tag wieder etwas Neues brachte, das dann gewöhnlich auch nur vierundzwanzig Stunden vorhielt. Mit den Privatbriefen ging es nicht beſſer, als mit den Zeitungen. Ein Badegaſt in Karlsbad iſt wie aus der übrigen Welt verbannt, und in Hinſicht der Nachrichten von den Seinen zu Hauſe nicht viel beſſer daran, als wäre er in Amerika, denn die Poſten gehen unglaublich unordentlich. An Poſttagen war der Poſthalter ein beneidens- und beklagenswerther Mann. Oft in dreifachen Reihen ſtanden des Morgens die liebenswürdigſten Damen dicht an einander gedrängt vor ſeinem Schiebefenſterchen, und achteten nicht den Regen, und gaben ihm die freundlichſten Worte und Blicke, um Briefe zu erhalten. Leider konnte der arme Mann nur Wenige erhören. Triumphirend gingen nun dieſe von dannen, mit wenigſtens drei Wochen alten Nachrichten, die ſie noch unterwegs begierig laſen; mit trüben langen Geſichtern ſchlichen die Uebrigen fort, und tröſteten ſich, ſo gut ſie konnten, mit der Hoffnung, daß nächſtens auch an ſie die Reihe kommen würde.

Früh aufſtehen muß man in Karlsbad lernen. Schon um fünf Uhr, ſpäteſtens um ſechs, eilt Alles an den Brunnen. Die Meiſten trinken den Neubrunnen und wandeln nach jedem Becher zwei Mal die lange, oben bedeckte Gallerie auf und ab, die ihnen zur Promenade dient. Vor funfzehn Jahren war dieſe Promenade die widerwärtigſte und ekelhafteſte, die ſich nur denken läßt; jetzt iſt ſie durchaus zweckmäßig. Sie führt längs der Töpel hin und man ſteigt auf einer breiten bequemen Treppe zu ihr hinauf. Hier treffen ſich Freunde und Bekannte, wandeln ein Weilchen mit einander und verlaſſen ſich wieder ohne Umſtände; man macht neue Bekanntſchaften, Pläne für den Tag; dieſe Morgenpromenade iſt eigentlich die Seele des Badelebens, von der alle anderen Freuden ausgehen. Gegen das Ende des Juli-Monats war die Gallerie trotz ihrer bedeutenden Breite oft ſo gedrängt voll, daß es Mühe koſtete, durchzukommen. Unten am Brunnen, wo zwei parzenähnliche Nymphen mit unglaublicher Behendigkeit die Becher füllten, war es für Damen faſt unmöglich, bis zur Quelle zu gelangen.

Kam die Sonne einmal hervor, ſo ſtiegen wir eine Treppe höher, auf die freie Terraſſe, wo die Thereſienquelle ziemlich einſam ſprudelt, und freuten uns des erquickenden Strahls. Den Thereſienbrunnen trinken eigentlich nur diejenigen, welche doch etwas trinken wollen, um den Sprudelbecher mit Ehren zu tragen. Dort fand man nur meiſtens lauter in roſiger Fülle der Jugend blühende Geſichter. Ernſtlicher war es mit denen beſtellt, die in das ganz nahgelegene dunkle Gewölbe des Mühlbades hinabſtiegen; dieſe Quelle wird für die auflöſendſte von allen gehalten. Nur wenige Brunnengäſte verloren ſich noch tiefer zu der unter dem Neubrunnen fließenden Bernhards-Quelle.

Am Sprudel, der echten Wunderquelle, ging es weniger tumultuariſch zu, denn Viele ſcheuen die mächtige Kraft des ſiedend heißen Waſſers. Der Zugang zum Sprudel, durch enge Gäßchen über eine ſchmale Brücke, iſt nicht erfreulich; der zum Neubrunnen dürfte der Polizei von Karlsbad wohl auch empfohlen werden: es iſt unangenehm, oft gefährlich, in der engen Straße, die unmittelbar an ihn ſtößt, ſich durch Wagen, Pferde und zu Markte gehende Bauern durchwinden zu müſſen, beſonders bei Regenwetter. Der mächtig zum Himmel ſteigende

Dampf des Sprudels überraſcht Jeden, es hat etwas Entſetzen Erregendes, wenn man daran denkt, was zu unſeren Füßen vorgehen muß, um dieſes ewige Sieden hervorzubringen. Noch wunderbarer iſt die vor wenigen Jahren, ganz nahe dem Sprudel, neuentſtandene Quelle, die zwar gefaßt iſt, aber nicht benutzt wird. Hier bricht ein ſtarker ſiedender Waſſerſtrahl von Zeit zu Zeit toſend hervor, ſteigt oft zehn und mehr Ellen hoch in die Höhe, wie ein Springbrunnen, und verſinkt dann wieder, um nach wenigen Minuten wieder zu erſcheinen.

Die Promenade am Sprudel beſteht aus einem freien, ziemlich großen Platze, wie ein Hofraum; an der einen Seite, nach der Töpel zu, ſtehen einige Bäume, unter denen Sitze angebracht ſind, denn den Sprudel muß man ſitzend trinken, und nach jedem Becher wenigſtens zehn Minuten umhergehen.

Einige Sitze ſind ganz nahe an der Quelle angebracht, hier aber iſt der Boden oft ſo heiß, daß es durch die Sohlen brennt. Ein ziemlich großer Salon bietet Schutz gegen Regen und Wind; allein die Geſellſchaft geht nur im höchſten Nothfall hinein, und trotzt lieber einem kleinen Regen im Freien. Der Saal iſt dunkel, traurig und dumpfig; kommt vollends die Muſik mit hinein, ſo wird er unerträglich. Die Muſik iſt in Karlsbad eine wahre Landplage, ſo mißtönend als möglich, und doch findet man ſie überall, in den Sälen, ſo wie nur ein paar Menſchen ſich darin verſammeln, bei allen Diners, beim Kaffee, im Freien, im Zimmer, überall, und zum Ueberfluß wird auch jedem neuangekommenen Gaſte Abends ein Ständchen gebracht, das er mit fünf Papiergulden gern bezahlt, damit es nur ein Ende nehme.

Bei dieſen Morgenpromenaden erſcheinen die Herren in anſtändigen Ueberröcken. Die Damen waren diesmal übel daran. Alle hatten, wie natürlich, auf Sommerwetter gerechnet, und es war ärger als im ſpäten Herbſt. Unbewundert und ungeſehen mußten daher alle die eleganten Morgenkleider im Koffer liegen bleiben. Der größte Luxus herrſchte in den prächtigen Shawls der ruſſiſchen und polniſchen Damen, deren einige ganze Magazine dieſer koſtbaren Hüllen mit ſich führten. Auch erregten ſie allgemeine Bewunderung und wurden oft am Neubrunnen von ganzen Prozeſſionen Schauluſtiger gefolgt. Um ſieben oder acht Uhr iſt das Brunnentrinken vorüber, dann muß man aber vor dem Frühſtück noch eine kleine Stunde gehen, eine mühſelige Aufgabe für die Meiſten. Da wandelt man dann zu Zwei und Drei, in traulichen Geſprächen, den angenehmen Weg längs der Töpel zu dem, eine kleine Stunde entfernten Poſthof, oder den ſchönen Spaziergang am Fuße des Hirſchſprungs hin, zu dem Ruheplatze, den man Marianens Ruhe nennt, zu Ehren der ſächſiſchen Prinzeſſin dieſes Namens. Die Stadt und ihre nächſten Umgebungen gewähren von dieſem Wege aus manchen freundlichen Anblick, bei Marianens Ruhe aber iſt die Ausſicht unbeſchreiblich lieblich. Bei gar zu ſchlechtem Wetter zog man, mit Regenſchirmen verſehen, die Wieſe auf und ab, bis endlich die erſehnte Stunde des Frühſtücks da war, welches gewöhnlich Jeder bei ſich zu Hauſe, im Familienkreiſe der Seinen, einnahm. Große öffentliche Frühſtücke wurden nicht gegeben. Die Brunnengäſte, ſo an der Wieſe wohnten, ließen ſich zwar zuweilen von einzelnen Sonnenblicken verleiten, ihre Kaffeetiſchchen unter die Bäume auf der Wieſe zu tragen, wurden aber gewöhnlich bald wieder vom Regen zurück in ihre vier Wände gejagt.

Die Wieſe, dieſer Haupttummelplatz der Karlsbader ſchönen Welt, iſt ein breiter ſchöner Weg längs der Töpel, an der Waſſerſeite mit zwei Reihen ſchattiger Bäume beſetzt, zwiſchen denen viele kleine Buden angebracht ſind, in welchen die ſchönen böhmiſchen Glaswaaren, die artigen Toiletten und andere Käſtchen von lackirtem Holze, ſehr hübſche Sachen von lackirtem Blech, böhmiſche gefärbte Edelſteine, echte und nachgemachte, gefaßte und ungefaßte, und mehr ſolche Kleinigkeiten feilgehalten werden. Auch Schneider, Schuhmacher, Friſeure treiben darin ihr Weſen; an Konfektbäckern, Kuchen- und Obſtverkäufern fehlt es auch nicht; alle dieſe verſchiedenen Handthierungen, beinahe auf freier Straße getrieben, gewähren einen eigenen ſüdlichen Anblick.

Eine lange Reihe ſehr hübſcher Häuſer begrenzt die Wieſe von der andern Seite, hier ſind die angenehmſten und geſuchteſten Wohnungen der Brunnengäſte, ſo wie an der untern Seite des nahen Marktes die größten für fürſtliche Perſonen. Daß in Karlsbad jedes Haus mit einem Schilde, zuweilen mit recht komiſchen, verſehen iſt, weiß Jedermann. Das Parterre aller dieſer Häuſer auf der Wieſe dient zu Kaufmannsgewölben; die hinter den großen Fenſtern zur Schau ausgeſtellten Waaren reizen unwiderſtehlich zum Eintreten und Kaufen, und man mag auch noch ſo gute Vorſätze gefaßt haben, man giebt hier immer mehr Geld aus, als man ſich vornahm, auszugeben.

Zwiſchen ein und zwei Uhr geht man zu Tiſche. Zwar giebt es einige öffentliche Tiſche im goldenen Schilde und im Mühlbade, doch werden dieſe größtentheils nur von einzelnen Herren beſucht. Andere eſſen täglich gemeinſchaftlich in kleinen geſchloſſenen Zirkeln in dem an die Wieſe ſtoßenden Sächſiſchen Saal, oder in dem nahgelegenen Böhmiſchen Saal; bei dieſen kleineren Geſellſchaften findet man auch Damen. Der größte Theil der Brunnengäſte läßt ſich das Eſſen aus den verſchiedenen Speiſehäuſern bringen, unter denen der Böhmiſche und Sächſiſche Saal, wie auch das Mühlbad, beſonders zu empfehlen ſind. Alle Morgen ſchickt der Wirth ſeine Karte, und man wählt nach Belieben, es wird dabei Alles portionsweiſe berechnet, die Preiſe ſind mäßig. Oft, ja täglich, werden Partien in der umliegenden Gegend zum Mittagseſſen gemacht. Morgens am Brunnen verabredet ſich die Geſellſchaft dazu, Einer davon übernimmt die Beſtellung, und ſo finden ſich oft große Zirkel von dreißig und mehr Perſonen in geſelliger Eintracht zuſammen. Sehr oft haben dieſe Zuſammenkünfte im Sächſiſchen oder Böhmiſchen Saale Statt, öfter noch im nahgelegenen Poſthofe, wo man vorzüglich gut bedient wird. Er hat von der Poſt nur den Namen, und iſt eigentlich ein wohl eingerichteter, ziemlich großer, einzeln liegender Gaſthof in einem der freundlichſten Winkel des ſchönen Töpel-Thales. Nachmittags kommen ebenfalls Viele zum Kaffee heraus, auch der in Karlsbad verpönte Thee findet hier ſeinen Schlupfwinkel. Bei gutem Wetter iſt es oft ſchwer, auf dem mit Lauben verſehenen Platze vor dem Hauſe Raum zu finden.

Eben ſo iſt es in dem ländlicher eingerichteten Gaſthofe des Dorfes Hammer. Auch hier verſammeln ſich täglich größere und kleinere Geſellſchaften, und werden vorzüglich gut bedient. Es liegt eine gute Stunde hinter dem Poſthofe, noch immer in dem engen ſchönen Thale der Töpel; ſo vortrefflich auch die dorthin führende Kunſtſtraße iſt, ſo möchte ich doch Jedem rathen, den Weg wenigſtens einmal zu Fuße zu machen, um die ganze Herrlichkeit dieſer wilden und anmuthigen Gegend, der ewig wechſelnden Form der prächtigen Felſen und des üppigen Reichthums der Vegetation an Bäumen und Sträuchen recht zu genießen. Dicht vor dem Hammer beugt ſich der Weg und führt durch eine wunderbar herrliche, wild erhabene Gegend ins Egerthal zu dem etwa zwei Stunden von Hammer entfernten Dörfchen Aich.

Von hier wallfahrtet man eine Stunde zu Fuße nach dem berühmten Heilings-Felſen. Der Weg dahin iſt mitunter rauh, beſchwerlich und ſumpfig, lederne ſtarke Schuhe können den Damen bei dieſer Promenade nicht genug empfohlen werden, aber der Anblick des herrlichen, wildeinſamen Thals lohnt reichlich jede Beſchwerde, beſonders das Anſchauen der Felſen, welche vom Hans Heiling den Namen tragen. In wunderlichen zackigen Rieſenformen ſtarren ſie aus der ziemlich breiten Eger hoch zum Himmel und ſpiegeln ſich in den ſilberhellen Wellen in einſamer ſtiller Majeſtät, umrauſcht von hohen Bäumen und Waldgeſträuch. Das Volk ſieht in dieſen wunderbaren Steingebilden ein Brautpaar, den Prieſter, die Kirche, die ganze Verwandtſchaft und alle Hochzeitsgäſte Hans Heilings, die alle vor geraumer Zeit in Stein verwandelt wurden, weil ein vom Bräutigam betrogenes Mädchen ihn verwünſchte. Noch immer gehen ſchauerliche Sagen von dieſem Orte unter den Landleuten umher, und bei Nacht wird ſich ſo leicht Keiner hierher wagen. Doch auch die geübteſte Phantaſie kann von allen dieſen Bildern keine Spur finden. Die Felſen aber und ihre Umgebungen gehören zu dem Herrlichſten, was ich jemals in dieſer Art erblickte. Noch viele nahgelegene Luſtörter werden von den Karlsbader Brunnengäſten zu Partien benutzt, Delwitz, Uſchern, und vor Allem ein einzelner Gaſthof, ſehr vornehm Klein-Verſailles genannt; er liegt nur eine kleine halbe Stunde vor der Stadt, an der dem Poſthofe entgegengeſetzten Seite, auf einer Anhöhe, die eine gar freundliche Ausſicht gewährt.

Von hier aus durchſtreift man gewöhnlich die etwas weiteren Promenaden, die Karlsbad rings umgeben wie ein Kranz, den Tempel, der in einer einſamen Waldgegend dem Andenken des Lords Findlater von Karlsbads Bürgern erbaut ward, oder man wandelt den anmuthigen bequemen Weg hinauf zum Gipfel des Hirſchſprungs, der nahe an der Stadt ſein zackiges Haupt erhebt. Von einem artigen Pavillon, auf einem Vorſprung nahe am Gipfel dieſes herrlichen Felſens erbaut, überſieht man ganz Karlsbad mit ſeinen Umgebungen wie im Vogelfluge; Abends, wenn die ſinkende Sonne die gegenüberſtehenden Berge und die Stadt beleuchtet, iſt der Anblick unbeſchreiblich ſchön. Wahrhaft erhaben wird er, wenn man die Mühe nicht ſcheut, ganz hinauf zu gehen bis zu dem hohen Kreuz, wo das

Auge rings umher mehrere Meilen weit die umliegende Gegend überſchaut. Unzählige Berge, gekrönt von ſchattenden Wäldern, durchſchnitten von grünenden Thälern, begrenzt vom blau dämmernden Erzgebirge, breiten ſich dort in ſtiller Pracht vor dem entzückten Blicke aus.

Ein näherer Weg, wo Stufen das Hinabſteigen erleichtern, führt in kurzer Zeit zur Stadt, doch kann man auch den mannichfaltigſten Wendungen des Weges folgen, der auf der andern Seite faſt bis zum Poſthofe führt; überall iſt es wie ein Garten Gottes.

Eine ähnliche Ausſicht, wie der Hirſchſprung, gewährt der hohe Berg dicht vor der Stadt, der von den drei Kreuzen, die ſeinen Gipfel ſchmücken, den Namen führt. Aber der Weg hinauf iſt beſchwerlich, man erſteigt ihn ein Mal, zum Hirſchſprunge kehrt Jeder immer gern und oft zurück, wie zu einem alten treuen Freunde. An einem der wenigen ſchönen Morgen, die dieſer Sommer uns gab, beſtieg eine Geſellſchaft von Freunden dieſen Drei-Kreuz-Berg; ein geiſt- und gemüthsvoller Brunnengaſt, der, tief gebeugt durch den Verluſt ſeines Kindes, in Karlsbad ſich wenigſtens phyſiſch zu erholen ſuchte, ſchrieb dort, ergriffen von der großen Natur rings umher, folgende Charade nieder, die bald, durch unzählige Abſchriften verbreitet, in Aller Händen war.

Hoffentlich beſchuldigt er mich keiner Indiſcretion, wenn ich hier dem Leſer mittheile, was dort die ganze Geſellſchaft, ihm Bekannte und Unbekannte, mit tiefer Rührung erfüllte und mit Bewunderung ſeines Talents tiefes Gefühl ſo ſchnell in ein liebliches Gewand zu kleiden.

Charade.

Die erſte iſt's, die Heiliges verkündet,
Die der Wechſelzeiten bunten Kranz durchwindet,
Die der ernſte Richterſpruch verlangt;
Die in des Zaubrers geiſterbleichen Händen,
Wie bei der Kirche frommen Segensſpenden,
Als heiliges Symbol zu uns gelangt.

Hat Gott die zweite Dir geſendet,
Hat ſich ein Herz von Dir gewendet,
Das Dir voll zarter Liebe ſchlug;
Pflanz' Du ſie hin am ſtillen Ruheorte,
Dem holden Kind, das durch die lichte Pforte
Ein Engel auf zum Himmel trug. —
Schau hin! Dir ſteht ein Zeichen aufgerichtet,
Das mit dem frohen Glauben Dich erfüllt:
Einſt wird die Nacht zum hellen Tag gelichtet,
Die Deines Lebens Stern Dir jetzt verhüllt. —

Dort bete ſtill — und bei dem heil'gen Zeichen
Wird Dir ein Engel dann der Ruhe Palme reichen.

Doch nicht dem eignen Schmerz gehört das Leben!
Es werde für die Brüder freudig hingegeben,
Siehſt Du ihr heilig Recht gekränkt;
Nimm dann des Kreuzes frommes Kriegeszeichen,
Und triff ihn mit des Schwertes blut'gen Streichen,
Ihn, der Dein treues Volk bedrängt. —
Haſt Du mit ſtarkem Arm den Sieg erſtritten,
So ſchmücke reich des Friedens ſtille Hütten.
Und zu der dritten ſteige froh empor.
Dort unter Deutſcher Eichen hohen Zweigen,
Dort laß zum Himmel auf die Feuerſäule ſteigen;
Dort glänzt der Freiheit goldnes Flammenthor;
Dort blüht der Unſchuld zarte Himmelsblume,
Dorthin ſteigt nicht des Lebens Grabeshauch,
Dort geizt man nicht nach Gold und nicht nach Ruhme,
Dort herrſcht der Vorzeit ſtiller Brauch.
Dort laß mit Weib und Kind und Freund uns wohnen,
Fern von der Welt und ihren ſtolzen Thronen.

Ich blicke trunken von des Ganzen Hügel
In Hygiäens reichgeſchmücktes Thal.
Des Erdenlebens bunten Zauberſaal
Schaut ich in jenem goldnen Spiegel
Der Phantaſie, voll wechſelnder Geſtalten
Im holden Traum mir freundlich vorgehalten.

Drei-Kreuz-Berg.

Auf dieſe nächſten Umgebungen Karlsbads mußten wir uns dieſen Sommer beſchränken; weitere Partien zu unternehmen nach den ſchönen Ruinen der Engelsburg, nach Ellenbogen und mehreren ſehenswerthen Gegenden in der Nachbarſchaft, wagten nur Wenige bei dem ſtets drohenden und faſt immer Wort haltenden Himmel. Bei gar zu böſem Wetter flüchteten wir uns ins Theater, deſſen Vorſtellungen ſchon um vier Uhr anfangen und gegen ſieben, oft noch früher endigen. Das Theater liegt auf der neuen Wieſe, der eigentlichen Wieſe gegenüber, am andern Ufer der Töpel, über welche drei Brücken hinführen. An das Theater und den Gaſthof zum goldenen Schilde, welcher ebenfalls an der neuen Wieſe ſteht, reihen ſich dort mehrere recht hübſche Häuſer zum Gebrauch der Brunnengäſte; jährlich werden noch neue angebauet, ſo daß mit der Zeit dieſe neue Wieſe vielleicht der alten den Rang wird ſtreitig machen können. Herr Schandroch und ſeine herumziehende Truppe arbeiteten ſich auf der Bühne ordentlich ab, um die Zuſchauer zu locken und zu amüſiren. Blieben die guten Leute bei ihrem Leiſten, das heißt bei den Feldkümmels und Pumpernickels, den Schweſtern von Prag und dem tapfern Prinzen Schnudi mit ſeiner ſchönen Prinzeſſin Evakathel, ſo war es zu ertragen; leider verſtiegen ſie ſich aber oft weit höher. Eine Art Tableaux nach Kupferſtichen und Gemälden, beſonders nach Hogarth, gerieth ihnen indeſſen ziemlich gut und lockte viele Zuſchauer herbei. Nach dem Theater wagte man wohl noch einen Spaziergang, oder beſuchte Freunde und Bekannte auf ihrem Zimmer. Um halb neun Uhr war in der Regel Jedermann zu Hauſe und eine Stunde ſpäter im Bette, ſo will es das Geſetz in Karlsbad; die Abende werden ſchnell ſehr kühl, und um früh aufzuſtehen, muß man wohl früh Ruhe ſuchen. Zweimal die Woche ſollte getanzt werden, Sonntags und Donnerſtags, die Bälle waren abwechſelnd im Böhmiſchen und Sächſiſchen Saale. Das Lokal iſt in beiden recht anſtändig und gut; die Mode wollte, daß man nur Sonntags den Ball beſuchte, Donnerſtags war die Geſellſchaft immer in geringer Anzahl verſammelt und wählte gewöhnlich geſellſchaftliche Spiele ſtatt des Tanzes. Hazardſpiele werden in Karlsbad nirgend geduldet. Sonntags war der Zirkel zahlreich und glänzend. Doch wird auch an dieſen Tagen Niemand durch zu vieles Tanzen ſeiner Geſundheit geſchadet haben.

Der Ball war ein Anlaß zuſammen zu kommen, ſich zu ſehen, zu ſprechen, Bekanntſchaften zu machen, und inſofern recht angenehm; aber die jungen tanzluſtigen Damen waren übel daran, aus dem einfachen Grunde, weil es an tanzluſtigen Herren fehlte. Der Krieg hatte viele junge Männer zu einem ernſteren Tanze abgerufen. Um halb neun Uhr fing das Feſt an, um zehn, ſpäteſtens um elf Uhr war es zu Ende, und dann ſagten wir wie die ehrlichen Krähwinkler in vollem Ernſt: heute haben wir einmal geſchwärmt! Concerte, Deklamatorien, Luftballons brachten Abwechſelung in das Vergnügen, Feuerwerke erlaubte die Witterung nicht. Die Deklamatorien wollten nicht recht Beifall finden, die genugſam bekannte Frau Eliſe Bürger erlebte einen betrübten Beweis davon. Die Concerte, von durchreiſenden Künſtlern, wenigſtens wöchentlich ein Mal gegeben, wurden zuweilen ſehr zahlreich beſucht. Freilich brachte das über alle Beſchreibung ſchlecht beſtellte Orcheſter, Künſtler und Auditorium, jedesmal bis zur Verzweiflung. Das ſchönſte Concert gewährte uns ein ſelbſt ſehr talentvoller Freund der Kunſt, der ungariſche Graf Amadé, er brachte zum Beſten der Armen ein Liebhaber-Concert zuſammen, in welchem lauter Dilettanten, größtentheils vom Oeſtreichſchen, Ungariſchen und Polniſchen Adel ſich hören ließen, die man wohl Meiſter in der Kunſt nennen konnte. Auch der bekannte Tenoriſt, Herr Ehlers, deſſen man in Weimar noch immer gern gedenkt, gewährte uns einen angenehmen muſikaliſchen Abend, er ließ das widerwärtige Orcheſter ganz weg, und ſang nur vom Pianoforte accompagnirt. Zuletzt ſang er bloß zur Guitarre einige ſchöne Lieder, größtentheils von Goethe und Zelter.

So reihten ſich Tage zu Wochen, allmälig nahm das Gedränge am Neubrunnen ab, es waren ſelbſt auf der Wieſe leer ſtehende Wohnungen zu finden. Jetzt war Franzensbrunn der Sammelplatz, das Gedränge der Curgäſte wurde dort ſo groß, daß Mehrere zurückkamen, die von Karlsbad hingereiſt waren, weil dort kein Unterkommen mehr zu finden war.

Brief aus Karlsbad 1821.

Den 13. Juli 1821.

Da wären wir nun! zwar gewaltig zerrüttelt, zerſtoßen, an allen Gliedern wie gelähmt, aber doch, was uns ſelbſt ſonſt unglaublich dünkt, ohne Hals und Beine gebrochen zu haben, ſogar ohne nur ein einziges Mal umgeworfen zu ſein.

Wahrlich, von allen böſen wunderlichen Wegen, auf welchen Schickſal und Poſtillone uns durch dieſe Welt führen, iſt der von Jena über Schleiz und Hof einer der ärgſten! Noch immer überläuft mich ein Schauder, wenn ich der ſpitzen Steine gedenke, auf welche wir jeden Augenblick hingeworfen zu werden befürchten mußten, oder auch der faſt bodenloſen ſumpfigen Stellen, wo wir Gefahr liefen, mit Pferden und Wagen ſtecken zu bleiben; und ging es auch einmal ein Weile raſch vorwärts, Hilf Himmel! was gab es da für ganz unbarmherzige Stöße! Wie bedauerten wir es, nicht lieber den Weg über Leipzig oder Dresden gewählt zu haben, wo eine vortreffliche

Chauſſee durch die ſchönſten lachendſten Gegenden von Sachſen und Böhmen, bequem und gefahrlos zum Ziele geführt hätte! Freilich wohl auf einem Umwege von funfzehn bis ſechzehn Meilen wenigſtens, aber es rollt ſich dort ſo ſchnell hin, daß man nicht viel mehr Zeit braucht als auf dieſem Angſtwege, wo oft in mehr als zwei Stunden kaum eine Meile zurückgelegt werden kann. Dabei darf man durchaus nicht wagen ſpät zu fahren, denn die Nacht iſt nirgends weniger des Menſchen Freund als auf ſolchen Wegen.

Anfangs ſuchte ich zwar mir und meinen Leidensgefährten im Wagen dieſes Rütteln und Stoßen als eine zum Gebrauch der böhmiſchen Bäder heilſame Vorkur darzuſtellen, welche in der fünf oder ſechs Herren Länder, durch welche wir mußten, zu unſerm Beſten veranſtaltet ſei, doch mein Beſtreben wollte nicht gelingen, wider Willen wurden wir nach und nach ſehr ernſthaft, und unſer Geſpräch drehete ſich zuletzt bloß um die Unbilligkeit, gerade dieſen Weg ſo zu vernachläſſigen, den alljährlich zu beſtimmten Zeiten Hunderte von Brunnengäſten befahren, die nicht nur wie wir auch reichlich Chauſſeegeld, Pflaſtergeld und Geleit bezahlen müſſen, ſondern auch ſonſt noch dem Lande und ſeinen Bewohnern guten Nutzen bringen. Daß dies der Fall ſei, bewieſen uns die vielen großen, wohl eingerichteten Gaſthöfe, die wir unterwegs antrafen.

Die gute, über unſre Erwartung gute Bewirthung, welche wir überall fanden, wo wir einkehrten, erhielt uns noch einigermaßen bei Kräften und leidlichem Humor. Die Sonne in Schleiz, der goldene Hirſch in der Vorſtadt von Hof, würden auch in größern Städten für ausgezeichnet gute Gaſthöfe gelten; in beiden findet man Reinlichkeit und Alles, was dazu gehört, um mit Recht ſagen zu können: qu'on est heureux de trouver en voyage un bon repas et surtout un bon lit! und alles dies obendrein zu ſehr mäßigem Preiſe.

Auch in dem, während früherer Unwirthlichkeit ſo verrufenen Städtchen Aſch iſt jetzt im Poſthauſe ein großer Gaſthof eben im Beginnen, mit dem wir den Umſtänden nach ganz zufrieden waren, und deſſen Beſitzer den beſten Willen zeigt, es im künftigen Jahre noch weit beſſer zu machen.

Den eleganteſten Gaſthof aber, der ſich den beſten in Deutſchland zugeſellen darf, trafen wir in Franzensbrunnen in dem neu erbaueten Hotel, am Anfange der Hauptſtraße, dem Luſtwäldchen gegenüber, und auch hier eine Billigkeit im Preiſe, wie wir ſie in einem Brunnenorte kaum erwartet hätten, beſonders wenn wir uns dabei des goldenen Schildes in Karlsbad oder der Töpferſchenke in Töplitz erinnerten, wo man um dreimal ſo viel Geld nicht halb ſo gut bedient wird.

Franzensbrunnen ſelbſt fand ich, nach fünfjähriger Abweſenheit, ungemein vergrößert und verſchönert. Der ganze Ort beſtand noch vor zwanzig Jahren nur aus zehn bis zwölf hübſchen Häuſern, die jetzt einen Theil der ſehr ſchönen Hauptſtraße bilden. Doch an dieſe haben ſich nun lange Reihen breiter ſchnurgerader Straßen, mit zum Theil recht ſchönen Gebäuden angeſchloſſen, die dem Ort, der ſonſt wie eine kleine Herrnhuther-Kolonie ausſah, das Anſehen einer bedeutenden Stadt geben. Dieſe Stadt ſteht freilich in dieſem Augenblick noch da, als ſei ſie nagelneu auf den Kauf verfertigt, und erwarte ihren Käufer. Die wenigen Brunnengäſte, welchen man hin und wieder einzeln begegnet, ſehen noch ſehr gelangweilt aus, ſie machen die wunderliche Einſamkeit dieſer Maſſe von Häuſern nur noch auffallender, deren größtentheils in Eger anſäſſigen Eigenthümer ſehnſüchtig dem Zeitpunkte ihrer Erndte entgegenſehen. Dieſe wirklich für ſie goldene Zeit, in welcher mit Dukaten aufgewogen wird, was man jetzt für wenige

Papiergulden haben kann, tritt jedoch eigentlich nur mit dem Ende des Juli- und Anfang des Auguſtmonates ein. Indeſſen die Mode, welche ſonſt faſt jeden Karlsbader Brunnengaſt nach Franzensbrunnen zur Nachkur ſandte, iſt im Sinken, und da auch die Najade von Marienbad als mächtige Nebenbuhlerin ihrer älteren Schweſtern auftritt, ſo könnte das vor wenigen Jahren noch zu kleine Franzensbrunnen vielleicht bald wieder zu groß werden.

Die Chauſſee von Franzensbrunnen fanden wir trotz des Regenwetters endlich, wie ſie in einem chriſtlichen, wohl polizirten Lande ſich gehört und gebührt. Wie ein Kind freuete ich mich auf die Einfahrt in Karlsbad, die mir noch von ſonſt her ſo lieb und gegenwärtig iſt, auf die ſchönen Felsgruppen mit ihren üppig herabhangenden Kränzen von wilden Roſen, auf die kleinen Kapellen, die blinkenden Kreuze, auf das ganze romantiſche Gemiſch von ſtädtiſchem, vornehmem Leben, ländlicher Einfachheit und klöſterlicher Andacht, welches ſonſt hier gleich beim Eintritt das Bild deſſen mir entgegenbrachte, was in Karlsbad ſelbſt mich erwartete.

Auch hier war Vieles anders geworden; wir waren noch nicht weit über die Egerbrücke hinaus, ſo ſchien es mir, als ſei Karlsbad uns eine ziemliche

Strecke weit entgegen gekommen, denn da die Enge des Thals den bauluſtigen Einwohnern nicht erlaubt ſich ſonderlich auszubreiten, ſo haben ſie die Stadt faſt um die Hälfte verlängert. Manche jener ſchönen einzelnen Felsgruppen mußte deshalb theilweiſe geſprengt werden, um Raum zu ſchaffen, andere ſind durch neuentſtandene Häuſer dem Auge verborgen. Ringsum an den Bergen hinauf, im Thale, an der Eger, entdeckte ich neue, zum Theil ſtattliche Gebäude, größtentheils zum Ziel von Luſtpartien der Brunnengäſte beſtimmt. In der Stadt ſelbſt iſt jeder dazu einigermaßen ſchickliche Platz bebauet, faſt jedes grüne Gartenfleckchen, und zwar mit zwei bis drei Stock hohen Häuſern, wodurch man gar viel vom Anblick der prächtigen Felſen verliert, die Karlsbad ſo herrlich umfrieden, und die, wenn das ſo fortgeht, bald nur noch mit den Spitzen über die Maſſe von Häuſern hervorragen werden. Die Häuſerreihe der neuen Wieſe, am linken Ufer der Töpel, erſtreckt auf der andern Seite der Stadt ſich auch beinahe bis zum Poſthofe, der auf dieſe Weiſe, nach einigen Jahren in der Stadt ſelbſt liegen wird, von der er ſonſt faſt eine halbe Stunde weit entfernt lag.

Doch während ich das Alles mit nicht ungetrübtem Empfinden betrachtete, erſcholl die Trompete des

Thürmers, uns zu begrüßen, das war noch wie ſonſt, und wir freueten uns herzlich darüber.

Jetzt iſt es Abend, und wieder wie ſonſt ziehen die Stadtmuſikanten mit ihrem Tiſch und ihren Laternen herbei, um uns durch ein Ständchen zu bewillkommnen. Es iſt unmöglich, der Luſt zu widerſtehen, ſich von dieſem ſanften ſchmelzenden Gedudele einlullen zu laſſen. »Mi rivedrai, ti rivedro! Ja wohl! morgen früh, und den Thürmer auch, wenn ihr kommt Eure Discretion abzuholen.« — So nehmlich heißt hier zu Lande ein Trinkgeld.

Ueber das
Leben Gerhards von Kügelgen.
Erzählt
von
T. Ch. A. Haſſe.
(Leipzig, Brockhaus 1824.)

Niemals noch ergriff ich die Feder, um mein Urtheil über irgend ein Erzeugniß unſerer Literatur öffentlich auszuſprechen. Das große Feld der Kritik iſt meiner Anſicht nach eins von denen, zu welchen Frauen nur in ſehr ſeltenen Ausnahmen berufen ſein können, und ich fühlte dieſen Beruf nie in mir.

Doch hier iſt diesmal die Rede von einem Werke, das in jeder fühlenden Bruſt die ſchmerzlichſten und heiligſten Gefühle anregen muß, es iſt die Rede von einem Denkmal, welches von Freundeshand den Manen eines auf ſchauerliche Weiſe uns früh entriſſenen bedeutenden Künſtlers geſtiftet ward, deſſen unerſetzlicher Verluſt neben denen, die ihm perſönlich nahe ſtanden, auch ganz Deutſchland in Trauer und Schrecken verſetzte. Die unerbittlichſte, ſchärfſte Kritik muß hier verſtummend die Waffen ſenken, wenngleich es ihrem Scharfſinn, wie bei allem Menſchenwerk, nicht unmöglich ſein möchte, in dem Buche ſelbſt, nur als Buch betrachtet, hie und dort kleine Mängel aufzufinden. Wer aber den früh Entſchlafenen im Leben kannte und liebte, der wird mit Rührung und ſchmerzlicher Freude dieſes Buch aufnehmen, wie eine Blume am Grabe des geliebten Freundes entſproſſen. Er wird gern Andre, denen er zutraut, daß ſie mit ihm gleich empfinden, darauf aufmerkſam machen wollen, und ich glaube, daß ich in dieſem Sinne mir auch erlauben darf, meine Stimme laut werden zu laſſen.

Dieſe Beſchreibung des Lebens Gerhards von Kügelgen gehört zu jenen, die in der Art, wie ſie ausgeführt ſind, den Selbſtbiographien am nächſten kommen, deren wir, beſonders in den letzten Jahren, einige von unſchätzbarem Werthe erhalten haben. Aus jeder Zeile deſſelben ſpricht die reinſte Wahrheit, es iſt mit einem Reichthum kleiner individueller Züge ausgeſtattet, die zuſammengenommen, das Bild des Verſtorbenen athmend und lebend vor uns hinſtellen und uns ihn ſelbſt immer lieber gewinnen laſſen. Mit ſorgſamer Auswahl wußte der Verfaſſer aus Briefen, aus einzelnen Aufſätzen und mündlichen Erzählungen ſeines Freundes ein Ganzes zu bilden; Kügelgen ſelbſt iſt es, der in dieſen Blättern zu uns ſpricht, während die Worte ſeines Biographen nur dahin ſtreben, alle dieſe Bruchſtücke an einander zu reihen, und wo es nöthig wird, ſie auszufüllen, um nirgend eine Lücke bemerkbar werden zu laſſen.

Die Umſicht und Beſcheidenheit, mit welcher der Verfaſſer bei der Auswahl dieſer Bruchſtücke zu Werke ging, verdient das höchſte Lob. Er gab uns gerade nur das Nöthige, was dazu dienen konnte, die Eigenthümlichkeit und den Lebensgang des allgemein verehrten Meiſters in das Licht zu ſtellen, er gab uns nur das, was dieſer im Leben oft und gern den Freunden ſelbſt mittheilte. Alles Andre iſt weggelaſſen, nie und nirgend verletzt der Verfaſſer die Schonung und Ehrfurcht, die man für den Druck nicht geſchriebenen Briefe, auch von Verſtorbenen, und an dieſe, ſchuldig iſt, und wir ſtoßen hier keineswegs auf den nach ſeinem Tode geplünderten Schreibtiſch eines im Leben geehrten und geachteten Mannes.

So wie hier Kügelgens Lebensgeſchichte zuſammengeſtellt erſcheint, möchte man in einiger Hinſicht ſie ſogar einer Selbſtbiographie vorziehen dürfen. Denn auch dem edelſten, reinſten Gemüthe wird es ſchwer, in allen Eigenthümlichkeiten des Charakters, in allen Ereigniſſen des Lebens, der Welt ſich zu zeigen und ihr ganz aufrichtig von allen ſeinen Verhältniſſen und Handlungen Rechenſchaft abzulegen. Wahrheit und Dichtung vereinigen ſich wider Wiſſen und Willen des Verfaſſers nur zu oft in einem ſolchen Werke, wenngleich der Titel dieſes nicht immer kund thut, weil Jener ſelbſt ſich deſſen nicht bewußt iſt. In vielen Fällen iſt man ſich ſelbſt nicht klar, in andern hemmen Berückſichtigungen oder Beſcheidenheit den freien Erguß des Gemüths. Doch im Geſpräch, einem bewährten Freunde gegenüber, wäre es auch nur mit der Feder in der Hand, da geht das Herz auf und ergießt ſich ohne Rückhalt und Bedenklichkeit. Kügelgen war in ſolchen Stunden der offenſte aller Menſchen und durfte es ſein, denn in ſeinem reinen, echt kindlichen Weſen lag nichts, was er wünſchen konnte, Denen, die ihn liebten, zu verbergen, und das thaten Alle die ihn kannten.

Was hier von der Jugendgeſchichte Gerhards von Kügelgen bis zu deſſen Verheirathung erzählt wird, habe auch ich ſelbſt aus ſeinem Munde vernommen; vieles Spätere habe ich gewiſſermaßen mit ihm erlebt, denn ſeit Fernows Tode, der uns Beide gleich ſchmerzlich traf, ſtand ich mit ihm fortwährend in der freundſchaftlichſten Verbindung und kann daher für die Wahrheit auch des kleinſten in dieſem Buche uns aufbewahrten Zuges aus ſeinem Leben mich verbürgen. Keiner davon war mir fremd, und oft glaubte ich die uns leider auf immer verklungene Stimme wieder zu hören, indem ich das Buch las, ſo treu ſind die Worte des Verſtorbenen und ſeine ihm eigenthümliche Weiſe ſich auszudrücken, in demſelben uns aufbewahrt.

Vor Allem anziehend iſt die Darſtellung der in Bacharach verlebten Kindheit der Zwillinge. Noch immer lebt in jener Stadt die Sage von der Liebenswürdigkeit und Schönheit der beiden Kinder, die wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit einander als etwas Wunderbares, faſt Heiliges betrachtet wurden. Ein heftiges Gewitter zwang mich im Jahre achtzehnhundert ſechszehn in Bacharach einzukehren, und dort zu übernachten. Ich fragte nach Kügelgens Verwandten und hoffte Nachrichten von ihnen einzuziehen, mit denen ich ihn ſelbſt ſpäter erfreuen könne, und ſogleich eilte eine freundliche alte Jungfer Baſe meiner Wirthsleute herbei, die vor Zeiten in dem

Hauſe von Kügelgens Eltern ſehr bekannt geweſen war. Nichts konnte rührender ſein, als die Freude der guten Alten, eine Freundin ihres Lieblings zu ſehen; ſie erzählte viel von dem häuslichen Glücke der Eltern der Zwillinge, beſonders von der trefflichen ſchönen und ſtattlichen Mutter und dem anmuthigen Weſen der beiden Kinder. Alle Nachbarn, ſagte ſie, traten heraus, um ihnen nachzuſehen, wenn ſie Hand in Hand über die Straße gingen; es war unmöglich ſie zu unterſcheiden, mit ihren ſchönen langen Locken ſah eines genau aus wie das andre, und als ſie fortzogen aus Bacharach, betrübten ſich alle Leute, daß ſie die lieben freundlichen Engelskinder nicht mehr ſehen ſollten, an denen Alle ihre herzliche Freude hatten.

Kügelgens heranreifende Jugend, ſeine Wanderjahre im Süden wie im Norden, ſein Fortſchreiten auf der Bahn der Kunſt, alle erfreulichen wie alle traurigen Ereigniſſe, die ihn ſpäter betrafen, finden wir hier treu und lebendig dargeſtellt, wahr und anſpruchlos, wie er ſelbſt ſein ganzes Leben hindurch ſich gezeigt hat. Wir erleben mit ihm, was er erlebte, wir freuen und betrüben uns mit ihm. Selbſt Denen, die nie ihn ſahen, wird ſeine Perſönlichkeit durch die überall eingeſtreuten Bruchſtücke aus ſeinen Briefen vergegenwärtigt, und ſo beſitzt dies Buch den ſeltenen Vorzug, daß der Gegenſtand deſſelben die Liebe Aller erwirbt, die es leſen, ohne daß es, umgeben von der Theaterglorie übermenſchlicher Vollkommenheit, ihn gleichſam in einem academiſchen Act zur öffentlichen Bewunderung ausſtellt. Es iſt keine Eloge nach franzöſiſcher Art, es iſt das treue Bild eines edeln beſcheidenen Mannes, der in der Kunſt, wie in der höheren Bedeutung des Lebens, mit frommem Ernſt und hellem Auge dem höchſten Ziele zuſtrebte. Widerwärtigkeiten, die vielfach in mancherlei Geſtalt ihm entgegentraten, konnten zwar ſchmerzlich ihn beugen, doch nie ſeinen feſten Muth niederdrücken, denn der Grund, auf den dieſer beruhete, war nicht von dieſer Welt.

Vom frühen Morgenroth ſeiner glücklichen Kindheit an, bis zu der fürchterlichen Kataſtrophe, welche Denen, ſo ihn liebten, eine ſchmerzlichere Wunde ſchlug, als ihm die vielleicht kaum empfundene es war, an der ſein ſchönes Leben ſchnell verbluten mußte, gingen Liebe und Kunſt ſtets Hand in Hand ihm zur Seite. Und auch in dieſer Beſchreibung ſeines Lebens finden wir dieſes durchweg mit ſeinem künſtleriſchen Streben auf das engſte verflochten, wir ſehen die Gebilde ſeiner kunſtreichen Hand erſt in der Idee, dann in der Ausführung, gleichſam unter unſern Augen, entſtehen. Wir theilen ſeinen Schmerz, daß er Portraite malen muß, weil er ihn empfand.

Die Nachwelt wird einſt über ſeine Kunſtwerke ein beſtimmteres Urtheil fällen als wir es können, denen er in jedem Bezuge ſo nahe ſtand. Sie wird darüber entſcheiden, ob er nicht ganz beſonders zur Darſtellung des innenwohnenden Geiſtes berufen war, wie dieſer in der äußern individuellen Form des Menſchen ſich abſpiegelt, und mehrere ſeiner Portraite, die er mit Geiſt und Liebe auffaßte und feſthielt, wie die von Wieland, Fernow, Seume, werden vielleicht ſpäter von Künſtlern und Kennern gewürdigt und bewundert, in fürſtlichen Gallerien neben ähnlichen Werken der berühmteſten Meiſter einen würdigen Platz finden.

Die Beilagen, mit denen der Verfaſſer dieſes an ſich ſo anziehende Werk noch ausſtattete, gewähren zum Theil dem Ganzen einen beruhigenden, tröſtlichen Schluß, der auf die durch das fürchterliche Ende eines ſo ſchönen Lebens erſchütterten Gemüther höchſt wohlthätig wirken muß; beſonders Böttigers treffliche Worte am Grabe des vielgeliebten Freundes. Von der den Mörder betreffenden Beilage werden wohl mit mir die Mehrſten ſich ſchaudernd abwenden.

Obgleich dieſe aus den Unterſuchungs-Acten gezogene Darſtellung ſeiner dunkeln That und Perſönlichkeit zum Ganzen nothwendig gehören mochte, ſo findet man doch nicht ohne Widerwillen ſie mit dem Leben des edlen reinen Opfers ſeiner Unthat hier in einem Bande vereint.

Den innigſten Dank aber verdient der Verfaſſer für die Mittheilungen von dem Leben und den Kunſtwerken des geliebten Bruders unſers Freundes, der hoffentlich noch lange die eine Hälfte des ſo grauſam getrennten Daſeins der Zwillinge fortſetzen wird, wenn wir gleich dabei es ſchmerzlich bedauern müſſen, daß dieſer ausgezeichnete Künſtler für unſer Vaterland wahrſcheinlich auf immer verloren iſt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS